Brem. d. 1753.

DER

Bürger-Freund

EINE WOCHENSCHRIFT

auf das Jahr

1841

Bremen

Druck und Verlag von Wilh. Wulff

Seemannsstrasse No 2

BIBLIOTH. BREMENSIS

Universität Bremen
Bibliothek
F c 9431 - 1841

DER
BÜRGER-FREUND,
eine
Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 1.

BREMEN, Sonntag den 3. Januar 1841.

* Anzeige.

Da der bisherige Redacteur des Bürgerfreundes, Herr A. Daeves, wegen gehäufter Geschäftsarbeiten und Kränklichkeit sich genöthigt sieht die Redaction des Bürgerfreundes, die er 19 Jahre unter dem Beifall seiner Mitbürger geführt hat, niederzulegen, so hat sich die Unterzeichnete bemüht, mehre Gelehrte unserer Stadt für das Redactionsgeschäft und Einlieferung von Originalaufsätzen zu gewinnen, namentlich die Herren Doctoren Oelrichs, Schaefer und Watermeyer, und hofft dadurch im Stande zu sein den Bürgerfreund der Theilnahme des Publikums immer werther zu machen, und sich des bisherigen Vertrauens gebildeter Leser auch für die Zukunft erfreuen zu können.

Der Bürgerfreund wird seiner bisherigen Tendenz gemäß fortfahren, durch anziehende Lectüre zu unterhalten, durch Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse zu belehren, und vornehmlich als Bremisches Organ für alle geeigneten öffentlichen Besprechungen zu dienen, so wie für auswärtige Correspondenzen gesorgt werden wird. Insbesondere aber ergeht an alle die, welche durch ihr Talent und ihre öffentliche Stellung Beruf zum Schreiben haben, die angelegentliche Bitte, durch Beiträge die Redaction zu unterstützen, damit bei solcher allgemeinen Mitwirkung das Blatt seinem Zwecke mehr und mehr entsprechen könne.

In der äußern Form erleidet der Bürgerfreund einige Veränderungen zum Besten der geehrten Leser; eine saubre Ausstattung wird stets des Verlegers Sorge sein. Die bisherigen Umschläge fallen weg, ein eleganter Titel am Schlusse des Jahres wird ihre Stelle ersetzen, und außerdem dem Blatte von Zeit zu Zeit interessante Lithographien beigegeben werden.

Der Abonnementspreis bleibt 2 Rt. für den Jahrgang, ein gewiß sehr billiger Preis für 104 Bogen! — Der Auszug aus dem Civilstandsregister kostet außerdem 36 Grote.

Das Redactionszimmer befindet sich fortan in dem Hause Seemannsstraße Nro. 2, wo alle den Bürgerfreund betreffenden Mittheilungen erbeten werden.

Somit wird der Bürgerfreund beim Beginne seines 26. Jahrganges aufs Neue der Theilnahme und dem Wohlwollen des geehrten Publikums, auf das er seinen Fortgang vertrauensvoll gründet, höflich empfohlen; es werden keine Opfer gescheut werden die Gunst der Leser zu erwerben und zu erhalten.

Jöntzen'sche Buch-, Stein- und Kupfer-Druckerei,
Redaction Verlag und Expedition des Bürgerfreundes,
Seemannsstraße Nro. 2.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 3. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Cand. Meyer.
12 Uhr Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. prim. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
9 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Pralle.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Neujahrsmorgen.

In stiller Nacht beim Sterngefunkel
Erschließt die Zeit das heil'ge Thor;
Es tritt aus mitternächt'gem Dunkel
Ein Engel lichtbekränzt hervor.
Um seine Züge spielt der Frieden,
Und Lächeln ist im sanften Blick;
Das alte Jahr ist hingeschieden —
Er bringt ein anderes Geschick.

Sein Glanz erhellt die stillen Räume
Mit neuem rosigen Lebenslicht;
Er schwebt durch unsre Morgenträume
Mit hoffnungsfrohem Angesicht.
Er steht in unser Aller Mitte,
Der Liebe Segenswunsch zu weihn;
Er kehrt in jede kleine Hütte
Mit seinem holden Gruße ein.

Er bringt die schönsten Himmelsgaben,
Empfängst du ihn mit frommem Sinn.
Dem Greise wie dem muntern Knaben
Reicht er sie liebend, segnend hin.
Wo Schmerzen in dem Busen wüthen,
Da trocknet er die Thräne ab,
Und streuet neue Lebensblüthen
Aufs thränenfeuchte frische Grab.

Ihr möchtet ihn um Manches fragen;
Doch Antwort wird euch nicht zu Theil.
Der Schleier ziemt der Zukunft Tagen;
Die Dämmrung ist des Menschen Heil.
„Und wenn euch auch nichts Andres bliebe,"
So spricht sein milder Scheideblick;
„Ich lasse Hoffnung, Glauben, Liebe,
Des Himmels Frieden euch zurück.

Der Willi-Tanz.

Eine Ungarische Volkssage.

Der stolze Freiherr von Löwenstein sah vom Söller seines Schlosses finster nieder auf den Weg, der sich den Berg hinab das schmale Thal entlang hinzog gen Trencsin und dann fort längs dem Wag in die volkwimmelnde Ebene. Als er nun einen schönen schlanken Jüngling auf leichtem Roß aus den Thoren des Schlosses reiten sah, sah, wie er in voller Lebensfreude dahin sprengte, lachte er wild auf, und rief einen Knecht, auf daß Emelka seine Tochter kommen möge.

Wie aus düstern Wolken der Stern der Liebe blitzt, so trat sie in die Kammer des Vaters. Er führte sie auf den Marmorsöller und sprach: siehst du jenen Reiter, der dort hinsprengt, und erkennst du ihn? Aufsteigende Besorgniß niederkämpfend antwortete sie: „Ja Vater! es ist dein Edelknabe Gyula" — „Den siehst du nie mehr" entgegnete er kalt. Da schwanden ihr die Sinne, das Aug' umflorte sich, und bewußtlos wäre sie hinabgestürzt in die Tiefe, hätte sie des Vaters kräft'ger Arm nicht aufgefaßt. In ihrem Gemach übergab er sie ihren Frauen. Indessen war Gyula fortgetrabt, ohne Ahnung dessen, was ihm der finstre Freiherr bereitet hatte; er meinte das Ziel seiner Reise sei das templarische Hospitium zu Pöstény. An den Prior war ihm ein Schreiben mitgegeben worden, und der Auftrag, es geheim zu überreichen. Er sehnte sich die Gunst seines Herrn je mehr und mehr zu erwerben, und sah in diesem geheimen Auftrag den Anfang seines Vertrauens. Wer kennt alle die süßen Träume, die sich hieraus für ihn, den Liebenden entspannen! denn es ahnet wohl jeder Leser, daß er Emelka liebe und von ihr wieder geliebt werde.

An der Neige des Tages hielt er im Gehölz, unfern des Konvents die einbrechende Nacht erwartend. Im Dunkel derselben gedachte er zum Prior zu gehen. — Es war einer der herrlichsten Tage des Mai's; der Abendröthe Purpurschimmer, des Himmelszeltes wolkenloses Blau, der Nachtigallen tiefaufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige liebeflüsternd Rauschen, alles traf sein Herz so weich, so voll; er hätte die Welt an seinen Busen drücken mögen; einzelne Glockentöne, die zu ihm ins Gehölze summten, der Sterne immer heller werdend Licht, des regen Lebens Schwinden mahnten ihn zum Aufbruch; es war ihm recht feierlich zu Muth, als er hinritt längs dem Wag, der eilend fort strömte, wie von unendlichem Liebessehnen gedrängt.

Mit einem Mal trat ihm das Klostergebäude entgegen, so ernst, so kalt, wie oft das Leben der Liebe entgegen tritt. Er gab das Zeichen, das ihn der Freiherr gelehrt; der Servient öffnete die Eisenpforte, die sich geräuschlos in ihren Angeln drehte, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Vom Orden? — Nein! vom Freiherrn von Löwenstein an den Prior" — „wohl, folgt." Einen schmalen Wölbgang schritten sie tönend entlang, eine steile Wendeltreppe auf. An der nächsten Thüre hielt der Servient, pochte dreimal, schnell, aber leise, eine Stimme antwortete: „ich bin allein", der Servient deutete auf die Thüre, und verschwand in den finstern Bogengängen. Gyula öffnete.

In einem alterthümlich geschnitzten Lehnstuhl von einer Leuchte matt bestrahlt saß der Prior regungslos, daß er fast anzusehen war, wie ein Rittergebilde auf alten Denkmählern. Als nun der Jüngling näher trat, und der greise Prior seine Züge im Ampellicht unterscheiden konnte, fuhr er mit der flachen Hand über die Stirne, wie ein Mann, der sich auf etwas lang Entschwundenes besinnen will. Der Jüngling übergab ihm das Blatt des Freiherrn; der Prior öffnete es schweigend und las. — Immer ernster wurden seine Züge, und seine Augen starrten wie eingewurzelt in das Blatt. Es war so still, daß Gyula das Schlagen seines Herzens hören konnte. Endlich begann der Prior:

Dein Name? — Gyula Férhegyi. — „Und deine Aeltern? — Geisa Férhegyi und Suse Lórandi, beide todt. — Der Ring auf deinem Finger? Meiner sterbenden Mutter letztes Geschenk. Eine leise Röthe überflog des Priors bleiche Wangen. Er winkte ihn auf einen Stuhl, und sprach: Mein Vorgänger ist so schleunig abberufen worden, daß es scheint, es habe ihm die Zeit gefehlt, den Freiherrn von seiner Entfernung zu verständigen; denn dieser Brief gilt ihm. Er schreibt: „zum Tod mit dem Ueberbringer dieser Zeilen, zum Tod; denn, geringer Herkunft, wagt er es, meine Tochter zu lieben; zum Tod, daß ich ihn nimmer sehe, aber heimlich." Kennt denn die Liebe den Stolz der Ahnen? rief der Jüngling. „Schweig', entgegnete der Prior; ich habe den Auftrag meiner Obern, den Wünschen des Freiherrn mich zu fügen." Gyula fuhr flammend auf; „aber dir will und kann ich nichts zu Leid thun; doch schwöre, daß du ewig verschweigst, was du nun erfährst." Und Gyula schwur; Der Jüngling faßte bewegt seine Hand, der Alte aber sprach mit einer Stimme, in der des Herzens lang verhüllte Wärme in ihrer zartesten Regung bebte. „Du mußt noch diese Nacht, mußt auf der Stelle fort, hier liegt ein Brief an unsern Meister in Kroatien. Er war für einen andern bestimmt, nun sei er dein. Hier lies ihn, und merke dir den Namen. Der Meister stellt dich in unser Heer, halte dich gut, das Uebrige laß dem Himmel, und wenn dich alles verläßt, bleib ich dir." „Wodurch habe ich so viele Theilnahme verdient?" rief der tiefbewegte Jüngling, und der Prior erwiederte: „Du hast mich in längst vergangene Zeit zurück gesetzt, mein Herz ist weich geworden, und es drängt mich, dir zu sagen, was in meinem Innersten wohnt, was nie über meine Lippen gekommen ist, auf daß du weißt, daß du deiner Mutter zweimal das Leben dankst. Ich habe sie geliebt mit aller Gluth des jugendlichen Feuers, ich liebe sie noch wie einen Leitstern in trüber Nacht, ich sah sie — ein Mädchen noch, — sehr oft auf ihres Vaters Burg, ach! aber auch dein Vater sah sie dort, und liebte sie wie ich; wer hätte es auch nicht gethan? — Soll ich dir alle Qualen meines Herzens schildern? ich vermochte nicht dies Schwanken zu ertragen, mit einem Wurf wollte ich mein Schicksal lösen, hin ritt ich zu ihres Vaters Burg, und gedachte, ihr meine Liebe zu erklären, da begegnete mir ein Knappe, und rief mir zu: ich käme eben recht; alles sei so froh im Schloß, Suse werde so eben verlobt. Da gab ich den Knappen einen Ring, denselben, den du jetzt an deinem Finger trägst, ein Geschenk für sie, wandte mein Roß, und sprengte dahin. Ich ward Templer. Schon war sie getraut, ich durch Gelübde gebunden, als ein Ritter in unser Hospitium kam. Er sprach sehr viel, deß ich nicht achtete, als er auch deiner Mutter gedachte. Mein Herz bebte; er beschrieb die Feierlichkeit der Trauung, und wie sie so traurig gewesen, und wie die Sage gehe, daß sie einen andern geliebt, und nur aus Gehorsam sich mit ihrem Gatten verbunden. Das alles waren eben so viel Dolchstiche für mich! Seit dem habe ich nichts mehr von ihr gehört, hab' es mir sogar versagt, nach ihr zu fragen. Ich wurde nach dem Orient gesendet, ich suchte den Tod, und fand ihn nicht. Wenig Wochen sind es, daß ich zurück, wenig Tage, daß ich hier bin, und ich murre nicht mehr, daß mich kein Sarazen getödtet; denn ich kann dir das Leben retten. Doch sieh', die Sanduhr ist abgeronnen, die Sterne sinken, die Zeit drängt, fahre wohl, und wenn du in Weh' zu vergehen meinst, so denke mein, und daß auch ich gelitten."

In sprachloser Rührung sank der Jüngling in seine Arme; der Prior schellte; der Servient trat ein, Gyula schwankte hinaus und saß zu Roß, eh' er wußte, wie ihm geschehen. Wehmüthig blickte er zurück, hin, wo der Löwenstein prangte, und sein Herz schwamm im bittersten Leid, als er sein Roß vom bekannten geliebten Pfad wegwenden mußte zum fremden, neuen!

(Der Beschluß folgt.)

* Theater Neubau.

In der Versammlung der Actionaire für den Theater-Neubau vom **28.** v. M. ist der dem Publicum gewiß erfreuliche Beschluß gefaßt, den Bau eines neuen Theaters auf dem Tempelberge getrost zu beginnen. Der gebilligte Bauplan ist nach den Angaben der Vereins-Direction von dem Architecten Herrn Müller entworfen, die Façaden zu dem Gebäude hat der Baumeister Herr Seemann gezeichnet. Derselbe wird wahrscheinlich auch den Bau ausführen. Die Kosten sollen **47,000** Rt. betragen. Sobald die Jahreszeit es erlaubt, werden die Erdarbeiten beginnen. In derselben Versammlung ist auch beschlossen, den bisherigen Miethzins des alten Theaters von **9** Rt. auf **7½** Rt. für den Winter-Abend herabzusetzen. Für den Sommer-Abend bleibt der alte Preis von **4½** Rt. Wir hoffen dem Publicum bald noch Näheres mittheilen zu können, wodurch sicherlich die allgemeine Theilnahme für das gemeinnützige Unternehmen immer mehr wachsen wird.

* Eingesandt.

Bei der Erneuerung einer Glocke der Gemeinde B.....a wünschte man, wie es gewöhnlich geschieht der Glocke ein Verslein als Inschrift zu geben.

Der Geistliche der Gemeinde fand sich daher veranlaßt hierzu folgendes poetische Product in Vorschlag zu bringen.

Mit Warnen, Dräuen, Bitten, Flehn
Die Menschensorten zu sich rufen,
Sie lernen Gottes Wort verstehn
Und zeitig seine Gnade suchen;
Wer's thut, wer's hört und geht hinein,
Der wird auch hier geborgen sein! —

Dieser Vers ist ein würdiges Seitenstück zu denen im Bürgerfreunde vom Jahr **1836** Nro. **51** und **54** abgedruckten.

* Wunsch.

Bei dem anhaltenden Frost häuft sich das Eis auf den Straßen so an, daß jeder Fußgänger, besonders am Abend, nur mit Gefahr darauf gehen kann. Das Bestreuen mit Asche oder Sand, welches doch nur einzeln und theilweise geschieht, hilft wenig oder nichts, und wenn Thauwetter eintritt und Schnee fällt und es darauf wieder friert, so wird es noch schlimmer damit. Es ist daher nothwendig, daß sofort von Staatswegen oder von der löbl. Polizei-Direction Anstalten zum Aufeisen und zur Fortschaffung getroffen werden, denn bei längerem Warten wird

es so arg damit, daß für Alles, weder Arbeiter noch Wagen genug sein werden. Es sind jetzt arbeitslose Leute genug, die gerne etwas verdienen; auch dies ist zu beherzigen. —

Des Kaisers neue Kleider.

Ein Märchen von Andersen.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der so entsetzlich viel auf neue Kleider hielt, daß er all sein Geld hingab, um nur immer recht geputzt erscheinen zu können. Er machte sich nichts aus seinen Soldaten, kümmerte sich wenig ums Theater, und ging nur dahin oder fuhr spazieren, um seine neuen Kleider zur Schau zu tragen. Für jede Stunde des Tages hatte er einen eigenen Anzug, und wenn man sonst von einem König oder Kaiser sagt, er ist im Rathe, so mußte man hier sagen; der Kaiser ist in der Garderobe.

In der großen Stadt, die seine Residenz war, ging es lustig her; alle Tage kamen Fremde an den Hof. Eines Tages erschienen auch zwei Betrüger, die sich Kunstweber nannten, und bekannt machten, daß sie die künstlichsten Stoffe zu weben verständen, in denen nicht nur die Farben und Muster von herrlicher Schönheit seien, sondern die daraus gefertigten Kleider besäßen die wunderbare Eigenschaft, daß sie jedem unsichtbar blieben, der untauglich in seinem Amte oder überhaupt einfältig wäre.

Das müssen herrliche Kleider sein! dachte der Kaiser. Wenn ich ein solches Kleid hätte, so könnte ich gleich erfahren, wer seinem Amte nicht gewachsen wäre, und die klugen und einfältigen Leute könnte ich auch gleich unterscheiden! Fürwahr! einen solchen Stoff muß ich haben; Und er ließ den beiden sogenannten Künstlern große Summen auszahlen, damit sie gleich an die Arbeit gehen könnten. Diese schlugen zwei Weberstühle auf, und stellten sich, als wenn sie emsig arbeiteten, aber sie hatten nichts eingeschlagen. Sie verlangten die feinste Seide und das beste Gold, steckten aber beides in die eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Webstühlen bis spät in die Nacht.

Ich möchte doch wissen, wie weit die beiden Künstler mit meinem Stoffe gekommen sind! sagte der Kaiser nach einiger Zeit zu sich selbst. Aber als er bedachte, daß ein Einfältiger oder wer seines Amtes nicht gewachsen ist, das Gewebe nicht sehen könnte, ward er verlegen. Freilich glaubte er, daß er für sich nichts zu fürchten hätte; doch wollte er lieber einen andern hinschicken, um ihm Nachrichten von den Männern zu bringen, ehe er selbst sähe, wie es mit der Arbeit stehe. Alle Bewohner der Stadt hatten von der wunderbaren Eigenschaft gehört, die dieser Stoff besitzen sollte, und alle waren begierig, an ihm die Klugheit oder Unwissenheit ihres Nachbars zu erproben.

Ich will meinen alten, ehrlichen Minister hinschicken, sagte endlich der Kaiser nach langem Ueberlegen; er wird am besten sehen wie der Stoff aussieht, denn er hat Verstand, und Niemand paßt besser für sein Amt als er.

Der alte Minister ging in den Saal, wo die beiden Betrüger aus allen Kräften an ihren Webstühlen arbeiteten. Mein Gott, dachte der alte Mann, indem er die Augen weit aufmachte, ich kann ja nicht das Geringste auf den Webstühlen sehen? Doch ließ er diese Gedanken nicht laut werden. Die Betrüger baten ihn sehr höflich, gefälligst näher an die Stühle heranzutreten, und fragten ihn, ob ihm die Desseins gefielen, ob die Farben nicht sehr schön wären, und zeigten dabei auf den leeren Raum. Der arme alte Minister sah und sah, und konnte doch auf dem Webstuhle nichts sehen, denn es war nichts da. — Lieber Gott, dachte er bei sich, sollte ich wirklich ein Einfaltspinsel sein? Das hätte ich nicht geglaubt, und das darf auch kein Mensch wissen. Sollte ich meinem Amte nicht gewachsen sein? — Nein, um aller Welt willen kann ich doch nicht sagen, ich hätte den Stoff nicht gesehen? — Nun, Herr Minister, sagte der eine von den Betrügern, indem er eifrig fortarbeitete, Sie sagen nicht, wie Ihnen das Gewebe gefällt?

O die Arbeit ist vortrefflich! erwiederte der alte Herr, indem er den Aufschlagbaum durch die Brille besah. Dieses Muster, diese Farben — ja ich werde dem Kaiser ungesäumt berichten, daß ich beides sehr schön gefunden habe. Das wird uns sehr angenehm sein! sagten die Betrüger, und beschrieben dann die verschiedenen Farben und Muster, woraus das Gewebe bestände. Der Minister hörte aufmerksam zu, um dem Kaiser ihre Worte wiedersagen zu können. Darauf begehrten die beiden Männer noch mehr Gold und Seide, um das Gewebe völlig fertigen zu können; steckten aber alles, was ihnen gegeben wurde, wieder in ihren eigenen Beutel, und arbeiteten, wie bisher, eifrig an den leeren Webstühlen.

Nach einiger Zeit sandte der Kaiser einen andern Beamten hin, um zu sehen, wie es mit dem Gewebe stehe. Diesem Herrn ging es aber wie dem alten Minister; er starrte die Webstühle an, besah sie verwundert von allen Seiten, ohne etwas gewahr werden zu können, weil eben nichts darauf war. Finden Sie das Gewebe nicht schön, wie der Herr Minister? fragten die Betrüger den neuen Abgeordneten des Kaisers, während sie eifrig fortarbeiteten, und von den Farben und Mustern sprachen, wie früher. — Dumm bin ich doch nicht, dachte der Abgesandte. Es muß also mein fettes Amt sein, zu dem ich nicht tauge. Das wäre komisch; doch darf es Niemand merken. Und so rühmte er den Stoff, den er nicht sah, und bezeugte den Betrügern seine Freude, das schöne Gewebe gesehen zu haben, pries auch dem Kaiser den herrlichen Anblick, den er gehabt.

Jetzt wollte auch der Kaiser das Gewebe sehen, und ging in Begleitung eines erlesenen Gefolges von Hofbeamten, unter denen jene guten Leute auch waren, zu den Webmeistern, die bei der Kunde von des Kaisers Besuch auf das eifrigste in ihrer Arbeit fortfuhren. „Ist die Arbeit nicht wundervoll!" riefen jene Kronbeamten. „Belieben Eure Majestät die köstlichen Desseins, die herrlichen Farben zu betrachten!" Dabei zeigten sie auf den leeren Rahmen, da sie überzeugt waren, die andern könnten das feine Gewebe sehen.

„Was ist das?" sprach der Kaiser bei sich; „ich sehe nichts! Das ist entsetzlich! Bin ich einfältig oder tauge ich nicht zum Kaiser?" — — Aber laut lobte er den bezaubernden Stoff, und beschaute, gnädig lächelnd, die leeren Webstühle. Er konnte ja nicht eingestehen, das nicht zu sehen, über dessen Anblick seine Hofleute außer sich vor Entzücken geriethen. Auch das übrige Gefolge konnte ungeachtet aller Anstrengung nichts sehen, aber sie

stimmten dessen ungeachtet laut in das Lob ihres Herrn ein, und riethen dem Kaiser, sich aus dem herrlichen Stoff die Festkleider zu der bevorstehenden Procession fertigen zu lassen. Der Kaiser gab hiezu den Befehl, verlieh den beiden Künstlern einen Orden und ernannte sie zu seinen Hofwebern.

Die Nacht vor dem Taze, an welchem die Prozession sein sollte, blieben die beiden Künstler auf und arbeiteten beim Glanze von sechzehn Lichtern an dem neuen Anzuge des Kaisers, wie jeder sehen konnte, stellten sich dann, als ob sie das Gewrbe abnähmen, schnitten in der Luft hin und her, und nähten mit Nähnadeln ohne Fäden. Endlich sprangen sie auf und riefen: Nun sind die neuen Kleider unseres Kaisers fertig.

Der Kaiser erschien mit seinem ganzen Hofstaate, und die beiden Betrüger zeigten ihm Stück für Stück, die Beinkleider, das Oberkleid und den Mantel, indem sie die Hände hoch in die Höhe hoben. „Der Anzug ist so leicht wie ein Spinnengewebe; man sollte glauben, man hätte gar nichts an. Aber das ist eben die Tugend dieses feinen Zeugs!" so riefen sie, und alle stimmten ihnen bei und wunderten sich über die Pracht. Der Kaiser ließ sich nun entkleiden und die Betrüger legten ihm die unsichtbaren Kleider an, während er sich von allen Seiten im Spiegel betrachtete. Alle Anwesenden rühmten die Herrlichkeit seines Anzuges, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Auch in der Stadt war man begierig das Wundergewebe zu sehen, und als der Kaiser vorüberschritt, rief alles Volk aus Fenstern, Balconen und auf der Straße: „Welch herrlicher Mantel! welche kostbare Schleppe! wie hübsch sitzt das Oberkleid!" Denn Niemand wollte eingestehen, daß er einfältig sei. Nur ein kleines Kind rief: „Aber der Kaiser hat ja gar nichts an!" Man lachte anfangs über die Einfalt des Kindes, aber bald fand doch die Menge, daß es nicht unrecht haben könnte, und schrie dasselbe ihm nach. Der Kaiser aber und sein Hofstaat meinten, sie dürften nicht zeigen, daß sie sich hätten betrügen lassen, und schritten ernsthaft weiter, und die Kammerherren trugen die unsichtbare Schleppe vor wie nach mit sorgsamen Händen, obgleich sie nichts darin hatten.

* Händel's Messias.

So viele Gelegenheiten auch in neuerer Zeit für die musicalische Ausbildung des größeren Bremischen Publicums in Betreff weltlicher Musik durch Oper und Privatconcert dargeboten werden, so ist doch leider die Möglichkeit sich an der Aufführung geistlicher Musikstücke zu bilden und zu erfreuen, fast gänzlich auf den einen Charfreitags-Abend beschränkt, und ein herrlicher Schatz von Meisterwerken, durch welche der deutsche Genius über andere Nationen sich emporgeschwungen, bleibt entweder ganz unbekannt, oder gelangt durch zu seltene öffentliche Aufführung nicht recht zum Genuß bringenden Verständniß. Allgemeine Freude mußte daher die Nachricht erregen, daß die Singakademie unter Leitung des hochverdienten Musikdirectors Riem noch in diesem Winter Händel's Messias und Paulus von Mendelssohn öffentlich vortragen wolle, und zwar den ersten schon am 6 Januar im Saale der Union. Beide Werke sind anerkannte Meisterstücke, beide nicht zu gelehrt, und die Wahl aus verschiedenen Epochen bietet dem mehr Eingeweihten die Gelegenheit zu interessanter Vergleichung. Das Genügende der ausführenden Mittel ist ebenfalls bekannt, und wird die sonstige Schwierigkeit einer würdigen Besetzung der ersten Tenor-Partie diesesmal durch die Gefälligkeit des Herrn Schmezer aus Braunschweig gehoben. Die geistreiche und edle Art, wie dieser Sänger weltliche Musik vorträgt, läßt keinen Zweifel übrig, daß derselbe sich auch bei der Ausführung geistlicher Sachen als Meister beweisen werde. —

Ein solches Hervortreten von Privat-Vereinen aus dem Uebungs-Saale möchte denn aber auch für die Mitglieder selbst von bedeutendem Nutzen und Genusse sein. Während bei dem schnell wechselnden Einüben kleiner Piecen, die man später im Leben nicht wieder zu hören bekommt, der Eifer leicht erkaltet, wird er neu entflammt, indem man sich größere Meisterwerke aneignet, deren wiederkehrende Aufführung uns die Jahre der strebenden Jugend lebhaft ins Gedächtniß ruft, und den mit dieser Musik schon Vertrauten doppelt entzückt. Zum rechten Genusse ist ferner diejenige Orchester-Begleitung erforderlich, welche der Meister selbst dafür geschrieben und welche ein Clavier-Accompagnement nur dann einigermaßen ersetzen kann, wenn man eben die Orchester-Musik schon im Gedächtniß hat. Ist die letztere aber gänzlich unbekannt, so giebt das Clavier noch viel weniger eine Vorstellung davon, als zum Beispiel ein Kupferstich von der Farbenpracht eines Tizianischen Gemäldes. Ohne den bewältigenden Eindruck der Orchester-Begleitung gelangt aber auch ein großer Theil der Sänger nicht zur rechten Kenntniß der Melodieen und Harmonieen des Musikstückes, denn wer Alto und Basso eifrig und anhaltend mitsingt, dessen Auffassungskraft wird von der eigenen und der Stimme der Nachbaren so erfüllt und in Anspruch genommen, daß ihm zum gleichzeitigen Verständniß der Haupt- und Neben-Stimmen wenig Möglichkeit übrig bleibt. Dieser Uebelstand ist wirklich viel größer, als die Dirigenten, welche die Partitur oder einen Clavierauszug vor sich haben, und ja auch mit den einzelnen Theilen der Musik genau bekannt sind, sich vorstellen mögen. Zur Abhülfe konnte vielleicht die Einrichtung empfohlen werden, daß bisweilen ein Theil der Sänger sich auf einen Zuhörer-Platz setzen dürfte. Die Kraft des Orchesters überwältigt nun aber den Ton des einzelnen Sängers, und giebt auch ihm den Eindruck des Ganzen. Wer sich noch des Entzückens erinnert, den die erste Orchester-Probe zum Paulus machte, nachdem man die beim Clavier eingeübte Musik schon zu kennen glaubte, wird dem Gesagten beistimmen. Unser Orchester ist ja auch grade die Hauptstärke der hiesigen musikalischen Macht, seine Theilnahme an der Aufführung geistlicher Musiken muß also ganz vorzüglich zur Verherrlichung beitragen. Nur wäre freilich zu wünschen, daß die ersten Violinen noch verstärkt werden könnten, damit sie nicht von der unverhältnißmäßigen Menge der übrigen Instrumente zu sehr gedrückt erscheinen.

Da wir nun solcher Gestalten dem Vollgenusse einer Händel'schen Musik entgegen gehen, so möchte es zweckmäßig sein sich die Lebensumstände des großen Componisten in der Kürze zu vergegenwärtigen:

Georg Friedrich Händel, der Sohn eines practicirenden Arztes zu Helle, war daselbst am

24. Februar 1684 geboren, da sein Vater schon über sechzig Jahre zählte und in zweiter Ehe stand. Schon in der zartesten Kindheit zeigte er die auffallendste Neigung und Anlage zur Musik und ergriff begierig jede Gelegenheit, sich darin zu unterrichten. Sein Vater aber, der ihn zum Juristen bestimmt hatte, versagte ihm nicht nur einen Musiklehrer, sondern verbannte auch jedes musikalische Instrument aus seinem Hause. Dennoch wußte sich der Kleine ein Clavierchen unter dem Dache zu verstecken, das er in der Nacht spielte, so daß ihn oft nur der Tag und die Furcht, entdeckt zu werden, in sein Bette zurück trieb. So war er sieben Jahre alt geworden, als ihn zufällig der Herzog von Weißenfels auf der Orgel spielen hörte und von dem außerordentlichen Spiel des Kindes so überrascht wurde, daß er sogleich mit den ernstlichen Vorstellungen in den Vater drang und von ihm das Versprechen erhielt, den Kleinen ganz der Musik sich widmen zu lassen. Händel wurde nun dem Organisten Zachau, der nicht nur ein geschickter Orgelspieler, sondern auch Theoretiker und Komponist war, zum Unterricht übergeben und machte unter dessen Leitung so schnelle Fortschritte, daß er schon im achten Jahre die Stelle seines Lehrers beim Gottesdienste versehen konnte und verschiedene Kirchenstücke und Sonaten für das Clavier komponirte. In seinem vierzehnten Jahre ging er nach Berlin, wo damals die Oper, unter der Direction des Buononcini und Attilio in dem blühendsten Zustande war. Attilio ward sein Lehrer und Freund, und der Kurfürst, Friedrich Wilhelm der Große, erbot sich, ihn nach Italien reisen zu lassen. Aus Gründen, die nicht bekannt sind, nahm jedoch Händel dieses, dem Anschein nach so vortheilhafte Anerbieten nicht an, sondern begab sich, nach einem abermaligen kurzen Aufenthalte in Halle, nach Hamburg, wo er Unterricht ertheilte und eine Stelle im Orchester als Ripienist an der zweiten Violine bekam. Hier verdiente er sich so viel, daß er seine Mutter, die unterdeß Wittwe geworden war, unterstützen konnte. Direktor und Cembalist der hamburger Oper war damals der berühmte Reinhard Keiser, der zwar als Komponist im größten Ansehen stand, dabei aber ein so sorgloser Haushälter war, daß er, um seinen Gläubigern zu entgehen, sich genöthigt fand, aus Hamburg zu flüchten. Händel wurde sein Nachfolger und brachte im Jahre 1704 seine erste Oper Almira auf das Theater, die mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde, und welcher bis zum Jahre 1708 drei andere: Nero, Florindo und Daphne folgten. Jetzt hatte er sich so viel erspart, daß er seinen sehnlichsten Wunsch, nach Italien zu gehen, erfüllen konnte.

Zuerst begab er sich nach Florenz und komponirte daselbst die Oper Rodrigo; von da ging er nach Venedig, wo er die Oper Agrippina in drei Wochen verfertigte und sie sieben und zwanzig Mal hinter einander zur Aufführung brachte, während Gasparini und Lotti, von deren Ruhm Italien wiederhallte, auf andern Theatern Venedigs mit ihm um den Vorzug stritten. Zu diesem glänzenden Erfolge trug indeß die Sängerin Vittoria, welche Händel für sich gewonnen hatte, nicht wenig bei. In Rom wurde er mit Corelli und Domenico Scarlatti bekannt. In Neapel komponirte er die Serenade Acis und Galathea, die er später noch ein Mal bearbeitete, und die man unter seine besten Arbeiten rechnen kann. Nach einem Aufenthalt von sechs Jahren kehrte er aus Italien nach Deutschland zurück. Sein Ruhm war in Italien so hoch gestiegen, daß, als er auf seiner Rückreise in Venedig sich auf einem Maskenballe an den Flügel setzte und spielte, der anwesende Scarlatti plötzlich ausrief: das ist entweder der Teufel oder der Sachse!

In Deutschland treffen wir ihn nach dieser Zeit zuerst in Hannover, wo er von dem Baron Kielmannseck und dem kurfürstlichen Kapellmeister Steffani dem Kurfürsten so nachdrücklich empfohlen wurde, daß ihm dieser ein Jahrgehalt von 1500 Thalern aussetzte und ihn nicht lange nachher an Steffani's Stelle, der, um einen diplomatischen Posten anzunehmen, seine musikalischen Aemter niedergelegt hatte, zum Kapellmeister ernannte. Mit Bewilligung seines Fürsten ging er im Winter 1710 nach London und schrieb hier die Oper Rinaldo. Nach Hannover zurückgekehrt, komponirte er unter andern für die Kurprinzessin zwölf Kammerduette zu der Poesie des Abts Mauro Hortensio, und nach zwei Jahren erhielt er abermals Erlaubniß zu einer Reise nach England. Bei seiner Ankunft in London war man eben im Begriff, die Verhandlungen des Utrechter Friedens zu schließen, und Händel bekam den Auftrag zur Feier dieses Ereignisses ein Te Deum und Jubilate zu schreiben. Allein diese Gefälligkeit gegen die Königin Anna wurde ihm von dem Kurfürsten von Hannover, der mit diesem Frieden nicht zufrieden war, sehr übel aufgenommen, so daß es Händel nicht wagte, nach Hannover zurück zu kehren, sondern mit einem ihm von der Königin ausgesetzten Gehalt von 200 Pfd. fortwährend in England blieb. Als aber die Königin im Jahre 1714 starb und der Kurfürst von Hannover unter dem Namen Georg I. den brittischen Thron bestieg, sah sich Händel auf einmal in die peinlichste Lage versetzt, und er wagte es nicht, sich dem Könige zu zeigen, dessen Zorn zu fürchten er volle Ursache hatte. Kielmannseck wußte ihn jedoch wieder mit dem Könige zu versöhnen, und dieser vermehrte ihm seinen Gehalt auf 400 Pfd. und als Händel die königlichen Prinzen zu unterrichten übernahm, wurden noch 200 Pfd. zugelegt.

Im Jahre 1715 schrieb er die Oper Amadis. Von dieser Zeit an bis 1720 lebte er bei verschiedenen seiner Freunde außerhalb London, und komponirte neben vielen andern Gesang und Instrumentalstücken zwei neue Opern, den Theseus und Pastor fido, so wie eine Partie Andante, die sich durch ihre hohe Originalität vor allen andern auszeichnen.

In der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Cannor bei dem Herzog von Chandos verfiel der hohe Adel auf die Idee, auf dem Haymarket zu London eine eigne Oper unter dem Namen der königlichen Akademie der Musik zu errichten, deren Direktion Händel übernehmen und für welche er die Opern setzen sollte. Dieser Plan wurde auf Subscription angekündigt und fand solchen Beifall, daß die Summe von 50,000 Pfd. zusammen kam. Unverzüglich reiste nun Händel nach Dresden, wo er die Sänger Senesino und Berenstadt und die Signora Durastante fand und für seine Akademie engagirte. Auch Buononcini und Attilio wurden eingeladen, sich als Komponisten anzuschließen; dies Letztere hatte jedoch sehr nachtheilige Folgen, indem sich dadurch ein offener Krieg über Händels und der Italiener Vorzüge entspann, der dem Streite der Gluckisten und Piccinisten nicht unähnlich ist. Bei der Aufführung der Oper Mucio Scevola, von welcher Atti-

lio den ersten, Bureoncini den zweiten, und Händel den dritten Act komponirt hatte, entschied das Publicum einmüthig für Händel. Allein gerade dieser Triumph verschlimmerte Händels Lage sehr und wurde für ihn eine Quelle unaufhörlichen Kampfes und Verdrusses. Die Kapricen, der Eigensinn und die Ränke der italienischen Sänger und Sängerinnen, besonders des Senesino und der Cuzzoni, brachten ihn so weit, daß er seine fernere Thätigkeit verweigerte und endlich die Akademie sich nach einer Dauer von neun Jahren auflöste. Und hier beginnt in Händels Leben eine fast ununterbrochene Reihe von Mißgeschick. Der Adel, der sich zu Händels Feinden geschlagen hatte, veranstaltete eine neue Subscription zu einer Oper in Lincoln'siafields, wobei Porpora und Farinelli, jener als Komponist, dieser als erster Sänger angestellt wurden. Dagegen verband sich Händel mit Heidegger, warb in Italien neue Sänger und eröffnete wieder das Haymarkettheater. Nach drei Jahren vollen Mißgeschicks tauschte er das Lokal mit seinen Gegnern, und als auch dies nicht helfen wollte, schloß er einen Vertrag mit dem Besitzer des Coventgardens. Allein der unvergleichliche Farinelli zog alles nach dem Haymarket, und Händel mußte endlich, nachdem er sein ganzes Vermögen zugesetzt hatte, seine Unternehmungen einstellen. So viel Widerwärtigkeiten wirkten so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß ihm nicht nur durch einen Schlagfluß der rechte Arm gelähmt wurde, sondern sich auf eine periodische Zerrüttung seines Geistes zeigte. Die Opern, die er von Einrichtung der Akademie an bis zu diesem Zeitpunkte geschrieben, sind folgende: Radamisto (1721), Ottone (1722), Giulio Cesare, Floridante (1723), Flavio, Tamerlano (1724), Rodelinda (1725), Alessandro, Scipione (1726), Ricardo I. (1727), Tolomeo, Siroe (1728), Lotario (1729), Parthenope (1730), Poro (1731), Orlando, Sosarme (1732), Ariadne, Ezio (1733), Ariodante (1734), und Alcina (1735).

(Der Beschluß folgt.)

* Local-Notiz.

Wer seine Miethwohnung noch auf osterliche Fahrnißzeit d. J. kündigen will, hat zu bemerken, daß dafür Mittwochen der 6. Januar (heil. drei Könige) der letzte gesetzliche Tag ist.

Miscellaneen.

(Portrait Mehemed Ali's.) Mehemed Ali zeigt in seinem ganzen Aeußern, den schneeweißen Bart, der tief auf seine Brust herabwallt, abgerechnet, noch jugendliche Kraft. Er ist ein kleiner alter Mann mit einem lebendigen, scharfen und schlauen Auge, ganz regelmäßiger Physiognomie und außerordentlich weißen Zähnen, für welche er die größte Sorge trägt und einen englischen Zahnarzt hält. Seine Schultern sind ein wenig gebogen, aber alle seine Bewegungen charakterisirt die größte Lebendigkeit. Sein Gang ist rasch und lebhaft. Sieht man ihn gehen, so hat er gewöhnlich die Stellung, welche Napoleon so sehr liebte, er trägt nämlich die Hände auf dem Rücken und meist in denselben einen Säbel in horizontaler Richtung. In Mehemed's Persönlichkeit erinnert nichts an die gewöhnliche Trägheit und den Hang zur Meditation der Asiaten, wie wir sie bei der Mehrzahl der Türken zu finden gewohnt sind. Er unterscheidet sich von seiner ganzen Umgebung nicht allein durch die Eigenschaften seines Geistes, sondern vorzüglich durch seine erstaunenswürdige Thätigkeit. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht steht am Thore seines Palastes ein gesatteltes und aufgezäumtes Pferd für ihn bereit. Sein Anzug ist meist sehr einfach, und nur selten sieht man auf seiner Brust die orientalische Decoration, welche alle Prinzen von königlichem Geblüte tragen. Fremde empfängt er in einer offenen Galerie, und nach der ersten Begrüßung läßt er sich auf einen Divan nieder und ladet den, welchem er Audienz gegeben, ein, sich neben ihm niederzulassen. Sogleich wird dann Caffee ohne Zucker servirt, und nun beginnt die Conversation. Mehemed's Stimme ist stark, schnell spricht er, und immer mit dem größten Nachdrucke und fester Bestimmtheit; geräth er in Affect, so blitzt sein Auge auf eine höchst eigene Weise. Alles zeigt in seinem ganzen Wesen die höchste Entschlossenheit. Seine Lebensweise ist eben so einfach als regelmäßig. Mit Tagesanbruch steht er auf und giebt Audienz bis eilf Uhr. Dann speist er zu Mittag und schläft ein wenig. So wie er aufsteht, macht er einen kleinen Spaziergang in den Garten, welchen er rings um die Stadt hat anlegen lassen. Das Gefolge des Pascha hat nie etwas Ceremonielles oder Pompöses: weder ein Halbmond, noch ein Roßschweif wird ihm vorgetragen. Gewöhnlich fährt er in einem ganz einfachen, mit vier schlecht geschirrten Pferden bespannten Wagen.

(Ueber die Austrocknung des Haarlemer Meers.) Schon seit drei Jahrhunderten haben die Regierungen, die in den Niederlanden einander folgten, Pläne zur Austrocknung des Haarlemer Meers entworfen, aber keine konnte dieselben ausführen. Dies soll baldigst geschehen vermittelst einer Erfindung, welche der Civilingenieur Dietz gemacht hat, und die aus einem eben so sinnreichen als einfachen Apparat besteht. Dieser Apparat, dessen Einrichtung indeß noch ein Geheimniß ist, soll 100,000 Kubikellen Wasser in Einem Tage ausschöpfen können. Das Haarlemer Meer hat eine Ausdehnung von 18,000 Morgen, und seine Tiefe beträgt 4 Ellen. Nach dieser Berechnung schätzt man die Wassermasse auf 720 Mill. Kubikellen wozu noch 70 Mill. Kubikellen Grundwasser und Regenwasser kommen sollen, wodurch die Wassermasse auf 790 Mill. Kubikellen steigt. Die Regierung hat die Absicht, zehn Apparate zu gleicher Zeit in Thätigkeit zu setzen, so daß die Trockenlegung 800 Tage oder 2 Jahre 2 Monate und 10 Tage dauert. Die zehn Apparate mit ihren Dampfmaschinen und deren Unterhaltung während dieser Zeit sollen auf 800,000 fl. berechnet sein, was kaum der zehnte Theil von dem ist, was die Ausführung dieses ungeheuern Unternehmens nach dem früher vorgeschlagenen Verfahren kosten würde.

(Hochzeitsgebräuche in Hinterpommern.) In Hinterpommern, besonders in der Gegend von Cöslin, haben sich auf dem Lande noch mehrere sonderbare Hochzeitsgebräuche, wahrscheinlich wendischen Ursprungs, erhalten, auf welche mit abergläubischer Strenge gehalten wird, da sonst in der Ehe kein Glück und Segen soll bestehen können. Wenn nämlich die Trauung, welche immer in der Kirche vollzogen wird, zu Ende ist, und der ganze Hochzeitszug sich nun zum Hochzeitshause behiebt, so muß dieses ja fest verschlossen sein. Es wird erst nach einer Weile geöffnet, und es tritt dann Einer mit einem ganzen Brote und einem Kruge Bier heraus vor die Thür. Aus dem Brote muß hierauf die Braut zuerst ein Stück herausbeißen, dann der Bräutigam und darauf alle Uebrigen nach der Reihe. Diese ausgebissenen Stücke dürfen aber nicht gegessen werden; sie werden vielmehr den Brautleuten gegeben, die sie aufheben müssen. Wenn man sich alsdann zum Hochzeitsschmause niedersetzt, wird in einigen Gegenden die Braut von der Köchin an den Herd geführt, wo sie von jedem Gerichte aus allen Töpfen und Kesseln kosten muß. Bei Tische sitzen beide Geschlechter gesondert: der Bräutigam mit den Mannspersonen sitzt in der Stube, die Braut mit den Frauenzimmern in der Hausflur. Vor der Braut sowohl als vor dem Bräutigam muß während des Essens ein hölzener Leuchter stehen mit drei Armen, auf dem drei Lichter brennen; die Lichter dürfen weder geputzt noch ausgelöscht werden, sondern müssen von selbst erlöschen. Erlöschen sie, ohne daß sie abgebrannt wären, so müssen die übrig gebliebenen Enden sorgfältig aufbewahrt werden.

Bei den Kassuben, einem wendischen Volksstamm in Pommern, werden die Hochzeiten immer an Wochentagen gehalten. Am nächsten Sonntage darauf hält das neue Ehepaar seinen Kirchgang. In der Zwischenzeit darf die junge Frau ja nicht ihre Eltern besuchen.

sie würde sonst während ihrer ganzen Ehe kein Glück haben. Wenn sie unterdeß etwas mit ihnen zu sprechen hat, so darf sie zwar auf den Hof derselben gehen, aber nicht über die Schwelle des Hauses. Sie bleibt vielmehr draußen vor der Thür stehen und schreit dort so lange aus Leibeskräften, bis jemand herauskommt, wo sie dann ihr Anliegen vorbringt und darauf schnell wieder umkehrt.

(Der Bettler auf der Insel Oie.) Unfern der Mündung der Peene, ungefähr eine oder anderthalb Meilen in die Ostsee hinein, liegt die kleine Insel Oie. Die ganze Insel wird von ungefähr dreißig Menschen bewohnt, die aus drei Familien bestehen und auch nur in drei Häusern wohnen.

Bis vor dreißig Jahren war noch nie ein Bettler auf der Insel gewesen. Da geschah es einmal in einem strengen Winter, als die See von Peenemünde bis nach der Insel hin zugefroren war, daß ein Bettler auf den Einfall kam, die Eisbahn zu benutzen und auf der kleinen Insel zu betteln. Der alte Mann kam, ohne daß ihn jemand bemerkt hatte, auf der Insel an und stellte sich sogleich in die offne Thür des ersten Hauses, auf welches er traf. Allda fing er auch zuerst nach Bettlerart an, ein kurzes Gebet herzusagen und ein frommes Lied zu singen. Auf solche Art hatten die Oier das Wort Gottes noch nie gehört. Alles, was in dem Hause war, stürzte heraus zu dem armen Manne und holte ihn in die warme Stube, wo er bewirthet und reichlich beschenkt wurde. Dann führten sie ihn zum nächsten Hause, wo er wiederum singen und beten mußte, worauf er nun von Allen zum dritten Hause geführt wurde, so daß hier die Insel, Groß und Klein, Herrschaft und Gesinde, um ihn versammelt war. Die guten Leute überhäuften ihn mit Kleidern und Lebensmitteln, daß er nicht im Stande war Alles fortzutragen. Auch Geld bekam er, dreifach so viel, als er hatte erwarten können; die Dienstboten allein hatten drei Thaler für ihn zusammengebracht. Als er endlich die Insel verließ, waren die Leute ordentlich traurig, und er mußte ihnen versprechen, daß er recht bald wiederkommen werde.

(Die Fremden in Canton.) Die Stadt zählt sechzehn Thore, von denen vier durch die Wälle führen, welche die alte Stadt von der neuen scheiden, so daß nur zwölf äußere Thore vorhanden sind, deren jedes je nach seiner Lage einen andern Namen trägt. Das größte ist funfzehn Fuß breit und zwölf Fuß hoch. Die Thore werden jeden Abend frühzeitig geschlossen und mit Tagesanbruch geöffnet, welches Geschäft von einigen wachhabenden Soldaten versehen wird. Nur in einigen Fällen ist der Eingang während der Nachtzeit gestattet, indeß öffnet eine kleine Belohnung die Pforte, wiewohl die Annahme jedes noch so kleinen Geschenkes stets eine Strafe nach sich zieht.

Sowohl an den größeren als an den kleineren Thoren werden Fremde von den Wachhabenden zurückgewiesen, und ist es auch einem Neugierigen gelungen, die Grenze zu überschreiten, so wird er sogleich wieder zurückgewiesen. „Einmal," sagt ein Amerikaner, „waren einige von uns ziemlich weit vorgedrungen, allein die Wachen trieben sie augenblicklich zurück, und das Volk schrie auf, als ob etwas Besonderes vorgefallen wäre. Beim Öffnen der Thore bietet sich dem Fremden ein höchst unterhaltendes Schauspiel dar. Gelegentlich kann man auch einige Mandarine, so wie kleinäugige Schönheiten aus den höheren Klassen in Sänften, von den Schultern der Diener getragen, vorüberziehen sehen. Besonders war das große Thor öfter der Schauplatz so mancher wahrhaft seltsamen Scene, welche meist durch das Gesetz entstanden war, das den Europäern jede Gemeinschaft mit den Großwürdenträgern des Reiches verbietet. „Fremde", sagt eines dieser Edikte, dürfen keine Vorstellungen willkürlich der Regierung überreichen; sie verdanken der Gnade des Kaisers ihren Handel und also auch die Erlaubniß, den Boden zu betreten und gemeinschaftlich mit den Chinesen Kräuter essen zu dürfen." Fällt es nun, nach Bekanntmachung dieses Edikts, einem Fremden bei, auf eigenen Antrieb irgend ein Gesuch zu stellen, so wird der Vicekönig, wenn er es erfährt, die Erlaubniß, ihn hart zu bestrafen, bei Sr. Majestät nachsuchen.

Das einzige Mittel für die Europäer, irgend ein Anliegen zur Kenntniß der Regierung zu bringen, ist, ihr Gesuch durch die Hongkaufleute einzureichen. Diese von der Regierung anerkannte und mit besonderen Privilegien begünstigte Corporation hat allein das Recht irgend etwas an den Vicekönig zu befördern. Da nun die meisten Beschwerden der Europäer die hohen Auflagen, die Hindernisse in ihrem Handel u. s. w. betreffen, so darf man sich nicht wundern, wenn dieselben von den Hongkaufleuten, welche dabei ihren eigenen Vortheil ins Auge fassen, nur selten dem Vicekönige zugestellt werden. Da die Fremden durch diesen vorgezeichneten Kanal nun nichts ausrichten können, so kennen sie in dringenden Fällen kein anderes Mittel als in Masse durch das große Thor zu dringen, um bei der dadurch entstehenden Unordnung die Aufmerksamkeit der Offiziere und vielleicht des Vicekönigs selbst zu erregen. „Das große Thor von Canton", sagt Holman, „war in allen Zeiten der einzige Ort, wo die Ausländer an die Gerechtigkeit der chinesischen Obrigkeit appelliren konnten."

Die Ausführung einer solcher Maßregel erfordert jedoch einen festen Entschluß und eine vereinte Kraft. Die Vorbereitung geschieht in Geheim und die Stunde des Einfalls wird festgesetzt. Einige Dutzend Menschen setzen sich dann mit Keulen bewaffnet in Bewegung, und indem sie alle, welche ihnen in den Weg kommen, zu Boden schlagen, dringen sie kühn durch das Thor. Dadurch entsteht ein Auflauf; die Chinesen stellen sich ihnen entgegen; die Obrigkeit läßt sie durch abgesandte Boten um die Ursache des Lärmens fragen, und die Fremden überreichen nun ihre Bittschrift, in der Gewißheit, daß solche in die gehörige Hand gelangen werde, worauf sie sich sogleich vom Schauplatze des Tumults ruhig zurückziehen. Schon oft bediente man sich dieses Ausweges, welcher auch stets vom besten Erfolge gekrönt wurde.

Vor dem Jahre 1825 durften Fremde rechtmäßiger Weise Canton und Macao nicht besuchen, ohne jedesmal eine außerordentliche Gebühr im Betrage von ungefähr fünf Pf. St. zu entrichten, und man versuchte alle erdenklichen Mittel, von dieser lästigen Abgabe befreit zu werden. Nachdem mehrere Gesuche durch den gewöhnlichen Kanal, nämlich durch die Hongkaufleute vergebens eingereicht worden waren, entschlossen sich endlich 37 Fremde von verschiedenen Nationen, in die Stadt zu dringen, um eine Audienz beim Vicekönig zu erhalten. An dem hierzu festgesetzten Tage brachen sie auf, und drangen trotz des Widerstandes, den man ihnen leistete, durch das große Thor. Schon hatten sie festen Fuß in der Stadt gefaßt; allein mit der Örtlichkeit zu wenig bekannt, konnten sie den königlichen Palast nicht auffinden; sie gingen nun aufs Gerathewohl vorwärts, und nahmen ihre Richtung nach einem ansehnlichen Gebäude, welches sie aber, näher kommend, für einen Tempel erkannten. Da sie indeß einen Soldaten dahin rennen sahen, wahrscheinlich, wie sie vermutheten, um den Vicekönig von der Ankunft der Fremden zu benachrichtigen, so folgten sie ihm auf dem Fuße. Bald befanden sie sich vor einem ansehnlichen Gebäude, an welchem viele Soldaten Wache hielten und sie glaubten nun am Ziele zu sein.

Dies Alles war das Werk einiger Minuten. Ihre Eilfertigkeit verwirrte die Chinesen, und sie standen schon in des Hauses Vorhalle, ehe man ihnen den Weg versperren konnte. Sie nahmen hier aber bald wahr, daß sie sich in der Wohnung des Kommandanten dieses Stadttheils befanden. Es währte nicht lange, so kamen einige Hongkaufleute herbei, welche alle Mittel der Ueberredung und der List anwendeten, um sie zum Rückzuge zu bewegen. Mittlerweile hatten die Mandarinen Truppen versammelt, um unsere Helden zu umzingeln und einzuschüchtern. Nach verschiedenen vergeblichen Drohungen und auf die hartnäckige Weigerung, die Bittschrift zu übernehmen, schlugen sich die Hongkaufleute endlich ins Mittel, da die Abenddämmerung immer mehr hereinbrach, und gaben das Versprechen, daß sie es über sich nehmen wollten, die Abschaffung der Taxe zu bewirken, wenn sich die Fremden ruhig und schnell zurückzögen. Auf diese Versicherung verließen die Angreifer das Haus; sie mußten aber versprechen, sich vor den zwei Mandarine an der äußeren Pforte ehrfurchtvoll zu bücken, worauf sie sich ruhig auf den Heimweg machten. An der Stelle, wo die Mandarine saßen, wurden sie angehalten, um eine Predigt zu hören, welche schloß: daß sie ungestraft blieben, weil sie bisher in der Unwissenheit wandelten; daß es aber künftig Jeden, der das Thor betritt, das Leben kosten werde. Gleichzeitig schlang der erste Mandarin seinen Arm um den Nacken eines englischen Kaufmannes, um ihm so die Strafe, die einem neuen Versuche folgen würde, anschaulich zu machen. Am anderen Tage erschien ein Edikt folgenden Inhalts: die Fremden, welche es versucht hatten, dem Soldaten zu folgen, sind außerhalb der Stadt gebracht und den Hongkaufleuten in Gewahrsam gegeben worden, wo sie die Strafe des schändlichen Verbrechens zu erwarten haben. Doch nicht immer, sagt ein französischer Schriftsteller, nimmt ein Überfall eine so glückliche Wendung. Erhalten die Chinesen früher einen Wink, so legen sie sich in Hinterhalt in den benachbarten Straßen und lassen dann ihre Keulen die Schultern der Bittsteller fühlen.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 1.

Bremen, Sonntag den 3. Januar 1841.

Gestorben:

Nro. 1146. Den 28. December 1840. Des Pastors Georg Meinertzhagen Ehefr., geb. von Kölln, 39 Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 9.

— 1147. Den 30. — Des Detaillisten Heinr. Wilhelm Friedr. Ludw. Beneke Ehefr., geb. Rose, 34 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 72.

— 1148. Den 30. — Rotermunds todter Knabe — Schwachhausen Nro. 19.

— 1149. Den 30. — Des Arb. Heinr. Georg Winters Tochter, 8 Tage; Obernstraße Nro. 21 (Vorstadt.)

— 1150. Den 31. — Wilhelmine Margar. Alpers, 6 Tage; Heerdenthorswallstraße Nro. 85.

Nro. 1151. Den 31. Dec. Des Zimmergesellen Hinrich Petersen Ehefr., geb. Bullerdieck, 43 Jahr; auf den Häfen 30.

— 1. Den 1. Januar 1841. Des Arb. Herm. Meybohm Tochter, 6 Tage; Schweinestraße Nro. 54.

— 2. Den 1. — Des Kochs Reinhard Reiners Ehefr., geb. Oetken, 64 Jahr; Wulwesstraße Nro. 7.

— 3. Den 1. — Des Gärtners Carl Ludw. Söffker Sohn, 5 Jahr 4 Monat; Ellhornstraße Nro. 23.

Geburten:

Nro. 1575. Den 26. December 1840. Des Kistenmachers Herm. Hinr. Droste Ehefr., geb. Claussen, Töverbohmstraße Nro. 9; v. e. Knaben.

— 1576. Den 28. — Des Arb. Hinrich Gerh. Pape Ehefr., geb. Schwerdtfeger gr. Fuhrleutestraße Nro 31; von einem Knaben.

— 1577. Den 28. — Des Polizeidieners Joh. Christ. Theodor Töpcke Ehefr., geb. Focke, Düsternstraße Nro. 27 A; v. einem Mädchen.

— 1578. Den 29. — Des Cigarrenfabrikanten Carl Wilh. Spohler Ehefr., geb. Fiege, Stephanikirchhof Nro. 22; von einem Mädchen.

— 1579. Den 29. — Des Cigarrenmachers Joh. Nicol. Ohlendieck Ehefr., geb. Fricken, gr. Johannisstraße Nr. 153; von einem Knaben.

— 1580. Den 29. — Des Cigarrenmachers Joh. Conr. Luttther Ehefr., geb. Meyer, Sosats Gang Nro. 1; von einem Knaben.

— 1581. Den 29. — Des Kaufmanns Hinr. Rudolph Reinken Ehefr., geb. Block, St. Willehadi; von einem Knaben.

— 1582. Den 30. — Des Schneidermeisters Nicolaus Eckwerth Ehefr., geb. Schneemann, Wachtstraße Nro. 3; von einem Knaben.

Nro. 1583. Den 30. Dec. Des Schuhmachers Joh. Philipp Heiß Ehefr., geb. Wolters, Kirchenstraße Nro. 26; von einem Knaben.

— 1584. Den 30. — Des Arb. Wilhelm Rotermund Ehefr., geb. Roselius, Schwachhausen Nro. 19; von einem todten Knaben.

— 1585. Den 30. — Des Maurergesellen Joachim Nicol. Mahncken Ehefrau, geb. Rohde, Schüsselkorb Nro. 20; v. einem Mädchen.

— 1586. Den 31. — Des Stuhlmachers Friedr. Wilh. Meyer Ehefr., geb. Zimmermann, Süderstraße Nro. 17; von einem Knaben.

— 1587. Den 31. — Des Arb. Harm Heinr. von Ohlen Ehefr., geb. Wiechmann, Steinern Kreuz Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1. Den 1. Januar. 1841. Des Güterbestätergehülfen Carl Heinr. Ludw. Vaßmer Ehefr., geb. Blechen, Hohenthorsstraße Nr. 44; von einem Knaben.

— 2. Den 1. — Des Tischlermeisters Hinr. Wätjen Ehefr., geb. Wähmann, Grützmacherstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 543. Der Maler Joh. Friedr. Hinneke und Friederike Caroline Christine Rüstedt hieselbst.

— 544. Der Tabacksfabrikant Friedr. Wilh. Rettberg und Henriette Josephine Brunssen, gen. Sengstacke.

— 545. Der Arb. zu Walle Joh. Nicolaus Wurtmann und Anna Dahme zu Hastedt.

Nro. 546. Der Gärtner Joh. Diedr. Wrede hieselbst und Anne Margarethe Elisabeth Meyer zu Harpstedt.

— 547. Der Cigarrenmacher Johann Hermann Netz hies. und Meta Dorothea Wilmsen, gen. Kämena, aus Woltmershausen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 2.

Bremen, Donnerstag den 7. Januar 1841.

* Anzeige.

Da der bisherige Redacteur des Bürgerfreundes, Herr A. Daeves, wegen gehäufter Geschäftsarbeiten und Kränklichkeit sich genöthigt sieht die Redaction des Bürgerfreundes, die er 19 Jahre unter dem Beifall seiner Mitbürger geführt hat, niederzulegen, so hat sich die Unterzeichnete bemüht, mehre Gelehrte unserer Stadt für das Redactionsgeschäft und Einlieferung von Originalaufsätzen zu gewinnen, namentlich die Herren Doctoren Oelrichs, Schaefer und Watermeyer, und hofft dadurch im Stande zu sein den Bürgerfreund der Theilnahme des Publikums immer werther zu machen, und sich des bisherigen Vertrauens gebildeter Leser auch für die Zukunft erfreuen zu können.

Der Bürgerfreund wird seiner bisherigen Tendenz gemäß fortfahren, durch anziehende Lectüre zu unterhalten, durch Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse zu belehren, und vornehmlich als Bremisches Organ für alle geeigneten öffentlichen Besprechungen zu dienen, so wie für auswärtige Correspondenzen gesorgt werden wird. Insbesondere aber ergeht an alle die, welche durch ihr Talent und ihre öffentliche Stellung Beruf zum Schreiben haben, die angelegentliche Bitte, durch Beiträge die Redaction zu unterstützen, damit bei solcher allgemeinen Mitwirkung das Blatt seinem Zwecke mehr und mehr entsprechen könne.

In der äußern Form erleidet der Bürgerfreund einige Veränderungen zum Besten der geehrten Leser; eine saubre Ausstattung wird stets des Verlegers Sorge sein. Die bisherigen Umschläge fallen weg, ein eleganter Titel am Schlusse des Jahres wird ihre Stelle ersetzen, und außerdem dem Blatte von Zeit zu Zeit interessante Lithographien beigegeben werden.

Der Abonnementspreis bleibt 2 Rt. für den Jahrgang, ein gewiß sehr billiger Preis für 104 Bogen! — Der Auszug aus dem Civilstandsregister kostet außerdem 36 Grote.

Das Redactionszimmer befindet sich fortan in dem Hause Seemannsstraße Nro. 2, wo alle den Bürgerfreund betreffenden Mittheilungen erbeten werden.

Somit wird der Bürgerfreund beim Beginne seines 26. Jahrganges aufs Neue der Theilnahme und dem Wohlwollen des geehrten Publikums, auf das er seinen Fortgang vertrauensvoll gründet, höflich empfohlen; es werden keine Opfer gescheut werden die Gunst der Leser zu erwerben und zu erhalten.

Jöntzen'sche Buch-, Stein- und Kupfer-Druckerei,
Redaction, Verlag und Expedition des Bürgerfreundes,
Seemannsstraße Nro. 2.

* Rügische Sagen.

1. Die Steinprobe.

Auf der Stubbnitz wald'gen Höhen in des Haines Einsamkeit
Stand — du siehst die Spur — ein Tempel, Hertha's finsterm Dienst geweiht;
Und es herrschte weitverehret hier die strenge Priesterschaar,
Und wetteifernd brachten Jungfraun ihrer Jugend Blüthe dar.

Hertha's Priesterin hat jeder Freude Lebewohl gesagt —
Wehe ihr, die nach der Jugend Rosen noch zu blicken wagt!
Wehe ihr, der warm das Herz noch klopfet in der jungen Brust!
Denn es straft die ernste Göttin jeden Trieb der Erdenlust.

Wunna ward vor Rügens Jungfrau höchster Schönheit Preis zu Theil;
Ihre sanften Augen sandten mancher Brust der Liebe Pfeil.
Unter Rügens Rittern strahlte Gumbert's hoher Heldenmuth,
Und es zog zu ihm die Jungfrau leise, süße Sehnsuchtsgluth.

Doch es band des Mädchens Eltern längst der feierliche Eid —
Ihrer Jugend holde Knospe ist der Göttin Dienst geweiht.
Dorten in des Tempels Hallen fand schon mancher Traum ein Grab;
Dorten schied sie von der Hoffnung, schied sie von dem Leben ab.

In der Priesterinnen Mitte wandelt Wunna fromm und hold,
Von des Oberpriesters Munde wird ihr lautes Lob gezollt.
Nicht bemerkt sein spähend Auge, warum ihre Wange blich,
Nicht bemerkt's die heiße Thräne, die ins schöne Auge schlich.

Wenn Gebet und Chor verhallte, wenn der traur'ge Dienst vollbracht,
Tönte unbelauscht die Klage, eingehüllt vom Flor der Nacht.
Bilder ihrer jungen Träume drangen in die Zelle ein —
Ach, sie ahnte, daß Gedanken treuer Liebe um sie sei'n.

„War's ein Flüstern? Rief's nicht Wunna? — Nein, es rauschte nur der Hain!"
Wunna! Wunna! — „Ach, es täuschen süßer Träume Gaukelei'n!"
Gumbert ist's! Die Liebe schreckt nicht Tempelbann noch Priesterfluch.
„Sei's zum Tod! noch einmal selig! Nun, so lebte ich genug!"

Und allnächtlich durch die Pforte schlich sie leis um Mitternacht,
In den Armen des Geliebten ward der Tag herangewacht.
Aber den verstohlnen Wonnen drohet endlich schrecklich Licht:
Hertha's Priesterinnen alle ruft der Ob're zum Gericht.

„Nennt die Frevlerin, die schamlos ihre heil'gen Schwüre brach,
Daß ihr Tod der Göttin Zürnen von dem Volke wenden mag!"
Alle senken bang die Häupter, doch verschlossen bleibt der Mund;
Wunna schweiget; wer die Schuld'ge, ward im Tempel keinem kund.

Und der Priester führt die Jungfrau schweigend in den tiefsten Hain.
„Trete jede nackten Fußes hier auf diesen Götterstein!
Bleiben wird die Spur des Fußes, wenn die Schuld'ge ihn betrat;
Offenbar wird vor der Gottheit jede frevelhafte That."

Wunna nahet bleich und zitternd, in dem Busen das Gericht,
Wankt hinauf zum heil'gen Steine — vor dem Auge schwand das Licht.
Weh! des Fußes Spur im Steine machet das Verborg'ne kund.
Fort schleppt sie der Priester, stürzt sie von dem Felsen in den Grund.

Doch die Göttin hat Erbarmen; eine unsichtbare Hand
Trägt sie in das Thal hernieder, wo ihr Jüngling vor ihr stand.
Schon bereitet steht der Nachen, durch die Wogen geht der Lauf;
In der Fremde geht die Sonne, blüht das Leben schöner auf.

Wanderst du auf Rügens Felsen in dem alten Opferhain,
Zeigt verweilend dir der Führer noch die Spur im heil'gen Stein;
Dann von Wunna's Lieb' und Leide meldet er die Wundermähr —
Horch, es flüstert in den Zweigen, und am Felsen braus't das Meer.

S.

Der Willi-Tanz.

(Beschluß.)

In der Burg Löwenstein ging es indessen stille her; kaum hatte sich Emelka von ihrer Ohnmacht erholt, als ein Bote vom Pösténier Prior anlangte mit der Kunde: der

Knappe von Löwenstein sei im Heimreiten, von der Wag, durch die er setzen wollte, weggerissen worden.

Emelka rang mit einer schweren Krankheit. Des Hauses einziges Kind! Des Freiherrn harte Brust durchzuckte Angst. Er berief einen heilkundigen Mönch; der entriß sie dem Tod, aber den Quell der Krankheit vermochte er nicht zu bannen. Sichtlich welkte sie dahin. Der Sommer schwand, der Herbst kam und ging, der Winter war in seiner ganzen Strenge eingetreten; der Freiherr hauste im Forst, die Eber der Gebirge jagend, noch öfter auf Temetvény; es schien, als habe er wichtiges mit dem Burgherrn daselbst zu berathen. Wenn es nun so recht einsam war, der Schnee in dichten Flocken fiel, die Dämmerung ihre scheuen Flügel ausbreitete, wenn nur des froststeifen Aares Geschrei, nur der Wachen einzelner Ruf ernst und schauerlich durch die Stille hereinbrach, da rief Emelka ihrer Amme Gunda. Während der Feuerherd knisterte, das Fräulein aber träumerisch auf ihre Kissen sank, erzählte diese, was ihr an Sagen aus der Vorwelt bekannt war, vom Ritter Argylus und seinem Tátos, von der Ungarn ersten Wanderschaften, von den Wundern der Bekehrer des Landes, von dem Glück, das ausdauernde Liebe krönt; von des Meineids unausweichlicher Strafe, wie sogar Geister kämen aus der Gruft verlassene Liebe zu rächen, oder wie sich im Leben getrennte im Tod endlich liebend vereinet. Vor allem, liebte Emelka das Märchen von der Willi, was denn die Alte immer so begann: „Willi, heißt mein liebes Kind, ein Mädchen, welches als Braut stirbt. Die Willis irren ruhelos umher, halten auf Kreuzwegen ihre Tänze; finden sie dort einen Mann, so tanzen sie ihn todt; er ist dann der Bräutigam der jüngsten Willi, die durch ihn zur Ruhe kömmt; eine solche ist auch meine Schwester. Ach! ich habe sie gar oft im Mondenschein gesehen;" und nun erfolgte die Geschichte der Liebe, des Leidens und des Todes jenes armen Mädchens. In den Erzählungen aus dem Gebiet des Geisterreiches suchte die unglückliche Emelka die Schwere des Erdenlebens zu vergessen.

So war das Frühjahr genaht, als der Freiherr eines Tages von Temetvény zurück kam, und seiner Tochter ankündete, daß sie Braut sei, Braut des Herrn von Temetvény; Emelka kannte des Vaters felsenfesten Willen, und ging schweigend von dannen. — Zufrieden schaute der Freiherr hinaus in das Wagthal. Hier und rechts und links und über jenen Bergen werde ich nun mit meinem Schwiegersohn herrschen, so dachte er. In der Verzweiflung flehte Emelka auf zum Himmel um Rettung, und der Himmel rettete sie; sie ward bleicher und bleicher, das Roth ihrer Lippen schwand, der Glanz des blauen Auges erlosch, ihr Rabenhaar floß ringsum über Nacken und Arme, als habe ihr der Tod seinen Mantel umgeworben; sie starb. „Vater! ich vergebe dir, daß du Gyula von mir gesendet," war ihr letztes Wort, und dem harten Freiherrn bebte das Mark in den Gebeinen, und als der Sarg geschlossen war, ließ er ihn hinaustragen in den Wald zu einer Höhle und dort einerden. Er aber zog als Siedler in die Höhle, und hat seither nicht mehr geredet.

Mit ungewohnter Schnelle verbreitete sich durch Handelsleute die Kunde von der Verödung des Löwensteins nach Kroatien, und Gyula raffte sich auf, und pilgerte heimwärts. „Gleicht denn mein Leben nicht einer Blume, die in ihrer vollsten Blüthe zertreten ward? wohl! so seien die welken Blätter wenigstens dort verstreut, wo mein Glück ruht. Will mir der Freiherr es nicht gönnen, daß ich mit ihm das Grab hüte, so mag er mich nun selbst tödten, aber von ihr lassen werde ich nicht."

Es war später Abend, als er nach mühevollem Wandern am Löwenstein anlangte. Eine unnennbare Bewegung zog ihn hinein zum geheimnißreichen Wald; neben ihm rauschte es wie windgetriebenes Herbstlaub, einzelne Klänge drangen zu ihm wie der Sang träumender Nachtigallen; leise Schimmer wie ziehende Glühwürmer zuckten aus dem Gebüsche vor; der Mond trat in seiner Fülle heraus, die Glocke schlug zwölf, er stand auf einem Kreuzweg im Kreise der Willis. Leise, leise erhoben sie die Stimmen, ein trübes Lied voll bangen Sehnens, voll ungestillter Liebe entquoll den Geisterlippen, und schneller und schneller wirbelte der Tanz, und die Fingerringe und die Myrthenkronen leuchteten, und die Haare wehten wie ziehende Nebel; da trat eine auf ihn zu, und faßte ihn bei den Armen, und wie er aufblickte, schrie er laut auf: Emelka! Er sah ihr in das Aug, und sein Blick erstarrte, sie drückte ihn an das Herz, und das Seine hörte auf zu schlagen, und als sie ihn küßte, war er todt.

Als des andern Morgens der Freiherr hinab schritt in das Thal, fand er die Leiche unter einem Rosenstrauch. Er erkannte seinen frühern Edelknaben. „Herr, vergieb mir meine Sünden" sagte der himmelan gehobene Blick. Er lud den unglücklichen Jüngling auf seine Schultern, und grub ihn unter heißen Thränen ein neben seiner Tochter. Von nun an erschien der Edelknabe und die Tochter oft in seinen Träumen, leuchtend wie der Morgenstern, und sahen ihn verzeihend und tröstend an.

---

* Bischof Dräseke und der anonyme Libellist.

Als die Broschüre „der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im preußischen Staate" sich unter uns verbreitete, sprach sich allgemein die Entrüstung über die unwürdige Art des Angriffs aus, und es gab sicherlich nur wenige, in deren Achtung Dräseke durch dieses Libell herabgesetzt ward, und wohl niemanden, von dem solche hämische Durchhechelung Billigung erhalten hätte. Indeß legte man dieser Schrift ein viel zu großes Gewicht bei und sprach in Hinsicht auf die öffentliche Stellung des Bischofs übertriebene Befürchtungen aus. Wären wir an solche Oeffentlichkeit gewöhnt, wie man's in England ist, wo die öffentlichen Charaktere sich's gefallen lassen müssen, das Detail ihres Privatlebens, jeden ihrer Schritte und Tritte beschwatzt und bekrittelt, und sich zu allerhand Carricaturen verzerrt zu sehen, so würden wir uns nicht gleich einreden, der Angegriffene mache schon ein Armensündergesicht und schwebe zwischen Sein und Nichtsein. Wenn der Mann sonst nur gerade gewachsen ist, so steht er auf seinen beiden Füßen aufrecht nach wie vor. Auch diese Schmähschrift

könnte unbeachtet bleiben, da sie sich selbst das Urtheil spricht. Da sie aber hier am Orte in die Hände vieler Leser gekommen ist, und ihr Inhalt unsere Stadt nahe angeht, in welcher Dräseke viele Jahre lang im vollsten Genusse seiner geistigen Kraft wirkte, in welcher er die wärmste Anhänglichkeit und Dankbarkeit bei einer zahllosen Schaar von Zuhörern und Zuhörerinnen, Schülern und Schülerinnen zurückgelassen hat, deren Bürger er auch in der Ferne geblieben ist: da verlohnt es sich doch wohl der Mühe, in diesen Blättern in der Kürze nachzuweisen, wie völlig nichtig und nichtswürdig Angriffe dieser Art sind.

„Non quis, sed quid" setzt der ungenannte Verfasser auf den Titel; nicht die Person, die da spricht, die Sache allein sollen wir ins Auge fassen. Sehr wohl! Das mag bei wissenschaftlichen Streitigkeiten hingehen, wo es sich bloß um die Sache handelt; bei persönlichen Angriffen fragen wir aber billig: wer bist du, daß du ihn richtest? wer bist du, daß du dich erdreistest, über des Mannes achtjähriges Wirken, das sich über eine ganze Provinz verbreitet, zu urtheilen? Ist deine öffentliche Stellung der Art, daß du ihn in seinen Functionen hast beobachten können? kennst du, was er neu geschaffen? thatest du einen Blick in seine Berichte an die Regierung? O nein, von alle dem nichts! Um die armseligen Klatschereien unsers Libellisten aufzulesen, braucht man nur durch die Provinz zu reisen und sich von einigen geschwätzigen Wirthen etwas über den Bischof vorerzählen lassen. Auf welcher geistigen Bildungsstufe unser Verfasser steht, liegt in dem Schriftchen zu Tage. Nirgends erhebt sich der Stil zu einiger Würde und Lebendigkeit; Alles geht in einer unbeholfenen, platten Schreibart fort, und die Sachen liegen in einer Confusion durch einander, daß man dem Verfasser kaum zutrauen kann, er habe einen akademischen Cursus durchgemacht; sonst hätte er doch wohl gelernt, in seine Gedanken etwas mehr Ordnung zu bringen, er, der von Logik so viel Aufhebens macht, als ob er ohne sie keine Feder schneide. Bei flüchtiger Durchsicht der Broschüre könnte man auf die Vermuthung kommen, der Verfasser sei in den untern Beamtenkreisen einer sächsischen Provinzialstadt zu suchen; einem solchen gilt die Instruction seines Bureau's für eine Säule des Staats; von einem solchen läßt sich erwarten, daß er die sittliche Tüchtigkeit eines Mannes darein setzt, daß er keine versiegelten Briefe bei sich trage, den Geldinhalt eines Briefes gehörig auf der Adresse bemerke u. s. w. Geht der dann Abends in seinen Clubb, dann übersieht er die Verwaltung der ganzen Provinz, dann durchschaut er die Gebrechen des Staats. Mehrere Stellen verrathen jedoch einen Theologen, freilich der armseligsten Art, der in irgend einem Winkel der Provinz muß sitzen geblieben sein; natürlich, ginge es nach Verdienst, so glänzte er auf höherer Stufe. Hinc illae lacrimae! O der verdienstvolle Mann: wie eifert er gegen das Avancement junger Prediger! wie thun sie ihm leid, die Ehrenbezeugungen, welche man dem Bischof erweis't, der doch „nichts weiter ist, als der Prediger am Dom zu Magdeburg, der doch nichts besser ist, als jeder andere Prediger der Provinz."

Und warum schreibt er? Sieht es im preußischen Staate so schlimm aus, daß die Mißgriffe eines Beamten, die nach unsers Verfassers Versicherung in Dräseke's Verwaltung so arg sind, daß sie eine Verwirrung hervorgebracht haben, aus der die Rückkehr zu Ordnung schwer, fast unmöglich ist (man sollte glauben, wenn die Menschen schweigen, die Steine müßten reden), daß diese also auf keinem andern Wege zur Kenntniß der Regierung kommen können, als durch Broschüren der Untergebenen! mußte sie auf diesen Denuncianten da warten, um mit einem Male zu erfahren, wie schlecht es mit den kirchlichen Angelegenheiten der Provinz Sachsen bestellt sei? „Im Interesse der Wahrheit" schreibt er; nicht aus kleinlichen Rücksichten. Heilige Wahrheit! wie entweiht man deinen erhabenen Namen! Wie ist dein Gold so wohlfeil zu haben; behaglich füllt man sich die Taschen damit, und sieh! es ist neckisches Zaubergold, das beim Lichte besehen kaum zu Rechenpfennigen gut genug ist. Wo ist in diesem Buche Begeisterung für das Edle und Große der Menschheit, für das, was unsere Seele adelt und zum Gefäß des Himmlischen macht, zu finden? Die Phrasen von Wahrheit und guter Sache sind ein Paar alte Fechthandschuhe für die ritterliche Faust; dem da fallen sie ab, so wie er sich bücket, um die Steinchen aufzuheben, mit denen er nach dem Feinde werfen möchte, und wir sehen nichts als die schmutzigen Hände. Und was soll uns der Panzer von Patriotismus und Protestantismus? er verdeckt nicht die Kammerdienerseele; für die giebt es bekanntlich keine Helden. Uns täuscht auch nicht das gleisnerische Schönthun, er wolle, wenn Alle Dräseke verließen und auf ihn losschlügen, als sein Beschützer und Vertheidiger auftreten. Gott bewahre uns vor solchen menschenfreundlichen Gemüthern, die sich die Freiheit nehmen, uns den Rock auszuziehen, aber höflichst hinzusetzen, es solle uns nicht bange werden; wenn uns fröre, so wollten sie uns schon unter ihren Mantel nehmen, und hier vollends wäre es ein Bettlermantel, unter dem der Besitzer noch nicht einmal warm geworden ist. Der Verfasser will auch sehr wohl erwogen haben, ob er die Schrift publiciren wolle; dreierlei führt er an, worauf er Rücksicht nahm: 1. den Katholicismus; 2, das Preußenthum (eine bewundernswürdige Logik; Protestantismus meinte er unter 1.); 3, die eigene Sicherheit. Wenn er einen ehrlichen Kampf kämpfte, so brauchte ihm der Katholicismus keine Sorge zu machen; der hat bei offenen Discussionen in der protestantischen Kirche nie etwas zu gewinnen gehabt. Das Preußenthum anzuführen ist nun vollends lächerlich. Die eigene Sicherheit war wohl das einzige Bedenken, darum ward auch das Buch so heimlich in die Welt hineingeschmuggelt. Wären Rücksichten anderer Art zu nehmen gewesen, so wäre wohl die erste die gewesen, Dräseke Kränkungen zu ersparen; diese konnte dem rücksichtsvollen Verfasser wohl nicht beifallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Theater.

Es scheint auf den ersten Blick ein großer Widerspruch darin zu liegen, daß unser Publicum ein so lebhaftes Verlangen zeigt, für die künftigen theatralischen Vorstellungen ein neues und größeres Local erbaut zu sehen, und daß es auf der andern Seite so wenig Liebha-

berei beweiset, den gegenwärtigen Vorstellungen beizuwohnen, und ein lebendiges Interesse für Schauspiel und Oper überhaupt durch ein genügendes Abonnement zu bethätigen. Bei näherer Untersuchung verschwindet indeß dieser Widerspruch, und man findet die Ursache der gedachten Theilnahmlosigkeit in der ungeeigneten Stellung, welche die Theater-Direction zum Publicum einnimmt; ja man kann sagen, daß die Hoffnung ein besseres Verhältniß in dieser Hinsicht nach vollendetem Neubau eintreten zu sehen, den allgemeinem Eifer für diesen bedeutend erhöht. Bei allen öffentlichen Anstalten, sei es für Kunst, Wissenschaft oder sonstige Zwecke, ist man jetzt von jeglicher Isolirung und Heimlichkeit zurückgekommen. Das sicherste Mittel einen allgemeinen Zweck zu erreichen, erkennt man darin, daß die Liebhaber, die Interessenten zu einem großen Bunde vereinigt, der Kosten-Anschlag vorgelegt, die Aufbringungs-Mittel berathen und beschlossen werden, endlich daß man durch periodische Rechnungsablage Allen die Ueberzeugung giebt, wie jeder Beitrag zum Zweck auch nur für diesen und für nichts fremdartiges verwandt worden. Dabei überläßt man auch der Gesammtheit die leitenden Häupter zu wählen, und verkennt keineswegs, daß wer seine ganze Zeit und Thätigkeit für den Vereinszweck darbringt, eine entsprechende, ja mehr als entsprechende Vergeltung empfangen müsse. In Bremen ist man in letzterer Hinsicht sogar generös, wenn nur der Bevollmächtigte es versteht, durch bewiesenen Eifer und anspruchsloses Benehmen sich beliebt zu machen, und so lange noch die allezeit offenen Bücher ergeben, daß nicht eine unumgängliche Nothwendigkeit auch hier zu sparen vorhanden sei. Mit unserer Theater-Direction und ihrer Stellung zum Publicum verhält es sich nun aber ausnahmsweise ganz anders. Das Theaterliebhabende Publicum ist doch eigentlich diejenige Interessentenschaft, für welche die Direction es unternimmt eine Anstalt herzustellen, welche dem Zwecke entsprechen soll, den das Publicum erreicht zu sehen wünscht. Der stillschweigende Vertrag lautet: gieb uns eine gute Bühne, und empfange dafür deine Auslagen und ein anständiges Honorar. Daß nun die entsprechende Verbindlichkeit von einer oder der andern Seite nicht gehörig erfüllt wird, findet sich hier wie bei allen andern menschlichen Verhältnissen; natürlich ist es aber, daß die Theater-Direction das damit verknüpfte Uebel eher und lebhafter empfindet, weil sich bei ihr nicht, wie bei der gegenüberstehenden Menge der Nachtheil in viele Raten vertheilt, und weil sich bei ihr in Geldschaden darstellt, was sich gegenüber nur in verletztem aesthetischen Gefühl und erlittener Langeweile ausdrückt. Findet also nun die Theater-Direction Ursache zu klagen, so ist es verkehrt und unnatürlich dem Publicum nur Beschwerden und Unterstützungs-Bitten vorzulegen, dabei aber die Beweise, daß man sich für das Publicum aufopfere, vorzuenthalten. Das einzig Richtige möchte dann vielmehr sein, aus den Geschäftsbüchern detaillirt nachzuweisen, daß mehr für den Kunstgenuß des Publicums ausgegeben als dafür eingenommen worden. Wie auch hier das Rechtliche zugleich das Vortheilhafteste sei, würde sich bald zeigen, denn für jedes wohlhabende Publicum ist es eine Ehrensache, Niemanden, der uns Kunstgenuß bereiten will, dadurch Schaden erleiden zu lassen.

Dergleichen möchte wahrlich in Bremen noch niemals vorgekommen sein. Ergiebt sich nun ein offenes Verfahren als das Zweckmäßigste schon nach allgemeinen Begriffen, so ist dieses bei der Theater-Unternehmung zur Nothwendigkeit geworden, seitdem eine stets klagende Direction nach immer engerer Beschränkung der Kunstmittel und nach oftmaliger Verkürzung der Gagen, am Ende Eigenthümerin eines Theatergebäudes und eines Landgutes wurde, und seitdem eine Privat-Administration durch öffentliche Rechnungsablage bewiesen, wie die Kosten des Unternehmens gar so groß nicht sind, daß eine mäßige Theilnahme des Publicums die Mittel dafür nicht aufbringen sollte. Als Resultat dieser Betrachtungen möchten wir also aussprechen, daß eine wahrhaft lebendige und thätige Theilnahme des Publicums für das Theater-Unternehmen dadurch bedingt ist, daß die Direction die bisherige Geheim-Wirthschaft aufgiebt, und dem Publicum in geeigneten Zeitabschnitten über Aufwand und Ertrag Rechnung vorlegt. Sie braucht wahrlich nicht zu fürchten, daß man für die vielen Mühseligkeiten, welche mit der Oberleitung verbunden sind, eine bedeutende Honorar-Zuschreibung übel aufnehmen wird, zumal wenn der Director, wie jetzt zugleich ein ausgezeichneter Künstler ist.

Wir bemerken an dieser Stelle überhaupt, daß es uns gar nicht einfällt, diese Beobachtungen auf bestimmte Personen zu beziehen, es gilt vielmehr den Verhältnissen im allgemeinen, wie sie sich unter jeder Direction gestalten werden und müssen, sobald man den alten Schlendrian beibehält. Eine fernere Unnatürlichkeit, welche jeder bisherigen Theater-Unternehmung zum Schaden gereichen mußte, liegt darin, daß die Direction dem Publikum gegenüber eine so isolirte Stellung einnimmt. Sie kann nur bestehen, wenn sie den Wünschen des Publicums gemäß handelt, und doch fehlt ihr das rechte Organ diese Wünsche in den einzelnen Fällen zu erfahren. In den Tagesblättern spricht sich nur das Urtheil weniger Personen aus, und es läßt sich dabei nicht erkennen, in wiefern persönliche Rücksichten das ausgesprochene Wort bestimmt haben. Das rechte Organ bestände aber wohl in einem engeren Ausschusse, welchen die Gesammtheit der Theater-Liebhaber für diesen Zweck erwählt haben würde. Bei dem Engagement und der Entlassung von Bühnen-Mitgliedern, bei dem Festhalten eines unpassenden Repertoirs hat sich die Abwesenheit eines solchen Beirathes schon oft auf das empfindlichste an der Kasse der Direction gerächt. Man erkennt auch leicht, wie wenig Schwierigkeit eine der Direction zu gewährende Geld-Unterstützung bei dem Publicum finden würde, wenn der gedachte engere Ausschuß die unverschuldete Nothwendigkeit desselben erkannt, und zum guten Werke aufgefordert hätte. Wie aber jetzt die Sache steht, so engagirt und entläßt die Direction die Schauspieler und bestimmt das Repertoir mit absoluter Willkühr, während den Abonnenten kein Mittel gegeben ist ihre Billigung oder Mißbilligung wirksam auszusprechen. Es erscheint dies um so unnatürlicher als die Direction ein unbedingtes Abonnement auf dreiviertel Jahre verlangt, und nicht die mindeste Garantie für die entsprechenden Verbindlichkeiten darbietet.

Doch wir wollen unsere auf die Zukunft bezüglichen Wünsche und Vorschläge lieber ein andermal weiter ausführen, und jetzt den Blick auf die Kunstgenüsse richten, welche das Gastspiel des Herrn Tenoristen Schmetzer den Theaterfreunden darbietet. Wir ersuchen die geneigten Leser uns dahin zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Händel's Messias.

(Beschluß.)

Auf Verordnung der Aerzte begab er sich nach Aachen, um durch den Gebrauch der Bäder seine Gesundheit wieder herzustellen, und seine Krankheit wich schnell der Kraft des heilsamen Wassers. Von dem letzten Bade ging er sogleich an die Orgel der großen Kirche, und durchdrungen von dem seligen Gefühl der Genesung und der Dankbarkeit gegen Gott spielte er in so erhabenem Style, daß Alle, die ihn hörten, geneigt waren, seine schnelle Wiederherstellung für ein Wunder zu halten. Er kehrte nach London zurück und führte bald nachher daselbst sein Alexanderfest auf. Noch Einmal machte er jetzt einen Versuch im Conventgardetheater und schrieb für dasselbe die Opern Atalanta, Giustino, Arminio und Berenice; allein der Erfolg war nicht besser als vorher. Noch komponirte er für das Haymarkettheater, das unterdessen auch herabgekommen und von dem Lord Middelser übernommen worden war, die Opern Faramondo, Alessandro Severo, Imeneo, Serre und Deidamia, und für das hamburger Theater: Fasticcio und Parnasso in Festa, die alle bis zum Jahre 1740 aufgeführt wurden.

Hiermit schließt sich seine Thätigkeit für die Bühne und es beginnt eine neue Periode seines geistigen Lebens, die ungleich wichtiger und folgenreicher ist, als die frühere, und die ihm hauptsächlich die Unsterblichkeit seines Namens gesichert hat. Er beschloß nämlich, von nun an seine Kunst auf die ernste Musik, vornehmlich das Oratorium zu wenden, eine Gattung, die man in England kaum kannte, und die anzubauen ihm eben so lohnend als verdienstlich schien. Der Beifall den seine früheren Versuche der Art, namentlich die Athalia (zu Oxford im J. 1733 bei Gelegenheit einer Universitätsfeierlichkeit aufgeführt), Esther (1731), Deborah (1732), das Alexandersfest (1736), so wie seine Anthemen, Motetten, Te Deum, Jubilate und andere Stücke geistlichen Inhalts gefunden hatten, ermuthigte ihn jetzt zu neuen Versuchen, und es entstanden: Israel in Aegypten, Allegro ed il Penseroso, Saul und der Messias. Allein so sehr diese Werke auch jetzt als Muster in ihrer Art allgemein anerkannt sind, so machten sie doch nicht gleich den Eindruck, den Händel davon erwartet hatte. Einigen schien es eine Entheiligung, biblische Worte und Gegenstände in dramatischer Form in Musik zu setzen, und wo diese Form fehlte, wie z. B. im Messias, da fand man das Ganze nicht unterhaltend genug, und so ward namentlich diesem seinem größten Meisterwerke Anfangs nur eine kalte Aufnahme zu Theil, und die Zahl der Zuhörer war meistens so gering, daß Manche sich nicht enthalten konnten, ihm darüber ihr Bedauern zu erkennen zu geben. Er aber tröstete sie mit den Worten: „Das thut nichts; je leerer es ist, desto besser klingt die Musik! —" Nur König Georg I. fehlte nie. Erst nachdem Händel im Jahre 1741 seinen Messias zu Dublin aufgeführt und damit den außerordentlichsten Beifall geerndtet hatte, erkannte man auch in London den hohen Werth dieses Werkes, und es wurde von der Zeit an das Lieblingsstück der Nation. Sein nächstes Werk war Samson, das mit Entzücken aufgenommen und von Händel selbst dem Messias gleich gesetzt wurde. Auch ließ er sechs Orgelkonzerte stechen, die bald in Jedermanns Händen waren, und späterhin zwölf andre, jedoch von geringerem Werthe.

Im Winter 1742 auf 43 traf ihn ein theilweiser Rückfall seiner vorigen Krankheit, so daß er in dem darauf folgenden Sommer abermals sich genöthigt sah, Aachens Heilkräfte zu versuchen. Nach dieser Zurückkunft führte er seine Semele auf und komponirte nun nach einander: Susanna, Belsazzar, Herkules, ein Gelegenheitsoratorium (auf den Sieg des Herzogs von Cumberland bei Culloden), Judas Makkabäus, Joseph, Alexander Belus, Josua, Salomon, Theodora, die Wahl des Herkules, Jephta, und der Triumph der Zeit und Wahrheit, alles Werke, die von dem ungeschwächten Fluge und der unerschöpflichen Quelle seines Geistes und der Erhabenheit und Kühnheit seiner Phantasie ewig Zeugniß geben werden.

Eine Augenkrankheit, die ihn im Jahre 1751 befiel und die man bald für den schwarzen Star erkannte, beraubte ihn des Gesichts. Mehrere Operationen, die der Ritter Taylor verrichtete, waren ohne Erfolg und Händel blieb bis an seinen Tod, also acht Jahre lang, blind. Die Aufführung seiner Oratorien wurde jedoch unter der Direktion des Mr. Smith fortgesetzt, und er selbst spielte dabei nach wie vor zwischen den Akten Concerte und Phantasieen auf der Orgel. Der Verlust des Gesichts hatte jedoch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, sein Temperament und gewöhnliches Betragen waren ganz verändert, sein Körper verfiel auffallend schnell und er starb am 14. April 1759, am Karfreitage, im 76sten Jahre seines ruhmvollen Lebens. Er wurde in der Westminsterabtei begraben. Im Hintergrunde sieht man eine Orgel, an deren Fuß mehrere musikalische Instrumente liegen; über der Orgel schwebt in einer Wolke ein Engel auf der Harfe spielend, und unter ihm steht Händels Figur, an die Orgel angelehnt, mit einem Notenblatte in der Hand, worauf die Worte und Noten aus seinem Messias: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" zu lesen sind.

Händels Körper war ziemlich groß, stark und untersetzt, sein Gang, wenigstens in späteren Jahren, etwas schlenkernd und schwankend. Seine Gesichtszüge waren wohl gebildet und gefällig, dabei voll Feuer und Leben, und enthielten eine Mischung von Würde und Wohlwollen, die ganz geeignet waren, auf den ersten Anblick Zutrauen und Achtung einzuflößen. Er war nie verheirathet, in sei-

ner Lebensweise regelmäßig, in seinen Sitten streng, und gleich weit entfernt von Geiz wie von Verschwendung. Obgleich von manchem Mißgeschick in seinen Unternehmungen hart mitgenommen und bei einem fixen Einkommen von nicht mehr als 600 Pfd. hinterließ er doch ein Vermögen von 20,000 Pfd., welches er, mit Ausnahme eines Legats von 1000 Pfd. für die Versorgungsanstalt alter Musiker in London, der Tochter seiner Schwester, als seiner einzigen Verwandten vermachte. Seine Musikalien erbte Herr Smith, der ihn in den letzten Jahren seines Lebens so treulich unterstützt hatte. Im Umgange war er aufgeweckt und munter, und obgleich öfters rauh, heftig und entscheidend, doch frei von allem Uebelwollen und gehässigen Sinn, dabei freimüthig und ohne Furcht. Es fehlte ihm nicht an ästhetisch-litterarischer Bildung; er verstand die lateinische Sprache sehr wohl, sprach fertig italienisch, und von dem Englischen besaß er so viel Kenntniß, um die Schönheiten der besten Dichter würdigen und empfinden zu können. In seinem ganzen Leben hatte er ein tiefes Gefühl für die Religion geäußert, und im Gespräche pflegte er oft des Vergnügens zu erwähnen, das er empfand, Worte der heiligen Schrift in Musik zu setzen, und wie sehr das Nachdenken, sie würdig in Tönen wieder zu geben, zu seiner Erbauung beigetragen habe.

Im Klavierspiele konnten sich nur Wenige seiner Zeitgenossen, wie etwa D. Scarlatti, Mattheson und Seb. Bach, auf der Orgel aber vielleicht nur der letzt Genannte mit ihm messen. Besonders schien er in der freien Fantasie unerreichbar zu sein. Auf der Violine war er zwar nie Meister, doch war seine Art so zu spielen von der Art, daß viele Virtuosen sie gern hätten nachahmen mögen. Als Komponist steht er so ausgezeichnet da, daß bis auf den heutigen Tag wohl nur wenige Namen neben dem seinigen mit gleicher Bewunderung genannt werden dürfen. Sein Styl trägt im allgemeinen den Charakter des Erhabenen, Grandiosen und Feierlichen, wiewohl ihm das Naive, Leichte und Anmuthige, so wie das Sentimentale und Humoristische auch nicht fremd war und ihm oft über alle Maßen gelungen ist. Die Fruchtbarkeit seines Geistes kann man aus der Anzahl seiner Werke entnehmen. Außer vielen Cantaten, Psalmen, Motetten, Kirchenstücken, Duetten, Orgel-, Clavier-, Hoboeconcerten und andern Instrumentalstücken schrieb er allein 45 Opern und 26 Oratorien. Und wenn man auch zugiebt, daß seine Opern für uns nicht mehr das sind, was sie für ihre Zeit waren, und durch die dramatischen Werke späterer Komponisten in Vergessenheit gekommen sind, so darf sich doch bis auf diese Stunde noch keiner im Oratorium mit ihm vergleichen. Nur dürfen allerdings die Arien, die meistens in der damals üblichen, jetzt veralteten und mit Recht abgeschafften Form (zwei Haupttheile und Da Capo des ersten Theils) geschrieben sind, einer Bearbeitung, die auf die Fortschritte der Zeit in formeller Hinsicht die gehörige Rücksicht nimmt. Eben so gehört zum Ganzen die Ausstattung der neuern Instrumentation, an welche unsre Ohren nun einmal gewöhnt sind, besonders der Blaseinstrumente, die damals durch die Orgel oder den Flügel vertreten wurden, weil sie selbst noch in ihrer Kindheit und zum Theil noch gar nicht erfunden waren. Aber in einer Gattung der Setzkunst, in den Chören, hat ihn weder vorher, noch nachher je Einer erreicht, und wenn man bedenkt, daß vor ihm ein Palestrina, Lotti, Durante ꝛc. und nach ihm ein Hasse, Haydn, Mozart ꝛc. gelebt haben, so möchte man wohlgeneigt sein, sie in alle Zeiten hin für unerreichbar zu halten. Wir erinnern hier nur an die Chöre: Kommt her und seht das Lamm ꝛc. und an das Halleluja (im Messias), und an: Ich will dem Herrn singen (im Israel in Aegypten), um nicht alle nennen zu müssen, die den genannten entweder gar nicht oder doch nur wenig und nur in theilweiser Hinsicht nachstehen. In seinen Ideen ist er allezeit edel und ungewöhnlich, in der Ausführung bewährt er sich überall als Meister über alle Geheimnisse der Kunst und Erfahrung. Man wird von der tiefsten Bewunderung ergriffen, wenn man, bekannt mit dem, was vor ihm geleistet war, seine Werke studirt und sieht, welche Riesenschritte die Kunst diesem erhabenen Geiste verdankt *).

Die Bremische Sing-Akademie hat also am gestrigen Abend im Jahr 1841 das hundertjährige Jubiläum der Händel'schen Messias-Musik gefeiert, da im Jahre 1741 das Werk zuerst die rechte Würdigung erfahren. Die Ausführung brachte alle Schönheiten der Komposition zum entzückenden Verständniß der zahlreichen Zuhörer. Des Einzelnen aber, sei es auch lobend zu erwähnen, möchte sich mit der Discretion nicht vereinigen lassen, welche man einer Gesellschaft von Dilettanten schuldig ist. Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Nachkommen im Jahre 1941 auf so erfreuliche musikalische Fortschritte ihrer Zeit hinblicken können, wie sie uns durch Mozart und Beethoven geworden, und daß sie dabei dennoch ein so lebhaftes Gefühl für die alten Meisterwerke bewahrt haben. Möchten sie nicht unsern Wunsch vereitelt finden, indem sie auf ein durch Cabinetts-Kriege und Glaubens-Fehden zerrissenes und verödetes Vaterland hinblicken. Doch — wir wollen getrost des schönen Chores aus unserm Messias gedenken: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Fried' auf Erden, und allen Menschen Heil!" —

---

* Wunsch.

Beim Beginn des Jahres ist auf den mehrfach geäußerten Wunsch aufmerksam zu machen, daß den Käufern und Kunden die Jahresrechnungen versiegelt ins Haus gesandt werden möchten. Die Rücksicht dürfen jene wohl verlangen, daß man nicht die Register ihrer Ausgaben den Domestiken zu beliebiger Einsicht in die Hände gebe.

---

*) Wem ist bei dem Obigen nicht aufgefallen, wie so manches, was wir bei den jetzigen Italienern tadeln, sich schon bei jenen alten Meistern findet? So — das Componiren einer ganzen Oper in wenigen Wochen, die Aufführung einer Oper in Theilen von verschiedenen Komponisten an demselben Abend. Zugleich ergiebt sich aber aus dem Beispiele unseres Händel, wie man bei Oper und Ballet, unter Schauspielern und Sängern doch ein so frommes Herz bewahren könne, wie es für die Schöpfung eines solchen geistlichen Meisterwerkes erforderlich ist.

Miscellaneen.

(Wunderbare Rettung.) In der Umgegend von Treptow an der Rega erzählt man sich allgemein, daß vor vielen Jahren einstmals im Winter in der Nähe des Dorfes Hoff eine große Eisscholle an den Strand getrieben sei, auf welcher sich ein junges Mädchen mit zwei Kühen befand. Sie kam glücklich ans Land, und es fand sich nun, daß sie eine Schwedin war. Sie hatte ihre Kühe in Schweden an der Seeküste tränken wollen, war aber mit denselben plötzlich vom Ufer abgerissen und ins hohe Meer hineingetrieben. Sie hatte viele Tage und Nächte allein auf der weiten See zugebracht mitten zwischen Eisschollen, und weder Menschen noch Land gesehen. Die Milch von ihren Kühen war ihre einzige kümmerliche Nahrung gewesen. Es gefiel ihr in Pommern so gut, daß sie nicht in ihre Heimath zurückwollte. Sie ist auch allda geblieben und hat sich in einem Dorfe bei Treptow verheirathet, wo sie in hohem Alter gestorben ist.

(Des Sibiriers Heimweh.). Ein junger Sibirier, der in einem russischen Dragonerregimente zu Ostrogorsk (im pultawischen Gouvernement) stand, wurde so sehr von dem Heimweh nach den öden Steppen und Eisfeldern seiner Heimath geplagt, daß er in Melancholie fiel. Diese Gemüthskrankheit nahm so überhand, daß sie ihn in wenig Monaten an den Grabesrand versetzte. Umsonst waren die Trostworte seines Herrn, umsonst die vom Regimentsarzte verschriebenen Mixturen. Die Krankheit verschlimmerte sich täglich, und endlich, da der Unglückliche kein Mittel sah, nach seinem Vaterlande zu entkommen, oder sollte dies ihm gelingen, dort zu Sicherheit leben zu können, faßte er den verzweifelten Entschluß, sich dahin verbannen zu lassen. Dazu mangelte ihm aber ein Opfer, dessen Blut ihn dahin bringen könne. Jedoch dieses fand sich bald; einige Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und seiner Geliebten, einem jungen Mädchen, entstanden waren, reizten ihn zur Rache, und er entschloß sich, die Unschuldige seinem Heimweh aufzuopfern. Den folgenden Tag führte er das arglose Mädchen unter irgend einem Vorwande nach dem Flusse hin, vollbrachte die scheußliche That, und ging nachher ruhig an seine Geschäfte. Da man seine Verbindungen mit der Unglücklichen kannte, wurde er sogleich verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, und, da er die That bekannte, zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Allein das Urtheil war mit einem Accompagnement verknüpft, das die Hoffnung, den heimathlichen Herd wieder zu erblicken, um Vieles verbittern mußte. Er sollte nämlich vor seiner Abreise noch siebzig Knutenhiebe aushalten, was nicht das Erfreulichste war; indessen, da nichts als der Tod ihn davon retten konnte, machte er aus der Noth eine Tugend, und hielt seine Strafe mit außerordentlicher Standhaftigkeit aus. Er konnte sich darauf noch am Arm eines Gefangenwärters zu Fuß in das Hospital begeben, von wo aus er nach wenig Wochen, völlig curirt, zugleich mit andern Verbrechern nach der geliebten Heimath transportirt wurde.

(Das Alpaca.) Es werden jetzt Versuche gemacht, das Alpaca, ein Thier, welches zu dem Geschlechte der Llama's gehört und auf den Cordilleras von Peru heimisch ist, in Schottland zu acclimatisiren. Seiner Wolle wegen sehr geschätzt, wird es auch in den Parks der reichen Peruaner als Wild gehegt und liefert ein Fleisch, das dem des Wildprets gleichkommt. Das Alpaca ist weiß, braun oder gefleckt von Farbe; es schwitzt nicht, wie die Schafe und braucht daher nicht eingeschmiert zu werden; seine schwere Wolle, die so fein wie Seide ist, giebt ihm genügenden Schutz gegen die Witterung in den Gebirgen von Peru, wo vier Monate hindurch im Sommer unaufhörliche Regengüsse Statt finden, und da die Alpaca's unmittelbar unter der Schneelinie zu finden sind, so darf man annehmen, daß ein kaltes Klima ihnen selbst im Winter zusagen wird. Ihre Nahrung besteht aus „Zeho," einer Art welkem Grase, das auf allen Gebirgen über einer gewissen Höhe wächst, und man darf daraus abnehmen, daß es existiren kann, wo selbst Schafe nicht mehr fortkommen können. In der Wolle des Alpaca befindet sich keine fette, thierische Substanz, so daß es keiner Wäsche vor der Schur bedarf und die Wolle zu 20 Pence pr. Pfund verkauft werden kann. Während der Handels- und Manufaktur-Krisis des Jahres 1837 als Hochland-Wolle zu 3½ Pence pr. Pfund verkauft wurde, wurde für etwa 1,000,000 Pfund Alpaca-Wolle 2 Schill. und 2 Schill. 6 Pence bezahlt; im Ganzen sollen etwa 3,000,000 Pfund dieser Wolle aus Peru in Schottland eingeführt worden sein. Die aus der Alpaca-Wolle gewirkten Stoffe haben viele Ähnlichkeit mit Seidenstoffen, und können für den dritten Theil des Preises der Seidenstoffe fabricirt werden.

(Kartenspiel zu edlen Zwecken.) Die Redaction des „russischen Invaliden" hat aus Kalisch sieben holländische Ducaten und dreißig Rubel Silber mit nachfolgendem Briefe erhalten: „Um das thörichte Kartenspiel einigermaßen zu adeln, sollte doch Jeder, welcher Whist oder andere Kartenspiele spielt, sich zum Gesetz machen, das gewonnene Geld den Armen oder den Invaliden zu bestimmen. Ich Sünder spiele selbst zuweilen Whist, aber nicht zum Vergnügen, sondern aus Pflicht, weil die Welt bis auf den heutigen Tag keine größere Annehmlichkeiten kennt, als Karten. Ich schäme mich, und mache mir ein Gewissen daraus, daß ich auch ein Stückchen von der Welt bin, aber zur Erleichterung meines Gewissens übersende ich hiemit die von mir im verflossenen Winter gewonnenen sieben holländischen Ducaten und dreißig Rubel Silber an die Redaction des „russischen Invaliden", und ersuche selbige, für die eine Hälfte dieses Geldes Speisebillette für Arme zu kaufen, und die andere Hälfte zum Besten der Invaliden zu verwenden. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn auch andere meinem Beispiele folgten. Jetzt ist die Zeit der Wohlthätigkeit: Mittagessen für Arme, Lotterien, Maskenbälle u. s. w. und alles das für die Armen; warum sollten nicht auch die Karten zur Erleichterung des Schicksals der Armen dienen können?

(Belgische Eisenbahn.) Der Reinertrag der belgischen Eisenbahnen wird für das Jahr 1840 auf 2,250,000 Franks geschätzt; dies giebt ungefähr 4 Procent des ausgelegten Kapitals.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 2.

Bremen, Donnerstag den 7. Januar 1841.

Gestorben:

Nro. 1152. Den 30. Dec. 1840. Des Arb. Chr. Friedrich Liepermann Ehef., geb. Blomrath, 62 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 113.

— 7. Den 2 Jan. 1841. Der Dienstknecht Johann Hinr. Ahrens, 25 Jahr; Großenstr. N. 2.

— 8. Den 2. — Die Näherin Anna Christine Elisab. Meeth, 21 Jahr; kl. Helle Nro. 14.

— 9. Den 2. — Der Landmann Hinr. Rumpsfeldt, 84 Jahr; Buntenthorsteinweg Nr. 131.

— 10. Den 3. — Des Kistenmachers Diedr. Recke Tochter, 1½ Jahr; große Johannisstraße Nro. 184.

— 11. Den 3. — Amalia Sophia Bestenbostel, 25 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 23.

Nro. 12. Den 3. Jan. Des Stuhlmachers Joh. Heinrich Wilh. Ernst Weberling Sohn (todtgeb.); Grünenstraße Nr. 60.

— 13. Den 3. — Des vst. Korbmachers Joh. Georg Taucke Wittwe, geb. Wulff, 70 Jahr; Sielwall Nro. 2.

— 14. Den 4. — Der Grobbäcker Heinr. Ludw. Felte, 57 Jahr; Klosterstraße Nro. 17.

— 15. Den 4. — Des Stuhlmachers Hinr. Christ. Scharrelmann Tochter, 2 Jahr; Grafenstraße Nro. 25.

— 16. Den 4. — Der Zimmergesell Joh. Hinr. Borgerding, 73 Jahr; Rövekamp Nro. 4.

— 17. Den 4. — Der Schuhmacher Georg Friedrich Helfrich, 76 Jahr; Mühlenstraße.

Geburten:

Nro. 5. Den 1. Januar. Des Buchhalters Carl Heinr. Haupt Ehefr., geb. Meyer, Rembertistraße Nro. 41; von einem Knaben.

— 6. Den 1. — Des Postsecretairs Joh. Friedrich Christ. Doeding Ehefr., geb. Koch, am Wall Nro. 38 D; von einem Knaben.

— 7. Den 2. — Des Dr. juris und Obergerichtsadvokaten Herm. Christ. Heinr. Julius Lampe Ehefr., geb. Segelken, Catharinenstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 8. Den 2. — Des Stuhlmachers Hinr. Christ. Scharrelmann Ehefr., geb. Siebrecht, Grafenstraße Nro. 25; von einem Knaben.

— 9. Den 2 — Des Kaufmanns Johann Gustav Kulenkampf Ehefr., geb. Meier, Martinistraße Nro. 95; von einem Mädchen.

— 10. Den 3. — Des Küpergesellen Carl Heinrich Ludwig Hogrefe Ehefrau, geb. Grube, Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 18; von einem Mädchen.

Nro. 11. Den 3. Jan. Des Schneiders Joseph Juncker Ehefr., geb. Weyhusen, Kleinestraße N. 4; von einem Mädchen.

— 12. Den 3. — Des Stuhlmachers Joh. Heinrich Wilhelm Ernst Weberling Ehefr., geb. Schmidt, Grünenstraße Nro. 60; von einem todten Knaben.

— 13. Den 4. — Des Reepschlägergesellen Sören Ohlsen Ehefr., geb. Sanders, Korfesdeich Nro. 6; von einem Mädchen.

— 14. Den 4. — Des Malers Gerhard Hermann Ordemann Ehefr., geb. Schultz, Molkenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 15. Den 4. — Des Cigarrenmachers Peter Joseph Naber Ehefr., geb. Eden, gr. Annenstraße Nro. 99; von einem Mädchen.

— 16. Den 4. — Des Arb. Joh. Diedrich Müller Ehefr., geb. Struckmann, Bürgerstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 3.

Bremen, Sonntag den 10. Januar 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 10. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. prm. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Meier.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerthagen.

St. Johannis.
10 Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Rügische Sagen. *)

2. Der Herthasee.

Es liegt im Jasmundwalde ein tiefer, schwarzer See.
Nichts lebt in seiner Tiefe, kein Laut ist in der Höh'.
Du hörest nur das Rauschen des Laubs im dichten Wald;
Hörst nur, wie rings am Felsen das Echo wiederhallt.

Es wallt' an Hertha's Festen dorthin der Priesterzug;
Verschleiert war der Wagen; ein heilig Bild er trug.
Es ward das Bild gebadet im See von Priesters Hand;
Drum ward in Heidenzeiten er Herthasee genannt.

Noch wohnen böse Geister rings in dem Götterhain;
Sie steigen zu dem Bade bei hellem Vollmondschein.
Den langen Zug eröffnet das schönste Frauenbild,
Und Dienerinnen folgen, von Schleiern eingehüllt.

Hörst du ihr nächtig Plätschern, so sei auf deiner Hut,
Lenk' ab vom düstern Walde, geh' nicht zur dunkler Fluth.
Denn wessen Auge schaute die wunderbare Fee,
Den lockt sie zu dem Wasser, den zieht sie in den See.

*) In dem im vorigen Blatte mitgetheilten Gedichte ist Spalte 1 Zeile 9 und Spalte 2 Zeile 9 Jungfraun statt Jungfrau zu lesen.

Heinrich's des IV. von Frankreich letzte Lebensstunden.

Novelle.

Es war sechs Uhr Morgens; der Tag hatte kaum das Zwielicht verdrängt, da läuteten die Ursulinerinnen mit allen Glocken. In der Straße Sainte Avoye, in welcher das neue Kloster der frommen Schwestern lag, drängte sich ein Gewühl von Tausenden, Jung und Alt, Bettler und Reiche, tobend und lachend als ging es zu den Freuden des Schauspiels, zu einer Lustbarkeit seltner Art. Das leichtgeschürzte Volk der Gassen, ewig müssig und aus Müssiggang frohen Muthes, und aus frohem Muthe zu allen Dingen, auch zu dem Ernst befähigt, der lustige Pöbel und die hungernde Armuth bildeten den Vortrab und stand an den Mauern des Klosters entlang und vor dem Hauptportal der Kirche zu einem dichten Knäuel. Eine glänzende Reihe von Equipagen mit der Auswahl der Hauptstadt wogte langsam nach und suchte vergebens eine Bahn durch das Gewirr der Fußgänger. Die Kutscher riefen die Querlaufenden an, die Laqueien sprangen auf und ab und über dem tausendfach zertheilten Lärm wie über einem Tumult der Unterwelt bebten die Kirchenglocken durch die helle Morgenluft.

Endlich öffnete sich die Flügelthür und die Menge strömte hinein.

Das ganze Schiff der Kirche war mit reichen Teppichen und mit rothem Damast behangen. Binsenmatten bedeckten den Marmor des Fußbodens, kein Tritt eines sterblichen Fußes sollte hörbar sein. Schwarze Immortellen, die Blumen des Grabes, und weiße Rosen, die Blumen der Vermählung, waren zu Kränzen gewunden und zierten einträchtig die Gefäße auf dem Altare. Ein Begräbniß und eine Hochzeit sollten zu gleicher Zeit gefeiert werden, die Einkleidung einer Nonne, ihr Absterben von den Freuden der Welt und ihre Vermählung mit dem Himmel.

Das Chor der Nonnen über dem Portal, dem Hochaltar gegenüber, war noch verhüllt. Die Novizen erschienen und öffneten die Läden und Fenster, und zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, während die Logen der Vornehmen sich füllten und das Volk in gedrängten Scharen den weiten Raum unten besetzte und in den Seitenhallen hinwogte. Plötzlich schwiegen die Glocken und man hörte nur das Gewirr der allgeschäftigen Menge. Die Aebtissin trat ein, in dem ganzen Schmuck ihrer Würde, in dem grauen Unterkleide, dem schwarzen Rocke mit dem ledernen Gürtel und eiserner Schnalle, den schwarzen Kirchenmantel ohne Aermel übergeworfen, mit dem Vortuche und der Kopfbinde, die alles Haar verdeckte, und dem schwarzen mit weißer Seide gefütterten Weihel. Der düstere Schleier der bräutlichen Wittwen des Herrn lag über ihr Haupt gebreitet, um die Stirn wand sich das Sternendiadem, an ihrem Halse hing das Medaillon, die heilige Jungfrau mit dem Sohne im Arm.

Nahe am Gitter ließ sich die Aebtissin nieder und rief die Nonnen ihrer Gemeinde jede einzeln beim Namen auf. Alle erschienen nach einander in Zwischenräumen, denn eine jede schleppte den Mantel weit nach, als hätte das schwarze Gewebe viel Irdisches zu verhüllen. Der Anzug der Nonnen war dem der Aebtissin gleich, nur waren die Novizen weiß verschleiert.

Ganz zuletzt erschien eine hohe, wo nicht stolze Gestalt an der Thür des Chors, in der Tracht der Ursulinerinnen, um das Haupt noch den weißen Schleier, den sie jetzt, als des Himmels Braut und Wittwe zu gleicher Zeit, mit der Farbe des Todes vertauschen sollte. Der Beichtvater des Königs, Pater Cotton, führte sie. Er hatte dem Volke dies Schauspiel bereiten wollen, eine vornehme Weltdame dem Schooße des klösterlichen Stilllebens zu überliefern. Es schien nicht, als solle sie förmlich in den Orden treten, und sich den Observanzen der Klosterzucht unterwerfen, sie wollte nur die Weihe einer Ursulinerin empfangen und zu der Zahl der weitverbreiteten Religiosinnen gehören, die außerhalb der geheiligten Mauern lebten und mitten in der Welt den Einfluß der kirchlichen Macht bis in Kreise ausdehnten, in welche der geistliche Arm bisher nicht reichte. Man zählte schon damals in Paris einige Tausend Ursulinerinnen, die weder die Behausung noch das Habit, am wenigsten die Gelübde der congregirten Klosterfrauen theilten, vielmehr dem Familienleben und menschlicher Gesellschaft angehörig, nur im Stillen die Welt dem Geiste unterordneten. Die Gesellschaft Jesu bedurfte solcher stillen Mitglieder, um, wie sie sagten, die Weltlichkeit in ihr selbst zu reformiren; es waren die geheimen Arme, womit die Jesuiten alle Sphären des menschlichen Lebens umspannen wollten. Oft geschah die Einweihung einer solche Religiosin ganz verschwiegen, nicht selten aber mit Schaugepränge, und hinter der glatten frommseligen Miene des königlichen Beichtigers lag der Triumph des heutigen Tages nur mühsam versteckt.

So wie die Dame an seiner Hand erschien, begann ein neues Wogen in der dichtgedrängten Menge. Man wollte die fromme Schönheit sehen, die sich der Kirche verlobte. Man wußte noch sehr gut, wie sie mit allem Schimmer der lachenden Herrlichkeit in glänzender Carosse durch die Straßen von Paris fuhr, wie die Cavaliere an öffentlichen Festen ihr gehuldigt, man erinnerte sich der Zeit wo sie die gefeierte Schönheit des Hofes war. Viele tausend Federn und Hüte bogen sich jetzt über den Rand der Logen hinaus, als die neue Braut vor der Aebtissin stand und auf das seidene Kissen hinkniete, um die Formen ihres Ehegelöbnisses zu vollziehen. Der gebräuchliche Frag- und Antwortwechsel begann. Die Klostermutter sprach von der göttlichen Wohlthat, dem Leben und seinen Eitelkeiten abzusterben, und auf ihre Anrede erfolgte das leise Ja der Befragten. Endlich erhob sich die Superiorin. Die fromme Katharina — so war die Neugewonnene angeredet — beugte das Antlitz bis auf den Teppich und hüllte sich in den großen schwarzen Mantel, den die Aebtissin über sie breitete. „Nun bist Du gestorben, meine Tochter, nun bist Du todt!" sagte diese nicht ohne Rührung. Zugleich wurden die Läden der Fenster geschlossen, und das ganze Chor der Nonnen war in dichte Finsterniß gehüllt und alles bis an die Schranken, wo das Volk stand, versank in Grabesnacht. Nun begann die Orgel mit ihrer Wehklage. Ein Prälat mit den Diakonen stand am Altare und stimmten das De profundis an. Das Leichenbegräbniß war vollendet, man betete für die Gestorbene.

Als man die Augen wieder zum Chor wandte, trat die Aebtissin mit der Schwester Katharina hervor, jede eine brennende Kerze in der Hand. Sie sanken dicht am Gitter hin in traulicher Gemeinschaft, ihre bleichen Angesichter leuchteten wunderbar im Heiligenschein der weißen Flammen.

Die Messe hatte begonnen und ging dem Brauche nach bis zum Evangelium. Dann setzten sich die Priester rechts an den Altar, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu betrat die Kanzel und hielt die bezügliche Predigt vom Absterben aus eitel Welt und Sündlichkeit.

So wie die Messe nach der Predigt schloß, verließen die Klosterfrauen das Chor; die Priester traten an das Comulgatorium und das Gewühl der frommen Schaulust wogte nach diesem Theile der Kirche. Das Comulgatorium, in der Größe einer Tabernakelthür, ist eine kleine Oeffnung in der Mauer, welche von der Kirche zum Kloster führt. Sie ist nur zugänglich, wenn die frommen Schwestern die Hostie empfangen oder eine neue Devote eingesegnet wird. So wie jetzt der Flügel aufsprang, sah man in die kleine Kapelle, wo die Vermählung der weltlich Be-

grabenen mit dem himmlischen Bräutigam begann. Rings herum in dem kleinen Raume der gespannten Gemeine der Nonnen, in dem Mittelpunkte des Kreises kniete Katharina mit gebeugtem Haupte vor dem Sakristan, der vom Altare das Jesuskind nimmt, den silbergestickten Bräutigam, den er in die Arme der Verlobten legen soll. An ihrer rechten kniet die Superiorin, die den schwarzen Schleier hält, der mit dem weißen vertauscht wird, und den Ring des himmlischen Ehebundes und das Brautdiadem mit den tausendfarbigen Blumen und den Lilienkronen, in deren Höhlung kleine Engel mit silbernen Fähnchen nisten. Der Prälat spricht das Gebet zur Einweihung der göttlichen Verbindung, dann richtet er noch einmal an die Knieende die Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?" —

Draußen, dicht vor dem Fenster, das auf die Straße ging, war scharfes Pferdegestampfe laut geworden In der Kapelle führte oben eine Gallerie an den bemalten Scheiben vorbei, die zwischen den Säulen ihren Eingang hatte. Ein selten betretener Gang leitete hinauf; man überblickte von dort die ganze kleine Halle. Auch durch diese Oeffnung konnte das Geräusch so vernehmbar von Außen durchgedrungen sein. Vor der Thür auf der Straße hielt ein Reitertrupp. König Heinrich war mit Gefolg die rue Sainte Avoye hinauf geritten und hielt am Portale. Er hatte die Nacht wieder außerhalb Paris zugebracht, mit dem frühen Morgen wollte er im Louvre sein. Der Weg führte ihn bei den Ursulinerinnen vorbei, das ganze Stadtviertel scheint ihm wie ausgestorben, kein Kopf läßt sich blicken, niemand tritt ans Fenster, wie sonst, wenn er dieses Weges kam. Auf seine Frage, woher die Stille, ward ihm schnell die Antwort. Eine dunkle Wolke des Trübsinns zog über seine helle Stirn, als er vor dem Kloster wie gebannt hielt. „Saint-Michel, laßt uns hinein schauen!" sagte er zum Adjudanten, seinem treuen Begleiter indem er sich aus dem Sattel schwang; das übrige Gefolge hielt. Im Hauptportal war der Knäul der schaulustigen Menge so fest, daß es unmöglich schien durchzudringen. So gingen sie durch die Nebenpforte, die zur Seitenkapelle führte. Niemand kannte den König in dem schlichten Reiterkleide. Der Pförtner winkte Behutsamkeit, aber ein Wort des Adjudanten genügte, den Alten willig zu machen. Die untern Gänge waren auch hier dicht besetzt, und der Kirchendiener öffnete die geheime Treppe, die auf die Gallerie der kleinen Kapelle führte. Saint-Michel, der um das Geheimniß wußte, das den König hinzog, blieb hinter der Säule stehen, als Heinrich mit leisem Schritte bis an die Brüstung trat und auf die versammelte Schar der Nonnen herabblickte, um noch dem letzten Akte der heiligen Ceremonie beizuwohnen.

Die Braut des Himmels lag knieend in der Mitte, das Haupt tief gebückt, die Aebtissin stand neben ihr, den Ring, den schwarzen Schleier und das Diadem in Händen. Noch einmal that der Sakristan die übliche Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?" Sie erhub ihr Angesicht, ein Blick gen Himmel sollte ihr die Antwort suchen: da blieb ihr Auge starr gefesselt, sie stand auf, auch ihre Arme hoben sich wie magnetisch ergriffen, während eine dunkle Gluth die ganze Fassung ihrer bleichen Züge vernichtete. Als sich mehrere Blicke nach der Gallerie wandten, war der König rasch zurückgetreten, und mit seinem Verschwinden endete auch für Katharine der Moment der plötzlichen Entzückung, mit einem lauten Schmerzensruf sank sie ohnmächtig zusammen. Die Aebtissin bemächtigte sich der Armen, die Nonnen erhoben weheklagend die Hände, den Novizen klopfte vor sympathetischer Bangigkeit das Herz; über der Volksmenge, die staunend auf die Scene blickte, lag eine Todtenstille.

Ganz betäubt stieg der König an Saint-Michels Seite die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe, unten in der Vorhalle, trat ein wilder Mensch mit schwarzem, struppigem Haar und rothem Bart, die Hände in den Mantel gewickelt, dicht auf ihn ein; der Adjudant drängte ihn zur Seite, und der König gewann den Ausgang. Bewußtlos, oder wie in Träumen versenkt, stieg er in den Bügel, das müde Roß schritt mit gebeugtem Kopfe und er ließ die Zügel hängen. Am Ende der Gasse wandte er noch einmal den Blick; Kirche und Kloster und die ganze Häuserreihe, alles stand noch immer wie in heiliges Schweigen gebannt. Dann spornte er das Pferd und flog im Galop die Straßen hinunter; das Gefolge keuchte hinter ihm her.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Bischof Dräseke und der anonyme Libellist.

(Fortsetzung.)

> „Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben daß einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und die Sachen ist." Goethe an Schiller.

Doch wir wenden uns von dem Wer? und Warum? zu den Sachen selbst, den Thatsachen, auf die er so gewaltig pocht, als hätte er Wunder was für Dinge enthüllt. Seht hier, das Alles ist unwiderleglich! Könnt ihr's leugnen, daß der Bischof über die weltlichen Beamten sich beklagt hat, daß er zu einem milden Zwecke die Beiträge sich in Papiergeld einschicken ließ, um nicht Porto in Abzug zu bringen, daß er einem Schullehrer einen Thaler geschenkt hat, daß er gefragt hat, ob wöchentlich die Orgel gestimmt werde? Und nun gar seine Visitationsreisen! Der Bischof nimmt seine Tochter mit, oft speis't man im Gasthof, weil die Pastoralwohnung nicht geräumig genug ist, und nur ein einzig Mal weiß ich, daß der Bischof Champagner hat kommen lassen; die Frau Pastorin verlangt neue Gardinen, neue Kleider; auf der Kanzel hat er einmal von Landcharten gesprochen; bei der

Anrede an die Prediger läßt er sie sich die Hände reichen, „daß es aussieht, als würde Baum-Baum-Kessel gespielt, (S. 26), da habt ihr's klar vor Augen, wie die Kirche in Sachsen im Argen liegt, daß man keinen Ausgang aus der Verwirrung sieht. O es ist zu lächerlich, um ernsthaft zu bleiben! Wir wollen indeß die Beschuldigungen etwas näher betrachten; uns kann aber nicht zugemuthet werden, alle Erbärmlichkeiten und Klatschereien, die hier wie Papierschnitzel durch einander geworfen sind, nochmals aufzuheben. Der Verfasser hat das achtjährige Wirken des Bischofs Dräseke darstellen wollen. Hat sie gar nichts Gutes gewirkt, die rastlose Thätigkeit des für sein Amt begeisterten Mannes? Dies darzustellen überließ Herr G. v. C. Anderen; und sie werden es thun, ob jetzt, ob später über Dräseke's Grabe, gleichviel! Wir sind weit entfernt, dies auch nur zu versuchen, und gehen bloß auf dasjenige ein, was die Schrift selbst darbietet.

Wenn man den Wirrwarr etwas durchmustert, so findet sich, daß die Beschuldigungen gegen Dräseke unter drei Aufschriften zu bringen sind: 1, Angriffe auf D.'s Charakter; 2, Tadel seiner Predigtweise; 3, Klagen über seine Geschäftsverwaltung. Eine anschauliche Darstellung, eine auf den Grund gehende Beurtheilung erhält man nirgends; es wird nur gelegentlich etwas bekrittelt, etwas angehängt. Ja, Schwächen auffinden, das kann jeder Handlanger. Wer die Größe nicht erkennen kann, nicht durch Liebe sich ihr nähert, der kann sie wenigstens beneiden und kleinmeistern. Das aber ist der wahrhaft große Mann, dessen Fehler man nennen kann, ohne daß er aufhört groß zu sein. Mit den Tugenden gränzen Fehler so nah zusammen. Hat man die ideale Gemüthswelt eines Dräseke begreifen gelernt, hat man Glauben gewonnen an den göttlichen Hauch, der die Seele belebt, dann werden wir nicht gleich den Schein für das Wesen nehmen, nicht diese oder jene Aeußerung, an denen die Zungen, die sie forttragen, immer ändern, wird uns irre machen, wir werden nicht irgend eine Unbehülflichkeit im Praktischen auf Rechnung seines Charakters schreiben. Und was bringt denn unser Scribent? Was hat es denn mit D.'s Charakter zu thun, daß er einen Thaler gab, wo man Gold von ihm erwartete? Er hat auch dies zu geben gewußt, wo es sich darum handelte, Bedürftige zu unterstützen. Ist denn wohl viel Wesens davon zu machen, wenn er gegen einen hochgestellten Herrn, den der Kutscher des Bischofs übergefahren hatte, später sein Bedauern dahin ausdrückt, er habe nicht geglaubt, daß er es sei, sondern habe geglaubt, der Verletzte sei einer aus dem Bürgerstande. Wer legt denn jedes Wort der Höflichkeit auf die Wagschaale? Wollte der Verfasser ihn auf Verachtung des Bürgerstandes anklagen, so bedurfte es ganz anderer Beweise. Hier wissen wir, daß Dräseke auch in die Hütte des Aermsten den Trost der Religion gebracht, stundenlang an Krankenbetten ermahnt und getröstet hat, wo ihn der Jammer der Armuth und Alles umgab, was den, der noch seine fünf Sinne hat, hätte forttreiben mögen. Mit welchem Wohlbehagen zieht der Libellist allerlei kleinliche Vorfälle herbei, um die Leser glauben zu machen, Dräseke sei eitel und egoistisch. Gehören denn nicht auch die äußeren Formen der Ehrerbietung zu den Attributen seines Amtes und seiner Würde? Dräseke verliert die Form nicht gegen Andere aus den Augen, nie war er gleichgültig dagegen; allein die Form galt ihm nicht ohne geistigen Gehalt, sie war ihm nicht von Werth um des Scheins willen, sondern nur insofern das innere Leben darin Gestalt gewann, nur insofern das Gemüth sich daran emporrichtete. Daß D. mit seinem Segen minder freigebig sein sollte, räumen wir dem Verfasser ein, können aber darin keine persönliche Eitelkeit finden; ihm ist der Segenswunsch eine christliche Begrüßungsform, die dem Bischof nicht übelsteht; nur weil sie unter uns ungewöhnlich ist, fällt sie auf. Auch das geben wir zu, daß D. sich manchmal von Menschen bestechen läßt, die es nicht verdienen, die durch Augendienerei und Gleißnerei sich einschmeicheln, hinterrücks aber sich ganz anders vernehmen lassen, daß D. also nicht Menschenkenntniß genug besitzt, den Heuchler vom Freunde zu unterscheiden. Habe er die Schwäche, die Schliche der Falschheit nicht zu ahnen! er theilt sie mit vielen Edeln. Wen trifft denn die breite Rede des Verfassers? Er macht gegen Dräseke eine Parade und schlägt auf seinen Nebenmann los, den Schuldirector N., der kurz vor des Bischofs Ankunft sich sehr derb über denselben geäußert hatte und ihm hernach mit der höflichsten Subordination seine Aufwartung machte. Dabei bekommen wir denn noch des Breiteren eine Kindheitsgeschichte des Verfassers zu hören, um zu begreifen, wie er ein Feind der Schmeichelei und Falschheit geworden sei. Schade, daß Dräseke's Vater nicht auch die Schwäche hatte, mit dem freundlich zu sein, der seine Kupferstiche lobte. Einen einzigen Fremdenbesuch hätte das Söhnchen zu belauschen gebraucht, und er hätte für sein Lebenlang so klare Augen gehabt, wie unser Verfasser.

Wenn der Verf. ferner eifert gegen den glänzenden Empfang, den man dem Bischof allenthalben bereite, gegen die Ehrenpforten, die Gastmähler u. s. w., gegen wen spricht er denn da? Gegen Dräseke? Herr G. v. C. wenigstens hat kein einziges Beispiel angeführt, daß es von D. also angeordnet worden sei. Ja, er sagt ausdrücklich, daß sich D. im Voraus alle Umstände zu verbitten pflege. Aber es geschieht nun leider! Herr G. v. C. sagt uns nicht, was er thun würde, wenn ihm eine Ehrenpforte errichtet wäre, sondern bloß, daß es Ehrenpforten, die man Andern errichtet, nicht leiden kann.

Aber wie? sollte nicht Dräseke's politische Gesinnung zu verdächtigen sein? Ist er der Regierung aufsätzig? bringt er demagogische Ideen in Umlauf? Nein, darüber können wir eben nicht klagen; aber er hat es gethan. Seht! 1815 redete er von unerfüllten Hoffnungen des deutschen Volks und äußert gar 1817 seine Freude über das berufene Wartburgsfest. Elende Insinuation! Die Zeit ist vorbei, wo einem Ehrenmanne damit etwas aufzuheften war. Wir wollen es Dräseke rühmend nachsagen, daß sein Herz weit genug war, um außer seiner Dogmatik auch den Hoffnungen und Besorgnissen des Vaterlandes Raum zu geben. Wer die Gesinnungen, die Dräseke in der vom Verfasser angezogenen Stelle äußert,

verdächtig machen will, der vergreift sich an den edelsten Männern Deutschlands. Die Begeisterung jener Jahre ist die heilige Flamme im Tempel der Geschichte des deutschen Volks. Blas't nur mit euren Lästerungen hinein, ihr löscht sie nicht aus; euch sprühen nur die Funken ins Auge.

In den Stellen der Broschüre, wo der Verfasser Dräseke's Predigten bespricht, schleppt sich seine Polemik zwischen allerlei Widersprüchen herum. Er macht viel Rühmens von Dräseke's Genie und Beredtsamkeit, wo er es für nöthig hält, durch diese Beleuchtung den Schatten, in den er dessen praktische Wirksamkeit stellt, zu verstärken und durch theilweise gespendetes Lob sich den Schein der Aufrichtigkeit zu geben. Wo diese Rücksicht nicht zu nehmen war, fällt er mit aller Philisterhaftigkeit seiner kleinlichen Polemik über einzelne Phrasen her und klagt, daß er's „dem schlichten Bürger und Bauer zu bunt mache"; die Pointe, auf die er hinaus will, giebt er nicht undeutlich zu verstehen, wo er eine Aeußerung Friedrichs des Großen nach der Krönungsfeierlichkeit herbeizieht: ein Schauspieler hätte es noch besser gemacht! Hier tritt die boshafte Absicht allzu unverhüllt hervor, als daß uns nicht ekeln sollte, auf die einzelnen Ausstellungen, die der Libellist macht, einzugehen. Mochte er immerhin Dräseke's Predigten kritisiren (freilich ließ der Titel der Schrift keine Kritik der Dräseke'schen Predigten erwarten): dem redlichen Beurtheiler räumen wir gerne ein, daß sich D. manchmal dem geistreichen Spiel des Witzes im Uebermaaß hingiebt, und manche Wendung gesucht, auch wohl verfehlt ist, daß oft die Gedankenentwickelung zu sehr mit dem blendenden Schimmer einer bilderreichen Phantasie umhüllt ist. Aber nennen Sie mir den Redner, würden wir sagen, bei dem nicht durch Angewöhnung mit den Jahren eine gewisse Manier eintritt! bedenken Sie, daß Dräseke in einem Alter steht (er ist sechsundsechzig Jahr alt), wo das Gemüth an Beweglichkeit, der Geist an Frische und Elasticität auch bei dem geist- und gemüthvollsten Manne verliert! Wenn D. gewünscht hat, vom Predigen dispensirt zu werden, ist es nicht vielleicht das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Kraft, den früheren Erfolg zu erreichen? Und dennoch bewundern Sie zugleich den Reichthum des Geistes, über den er noch gebietet, die Kraft der Beredtsamkeit, die ihm auch jetzt noch inwohnt! — Ja, so würde man zu einem Kritiker reden, dem es bloß um die Sache zu thun ist; der nicht auf Anekdoten und Phrasen Jagd macht. Den Baum mit der hochgewölbten Krone, in dessen Schatten Tausende Ruhe und Erquickung gewonnen haben, mögen Sie, Herr G. v. C., ruhig stehen lassen, Sie fällen ihn nicht, hacken Sie immerhin einige Knorren ab für Ihr Naritätencabinett.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Theater.

(Fortsetzung.)

Die Oper „Jessonda" ist viel zu lange Zeit vom Repertoir verschwunden gewesen, obgleich die Besetzung genügend hätte geschehen können, wie denn überhaupt — ungeachtet der anzuerkennenden Einübung neuer Opern — das Repertoir sich stets in einem sehr engen Kreise bewegt. Wer für die Anordnung eigentlich verantwortlich ist, sollte dem Publikum vernünftigerweise auch bekannt gemacht werden. Sobald der Theater-Director das Reich seiner Kunst im Schauspiel erblickt, muß die Regie der Oper einem Sänger von Fach übertragen werden, welcher sich aus gleichem Grunde für Musik und Oper interessirt, sonst dürfte nothwendig dem letzteren Kunsttheile eine stiefmütterliche Behandlung zu Theil werden, — Die Gelehrten sind nun freilich über den bezüglichen Werth der beiden Spohr'schen Hauptopern „Faust" (geschrieben in Wien 1814) und „Jessonda" (geschrieben zu Cassel in den zwanziger Jahren) nicht einig, und kommen wir vielleicht später auf diesen Punkt zurück; den Bremer Theaterfreunden möchte indeß doch wohl die Jessonda lieber sein, und kam es daher sehr erwünscht, daß Herrn Schmetzer's erstes Auftreten grade in dieser lang entbehrten Oper geschah. Obgleich Nadori nicht eigentlich die Hauptrolle des Stückes, so ist die Partie doch sehr geeignet, die Talente unseres willkommnen Gastes in hellem Lichte erscheinen zu lassen, und gelang es Herrn Schmetzer auch das Publikum zu entzücken und zu begeistern. Diese herrliche, kräftige Stimme verdankt der Sänger der Natur, allein die edle, correcte Gesang-Weise, in welcher er vorträgt, die Beobachtung der strengsten Kunstregeln, welche andere Sänger im Laufe der Zeit so leicht vernachlässigen, darf er sich mit Recht zum Ruhme anrechnen. Damit vereinigt er, was wiederum bei Tenoristen so selten ist, ein höchst lebendiges und angemessenes Spiel, und so kommt alles zusammen, um den strengsten Anforderungen der Kenner zu genügen. Wie meisterhaft wurde das Recitativ vorgetragen „Still lag auf meiner Seele", mit welcher Vollendung das dann folgende Rondo „Daß mich Glück mit Rosen kröne"! Die Wiederholung wurde daher auch mit rauschendem Beifalle begehrt, und vom Sänger mit der gleichen Kraft noch einmal geleistet. Es gereicht gewiß zum verdienten Vortheile der Sänger von Fach, daß im Publicum jetzt so viele Dilettanten sind, welche die Schwierigkeit solcher Passagen, wie sie im Rondo vorkommen, aus eigenem freilich oft vergeblichen Bemühen zu erkennen wissen. Das bekannte Duett „Schönes Mädchen" steigerte den Enthusiasmus noch mehr, und der gefällige Sänger hätte dem Da Capo-Rufe noch wieder Gehör gegeben, wenn nicht die bescheidenen Kenner über die unbescheidenen Exaltirten den Sieg davon getragen. Dilettanten haben sich bei dem Duett gewiß eine sehr passende Veränderung des Textes bemerkt. In der Regel singt man „siegen werd ich und durch sie", wobei der Accent der Composition auf dem hervorgehobenen Worte liegt. Herr S. sang nun aber viel geeigneter „ja ich siege und durch sie". Auch in solchen kleinen Nuancen erkennt man den Künstler von Geschmack und Nachdenken. Auf eine weitere Analyse der erwähnten Leistung läßt sich hier nicht eingehen. Der größte Theil der Leser bewahrt ja auch gewiß den bezaubernden Eindruck im eigenen Gedächtnisse, oder benutzt die ferneren Gastdarstellungen, um sich entzücken und belehren zu lassen. Madame Marquard sang und spielte die Jessonda in ihrer bekannten, und stets mit Beifall be-

lohnten edlen Weise. Verdiente Anerkennung fand auch Herr Krieg als Dandau, und Herr Schaumann als Tristan. Demoiselle Gned als Amazili mäßigte ihre klangvolle Stimme und erlangte daher um so größern Beifall. Von mehreren Theaterfreunden wurde ungern die Arie vermißt, welche Dem. Franchetti nach dem Duett mit Nadori einzulegen pflegte, und zu welcher die Begleitung in den Orchester-Stimmen noch steht. Die Chöre ließen eine sehr schnelle Einübung der Oper vermuthen, und die Potugiesen exercirten so schlecht, daß sie ohne Nadri und den unterirdischen Weg die Stadt gewiß nicht eingenommen hätten.

Die nächste Gastrolle des Herrn Schmetzer wird Tamino sein, und sicherlich einen überaus genußreichen Abend gewähren. Hoffentlich geht aber der früher angekündigte Licinius dem Publicum nicht verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Rechtspflege.

In den öffentlichen Blättern der freien Stadt Bremen wird jetzt eine höchst ungewöhnliche Edictal-Ladung publicirt. Ein auswärtiges Gericht ladet nämlich speciell die Einwohner der Stadt Bremen vor sich, zu Angabe derjenigen Forderungen, welche sie gegen einen Mann haben, der früher hiesiger Bürger war, und dann ins Ausland gezogen ist. Wer sich nicht meldet, soll nicht etwa nur von einer besonderen augenblicklichen Masse ausgeschlossen sein, sondern vielmehr seines ganzen Rechtes für verlustig erklärt werden, und die Wirkung davon soll so weit gehen, daß wenn der Debitor wieder nach Bremen kommt, er hier nicht von den hiesigen Gläubigern angesprochen werden dürfe. — Ist ein solches Verfahren mit gemeinrechtlichen Rechtsnormen, ist es mit der Gerichtsbarkeit eines unabhängigen Staates verträglich? Soll der Bremische Bürger aus der unbedingten hiesigen Publication schließen, daß wenn er die Vorforderung des auswärtigen Gerichtes unbeachtet lasse, er dann nachher die Hülfe des Bremischen Gerichtes nicht anrufen könne? Hierüber dem Publicum eine Beruhigung zu geben, wäre gewiß nicht überflüssig. Schwerlich möchte es bei dem einen Vorfalle bleiben. Der Geschäftsmann weiß aber, wie oft der hiesige Bürger nur dadurch zu seinem Gelde kommt, daß er den Fremden oder sein Guthaben hier in Bremen ansprechen kann und darf.

Das Hermanns-Denkmal.

Die eingegangenen Beiträge belaufen sich jetzt auf 25,271 Thlr. Der Gesammtaufwand ist zu 48,600 Thlr. veranschlagt, nämlich 29,290 Thlr. für den schon weit vorgerückten Unterbau auf dem Gipfel des Teutberges, 16,664 Thlr. für das 164 Centner schwere und 40 Fuß hohe kupferne Standbild selbst, dessen bereits begonnene Ausführung der uneigennützige Bandel übernommen hat, und 2645 Thlr. für Nebenkosten. Mithin fehlt noch die Summe von 23,329 Thlr. Auch fehlt es an Arbeitern. Der König von Baiern wird einige senden.

Umwandlung des englischen Volkscharakters.

Die Vorliebe für Musik im Londoner Publikum ist eines der mehrfachen Zeichen einer seit ungefähr zwanzig Jahren immer deutlicher hervortretenden Veränderung in der Denkungsart und dem Gefühlszustande des englischen Volks überhaupt. Neulich fand unweit von hier ein großer Boxkampf statt — a great prize fight, wie der Anschlag es nannte — zwischen den zwei letzten Trägern des Boxruhms, Caunt aus Cornwallis und Brassey aus Yorkshire. Sie kämpften um den Preis von zweihundert Pfund, zu welchem natürlich jeder die Hälfte selbst gesteuert. Vor zwanzig oder dreißig Jahren wäre das eine Generalluft für London gewesen; Arm und Reich, Jung und Alt, Vornehm und Gering hätten zugegen sein müssen, und in den Zeitungen wären seitenlange Berichte erschienen. Auch diesmal fehlte es nicht an Bekanntmachungen; aber als Augenzeuge kann ich versichern, daß trotz des ungewöhnlich schönen Wetters die Zahl der Zuschauer unbedeutend, und darunter vielleicht mancher war, den, gleich mir, der Zufall dazu geführt. Eben so wenig Notiz hat die öffentliche Presse davon genommen, die Presse die eigentlich von Allem Notiz nimmt und in einer Zeit, wo das Parlament nicht sitzt, auch in der That von Allem Notiz nehmen muß, um ihre mächtigen Spalten zu füllen. Ein einziges Wochenblatt, Bell's Life in London, hat eine Art Beschreibung geliefert; die politischen Morgen- und Abendblätter haben den Faustkampf keiner Sylbe gewürdigt, und doch wurden hundert brave Gänge gefochten, dem einen Boxer ein Auge, dem andern drei Zähne ausgeschlagen. Wenn solche Theilnahmlosigkeit sich bei einer der ältesten englischen Lustbarkeiten offenbart, die sicher auf den englischen Charakter nicht ohne Einfluß gewesen ist, und wenn dasselbe von geistesverwandten old English sports gilt, wie Stierhetzen, Bärenhetzen, Hunde-, Hahnen- und Dachsgefechte, da kann gewiß ein in der Denkungsart und dem Gefühlszustande des Volks eingetretener Wechsel nicht bezweifelt werden. Eine Bestätigung des Gesagten finde ich in einem sehr lesenswerthen Pamphlet eines Herr Maceonnell, on the present condition of the people of this country, and the best means of improving it. „Die Sitte," heißt es dort, „Thiere zu hetzen, wie Bären, Ochsen, Dachse und andere, kommt täglich mehr in Verfall, und wo noch Ueberbleibsel sich erhalten, wird die öffentliche Stimme wider den barbarischen Gebrauch immer lauter und stärker, und in Kurzem wird er aufgehört haben. Der Faustkampf noch vor wenigen Jahren so hoch begünstigt, so öffentlich gefeiert, ist in der allgemeinen Achtung schon tief gesunken, und Boxer aller Art, ob gelernt oder nicht gelten jetzt für den Auswurf der Gemeinheit. Blaue Augen, blutige Nasen, zerfleischte Backen und ausgeschlagene Zähne sind nicht mehr Ehrennarben."

Miscellaneen.

(Eisenbahnen.) Wenn ein kriegerischer Staat zur Zeit der Erfindung des Pulvers bei den alten Waffen hätte bleiben wollen, so wäre er seinen Feinden bald erlegen. Ebenso verhält es sich mit Eisenbahnen und Dampfschiffen für Handelsstaaten. Erst in der letzteren Zeit ist auch in Bremen einiger Eifer sichtbar geworden. Solchen zu beleben, achtet der Bürgerfreund für seine Pflicht, und giebt er zu diesem Zwecke heute folgende Notizen:

Gesammtübersicht des Personen-Verkehrs auf der Magdeburg-Köthen-Halle-Leipziger Eisenbahn im Jahre 1840.

Vom 1. Januar bis zum 18. Juni fuhren auf der Bahnstrecke von Magdeburg bis zur Saale	100,240	Personen.
Vom 19. Juni als dem Eröffnungstage der Bahn bis Köthen, bis zum 22. Juli benutzten die Bahn	36,933	„
Vom 22. Juli bis zum 17. August betrug die Frequenz auf der Strecke von Magdeburg bis Halle	44,578	„
Vom 18. August, dem Eröffnungstage der ganzen Bahnstrecke bis zum 31. December wurde dieselbe von	171,450	„
befahren, so daß die Frequenz . . . . . beträgt.	353,201	Personen
Die größte Anzahl der in einer Woche beförderter Personen ist	14,861.	
und der an einem Tage beförderten . .	6061.	

Von Gütern wurden, seit Eröffnung des Frachtverkehrs zusammen 98,150 Centner transportirt. Der stärkste Transport in einem Tage beträgt 2477¾ Centner; die Einnahme aus dem Betriebe im Jahr 1840 beträgt zusammen circa 176,000 Thlr., von welcher Summe circa 129,800 Thlr. auf die Zeit vom 18. August seit Eröffnung der ganzen Bahn zu rechnen sind.

Im Jahr 1840 fuhren auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn 460,639 Personen.

(Verbrauch des Kaffees.) Man rechnet, daß Europa jährlich 226 Millionen, Amerika 37 Millionen Pfund Kaffee verbraucht. Fügt man hierzu den bedeutenden Verbrauch im Orient, Nordafrika und in den Ländern, die selbst Kaffee erzeugen, so ist sicherlich 3 — 400 Millionen Pfund eine nicht zu hohe Annahme. Vor etwas länger als 100 Jahren ward aller Kaffee aus Arabien geholt, und die ganze Production machte vielleicht 10 — 12 Millionen Pfund aus. Jetzt liefert Arabien nur zwischen 1/12 und 1/18, und nach Europa kaum 1/10 dessen, was dort verbraucht wird. Die größte Menge führt Westindien aus, nämlich 101 Millionen Pfund (Domingo 30, Cuba 28 Mill.); hierauf folgt Brasilien und das übrige Festland Südamerika's mit 64 Mill., dann Java mit 38 und Arabien mit 24 Mill. Pfund. Die übrigen Gegenden liefern im Verhältniß zu diesen nur wenig.

(Bulwer's Werk.) Im Haymarket-Theater zu London wurde kürzlich eine Komödie des berühmten Dichters E. L. Bulwer aufgeführt, in welcher der Geist des altenglischen Lustspiels wieder ins Leben gerufen ist. Die Wirkung war, daß Jeder auf seinen Nachbar deutete und sagte, dieser sei gemeint. Der Beifall, welcher dieser Komödie wurde, war demjenigen ähnlich, mit welchem „Pelham" aufgenommen wurde. Der Titel der Komödie ist: „Geld". Ein junger Mann, Alfred Evelyn, der in den drückendsten Umständen gelebt, wird plötzlich reich, und wirft sich nun in Zerstreuungen aller Art, erprobt aber die Falschheit seiner neuen Freunde durch das Vorgeben, daß er zu Grunde gerichtet sei.

(Antiquarisches.) Als unlängst einige Arbeitsleute mit der Renovation eines herrlichen alten Klostergebäudes, der Abtei Romsey, in Hampsshire beschäftigt waren und im Begriffe, etwas Erde aufzugraben, um sich genauer von der eigentlichen Lage des Fundaments zu unterrichten, stießen sie endlich auf eine Steinplatte, welche sie ungeachtet der äußersten Anstrengung nicht von der Stelle bringen konnten. Erst nach fast übermenschlicher Arbeit gelang es ihnen, die Platte zu erheben; doch that sich nun ein noch schwierigeres Feld ihrer Thätigkeit auf, indem es sich zeigte, daß die Platte, auf welche sie zuerst gestoßen, der Deckel eines steinernen Sarkophags war, oder eines Sarges, welchen sie nun gleichfalls auszugraben suchten. Als sie denselben öffneten, fanden sie in ihm die Reste eines weiblichen Leichnams. Obgleich der Sarg an der Stelle, wo er gefunden worden, über 1000 Jahre gelegen haben mochte, so hing doch noch das Haar (welches sehr lang und von röthlicher Farbe war), wie die Haut an der Hirnschale. Auch fand man noch mehrere kleine Zierathen und Kleinodien in dem Sarge. Die Reliquien wurden alle wieder an den Ort, wo man sie gefunden, niedergelegt, sobald die Reparaturen der Kirche der Abtei vollendet waren. Man hält die alte Abtei von Romsey, nächst der von St. Alban, für die älteste in England. Sie hat manches Merkwürdige und unter Anderm einen kleinen Garten auf ihrem höchsten Theile, wo man einen Baum in voller Gesundheit sehen kann, der sieben verschiedene Sorten Aepfel trägt. — Ebenso entdeckten Arbeitsleute zu Clavlinna in Wales beim Graben einer Färbergrube drei Fuß unter dem Boden eine steinerne Urne, bei deren Eröffnung sie ein menschliches sehr gut erhaltenes Skelett von der ungeheuern Länge von sieben Fuß sechs Zoll fanden. Das Skelett war ganz proportionirt zu seiner Länge, und in sehr vollkommenem Zustande. Die Urne scheint aus Kalkstein von Aberdovey gefertigt zu sein, und stark durch die Zeit gelitten zu haben.

(Wie tief ist das Weltmeer?) Die Offiziere des französischen Schiffes Venus maßen während ihrer Entdeckungsreise unter 57 Grad südlicher Breite und 85 Grad 7 Minuten westlicher Länge von Paris, die Tiefe des Meeres mit dem Senkblei und fanden bei 3470 Yards oder dritthalb englischen Meilen noch keinen Grund. Das Wetter war heiter, die See ruhig; sechszig Matrosen hatten beinahe zwei Stunden zu arbeiten, um das Sen-

blei wieder herauf zu winden. An einer Stelle im großen Ocean fanden sie bei 4140 Yards noch keinen Grund.

(Vermehrung der Fische.) Bekannt ist, wie ungeheuer sich manche Fische, namentlich die Häringe vermehren; dasselbe ist mit den Salmen der Fall. Ein Engländer, Evans, kaufte neulich auf dem Markte zu Newport in Wales, einen Salm und gab sich die Mühe, den Rogen, welchen er in demselben fand, zu zählen. Eine Viertelunze desselben enthielt 73 Kügelchen oder, wenn man sich so ausdrücken dürfte, Fisch-Eier. Der Salm hatte 10,804 solcher Kügelchen in seinem Leibe. Nimmt man nun an, daß 10,000 derselben sich zu Fischen hätten entwickeln können, wenn der Salm nicht gefangen worden wäre, und rechnet man, daß jeder dieser Fische vierzehn Pfund schwer geworden wäre, was nach einer nicht beträchtlichen Anzahl von Jahren der Fall sein könnte, so trug jener Salm, den Evans gekauft hatte, den Keim zu 62 Tonnen Fischen in sich.

(Folgen eines Traumes.) In Bernburg hat sich am 5. d. M. ein sonderbarer Vorfall ereignet. Ein Gymnasiast Bl. aus G. legte sich, nachdem er, wie Manche sagen, am Abend einen Roman gelesen, ruhig zu Bett. Um Mitternacht träumt ihm, er gehe in den schönen Wäldern Brasiliens botanisiren, plötzlich kommt eine Schlange auf ihn zu, umwindet ihn und will ihn zerdrücken. In der Todesangst des Traums will er um Hülfe rufen, aber die Sprache ist ihm vergangen, und darüber erschrocken wacht er aus dem Schlafe auf. Da der Traum und die Angst noch ganz lebendig in ihm sind, so weckt er seinen Kameraden mit Stößen auf, um ihm den eignen Traum zu erzählen, aber — alle Anstrengung zu sprechen, ist vergeblich; er ist stumm geworden. Er setzt sich an den Tisch und schreibt den Traum nieder; am Morgen wird er von vier Aerzten besucht, und sie machen ihm Hoffnung, daß er nach drei Tagen die Sprache wieder erlangen werde. Aber bis jetzt kann er nur einzelne Sylben stottern, befindet sich übrigens wohl.

(Man berichtet aus Dresden, vom 14. December.) Der neunundachtzigste Geburtstag des Dichtergreises Tiedge ward, wie seit mehreren Jahren die vorhergehenden, durch eine zahlreiche Gesellschaft seiner Verehrer und Freunde, die sich des Vor- und Nachmittags bei ihm eingefunden, mit um so freudigern Empfindungen begangen, als sich dabei der Sänger der „Urania“ in vollster Heiterkeit und dem ungeschwächtesten Besitze seiner Geistes-kräfte auch in einem Zustands der Gesundheit zeigte, der ihm erlaubte, bis nach Mitternacht in steter Ansprache und Aufmerksamkeit an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Besonders am Abende hatte sich ein ausgewählter Kreis von Frauen und Männern, Jünglingen und Jungfrauen um den geliebten Dichter in seinen freundlichen Gemächern versammelt, und die jetzt hier zum Besuch anwesende junge Freundin desselben, unter dem Dichternamen Thekla, durch ihren Stern von Andalusien und sonst bekannt, hatte eine sehr ansprechende Feier veranstaltet. Sie erschien nämlich, unter Vortritt zweier jungen Sklavinnen, mit dem sich hier aufhaltenden javanischen Prinzen und ausgezeichneten Maler Radin Saleh, welcher sein National-Kostüme angezogen hatte, und einer reizenden Freundin, als Schwestern dieses Fürsten, welche Sehnsucht zum Bruder und der Wunsch, den von diesem in seinen Briefen so oft erwähnten edlen Dichter kennen zu lernen, nach Dresden gezogen hatten, und beide Mädchen sprachen dies dialogisch in einem einfachen, dem Charakter angemessenen und höchst wohllautenden Gedichte aus, woran sie Gaben von Früchten und Blumen schlossen, welche sie dem tiefbewegten Greise mit den herzlichsten Worten in echt dichterischer orientalischer Bildersprache überreichten und im Flehen zu Allah für Erhaltung von dessen Leben endeten. Der Gedanke war eben so natürlich dargeboten als vortrefflich durchgeführt. Treffliche Männerchöre, wobei natürlich auch das Rheinlied, nach einer sehr gelungenen Komposition des Cantor Mühle, nicht fehlte, reihten sich daran, und bei dem heitern Abendbrode erschien auch noch Ole Bull mit seiner holden Lebensgefährtin, der am Sonnabend bei Hofe gespielt hatte, und morgen sich in öffentlicher Akademie hören lassen wird.

(Tegnér) Aus Schweden wird gemeldet, daß der Bischof und Sänger Tegnér in dem Irrenhause zu Schleswig vollkommen hergestellt worden sei und im Begriff stehe, in seine Heimath zurückzukehren, um sein Amt wieder zu verwalten.

(Merkwürdiges Beispiel hündischer Klugheit.) Ein begüterter Mann hatte einen großen, wachsamen, klugen und schönen Hund. Dieser lag, obgleich man ihn mitunter frei umherlaufen ließ, gewöhnlich den Tag über in einem zu seiner Bequemlichkeit und zum Obdach gebauten Hundehause angekettet. Als er eines Tages losgelassen wurde, fiel es auf, daß er sich besonders zu seinem Herrn hielt, und da ihn der Bediente, wie gewöhnlich, wieder anbinden wollte, klammerte er sich so fest um die Füße seines Gebieters, zeigte sich bösartig, als man ihn mit Gewalt wegreißen wollte, kurz gebärdete sich so sonderbar, daß der Herr ihn ließ, wo er war, ja sogar den ganzen Tag bei sich behielt; als es Abend wurde und er zu Bett gehen wollte, lief der Hund entschlossen und zum ersten Male in seinem Leben mit ihm, stürzte in das Zimmer und unter das Bett, von wo ihn weder Schmeicheln noch Schläge vertrieben. Mitten in der Nacht brach ein mit einem Dolch bewaffneter Mensch in das Zimmer und wollte den Herrn erstechen, der Hund aber sprang dem Räuber an den Hals, packte ihn mit den Zähnen und hielt ihn so fest, bis der Herr Zeit gewann, nach Hülfe zu rufen und den Elenden zu arretiren; dieser war der Kutscher, der späterhin gestand, daß er und der Reitknecht ihren Herrn, der, wie sie gesehen hätten, eine bedeutende Summe Geldes erhalten hatte, berauben wollten, und ihren Plan verabredeten, indem sie über dem Dach des Hundehauses lehnten.

(Kurioses.) Zu den kuriosesten Uebersetzungsfehlern gehört ohne Zweifel folgender historische: Caulincourt übersetzte bei dem Beginn der Schlacht von Leipzig Napoleon's Anrede an die Sachsen; „Messieurs les Saxons — meine Herrn Sechser — je suis venu pour me mettre à votre tête — ich bin gekommen, mich auf Euren Kopf zu stellen — vous êtes des troupes bien braves, je vous connais — car nous sommes alliés depuis sept ans de guerre etc. — denn wir sind vereinigt seit dem siebenjährigen Kriege ꝛc.“

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buchdruckerei.

Nro. 18. — 19. — 20. — 21. — 22. — 23. — 24. — 25. Nro. 17. — 18. — 19. — 20. — 21. — 22. — 23. Nro. 10. — 11. — 12.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 3.

Bremen, Sonntag den 10. Januar 1841.

Gestorben:

Nro. 18. Den 5. Jan. Des Schneidermeisters Chr. Ahrensberg Ehefr., geb. Bödeker, 73 Jahr; Grafenstraße Nro. 43.

— 19. Den 6. — Der Arb. Friedr. Elken, 37 Jahr; hint. Abbenthorswall Nro. 66.

— 20. Den 6. — Des Landmanns Diedrich Junge Ehefr., geb. Ahlers, 73 Jahr; Hastedt.

— 21. Den 7. — Der Dienstknecht Friedrich Wilh. Starke, 19 Jahr; Grünenstraße Nr. 117.

— 22. Den 7. — Der Arb. Joh. Hinr. Horstmann, 44 Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 112.

— 23. Den 7. — Des Reepschlägergesellen Johann Wilh. Schmidt Ehefrau, geborne Ficken, 57 Jahr; Muggenburg Nro. 19.

— 24. Den 7. — Des Schneiders Hinr. König Sohn (todtgeb.); Hastedt Nro. 20.

— 25. Den 7. — Des Cigarrenmachers Hinr. Wilh. Steinmeyer Tochter, 15 Wochen; Brokamps Gang Nro. 1.

Nro. 26. Den 7. Jan. Des Schuhmachers Joh. Heinr. Wesp Ehefr., geb. Steinbeck, 20 Jahr; kl. Krankenstraße Nro. 4.

— 27. Den 8. — Des verst. Arb. Georg Heinr. Jordan Wittwe, geb. Mohrmann, 68 Jahr; Grünenstraße Nro. 21.

— 28. Den 8. — Des verst. Arb. Abraham Christian Tietjen Wittwe, geb. Klüseners, 82 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 83.

— 29. Den 8. — Der Uhrmacher Andreas Stucken, 33 Jahr; Sögestraße Nro. 43.

— 30. Den 9. — Des Cigarrenmachers Thom. Grubert Sohn, 22 Wochen; Paulsberg.

— 31. Den 9. — Des Schneiders Joh. Heinr. Chr. Dörmann Sohn, 6 Monat; Osterthorswallstraße Nro. 13.

— 32. Den 9. — Des Federnhändlers Joh. Christ. Anthony Sohn, 2 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 191.

Gebuurten:

Nro. 17. Den 4. Januar. Des Wundarzts Joh. Friedr. Carl August Meyer Ehefr., geb. Hasche, Neuenmarkt Nro. 6; von einem Knaben.

— 18. Den 6. — Des Barbiers Joh. Friedr. Schulze Ehefr., geb. Lang, Stephanikirchhof Nro. 17; von einem Mädchen.

— 19. Den 6. — Des Cigarrenmachers Herm. Jacob Brandt Ehefr., geb. Eggers, Krecklofs Hof Nro. 1; von einem Knaben.

— 20. Den 6. — Des Schweineschlachters Johann Heinrich Döll Ehefr., geb. Corsen, Geeren Nro. 3; von einem Mädchen.

— 21. Den 6. — Des Schneidermeisters Joh. Christ. Bödeker Ehefr., geb. Jost, Jacobistraße Nro. 24; von einem Mädchen.

— 22. Den 6. — Des Landmanns Hinr. Hoormann Ehefr., geb. Klatte, Obernstraße Nro. 72 (Vorstadt); von einem Mädchen.

— 23. Den 6. — Des Cigarrenmachers Andreas Lücke Ehefr., geb. Ulrich, gr. Fuhrleutestraße Nro. 24; von einem Mädchen.

Nro. 24. Den 7. Jan. Des Arb. Joh. Meyer Ehef., geb. Muhl, alten Steinweg Nro. 40; von einem Mädchen.

— 25. Den 7. — Des Küpermeisters Joh. Daniel Deß Ehefr., geb. Steffens, Obernstraße Nro. 52 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 26. Den 7. — Des Schneiders Heinrich König Ehefr., geb. Diers, Hastedt Nro. 20; von einem todten Knaben.

— 27. Den 7. — Des Arb. Joh. Christ. Hohmann Ehefr., geb. Christoffer, gr. Payeken Gang Nro. 9; von einem Knaben.

— 28. Den 8. — Des Landmanns Diedr. Schmidt Ehefr., geb. Bartels, Muggenburg Nr. 1; von einem Mädchen.

— 29. Den 8. — Des Tischleramtsmeisters Gottlieb Bathmann Ehefr., geb. Ragay, Böttcherstraße Nro. 13 B; von einem Knaben.

— 30. Den 8. — Des Kaufmanns Herm. Theodor Bastian Ehefr., geb. Krafft, Langenstraße Nro. 41; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 10. Der Schneideramtsmeister Ernst Friedr. Krüger und Anna Maria Elisab. Kellermann hieselbst.

— 11. Der Miethkutscher Ernst Christoph (Heinrich) Dan. Baumgarten hies. und Wilhelmine Sophie Margar. Elisabeth Fischer aus Hoyerhagen.

— 12. Der Arb. Joh. Heinr. Wilh. Humann u. des verst. Musikus Joh. Nicolaus Frese Witwe, Sophie Charlotte, gb. Poggenburg, hieselbst.

Nro. 13. Der Cigarrenmacher Georg Wilhelm Brüggemann und Justine Bernhardine Schwerdtfeger hieselbst.

— 14. Der Cigarrenmacher Joh. Christian Christoph Anton Kleimann und Anna Jacobsen hieselbst.

— 15. Der Schneidergesell Eduard Heinrich Wiesen, gen. Zeip, und Maria Magdalena Hillmann hieselbst.

— 16. Der Zimmergesell Lüder Feis hieselbst und Anna Schnakenberg aus Geestdorf.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buchdruckerei.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 4.

Bremen, Donnerstag den 14. Januar 1841.

Des Kaisers Wiederkehr.

Von Victor Hugo.

(Uebersetzung.)

So bist du, Herr, zurück in dein Paris gezogen,
Doch nicht aus Kampf und Schlacht mit Siegesherrlichkeit;
Acht Rosse ziehen dich durch den Triumphesbogen
Dahin im kaiserlichen Kleid!

Durch jenes Thor geleiten dich des Himmels Loose:
Du rollst dahin im vollen Schmuck und wunderbar,
So ruhmgekrönt und heilig jetzt wie Karl der Große
Und groß, wie einst es Cäsar war.

Dein Zepter glänzt, zu dem kein Arm sich durft' erkühnen,
Auf ihm dein kaiserlicher Aar mit scharfen Klau'n,
Auf deinem Mantel ist das muntre Volk der Bienen
Spielend im Sonnenlicht zu schau'n.

Wachfeuer steckt Paris an seine hundert Thürme,
Es spricht zu dir mit seinen tausend Zungen all —
Fanfaren hier, dort Orgeln, Trommeln, Glockenstürme,
Jetzt singen alle auf einmal!

Vergnügt so wie ein Kind beim Schall der Morgenglocken,
Bewegt so wie der Priester steht an heil'gem Ort,
So drängt das Volk erblaßt und zitternd und erschrocken
Sich dir entgegen fort und fort!

Dies Volk, das dein bei spartischem Gesetz beharrte,
Für das Begeisterung in deinem Namen liegt,
Und das entzückt von seinem jungen Bonaparte
Zu seinem alten Kaiser fliegt;

Ein neues Heer, durch kühne Hoffnungen schon heißer,
So daß sein Ruf schon Schrecken einflößt weit und breit,
Sieh, wie es rings herum sein Lebehoch dem Kaiser
Und Frankreich hoch! mit Jubel schreit.

Du ziehst vorbei, o Herr, im goldnen Kaiserwagen,
Da sinken Volk und Krieger auf das Knie zugleich,
Du aber kannst, dich neigend, nicht zu ihnen sagen:
Zufrieden bin ich so mit euch!

Ein lauter Jubelruf wird an die Wolken steigen,
Die Sprache, so Begeistrung, Herz und Liebe spricht,
Erfüllt die Stadt; doch du, o Feldherr, du wirst schweigen,
Du hörst die Stimmen alle nicht!

Tieftrauernd nahn der Grenadiere Veteranen,
Es starrt auf deiner Rosse Hufstar ihr Gesicht:
Ha, welch ein Schauspiel dies! die weinenden Titanen!
Doch du, o Kaiser, siehst es nicht!

Denn du, o Riese, liegst von tiefem Schlaf befallen,
Und während rings um dich, wie um den Freund, das Land,
Paris und Frankreich und die ganze Welt erschallen,
Bist du vom Schlummer festgebannt.

Du schläfst als der erhabenen Gestalten eine,
Den tiefen Schlaf von Bildern räthselhaft umsäumt,
Wie Barbarossa ihn auf seinem Sitz von Steine
Durch viele hundert Jahre träumt.

Geschloßnen Aug's, das Schwert zur Seite dicht, zu heben
Scheint noch die Hand von Bertrand's letztem langem Kuß,
So liegst du dort, von wo die Wiederkehr ins Leben
Versagt durch göttlichen Beschluß

Den Kriegern gleich, die dir gefolgt zu hundert Mauern,
Die immer aufrecht sich als Sieger kühn bewegt,
Bis eines Abends sie, berührt von Todesschauern,
Sich leise schlafen hingelegt.

Wie sie da lagen, ernst, bewaffnet und entschlossen,
So schienen sie vom Schlaf ergriffen, nicht vom Tod:
Des neuen Tages Glanz, er hat sie wohl umflossen,
Doch weckte sie kein Morgenroth.

So eisig kalt sieht dich, o Herr, dein Volk beklommen,
Wie einen stummen Gott, der sich anbeten läßt,
Dein Volk, das freudig um dein Lächeln hergekommen,
Hat nur der Thränen Trauerfest. —

In diesem Augenblick wirst du zum Potentaten
Von allen Herzen unterm weiten Himmelszelt,
Und alle Völker heben deinen heil'gen Schatten
Jetzt auf den Thron der ganzen Welt.

Geweihte Dichter, von Begeistrung angeeifert,
Sie rufen dich als edel, groß, unsterblich aus,
Und schmücken deinen Altar, den der Haß begeifert,
Mit neuem Gold und frischem Strauß.

Die Wolken ziehen fort von deinem Angedenken,
Nichts trübe mehr des Glanzes und des Lichtes Strom;
Es wird sein Strahl sich auf die Weltgeschichte senken
So wie ein blauer Himmelsdom.

Und Jedem bist du nun ein edles, heil'ges Wesen,
Uns ein Verbannter mildverzeihend, heldengroß;
Das Ausland mag's auf deiner hohen Säule lesen,
Daß du ein eherner Koloß!

Heinrich's des IV. von Frankreich letzte Lebensstunden.

(Fortsetzung.)

Im Louvre fand der König eine Menge Depeschen vor, die seine ganze Willenskraft in Spannung setzten, auch einen Brief von Sully, den eine Unpäßlichkeit zwang, das Zimmer zu hüten. Der Minister klagte über eine leichte Halsentzündung; er mußte des Morgens lauwarme Bäder nehmen. „So werde ich ihn heute Abend besuchen," sagte Heinrich, „wir haben noch manches Nöthige zu besprechen, bevor ich Paris verlasse!" Des Königs Abreise war auf den nächsten Montag angesetzt. Er sandte einen Boten an Sully mit dem scherzhaften Befehle, der Herzog solle ihn in der Nachtmütze und im Schlafrock empfangen, man würde sich betrüben, ihn anders costümirt zu finden.

Mittags speiste der König mit dem Duc d'Epernon und mehreren Officieren seiner nächsten Umgebung; der nahe Aufbruch nach dem Rheine gab dringende Wichtigkeit zu lebhafter Unterhaltung. Nach dem Diner warf sich Heinrich auf's Bett, um zu schlummern; er hatte eine unruhige Nacht gehabt und war früh aufgebrochen, um bei Zeiten in Paris zu sein. Allein er fand keinen Schlaf, stand auf und ging im Zimmer unruhig um. Wie er am Fenster stehen blieb, haftete sein Blick an einer seltsamen Gestalt, die unten vor dem Schlosse ihr Wesen trieb. Er konnte das Auge nicht abwenden und verfolgte die Figur wie innerlich mit ihr beschäftigt, während in solchen Momenten ganz mäßiger Zerstreutheit der Gedanke gar nirgends Fuß faßt, am wenigsten da, wo das Auge gebannt ist. Und doch war es ihm, als hätte er dies eingemummelte Wesen bereits gesehen. Der Mann mit den schweren Stiefeln und dem tölpischen Gange schlenderte müssig auf dem Trottoir hin und wieder, bald stand er an dem Pfeiler und las den Anschlag der Gerichtshöfe, bald saß er auf den Steinen, wo die Dienerschaft auf ihre Herren zu warten pflegt, er schien sehr gleichgültig und doch wie Jemand, der seines Geschäftes ganz sicher ist. Als die breite, große Gestalt des Fremden um die Ecke schwand, trat der König in den Hintergrund des Zimmers zurück, seine Gedanken waren in keiner Weise auf den Mann gerichtet, der schon seit lange nichts anderes dachte, fühlte, wollte, als den König. Er rief nach der Wache im Nebenzimmer und fragte, welche Zeit es sei. „Vier Uhr, Sire," sagte Saint-Michel, der auf des Königs Ruf erschien. „Ew. Majestät sehen blaß, scheinen angegriffen — sollte nicht eine Promenade in frischer Luft —"

„Gut erinnert," fiel Heinrich ein, „ich bedarf der freien Bewegung, ich fühle mich beengt, laßt meine Wagen vorfahren. Auch muß ich ins Arsenal zum Grandmaitre, er ist krank, muß Bäder nehmen. — Und was die Scene von heut betrifft, Saint-Michel, — habt Ihr Euch nach der Marquise erkundigen lassen?"

„Die Marquise von Verneuil befindet sich leidlich; doch war die feierliche Handlung in der Kirche unbeendet geblieben."

„Schwärmerin, Schwärmerin!" sagte der König still für sich. Wie er schwieg, entfernte sich der Officier.

Heinrich stand in Gedanken. „Ich that ihr Unrecht! Aber einem Weibe, das man nicht mehr liebt, ist nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr schwört, man

achte sie; sie nimmt alles für Hohn. Sie wollte Treulosigkeit mit Treulosigkeit strafen und sich mit dem Himmel verloben — guter Gott! — Sully leidet gewiß wieder an den alten Wunden, sie sind ihm wieder aufgebrochen bei der Frühlingsluft. Wunden, die er für mich erhielt. Auch ihm wehe gethan! Warum muß man gerade denen, die man liebt, am meisten wehe thun? — Dieser Rosny-Sully und seine unergründliche dauerhafte Treue! Wie oft nannte ich ihn zäh, geizig, rechthaberisch — weil er gegen meine kleinen Lebensfreuden eine runzelvolle Stirn zeigte. Nun, da ich alt bin, sehe ich ein, wie seine felsenhafte Stetigkeit die Welle meiner Launen glücklich überdauert. Er war mein Verstand, mein kluger Anwalt. Die Liebe zog mich hin und her; was hat sie mir geboten gegen die treue Ruhe meiner Freundschaft. Hinweggetäuscht habe ich die Minuten mit der Liebe und dann die Freundschaft, die hinderliche, geschmäht, wenn sie mich warnte, daß der Mensch in mir den König überbot und überragte. Einen kargen Säckelmeister, einen zähen Gewissensrath schalt ich ihn, und nun ein ausgebrannter Vulkan meiner Wünsche, matt, hinfällig, dem Zufall Preis gegeben, weil mich kein fertiger Wunsch mehr ins Leben treibt, — nun konnte ich diesen Rosny, den ich zum Herzog, zum Herrn meiner Festungen, zum Gebieter über meine Schätze machte, gränzenlos beneiden. Ich that viel für mich, Er nichts für sich, alles für Frankreich. Bei Gott, er hat auch mich nur um Frankreichs willen geliebt. Und das war es eigentlich, warum ich ihm immer nicht ganz traute, das heißt, warum mein volles Vertrauen immer eine leise Ader des Bedenkens zwischenlief. Ja, ja, sein Herz war nicht kalt, nein, zu groß, um nur einen Menschen, und wär's ein König, zu lieben; er liebte Größeres, er liebte Frankreich. Er wird noch nach mir in Glorie dastehen. Er wird Frankreich halten und durch Frankreich Europa. — Oder wird es nicht so sein? Werden die Feinde des Lichtes, wird die Kirche und die spanische Kabale über meine dereinstige Leiche triumphirend dahinschreiten?"

Der Adjudant erschien und meldete, der Wagen stehe bereit. „Wollt Ihr mit, Saint-Michel?" fragte Heinrich mit ungewohnter Weichheit. „Ew. Majestät zu Befehl!" sagte der Officier unterthänig.

Könige haben nie Freunde, nie rücksichtslose. Gerade in den Momenten der harmlosen Hingebung des Monarchen fallen sie in die Bedientenrolle, oder sie bemächtigen sich des Fürsten nur als eines Mittels zu großen Zwecken; für seine Person findet der Monarch nie einen Freund. Dies dachte Heinrich, als Saint-Michel auf seine Frage mit „zu Befehl" antwortete. „Bittet auch den Herzog von Epernon mit mir zu fahren," sagte er und der Officier eilte.

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und drückte den Federhut in die Stirn. So stand er vor dem Spiegel und blickte noch einmal wie suchend oder wie Abschied nehmend, im Zimmer umher. „Nur die Weiber sind zur Freundschaft, zur Liebe befähigt," sagte er, ganz zerstreut, „und nur weil wir es nicht ganz würdigen, hält die Beseligung nicht aus für das ganze Leben. — Großer Gott! wie bleich sah Katharine aus!"

Er trat an den Wandschrank und schob verschiedene Fächer auf. Endlich fand er, was er suchte, ein altes Medaillon mit ihrem Bildnisse aus der Blüthe des schönsten Lebens. Er blickte lange hin, in seinem Auge schwamm eine alte Seligkeit. Hier lag noch so Manches beisammen, was einst seinen ganzen Menschen gebändigt, beherrscht, erfüllt und durchleuchtet, — eine verblaßte Schleife, dürre Blumen, die er einst als blühende von Katharinen's Busen pflückte. Seine Gedanken verloren sich unter diese Träumereien verschwundener Liebesfreuden. — Es ist die Asche, aus der sich die Seele des Phönix immerdar wieder erhebt! So dachte, so wollte er. Und doch war es seltsam, daß in diesen Augenblicken und schon mehrere Tage hindurch kein einziger seiner Gedanken der Montmorency galt, die er die letzte Dame seines Herzens nannte. Hatte sie nicht die Macht, ältere Bilder zu verdrängen, die aus dem Grunde der Seele immer wieder aufsteigen wollten? Oder war die Kraft seiner Gefühle nicht mehr so gewaltig? Oder trat sie seit der Verlobung mit dem Prinzen Condé, wodurch sie der königlichen Familie angehörig wurde, in die Reihe der gebotenen und aufgedrungenen Erscheinungen, die für Heinrich's Gemüth keinen dauernden Reiz, keine Gültigkeit hatten? Wer kennt die geheimnißvolle Willkühr der menschlichen Seele! So viel schien gewiß, daß jetzt, wo die Marquise aus dem Schleier der Vergangenheit wieder aufstand, kein anderes Antlitz in sein Inneres blickte. Diese Momente waren seine letzten glücklichen.

Die Officiere traten ein und Heinrich, der seine Schubfächer mit den Reliquien zusammenwarf, war ganz der heitere König, der der Welt die Kraft des immerdar siegreichen Willens zeigte.

Zwischen den beiden Thoren des Louvre stand die Equipage. Als man im lebhaften Gespräch die Treppe hinunterstieg, schlüpfte eine dunkle Gestalt im Mantel, den Hut tief eingedrückt, an den Säulen vorüber und hinter den Wagen zurück. Der König hatte etwas gesagt, ein Bonmot, einen Scherz und man war ganz Ohr, ganz Auge für ihn. Die Lakeien hielten den Schlag. Mit einem Fuße schon im Wagentritt bog sich Heinrich noch einmal zurück. „Schreiben wir nicht heute den Funfzehnten, die Iden des Mai?" fragte er den Herzog von Epernon, mit einer Art Fröhlichkeit, die gern triumphiren wollte.

„Den Vierzehnten, Sire," erwiederte dieser.

Ein langgedehntes „So?" war die Entgegnung des Königs. Man schrieb in der That Freitag den vierzehnten Mai; am Montag, als am siebzehnten, gedachte der König Paris zu verlassen. Auf die Frage: wohin? rief Heinrich: Nur fort! Meinetwegen nach dem Kirchhofe des heiligen Innocenz, dann ins Arsenal."

Der König saß auf seinem Platze, neben ihm Epernon, gegenüber der Ordonanzofficier Saint-Michel. Den Wagen hatte man zurückgeschlagen, es war schön Wetter. Einige Cavaliere und Diener folgten zu Pferde.

Auf der Straße St. Honoré bog der Kutscher in die schmale Eisengewölbgasse die allerdings an dem Gottesacker des heiligen Innocenz vorbeiführte. An den Mauern des Friedhofes lehnten einige Buden und erschwerten die Passage, und als ein beubeladener Wagen langsam durch die Queerstraße fuhr, mußte die Carosse des Königs halten. Die Diener, die gefolgt waren, eilten voraus, um die Fahrt zu beschleunigen. Nur ein Einziger blieb zurück, der die Gelegenheit wahrnahm, am Sattelgurt die Schnalle zu befestigen. Da drängte sich die Gestalt im weiten Mantel, die schon viele Tage hindurch, in der Kirche, vor dem Louvre den König wie sein Geier umflatterte, zwischen den Buden heran, trat mit dem einen Fuße in die Speichen des Wagenrades und schlug den Mantel über den linken Arm zurück. Eben flüsterte der Monarch dem Herzog etwas ins Ohr, nach der Seite ihm zugeneigt, da traf ihn das zweischneidige Messer Ravaillac's tief zwischen den Rippen, wo das Herz sitzt. Die Begleiter blickten vorwärts nach der Passage, als der König sich aufbäumte, und mit dem Schrei: „ich bin verwundet!" zurücksank. Im Nu traf ihn der zweite Stoß, noch schneller, sicherer, mitten ins schöne lebendige Herz. Den dritten Stoß fing der Herzog mit seinem Mantel auf. Mit dem tiefen Seufzer: „Es ist nichts!" fuhr Heinrich noch einmal auf und sank still zurück. Hätte Ravaillac fliehen wollen und das Messer im Wagen zurück gelassen, die Buden und die Winkel der Gasse hätten ihn schnell versteckt, man wäre des Entwichenen nicht einmal ansichtig geworden, hätte nicht gewußt, wo die Hand des Mörders, ob nicht gar dicht neben dem Könige zu suchen gewesen. Aber der Verbrecher blieb stehen, das blutige Messer in der Hand; die funkelnden Augen und die wilde Schwärmerei der thierischen Geberden frohlockten wie im Triumphe und forderten frech den Glorienschein des Märtyrerthums.

Die Begleiter waren aus dem Wagen gesprungen, als gälte es ihr eigenes Leben; der König blieb ruhig in der Ecke sitzen, die Hände mit dem Mantel über das Herz gepreßt, das nicht mehr schlug, nur noch blutete. „Es ist nichts!" hatte er gesagt und regte sich nicht. „Sire!" rief Epernon. „Heiliger Gott, er ist todt!" schrie Saint-Michel. Ein Haufen Menschen stürzte aus den Häusern, an die Fenster. Der Kutscher bebte zurück, die Zügel entfielen seiner Hand, die Pferde bäumten sich wild auf und drängten den Wagen an die Buden. Die dunkle Gewitterwolke des Schreckens entlud sich plötzlich in helle Jammertöne, eine kreischende Angst zitterte aus hundert Kehlen durch die Luft: „Dort, dort!" schrie einer vom Gefolge und wies auf Ravaillac. Die scheußliche Gestalt des Menschen mit dem rothen Bart und dem struppigen Haar lehnte in furchtbarer Ruhe an der nahen Bretterwand. Der Mantel war von seiner Schulter gesunken, das Messer, das die Hölle gewetzt, steckte in der riesigen Faust. Ein Schauder erstorrte die Gaffenden, dann stürzten zwanzig Hände über ihn her, entrissen ihm den Dolch, griffen nach seiner Kehle und knebelten ihn an allen Gliedern. Er lag am Boden unter den Fußtritten des Volkes.

(Der Beschluß folgt.)

* Bischof Dräseke und der anonyme Libellist.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun zu den Anklagen, welche Dräseke's Wirksamkeit als Generalsuperintendent der Provinz Sachsen betreffen.

Es ist bekannt, daß Dräseke, als ihm die Stelle eines protestantischen Bischofs der Provinz Sachsen angetragen ward, lange schwankte und mit sich selbst kämpfte. Es konnte reizen, aus der bescheidenen Stellung, dem beschränkten Wirkungskreis auf eine größere Bühne der Thätigkeit zu treten; allein trat nicht auch ihm die Ahnung nahe, daß die neue Würde vielleicht ein Dornenbette für ihn werden dürfte? Konnte er hoffen, daß dieselbe Liebe und Verehrung, die er hier verließ, ihm dort ihre Arme entgegenbreiten werde? Am meisten Bedenklichkeit mußte seinen Freunden machen, daß er von Haus aus kein Geschäftsmann war, daß ihm die zu der neuen Stellung erforderliche praktische Gewandtheit abging, daß er zu sehr in einer idealen Weltansicht befangen war, als daß er in den strengen Formen der preußischen Administration sich wohl fühlen könne. Allein eben so gewiß war auch, daß eine rastlose auf ein hohes Ziel gerichtete Thätigkeit, verbunden mit dem wärmsten Eifer, Gutes zu fördern und zu schaffen, zu einem segensvollen Wirken das Mittel finden werde. Daß Mißgriffe vorgekommen sind, wollen wir nicht in Abrede stellen, doch wir weisen die Anklage auf niedrige Motive zurück, wie sie der Verfasser dieses Libells allenthalben herbeiholt. Muß er doch oft, ohne es zu wollen, der Wirksamkeit des Bischofs das schönste Zeugniß reden. „Noch alle junge Geistliche, welche durch den Bischof Dräseke ordinirt wurden, sprechen mit Theilnahme von jener Stunde, welche die Ordinanden auf dem Zimmer des Bischofs zubrachten, und wo er in zutraulicher Unterhaltung mit ihnen sie zur frommen Begeisterung für ihr heiliges Amt zu erheben suchte." (S. 30). Ist denn das ein Geringes, die jungen Prediger für ihr Amt zu begeistern? Welch ein reicher Saame wird in solchen Stunden beredter Zusprache zum Herzen ausgestreut und der trüge nicht Segen überall hin? — Unser Verfasser ist indeß schnell darauf bedacht, die Wirkung solches Lobes zu vernichten. „Dräseke wirkt höchst ungünstig auf die junge Geistlichkeit; er empfiehlt ihnen an, sich bei ihren Predigten mehr dem Erguß ihres Gemüths zu überlassen, als streng logisch zu disponiren." Und nun folgt eine Lobrede auf die Logik und die „freilich veralteten" Predigten Reinhard's, neben dem er später noch, um seine theologischen Kenntnisse zu verrathen, Zollikofer und Gellert (!) nennt, endlich spricht er mit lächerlicher Breite von der Verwirrung, die Dräseke durch

Abschaffung der Perikopenpredigten herbeigeführt habe. Es bedarf hier des Wortes kaum, um Dräseke in den Augen der Verständigen zu rechtfertigen. Wenn er anempfiehlt, die Predigten nicht ängstlich zu disponiren, wird er denn damit gedankenloser Confusion das Wort reden? Ist das Predigen über freigewählte Texte in der protestantischen Kirche etwas Unerhörtes? Als man Friedrich dem Großen Vorschläge wegen Aenderung des Kirchengesangs machte, erwiederte er: „wir müssen beim Alten bleiben, sonst schreien alle alten Weiber!" Das hätte Dräseke allerdings bedenken sollen.

Hier lernten wir nun schon eine der Thatsachen kennen, worauf des Verfassers Anklage sich stützt, daß Dräseke sich über das Gesetz stelle. Heißt denn Gesetz nichts weiter, als das alte Herkommen? ist jede Aenderung schon Ungesetzlichkeit? Den Beweis, daß der Bischof wirklich die Staatsgesetze verletze, ist der Verfasser schuldig geblieben; alles, was er ihm in dieser Beziehung vorrückt, läuft im Grunde auf unbedeutende Verstöße gegen das Gewohnte und Herkömmliche hinaus. Daß Dräseke manchmal über die Beamten klagt, weil mit ihnen wenig auszurichten sei und die Geistlichen selbst Hand ans Werk legen müssen, ist noch kein Frevel an den Institutionen des Staats. Aber ist es nicht ungesetzlich und willkürlich, daß Dräseke seine Schwiegersöhne befördert hat? Seht hier die enormen Gehalte derselben! — Gemach, mein Herr! Hat Dräseke die Stellen in der Provinz zu besetzen? ist er der allmächtige Bischof, von dessen Lächeln oder Stirnfalten Amt und Einkommen abhangen? Im Gegentheil, sein Einfluß ist dabei sehr beschränkt. Die Besetzung der Stellen geschieht theils durch freie Wahl der Gemeinden, theils durch das Consistorium und die Regierung, nie durch den Bischof allein. Was Sie, Herr G. v. C., uns vorerzählen, ist, mit ihrer Erlaubniß, erlogen. Der ältere der erwähnten Schwiegersöhne, über dessen Berufung nach Halberstadt Sie solch ein Geschrei erheben, ist nach wie vor Lehrer am Gymnasium zu Coburg. An einer Berufung nach Halberstadt ist auch nicht eine Sylbe wahr. Der jetzige Director heißt Schmidt. Eben so lügenhaft ist des Libellisten Bericht von der Anstellung des zweiten Schwiegersohns in Torgau. Derselbe war früher Diaconus zu Weißensee bei Erfurt, und verheirathete sich als solcher mit einer Tochter Dräseke's, die ihm schon nach einem Jahre durch den Tod entrissen wurde. Später erhielt er den Ruf nach Torgau, und daß er dort sich die Liebe seiner Gemeinde erwarb, beweist schon der Umstand, daß sie zu dem geringen Gehalt aus freien Stücken zulegte. Als darauf die Stelle eines Superintendenten erledigt wurde, lehnten die älteren Stadtprediger so wie andere Prediger der Diöces, denen man sie antrug, das mit vielen Geschäftsarbeiten verbundene Amt ab, und das Magdeburger Consistorium entsprach nur ausdrücklich ausgesprochenen Wünschen, als es dem jüngern, rüstigen Manne, der durch sein früheres Examen wie durch seine bisherige Amtsführung seine Befähigung dazu hinlänglich bewährt hatte, das Amt eines Superintendenten übertrug. Welcher Name nun diesem Verleumder Dräseke's gebühre, mag der Leser selbst entscheiden.

(Der Beschluß folgt.)

† Man helfe!

(Eingesandt.)

„Sie sollen ihn nicht haben" singt der deutsche Dichter, und tausend brave Deutsche singen es nach, weil sie den fremden Gast noch kennen, so wollen sie ihn selbst auch nicht haben. Er wird auch weg bleiben; aber ein anderer fremder Gast, nicht über den Rhein, sondern aus dem Norden stellt sich ungebeten ein, läßt sich weder durch Gewehr noch Kanonen abwehren, auch halten ihn die stärksten Festungen nicht auf, er überzieht das ganze Land und verschont weder Paläste noch Hütten, jedoch läßt man ihn in jene so wie auch in die Häuser der Wolhabenden nicht ein:

Da erhält er kein Quartier,
Er muß bleiben vor der Thür,
Aber in des Armen Schrein
Dringt er um so leichter ein;

da durchstöbert er jeden Winkel, kriecht selbst unter die kahle Decke des Armen auf dessen Strohlager und quält ihn so, daß er zittert und bebt, ja man hat Beispiele, daß er sogar tödtet. Der Grausame! — Da sollten sich Steine erbarmen, wenn sie hören könnten; aber sie können's nicht; nur Menschen können hören und helfen; auch hat dieser böse Feind in der Regel noch einen Gefährten, der nicht weniger plagt, so daß es Beide bis zur Verzweiflung treiben. Dann kommt gewöhnlich auch Hülfe, aber leider spät, wenn die Unholde schon so arg hausen, quälen und drücken. — Schnell sind sie, Gott sei Dank, zu vertreiben, denn sie fliehen wo man Feuer anzündet und Brot giebt den Armen. Man nennt diese Quäler: Frost und Hunger.

Bei dem so früh eingetretenen Frostwetter und langem Anhalten ist es wohl zu erwarten, daß viele Arbeiter, die im Sommer beim Bauwesen und Handelsbetriebe nur ihr tägliches Brod verdienen und wenig oder nichts zurücklegen können, nun ohne Erwerb sind und in Mangel und Dürftigkeit kommen. Es sind freilich viele Anstalten zum Besten der Armuth hier; aber reichen sie hin und können sie hinreichen? — Das ist die Frage! Wer davon unterrichtet ist, mag sie beantworten.

Es könnten aber noch viele Bedürftige während des Winters nützlich und zur allgemeinen Zufriedenheit beschäftigt werden und ihr Brod verdienen, wenn eine Ordnung bestände oder eingerichtet würde, die Straßen von dem so lästigen und gefährlichen Eise zu befreien; es wird immer schlimmer damit, und wie dürfte es erst werden, wenn Thauwetter kommt, dann werden sich

ganze Landseen auf den Straßen bilden und man wird über Stege, so wie auch über Berge von Eis und Schnee klettern müssen. Die Leute werden Arme und Beine brechen, man wird schelten und toben, daß nicht zu rechter Zeit Anstalten zur Fortschaffung des Schnees und Eises gemacht worden sind, wie dies an andern Orten geschieht.

* Theater.

(Fortsetzung.)

Die Tage des Orpheus, als noch der Sänger die Elemente nach seinem Willen zwang, sind leider vorüber. Obgleich Mozart's Zauberflöte gegeben wurde, und Schmetzer's Zauberstimme erklang, wüthete dennoch am 8. d. M. ein solches Schneewetter, daß die Straßen kaum wegbar waren. Ueber die menschlichen Gemüther scheint aber doch die Gewalt der Tonkunst unvermindert geblieben zu sein, denn trotz aller Witterungs-Hindernisse war ein zahlreiches Publikum im Theater erschienen, und erfreute sich an dieser Musik, welche jetzt 51 Jahre alt, doch immer noch reizend und unveraltet erklingt. Einen bessern Tamino auf der Bremischen Bühne gehört zu haben, erinnern wir uns nicht. Gesang und Spiel waren der Composition würdig, und fanden im rauschenden Beifall des Publicums die verdiente Anerkennung. Für die Krone des Abends muß aber der Vortrag des Recitativ Nr. 9 „Die Weisheitslehre dieser Knaben" mit dem Andante „Wie stark ist nicht dein Zauberton" gehalten werden, und glücklich ist der Sänger zu preisen, dessen Brust erlaubt, noch neben dem Gesange die Flöte selbst zu blasen. Leider war der antistrophirende Priester nicht entsprechend besetzt, was freilich in diesem Falle beinah unmöglich war. Man sollte indeß die Rolle immer mit dem besten Basso besetzen, den man nach dem Sarastro noch disponibel hat, und sie nicht als eine Uebungspartie für Anfänger betrachten; denn ein gleiches recitativisches Duo ist in keiner anderen Oper zu finden, und sollte es daher auch möglichst meisterhaft ausgeführt werden.

Die Königin der Nacht wurde von einer Anfängerin gegeben, welcher der verehrte Gast und das Publikum Muth einzuflößen suchten. Es gehören freilich besondere Nerven dazu, um bei dem lähmenden und verwirrenden Eindruck des ersten bedeutenden Auftretens Ton und Tact festhalten zu können. Das übrige Personal gab die verschiedenen Rollen befriedigend, in Betreff der Besetzung der dritten Damen-Rolle möchten wir indeß die Direction anregen, endlich einmal wieder eine Sängerin für den Alt zu engagiren. Eine Menge reizender Opern muß das Publicum über diesen Mangel entbehren. — Wohl mancher Zuschauer mag im Theater gewesen sein, zu dessen frühesten Jugenderinnerungen die Feuer- und Wasserprobe-Coulisse gehört, und nicht fern ist hoffentlich der Tag, wo das neue Haus auch hier ein neues Zauberreich bringt. Interessant ist aber doch manchem Leser vielleicht die Notiz, daß diese Coulisse, durch welche im Laufe der Zeit so mancher Tamino gegangen, an den jetzt Niemand mehr denkt, im Jahre 1794 von Beberburg sen. gemalt ist. Wer möchte aber ermessen, wie viele Jahrhunderte die Composition der Zauberflöte sich noch auf dem Theater erhalten wird!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der dänische Dichter Andersen.

Andersen, der seit kurzem und schnell berühmt gewordene dänische Dichter, wurde 1805 in Odense auf Fünen geboren. Als Knabe hörte er von seinem Vater, einem Schuhmacher, von dem frühern Reichthume der Familie erzählen, trug sich mit wunderbaren Plänen, die man bei seinem anspruchslosen, mehr sanften als trotzigen Wesen nicht ahnte herum, war, als man ihn in eine Fabrik gegeben hatte, unlustig, ohne aussätzig zu sein, hielt es dann einige Zeit bei einem Schneider aus, zu dessen Handwerk man ihn für passender und geneigter hielt, ging aber, seine Phantasie durch die Lektüre von Komödien und Gedichten genährt, nach seines Vaters Tode 18 Jahre alt nach Kopenhagen, um sein Glück zu machen. Die 13 Thaler, die er mitgebracht, waren bald ausgegeben, er hatte fast nichts gelernt, formlos sah es in seiner Gedankenwelt aus, er wußte nicht, was er anfangen sollte und war überhaupt noch nicht dazu gekommen, zu wissen. Beim Theater nahm man ihn seiner zu unbedeutenden Figur wegen nicht an, seine Stimme, die zufällig entdeckt, ihm doch noch ein Engagement verschaffte, ging verloren, er ging wieder zu einem Schneider, dann nochmals zum Theater und wollte Tragödien schreiben und sich auf das Dichten legen. Das war der rechte Entschluß; denn nun fing sich sein Talent an Bahn zu brechen. Der alte Dichter Guldberg wurde auf das Außerordentliche in ihm aufmerksam und bewog ihn, etwas zu lernen, der Theaterdirektor Collin gab die Mittel, ihn auf ein Gymnasium zu schicken und A. überwand seine Lage als Anfänger unter zehn Jahre jüngeren Knaben und seine Angewöhnung an jede formelle Bildung; er machte sein Examen und bezog die Universität. Er begann durch kleine lyrische Gedichte, auf die er überhaupt am meisten gewiesen scheint, bekannt zu werden, dabei wußte er sich so beliebt zu machen, daß er durch Verwendung Oehlenschläger's, Oersted's und Ingemann's ein königliches Reisestipendium erhielt, mit dem er 1833 und 34 Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich besuchte. Seitdem lebte er in Kopenhagen von der Feder, ohne Anstellung, um die er sich, nach einigen mißglückten Versuchen, nicht weiter bemüht zu haben scheint. Seine vorzüglichsten Leistungen sind seine lyrischen Gedichte, von denen zwei Sammlungen zu Kopenhagen 1832 und 1833 erschienen sind. In's Deutsche hat zuerst A. v. Chamisso einige übersetzt. Ueberhaupt ist er durch Uebersetzungen bei uns sehr bekannt geworden, während man in Dänemark über ihn etwas herabgestimmt zu sein scheint. Seine vorzüglichsten größern Werke, „Improvisatoren" (deutsch von L. Kruse „Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters," Hamburg 1835, 2 Bde.) und sein Roman „O. T." (deutsch von W. K. Christiani, 2 Bde., Lpz. 1837) gehören ganz verschiedenen Kreisen an; jenes dem italienischen Leben, oft mit zu deutlicher Durchklingung der eigenen Jugendgeschichte des Verfassers, dieses den stillern Kreisen des Nordens. A's Wesen ist harmlos und einnehmend, fast schüchtern, sein Gesicht gewinnt durch Offenheit und Freundlichkeit, besonderer Reiz liegt in seinem Auge. Ob einst, wie eine Kartenlegerin der Mutter des Knaben prophezeite, Odense ihm zu Ehren illuminirt werden wird, steht dahin.

Miscellaneen.

(Eine Diebsbande,) die schon länger in und um Frankfurt am Main bedeutende Diebstähle ausgeführt hat, brach in der Nacht vom 16. — 17. December in das Waarenlager eines Goldschmieds ein und raubte sämmtliche Waaren, an Werth 25,000 Gulden. Die Kasse und einen ungefaßten Diamantenschmuck hatten die Diebe nicht erlangen können. Auch in andern größern Städten wird viel und frech gestohlen.

(Reliquien vom Grabmal Napoleons in St. Helena.) Pierron, ehemaliger Haushofmeister des Kaisers, hat von St. Helena Blätter von der Eiche und Zweige von der Cypresse, die bei dem Hause in Longwood stehen, so wie Holz von der Trauerweide, welche das Grab des Kaisers beschattete, auch Stücke von dem Granitsteine, welcher bei der Ausgrabung der kaiserlichen Leiche zerschmettert wurde, nach Paris mitgebracht. Ein Theil dieser Reliquien wird unter die ehemaligen Diener des Kaisers vertheilt werden.

(Die siamesischen Zwillinge,) Chang und Eng, welche auf ihrer Besitzung in Nord-Carolina (Amerika) leben, haben bei der Präsidenten-Wahl auch votirt; sie haben zwei Stimmen, und zwar beide für die Whigpartei abgegeben.

(Gaunerstreich.) Ein elegant gekleideter Herr erhandelt bei einem der ersten Juweliere in Prag ein Dutzend Eßlöffel. Er wickelt dieselben in sein Schnupftuch, und steckt sie in die Rocktasche. Darauf öffnet er sein Portefeuille, den Goldarbeiter zu bezahlen, findet aber, daß die Summe, die er bei sich trägt, nicht reicht. — „In einer Stunde höchstens bin ich wieder bei Ihnen," sagt er dem arglosen Kaufmanne, „heben Sie mir die Löffel so lange auf." Mit diesen Worten legt er die Löffel mit dem Schnupftuche auf den Ladentisch, und geht. Nach zwei, drei, vier Stunden, als im Laufe des ganzen Tags Niemand erscheint, die Löffel zu holen, um die accordirte Summe dafür zu zahlen, öffnet der Juwelier das Tuch: Löffel sind darin, aber nur — von Zinn!

(Schlangenbiß.) In einem Briefe von Martinique, den ein Journal von Guadeloupe veröffentlicht, wird folgende Thatsache erzählt, die sich am 26. Septr. ereignete: „Herr D. Pichery, ein Handelsmann aus unserer Stadt, Vater einer zahlreichen Familie, traf auf einer Jagdparthie eine ungeheure Schlange, welche ihn angriff und ihm mehrere Wunden in das Bein versetzte. Herr Pichery vertheidigte sich mit seltenem Muthe und feuerte auf den Wurm zwei Flintenschüsse, welche ihn zu Boden streckten. Doch verschied der Jäger, ungeachtet der schnellen Hülfe, welche ihm gebracht wurde, nach Verlauf von vier Stunden und hinterließ eine Wittwe und zahlreiche Waisen. Das unglückliche Ereigniß verbreitete allgemeine Bestürzung in der Gegend. Die Jagdgenossen Pichery's zerschmetterten in Verzweiflung ihre Flinten. Die Schlange war fast sieben Fuß lang, als man sie geöffnet, fand man in ihrem Leibe 162 Junge.

(Zerstreutheit.) Verliebten und Gelehrten spielt der Kobold Zerstreutheit am ärgsten mit; unter letzteren sagt man aber vorzugsweise solche Zufälligkeiten den Aerzten nach. So erzählt ein nordamerikanisches Blatt: Ein beliebter Arzt kam zu einem Kranken; dieser sollte Pillen nehmen. Bekanntlich werden die Jünger Aeskulap's in England und Nordamerika in der Regel sogleich für jeden Besuch baar bezahlt und zwar bei Reichen mit einer Guinee. An diese denkend und die Wirkung der Pillen erwägend, griff der Arzt in die Tasche, drückte dem Kranken eine Guinee in die Hand, schluckte die Pillen selber und eilte, sehr beschäftigt wie er war, fort, ehe der Patient vor Verwunderung zu Worten kommen konnte. „Am andern Morgen," sagt das Yankeeblatt, „war der Patient gesund und der Arzt lag in Krämpfen."

(Pünktlichkeit bringt Nutzen!) Ein Kaufmann zu Albanien, im Staate New-York, dessen Versicherungsschein um 12 Uhr abgelaufen war, ging um halb 12 Uhr in die Assecuranzoffice und ließ denselben erneuern. An eben dem Tage, um 2 Uhr Nachmittags, brach in der Stadt ein großes Feuer aus, und sein Haus und Magazin wurden in Asche gelegt. Der Verlust war gedeckt; wo wäre aber sein Vermögen gewesen, wenn er gedacht hätte: „Es ist heute Nachmittags noch Zeit genug!

(Der Graf von Paris) hat von der Stadt Paris einen kostbaren Degen erhalten. Das Geschenk besteht nur aus Gold und Stahl, und drei Edelsteine, ein Saphir, ein Diamant und ein Rubin schmücken denselben. Die Arbeit ist ausgezeichnet schön. Die Inschriften auf der Klinge lauten: „Dem Grafen von Paris seine Geburtsstadt" und „**Urbs dedit, patriae prosit**" (die Stadt schenkte ihn, möge er dem Vaterlande nützen). Auf dem Stichblatt sieht man den Grafen in der Wiege, mit der Inschrift: „Gott wird dich leiten."

(Fürst Blücher bei der Wittwe Klopstock.) Der Fürst Blücher von Wahlstatt besuchte, während seines Aufenthalts in Hamburg, die Wittwe Klopstock's, theils und hauptsächlich, weil sie die Wittwe des heiligen Sängers war, der von Religion, Freiheit und Vaterlandsliebe so begeistert und begeisternd gesungen hat, daß er, wenn der neue ästhetische Schwindel sich legt, wie früher, nach seinem innern Werth gewürdigt werden wird, theils aus alter Bekanntschaft. Nachdem Beide sich gegenseitig freundlich begrüßt und manche frohe Jugendscene in Erinnerung gebracht hatten, wandte die Wittwe, in Gegenwart weniger anderen Personen, sich gegen einen kleinen gedeckten Tisch, auf welchem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen. „Mein Klopstock wurde einst von dem deutschen Kaiser mit sechs Flaschen alten Tokaier beschenkt," sagte sie zum Fürsten: „fünf davon wurden an großen Festtagen geleert; die sechste, sagte mein Klopstock, wollen wir aufbewahren, und nicht anders, als bei einem besonders feierlichen Tage anbrechen, es müsse der feierlichste unseres Lebens sein. — Mein Klopstock starb und die Flasche blieb unberührt; aber lebte er noch er würde mit mir sagen: der heutige ist jener feierlichste Tag! — und mit Ihnen, mein Fürst! trinke ich aus dieser Flasche, zur Erinnerung Klopstock's." Der hochbejahrte Held war tief bewegt über diesen zartsinnigen Beweis der Hochachtung, und in aller Anwesenden Augen glänzten Thränen der innigsten Rührung.

(Unglücksfall.) Am Weihnachtsmorgen ereignete sich in der katholischen Nikolauskirche zu Dublin folgender, durch unbegreifliche Beshelt veranlaßter Unglücksfall. In der ersten Messe, um 6 Uhr, rief ein elender Wicht (**ruffian**): „Die Gallerie bricht zusammen!“ und zerbrach zugleich einen Stock, damit es scheine, als ob ein Balken krache. Einige Personen sprangen von der Gallerie herab, und die Masse drängte sich nach den Ausgängen. Viele wurden zu Boden geworfen und mit Füßen getreten und schwer beschädigt. Fünf bis Sechs blieben theils auf der Stelle todt, theils starben sie an den erhaltenen Verletzungen. Das Unglück wäre nicht so groß geworden, wenn nicht eine Treppe von mehreren Stufen am Eingange den Sturz der vorderen Reihen der Hinauseilenden veranlaßt hätte. Die Nachdrängenden fielen auf die zuerst Herabgestürzten und so lagen mehr als hundert Menschen übereinander her. Die Polizei war schnell bei der Hand und leistete wirksame Hülfe. Das Geschrei von Weibern und Kindern, der Anblick der ganzen schreckerfüllten Masse, wovon Jeder einen Verwandten oder Freund vermißte und folglich todt oder verwundet glaubte, gewährte ein entsetzliches Schauspiel. Nach dem Spitalberichte sind die Opfer dieses Frevels alte Frauen und Kinder.

(Warnung.) Man schreibt aus Coblenz, vom 2. Jannar; „Ein Vorfall, der sich hier zugetragen, mag wieder als warnendes Beispiel dienen, wie gefährlich es ist, kleine Kinder allein und ohne Aufsicht zu lassen. Die Eltern eines Mädchens von 7 — 8 Jahren hatten dasselbe, ihr einziges Kind, vorgestern, wie sie gewöhnlich zu thun pflegten, wenn sie anderwärts beschäftigt waren, in eine Stube eingeschlossen. Das Mädchen hatte sich dem Ofen zu sehr genähert, seine Kleider fingen plötzlich Feuer, auf sein Hülfegeschrei eilte man sogleich hinzu, fand aber die Thüre verschlossen, und als die herbeigerufene Mutter sie öffnete, waren Kleidung und Haar des Kindes von der Flamme schon verzehrt und die ganze Haut verbrannt. Es lebte noch bis gestern Morgen, wo der Tod seinen Schmerzen ein Ende machte.“

(Französische Kritik.) Jules Janin, ein Franzose, sagt in den Debats vom 24. Decbr.: „Schiller ist trotz seines Geistes, trotz seiner Erfindungsgabe, trotz aller geschichtlichen Ansprüche, nur ein ungeschickter Dieb Shakespeare's. Bei diesem Menschen ist der Schrecken blind, das Mitleid erkünstelt, die Begeisterung lügenhaft, die Thränen erzwungen, die Poesie bricht zuweilen durch alle falsche Gefühle, erhellt sie, geht dann wieder und das Drama fällt in sein Nichts zurück . . . — Schiller, der früher ein Comödiant gewesen, vor den unruhigen deutschen Universitäten, die er durch sein Räuberideal „Moor“ aufwiegelte, Comödie gespielt hat . . . — Maria Stuart ist das traurigste, fadeste, falscheste, langweiligste aller auswärtigen Meisterstücke.“ — So urtheilt der berühmteste Theaterkritiker Frankreich's in dem berühmtesten Blatte dieses Landes, was eine erfreuliche Aussicht auf die Verbreitung deutscher Literatur daselbst eröffnet.

(Fanny Elsler in Nord-Amerika.) Man hört und liest in allen Zeitungen, daß das nordamerikanische Publikum, Bruder Jonathan genannt, stets nur für das rein Materielle Interesse habe, und großentheils ist dies auch wahr. Dennoch scheint die Tänzerin Fanny Elsler durch ihre ausgezeichnete Kunstfertigkeit und Grazie die Nord-Amerikaner nicht zur Bewunderung, nein, fast zum Wahnsinn hingerissen zu haben. Zum Beweise unserer Behauptung theilen wir Folgendes aus dem „New-York Herald“ mit: „Fanny Elsler ist noch immer hier und erholt sich schnell von den Strapazen des letzten Sommerfeldzugs. Sie trifft Anstalten, nach Havanna und New-Orleans zu reisen und wird erst im nächsten Frühjahr nach Paris zurückkehren. Die letzte Theatersaison hat ihr 32,500 Dollars (nach Abzug aller Kosten) eingetragen, die sie in amerikanischen Staatspapieren angelegt hat. Ihre Unterhandlungen mit der Direction der Oper in Paris haben sie dermaßen erschöpft, daß es ihr einen Monat lang unmöglich gewesen ist, zu tanzen. Die Direction bedroht Fanny Elsler mit einer Klage auf Schadenersatz im Belauf von 12,000 Dollars; wenn die Direction auf dieser lächerlichen Forderung beharrt, so wird Fanny Elsler der Pariser Oper für immer Lebewohl sagen. Da wir für den nächsten Winter Fanny Elsler zu verlieren fürchten müssen, so klammert sich die öffentliche Aufmerksamkeit stärker denn je an Alles, was diese reizende Tänzerin betrifft; und sie, hingerissen von dem fröhlichen Klange unserer Schlittenglöckchen, hat sich in den letzten Tagen einen prachtvollen Schlitten gekauft, der mit vier Schimmeln bespannt, in gerader Linie unsere prachtvollen Alleen durchschwebt, die sich fünf engl. Meilen weit erstrecken. Die Nachricht von ihrer ersten Ausfahrt verbreitete sich mit Blitzesschnelle, und alsbald stürzten sich 40 bis 50 zwei- und vierspännige Schlitten auf die Allee, um Fanny's Spur zu folgen und ihr auf der Spazierfahrt als Escorte zu dienen.“

(Umgekehrter Regenbogen.) In Antwerpen hatte man am 17. December 2 Uhr die außergewöhnliche Naturerscheinung eines umgekehrten Regenbogens.

(Bibel für Blinde.) Die Bibelgesellschaft zu Glasgow soll gegenwärtig eine vollständige Bibel für Blinde drucken lassen, wozu die Regierung 400 Pfd. St. beisteuerte; das Ganze soll aus 11 Bänden mit 2470 Seiten bestehen.

(Ansichten vom Tanzen.) Swift nennt das Tanzen „eine freiwillige Tollheit.“ Die Chinesen halten es für eine unnütze Anstrengung; denn als Commodore Anson zu Canton war, hielt die Mannschaft des „Centurion“ an einem kleinen Feiertage einen Ball; während sie aber tanzten, sagte ein Chinese, der der Operation zusah, leise zu einem aus der Gesellschaft: „Warum laßt ihr dies Geschäft nicht von euren Bedienten verrichten?“

Denkmal Napoleons. Marochetti ist nun mit der Ausführung des Denkmals Napoleons förmlich beauftragt worden. Er erhält dafür 600,000 Frs. Es wird ganz aus Metall bestehen. Die k. Verfügung ist schon vor dem Rücktritt des Thiers'schen Ministeriums unterzeichnet worden.

Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich.) Man schreibt aus Karlsruhe: Das Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich, dessen Grundstein 1828 auf dem hiesigen Schloßplatze gelegt wurde, soll nun von Schwanthaler ausgeführt werden.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 4.

Bremen, Donnerstag den 14. Januar 1841.

Gestorben:

o. 33. Den 7. Januar. Des Artisten aus Montpellier Philippe Pivat Sohn (todtgeb.; Piperstraße Nro. 16.

— 34. Den 9. — Der Cigarrenmacher Friedr. August Eickhoff, 18 Jahr; Oesmanns Gang (am Paulsberg.

— 35. Den 10. — Des Tischlers Joh. Wilh. Oelvendahl Tochter, 1 Jahr 20 Wochen; Tiefer Nro. 12.

— 36. Den 10. — Des Arb. Johann Conrad Storck Ehefr., geb. Ahlers, 56 Jahr; Bucks Gang Nro. 2.

— 37. Den 11. — Der Arb. Diedr. Asendorp, 53 Jahr; Hastedt Nro. 22.

— 38. Den 11. — Des Malers Thom. Ratjen Tochter (todtgeb.); Hutfilterstraße Nro. 38.

— 39. Den 11. — Der Arb. Mart. Kröger, 75 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 59.

— 40. Den 11. — Der Zwirnfabrikant Joh. Heinrich Eggers, 60 Jahr; Bauernstraße Nro. 6.

Nro. 41. Den 11. Jan. Des Maurergesellen Aug. Meyer Ehefr., geb. Gehlken, 62 Jahr; hinterm Schütting Nro. 2.

— 42. Den 11. — Des Tischlermeisters Georg Gottl. Tuntemann Wittwe, geborne Drögemeyer, 72 Jahr; gr. Hundestraße Nro. 11.

— 43. Den 12. — Des Musicus Heinr. Wilh. Bartels Sohn, 1¼ Jahr; Neuenmarkt Nro. 7.

— 44. Den 12. — Des Arb. Joh. Christ. Hohmann Sohn, 6 Tage; gr. Payeken Gang Nr. 9.

— 45. Den 12. — Der Detaillist Albert Meyerdirks, 68 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 1 A.

— 46. Den 12. — Des verst. Schuhmachermeisters Joh. Heinrich Schmidt Wittwe, geb. Brenneke, 80 Jahr; Wittwenhaus.

— 47. Den 12. — Des Kaufmanns Joh. Nicol. Weber Sohn (todtgeb.); Osterstraße Nr. 53.

— 48. Den 13. — Des verst. Heinrich Christ. Kniep Wittwe, geb. Rupersberg, 78 Jahr; Armenhaus.

Geburten:

Nro. 32. Den 7. Januar. Des Artisten aus Montpellier Philippe Privat Ehefr., geb. Vennad, Piperstraße Nro. 16; von einem todten Knaben.

— 33. Den 8. — Des Korbmachermeisters Joh. Gottl. Schrimpf Ehefr., geb. Zetsche, Neuenstr. Nr. 67; von einem Knaben.

— 34. Den 8. — Des Arb. Heinr. Wilhelm Baum Ehefr., geb. Heitmann, Hastedt; von Zwillings-Knaben.

— 35. Den 8. — Des Arb. Carl Friedrich Heinrich Rodenberg Ehefr., geb. Block, Doventhorssteinweg Nro. 35; von einem Mädchen.

— 36. Den 9. — Des Amtsfischers Rauert Gerhard Klevenhusen Ehefr., geb. Bohe, auf der Hose Nro. 2; von einem Mädchen.

— 37. Den 9. — Franz Hinrich Huning Ehefr., geb. Cordes, Neuenweg Nro. 4; von einem Mädchen.

— 38. Den 10. — Des Cigarrenmachers Friedrich Georg Haberland Ehefr., geb. Lüllmann, Hohenthorsstraße Nr. 57; v. e. Mädchen.

— 39. Den 10. — Des Uhrmachers Theobald Schütte Ehefr., geb. Högemann, Johannisstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

Nro. 40. Den 10. Jan. Des Arb. Joh. Bollmann Ehef., geb. Gehle, Fedelhören Nro. 14; von einem Mädchen.

— 41. Den 11. — Des Arb. Hinrich Peters Ehefr., geb. Feis, Hastedt Nro. 72; von einem Mädchen.

— 42. Den 11. — Des Reepschlägergesellen Herm. Kropp Ehefr., geb. Schütte, Schweinestraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 43. Den 11. — Des Malers Thomas Ratjen Ehefr., geb. Peine, Hutfilterstraße N. 38; von einem todten Mädchen.

— 44. Den 11. — Des Maurergesellen Joh. Ostermann Ehef., geb. Wilhelmi, Punkendeich Nro. 12; von einem Knaben.

— 45. Den 12. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Jäger Ehefr., geb. Fuhrmann, gr. Annenstraße Nro. 52; von einem Mädchen.

— 46. Den 12. — Des Kaufmanns Joachim Nicol. Weber Ehefr., geb. Young, Osterstraße Nro. 53; von einem todten Knaben.

— 47. Den 12. — Des Schiffsmäklergehülfen Herm. Daulsberg Ehefr., geb. Reitmann, große Allee; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 5.

Bremen, Sonntag den 17. Januar 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 17. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.
12 Uhr Hr Cand. Pralle.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Meyer.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Prolog.

Von Eduard Beurmann.

(Gesprochen im Frankfurter Stadttheater, am 1. Januar 1841, von Mad. Frühauf, als Genius des Jahrhunderts.)

(Die Scene ist in Wolken ringsum eingeschlossen.)

Der Genius des Jahrhunderts.

Das Abendroth ist allwärts nun verglommen;
Der letzte Strahl von einem ernsten Jahre
Ist jetzt in Finsterniß und Nacht verschwommen.
Die legt ein Leichentuch um eine Bahre,
Drauf ruhen nun die Dinge, so gekommen,
Die Thaten all', die Lüge und das Wahre,
Und auf dem Gottesacker der Geschichte
Setzt man sie bei, bis zu dem Weltgerichte.

Ein schweres Jahr liegt hinter Thal und Bergen:
Dort, wo des Heilands Fuß dereinst geschritten,
Vernahm man Freiheitsruf — Freiheit von Zwergen;
Wo Christus für die Freiheit hat gelitten,
Ward sie ein Kriegsgeschrei für Mahom's Schergen,
Die um die grüne Glaubens-Fahne stritten:
„Soll jetzt Egypten, soll Stambul gebieten,
Dort, wo Phöniciens freie Städte blühten?

Dort, wo des Kreuzes unvergänglich Zeichen
Von Accons Zinnen strahlte ew'ges Leben,
Und wo die Cedern zu dem Himmel reichen
Am Libanon, und heilig Zeugniß geben;
Wo unter Wundern hier, dort unter Leichen,
Sich Ruhm und Heldenthaten stolz erheben?"
Verbrannte Städte, und versengte Hafen
Antworten unter Jubelruf der Sclaven.

Und über Land und Meer, am Inselstrande
Im Westen grub man aus des Grabes Grunde
Den Ruhm, zu leiten ihn zum Heimathlande,
Den todten Kaiser zu dem neuen Bunde,
Um alte Liebe schlang sich neue Bande;
Und wie ein Blitz durchzuckt die Welt die Kunde:
Er wird aus seinem Grab auf Felsenrissen
Zu seinem Grab in Frankreich's Hauptstadt schiffen.

Und Königsgräber hat das Jahr geschlossen,
Und andre Häupter schmückten alte Kronen,
Und wo die Thränen den Geschied'nen flossen,
Drang Jubelruf bald zu den neuen Thronen;
Aus Leid und Trauer Hoffnungsblüthen sprossen:
Den Vätern sah man in den Kindern lohnen:
Es sank die Sonne, und in Nacht geborgen
Ist, was geschah. Es tagt ein neuer Morgen;

(Bei diesen Worten beginnt eine sanfte Musik, die während der übrigen Rede fortdauert. Die Wolken verziehen gemach. Die Morgenröthe bricht an.)

Und ich erblick' ein Land im Nebelgrauen
Mit Alpen und mit Wald bewachs'nen Höhen,
Mit duft'gen Thälern; hier mit azurblauen
Und dort mit grünen, laubumwund'nen See'n,
Mit Strömen, Domen, die gen Himmel schauen,
Mit kräft'gen Eichen, die im Fluß sich sehen,
Im deutschen Fluß, von Wald und Wein umkränzet,
Aus dessen Fluthen bunte Sage glänzet.

Das Land liegt ruhig in dem Strom der Zeiten
Und ruhig in der Brandung der Geschichte;
Es dünket mich, als solle es bedeuten
Den Fels im Meere einst im Weltgerichte,
Und zu des Landes Füßen schlingt in breiten
Gewalt'gen Strömen sich Lied und Gedichte,
Und um des Landes Scheitel sieht man prangen
Des Wissens Kranz, d'ran reife Früchte hangen.

O friedlich Land, gelobtes Du vor allen,
Wie lichten Sinn's siehst Du dem Tag entgegen;
Nicht Kriegessturm vernahm ich hier erschallen,
Ich sah im Fortschritt sich die Menschen regen:
Zu einem Feste sah ich Alle wallen,
Und Alle sah ich feiern einen Segen:
Die Kunst, den Geist für alle Ewigkeiten
Im Fluge über Land und Volk zu breiten.

(Jetzt tritt voller Morgen ein. Man erblickt im Hintergrunde Frankfurt und aus den letzten Morgennebeln ringt sich hoch über der Stadt die Erscheinung Gutenberg's, Fust's und Schöffer's.)

Der Morgen schreitet über Deutschland's Gauen,
Die Kaiserstadt erglänzt im Sonnenlichte,
Es strahlet über Berge, Thal und Auen
Im heil'gen Kleeblatt dort des Volks Geschichte:
Auf Gutenberg wird man die Zukunft bauen,
Daß sich das Falsche von dem Wahren sichte:
Ein Land, das solche Männer hat geboren,
Ist von dem Geist zu großem Werk erkoren.

(Die Musik ist bei den letzten Worten in Siegesaccorde übergegangen. Der Genius wendet sich sehnsüchtig der Erscheinung zu. Der Vorhang fällt.)

Heinrich's des IV. von Frankreich letzte Lebensstunden.

(Beschluß.)

Von dieser Nebenscene wandte sich das Auge bald wieder auf den Mittelpunkt der Schauderthat. Man hatte die Pferde gebändigt, den Wagen zurückgeschlagen, den Leichnam der gemordeten Majestät den Blicken der Menge entzogen, die in immer größern Massen heranwogte und von der Leidenschaft ergriffen war, den Herrscher, den Vater Frankreichs zu sehen, sei's lebendig oder todt. Der Herzog von Epernon sprang auf das Wagenrad und herrschte dem Volke zu: „Der König ist nur verwundet, eine Ohnmacht hat ihn ergriffen!" Dann gab er dem Kutscher Befehl zum Aufbruch. Es ging nur langsam, denn Schritt für Schritt, vor den Hufen der Pferde, neben, fast unter den Rädern der Carosse und hinten im dichten Gewühl drängte sich die Schar der Ungläubigen, der Bestürzten, der Verwirrten, und bald mit gellendem Aufschrei, bald dumpf im Gemurmel der ungewissen Wuth, wälzte sich die Volksmenge wie eine Lawine, die sich um den Wagen des Königs zusammenballte, die Gasse hinunter, um den nächsten Boulevard zu gewinnen. Bei jeder Querstraße drang ein neuer Menschenstrom vor und hemmte den Zug; oft wurden die Pferde wieder scheu und bogen zurück, dann griffen hundert Arme in die Zügel, in die Wagenspeichen, in dieselben, die ein verruchter Fuß noch kurz zuvor bestiegen. Endlich spannte man die unbändigen Thiere aus, tausend Nacken boten sich für das Zugseil dar, weinend umarmte man sich und im Zorne der Liebe drängte Einer den Andern fort, um den geheiligten Leib des königlichen Herrn zu geleiten. Viele krochen unter die Axen des Wagens und schoben ihn auf ihren Schultern fort; über Manchen ging das Rad und er achtete der Wunden nicht, er pries sich glücklich und stieß nur Verwünschungen aus gegen den Räuber der Ehre Frankreichs. So hoch trug man die Carosse langsam fort, unter dunklem Geheul und tausendstimmiger Klage, die aus allen Häusern, von allen Dächern herab, niederscholl, und von dem Gewühl in der Straße wieder aufstieg zum heitern sonnenhellen Himmel, der um die Greuel der Menschheit nicht zu wissen schien, weil er lächelte und immer lächelte.

So langte man um fünf Uhr Abends im Louvre an. Die Königin stürzte mit ihrem Gefolge der Leiche entgegen, die königlichen Kinder waren eingeschlossen; die Flügelthore des Schlosses fuhren knarrend zu und trennten den Herrscher von seinem Volke.

Im Louvre konnte es vor niemand mehr ein Geheimniß sein, daß der König todt war; unter der Bevölkerung aber das Gerücht bloßer Verwundung festzuhalten, schien heilsam und vielleicht noch möglich. Der Herzog von Guise und der Herzog von Epernon warfen sich zu Pferde und sprengten durch die Haupttheile der Stadt, um den Willen des verwundeten Königs, sich ruhig zu verhalten, mit lauter Stimme kund zu thun.

Ganz Paris war in Aufstand! Die Qual der Ungewißheit wiegelte noch mehr auf, aber der Volkswuth war das bestimmte Ziel zu augenblicklicher Aeußerung genommen. Vielleicht hätte man den Louvre gestürmt, die Köpfe der Jesuiten gefordert, in dunklem Rachetriebe die nächsten Klöster in Brand gesteckt, um der Leiche des geliebten Königs eine furchtbare Fackel anzuzünden; vielleicht hätte die Königin und die ganze Partei des Clerus und der Italiener flüchten müssen. Dies Alles unterblieb! in dem Wahne, der verwundete, der sterbende König herrsche noch, fühlte sich die Furie in ihren ersten schrecklichsten Athemzügen gehemmt. Während dessen geschah Alles, um das Unglück zu organisiren, und das Volk daran zu gewöhnen, der Tod eines Königs sei geringer zu achten, als der Umsturz aller Ordnung, die Auflösung aller Bande. Die Thore der Stadt waren geschlossen. Die Regimenter traten ins Gewehr, die Garden in den Faubourgs erhielten Befehl, sich auf dem Pont-neuf, in der Straße Dauphine und in der Umgebung der Augustiner zu versammeln. Gleich in den nächsten Tagen sollten die Parlamente zusammentreten und ersucht oder gezwungen werden die Regentschaft der Königin zu proclamiren. Die Herzöge von Güise und Epernon hatten hier die Vorhand im Spiele; alles aber geschah von Behörden, die unter Sully standen, ohne Anordnung, ohne Befehl des Ministers, von dem man wußte, er sei nach dem Könige der erste Mann des Volks. War man doch schneller zu Verhaltungsmaßregeln befähigt, rascher gefaßt, als Sully, ja fast schien man vorbereitet auf ein Unglück solcher Art, wie es jählings den Staat und den Thron getroffen. Die Hand des Verruchten war vielleicht nicht gedungen, sie war die That des isolirten frechen Wahnsinns; aber ließen die vielen Prophezeihungen, die im Lande umliefen und von denen man jetzt erst in Paris allgemein hörte, ließen die botschaftlichen Anfragen von Flandern, von Italien, von Madrid her, ob der König noch lebe, ließ das Alles mit dem tagscheuen Eulengekrächze der betlustigen, unheildrohenden und vom Himmel Rache fordernden Priester nicht darauf deuten, man sei vorbereitet auf die gewaltsame That irgend eines bis zur Verworfenheit frommen Schwärmers? —

Sully hatte sich den Tag über ganz unwohl gefühlt. Vom Bade ermattet, saß er in seinem Lehnstuhle, den Hals in Tüchern gehüllt; die alten Wunden schmerzten, sobald der Frühling mit seinen warmen Schauern herannahte. Er entließ den Schreiber, dem er einige Gedanken in sein Memoirenheft dictirte. Die Uhr im Arsenale schlug fünf; der König wollte schon bei ihm sein. Da hörte er unten in der Vorhalle, wo die Wache stand, schallenden Lärm, der sich alsbald näherte. Die Diener liefen durcheinander; zwei von ihnen traten mit verhaltenem Athem ein, und meldeten den Straßentumult, der König sei verwundet. Sully wird bleich. Unangekleidet eilt er hinaus in den Saal, da stürzt Saint-Michel der Ordonnanzoffizier fast sinnlos die Stufen hinauf, ohne Hut, ohne Schärpe, das blutige Messer mit dem Hirschhorngriff in der Hand. „Ich muß es dem Herzog bringen, er glaubt es sonst nicht, daß man den König ermordet hat!" Athemlos sinkt er in seine Knie, und hält den Dolch zitternd in die Höhe. Sully steht wie gerichtet. „Heiliger Gott!" stöhnt er, „so ist Frankreich verloren, wir Alle gehn zu Grunde. Halte Deinen Zorn zurück, Herr des Himmels, nur Gerechtigkeit fordre ich, nicht Gnade!"

Saint-Michel berichtete in keuchender Hast den Vorfall am Kirchhofe des heiligen Innocenz, soweit er selbst davon Zeugniß zu geben vermochte, denn Alles war im Nu geschehen, von dem Fluge weniger Minuten ereilt und hinweggerissen.

Der Herzog ließ die Pferde satteln und warf sich in die Kleider. Seine Gattin kam weinend und bat ihn um Schonung seiner selber. Er wies sie hart zurück und eilte die Treppe hinunter. Vor dem Arsenal fand er einen Trupp Reiter, der sich zu seiner Dienerschaft gesellte, und während der Zug den Boulevard hinunterflog, scharten sich rechts und links neue Haufen an und Sully ritt mit einem Gefolge von hundert Grafen und Herren dem Louvre zu. An der nächsten Brücke machte er Halt. Durch das Gewühl der Fußwanderer, die zu beiden Seiten neben dem Zuge der Reiter hinwogten, drängte sich ein eilfertiger Bote. „Dem Herzog Sully!" schrie er mit gellender Stimme und fiel den Pferden in die Zügel. Er überreichte dem Minister ein versiegeltes Schreiben, Sully erbrach es und las von unbekannter Hand. „Rettet, erhaltet Euch! Man mordet alle Freunde des Königs!" Der Bote war rasch im Haufen verschwunden. Sully schüttelte den Kopf und gab dem Pferde die Sporen. Aber er war nicht viel weiter gekommen, so erneuerte sich die Scene. Eine abermalige schriftliche Warnung: Geht nicht in den Louvre! hieß den Herzog mit seinen Begleitern Rath pflegen. „Nachdem man den Vater des Königreichs ermordet hat," sagte er mit stiller Kälte, die ihn selbst im Pulverdampf der Schlachten nie verlassen hatte, „dürfte es eine Kleinigkeit sein, auch mich zu beseitigen. Da Heinrich todt ist, muß ich für Frankreichs Wohl mich erhalten."

Während er noch in der Straße St. Antoine hielt, rückten die Garden aus der nächsten Kaserne hervor, um nach dem Louvre zu marschiren. „Ohne meine Befehle?" sagte Sully und war zur Rückkehr entschlossen. Er fertigte einen Offizier mit dem Geheiß ab, der Königin seinen Respect zu melden, und sie um ihre Befehle zu bitten. Kaum wandte sich der Zug um nach dem Arsenale zurückzukehren, als ein Bote von der Königin heransprengte. Die Königin lasse den Herzog bitten schnell im Louvre zu erscheinen, ohne viele Begleiter, sie habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dies bestimmte ihn noch mehr, den erregten Bedenklichkeiten Gehör zu geben; er sandte den Edelmann mit der Erwiederung zurück, daß er im Arsenale und in der Bastille die weiteren Befehle der Majestät erwarte.

Als er die Stufen seiner Behausung erreichte, brach seine mühsam behauptete Kraft zusammen, er glitt wie betäubt vom Pferde herab, und schleppte sich mit dem Aufwande der letzten Besinnung in sein Gemach. Dort sank er den Dienern ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn zu Bette, aber es war ihm nur kurze Zeit zur Ruhe gestattet. Es erschienen Boten über Boten vom Louvre,

um sein Kommen zu beschleunigen; er hörte jeden an, und sandte ihn mit der wiederholten Versicherung zurück, das Arsenal und die Bastille seien in den treuesten Händen. Als seine Gattin vor ihm stand entfernte er alle andere Umgebung und hieß sie das Zimmer verschließen, und endlich, da er sich unbelauscht fühlte von den Augen der Welt, stürzte der verhaltene Strom von bittern Thränen über das zuckende Antlitz des festen Mannes.

Am andern Morgen erschienen der Connetable und der Herzog von Epernon im Arsenal, um ihre Dienste anzubieten und ihn im Namen der Königin zu bitten, seinen Besuch im Louvre zu beeilen. Er glaubte nicht länger zögern zu dürfen und huldigte persönlich, sobald sein Zustand es ihm erlaubte. Aber man hatte die Hauptsache schon ohne seinen Rath geordnet. Das Parlament war im Saale der Augustiner zusammengetreten, der Herzog von Guise und der Pater Cotton waren zugegen, und die Königin wurde proclamirt.

Es war noch am Sonnabend, am funfzehnten Mai, am Tage nach der Ermordung, als man den Körper des Königs secirte. Die schöne Gestalt, das herrliche Leben des Helden hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch eine Reihe von dreißig Jahren bestehen können. Die Eingeweide des königlichen Leichnams wurden ohne Ceremonie nach Saint-Denis gebracht. Eine Deputation der Gesellschaft Jesu erschien vor der Regentin und bat sich das Herz des Entseelten aus, um es in ihrer Kirche zu la Flèche, die die Königin ihnen bauen ließ, beizusetzen. Der einbalsamirte Körper lag im Louvre auf goldgewirktem Teppich. Zwei Altäre standen zu beiden Seiten, Scharen von Priestern hielten Wache und lasen achtzehn Tage lang Messe für die Seele des Ermordeten, die nun schon vor Gott stand, und der armseligen Sorge der Sterblichen nicht mehr anheim fiel.

---

* Bischof Dräseke und der anonyme Libellist.

(Beschluß.)

Weitere Beschuldigungen häuft der Verfasser auf Dräseke's theologische Denkungsart und die daraus hervorgehende Wirksamkeit desselben. „Um es deutlich zu sagen," heißt es S. 55 „so hat der Bischof Dräseke der pietistischen Partei, welche schon vorher in Magdeburg war, sich in die Arme geworfen, er ist ihr Werkzeug und sie findet in ihm einen trefflichen Haltpunkt. Schon vor seiner Versetzung nach Magdeburg wurde eine Hinneigung zu dieser Schule (!) an dem Bremenser bemerkt, und der völlige Uebergang konnte nun wohl da nicht ausbleiben, als Dräseke wahrnahm, daß sehr vornehme Personen diesen frommen Vereinen zugehörten. Solch einen preußischen General mit dem vertraulichen „lieber Bruder in Christo" anreden zu dürfen, ist keine Kleinigkeit, und man liebt das Vornehme, das Glänzende, und wer jemand fangen will, braucht bloß von dieser Seite ihn zu fassen." Diese Stelle ist wieder ein Beweis, wie der Verf. nichts beibringen kann, ohne Dräseke niedrige Beweggründe unterzuschieben. Man braucht einem Ehrenmanne nur einen Parteinamen zu geben, und gleich steht für den Angriff ein ganzes Arsenal von Waffengeräth zur Disposition. Für so nüchterne Menschen, wie dieser da ist, ist das Wort Pietismus ein eben so weiter Mantel, wie für Andere das Wort Nationalismus. In Dräseke's Seele reichten stets Glaube und Liebe einander die Hand; daß er allem Sectenwesen feind war, daß er weit entfernt war, von seiner Glaubensansicht die ewige Seligkeit abhängig zu machen, wissen Alle, denen sein beredter Mund die Segnungen des Evangeliums verkündigte. Daß in Liebe und Eintracht sich Alle um den Namen Christi sammeln sollen, diese Ueberzeugung war es, die seine Lehre durchdrang, die all sein Wirken belebte. Davon legte er in der „letzten Predigt", die er im Mai 1832 hier vor seiner Gemeinde hielt, ein so entschiedenes Bekenntniß ab, daß wir uns nicht enthalten können, einige auf diesen Punkt bezügliche Stellen hier folgen zu lassen: „Der Gott des Friedens, der Vater des einigen Friedefürsten, um Den die Menschheit aus der Irre sich sammeln, vor Dem jede trennende Satzung, jede trennende Gesinnung verstummen und verschwinden soll, — — dieser Gott! Er war mein Glaube; er wurde es im Kampfe der Meinungen mehr; er ist es ohne Wandel geblieben; er wird es bleiben bis ans Ende der Tage.

Mit dem Glauben an den Gott des Friedens genau zusammen hängt sodann der Grundsatz: „Nicht, daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude" (2 Corinth. 1, 24). Diesen Grundsatz daher sprach meine Antrittspredigt unter Euch aus, und mein Bestreben, in der Freude an dem Gott des Friedens die Entzweieten zu versöhnen, hob von da an.

Weil aber solche Versöhnung nicht zunächst Sache des Kopfes ist, sondern des Herzens, und nur möglich wird auf dem Wege der Gesinnung, also durch Heiligung: so war Eure Heiligung mein Wirken. Weder fruchtlose Dogmen, noch grundlose Moralien habe ich getrieben. Eine Frömmigkeit, die das Leben dem Herrn weihet, habe ich gepredigt. Eine Lauterkeit, die nicht überhergeht, sondern durch und durch dringt, habe ich empfohlen. Eine Gerechtigkeit, die nicht der Mensch schafft, sondern Gott im Menschen schaffet, habe ich gelehrt. — Es giebt noch Dinge, die das Licht scheuen, weil das Licht sie verklagt. Trotz dem Wohlthun, das Ihr übet, trotz der Milde, die Ihr beweiset, trotz der großartigen Hülfsbegier, die Ihr, aufgefordert und ungebeten, in weite Fernen wirken lasset, giebt es noch Scheidewände unter Euch, die fort müssen. Aber, daß Ihr, um des Gottes willen, der Euch gerufen hat und treu ist und weil Er Euch liebt, Euch alle zusammen haben will, — daß Ihr mit diesem, Eurem Gott, dem Gott des Friedens und in Kraft Eurer Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird, dem Frieden nachjagen und die Scheidewände wegschaffen, — daß Ihr von un-

christlichem Sektiren Euch daraus entfernt halten, — daß Ihr unter Menschen, die mit Euch den Herrn suchen, denselben Einen Herrn und Heiland, keinen bösen Unterschied machen, — daß Ihr die Kirche, die Er gestiftet, die allgemeine und untheilbare, keiner Zerstückelung preisgeben, — daß Ihr einmüthig, theure Anschavianer, theure Bremische Kirchengenossen allzumal, einmüthig! an den Hauptsachen, die das Band der Gemeinde sind, festhalten, über Nebendinge mithin nicht zerfallen, — daß Ihr, um einmüthig zu sein, demüthig sein, folglich alles Grübeln und Absprechen über die Geheimnisse unseres allerheiligsten Glaubens, welches eben so unnütz als stolz ist, gänzlich einstellen, — daß Ihr solche einfältige, stille, friedenvolle Weisheit durch Lesen des göttlichen Wortes, über welches der menschliche Aberwitz endlich vergessen wird, nähren und stärken u. s. w. wollet, das versüßt mein Entbehren." Wie? dieser Geist der Liebe und des Friedens sollte mit einem Male verschwunden sein? Oräseke sollte ein unduldsamer Eiferer, ein Verfolger der Andersdenkenden geworden sein? Wenn der Libellist gegen geheime Inquisition und Verfolgung eifert, so sollte er, der so viele Histörchen weiß und bei andern Anlässen aufträgt, uns hier doch die Facta nennen, um etwas zu glauben, was mit Oräseke's Charakter, was mit allem seinen früheren Verfahren in Widerspruch steht. Die Sintenis'sche Streitsache aber — wird man dagegen einwenden. Hier lagen andere gewichtige Gründe vor, weshalb Oräseke als Bischof — nein, nicht er allein, das Consistorium sich für verpflichtet hielt, bei der Regierung Beschwerde zu führen; schloß sich doch auch der Oberpräsident der Provinz, der Graf von Stolberg derselben an. Wie wenig indeß die preußische Regierung die freie geistige Bewegung in der protestantischen Kirche zu beschränken gesonnen ist, hat sie dadurch bewiesen, daß sie der Beschwerde keine Folge gab. Das Nähere ergeben die in Betreff dieser Streitsache erschienenen Actenstücke. Seltsam, wie G. v. C. immer nur auf Nebendinge und Kleinigkeiten Jagd macht! Statt Oräseke's Verfahren in dieser Streitsache zu beleuchten, richtet er seine Anklage darauf, daß Oräseke von dieser Sache noch so häufig rede und sie selbst bei Predigerconferenzen bespreche.

Begleiten wir endlich an der Hand unsers Libellisten den Bischof auf seinen Inspectionsreisen. Hier erwarteten wir vor Allem eine klare Darstellung der achtjährigen Wirksamkeit desselben, es war darzuthun, worauf der Bischof vornehmlich seine Aufmerksamkeit richtet, was er angeordnet hat, wie er die Conferenzen der Geistlichen und der Schullehrer leitet, wiefern seine Einwirkung eine günstige oder ungünstige gewesen ist. Ja, der Verfasser spricht von alle dem, aber er bringt nur oberflächliches Geschwätz vor und thut mit seinen trivialen Anecdötchen so lächerlich wichtig, als wäre das Wohl der Kirche dabei gar sehr interessirt. Hier hat er zu viel Reden gehalten, dort hat er auf die (unziemlich vorlaute) Frage, ob er nach der Predigt des Ortsgeistlichen reden wolle, geäußert, er wisse es noch nicht, und hinterher doch geredet; hier hat er auf der Kanzel von Landcharten gesprochen, dort diese und jene Phrase gebraucht, die man ihm lange nachgetragen hat; hier hat er bei einer verdorbenen Einwohnerschaft ihre Kirchlichkeit gelobt, ohne zu merken, daß die Besucher Leute aus der Nachbarschaft waren, dort hat er sich ohne Grund über eine leere Kirche aufgehalten, das eine Mal ist dem Verfasser die höfliche milde Wendung, mit der Oräseke Predigten recensirt, nicht recht, das andere Mal tadelt er ihn wegen verletzender Aeußerungen, und dabei ist des Anekdotenkrams kein Ende. Dabei erfahren wir denn von Oräseke's Wirksamkeit so gut wie gar nichts. Von seines Vorgängers Humanität ließ sich leicht rühmen, indem dieser bekanntlich selten eine Inspectionsreise machte. Der Gewissenhafte steht gar oft im Nachtheil. In Betreff seiner Berichte an die Regierung weiß unser Vielwisser nichts Anderes beizubringen, als daß O. den Inhalt eines Blattes für die Quintessenz eines anzufertigenden Berichts ausgegeben habe. Fühlte denn der Verfasser nicht, wie thöricht und anmaßend es ist, aus dieser Aeußerung die Mangelhaftigkeit der bischöflichen Berichte demonstriren zu wollen? Aber hier ertappen wir den Libellisten wieder auf einer Lüge. Dem Verfasser dieser Zeilen ist zufällig aus glaubwürdigem Munde bekannt, daß O. sich für jede seiner Inspectionsreisen ein besonderes Buch hält, in das er Tag für Tag, was vorgefallen, was besprochen worden ist, einträgt. Aus solchen Vorarbeiten gehen seine Berichte hervor.

Somit sei denn diese Schrift bei Seite geworfen. Wir beschäftigten uns vielleicht länger, als billig, mit einer Schmähschrift, die an den Pranger der Literatur gehört. Schon war dieser Aufsatz geschlossen, als uns die Nachricht zukam, daß der Libellist ein hamburgischer Candidat der Theologie sei, der sich in seiner Hoffnung im Preußischen durch Oräseke angestellt zu werden, getäuscht fand. Da sind denn der böse Wille und die Unkenntniß der Thatsachen zugleich erklärt. Wenn es sich bestätigen sollte, was neuere Nachrichten melden, daß Oräseke sich von seinem Amte, dessen Bürde zu schwer auf ihm lastet, zurückziehen werde, so können wir uns darüber um seinetwillen nur freuen. Nach einem mehr als vierzigjährigen Wirken im geistlichen Amte hat er es wohl verdient, den Abend des Lebens, so weit er ihm noch vergönnt ist, in Ruhe und Frieden zu verleben. Er trägt das Bewußtsein mit sich, stets das Gute rein gewollt und in reichem Maaße gefördert zu haben.

J. W. S.

---

* Theater.

(Fortsetzung.)

Die am 11. d. M. stattgehabte Vorstellung der „Stummen von Portici" soll ganz vorzüglich gegangen sein, und müssen wir diejenigen Leser beneiden, welche nicht wie wir am Besuch des Theaters behindert waren. Die ganze Persönlichkeit des Herrn Schmetzer ließ allerdings einen ausgezeichneten Masaniello erwarten. Besonders wird der Vortrag des Schlummerliedes und das gemäßigte Spiel in der Wahnsinn-Scene gerühmt. Es sind dies in der That zwei Klippen, an denen die gewöhnlichen Tenoristen scheitern. Den Meisten fehlt die Höhe, welche

für die Schlummer-Arie erfordert wird, und in der letzten Scene haschen sie mit häßlichen krampfartigen Gesticulationen nach dem Beifalle, welchen ihr Gesang nicht erringen konnte. Auch der Wahnsinn soll auf der Bühne nicht die Gränze des Schönen überschreiten. —

Diese Auber'sche Oper wird nun bald aufhören den Zeitgeschmack für sich zu haben, denn die Völker sind es wieder überdrüssig geworden für die Freiheit zu streben. Bei dem wechselseitigen Kriegsgeschrei werden sie über die Nothwendigkeit der Subordination belehrt, und die Begriffe Bürger und Gesetz verschwinden vor den Worten Gehorsam und Obrigkeit. —

Bei der Vorstellung der Vestalin von Spontini am 12. mußten wir unwillkührlich den Componisten und Napoleon in unsern Gedanken neben einanderstellen. Im Jahre 1807 war es als Spontini die Vestalin in Paris schrieb, und damit die Nebenbuhler Cherubini, Mehul, Gretry, Paesiello, Winter u. A. besiegend den großen zehnjährigen Preis errang. Der Kaiser Napoleon, damals im ersten reinsten Glanze seiner Macht, nahm den lebhaftesten Antheil an der Aufführung. Napoleon und Spontini waren für eine Zeit in Paris die gefeiertsten Namen. Jetzt ist der Weltstürmer zur Ruhe gebracht und von seinen Schöpfungen nur der kleinere Theil geblieben, der Künstler Spontini aber behauptet, freilich auch nach heftigen Fehden, seinen Herrscher-Stuhl, er hält die Batutta noch in kräftiger Hand, und die Opern Nurmahal, Alcidor, Agnes von Hohenstaufen bezeugen, daß die in der Vestalin und im Ferdinand Cortez waltende Kraft noch nicht der Zeit erlegen ist. — Den Licinius sang und spielte Hr. Schmetzer ganz vorzüglich; die Partie liegt aber doch wohl für seine Stimme nicht hoch genug, jedenfalls findet er in derselben nicht solche Glanzpunkte wie in andern Rollen. Die, eine übermäßige Anstrengung erfordernde, Partie der Julia wurde von Mad. Marquard trefflich ausgeführt; die Oberpriesterin möchte aber wohl diejenige Rolle sein, in welcher Dem. Gned am liebsten vom Publicum gehört wird. Weshalb Herr Krieg, unser vorzüglichster Bassist, nicht den Pontifex sang, war Vielen unerklärlich. Das schöne Duett im dritten Act mit Licinius erfordert allein die Besetzung mit dem besten Bassisten, wenn nicht die minder gute Ausführung auch der Tenor-Partie schaden soll. Dergleichen Verkehrtheiten dürften minder eintreten, wenn das Regiment nicht bloß in den Händen der Schauspieler läge. Wir schließen diesen Artikel mit dem Wunsche, daß die früher hier so beliebte Spontini'sche Oper Ferdinand Cortez wieder auf das Repertoir gebracht werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

† Vorschlag die Dienstboten-Ordnung betreffend.

(Eingesandt.)

In unserm Bremen wäre es angemessen, wenn in Betreff der Dienstboten eine bessere Anordnung getroffen würde; nämlich dieselben, wie an mehreren Orten, ein Dienstbuch erhielten, ähnlich dem Wanderbuche der Handwerksgesellen, worinnen zuerst ein Auszug aus dem Dienstreglement abgedruckt wäre, welches die gegenseitigen Pflichten der Herrschaften und Dienstboten enthielte; nach diesem müßten mehre weiße Blätter folgen, worauf nach Abgang der Dienstboten die Herrschaften einen unpartheiischen Attest ihres Verhaltens während ihrer Dienstzeit niederschrieben, damit dasselbe bei anderweitiger Vermiethung zur Richtschnur diente, um daraus zu entnehmen, was man von denselben zu erwarten habe. Kämen Fremde hier an um sich zu vermiethen, so müßten sie Zeugnisse von ihrem frühern Wohnort beibringen, sich dann hier ein Dienstbuch anschaffen, damit sie mit diesem ihren hiesigen Dienst antreten. Auf der Rückseite des Umschlags müßten Vor- und Zunamen der Person, Geburts-Ort und Jahr stehen, und die ganze Person signalisirt werden, ob noch Eltern oder Vormünder vorhanden, damit kein 2ter und 3ter ein solches Buch benutzen könnte, Mißgriffe, Unannehmlichkeiten und streitige Vorfälle könnten dadurch vermieden werden, weil sie aus dem Buche selbst dem Inhalt nach klar und deutlich hervorgehen würden, es würden feste Ordnung und bessere Gesinnungen daraus entstehen, welche Ruhe und Frieden ins häusliche Leben brächten, mancher angenommene Fehler würde wegfallen, wenn die Dienenden durch diese Vorschriften sich immer mehr der Besserung befleißigen müßten, um in ihrem Dienstbuche gute Zeugnisse aufzunehmen und sich einer Lohnerhöhung zu erfreuen. Alle täuschenden Nachfragen bei den vorherigen Herrschaften würden unnöthig sein, wenn sie sich pflichtmäßig und unpartheiisch darin ausgesprochen hätten, so daß die Nachfragenden sich fest darauf verlassen können.

† Der deutsche Philister.

(Eingesandt.)

Ueberall wo wir hinschauen, begegnen wir dieser ehrenwerthen Personage, sogar in Flora's Reich ist sie eingewandert wie das so eben uns zugesandte Preisverzeichniß für 1841 über die Prachtgeorginen des Herrn Christian Degen in Kostritz beweist! Da findet sich als Prachtgeorgine ein Dr. Wagnitz, ein Major von Fincke, ein Secretär Kind, ein Bürgermeister Bertram, ein Finanzsecretär Haßlauer, ein Baurath Eichholz, ein Superintendent Heidenreich, ein Hofcommissär Schultze und Detz, kurz alle die vielen Titel und Titelchen, die als die einzige Lebenssonne dem traurigen Spießbürgerleben einen Lüsteren zu geben vermögen. Wie genügsam beweist sich hier Hermann's Enkel, der auch in diesen Miserabilitäten Erdenseligkeiten verspürt.

* Ueberlieferung.

Als es vor hundert Jahren in Bremen noch Sitte war, das in der Kirche getraute Ehepaar in feierlichem Zuge heimzugeleiten, da wurden die Rückkehrenden im hochzeitlichen Hause auch mit Musik empfangen. Hinter dem einen Thürflügel stand ein Violinist, hinter dem andern ein Baßgeiger, und beide ließen sich weidlich hören. Der Volkswitz aber legte den Instrumenten folgenden Text unter. Der Violine: „itel gode Dage schast Du bi mi hebben, itel gode Dage schast Du bi mi hebben." Dem Basso aber: „Hunger un Kummer, Hunger un Kummer." — In der That die beiden Wechselseiten des ehelichen Lebens in kräftigen Umrissen! —

Miscellaneen.

(Die Engländer am Rheine.) Der Mitarbeiter eines rheinischen Blattes erzählt: — — Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Reisemethode der Engländer kennen. Der Wagen nämlich, auf welchem ich stand, eine gewöhnliche Reisebatarde mit Glasfenstern, gehörte einer englischen Familie an. Zwei dicht verschleierte Damen saßen in dem gänzlich verschlossenen Innern und zwei Herren mit gewaltigen Landkarten auf dem Kutscherbock. Erschien nun ein sich besonders auszeichnender Ort, wie z. B. St. Goar, so klopfte der eine Herr an das Wagenfenster, das sich aufthat, und rief auf französisch hinein: **Voilà St. Goar!** — Mylady warf den Schleier zurück, nahm einen Operngucker zur Hand, fixirte einige Augenblicke das Städtchen und erwiederte: **Ah, c'est St. Goar!** Hierauf zog sie das Fenster wieder zu und den Schleier wieder vor, und die Präsentation hatte Statt gefunden.

(Modell der Peterskirche.) Ein Modell der St. Peterskirche zu Rom und der dazu gehörigen großen Colonnade, an welchem der Verfertiger, Andres Gambassini von Livorno, 15 Jahre lang gearbeitet hat, ist gegenwärtig mit königlicher Erlaubniß in einem der Säle des Louvre aufgestellt. Es ist aus verschiedenfarbigen eingelegten Hölzern angefertigt und macht selbst im Maßstabe von 1/100 des Originals einen imposanten Eindruck. Die Treue, mit welcher auch die geringsten Details reproducirt sind, erweckt die Bewunderung jedes Beschauers, während der Kenner durch den kühnen Schwung und die Grazie, die sich im Ganzen ausspricht, zu hoher Anerkennung genöthigt wird. Auch dadurch zeichnet sich dies Modell vor vielen ähnlichen vortheilhaft aus, daß es sich durch Drehung des Chors um einen Viertelkreis öffnen läßt, so daß die von den vier Kirchenvätern getragene Kanzel St. Peters, die Grabmäler der Päpste und überhaupt alle Details des Innern zu deutlicher Anschauung gelangen. Die Statuen sind von Elfenbein, die Mosaikgemälde auf kleinen Kupfertafeln nachgeahmt ꝛc. Es spricht sich in diesem Modelle durchgehends der Geist und die Hand des Künstlers aus, so daß der Eindruck des Kleinlichen nirgends erweckt wird. Neben dem der St. Peterskirche, sind auch die Modelle mehrerer Gebäude zu Pisa, die Cathedrale, der hängende Thurm, das Camposanto ꝛc. ausgestellt.

(Torquato Tasso.) Vor Kurzem ist eine treffliche Biographie Tasso's von Karl Streckfuß erschienen. Aus sorgfältiger Benutzung gedruckter und ungedruckter Quellen hat der Verfasser das Ergebniß gewonnen, daß, was das unglückliche Ende des Dichters betrifft, der Herzog Alfons von aller Schuld gegen Tasso frei zu sprechen und dieser nur von dem innern Dämon eines kranken Herzens und eines getrübten Geistes gequält und verfolgt worden ist.

(Geld und Liebe.) Den Conflikt dieser beiden Mächte besonders auf dem Gebiete der Eheverbindungen, hat Sir Edw. Lytton Bulwer dramatisirt und unter dem Titel „**Money**“ (Geld) auf die Bühne gebracht. „Was kann denn dieser Misère Großes begegnen?“ wird hoffentlich Niemand fragen, wo es sich nicht etwa um unsere Thaler oder Gulden, sondern um Pfunde Sterling, und zwar nach vielen Tausenden gezählt, handelt. Evelyn, ein junger Mann von Geist und Charakter, ist, weil es ihm an Geld fehlt, gezwungen, eine untergeordnete Stelle in dem Hause eines Verwandten, des Sir John Vesey, einzunehmen, welcher Letzterer zu seinen vielen Ostentationen, um in der Stadt für einen steinreichen Mann gehalten zu werden und auf diese Welt einen steinreichen Fang für seine Tochter Georgina zu thun, auch die Prahlerei zählt, solche arme Verwandte bei sich im Hause als Kostgänger zu haben. Evelyn läßt sich dieses drückende Verhältniß nur aus Liebe zu einer kleinen Cousine, Namens Clara Douglas, gefallen, die ebenfalls nur als arme Verwandte in dem Hause Sir John Vesey's lebt. Clara schlägt die Hand Evelyn's aus, weil sie einsieht, daß es unmöglich sei, von der Liebe allein in der Welt zu leben; Geld aber haben Beide nicht. Da fügt es sich, daß ein alter reicher Oheim stirbt, den jungen Evelyn zu seinem Universalerben einsetzt, und die Bedingung hinzufügt, daß er eine seiner beiden Cousinen, Georgina oder Clara, heirathen müsse. Zu stolz, um bei der Letzteren seinen Antrag zu erneuern, weil er nicht will, daß sie ihn, den sie früher ausgeschlagen, jetzt um seines Geldes willen nehme, begnügt er sich damit, großmüthig gegen sie zu sein, indem er ihr durch seinen Notar 20,000 Pfd. Sterl. zusenden läßt, unter dem Vorwande, daß durch ein Codizill zu dem Testamente des verstorbenen Oheims diese Summe für sie bestimmt sei. Gleichzeitig entschließt er sich, um Miß Georgina, die er nicht im Mindesten liebt, anzuhalten. Georgina ist ein putzsüchtiges, an Geist und Herz vernachlässigtes Mädchen von der gewöhnlichsten Art. Er hört jedoch zufällig, sie habe insgeheim einer armen Wittwe Geldunterstützungen zukommen lassen, und da sie, als er ihr darüber Schmeichelhaftes sagt, die Thatsache gelten läßt, so bittet er die Wohlthäterin der Armen um ihre Hand. Er sagt ihr zwar, daß er sie nicht liebe, aber sie meint, das werde sich in der Ehe schon finden, und darauf kommt die Verlobung zu Stande. Clara wird von dem neuen Verhältnisse sichtlich so erschüttert, daß Evelyn nun zu seiner Ueberraschung wahrnimmt, er werde wirklich, und zwar schon seit langer Zeit, von ihr geliebt. Obendrein entdeckt er bald, daß Clara die eigentliche Wohlthäterin jener Wittwe sei, und daß Georgina sich ein fremdes Verdienst angeeignet habe. Aber, wie ist nun von dem eingegangenen Braut- und Bräutigams-Verhältnisse mit Ehren loszukommen? Evelyn nimmt zu einem seltsamen Mittel seine Zuflucht: er wird ein Spieler; und zwar macht er mit dem Bankhalter in dem berüchtigten Crockford-Club einen geheimen Contrakt, wonach ihn dieser ruiniren muß, — natürlich nur scheinbar, denn der Herr Bankhalter bekommt nicht das gewonnene Geld selbst, sondern nur eine ansehnliche Commissionsgebühr. Nachdem Evelyn angeblich ruinirt und in Schulden gestürzt ist, soll er ins Gefängniß wandern, wenn er nicht die Summe von 10,000 Pfund aufzubringen vermag. Er fleht zu seiner Braut, Miß Georgina, seine Ehre und ihn selbst zu retten; aber sie bleibt hart wie Stein, bricht jede Verbindung mit ihm ab, während Clara unter der Hand seinem Geschäftsführer jene Summe zuschickt, mit der Erklärung, daß Evelyn diese 10,000 Pfd. von ihr zu fordern habe. Man kann sich leicht denken, daß dies die Wendung sei, die der Held des Stückes herbeigewünscht hatte, und letzteres schließt nun, zu Aller Zufriedenheit, mit einer neuen Großmuthsscene, inde-

Evelyn, der sich mit Clara verbindet, noch eine ansehnliche Summe hergiebt, um die Mitgift der Miß Georgina zu vermehren und ihr nun wirklich zu einer „guten Partie“ zu verhelfen.

(Sophie Löwe.) Die bekannte seither in Berlin engagirte Sängerin Sophie Löwe ist jetzt auf einer Reise von der gelben Spree nach der eben so gelben Seine begriffen, um dort ihren „europäischen Ruf“ festzustellen, oder wie eine andere Lesart behauptet, sich noch weiter auszubilden. Jede Primadonna hält sich für zu vollkommen, daß sie glauben könnte, es gebe für sie noch etwas zu lernen. Mamsell Löwe bekam in Berlin 6000 Thaler Geld, wofür sie jährlich etwa dreißig Male gesungen haben mag: sie hatte nebenbei einige Monate Urlaub, um sich Nadelgeld, Kränze, Beifall und Recensionen zu ersingen; das alles aber genügte ihr nicht; sie wollte auch noch eine Pension auf Zeitlebens, deren Betrag wir zwar nicht kennen, die aber ohne allen Zweifel sich weit höher belief, als ein General, der für sein Vaterland gekämpft, ein halbes Jahrhundert gedient und ein halb Dutzend ruhmreiche Wunden in manchen Schlachten davon getragen hat, ansprechen kann. Vor einigen Tagen war sie in Frankfurt, und die kunstliebenden Herren von der Zeil und anderen Gassen, wollten sie gar zu gerne hören. Aber Mamsell Löwe verlangte für jeden Abend sechshundert Gulden Spielgebühr, und die konnten oder wollten die Herren Meck, Malß und Guhr nicht geben. Sie thaten daran ganz recht, und haben die geldgierige Sängerin ziehen lassen. Aus Berlin wird nun gemeldet, daß dieser Sängerin von der Theaterintendantur Briefe nachgeschickt worden, um durch das Anerbieten eines lebenslänglichen Engagements und einer künftigen Jahrespension ihre Rückkunft zu erkaufen. — Da wir einmal auf das Capitel der Gagen gekommen sind, welche Sängerinnen beziehen, so wollen wir noch einige Zahlen reden lassen. Doch eben fällt uns ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem wir eine Anzeige finden, die hier zwischengeschoben werden mag. In einem Tageblatt steht mit großen Buchstaben Folgendes zu lesen: „Bitte um einen warmen Rock. Ein siebenzigjähriger Greis, der über vierzig Jahre im Heere gedient hat, arm und von Allem entblößt ist, bittet einen edlen Menschenfreund um ein warmes, wenn auch altes Kleid.“ — Nun ohne Erläuterungen weiter! Von Sängerinnen erhalten in Italien an jährlicher Gage: die Mariani 15,000 Thaler, Salvi 13,000, Donzelli 18,000, die Reina, Poggi, Pedrazzi, jede zwischen 8000 bis 10,000, die Roncini und Marini, jede 10,000, die Schoberlechner, Streponi und die Ronzi, jede 13,000, eine andere Marini 9000, die Frezzolini 13,000 bis 15,000, Franzilla Piris 10,000, die Ungher aber 18,000 Thaler. Wie viele warme Röcke für dürftige Invaliden könnte man davon kaufen! Noch weit größere Ansprüche macht die Rachel in Paris. Sie, oder vielmehr ihr Vater, der dieses Mädchens Talent als eine Zwickmühle für die Directionen zu betrachten scheint, fordert immer mehr. Ein Engländer hat berechnet, daß sie jährlich etwa 100,000 Fr. „macht.“ Nimmt man für den Monat auch nur 8000 Fr. an, und daß sie wöchentlich kaum zweimal auftritt, so bringt ihr jede Rolle ungefähr tausend Franks ein. In der Regel hat sie höchstens fünfhundert Verse von Racine, Corneille oder irgend einem französischen Trauerspieldichter zu sprechen; sie erhält demnach für jeden Vers zwei Franks, oder etwa so viel wie ein zehnjähriges Kind für zweiundsiebzig Arbeitsstunden Arbeit in den Baumwollenspinnereien erhält. Der Werth der Geschenke, silberne Lorbeerkronen und dergleichen Comödiensporteln, ist dabei nicht gerechnet.

(Aerzte in Paris.) Die Stadt Paris zählt gegenwärtig 1360 Aerzte, 270 mehr als im Jahre 1833.

(Der Traum des Pharao.). Jemand bemerkte, daß es aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharao doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man es ihnen ansehe. „Ich konnt' es auch nicht begreifen,“ sagt ein Kaufmann, „bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als sieben große und dicke Kassa- und Handlungsbücher; meine Frau aber hatte nur ein ganz kleines Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch all' meine großen und dicken aufgezehrt, und man sah es ihm auch nicht an. Seit der Zeit glaube ich auch an den Traum des Pharao.“

(Buntes.) Als vor einiger Zeit Herr von Bressen, der französische Gesandte, Sr. Maj. dem Könige von Preußen versicherte, daß in Paris bei einem ähnlichen Feste wie das der Huldigung, eine solche Begeisterung nicht trotz des Regens aushalten, sondern sich schnell zerstreuen würde, sagte der Monarch: „Aber mein deutsches Volk hat eine bessere Konstitution!“

Als Graf von Brühl bei seiner letzten Anwesenheit in Rom dem Pabste seine Aufwartung machte, fiel, wie das bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, der gleichgültigere Theil der Unterhaltung auf St. Peter. Der Pabst fragte, wie er dem Grafen gefallen, worauf dieser sehr hübsch entgegnete, daß das Gebäude ihn beim ersten Anblick eher abgestoßen als erfreut habe, nachdem er jedoch eingetreten und eine Zeit lang darin verweilt, habe es ihm recht gut gefallen. Der Pabst, dem, wie allen Italienern, scherzhafte und sinnige Wendungen leicht zu Gebote stehen, knüpfte daran folgende pikante Bemerkung: „Das ist ja Das, was ich Allen predige. Kommt nur herein in die Kirche, und bleibt nicht bei dem Eingange stehen, es wird euch bei uns dann schon wohl behagen.“

Ein amerikanisches Mädchen wendete sich, auf einer Reise durch Italien, an einen Cardinal, der ihr den Zutritt zu dem Pabst vermitteln sollte. Doch der Cardinal erwiederte, diese Auszeichnung komme nur Prinzessinnen von Geblüt zu. Ich bin eine Prinzessin von Geblüt — rief die Amerikanerin aus — die Tochter eines Souverains! denn in Amerika ist das gesammte Volk souverain, und ich bin die Tochter Eines aus dem Volke. — Diese Antwort gefiel dem Pabste, als sie ihm hinterbracht ward, so sehr, daß er das Mädchen sofort einer Unterredung würdigte.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei.

Nro. 50.
— 51.
— 52.
— 53.
Nro. 50.
— 54.
— 52.
— 53.
— 54.
— 55.
— 56.
— 57.
— 58.
— 59.
Nro. 17.
— 18.
— 19.
— 20.
— 21.
22.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 5.

Bremen, Sonntag den 17. Januar 1841.

Gestorben:

Nro. 50. Den 11. Jan. Des Schlossermeisters Hinrich Asendorpf Sohn, 12 Wochen; Kirchenstr. Nro. 1.

— 51. Den 12. — Des vst. Hufschmieds Hans Heinr. Botterbrodt Wittwe, gb. Nollab, 58 Jahr; gr. Fuhrleutestraße.

— 52. Den 12. — Der Rentier Tobias Cornelius, 90 Jahr; Molkenstraße Nro. 46.

— 53. Den 14. — Des Arb. Joh. Hinr. Schomburg Sohn (todtgeb.); gr. Rosenstr. Nr. 4.

Nro. 54. Den 15. Jan. Der Sattlermeister Conr. Wätjen, 43 Jahr; Braunstraße Nro. 7.

— 55. Den 15. — Adelh. Brockmann, 82 Jahr; hint. Paulsberg Nro. 6.

— 56. Den 15. — Des Zimmergesellen Gerh. Friedr. Wentzel Tochter, 9¼ Jahr; Barkhof Nro. 5.

— 57. Den 16. — Der Arb. Claus Hinrich Menke, 38 Jahr; Sögestraße Nro. 25.

Geboren:

Nro. 50. Den 10. Januar. Herm. Meyer Ehefr., geb. Sievers, Hastedt Nro. 9; von einem Mädchen.

— 51. Den 11. — Des Schuhmachers Christ. Friedr. Aug. Zimmermann Ehef., gb. Mittelstein, gr. Johannisstr. Nr. 103; v. e. Knaben.

— 52. Den 12. — Des Kahnschiffers Johann Arend Westphal Ehefr., geb. von Hagen, Stephanithorssteinweg Nro. 4; von einem Knaben.

— 53. Den 12. — Des Schneidermeisters Johann Abeling Ehefr., geb. Kahrweg, Kurze Wallfarth; von einem Knaben.

— 54. Den 12. — Des Schiffszimmermanns Johann Köhring Ehefr, geb. Müller, Nro. 34; von einem Knaben.

— 55. Den 12. — Des Arb. Herm. Imhoff Ehefr., geb. Eggers, Marterburg Nro. 23; von einem Knaben.

— 56. Den 12. — Des Kistenmachers Diedr. Räke Ehefr., geb. Althoff, gr. Johannisstraße Nro. 84; von einem Knaben.

— 57. Den 13. — Des Arb. Diedrich Jden Ehefr., geb. Bade, Hastedt Nro. 56; von einem Knaben.

— 58. Den 13. — Des Schlachters Joh. Friedrich Seegers Ehefr., geb. Rohmeier, Paulsberg Nro. 32; von einem Knaben.

— 59. Den 13. — Des Schuhmachers Heinr. Heine Ehefr., geb. Sanders, Hastedt Nro. 10; von einem Mädchen.

Nro. 60. Den 13. Jan. Des Hutfabrikanten Eduard Dominicus Bernhardt Ehefr., geb. Nipper, Langenstr. Nr. 139; von einem Mädchen.

— 61. Den 13. — Des Kappenmachers Joh. Heinr. Ludw. Beuse Ehefr., geb. Rosenau, Abbenthorswallstr. Nr. 74; von e. Mädchen.

— 62. Den 14. — Des Gastwirths Joh. Peter Diem Ehefr., geb. Rodick, gr. Johannisstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 63. Den 14. — Des Ausladers Hinr. Oelvendahl Ehefr., geb. Wendt, Fehrfelde Nr 9; von einem Knaben.

— 64. Den 14. — Des Arb. Joh. Heinrich Schomburg Ehefr., geb. Ellmers, gr. Rosenstr. Nr. 11; von einem todten Knaben.

— 65. Den 14. — Des Küpergesellen Wilh. Blanke Ehefr., geb. Henschen, Buntenthorssteinweg Nro. 94; von einem Mädchen.

— 66. Den 14. — Des Arb. Hinr. Volljes Ehefr., geb. Pott, Wendts Gang Nro. 5 (kleine Krummenstraße); von einem Knaben.

— 67. Den 15. — Des Landmanns Justus Tietjen Ehefr., geb. Blanke, Stephanithorssteinweg Nro. 2; von einem Mädchen.

— 68. Den 15. — Des Schlossermeisters Hinrich Geerken Ehefr., geb Katz, Schüsselkorb Nro. 24; von einem Knaben.

— 69. Den 16. — Des Küpergesellen Nicol. Friedr. Petersen Ehefr., geb. Ibe, gr. Johannisstraße Nro. 26; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 17. Der Landvoigt Friedrich Eduard Neckoirenzky, gen. Necka, u. Wilhelmina Hunicke hieselbst.

— 18. Der Schiffskapitän zu Elsfleth Diedr. Wilh. Frerichs und Johanna Wilhelmine Dor. Reimann.

— 19. Der Stuhlmacher Matthias Klee hies. u. Taetta Funk aus Wittmund.

— 20. Der Küpergesell Joh. August Rischmüller hies. und Metta Lars aus Habenhausen.

— 21. Der Steinhauer zu Blankenburg Wilh Andr. Töpfer und Meta Windhorst aus Stolzenau.

22. Der Lohndiener Joh. Diedrich Heinr. Griffel und Regina Anna Hacke hieselbst.

Nro. 23. Der Bierbrauerknecht zu Hastedt Johann Hinr. Busch und Sophia Maria Wilkens, daselbst.

— 24. Der Tischler am Buntenthorssteinwege Ernst Aug. Heinr. Tasion und Eleonore Rohmeier aus Brinkum.

— 25. Der Kutscher zu Bücken Joh. Heinr. Fuhlenriede und Sophia Carolina Müller aus Altenbrücken, Amts Hoja.

— 26. Der Arb. Joh. Christoph Ludw. Kahlenberg und Meta Kruse hieselbst.

— 27. Der Landmann zu Goldenstedt Joh Hinrich Reder und Maria Gertrud Zimmermann zu Apeler, bei Goldenstedt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 6.

Bremen, Donnerstag den 21. Januar 1841.

Altes deutsches Sinngedicht.

Sieh' diesen lächelnden Mund, roth wie die blühende Rose,
Und dieses Wuchses erhabene Pracht,
Das ist das Mädchen, das mich aus einem Narrn in Prose
Zu einem Narrn in Versen gemacht.

Der Verrath von Straßburg.

Die sechste Stunde des 27. Septembers 1681 ertönte so eben von dem Straßburger Münster hernieder. Auf der Ill verbreitete der Sonne Scheideblick einen Schimmer von tausend Farben, der Mond blickte strahlend am Horizonte heran, und ein gelinder Abendwind rauschte wehmüthig in den falben Blättern der Rebgelände, welche nach damaliger Sitte die Häuser anmuthig umrankten; es war ein herrlicher Herbstabend, schon lange hatte man sich keiner so milden und reinen Luft erfreut, wolkenlos erstreckte sich die frische Bläue des Himmels; diese herrliche Natur schien die ganze Bevölkerung aus ihren Häusern zu locken. Jedoch bemerkte man nur hie und da einzelne Spaziergänger, die Straßen schienen wie verödet. Es herrschte jene schauerliche Stille, welche großen Ereignissen vorherzugehen pflegt, auch war es gerade um die Zeit, wo Frankreich und Deutschland um den Besitz dieser Stadt in blutigem Kriege sich befehdeten.

Ein Mann von stattlichem Wuchse und in sauberm Anzug ging schnellen Schrittes über die Staden dem Thomasplatze zu. Er war in sich gekehrt, seine Mütze hing ihm über die Augenbraunen, mit gebeugtem Haupte schien er ernsten Gedanken nachzuhängen. Dieser Mann war Theobald Dreymühl, ehemaliger Stättmeister von Straßburg, der im Jahr 1677 von der Landesobrigkeit des Elsasses, mit der er einige Streitigkeiten gehabt, seines Amtes entsetzt worden war, diese Absetzung ließ jedoch kein Bedauern zurück, denn Dreymühl hatte sich durch seinen Geiz so verhaßt gemacht, daß er oft in Zeiten der Hungersnoth genöthigt war vor der Volkswuth sich zu verbergen. In Straßburg besaß er nur wenig Freunde, unter andern Friedrich Gronmeyer, ehemaliger Stättmeister, der um dieselbe Ursache ebenfalls seines Amtes entsetzt worden war. Aus politischen Rücksichten hatten sie sich mit fester Anhänglichkeit einander genähert. Von dem Wunsche angetrieben sich an dem Landesherrn zu rächen, durch die glänzenden Versprechungen des damaligen Ministers, des Marquis von Louvois, verblendet, hatten sie sich bei diesem letztern erboten, insgeheim für seine Regierung zu arbeiten, und zwar im Einverständniß mit Hagedorn, einer der Befehlshaber der Straßburgischen Armee, den sie mit Geld gewonnen, und der ihnen versprochen hatte den französischen Truppen die Schutzwehr der Zollstätte, deren Bewahrung ihm anvertraut war, zu übergeben. Diese Schutzwehr war einer der Hauptvertheidigungspunkte des Elsasses; waren die Franzosen einmal dieses wichtigen Postens Meister, so war die Eroberung Straßburg's ein Leichtes. Diese Verschwörung war seit einem Monat geschlossen und der Tag zu deren Vollziehung gekommen. Dreymühl jedoch einerseits, voller Zweifel in den guten Ausgang des Unternehmens, anderseits durch seine Geldgier angetrieben, dachte, sie könnten wohl statt zu gewinnen, bei diesem Spiele verlieren, und daß es für ihn sicherer und vielleicht auch ersprießlicher wäre, aus diesem Geschäft, wie er es nannte, Vortheil zu ziehen, wenn er sein Geheimniß dem Stättmeister verkaufte; demzufolge hatte er sich an jenem Abend zu diesem Magistrat verfügt, um ihm zu sagen, daß er ihm die Offenbarung einer großen Verschwörung gegen die Stadt zu machen hätte, auf deren Spur er zufälligerweise gekommen war. Da er aber durch diese Offenbarung viele Feinde sich zuziehen könnte, so wollte er

sich nur um eine gewisse Summe, welche die Stadt ihm zu zahlen hätte, dazu verstehen. Der Ammeister versprach ihm das Verlangte, und machte sich sogar anheischig, ihm zweitausend Gulden aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen, wenn der Landesvorsteher dieses Versprechen nicht genehmigte. Jedoch begehrte Dreymühl eine Stunde Zeit, wobei er ohne Zweifel über die Art nachdachte, wie er seine Unschuld an dieser Geschichte am besten bemänteln könnte, oder vielleicht Gronmeyer, zu dem ein Rest von unbezwinglicher Theilnahme ihn hinzog, von dem was vorging, unterrichten wollte. Dieß war die Ursache, die ihn auf den Thomasplatz in die Wohnung seines Freundes führte.

Vor dem Hause Gronmeyer's angekommen, klopfte er zu drei wiederholten Malen an den Thore, das sich sogleich öffnete; dann stieg er schnell eine Wendeltreppe hinauf, und eilte in aller Hast dem Zimmer des alten Stättmeisters zu. Dieses etwas niedere und enge Gemach war nichtsdestoweniger mit einer ganz aristokratischen Eleganz möblirt, die man in diesem bescheidenen Quartier keineswegs vermuthet hätte. Ein Mann in den Vierzigen, saß nachdenkend und sorgenvoll an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische. Er stand auf, ging seinem Besucher entgegen und reichte ihm einen Stuhl.

— Mein theurer Dreymühl, sagte er, indem er ihm treuherzig die Hand reichte, ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen, setze dich nieder, ich habe nur noch diesen Brief zu lesen, dann wollen wir ungestört mit einander schwatzen. — Dreymühl setzte sich, ohne zu antworten. Er war bleich, und schien einer heftigen Gemüthsbewegung Preis gegeben. Gronmeyer las schnell den Brief durch, dann wandte er sich gegen seinen Freund, und über seine Verwirrung betroffen sagte er: Was fehlt dir?

— Was mir fehlt? antwortete Dreymühl, indem er sich geschickt in seine Rolle warf, was mir fehlt! ruft er mit unterdrücktem Seufzer aus, und fügte hinzu: ich Unglücklicher, der ich bin!

— Du scherzest wohl nur, sagte Gronmeyer erstaunt.

— Ich rede in vollem Ernste, versetzte Dreymühl.

— Du spaßest.

— Nicht im Geringsten! ich kann...

— Wie, du kannst?

— Nein, ich kann mein Vaterland nicht verrathen.

Diesen Worten gab er einen etwas lächerlichen, theatralischen Ausdruck, allein wie immer waren sie bedeutungsvoll und bewiesen deutlich genug, daß Dreymühl nicht spaße.

— Ein solches Wort befremdet mich sehr von dir, sagte Gronmeyer.

— Ich sage dir abermals, ich kann mein Vaterland nicht verrathen, versetzte Dreymühl mit erheucheltem Stolze.

Gronmeyer stand auf, zuckte verächtlich die Achseln, ging mehrmals in der Stube auf und ab, stellte sich dann dreist mit übereinandergeschlagenen Armen vor Dreymühl hin und sagte: — Verrathen!... hat man nicht auch uns verrathen und uns ohne Grund im Jahr 1677 auf schimpfliche Weise der Aemter entsetzt? Ist man uns nicht auf eine höchst unwürdige Weise begegnet? Hattest du nicht damals geschworen, früh oder spät wegen dieser Beleidigung Rache zu nehmen? Und nun da Louvois uns diese Rache zugesagt, in unsere Würden und Aemter, in unsere Rechte wieder einzusetzen versprochen hat, da wir durch List und Versprechungen den Commandanten Hagedorn zu gewinnen vermocht, da endlich jener so sehnsüchtig erwartete Tag gekommen ist, unsere Hoffnungen in Erfüllung gehen, unsere Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden, da zauderst du nun, da weichst du zurück. Dieß ist nicht das Betragen eines Mannes. Es ist nicht mehr der Augenblick, auf das Begonnene zurückzukommen, alea jacta est (der Würfel ist gefallen), wie Cäsar sagte, auch würde Hagedorn nicht in eine Umlenkung willigen.

— Es ist noch möglich umzulenken, bemerkte Dreymühl lebhaft, indem er den Ammeister von Allem unterrichtete, dieser Magistrat wird seine Maaßregeln ergreifen, und...

— Aber bedenke, Unglücklicher, daß du um unser beider Leben spielst, daß du uns unsern Feinden, die über unsern Fall frohlocken werden, überliefern würdest.

— Ich will dich Niemandem überliefern, du verläßt Straßburg und entflieheſt, während es noch Zeit ist.

— Ich sollte aus Straßburg, schrie Gronmeyer, und meine Familie, mein Vermögen im Stich lassen, und meine glänzende Zukunft in Rauch aufgehen sehen, und wäre ich dann sicher, den Nachstellungen des Ammeisters zu entgehen? O Grausamer, bei unserer alten Freundschaft beschwöre ich dich, zu bedenken, in welches Unglück du mich und dich stürzen würdest.

Dreymühl schien einen Augenblick gerührt: — er sagte, es steht nicht mehr in meiner Macht, denn ach, ich habe versprochen, Alles dem Ammeister zu gestehen.

— Wie, rief Gronmeyer aus, du hast ihn also schon gesprochen, und aus was für Gründen, zu welchem Zweck? Seit wann treibst du den Patriotismus so weit, eine solche Tollheit zu begehen? vielleicht um...

Er redete nicht aus, der Gedanke, daß Dreymühl durch Geld gewonnen worden, durchfuhr ihn plötzlich wie ein Blitzstrahl, er warf ihm einen Blick des Hasses zu.

Dreymühl begriff diesen Blick, er schlug seine Augen zur Erde.

— Ich werde erst in einer Stunde meine Offenbarung machen, stammelte er; ich begehrte von dem Ammeister diese

Frist, um dir Zeit zu lassen, deine Vorkehrungen zur Flucht zu treffen.

— Du willst sie also machen, diese Offenbarung? fragte Gronmeyer lebhaft.

— Ja, ich beharre auf meinem Entschluß, antwortete Dreymühl, indem er eine feste Haltung annahm: um keinen Preis werde ich mein Vaterland verrathen; was dich persönlich betrifft, so that ich für dich, was ich konnte: lebe wohl. Indem er dies sagte, ging er auf die Thüre los; Gronmeyer sprang ihm nach und ergriff seine Hand. — Bei dem allerheiligen Gott, sagte er mit wehmüthiger Stimme, habe Erbarmen mit mir; gedenke an deine Eidschwüre; lasse dich nicht verleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Noch ein Wort über die neue Anlage des Gärtners Westphal.

(Eingesandt.)

Die bereits in Nro. 54 des Volksblatts sich findende Anregung des obgedachten Gegenstandes ist zwar ihrem gemeinnützigen Zwecke nach durchaus löblich, zur Erreichung des letzteren wäre aber, wenn wir nicht irren, eine etwas ausführlichere Erörterung wünschenswerth gewesen. Dies gilt sowohl von den bisherigen Resultaten dieser Anstalt und den von dem Unternehmer damit verknüpften bestimmten Plänen für die Zukunft, als auch von den dazu unerläßlich erforderlichen Hülfsmitteln.

In ersterer Beziehung kann freilich auch hier eine detaillirte Ausführung über den gegenwärtigen Bestand der Anlage und die bis jetzt schon gesammelte, höchst bedeutende Masse von Gewächsen — welche übrigens besonders in den Vermehrungs-Localen einen sehr interessanten, hieselbst bisher nicht möglichen Anblick gewährt — keinesweges beabsichtigt werden: man muß selbst sehen, um wohl noch freudiger, als durch die bloße Quantität, dadurch angeregt zu werden, wie das Alles so prachtvoll in gleichförmiger Frische und Üppigkeit steht! Dies fällt zunächst schon in dem neuen Gewächshause in die Augen, wo die größeren und minder zarten Pflanzen zum Theil mittelst Rund-Pyramiden von resp. 12 und 25 Fuß Höhe, in sinnreicher Anordnung bosquetartig gruppirt sind und so statt der gewöhnlichen beengenden Durchgänge breite Spatzierwege bilden, mithin eine selbst in ähnlichen Privatanstalten größerer Städte als Bremen durchaus nicht vorkommende Annehmlichkeit bieten. Aber auch in allen übrigen zum Theil als Treibhäuser benutzten, kleineren Locales, wo neben circa 1200 üppig treibenden, zum Theil schon blühenden Hyacinthen und allen sonstigen frühen Zwiebelgewächsen (Tulpen, Jonquillen, Duc van Toll, Frittularien, Convallarien, Avaryllen ꝛc.) auch eine Menge Stauden, z. B. Azaleen in mehreren neuen Sorten mit vollen Knospen und Blüthen bedeckten Exemplaren, Cytisus, syringa ꝛc. befinden, sieht es nicht minder gedeihlich und hoffnungsreich aus.

Wenngleich nun, wie bemerkt, all' diese Dinge auch hier nur im Allgemeinen berührt werden sollen, so scheint doch unter den bisherigen Producten des Herrn Westphal mindestens die Eine, gegenwärtig nicht mehr sichtbare, einer Erwähnung werth, daß es demselben nämlich durch die größte Sorgfalt und einen bedeutenden Kostenaufwand gelungen ist, im letzten Herbste mehr als 50 Ananas zu ziehen und zu einem solchen Grade der Reife zu bringen, daß sie den aus ihrer Heimath frisch eingebrachten Exemplaren wenig nachgaben. Diese Thatsache ist zwar durch die zahlreichen Diners, wo die köstliche Frucht als ein in Bremen geborenes Kind erschien und, im vollen frischen Schmuck ihrer jungfräulich drohenden Krone wahrlich die Freuden der Tafel weit mehr erhöhte, als dies ein bloßer Gaumenreiz vermag, vielfach bekannt; aber „nicht Jedem ist es vergönnt, nach Korinth zu gehen" — und so dürfte eine öffentliche Erwähnung dieses außerordentlichen Resultates nicht unpassend sein.

In der zweiten Beziehung ist dem Vernehmen nach Herr Westphal bei der ganzen Anlage von dem Plane ausgegangen, auch in Bremen eine Blumen- und Fruchtausstellung zu schaffen, wie sie in den meisten größeren Städten, namentlich Hamburg, Berlin, Wien, längst Statt findet und durch das vielseitige Interesse unterstützt wird.

Das große neue Gewächshaus namentlich ist im Wesentlichen hauptsächlich zu diesem Zwecke bestimmt und eingerichtet, indem dort jährlich dreimal, etwa im März, Juli und September, eine Ausstellung der vorzüglichsten Erzeugnisse der Pflanzen- und Blumenwelt Statt finden soll, welche sich keinesweges auf die Herrn Westphal gehörenden Exemplare beschränken, vielmehr nach Art anderer Kunstausstellungen, der allgemeinen Concurrenz dergestalt eröffnet sein wird, daß jeder Privatbesitzer die ihm geeignet scheinenden Gewächse dahin einsenden kann, um sie nach seiner Wahl, entweder zu limitirten Preisen zu verkaufen oder blos in der freundlichen Absicht, dem Publikum in der Augenweide an seinen Schätzen einen temporären Mitgenuß derselben zu vergönnen. — Daß dabei die sorgsamste Obhut des anvertrauten fremden Eigenthums gesichert sein müßte, versteht sich von selbst, ist hier aber ebenso wenig weiter zu erörtern, als alle übrigen einzelnen Bestimmungen und Bedingungen wegen Einsendung der Pflanzen, wegen zeitiger Bekanntmachung der Ausstellungen u. s. w., welche vielmehr den von dem Unternehmer seinerseits vorzulegenden Plänen vorbehalten und von dem alsdann sich äußernden Grade der Geneigtheit des Publikums abhangen muß *). Hier mag nur noch beifällig erwähnt werden, wie auch hinsichtlich der ferneren inneren Ausstattung des neuen Gewächshauses dem Unternehmer eine würdige Ausführung seiner großartigen Idee weit mehr am Herzen zu liegen scheint, als eine blos eigennützig calculirte Berechnung materiellen Gewinns.

Dafür spricht offenbar namentlich sein Plan, die beiden im vis à vis der Länge des Hauses bereits fertig gemau-

---

*) Es ist insofern auffallend, daß Herr Westphal bis jetzt noch gar keinen öffentlichen Schritt für das Gedeihen seines Unternehmens gethan hat, als ihm schon im Voraus von vielen Seiten die Bethätigung eines uneigennützigen Interesse für die Sache zu erkennen gegeben sein soll.

erten Füllungen mit Spiegeln zu bekleiden, in der Mitte des Hauses eine ca. 10 Fuß springende Fontaine herzustellen und endlich seine kleine so mühsam nachgebildete Schöpfung einer glücklicheren Natur auch noch zu beleben durch ein ihr nach verwandtes prächtig gefiedertes Völklein, das sich, fern von dem milderen Sonnenstrahl seiner Heimat, nirgends so heimisch und fröhlich zeigen dürfte, als eben dort.

Drittens endlich wird selbstredend die Anstalt des Hrn. Westphal hinsichtlich der Mittel zu ihrer weiteren Begründung und dauernden Erhaltung das Schicksal einer vielfachen, zum Theil ganz entgegengesetzten Nutzgebung mit allen neuen Unternehmungen theilen und dürfte alles davon abhängen, inwiefern dem Unternehmer eine gedeihliche Anwendung der alten gediegenen Vorschrift: Prüfe Alles und das Gute behalte, gelingen möchte.

Wir können bei allem Interesse für die Sache in dieser Beziehung der Theilnahme des Publikums keine bestimmte Propositionen empfehlen, weil uns dazu mehrere einschlagende specielle Sachkunde mangelt, müssen uns vielmehr darauf beschränken, dem Unternehmer unsrerseits einen Beitrag zu den erforderlichen Geldmitteln bereitwilligst zuzusichern und dabei unsere Ansicht über die Sache einem bessern Ermessen folgendergestalt anheim zu geben.

Im Allgemeinen scheint uns zunächst eine gänzliche Ausschließung jedweden Nebengeschäfts wünschenswerth, mithin nicht nur einer Billard- Kegel- und Spirituosen-Wirthschaft, sondern auch alle Kaffee- und Brunnentrinkerei u. s. w. — Dergleichen Zwitterbetriebe gänzlich verschiedenartiger Geschäfte müssen auf Seiten des Unternehmers zu einer verderblichen Zersplitterung seiner Kräfte führen, erfordern besondere kostspielige Aufwendungen hinsichtlich der Bedienung, des Inventars rc., und bedrohen zu gleicher Zeit mit der vielfachen Unannehmlichkeit gewöhnlicher Wirthshaus-Prätensionen, wie sie dem größeren Theil des Publicums nicht zusagen und daher dem hauptsächlich gemeinnützigen Zwecke der Anstalt und dem pecuniären Interesse des Unternehmers bei weitem mehr Schaden als Nutzen bringen müssen. Möchte daher Herr Westphal die alte bewährte Regel beachten: Niemand kann zweien Herren dienen!

Was, davon ausgegangen, die erforderlichen Hülfsmittel betrifft, so dürfte in Erwägung, daß es sich um eine Anstalt handelt, auf welcher bis jetzt schon ein zu verzinsendes Kapital von mindestens 7000 Rt. lastet, es sich unbedenklich rechtfertigen, wenn der Unternehmer dieselbe nicht ohne besondre Genehmigung für Jedermann unentgeltlich öffnet, vielmehr von Allen, welche nicht durch anderweitige Geldleistungen für die Sache Etwas thun oder gethan haben, eine Eintrittsgebühr begehrt, die freilich höchst mäßig sein müßte.

Eine solche Maaßregel ist gewiß um so weniger unbillig zu nennen, wenn man bedenkt, daß der Unternehmer eine so große Masse von Gegenständen gegen Ungebühr zu schützen hat und nicht nur während der Dauer der projectirten Ausstellungen, sondern ohne Zweifel auch fortwährend wegen der Obhut fremden Eigenthums großen Verantwortlichkeiten unterliegen wird.

Die Hauptfrage scheint indessen die zu sein, auf welche am besten geeignete Weise dem Unternehmer mittelst eines ihm subscriptionsmäßig zuzusichernden Geldbeitrags eine Unterstützung bei der Vollendung und Unterhaltung seiner Anlage zu Theil werden könnte.

Bedenkt man dabei, daß es sich für diesen Zweck gerade zunächst um eine Erleichterung der gegenwärtig schon so höchst bedeutenden Zinsenlast handelt, so scheint die durch Actien oder auf sonstige Weise zu beschaffende Zusammenbringung irgend eines Kapitals — sofern davon wiederum Zinsen zu bezahlen sein würden — durchaus unpraktisch. Sodann läßt sich daran denken, daß der Anleiher seinen Gläubigern statt baarer Zinszahlung, Blumen und Gewächse entweder zum Eigenthum oder etwa nur zum Besitz während der Blüthe übergebe. Allein, wir müssen gestehen, daß uns auch eine solche Einrichtung in Bezug auf das Gedeihen der Anstalt nur als eine halbe und daher nicht wünschenswerthe Maaßregel erscheint.

Nimmt man nämlich, wie man wohl muß, eine größere Anzahl der Darlehns-Interessenten an, so liegt es nahe, daß der Unternehmer, wenn er fortwährend eine bedeutende Quantität seiner Gewächse, zumal gerade in der Blüthenzeit, wo sie doppelten Werth haben, weggeben müßte, auf eine sein Fortkommen höchst erschwerende Weise in seinem eigenttichen verkäuflichen Absatze beschränkt werden müßte. Ueberdies würde aber auch gewiß die in ähnlichen Verhältnissen hervorgetretene Erfahrung, daß Besorgniß und Zweifel hinsichtlich einer gehörig gleichmäßigen Vertheilung zu Differenzen geführt hat, welche in ihrem Verfolge den Sinn des Publicums für die Sache beeinträchtigten und zugleich den vertrauensvollen Muth des Unternehmers — dessen es nach allen Umständen bei diesem Etablissement augenfällig im höchsten Grade bedarf — lähmen muß.

Aus den angedeuteten Rücksichten will es uns als das Zweckmäßigste erscheinen, daß Herr Westphal ein Subscriptionsgesuch auf einen Beitrag zu seiner Anstalt richte, welcher höchst mäßig und nicht ohne Gegenleistung von seiner Seite sein muß. Eben aus dem erstgedachten Gesichtspunkte dürfte ein solcher Beitrag aber, wenn er irgend recht nützen soll, nicht auf eine einmalige Leistung beschränkt, andererseits aber auch nicht auf ungebührlich lange Zeit ausgedehnt sein.

Vielleicht könnte es z. B. als ein nicht unpassender Mittelweg erscheinen, wenn Hr. Westphal die Subscribenten einladet, sich für die nächsten 3 Jahre zu einer jährlichen Zahlung von 5 Rt. verbindlich zu machen und ihnen dagegen den unentgeltlichen Eintritt in seine Locale während der Ausstellungen zu jeder Zeit — aber auch weiter nichts — zusicherte, welche dem übrigen Theile des Publicums aus den oben angegebenen Gründen nur gegen ein Eintrittsgeld geöffnet sein würden.

Ein solcher dreijähriger Zeitraum erscheint eben nicht zu lang und nicht zu kurz, um mit einiger Sicherheit beurthei-

len zu können, ob und inwiefern das neue Unternehmen nach allen einschlagenden Richtungen hin einer ferneren Theilnahme und Unterstützung würdig sei, oder nicht; andererseits aber dürfte auf jeden Fall das Opfer von 3 Louisd'or für den reichen nachhaltigen Genuß, wie ihn schon allein die beabsichtigten Ausstellungen versprechen, all' denen als ein geringfügiges erscheinen, welchen nicht die Natur den erhebenden Sinn für ihre in der Pflanzenwelt offenbarten Wunderwerke von Haus aus stiefmütterlich versagt hat oder welchen er, mit oder ohne schmerzliches Bewußtsein, im materiellen Gedränge des Lebens verloren ging.

---

* Theater.

Zu der am 16. d. M. für Herrn Schmetzer gegebenen Benefiz-Vorstellung „Euryanthe" hatte sich ein noch zahlreicheres Publikum als in den früher erwähnten Opern eingefunden. Der Künstler möge darin einen Beweis der Neigung finden, welche die hiesigen Theaterfreunde für ihn seiner Talente und seines liebenswürdigen Charakters halber hegen. Die Weber'sche Musik zu Euryanthe ist durch frühere Vorstellungen und durch Einübung in Dilettanten-Circeln bei uns sehr bekannt und beliebt, und war die diesmalige Orchester-Ausführung, namentlich der Ouverture in dem rechten lebendigen Tempo sehr zu rühmen. Herr Schmetzer war einige Tage unpäßlich gewesen, und schien er beim Vortrage der ersten Romanze die Stimme noch zu schonen. Später überließ er sich der musikalischen Begeisterung, die ihn immer sichtbar ergreift, und sang und spielte er mit gewohnter Meisterschaft *). In der Rolle der Euryanthe war Mad. Marquard bei den früheren Vorstellungen der erste Stern der Oper und der Liebling des Publikums, und wenn sie auch diesesmal durch das größere Gestirn verdunkelt wurde, so verdiente und fand sie dennoch, besonders in der Waldscene den Beifall der Anwesenden. Dem heftigen Charakter der Eglantine entsprach die oft überkräftige Gesangsweise der Dem. Gned allerdings. Am Gesang und Spiel des Herrn Krieg (Lysiard) haben wir uns sehr erfreut. Die Popularität dieser Oper würde es sehr befördern, wenn ein befähigter Theaterdichter den unendlich langweiligen Text bearbeiten wollte. Helmine von Chezy hat denselben nach einer altfranzösischen Erzählung geschrieben, deren Inhalt wir kurz hersetzen, weil sicherlich nur die Hälfte der Theaterbesucher aus dem Inhalt des Stückes ganz klug geworden ist: Adolars Schwester Emma hat ihren Verlobten in der Schlacht verloren. In ihrer Verzweiflung trinkt sie Gift aus einem Ringe, und muß nun zur Sühne so lange als Geist umherwandeln, bis „der Unschuld Thräne hat den Ring benetzt, und Treue bot dem Mörder Rettung an für Tod". Diese Erlösungs-Bedingung hat der Geist Adolar und Euryanthen bei einer Erscheinung mitgetheilt. Die Aufgabe nun zu lösen muß Adolar die unanständige Wette eingehen und Euryanthe in unvernünftigem Schweigen beharren. Ein Operntext erfordert schnell wechselnde Handlung und leicht verständlichen Inhalt. Schriftstellerinen aber gerathen leicht ins Lyrische und Breite, und haben für jeden anderen Gegenstand mehr Talente als für einen Opern-Text. — Nachdem der Freischütz 1821 zu Berlin aufgeführt war, gelangte Euryanthe 1823 zu Wien auf die Bühne, 1826 wurde in London der Oberon vollendet. Weber starb dort den 5. Juli, im vierzigsten Lebensjahre, an dem Tage, als der Freischütz zu seinem Benefize aufgeführt werden sollte. Sein Platz unter den deutschen Componisten ist noch nicht wieder besetzt. Lebte Weber noch, so besäßen wir gewiß schon die geeignete Volksweise zu dem viel versuchten „Sie sollen ihn nicht haben" Nun aber scheint es wirklich „wir sollen sie nicht haben". — Jetzt hat der bewunderte Gast uns wieder verlassen, und unsere Bühnen-Verhältnisse nehmen den alten Charakter an. Möchte die Direktion nun nicht so bald diejenigen Opern wieder vorführen, in denen Schmetzer aufgetreten, und welche ohne ihn auf lange Zeit nicht munden würden. Es dürfte dies so schwer nicht sein, denn eine Menge guter und hier ohne große Schwierigkeit aufzuführenden Opern sind seit einigen Jahren in Vergessenheit gekommen. Wir bezeichnen nur Figaro's Hochzeit (Figaro — Herr Krieg), Ferdinand Cortez, Belagerung von Corinth, die diebische Elster, Tancred (welche Partie nach unserer Meinung für Dem. Gned nicht zu tief liegt) Zweikampf, Vampyr, Aloise. — In unsern musikalischen wie in sämmtlichen andern Genüssen wird eine bedeutende Steigerung eintreten, wenn die Eisenbahn uns erst mit Hannover und Braunschweig verbindet. Im Winter können die Operisten Morgens Braunschweig verlassen und Abends in unserem Theater singen, während der Sommerzeit aber fliegen wir Vormittags über die nachbarlichen Haiden, und ergehen uns Abends an den waldbewachsenen Höhen des Harzes. Bändigt man nur den wahnsinnigen Eifer zweier Kunstbefreundeten Völker, sich für die Landenge von Suez (welche uns ungefähr so viel angeht wie die Gebirge im Monde) am Rhein zu schlagen, so könnte unsere Stadt Einweihung der Eisenbahn und des neuen Theaters zu gleicher Zeit feiern! —

*) Wer im vergangenen Sommer der Vorstellung (die der Herr Berichterstatter nicht vergleichen konnte) beiwohnte, als der Dresdner Tenorist Tichatschek den Adolar sang, konnte schwerlich mit der Erwartung in die letzte Aufführung gehen, jene übertroffen zu finden. Zwar hat Schmetzer's Stimme größere Kraft, und die Töne sind voller und gerundeter; allein in Tichatschek's weichem melodischen Gesange klangen die Herzenslaute der romantischen Liebe mit aller Innigkeit der Sehnsucht und Hingebung; hier war Begeisterung der Liebe, die zugleich so beredt aus den zarten Gesichtszügen des Sängers sprach, und diese gestehen wir in Schmetzers Gesange etwas vermißt zu haben. Anmerk. eines Manuscriptlesers.

---

* Zur Beherzigung meiner wohlthätigen Mitbürger.

(Eingesandt.)

Zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich aus den letzten Anzeigen der wöchentlichen Nachrichten vom v. J., daß in dem vorigen Monate die Einnahme der freiwilligen Gaben für die Missions-Anstalt so viel gewesen ist, als die Einnahme der freiwilligen Gaben zu der Suppen-Anstalt für arme Kranke, während des ganzen verwiche-

nen Jahres, ungeachtet der vorige und jetzige Administrator so sehr dringende und inständige Aufforderungen zur Unterstützung letzterer Anstalt zu mehreren Malen haben ergeben lassen. Wären die wohlthätig denkenden Geber der Missions-Anstalt mit mir, als ich vor 19 Jahren, als Diakon der Kirche zu St. Ansgarii, in meinem Distrikt die höchst nothdürftigen Kranken mit einer guten Suppe aus besagter Anstalt versorgte, zugegen gewesen, so würde der frohe Blick und der herzliche Dank dieser Kranken, sie haben daran denken lassen, ihre im vorigen Monat der Missions-Anstalt sehr reichlich dargereichten Gaben mit der, der Suppen-Anstalt zu theilen.

Es wird meiner Bemerkung nicht bedürfen, daß eine solche schöne hiesige Anstalt einer Unterstützung zu besserem Aufkommen, als bisher, weit eher bedarf als jede andere, und so hege ich die größte Hoffnung, daß obgleich sie, diese Anstalt, erst ein einziges Mal von einem wohldenkenden jüngst verstorbenen Mitbürger und Menschenfreund in seinem letzten Willen bedacht worden ist, mehrere durch Gottes Güte mit Glücksgütern reichlich gesegnete Mitbürger und Mitbürgerinnen ein Gleiches thun werden. Die größeste Freude wird mir in meinem hohen Alter dadurch gemacht werden, wenn durch reichliche Gaben die Suppen-Anstalt in den Zustand gesetzt wird um arme Kranke hinreichend mit guter Suppe versorgen zu können.

Bremen, den 13. Januar 1841.

Ein seit 19 Jahren abgegangener
Diakon der Kirche zu St. Ansgarii.

*** Einige Winke.

(Eingesandt.)

In Bremen sollen drei Lehrer an den Folgen des Hungers und Kummers gestorben sein; ist dieses wahr, so stinkt Bremen in seinem Innern und klingt nach Außen.

Trägt doch Bremen für Amerika Sorge, daselbst Lehrer zu unterstützen, Sorge dieselben stattlich auszurüsten; sorgt doch Bremen dafür die Ausrüstungen von Missionären mit großen Summen zu unterstützen, während in seinem Innern ihre eigenen Lehrer vor Kummer ein Raub des Grabes werden. — In Bremen sind ca. 1000 — 1200 Kinder, die alles Unterrichtes entbehren, oder doch nur dürftig desselben genießen. Man fege doch erst vor seiner eigenen Thür, ehe man Lehrer in andere Welttheile schickt. Man vereinige sich doch endlich dahin, daß unser Bremen eine Herberge der Kirche des Herrn bleibe, wenn sie es noch ist, als daß Jünglinge und Jungfrauen, Herrschaften und Dienstboten sich anschicken, ihr Scherflein zusammen zu legen, um entfernte Völker mit Missionären zu versorgen. Es ist schön und christlich; aber der Herr und Erlöser gebietet, da anzuheben, wo unser Domicil ist.

Die Bibelgesellschaft bemüht sich, das Wort Gottes in alle Hände zu bringen; wer sorgt aber dafür, daß es auch von Jedermann gelesen werden kann. —

Man unterwirft sich den Gesetzen, welche uns verbieten zu stehlen und zu morden, indessen man große Schwierigkeiten macht, ein Gebot ins Leben treten zu lassen, welches das Wohl der Menschheit bezwecken soll, nämlich: „Du sollst dein Kind in die Schule schicken."

Unterbleibt Letzteres, wer wird Ersteres halten!! Da gerade dieses Gebot nur für den Theil unserer Bevölkerung in Kraft treten muß der sich selbst kein Gesetz ist, so sollte doch der Theil der sich selbst ein Gesetz ist, nicht länger anstehen für ein Gebot zu stimmen, das unsere Gegenwart erheischt. Hierin besteht gerade unsere Freiheit, unseren Eigenwillen gefangen zu nehmen unter den Gehorsam der Nothwendigkeit.

---

* Weser-Lied.

In einem Sächsischen Blatte wurde man kürzlich aufgefordert nicht ausschließlich des freien Rheins, sondern auch der unfreien Weichsel und Elbe zu gedenken. In dieser Hinsicht läge uns denn am nächsten die Unfreiheit der Weser poetisch zu beklagen. Ein solches Lied könnte etwa anfangen:

„Wir sollen ihn nicht haben Den freien Weser-Fluß."

Ein Vers würde ferner lauten dürfen:

Die Weser-Acte — o ja —
— — — — — —
Allein die Brücke bei Hoya
— — — — — —

Wir überlassen es einem mit den Hindernissen und Hemmnissen vertrauteren Leser ein solches Lied zu vollenden.

---

† Wunsch in Betreff der Droschken.

(Eingesandt.)

Man erlaubt sich hiedurch den resp. Vorstehern des Droschken-Wesens die Frage vorzulegen: „warum die Neustadt sich hierin zurückgesetzt sieht?" Es halten nur zwei Droschken auf dem Neuenmarkte und da diese meist unterwegs sind, so kann man selten darauf rechnen, eine anzutreffen. Da besonders bei einem Wetter wie das jetzige die Droschken von Manchem benutzt werden würden, so hegt man den Wunsch, daß schleunigst einige in der Altstadt stationirende nach der Neustadt ziehen mögen, bis späterhin neue den Platz vertreten könnten.

L. A. E.

Druckfehler.

Im vorigem Blatte muß es im Artikel „Der deutsche Philister" statt „dem traurigen Spießbürgerleben einen Lüsteren zu geben" heißen „ein Lüstre".

Miscellaneen.

(Eisenbahnen.) Die Bahn zwischen Heidelberg und Kehl ist jetzt in ihren Zwischenpunkten definitiv bestimmt. Das Ganze soll 1842 vollendet sein. Auf der Bahn Mannheim-Heidelberg fuhren im December v. J. 9906 Personen. — Taunusbahn. Vom 26. Sept. 1839 (dem Eröffnungstage) bis Ende December v. J. fuhren 720,169 Personen. Die ganze Einnahme für Personen, Wagen und Güter war 368,412 fl. 12 Kr. Im December v. J. fuhren 24,447 Personen. Die Einnahme war 12,781 fl. 43 Kr. Die Actien standen in Frankfurt am 8. Januar d. J. auf 335¾ fl. (134¾ pCt.) Geld. — Die Actien der Magdeburg-Leipziger Bahn standen am 4. Januar d. J. in Leipzig auf 109¾ pCt. — Die Einnahme auf der Leipzig-Dresdener Bahn von 1840 beträgt circa 450,000 Thaler.

(Bremen. Hafenbewegung.) Angekommen sind von Nord- und Süd-Amerika, Ost- und Westindien:

1836	1837	1838	1839	1840
173.	198.	182.	187.	219 Schiffe.

Unter den 1840 in Bremerhaven eingelaufenen 624 Schiffen befanden sich 203 Bremer, 165 Hannov., 49 Oldenb., 34 Amerik., 19 Schwed., 17 Dän., 17 Holländ., 16 Engl., 12 Span., 11 Norweg., 8 Hamb., 6 Preuß., 5 Französ., 1 Mecklenb., 1 Russ. — In die Weser liefen im Ganzen 1815 Schiffe ein, und 37 Schiffe liegen im Hafen. —

(Ehret die Frauen.) Komm, liebe Leserin, ich will dir zeigen, wie hoch die heilige Schrift Dein Geschlecht hält, indeß nur der oberflächliche, wenn gleich gebildete Heide es mißachtet. Da war um 500 vor Christo ein griechischer Dichter, Simonides mit Namen, ein Heide, der läßt nichts Gutes am Weibe, und findet der Lästrung kein Ende; aber jede Schmähung, die er vorbringt, schlägt die heil. Schrift mit siegreichen Worten zurück. Der Heide mag freilich nur böse und verkehrte Weiber kennen gelernt haben, und in gereizter Laune dem ganzen Geschlechte zuschreiben, was nur von einem Theile gilt, wie denn die heil. Schrift der schlimmen Weiber auch nicht in Ehren gedenkt. Es lautet aber lustig, wie ihn Moses, Salomo und Sirach so gründlich widerlegen, just so, als ob sie den Heiden vor sich stehen hätten, oder der Heide sie, — da doch beide Theile in Zeit und Raum weit von einander lebten, und nichts von einander wußten. Gieb Acht: hier ist das Wechselgespräch, zu welchem ich jedoch das Wesentliche, nämlich die Zusammenstellung der Aussprüche, in einem alten Buche vorgefunden habe. Simonides fängt an und spricht: Das Weib ist ein Schiffbruch des Mannes. — Dem widerspricht Salomo, und sagt: Ein tugendsam Weib ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt. — Und wieder Simonides: Das Weib ist ein Ungewitter im Hause, eine Verstörung der Ruhe. — Dawider nimmt Sirach das Wort und sagt: Ein häusliches Weib ist ihrem Manne eine Freude, und macht ihm ein fein ruhiges Leben. — Darauf Simonides: Sie ist eine tägliche Strafe. — Da fällt Salomo ein und spricht: Sie thut ihm nur Liebes und kein Leid sein Lebenlang. — Nun wird Simonides derb, und ruft: Sie ist eine gesellige Bestie. — Ernst weiset ihn da Moses zurecht und sagt: Sie ist ein Bild Gottes und eine Gehülfin des Mannes. — Sie ist eine geschmückte Hündin! geifert Simonides in grober Unart weiter heraus. — O nein! spricht Sirach ruhig: Sie ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Altar, und wie die güldene Säule auf den silbernen Stühlen. — Simonides lenkt darauf ein und sagt: Nun, so ist sie doch wenigstens ein nothwendiges Uebel. — Ich sage Dir, entgegnet nun Salomo: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes. — Sie ist eine schwere Last! fährt Simonides mürrisch fort. — Darauf erwiedert Sirach: Sie ist eine edle Gabe, und dem Mann ein Trost. — Da schwillt dem Weltweisen wieder der Kamm, und er schilt abermals, und sagt: Sie ist das ärgste Gethier, eine giftige Otter! — O nein, spricht Salomo lächelnd: sie ist lieblich wie eine Hündin, und holdselig wie ein Reh! — Nun faßt Simonides seinen ganzen Grimm zusammen und schließt in verächtlichem Tone mit den Worten: Sie ist eben des Mannes Magd! — Da erhebt Salomo feierlich seine Hand und Stimme, und spricht: Sie ist ihres Mannes Krone! — Da schweigt Simonides, und wir wollen annehmen, er sei bekehrt worden. Du aber, liebe Leserin, mache auch deinerseits den lästernden Heiden zu Schanden, und gieb dem Worte Gottes die Ehre durch ein frommes, heiliges Leben!

(O'Connell's Lobrede auf die Mäßigkeit.) Bei einem zahlreich besuchten Mäßigkeitsfest in Dublin am 30. Decbr., wo die Gäste beider Geschlechter mit Thee, Kaffee und Musik regalirt wurden, hielt O'Connell, welcher den Vorsitz führte, nach den üblichen Toasten auf die Königin u. s. w., eine Rede folgenden Inhalts: „Ich bin ein Nichts-als-Theetrinker geworden, und es macht mir unendliches Vergnügen, der Gesellschaft die Mäßigkeitsmedaille vorweisen zu können, welche ich von dem Präsidenten des Nichts-als-Theetrinker-Vereins von Kilkenny erhalten habe." (Hier zeigte der ehrenwerthe Redner seine Medaille vor und erndtete lauten Beifall.) „Es ist kaum vier Monate her, seit ich den Entschluß gefaßt habe, mich aller berauschenden Getränke gänzlich zu enthalten, und ich gebe Euch die feierliche Versicherung, daß ich mich noch nie so wohl gefühlt habe, als seit Ablegung dieses Gelübdes. Zwar hat man mir gesagt, ein Mann wie ich, der schon etwas mehr als 65 Winter auf dem Rücken hat, brauche edlen Wein, gebt mir nur aber lieber edles Wasser. (Hört! hört! Beifall!) Kein besseres Getränk hätte bei dem Festmahl aufgetischt werden können. Ich fühle mich stolz, nachweisen zu können, daß Irland 5 Millionen Nichts-als-Theetrinker zu erzeugen im Stande war. Frankreich nennt sich selbst la grande nation! Ich will mein Vaterland nicht anders als „Alt-Irland" nennen, aber die Franzosen sind noch lange nicht so groß als wir. Noch kein Land hat ein solches Beispiel von Mäßigkeit gegeben als wir." Der gelehrte Gentleman sprach zunächst die Hoffnung aus, daß recht viele Schutzredner und Patrone der Mäßigkeit den Parteien, deren Besserung sie wünschen, mit gutem Beispiele dadurch vorangehen möchten, daß sie selbst Nichts-als-Theetrinker würden. Er be-

zeichnete namentlich den Lord Glengall. Am Schlusse erklärte er, daß er eigentlich zum Eintritt in den Nichts-als-Theetrinker-Verein durch einen Brief des Richters Crampton veranlaßt worden sei, in dessen Nachschrift Sr. Lordschaft auf Demagogen (worunter er ihn, O'Connell, verstanden) angespielt habe, welche die Nichts-als-Theetrinkerei, die sie predigten, selber nicht übten.

(Theater-Stunden.) In der Kölner Zeitung fordern die Hausfrauen den Theaterdirektor Spielberger auf, das Theater früher beginnen zu lassen, weil es ihnen sehr schwer würde, Schellfische und Kartoffeln für den Mann, der erst um 10 Uhr aus dem Theater käme, warm zu halten.

(Dichter und Handwerker) sind gegenwärtig: Bäckermeister Vorholz in Karlsruhe, Drechslermeister Hirtz in Straßburg, der Buchbinder Cöllen in Cöln, der Schriftsetzer Mendelsohn in Paris.

(Rheinlied.) Bei André in Offenbach ist auch eine Composition des „Sie sollen ihn nicht haben" erschienen. Die ersten Takte enthalten die Melodie;

In meines Vaters Garten
Da wächst 'ne schöne Blum', Blum', Blum'.

Weiter erkennt man einen Theil der Stunz'schen Festmarsches und einige spätere Takte sind nach der Ries'schen Festouvertüre.

(Berühmte Namen.) Der Dirigent des Heidelberger Theater-Orchesters heißt Iffland. Der Mainzer Souffleur Metternich.

(Chinesische Zeitung.) Die chinesische Zeitung King-Pao d. h. der Bote der Hauptstadt hat über 20,000 Mitarbeiter. Sie feierte im Jahre 1840 ihren 340sten Jahrgang, wovon jeder einzelne über 300 Bände füllt. Sie erscheint unter Redaction des obersten Mandarins, censurfrei. Die Jahrgänge werden kostbar eingebunden aufbewahrt und füllen bereits vier ansehnliche Salons im kaiserlichen Pallaste zu Peking. Auszüge über die Species ihres Inhaltes werden abgedruckt und an die Abonnenten in die Provinzen geschickt. Von Meinungs-Verschiedenheit ist aus leicht einzusehenden Gründen keine Rede. Opposition ist eine Mythe, und dies hat China, das himmlische Reich, das die kaltblütigen Engländer wie eine Citadelle erobern werden, mit einigen deutschen Staaten gemein, die im Schooß der alleinseligmachenden Kirche, vor jedem Eindringen sich gesichert halten.

(Musikalischer Enthusiasmus.) Die Leipziger treiben ihren Musik-Enthusiasmus etwas weit. Eine Modistin verkauft Concert-Baretts, unter dem Namen: Mendelsohns Auge!

(Schauspieler Kunst.) Herr Kunst ist ein Volksschauspieler. Aus dem Volk hervorgegangen, spielt er für das Volk. Er wäre der Mann, der bei den Passionen in Oberammergau die ersten Helden spielen sollte! Sein oft falsches Pathos, seine riesige Deklamation legt sich das Volk als Verehrung vor dem Geist der Poesie aus; kein Wort geht da verloren, jede Sylbe am Schiller wird im Munde dieses Schauspielers wie mit Gold aufgewogen. Deß freut sich das Volk und liebt diesen Kunst und läuft ihm zu. Und welche Deutlichkeit der Aussprache, welche Beherrschung der Mitspielenden, die, wenn sie auch noch so tüchtige Künstler sind, alle klein und winzig vor ihm erscheinen; welche Unmittelbarkeit der Beziehung des Darstellers zum Hörer. In dieser letztern Rücksicht gestehen wir, könnte mancher Repertoirspieler von diesem wild aufgewucherten Talente lernen, obgleich die Sucht, bei jedem etwas langen Satze sich Applaus heraus zu spielen, ebenso verderblich auf Jeden wirken müßte, der sich einfallen ließe, von dieser Manier sich etwas anzueignen. Rollen mit Gemüth wird Herr Kunst immer besser treffen, als Rollen, die Geist erfordern. Sein Wallenstein ist nicht gut; fast eine Carrikatur. Sein Percival hat uns mehr gefallen, denn hier brauchte Herr Kunst nicht zu denken, sondern spielte nur dem Ludwig Löwe in Wien mit frischem Muthe nach, was ihm auch theilweise ganz gut gelang. Als Otto von Wittelsbach hat uns Herr Kunst ausnehmend gut gefallen. Für diesen in der Theaterwelt mit Eßlair verschollenen alten Baierhelden besitzt Herr Kunst alle Gaben der Natur, allen Humor ächter Volksthümlichkeit, etwas Treuherziges, ächt Deutsch-Biederes, eine wilde, ungezügelte Waghälsigkeit, die selbst einen gegen ihn Eingenommenen wahrhaft hinreißen muß. Otto von Wittelsbach wird mit Herrn Kunst aussterben.

(Der jetzige König der Niederlande.) Wilhelm II. wurde am 6. Decbr. 1792 geboren, studirte in Berlin und Oxford und trat noch jung in die kriegerischen Bewegungen des Kaiserreichs, welches in seinem Wirbelwind die Fürsten wie die Kinder des Volks dahinriß. 1811 diente er in Spanien unter dem Herzog von Wellington und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten durch seine Tapferkeit aus. Bei der Belagerung von Ciudad Rodrigo sah man ihn als einen der ersten auf den Sturmleitern. Bei Badajoz hielt er durch seine Energie eine englische Colonne, die sich zur Flucht wandte, auf, und führte sie gegen die Stadt, indem er sich an ihre Spitze stellte. In Folge dieses Feldzugs ernannte ihn der König von England zu seinem Adjudanten und gab ihm zur Belohnung seines Muthes die Militärmedaille, auf welcher die Worte: Ciudad Rodrigo, Badajoz, Salamanca, geschrieben standen. 1815 befand er sich in der Schlacht bei Waterloo an der Spitze eines Corps holländischer Truppen, und erhielt bei einem kräftigen Angriff einen Schuß in die Schulter. Ein Jahr nachher vermählte er sich mit der Schwester des Kaisers Alexander. Seitdem verstrich die Zeit friedlich unter der Ausübung der Functionen, die sein Vater ihm anvertraute, bis zu dem Tage, wo er die Waffen ergriff, um in Belgien einzudringen. Er bringt auf den Thron einen gebildeten, thätigen Geist mit, liebt Künste und Wissenschaften, die sein Vater, offen gestanden, wenig begünstigte, und gefällt den Holländern sehr durch sein angenehmes Betragen, sein hübsches Aeußere, seine Herablassung und den militärischen Ruhm, den er erworben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Durch unvorhergesehenes Hinderniß erscheint die Civilstandsliste Nr. 6 erst mit der Nr. 7.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 7.

Bremen, Sonntag den 24. Januar 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 24. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Past. Pauli.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pm. Krummacher
12 Uhr Hr Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Charade.

Es dient mein erstes Sylbenpaar zum Schmucke
Dem holden Fräulein und der Rittersfrau;
Sie wahrt es sorglich vor dem sanft'sten Drucke
Und schlingt es um des Halses zarten Bau;
Und wie den Busen leise Wünsche heben,
Steht man auch diesen leichten Putz erbeben.

Zum Prunkgelage nahm es auch der Ritter,
Da ordnet's ihm der Dame weiche Hand,
Doch in der Schlachten donnerndem Gewitter
Vertrat die Stell' der Rüstung eisern Band;
Denn Nesseltuch und Brabants feine Spitzen
Dich gegen Schwert und Lanze nimmer schützen! —

Mein zweites Paar ist längst ein Gott der Erde;
Die Menschen kennen's lang, es ist schon alt;
Dafür bekommst du Haus und Hof und Heerde;
Verschieden ist's an Werth und an Gestalt,
Verschieden sind daran die Wappenschilder,
Wie auch der Götter und der Fürsten Bilder.

Doch bist du nicht gesund, nicht gut und weise,
Dann nützt dir dieses Sylbenpaar nicht viel,
Beendigst schneller nur des Lebens Reise,
Bist mehr noch deiner Leidenschaften Spiel;
Drum, hast du es, so lern' es klug verkehren,
Und hast du's nicht, so lerne es entbehren. —

Und fragst du sinnend, was da sei das Ganze,
So kommst du leichtlich bald ihm auf die Spur:
Es grünt und blühet als bekannte Pflanze
An Baches Rand, im Wald' und auf der Flur,
Auf dem Spaziergang trittst du's oft mit Füßen;
Sollst dieses Pflänzchen lieber freundlich grüßen.

Zum Heil ist es von der Natur erschaffen,
Zum Tand nicht, wie das erste Sylbenpaar,

Wird nimmer dich mit in's Verderben raffen,
Wie's mit dem zweiten oft der Fall schon war;
Und, was es sei — kannst du dies noch nicht merken —
Soll man mit seinem Geist den deinen stärken!

Der Verrath von Straßburg.

(Beschluß.)

Dreymühl öffnete die Thüre. — Ich bitte dich flehentlich, rief Gronmeyer, indem er sich zu seinen Füßen warf.

— Ich habe dir mein letztes Wort gesagt! versetzte Dreymühl mit Härte.

— Dein letztes Wort! entgegnete heftig Gronmeyer, indem er drei Schritte zurückbebte; dein letztes Wort! Bedenke, Unglücklicher, daß du eben so wie ich darunter leidest!

— Ich?

— Ja du.

— Und wie so?

— Bist du nicht mein Mitschuldiger?

— Ich werde es läugnen! antwortete Dreymühl erbittert.

— Du wirst es läugnen, Schandmensch, schrie Gronmeyer, im höchsten Grade über diese Unverschämtheit empört.

— Ja, ich werde es läugnen!

— Meineidiger!

— Meineidiger oder nicht, gleichviel, ich werde läugnen; bei solchen Fällen läßt man sich nicht durch solche Erbärmlichkeiten abhalten.

— Erbärmlichkeiten! rief Gronmeyer aus, indem er die Arme kreuzte; habe ich nicht Beweise gegen dich in Händen?

— Welche Beweise?

— Den Brief, den du mir letzten Monat geschrieben, worin du mir die Einwilligung Hagedorn's meldest.

Dreymühl stand wie versteinert, er hatte nicht mehr an diesen Brief gedacht, sonst hätte er sich gewiß auch zweimal bedacht, bevor er bei dem Ammeister sich verpflichtet, ihm das angezettelte Complott zu offenbaren. Jedoch wußte er sich bald aus dieser Verlegenheit zu ziehen; er spielte den Verblüfften und sagte, er wüßte von nichts.

— Wie, du weißt von nichts?

— Nein, gewiß nicht! ich habe dir nie über diesen Gegenstand geschrieben.

Gronmeyer trat an seinen Schreibtisch, stöberte die Papiere durch, zog bald einen Brief hervor, den er unter den Augen Dreymühl's entfaltete und fest in den Händen hielt, damit jener ihm denselben nicht entreiße.

— Du versicherst, du hättest mir nie über diesen Gegenstand geschrieben, so schaue her und ließ einmal diesen Brief.

Dreymühl las ihn leise vor sich hin, oder wenigstens stellte er sich, als lese er. — Wie! sagte er, ich hätte dir geschrieben?... Unmöglich...

— Ja, du hast es geschrieben.

— Und wann denn?

Gronmeyer zog ein wenig seine Linke zurück, welche das Datum des Briefes verbarg. Dreymühl benutzte diese Gelegenheit, haschte blitzschnell nach dem Papiere, rollte es zusammen und verschlang es. Gronmeyer schien wie vernichtet, einen Augenblick war er bleich und bewegungslos wie eine Bildsäule, bald aber ließ er sich nach diesem ersten Schrecken in die fürchterlichste Wuth aus; wie ein Verzweifelter rannte er nach seinem Tisch, nahm einen Pfriem und drang mit Ungestüm auf Dreymühl ein. Dieser wich geschickt dem Streiche aus und entwischte durch die halboffene Thüre, erreichte die Treppe, von da den Hof, und so gelangte er in aller Eile auf die Straße, indem er auf seinem Gange über die traurigen Folgen des Rachegefühls Gronmeyer's nachsann.

Gronmeyer lief einen Augenblick wie ein Rasender, mit irren Blickes, mit zerzausten Haaren und geballten Fäusten in seinem Zimmer herum. Nachdem dieser erste Anfall der Wuth sich gelegt, warf er sich in seinen Stuhl, indem er über das Mittel nachsann, den schändlichen Anschlag Dreymühl's zu vereiteln.

Nachdem er einige Zeit mit sich zu Rathe gegangen, stand er auf, ging in den Hof hinunter, befahl seinem Bedienten das Pferd zu satteln, was dieser sogleich that, während sein Herr in sein Zimmer zurückkehrte, um sich anzukleiden und seiner Frau sein Vorhaben mitzutheilen. Er kehrte sogleich in den Hof zurück, wo er sein Pferd gesattelt fand. Gronmeyer schwang sich mit der Leichtigkeit eines Jünglings darauf, gab ihm einen tüchtigen Peitschenhieb, und ritt im großen Trab dem Austerlitzerthore zu. Nachdem die Wächter ihn durchsucht, ließen sie ihn ohne Schwierigkeit durch, denn obgleich man die feindseligen Absichten der Franzosen kannte, so glaubte man doch nicht an eine entscheidende Unternehmung. Bei der Schutzwehr angelangt, begehrte Gronmeyer mit dem Commandanten Hagedorn zu sprechen.

Dieser war sehr erstaunt ihn zu sehen. Jedoch empfing er ihn sehr freundschaftlich.

— Alles ist wohl angeordnet, sagte er, Punkt Mitternacht wird die Schutzwehr den Franzosen übergeben; meine Soldaten haben keine ihrer Flinten mit Kugeln geladen, jedoch werden sie Feuer geben, um jeden Argwohn zu vermeiden.

— Es handelt sich jetzt von ganz was anders, entgegnete Gronmeyer; bedenke, daß wir verrathen sind, und daß....

— Wie, verrathen? rief der Capitän aus und durch wen?

— Durch Dreymühl.

— Du spaßest...

Hierauf erzählte Gronmeyer, was sich zugetragen. Hagedorn war wie vom Schlage gerührt; doch sogleich faßte er sich wieder und sagte: „Wir werden diesem Schwätzer das Maul stopfen; du sagst, er habe von dem Ammeister eine Stunde Zeit begehrt, um ihm das Complott zu offenbaren?

— Ja.

— Wie lange ist es, daß du von Hause weg bist?

— Höchstens eine Viertelstunde, denn ich ließ mein Pferd mit verhängtem Zügel galoppiren.

— In diesem Falle bleibt uns noch eine halbe Stunde, diese halbe Stunde ist mehr als hinreichend, um Dreymühl auf andere Gedanken zu bringen. Ich habe vier treue Dragoner, sie werden dich begleiten, du wirst sie in die Wohnung Dreymühl's führen und dort... übrigens werde ich ihnen Befehle in diesem Sinne ertheilen.

Hierauf entfernte sich Hagedorn in aller Eile, rief seine vier Dragoner beiseit und erklärte ihnen mit wenig Worten, was zu thun wäre. Diesen sprach der Gedanke ihres Anführers sogleich zu, sie holten ihre Pferde aus den Ställen unter dem Vorwande, sie zu tränken, und ohne daß man es bei ihrem Regiment gewahrte, begleiteten sie den alten Stättmeister nach Straßburg. Auf dem Wege dachte Gronmeyer reiflich über die Art nach, wie er sich in dieser Geschichte zu benehmen habe. Hand an Dreymühl in seinem eigenen Hause legen, ihn mit Gewalt entführen, schien ihm etwas gewagt. Dreymühl konnte durch sein Geschrei die Seinigen zur Hülfe herbeilocken. Man mußte demnach auf andere Mittel sinnen. Diese waren nicht leicht zu finden, um so mehr, als Gronmeyer zum erstenmal die Sache ernsthaft überlegte und die Zeit ihm nicht erlaubte, lange zu zögern. Jedoch leuchtete ihm bald ein Gedanke ein, den er auch ins Werk zu richten beschloß.

In Straßburg angelangt, ließ er die Pferde in sein Haus schaffen und verfügte sich in aller Eile zu Dreymühl. Die Dragoner folgten ihm auf dem Fuße nach und stiegen in aller Stille nach dem Zimmer Theobald's, in das sie erst auf ein Zeichen Gronmeyer's eintreten sollten. Dreymühl war eben im Begriff, sich zu dem Ammeister zu verfügen. Er war nicht wenig erstaunt, Gronmeyer, nach dem was zwischen ihnen vorgefallen, bei sich zu sehen; er war auf dem Punkte, einen Schrei des Entsetzens auszustoßen, als der alte Stättmeister ihn zu beruhigen suchte, indem er sagte: — Ich komme in keiner bösen Absicht, ich wollte bloß sehen, ob du auf deiner Weigerung beharrst, und ob dein Starrsinn nicht zu rühren ist.

Diese Worte beruhigten den Dreymühl, er erlangte seine vorige Gelassenheit wieder und sagte mit übermüthigem und spöttischem Tone: — Ich brauche nicht gerührt zu werden, ich habe dir meine Absicht bekannt, so weit habe ich nun meine Schuldigkeit gethan; laß mich ziehen, der Ammeister erwartet mich.

— Gieb wohl Acht, was du sagst, entgegnete Gronmeyer, damit dir nichts Böses widerfahre. Du hast keineswegs deine Schuldigkeit gethan. Hast du nicht am ersten in das Complott dich eingelassen? Hast du nicht bei Hagedorn die ersten Schritte gethan? Hast du mir nicht Treue geschworen?

Dreymühl schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

— Sprich! ist es nicht also? fügte Gronmeyer hinzu, indem er ihn am Arme schüttelte.

— Ich sage nicht nein, versetzte Dreymühl; allein, wo sind die Beweise?

— Schon gut! sagte Gronmeyer; ich brauche keine andere Beweise.... Ich nehme blos das Vergeltungsrecht; du hast mich hintergangen, nun hintergehe ich dich auch.... So höre... Da ich mich um allen Preis wegen deines schändlichen Benehmens rächen will, so begab ich mich zum Stättmeister; ich erzählte ihm alles, was zwischen uns vorgefallen, und um meine Aussage zu bekräftigen, begehrte ich von ihm eine Wache, die mich begleiten und an deiner eigenen Thüre das Gespräch und die Geständnisse, welche dir entschlüpfen könnten, belauschen sollte. Wie du siehst, blieb dieser Schritt nicht ohne Erfolg; was mich betrifft, so liefere ich mich gradewegs an den Ammeister aus; ich bin mir bewußt, daß mein Kopf fallen wird; allein wenigstens sterbe ich nicht ohne den süßen Trost, Rache an dir genommen zu haben.

Seinerseits war Dreymühl wie vom Donner gerührt. Bei einigem Nachdenken hätte er das Unwahrscheinliche und Abgeschmackte in der Erdichtung Gronmeyer's erkennen müs-

sen. Dieser hatte aber seiner Aussage so viel Bekräftigung zu geben gewußt, seinerseits war Dreymühl so verwirrt, daß es ihm nicht möglich war, einzusehen, wie sehr er mystificirt wurde. Er gab sich ohne den geringsten Widerstand den Soldaten hin, die eben eingetreten waren und ihm das Zeichen gaben, zu folgen, wobei sie ihn, nach dem ausdrücklichen Befehl des Ammeisters, bei der geringsten Bewegung, die er machen würde, zu erdolchen drohten.

Die List gelang nach Wunsch. Dreymühl wurde in die Straße geführt, ohne daß Jemand in dem Hause es gewahrte. Er folgte den Dragonern und Gronmeyer durch eine Menge Gäschen, wodurch sie plötzlich an eine kleine Brücke über die Ill gelangten, so eng, daß kaum zwei Personen neben einander darauf gehen konnten.

Dreymühl betrat sie am ersten, kaum hatte er aber einige Schritte gethan, als einer der Soldaten ihm eine Schlinge um den Hals warf, sie schnell zusammenzog, um das Geschrei des Schlachtopfers zu ersticken, den Strick mit einem ungeheuern Stein beschwerte, und mit Hülfe seiner drei Kameraden stürzte er den unglücklichen Dreymühl über das Geländer in die Ill.

Hierauf setzten Gronmeyer und die vier Dragoner ruhig ihren Weg fort und erreichten das Haus des alten Stättmeisters.

Unterdessen lief an der Schutzwehr Alles zum Gelingen der Verschwörung ab. Punkt Mitternacht begann Baron Alsfeld an der Spitze eines französischen Regiments lebhaft den Angriff. Man leistete einen scheinbaren Widerstand. Einige Flintenschüsse und sogar einige Säbelhiebe wurden gewechselt. Aber alles bloß um zu täuschen. Nach einer halben Stunde war die Schutzwehr in der Gewalt der Franzosen.

Einige Tage darauf wehten Frankreich's Banner durch den schändlichsten Verrath auf den Mauern von Straßburg

---

*** Dringende Bitte.

(Eingesandt.)

Unser Hr. Pastor Mallet hat im Kirchenboten vom 17. Jan. d. J. in der ihm eigenthümlichen, kräftigen Sprache sein Urtheil über die Strauß'sche Dogmatik ausgesprochen, und den Inhalt des Buchs als eine meisterhaft geordnete Sammlung aller Lügen, die von je und je aus dem Fanatismus der Finsterniß wider das Christenthum, wie giftige Dünste aus pontinischen Sümpfen gegen die Sonne, emporgestiegen sind, bezeichnet.

Ein schweres Wort, und eben deshalb zweifeln wir auch keinen Augenblick, daß dem Manne, der es gesprochen, dafür die bündigsten Beweise zu Gebote stehen. Wir möchten daher den Herrn Pastor dringend bitten, diese Beweise in einer ausführlichen, sein männlich ernstes Forschen in heiligen Worte bewährenden Kritik des Strauß'schen Werks dem gesammten deutschen Publikum vorzulegen, theils, weil wir es für eine Pflicht des mit der Rede und dem Wissen begabten Mannes halten, in so ernster, die heiligsten Interessen berührenden Sache seine Stimme zu erheben, und sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, theils, weil es uns zeitgemäß scheint, ein Mal in schlagender Weise zu zeigen, daß die unter uns lebenden Männer, die, wie Mallet, zu den strenggläubigen Theologen gezählt werden, in Sachen des gelehrten Wissens auch zu einem andern Publikum, als dem des Kirchenboten, welchem doch wohl jedweder Maßstab für die Beurtheilung der Strauß'schen Dogmatik oder einer Recension derselben fehlt, zu reden verständen.

Möge unser Wunsch doch bald in Erfüllung gehen!

---

*Kabinettsordre Friedrich Wilhelm III. an den Minister von Wöllner.

Da neuerdings in Zeitungsblättern wiederholt von einem Gerüchte berichtet wurde, als sei im preußischen Kabinette ein Religionsedict im Werke, so ist es interessant, die Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III. zu vergleichen, welche dieser unterm 12. Januar 1799 an den Minister von Wöllner erließ, nachdem dieser den Consistorien, mit Zusendung einer königlichen Ordre, des unter der Regierung des verstorbenen Königs gegebene Religionsedict eigenmächtig eingeschärft hatte. Weil sie wenigen unserer Leser zur Hand sein dürfte, so lassen wir sie hier folgen:

„Die Deutung, welche Ihr meiner Ordre vom 28. Nov. v. J. in Eurem unterm 5. Dec. an die Consistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches, nach gesunder Logik, zur Einschärfung des Religionsedicts hätte Anlaß geben können.

Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagungen mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke gehet, und darin dem Beispiele des verewigten Münchhausen folgt, der denn doch mehr, als viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eignes Urtheil zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religionsedict, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung.

Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß

auch, daß sie die Sache des Herzens, des Gefühls, und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll.

Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichsten Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen, und es den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollen.

Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach ächten lutherischen Grundsätzen verfahret, welche so ganz dem Geiste und der Lehre des Stifters unsrer Religion angemessen sind; wenn Ihr dafür sorget, daß Predigt- und Schulämter mit rechtschaffenen und geschickten Männern besetzt werden, die mit den Kenntnissen der Zeit und besonders der Exegese fortgeschritten sind, ohne sich an dogmatische Subtilität zu kehren: so werdet Ihr es bald einsehen können, daß weder Zwangsgesetze, noch Erinnerungen nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten.

Ich habe Euch diese meine Meinung auf Eurem Bericht vom 10. D. nicht vorenthalten wollen."

---

* Redouten.

(Eingesandt.)

Man will in dem alten Schauspielhause Redouten veranstalten, ohne zu bedenken, daß das alte Theater dazu durchaus nicht eingerichtet ist, und auch durchaus nicht dazu eingerichtet werden kann. Aus diesem Grunde ist es auch ganz unwahrscheinlich, daß die Behörde ihre Einwilligung dazu geben wird, und wenn sie es thäte, würden die Actionairs, als jetzige Eigenthümer des Hauses, sich doch gewiß dagegen aussprechen, und der Direction, nach reiflicher Ueberlegung, sicher die Erlaubniß dazu versagen. Zum Tanzen ist allerdings Platz genug im Theater, wenn die Bühne mit dem Parterre vereinigt wird, aber wenn die Masken sich matt und müde getanzt haben, wollen sie sich auch restauriren, und wo wäre in dem alten Theater wohl ein anständiges Lokal zum Speisesaal umzuschaffen? Die beiden Büffets sind viel zu klein dazu, und würde darin ein Drängen und Würgen entstehen, worüber sich Mancher vielleicht noch lange nachher mit Recht beklagen dürfte. Der anständigere Theil des Publikums würde sich auch sogleich zurückziehen und nur der Pöbel an solchem Treiben und Drängen Gefallen finden. Die Aktionärs werden klug sein und die Redouten, wenn sie von der Behörde erlaubt werden, für das neue Haus aufsparen. Jede Redoute muß dem Aktien-Verein mindestens 100 Thaler Miethe einbringen, nämlich 75 Thaler von der Theater-Direction und 25 Thaler von dem Restaurateur. Diese Einnahme können die Aktionairs aber nicht verlangen, wenn die Sache vorher verdorben worden und der Reiz der Neuheit davon verschwunden ist.

---

* Theater.

(Isidor und Olga, von Raupach.)

Während unsere Oper gegenwärtig so gut besetzt ist, wie es die hiesigen Theaterverhältnisse nur irgend gestatten, liegt das Schauspiel so sehr danieder, daß, wenn wir das kurze Gastspiel des Herrn Hendrichs ausnehmen, nur äußerst selten eine Vorstellung diejenigen Theaterfreunde hinzulocken im Stande ist, welche in den Räumen des Theaters nicht bloß einen Zeitvertreib, sondern einen Kunstgenuß suchen. Die Schuld mag zum Theil daran liegen, daß Mad. Ellenberger längere Zeit die Bühne nicht betreten konnte. Allein es fehlt uns auch außerdem an allen Ecken. Mad. Meyer ist noch nicht wieder ersetzt. Ein guter Komiker, der die Geschmacksforderungen des gebildeten Publicums befriedigte, geht uns auch ab; Herrn Rottmayer nehmen wir natürlich aus; aber wann zeigt sich der Seltene einmal? Und wie ungenügend sind die Rollen jugendlicher Liebhaber und Helden besetzt! Uebrigens läßt sich bei alle dem noch immer viel leisten, wenn die Theaterdirection auf das Repertoire gehörig Bedacht nimmt und sich bei der Auswahl der Stücke nicht bloß vom Zufall leiten läßt, sondern unter den älteren die auf der Bühne bewährten und von den neuen die anziehendsten, die in andern Städten Beifall geerntet haben, zur Aufführung bringt. In dieser Hinsicht sind wir in diesem Winterabonnement weit spärlicher bedacht worden, als in dem vorigen. Es ist daher zu erwarten, daß, nachdem Mad. Ellenberger wieder in den weiblichen Hauptrollen in der Tragödie und Komödie auftritt, die Abonnenten in den nächsten Monaten entschädigt werden. Schon war die Vorstellung vom 22. Jan., Isidor u. Olga v. Raupach, ein Beweis, daß es der Theaterdirection Ernst damit ist. Diese Tragödie Raupach's hat bei allen Fehlern, welche Raupach'schen Dramen überhaupt eigen sind, dem stelzenhaften Pathos, der hohlen Schönrednerei, dennoch mehrere ergreifende Situationen, die auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen; besonders hat der Dichter in dem genügend motivirten Hasse und der Intrigue des Leibeigenen Ossip dem Stücke einen festen Halt gegeben. In der meisterhaften Darstellung dieses Charakters von Herrn Rottmayer erkannte man durchgehends den denkenden Künstler, der stets mit den Mitteln der Kunst hauszuhalten versteht und auch in niedriger Sphäre mit sicherem Kunstbewußtsein verfährt. Herr Degen (Isidor) war, wie dies in der Regel von ihm zu rühmen ist, in den Charakter, den er darzustellen hatte, eingedrungen, sein Organ ist nicht rein, jedoch seine Declamation ist richtig und beweist, daß er versteht und nachempfindet, was er spricht. Herr Seelig, dessen Be-

streben wir keineswegs verkennen, läßt dies oft vermissen; bei seiner immer gleichen sentimentalen Declamation bleibt der Zuhörer kalt. Mad. Ellenberger spielte die Rolle der Olga mit Gefühl und Würde. Sie nebst Herrn Rottmayer wurden am Schlusse von dem Publikum gerufen, das sich bei jetzigen sorglichen Zeiten und der Sperrung der Communication zu dieser Vorstellung nicht so zahlreich eingefunden hatte, wie sonst geschehen sein würde. Möchte die Theaterdirection anstadt unbedeutender Possen recht bald einige der früher hier mit so großem Beifall aufgenommenen Stücke folgen lassen; wir machen besonders aufmerksam auf „die Geschwister", „die verhängnißvolle Wette" (worin Herr Degen eine für ihn sehr passende Charakterrolle fände), „die Dame von Lyon". Es ist leicht, noch andere hinzuzufügen, die das Publikum mit großem Interesse aufgenommen hat. Um so mehr ist zu bedauern, daß die Wünsche desselben so selten der Direction zur Kunde kommen können.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten.

Die Times vom 23. Dec. enthalten folgende nähere Nachrichten über die frühern Lebensverhältnisse dieses Mannes, die unsere Leser vielleicht nicht ohne Interesse lesen werden:

„William Henry Harrison ist in Virginia im Februar 1773 geboren, und zwar in einer Familie, die zu den ältesten und ausgezeichnetsten dieses Staats gehört. Sein Vater, Benjamin Harrison, war ein ausgezeichnetes Mitglied des ersten Congresses, Präsident des Kriegsgerichts, Gouverneur von Virginien und einer derjenigen, welcher die Unabhängigkeitsacte unterzeichneten. Er starb 1791, und hinterließ ein im Dienste seines Landes erworbenes, bedeutendes Vermögen. Der junge Harrison widmete sich frühzeitig dem Waffenhandwerk, und trat mit 18 Jahren unter den Auspicien des vertrauten Freundes seines Vaters, General Washington, in die Armee. Zu jener Zeit wurden die nordwestlichen Gränzen der Vereinigten Staaten von den Wilden verwüstet, die nach Beendigung des Unabhängigkeitskriegs ihre Waffen nicht niedergelegt, und in zwei Feldzügen über die Truppen der Republik namhafte Erfolge errungen hatten. Im Jahre 1794 war Harrison Adjudant des General Wayne in einer entscheidenden Schlacht, die gegen die Indianer und ihre Verbündeten bei Miami gewonnen wurde. Er erhielt bei dieser Gelegenheit den Dank seines Commandanten und wurde zu dem Rang eines Hauptmanns erhoben. Im Jahre 1797 wurde er zum Secretär des nordwestlichen Gebiets erwählt, und nahm 1799 seinen Sitz als Abgeordneter dieses Bezirks im Unterhause des Congresses in einem Alter von nur 26 Jahren. Im Jahre 1800 wurde er zum Gouverneur von Indiana erwählt, zu dem noch Louisiana hinzugefügt wurde, als dieser Theil des Landes von den Vereinigten Staaten erworben worden war. Er blieb in dieser Stellung zwölf Jahre. Im Jahre 1811 verwüsteten die vereinigten Indianerstämme unter dem berühmten Häuptling Tecumseh, die nordwestlichen Gränzen mit Feuer und Schwert. Gouverneur Harrison eilte, seine Gränzbevölkerung zu schützen, und als die Indianer ihn bei Tippecanoe zu überfallen versuchten, erlitten sie eine bedeutende Niederlage. Im Jahre 1812 wurde der Krieg an England erklärt und General Harrison zum Oberbefehlshaber der Nordwest-Armee erwählt, ein Commando, das eine ungeheure Strecke Landes vom Erie-See bis zum Mississippi ihm unterwarf. Zur Linken waren ihm die feindlichen Indianerstämme, zu seiner Rechten die vereinigten brittischen und Indianertruppen von Obercanada. Die ersten Monate des Kriegs vergingen in Vorpostengefechten verschiedenen Erfolgs, doch im Allgemeinen vortheilhaft für die brittischen Truppen. Im Frühjahr 1813 concentrirte Harrison seine Streitkräfte, übernahm den Befehl, stellte sich am Fluß Miami auf, und wurde hier von den brittischen und Indianertruppen unter General Proctor angegriffen, der, stolz auf frühere Erfolge, hier eine bedeutende Niederlage erlitt und sich zurückziehen mußte. Kurz nachher wurde die brittische Flotte auf dem Erie-See von der amerikanischen Escadre unter Commondore Percy geschlagen. Dieses Ereigniß erlaubte Harrison, über den See nach Niedercanada zu gehen, Malden und Sandusky zu erobern, Detroit wieder zu nehmen und die brittischen Truppen zu verfolgen. Harrison traf die Armee des Generals Proctor am Fluß Thames in Obercanada, und trotz der vortheilhaften Stellung, die dieser einnahm, beschloß er, sogleich ihn anzugreifen. Der Erfolg war die Niederlage Proctors, der sein Gepäck und Artillerie verlor, die Zersprengung seiner indischen Verbündeten und der Tod ihres Häuptlings Tecumseh. Dies war eine der berühmtesten Schlachten in diesem Kriege, welche die umfassendsten Folgen hatte. Bei dieser Gelegenheit war Obrist (jetzt General) Caß (der amerikanische Minister in Frankreich) Adjudant des Generals Harrison. Für die ausgezeichneten Dienste bei dieser Gelegenheit empfing General Harrison von dem Congreß der Vereinigten Staaten ein Dankvotum und eine goldene Medaille. Nach dem Frieden 1815 zog sich General Harrison auf sein Landgut am Ohio zurück, nachdem er während seines thätigen Lebens mehr Schlachten als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen erfochten hatte, ohne je geschlagen zu werden; 1819 wurde er als Mitglied des Hauses der Repräsentanten erwählt, und 1824 repräsentirte er den Staat Ohio im Senat der Vereinigten Staaten; 1828 wurde er zum Minister für Columbia ernannt. Doch kehrte er bald ins Privatleben zurück, aus dem jetzt seine Landsleute ihn zur höchsten Würde des Staats berufen haben. Er gehört zu der conservativen Partei der Vereinigten Staaten. Im Lager erzogen, sind seine Sitten doch angenehm, offen und selbst fein. Frühzeitig klassisch gebildet, ist er in seinen Schriften ernst, correct und fließend. Als Redner ist er bemerkenswerther wegen der Klarheit und Richtigkeit seines Vortrags als wegen seiner Beredsamkeit, und obgleich höchst achtbar, zeichnet er sich weniger durch glänzende Talente als gesundes Urtheil aus, das durch eine 40jährige Erfahrung im Civil- und Militärdienst seines Landes gereift ist.

Miscellaneen.

(Diesjähriger Schneefall.) Von allen Seiten laufen Nachrichten ein über den diesjährigen großen Schneefall und die daher entstandenen Überschwemmungen; seit dreißig Jahren kann man sich in Deutschland nicht eines so großen Schneefalls erinnern. In der Pfalz und in Franken geht der Schnee den Bäumen bis an die Krone, viele Wege sind gar nicht zu passiren und allenthalben werden die Posten aufgehalten. Schlimm ergeht es besonders auch den Fuhrleuten. Bei Thüringen herrscht bei großem Schnee abwechselnd gelinde Witterung, an der Donau hingegen ist eine grimmige Kälte. In Polen scheint der Schnee auszubleiben, dagegen haben sich die Wölfe in großer Zahl eingestellt. Am 8. Januar mußten die Eisenbahnen von Dresden und Magdeburg nach Leipzig ihre Fahrten einstellen. Die Nürnberger Bahn konnte nur mit Pferdekraft befahren werden. Auf der Alp und dem Schwarzwald liegt der Schnee 20 — 30 Fuß hoch. — Zwischen New-York und Philadelphia blieb ein ganzer Wagentransport im Schnee stecken, die Passagiere konnten nicht einmal aussteigen, da rechts ein Kanal und links ein großer Morast sich befand.

(Brücke über den Pas de Calais.) Um England mit dem Continent zu vereinigen, trägt sich der englische Ingenieur Coppett mit dem Plan, von Dover nach Calais eine Brücke zu bauen. (?) Das Riesenwerk soll auf 20,000 kegelförmigen Steinen ruhen, die er in der Meerenge umherstreuen will und darauf sollen sich die Pfeiler der Brücke erheben. Die Kosten sollen 1800 Mill. Franks nicht übersteigen. Will man aber darauf nicht eingehen, so will er unter dem Meer hin gußeiserne Röhren von 3 Fuß Dicke und 18 Fuß Durchmesser anlegen, um auf diese Weise von einem Meeresufer zum andern zu gelangen. Der Kostenanschlag für dieses Unternehmen beläuft sich auf 1000 Mill. Franks.

(Gesindeordnung.) Im Herzogthum Altenburg ist allen Dienstherrschaften und Hausvätern befohlen worden, ihr Gesinde wie ihre Arbeitsleute mehr unter Aufsicht zu halten, ihnen mit Ernst und gutem Beispiel voranzugehen und sie vor dem immer mehr um sich greifenden Hang zum Luxus, zur Genußsucht, zum Herumtreiben in Schenken und Kneipen zu bewahren.

(Omnibus in Hamburg.) Man schreibt aus Hamburg: Während in Paris, London, Berlin u. s. w. schon leichträderige Omnibusse lustig die verschiedenen Stadttheile durchkreuzten, schlichen bei uns noch die langweiligen Droschken langsam durch die Straßen und nicht selten traf es sich wohl, daß man fast die ganze Strecke des beabsichtigten Weges zu Fuße gehen mußte, ehe man nur einem solchen Fuhrwerk begegnete. Im nun verflossenen Jahre ist Gottlob der Anfang gemacht worden, diesem Uebelstande abzuhelfen. Vier bis sechs Omnibuslinien sind jetzt schon in ununterbrochener Thätigkeit und es ist eine wahre Freude, mit anzusehen, wie die kleinen Republiken (denn „für Alle" sind die Wagen ja bestimmt), auf Felgen und Aren gezimmert, leicht und rüstig hin- und herfahren und wohl gar — an Sonn- und Festtagen nichts Seltenes! — eine kleine Fahne als Siegestrophäe aufgepflanzt haben.

(Außerordentliche Stärke eines indischen Hundes.) Ein Augenzeuge berichtet aus Djenoe (Insel Java) vom 7. Dec. 1839: Diesen Morgen begaben wir uns mit dem Demang des hiesigen Districts und einigen seiner Freunde in den benachbarten Wald auf die Schweinejagd. Während das Wild von einer großen Anzahl Menschen und Hunden in die Gegend getrieben wurde, wo die Gesellschaft sich postirt hatte, bemerkt der Demang einen ziemlich großen gefleckten Tiger, der von einem einzigen Hund verfolgt wird, indem die übrigen sämmtlich vor ihm geflohen sind. Er erkennt bald die Stimme seines eigenen Hundes, und sieht, wie der Tiger, unablässig von dem Hund verfolgt, seine Zuflucht auf einen nahen Baum nimmt, während der Hund unter demselben Posto faßt und zu seinem Feind hinauf bellt. Da nun der Tiger sich innerhalb gehöriger Schußweite befand, feuert der Demang seine beiden Läufe auf ihn ab, ohne ihn zu treffen. Der Tiger, sich jetzt auf dem Baum nicht mehr sicher glaubend, schickt sich an herunterzuspringen, wird aber in demselben Augenblick von dem Hund, welcher den Fuß des Baumes nicht verlassen hatte, mit solcher Wuth empfangen, daß er zurückkehrt und höher in den Gipfel hinaufklettert. Inzwischen hatte der Jäger Zeit gehabt aufs neue zu laden, allein auch sein dritter Schuß fehlt, und erst bei dem vierten trifft er den Ast, auf welchen der Tiger sich geflüchtet hat. Dieser, wahrscheinlich von der ungewohnten Erschütterung erschreckt, faßt einen verzweifelten Entschluß und springt von dem Baum, wird aber sogleich von dem wachehaltenden Hund an der Kehle gefaßt und rücklings zu Boden geworfen und niedergehalten. Dem Ersticken nahe, rafft er sich dreimal auf und sucht vergebens seinen Feind abzuschütteln, der ihn dreimal wieder niederwirft und ihm unbeweglich die Kehle zuschnürt. So hält der Hund ihn noch eine geraume Zeit fest, bis er ihn ganz erdrosselt hatte, und zwar in dem vollen Besitz seiner natürlichen Waffen, und ohne daß er die geringste Wunde bekommen oder einen Tropfen Blut verloren hätte. Das Fell wurde denn auch ganz unversehrt gefunden, sogar an der Stelle, wo der Hund ihn gefaßt hatte. Dieser hingegen war von den Klauen des Tigers schrecklich zerrissen, besonders auf dem Kopf, so daß er den Sieg nicht wohlfeilen Kaufs errungen hat. Statt eines Ritterordens, der für Hunde noch nicht besteht, hat sein Herr ihm ein prächtiges silbernes Halsband machen lassen, auf welchem die Erzählung seines Muthes gravirt ist.

Unser Held scheint sich übrigens aus den empfangenen Wunden nicht viel zu machen, da er bereits fünf Tage darauf, das Gebell anderer Hunde vernehmend, seine Kette zerriß, und wenig Augenblicke darauf ein wildes Schwein die Kraft seiner Zähne so sehr fühlen ließ, daß er dieses Thier auf gleiche Weise erlegte.

(Ostindische Baumwolle.) Aus Ostindien wurden von 1817 bis Ende 1834 durchschnittlich 29 Millionen Pfund nach England und 48 Mill. Pfund nach China verschifft. Im Jahr 1818 — 1819 betrug sogar die Ausfuhr nach England 86,555,000 Pfund und nach China 52,664,986 Pfund, also zusammen 139,219,986 Pfund Baumwolle. Mit dieser Zeit ist der Anbau dieses Artikels in Amerika mit vermehrtem Eifer betrieben worden, die Ausfuhr Ostindiens minderte sich, und bloß nach China nahm sie zu und schwankte jährlich zwischen 50 bis 70 Millionen Pfund. Indien hätte Amerika in diesem Artikel längst überflügelt, wenn die ostindische Gesellschaft den dortigen Landmann nicht rein ausgezogen hätte. Was über den spärlichen Bedarf der Baumwollenpflanzer hinausgeht, wird eingezogen; man läßt ihnen fast nichts als den Samen. In mehreren Gegenden wurde oft der Ertrag 3 — 5 Jahre zusammengehäuft und zuletzt an den Meistbietenden verkauft. Haben die Zemindars kein Geld, wenn die Regierung ihre Steuern verlangt, so darf keine Kapsel gepflückt werden, ehe nicht zuvor Sicherheit vom ganzen District eingeholt ist. Während der Zeit fällt die Baumwolle zu Boden und verdirbt. Manche früher an Baumwolle reiche Districte sind, seit die englische Regierung ihre Flügel dort ausgebreitet hat, fast ganz verödet. Bis auf die Maschinen herab ist alles besteuert und an der Küste noch muß abermals ein Ausgangszoll von einem Hafen nach dem andern bezahlt werden. — Bedenkt man, daß die ostindische Gesellschaft innerhalb der letzten 40 Jahre allein zwischen 4 und 500 Millionen Pfd. Sterl. Abgaben erhoben und nichts zur Verbesserung des Landes gethan hat, so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren. Aber 100 Millionen Menschen haben in England keinen Vertreter ihrer Rechte; die Stunde der Freiheit hat noch nicht für sie geschlagen.

(Unfälle bei der Dampfschifffahrt.) Ein amtlicher Bericht über die Dampfschifffahrt der vereinigten Staaten von Nordamerika, der sich bis zum 30. Sept. 1839 erstreckt, giebt die Zahl der von Anfang her dabei vorgekommenen Unglücksfälle auf 272 an, wobei 1921 Menschen getödtet und 450 verwundet wurden. Die vorgekommenen Unglücksfälle sind einzeln auf folgende Weise angegeben:

Zahl der Schiffe	Todesfälle
103 Dampfkessel zersprungen	886.
73 Boote durch Säger (Sawyers) zertrümmert . .	118.
35 durch Sturm und Aufeinanderlaufen zertrümmert	473.
34 verbrannt	444.
27 unbekannt	
272.	1921.

Außer den Schiffen sind auch noch für 6 Millionen Thaler Güter dabei verloren gegangen, wovon 1 Million allein auf das Jahr 1839 fällt. Hält man dagegen die Unglücksfälle, welche auf englischen Dampfschiffen von 1817 bis Ende 1839 sich ereignet haben, so findet man bloß 92. Davon sind 35 gestrandet, 12 aufeinandergelaufen, 13 sind verbrannt und auf 22 Booten sind die Dampfkessel zersprungen. Die dabei vorgekommenen Todesfälle betragen 461. Zählt man von den amerikanischen Unglücksfällen jene 73 ab, welche der Fahrt auf dem Mississippi eigenthümlich sind, so bleiben noch 199 gegen 92 in England, und der Menschenverlust stellt sich wie 1803 gegen 461 heraus. Dies ist um so auffallender, als England fünfmal mehr Dampfschiffe besitzt, als die vereinigten Staaten, und mithin die Unfälle in den letzten zwanzigmal größer sind. Ein solches, jeden Begriff übersteigendes Mißverhältniß zwischen beiden Staaten zeigt offenbar den Leichtsinn der Amerikaner, welche kein Menschenleben achten, wo kaufmännische Mitbewerbung in Rechnung kommt. Wirft man zuletzt einen vergleichenden Blick auf die Unglücksfälle, welche bei der englischen Segelschifffahrt sich ereignen, so geht aus Lloyds Assecuranzregister hervor, daß Großbritannien jährlich im Durchschnitt 3 Millionen Pfd. St. und 1000 Menschen verliert. Bei den Segelschiffen verhalten sich die Unglücksfälle wie 1: 46, bei den Dampfbooten wie 1: 72, woraus hervorgeht, daß die Dampfschifffahrt jetzt weniger gefährlich, als die Segelschifffahrt ist. Vom Mai 1835 bis Ende 1838 haben Dampfschiffe auf der Themse 127,000 Reisen gemacht und nur 48 Menschen verloren.

(Englische Eisenbahnen.). Die in England von 1830 bis 1840 zu Eisenbahnen verwandte Summe erreicht das ungeheure Capital von 63 Millionen Pfd. St. Bei dem glänzenden Ertrage, welchen mehrere unter den englischen Bahnen zu geben scheinen, darf man sich gar nicht wundern, daß so große Summen darauf verwandt werden. Laut des Berichts über den finanziellen Zustand der Grand-Junction-Eisenbahn von 1840 betrug die Einnahme für die erste Hälfte des Jahrs 207,487 Pf. St., also 18,524 Pf. St. mehr als gleichzeitig im Jahre 1839. Auf der andern Seite sind auch die Ausgaben vermindert worden. Die Einnahme auf der London-Birminghamer Eisenbahn hat in der ersten Augustwoche 16,335 Pfd. St. für Reisende, und 2429 Pfd. St. für Waaren betragen. Das Fuhrgeld von London nach Liverpool beträgt 2 Pfd. 13 Sh. 6 P., mit keinem Trinkgelde für die Conducteurs oder Packer.

(Bearbeitung.) In Prag setzte ein Schauspieler auf den Zettel: „Wallenstein von Schiller. Bearbeitet von Kelar.“ Der Referent in einer Zeitschrift setzt zu dem „bearbeitet“ als Erläuterung hinzu: gestrichen.

(Bazars in Canton.) Die Buden der Kaufleute in Canton sind zum Theil außerordentlich schön. Einige derselben stehen den schönsten und reichsten Läden in London nicht im geringsten nach. Die Aushängeschilder sind ungemein schön gemacht, und auf Namen und Gewerbe folgt häufig ein Denkspruch, als z. B. „Plaudern und langes Sitzen verhindert das Geschäft“; „wird nicht geborgt; frühere Kunden machen Vorsicht nöthig.“

(Hiebei als Beilage: Die Civilandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 6 und 7.

Bremen, Sonntag den 24. Januar 1841.

Gestorben:

Nro. 58. Laut Decret des Obergerichts vom 11. Jan. d. J. ist Joh. Hinr. Dannemann, Sohn von Carsten Dannemann, für todt erklärt.

— 59. Den 16. Jan. Des Schenkwirths Heinrich Wilh. Becher Ehef., gb. Dove, 23 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 1.

— 60. Den 16. — Des verst. Joh. Eberh. Beling Wittwe, geb. Hillmann, 76 Jahr; Armenhaus.

— 61. Den 17. — Des Schneidermeisters Christian Schmidt Tochter, 6 Monat; Molkenstraße Nro. 46.

— 62. Den 17. — Des verst. Arb. Johann Herm. Schröder Wittwe, gb. Semcken, 47 Jahr; kl. Rosenstraße Nro. 68.

— 63. Den 18. — Der Schuhmacher Heinrich Brüning, 55 Jahr; Götz Hof Nro. 8.

— 64. Den 18. — Heinrich Rosenthal, 8 Tage; Hastedt Nro. 88.

— 65. Den 18. — Des Schiffszimmermanns Herm. Kreutziger Ehef., geb. Lambert, 73 Jahr; Sielpfad Nro. 9.

Nro. 66. Den 19. Jan. Carol. Sophia Cathar. Timm, 50 Jahr; Hastedt Nro. 78.

— 67. Den 19. — Des verstorb. Organisten zu St. Ansgarii Joh. Gottfr. Suffert Wittwe, geb. Gerdom, 75 Jahr; Papenstraße.

— 68. Den 20. — Des Schlossermeisters Arn. Fehrmann Ehefrau, geb. Wätjen, 40 Jahr; Westerstraße Nro. 100.

— 69. Den 21. — Wilhelmine Struß, 1 Jahr 5 Monat; in der Wisch.

— 70. Den 22. — Des verst. Kistenmachers Johann Meyer Sohn, 11 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 22.

— 71. Den 22. — Des verst. Drechslers Johann Heinr. Schneemann Wittwe, gb. Frerichs, 70 Jahr; am Markt Nro. 7.

— 72. Den 22. — Des verst. Strumpfwebers Jac. Kompf Wittwe, geb. Fedeler, 75 Jahr; Eckhardts Gang Nro. 10.

— 73. Den 23. — Des Kaufmanns Georg Conrad Ludw. Faber Sohn (todtgeb.); Obernstr. Nro. 57.

Geburten:

Nro. 73. Den 14. Januar. Des Küpergesellen Siegmund Tobias Stumpe Ehef., geb. Schildmüller, Bleicherstraße Nr. 19; von einem Knaben.

— 74. Den 14. — Des Freischlachters Franz Wilh. Bödeker Ehefr., geb. Bahrs, Grünenstraße; von einem Mädchen.

— 75. Den 15. — Des Kaufmanns Joh. Ludwig Herm. Münder Ehefr., geb. Heuß, Wachtstraße Nro. 16; von einem Mädchen.

— 76. Den 15. — Des Schuhmachers Helmrich Meyer Ehefrau, geb. Kellner, Hastedt Nro. 70; von einem Knaben.

— 77. Den 16. — Des Kaufmanns Otto Gustav Augener Ehefr., geb. Müller, Papenstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 78. Den 16. — Des Tischlers Franz Joseph Hayn Ehefr., geb. Focke, Schnoor Nro. 5; von einem Knaben.

— 79. Den 17. — Des Landmanns Werner Menke Ehefr., geb. Bermund, Obernstr. Nr. 42 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 80. Den 17. — Des Stuhlmachers Joh. Daniel Gercke Ehefr., geb. Wähmann, Gröplingerstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 81. Den 17. Des Cigarrenmachers Joh. Christoph Hellmich Ehefr., geb. Blume, Stangen Hof Nro. 16; von einem Mädchen.

Nro. 82. Den 17. Jan. Des Arb. Christ. Lorentz Ehef., geb. Wilhelmi, Hastedt; von einem Knaben.

— 83. Den 17. — Des Hökers Joh. Otto Hohnhorst Ehefr., geb. Harten, Hohenstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 84. Den 18. — Des Kahnschiffers Martin Stegmann Ehefr., geb. Rohde, auf der Hofe Nro. 1; von einem Mädchen.

— 85. Den 18. — Dr. med. Christ. Eduard Krummacher Ehefr., geb Natorp, Knochenhauerstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

— 86. Den 18. — Des Chausseeaufsehers Christ. Meyerdirks Ehefr., geb. Brandt, Schwachhausen; von einem Knaben.

— 87. Den 18. — Des Arb. Joh. Andreas Planer Ehefr., geb. Otzen, Hastedt Nro. 13; von einem Knaben.

— 88. Den 18. — Des Tischlers Joh. Daniel Rausch Ehefr., geb. Rosenbrock, gr. Fuhrleutestr. Nro. 16; von einem Mädchen.

— 89. Den 18. — Des Seilers Joh. Carl Bachran Ehefr., geb. Stegmann, Hastedt Nro. 40; von einem Mädchen.

— 90. Den 19. — Des Krameramtsgenossen Johann Georg Schlöndorff Ehefr., geb. Ehmck, Faulenstraße Nro. 76; von einem Knaben.

Nro. 91. Den 20. Januar. Des Arbeitsmanns Albert Kahlenberg Ehefrau, geborne Niemann, kleine Krummenstraße Nro. 38; von einem Knaben.

— 92. Den 20. — Des Cataster-Geometers Anton Hinr. Christ. Schramme Ehef., geb. Müller, auf dem Häfen; von einem Mädchen.

— 93. Den 21. — Des Krameramtsgenossen. Christ. Friedr. Ludw. Sturm Ehefr., geb. Schmidt, Ansgariithorsstraße Nro. 13 A; von einem Knaben.

Nro. 94. Den 21. Jan. Des Kaufmanns Joh. Carl Ey... Ehef., geb. Hanewinckel, Osterstraße N... von einem Knaben.

— 95. Den 21. — Des Cigarrenmachers Wilh. ... Ehefr., geb. Volger, Paulsberg Nro. ... von einem Mädchen.

— 96. Den 22. — Des Krameramtsgenossen ... Diedr. v. Bremen Ehefr., geb. Fra... Schüsselkorb Nro. 31; von einem Kn...

— 97. Den 23. — Des Kaufmanns Georg Ern... Ludwig Faber Ehef., geb. Köhnken, Ob... straße Nro. 57; von einem todten Kna...

Proclamirt sind:

Nro. 28. Der Landmann im Barkhof Joh. Theodor Klatte und Anna Gesina Garbade zu Hastedt.

— 29. Der Landmann zu Hastedt Bernhard Garbade und Anna Klatte im Barkhof.

— 30. Der Cigarrenmacher Heinr. Kayser und Helena Sophia Kahle hieselbst.

Nro. 31. Der Instrumentenmacher Albert Joseph ... und des verst. Instrumentenmachers J... Rödl Wittwe, Margar. Catharina, ... Hildebrand, hieselbst.

— 32. Der Leinenhändler Johann Michael Sch... und Carolina Gesina Heidenberg, genan... Schubart, hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 8.

Bremen, Donnerstag den 28. Januar 1841.

* Volksgeschrei oder Weserlied.

Ihr Herren laßt euch sagen
Ein freies deutsches Wort;
Es sind Visurgis Klagen
Um ihrer Freiheit Mord.

Einst hat sie Gott gegeben
Dem Deutschen zum Geschenk,
Damit zum Weiterstreben
Er seine Sinne lenk'.

Und anerkannt von Allen
Ist diese Wahrheit lang;
Doch grübelnden Vasallen
Sie nie zum Herzen drang.

Des großen Volk's Vasallen
Schaun kleinlich um sich her;
Dem Herren zu gefallen,
Bemüh'n sie sich nicht mehr.

Doch in des Volkes Ohren,
(Das Volk ist Herr allein!)
Ging's Wörtchen nicht verloren,
Und schreit nun muthig drein:

Ihr sollt', was frei geschaffen,
Mit Ketten nicht bedräun,
Sollt nicht wie Gänse gaffen,
Wo Thaten nöthig sein.

Visurgis ist in Nöthen,
Der Strom, der einzig frei,
Deß Leiden sollt ihr tödten,
Das ist des Volks Geschrei!

So höret auf das Schreien
Des Volks, und gebet Acht,
Daß ihr den einzig freien
Nicht ganz zu Schanden macht.

Fort Zoll und enge Brücken,
Fort Sand und Zwang und Wehr!
Und stellt in allen Stücken
Vollkommne Freiheit her.

Hört endlich auf zu sperren
Des freien Stromes Lauf;
Dann geht zum Lohn, ihr Herren,
Der Freiheit Segen auf! —

Die Sage von Entstehung des Champagner.

Die paradiesische Gegend an dem Ufer der Marne, wo sich jetzt das prächtige Rheims zeigt, war in der grauen Vorzeit eine öde, unfruchtbare, menschenleere Wildniß. Nur zwei menschliche Wesen hausten in dieser Einöde; ein schwacher, hülfloser, von tiefem Seelenschmerz und nagendem Kummer noch mehr als von der Last des Alters niedergebeugter Greis mit seinem Sohne. Die Bosheit der Men-

schen hatte den Unglücklichen von dem höchsten Gipfel des Glücks bis in den tiefsten Abgrund des Elends gestürzt; hatte ihm Gut und Ehre und vor Allem ein geliebtes Weib geraubt. Keine andere Stütze war ihm geblieben als der leitende Arm des treuen Sohnes, der das Silberhaupt des geliebten Vaters dem Henkerbeile der Tyrannen entriß und in dieser Wildniß mit Emsigkeit für dessen Erhaltung sorgte. Eine ärmliche, aus Rohr und Baumzweigen geflochtene Hütte gab den Flüchtigen ein nothdürftiges Obdach; Moos und dürre Baumblätter dienten zum Lager; Fische, die der wildbewegte Marne-Fluß nur kärglich spendete, und wildes Wurzelwerk waren ihre tägliche Nahrung und ihr höchstes Labsal die Milch einer Ziege. Zur Zeit der höchsten Noth, als des Sturmes Wuth, der Kampf der Elemente, zwei Tage lang den Jüngling an des kranken Greises Lager fesselte, erschien das von seiner Heerde versprengte Thier, Schutz suchend gegen des Wolfes Zahn und des Ungewitters Toben in der freudeleeren Hütte. Mit innigem Danke wurde es von dem verlassenen Paare als ein Geschenk der gütigen Gottheit aufgenommen und verpflegt, und lohnte fortan die Mühe seiner Wohlthäter durch fette Milch und treue Anhänglichkeit überreichlich.

Still und einförmig waren sechs Jahre schon über den Häuptern der armen Verbannten dahingezogen und noch hatte in dieser Zeit sich nie der Fuß eines Wanderers bis zu ihrer Hütte verirrt. Schön und schlank war indeß der Jüngling aufgeschossen, die Rosenfarbe der Gesundheit blühte auf seinen Wangen. Wohl regte sich zuweilen in seiner Brust eine unruhige Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, wohl zog es ihn oft mit magischen Banden über Fels und Wald den fliehenden Wolken nach, zur blühenden Heimat, zur Wiege seiner Kindheit, zum Schauplatz der fröhlichsten Knabenspiele; aber nur ein Blick auf des Vaters gebeugte Gestalt, in dessen Ehrfurcht erweckende Züge, und die leichten Wölkchen auf seiner Stirne verschwanden schnell wie der Nebel vor den Strahlen der Sonne. Da schlug endlich die schwere Prüfungsstunde!

Eines Morgens eilte der Jüngling, mit Netz und Angel versehen, auf rauhem Felsenpfad des Flusses Krümmungen verfolgend, seinem Tagewerk entgegen. Da glaubte er deutlich Hörnertöne und Hundegebell zu vernehmen. Bald klang es in seiner Nähe wie der Hufschlag eines Rosses und voll Neugierde das wildverwachsene Gesträuch zertheilend, erblickte er ein Mädchen in Jagdkleidung, mit Köcher, Bogen und Jagdspieß auf einem milchweißen Zelter, schön und hold anzuschauen. Das eng anliegende Gewand verrieth der zarten Glieder Ebenmaaß und der schöne Kopf war von goldnen Locken wie von einer Glorie umflossen. Das Mädchen nickte freundlich dem erstaunten Jüngling zu, der, geblendet von der reizenden Erscheinung, sprachlos auf ein Knie gesunken war. Ihre Rosenlippen lispelten süß verschämt die Bitte: sie aus den pfadlosen Steinklippen, in welchen sie, durch die schnelle Verfolgung des Wildes von den Ihren getrennt, sich verirrt habe, auf einen gebahnten Pfad zu führen. Keines Wortes mächtig schritt der Jüngling voran; doch kaum auf einem sicheren Wege angelangt, reichte sie ihm dankend die weiße Schwanenhand, und mit Blitzesschnelle war das leuchtende Roß mit seiner reizenden Bürde entschwunden. Wie von unsichtbarer Macht gebannt, starrte der Jüngling der Entflohenen nach, bis die sinkende Sonne ihn an die Rückkehr zu dem sorgenden Vater mahnte. Seine Ruhe war dahin, der ersten Liebe zauberische Allgewalt hatte sein Herz ergriffen. Mit leerem Netze und verstörtem Sinn betrat er jetzt die Hütte, für ihn nicht mehr ein Wohnplatz des Friedens; der Schlaf floh sein Auge und auf jedem Schritt umschwebte ihn die holde Gestalt, die vielleicht gleich einem süßen Traum auf immer verschwand. Jeden Morgen flog er hin zu jener Stelle wo er sie zuerst erblickte, mit dem heißen Wunsche: sie nur einmal, ach! nur noch einmal hier zu finden. Dort warf er knieend sich im Staube nieder und flehte im Liebeswahnsinn zu Gott, ihren Anblick ihm wenigstens nochmals zu gewähren; wo nicht, durch schnellen Tod namenlose Qualen zu enden, die sein liebekrankes Herz zu tragen nicht vermöge. Verlorne Mühe! — Die schöne Jägerin erschien nicht wieder! So flohen Tage, Wochen, Monden hin: zum Schatten schwand nach und nach das Bild der vollendeten Manneskraft, der ruhig blühende Jüngling. — Vergebens war das Flehen des geängstigten Vaters, der den Liebling seiner Seele dem Grabe zuwelken sah, ohne die Quelle seines Kummers zu entdecken. Stets leugnete dieser mit schmerzlich trübem Lächeln seinen innern Gram.

Zehn lange Monde hatte er schon der hoffnungslosen Liebe Schmerz erlitten und sein höchstes Sehnen war jetzt nur noch nach der Ruhe des Grabes. — So saß er eines Tages, seine Qual pflegend, auf einem Felsen, der senkrecht versprang in den wilden Marne-Strom; da war es, als riefen tausend Stimmen ihn in die schäumenden Fluthen hinab, um dort die brennende Herzenswunde zu kühlen. „Ich komme!“ rief er, wild aufspringend, und stand mit ausgestreckten Armen am äußersten Rande der schroffen Klippe. Schon beugte vorwärts sich zum Todessprunge sein Haupt, da schien ihm plötzlich des hülflosen Vaters Bild aus den Wellen entgegen zu schweben: wie er mit fliegenden Silberhaaren die abgezehrten, wundgerungenen Hände nach dem geliebten, lang vermißten Sohn ausbreitete. Als ob des Weltgerichts Schrecken ihn ergriffen, sprang er plötzlich zurück von dem verführerischen Orte; laut weinend und beschämt floh er von dannen, auf dem Wege zur Hütte, um vor sich selbst sich zu retten. Da trat, mühsam am Stabe schwankend, ihm ein greises Weib, in ärmliche Lumpen gehüllt, Gesicht und Arme blutig von Dornen zerfleischt, und von Hunger und Elend zum Gerippe entstellt, aus dem Gebüsch entgegen.

„Erbarmen!“ rief sie mit schneidendem Jammerton; „Erbarmen, wenn Ihr ein Mensch seid! Drei Tage irre ich schon in dieser Wüstenei, um des Himmels Willen helft! ich kann nicht weiter. Versagt Ihr Hülfe mir, bin ich rettungslos verloren!“ — Dann sank sie matt und kraftlos zu des Jünglings Füßen nieder. — Schnell nahm er die ohn-

mächtige Alte in seine nervigten Arme und eilte der Hütte zu, die still und heimisch im goldnen Abendroth ihm jetzt entgegenglänzte. Hier wartete schon lange angstvoll der arme Greis auf den geliebten Sohn, der heute länger wie gewöhnlich ausblieb; laut jauchzte er auf, als er ihn endlich kommen sah mit seiner Bürde in den Armen. Inniges Mitleid ergriff den Alten bei dem Anblick des fremden hülflosen Wesens, das vor Ermattung kaum noch zu athmen schien. Doch wie nun helfen? — Des Jünglings Netz beschwerte kein gefangener Fisch und der kleine Milchvorrath war für heute schon aufgezehrt. Die kummervollen Blicke der Armen begegneten sich und ihre Thränen flossen. — „Nein!" rief der Alte jetzt mit Festigkeit; „nicht den Hungertod darf dieses unglückselige Geschöpf vor unsern Augen sterben! Komm, lieber Sohn, laß uns die Ziege, unser liebstes Gut, ihr opfern! — Du bebst? — O, sorge nicht um unsern künftigen Unterhalt! was man den Unglücklichen reicht, hat man dem Himmel selbst geliehen und Er, der an den Wurm im Staube denkt, wird auch uns nicht vergessen!"

Er sprach's und zückte rasch sein Messer auf das fromme Thier, was sich indeß traulich an den Jüngling gedrängt hatte. „Haltet ein!" rief jetzt die Fremde, schnell aufspringend und mit starkem Arm den gezückten Stahl der zitternden Hand des staunenden Greises entwindend. — Doch nicht das arme, schwache, entstellte Bettlerweib, im schimmernden Gewande stand Sie da, die schöne Jägerin. Vor Wonne bebend sank der Jüngling, wie von einem Traum bethört, ihr zu Füßen. Sanft erhob sie den Liebeglühenden, zog ihn an ihr Herz und sprach: „Nimm diese Hand! Es wählet Dich die mächtigste der Feen zum Gemahl, die Deine Tugend hart und schwer geprüft, die oft Dir zärtlich nachgeschaut, wenn Du in Gram vertieft den Hain um sie durchirrtest! Diesem harten unfruchtbaren Felsenboden, den Du zehn Monden lang mit Deinen Thränen benetztest, soll aber fortan ein Mittel der Linderung gegen Seelenschmerz und Liebesgram entsprießen und solches lieblich weiß und roth, mit Myriaden Perlen geschmückt, den Becher des schmachtenden Trinkers überschäumen!"

Die gute Fee breitete die Lilienarme segnend in die Luft, und schnell verschwunden war die rauhe Wüste; der düstre Wald versank, es löste sich die graue Nebeldecke, die schroffen Felsen stürzten ein, nicht wild und brausend tobte mehr die Marne, sondern still und glänzend zog sie in sanften Krümmungen dahin. Anmuthige Hügel, von Reben bedeckt, bekränzten jetzt ihre Ufer, auf welchem die Traube reift, deren Most die geheime Kraft besitzt, der Freude himmlisches Feuer mit der Schnelligkeit des Blitzes in die Adern des Menschen zu gießen und im Augenblicke Harm und Kummer zu verbannen. In diesem Rebensafte netzt die beglückende Liebe ihre Pfeile, oder der Heiltrank schafft seliges Vergessen der Schmerzen wie der Erdensorgen und beschwingt die Phantasie des Dichters zum kühnen Auffluge. Doch eben so schnell, wie seine aufsteigenden Perlen als leichter Schaum zerstäuben, verschwindet auch sein Zauberwirken, flüchtig entweicht seine Kraft wie der Morgenthau von der Rose und — wie das Leben des sterblichen Menschen.

B.

---

† Handelsgericht.

Wenn wir fortfahren, unsere in Nro. 104 und 105 des vorigjährigen Bürgerfreundes angedeuteten Ansichten über ein hier zu errichtendes Handelsgericht näher zu entwickeln, so brauchen wir wohl kaum zu erinnern, daß die Aufsätze in diesen Blättern mehr anregen als erschöpfen sollen, und daß sie vollständig ihren Zweck erreicht, wenn sie für die unser Gemeinwesen interessirenden Fragen den turnierfähigen Kämpen nur irgend brauchbares Rüstzeug zugeführt haben. Von diesem Gesichtspunkte aus bitten wir die nachstehenden Zeilen zu betrachten.

Das unverkennbare Streben der neueren Zeit dem Handel seine volle Geltung im Staate zu schaffen, dessen Bedürfnisse mit wachsamem Auge zu berücksichtigen, ihn als ein wichtiges Cultur- und Bildungsmittel und nicht einzig als den Träger materieller Bedürfnisse zu würdigen, begrüßen wir freudig als ein Zeichen vorgeschrittener Intelligenz, und wenn wir sehen, wie in unserer Zeit das bloße Handelsinteresse ein lang entbehrtes Nationalgefühl zu wecken vermochte, so halten wir es für die Pflicht des um des Vaterlandes Wohl sich kümmernden Mannes, vorzugsweise seine Bestrebungen den Bedürfnissen des Handels zuzuwenden, und redlich und unverdrossen ein Steinchen zum Bau dieser Veste herbeizutragen, die, in Ermangelung politischer Einheit, uns allzusammen aufnimmt, und uns im Zusammensein und Zusammenhalten das erhebende Gefühl der Stärke verleiht.

Deshalb müssen auch wir Juristen möglichst für eine den mercantilen Anforderungen des Jetzt entsprechende Gesetzgebung in den streitigen Fragen des Mein und Dein sorgen, und wenn nur Jeder von uns mit gutem Willen und unbekümmert um das, was Dieser oder Jener dazu sagen möchte, seine Erfahrungen und Ansichten mittheilt, so wird gewiß auch Keinem unter uns der Segen der erfüllten Pflicht ausbleiben.

Treten wir nun den Klagen des Handelstandes über den Mangel einer seinen Wünschen entsprechenden Justiz näher, so finden wir sie vorzugsweise — wir benennen es frei — in der mit dem gewöhnlichen Proceßgange verbundenen Langsamkeit begründet, und wir deuten daher zunächst die Verhältnisse an, welche der schnelleren Rechtsprechung in Handelssachen das Wort reden möchten.

Der Kaufmannsstand macht für dessen Mitglieder ein gewisses Wagen zur nothwendigen Bedingung ihres Geschäftsbetriebs. Kein Stand in der Welt muß so unausgesetzt und

*

in solchem Maße dem persönlichen Credite vertrauen, und sich mit dieser Sicherheit einzig begnügen, während eben der dem Handelsfreunde gegebene Credit oft durch Ereignisse vernichtet wird, die, wie Krieg und Frieden, Mißernten u. s. w. außer aller Berechnung des gewöhnlichen Privaten, ja außer aller menschlichen Berechnung liegen. Selbst die bloße, oft höchst ungegründete Furcht vor solchen Ereignissen, ja eine oft gar nicht erklärliche Ansicht, eine Idee für oder gegen Etwas, wie es der Kaufmann nennt, kann in den verschiedensten Geschäftsbeziehungen die grandiosesten Veränderungen hervorrufen.

Ebenso ist für die Benutzung günstiger Conjuncturen durchaus nothwendig, daß sich der kaufmännischen Speculation kein unvorhergesehenes, die freie Disposition aufhebendes Hinderniß in den Weg stellt, und eben so wenig darf der Chicane ein Asyl geöffnet werden, in dem sie der gerechten Forderung sich zu entziehen, oder deren Verlangen zu erschweren hofft.

Freilich vermag in allen diesen Beziehungen die das Privatrecht schaffende Legislation verhältnißmäßig vielleicht am wenigsten zu wirken, allein thun muß sie, was ihres Amts ist, und durch die von ihr ins Leben gerufene schnelle Entscheidung der streitigen Fragen der Freiheit des Verkehrs die hülfreiche Hand reichen, der Chicane aber die breite Straße des endlosen Processes streng verschließen.

Der Handelsstand darf also vorzugsweise dazu den Gesetzgeber auffordern, weil — um es zu wiederholen — in keinem andern Stande alle das Mein und Dein entscheidende Verhältnisse einem so schnellen Wechsel unterworfen sind, in keinem der Augenblick die schicksalsentscheidende Wichtigkeit hat, wie in ihm, mithin auch keiner, so wie er, wenn überall ihm geholfen werden soll, die schnelle gerichtliche Hülfe anzusprechen sich berechtigt halten darf; dann aber auch — wie in einem späteren Aufsatz angedeutet werden soll — weil manche dem Handel eigenthümliche Institute und Gebräuche ein rascheres Proceßverfahren, wie wohl sonst, ermöglichen.

S.

Weißbäcker-Amt.

Die Bremischen Hausfrauen sind der Ehrliebenden Bürgerschaft einen großen Dank schuldig geworden. Letztere hat auf dem Convente beantragt, daß die Bäcker-Übereinkunft aufgehoben werden möchte, nach welcher sie ihren Kunden in Stadt und Vorstadt, wenige festliche Gelegenheiten ausgenommen, das Brot bei 10 Rt. Strafe nicht zusenden dürfen. Es ist in der That zu verwundern, daß man diesen Mißbrauch der Zunftverfassung so lange geduldet hat. Während die Hausfrau Fleisch, Bier, Wein, Gemüse, Zucker, Confect, Holz, Torf, Steinkohlen, kurz alle Bedürfnisse der Haushaltung sich bestellen konnte, wo sie die beste Bedienung fand, und das Bestellte ihr ins Haus gebracht wurde, mußte und muß sie diesen Augenblick noch das Brot, diesen allernothwendigsten Lebensbedarf bei dem nächsten Bäcker nehmen. Mag der liebe Ehemann beim Caffee klagen, ihm schmecke dies Losbrot nicht, ihm scheine sein Nachbar die Zwiebäcke immer kleiner zu backen, mag er sprechen „ich kann doch als freier Bürger mein Brot kaufen, wo ich will", — stets bleibt der geduldigen Hausfrau nur die Antwort übrig: „das kannst du allerdings, mein lieber Mann, allein du mußt dann zu unserm Dienstmädchen noch einen Bedienten halten, denn wenn Lene auch schnell über die Straße bis zum nächsten Bäcker springen kann, so darf sie sich doch so früh nicht weiter vom Hause entfernen". Mithin sieht ein Jeder, daß die Wirkung dieser Bäcker-Einigung, welche zuerst 1754 und dann wieder 1792 getroffen wurde, nichts anderes als ein wahres Bannrecht des einzelnen Bäckermeisters in Beziehung auf seine Nachbarschaft bezweckt und bewirkt. Der einzelne Bäcker kann nun thun und lassen, was er will, er braucht nicht danach zu hören, ob ein Kunde das Brot schon eine Stunde früher des Morgens wünscht, ob derselbe die Zwiebäcke mit Kümmel oder die Losbröte brauner begehrt, er braucht dem Kunden nicht mit Überlassung von etwas Gut gefällig zu sein, er weiß, die ganze Nachbarschaft bis dahin und dorthin muß bei ihm kaufen, weil Niemand früh Morgens sein Dienstmädchen so weit ausschicken kann. Während also unter sämmtlichen andern Zunftgenossen eine freie Concurrenz vermöglicht ist, welche die Nachtheile der Geschlossenheit vermindert, findet sie allein zu Gunsten der einzelnen Bäcker-Amtsmeister nicht Statt. Da mag man doch bei Anerkennung aller guten Seiten einer Amtsverfassung wohl füglich mit Goethe sprechen „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage". — Wenn nun künftig dem Publikum der Brotkorb bequemer hängen wird, so dürfte die Vermissung der unnatürlichen Schranken auch dem einzelnen thätigen und auf sein wahres Interesse bedachten Bäckermeister erwünscht kommen. Zeigen doch auch jetzt schon die vielen Prozesse, welche das Amt wider mehrere Glieder wegen Übertretung der Vergatterung führen muß, daß die Strebsamen hier eine Fessel für den Aufschwung ihres Geschäftes erblicken. Einzelne Rechtsfälle dienen vornämlich dazu das Unnatürliche des Zwanges zu zeigen. So hatte im Jahre 1833 Bäckermeister H. M. seinem Kunden dem Aeltermann St. welcher in der Vorstadt auf einem Garten wohnte, das Brot hinausgesendet; dessen ungeachtet erlangte das Amt die Verurtheilung des Gefälligen in 10 Rt. Strafe. Ein andermal hatte der Lehrer Sp. bei dem Bäcker W. K. einen Korb mit Brod bestellt, wovon die Kinder Vormittags ihr Frühstück kaufen sollten. Der Bäcker schickte den Korb durch sein Mädchen hin, mußte deshalb aber 10 Rt. Strafe bezahlen. Ganz ähnlich erging es dem Bäcker P., welcher einen solchen Korb mit Brod auf Bestellung der Lehrerin in eine Mädchenschule geschickt hatte. Confect — ja Confect darf der Conditor in Körben nach den Schulen senden, und durch sein Mädchen unbehindert verkaufen lassen, aber Brot — nein, das darf nicht gelitten werden! Wie gesagt, die regsameren Bäcker werden ihr Geschäft bald ganz anders blü-

hen sehen, wenn man von Freunden und Bekannten ihr treffliches Brot rühmen hört, und jetzt nur einmal sagen zu lassen braucht „schicken Sie mir jeden Morgen dies und das". Es giebt ja auch jetzt schon Bäcker, welche in besondern Gegenständen vorzugsweise berühmt sind. So backt Müller in der Kahlenstraße delicate kleine Zwiebäcke, Holz in der Pelzerstraße gute große Zwiebäcke, Wessel Kehrmann Osterthorssteinweg vortreffliche Klaben, Weyland in der Bischofsnadel wohlschmeckende Formbröte, Pauls im Schüsselkorb ausgezeichnete Butter- und Zuckerkringel, Bitter in der Hutfilterstraße gutes Kaffeebrot, — allein welche Umstände macht es, wenn man sich einmal von seinem Zwangsnachbar emancipiren, und das Bessere aus der Ferne holen lassen will! Überhaupt könnte bei dieser Gelegenheit zweckmäßig untersucht werden, in wiefern unser Brot dem Vegesacker nachsteht, und worin die Gründe liegen. In Vegesack ist jedenfalls eine reichere Auswahl. Wo findet man zum Beispiel in Bremen die herrlichen Pasteten- und Theebröte, welche Jeder gern mit zurückbringt, der nach Vegesack gefahren ist? Als Andeutung von zu entfernenden Hindernissen möge hier stehen, daß (wer hat wohl im Publikum eine Ahnung davon?) sogar eine Bäckerübereinkunft besteht, nach welcher keiner Zwiebäcke bereiten darf, die drei einen Groten kosten. In welchem anderen Geschäftsfache findet sich wohl eine solche Schranke für Veränderungen und Verbesserungen? Daß die Ämter ihre sehr guten Seiten haben, erkennt man dort am besten, wo man sie ausgerottet hat, allein desto schärfer ist auf jeden Mißbrauch der Amtsverfassung zu achten, welcher dem Publicum zu Schaden und Unwillen gereicht, und auch den einzelnen rührigen Meister zu Gunsten der bequemen Genossen niederdrückt.

Unsere Hausfrauen dürfen der Entscheidung des hochweisen Senats mit Vertrauen entgegensehen! —

---

* Goethe über die Ehe.

Man lies't in einer der neusten Nummern des Telegraphen für Deutschland: „Goethe hat vorgeschlagen, jede Ehe sollte nur 5 Jahre dauern und beide Theile nach denselben sich entscheiden dürfen, ob sie das Geschäft fortsetzen wollen oder nicht." Das hätte Goethe alles Ernstes vorgeschlagen? Der Referent hat nicht bedacht, daß Goethe in seinen Wahlverwandtschaften einen leichtsinnigen Grafen, der auf eine Ehescheidung bedacht ist, von solch einem Vorschlag eines seiner Freunde erzählen läßt. Zu der Erwähnung desselben wurde Göthe ohne Zweifel durch eine Stelle in den Rêveries des Marschalls Moritz von Sachsen veranlaßt, worin dieser eine solche fünfjährige Ehe in Vorschlag bringt. Wer aufmerksam jenen Goethischen Roman gelesen hat, wird nicht zweifeln, daß Goethe's eigne Ansichten von der Ehe in folgenden Worten einer andern Stelle enthalten ist: „Wer mir den Ehstand angreift, wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie seyn: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann."

Zustand der Musik in England.

England genießt zur Zeit noch keinen großen musikalischen Ruf, indem die hohe Stelle, welche Großbritannien als Manufactur-, Fabrik- und Handelsstaat einnimmt, die Meinung hat aufkommen lassen, als wäre in den Herzen der Engländer kein Raum zur Liebe für Harmonie. Es scheint in der That, als habe England nur an dem Geräusch der Maschinen in Manchester oder an dem Schall der Hämmer, die auf den birmingham'er Ambosen den Takt schlagen, Gefallen. Mancherlei Ursachen vereinigten sich, die Liebe zur Musik und überhaupt zu den plastischen Künsten nicht aufkommen zu lassen und den Engländer zu verhindern, mit dem Festlande in edlen Wetteifer zu treten. Als die musikalische und artistische Revolution, die ihren Gang um die Welt machte, in Italien begann, vollbrachte England, gerade eine sociale Revolution und organisirte seine politische Einheit. In solchen Augenblicken des Kampfes zeigen sich die Völker eben nicht am geeignetsten, den fruchtbaren Samen der Künste in sich aufzunehmen. In ruhigeren Perioden, die den politischen Stürmen folgten, hatte die Nation andere Aufgaben zu lösen; sie war gezwungen, den Sieg der Principien mit praktischer Konsequenz zu verfolgen und das politische Gebäude aufzuführen, das gegenwärtig die Welt in Bewunderung setzt. Die Bahn der materialen Fortschritte durfte nicht verlassen werden. Gerade dieser Materialismus, verbunden mit der nüchternsten und verständigsten Praxis, verschlang alle geistigen Kräfte. Wenn es aber wahr ist, daß der Sinn für Poesie unzertrennlich ist von dem für Musik, und daß Wohlstand der Nation zur Ausbildung der schönen Künste führt, so bürgt die Vergangenheit der drei Königreiche für die Zukunft. Das Land, welches auf Shakspeare, Byron, Scott, Shelley, Wordsworth, Baco und Newton stolz sein darf, wird so wie große Dichter auch große Komponisten erzeugen. Seit langer Zeit haben die höheren Klassen einen musikalischen Aufschwung genommen und lieben

die Konzerte eben so leidenschaftlich als ihre alterthümlichen Fuchsjagden, und der Mittelstand folgt allmählig diesem Impuls. England, das seit vielen Jahren dem Auslande herrliche Pianforte's liefert, findet jetzt so viel Geschmack an diesem Instrumente, daß die Familienbibel nicht mehr das einzige Erbstück des Hauses ist. Viele Gesellschaften sind zumal seit 1834, welches für die Geschichte der musikalischen Studien in England Epoche machen wird, entstanden und seine Menge Konzerts sind organisirt worden. Ein englisches Opernhaus galt lange für eine Unmöglichkeit, und dennoch ist ein solches 1834 in London eröffnet worden. Von den Musikvereinen ist der älteste das „Ancient Concert," das von Georg dem III., der in diesen Soireen persönlich mitwirkte, gestiftet, 1776 seine erste musikalische Soiree hielt. Hochgestellte Männer, z. B. die Grafen Sandwich und Ereter, Lord Dugley, Lord Paget, der Vater des jetzigen Marquis von Anglesea u. A. nahmen Theil. Der Konzertverein, anfangs zu Ehren Händel's gestiftet, führt ausschließlich alte Musik auf, deswegen setzte er in seinen Statuten fest, daß nur 20 oder mehr Jahre alte Kompositionen zur Aufführung gebracht werden dürften. Im Jahre 1785 erhielt der Verein den Namen „Konzert des Königs," und zählte damals etwa 400 Mitglieder, jetzt sind ihrer mehr als 1200. Diese Gesellschaft thut ungemein Vieles für die Wiederbelebung der alten, oft vergessenen und dennoch zum Unterricht in der ernsten Gattung geeignetsten klassischen Musik; aber dabei darf nicht übersehen werden, daß der Zweck doch einseitiger ist, und daß man auch in der musikalischen Kultur durch Festhalten an dem Alten in den Fehler der Stabilität sinkt, oder wenigstens hinter den Leistungen der auswärtigen Kunst zurückbleibt. Indessen hat England, dasjenige Land, das in der Musik stets von Italien und Deutschland dependent geblieben, und welches nie, in keiner Art und zu keiner Zeit einen besonders hervorragenden Rang in der musikalischen Kultur oder eine energische Selbstständigkeit in der musikalischen Production behauptete, doch zuerst den Anstoß zu den großen Musikfesten auf den Kontinent gegeben. Die Gedächtnißfeier in der Westminster-Abtei in London am Sterbetage Händel's jedes Jahr wiederholt, war die erste Grundlage dieser Feste. Nach und nach veranstalteten auch Provinzialstädte ähnliche Musikfeste, 1836 waren ihrer vier in Manchester, Norwich, Worchester und Liverpool, und die berühmtesten Künstler der Erde, Malibran, Beriot, Cramer, Dragonetti, Carradori-Allam, Moralt u. A. nahmen Theil. Nach dem Muster der Musikfeier in der Westminsterabtei wurden ähnliche in Ereterhall gehalten, die 1834 von 700 Theilnehmern unterstützt wurden. Der zweite wichtige Verein ist die philharmonische Gesellschaft, welche von Moscheles, Cramer und Sir George Smart dirigirt, die größte Sorgfalt auf eine möglichst vollkommene Aufführung der Musikstücke verwendet. Aehnliche Zwecke sucht die harmonische und musikalische Gesellschaft zu erreichen. Es fehlte in England ein Kreis, vor dem junge Künstler ihre Erstlingswerke, falls dieselben Beachtung verdienten, produciren konnten. Diesen Zweck hat die 1834 errichtete „brittische musikalische Gesellschaft," deren Mitglieder nur ausübende Künstler, etwa 450 an der Zahl sind. Sie kann für eine Bildungs- und Prüfungsschule gelten, in welcher neue britische Kompositionen ihre erste Aufführung erleben. Außerdem werden ältere anerkannt meisterhafte Werke wieder ans Licht gezogen. So wirkt sie eben so für die Anerkennung des Alten als für Aufmunterung junger Talente, Beides mit einem Eifer, der in dieser Angelegenheit eine Nationalsache erblickt. Hierin liegt der Vorzug, aber auch der Mangel der Gesellschaft. Der Kreis der Mitglieder ist nämlich den Ausländern verschlossen, und Männer wie Moscheles, Crevelli und F. Cramer, die seit Jahren in England wohnen und wirken, können nicht aufgenommen werden, bloß weil sie nicht in England geboren sind; gleichwohl sind die Engländer doch so einseitig arrogant, daß sie auf der andern Seite Händel aus Halle als den Ihrigen betrachten. Der englische Pedantismus geht so weit, daß Spohr, Rossini, Spontini oder sonst ein anderer Komponist des Auslandes in London ist, und von der britischen Gesellschaft geradezu ignorirt wird, gleich als fürchte man sich, von dem Genie des Auslandes angesteckt und in eine neue Bahn gerissen zu werden. England verbrüdert sich in der Politik mit dem Auslande, und in so mancher ideellen Richtung ist es immer noch der Meinung, daß die Kunst und Theile von der Wissenschaft, wie z. B. die Theologie und Philosophie, weniger als materielle Staatsinteressen zu einer Allgemeinheit berufen seien, nach der unsere Zeit in so vieler Hinsicht und mit glänzendem Erfolge strebt. Vorherrschend wird von diesen Gesellschaften die Instrumentalmusik gepflegt; dazu nöthigt der Mangel an guten Sängern, für deren Bildung so gut wie nichts geschieht, seitdem die vor etwa zehn Jahren errichtete Sing-Akademie in London eingegangen ist. Die Kirchenmusik ist in der Regel sehr schlecht, selbst die meisten Orgeln sind nach ganz alter Art, oft ohne Pedal. Die englische Oper ist gering besetzt, ihre Hauptsänger theilt sie jährlich mit Paris. Im ersten Jahre nach Eröffnung derselben kamen drei neue Opern von gebornen Engländern zur Aufführung. Auch das Trefflichste, was die englische Tonkunst in der letzten Zeit produzirt hat, ist immer nur das Echo der deutschen Musik, die seit Händel und vorzüglich seit Haydn's Triumphen in England die Oberhand über das Italienische und Französische davon getragen hat. Mit der deutschen Tonfülle und mit dem Reichthum an Phantasie vermengt sich in der Regel auf schneidende und Gefühl wie Genuß störende Weise die englische Nüchternheit und eine fast seemännische Steifheit, zu der in Hinsicht auf Musik schon in den ältesten Zeiten der Grund gelegt wurde. Die Geistlichkeit führte schon im 8. Jahrhundert in die Kirchenmusik die strengste und ermüdendste Einerleiheit ein, sie brachte die Kunst in das Joch der Unfreiheit und dieses ist der Tod jeder Kunst. England hat sich bis auf diesen Tag noch nicht davon losgemacht.

Auflösung der Charade in Nro. 7.

Krausemünze.

Miscellaneen.

(Königsstuhl bei Rhense.) Zur Wiederherstellung des Königsstuhls bei Rhense ist zu Coblenz ein Comité zusammengetreten. Dasselbe hat in öffentliche Blätter eine Aufforderung zur Einsendung von Beiträgen einrücken lassen, in welcher es sich Eingangs über dies Monument folgendermaßen ausspricht: „Oft und besonders in der neuern Zeit, wo im Aufschwunge vaterländischer Gesinnungen sich der echtdeutsche, kräftige Geist kund giebt, hat der Wunsch für den Wiederaufbau des unter der französischen Regierung zerstörten Königstuhls bei Rhense sich so vielseitig ausgesprochen, daß die Wiederherstellung dieses, in geschichtlicher Beziehung so merkwürdigen Bauwerks, auf welchem mehrere Kaiser gewählt, der erste Churfürsten-Verein geschlossen, die Angelegenheiten Deutschlands so oft berathen wurden ꝛc., unbezweifelt bei Allen und besonders den Geschichtsfreunden eine solche Theilnahme finden wird, daß die Kosten des Wiederaufbaues sich durch freiwillige Beiträge decken werden.

(Man berichtet aus New-York): In New-York und Philadelphia sind gegenwärtig deutsche Bühnen, und sind auch die Resultate derselben noch nicht vollkommen entsprechend den Forderungen der Schauspielkunst, so sind doch die Bemühungen alles Lobes werth und bringen bisweilen manches Gute zum Vorschein. Weil ein großer Theil der Deutschen in diesem Lande seinem Deutschthum untreu wird und die allgemeinere englische Sprache sich aneignet, werden deutsche Bühnen in Amerika nicht leicht mit den besuchteren englischen rivalisiren können; doch giebt es noch der Deutschen viel, welche sich freuen, vaterländische Stücke in der Muttersprache zu sehen und zu hören. Deutsche Musik ist hier allgemein geachtet, und auch die deutschen Musikcorps in den größeren Städten stehen in dem Rufe, die andern weit zu übertreffen.

(Schiffbruch des Dampfboots „Themse.“) Der „Globe“ berichtet aus Falmouth vom 8. Januar: So eben trifft hier die Trauerkunde ein, daß das Dampfschiff der London-Dubliner Gesellschaft auf der Fahrt von Dublin nach London am 4. Januar Morgens, während eines furchtbaren Schneesturmes, an den südwestlichen Felsen der Scilly-Inseln gescheitert ist, und daß die 60 bis 70 an Bord befindlichen Personen, mit Ausnahme dreier Frauen und eines Mannes, ertrunken sind. Als das Schiff von den Inselbewohnern in seiner gefährlichen Lage entdeckt wurde, lagen ihre Boote auf dem Ufer, und nur mit Mühe gelang es, ein Wallfischboot durch die Brandung an das Schiff heranzubringen. Der Capitän befahl zuerst die Frauen herabzulassen; kaum aber befanden sich drei derselben darin, als leider das Boot von den gewaltigen Wellen weggerissen und selbst nur unter großen Schwierigkeiten durch ein Segelboot ans Ufer bugsirt wurde. Der Wind war inzwischen zum Orcan geworden, so daß jede Annäherung eines andern Boots an das Schiff, unmöglich war. Der Capitän ließ nun schnell eine Flöße machen, worauf sich viele von der Bemannung begaben; sie wurden aber fast unverzüglich wider die Felsen geschleudert, und fanden sämmtlich den Tod, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, der wunderbarer Weise auf einen senkrechten Felsen geworfen wurde, wo er bis zum folgenden Tage blieb um dann, fast gänzlich erschöpft, noch Rettung zu finden. Das Dampfschiff selbst wurde inzwischen ein gänzliches Wrack, und die noch darauf befindlichen Personen mußten elendiglich ertrinken. Von der Ladung ist nur sehr wenig gerettet worden. Man hat bereits 17 Leichen aufgefischt, von dem Schiffe ist keine Spur mehr zu sehen.

(Zigeuner.) Die Gesammtzahl der Zigeuner in Europa ist nicht unansehnlich. Man zählt nämlich

in der Moldau und Wallachei	200,000	Seelen
in der Türkei	200,000	„
in Ungarn	100,000	„
in Spanien	40,000	„
in England	10,000	„
in Rußland	10,000	„
in Frankreich, Deutschland und in Italien .	40,000	„
Zusammen	600,000	Seelen.

(Preußisches Postwesen.) In dem preußischen Postwesen sind mit dem 1. Januar wieder mehrere Verbesserungen eingetreten. Die Diligencen von Berlin nach Potsdam gehen jetzt auf der Eisenbahn. Hoffentlich werden überall die Fahrposten mit den Eisenbahnfahrten zusammentreffen, was bis jetzt nicht der Fall war.

(Man schreibt aus Berlin:) Racine's „Athalja,“ übersetzt von Raupach, deren Aufführung auf speciellen Wunsch Sr. Maj. des Königs betrieben worden war, ist ausgezischt worden. Daß dieses Stück trotz seiner vielen Schönheiten dem Sonntags-Publikum, welches ganz andere Amüsements sucht, nicht behagen konnte, ist begreiflich; wie aber das Publikum sich so vertiren konnte, seine Kritik durch Zischen und Pochen im Beisein des Königs und des ganzen Hofes rücksichtslos zu erkennen zu geben, wie man in diesem Beginnen noch fortfahren konnte, nachdem einer der Prinzen des königlichen Hauses voll edler Entrüstung in's Parterre hinab Ruhe geboten: das fasse, wer's kann! Das Ereigniß ist beklagenswerth und wir wollen lieber das Publikum einer völligen Gedankenlosigkeit zeihen, als voreilig auf seine Gesinnung Schlüsse machen, die uns im innersten Herzen betrüben müßten. — Das Schicksal compensirt! Die Franzosen haben kürzlich unsers Schiller's Maria Stuart lächerlich gefunden, die Berliner haben dafür Racine's Athalja ausgezischt.

(Münz- und Gewichtänderung in Sachsen.) Die neue Münzeinrichtung in Sachsen findet keinen Beifall aber viel Widersacher, besonders auf den Wochenmärkten, wo nicht ganz fein darüber geklagt wird. Am 1. Februar kommt nun dazu das neue Gewicht, das mit seinen griechischen Namen, Kilas, Hektas, Dekas u. s. w. nicht in den sächsischen Kopf und Mund will.

(Zeitungshonorare.) Ein Zeitungsschreiber und Verleger in einer Person, welcher im Westen der Vereinigten Staaten ein Blatt herausgiebt, hält eine lange Jeremiade über die Noth an baarem Gelde in Nordamerika und erklärt dann schließlich, um seinen verehrten Abonnenten den Besitz seines Blattes leichter zu machen, werde er, der obwaltenden Geldverlegenheit eingedenk, an Zahlungsstatt auch preismäßig vollwichtige Schinken und Schweinefleisch annehmen!

(Gefährliche Wette.) Bei Mons fand vor Kurzem eine originelle und gefährliche Wette statt. Ein Waghals hatte sich anheischig gemacht, auf dem fest gefrornen und ganz glatten Kanal von Mons nach Jemmapes in vollem Trab zu reiten, und gewann die Wette. Das Pferd war nach englischer Art einfach beschlagen.

(Ueberraschende Begegnung.) Der „Courrier Suisse" erzählt nachstehenden Vorfall: „Als kürzlich zwei Förster, Namens Cap und Constant, in Begleitung eines Knaben in den Umgebungen von St. Cergues, im Waadtlande vorbeizogen, wurden sie durch das Bellen ihres Hundes auf einen in der Nähe befindlichen alten Keller aufmerksam gemacht. Nachdem sie den, vor dem Eingange gelegenen Schnee hinweggeräumt, fanden sie, daß ersterer überdies durch eine Menge Steine verstopft war, welche absichtlich waren dahin gebracht worden. Nachdem auch diese bei Seite geschafft, zog Constant seinen Rock und seine Weste aus, um desto leichter in die Höhle einzudringen. So wie er hineinkam, konnte er aufrecht stehen, aber der darin herrschenden Finsterniß wegen nichts ausnehmen. Er rief demnach Cap zu, ihm ein Licht zu bringen, und nachdem letzterer eine Pechtannenfackel angezündet, drang er damit in die Höhle nach. Kaum verbreitete sich der Schein der Fackel darin, als Constant plötzlich einen großen Bären in aufrechter Haltung auf sich zugehen sah; es blieb ihm gerade noch so viel Zeit übrig, sein Karabin in die Hand zu nehmen, und es gegen das Thier abzufeuern, welches am Kopfe verwundet ward. Durch die Gewalt der Detonation wurde nun die Pechfackel ausgelöscht, während das Thier in ein fürchterliches Heulen ausbrach. Cap, welcher vermuthete, der Bär würde nun zu entrinnen suchen, zog sich möglichst zurück an die Seite des Kellereinganges; in diesem Augenblicke schlich sich der Bär, wie erwartet wurde, zum Eingange, und indem er sich mit den Tatzen auf die Schulter Cap's stemmte, riß er ihm Jacke, Weste, Hemd, sammt einen Lappen Haut herab. Nun steckte er seinen Kopf hinaus, und war eben im Begriff, sich ins Freie zu begeben, als der außerhalb der Höhle lauernde Bursche ihm einen Hackenschlag auf die Stirn so kräftig versetzte, daß er augenblicklich zusammenfiel. Die kühnen Förster hatten große Mühe, das Thier bis zur nächsten Ortschaft im Ganzen zu transportiren, da dasselbe, wie es sich nachher zeigte, von dem größten Schlage war, und trotz seinem ausgehungerten Zustande noch volle 283 Pfunde wog.

(Gerichtsscene.) Ein alter Mann, der die Kunst der Wahrsagerei jüngst am hellen Tage in einer Straße von Paris trieb, wurde festgenommen und vor das Tribunal der correctionellen Polizei gebracht. Der Präsident, ein geistreicher, aber mitunter nur zu pikant scherzender Mann, richtete folgende Fragen an ihn: Ihr wißt also die Zukunft vorherzusagen? — Der alte Mann antwortete sehr ernst und bestimmt: „Ja!" — Folglich wißt Ihr auch, welches Urtheil hier über Euch gesprochen werden wird? — „Gewiß." — Nun, was wird Euch geschehen? — „Nichts" — Wie, ihr wäret so sicher überzeugt . . . ? — „Daß Sie mich freilassen werden." — Und warum das? — „Weil, wenn Sie Grund hätten, mich zu verurtheilen, Sie das Unglück nicht auch noch mit Spott behandeln würden." — Der Präsident verlor in etwas seine Fassung: er wandte sich an die Richter, und diese ließen den alten Wahrsager frei ausgehen.

(Frau Laffarge.) Das Journal „Vert-Vert" theilt folgendes Schreiben der Frau Laffarge an die Königin der Franzosen mit: „Madame! Das arme Schlachtopfer ist also von Ihnen nicht verlassen; es hat es einem erlauchten Schutze zu verdanken, daß es eine Strafe nicht bestehen muß, die den verhärtetsten Verbrecher aufs empfindlichste betrübt. Ach! wie sehr ist mein Herz von Dankbarkeit erfüllt, welch ein Trost während meiner langen Gefangenschaft ist dieser auf die arme Marie Capelle gefallene Blick der Güte! Die Vorsehung wird diese Milde segnen, und die unterthänige und in ihr Schicksal ergebene Gefangene, die in ihrer Unschuld einen übernatürlichen Muth schöpft, wird heiße Gebete für die Erhaltung einer erlauchten Gesundheit zum Himmel richten. Welch eine schöne Prärogative ist es, einer unglücklichen Frau, die nur den Tod als Rettungsmittel hatte, wenn eine königliche Gnade nicht ihre schrecklichen Qualen gemildert hätte, die Ruhe und Heiterkeit wiederzugeben. Mit Hoffnung im Herzen, ertrage ich mein Unglück; eines Tages wird das Verhängniß aufhören, mich zu verfolgen, und ich werde als ein schlagendes Beispiel der Prüfungen leben, welche der Himmel auf dieser Erde bestehen läßt, um später im Himmel eine ewige Belohnung zu bewilligen. Erlauchte Familienmutter, königliche Frau, empfangen Sie den Zoll der Dankbarkeit jener, deren Qualen Sie erleichtert haben. Mögen Ihre Söhne zu Ihren Freuden durch ihre Tugenden beitragen, mögen sie Ihr Herz durch ihre Siege ergötzen, möge Ihr Gemahl seine providentielle Regierung fortsetzen, und eines Tages werde ich vielleicht auf Erden Begnadigung erhalten, wie ich gewiß bin, sie im Himmel zu erlangen! Marie Capelle."

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 8.

Bremen, Donnerstag den 28. Januar 1841.

Gestorben:

Nro. 74. Den 22. Januar. Die Stickerinn Lena Osterloh, 73 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 36.

— 75. Den 23. — Maria Adelheid Michelhausen, 76 Jahr; am Wall Nro. 83 C.

— 76. Den 24. — Der Handlungsgehülfe Christian Friedr. Schulenburg, 19 Jahr; Langenstraße Nro. 55.

— 77. Den 24. — Des Kimmkermeisters Nicol. Wilckens Sohn, (todtgeboren),; Kahlenstraße Nro. 8.

— 78. Den 24. — Des Cigarrenmachers Hinr. May Sohn, 8 Jahr; Grünenstraße Nro. 71.

— 79. Den 24. — Des Arb. Joh. Heinr. Schomburg Ehefr., geb. Ellmers, 41 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 11.

— 80. Den 24 — Des Buchhalters Aug. Hinternhoff Tochter, 6 Stunden; Breedenstraße Nro. 5.

Nro. 81. Den 25. Jan. Des Tischlermeisters Nicolaus Stürcke Tochter, 4¼ Jahr; Pelzerstraße Nro. 53.

— 82. Den 25. — Des Todtengräbers Joh. Friedr. Osmers Sohn, gleich nach der Geburt gestorben; Herdenthorskirchhof.

— 83. Den 26. — Des Arb. Diedr. Stelter Sohn, 10 Stunden; Hastedt Nro. 56

— 84. Den 26. — Des Kohlhökers Ferdinand Greten Ehefr., geb. Oetjen, 49 Jahr; Bleicherstraße Nro. 18.

— 85. Den 26. — Des Tischlers Joh. Daniel Dausch Tochter, 8 Tage; Fuhrleutestr. Nro. 16.

— 86. Den 26. — Des Zimmergesellen Heinr. Wilh. Anthony Tochter, (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 160.

— 87. Den 26. — Der Nachtwächter Hinr. Walter, 83 Jahr; Schweinestraße Nro. 63.

Geburten:

Nro. 100. Den 18. Januar. Des Handelsmanns Johann Gottlieb Putscher Ehefr., geb. Hollstein, Neuenmarkt Nro. 9; von einem Mädchen.

— 101. Den 21. — Des Bäckers Friedr. Aug. Vogt Ehefr., geb. Schröder, Helms Hof Nr. 3; von einem Knaben.

— 102. Den 22. — Des Stuhlmachers Hinr. Friedr. Schröder Ehefr., geb. Stolte, Gerberhof Nro. 3; von einem Knaben.

— 103. Den 22. — Des Cigarrenmachers Justus Joh. Hermann Kruse Ehefr., geb. Pape, Fetten Gang Nro. 9; von einem Knaben.

— 104. Den 23. — Des Maurermeisters Lüder Henr. Schröder Ehefr., geb. Meyer, Holzstraße Nro. 1; von einem Knaben.

— 105. Den 23. — Des Küpergesellen Sierich Wilh. Vagt Ehefr., geb. Bosse, gr. Johannisstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

— 106. Den 24. — Des Kimmkermeisters Nicol. Wilckens Ehefr., geb. Putscher, Kahlenstraße Nro. 8; von einem todten Knaben.

— 107. Den 24. Des Buchhalters August Hinternhoff Ehef., geb. Hüdepohl, Breedenstr. Nr. 5. von einem Mädchen.

Nro. 108. Den 25. Jan. Des Arbeitsmanns Joh. Friedr. Böhmken Ehef, geb. Precht, Abbenthorswallstr. Nr. 65; von einem Knaben.

— 109. Den 25. Des Arb. Joh. Herm. Friedr. Fuhlhage Ehef., geb. Vogt, Rumps Hof Nr. 1; von einem Knaben.

— 110. Den 25. Des Cigarrenmachers Wilh. Wellens Ehefr., geb. Müller, Nienabers Gang Nro. 15; von einem Mädchen.

— 111. Den 25. — Des Todtengräbers Joh. Friedr. Osmers Ehefr., geb. Schaub, Herdenthorskirchhof; von einem Knaben.

— 112. Den 26. — Des Maurergesellen Joh. Christoph Görks Ehefr., geb. Sorgen, an der Viehweide No. 90; von einem Mädchen.

— 113. Den 26. — Des Zimmergesellen Hinr. Anthoni Ehefr., geb Brüggemann, Buntenthorssteinweg Nro. 160; von einem todten Mädchen.

— 114. Den 26. — Des Arb. Diedr. Stelter Ehefr., geb. Hohnholt, Hastedt No. 56; v. e. K.

— 115. Den 26. — Des Mäklergehülfen Carsten Lankenau Ehefr., geb. Fesenfeld, Oelmühlenstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 9.

Bremen, Sonntag den 31. Januar 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 31. Januar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Past. Capelle.

St. Martini.
Kein Gottesdienst.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pm. Krummacher
12 Uhr Hr Past. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Göthe und der Magnat.

Zum Meistersänger Göthe lief
Im gelben Postgewande
Ein Bote, bringend einen Brief
Aus fernem Polenlande.
Die Aufschrift war von fremder Hand;
„Birgt Wechsel," las man an dem Rand,
„Auf funfzigtausend Gulden."

Der Dichter dachte: „Wie? an Dich!
„Hier mag ein Irrthum walten.
„Der fremde Brief belehre mich,
„Ich will ihn rasch entfalten."
Gedacht, gethan! und er durchlief
Bis zu der Unterschrift den Brief,
Den ein Magnat geschrieben.

„Empfange hiermit," hieß es drin,
„Der Achtung schwaches Zeichen,
„Das wir mit tiefgerührtem Sinn
„Aus Dankbarkeit Dir reichen.
„Dein hoher Geist hat unsre Brust
„Belebt mit neuer Kraft und Lust,
„Seit Polen ihn gewonnen."

Der Brief fuhr fort vier Seiten lang
Den Dichter zu erheben,
Der heiter, leise vor sich sang:
„Gleich will ich Antwort geben."
Er zog das Tintefaß hervor,
Und schrieb mit leichtem Federrohr
Dem Polen diese Worte:

„Ich danke herzlich für die Huld,
„Die Ihr mir zugewendet;
„Doch mir gebührt sie nicht, die Schuld,
„Die Ihr mir übersendet.
„Gebt sie dem Landsmann, dessen Kunst
„Euch meine Werke, frei von Dunst,
„Geschenkt in Eurer Sprache.

„Mir bringt den allerreichsten Lohn
„Ein Lied, das ich gesungen,
„Weiß ich, daß es mit hellem Ton
„In eine Brust gedrungen.
„Der Dichter geizet nicht nach Gold,
„Er strebt nach einem höhern Sold,
„Er wirbt um edle Herzen."

Und in der nächsten Woche kam
Der Brief zu dem Magnaten,
Der hocherstaunt daraus vernahm,
Wie Göthe sich berathen.
„Ja," rief er, „wahrlich keinen Kranz
„Errangst Du Dir von schönerm Glanz,
„Als Dir Dein Brief errungen!"

Bube.

---

* Vorkehrungen gegen Überschwemmung.

(Eingesandt.)

Die zuletzt verflossenen Tage machen uns wieder auf das aufmerksam, was wir längst hätten thun sollen und nicht gethan haben. Hätte der Himmel uns nicht sichtbar geschützt und die schwachen Versuche, die man machte, um das drohende Element abzuhalten, mit Erfolg gekrönt, wie schlimm wäre es namentlich der Neustadt ergangen. Nicht Tagelang, sondern Jahrelang ist davon gesprochen worden, daß etwas Ernstlichers geschehen müsse, um die Stadt gegen Überschwemmungen sicher zu stellen. Zu den Theilen derselben, die vorzüglich der Abwehrungen bedürfen, gehört die Neustadt. Das einzige Gute, was zu solchem Zwecke in dem Zeitraum mehrerer Jahre geschah, ist die zu Stande gebrachte Abwässerung derselben nach der Landseite. Diese Einrichtung hat sich als nützlich bewährt. Wie sieht es nun aber mit dem Deiche vom Theerhause an bis zu der kleinen Weserbrücke, und mit den Bollwerken von da an bis zum Buntenthorswalle aus? — Gewiß der Art, daß irgend ein Wasserbauverständiger, der diese Abwehrungen in Augenschein nimmt, Ach und Weh' über ihren Zustand schreien muß, der eine Masse von etwa 15000 Menschen gegen solche Fluthen schützen soll, wie die Weser sie seit den letzten 14 Jahren im Frühjahre mit sich führt. Genug aber davon, wie es bis jetzt gewesen ist. Hier handelt es sich vorzüglich darum, was vor jetzt an geschehen muß, da wir nicht jedesmal, wie gegenwärtig, mit dem blauen Auge davon kommen möchten. Besondere Schandflecke in den bisherigen Abwehrungen sind der Deich vom Theerhause an eine gute Strecke weiter fort; ein Erbe an der Osterstraße [dessen Hof jede fünf Minuten gewiß ein Orhoft Wasser, durchquellen läßt], und ein Erbe am Buntenthorswalle. Diese müssen augenblicklich scharf in's Auge gefaßt werden, denn vor der Hand läßt sich nur das Nöthigste thun. Späterhin aber, sobald die Jahreszeit es erlaubt, muß eine durchweg bessere Instandsetzung des Deiches und der Bollwerke geschehen. Außer einer nothwendigen Erhöhung des Deiches selbst muß auch eine namhafte Erhöhung der Straße am Deiche stattfinden; überhaupt aber müssen die Straßen der Neustadt, so wie man mit der angefangenen neuen Bepflasterung fortfährt, gleich beträchtlich erhöhet werden. Wer ein neues Haus baut, muß gezwungen sein, dasselbe am Deiche wenigstens mit 20 Fuß Wasserstand an der Hausschwelle hoch anzulegen, und in den weiter abwärts gelegenen Straßen müssen annähernde Verhältnisse beobachtet werden. Wenn man eine Menge neugebaueter Häuser in der gr. Johannisstraße (Langenreihe) ansieht, so muß man über die Vernunft der Erbauer erstaunen, solche nur etwa einen Fuß höher als die Straße, oder mit derselben gleich (ca. 10 Fuß Wasserstand) gelegt zu haben. Es muß dieses aber so wenig in der Neustadt, als auf der Tiefer, oder sonst niedrig gelegenen Gegenden der Stadt geduldet werden. Die Landbewohner müssen ebenfalls dazu angehalten werden, ihre Häuser auf so hohen Anwürfen oder Dämmen zu bauen, daß sie mindestens 2 Fuß über den höchstgehabten Wasserstand im Lande mit der Schwelle hervorragen. Ein Beispiel gegen die gesunde Vernunft geben die neugebauten Häuser gleich rechts ab, außer dem Buntenthore; sie haben bis an die halben Fenster im Wasser gestanden, und die Erbauer kannten die Erfahrungen der Jahre 1811, 1827 und 1830.

Was jetzt geschieht, muß nicht halb gethan, sondern mit eiserner Consequenz betrieben und durchgeführt werden. Die Mitglieder der Deputation, welche in diesen Tagen die Beaufsichtigung der augenblicklichen Vorkehrungsmaßregeln in der Neustadt übernahm, werden sich gewiß überzeugt haben, wie sehr es Noth thut, nicht, daß auf's ernstlichste daran gedacht werde, wie weiterem Schaden vorzubeugen; sondern, daß auf's ernstlichste zu solchem Zwecke gehandelt werde. An ihnen liegt es jetzt zunächst, die Sache zu betreiben und zu dem ersten Danke, den sie redlich verdient haben, sich noch den zweiten größeren zu gewinnen.

Freund und Feind.

(Novelle.)

Kaiser Leopold hatte beschlossen, die stets wiederkehrende Gefahr, die seinem Reiche, ja der gesammten Christenheit, von den Türken drohte, endlich durch einen kräftigen Hauptschlag auf lange Zeit zu entfernen, und seine Völker aus dem angstvollen Zustande zu befreien, in welchen sie durch die häufigen Abwechselungen eines langwierigen Krieges unaufhörlich versetzt wurden. Zu diesem Zwecke wollte er die Türken recht im Innern ihrer Macht angreifen, und sie aus allen festen Plätzen, durch deren Besitz ihnen ganz Ungarn unterworfen oder bloßgestellt war, mit der Gewalt der

Waffen vertreiben. Unter allen diesen war keiner so wichtig, als Ofen, wo die Türken schon früh mit besondrer Vorliebe, der warmen Bäder wegen, sich angesiedelt und eingenistet hatten, und welches seit einem Jahrhundert ihnen zum Waffenplatz diente, von dem ihre weitern Unternehmungen ausgingen, und wohin sie bei Unglücksfällen die sichre Zuflucht nahmen. Der kühne Gedanke des Kaisers war nichts geringeres, als mit der Eroberung dieser Stadt das Schicksal Ungarns auf immer zu entscheiden. Seine Maßregeln entsprachen den ungeheuren Schwierigkeiten des Unternehmens. Mit außerordentlichen Anstrengungen hatte er ein Heer versammelt, desgleichen an Zahl, Aussehen, Rüstung und Muth wenig gesehen worden. Zu seinen eignen Regimentern, die aus den trefflichsten Truppen zu Fuß und zu Pferde bestanden, hatte er noch kurbrandenburgische, schwäbische und fränkische Hülfsvölker gefordert. Dem glänzenden Namen des ruhmvollen Herzogs Karl von Lothringen, der dieser Kriegesmacht als oberster Feldherr vorgesetzt war, entsprachen die kriegerischen Eigenschaften der andern Feldherren, unter welchen der Prinz Ludwig von Baden, und der Befehlshaber des Fußvolks, Graf Starhemberg, besonders hervorragten, und die Jugend der vornehmsten deutschen Geschlechter gab mit dem Kern der älteren Kriegsleute einen Überfluß der trefflichsten Offiziere, ja sogar eine große Anzahl vornehmer Spanier und Franzosen hatte sich eingefunden, die sich es zur Ehre rechneten in diesem Heer als Freiwillige zu dienen.

Schon war diese furchtbare Macht im Frühjahr 1686 gegen Ofen aufgebrochen, und hatte während die Generale Merey und Heußler die Türken und Tataren in Oberungarn schlugen, die Laufgräben gegen die Festung eröffnet, als im Anfange des Juli die schwäbischen und fränkischen Hülfsvölker, wie auch siebentausend Mann kurbrandenburgischer Truppen unter dem Generalmajor Hans Adam von Schöning eintrafen, wodurch das Heer bis zu hunderttausend Mann anwuchs und in die Arbeiten der Belagerer neue Kraft und neuer Eifer kam. Die Türken, die auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet waren, und das freie Feld nicht behaupten konnten, machten sich indessen auf die hartnäckigste Vertheidigung hinter ihren Mauern gefaßt. Abdurachman befehligte sie, ein Mann dessen kühner Muth und unbezwinglicher Starrsinn Freunden und Feinden genug bekannt war, um beiden ein Maß der äußersten Anstrengung zu geben, zu welcher es würde kommen müssen, wenn irgend eines, der Angriff oder die Vertheidigung, gelingen sollte. Beide Theile wußten überdieß, daß der Großvezier beschäftigt sei, eiligst eine Macht zu versammeln, mit welcher er das kaiserliche Heer angreifen, und die bedrängte Stadt befreien könnte. Jemehr deßhalb Abdurachman die Belagerung in die Länge zu ziehen suchte, desto eifriger beschleunigten die Belagerer ihre Arbeiten um des Platzes Meister zu werden, ehe die Türken im Stande wären, in das Feld zu rücken. Sie beschossen die Stadt unaufhörlich mit grobem Geschütz, sie sprengten die festesten Bollwerke durch Minen, und suchten mehrmals mit stürmender Hand einzudringen; allein alles vergebens, indem die Tapferkeit der Türken und die Kriegskunst Abdurachmans jeden schwererrungenen Vortheil sogleich wieder zu entreißen oder unnütz zu machen wußte. Don Gonzales, ein spanischer Feuerwerker, der damals sehr beliebt war, verschwendete vergebens alle seine kunstreichen Erfindungen, und man sah mißmuthig, daß die Belagerung langwierig werden wolle.

Die ungeduldige Tapferkeit der beiderseitigen Kriegshelden fand inzwischen genugsamen Anlaß, sich zu zeigen durch wiederholte einzelne Gefechte, wo bald die Deutschen ein Bollwerk stürmten, nahmen und wieder verließen, bald türkische Reiterschaaren bis in das Lager plötzlich hereinbrachen, und bald die Meister des Geschützes mit ihren bewunderten Kunststücken sich gegen einander versuchten. Wie viele große Thaten, wie viele Beispiele übernatürlicher Anstrengung, hingebender Entschlossenheit, großmüthigen Heldenmuths bilden und nähren den kriegerischen Geist eines solchen Ganzen, und gehen in der Geschichte namenlos vorüber, wenn sie nicht gerade an die entscheidenden Ereignisse geknüpft sind. Hier, wo die Blüthe der einheimischen und ausländischen Jugend versammelt war, wo Alle entbrannt nach Ruhm und Ehre dürsteten, begierig die Gefahr erspähten, und die Tapferkeit des Gemeinen den Söhnen der Fürsten beinahe nichts übrig ließ, als durch den Tod eine Auszeichnung zu erkaufen, hier war die Zahl der einzelnen Hervorthuungen desto größer, je wenigern Ruhm und Glück nachfolgte, diese aber standen alsdann unter so vielen Mitwerbern auch heller da, und wurden glücklicher bewahrt, als sonst in ähnlichen Lagen gewöhnlich ist. Neben dem Prinzen von Croy, dem jüngern Grafen Auersperg, Dohna und Königseck, dem Freiherrn von Creutz, und vielen Andern, an deren berühmten Namen der Ruf der eignen Tapferkeit leichter haftete, hätte doch vielleicht das Andenken des kurbrandenburgischen Obristwachtmeisters Heinrich Bertram sich nicht in gleicher Höhe erhalten, wenn nicht ein tragisches Lebensende seine Berühmtheit zuletzt noch über alle Mitbuhlschaft erhoben hätte. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Offizieren, welche der General von Schöning mitgebracht hatte, und war bloß durch eigenes Verdienst zu der bedeutenden Stelle gelangt, die er mit allgemeinem Ruhm bekleidete. Der Herzog von Lothringen selbst hatte als Augenzeuge die Unerschrockenheit bemerkt und gerühmt, mit welcher Bertram neben einer von den Türken angezündeten Mine, die nur wenig seitwärts von ihm aufflog, mit weniger dem Schrecken entrissenen Mannschaft einen begonnenen Sturm fortgesetzt hatte. Einem spanischen Edelmann, der ihn wegen seines ketzerischen Glaubens verspotten wollte, hatte er im Zweikampf den Kopf gespalten, einem übermüthigen französischen Grafen, derseinen deutschen Wachtmeister mit dem Stocke in das Gesicht stieß, den Degen durch den Leib gerannt, und weit entfernt, dadurch an den Landsleuten dieser Beiden offenbare Feinde zu bekommen, blieb er vielmehr der tägliche Umgang der vornehmen Spanier und Franzosen. Es wäre aber unmöglich, all der Gelegenheiten zu erwähnen, in welchen er gegen die Türken, oder gegen

jeden andern Feind, den der Augenblick dazu machte seine muthige Kühnheit gezeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Alter Briefstyl.

(Mitgetheilt.)

Wer vermöchte beim Rückblick auf seine ersten Jünglingsjahre sich einer gewissen Parteilichkeit zu erwehren? Wir erkennen in ihnen den Keim alles dessen, was wir geworden sind und hätten werden können, — die Periode, in welcher mit dem erwachten Selbstgefühl der lebendigste Wissens- und Productionsdrang sich einstellte. Was wir damals empfanden, dachten und aussprachen, entbehrte wohl der Reife, nicht aber des Schwunges und Geistes von heute; dieß schließen wir aus einzelnen Zügen, die bis ins kleinste Detail sich im Gedächtniß erhalten haben.

Da geht es uns nun wunderlich, wenn wir die redenden Zeugen jener Zeit hervorsuchen und mit den selbstgefälligen Reminiscenzen vergleichen, — die Briefe nämlich und alten Aufsätze, die wir des Aufbewahrens werth geachtet. — Ist das Geist von unserm Geist? — Wir möchten Handschrift oder Datum abläugnen, wenn es nur anginge und uns bei näherer Prüfung nicht selbst an mancher Stelle die leitenden Gedanken und Ansichten wieder einfielen. Es war ganz gut was wir sagen *wollten*, allein wie schülerhaft in Wirklichkeit gesagt! Welche Unbeholfenheit in Styl und Ausdruck; Empfindungen und Betrachtungen wie dürftig und altklug, und gar der Witz wie schwerfällig! Im Feuer der Rede haben wir doch damals schon den Alten oft genug zu denken und zu lachen gegeben; woher denn dieser Abstand im schriftlichen Ausdruck? — Unsere Eiteltelkeit muß sich zuletzt bei der Erkenntniß beruhigen, daß die Kluft von Kopf und Herzen zur *Zunge* rasch übersprungen wird, dagegen Jahre angestrengter Thätigkeit vonnöthen sind, bevor die *Feder* ein fügsames Werkzeug der Gedankenäußerung geworden.

Diesem Bildungsgange des einzelnen Menschen gleicht in überraschender Weise derjenige eines ganzen Volks. Nicht bloß im Wissen, auch in Sprache und Schrift stehen die Nachkommen auf den Schultern der Vorfahren; wir danken es ihren Anstrengungen, wenn uns die Lehrzeit der Jugend erspart oder verkürzt wird. Bei keiner aber unter den gebildeten Nationen stellt wegen der Schnelligkeit des Übergangs dieses Verhältniß sich augenfälliger dar als bei der deutschen, und wiederum bei keinem Stamme derselben vielleicht mehr als bei uns Niedersachsen. Um allgemein Bekanntes nicht breit zu wiederholen, genüge hier die Erinnerung an wenige Thatsachen.

Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts *schrieb* man in Deutschland durchweg fast nur lateinisch, und bei uns im Norden erhielt sich dieser Gebrauch noch länger. Das älteste Denkmal deutscher Sprache, welches Bremen von sich aufzuweisen hat, sind unsere Statuten von 1303; es vergehen noch 50 Jahre, ehe sie in unsern öffentlichen Urkunden vorherrschend wird. Von da an bis gegen 1600 hin schrieb man hier insgemein niederdeutsch; doch behielten die Geistlichen und anderen Gelehrten ihr Latein daneben, und unter den Gebildeten überhaupt fing zu Ende dieses Zeitraums das Hochdeutsche an sich Bahn zu brechen. Letzteres wurde dann während des 17. Jahrhunderts auch bei uns die Schriftsprache aller Geschäftsleute, es drang in die Schulen ein und ließ das Plattdeutsche zur Umgangssprache, endlich zum Volksdialect herabsinken. Diese Sprachmengerei vollständig zu machen, versorgte uns eben damals das Zeitalter Ludwig's XIV. mit französischen Zuthaten aller Art. Deutschlands Literatur lag im Winterschlafe; deutsch zu schreiben wie wir es verstehen und von jung auf üben, hatten Alle verlernt, konnte keiner mehr lernen; — dazu mußte die Sprache selbst erst wieder rein und neu erstehen. Da begann vor noch nicht hundert Jahren, mit den nach ihrem Druckorte so genannten „Bremischen Beiträgen" unter Gellert, Rabener u. a. die neue Zeit, das abermalige und zur Mannesreife sich durcharbeitende Jünglingsstreben unsrer Literatur, zu welchem die Perioden der Minnesänger, Luthers und der schlesischen Dichter sich nur wie bald ermattete Vorläufer verhalten.

Bei so bewandten Umständen kann es nicht befremden, wenn die schriftlichen Ergüsse unserer Väter, besonders ihre Privatcorrespondenz, hinter der Vorstellung zurückbleiben, welche wir nach den Zeugnissen der Geschichte und den Denkmalen der Kunst von ihrem ganzen Wesen sonst zu hegen guten Grund haben. Tüchtig im Handeln und Reden, wußten sie sich wenig mit der Feder zu behelfen; — hoffen wir, daß eine kommende Zeit von den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts nicht das Gegentheil aussagt. Heutzutage hat jeder halbwegs Gebildete, sei er auch kein Schreiber von Profession, doch als geneigter Leser schon so viel schöne Literatur im Kopfe, daß ihm die zierlichen Phrasen von selber zufließen; — die Mahnung: schreibe wie du sprichst! ist bereits veraltet, denn die Meisten machen es noch besser. Den bremischen Rathsherrn, Kaufleuten und Brauern hingegen vor drei, vierhundert Jahren mag bei ihren Briefen kaum leichter zu Muthe gewesen sein, wie jetzt dem Handwerksburschen oder Schiffer, wenn er den Seinen halbjährlich einmal Nachricht von sich geben muß. Natürlich haben sich Sprache und Geist der Zeit seitdem geändert, sonst aber möchte jener Vergleich selbst für die beiderseitigen Productionen zutreffen, sowohl der Form als auch dem Inhalte nach. Außer den üblichen Grüßen zu Eingang und am Schlusse nebst Meldung des Wohlbefindens und Hoffnung daß es gegenseits auch so sein werde, Beschränkung auf das Nothwendigste und rein Practische. Neuigkeiten werden kurz abgethan; ebenso Äußerungen des Gefühls, falls man durch Pflicht oder Neigung angetrieben sich bis zu ihnen versteigt; Humor aber und Poesie scheinen gänzlich verbannt, denn dieser Art Ergüsse gehorchen nur der *leichten* Feder.

So ist die Regel. Mitunter jedoch galt es, außergewöhnliche Ereignisse zu melden, Verlöbnisse, Todesfälle u. dgl. m., oder solche Meldungen formgerecht zu erwiedern: — dann mußte man sich freilich zusammennehmen und nach Kräften ein Übriges thun, unterstützt durch jene heiligen Sprüche, welche frühe Lehre und frommer Sinn dem Herzen vor andern eingeprägt. Immer aber war von dem liebenswürdigen Briefgeplauder unsrer Tage noch nicht die Rede, und wo die Neigung hiezu doch hin und wieder durchdringt und des Ausdrucks Herr zu werden sucht, da sind es, wie billig, Briefe von Frauenzimmern oder jungen Leuten.

Als Belege der vorstehenden Betrachtungen, — welche vorausgeschickt werden mußten, um die Ansprüche der heutigen Lesewelt auf ein billiges Maaß herabzustimmen — lassen wir hier einige Proben altbremischer Familienbriefe in ihrer ursprünglichen, ungeglätteten Gestalt nachfolgen. Ein glücklicher Zufall hat dieselben unter einem Wust von anderweiten Erbschaftspapieren mit erhalten, — von Rechnungen, Inventarien, Handfesten, Meyerbriefen, Prozeßschriften und wie die Documente über das leidige Mein und Dein weiter heißen, ebenso unerquicklich für die Nachwelt als unentbehrlich für die Zeitgenossen. Wer da weiß, wie selten uns aus Mangel an derartigen Nachrichten, selbst im Vergleich mit dem was wir von Griechen und Römern wissen, ein Blick in das häusliche Leben und Treiben der eigenen Vorfahren gestattet ist, der wird auch spärliche Ausbeute willkommen heißen und gern hinwegsehen über Unvollkommenheit der Form.

1.

Conrad Fürstenberg an Heinrich von der Hude.

Frundliken Groot tovoren unde minen willigen Deenst alletid. Wetet leve Her Weerd, dat mi Johann Zierenberch de Junge geklagt heft, dat he mit dem Richteseriver nicht wol en sy, ok vorneme ik dat sulven wol. Nu were he gerne mit mi to Bergen, kunde gi Vormunde eme nu senden 5 rinsche Gulden efte 6, ik wolde mi gerne versoken, eft ik en besteden [1]) kunde to Bergen. Ok so heft min Werd mi verstan laten, wo dat he ene wol wolde to sik nemen unde nemen en mede to Schonen tegen den Herfft. Wes in hirmede best dunket, dat scrivet mi mit der Hast, so will ik des besten mit em ramen [2]). — Segget Gerde van Estel, dat he mi de Scho sende mit dem ersten bi Luder Halse, efte sende se mi in mines Werdes Hus to Lubecke, de heet Hans van der Molen unde wonet in der Fischergroven, wente de Schepe scholten alles Dinges rede [3]) wesen binnen 3 Weken. Syd Gode bevolen to allen Tiden unde bedet over mi alse over juwen truwen Knecht. Gescreven des Vridages vor Sunte Johans Dage.

Kord Forstenberch.

Deme ersamen Manne
Hern Hinrich van der Hude
to Bremen vruntliken geser.

[1]) besteden, bestellen, unterbringen.
[2]) ramen, wahrnehmen, Rath schaffen.
[3]) rede, fertig, gerüstet. Die Ausdrücke „Rheder" und „Rhede" hängen hiermit zusammen.

2.

Derselbe an denselben.

Frundliken Groot to voren unde minen willigen Deenst alletid. Wetet leve Her Weerd, alse um den jungen Johann Zierenberg dar wolde ik gerne dat beste bi don, wen ik guden Rad wiste. Hedde gi mi dat Geld gesand alse ik ju seref, so wolde ik en mede genomen hebben to Bergen; gi sereven mi, ik scholdet aver kopen, des en kunde ik nicht gedon, unde min Weerd to Lübecke neme en wol to sik alse ik ju eer gesereven hebbe, — nu is de Junge seer weeklik unde krank, dat ik nenen guden Rad en weet, doch wil ik des besten gerne ramen. Item alse gi mi scriven van dem Snerker alse van des Geldes wegen, dar ik em vor lavet [1]) hebbe, vor 17 Mark, de Hinrich Karf, anders geheten Hinrich Vust, utgeven schall, de want to Palborne [2]) unde he is schuldich van des Breves [3]) wegen mi 1½ Mark unde de 17 Mark de Snerker hebben schall, anders is sin Breef fri ut. Unde to Palborne want ok ein, de heet Hartman Wulner unde he plecht to Eler Breden Hus in to teende, de is mi 3 Mark schuldich. Van dessen 3 Mark unde 1½ Mark dar schall van hebben Berneyr 4 Mark. — Item Tidinge [4]) van unsen Gesellen, de de Schepe genomen hebben: de hebben genomen 2 Koggen [5]), 2 grote Kreger, 1 Holk unde 7 Bussen, alle mit Solte geladen, unde 1 Bussen verbranden se ok mit Solte geladen, unde 1 Bussen de nemen se in der See, dat was en Fischer, dar kregen se gode Vittalige [6]) inne. — Summa 14 Schepe, de se nomen hebben, unde de besten 4 Schepe willen se wedder utreden, de andern Schepe unde dat Solt sin al verkoft unde umme half Geld gegeven. — Item, Tidinge van den andern Gesellen, de ok ute sin: ik sprak enen Schipper, de sede mi, wo dat he se geseen hadde unde se en saget hadden, unde he entkam en unde he sach, dat se enen Ever unde enen Kreger genomen hadden, de weren ut Prussen gekamen. — Leve Her Weerd, worde to Bremen en Affslag van dem Roggen, dar [7]) de Gesellen welke Kornschepe brechten, unde dat de Schepel Roggen gulde 6 Gulden efte [8]) darbi hen, so bedenket mi so mit 2 Lasten Meels. — Item nu tegen den Fridag werde wi alles Dinges rede to segelnde, unde ik hope, Hinrich von Estel si rede to Bergen, God geve beholdene Reise. Syd

1) laven, geloben, Bürgschaft leisten. 2) Palborn, Paderborn. 3) Breef, Schuldbrief. 4) Tidinge, Zeitungen, Neuigkeiten. 5) Kogge, Kreger, Holk, Busse, lauter Schiffsbenennungen, von denen sich nur die letzte in unserer Buyse erhalten hat. 6) Vittalige, Victualien. 7) dar, dafern. 8) efte, oder.

Gode bevalen to allen Tiden unde bedet over mi. Geschreven des Middeweken vor der hilligen 12 Apostelndage.

Kord Forstenberch.

Dem ersamen Hern Hinrich
van der Hude to Bremen
fruntliken geser.

Anmerkung zu 1 und 2. Heinrich von der Hude gehörte zu dem bekannten stiftbremischen Adelsgeschlechte, welches zu Ritterhude seinen Stammsitz hatte und von dem sich die Benennung dieses Dorfes zum Unterschiede von Klosterhude, Fischerhude u. s. w. herschreibt. Sein Großvater, Lüder v. d. H., war 1349 nach Bremen gezogen und Bürger geworden; er hatte Elisabeth, die Tochter Martin Prindeneys, aus einer alten bremischen Familie, zur Frau. — Von unserm Heinrich weiß man, daß er von 1409–1459 im Rathe gesessen. Er muß ein sehr wohlhabender Mann gewesen sein, reich an Grundbesitz wie an fahrender Habe in und außerhalb der Stadt, sein Haus stand bei Sct. Martini, versehen mit der Braugerechtigkeit und zwei Braupfannen. Dide Lubben, der Häuptling im Stadlande, ließ ihm um d. J. 1410 seine Kühe wegnehmen, das war ein Grund mehr zu jenen bekannten Fehden, welche mit der Unterwerfung des Stadlandes endigten. Als Heinrich, so meldet die Familiensage, an einem aufgeschwollenen Beine krank lag, kroch ihm im Schlafe eine Kröte daran, sog das Gift aus und starb, während er selbst von Stund an genas. Deß zum Gedächtniß seien die vier Krötenfüße in das Hudische Wappen gekommen. — Soviel von ihm im Allgemeinen; in unsern Briefen, die in den ersten Vierzigern des 15. Jahrhunderts geschrieben sein müssen, erscheint er nur in seiner Eigenschaft als bremischer Kaufmann und Handelsfreund des Conrad Fürstenberg, der damals sich zu einer Reise von Lübeck nach Bergen rüstete. Dieser nennt ihn seinen „lieben Wirth", was entweder Gastfreund, oder — und dies um so wahrscheinlicher, weil Fürstenberg später als bremischer Bürger und Theilhaber des Hudeschen Geschäfts vorkommt — Hauswirth, (d. i. hier Principal oder Mandant), bedeuten würde. — Ueber den jungen Johann Zierenberg, Heinr. v. d. H. Mündel, dem es bei dem Gerichtsschreiber in Lübeck nicht recht behagt und welchen Conrad gern versuchen will in Bergen unterzubringen, fehlen nähere Nachweisungen; der Familienname findet sich bald darnach wiederholt im Rathsregister. — Ein Gerd von Estele wird 1472 als Aeltermann aufgeführt. — Eler Brede, der Gastfreund H. Wulners, war 1440 Aeltermann, kam 1459 in den Rath.

Die Kapereien, wovon im zweiten Briefe die Rede, beziehen sich höchstwahrscheinlich auf die damalige Fehde der Hansestädte mit ihren Nebenbuhlern, den Holländern, welche vor und nach 1440 mehrere Jahre lang ununterbrochen anhielten. Die genommenen Salzschiffe mögen wohl nach Shetland (oder Hitland, wie es im Mittelalter hieß, dem Hauptsitz des holländischen Häringsfanges, und zu jener Zeit noch im Besitz der norwegischen Krone) oder auch nach Norwegen bestimmt gewesen sein. — Bei den laxen Begriffen von Neutralität, wonach namentlich Feindes Gut auch auf Freundes Boden gesucht wurde, und dem Übermuthe der Hansen, zumal in Bergen, waren jene Fehden meistens von gelegentlichen Händeln mit den Neutralen begleitet, die ihrerseits nie säumten Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Es könnten unter jenen Prisen daher auch Norwegische Schiffe, sowie die „andern Gesellen", vor denen die hansischen Kauffahrer sich hütheten, ebenfalls Norweger gewesen sein. Für diese Vermuthung sprechen weitere Briefe Fürstenbergs, in denen er z. B. meldet: Herr Olaf Nickelsson habe den Kaufmann (das hansische Comptoir) zu Bergen friedelos gelegt, man wisse nicht, ob man sie noch lebend dort finden werde, — desgleichen von einem unweit Bergen genommenen Schiffe: „dat dede de Bur (das norwegische Küstenvolk) unde Her Olf kreeg dat meiste Part u. s. w." — Aus solchen und andern Gründen ging das Expediren der Schiffe damals freilich nicht so rasch wie heutzutage; die friedlichen Kauffahrer mußten sich auf alle Fälle gefaßt machen und Einer wartete gern auf den Andern, um in Gesellschaft segeln zu können. Bei unseren Briefschaften findet sich, dies näher zu belegen, u A. ein Contract v. J. 1442 über die Befrachtung einer Buyse von Bergen nach der Weser zwischen dem Schiffer Gerd Rump und 12 Kaufleuten, welchem zufolge das Schiffsvolk ohne Jungen 10 Mann stark sein und die Befrachter außerdem für jede Tonne Raum Einen Mann stellen sollen, der einen Kahn zu führen weiß (de dar vull vor den Kan), unter näherer Bestimmung der Geldbußen für den Fall der Nichterfüllung, oder wenn etwa statt seeerfahrener Leute Soldaten gestellt würden und daraus Schaden entstände.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stadtbibliothek.

In Hamburg ist es gesetzlich, daß jeder Buchdrucker ein Exemplar der von ihm gedruckten Bücher in die Stadtbibliothek stellen muß. Die größeren Buchhandlungen haben dieselbe Verpflichtung freiwillig übernommen, und liefern ein Exemplar ihrer Verlags-Artikel ein. Sollte dieser Patriotismus nicht auch in Bremen nachgeahmt werden? —

: Theater.

Wenn die Spalten des Bürgerfreundes von der Redaction wiederum der Besprechung der hiesigen Bühnendarstellungen geöffnet wurden, so geschah es nicht, um auf diesem Felde piquante Neuigkeiten aufzulesen, um die es sich kaum lohnen möchte die Hände zu rühren, sondern aus dem Gesichtspunkte, daß das Theater ein der ästhetischen Volksbildung gewidmetes städtisches Institut ist und wenigstens nach einer Seite hin mit unseren geistigen Interessen zusammenhängt. Der Bürgerfreund, vorzugsweise zur Discussion über städtische Angelegenheiten bestimmt, würde einseitig verfahren, wenn er den Zustand unserer Bühne unberücksichtigt ließe. Durch eine von allen persönlichen Beziehungen unabhängige Kritik hofft die Redaction dem Bühneninstitute selbst einen Dienst zu leisten; mit Dank wird sie jede Erörterung, welche die Bühnenverhältnisse in angemessener Weise bespricht, aufnehmen.

Bei dem jetzigen Zustande unserer Bühne würde es überflüssig sein, eine jede Vorstellung zu besprechen. Es wird genügen, bei werthvollen oder neuen Stücken an die Leistungen der Mitglieder unserer Bühne den Maßstab der Kritik zu legen.

Am 28. Januar wurde ein neues Lustspiel (Manuscript) aufgeführt: „Die Scheidung," nach dem Französischen des Melesville und Carmouche bearbeitet von H. Kettel. Das Stück ist in dem bekannten Genre der neueren französischen Lustspiele. Gewandt werden die Situationen in Verwickelung gebracht, leicht ist der Knoten geschürzt und mit einigen raschen Griffen eben so leicht wieder gelöst, und die Lockerheit des Gewebes macht die gemeinsame Bearbeitung zweier Dichter begreiflich. In der Leichtfertigkeit und dem Leichtsinne, womit die Farben zu den Charakteren gemischt sind, erkennt man den morschen Boden der französischen Sittlichkeit. Zur Darstellung solcher Stücke ist vor Allem eine gewandte Conversationssprache erforderlich. Diese fehlte in der diesmaligen Vorstellung, und die Längen, die das Stück theilweise hat, wurde dadurch noch fühlbarer. Besonders verdarb Herr Sympher durch sein schlechtes Memoriren, wodurch er genöthigt war, jeden Satz aus dem Soufleurkasten herauszuholen, die Scenen, in denen er zugegen war. Herr Degen (Advokat Aubry) war in seiner Rolle zu Hause und war vornehmlich in dem ehelichen Zwiste sehr zu loben. Sein Organ muß er mehr ausbilden; er war auch diesmal häufig unverständlich. Demoiselle Pichler trat nach längerer Kränklichkeit zum ersten Male wieder auf und wurde freundlich vom Publikum empfangen. Ihr Spiel war lebendig und graziös, so wie dem Charakter stets angemessen. Demoiselle Diemar hatte eine schwierige Rolle, da die Dichter den Wechsel von Liebe und Haß in dem Charakter der Gabriele nur oberflächlich und ungenügend motivirt haben. Sie hätte allerdings durch Mimik und Spiel die Uebergänge der Empfindungen mehr markiren können. Herr Seelig (Gabrielens Gemahl) hütete sich vor dem Pathos, so viel ihm möglich war, allein man fühlte den Zwang; der Conversationston des Lustspiels erfordert eine größere Volubilität der Zunge. Bei der Ballscene am Schluß scheinen die Dichter sich eine größere Bühne gedacht zu haben, wo der Ball in Hintergrunde vor sich geht, während die Personen des Lustspiels im Vordergrunde agiren. Das Hereintanzen einiger Paare sollte dies gut machen, machte aber keinen angenehmen Eindruck. Bei einer Wiederholung dieses Lustspiels werden hoffentlich manche Störungen und Stockungen beseitigt werden. — Die Operette „das Geheimniß", welche man diesem Lustspiel vorangehen ließ, gefiel durch ihre bekannte Komik, obgleich nur mittelmäßig gespielt wurde. Nur Herr Möwis als Bedienter Thomas gab sich Mühe und erwarb sich den Beifall des Publikums. Wer jedoch in früheren Jahren in dieser Rolle berühmte Künstler gesehen hat, konnte von dieser Darstellung nicht befriedigt werden. Herr Möwis hat viel komisches Talent; möge er sich indeß von dem Sonntagspublikum nicht verbilden lassen!

Miscellaneen.

(Der Taucher Scott.) Der berühmte amerikanische Taucher, Scott, ist auf eine höchst tragische Weise ums Leben gekommen. Er wollte am 11. Januar Nachmittags von einem Bogen der Waterloo-Brücke zu London ins Wasser springen; gewöhnlich pflegte er, ehe er sein Wagestück unternahm, eine Weile sich an einen Strick zu hängen, dessen Schlinge sich unter dem Kinn befand. Diesmal zog sie sich zu, dämpfte und erstickte ihn, und so baumelte er längere Zeit. Die Zuschauer wurden besorgt, eilten hinzu, schnitten ihn ab; man ließ ihn zur Ader, aber er war und blieb eine Leiche.

(Wettkampf.) Die Leipziger Allgemeine Zeitung schreibt aus München, vom 14. d. M. über den bekannten Vorfall im Hoftheater: Gestern ereignete sich auf unserm Theater eine Scene, die, wenn sie gleich mehr für ein Volksfest, als für das königl. Hof- und Nationaltheater paßte, doch alle Welt höchlich ergötzte, und heute der heitere Gegenstand aller Gespräche ist. Einer von jenen kräftigen Männern, die unter dem Namen des alten Heldengottes der Stärke von Messe zu Messe ziehen und sich und ihre Thaten produciren, stand gestern auf unsern Brettern. Er hatte die Münchner zum Kampf herausgefordert und Dem, der ihn im regelmäßigen Ringen besiege, die Summe von 500 fl. zugesagt. Vier feste Männer aus der Zunft der Brauer und Metzger hatten sich gemeldet und waren angenommen worden. Das Theater war übervoll; im Parterre und in den Logen waren die vordersten

Plätze von dem Gros der Bäcker, Metzger, Brauer und Hausknechte eingenommen. Der Vorhang ging auf, da stand der Herculs, ein Mann von mittler Größe, schön gebaut, edel in allen Formen, eine feine aber energische Kraft in seinen Bewegungen, eine wahre Augenlust für künstlerischen Sinn. Nach ihm trat einer der oben bezeichneten Gegner vor, ein starker, kräftiger Baier, nicht plump, allein auch bei weitem nicht von so gewandtem Aeußern, als der Fremde. Die Kämpfer begrüßten und faßten sich, Kopf gegen Brust; das Ringen begann. Der Baier erschien als der Stärkere, jedoch ohne den Andern besiegen zu können, der von geringeren Kräften einen weisern Gebrauch zu machen verstand. Indessen mochte Letzterer doch einen übeln Ausgang fürchten, und sich des allerdings nicht erlaubten Kunstgriffs des Beinunterschlagens bedienend — so wenigstens erschien es den meisten Anwesenden — warf er den andern nieder. Damit schloß sich die erste Scene; die Zwischenzeit bis zur zweiten wurde mit manchem heftigen Wort über das untergeschlagene Bein ausgefüllt. Der Vorhang ging wieder auf, der Hercules erschien, aber kein Baier. Der siegesstarke Alcide winkte und rief, umsonst. Das Publikum wurde ungeduldig, murrte, pochte, umsonst. Es schien, als wäre den deutschen Kämpfern die Lust vergangen, zu einem unehrlichen Spiel. Endlich trat ein Mann hinter den Coulissen hervor, wie er wohl selten dahinter gestanden. Ich weiß nicht, soll ich ihn dick nennen oder stark; sein Körper glich einem Faß, das sich nach unten zu verjüngt; zwischen den Schultern, auf denen ein zweijähriger Stier Platz hätte, auf einem Hals, der dem Trumm einer dorischen Säule glich, saß ein Kopf, der an den Schädel vorweltlicher Geschöpfe erinnerte; die Hände hatten das Ansehen, als ob sie geübt wären, einen Biereimer zu umspannen; sein Gang war schwer und plump; der ganze Mensch ungeschlacht. Statt der Begrüßung machte er dem Gegner — in Bezug auf das untergeschlagene Bein — eine Faust. Das Ringen begann. Der Franzos, denn dieser Nation gehört unser Hercules an, setzte schulgerecht den Kopf auf die Brust des Deutschen; dieser rührte und bückte sich nicht; allen Angriffen, Drehungen, Wendungen setzte er eine unerschütterliche Ruhe entgegen; nur festgepackt hielt er ihn, wie auch er festgehalten war. Der Kampf zog sich in die Länge; das Resultat wurde immer ungewisser, das Publikum gespannter, unruhiger, theilnehmender. „Hans Jürgel! laß nit aus!“ „Hausknecht tapfer!“ erscholls von allen Seiten; aber die Gemüthsruhe unsers Kämpfers blieb dieselbe. Endlich schien es ihm doch selbst um ein Ende zu thun zu sein; und nun mit Einem Male, wie als wenn das bisherige Ringen nur ein Scherz gewesen wäre, packt er mit einer Hand den Franzosen unterm Kreuz am Gesäß, hebt ihn hoch empor und schleudert ihn auf die Bühne. Lauter lärmender Jubel von allen Seiten. Der Franzos wollte sprechen; er wurde ausgetrommelt und ausgepfiffen. Der Vorhang fiel. „Hans Jürgel raus!“ riefs mit tausend Stimmen. Hans Jürgel erschien nicht; man vermuthete, zurückgehalten vom besiegten Gegner. Der Lärm wuchs und stieg auf eine Höhe, daß man für das Haus Besorgnisse hegte. Hans Jürgel erschien und machte seine Reverenz mit derselben Gelenkigkeit, mit der er den Feind geschlagen. Der Enthusiasmus war beispiellos, und um so voller, als die Ruhmredigkeit des Franzosen, mit der er hier aufgetreten, schon vorher die Masse erbittert hatte, und als der gegenwärtige Augenblick dem Kampfe selbst politische Farbe und Bedeutung gab. Die Erbitterung aber dauert fort, da der Franzos Ausflüchte macht und die 500 fl. nicht bezahlen will, die er ausgesetzt. Die ganze Stadt nimmt Theil, die Sache ist bereits bei dem Gericht anhängig. Für den 16. Januar ist die Wiederholung angekündigt. Eine ähnliche Scene ereignete sich vor ungefähr 10 Jahren auf der Bremer Bühne. Ein französischer Ringer, Venitien, forderte unter Angelobung eines Preises von 500 Thaler zum Wettkampf auf. Ein Bremischer Soldat erschien auf dem Theater, und warf beim Ringen den Fremden zur Erde. Es entstand, da V. regelwidrig angefaßt sein wollte, über den Kampfpreis ein Proceß der durch Vergleich erledigt wurde. Eine Wiederholung des Kampfes wurde mit Recht von der Polizei untersagt.

(Tanz-Engagement.) Fordert auf einem Balle ein Herr eine Dame zum Tanze auf, und sie schlägt ihn aus, weil sie sich bereits versagte, so wendet er sich an eine andere Dame und begeht dadurch — einen Verstoß gegen beide! Bei der ersten bedeutet seine Aufforderung: Der Zufall führt mich zu Ihnen, ohne Wahl, ohne Neigung; kann ich mit Ihnen nicht tanzen, gut! so tanze ich mit einer anderen! — Bei der zweiten Dame: Ich fordere Sie auf, weil mir Ihre Vorgängerin einen Korb gab; wäre Ihre Vorgängerin frei gewesen, so würde ich an Sie nicht gedacht haben, denn jene ist schöner, eleganter und geistreicher, als Sie. — — Manche Herren tanzen zwar nicht, wenn die zuerst Erwählte nicht frei ist . . . da könnte es aber vorkommen, daß man die ganze Nacht nicht zum Tanzen käme, trotz aller Tanzlust. — In manchen Städten Südfrankreich's macht man es so: Jeder Herr erscheint auf dem Balle mit einer gemachten Blume; engagirt er eine Dame, so reicht er ihr — statt der üblichen Aufforderung: „Madame, kann ich die Ehre haben“ u. s. w. — diese Blume, welche sie so lange ansteckt, bis der Tanz vorbei ist; jetzt giebt sie ihm die Blume zurück und er kann weiter über dieselbe verfügen. Durch dieses Mittel ist jeder der Pein überhoben, eine bereits Engagirte aufzufordern, weil jede Dame, welche keine Blume am Busen hat, frei ist.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 9.

Bremen, Sonntag den 31. Januar 1841.

Gestorben:

Nro. 88. Den 27. Januar. Des verst. Joh. Jürgen Kebel Wittwe, geb. Joppe, 71 Jahr; Armenhaus.

— 89. Den 27. — Der Kaufmann Carl Friedr. Overbeck, 70 Jahr; Hohenstraße Nro 10.

— 90. Den 28. — Des verst. Lohgerbergesellen Joh. Ehlert Kramer Wittwe, geb. Brunsen, 91 Jahr; Ilsaben Gasthaus.

— 91. Den 28. — Der Arb. Albert Wilhelm Wiese, 59 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 92. Den 28. — Der Cigarrenmacher Aug. Hinr. Kahle, 27 Jahr; Dobben Nro. 10.

— 93. Den 28. — Des Polizeidieners Anton Wacker Sohn (todtgeb.); am Osterthor.

Nro. 94. Den 29. Jan. Des verst. Arb. Jürgen Heinr Schwiebert Wittwe, geb. Fischer, 50 Jahr; Hülsberg Nro. 5.

— 95. Den 29. — Der Schiffszimmermann Joh. Diedr. Coorssen, 36 Jahr; Sandberg N. 17.

— 96. Den 29. — Ein todt gefundenes Kind, männlichen Geschlechts; Neustadtswall.

— 97. Den 30. — Des Schneiders Joh. Jost Vestweber Tochter, (todtgeb.); Buntenthorsteinweg Nro. 244.

— 98. Den 30. — Des Lotterie Collecteurs Adolph Arnold Heinr. Rocholl Tochter. 6½ Jahr; Tiefer Nro. 52.

Geburten:

Nro. 118. Den 22. Januar. Des Maurergesellen Joh. Engelbert Tackenberg Ehefr., geb. Lehmkuhl, Düsternstraße Nro. 75; von einem Knaben.

— 119. Den 23. — Des Schuhmachers Hinr. Dralle Ehefr., geb. Rientenberg, Buntenthorsteinweg; von einem Knaben.

— 120. Den 25. — Des Conditors Christian Louis Wilh. Giltinant Ehefr., geb. Talla, Osterthorswall Nro. 86; von einem Mädchen.

— 121. Den 26. — Des Arb. Carsten Rulfs Ehefr., geb. Suhling, kl. Annenstraße Nro. 67; von einem Mädchen.

— 122. Den 26. — Des Küpermeisters Joh. Friedrich Kremmelberg Ehefr., geb. Elfers, Grützmacherstraße Nro. 25; v. einem Mädchen,

— 123. Den 26. — Des Küpergesellen Windeler Bollmann Ehefr., geb. Claussen, Reeperbahnstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 124. Den 27. — Des Schuhmachermeisters Daniel Heinr. Wegmann Ehefr., geb. Wellinghausen, Westerstr. No. 7; v. e. Mädchen.

— 125. Den 27. — Des Arb. Diedr. Bischoff Ehef., geb. Rischmüller, in der Wisch No. 11; von einem Mädchen.

— 126. Den 27. — Des Landmanns Hinr. Klusing Ehefr., geb. Plate, Hastedt Nro. 43; von einem Knaben.

Nro. 127. Den 28. Jan. Des Weinküpers Herm. Friedr. Wilh. Kölling Ehefr., geb Piederit, Grützmacherstaße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 128. Den 28. — Des Schneiders Johann Friedrich Pfeiffer Ehefr., geb. Nullmeyer, Ansgaritthorsstraße Nro. 13; von einem Knaben.

— 129. Den 28. — Des Kaufmanns Herm. Rose Ehefr., geb. Schölter, Abbenthorsstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

— 130. Den 28. — Des Policeidieners Heinrich Anton Wacker Ehefr., geb. Wiegand, am Osterthor; von einem todten Knaben.

— 131. Den 29. — Des Pastors zu Borgfeld, Dethard Abegg Ehefr., geb. Sengstack, Domshof No. 17; von einem Mädchen.

— 132. Den 29. — Des Kaufmanns Eduard Delius Ehefr., geb. Wantuch, am Wall No. 78 A; von einem Mädchen.

— 133. Den 29. — Ein todt gefundenes Kind, männlichen Geschlechts, Neustadtswall.

— 134. Den 29. — Des Amtsfischers Sierich Dunker Ehefr., geb. Knüppel, Schmidtsgang Nro. 1; von einem Mädchen.

— 135. Den 30. — Des Schneiders Joh. Jost Vestweber Ehefr., geb. Hinrichs, Buntenthorsteinweg No. 244; v. e. todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 28. Der Maurergesell Joh. Heinr. Behrens hies. und Anna Maria Hannchen Schoor aus Rendsburg.

— 29. Der Schiffscapitain Heinr. Tecklenborg und Johanna Juliana Köcheln hieselbst.

Nro. 30. Der Kaufmann Heinr. Nolte zu Wilbeshausen und Johanna Sophie Margr. Kammann zu Bassum.

— 31. Der Segelmacher Cornelius Ernst Bruns und Margar. Adelh. Klussmeyer hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 10.

Bremen, Donnerstag den 4. Februar 1841.

Dreisylbige Charade.

Der holde Lenz erwacht, er zieht uns wieder
Zur ersten meiner Sylben magisch hin,
Die, neubelebt durch vieler Sänger Lieder,
Geschmückt ist von dem ersten jungen Grün.

Im heißen Sommer beut sie ihren Schatten
Dem Wandrer, der nach Ruhe schmachtet, dar;
Nimmt labend in sich auf die jungen Gatten
Und mancher Liebenden beglücktes Paar.

Und wenn der Herbst mit seinen trüben Tagen
Ein Bild uns beut von alles Ird'schen Ziel,
Sehn wir sie noch mit schaurigem Behagen,
Ergötzen uns am bunten Farbenspiel.

Wir eilen noch aus dem erwärmten Zimmer,
Wenn schon der Winter seinen Frost uns beut,
Bewundern sie in ihrem Demantschimmer,
Wenn auch kein Sängerchor uns mehr erfreut.

Der Ehrennamen, der in Künstlers Leben
Der höchste seiner Wünsche ist und war,
Das Ziel von seinem steten, regen Streben,
Ist's, den euch nennt mein letztes Sylbenpaar.

Mit ihm benannte einst den Welterlöser
Auf Erden seiner gläub'gen Jünger Mund,
Und ihn begrüßend, machte ihn ein böser
Verräther seinen Feinden also kund.

Und ist es stets dein eifrigstes Bestreben,
Es über deine Leidenschaft zu sein,
So gehst du ruhig, heiter durch das Leben,
Die Krone der Unsterblichkeit ist dein.

In meiner ersten findest du das Ganze
Wenn sie die Frühlingssonne neu belebt,
Wenn sie erscheint in jugendlichem Glanze,
Und jedes Pflänzchen grünend sich erhebt.

Im Wonnemond genießest du das Ganze,
Erfreuest dich mit andern gern vereint
In munterer, trauter Freunde heit'rem Kranze,
Wenn es in duftendem Getränk erscheint.

Freund und Feind.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte der General Dünewald mit neun kaiserlichen Regimentern zu Pferd die zum Entsatz der Festung anrückenden Truppen des Großveziers glücklich geschlagen, und die Belagerer von der großen Unruhe befreit, in welcher sie bis dahin über den Erfolg ihres Unternehmens schweben mußten. Durch diesen Sieg war der Feind von dieser Seite auf längere Zeit entfernt worden, und die Anstrengung aller Kräfte konnte sich nun ungetheilt auf die Eroberung des Platzes wenden, worin es schon an allem zu mangeln anfing, besonders auch an Mannschaft, welche durch die beständigen Gefechte, Ausfälle und Stürme beträchtlich gelitten hatte, und was noch unverwundet und gesund war,

mußte immer auf den Wällen und ohne Rast in Waffen sein. Von den zahlreichen Versuchen des Großveziers, die Besatzung zu verstärken, war kaum einer gelungen, und nur einige hundert verwegene Janitscharen mitten durch das Lager mit großem Verlust in Ofen angelangt.

Der Herzog versammelte einen Kriegsrath, und es wurde unter diesen Umständen einmüthig beschlossen, die Festung, es koste was es wolle mit stürmender Hand einzunehmen. Anhaltender Regen verhinderte die Ausführung dieses Beschlusses noch eine kurze Zeit, die man desto eifriger zur furchtbaren Zurüstung des großen Werkes anwandte. Das Geschütz feuerte unabläßig, so oft das Regnen nur etwas nachließ; die Mauern waren an zwei Stellen durch Minen gesprengt, und die Bresche, trotz der Minen, welche der Feind springen ließ, und trotz der verzweifelten Angriffe mit blanker Waffe, nach mörderischen Gefechten von den Kaiserlichen behauptet worden. Bevor jedoch der Sturm anbefohlen wurde, wollte man noch den letzten Versuch machen, die Festung unter so günstigen Umständen in Güte zu gewinnen, denn, wenn man auch überzeugt war, daß die Einnahme der Stadt unfehlbar gelingen müsse, so konnte man sich doch nicht verhehlen, daß ein guter Theil des Heeres dabei umkommen, und der übrige außer Stand gesetzt sein würde, nach diesem Siege noch ferner etwas in diesem Feldzuge zu unternehmen. Zu diesem Ende wählte der Herzog den Generaladjudanten Freiherrn von Creutz und den Obristwachtmeister Bertram, die mit einigen andern Offizieren als Gesandte zum Abdurachman gehen, und denselben zur Übergabe des Platzes auffordern sollten; sie sollten ihm vorstellen, welchem Unglück er die Stadt, die Seinigen und sich selbst durch seine Hartnäckigkeit aussetze, die bei den getroffenen Anstalten doch ganz vergeblich und ohne einen Schatten von Hoffnung sei. Zugleich erhielten sie den Auftrag, die Bestechlichkeit des türkischen Befehlshabers auf die Probe zu stellen, und im Nothfall die größten Anerbietungen zu machen, um die friedliche Übergabe zu bewirken, ein Mittel, das schon oft in den Türkenkriegen bei mißlichen Sachen sich als einzige Aushilfe bewährt hatte.

Die Abgesandten stiegen durch die Bresche auf den Wall hinauf, und mußten, ungeachtet ihrer wehenden weißen Tücher, mehrere Schüsse von den Türken aushalten, da diese nichts von Unterhändlern wissen wollten. Endlich kam ein Bote von Abdurachman mit dem Befehl, sie vor ihn zu führen. Sie stiegen also von den Wällen in die Stadt hinab, wo man die jammervollen Einwohner in das Innere der Häuser entfernt, und die aufgebrochenen Gassen mit Kriegern angefüllt hatte. Überall waren die Anstalten, wie draußen zum Sturm, so hier zur furchtbarsten Gegenwehr, sichtbar; breite und tiefe Gräben hemmten die Verbindungen der Straßen, Pulvertonnen sah man in die Keller hinablassen, Granaten, Pechkränze und anderes Feuerzeug überall vertheilen, Wuth und Verzweiflung malte sich auf allen Gesichtern, und es war angenscheinlich, daß man nur einen Schutthaufen für den Feind übrig lassen wollte. Der Bote führte die Abgesandten zuerst in ein schönes Haus, wo sie auf reichen Teppichen köstlich bewirthet wurden, denn ungeachtet der Hungersnoth, die seit einiger Zeit herrschte, setzte man ihnen ein gebratenes Huhn, Reis, Gebackenes, guten Wein und Kaffee in Überfluß vor. Diese Höflichkeit schien dem Freiherrn von Creutz ein gutes Zeichen; er hielt sie für ein mehr als deutliches Bekenntniß, daß der Pascha sich gütlich mit ihnen abfinden, und sie im Voraus für seine Vorschläge gut stimmen wollte, und er versicherte seinen Gefährten, unter denen er sich, jedoch ohne hinlänglichen Grund die erste Rolle nahm, mit vieler Selbstzufriedenheit, er bürge nun für alles, und werde die Sache ohne Schwierigkeit zu Stande bringen. Bald nachher wurden sie zum Abdurachman abgeholt, der sie mit würdevollem Wesen und vieler Feierlichkeit in einem großen Saale empfing, und die Botschaft des Herzogs von Lothringen anfangs gelassen und ernsthaft anhörte. Allein wie der Freiherr von Creutz, dem die Andern stillschweigend die Führung des Wortes zugestanden hatten, in seiner weitern Rede alle Gründe, die für die Übergabe sprachen, auseinandersetzte, und die zum Sturme schon getroffenen Anstalten beredt schilderte, so entging niemandem die große Bewegung des Pascha, der mit sichtbarer Unruhe bald die Gesandten, bald seine eignen Leute anblickte, und einen schweren Kampf zu kämpfen schien, wodurch sich der Freiherr von Creutz verführen ließ zu glauben, derselbe sei von der Unzulänglichkeit seiner Mittel nur allzusehr überzeugt, und nur besorgt, wie er bei so schlechten Umständen noch einigermaßen seinen Vortheil erachten möchte. Doch Abdurachman war von einer ganz andern und mächtigern Theilnahme angezogen, die seine Aufmerksamkeit zerstreute, bis endlich der Abgesandte seine Rede ganz zuversichtlich mit dem Begehr schloß, den Pascha unter vier Augen über einige Punkte näher verständigen zu dürfen. Nichts glich daher dem Erstaunen des Freiherrn von Creutz sowohl, als der übrigen Anwesenden, als Abdurachman das geheime Gespräch zwar bewilligte, aber mit heftiger Bewegung auf den Obristwachtmeister Bertram deutete, und diesen, der nichts weniger erwartete, als auf diese Art ausgezeichnet zu werden, ihm in ein Seitenzimmer folgen hieß, wohin er selbst eilig voranging. Kaum waren beide allein, als Abdurachman mit leidenschaftlichem Ungestüm dem überraschten Bertram um den Hals fiel, und mit beklommener Stimme in französischer Sprache die Worte ausrief: Bertram, kennst du deinen Freund Coigny nicht mehr? worauf Bertram mit einem Schrei zurückfuhr, und nach schnellem Erkennen ihm gleichfalls in die Arme stürzte. Allerdings war der Pascha niemand anders, als dieser Jugendfreund, dieser frühe Vertraute und erste Waffengefährte Bertrams, mit welchem er in Holland viele Jahre unzertrennlich vereint gewesen, und im Krieg und Frieden manches gemeinsame Abentheuer bestanden hatte, bis das Geschick jedem die seinigen besonders zuwerfen gewollt. Wie kam aber Coigny hierher? Seit zwanzig Jahren für Bertram todt, mußte er hier, in diesem Augenblick, in solchem Verhältniß für ihn wiedergefunden sein? Ein tödtliches Netz verworrener Gedanken umschlang Bertrams Stirne, und das Glück, in dem Feinde den Freund

zu finden, verlor sich in den unseligen Gedanken, daß in dem Freunde doch ein Feind gefunden sei. Coigny erzählte mit flüchtiger Eile, daß ein schreckliches Unrecht, das er von seinen Obern erlitten, und zu dem man eine ewige Gefangenschaft hinzufügen gewollt, ihn zur Flucht genöthigt, und sein Herz mit dem verzehrendsten Rachegefühl entflammt habe, worauf er von Ort zu Ort, und von Land zu Land umhergeirrt, bis er sich endlich zu den Türken gewandt, Europa aufgegeben, und den Glauben abgeschworen habe. Seinem Muthe, seiner Kriegserfahrenheit und seinem Glücke verdanke er die hohe Stelle, die er jetzt bekleide, sein Herz habe sich der vollständigsten Rache an seinen Feinden erfreut, und er segne den Augenblick, da er ein Renegat geworden. Bertram war erschüttert, er dachte an das nahe Schicksal, das seinem Freunde bevorstand, er wußte leider nur allzugut, welche furchtbare Anstalten den Untergang desselben verbürgten. Er eilte daher, ihm die schreckliche Gewißheit bekannt zu machen, er bestätigte das, was der Freiherr von Creutz gesagt hatte, er fügte alle Umstände hinzu, welche die Unmöglichkeit zeigten, daß der Sturm mißlingen könnte, und beschwor seinen Freund, der vom Himmel selbst dargebotenen Gelegenheit, in den Schooß der Kirche und der Seinen ohne Verletzung der Kriegsehre zurückzukehren, jetzt im entscheidenden Augenblick nicht auszuweichen. Er bot seinen Kopf zum Unterpfande der besten Aufnahme bei dem Herzog von Lothringen, er bat, flehte und weinte, und ließ nichts unversucht, den mit tausend Gefühlen ringenden Freund zu entscheiden. Nachdem dieser mit abwechselnder Bewegung ihm lange zugehört, nahm er endlich das Wort, indem er dem Freunde kopfschüttelnd die Hand drückte: Du irrest, mein Freund! was du sagen kannst, ist aus deinen Verhältnissen her, und in den meinigen erscheint jedes anders. Ich bin nicht Coigny mehr; eine zwanzigjährige Gewohnheit hat mich zu einem andern gemacht; ich bin Abdurachman Pascha, und oberster Befehlshaber dieser Stadt; nicht darum haben die unerschrockenen Osmanen mit beispielloser Tapferkeit sie bisher vertheidigt, nicht dazu dem fürchterlicheren Tode, als dem des Schwertes, dem Tode des Hungers und Elendes ohne Klage getrotzt, daß ich, ihr Anführer, sie schändlich verrathen sollte. Du schilderst mir den nahen Untergang, die furchtbaren Anstalten zum Sturme: aber gehe durch die Gassen meiner Festung, und die Beschäftigung meiner Krieger wird dir darthun, daß sie wissen, was ihnen bevorsteht, ihre muthigen Blicke werden dir sagen, daß sie dem unvermeidlichen Tod hochherzig entgegenschauen, und nur noch leben, um herrlicher zu sterben. Und diese sollte ich verrathen? diese um ihre letzte Hoffnung bringen? oder auch nur des Denkmals berauben, daß die Verwüstung dieser Stadt ihren Leichnamen werden soll? Denn das sag' ich dir, ihr werdet morgen Abend, wenn das Glück wohl will, hier nur auf rauchende Trümmer treten! Nein, Bertram! Abdurachman hat selbst sein Schicksal gewählt, er wird das Böse davon hinnehmen wie das Gute. O wie gern möchte ich dich vielmehr einladen, die nichtswürdigen Christen zu verlassen, und meiner Wahl zu folgen: träfe nicht zufällig gerade jetzt ein so ungünstiger Augenblick, daß nur, wer schon unser ist, ihn nicht verschmäht. Doch dank' ich Gott, daß er mir diese Freude noch gegönnt, schöner leuchtet mir der morgende Tag nun entgegen, da er die Bilder des frohen Jugendlebens mir an den Pforten des Todes wiedergiebt. Leb' wohl, mein Freund! leb' wohl auf Wiedersehn im Himmel! Damit umarmte er ihn heftig, und verließ ihn schnell.

Kaum hatte Bertram, von diesem Auftritt noch ganz erschüttert und betäubt, sich bei den Seinigen, die ihm gespannt entgegen traten, wieder eingefunden, als von Abdurachman ein Bote erschien, der ihnen befahl, die Festung sogleich zu verlassen, und dem Herzog von Lothringen zu sagen, er möge nur kommen, von Stund an solle kein Gefangener mehr gemacht werden, sondern alles über die Klinge springen. Mit dieser Antwort, die sie keineswegs erwartet hatten, wurden die Gesandten schleunigst in das Lager zurückgeschafft. Schon unterwegs aber begann der Freiherr von Creutz mit bittern und heftigen Reden auf Bertram anzuspielen, dem er vorwarf, er habe alles, was so glücklich eingeleitet gewesen, verdorben, er allein sei Schuld an dem Vergießen von Menschenblut, das nun Statt haben werde, er sei ein schlechter Diener des Kaisers und müsse als solcher angegeben werden. Dabei murmelte er zwischen den Zähnen das Wort: Verräther, das Bertram jedoch nicht so geschwind vernommen hatte, als er auch schon mit dem Degen heraus war, den ihm aber die begleitenden Offiziere sogleich entrissen, worauf der Freiherr von Creutz die nächste Wache aufforderte, denselben in Verhaft zu nehmen, während er selbst zum Herzog eilte, um diesem alles zu berichten.

(Der Beschluß folgt.)

* Alter Briefstyl.

(Fortsetzung.)

3.

Margareta Trupe an ihre Großmutter, Margareta Gröning.

Jesum Christum, de dar is en Leefhebber der reinen Jungfern, den ik vorkaren hebbe to minen alderleveſten Brüdegam, vor ene seer frundlike Gröte [1]). Min allerleveſte Groteke [2]), gy scholt weten, dat ik van der Gnade Gades noch gesund bin und wol to Passe, mer [3]) ik bin nicht wol tofreden darumme dat ik nicht en weet, wo't mit ju is, wente gy hir lange nicht wesen hebben unde mi kortens ok nicht to entbaden [4]) hebben. Darumme en kan ik mi nicht wol lenger liden, ik en wete wo't mit ju sy, min allerleveſte

1) Gröte, Gruß. J. C. vor ene frundlike Gröte, sowie man noch sagt: Gott zum Gruß, grüß dich Gott! 2) Groteke, Großmutter. 3) mer, aber (holländisch **maar**). 4) to entbeden, entbieten, Nachricht zukommen lassen.

Groteke, unde dat en kan my nen lever Vade seggen denn gy sulven; — darumme begerde ik wol seer, dat gy wolden to Hand [5]) to mi kamen, up dat gy de anderen so leef nicht en krigen de stede bi ju sind unde vorgeten mi. Wente [6]) ik hape dat ik jo noch sy juw allerleveste Kind, darumme vorwundert mi, dat gy mi so lange vorgeten kont, wente it is to Hand anderhalf Jar dat gy hir lest weren. Al isset dat [7]) gy nu wat bekummert hebbet gewesen mit miner Suster, dat en wolde ik nochtans [8]) nicht gerne entgelden, wente ik hebbe jo den allersüverlikesten Brüdegam: — darumme, min leve Groteke, hebbet mi jo allerleveſt und latet mi de andern nicht utdringen. Wente al en kan ik ju nu so nicht hegen, als se wol don könt, mer wenn gy in den grotesten Noden sünt, so schole gy, hap' ik, in mi finden juwe allertrouweste Dochter. Mer wente ik ju seer ovel entberen kan, darumme bidde ik ju frundliken, min leve Groteke, dat gy doch willen to mi kamen, dewile dat gy it noch vermögen; wenn gy nicht mer en kont, so wil gi mi doch smertenoch [9]) afgan; darumme begerde ik wol seer, dat ik ju hebben unde bruken mochte, derwile dat ik ju hebbe. Ik will minen Brüdegam bidden, dat he ju beware unde helpe, dat gy aver den Weg kamen. Hirmede weset Gode dem Heren bevalen; — geschreven mit Hast — grotet seer vrundliken minen leven Vader unde Groteken unde mine andern leven Vrunde [10]) altosamen.

Süster Greteke Trupen

An mine leve Groningesche juw Kind.
Groteke seer frundliken geser.

Anmerkung zu **3**. Die Empfängerin dieses zärtlichen Schreibens war die älteste Tochter Herrn Heinrichs v. d. Hude, aus dessen zweiter Ehe mit Gese, der Tochter des Bürgermeisters Gerhard v. Dettenhusen (war **1395**—**1421** im Rathe). Söhne hatte der Vater nicht hinterlassen; Margarete und ihre Schwester Reimede (Reinmood oder Reinmuth, ein alter Frauenname, ähnlich dem der Frau Gieremuth, Isegrim's bekannter Genossin) waren die einzigen Erbinnen des Hude'schen Vermögens, das aber noch lange Jahre im Besitz der Mutter verblieb, „der alten Hudeschen", wie sie häufig in den Urkunden heißt. Erst 1488, noch bei ihren Lebzeiten, als Greteke schon zweimal Wittwe geworden und Reimede nebst deren Manne, Lüder Scharhar, bereits verstorben, erhielt die Scharhar'sche Linie, vertreten durch Tibbeke (Tibeta), Reinmuth's Tochter und Conrad Bremer's (Rathm. von 1484—1498) Hausfrau, ihr Erbtheil ausgekehrt, — als nämlich: die Güter zu Uthbremen, Bollen und Wildeshausen, ein Achtel in der Schildmühle, drei Theile des Zehnten zu Oberneuland und Rockwinkel, zusammen geschätzt auf 700 Bremer Mark; — ferner 300 Mark als rückständigen Brautschatz, wofür 6 Buden hinter den grauen Mönchen (dem Johanniskloster) und ein Theil des Zehnten zu Hambergen gegeben werden. Nach der Großmutter Tode soll dann noch folgen das Erbhaus bei St. Martini mit der Hälfte des Mobiliars und der Kleinodien, auch dem zweitbesten Perlenkranz, u. s. w. — Margarete starb, hochbetagt wie ihre Mutter, erst im Jahre 1518 kurz vor Pfingsten; wie alt sie geworden sein muß, läßt sich daraus abnehmen, daß ihre erste Ehe, mit Johann Brand (dessen Vorfahren seit 1303 als bremische Bürger genannt werden; sein Vater Daniel war Rathsherr von 1426—1460) schon in das J. 1449 fällt. Aus dieser Ehe hatte sie 2 Söhne, Heinrich, der wahrscheinlich jung gestorben, und Johann, gewöhnlich der Ältere genannt. — Um 1469 vermählte sie sich zum andern Male, mit Nicolaus Gröning, Claus Sohn († 1485), aus dem in Bremen's Geschichte vielerwähnten älteren Geschlechte dieses Namens, auch von Gronland geheißen, nach eingeholter Dispensation von Rom, weil sie im vierten Grade mit ihm verschwägert war. Eine Tochter, Gesche, war die einzige Frucht der zweiten Ehe, geb. 1470, vermählt 1493 mit Johann Trupe, nachmaligem Bürgermeister († 1533). Deren Tochter Margarete, vermuthlich eine Pathe der Großmutter, ist die Schreiberin unseres Briefes. Sie war zu Heiligenrade „geistlich begeben" d. h. Nonne geworden, daher wohl ihre Kunde des Schreibens. Im Jahre 1504 hatte sie ihre Mutter verloren, welcher die Großmutter auf dem Todbette versprochen, es die Enkel nicht entgelten zu lassen, daß sie die Mutter mißten, weshalb dieselbe denn auch nachmals jedem ihrer Tochterkinder 100 Mark aussetzte, die sie haben sollten „wan se beraden wurden edder to Kloster kwemen." Gleichwohl wandte die alte Grönings in ihren letzten Jahren sich sichtlich mehr auf die Seite des Sohnes erster Ehe, dessen Kindern sie noch bei Lebzeiten, kurz nach seinem, 1515 erfolgten Tode, all ihr Vermögen, bewegliches und unbewegliches, übertrug, so daß der Gröning'sche Zweig mit den 1000 Mark, die weiland Gesche Trupen zum Brautschatz erhalten, abgefunden sein sollte; — Johann Trupe nahm dann im Sterbejahr der Schwiegermutter eine zweite Frau, die Wittwe Heinrich Wilde's und Tochter Lüder Scharhar's (den 3. Mai 1518): so wird manches in Ton und Inhalt des vorliegenden Briefes erklärlich, in welchem derlei weltliches Treiben sich geistlich abzuspiegeln scheint. Über den Kummer, welchen Greten's Schwester der Großmutter zugefügt, wissen wir übrigens nichts Näheres zu sagen; sie hatte deren zwei, Eilke (geb. 1495), die mit Heinrich Laue verheirathet war, und Gesche (geb. 1500), damals noch in des Vaters Hause (erst 1519 Frau von Gerhard Steding), außerdem einen Bruder, Heinrich (der 1534 in den Rath kam, aber 1544 wieder abdankte). Von diesen Dreien stammen die Inhaber der Trupen- Lauen- Steding's Lehen ab, ursprünglich Gröning'sche Lehen, da sie von Claus

5) to Hand, alsobald, gegenwärtig. 6) wente, denn. 7) Al isset dat, wiewohl. 8) nochtans, dennoch. 9) smertenoch, schmerzlich genug. 10) Frunde, Freunde, bedeutet zunächst immer die Verwandten.

Gröning vererbt worden. Der Sage nach soll Margarete Gröning das seltene Glück gehabt haben, eine Nachkommenschaft von 113 Kindern, Enkeln und Urenkeln zu erleben; — wir mochten ihren Abkömmlingen dieses patriarchalische Factum nicht vorenthalten, können es aber leider vor einer gewissenhaften Kritik nicht bestehen lassen, indem unser „goldenes Buch" nur von 3 Kindern und 10 Enkeln derselben aus beiden Ehen weiß, von welchen letzteren überdieß nur 3 schon vor der Großmutter Tode verheirathet waren. — Greteke Trupen war 1496 geboren; 1509 war sie noch nicht eingekleidet; der Brief ist wahrscheinlich zwischen 1515—18 geschrieben, also jedenfalls noch der Erguß eines kindlichen Gemüths. Ihr Gruß an die andere „Groteke" gilt ohne Zweifel der Großmutter Trupen, welche erst 1525 gestorben ist. Das Todesjahr der Nonne liegt in und mit den Documenten ihres Klosters vergraben.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung zur letzten Nummer.

Seite 69 Sp. 2 Zeile 10 von unten, statt Gulden lese man Grote.

---

* Siebentes Privatconcert.

(Eingesandt.)

Das Interesse, das im Publikum schon vom Beginn dieser Concerte für dieselben herrscht, hat sich jährlich gesteigert, was eines Theils die angestrengten Bemühungen der Direction, andern Theils aber die heutige, durch die Mode angeregte Liebhaberei für Musik mit sich brachte. Letzteres jedoch wird die wenig kümmern, die den Ort eines reineren Genusses wegen besuchen, können sie doch auf diese Art fremde mit bedeutenden Kosten herbeigezogene Künstler für ihr billiges Eintrittsgeld vernehmen. Wir können im Allgemeinen der Direction nicht genug Dank wissen, wie sie die eingegangenen Gelder zu eines jeden Befriedigung verwendete, indem bereits sehr bedeutende fremde Talente uns durch ihre Leistungen entzückten, andern Theils aber, weil wir Gelegenheit bekommen die Künstler unserer Vaterstadt selbst zu vernehmen. Man hat es der Direction freilich zum Vorwurf gemacht, nicht genug auf letzteres ihr Augenmerk zu richten, allein man könnte im Gegentheil dem Geschmacke des Publikums vorwerfen, daß es Fremde mit Begeisterung empfängt, fortwährend diese gleichsam verlangt, und sollte ein Hiesiger einmal auftreten, dieses nur für eine Nothhülfe ansieht. Was nun das diesmalige Concert anbetrifft, so kann man davon rühmen, daß durchgehend Schönes uns vorgeführt wurde. Mendelsson's Meeresstille und ruhige Fahrt, ein herrlicher Beweis dieses ausgezeichneten Talents, vermag immer alle Gemüther und Ohren zu fesseln, und das Liebliche, welches in dieser Composition herrscht, möchte selbst den, welchen manche größere schwer zu verstehende Symphonien nicht befriedigen, ansprechen. Die Direction gab uns am heutigen Tage Gelegenheit in dem jungen Carl Rust, der zum erstenmale öffentlich sich hören ließ, einen Violinisten zu vernehmen, der durch seine Fertigkeit im Spiele nicht allein, sondern auch durch den reinen, gefälligen Vortrag, seinem Lehrer Herrn Ochernal, wie seiner Vaterstadt Ehre machen zu wollen verspricht.

Der Violoncellist Herr Menter, den wir an diesem Abend zu hören das Vergnügen hatten, ist gewiß einer der vollkommensten und genialsten, die wir bis jetzt hier hörten. Seine Composition wie sein Spiel mußten in gleichem Maße befriedigend und entzückend wirken, und namentlich waren es die Variationen über die so einfache und liebliche Melodie, welche dem Künstler einen allgemeinen rauschenden Beifall erwarben. Fräulein Graban gewährte uns nach langer Zeit einmal wieder das Vergnügen, ihre so klangreiche und volle Stimme zu vernehmen, und die gewählte Arie sowohl, wie die folgenden kleinen Lieder mußten überall lebhaften Anklang finden. Ueberhaupt aber zeigt sich für letztere Gattung stets eine größere Theilnahme bei den Zuhörern, was wir einen Theils dem nicht so musikalisch gebildeten Ohr der Mehrzahl unter den Anwesenden, anderen Theils aber der großen Schwierigkeit im genügenden Vortrage größerer Gesangstücke zuschreiben. Eine herrliche Symphonie des Meisters der Tonkunst Beethoven schloß das Concert, in großer Vollkommenheit vom unserm geübten Musikcorps ausgeführt, und dürfen wir von uns auf die größere Zahl der Zuschauer schließen, so werden alle einen genußreichen Abend erlebt haben.

∴ Die andere Seite.

Es ist an sich sehr lobenswerth, daß man bei dem jetzigen Nothstande im Gebiete — Festlichkeiten aufgiebt oder aussetzt; es muß aber auf der anderen Seite nicht minder bedacht werden, daß diese Beschränkung den wohlthätigen Geldumlauf aus den Händen der Mehrbegüterten in die der Minderbemittelten unterbricht. Wer Gastmähler und Bälle giebt oder besucht, hat die Mittel Speisen, Wein, Musiker, Köche, Aufwärter, Lichte, Fuhrwerke, Modewaaren, Handwerker u. s. w. zu bezahlen, und er giebt durch seinen Freudengenuß denjenigen Klassen, welche das Erforderliche darliefern, die Mittel, wiederum ihre Familien zu erhalten, Miethe und Rechnungen zu zahlen u. s. w. Stellen nun die Bemittelten ihre Festlichkeiten ab, so empfinden die arbeitenden und liefernden Klassen einen bösen Ausfall in ihren gewöhnlichen Einnahmen, ohne daß damit grade den Ueberschwemmten ein Dienst geschähe; denn der Wohlhabende spendet ihnen seine Gabe aus Theilnahme, nicht aber reicht er dar, was er sonst für seine Festfreuden verausgaben würde. Das Richtigste möchte also wohl sein, wenn man keine Festlichkeiten ferner vermiede, eine jede derselben aber benutzte um der Nothleidenden durch eine besondere Sammlung zu gedenken. Endlich habe doch in dieser schweren Zeit ein jeder

Wohlhabende die Pflicht vor Augen, die Neujahr-Rechnungen der Handwerker ungesäumt zu bezahlen! —

Napoleon's Hut.

Als der Nachlaß des berühmten Malers Gros in Paris versteigert wurde, kam auch Napoleon's Hut an die Reihe, welchen derselbe bei Eylau getragen. Dies Ereigniß war früher angezeigt worden, und die Menge drängte sich hinzu, als gelte es, ein Monument anzustaunen. Und es ist ein Monument, dieser Hut von Eylau.

Der öffentliche Ausrufer intonirte mit offizieller Stimme:

— „Hundert Thaler für den Hut Napoleon's!"

Nun rückten die Kaufliebhaber an. Der Erste war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit feinen Zügen und grauen Haaren, im Äußern Herrn von Chateaubriand nachäffend.

— Schon wohne ich in der **rue de la Victoire**," fing er an, „in dem Hause des ersten Konsuls, damit die Nachwelt einst sagen könne, daß die beiden größten Genies des Jahrhunderts unter einem Dache gewohnt haben; nun will ich noch diesen Hut erstehen, den Hut des Mannes, der im Kriege das war, was ich in der Literatur bin. Ich gebe mit Freuden das Honorar meines letzten Romans für diese Reliquie hin. Vierhundert Franken für den kleinen Hut."

— „Ich bin großmüthiger, als Sie," rief ein hagerer Herr in einem grünen Überrocke, „Ich biete für den Hut den Werth meiner **jetons de présence** der Akademie, während des letzten halben Jahres. Fünfhundert Franken für den kleinen Hut."

— „Ich werde nicht dulden, daß diese militärische Reliquie in die Hände eines Federfuchsers fällt, eines sogenannten Literators," rief nun mit einer barschen Stimme ein Mann, der wie zwei Tropfen Wasser den Bildern glich, die wir von Cincinnatus besitzen. „Ich habe schnell meinen Landsitz verlassen, dieser kleine Hut gehört also mir von Rechtswegen; als einziger Erbe der militärischen Talente und des kriegerischen Genies Napoleon's ist auch mein Kopf der einzige in Europa, den dieser kleine Hut bedecken darf. Also, sechshundert Franken für den kleinen Hut.

— „General!" rief lächelnd ein junger Mensch von 17 Jahren, weiß und roth von Gesicht und kokett gekleidet, „General, Sie haben Recht, Sie sind der Einzige in Europa, dem dieser Hut gut stehen würde; aber in Asien ist noch Einer, dem er besser stünde. Gott bewahre mich, daß ich diesen Hut für mich wollte; ich bin Dilettant, ich liebe die Künste und beherrsche sie im Louvre; ein jeder andere Hut ist mir recht; aber ich bin beauftragt, diesen hier für den General Allard zu kaufen, Connetable des Königreichs Lahore. Siebenhundert Franken für den kleinen Hut."

— „Goddam! ich bin Wellingtons Vetter, und will ihm diesen Hut zu Weihnachten schenken. Achthundert Franken für den kleinen Hut."

— „Zum Henker!" schrie ein alter, vernarbter Schnurbart, „links um, Mylord. Wir sind eine ganze Hetze alter Hasen, die sich am Fuße der Vendomesäule zusammen gefunden haben, um eine Subscription zu machen, damit wir den alten Hut kaufen können, den wir alle einst im Feuer gesehen haben; denn wir waren auch bei Eylau, und ich habe zwei Wunden dort bekommen. Also neunhundert Franken für den kleinen Hut."

So weit war man mit der Versteigerung, als ein Greis einher wankte, den zwei Lakaien unterstützten. Sein Blick war erloschen, und um den Mund schwebte ein feines, sardonisches Lächeln. Er betrachtete einen Augenblick den Hut, indem ein diabolisches Lächeln auf seinem Gesichte sich entwickelte, und murmelte dann zwischen den zahnlosen Kiefern: „Eylau! was nutzten ihm seine Siege, die von meinen Intriguen aufgewogen wurden. Auch ich sah ihn mit diesem kleinen Hut bedeckt und mit seiner Krone; ich blies hin, und und er stand mit bloßem Kopfe." Hierauf nahm diese mysteriöse Person ein gleichgültiges Gesicht an, und sprach: „Tausend Franken für den kleinen Hut."

Aber alle diese Liebhaber trieb ihre Lust nicht weiter; der alte Soldat allein würde wohl Stand gehalten haben, doch seine Börse erlaubte es ihm nicht; die Anderen gaben bald die Partie auf.

Den kleinen Hut erhielt aber auch weder der Vicomte von Arlincourt, noch Herr Viennet, noch Bugeaud, noch der Herzog von Choiseul, noch der Prinz von Talleyrand. — Nur zwei trieben ihn weiter in die Höhe; Herr Clary ging bis auf 1920 Franken, und der Doktor Delacroix bis 1950. Dieser Letztere erhielt ihn. Nachdem der Hut ihm zugeschlagen war, wollte die Versammlung wissen, wer der glückliche Besitzer sei.

„Es ist ein Franzose," rief der Doktor Delacroix, und ein einstimmiger Bravoruf erscholl.

Uebrigens war es schmerzlich zu sehen, daß kein Name, der unter dem Kaiserthum groß wurde, keiner der Emporkömmlinge, die Napoleon mit Gunstbezeigungen überhäufte, sich eingefunden hatte, um diese ruhmvolle Reliquie zu erlangen. Diese Herzoge, Marschälle und Pairs schienen sich zu fürchten, daß der kleine Hut ihnen vorwerfen könnte, sie seien undankbar gewesen.

* Dank und Bitte.

Die Redaction des Bürgerfreundes erfüllt hiedurch die angenehme Pflicht, Bekannten und Unbekannten ihren Dank für manche werthvolle Einsendungen auszusprechen. Sie bittet um Fortsetzung dieses thätigen Wohlwollens und versichert die Beobachtung der strengsten Discretion. Nur durch eine solche mitwirkende Thätigkeit Vieler kann das Blatt sein Ziel erreichen — ein wahrhaft bürgerfreundliches öffentliches Organ zu sein! —

* Briefkasten.

Herrn J. E. K. zu W. Wir danken für die Mittheilung der Gedichte, und theilen gern Ihre Ansicht über die Hoffnungen, welche sie für die Zukunft erwecken. Der rein geistliche Inhalt eignet die Lieder indeß nicht für die Veröffentlichung im Bürgerfreunde.

die Redaction.

Miscellaneen.

† (Andere Sitten!) In Frankfurt ist eine große musikalische Akademie gegeben worden zum Besten zweier überschwemmten Ortschaften, — und zwar am Sonntag, den 31. Januar, Vormittags 11 Uhr im Theater bei festlicher Beleuchtung.

(Etymologie der Namen Tory und Whig.) Bis auf den heutigen Tag ist man in der Bestimmung des Ursprungs der beiden bekannten englischen Parteinamen Tory und Whig noch zu keiner allseitigen Uebereinstimmung und Evidenz gelangt, es möchte aber aus historischen Rücksichten niemals mehr daran gelegen sein, ein sicheres Resultat hierüber zu erreichen, als gerade eben jetzt, da jene althergebrachten Bezeichnungen mehr und mehr vor denen der Liberalen und Conservativen in den Hintergrund zu treten scheinen. Rapin sagt in seiner „**Dissertation sur les Whigs et les Tories,**" der Ausdruck Tory sei zuerst auf Räuber und Landstreicher in Irland zur Zeit Karl's I. angewendet worden, die zu seiner Zeit unter dem Namen der Rapparees bekannt gewesen seien; unter der Regierung Karl's II. habe man dann die Cavaliere als Tories, die puritanischen Roundheads als Whigs unterschieden, wobei jedoch keine genaue Bestimmung des Zeitabschnittes der Regierung Karl's angegeben ist, so daß von der bloßen Constatirung des Factums noch kein Licht auf die Bedeutung der Worte fällt. Ein Correspondent des „**Athenaeum**" stellt die Behauptung auf, daß dieser Namen weder im Englischen noch im Schottischen nachzuweisender Ursprung im Gaelischen zu suchen sei. Die irischen Parteigänger Sir Phelim O'Neals wurden sowohl von sich selbst wie von Andern bezeichnet als des Königs Freunde oder Partei, als **Taobh-Righ**, was **Taorie** ausgesprochen wurde, ein Wort, welches von derselben Partei im schottischen Hochland gebraucht ward. Das **Wort Co-thuigse**, kurz **Cuigse** ausgesprochen, ist gleichfalls ein gaelischer Ausdruck und gilt von Leuten, die sich gegenseitig verstehen, über einen gegebenen Gegenstand gleiche Gesinnungen hegen, sich in einen Vertrag, eine Meinung zu vertheidigen, einlassen, so viel wie Covenanters. Es ward, vom schottischen Hochlande entlehnt, auf die Covenanters im Westen Schottland's übertragen und von den Verfolgten selbst, obgleich es einen Schimpf für sie enthielt, mit einem gewissen Stolze angenommen, worauf es endlich auf die Anhänger liberaler Gesinnungen in allen drei Königreichen überging.

(Musik-Verein.) In Berlin besteht ein Verein, welcher sich wöchentlich versammelt und bloß Chöre von Spontini's Opern sich vorsingt. Der Meister nannte diesen Verein in einer Zuschrift die er der Gesellschaft nebst seinem Bilde verehrte, den „edelsten aller Musikvereine." Der Verein ist jedoch ziemlich zerfallen, und das ist in gewisser Hinsicht recht erfreulich; denn jede Einseitigkeit, und wäre sie im Größesten befangen, muß auf die Dauer verderblich wirken.

(Der Fehdebrief der Jungfrau von Orleans.) Wem ist der Name der heldenmüthigen Johanna d'Arc nicht bekannt, deren fester Glaube dem Feinde des Vaterlandes siegreich widerstand, und den Erben des Reiches nach Rheims führte, wo er die Krone seiner Väter empfing, während ihr Dank in der Folge der Tod auf dem Holzstoß wurde; doch dürften wohl nicht viele Verehrer der muthigen Jungfrau erfahren haben, daß sie sich um die Angelegenheiten Böhmens bekümmert habe, was gleichwohl nicht allein ein gleichzeitiger Schriftsteller, der Prior des Dominikaner-Convents zu Basel, Johann Nieder, bezeugt, sondern das k. k. österreichische Hausarchiv enthält den Fehdebrief der Jungfrau von Orleans an die Hussiten, welcher folgender Maßen lautet:

„Jesus Maria!

Schon lange hat das Gerücht und der allgemeine Ruf zu meinen, des Mädchens Johanna Ohren gebracht, daß ihr aus Christen, Ketzer, und den Sarazenen ähnlich geworden seid, die wahre Religion und den Gottesdienst aufgehoben, dafür aber einen schändlichen und ruchlosen Aberglauben angenommen, den zu vertheidigen und weiter zu verbreiten Ihr Euch jede Grausamkeit, jede Schandthat erlaubt. Die Bilder, welche zu Denkmäler des heiligen Glaubens aufgestellt sind, zertrümmert und verbrennt Ihr, die Christen mordet Ihr, weil sie die wahre Lehre erkennen! Welch eine Raserei ist dieses? Welch eine sinnliche Wuth treibt Euch an, den Glauben, den der allmächtige Gott, den der Sohn und der heilige Geist erweckt, eingesetzt, erhöht und durch tausend Wunder bekräftiget, zu verfolgen, zu untergraben, auszurotten? Ihr, Ihr seid blind und nicht jene, die des Gesichts und des Augenlichtes entbehren. Versprecht Ihr Euch etwa, ohne Strafe auszugehen? Wisset Ihr nicht, daß Gott Euer ruchloses Unternehmen vorwärts schreiten, Euch in Finsterniß und Irrthum fortwandeln läßt, um Euch, bis Eure Schwärmerei und Gottlosigkeit Euch immer weiter auf dem Pfade des Lasters geführt haben, Euch um desto härter zu bestrafen? Ich, um Euch wahr von dem Wahren zu reden würde Euch schon längst heimgesucht haben, wenn mich nicht die englischen Kriege beschäftigten; doch wenn ich nicht von Eurer Besserung höre, werde ich vielleicht von den Engländern ablassen, und gegen Euch ziehen, um, wenn es nicht anders ist, mit dem Schwerte diesen schändlichen Aberglauben auszurotten, und Euch entweder die Ketzerei oder das Leben zu nehmen. Wollt Ihr jedoch zum katholischen Glauben und Eurem vorigen Lichte zurückkehren, so sendet Eure Gesandten zu mir, ihnen werde ich sagen, was Ihr zu thun habet; so Ihr aber statt dessen widerspenstig bleiben solltet, so gedenkt des Schadens, den Ihr angerichtet, der Laster, die Ihr begangen habet, und erwartet mich mit der stärksten menschlichen und göttlichen Macht, um Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Gegeben zu Sully den 3. März (1429).

Das Mädchen Johanna."

(Paris. Musikalisches.) Die „Trauermärsche," welche von der Regierung für die Leichenfeier Napoleons bestellt wurden, sind als bestellte Artikel gut genug. Indessen ist vielleicht Halevy der Einzige, welcher der Beschaffenheit seines Talentes nach es verdiente, mit der musikalischen Apotheose des Kaisers betraut zu werden. Das pikante Genre Auber's, der leichte Gang Adolf Adams, mußten bei dieser Aufgabe, wenn nicht ganz scheitern, doch wenigstens Ungenügendes für eine solche Feierlichkeit hervorbringen. Halevy's Marsch, für welchen Schiltz neue (das heißt alte) Trompeten hat machen lassen, ist in einem prachtvollen, würdigen Style gehalten; es sind Thränen und Melancholie in diesem Gelegenheitswerke; Adam's Marsch ist mehr Fest- als Trauer-Musik. Auber's Marsch ist der am wenigsten gelungene; gar keine Begeisterung; vielleicht hat Auber den Kaiser nicht geliebt. Das Allerschönste bei diesem Todtenfeste war Mozart's Requiem, von der Elite der Pariser Künstler ausgeführt. Niemals vielleicht wurde das schmerzreiche Testament Mozart's vor einer glänzendern Zuhörerschaft und mit bewunderungswürdigerer Vollkommenheit ausgeführt. Die Chöre von der großen und von der italienischen Oper waren vereint, die Soloparthien Alls vierfach besetzt, nämlich durch die Soprane: Damoreau, Dorus, Persiani und Grisi; die Altstimmen: Garcia-Viardot, Eugenie Garcia, Stolz und Albertazzi; die Tenore: Duprez, Ponchard, Aleris Dupont und Masset; die Bäße: Levasseur-Lablache, Tamburini und Alizard.

(Der Chatouilleur.) So heißt ein bei den Pariser Theatern angestelltes Individuum, welches dafür bezahlt wird, daß es bei der Vorstellung von Lustspielen, jedesmal, wenn ein guter Witz gerissen wird, laut lacht, und die Lachlust des Publikums aufreizt. Dieses ist ein sehr wichtiges Amt, und der Succeß von vielen Lustspielen hängt davon ab. Denn manchmal sind die guten Witze sehr schlecht, und das Publikum würde durchaus nicht lachen, wenn nicht der Chatouilleur die Kunst verstände, durch allerlei Modulationen seines Lachens, vom leisesten Kichern bis zum herzlichen Wonnegrunzen, das Mitgelächter der Menge zu erzwingen. Auf den deutschen Bühnen ist das anders, da giebt es keine bezahlten Vorlacher, wohl aber bezahlte Vorgähner.

(Weber's Freischütz) ist am 26. December auf der Berliner Hofbühne (seit nicht vollen zwanzig Jahren zum 200sten Male) aufgeführt worden; vielleicht seit der „Zauberflöte" der erste Fall dieser Art. Jede Vorstellung durchschnittlich auf 400 Thaler angeschlagen, hat diese Oper in Berlin allein 80,000 Thaler eingetragen; Deutschland hat hundert Bühnen, und dennoch ist Weber arm gestorben, und seine Wittwe in beschränkter Lage.

(Napoleons-Bienen.) Bei den Leichenfeierlichkeiten zu Ehren Napoleons wurden überall goldene Bienen als Schmuck und Verzierung angewendet. Bekannt genug ist es, daß Napoleon die Bienen zum Reichs-Symbol wählte, und sich in einem mit goldenen Bienen geschmückten Mantel krönte; weniger bekannt ist es aber, was sein Grund für diese Wahl war. Napoleon, der stets das Alterthümliche für sein junges Recht hervorsuchte, gab nämlich der Biene den Vorzug als Emblem seines Reichs, weil man in dem Sarge des Königs Childerich, der sich in der Kirche von St. Brice zu Tournay vorfand, einige goldene Zierrathen entdeckt hatte, welche Bienen ziemlich ähnlich sahen, und von denen man glaubte, daß sie die Gewänder des alten fränkischen Königs geschmückt hätten. Man bewahrt sie jetzt in der königl. Bibliothek zu Paris auf.

(Stimmgabel und Mensch.) Der Mensch ist wie die Stimmgabel in der Musik. Wie diese nämlich den Grundton ihrer Stimmung erst dann hören läßt, wenn man sie durch einen Schlag auf einen harten Körper zu Schwingungen veranlaßt, so läßt auch der Mensch den Grundton seiner göttlichen Stimmung erst dann hören, wenn ihn das Schicksal, durch einen Schlag auf die harte Nothwendigkeit, in Schwingungen versetzt. Darum ist auch der Schmerz der Grundton des menschlichen Herzens.

(Meister des Schachspiels.) Der berühmteste aller französischen Schachspieler, Herr von Labourdonnais, ist in London, wohin er gereist war, um es mit den ersten Helden im Westminster Schachklub aufzunehmen, von einem Gegner matt gemacht worden, den noch kein Sterblicher besiegt hat, nämlich vom Tode. Vorher hatten indessen die Mitglieder des Westminster-Clubs noch Gelegenheit gehabt, seine Superiorität anzuerkennen. Besonders wußte ihm Niemand das fast unbegreifliche Meisterstück nachzumachen, zwei Partieen Schach zugleich, und zwar mit abgewandtem Gesicht, zu spielen und lediglich mit Hülfe seines Gedächtnisses beide Partieen zu gewinnen. Nur Einen Schachspieler gab es, der dieses Meisterstück noch überbot. Herr von Bilguer in Berlin nämlich spielte nicht bloß die beiden Partieen mit abgewandtem Gesicht, sondern gleichzeitig auch noch mit einem dritten Gegner eine Partie auf einem Schachbrett, das er vor Augen hatte. Dieser einzige würdige Rival des Herrn von Labourdonnais ist fast gleichzeitig mit ihm gestorben. Beide hatten sich in diesem Leben niemals gesehen.

(Victor Hugo) ist endlich nach vielen Kämpfen an die Stelle des verstorbenen Lemercier zum Mitgliede der französischen Akademie gewählt worden. Sein Mitbewerber war Ancelot, welcher 15 Stimmen, um 2 weniger als der Gewählte selbst, erhielt. Der durch den Tod des Marquis Pastoret erledigte Sitz der Akademie ward durch den Grafen St. Aulaire besetzt.

(Die Königin von Großbritanien und ihr Gemahl Prinz Albert,) sind von der musikalischen Akademie der heiligen Cäcilia in Rom zu Ehrenmitgliedern ernannt worden.

(Kuriosés.) Das anatomische Theater in Paris hat die Inschrift: **Hic locus est, ubi mors gaudet succurrere vitae.** (Hier ist der Ort, wo sich freuet der Tod, dem Leben zu helfen.)

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 10.

Bremen, Donnerstag den 4. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 99. Den 30. Januar. Des verstorb. Kaufmanns Carl Heinr. Geisler Wittwe, geb. Jonas, 89 Jahr; Hankenstraße Nro. 22.

— 100. Den 30. — Der Arb. Joh. Christ. Meyer, 44 Jahr; kleine Fischerstraße.

— 101. Den 31. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Berghäger Sohn, 9 Monat; Pieperstr. Nro. 7.

— 102. Den 31. — Des verst. Steinhauers Johann Jacob Mohr Wittwe, geborne Clasen, 75 Jahr; gr. Johannisstr. No. 72.

Nro. 103. Den 1. Februar. Anna Margr. Ameling, 18 Jahr; Fedelhören Nro. 10.

— 104. Den 1. — Des Knochenhauers Marcus Goosmann Sohn, (gleich nach der Geburt gestorben); Hankenstraße Nr. 27.

— 105. Den 1. — Des Grützmachers Herm. Lange Tochter, (gleich nach der Geburt gestorben); gr. Krummenstr. No. 39.

— 106. Den 2. — Des verst. Schusters Joh. Christoph Adeler Wittwe, geb. Lange, 72 J.; Krummenstraße Nro. 32.

Geburten:

Nro. 136. Den 27. Januar. Des Uhrmachers Ad. Wilhelm Carl Friedr. Poppe Ehefr., geb. Hübener, Barkhof Nro. 5; von einem Mädchen.

— 137. Den 29. — Des Schneidermeisters Joseph Carl Kapsch Ehef., geb. Kuhlmann, Neuenstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 138. Den 29. — Des Cigarrenmachers Phil. Joh. Heinr. Bernh. Eschenfeldt Ehefrau, geb. Kuhlmann, hinterm Paulsberg Nro. 33; von einem Mädchen.

— 139. Den 30. — Des Arb. Johannes Evers Ehefr., geb. Weidemann, Sielpfad Nro. 4; von einem Mädchen.

— 140. Den 30. — Des Cigarrenmachers Christian Meyer Ehefr., geb. Kohlmann, Hastedt No. 37; von einem Mädchen.

— 141. Den 30. — Des Detaillisten Joh. Friedrich Becker Ehefr., geb. Meyer, Hastedt Nro. 77; von einem Knaben.

Nro. 142. Den 31. Jan. Des Arb. Lucas Garves Ehefr., geb. Frese, Michaeliskirchhof No. 9; von einem Mädchen.

— 143. Den 31. — Des Schmiedemeisters Joh. Christ. Hollstein Ehefr., geb. Weyland, Buchtstr. Nro. 24; von einem Mädchen.

— 144. Den 1. Februar. Des Knochenhauers Marcus Goosmann Ehefr., geb. Schmidt, Hankenstraße Nro. 27; von einem Knaben.

— 145. Den 1. — Des Grützmachers Herm. Lange Ehefr., geb. Lange, gr. Krummenstraße Nr. 39; von einem Mädchen.

— 146. Den 1. — Des Archivschreibers Leo August von Pohl Ehefr., geb. Röber, Landweg Nr. 8; von einem Mädchen.

— 147. Den 1. — Des Cigarrenmachers Friedrich Wilh. Eildermann Ehefr., geb. Meyer, Schmidtstraße Nr. 9; von einem Mädchen.

— 148. Den 2. — Des Arb. Wolter Schnau Ehefr., geb. Körber, Düsternstraße Nro. 30; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 11.

Bremen, Sonntag den 7. Februar 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 7. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Past. Pauli.

St. Martini.
Kein Gottesdienst.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.
12 Uhr Hr Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Vitor.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Pralle.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die stillen Stunden.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn an dem weiten Himmelszelt
Der Mond, vom Sternenkranz umwunden,
Das All mit Dämmerstrahl umhellt.
Es schwebt in feierlicher Stille
Der Geist dem Strom des Lichtes nach,
Und huldiget in sel'ger Fülle
Dem ew'gen Glanz, dem Weltentag.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn der Erinn'rung Melodien
Von Tagen singen, die entschwunden,
Und ruhig mild die Brust durchziehn.
Sie wecken heilige Gefühle
Mit süßen Zaubertönen auf,
Und mahnen in dem Wechselspiele
An unsres Lebens flücht'gen Lauf.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn Liebe in der Ferne weilt,
Und ihrer Sehnsucht tiefe Wunden
Des Wiedersehens Ahnung heilt.
Die Seele wiegt auf lichten Schwingen
Sich in dem duft'gen Friedenshain,
Wo Lieb und Treue sich umschlingen,
In ewig wonnigem Verein.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn hehre Andacht aufwärts schaut,
Das Herz, der Erdenwelt entwunden,
Der ew'gen Güte sich vertraut.
Und ob des Lebens leichte Welle
Im Glück und Leide wechselnd fließt,
Im tiefen Busen strahlt die Helle,
Die droben segnend sich ergießt.

Freund und Feind.

(Beschluß.)

Der Herzog war ungemein entrüstet über diese Vorfälle, und wollte im Anfange nichts davon glauben; als aber die sämmtlichen Offiziere, die mit in der Festung gewesen waren, einstimmig das Zeugniß ablegten: es sei die Unterhandlung im besten Gange gewesen, und alles habe den glücklichsten Ausgang versprochen, bis der Pascha mit Bertram bei Seite gegangen, und eine geraume Zeit im Gespräch geblieben, worin dieser alles wieder rückgängig gemacht, ja wohl gar das kaiserliche Heer verrathen haben möge, so gerieth der Herzog in solchen Unwillen, daß er befahl, den Beschuldigten in Eisen vor ihn zu bringen. Inzwischen hatten der Freiherr von Creutz und die andern Offiziere sich weggegeben, und das ganze Lager in Aufruhr gesetzt durch das Gerede von der angeblichen Verrätherei des Obristwachtmeisters Bertram; die Generale, Obersten und vornehme Offiziere strömten häufig nach dem Zelte des Herzogs, wo ein wahrer Tumult entstand. Das Erstaunen war bald der Erbitterung gewichen, und die Gemüther erhitzten sich nur desto mehr, je weniger Thatsachen zu erfahren waren, so daß bloß jene giftigen Reden wirkten. Niemand wagte ihn zu vertheidigen, Wenige nur zweifelten noch, die Meisten verfluchten den Verräther und sannen grausame Strafen für ihn aus, Einige behaupteten, der Sturm könne nun ohne die größte Gefahr nicht unternommen werden, Andere dagegen wollten die Rache an den Türken um keinen Augenblick verschoben wissen. Das verwirrte Getöse nahm überhand, und der Prinz von Baden mußte selbst erscheinen, um im Namen des Herzogs Ordnung und Stille zu gebieten. Vor diesem hatte jedoch Bertram bereits angefangen, sich kräftig zu verantworten; er erzählte den ganzen Verlauf der Sachen auf das genaueste, ohne auch nur einen einzigen Umstand zu verhehlen, und die Sonderbarkeit wie das Tiefrührende seines Zusammentreffens und seiner Unterredung mit Abdurachman schien den Herzog innigst zu bewegen, und seinen hohen Heldensinn theilnehmend zu beschäftigen. Auch würde der Beklagte wahrscheinlich mit allen Ehren freigesprochen und entlassen worden sein, ohne das neue Zwischenspiel, das seine Erzählung unterbrach. Ein schreckliches Geschrei, Rufen und Eilen tobte plötzlich von der Stadt her durch das Lager, und flog nahe des Herzogs Zelt schnell vorüber. Einige Offiziere stürzten herein, und berichteten, so eben habe ein junger Türke das unbegreifliche Wagestück ausgeführt, aus der Stadt mitten durch das Lager mit verhängtem Zügel zu entkommen, und habe den Weg nach Griechisch-Weißenburg eingeschlagen; vergebens hätte man Feuer auf ihn gegeben, wären ihm die ausgestellten Reiter nachgesprengt, und hätten sich die Wachen, von dem Rufen aufgeschreckt, in seinen Weg gestellt; schon sei er weit im freien Felde, und ihren Augen beinahe entschwunden. Da man wußte, daß der Großvezier in Griechisch-Weißenburg einige Völker zusammenziehe, um von dort aus etwas zu unternehmen, so war man nicht wenig besorgt wegen dieses Ereignisses. Der Lärm im Lager wurde immer lauter, man glaubte sich schon nicht mehr sicher, es schien die größte Gefahr mit dem morgenden Vorhaben verknüpft; nun erschien der Freiherr von Creutz im Zelte des Herzogs, und sagte, der verwegene Reiter habe die schwachen Stellen des Lagers, wo die wenigsten Wachen gestanden, und die beste Gelegenheit zu entkommen gewesen, genau ausgewählt, es sei wohl zu bedenken, ob hierbei nicht geheime Einverständnisse gewirkt haben könnten. Und als er nun hörte, was Bertram alles gesagt, welchen Freund er in Abdurachman gefunden, welche Vorstellungen er ihm gemacht, und durch welch' eindringliche Schilderung der Sturmanstalten er ihn zur Übergabe zu bewegen gesucht: so wurde das, was die Unschuld am deutlichsten darthun konnte, und schon den Herzog soweit überzeugte, daß er sein voreiliges Verfahren bereute, nun plötzlich, wie wohl zu geschehen pflegt, zum Gegentheil. Da hört man es ja, rief der Freiherr von Creutz, er gesteht es selbst, daß er die Freundschaft mit der Treue gegen seinen Kaiser nicht vereinigen gekonnt, daß er den Feind liebe, ihm alle unsere Maßregeln verrathen, die schändlichsten Anträge angehört habe! Was bedarf es weiterer Zeugen? Und so fuhr er fort, den wankenden Herzog zu bitten und zu beschwören, wenigstens die Vorsicht zu nehmen, und diesen gefährlichen Menschen während des Sturms in festem Gewahrsam zu halten, denn wenn der Verdacht auch wirklich grundlos sein sollte, wie er es herzlich wünsche, so sei es doch besser, daß Einer darunter leide, als daß das ganze Heer sich einer Gefahr ausgesetzt glaube, deren Gedanke schon das bedenkliche Werk des morgenden Tages stören müsse, und die bei diesen Umständen jeder an sich unbedeutende Anlaß herbeiführen könne. Späterhin bleibe ja alle mögliche Rechtfertigung offen, und auch er würde sich zu jeder begehrten Genugthuung bereit finden lassen, nur auf der Sturmleiter müsse das Auge frei vorwärts sehen, und keine Besorgniß die gedrängte Aufmerksamkeit von dem Vorliegenden abziehen. — Schon hatte der Herzog, den Beklagten ehrenvoll freilassen wollen, als das dringende Zureden der Andern, und die heftigen Bemühungen des Freiherrn von Creutz doch endlich so viel wirkten, daß der Herzog, wiewohl mit großem Widerstreben seines theilnehmenden Gemüthes, Bertram fernerhin bewachen, jedoch die Eisen ihm wieder abnehmen ließ, und ihm nach der Erstürmung der Stadt die öffentlichste Untersuchung versprach, mit dem trostreichen Zusatz, daß er, der Herzog, als Mensch die Überzeugung schon hege, die er als Feldherr zu erlangen hoffe. Hierauf wurde Bertram in sein Zelt zurückgeführt, und alles wandte den Geist, nach dieser Unterbrechung, mit verdoppeltem Eifer auf die bevorstehende Arbeit.

Die Türken, zum Zeichen, daß sie die Stadt niemals übergeben, noch Unterhändler mehr annehmen würden, steckten rothe Fahnen auf den Wällen auf, und unterhielten während der ganzen Nacht ein lebhaftes Feuer aus all ihrem Geschütz; hin und wieder stürzten sie auch auf die äußersten Wachen und säbelten sie nieder. Die Erbitterung stieg aufs höchste, und beide Theile waren entschlossen, das Äußerste

zu vollbringen. Die Kaiserlichen verbrachten die ganze Nacht in Zurüstungen, man trug Leitern herbei, füllte Pulversäcke, theilte Granaten aus, paßte Sturmhauben an, wetzte Schwerter. Die Generale Souches und Scherffenberg befehligten das Ganze. Der Prinz von Croy stand an der Spitze von dreihundert Freiwilligen, die den ersten Anlauf machen sollten. Drei andere Haufen, sorgfältig nach dem Range aus kaiserlichen und brandenburgischen Offizieren und Gemeinen gemischt, folgten auf diese, und wurden von fünfzehntausend Mann, diese aber sodann von dem ganzen Heere unterstützt. Die Truppen stellten sich während der Nacht. Bertram sah und hörte von seinem Zelt aus all diese Zurüstungen, die zum Erstenmale ihn nichts angehen sollten, und das Herz brach ihm vor jammervoller Betrübniß. Von allen Seiten war sein Gemüth heftig aufgereizt, der Auftritt mit Coigny, der nahe Sturm, die erlittene Beleidigung, der Abfall der Seinen, die jetzige Schmach, alles wälzte sich abwechselnd in schwarzen Wogen durch seinen verzweifelten Sinn. Der Morgen des zweiten Septembers brach an und noch hatte kein Morgen solch Unglück an seiner Seite beleuchtet. Die Truppen rückten näher gegen die Wälle, nur dumpfes Geräusch verrieth die allgemeine Bewegung, eine Todtenstille wechselte damit ab. Eben zog der dritte Haufen an Bertrams Zelte vorbei, und er erkannte darunter seine Leute, die nun ohne ihn zum Sieg, zum Ruhm und zum Tode zogen. Da hielt er es nicht länger aus, sondern sandte zum Herzog, und ließ ihn um Gotteswillen bitten, daß er ihm erlauben möchte, an dem Sturm Theil zu nehmen, es ginge gegen seinen Herzensfreund, da könne man ja am besten sehen, ob er als ein Verräther fechte. Der Herzog gestand ihm endlich nach einigem Bedenken die Gnade zu, in dem ersten Haufen ohne Befehlsmacht, bloß für seine Person, mitzustreiten; einige Offiziere aber bekamen den geheimen Befehl, ihn scharf zu beobachten, und bei der ersten zweideutigen Bewegung niederzuhauen. Bertram sah es, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, er sah seinen eignen Obristen ihn lauernd ausforschen, und seine Kameraden seine Gemeinschaft vermeiden. Mit finsterer Wuth verzehrte er die schrecklichen Gefühle, die in ihm aufloderten, starr blieben seine Augen auf die Wälle von Ofen geheftet, und er gelobte sich, die Erwartung der Andern mit seinem Untergang zu befriedigen.

Endlich war der Augenblick gekommen und der Sturm begann. Gleich beim ersten Anlauf ließen die Türken einige Minen springen, und ein Theil der Stürmenden flog in die Luft. Man rang im Pulverdampfe um die eingefallenen Trümmer. In furchtbarem Handgemenge mordeten sich die Truppen, ohne vorzudringen noch zurückzuweichen, auf den Leichen der Vordermänner drangen immer andere Krieger heran, bis auch sie in ihrem Blute hingestreckt lagen. Pulversäcke zerplatzten, und machten, indem sie ganze Körper und einzelne Glieder wegrissen, eine augenblickliche Lücke, aber sogleich war der Raum wieder vollgedrängt, und das Gemetzel mit verdoppelter Wuth erneuert. Auf allen Seiten wurden Leitern angelegt, und der Eifer der Nachrückenden drückte die Vordersten unvermeidlich von den obersten Sprossen rettungslos in die Lanzen der Türken und unter ihre geschwungenen Säbel. Schon war jedoch der Wall an zweien Orten erstiegen, und der Prinz von Croy pflanzte seine Fahne zum Zeichen des errungenen Sieges auf, als die Türken mit erneuerter Kraft zurückkehrten, und durch die heftigste Gegenwehr alles weitere Verdringen hemmten. Abdurachman, ihr Befehlshaber, war auf der Mauer erschienen, und hatte das kleine Häuflein seiner Helden zu neuer Vertheidigung ermuthigt; er zeigte die Flammen, die hinter ihnen auf sein Geheiß an hundert Stellen zugleich emporschlugen, und Knall auf Knall kündigte den Einsturz der unterminirten Gebäude an. Noch in ihrem Untergange machten die wenigen Türken, die noch übrig waren, den Sieg zweifelhaft, und noch hielt Abdurachman den Sieg auf. Da stürzte Bertram, der bisher im wüthendsten Getümmel mit großer Tapferkeit gefochten, und wieder das frohlockende Zujauchzen der Seinigen gehört hatte, plötzlich aus dem dichten Haufen hervor, und wie ein Rasender auf Abdurachman los, der mit funkelnden Augen ihm begegnete. Sie riefen sich einander ihre Namen zu, kämpften eine Weile, und fielen Beide zu gleicher Zeit getroffen todt zu Boden. Sie hatten Beide den Tod, dem keiner von ihnen entgehen wollte, von liebevoller Hand, wie es schien freudiger empfangen, und die Freundschaft hatte jedem den letzten Dienst geleistet. Die Türken, da sie ihr Haupt gefällt sahen, thaten ferner nur schwachen Widerstand, und wurden einzeln hingemordet, die meisten auf den Wällen, und nur wenige, die noch Rettung gesucht, in den Straßen. Die Kaiserlichen waren Meister der Festung, und schossen Victoria von den Wällen. Aber die Stadt lag in brennenden Trümmern, und die Einwohner waren größtentheils umgekommen. Das ganze Heer betrauerte Bertram's Verlust, und der Herzog, der allzuleichtgläubig ihn im Leben gekränkt, wollte wenigstens den Todten durch Ehre entschädigen. Neben Abdurachman wurde er auf dem Walle, den jener vertheidigt und dieser erobert, mit allem kriegerischen Gepränge begraben. Drei Tage trug der Herzog Trauer um ihn, und alle Generale folgten diesem Beispiel. Den Freiherrn von Creutz suchte man im ganzen Heere vergebens; er war gleich im Anfange des Sturms durch ein abgerissenes Mauerstück zerschmettert worden.

---

* Alter Briefstyl.

(Fortsetzung.)

4.

Tyle van dem Damme zu Braunschweig an Johann Brand in Bremen.

Jesus Maria [1])!

Minen frundliken Deenst unde wes ik Gudes vormag,

1) Es ist dieß ein Stück von der „Väter frommem Brauch", daß sie ihre Schreiben mit Gott begannen und mit ihm endigten.

Ersame leve Johann, gude Frund, juwe Wolfart mit alle den Juwen hore ik gerne to langer Tid. Vorder, leve Johann, gude Frund, so gy scriven van juwen leven Vader, dat he in Gode dem Hern vorstorven sy, de alweldige [2]) God mote der Seelen gnedig unde barmhertig syn mit allen gelovigen Seelen, gy mote dat Godde geven, de alweldige God will sinen Willen hebben. So gy scriven, dat ik will juwen Broder mit dem besten bibringen, dem hebbe ik so gedan, unde hebbe dar Kord Frchelt, minen Swager, to genomen unde hebbent ome mit dem besten gesecht. So hefft he geweent, gelik it naturlik is, unde wi hebben fort spasseren reden unde hebben one midde genomen, dat he de Sorge vorgat unde gift sik tofreden. — Vorder, leve Johann, gude Frund, so gy scriven, gy mi hebben 2 Ossen laten kopen unde de staet [3]) 11 Gulden, so sende ik ju bi Berend Buschman 20 Marien Groschen unde bidde ju, gy willen woldon [4]) unde scriven mi, wat ju ein Ander vor de Weide gifft, will ik ju ok gerne senden, unde dot wol unde scrivet mi dat, ik dore [5]) ju anders nicht mer bekoren [6]). Hir midde bevele ik ju Godde vam Himmel to langer Tid. Dat. Brunswik, Middeweken vor sunte Johannes baptisten. Anno ꝛc. XV.

Tyle van dem Damme.

Dem Ersamen Johann
Brand scal düsse Breef,
frundliken gescreven.

Anmerk. zu 4. Der Brandischen Familie haben wir schon oben Erwähnung gethan. Dieser Johann Brand war ebenso wie Margarete Trupen ein Enkel der Erbtochter Heinrich's v. d. Hude. Er hieß „der Junge," im Gegensatz zu seinem Vater Johann, auf dessen kurz zuvor erfolgten Tod sich der Freund in Braunschweig, von welchem selbst uns übrigens nichts weiter bekannt ist, bezieht. Sein Geburtsjahr ist nicht aufzufinden, wird inzwischen, da er der älteste Sohn, nicht lange nach 1486 gewesen sein, wo sein Vater sich mit Beke Schermbecke vermählte. Zum Jahr 1512 sehen wir ihn als Rathsherrn aufgeführt; er muß also jedenfalls sehr jung in den Rath gekommen sein. Sein damals zu Braunschweig weilender Bruder, dem Tyle van dem Damme die Trauerpost auf's mildeste beibringen sollte, welches er denn auch treulich ausgerichtet, hieß Daniel; er folgte dem Vater bald nach, war 1518 schon nicht mehr am Leben.

5.

Johann von Helvensen zu Stade an denselben.

Frundliken Grude mit Vormoge alles Guden [1]), Ersame besundere gude Frund, Ik gedenke na Rade mynes Frunde mynem Sone nu am Sondage negest na der Octavam Corporis Christi [2]) erst kumpstich, eyne Junckfrouwen in dat billige Gunde [3]) vortruwen [4]) to latende, bitoliggende, Bidde gar frundliker Andacht [5]) juwe Ersamheide, eyn [6]) myt juwer leven Moder unde Suster sampt unde bisunderen up den sulfigen Sondag by my to Stade willen erschynen, myt mynen anderen Herren vnd Frunden, de alsdenn ek by my kamende werden, frolich to synde, Dusser mynes frundliken Bede nergen mede tovorleggende [7]), vordene [8]) ick wedderumme willig gerne. Gott dem Herrn gesunde unde frisch bevalen. Scriptum vnder mynem Ingesegel am Sondage Trinitatis Anno MDXVI.

Johann von Helvensen,
Radmann to Stade.

Dem ehrsamen Herrn Johan Brande, Radmanne to Bremen, mynem leven Swager, frundliken geser.

Anmerkung zu 5. Der Inhalt dieses Hochzeitbittebriefes ist bald commentirt und weniger interessant als die Form seiner Abfassung, um derentwillen wir ihn hauptsächlich mittheilen. Ein rechter Schwager Johann Brands, d. h. Frauen Bruder oder Schwester Mann, kann Joh. v. Helvensen nicht gut gewesen sein, denn einmal war jener 1516 noch nicht verheirathet und von seinen beiden Schwestern, Lucke (Lucie) und Eilke (Eglika), auch nur die ältere, aber mit Eberh. Speckhan zu Bremen und erst seit 1511; ferner ist nicht zu denken, daß aus einer erst 1486 geschlossenen Ehe noch eine andere Tochter vorhanden gewesen sein sollte, die 30 Jahre später schon einen heirathsfähigen Sohn gehabt. Wir müssen somit auf ei-

---

Sie sandten Gott zum Gruß, oder setzten ein **Laus Deo** (Lob sei dem Herrn) oder, wie hier, ein **Jesus Maria** obenan, bevor sie zu irdischen Dingen übergingen. In der protestantischen Christenheit werden nur noch die Staatsverträge im Namen der heil. Dreieinigkeit begonnen; anders mag es in katholischen Landen sein, zumal in denen des allerkatholischsten Königs. Ein ächter Spanier wird selbst eine Ausforderung kaum anders schließen können, als mit dem üblichen: „Gott erhalte Ew. Gnaden noch viele Jahre." — Doch haben wir Bremer uns auch noch ein Analogon in unseren Bürgerconvents-Protocollen erhalten, am Schluß der Erklärungen von Rath und Bürgerschaft, welches hoffentlich immer etwas besseres bleiben wird als leere Form. 2.) alweldige, allgewaltige. 3.) de staet, die kosten, wie man noch sagt: sie stehen ein für ꝛc. 4.) wol don, hier: so gut sein. 5.) dore, darf. 6.) bekoren, in Versuchung führen, hier wohl so viel, als: bemühen, behelligen. 7.) Im 16. Jahrhundert war es durchweg bräuchlich, die Fünfzehnhundert (die größere Zahl) vorauszusetzen und nur die Zehner und Einer hinzuzuschreiben. Daher datirte man auch oft: „im Jahre der kleineren Zahl 41" u. s. w.

1) Mit Anwünschung alles möglichen Guten. 2) **octava Corporis Christi** ist der 8. Tag nach dem Frohnleichnamsfeste; der Sonntag darauf der 3. Trinitatis. 3) das billige Gunde, das Sacrament der Ehe. 4) vertrouwen, anvertauen. 5) Andacht, Absicht. 6) eyn, zugleich. 7) nicht entgegen zu sein. 8) vordenen, hier: dankbar erwiedern.

nen entfernteren Affinitätsgrad schließen und annehmen, daß nach heutigem Sprachgebrauch der Eingeladene wohl „Herr Vetter" begrüßt worden wäre. Uebrigens ist diese wohlgesetzte Missive ein Muster des altniederdeutschen Curialstyls, beneidenswerth für den Liebhaber wegen der Participial-Constructionen, der Biegungsfähigkeit der Substantive ohne Beihülfe von Präpositionen u. dgl. m., jedoch im Periodenbau nicht eben nachzuahmen; etwas gedrechselt und stelzenhaft, selbst im Vergleich mit den Proben vertraulicher Schreibart, die wir früher gegeben. Demselben entsprechen auch die altfränkischen Redensarten: „mit Vermögen alles Guten", „freundlicher Andacht", „dieser Bitte nirgends mit zu verlegen, verdiene ich wiederum willig gerne u. s. w.", sowie nicht minder der gewiß schon damals im gemeinen Leben nicht mehr übliche Ausdruck: „das heilige Gunde." Über den Ursprung dieses letzteren geben die alten Glossarien nur ungenügend Aufschluß; was sie sagen, läuft etwa auf „Weiblichkeit, Frauenschaft" ꝛc. hinaus, sodaß Adelgunde, Kunigunde darnach „edles, kühnes Weib" heißen würde. Sprachforscher vom Fach mögen ihn mit γυνή, genus, quinna, queen und Quene in Verbindung setzen, oder, wenn sie zu Bonn studirt haben, die Wurzel im Sanskrit suchen; wir Andern werden am besten thun, auf die Herausgabe von Grimms deutschem Wörterbuch zu warten.

(Der Beschluß folgt.)

* Goethe's Hermann und Dorothea.

Diesem Meisterwerke Goethe's liegt eine wahre Begebenheit zum Grunde, welche sich bei der Auswanderung der vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg im Jahre 1731 zutrug. In einer im folgenden Jahre erschienenen „Historie derer Emigranten ꝛc." wird sie folgendermaßen erzählt:

„Noch ein Exempel muß ich anführen, was zu Altmühl in dem Oettingschen vorgegangen ist und die Emigranten zu Gera erzählt haben. Ein feiner und vermögender Bürger daselbst hatte einen Sohn, welchen er oftmals ermahnet zu heirathen, aber ihn niemals dazu bewegen können. Als die Emigranten durch dieses Städtchen reisen, sieht er unter ihnen eine Person, die ihm vom Herzen wohlgefällt; demnach faßt er den Entschluß bei sich, dieselbe zu heirathen, wo es angehen wolle. Aus dieser Absicht erkundigt er sich bei denen übrigen, wie ihre Familie und Aufführung beschaffen sei. Diese berichteten ihm, daß sie von redlichen Eltern geboren wäre und sich allezeit wohlverhalten hätte; um der Religion willen wäre sie von denselben geschieden und hätte sie zurückgelassen. Hierauf geht er zu seinem Vater und vermeldet ihm, daß er nunmehr seinen Ermahnungen folgen und sich in den Ehestand begeben wolle. Er habe sich eine Person erkoren, die seinen Augen gefalle, wenn er ihm erlauben wolle, dieselbe zur Ehe zu nehmen. Der Vater verlangt zu wissen, wer sie sei und wie sie heiße. Er erzählt ihm, es sei eine Salzburgerin, und wo er ihm diese nicht geben werde, wolle er niemals heirathen. Hierüber erschrickt der Vater und bemüht sich ihm solches auszureden. Er läßt derowegen auch einige von seinen Freunden und einen Prediger rufen. Alle wenden allen Fleiß an, den Sohn auf andere Gedanken zu bringen, aber Alles war vergeblich, daher der Priester endlich meint, es könne Gott seine sonderbare Fügung dabei haben, daß es sowohl dem Sohn als der Emigrantin zum Besten gereiche. Hierauf geben alle ihre Einwilligung dazu und stellen es dem Sohn in seinen Gefallen. Dieser geht sogleich zu der Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle. Sie antwortet: Herr, ganz wohl! Er versetzt weiter, ob sie wohl bei seinem Vater dienen wolle. Sie sagt: Gar gerne! Wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen. Hierauf erzählt sie ihm alle ihre Künste, daß sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und andere Hausarbeit verrichten könne. Er nimmt sie also mit sich und stellt sie vor seinen Vater. Dieser fragt das Mädchen: ob ihr denn sein Sohn gefalle und ob sie ihn heirathen wolle. Weil sie nun nichts von der Sache wußte, so meinte sie, man pflegte sie zu veriren. Darum sagte sie, ei man solle sie nur nicht foppen. Der Sohn hätte für seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, werde sie ihm treu dienen und ihr Brod wohl erwerben. Doch der Vater beharrt darauf, und der Sohn zeigt auch nach ihr sein ernstliches Verlangen.

Hierauf erklärt sie sich also: Wenn es denn Ernst sein soll, so bin ich es gar wohl zufrieden und will ihn halten, wie mein Auge im Kopfe. Der Sohn reichet ihr hier darauf ein Ehepfand, damit sie sein ernstliches Bezeigen daraus ersehen möge. Sie aber sagt zu ihm: sie müßte ihm doch wohl auch einen Mahlschatz geben. Unterdessen greift sie in den Busen und überreicht ihm ein Beutelchen, worin sich 200 Stück Ducaten befanden."

* Eingesandt.

Seit 30 Jahren sind in dieser guten Stadt viele Verbesserungen gemacht worden, aber es mangelt noch Vieles.

An der nördlichen Seite des U. L. Fr. Thurms ist seit vielen Jahren ein Schauer zum Behuf der Kirchenleitern, damit diese trocken bleiben. Auch stehet dort eine große Wasserkumme, welche freilich bei einer Feuersbrunst von vielem Nutzen seyn kann. In der Kirche selbst ist viel Raum, wo die Leitern hängen könnten. Die Wasserkumme könnte im Thurme selbst stehen.

Auch ist das Haus auf dem Kirchhofe in der Nähe der Sögestraße keine Zierde.

Anonymus.

∴ Vorstadt-Brunnen.

Der letzte Brand in der Vorstadt richtet hoffentlich die Aufmerksamkeit der verehrlichen Behörden auf den Uebelstand, daß in der so sehr angebauten Vorstadt so wenig öffentliche Brunnen angetroffen werden. Der Mangel wird nicht dadurch ersetzt, daß mehrere Privat-Brunnen vorhanden sind, denn diese gräbt man — namentlich in der neueren Zeit des Schnell- und Billig-Bauens — nur wenige Fuß tief, und sie sind gleich erschöpft, wenn man sie über den Bedarf der Haushaltung in Anspruch nimmt. Ueberhaupt hat es viele Unzuträglichkeiten, wenn bei Brandfällen die Privat-Brunnen requirirt werden müssen. Man spricht und schreibt jetzt so viel über die Regulirung und Verschönerung der Vorstadt, man sollte aber zu allererst Hand anlegen, ihr das Nothwendige zu verschaffen! —

† Korrespondenz-Nachricht.

Münden, am 1. Februar 1841.

Die Flüsse sind in ihre Ufer zurückgekehrt, und wenn gleich der hohe Schnee wohl noch einmal eine Anschwellung derselben befürchten läßt, so darf man sich doch der Hoffnung hingeben, daß dadurch eine Ueberschwemmung, wie wir sie erlebt, nicht wieder eintrete, da die Flüsse vom Eise frei sind, und die Sonne den Schnee mehr und mehr successive schmelzen wird. Je ängstlicher wir waren, als die Fluthen am 18. Januar so sehr stiegen, daß sie in der Nacht auf den 19. die Höhe, welche sie im Jahre 1799 erlangt hatten, schon um einige Zoll überstiegen, je erfreulicher war es, das schnelle Sinken am 19. wahrzunehmen. Freilich waren, da das Wasser bis in den obern Theil der Stadt, bis über das Posthaus gestiegen war, alle Keller unter Wasser gesetzt, allein man hatte vorsorglich doch die mehrsten geräumt, und wo dieses nicht anging, wenigstens die Faßtagen gesichert. Das Vieh war an höher belegener Orte gebracht worden, so daß auch hiervon nichts verunglückte. Ein großes Glück für uns und alle, welche ihre Waaren über hier beziehen und solche hier lagern hatten, waren die vor einigen Jahren neu erbauten Packhäuser, worin gerade 16,900 Centner 89 Pf. lagerten. Obgleich zur Ersparung der Transportkosten diese Packhäuser nach dem Wunsche der Kaufmannschaft, möglichst nahe an die Bremer-Schlacht angebauet waren, so rieth doch die Vorsicht, den ersten Boden in den Häusern wenigstens möglichst dem höchsten Wasserstande zu entziehen, den die Vorfahren erlebt hatten und das war der von 1643, denn damals war die ganze Stadt bis an die Aegidien-Kirche überschwemmt. Zu diesem, seit der Zeit nie wieder erlebten Wasserstande hätte es aber noch 4 Fuß Steigung bedurft, und dann selbst würden die untersten Böden der Packhäuser noch nicht berührt sein, da sie noch 2 Fuß höher gelegt sind. Aus den untern großen Räumen der Packhäuser, in denen das Wasser allerdings 11 Fuß hoch stand, waren aber zeitig alle Waaren in die Höhe gebracht worden. Wäre aber auch das Wasser noch höher gestiegen; so würde es ein leichtes gewesen sein, durch die vorhandenen 5 eisernen Winden, welche jede 50 Centner tragen, die Waaren auch noch auf die obersten Böden zu schaffen, die noch nicht belagert waren. Bei allen Leiden, die ertragen werden mußten, gewährte dieses doch für Alle die größte Beruhigung, denn recht viele unserer Mitbürger hatten es im Jahre 1799 erlebt, daß viele Waaren in den einzelnen Privat-Packhäusern durch das hohe Wasser verdorben waren. Leider haben übrigens einige Holzhändler bedeutende Verluste an weggeschwommenen Floßholze erlitten und recht viele Häuser haben mehr oder weniger, insbesondere hat aber das Schützenhaus und das Haus an der obern Fähre sehr gelitten. Nach einer summarischen Ausmittelung ist der verursachte Schaden im Allgemeinen auf 9—10000 Rt. anzuschlagen, wobei Einzelne sehr betheiligt sind. Die Vorstadt Blume hat im Verhältniß noch mehr gelitten. Kein Haus hatte das Wasser verschont und ganze Gefache eingerissen, insbesondere litt die dortige herrschaftliche Mühle und deren zeitiger Pächter. Der Schaden kann auf 3 bis 4000 Rt. angeschlagen werden. Menschen und Vieh sind aber auch hier nicht verunglückt und dieses ist ganz vorzüglich der Unerschrockenheit und Thätigkeit der hiesigen Schiffer zuzuschreiben.

So bedeutend nun auch der Schaden Einzelne betroffen hat; so danken wir doch alle Gott, daß er uns vor größerem verschonte.

* Einbalsamiren der Aegypter.

Es ist so häufig von dem Einbalsamiren und den Mumien der alten Aegypter die Rede, daß es vielleicht manchem unserer Leser interessant sein wird, wenn wir das gewöhnlich dabei beobachtete Verfahren mit wenigen Worten beschreiben. Aus der Leiche wurden zuerst die Eingeweide entfernt; darauf wurde das Gehirn durch eine Augen- oder Nasenhöhle weggeschafft und etwas Harz hineingebracht. Hierauf wurde der Körper mit ungelöschtem Kalk bedeckt, und dann die Oberhaut mit einem stumpfen Messer oder einem andern ähnlichen Instrument mit Verschonung der Nägel abgeschabt. Der Körper wurde dann auf mehrere Tage in ein mit Wachs und Harz angefülltes und beständig erwärmtes Gefäß gelegt. Hierauf wurde die Oberfläche des Körpers gegerbt und in Natronwasser gelegt. War er wieder herausgenommen und getrocknet, so wurde er mit Byssus und Linnen, die mit Gerbstoff imprägnirt waren, sorgfältig umwunden.

Auflösung der Charade in Nro. 10.

Waldmeister.

Miscellaneen.

(Tout comme chez nous.) Man schreibt aus Paris: Zwei Tage vor Neujahr hörte der starke Frost auf, und nun begann ein Thauwetter, wodurch die Straßen zum Theil ungangbar wurden. Es ist aber einmal Brauch, daß die Pariser am Neujahrstage schaarenweise aus allen Stockwerken in die Gassen hinabsteigen, sich Glück wünschen und Geschenke bringen oder fordern. Sie müssen also den Schlamm durchwaten, um vor einander zu erscheinen, wenn sie nicht reich genug sind, Wagen halten oder miethen zu können. Dies sind die goldnen Tage der Miethkutscher, Unternehmer von Omnibus und andern Fuhren. Unter solchen Umständen bekommt auch die Polizei immer derbe Verweise in den Tageblättern wegen der Nachlässigkeit, womit sie die Reinigung der Gassen besorgt, da sie doch dreißig Millionen Franken von den Einwohnern jährlich erhebt. Diese in übler Laune vorgebrachten und von Stadtbehörde demüthig hingenommenen Vorwürfe verdient sie aber nicht ganz. Wenn alles Eis und aller Schnee plötzlich aufthaut und die Gassen in Schlammpfützen verwandelt, so müßte die Stadtbehörde hunderttausend Menschen zu ihrer Verfügung haben und einige tausend Karren in Bewegung setzen können, um die zweitausend Gassen so schnell zu reinigen, als es die Pariser wünschen, das heißt in Zeit von einigen Stunden. Da dies nicht sein kann, so müssen die Pariser Geduld haben, wenn sie können, und sich damit begnügen, daß die Gassen allmählig gereinigt werden und der normale Zustand der Stadt nach und nach wieder hergestellt wird. Die Pariser haben noch nicht gelernt, sich selbst zu helfen; sie verlassen sich auf die Obrigkeit, welche, wie sie meinen, dafür bezahlt wird, und fegen kaum ein wenig vor ihren Thüren. Die Polizei muß unter solchen Umständen ein Heer von Gassenkehrern in Sold nehmen, welche in verschiedene Stadtreviere vertheilt werden und unter Aufsicht von Inspectoren so gemächlich fegen, als man es von Söldlingen erwarten kann. Die Armen bekommen dadurch Gelegenheit, Taglohn zu verdienen, und ihnen wird mit dem Fegen zuweilen besser geholfen als der schmutzigen Stadt. Winters entstehen immer Berge von Koth, welche man weit aus der Stadt schaffen muß. Verschiedene Mittel sind vorgeschlagen worden, um die Stadt schnell zu reinigen, und ich glaube, man hat eigene Maschinen dazu erfunden. Mit diesen scheint man aber wenig auszurichten, und man bleibt bei dem alten Brauche, die Wegschaffung des Kothes an den Wenigstfordernden zu verpachten.

(Die Pariser Bäcker.) Aus Paris meldet man: Der Polizeipräfect hat abermals eine Ordonnanz erlassen, welche den Bäckern streng einschärft, alles Brod, welcher Art es auch sei, den Käufern im Laden vorzuwiegen, und welche ferner letztere belehrt, daß sie auf der Vorwiegung jedes Brodes bestehen können, und nicht verbunden sind, mehr als das wirkliche Gewicht des Brodes zu bezahlen. (Man ahmt den Franzosen bei uns so manches Nutzlose und Abgeschmackte nach; warum nicht auch das wahrhaft Nachahmenswerthe, wie z. B. ihre trefflichen und streng zur Ausführung kommenden Vorschriften in Betreff der Bäcker, wodurch das Publikum, nicht bloß in Bezug auf Eine Brodgattung, gegen Bevortheilung geschützt wird?)

(Geistesgegenwart.) Ein Pariser Journal erzählt: Kürzlich wurde ein bekannter Schriftsteller, ein Mann von großer Kaltblütigkeit und Muth, des Abends von einem wilden Kerle angefallen, der ihm mit gezücktem Dolche seine Börse abverlangte. „Teufel, ruft der Andere aus, ich war gerade im Begriffe, an euch dasselbe Verlangen zu stellen, da ich aber sehe, daß ihr ein Kamerad von mir seyd, so kommt mit, ich will die Beute, die ich früher einem andern abgejagt, mit euch theilen.“ Der dumme Teufel ließ sich anführen und ging mit seinem neuen Freund, der sichs angelegen sein ließ, ihn der Obhut der nächsten Patrouille zu empfehlen.

(Protestantischer Gottesdienst in Paris.) Die **Eglise de l'assomption** in Paris wird zum lutherischen Gottesdienst eingeräumt werden. Dies ist ein großes Bedürfniß; denn bis jetzt haben die Lutheraner nur den kleinen Tempel der Billette, wo im Monat nur einmal Vormittags deutscher Gottesdienst sein kann, während dreimal französisch gepredigt wird. Nach der Einräumung der **Eglise de l'assomption** soll es regelmäßig abwechselnd geschehen, französisch in der Billette, wenn deutsch in der Assomption, und umgekehrt.

(Deutsche Dichter.) Als vor einiger Zeit Bulwer auf einem Schiffe den Rhein hinabfuhr, flaggte dasselbe und ehrte den Gast durch Salven. Bald darauf fuhr Ludwig Uhland auf demselben Schiffe, und als er sich einschreiben ließ, fragte ihn der Besitzer des Schiffes mehrere Mal nach seinem Namen, weil er ihm ganz fremd war.

(Beckers Rheinlied.) Das deutsche Volk kann nun seinen Patriotismus auch tanzen, denn ein Hr. Kufferath hat das berühmte Rheinlied als Galopade gesetzt und Deutschlands Jugend gewidmet. Böse Zungen hatten verbreitet, Becker sei über die übertriebenen Huldigungsbezeugungen verrückt geworden. Seine Anrede, als man ihm den Fackelzug brachte, mag wohl dieses Gerücht hervorgerufen haben.

(Die Gräber zu Ottensen.) In Ottensen ruhten die Gebeine von 1138 aus Hamburg durch Davoust, am Weihnachtsabend 1813 Vertriebenen, die im Elend und Jammer dahingerafft waren. Zwei Obelisken mit der Inschrift: „Gottesacker der vertriebenen Hamburger“ zierten den Eingang; ein einfaches Denkmal führte unter Palmenzweigen die Worte: „Friede den Entschlafenen.“ — Aber der Friede der Gräber ist gestört, jenes Denkmal suche man dort nicht mehr! Während Frankreich die Gefallenen seiner großen Woche unter ei-

ner Denksäule beisetzt, des „Kaisers“ Gebeine aus der Verbannung heimholt in das Land, das er groß und mächtig gemacht, sind die Gräber jener Armen, die Hunger, Kummer, Elend dem Tode in die Arme warf, umgewühlt, die Knochen heimgeholt, doch nicht im feierlichen Trauerzuge, sie sind zwischen Pestanger und Judenkirchhof verscharrt, weil der fünfundzwanzigjährige Pacht-Contrakt abgelaufen, weil Hamburg, die reiche Handelsstadt, zu arm war, um jenen Platz, 27 Quadrat-Ruthen, für 2000 Mark zu kaufen!

(Die Hongkaufleute in Canton.) Man zählt in Canton dreizehn fremde Factoreien oder Hongs, welche die Namen verschiedener Nationen führen und sowohl von Kaufleuten als Krämern bewohnt werden. Diese Factoreien haben die Aussicht auf den Fluß, sind etwa 900 Fuß lang und 150 Fuß tief. Ein offener Platz auf der Vorderseite dient zum Ausladen der Waaren und zum Spaziergange. Jede Factorei ist in verschiedene Wohnungen getheilt, drei Stock hoch, und mit einem engen Gange versehen, welcher nach dem Hintergebäude führt. Die Hitze, der Rauch, der Lärm und das Gewühl in diesen Gebäuden, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an weiblicher Gesellschaft geben ihnen so ziemlich das Ansehen eines Gefängnisses. Die Zimmer auf der Vorderseite sind jedoch angenehm, und mehrere Factoreien haben hübsche Spaziergänge auf dem Dache.

(Die Brüder Grimm.) Der Gehalt von 2000 Thalern, den die beiden Brüder Grimm (zusammen) bekommen, übersteigt dasjenige nicht, was sie bisher aus den Fonds der zur Unterstützung der sieben Göttinger Professoren zusammengebrachten Summen bezogen haben.

(Moderner Servilismus.) Im Königreich Bayern sind den Schulen Gebete für den König vorgeschrieben worden. In dem von der protestantischen Behörde vorgeschriebenen Formulare heißt es unter Andern: Laß uns, o Gott, in ihm (dem König) stets Dein Bild erkennen und nie vergessen, daß er, von Dir über uns gesetzt, in Deinem Namen uns regiert. Gieb uns ein dankbares und gehorsames Herz, daß wir frühe darnach trachten, seine Freude zu sein und sein getreues Volk zu werden, das in ihm Dich ehrt, in seinem Reiche Dein Reich fördert und dadurch würdig wird, zur Fülle Deiner Gnade zu gelangen.“ In einem andern Formulare heißt es: „Wir danken Dir von ganzem Herzen, daß Du auch über uns in Gnaden einen König gesetzt, und Dich und Deinen Willen in ihm geoffenbaret hast.“

(Nelsons-Monument.) Das Nelson-Monument in London wird auf dem Charing-Groß-Platz aufgestellt werden, auf einem Fußgestell von ringsum zwölf Stufen, an den vier Seiten Erinnerungen an Nelson's vier Hauptschlachten, St. Vincent, Kopenhagen, Nil und Trafalgar, und jede Ecke von einem Löwen gehütet. Die Säule, in ihrer Höhe 170 Fuß, im Durchmesser 11 Fuß 6 Zoll, und korinthischer Ordnung, wird auf ihrem, dem Titusnen Muster des Mars Ultor in Rom nachgebildeten und auf jeder Seite mit einer Viktoria besetzten Kapitale ein rundes, mit Lorberzweigen und Löwenköpfen verziertes Piedestal und dieses die 17 Fuß hohe Statue des großen Seehelden tragen. Der Schluß der Inschrift soll lauten: „**His memory shall endure when this column shall have perished**“ — sein Andenken wird fortdauern, wenn diese Säule nicht mehr ist — und die Statue fertigt der geachtete Bildhauer Bailey.

(Viadukt zwischen Birmingham und Manchester.) Der große Viadukt, welcher die Eisenbahn zwischen Manchester und Birmingham bei Stockport über das Thal des Mersey führt, ist dieser Tage vollendet worden. Es ist das größte Werk der Art, welches sich irgendwo findet. Der Viadukt hat eine Länge von 1768 Fuß, eine Höhe von 111 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses, und ruht auf 26 halbkreisförmigen Bogen, von denen die 22 Hauptbogen eine Spannung von 63 Fuß haben. Die Breite des Viadukts ist für eine doppelte Schienenbahn berechnet, und beträgt 28 Fuß. Das Werk wurde in der kurzen Zeit von 1¾ Jahren vollendet, und hat eine Summe von 70,000 Pfund Sterling gekostet.

(Landkarten der Chinesen.) Die Landkarten der Chinesen sind merkwürdig. Unter andern haben sie eine Weltkarte, welche 2 Fuß breit und 3½ Fuß hoch ist. Auf dieser Karte bedeckt China fast den ganzen Raum. Links in der obern Ecke ist ein Meer, drei Geviertzoll haltend, worin Europa, England, Frankreich, Holland, Portugal und Afrika als kleine Inseln eingetragen sind. Holland ist so groß als das Uebrige, und Afrika nicht größer als die Spitze des kleinen Fingers. An der nördlichen Grenze liegt Rußland sehr groß gezeichnet. Den umgebenden Ocean stellen große Wellen vor, mit glatten Durchfahrten oder Straßen versehen, die sich nach den verschiedenen Inseln und Ländern erstrecken. Die Chinesen sollen glauben, daß Schiffe keine Gefahr laufen, so lange sie in diesen Straßen bleiben, aber bald von den Wellen verschlungen werden, wenn sie aus Unwissenheit der Führer oder durch Stürme genöthigt, sie verlassen müssen.

(Industrie in Spanien.) Der Sinn für große Industrieunternehmungen scheint allmählich auch in Spanien zu erwachen. Hr. Aguado läßt gegenwärtig die reichen Steinkohlenminen zu Sama in Asturien in sehr bedeutendem Umfange bearbeiten. Eine Eisenbahn von etwa 10 Leguas führt nach dem kleinen Hafen von Gijon, und verschafft den Kohlen einen leichten Absatz im ganzen gasconischen Golf. Mehrere Gallerien durchbrechen bereits eilf Kohlenbänke, die den besten Kohlen von Newcastle nichts nachgeben, und unerschöpflich reich sein sollen. Die Eisenbahn, welche ein gebirziges, manchmal 2000 Fuß über dem Meere erhobenes Terrain durchzieht, bot bedeutende Schwierigkeiten dar, die jedoch glücklich überwunden sind.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 11.

Bremen, Sonntag den 7. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 107. Den 3. Februar. Des Anruderers Christian Aug. Peter Helmke Ehefr., geb. Schlepegrel, 59 Jahr; Schlachte.

— 108. Den 4. — Des verst. Landmanns Joh. Friedr. Meyer Wittwe, geb. Meyer, 78 Jahr; Hastedt Nro. 80.

— 109. Den 4. — Des Tanzlehrers Carl Gottl. Heinr. Frölich Ehefr., geb. Bock, 46 Jahr; Jacobistraße Nro. 1.

Nro. 110. Den 5. Fbr. Der Arb. Christ. Friedr. Behnken, 44 Jahr; Dreckort Nro. 3.

— 111. Den 6. — Des Arb. Carl Wilh. Reitmann Ehefr., geb. Colldewey, 39 Jahr; Walldammstraße Nro. 22.

— 112. Den 6. — Des Schneidermeisters Friedrich Wilhelmi Sohn, 8 Monat; Schwanenstraße Nro. 14.

Geburten:

Nro. 149. Den 28. Januar. Des Arb. Carsten Hinr. Wilh. Siefers Ehefr., geb. Uthoff, Buntenthorsteinweg No. 2; von e. Mädchen.

— 150. Den 31. — Des Tischlermeisters Bernhard Meyer Ehefr., geb. Plate, Kirchenstraße Nro. 9 (Neust.); von einem Knaben.

— 151. Den 1. Februar. Des Schauspielers am hies. Stadttheater Georg Friedrich Sympher Ehefr., geb. Seidemann, Tiefer Nro. 52; von einem Knaben.

— 152. Den 2. — Des Cigarrenmachers Conr. Albrecht Ehefr., geb. Hoffschneider hinterm Paulsberg Nro. 77; von e. Mädchen.

— 153. Den 1. — Des Musiklehrers Wilh. Michaelis Ehefr., geb. Wedemeyer, kleine Hundestraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 154. Den 3. — Des Kaufmanns Anton Heinrich Friedr. Kellner Ehefr., geb. Muhle, alten Weg Nro. 8; von einem Knaben.

— 155. Den 3. — Des Schiffscapitains Gerhard Meentzen Ehefr., geb. Trumpf, Obernstraße Nro. 16; von einem Knaben.

— 156. Den 3. — Des Küpergesellen Friedr. Wilh. Siebers Ehefr., geb. Krohne, Timmerstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Nro. 157. Den 3. Febr. Des Kaufmanns Friedr. Anton Geyer Ehefr., geb. Kopitzsch, Wachtstr. Nro. 19; von einem Mädchen.

— 158. Den 3. — Des Stuhlmachers Chr. Conrad Diedr. Böckmann Ehefr., geb. Krebs, kl. Rosenstraße Nro. 19; von e. Mädchen.

— 159. Den 4. — Des Schneiders Joh. Diedr. Krüder Ehefr., geb. Jäger, Hastedt No. 98; von einem Mädchen.

— 160. Den 4. — Des Fuhrmanns Friedr. Wilhelm Halenbeck Ehefr., geb. Rothermund, Steinstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 161. Den 4. — Des Zimmergesellen Joh. Gottfr. Michael Leitner Ehefr., geb. Gardelmann, Krummenstr. No. 6; von einem Mädchen.

— 162. Den 4. — Des Dr. juris und Cataster-Beamten Daniel Schultz Ehefr., geb. Stallforth, Kohlhökerstr. No. 18; v. e. Knaben.

— 163. Den 5. — Des Kimmkers Friedr. Ficke Ehef. geb. Undütsch, gr. Johannisstraße No. 198; — von einem Knaben.

— 164. Den 6. — Des Federposenarbeiters Johann Diedr. Falkenburg Ehefr. geb. Mues, kl. Allee No. 9; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 32. Der Lohgerbergesell Thomas Dammann hies. und Anna Gesina Elisab. Schröder aus Wildeshausen.

— 33. Der Tischlermeister Joh. Wilh. Tjaden zu Norden und Anna Friederike Voß aus Hamburg.

— 34. Der Tischleramtsmeister Georg Hinr. Friedr. Hermann Dubbe und Sophia Margar. Heuer hieselbst.

— 35. Der Kaufmann Andreas Mayer und Gesina Wien hieselbst.

Nro. 36. Der Arb. Joh. Friedr. Bartels, gen. Linge, und Johanna Henriette Eckhoff hieselbst.

— 37. Der Unteroffizier im großherzogl. Oldenburgischen Landdragoner-Corps Diedr. Coners und Caroline Henriette Menges zu Hasbruch.

— 38. Der Buchdrucker Friedr. Gustav Bollmann, gen. Jacobi, und Sara Elisabeth Sontag hieselbst.

— 39. Der Zimmergesell Franz Friedr. Ludwig Poppe und Catharina Miestermann hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 12.

Bremen, Donnerstag den 11. Februar 1841.

Bremen, den 10. Februar 1841.

Am 9. Februar d. J. entschlief Herr Senator Anton Daniel Albers. Er war geboren am 30ten April 1774, und in den Rath erwählt am 19. April 1825. Seine speciellere Geschäftsverwaltung war diese Mitglied des Obergerichts, Scholarch, bei der Reclamations-Deputation, bei der Ertheilung der Bürgerrechte, bei den Nachtwachen, bei der Pupillen-Commission, Inspector bei dem Armenhause, bei den Waisenhäusern, dem Krankenhause, St. Johanniskloster, St. Remberti-Hospitale, dem Catharinenstifte, Ilsabeen-Gasthause, den Nicolai-Jacobi- und St. Petri-Wittwenhäusern, bei den Mäklern, bei den Theerhäusern und der Discontocasse und bei den Krankenladen für Zimmergesellen, Morgensprachsherr bei den Maurern, Zimmerleuten, Blechenschlägern, Reepschlägern, Schnürmachern und Wassermüllern, Inspector bei den Windmüllern.

Seit einigen Jahren bekleidete der Genannte auch die Stelle des Bevollmächtigten der Nautischen Assecuranz-Compagnie.

Rechtschaffenheit und Thätigkeit sichern dem Verewigten ein ehrenvolles Andenken.

---

* „Beweint sie nicht."

von Th. Moore,
übersetzt von M.

Beweinet sie nicht, die das Grab uns entzog
In des Lebens glücklicher Morgenzeit,
Eh' Mehlthau den Blumen die Farben entsog,
Eh' die Erde nahm, was dem Himmel geweiht! —
Die Quell' ist, eh' Sorge sie trübte, erstarret
Und schlummert gefroren ein Weilchen lang,
Indem sie der Sonne des Himmels harret,
Die nach Eden sie leitet, wo einst sie entsprang!
Beweinet sie nicht, die das Grab uns entzog
In des Lebens glücklicher Morgenzeit,
Eh' Mehlthau den Blumen die Farben entsog,
Eh' die Erde nahm, was dem Himmel geweiht.

Betrauert sie nicht, die Braut aus dem Thal,
Daß der Tod die Frohste, die Lieblichste knickte.
Eh' Jugend und Glanz sich den Wangen entstahl,
Als die Myrte noch frisch die Stirn' ihr schmückte!
O Theure, das war ja die Zeit, zu entfliehen
Dem Grame der Welt, den sie nicht empfand,
Und es jubelten mit ihr in Melodien
Dort oben Lippen, den ihren verwandt!
Betrauert sie nicht, — sie wandert jetzt,
Wo kein Band die Schwingen der Seele hält, —
Ein Stern, den kalter Thau nicht benetzt,
Strahlt sie herab auf die Thränen der Welt!

Eine Heirath durch Entführung.

Ich saß eines Nachmittags allein und gedankenlos im Zimmer eines kleinen Gasthauses in einem der langweiligsten Dörfer Südfrankreich's. Der Regen rauschte in Strömen herab, so daß ich gezwungen wurde meine Unterhaltung im Hause zu suchen; darin war ich aber sehr unglücklich. Ich saß ein Paar Stunden an meinem einsamen Tisch, die Zeit wegzuträumen, obgleich der Abend erst hereingebrochen war; was sollte ich zunächst beginnen, die Zeit zu tödten? Ich ging in der Stube auf und ab, bis ich dessen müde war, und fing aus Verzweiflung an, die am Fenster herabsickernden Tropfen zu zählen. Meine freundliche Wirthin sah, wie träge mir die Zeit vorüberschlich, und versuchte es, durch alle die geringfügigen, ihr zu Gebote stehenden Mittel mich zu zerstreuen. Sie brachte mir eine Flöte, freudig griff ich darnach, sie war aber an drei Stellen geborsten, und an der einzigen im Hause befindlichen Violine fehlten zwei Saiten. Da ich kein Paganini war, so konnte ich auf den Überbleibseln keine Musik machen und warf das Instrument von mir. Waren Bücher vorhanden? Sie wußte es nicht, wollte aber versuchen, mir welche zu verschaffen, und kam nach einiger Zeit mit einem Bande eines albernen Romans zurück; ich las ihn durch, und versuchte dies zwei Mal zu thun, die Natur war aber zu schwach zu solchem Unternehmen, und das Buch flog in die Ecke, in der die Geige lag. Indem ich meine Augen hoffnungslos umherwarf, eine Beschäftigung zu finden, sah ich zufällig in einer der Fensterscheiben die Namen: Kasimir und Julie in einem Herzen, mit Diamant in das Glas geschnitten. Dieser geringfügige Umstand war für einen Müssigen ein guter Fund; ich trat an das Fenster, um die Namen mit einer Art freudigen Gefühls zu untersuchen. Meine Wirthin, die schon zu verzweifeln anfing, freute sich innig darüber, Etwas gefunden zu haben, womit sie mich zerstreuen konnte, und hub also an:

„Ich sehe, Sie betrachten die beiden Namen in der Scheibe. Ja, diese jungen Leute fanden die Zeit nicht so träge hinschleichend, wie Sie."

„Sie wissen also, wer die Leute waren? Erzählen Sie!" —

„Mit dem größten Vergnügen! Im vergangenen Frühjahr kamen ein junger Herr und eine junge Dame hier an und blieben mehre Wochen bei mir. Beide waren schön, und es war schwer zu entscheiden, wer von Beiden den Anderen mehr liebte. Sie wohnten in dem kleinen nach Süden zu liegenden Zimmer, das nach dem Blumengarten meiner Tochter geht, und sie gingen den ganzen Tag nicht aus dem Hause; Abends pflegten sie am Flusse spazieren zu gehen, und ich bemerkte oft, daß die Augen der Dame, wenn sie nach Hause kamen, roth waren, als ob sie geweint hätte, und der junge Mann sah aus, als ob er gleichfalls weinen wollte. Sie waren gegen Jedermann artig und freundlich, und alle Leute im Hause hatten sie lieb. Wer sie waren, oder was sie an einen so entlegenen Ort brachte, weiß ich nicht, und sie sprachen auch nie darüber. Sie zahlten regelmäßig aus einer Börse, die, wie ich sah, von Woche zu Woche leerer wurde. So standen die Sachen, und wir waren dermaßen an die Fremden gewöhnt, daß wir uns den Kopf nicht über sie zerbrachen, als ich eines Morgens ganz in der Frühe durch den Geruch von Dampf erweckt wurde; ich sprang auf, in der Meinung, das Haus brenne. Ein dicker, stickender Rauch, der aus dem südlichen Theil des Hauses kam, betäubte mich fast. Ich lief, so schnell ich konnte, nach dem Zimmer, wo jene wohnten, und als ich die Thüre öffnete, sah ich — was meinen Sie Herr? — Da lag der arme, junge Mann und neben ihm die Dame auf der Erde und das Zimmer war mit dem Dampf der Steinkohlen, die sie über Nacht angezündet hatten, angefüllt. Denken Sie nur, zwei so hübsche Leute wollten sich um's Leben bringen! Ich öffnete das Fenster, und die frische Luft schien sie wieder in's Leben zu rufen. Während ich es versuchte, ihnen beizuspringen, hörte ich einen Wagen vor der Thüre halten, und einen Augenblick nachher stürzte ein Fremder, ein großer, schöner, alter Mann von militärischem Aussehen, in das Zimmer; er erkannte den jungen Menschen sogleich, denn er schrie: „Kasimir! mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!" und stürzte ohne Besinnung an seiner Seite nieder. Dennoch brachten wir sie Alle, mit Beihülfe meiner Mägde, wieder in's Leben, und nun hätten Sie nur die Freude sehen sollen, und wie sie durcheinander weinten und lachten, und ich mit ihnen. Der alte Herr war ein General de Beausencourt, wie ich hörte, und der junge sein Sohn, der ein hübsches, junges Mädchen, die weit unter seinem Stande war, geheirathet hatte, und mit ihr vor dem Zorne des Vaters geflohen war; seitdem sie Paris verlassen, hatte der General sie mit dem festen Vorsatz, seinen Sohn, falls er ihn fände, mit Gewalt zurückzuführen und die Heirath durch das Gericht auflösen zu lassen, verfolgt. Als er aber seinen theuern Sohn so bleich und stumm daliegen sah, besiegte die Liebe den Zorn, und er verzieh nicht nur ihm, sondern um seinetwillen auch seiner jungen Frau; alle Leiden hatten nun ein Ende, Alle waren so glücklich wie möglich und fuhren in der Equipage des Generals fort."

Die Erzählung meiner Wirthin interessirte mich sehr, und ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Liebe des jungen Paars oder den Edelmuth des vergebenden Vaters.

Zwei Jahre waren verflossen, und ich hatte die Liebenden und ihre Geschichte gänzlich vergessen, als ich zur Soiree im Hause eines unserer ausgezeichnetsten Maler eingeladen wurde. Als ich in's Zimmer trat, fand ich unseren Wirth in einem tiefen Gespräch mit einem ernstaussehenden Manne begriffen. Sie sprachen über Ehen, und der Maler behauptete eifrig, daß eine solche nie ohne gegenseitige glühende Liebe glücklich sein könne. Sein Gegner behauptete, daß Heirathen der Art immer unglücklich ausfielen; nachdem er

sich eines Weiteren darüber ausgelassen hatte, setzte er hinzu: „Ich bedauere solche gedankenlose Geschöpfe, welche die phantastischen Träume von Liebe und Glück in einer solchen Verbindung zu verwirklichen hoffen, vom Grunde meiner Seele, denn sie werden schnell genug grausam enttäuscht werden und ihren unverbesserlichen Irrthum bitter bereuen."

„Ich glaube" — fiel ich ein — „Ihnen zwei Personen nennen zu können, die Ihre Art zu schließen glänzend widerlegen werden." Darauf erzählte ich die im Wirthshause gehörte Begebenheit, welche meinen Wirth tief ergriff.

„Nun?" — fragte ich am Schlusse derselben.

„Der junge Mann" — antwortete mein Gegner — „wird seines Vaters Nachgiebigkeit bedauern, ehe er ein Jahr verheirathet ist; er wird durch diese unpassende Verbindung, die er, aus seinem Rang in der Gesellschaft hinaustretend, eingegangen ist, und an ein Weib, deren Ideenkreis von dem seinigen ganz verschieden ist und sein muß, gekettet, allen Stolz und Ehrgeiz verlieren und ein unglückliches Dasein hinbringen. Ja, er wird größere und materiellere Übel erdulden. Übersättigung, Gleichgültigkeit und Ekel werden bald der romantischen Liebe folgen, und Beide werden einander entfremdet werden; ein solches Leben werden Kasimir und seine Gattin verbringen.

„Sie kennen also den Helden dieser Erzählung? — fragte der Maler, denn ich hatte keinen Namen genannt. Der Fremde schien die Frage nicht zu hören, ging von uns weg und setzte sich an einen Spieltisch. Einige Minuten darauf sagte ihm ein junger Mensch: daß seine Frau sich nach Hause zu begeben wünsche. Er war mitten im Spiele und die Mittheilung schien ihn in üble Laune zu versetzen. „Bringen Sie Ihre Schwester nach Hause," antwortete er und spielte weiter fort. Der junge Mensch ging auf eine blasse, unglücklich aussehende Frau zu, die sogleich mit ihm den Saal verließ. „Wer ist die Dame, welche so eben fortgegangen ist?" — fragte ich die Hausfrau.

„Die Gemahlin des Herrn Kasimir de Beausenfourt! — war die Antwort.

---

* Alter Briefstyl.

(Schluß.)

6.

Wolbrich Botmer an Meta Brand.

Jesum Christum unde den Gecrucigeden mit minen pr. nr. [1]) vor ene frundlike Grete! Ersame leve Weseke [2]), gi scholt weten, dat ik van der Gnade Godes noch gesund unde stark bin unde wol tofreden in God dem Heren. Des sulven geliken begere ik alle Tid van juwer Leve [3]) to horende. Wortmer, min allerleveste Weseke, alse ik gehort hebbe, dat ju unse leve Here vorseyn [4]) hevet mit siner Gnade unde hevet ju gehulpen, dat gi to juwen eigen Huse gekomen sind, dat mi sere leef is, unde ik hebbe ok gehort, dat gi to grotem State unde Ere gekomen sind, so begere ik otmodeliken [5]) van ju, dat gi ju dar nicht inne en vorhoverdigen [6]), andenkende dat juwe leven Olderen unde Frunde in sodanem State nicht gewest en hebben, unde ik begere van ju, dat gi unse armen Frunde darumme nicht en willen vorsmaden [7]) unde vorunwerden, wante dar mochte gi Gode grotliken to na doen. Mer anseyt unde andenket dat Exempele unses leven Heren, de dat Cruce gedragen hevet, wante he was de allerhogeste unde he word gelikewol ein Knecht unde hevet umme unsen willen gedeynt dreundartich Jare in Otmodicheit unde Verworpenheit, unde de Junefrouwe Maria word darna geheten eine Moder Godes unde se nomet [8]) sik eine Derne [9]) des Heren. Leve Weseke, hevet dit stedes in juwen Herten: we sik hir vorhoverdige, de schal hir na vorneddert werden unde we sik hir vorotmodige, de schal hir na vorhoget werden. Min leve Weseke, gi scholt weten, dat et mi leef is unde dat et ju mag des utermaten wolgan, so veren alse gi dar otmodich bi sind; wante Staat unde Ere en vordomet [10]) den Minschen nicht, mer allene de Meininge unde Hoverdicheit des Herten. Min allerleveste Weseke, ik begere otmodeliken van ju, dat gi mi so lange nicht mer en willen vorgeten, alse gi sus lange gedan hevet; mer denket miner so overlang, up dat de Leve twuschen ju unde mi nicht en vorkolde, up dat ik Orsake hebbe, dat ik unsen leven Heren des truweliker vor ju bidden moge. Min leve Weseke, doet so wol unde sendet mi umme Jesus willen einen hilligen Breef [11]), alse gi one allersuverlikest kont krigen, den wolde ik in unse Bedebook hebben; ik wille de Mate in dussen Breef leggen. Min allerleveste Weseke, ik begere otmodeliken van ju, dat gi willen woldon unde komen na Paschen [12]) to mi unde bringen unse leve Weseke, de Nevesche, mede unde mine leve Suster. Hir mede Gode bevalen gesund unde falich to allen Tiden, unde unse erwerdige Moder but ju hirbi vel dusent guder Nacht unde ore pr. nr., unde ik beyde ju also vele guder Nacht alse Gode unde siner leven Moder word gedacht, unde ik sende ju ein lang pr. nr. unde ein grot Ave Maria unde dit sulve segget ok miner Suster unde der Neveschen. Ge-

---

1) pr. nr., Pater noster. 2) Weseke, Wase, Base.

3) juwer Leve, daher: Ew. Liebden. 4) vorseyn, versehen. 5) otmodeliken, demüthig. 6) sik vorhoverdigen, hoffährtig werden. 7) vorsmaden, verschmähen. 8) nomet, nennt. 9) Derne, hier Magd. 10) vordomet, verdammt. 11) hilligen Breef, wahrscheinlich eins jener ausgeprickelten, mit Farben, Arabesken und Sprüchen gezierten Heiligenbilder, wie man sie noch wohl in katholischen Gegenden sieht, als Zeichen in ein Buch zu legen. 12) Paschen,

screven mit Haste unde mit Orlöve unser erwerdigen Domina, des ersten Donredages in der Basten.

Wolbrich Botmers,
eine wessiede [13]) Jonefruwe to
Mariengarden binnen Verden in
der Stat.

Der ersamen unde woldedigen
Brouwen Meteken Brandes,
miner leven Weseken, frundliken
unde demodeliken gescreven.

Anmerkung zu 6. Wiederum ein Nonnenbrief, geschrieben in Veranlassung der Heirath Johann Brand's d. J. mit Meta Scherer, des bremischen Bürgers Olding Scherer nachgelassener Tochter (im J. 1517). Ob Wolbrich Botmer Tante oder Cousine der jungen Frau gewesen, steht dahin, der Ausdruck „Weseke" (Bäschen) ist vieldeutig: — aus ihrem mütterlich ermahnenden Tone sollte man eher das Erstere schließen. Jedenfalls muß sie viel älter gewesen sein als ihre geistliche Schwester Margarete Trupe, denn dieser Brief hat Hände und Füße und spricht eine ungleich reifere Lebensansicht aus, freilich nicht ohne einen kleinen Beigeschmack von Säure. Ob letztere verdient war, ob Staat und Ehre der jungen Rathmannsfrau wirklich schon den Kopf verdreht oder dies doch zu besorgen stand, wer möchte das nach 300 Jahren entscheiden wollen? Wahr ist es, Johann Brand war eine neidenswerthe Parthie nach den Begriffen ihrer Zeit, — jung, reich, von alter angesehener Familie, väterlicher wie mütterlicher Seits mit den Adelsgeschlechtern der Huden und Groepelingen verwandt und Erbe ihrer Güter, selbst schon Rathmann, mithin in alle Wege berechtigt, unter den Gliedern „des ersten Grades" zu rangiren, welchen die alte Kleiderordnung den Bürgermeistern und Rathleuten, ihren Frauen, Kindern und Geschlechtsgenossen reservirt. Meta Brandes durfte fortan, ohne Ärgerniß zu geben, eine goldene Kette tragen, sechszig Goldgulden schwer, dergleichen sie gewiß zum Brautgeschenk erhalten, — dazu eine goldene Haube und reichvergoldeten Gürtel, Kragen von Sammet oder Damast, Hoiken mit Atlas gefüttert und feinem Rauchwerk verziert, seidene, vielleicht gar goldene Borden an den Kleidern. Bei ihrer Hochzeit war es sicher herrlich hergegangen, ein reicher Zug von perlenbekränzten Jungfrauen über den Markt zur Kirche, weit über 100 Gäste eingeladen und Tanz und Schmaus drei volle Tage lang, vom lustigen Geschmetter der Rathstrompeten begleitet — lauter Auszeichnungen, die unsere aufgeklärte Welt, im Vollgenuß der ihr statt deß gewordenen Titelfreuden, billig belächeln mag. Dem sei wie ihm wolle, in Wolbrich Botmer's Augen war ihre Nichte zu solchen Ehren von Haus aus nicht bestimmt; der alte Scherer muß also wohl dem zweiten Stande „den vornehmsten Kaufleuten, Brauern und dergleichen angesessenen und wohlvermögenden Bürgern" oder selbst nur dem dritten, d. h. „den Ämtern, Schiffern und dergleichen frommen Bürgern" angehört haben; Gewisses ist darüber nicht zu sagen. — Inzwischen hat Johann Scherer, vermuthlich ein Bruder Olding's, nach alter Bremer Weise doch dafür gesorgt, auch dem Scherer'schen Namen ein Andenken zu sichern, bleibender und ehrenvoller, als es diese Heirath seiner Nichte war. Es schreibt sich nämlich von ihm ein frommes Vermächtniß her, das durch sein Testament im J. 1505 gestiftet, bis auf den heutigen Tag besteht. Gegen Empfang von 88 Bremer Mark, so lautet die Bestimmung: räumte das ehemalige an St. Martini belegene Gertruden Hospital den Testamentsvollstreckern den zweiten Wohnkeller, von der Straße ab gerechnet, zu einer Gottesbude ein, vier ehrliche arme Wittwen oder Jungfrauen nach dem Willen Meteke Scherer's und ihrer nächsten Angehörigen da hineinzusetzen, denen das Hospital daneben jährlich gegen die Fasten 1 Fuder Kohlen und ½ Mark in Geld, Oel oder Fisch davon zu kaufen, zu verabreichen hatte. Aus dem Hospital ist später das alte Kornhaus, zuletzt ein Privateigenthum geworden; der Staat hat Anno 1818 durch eine Capitalzahlung an die Brandischen Erben von seiner Verpflichtung sich freigekauft; die armen Wittwen wohnen nicht mehr im Keller und leiden keine Noth vom Wasser; sie denken auch nicht mehr daran für die Seele Johann Scherer's fleißig zu bitten und täglich einen Rosenkranz zu beten zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau Maria: allein die Nachkommen Johann und Meta Brand's, jetzt die Familien Lampe und Willmanns, leisten nach wie vor gewissenhaft, was der alte Scherer zur Ehre seines Namens angeordnet hat. Und sonach dürfen wir voraussetzen, daß im Sinne jener Zeit, aus welcher die bis dahin mitgetheilten Briefe stammen, die Hochmuthssünden Meta Brand's genugsam abgebüßt sein mögen.

13) Ostern. 12) wessiede oder messiede, geweihte? — etwas Ähnliches muß dies nirgends aufzufindende Wort bedeuten.

Berichtigung zur letzten Nummer.
Seite 84 Sp. 2 Z. 3 von unten, statt „anvertauen l. „antrauen".

Aufeisung der Weser im Jahre 1771.

In dem genannten Jahre hatte sich unterhalb Bremen eine solche Menge Grundeis in der Weser festgesetzt, daß der behinderte Strom die Deiche durchbrach, und zwar in noch schlimmerer Weise, als es in den jetzigen Tagen geschehen. Es möchte daher an der Zeit sein noch einmal den Bericht mitzutheilen, welchen der mit der Aufeisung beorderte Ingenieur-Lieutnant R. E. Schilling damals abstattete. Die Gegenwart möge daraus erkennen, wie kräftig unsere Väter dergleichen Uebel angriffen.

„Am 6. Januar 1771 fing es an sehr stark zu frieren, welches bis über die Mitte dieses Monats fortdauerte. Den 16. setzte sich das Eis in der Weser, oberhalb und unter-

halb der Stadt Bremen. Den 22. und folgende Tage stellte sich Thauwetter mit Regen ein. Den 27. entstand unterhalb Vegesack eine ungewöhnlich starke Fluth mit einem Sturm aus Nordwesten, wodurch das zur Braake, und dort herum befindliche Eis zerbrochen, den Strom hinauf getrieben, und unter das bei Ronnebeck in der Krümmung des Stroms, noch stehende Eis in den Grund geschoben wurde. Hierdurch entstand der erste und hauptsächlichste Eisdamm, welcher durch den gleich wieder eintretenden Frost und das beständig hinzukommende Treibeis immer mehr verstärkt, und die Ursache zu den nachfolgenden neuen Dämmen wurde. Dieses verursachte oberhalb dem Damm eine Aufstauung des Stromes, wodurch der Hafen zu Vegesack überschwemmt wurde, und da hiezu ein hohes Oberwasser kam, so erhielt sich der Strom daselbst in seiner Höhe. Den 22. fiel wieder Frostwetter ein, und die Oberfläche des angeschwollenen Stromes wurde mit Eis bedeckt, welches von erwähntem Damme zu Ronnebeck bis oberhalb der Stadt sich erstreckte. Den 30. war Thauwetter. Den 3. Febr. ging das Eis unterhalb der Brücke fort, setzte sich aber nahe unter der Stadt.

Den 4. Febr. brach auch das Eis oberhalb der Brücke auf, und trieb das vorhero gestaute Eis mit sich fort; machte in der sogenannten langen Bucht viele Bewegung und setzte sich wegen des fortdauernden Dammes zu Ronnebeck an verschiedenen Orten feste. Ein großer Theil davon wurde unter die von Vegesack bis Dirhausen befindliche Oberfläche von Eis geschoben, und verursachte daselbst einen neuen starken Damm, ein andrer Theil wurde über die Deiche, besonders bei Hasenbüren aufs Land getrieben. Hierdurch schwoll das bereits hohe Wasser an der Stadt immer mehr auf, welches auch die nächstfolgenden Tage fortdauerte, obgleich in der Nacht vom 5. zum 6. wiederum Frostwetter entstand, so daß am 9. das Wasser an mehren Orten unterhalb der Stadt einige Fuß hoch über die Deiche lief. Ueberhaupt war das Niveau des Stromes so sehr verändert worden, daß einige Deiche unterhalb der Stadt überliefen, die nach der Maße an der Brücke noch hätten trocken bleiben müssen.

Den 10. Febr. brach der Gröpelinger Deich diesseits und jenseits der Ziegelhütten durch, wodurch das Weerder- und Blockland, welches schon von dem vorher geschehenen Ueberlaufen der Deiche mit Eise bedeckt war, gänzlich und sehr hoch überschwemmet wurde. Der Strom lief unter dem Eise daselbst fort, und fiel durch die im Blocklander Deiche bereits entstandne Braaken in die Mumme und Leesum wieder hinein, und dieser Zug dauerte nachhero, da noch verschiedene andere Brüche entstanden waren, bis zum Fall des Wassers fort, obgleich nicht in der anfänglichen Stärke, weil die Braaken größtentheils mit Eise bedeckt waren. Verschiednemal wollte man einen jenseitigen Zug aus der Leesum nach der Weser bemerkt haben. Hiedurch war nun die Gemeinschaft von der Stadt zu Vegesack aufgehoben. Kurze Zeit nach diesem Durchbruch erfolgte gerade gegen über zu Woltmershausen ein neuer, wodurch auch das Nieder-Viehland unter Wasser gerieth. Weil aber die Braake bei dem Durchbruche bald rund umher mit Eise besetzt wurde, so hörte der Zug des Stromes sehr bald in selbiger auf. Auch brachen noch einige kleinere Land-Deiche außer dem Stephani-Thor durch, wodurch ein Theil der Vorstadt überströmet wurde. Während diesen Durchbrüchen war das Wasser an der Stadt einige Stunden lang im Fallen, es fing aber bald wieder an zu wachsen, und war den 11. Febr. an der Brücke 15 Fuß 3 Zoll hoch gestiegen, ein wenig weiter aber wohl 1 Fuß höher, wodurch verschiedne Straßen der Stadt unter Wasser kamen, welche bei angeführter Wasserhöhe sonst frei geblieben wären. Nachmittags lief der Deich in der Neustadt binnen einer Stunde mit Eis und Wasser so stark über, daß der größeste Theil der Neustadt mehrere Fuß hoch unter Wasser gerieth.

So nöthig es nun gewesen wäre, zu Verhütung mehrerer und größerer Unglücksfälle, aufs schleunigste alle Mittel zu versuchen, um die erste Ursache derselben, die erwehnten Eisdämme durchzubrechen, so unmöglich war es bishero wegen Mangel der Communication gewesen. Da aber diesen Tag einige Leute von Vegesack über das Eis im Blocklande zur Stadt kamen, so wurde mir von denen zu dieser Absicht ab Amplissimo Senatu ernannten Herren Commissarien und Deputirten der Befehl ertheilet, mich sogleich nach Vegesack zu begeben, und von dem Befinden der dortigen Umstände einen vollständigen Bericht zurück zu senden. Ferner wegen der anzuwendenden Mittel eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, und selbige baldmöglichst ins Werk zu richten.

Diesem zufolge ging ich sogleich in Begleitung einiger Matrosen von hier ab. Bis Grammeke war das Eis fest und sicher, von da aber bis zur Burg ward wegen der daselbst befindlichen zum Theil noch offenen Braaken die größeste Vorsicht erfordert. Die Häuser in Grammeke waren, so viel man sehen konnte, noch eben vom Wasser frei. Die Burg war gänzlich überschwemmt, und selbsten die Brücken standen größtentheils unter Wasser, weswegen man die Brücke über die Leesum aus Vorsichtigkeit mit großen Steinen beschwert hatte. Das Eis in der Aue, der Weser, und dem Hafen zu Vegesack stand mit dem Platz um den Hafen gänzlich à Niveau. So wie ich daselbst erfuhr, war die Weser vom Ausfluß der Ochten an gänzlich zugefroren, und mit den Deichen bis Dirhausen gleich; vom Hafen aber bis zum Fähr, war der Strom unten am Berge in einer geringen Breite offen geblieben, vermuthlich weil er daselbst für den nördlichen und östlichen Winden beschützt war, und wegen seiner dortigen Tiefe. Bei Ronnebeck fing sich eine anfangs nicht sehr breite Oeffnung an, welche sich zuletzt in ein freies Wasser verlor, und in welcher noch einiger Strom zu merken war, wie ich nachhero selber befand. Es mußte also noch einiger Zug zwischen dem Eise übrig seyn, und schien es daher nicht unmöglich, diesen Zug, obgleich durch viele Mühe und anzuwendende Kosten zu vergrößern, und einen Canal durch den Eisdamm zu eröffnen. Den 12. Februar ging ich, nebst dem Hafenmeister und einigen grönländischen Commandeurs nach Ronnebeck, nachdem daselbst eine Anzahl Arbeitsleute bestellet, und die benöthigten Werkzeuge, nebst einer Chaluppe wegen zu besorgender Gefahr

vorhero dahin abgefahren worden. Hier wurde nun um Mittag bei der erwähnten offenen Stelle mit ohngefähr 200 Arbeitern der Anfang gemacht einen Canal von beinahe 120 Fuß breit durch das Eis anzulegen.

Dieses erste Eis war nur eine bloße Oberfläche und anfangs ziemlich dünne, es wurde aber nach dem Damme zu, welcher in der von Lobbendorf nach der Maschhören hin befindlichen Bucht war, immer stärker. Ueberhaupt lief selbiges von hier in einer allmähligen Erhöhung bis nach Dirhausen auf, und waren hier die Deiche im Stedinger Lande an 9 Fuß über Wasser. Man fing damit an die Arbeitsleute auf beiden Seiten des Canals zu stellen, und das Eis gegen den Strom auf durchzuhauen; diese beiden Längen wurden mit der Eissäge durchgesäget, *) sodann in gehörigen Zwischenräumen nach der Breite quer über durchgehauen; und ein Theil Arbeiter brachen mit großen Hebebäumen die losgehauenen Stücke weg, und ließen sie von dem Strom forttreiben, welcher hier aber nicht viele Gewalt hatte und sehr niedrig war. Anfangs da das Eis nicht sehr dick war, wurde eine Chaluppe auf die losgehauenen Stücke aufgeschleppet, wodurch selbige in Stücke brachen, und forttrieben. Die Richtung des Canals folgte theils der Richtung des Fahrwassers, theils den Stellen, wo man die größeste Tiefe, und den stärksten Zug des Stromes verspürte, welcher deshalb allezeit vorher pilotiret wurde. Weil hier aber nur sehr wenig Grundeis, und wie gesagt, nur die blosse Oberfläche vorhanden war, so kam man diesen Tag 700 Schritte weit mit dem Canale fort.

(Der Schluß folgt.)

*) Diese Eissägen wurden allezeit nur, nach der Länge des Stroms sowol hinauf als hinunter gebraucht, aber niemalen nach der Breite, weil der Strom dieselbe nimmer in ihrer Bewegung verhinderte. Aus dieser Ursache waren auch keine Gewichte an den Eissägen.

* Über Witterungs-Beobachtungen.

(Mitgetheilt.)

Die Witterungskunde (Meteorologie) gewinnt in unsern Tagen durch die vielen und so weit ausgedehnten Arbeiten der Physiker aller Welttheile, derselben eine wissenschaftliche Basis zu gründen, überall ein so allgemeines Interesse, daß einige Worte über sie auch in dem Bürgerfreund eine günstige Aufnahme finden werden, zumal da Bremen selbst durch die so schätzbaren Tabellen des Hrn. Dr. Philipp Heineken, Theil an jenem Unternehmen genommen hat. Es ist nicht zu bezweifeln, daß durch solche Bemühungen endlich auch die Naturgesetze gefunden werden, nach welchen die Veränderungen und innern Bewegungen der Atmosphäre, die Erscheinungen im Luftkreise, durch Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus und durch manche andre Kräfte, die bis jetzt noch den physikalischen Forschungen entgingen, erfolgen. — „Leider" sagt A. v. Humboldt in der schönen Abhandlung über die Temperaturverschiedenheit auf dem Erdkörper, „hat das Studium der Meteorologie in einer Zone beginnen müssen, wo die Verwickelung der Ursachen, die in der Nähe und Ferne wirken, wo Zahl und Intensität perturbirender Kräfte am größten sind. Wenn je die freiere Cultur des menschlichen Geistes, wie man es gegenwärtig erwarten darf, einen ihrer Hauptsitze unter den Wendekreisen aufschlägt: so ist vorauszusetzen, daß man dort bei dem einfachen Gange der Erscheinungen deutlich erkennen werde, was hier, im Spiel gleichzeitig wirkender streitender Kräfte, lange verborgen geblieben ist. Von dem Einfachen ist es leicht zu dem Zusammengesetzten überzugehen und eine wissenschaftliche Meteorologie kann man sich als von den Tropen nach dem Norden zurückkehrend denken. Unter dem Palmenklima führt ein schwacher Ostwind immerdar gleich erwärmte Luftschichten herbei. Das Barometer zeigt, wie der Gang der Magnetnadel die Stunde des Tages an. Erderschütterungen, Stürme und Donnerwetter stören die kleine aber periodische Ebbe und Fluth des Luftmeers nicht. Die veränderte Abweichung der Sonne und die dadurch in ihrer Stärke modificirten oberen Luftströme vom Aequator gegen die Pole, bestimmen den Anfang der Regenzeit und die elektrischen Explosionen, welche beide zu regelmäßigen Epochen eintreten. Nach der Richtung des Wolkenzuges kann der Reisende sich fest wie nach einer Magnetnadel orientiren; und in der trocknen Jahreszeit würde in vielen Gegenden der Tropenwelt die Erscheinung eines Gewölkes am dunkelblauen Himmel die Bewohner eben so in Erstaunen setzen, als uns der Fall eines Aërolithen oder des rothen Polarschnees, als den Peruaner das Krachen des Donners oder als alle Bewohner der tropischen Ebenen ein Hagelwetter. Diese Einfachheit und Regelmäßigkeit meteorologischer Erscheinungen läßt eine leichtere und glücklichere Einsicht in ihren Causalzusammenhang erwarten"

In der That vergleicht man die an verschiedenen Punkten der Erde angestellten Witterungs-Beobachtungen, so entdeckt man deutliche Gesetze, von denen man früher keine Ahnung hatte. — So wissen wir jetzt, daß fast auf der ganzen Erde vom Aequator bis zu einer Breite von 70° und zu einer Höhe von 2000 Klaftern die Quecksilbersäule des Barometers periodischen Schwankungen unterworfen ist, daß sie täglich zweimal ihren höchsten und eben so oft ihren niedrigsten Stand und zwar ersteren zwischen $8\frac{1}{2}$ und $10\frac{1}{2}$ Uhr früh, und zwischen 9 und 11 Uhr Abends, letzteren zwischen 3 und 5 Uhr Abends und 3 und 5 Uhr Morgens erreicht; wir wissen, daß die Ursache dieser regelmäßigen Veränderungen des Luftdruckes theils in der Anziehung der Sonne und des Mondes zur Erde, theils in der Wirkung der Sonnenwärme und im Dunstgehalte der Atmosphäre ihren Grund hat. Sonne und Mond bewirken durch ihre Anziehung in der Atmosphäre eben so täglich eine Ebbe und Fluth wie in dem Meere. Die Sonnenwärme vermehrt nicht nur die Ausdehnsamkeit der Luft, wodurch täglich zur Zeit der größten Luftwärme ein Minimum des Druckes, zur Zeit der geringsten Wärme ein Maximum desselben erzeugt würde, sondern befördert auch die Dunstbildung. Durch zunehmende Dünste wird aber der Druck der Atmosphäre vergrößert, es entsteht ein Maximum des Dunstdruckes zur Zeit, wo ein Minimum des Luftdruckes statt findet und durch Zusammenwirkung dieser zwei Momente entstehen täglich 2 Minima und 2 Maxima des Barometerstandes.

(Der Schluß folgt.)

Miscellaneen.

(Man schreibt aus Berlin): Wohl noch kein Gedicht (es beginnt: „Wir wollen ihn nicht haben") hat hier eine ähnliche Sensation erregt, als das vielbesprochene auf die Hassenpflugsche Anstellung. Mannigfach variirt, geht es von Mund zu Mund. Nicht der Haß allein, auch eine systematische Angst macht blind. Offenbar hat diese das Gedicht erzeugt. Es ist kein Spottgedicht, sondern eine Aeußerung von Nationalsympathien und Antipathien. Die Wärme des preußischen Gefühls, die sich deutlich in mehreren Versen ausspricht, zeugt für seinen preußischen Ursprung. Ich verstehe darunter, daß sein Verfasser nicht im Lager der doktrinären Liberalen, sondern der altpreußischen Patrioten zu suchen sein dürfte. Das Gedicht, in seiner Tendenz, ist doch nur der Ausspruch der nationalen Gefühle; als solches hat es den unerhörten Effekt hervorgebracht. Man behauptet, daß es unsern König, als er es zu Gesicht bekam, sehr betrübt, und er den Tag für den ersten traurigen seiner Regierung erklärt habe; aber es ist eben so bekannt, daß der König nicht gezürnt hat. Sein Schmerz rührte allein daher, daß ihm bisher eine Besorgniß seines Volkes unbekannt geblieben, welche einen solchen poetischen Aufschrei veranlassen konnte. Und Niemand weniger als unser hochherziger König will, daß dem, der aufrichtig sein religiöses Interesse gefährdet glaubt, der Mund verschlossen bleibe. Nur daß es allein in solcher Form sich Luft machen zu können glaubte, ist das allgemein Betrübende. So viel man weiß, ist es nicht der höchste Wille, daß nach dem Verfasser Nachforschungen angestellt werden. Auch dürfte er, nach der vorherrschenden Meinung, in Regionen anzutreffen sein, wo die strafende Gerechtigkeit nicht gern hingreift, und was etwa schlimm ist, dadurch schlimmer werde. Von Herrn Hassenpflug selbst weiß man man zur Zeit hier noch wenig. Mehrere aber sind der Meinung, daß die nationale Angst im Object blind und zu rasch geurtheilt habe. Er sei ein Mann von Charakter und entschieden rechtlicher Gesinnung, der der streng religiösen Richtung huldige, dagegen, nichts weniger als zum „Knechtlingskroß" gehörig, von sich selbst sagen könne: ich bin besser als mein Ruf. Die entschiedene Charakterstärke, mit welcher er den hessischen Dienst verließ und in Luxemburg für die pecuniären Interessen der Provinz auftrat, werden auch von liberalen Ehrenmännern gerühmt. Ja viele wünschten, daß ein solcher unschmiegsamer, durchaus gerader Charakter in der Nähe des Throns immer stände, einer, der nicht vor Pensionirung und Absetzung zittert, und auf die Gefahr, seinen Gehalt zu verlieren, das für wahr Erkannte rücksichtslos ausspricht. Von der religiösen Ansicht des Herrn Hassenpflug haben wir viele, von dieser andern Eigenschaft des viel besprochenen Mannes behauptet man nicht, daß sie in Fülle anzutreffen sei. Es ist allein die einstweilige Anstellung als Richter in Preußens höchstem Gerichte, welche keine Vertheidiger findet. Einige lustige Geschichten knüpfen sich an das Hassenpflugsche Lied. Es giebt in Schottland Balladen, die irgend eine grauenvolle oder großartige That eines Clanhäuptlings erzählen. Je nachdem der Minstrel dieselben in einer Grafschaft sang, wo die Buttlers vorherrschten, oder die Gordons, änderte er die Namen der handelnden Personen. So wurden die Unthaten bei den Buttlers auf Rechnung der Gordons, und bei diesen umgekehrt auf Rechnung jener geschrieben. Gerade so variiren auch in unserm Liede die Namen. Man erzählt, daß dieser und jener seine Abschrift einem andern lächelnd vorgelesen, denn die Namen berührten ihn nicht. Dafür zieht aber der andere ein Exemplar aus der Tasche und zeigt ihm, daß sein eigener Name darin prangt. Nur wo die Namen zugleich Reime sind, muß diese Variation unterbleiben. Das Beste ist, daß auch die Getroffenen gute Mienen zum Spiele gemacht haben. So dürfte die ganze Sache ohne böses Blut, und vielleicht mit einigem heilsamen Ansatz ablaufen.

(Dr. Dieffenbach.) Man schreibt aus Berlin: „Unser genialer Dieffenbach, der erst vor Kurzem die operative Chirurgie durch glückliche Heilung des Schielens bereicherte, hat in diesen Tagen einen neuen Beweis seines ungemeinen Scharfsinns und unermüdeten Studiums dadurch geliefert, daß er auf mechanischem Wege durch Ausschneidung eines keilförmigen Stückes aus der Zunge das Stammeln und Stottern mit glücklichstem Erfolge hob.

(Die chirurgische Schule in Konstantinopel.) In der chirurgischen Schule zu Galata haben am 12. Jannar die anatomischen Sektionen begonnen. Die ersten Leichen wurden aus den fränkischen Spitälern geliefert, bis das Vorurtheil der Türken und ihr Abscheu gegen Leichenzergliederungen überwunden sein wird, worauf sodann die Cadaver aus den öffentlichen Krankenhäusern genommen werden sollen. Diese Neuerung darf als einer der denkwürdigsten Fortschritte der Kultur in der Türkei angesehen werden.

(Ueberschwemmungen.) Durch den Eisgang der Elbe ist bei Mühlberg die ganze Landschaft auf dem rechten und linken Ufer unter Wasser gesetzt worden. Die Stadt selbst wurde überschwemmt und in manchen Straßen erreichte die Fluth eine Höhe von 3 Ellen. — Auch der Eisgang der Oder, der ohne Gefahr vorüber zu gehen schien, hat sich äußerst bedenklich gestaltet. Bei Löwenberg hätte beinahe die Schnellpost in den Fluthen des Bober mit acht Passagieren ihren Untergang gefunden, wären nicht sachkundige Männer auf Kähnen herbeigeeilt, um die Bedrängten zu retten. — Bei Regensburg hat die Donau die tiefer liegenden Ortschaften auf dem linken Ufer überschwemmt und in einer Strecke von 2 Stunden einen ganz neuen Lauf genommen. Die Ueberschwemmten kämpften dort mit den größten Entbehrungen. Menschen und Thiere campiren auf den Hausböden, wo es ihnen an Wärme und Nahrungsmitteln gebricht. Vieles Vieh kam in den Fluthen um. Die Donaubrücke bei Lauringen ist durch einen

heftigen Eisstoß in Trümmer gesunken. — In die meisten Häuser der Stadt Dietz konnte man nur durch die Fenster der zweiten Stockwerke gelangen. — In England hat die Themse, in Frankreich die Seine, in Belgien die Schelde weite Landschaften überfluthet und besonders den Saaten großen Schaden zugefügt. In Polen haben die Saatfelder, die bis jetzt noch keine Schneedecke haben, durch die große Kälte sehr viel gelitten.

Man schreibt aus Cassel: Die Wasserfluthen haben bei uns großen Schaden angerichtet, besonders vor dem Leipziger Thore, an Gärten, Bäumen und Häusern. Viele Gegenstände sind weggeflossen, Wände niedergeworfen, Fußböden aufgewühlt u. s. w. Menschen sind nicht umgekommen. Die Beiträge zur Linderung der Noth sind beträchtlich. Der Kurprinz hat 300 Thlr., die Kurfürstin mit der Prinzessin 150 Thlr. geschenkt. Zu diesen Gaben kommen aber auch unangenehme. Dahin gehören die Gedichte auf die Wasserfahrt des Kurprinzen in die Aue. Diese Ergüsse erregen allgemeines Mißbilligen. Die in schöner Absicht unternommene Fahrt des Kurprinzen, welche zur Hülfeleistung und Rettung der bedrängten Hofdiener in der überschwemmten Carlsaue geschah, verdient und erhielt alles ehrfurchtsvolle Lob; da aber dort keine Gefahr den Schiffenden drohte, so ist es sehr undelikat, sich mit solchen Versen vorzudringen und zwar um so mehr, da es dem Kurprinzen nicht an wahrem Muthe fehlt, der sich in drohender Gefahr gewiß zeigen würde.

(Eisenbahnen.) Zwischen Baiern und Sachsen ist am 14. Januar d. J. ein Staatsvertrag geschlossen, betreffend die Eisenbahn von Nürnberg nach Leipzig. Dieselbe wird die Zwischenorte Erlangen, Bamberg, Hof, Plauen und Altenburg berühren.

In Brüssel ist jetzt die auf der Eisenbahn zu transportirende Gütermasse so groß, daß man unbedeckte Personenwagen hat in Güterwagen umändern müssen.

Auf der Berlin-Potsdamer Bahn fuhren 1840
660,883 Personen.
Die Einnahme war 187,944 Thlr. 7 Sgr. 9 Pf.
Auf der Amsterdam-Harlemer Bahn fuhren 1840
349,994 Personen.
Die Einnahme war 168,832 fl. 80 C.

(Schiffbarmachung der Lahn.) Auf den Antrag der nassauischen Regierung haben sich Preußen, das Großherzogthum Hessen und Nassau vereinigt, die Lahn schiffbar zu machen. Die Stände von Nassau haben vorläufig 800,000 Gulden dazu verwilligt.

(Schnelligkeit der Dampfschifffahrt.) Vor einigen Wochen kam in Liverpool ein Dampfschiff an, das zur Ueberfahrt aus Amerika nach England 11 Tage gebraucht hatte. Das genügt aber noch immer nicht.

(Mecklenburgischer Adel.) In Mecklenburg-Strelitz soll die Spannung und Trennung zwischen dem Adel und den Bürgerlichen leider so groß sein, daß kürzlich mehre gewaltthätige Auftritte dadurch herbeigeführt worden sind. Eine Deputation der achtbarsten Bürger von Neustrelitz hat dem Großherzog eine Vorstellung überreicht, worin sie um Schutz gegen die Anmaßungen des Adels und des Militärs und um Gerechtigkeit für den Bürgerstand bitten. Der Großherzog versprach sehr gnädig die strengste Untersuchung und Ahndung.

(Der Münchener Sieger.) Der Hans Jürgel, der in München den französischen Athleten überwand, ist jetzt in Kupferstich erschienen. Der Künstler hat ihn ringend mit dem Franzosen dargestellt und die Scene gewählt, wo das Volk aus vollem Halse schreit: Hans Jürgel, laß ihn nit aus!

(Grönländische Duelle.) Die Grönländer bedienen sich zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten nicht der Pistole oder des Degens. Ihr Mittel ist Folgendes:

Der Beleidigte macht ein Spottgedicht auf seinen Gegner und sagt es so lange her, bis seine Leute im Hause es auswendig wissen. Darauf kündigt er öffentlich an, daß er mit seinem Gegner an einem bezeichneten Orte zusammen zu kommen wünscht. Sobald das Zusammentreffen Statt findet, singt der Beleidigte seine Satire ab, indem er sich mit einer Art Tambourin accompagnirt, und seine Freunde machen den Chor. Er schleudert Spottreden auf seinen Gegner und sucht auf dessen Kosten das Publikum ins Lachen zu bringen. Dann kommt der Andere an die Reihe. Er sucht Vergeltung zu üben und die Lacher auf seine Seite zu bringen. Seine Partei verfehlt nicht ihm zu applaudiren. Jeder spricht mehrere Male, und die Versammlung giebt zuletzt demjenigen Recht, der sich als den piquantesten Poeten gezeigt hat.

(Instinct von Postpferden.) Man lies't in französischen Blättern! „Die Pferde des Postwagens von Paris nach Amiens haben vor Kurzem einen bewunderungswürdigen Instinct bewiesen. Zu Halicourt (Somme) erlosch die Laterne und der Conducteur stieg ab, um sie wieder anzuzünden. Der Postillon folgte ihm, um seine Pfeife anzustecken. Die sich selbst überlassenen Pferde liefen fort, ohne daß man es gewahr wurde. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Straßen konnte dies die größten Unglücksfälle zur Folge haben, allein die Pferde vermieden sie mit wunderbarer Geschicklichkeit, legten den Weg von Halicourt nach Amiens rasch zurück, fuhren eben so geschickt durch die verschiedenen Straßen der Stadt und hielten endlich vor der Post, wo die Reisenden nicht wenig erstaunt waren, daß sie ohne Postillon und Conducteur die gefährliche Tour gemacht hatten. — Ähnliche Nachlässigkeiten würden sich deutsche Postbediente schwerlich zu Schulden kommen lassen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 12.

Bremen, Donnerstag den 11. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 113. u. 114. Den 6. Februar. Zwei todtgeborne Knaben.

— 115. Den 7. — Christiane Friederike Schumann, 19 Jahr; Neust. Deich No. 61.

— 116. Den 7. — Der Landmann Goedtje Siedenburg, 80 Jahr; Haferkamp Nro. 9.

— 117. Den 7. — Gerhard Mittelstorf, 18 Jahr; alten Steinweg Nro. 13.

— 118. Den 7. — Des Federposenarbeiters Johann Diedr. Falkenburg Sohn, 2 Tage; kleine Allee Nro. 9 D.

— 119. Den 8. — Des Weinküpers Friedr. Dunekamp Ehefr., geb. Schmieding, 45 Jahr; Düsternstraße Nro. 78 D.

Nro. 120. Den 8. Fbr. Des Leinenhändlers Carl Heinrich Niemeyer Tochter, 1 Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 35.

— 121. Den 8. — Funcke todtes Mädchen — Hastedt.

— 122. Den 9. — Des Lohgerbers Joh. Christian Schneider Tochter, 4 Wochen; Gerberhof Nro. 16.

— 123. Den 9. — Der Senator Anton Daniel Albers, 67 Jahr; alten Wall Nro. 10 C.

— 124. Den 9. — Des Maurergesellen Joh. Heinr. Spohler, Sohn 30 W.; Fehrfelde N. 21.

— 125. Den 10. — Des verst. Arb. Friedr. Feldeler Wittwe, geb. Engelken, 75 Jahr; Sandberg Nr. 13.

Geboren:

Nro. 166. Den 5. Februar. Des Stuhlmachers Friedr. Wilh. Volkmann Ehefr., geb. Löscke, gr. Johannisstr. No. 203; von e. Mädchen.

— 167. Den 5. — Des Zimmergesellen Heinr. Theod. Kuhlmann Ehefr., geb. Erasmi, Steinthor No. 113; von einem Knaben.

— 168. Den 6. — Des Eisenwaarenhändlers Joh. Heinr. Oehlmann Ehefr., geb. Siemering Theerhof No. 39; von einem Knaben.

— 169. Den 6. — Des Kaufmanns August Theodor Plump Ehefr., geb. Mertens, Langenstr. No. 92; von einem Mädchen.

— 170. Den 6. — Des Küpergesellen Borchert Tiemann Ehefr., geb. Meybohm, Steinern Kreuz No. 12 B; von einem Knaben.

Nro. 171. Den 7. Fbr. Des Oeconomen Carl Ludw. Bauer Ehefr., geb. Heuerhusen, Ansgarii Kirchhof No. 1; von einem Knaben.

— 172. Den 7. — Des Cigarrenmachers Gerh. Phil. Focke Ehefr., geb. Munderloh, Georgs Hof Nro. 18; von einem Mädchen.

— 173. Den 8. — Des Schuhmachermeisters Johann Rummy Ehefr., geb. Krohne, Neuenstraße Nro. 83; von einem Knaben.

— 174. Den 8. — Des Schneiders Joh. Friedrich Ludwig Brauer Ehefr., geb. Schreiber, Osterthorswallstraße No. 25; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 13.

Bremen, Sonntag den 14. Februar 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 14. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
12 Uhr Cand. Schierenbeck.

St. Martini.
Kein Gottesdienst.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. prim. Krummacher
12 Uhr Hr Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Trost im Leiden.

(Mitgetheilt.)

Wenn die Windsbraut sausend die Luft durchfährt
In grausiger Winternacht;
Wenn der Hagel prasselnd die Fenster schlägt
Und Wolke die Wolke jagt;
Wenn der alte Dom, der schon manchen Sturm
Im Lauf der Jahrhundert' erlebt,
Vom Thurmknopf bis auf den Grund im Kampf
Der Elemente erbebt:
Da wird wohl manches Menschenherz
In Angst und Sorge krank,
Und fleht in brünstigem Gebet
So zitternd und so bang!

Doch wenn nun die Windsbraut zur Ruh' sich gelegt,
Die Sonne im Osten erwacht,
Und ringsum die Schöpfung, gestärkt und belebt,
Sich zeigt in erneueter Pracht;
Wenn die Lerche sich jubelnd vom Neste erhebt,
Dem Himmel ihr Morgenlied bringt,
Und Alles, was athmet und fühlet, und lebt,
Sich freuet und jauchzet und singt:
Da hat wohl manches Menschenherz
Im Stillen schon gedacht,
Nach Regen folget Sonnenschein —
Der Herr hat's gut gemacht! —

Wenn der gierige Haß die Menschen entzweit
Und Wunden verstreuet und Blut;
Wenn der Krieg am Herzen der Völker nagt
In ungebändigter Wuth;
Wenn in der Leidenschaft blindem Wahn
Der Freund seinen Freund verkennt,
Wenn Falschheit, Verläumdung und Tücke gar
Die Braut vom Geliebten trennt:
Da hat wohl manches Menschenherz
Gehärmt sich und geweint,
Und hat wohl, daß der Himmel ganz
Verlassen es, gemeint. —

Doch wenn aus dem Kriege der Friede erwuchs,
Ein schönerer noch, als zuvor;
Wenn Kunst und Gewerbe auf's neue erstehn
In nimmer gesehenem Flor;
Wenn der Freund dem Freunde die Hände drückt
In süßer Versöhnung Lust,
Wenn Bräutchen in Bräutigams Arm wieder ruht,
Den Himmel in seliger Brust:
Da hat wohl manches Menschenherz,
Voll Dankbarkeit, gesagt:
Wie auch der Herr die Seinen führt,
Er hat's doch gut gemacht!

Wenn ein Freund den letzten Tribut bezahlt
Nach des Himmels ew'gem Gebot,
Und liegt er vor uns im Sarge da,
So kalt, so stille und todt;
Und tragen wir ihn zum Friedhof hin
Und graben ihn weinend ein,
Und trennt uns der frische Hügel von ihm
Und der kalte Leichenstein —
Da hat wohl manches Menschenherz
Verzweiflungsvoll geglaubt,
Es sei ihm nun für immerdar
Sein letztes Glück geraubt. —

Doch wenn wir noch eine Spanne Zeit
Auf Erden fürder gewallt,
Da folgen wir ja dem Freunde nach; —
Die Spanne enteilet gar bald! —
Dann schließen wir gerne die Augen zu —
Der Verklärte erwartet uns schon,
Und führet jubelnd als Engel uns
Hinan zu des Ewigen Thron. —
Da hat wohl manches Engelherz
In sel'ger Brust gedacht:
Der Vater liebt die Seinen: ja —
Er hat's doch gut gemacht!

P. J. W.

Der Bremische Rath.

Bei der nahe bevorstehenden Wahl eines neuen Senators richtet sich der allgemeine Blick vorzugsweise auf den Senat und dessen gegenwärtige Verfassung und Gestaltung. Es möchte also wohl von Interesse sein, wenn der Bürgerfreund mit seinen Lesern einen Blick in die Vergangenheit thäte, und die allmählige Entstehung der jetzigen Gestaltung vergegenwärtigte. Das ehrwürdige Rathhaus und der steinerne Roland sind die stummen Wegweiser in das Reich der Vorzeit, die Druckerpresse aber kann und soll diesen Schauplatz erleuchten und von allen Seiten sichtbar machen. Überhaupt — was uns lieb und werth ist, davon hören wir ja immer gerne die ersten Jugendzeiten erzählen! —

Bis zu der Periode Karls des Großen oder bis gegen das Jahr 770 nach Christo gehörten die Bewohner Bremens zu einer der freien Sächsischen Volksgemeinden. Sie wählten ihre Grafen und Schöffen selbst, und diese hatten die Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten wie die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Genossen unter Mitwirkung der freien Familienhäupter in öffentlicher Volksversammlung. Kaiser Karl der Große bezwang bekanntlich in langjährigen Fehden, welche sowohl die Erweiterung der Fränkischen Herrschaft als die Ausbreitung des Christenthums bezweckten, unsere Vorfahren, die heidnischen Sachsen, und es erfolgte eine Beschränkung der Volksfreiheiten. Der Graf wurde jetzt als königlicher Beamter vom Reichsoberhaupte eingesetzt, und er ernannte wiederum, freilich wohl nicht ohne Mitwirkung der Gemeinde aus deren Mitte die Schöffen. Ueber geistliche Vergehen der neuen Christen saß ein Bischof zu Gerichte. Die Grundbesitzer, welche früher nur in die von der Volksgemeinde beschlossenen Kriege ausgezogen waren, wurden heerbannpflichtig, und konnten fortan zu den Reichskriegen unter Anführung des Sächsischen Herzogs aufgeboten werden. Im Uebrigen blieb jedoch die Verfassung wie das Recht der freien Gemeinden ungekränkt. Im Jahre 788 (dessen elfhundertjähriges Jubiläum manche unserer jüngeren Leser wohl noch erleben und gewiß recht großartig feiern werden) bestimmte Kaiser Karl den Ort Bremen zu einem Bischofssitze. Bremen war also von Anfang eine geistliche Schöpfung, und hat diesen Charakter, trotz aller weltlichen Richtungen, welche ein großartiger Handelsbetrieb sonst wohl veranlaßt, bis auf unsere Tage getreulich bewahrt. Der Bischof wurde damit jedoch keineswegs der weltliche Herr, vielmehr blieb die Stadt in den bisherigen öffentlichen Beziehungen zum Reiche, zu den Herzögen und Grafen. Der Bischof war ihr geistlicher Herr und ihm entrichteten die Einwohner des Sprengels den Zehnten. Die weltliche Macht des Bischofs nahm aber allmählig immer mehr zu, indem in die Zahl der unfreien Hintersassen, welche die Kirche von Anfang an hatte, freiwillig Viele eintraten, welche unter des Bischofes Schutze dem harten Druck entfliehen wollten, der aus dem Heerbanne für die freien Gemeinden entsprang. Überhaupt trat nach Karl des Großen Tode eine Zeit der allgemeinen Unordnung ein, bei welcher auch die königlichen Grafen ihre Amtsbefugnisse überschritten, und den Freien viele Unbilden zufügten. Natürlich entstanden zwischen den Bischöfen und Grafen manche Collisionen, und es begann ein Streben der

geistlichen Herren von dem Reichsoberhaupte diejenigen Amtsrechte auch über die Freien zu erlangen, welche bisher den Grafen zugestanden hatten. Manche Verhältnisse, für deren Schilderung hier nicht der Ort, erleichterten dieses Streben, und so erlangte auch der Erzbischof Adeldag*) für Bremen diese gräflichen Rechte durch die von Otto dem Großen ertheilten Privilegien aus den Jahren 937 und 966. Der Erzbischof übte diese Rechte aber streng genommen als ein königlicher Beamter und nicht als selbstberechtigter Landesherr aus. Dem Sächsischen Herzoge blieben auch jetzt noch seine Rechte über Bremen, namentlich das Recht auf den Heerbann, den der Erzbischof selbst aus seinen Leuten bestellte, zu achten, für den Landfrieden zu sorgen u. s. w. Eine zu erwartende Folge war, daß nun wieder Streitigkeiten zwischen den Bremischen Bischöfen und den Sächsischen Herzögen entstanden. Der Sturz Herzog Heinrichs des Löwen (1180) gereichte aber zum großen Vortheile der geistlichen Herren, und 1236 ließ sich Herzog Otto von Braunschweig die noch streitigen Rechte gänzlich abkaufen. In diesen Zeiten strebten die Erzbischöfe ebenfalls ihre weltlichen Amtsrechte (Vogtei) in eine landesherrliche Gewalt über Bremen zu verwandeln. Die Stadt dagegen suchte in ihrer ursprüngliche freie Stellung zum Reiche zurück zu gelangen. In diesem Bemühen sehen wir unsere Väter durch Klugheit und Glück nach und nach so weit gekommen, daß um das Jahr 1200 nach Christo eine selbstständige von der Gemeinde gewählte Behörde — der Rath — hervortritt. Der Rath war hier vermuthlich aus den von der Gemeinde gewählten Schöffen des Vogtgerichtes entstanden, welche stets, wenn gleich unter Aufsicht des erzbischöflichen Vogtes, die Verwaltung der städtischen Gemeindegüter, die Vertretung der Stadt in Handelsverhältnissen zum Auslande und die Sorge für die städtischen Vertheidigungsanstalten gehabt hatten. Ursprünglich bestand die Gemeinde, von der und aus welcher die Rathmänner gewählt wurden, aus rittermäßigen Bürgern, um die Mitte des 13. Jahrhunderts gehörten aber schon die angesehenern Kaufleute zu dieser Gemeinde. Das Amt des Rathmanns scheint anfänglich nur ein Jahr gedauert zu haben. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts soll eine neue Ordnung eingetreten, die Zahl Zwölf die Regel geblieben, dabei jedoch festgesetzt worden sein, daß halbjährlich sechs Rathmänner abgehen und durch Wahl aus den vier Quartieren der Stadt ersetzt, und daß kein Abgegangener vor dem vierten Jahre wieder wahlfähig sein sollte. Die Wahl war bei der versammelten Gemeinde. 1306 wurde dann folgende Einrichtung festgesetzt: zwölf Rathmänner — drei aus jedem Quartier — sitzen während eines Jahres in der Regierung und können erst im vierten Jahre wieder zu derselben gelangen. Die Wahl ist beim Rathe, und daher kommen regelmäßig die abgegangenen Rathmänner im vierten Jahre wieder vor. Das Amt wird daher als lebenslänglich betrachtet; damals bestand der Rath also aus 36 Personen, von denen 9 aus jedem Quartier sein mußten, und von denen immer um das vierte Jahr ein Drittel in der Regierung saß. Nachdem 1307 die übermächtigen Patrizierfamilien, welche sich auch in den Besitz der Rathmannsstellen gesetzt hatten, mit Hülfe der Innungen, welche von allen Lasten einer früheren Hörigkeit allmählig frei geworden, am Ende des 13. Jahrhunderts ihre Privilegien vom Rathe erhalten hatten, auf immer vertrieben waren, findet man 1330 einen Rath von ungefähr dreimal sechs und dreißig Personen. 1353 war aber schon die alte Ordnung von 1306 hergestellt. 1366 wurde die Stadt in bürgerlichen Unruhen von einer Partei an den damals in Bremervörde residirenden Erzbischof verrathen, und es entstand ein neuer Rath, in welchen wohl hundert Personen, besonders aus den Ämtern kamen. Die alte Ordnung kehrte aber bald wieder, die erzbischöflichen Söldner mußten abziehen*), und der vom Erzbischofe jedesmal bei seiner Wahl zur Sicherheit der Stadt ausgestellte Revers wurde von Neuem besiegelt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts trifft man eine allmählig entstandene Neuerung in der Einrichtung des Raths, indem Einer von den zwölfen jedes Drittheiles Procensul oder Bürgermeister genannt wurde. 1391 ließ man sich durch Papst Bonifacius VIII. von dem auf Beachtung der bisherigen Ordnung geleisteten Eide entbinden, um nicht mehr an die regelmäßige Wahl des Rathmannes aus den einzelnen Stadtvierteln gefesselt zu sein, und 1398 beschloß der ganze Rath, daß mit Aufhebung der bisherigen Drittheiligkeit — der Rath aus 24 Personen, nämlich 4 Bürgermeistern und 20 Rathmännern bestehen solle. Zu jedem Bürgermeister gehören 5 Rathsherren und zwei von diesen neuen Quartieren sitzen jedes Jahr in Eide, jedoch so, daß alle halbe Jahr eins abgeht und durch ein neues ersetzt wird, mithin immer wieder nach zwei Jahren zur Theilnahme an der Regierung gelangt. Im Jahre 1428 erfolgte eine aus democratischen Principien veranlaßte Staatsbewegung. Die Gemeinheit führte mit Einwilligung des Rathes die älteste Einrichtung zurück. Der Rath ist danach auf 2 Bürgermeister und 12 Rathmänner beschränkt, von denen eine Hälfte auf der obern, die andere auf der untern Bank sitzt. Nach Ablauf eines halben Jahres tritt die zweite ganz aus und ihre Stelle nimmt die erste ein. An die Stelle der letzteren wird sodann eine neue Hälfte dem Wesen nach von der Gemeinheit gewählt, und wahlfähig sind die Abgegangenen erst wieder im folgenden Jahre. Verwandtschaft mit einem Rathmanne bis in den dritten Grad schließt von der Wahl aus. Mit Beibehaltung der letzteren Bestimmung und mit der Abänderung, daß künftig 4 Bürgermeister und 24 Rathmänner sein sollten, wurde jedoch schon 1433 in Folge einer aristocratischen Reaction die Einrichtung von 1398 im Ganzen wieder hergestellt, bei welcher es dann bis zu der neuern Zeit geblieben ist. Durch ein Statut vom

*) Im Jahre 858 wurde das Bisthum Bremen mit Hamburg zu einem Erzbisthum vereinigt. Der gewöhnliche Sitz der Erzbischöfe war Bremen, weil es den Angriffen der heidnischen Völker ferner lag. Seit dem ersten Viertel des 13ten Jahrhunderts wurde Bremen die Metropolis (Mutterstadt) und danach für immer das Erzstift benannt.

*) Aus dieser Zeit hat v. Zahlhas den Stoff zu Gröning und Hollmann genommen.

25. März 1815 hat nämlich der Rath der Bürgerschaft freiwillig einen Antheil bei der Wahl eines neuen Rathmannes eingeräumt. Ein jedesmal durch Wahl und Loos bestimmter Ausschuß von 4 Rathsherren und 4 Bürgern bezeichnet dem Rathe 3 Candidaten, aus welchen der Rath Einen wählt. Durch das gedachte Statut ist aber auch zugleich die Einrichtung getroffen, daß früher ausgeschlossene Verwandte jetzt in den Rath kommen können *).

Der Senat besteht jetzt aus 4 gelehrten Bürgermeistern und 24 Rathsherren, von denen 17 Gelehrte und 7 Kaufleute sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufeisung der Weser im Jahre 1771.

(Schluß.)

Den 13. Februar wurde die Arbeit mit ohngefähr 300 Mann geführet, und rückte der Canal wiederum an 1200 Schritte fort, und gelangte dem eigentlichen Eisdamme immer näher.

Gegen Abend gelangten die S. T. Commissarien und Deputirten aus der Stadt zu Vegesack an, besahen folgenden Tages die Arbeit, und genehmigten die getroffenen Anstalten.

Den 14. Februar wurden von königlich Dänischer Seits gleichfalls an 200 Mann zur Arbeit gestellet, und damit die folgenden Tage fortgefahren. Der Canal rückte in der nämlichen Breite, wie anfangs, an 1000 Schritte fort, und gelangte gegen Abend an den eigentlichen und hauptsächlichsten Eisdamm. Das daselbst befindliche Grundeis kam, sobald die Oberfläche darüber zerbrochen war, unter selbigen in großen Eisschollen in die Höhe geschossen, und die Schnelligkeit des Stromes nahm dadurch recht merklich zu.

Den 15. Februar wurde die Arbeit wegen des vielen Grundeises und der rauhen Oberfläche, welche durch die vielen über einander getriebenen und zusammen gefrornen Eisschollen sehr dick geworden war, ungleich beschwerlicher. Man konnte die Eissägen dieserhalb nicht mehr aller Orten brauchen. Nachdem ziemlich tief in den Damm hinein gearbeitet, und eine Menge Grundeis fortgetrieben war, kam der Strom mit außerordentlicher Heftigkeit unter dem Eise hervor geschossen. Demohngeachtet blieben oftmals losgebrochene Eisschollen von geringem Umfange bei einer Tiefe von 24 Fuß stille stehen, weil so vieles Grundeis unter ihnen hing, und daher der Strom ihre gar zu große Schwere nicht überwältigen konnte. Es mußten selbige also durch große Hebebäume und darauf gestellte Mannschaft so lange auf und nieder bewegt werden, bis das Grundeis sich davon absonderte, worauf sie denn bald von dem heftig andringenden Strome fortgeführt wurden.

Weil es nun hier hauptsächlich erfordert wurde, dem oberhalb befindlichen Strome einen hinlänglichen Durchzug zu verschaffen, und die geringste Krümmung des Canals, die doch wegen den seichten Stellen, und der Richtung des Fahrwassers nicht allemal vermieden werden konnte, dem Fortreiben des Eises hinderlich war, so wurde die Breite des Canals daselbst nach und nach vergrößert. Die Länge desselben kam diesen Tag nur um 400 Schritte weiter. Seit dem vorhergehenden Tage hatten sich durch den starken Zug des Stromes, welcher von allen Seiten nach dem Canale zustürzte, einige Stellen bereits um 4 Fuß vertiefet. Und von der beim Fähr befindlichen Öffnung an, entstanden in gerader Richtung nach dem Canale zu, verschiedne Waaken an diesem Tage, woraus man sehen konnte, wie sich der Strom nach den gemachten Öffnungen durchzuarbeiten suchte. Das Wasser fing auch beim Hafen und in der Leesum merklich zu fallen.

Den 16. Februar wurde die Arbeit wegen der großen Menge von Grundeis noch beschwerlicher, und konnte daher nur um eine Länge von 200 Schritten weiter gebracht werden. Gegen Nonnebeck über waren in vorhergehender Nacht so große Stücke von der übrig gebliebenen Oberfläche losgerissen worden, daß selbige den Canal an einigen Stellen wieder gesperrt hatten, und dieserhalb aufs neue eine Anzahl Arbeiter dahin geschickt werden mußte, welches auch den folgenden Tag nochmals zu wiederholen nöthig war. Nachher wurden dergleichen Vorfälle, weil kein Grundeis an solchen Orten vorhanden, und also blos die Oberfläche des Stromes dadurch geschlossen war, allein der Gewalt desselben überlassen, welcher sich auch selbst in der Folge durch diese Hindernisse durcharbeitete.

Den 17. Februar wurde der Canal zwischen denen am 15. und 16. entstandenen Waaken bis zum Fähr durchgearbeitet, welches eine Länge von 900 Schritten betrug. Diesen Tag waren, auf Befehl der königlichen Regierung zu Stade, 100 Mann hannöverische Unterthanen zur Nothhülfe bei der Arbeit beordert. Um 10 Uhr Morgens gerieth das Eis in einer Entfernung von einigen 100 Schritten gegen dem Canal über in Bewegung, und entstand in kurzer Zeit daselbst eine ansehnliche Waake, welche ihre Richtung nach dem Canale zu hatte. Die vorhin erwähnte Öffnung vom Hafen an bis zum Fähr hatte sich diesen Vormittag ansehnlich verbreitet, und Nachmittags brach die Leesum gänzlich auf, so daß aus selbiger, nachdem der Damm völlig durchgebrochen, und der Canal bis zum Fähr fertig geworden der Strom, welcher sehr heftig war, einen freien Abzug hatte. Nur beim Fähr war ein ganz kleiner Damm stehen geblieben, der ohngefehr 60 Fuß breit war; an einis-

*) Die Verwandtschafts- und Verschwägerungs-Grade — Oheim und Neffe, Brüderkinder, Schwesterkinder, Schwiegervater und Schwiegersohn, Stiefvater oder Stiefsohn, Schwestermann oder Frauenbruder — hindern nicht, wenn von den acht Wahlherren wenigstens sechs darüber einverstanden sind.

gen Stellen stand bereits über 1 Fuß hoch Wasser darauf, und darunter zog der Strom sehr stark durch. Demohngeachtet erhielt sich selbiger noch bis den folgenden Mittag, und stand das Wasser oberhalb 1 Fuß höher, als unten. Ihn durchzustechen war unmöglich, weil man alle Augenblicke einen Durchbruch vermuthen mußte, und niemand sich darauf wagen wollte. Bei dem Hafen und in der Leesum, wie auch im Blocklande war diesen Abend das Wasser stark gefallen.

Nunmehr war also die Leesum gänzlich frei, allein aus der Weser wurde der Strom noch durch den unter Dirhausen bei der Leemwerder Mühle befindlichen Damm zurück gehalten.

Den 18. Februar wurde ein neuer Canal von dem Hafen an bis nach erwähnter Mühle angefangen. Der Strom in dem Canale hatte wenig Wirksamkeit, auch fand sich diesen Tag nur wenig Grundeis. Die Länge welche an selbigem Tage geöffnet wurde, betrug 500 Schritte.

Den 19. Februar wurde der Canal um 560 Schritte verlängert und fand sich immer mehr Grundeis: das obere Eis aber war sehr hart und ziemlich dick. Der Zug des Stromes ward, je weiter hinauf geeiset wurde immer merklicher. Die Tiefen waren darin bisher an 16 Fuß gewesen. Die Kälte hatte bis jetzt noch immer angehalten, doch erleichterte nunmehr die Wärme der Mittagssonne in etwas die Arbeit, und war daher das Eis am Nachmittag leichter, als am Vormittage wegzubrechen. Beim Hafen fiel das Wasser noch immer, und verbreitete sich die Öffnung vor selbigem noch immer mehr.

Den 20. Februar hatte bereits am Morgen die Stärke des Stromes in der Leesum ziemlich abgenommen, hingegen hatte sich der Zug in dem Canale aus der Weser, welcher anfangs kaum merklich war, um vieles verstärkt. Um 9 Uhr brach gegen dem Hafen über ein groß Stück von der untern Ecke des Canals weg. Es entstand in dem Strome eine starke Mahlung, welche immer zunahm, je weiter hinauf geeiset wurde. Bis gegen der Mühle über, hatten wir ein festes, hartes Eis, ohngefähr 15 Zoll dick, von dort fing sich ein rauhes Eis an, welches ganz hinauf ging, und bei Dirhausen ganz hoch stand. Um 12 Uhr kam der Strom heftig unter dem Eise hervor geschossen, und führte viel Schnee und plattes Eis, welches von dem bisherigen Grundeise ganz verschieden war, mit sich fort. Wir waren um diese Zeit noch 300 Schritte von dem rauhen Eise entfernt. Nachmittags ging ich auf demselben hinauf, um den Strom zu untersuchen; allein dieses Eis, wovor wir uns anfangs gescheut hatten, war außerordentlich mürbe, so daß bei zweien Schlägen schon Wasser kam. Bei der Untersuchung fand sich daselbst ein außerordentlich starker Strom, welchen man auch ganz deutlich unter dem Eise konnte brausen hören. Auf ohngefähr 5 bis 6 Fuß Tiefe fand sich viel Schnee und Treibeis, unter welchem erst der eigentliche Strom zu spüren war; so daß also die wahre Verstopfung an dem Orte, wo wir noch arbeiteten, und wo sich auch das Eis zuerst gesetzt hatte, gewesen war. Es fand sich dabei folgender Umstand: Das Wasser war in solcher Bewegung, als ob es über einem starken Feuer gekocht wurde, und erhielt in kurzem eine weit stärkere Geschwindigkeit als bei dem Durchbrechen des erstern Dammes verspüret worden war. Die Leute, welche das rauhe Eis durchhauen sollten, wollten sich nicht darauf wagen. Wie wir um Abend beinahe bis an selbiges weggebrochen hatten, entstanden dicht hinter uns verschiedene Öffnungen, aus denen das Wasser, wie aus einer Fontaine hervorquoll. Um 9 Uhr Abends hörte ich aus der Gegend bei der Mühle, ein starkes Geräusch, welches vermuthlich von dem durchgehenden von oben zugeführten Eise herrührte, wie auch am folgenden Tage befunden wurde.

Den 21. Februar wurde nur noch mit 50 Mann von unsern Taglöhnern gearbeitet, weil man auf diese gefährlichen Örter keine so große Anzahl Leute mehr stellen konnte. Der Strom war noch eben so heftig, wie Abends zuvor. Der Canal wurde etwas verbreitert, und ein Theil des rauhen Eises, so weit es möglich war, mit der Chaloupe weggebrochen, und nachher die untere Ecke bei dem Anfange des Canals weggearbeitet, welches auch so viel wirkte, daß ein großer Theil der darunter befindlichen Sandbank von dem Strome fortgeführt wurde. Überhaupt fanden sich noch immer Stellen, welche sich in kurzer Zeit merklich vertieft hatten.

Diesen Tag war ein außerordentlich dicker Nebel.

Da nunmehr die Arbeit wegen vorhinerwähnter Umstände aufhören mußte, so ging ich Nachmittags über das Eis im Werder und Blocklande wieder nach der Stadt zurück. An einer offenen Stelle bemerkte ich, daß das auf dem Lande stehende Wasser aus der Weser nach der Leesum zog, welche damals noch viel niedriger war. Der vorhin erwähnte starke Zug im Canale dauerte die folgenden Tage fort. Den 24. fing das Wasser an der Stadt an einige Zoll zu fallen.

Den 25., 26. und 27. continuirte dieses. In der Nacht vom 27. auf den 28. ging das Eis oberhalb der Brücke weg, das Wasser fiel einige Fuß, und stand den folgenden Morgen ohngefähr 9 Fuß an der Brücke.

---

* Über Witterungs-Beobachtungen.

(Schluß.)

Ferner übt der Mond auf die Regenmenge, Windesrichtung u. s. w. einen bedeutenden Einfluß aus. So regnet es am Tage des letzten Viertels am wenigsten; dagegen nimmt die Regenmenge allmählig zu und erreicht ihr Maximum am

Tage, wo der Mond im 1ten Octanten steht und nimmt von da an wieder ab. Vom Neumonde bis zum 2ten Octanten wehen in Deutschland die Süd- und Westwinde, um das letzte Viertel hingegen die Ost- und Nordwinde häufiger. Im letzten Viertel steht im Durchschnitte das Barometer am höchsten, im 2ten Octanten am niedrigsten, und es ändert sich die Witterung am öftersten, wenn sich der Mond in der Erdnähe befindet.

Auch das steht im Allgemeinen fest, daß jedem Winde ein bestimmter Barometerstand entspricht, das Maximum des Druckes finde bei NO. das Minimum zwischen S. und SW. statt. In dem größten Theil von Europa steigt das Barometer bei westlichen und zwar W. NW. und N. und sinkt bei östlichen O. SO. und S. Winden. Bei NO. geht es vom Steigen ins Fallen, bei SW. vom Fallen ins Steigen über. Einiges hiervon finden wir auch schon in der obenerwähnten Witterungstabelle bestätigt. Das Barometer kann daher in gewisser Hinsicht mit Recht als einer der zuverlässigsten Wetterpropheten angesehen werden; denn starke Veränderungen im Barometerstande lassen fast immer auf Änderungen im Charakter der Witterung schließen. Starke Störungen im Gleichgewichte der Luft müssen bei dem Barometer ein ungewöhnlich starkes und schnelles Fallen zur Folge haben und darum wird dies nicht ohne Grund als ein Zeichen eines bevorstehenden oder schon in mehr oder weniger weit entfernten Orten herrschenden Sturmes angesehen. Seeleute pflegen daher das Barometer fleißig zu beobachten, um aus dessen Stande abnehmen zu können, ob es etwa Zeit sei, sich auf einen bevorstehenden Sturm vorzubereiten. — Wenn Wasserdünste in den tropfbaren Zustand übergehen, so wird, indem wohl die Dünste, nicht aber die Wassertropfen den Druck der Atmosphäre verwehren, das Barometer sinken, woraus auf schlechtes, dagegen beim Steigen auf gutes Wetter zu schließen ist; jedoch wird man hier häufig getäuscht, weil feuchte Luft nicht immer so weit gebracht wird, daß ihr Wassergehalt Regen erzeugen muß und auch bei eintretender Kälte die schon vorhandene Feuchtigkeit ausgeschieden werden kann. Da auf östliche Winde meistens südliche folgen, und durch Abkühlung der letzteren wässerige Niederschläge und zugleich ein Sinken des Barometers bewirkt werden, so muß bei ihnen das Barometer vor oder während des Regens fallen. Anders ist es bei den westlichen Winden. Der Westwind schlägt in der Regel in Nordwind um, wodurch Regen und zugleich ein Steigen des Barometers bewirkt wird; mithin wird bei solchem Winde das Barometer während und vor dem Regen steigen.

Was den jährlichen Gang der Wärme betrifft, so steht darüber Folgendes fest: Die größte Kälte fällt fast überall in die erste Hälfte des Januars, und verändert sich von da fortwährend ohne allgemeine Unterbrechung bis gegen Ende desselben Monats, wo eine neue Wärmeabnahme eintritt, die mit geringen Abwechslungen einen halben Monat anhält. Nach Verlauf dieser Zeit, also in der 2ten Hälfte des Februars, beginnt wieder eine mildere Witterung, wird aber durch neue Kälte (Nachwinter) auffallend unterbrochen, die in den östlichen und nördlichen Gegenden früher merklich wird, auch mehr erheblich ist, als in den westlichen und südlichen. Dieser Nachwinter soll Folge eines Luftstromes sein, der aus dem asiatischen Eismeere oder dem nordwestlichen Rußland kommt, und durch die erwärmende Wirkung der zu dieser Zeit in diesen Gegenden gerade aufgehenden Sonne hervorgebracht wird. Nachdem der Nachwinter vorüber ist, fängt die Temperatur allmählig zu steigen an, und wächst mit wenigen Unterbrechungen mit größeren und geringeren Schritten bis zur Zeit der größten Sommerhitze. Diese tritt in den nördlichen Gegenden früher als in den südlichen ein, weil in den ersteren die Tage schneller zunehmen, als in den letzteren. Von dem Zeitpunkte der größten Wärme nimmt die Temperatur ab, und zwar in den südlichen Gegenden langsamer als in den nördlichen, erreicht aber im zweiten Drittel des August wieder einen ziemlich hohen Grad. Von da beginnt nun besonders in den nördlichern Gegenden eine schnelle Abnahme der Wärme bis zum Anfange Octobers, wo mit dem bekannten Nachsommer eine abermalige Erhöhung der Temperatur eintritt. Nach Verlauf des Nachsommers nimmt die Kälte mit wenigen Unterbrechungen bis zum größten Grade zu.

Für Bremen ist die mittlere Temperaturzeit der 12 Monate des vergangenen Jahrs, nach der Tabelle des Hrn. Dr. Philipp Heineken, folgende:

Januar	0, 6 R.	Juli	13. R.
Februar	1, 5 =	August	13, 8 =
März	1, 6 =	September	11, 11 =
April	8, 2 =	October	6, 4 =
Mai	9, 7 =	November	5. =
Juni	12, 8 =	December	3, 2

Auch hier kommen die Temperaturen von April und October dem jährlichen Mittel ziemlich 6, 7 R. am nächsten. Zu bemerken bleibt noch, daß wenn man die Stunden der Windstillen im Jahre zusammenzählt, so zeigt sich, daß sie bei den niedrigsten Temperaturen eintreten, und wenn man sie in eine Curve bringt, so ist diese fast völlig das Gegentheil der Curve über die mittlere tägliche Temperatur im Jahre, wonach also der Wind oder die Bewegung in der Atmosphäre von der Temperatur abhängen und mit derselben wechseln.

Endlich die Hygrometer-Beobachtungen sind in sofern schon von großer Wichtigkeit, daß auch durch sie auf Witterungsveränderungen geschlossen werden kann. Denn ungewöhnlich große Feuchtigkeit oder Trockenheit der Luft in den unteren Regionen muß nasses oder trocknes Wetter zur Folge haben; aber noch mehr, für die wissenschaftliche Meteorologie. Dunkel freilich ist noch der Zusammenhang der Gesetze des Hygrometers mit dem des Barometers und Thermometers; doch die Zukunft wird auch diesen Schleier lüften, wenn die Beobachtungen noch mehr vervielfältigt und ausgedehnt werden, so daß zuletzt die atmosphärischen Änderungen mit eben der Sicherheit vorausbestimmt werden können, wie am Himmel die Phänomene des planetarischen Systems.

* Eingesandt.

Die Ueberschwemmungen, welche in diesen Tagen so viele Menschen beschäftigt haben mit Linderung der Folgen des erlebten Unglücks, scheinen noch wenige auf Gedanken an die Zukunft gebracht zu haben, und doch giebt es leider Grund genug für die Befürchtung, daß die Umgegend von Bremen von größerer Gefahr als bisher bedrohet wird, wenn plötzliches Thauwetter mit Regen eintreten sollte. Die Deiche bieten dem flachen Lande nicht länger den früheren Schutz, und im Falle daß das Wasser wieder zu seiner früheren Höhe anschwillt, so werden die Eismassen im Lande die Flucht erschweren, und die Strömung noch zerstörender machen. Die Schnee-Massen haben sich aufs Neue angehäuft. Man schreibt die Anschwellung der Fluthen die wir kürzlich gesehen haben den Eisdämmen zu, welche die Weser bei Elsfleth und oberhalb Bremen verstopfen.

Warum wird keine Anstalt getroffen diese Dämme zu zerstören? wenigstens so weit, daß die Eisdecke oberhalb Bremen ihren Stützpunkt an den Eisbrechern verliert? — Sollen diese Eisbrecher ihren Zweck erfüllen, so muß wenigstens für die Möglichkeit gesorgt werden, daß sich die Eisdecke in Bewegung setzen kann, ehe sie durch den steigenden Strom über die Spitzen jener Vorrichtungen hinweg geführt wird und mit ungetheilter Kraft gegen die Brücke treibt.

Im gegenwärtigen Zustande dienen die Eisbrecher zur Erhaltung des Eisdamms, bis der Strom die Kraft gewonnen hat für eine verwüstende Explosion. Im verwichenen Monate als die untergeschobenen Eisschollen sich noch nicht mit der obern Rinde verbunden hatten, widerstand das auf die Eisbrecher gestützte Eis, einem Andrange von 18 Fuß Wasser! Ist es zu erwarten, daß nun, nach dem strengen Froste die compact über einander gefrorne Masse leichter weichen wird? Wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, ein neuer Eisgang von der Oberweser die alte Eismasse bei Hastedt verstärkt, so wird eine gefährliche Aufstauung des Wassers, wie man solche an andern Flüssen erlebt hat, unvermeidlich sein.

So wünschenswerth die schleunige Wiederherstellung der temporairen Brücke über die Weser war, so wünschenswerth ist es auch, daß zugleich für die Sicherheit und Erhaltung derselben gesorgt werde. Sind die Pfähle, welche man einrammte, der Art, daß sie dem Eise Trotz bieten können? Oder wenn man aus Schonung für die Brücke, nicht wagt, das alte Eis bei niedrigem Wasserstande in kleinen Stücken fortzuschaffen, welche Wirkung erwartet man dann von einer ungebrochenen Eismasse bei etwa 18 Fuß oder mehr Wasserhöhe?

Es ist mehrfach die Idee geäußert worden, man könne am schnellsten und beim günstigsten Wasserstande das Eis mit Pulver sprengen. Gefährlicher als die Vernachlässigung aller Vorsichtsmaßregeln kann der Plan nicht sein. Bei kleinen Ladungen zur Zeit angewendet, wird etwas Pulver die Anwohner der Ufer nicht gefährden. Die Idee ist freilich nicht herkömmlich, aber dennoch vielleicht besser als gar keine. — ö.

* Kunstausstellung.

Der Hamburger Kunstverein wird im nächsten Frühjahr eine abermalige Kunstausstellung veranstalten, „aufgefordert durch die bisherigen Erfolge", und hat bereits an auswärtige Künstler eine Aufforderung zur Unterstützung ergehen lassen. Im Juni wird die Lübecker Kunstausstellung beginnen, so daß die Werke gleich von Hamburg dorthin transportirt werden können. Warum muß Bremen hinter den Schwesterstädten zurückbleiben? Sollen wir nichts thun, den uns häufig gemachten Vorwurf, daß hier Kunst und Wissenschaft wenig geachtet werden, durch die That zurückzuweisen? Sind doch die Kosten dieser Ausstellungen in andern Städten (auch Hannover veranstaltet nächstens eine Kunstausstellung) nicht nur hinlänglich gedeckt, sondern von dem Ertrage noch Unterstützungsfonds gestiftet worden!

Druckfehler.

Seite 93 d. v. Bl. statt Mumme, lies Wumme. In der Note Seite 94 d. v. Bl. muß es statt nimmer heißen immer.

* Briefkasten.

Herrn L. W. Wir bitten fortzusetzen. An J. F. Wir danken für die Mittheilung, allein das Gedicht betrifft einen zu speciellen Fall. Aus Vegesack: mußte aus Mangel an Platz für die nächste Nummer zurückbleiben.

Miscellaneen.

(Duell.) In Heidelberg ist ein Student Wild, der einzige Sohn einer Wittwe, im Duell mit Pistolen von einem Holsteiner, Namens von Rosen, erschossen worden. Der Mörder mit den Secundanten und Zeugen hat sich geflüchtet.

(Eisenbahn-Folgen.) Auf die Bevölkerung der Stadt Leipzig scheint der doppelte Eisenbahnzug schon von Einfluß zu sein. Mit dem kommenden Frühling sollen 100 neue Häuser gebaut werden, wozu die Contracte bereits ausgefertigt und unterzeichnet sind. Die Stadt zählt jetzt 50,261 Einwohner. Die Klage über Theurung der Wohnungen wie der Lebensmittel und der Feurung ist beim Alten geblieben.

(Ehrenbezeigung.) In München hat man dem Dichter des Rheinliedes N. Becker ein anmuthiges, aber leider vergängliches Denkmal gesetzt. Der alte Freiherr von Hallberg hat in hoher Begeisterung Fräuleins, Frauen und Herren öffentlich aufgefordert, sich mit ihm zu Ehren des Dichters zu einem solennen Mittagsessen im schwarzen Adler zu vereinigen; das Convert 1 Gulden 45 Kreuzer.

(Französische Nordpol-Entdeckungen.) Einen starken Beweis ihrer grenzenlosen Leichtgläubigkeit und Leichtfertigkeit geben uns jetzt wieder viele französische Journale, die eines dem anderen, und zwar in vollem Ernste, mit der Ueberschrift „Découvertes rémarquables", einen Artikel nachdrucken, welcher den bekannten Münchhausischen Bericht über die Herschelschen Mondentdeckungen noch bei weitem überbietet. Dieser Artikel ist dem angeblich in St. Petersburg erscheinenden **Journal scientifique et littéraire** entlehnt und enthält eine Beschreibung des Nordpols, den Herr „Nidjnei Nitigoiwosnesenk" aufgefunden, welcher an der Spitze einer russischen Schlitten-Expedition stand, die im Laufe des vorigen Jahres von dem nördlichsten Punkte des Landes der Samojeden abgegangen war. Herr Nidjnei hat darüber am 15. December 1840 einen ausführlichen Bericht an die Akademieen von St. Petersburg und Moskau gelangen lassen, und das gedachte **Journal scientifique et littéraire** giebt nun einen summarischen Auszug aus diesem Berichte. Um es kurz zu fassen, sagen wir davon nur so viel, daß den Reisenden am Nordpol das Phänomen sich darbot, gefrornes Feuer zu besitzen, und daß ihr mit Eisen beschlagener Schlitten durch die magnetische Kraft des Nordpols so gewaltig angezogen wurde, daß sie keiner anderen Zugkraft bedurften, um vorwärts zu kommen; ja sie wären unbezweifelt in den Krater des Poles selbst, den sie beim schwachen Schimmer des Nordlichts gewahren konnten, hineingeschleudert worden, wenn nicht glücklicherweise ein Eisberg auf ihrem Wege gelegen, sie aufgehalten, und ihnen eine antipolarische Richtung gegeben hätte. Man sieht, selbst als Scherz ist die Erzählung zu abgeschmackt; gleichwohl aber hat sie bereits so weite Wanderungen durch die Kolumnen der Französischen Journalistik gemacht, daß sogar das sonst so besonnene, mitten in Holland erscheinende **Journal de la Haye** keinen Anstand genommen, den Bericht vollständig und ohne irgend eine Anmerkung in seiner Nummer vom 17. Januar d. J. wiederzugeben.

(Victor Hugo.) Daß Victor Hugo zum Mitgliede der **académie française** ernannt worden, ist ein deutlicher Beweis, welche Macht die öffentliche Meinung in Paris erhalten oder eigentlich stets behauptet hat. Wenigstens die Hälfte der Akademie hielt sich im Gewissen verbunden, diesem Dichter ihre Zustimmung zu versagen, weil sie sich einbildet, die Akademie sei da, um die Sprachreinheit wie einen unantastbaren Schatz zu wahren, Victor Hugo aber sich mit der französischen Sprache allerlei Freiheiten herausnimmt, so daß seine Dichtersprache von der alten Corneille-Racine- und Voltaireschen himmelweit verschieden ist. Nur in Prosa spricht er wie andere Schriftsteller. Der geniale Dichter war daher schon zehnmal zurückgewiesen worden, und es gingen im Publikum allerlei Bonmots der Akademiker herum. Einer hatte gesagt: Victor Hugo hat Ansprüche genug, um einmal aufgenommen zu werden, aber es giebt Gründe genug, um ihn viermal abzuweisen. Scribe soll gesagt haben, man könne von einem Candidaten fordern, daß er wenigstens französisch schreiben könne, Andere behaupteten, wenn Victor Hugo im Auslande einen so großen Ruf habe, so komme dies wohl daher, weil er, seiner fremden Sprache wegen, von Fremden besser verstanden werde als von Einheimischen. Die ältern Akademiker, besonders diejenigen, welche unter dem Kaiserreich glänzten, als Napoleon ihre Federn in Anspruch nahm, und für Muster der Schriftstellerei galten, seitdem aber ihr altes Ansehen verloren haben, waren am erbittertsten gegen Hugo, den sie als einen Sprachverderber, fast als einen Barbaren betrachten; dagegen waren die jüngern ihm zugethan, und alle Tagesblätter, welche von jungen Leuten redigirt werden, das heißt die Mehrzahl, nahmen sich eifrig seiner an und beschuldigten die Akademie der Pedanterie und des Vorurtheils. Zuletzt mußte die Akademie doch nachgeben, so sehr sie sich auch anfangs gesträubt hatte, und wählte Victor Hugo, zum großen Ärgerniß der alten Perrücken, welche von nun an dem gänzlichen Verfall der **académie française** entgegen sehen. Schon Lamartines Aufnahme war ihnen ein Dorn im Auge gewesen.

(Tilsit, vom 17. Januar.) Herr L., ein hiesiger wohlhabender Kaufmann, hatte einem Tischler 20 Thaler geliehen. Nach Jahresfrist läßt er ihn mahnen. Der Schuldner kommt, klagt und bittet, die Schuld abarbeiten zu dürfen. Da aber weder gegenwärtig Arbeit vorhanden, noch in der nächsten Zeit zu erwarten sein dürfte, so zieht er ein Viertel-Lotterieloos hervor und bietet dieses an Zahlungsstatt an. Herr L., sonst kein Freund von solchen unsichern Geschäften, nimmt es endlich an und muß noch die 5te Klasse bezahlen. Das Loos gewinnt 500 Thaler. Da läßt er wieder den Tischler kommen und sagt: „Lieber Mann, Ihr Loos hat 500 Thaler gewonnen, Sie sind mir 20 Thaler schuldig; für die 5te Klasse habe ich 2 Thaler bezahlt — hier haben Sie das Uebrige. Aber spielen Sie hinfort nicht mehr! — Da sage man nun, daß kein Reicher in's Himmelreich komme!

(Impromtu.) Ein allerliebstes Impromptu unsers trefflichen komischen Schauspielers Beckmann außer dem Theater, geht von Mund zu Mund. Durch Zufall wurde ihm neulich in einer Tischgesellschaft sein Platz zwischen den beiden Fräuleins v. Hagn vom königl. Theater angewiesen. „Eine herrliche Stelle!" sagte er beim Niedersetzen; „zwischen A. (Auguste) Hagn und C. (Charlotte) Hagn kann man nur mit Behagen sitzen!„

(Doch Theaterdirektor!) Dem Vater der bekannten Schriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn ist eine Rente von 7000 Thalern zugesichert worden, unter der Bedingung, daß er keine Theater-Direktion mehr annehme; aber er hat auf die 7000 Thaler verzichtet, und ist lieber Director einer wandernden Truppe in Dänemark geworden.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 13.

Bremen, Sonntag den 14. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 126. Den 10. Februar. — Des Zimmergesellen Joh. Friedr. Wilh. Malle Ehefr., geb. Kammeyer, 57 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 55.

— 127. Den 10. — Des Tuchmachers Joh. Heeschen Ehefr., geb. Hoyer, 73 Jahr; kl. Allee Nro. 3.

— 128. Den 10. — Des verst. Leichenbestatters Heinr. Boelken Wittwe, geb. Clots, 67 Jahr; Ansgarii Kirchhof Nro. 18.

— 129. Den 10. — Des Arb. Heinrich Knieff Sohn, 1¾ Jahr; Buntenthorsteinweg No. 177.

— 130. Den 11. — Der Arb. Christ. Meier, 53 J.; Bleicherstraße Nro. 21.

— 131. Den 11. — Des Staabs-Adjutanten bei der Bürgerwehr Christ. Bernh. Nippe Ehef., geb. Scholle, 57 Jahr; Grünenstr. N. 92.

— 132. Den 11. — Des verst. Maurergesellen Berend Garbade Wittwe, geb. Docken, 70 Jahr; Wittwenhaus. Hutfilterstraße.

— 133. Den 11. — Der Arb. Hermann Buschmann, 30 Jahr; Prallen-Hof Nro. 2.

— 134. Den 11. — Die Näherin Gesina Ernst, 29 Jahr; Wegesende Nro. 12.

Nro. 135. Den 11. Fbr. Der Schneidergesell Joh. Heinr. Schönemann, 24 Jahr; Krankenhaus.

— 136. Den 11. — Friedr. Ludw. Schröder, 13 Jahr 11 Monat; Violenstraße Nro. 4,

— 137. Den 12. — Des Schneidermeisters Joachim Heinr. Rinne Ehefr., geb. Meyer, 35 J.; Tiefer Nro 12.

— 138. Den 12. — Der Segelmacher Peter Krull, 78 Jahr; kl. Krummenstraße Nr. 44.

— 139. Den 12. — Henriette Wehrum, 20 Jahr; Laufstraße Nro. 6.

— 140. Den 12. — Des Arb. Lüder Nullhusen Sohn (todtgeb.); Stavendamm Nro. 10.

— 141. Den 12. — Der Schreiber Georg Bischoff, 17 Jahr; Rembertistraße Nro. 34.

— 142. Den 12. — Des Arb. Carsten Hinrich Wilh. Siefers Tochter, 16 Tage; Buntenthorsteinweg Nro. 210.

— 143. Den 13. — Des Tonnenmachers Wohlhard Hartig Ehefr., geb. Warnken, 52 Jahr; Bollands Gang Nro. 6.

— 144. Den 13. — Der Arb. Gerh. Arfmann, 37 Jahr; kl. Helle Nro. 22.

Geboren:

Nro. 178. Den 8. Febr. Des Spiegelmachers Joh. Conr. Hörmann Ehefr., geb. Hauptmann, Obernstraße No. 31 (Vorst.); von e. Mädchen.

— 179. Den 8. — Des Lichtziehers Gerh. Brumloop Ehefr. geb. Mewes, auf der Hofe N. 4; von einem Knaben.

— 180. Den 8. — Des Conditors Georg Aug. Hinterthür Ehefr., geb. Retberg, Sandstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 181. Den 8. — Des Weinküpers Heinrich Pleuß Ehefr., geb. Sannemann, Molkenstraße Nro. 24; von einem Knaben.

— 182. Den 9. — Des Arb. Joh. Heinrich Hillmann Ehefr., geb. Bolte, Schnoor Nro. 2; von einem Mädchen.

— 183. Den 9. — Des Arb. Joh. Gottfr. Heinrich Reinemann Ehefr.. geb. Tabing, Michaeliskirchhof; von einem Knaben.

— 184. Den 9. — Des Cigarrenmachers Carl Wilh. Filmer Ehefr., geb. Liemann, Runken No. 34; von einem Mädchen.

Nro. 185. Den 9. Fbr. Des Schuhmachers Aug. Heinr. Meyer Ehefr.; geb. Jungblum, Neuengang No. 2; von einem Knaben.

— 186. Den 10. — Des Musikus Joh. Carl Spanhake Ehefr, geb. Graser, Herrmanns Hof Nro. 10; von einem Mädchen.

— 187. Den 10. — Des Detaillisten Hinr. Rehlken Ehefr., geb. Poppe, Stephanithors Bollwerk Nro. 16; von einem Mädchen.

— 188. Den 10. — Des Rentiers Heinr. Focke Ehef., geb. Breuls, Schüsselkorb No. 11; von einem Knaben.

— 189. Den 10. — Des Hökers Lüder Conr. Müller Ehefr., geb. Knief, Marterburg No. 31; von einem Knaben.

— 190. Den 10. — Des Arb. Diedr. Meyer Ehefr., geb. Müller, Hastedt Nro. 70; von einem Knaben.

— 191. Den 10. — Des Schneidermeisters Johann Heinr. Wehaus Ehefr., geb. Stober, Rosenthal No. 4; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 40. Der Rathsdiener Lüder Hilken und des verst. Rad- und Stellmacheramtsmeisters Heinr. Wilh. Mentz Wittwe, Friederike Cathar., geb. Kirchhoff hieselbst.

— 41. Der Buchhalter Georg Ludw. Detken und Johanne Juliane Bock hieselbst.

Nro. 42. Der Rad- und Stellmacheramtsmeister Joh. Friedrich Beike und Sophie Gertrud Bock hieselbst.

— 43. Der Schuhmachermeister zu Bielefeld Johann Ludwig Henseler und Metta Margaretha Schierholt, gen. Cramer, hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 14.

Bremen, Donnerstag den 18. Februar 1841.

Bremen, den 16. Februar 1841.

Am heutigen Tage ist der bisherige Aeltermann, Herr Arnold Duckwitz zum Rathmann der freien Stadt Bremen erwählt worden. Geboren hieselbst am 27. Januar 1802, war Er den 2. November 1840 in das Collegium der Aeltermänner eingetreten. — In unseren Tagen ist die Wahl eines kaufmännischen Senators von ganz besonderer Bedeutung. Es gilt jetzt nicht mehr die Reichsunmittelbarkeit der Stadt mit rechtsgeschichtlicher Gelehrsamkeit zu vertheidigen, es bedarf den Augenblick nicht der diplomatischen Feinheit und Gewandheit, um das kleine Staatsschiff unbeschädigt durch große Weltereignisse hindurchzuführen, es wird endlich nicht diejenige Geistesüberlegenheit und Staatserfahrung aufgerufen, welche zu Bewältigung und Lenkung allgemeiner reformistischen Bewegungen erforderlich sind, vielmehr erscheint es in unseren Tagen als die erste Aufgabe des Bremischen Staatsmannes, frei von althergebrachten Meinungen das rechte Verhältniß zu bestimmen, in welches der Bremische Handel zu der neuen Handelsgestaltung im übrigen Deutschen Vaterland treten soll, es liegt ihm die Sorge ob, anerkannte Handelsbeförderungen wie Eisenbahnen und Dampfschifffahrten auch bei uns endlich ins Leben zu rufen, und Einrichtungen anzuregen, durch welche ein gleicher Zeitgewinn auch bei Entscheidung handelsrechtlicher Streitigkeiten errungen wird. Wer möchte aber verkennen, daß in allen diesen hochwichtigen Dingen grade der kaufmännische Senator berufen ist, an die Spitze der Bewegung zu treten, und aus theoretischen Erörterungen thatsächliche Resultate zu gestalten? Auf den neuerwählten Senator blicken aber die Mitbürger in beregter Hinsicht mit um so größerem Vertrauen, als er bereits durch die Feder und das gedruckte Wort bewiesen hat, wie er zum guten Werke sowohl den Willen als die Kenntniß besitze. Gott stärke ihn nun auch zur gedeihlichen That! —

Der letzte Tänzer.

Ballade von J. N. Vogl.

„Bravo, Lanner! bravo, Lanner!
Nur die Geige frisch gestrichen,
Heissa, walzen, walzen, walzen,
Bis die Sterne sind verblichen!"

Also ruft's von hundert Lippen,
Also ruft's in hundert Herzen,
Und die Walzer-Melodien
Klingen hin in Moll und Terzen.

Enggeschnürte Herr'n, mit mächt'gen
Zwickel-, Schnur- und Judenbärten,
Fassen zierlich ihre Damen,
Die zu walzen nur begehrten.

Und in flatternd weißen Kleidern
Rauschen diese hin wie Feen,
Bis im süßen Wonnelaumel
Ihre Sinne fast vergehen.

Schöne Rosa, Blondgelockte,
Zierlichste der Tänzerinnen,
Ha, wie lacht des Walzens Wonne
Doch aus jeder deiner Mienen!

Wie nur weißt du mit den kleinen
Flinken Füßchen hinzuschweben,
Gleich als wären Automaten
All die Andern ohne Leben.

Zehnmal hat die schlanke Schöne
Schon durchrauscht des Saales Länge,
Und es ward bei jedem Walzer
Ihres Tänzers Brust zu enge.

Und noch immer nicht befriedigt,
Wie Mama auch mahnt an's Schlafen,
Sucht sie für den nächsten Walzer
Nur nach einem neuen Sclaven.

Sieh, da naht ein zartes Herrchen,
Schwarzbefrackt, mit dünnen Beinen,
Bleich das Antlitz, schmal von Taille,
Wie sie's jetzt zu lieben scheinen.

Dieser spricht: „Mein Fräulein, darf ich
Mir noch eine Tour erbitten?"
Und sie kniret, artig lächelnd,
Nach salongemäßen Sitten.

Und die Walzer-Melodien
Rauschen in bachant'schen Weisen;
Ha, wie fliegen da die Beiden
Fort in wilden Wirbelkreisen.

Wie das brauset, schleift und wehet,
Wie sich's hastet ohne Halten,
Gleich als würden fortgerissen
Sie von zaub'rischen Gewalten.

Ei, warum nur brennen immer
Düsterer des Saales Kerzen?
Selbst die lichter-hellen Wände
Scheinen mächtig sich zu schwärzen.

Doch das schwarzbefrackte Herrchen
Reißt sie fort in wirren Ringen;
Nein, das sind nicht mehr die Räume,
Die sie schimmernd erst umfingen.

Öde Haiden, finstre Wolken,
Kreisen flüchtig um die Beiden,
Jetzt ein Kirchthurm, ein Gemäuer,
Neben hängend grauen Weiden.

Horch, was klirrt? — Aus rost'gen Angeln
Rasselt auf ein altes Gitter,
Und hinein mit seiner Schönen
Braust der tapfre Walzerritter.

Hügel ranken da an Hügel,
Nein, sie sieht es nicht im Truge,
Über nachtbethaute Gräber
Rasen beide hin im Fluge.

Und ihr Haar durchweht die Lüfte,
Fiebernd klappern ihre Zähne,
Und ihr Herz erstarrt im Busen
Ob der schaudervollen Scene.

Ach, umsonst sucht sich die Arme
Ihrem Tänzer zu entringen,
Spinnenartig weiß der Rasche
Sie nur fester zu umschlingen.

Schau, da fliegt sein Schopf vom Scheitel,
Und sein Frack zerfällt in Fetzen,
Und ein Beingeripp' erblicket
Sie mit Schaudern und Entsetzen.

Fühlt von ihm sich fortgerissen,
Gleich als hätten beide Flügel,
Unter Klappern, unter Rasseln,
Über Schollen, Särge, Hügel.

Und die alten moos'gen Steine
Taumeln ihnen aus dem Wege,
Und ein schaurig Nachtgezüchte
Wird um sie mit einmal rege.

Aus den Gräbern tauchen Larven,
Hohl das Aug' und weiß wie Kreide,
Winken hier mit dürrem Finger,
Haschen dort nach ihrem Kleide.

Plötzlich reißt zu Rosa's Füßen
Mit Gekrach sich auf die Erde,
Und mit schwindelnd raschen Wirbeln
Zerrt zur Gruft sie der Gefährte.

Da entringt ein gellend wilder
Schreckensschrei sich ihrem Munde,
Aber schon ist sie umfangen
Sammt dem Scheusal von dem Schlunde. —

Sieh, da flirrt's vor ihren Blicken,
Horch, da klingen wirre Klänge,
Und im Saale sieht sie wieder
Sich umdrängt von bunter Menge.

Denn am Arme ihres Tänzers
War sie plötzlich hingesunken,
Als zum zwölften Mal die Runde
Sie durchjagt, von Wonne trunken.

Doch verschwunden wie ein Schatten
War im selben Nu der Grause,
Und die erst voll Lust noch glühte,
Bringt man halb entseelt nach Hause.

Bettet sie in weiche Kissen,
Rennt nach Arzt und Apotheke,
Doch im Saale dreht sich's wieder
Lustig auf dem alten Flecke.

Und des Walzer-Königs Bogen
Ist schon wieder flink im Gange,
Als das dumpfe Sterbeglöckchen
Drein sich mengt mit schrillem Klange.

Kindes-Liebe und Muth.

Ein geschichtliches Fragment.

(Nach dem Englischen.)

Als die Herrschsucht und Frömmelei des zweiten Jacobs seine Unterthanen zum Aufstande zwang, war Sir John Cochrane einer der ersten und gefährlichsten Vorkämpfer bei Argyle's Schilderhebung. Seit Jahrhunderten schien es ein Fluch des Hauses Campbell zu sein, daß es alle diejenigen mit ins Verderben zog, welche sich dem Geschicke ihrer Häuptlinge angeschlossen. Dasselbe Schicksal traf auch Sir John Cochrane. Er wurde im Kampfe von den königlichen Truppen umringt — ausdauernd und verzweifelt war sein Widerstand, allein endlich wurde er von der Übermacht bewältigt, gefangen und zum Tode auf dem Schaffot verurtheilt. Seine Verwandten und Freunde hatten ihn im Gefängnisse besucht, und ihm das letzte herzlichste Lebewohl gesagt. Nur Eine war nicht mit den Übrigen gekommen, seinen Segen zu empfangen — es war Griselde, die Lieblingstochter seines Herzens und der Stolz seines Hauses. Die herabsinkende Dämmerung warf tiefere Schatten auf die Gitter des Gefängnisses, der Gefangene preßte das fiebernde Haupt gegen die kalte und feuchte Mauer der Zelle, voll Sehnsucht nach dem letzten Anblick seines Lieblings, da drehte sich die schwere Thür des Gemaches auf den rostigen Angeln, und der Wächter trat herein, eine junge und schöne Dame geleitend. Ihr Wuchs war hoch und stolz, ihre Augen dunkel, glänzend und thränenlos. Es blickte ein Schmerz aus ihnen hervor, der zu tief war, um sich in Thränen zu ergießen. Schwarze Flechten umgaben eine Stirn so offen und rein wie Marmor. Der unglückliche Gefangene hob bei ihrem Eintritte das Haupt in die Höhe.

Mein Kind! meine geliebte Griselde, rief er und umschlang sie.

Mein Vater, mein theurer Vater, schluchzte das unglückliche Mädchen.

Eure Unterredung muß kurz sein — sehr kurz — sagte der Kerkermeister, und ließ sie auf einen Augenblick allein.

Gott stärke und tröste Dich, meine Tochter, sprach Sir John, während er sie an die Brust drückte, und ihre Stirn küßte. Ich fürchtete schon, daß ich sterben müßte, ohne Dich noch einmal segnen zu können, und der Gedanke war mir bitterer als der Tod. Allein Du bist gekommen, meine Liebe, Du bist gekommen, und der letzte Segenswunsch Deines unglücklichen Vaters —

Nein halt inne — rief sie, nicht Deinen letzten Segen, nicht Deinen letzten. Mein Vater soll nicht sterben!

Sei ruhig mein Kind, sei ruhig, tröstete er. Wollte Gott, ich könnte Dich trösten, Du meine Süße. Allein jede Hoffnung ist dahin, und in drei Tagen bist Du und meine lieben Kleinen —

Vaterlos — wollte er sagen — allein die Zunge versagte den Dienst.

Drei Tage, wiederholte sie, das Haupt von seiner Brust emporhebend und heftig seine Hand ergreifend — drei Tage! Dann ist noch Hoffnung da und mein Vater wird leben. Ist nicht mein Großvater der Freund Peters, des Beichtigers und Beherrschers unseres Königs. Von ihm soll er das Leben seines Sohnes erflehn, und mein Vater wird nicht sterben.

Nein, nein, meine Griselde — entgegnete er, täusche Dich nicht — mein Schicksal ist bereits entschieden. Schon hat der König den Befehl zu meiner Hinrichtung untersiegelt, und der Todesbote ist auf dem Wege.

Und dennoch soll mein Vater nicht sterben, rief sie mit Begeisterung und hob die gefalteten Hände empor. Himmel! steh' einer Tochter bei; dann wandte sie sich zum Vater und sagte ruhig — wir scheiden jetzt; aber wir sehen uns wieder.

Was hast Du vor, fragte er, und blickte ihr ängstlich ins Gesicht.

Frage mich jetzt nicht, aber bete für mich und segne mich — doch nicht mit Deinem letzten Segen!

Noch einmal drückte er sie ans Herz und weinte an ihrem Halse. Dann trat der Kerkermeister herein und sie mußten scheiden.

* * *

Am Abend des zweiten Tages nach dieser Unterredung schritt ein Wanderer von Norden kommend über die Zugbrücke bei Berwick, und Marygate durcheilend, setzte er sich auf die Bank, an der Thür eines Wirthshauses. Er betrat das Haus nicht; denn für seinen Anzug schien es zu vornehm, es war dasselbe, wo Oliver Cromwell einige Jahre vorher sein Hauptquartier aufgeschlagen und wo Jacob VI. von Schottland auf dem Wege in sein neues Reich England seine Wohnung genommen Der Wanderer trug eine grobe Jacke, von einem ledernen Gürtel zusammengehalten, darüber einen kurzen Mantel von gleichem einfachen Stoffe. Er war offenbar ein junger Mann, allein der Hut war so tief niedergezogen als sollte er das Gesicht verbergen. In der einen Hand trug er ein Bündelchen, in der anderen einen Pilgerstab. Ein Glas Wein fordernd nahm er ein Stück Brot aus dem Bündel, und nach einigen Minuten Erholung setzte er seinen Weg fort. Nächtliches Dunkel brach herein, und man bemerkte die Anzeichen eines nahenden Sturmes. Der Himmel umzog sich rabenschwarz, Wolken stürmten von der See her, plötzliche Windstöße mit Re-

genschauern durchpfiffen die Straßen, und die Wellen des Stroms schlugen hoch empor.

„Der Himmel steh' Dir bei, wenn Du in solcher Nacht reisen willst", sagte die Wache am Englischen Thore, als der Wandrer vorüberschritt und über die Brücke ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bremische Rath.

(Schluß.)

Anfänglich war Niemand verpflichtet das Amt eines Rathmannes anzunehmen, und eben so willkührlich durfte es wieder aufgegeben werden. Erst im Jahre 1433 wurde die Bestimmung getroffen, daß der Weigernde oder Resignirende auf Verlangen des größten Theils der Wittheit schwören müsse, daß seine Gesundheit oder seine Vermögensumstände ihn zu Ablehnung oder Aufgabe des Amtes veranlaßten.

In der Periode von 1398 bis 1433 hatte der resignirende Rathmann sogar die Amtseinkünfte lebenslänglich behalten, allein mit der neuen Gesetzgebung von 1433 hörte dies auf. Die Einkünfte des Amts bestanden in Sporteln, darüber man nicht genauer unterrichtet ist. Die grade regierenden Rathmänner erhielten auch bestimmte Victualien-Lieferungen an „brot, wyn, neghenoghen unde quappen", ferner empfing der zu einer Wittheits-Versammlung gekommene Rathmann eine Sportel („enen witten"). Wer aber ohne genügende Ursache ganz ausblieb, oder zu spät kam, nachdem die Rathhaus-Glocke schon ausgeläutet, mußte „twe witte" Buße zahlen. Der neuerwählte Rathmann hatte sofort mehrere Geldauslagen zu machen. Er mußte eine Mark von der aus den Stadt-Gefällen verkauften Rente einlösen. 1330 trat diese Pflicht an die Stelle einer andern, nach welcher jeder zur Regierung kommende Rathmann der Stadt 16 Mark zinslos hatte leihen müssen, welche dann von der Anleihe der nächsten nach vier Jahr eintretenden Nachfolger wieder abgetragen wurden. Waren keine Renten mehr abzutragen, so sollte der Rathmann der Stadt eine Mark Rente kaufen. Er verlor damit die Zinsen des Capitals für so lange Zeit als diese bedurften, um die Größe des Capitals zu erreichen. Nicht weniger hatte der neue Rathmann 4 Mark zu Unterhaltung der Stadtmauern zu zahlen, denn für diese Schutzwehr war man von jeher sehr besorgt, und hat sich noch bis auf unsere Tage die Vorschrift erhalten, daß die Stadtmauer in jedem Bremischen Testamente bedacht seyn muß. Ferner lag vor Einrichtung des Stadt-Marstalles dem Erwählten die Pflicht ob, ein Pferd für den Gebrauch der Stadt zu halten, wozu ihm nur wenig Hafer beigesteuert wurde. Alle diese Pflichten sind verschwunden. Der öffentliche Säckel hat sich nicht so aufmerksam bewiesen, als der Magen der Einzelnen, wir meinen, die alte Sitte der Mahlzeit hat sich erhalten, und durch das Herkommen noch sehr vergrößert. Schon 1330 findet man als altherkömmlich, daß der Neuerwählte den mit ihm im Rathe sitzenden (zinen Kumpanen de mit en in den rade zittet) eine Mahlzeit geben soll. 1398 bewirthet der neue Rathmann „de gantze wittichevt de to Rade gat, und zwar giebt er sechs richte kosten unde nicht mer". Die Mahlzeit findet des Morgens Statt und am Abend desselben Tags mag er noch „hebben zynen vrunt to twelff schottele*) Wann und wie sich die jetzige Weise des allgemeinen Ausführens**) und des sogenannten Isens gebildet, vermögen wir diesen Augenblick aus Mangel an Quellen nicht zu bestimmen. Vielleicht werden aber diese Blätter ein andermal darüber berichten.

* Bischof Dr. Dräseke.

Ein Geistlicher der Provinz Sachsen hat eine kleine Broschüre veröffentlicht, die den Titel führt: Der Bischof Dr. Dräseke und seine amtliche Wirksamkeit in der Provinz Sachsen. Ein Wort zu seiner Vertheidigung nebst Characteristik seiner Predigtweise, ein Beitrag zur Homiletik von einem Geistlichen (Magdeburg, 1841).

Wir empfehlen diese ohne Lobhudelei und Liebedienerei in reinem Interesse für die Wahrheit verfaßte Schrift den zahlreichen Freunden Dräseke's, welche daraus ersehen werden, daß er in seiner jetzigen Stellung nicht ein anderer geworden ist, als er hier war, daß er auch dort Liebe gesäet und Liebe geerntet hat, wie hier. Referent freut sich, in dieser Schrift durch einen, der mit den dortigen Verhältnissen und Vorgängen vertraut ist, die in seinem früheren Aufsatze aufgestellten Behauptungen von den Verdrehungen und Lügen des G. v. C. bis ins Einzelne bestätigt zu finden, so daß er nicht nöthig hat, irgend etwas davon zurückzunehmen oder zu ermäßigen.

W. S.

* Eingesandt.

Warum ist auf das Wild hier eine äußerst hohe Consumtion gesetzt? Das Fleisch von gemästeten Thieren ist

*) Der Leser, welcher über den beregten Gegenstand Ausführlicheres wünscht, ist zu verweisen auf Hermann von Post, Historische Nachrichten von der Regimentsverfassung und dem Rath u. s. w. (herausgegeben von Cassel) 1768. Donandt, Versuch einer Geschichte des bremischen Stadtrechts. (Leider läßt die Fortsetzung dieses Werkes schon seit 1830 auf sich warten.)

**) Selbst nach der democratischen Verfassung von 1428 ist bei Beeidigung der neuen Rathmänner nicht die ganze Bürgerschaft, sondern nur ein Ausschuß auf dem Rathhause zugegen.

unleugbar nicht so gesund, als das von wilden. Man könnte ja lieber auf Equipagen und Reitpferde eine höhere Taxe legen. Denn wer diese halten kann, kann leicht ein paarhundert Thaler jährlich mehr ausgeben.

Anonymus.

* Belohnte Neugierde.

(Mitgetheilt.)

Am vorigen Sonntag wollte ich meinen Freund W. besuchen, und traf, in dessen Haus eintretend, eins seiner Kinder, welches auf meine Frage: ist Vater zu Hause? zur Antwort gab: Ja, ich möchte nur ins Wohnzimmer treten. Vater studire ganz eifrig die specificirte Aufgabe, die bei dem, von Hamburg eingesandten schönen Geschenk für den Hülfsverein gekommen sei, die aber nicht mit gedruckt werden würde, nur die ganze Summe würde morgen im 7. Verzeichniß angegeben werden, die Hamburger hätten es so gewollt. Nach diesem Bescheid des Kindes trat ich in die Stube, und fand meinen Freund wirklich so eifrig lesend, daß mein Eintreten von ihm gar nicht bemerkt wurde, ich aber bemerkte deutlich, daß das, was er lesen mochte, ihm sehr zu Herzen ging. Neugierig dadurch gemacht, schlich ich näher, lugte über die rechte Schulter des Freundes, und las:

„Die Einwohner Bremens haben das Hamburgische Mi„litair bei dessen mehrmaligen Dortsein, so gastfrei als „freundschaftlich aufgenommen, daß die 3te Infanterie„Compagnie es für ihre angenehme Pflicht hielt, durch „ein geringes Scherflein zur Linderung der Noth derjeni„gen, welche durch die hohe Wasserfluth gelitten haben, „beizutragen, und sendet hiebei 49 Mark 14 Schillinge „zur gütigen Beförderung nach Bremen ein".

Ebenso leise schlich ich nun wieder fort, schrieb das Gesehene auf, und nun hast du es auch gelesen, geehrter Leser. Das war ein Blick in die Hamburger Aufgabe, was mag darin, und in der Lübecker, Harburger und wo sonst von nah und fern Gaben gekommen sind, sich außerdem noch finden? —

Nun noch eine Bitte, lieber Leser, wenn das Gelesene Dir gefallen hat, so sei auch wieder gefällig gegen mich. Dank verlange ich von Dir an die 3. Comp. nicht, solche Geber wollen gewöhnlich keinen Dank, nein, ich bitte nur hilf es wieder gut machen, daß ich das Obige vielleicht wider den Willen der Geber, habe drucken lassen. Du kannst es, wenn die 3. Comp. im Herbst 1843 wieder hier kommt. Wie wirst Du schon wissen, und vergessen wirst Du es bis dahin auch nicht. — Mein Freund aber wolle mir den Blick über die Schulter verzeihen!

J. F.

† Korrespondenz-Nachricht.

Vegesack, den 10. Februar 1841.

In Nro. 11 des Unterhaltungsblattes findet sich ein Aufsatz unter der Aufschrift „Korrespondenz-Artikel aus Vegesack" die Tendenz dieses Artikels ist:

„Unbereitwilligkeit und Engherzigkeit Vegesacks Ein„wohner den Fond ihrer Unterstützungscasse zur Ver„wendung für die seit der letzten Überschwemmung im „Bremer Gebiet nothleidend gewordenen Bewohner her„zugeben."

Damit indessen auch nicht einmal der Schein, als wenn Vegesacks Einwohner nicht gern bereit, dort ihr Scherflein beizutragen wo es die Noth gebeut, weil es eben nicht durch Sprengung ihrer Unterstützungscasse geschehen wolle, auf ihnen kleben bleibe, hält es Einsender für gut in diesem Blatte kurz darzustellen, wie es sich eigentlich mit dieser Unterstützungscasse verhält.

Es ist dieselbe unter Hrn. Amtmann Wilmanns ins Leben gerufen; der Zweck: bei plötzlichen Unglücksfällen oder verschämte Arme zu unterstützen, also ein Wirken, ähnlich dem der Seefahrt in Bremen, mit der Abweichung, daß aus der hiesigen Anstalt auch Landleute unterstützt werden; ihr Wirkungskreis die Kirchen-Gemeinde Vegesacks; das Medium die alljährlich zu sammelnden freiwilligen Beiträge nebst den halben Zinsen des Capitals; Letzteres ist in einem Zeitraum von ca. 12. Jahren zur Summe von ca. 1200 Rt. herangewachsen, von dieser Capital-Summe projectirte man 500 Rt. den augenblicklich sich in Bremen für Überschwemmte gebildeten Unterstützungs-Verein zu übermachen; der Gedanke wohlthätig handeln zu wollen ist keineswegs gemißbilligt worden, allein jedes Mittel ihn in Vollzug zu bringen harmonirt nicht immer mit den Ansichten der Gesellschaft, man risquirte dabei mit Crispin in eine Cathegorie gestellt zu werden.

Bevor nun ein solches Project angenommen werden konnte, mußten doch vorher die für besagte Unterstützungscasse festgestellten Gesetze deshalb befragt werden, es heißt aber unter andern in diesen:

„Das Capital soll nicht angegriffen werden, die Unter„stützungen sollen sich durch vorerwähntes Medium er„ledigen."

Dieser Satz hätte erst verworfen werden müssen, allein wie würde es aussehen in der Welt, wenn man nur nolens volens Statuten und Gesetze überhauf werfen könnte? Notare und Advokaten würden bald nichts anders zu thun haben als den ganzen Tag im Caffeehause zu sitzen und Domino zu spielen.

Die wohlmeinende Absicht der Verfasser der Statuten der Casse kann nicht verkannt werden, ihr lag zum Grunde:

„es möge durch Zuwachs, so wie er sich rechtlich mit „der Zeit ergeben wolle, das Capital sich vergrößern, „und zwar so, daß es einstens mal durch seine Zinsen

„und die alljährlichen Sammlungen die vorkommenden „Unterstützungsfälle genügend decken könne."

Daß das Capital noch einen niedern Standtpunkt einnimmt ist klar, Zinsen desselben und jährliche Sammlungen decken die sich in der Zeit ergebenden Unterstützungsfälle nur kärglich, wie soll sich aber das Gedeihen dieser Anstalt fördern, wenn man ihr in einem Nu nimmt wozu es so manches Jahr bedurfte um es zu acquiriren? —

Um sich über der Art Punkte zu verständigen wurde General-Versammlung gehalten, der zeitige Administrator der Casse brachte den fraglichen Antrag zur Motion, vom Protocollführer wurde der desfallsigen Gesetzes Paragraphen erwähnt, Gründe angegeben weshalb dies Gesetz nicht zu überschreiten sei, und dann die Antragsteller zu Gegengründen aufgefordert; da niemand sich ob solchen vernehmen ließ, fanden auch weiter keine weitschweifende Debatten statt und die ganze Sache hatte ein friedliches Ende.

In wiefern nun später Vegesacks Einwohner zu außerordentlicher Unterstützung im jetzigen Ueberschwemmungsfalle sich haben finden lassen, ist schon bekannt und schützt sie hinreichend gegen Beschuldigung von Unbereitwillig- und Engherzigkeit möchten wir nur alle Gefahr überstanden haben! — Einsender zweifelt aber keineswegs, daß wenn es zu fernerem Aufruf kommen sollte, die Gesammt-Einwohnerschaft Vegesacks auch alsdann nicht zurückbleiben wird, seinem Nebenmenschen nach Kräften dort beizustehen, wo Noth ihn eben vernichten will.

Einsender hat noch den Wunsch und die Hoffnung, daß jeder seiner Mitbürger dazu mitwirken werde, dasjenige von wohlthätiger Anstalt zu pflegen und zu warten, was unsere Vorfahren so wohlmeinend errichtet; kann die jetzige Generation nicht gleich in ganzem Maaße den Nutzen davon ziehen, so wird es eine spätere sein und so wird Stifter sowohl wie Beförderer das Andenken derselben ehren.

y.

Russische Anecdote.

Der Mensch wünscht Reichthümer, Genüsse aller Art, ohne zu denken, daß Überdruß, das quälendste aller Übel, gewöhnlich dem anhaltenden Glücke folgt. Dahin auch hatte die launische Göttin durch überschwänglich reiche Geschenke den Grafen N. gebracht. Das schmeichelhafte Zuvorkommen des schönen Geschlechts, der Glanz seines Hauses, die ausgesuchtesten Speisen, die besten Weine, rasendes Spiel ekelten ihn an, und Fremdartiges allein, etwas vorher nie Gesehenes, vermochte ihn auf einige Augenblicke aus seiner traurigen Apathie zu reißen. Eines Tages nun, da er aus gewohnter Langweile auf der Petersburger Perspective herumschlenderte, alles begaffte und nichts sah, frappirten ihn einige altmodische Vasen von der sonderbarsten Façon. Er trat näher, und fragte den Kaufmann, wie hoch ein ganzes Service von diesem Porcellan wohl stehen könnte; „Fünfzehntausend Rubel," war die Antwort. „Fünfzehntausend Rubel! Das ist wohl theuer! Allein ich muß ein solches haben, fuhr er fort; bis wann kann ich es erhalten?" Der Kaufmann sprach von drei bis vier Monaten; jedoch da er mit dem Wankelmuth des Grafen bekannt war, mißrieth er ihm den Kauf, weil er fürchtete, daß bei Ankunft der Waare er ihm dieselbe nicht abnehmen möchte. Sein Widerspruch goß aber Oel ins Feuer, der Graf wurde nur erpichter auf das Service, und erklärte bestimmt, daß er ein solches Service haben wolle. Die Bestellung mußte nun nolens volens angenommen werden; allein wie der Kaufmann es vorhergesehen, als nach einem halben Jahre das Service ankam, hatte der Graf völlig seine Meinung geändert, denn er fand es abscheulich: „Wie konnte ich Ihnen etwas so Altfränkisches bestellen!" rief er aus; „da ist gewiß irgend ein Irrthum vorgefallen; der Schofel muß Ihnen von jemand Anderm bestellt worden sein!" Umsonst versuchte der Kaufmann ihn an die Umstände der Bestellung zu erinnern; er predigte tauben Ohren, das Service blieb ihm auf dem Halse, mit der Hoffnung jedoch, es später bei dem Grafen selbst anzubringen. In dieser Absicht ließ er nach Verfluß einiger Monate neuerdings zwei oder drei große Stücke dieses Porcellans hinter den Ladenfenstern zur Schau ausstellen, und befahl seinen Ladendienern, sobald sie die Equipage des Grafen erblicken würden, sogleich andere Pieces von diesem Porcellan hervorzulangen, und sich zu stellen, als seien sie sehr emsig damit beschäftigt denselben vom Staube zu reinigen. Der Graf, als er den Wagen verlassen, kam richtig vorbei, blieb stehen und bewunderte im Stillen den früher verschmähten Porcellan. Endlich näherte er sich und fragte nach dem Preise. Die wohlunterrichteten Ladendiener erwiederten, der Porcellan sei verkauft. „Verkauft! Verkauft!" rief hastig der Graf, „und an wen denn?" — „Dem Fürsten A." — „Dem?" fuhr er fort, „dem? Que le diable l'emporte!" und er stürmte in den Laden mit den Worten: „Wie dürfen Sie wagen, eine Waare zu verkaufen, die mein Eigenthum ist?" — Kaltblütig antwortete der Kaufmann, daß Se. Excellenz keinen Anspruch auf einen Porcellan machen könne, welchen selbe ausgeschlagen hätte. — „C'est bon! C'est bon!" rief hier der Graf, sein früheres Unrecht anerkennend, „j'ai eu tort, aber wie viel hat Ihnen Fürst A. dafür angeboten?" — „Achtzehntausend Rubel." — „Eh bien, ich gebe Ihnen zwanzigtausend, et que cela soit une affaire terminée!" — Der Kaufmann, dem seine List eine hübsche Summe einbrachte, lachte ins Fäustchen, hütete sich dem generösen Käufer lange zu widerstehen, und den nämlichen Tag ward der Porcellan in das Haus des Grafen geschafft.

Miscellaneen.

(Vieurtemps in Paris.) Man berichtet aus Paris vom 11. Januar: Gestern war Vieurtemps erstes Debut im Concert des Conservatoire, und die ältesten Mitglieder desselben wissen sich kaum eines solchen Successes zu erinnern. Schon vor drei und einem halben Jahre stellten viele unserer Musiker in Dresden und Leipzig, vor Allen der treffliche Reißiger, diesem Jünglinge das Prognostikon: er werde gewiß einst der erste Violinspieler unserer Zeit werden. Dieses Prognostikon hat sich nun erfüllt, und gestern Abend nicht allein von der Elite des Pariser Publikums, sondern auch vom Künstlerverein des Conservatoire die Bestätigung erhalten! Das Concert begann mit einer Beethoven'schen Symphonie, die meisterhaft exekutirt und vom Publikum vollkommen gewürdigt ward. Nach einer Pause begrüßte ein donnernder Applaus Vieurtemp's Erscheinen, und die Orchester-Mitglieder selbst stimmten jubelnd mit ein. „C'est l'effet de la répétition de ce matin," sagte mir ein Nachbar, „nos artistes sont ivres d'enthousiasme!" Vieurtemps begann nun seine in Petersburg komponirte Symphonie concertante: ich weiß aber in der That nicht, was mehr Bewunderung verdient, sein Spiel oder seine Composition? So unmittelbar nach Beethoven's Symphonie ward es klar, daß der Geist des unsterblichen Meisters in Vieurtemps Seele lebt. Gewiß nur Wenigen ist es beigefallen, daß Vieurtemps sich hiermit ein Concert geschrieben; es ist eine mächtige Tondichtung, in welcher sich der Schöpfer derselben nur so beiläufig selbst mit einer dankbaren Partie betheiligt hatte. Und doch auch wiederum, was wäre dieses Tonstück ohne Vieurtemps Spiel? Durch diese ganze Orchestermasse hörte man seinen vollen, majestätisch großen und wieder so weichen, lebenden, ich möchte sagen, menschlich singenden Ton! Schade, daß der immer wiederkehrende Beifallssturm viele Passagen ganz übertönte. Beim Andante traten vielen Anwesenden Thränen in die Augen, und doch kann man kaum etwas Einfacheres hören, als diese melodiösen Passagen. Wenn enorme Schwierigkeiten darin waren, wie mir heute einige Musiker versicherten, so erschienen sie wenigstens durch die Leichtigkeit seines Spieles nicht als solche."

(Rossini) befindet sich, einer Korrespondenz in der Zeitschrift „Rosen" zufolge, seit einigen Wochen in Paris. Ungeachtet, heißt es dort, daß er behauptete, von seinem alten Ruhme und seinen Schätzen bis an sein Ende leben zu wollen, ließ er sich doch von seinen zahlreichen Verehrern und Freunden bewegen, neuerdings wieder eine große Oper, welche bereits in den Händen des italienischen Theaters ist, zu komponiren.

(Kuriosés.) Tag für Tag macht sich in den elyseischen Feldern auf dem Boulevard die Marquisin von Aylesbury, eine der gepriesensten Londoner Löwinnen bemerkbar, England ist das Haupt-Löwinnenland. Hier in Paris haben wir nichts als scheue Hündinnen. In einem vierräderigen Cabriolet macht die Marquise ihre Promenaden, sie fährt eigenhändig den Wagen, vor welchem zwei Ponch's stolziren, mit vieler Grazie; hinter ihr prunken die beiden **Out riders** in kastanienbrauner Livrée. Abgesehen von ihrer Toilette, welche ein köstliches Takelwerk von Spitzen, Schleiern, Bändern u. s. w. ist, zeichnet sich vor allem die Peitsche der Marquise aus. In der Mitte des Peitschenstocks macht sich ein Sonnenschirm breit, und dient er ihr in jetziger Jahreszeit auch nicht zum Schutz gegen die Sonnenhitze, weil wir im Winter leben, so bezeugt er doch den seltsamen Geschmack der Londoner Löwin.

(Die Präsidentenwahl in Nordamerika.) Bekanntlich wählen in Amerika gewählte Wähler den Präsidenten, und ihre Zahl beträgt jetzt 294. Bei der neuesten Wahl erhielt van Buren nur 60, Harrison 234 Stimmen; bei den Urwahlen stellte sich jedoch das Verhältniß ganz anders. Die Zahl der Stimmenden bei denselben betrug 2,392,638. Davon erhielt Harrison 1,269,211, van Buren 1,123,427, so daß der letztere nur mit 145,784 Stimmen in der Minorität blieb, das heißt mit wenig mehr als einem Zehntheil.

(Zahl der gescheiterten Schiffe in Amerika.) Im Jahre 1839 scheiterten, nach den Angaben der **Seamens Friend Society**, nicht weniger als 529 amerikanische Schiffe, und 700 Menschen kamen dabei ums Leben.

(Eisenbahnen.) Von der Nürnberg-Fürther Bahn war die Netto-Einnahme 1840: 35,800 fl. Die Dividende ward auf 17 fl. per Actie von 100 fl. festgesetzt, also für 1770 Actien zusammen 30,090 fl., so daß 5710 fl. für den Reservefond übrig bleiben. — Und eine Bahn zwischen Bremen und Hannover sollte nicht rentiren! —

(Dessauer Marsch.) Nach einem Berliner Blatte soll ein Italiener dem Fürsten Leopold von Dessau, nach dem Entsatze von Turin, den 7. Sept. 1706, das nachher unter dem Namen des Dessauer Marsches so berühmt gewordene Musikstück überreicht haben. — Der Marsch hat aber einen so ächt Deutschen, so wenig Italienischen Character, daß die Nachricht billig zu bezweifeln! —

(Literarisches.) Auf der Stadtbibliothek zu Hamburg hat man kürzlich ein im Jahre 1555 zu Paris gedrucktes lateinisches Buch, über die Befestigung jener Hauptstadt, gefunden. Es enthält fünf Reden über diesen Gegenstand, wovon die erste unter dem Titel: **Pro novis urbis Parisiorum moenibus ac propugnaculis, oratio I. Francisci Talpini (Francois Taupin)**, sich für die Befestigung, die zweite aber: **Secunda oratio superiori contraria, a Tussano Putaneo (Toussaint Dupuis), quod urbis Parisiorum moenibus cingenda non sit**, sich gegen dieselbe erklärt. Die erstere ist sehr gemäßigt, die letztere aber in heftigem und satyrischem Tone geschrieben.

(Schwabenstreiche.) Lichtwehr schrieb ein bekanntes komisches Gedicht von den Katzen, welche im Vorsaal eines Reichen nächtlichen Ball halten, bis der Spektakel den Hausherrn weckt, dieser hereinstürzt, wo er denn von ihm spricht:

„Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zween Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur."

Nun liegt in Würtemberg die ehemalige, aus Wallensteins Lager männiglich bekannte katholische Reichsstadt Buchau am Federsee, die, wie jedes Landstädtchen, einen Honoratioren-Cirkel zählt, dessen Mitglieder Portorico rauchen und sich in einer besonderen Abtheilung des allgemeinen Wirthszimmers, dem im Oberschwaben sogenannten Studore (Zimmer für die studirten Herren) versammeln. Allein Buchau zählte unter seinen Honoratioren keine bloße Biertrinker, die nur den schwäbischen Merkur lesen und sich behaglich freuen:

Wenn hinten tief in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen,

sondern Männer, die sich mit geistigen Interessen, mit Literatur beschäftigen, und bereits bei Pfeffels Periode angelangt sind. So geschah es denn, daß Uhland von einem ihm ganz unbekannten katholischen Kaplan zu Buchau ein Schreiben erhielt, worin der Kaplan unter tausend Entschuldigungen für seine Kühnheit Uhland als Schiedsrichter anruft. Es war nämlich unter den Buchauer Mäcenen der Literatur ein lebhafter Streit darüber entstanden, ob die in jenem Gedichte zerbrochenen zwei Dutzend Zähne dem reichen Manne oder der heruntergeworfenen Uhr angehörten? Die verdammten Katzen, wegen deren der Reiche entweder die seinem Munde, oder aber die seiner Uhr zuständigen Zähne, und nach Dezennien noch die unglücklichen Buchauer sich gar die Köpfe zerbrechen werden!

(Unglücksfall.) Am 18. December v. J. fiel im Sitzungssaale des Repräsentantenhauses zu Newyork der große Kronleuchter herab und zerschmetterte sich und Alles, was er erreichte. Er wog 7500 Pfd., hatte 5000 Doll. gekostet und bestand aus 78 Lampen, von denen jede vier Unzen Oel faßte. Glücklicherweise ereignete der Unfall sich am Vormittage; wäre er in einer Sitzung geschehen, so würden 20 — 30 Mitglieder des Repräsentantenhauses verwundet oder getödtet worden sein.

(Ossian.) Wer die Nebelgeister, die Wolken, durch welche der Mond watet, die Kämpfe Fingals, die Gräber mit hohem lispelndem Grase, die bleichen, weinenden Mädchen darauf, bleich wie wässrige Wolken, welche vom See im Strahl des Mondes emporsteigen, die Gesänge der Barden von früheren Tagen u. s. w., wer diese Ossian'sche Welt je kennen gelernt hat, dem sind auch diese zweiundzwanzig Lieder, welche einem Dichter Ossian zugeschrieben werden, echt, d. h. echte Poesie. Sie erschütterten einst ganz Europa und riefen lange, blutige Kriege hervor, von denen das Werkchen von Talvj allerdings den Frieden bringt. Denn Niemand wird schlagender und scharfsinniger, als es hier geschieht, beweisen; „daß Macpherson's sogenannte Uebersetzung ein aus Jugenderinnerungen hochländischer Liederbrocken, mannigfacher Lektüre, besonders aber aus irischen Volkssagen und Liedermährchen zusammengesetztes Original, die sogenannten 1807 publicirten gälischen Originale aber eine von ihm im heutigen corrumpirten erlischen Dialekte verfaßte Uebersetzung des englischen, von Macpherson zusammengesetzten Originals ist."

(Historische Reminiscenz.) Das Erscheinen von Napoleon's Asche auf Frankreichs Boden hat nicht nur die wichtigsten Momente seiner Laufbahn, sondern auch manche Anekdoten wieder heraufbeschworen. Besonders lebhaft ist die Rückerinnerung an die gezwungenen Huldigungen, welche in den Rheinbundsstaaten dem Protektor desselben dargebracht werden mußten, die aber den Charakter der Abnöthigung selten ganz verhehlen konnten. So fand in einer Universitätsstadt des ehemaligen Königreichs Westphalen eine angeordnete Illumination Statt. Ein Studiosus veranstaltete folgendes Transparent: **Patri patriae** (dem Beschützer des Vaterlandes). **Regi Westphaliae** (Westphalens König), **Acad. suo** (dem Beschützer der Universität). Den Unmuth, womit er diese abgenöthigte Huldigung brachte, wußte derselbe nicht besser auszudrücken, als daß er beim Erlöschen die Anfangs- und Endbuchstaben jeder Zeile noch einige Zeit erleuchtet ließ, während die übrigen dabei unsichtbar wurden, wodurch er seinem gepreßten Herzen mit einem

P . . . . . e
R c
A . . . . . t

(Pereat) Luft machte.

(Das **non plus ultra** der Un-Rechtschreibung.) In der französischen Armee ist jetzt ein General, der als Sergeant nicht ein Wort richtig schreiben konnte. Für **quatre hommes** schrieb er **Katrom.** Die Beschwerde, daß das Brot nicht gut und ausgebacken wäre, drückte er so aus: **Pinpaboninépaaaséeui.**

(Poesie und Besitz.) Die Poesie bringt immer noch was ein, wenn man sie recht speculativ zu treiben versteht. Rückert hat sich für drei Bände Lyrik das Landgut Neusaß bei Coburg gekauft. Wenn er die neue Besitzung stückweise besingt, kommen vielleicht abermals drei Bände heraus.

(Maria Mozart) aus Augsburg, die nächste Verwandte des berühmten Komponisten (Tochter seines Bruders Leopold Mozart, ehemaligen Kapellmeisters zu Salzburg) ist in Bayreuth am 25. Januar im 83sten Jahre gestorben.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 14.

Bremen, Donnerstag den 18. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 145. Den 13. Februar. Meta Postels, 76 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 26.

— 146. Dbn 14. — Des Sattlermeisters Joh. August Kluge Sohn, 12 Jahr; Langenwieren Nro. 5.

— 147. Den 14. — Des verst. Hinr. Lohmann Wittwe, geb. Huchting, 84 Jahr; Armenhaus.

— 148. Den 15. — Des Arb. Conrad Budde Ehefr., geb. Stürmer, 39 Jahr; Meinkenstraße Nro. 5.

— 149. Den 15. — Des Schneidermeisters Joh. Gerh. Wilh. Deutsch Tochter, 5 Jahr; Wegesende Nro. 13.

Nro. 150. Den 15. Fbr. Der Freischlachter Joh. Georg Seemann, 54 Jahr; Fuhrleutestraße N. 34.

— 151. Den 15. — Die Näherin Henriette Windhorn, 36 Jahr; kl. Barkhof Nro. 3.

— 152. Den 16. — Des Detaillisten Bernh. Adolph Münster Sohn, 6 Monat; Westerstraße Nro. 54.

— 153. Den 16. — Der Schneidermeister Diedr. Herm. Schörling, 61 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 91.

— 154. Den 16. — Des Arb. Joh. Christ. Uhrbrock Tochter, 11½ Jahr; Löschen Hof Nro. 9.

Geboren:

Nro. 193. Den 10. Februar. Des Lohndieners Carsten Schiermann Ehefr., geb. Biesewig, Papenstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 194. Den 10. — Des Arb. Diedr. Müller Ehefr., geb. Bremermann, Hastedt No. 13; von einem Knaben.

— 195. Den 11. — Des Kaufmanns Bernh. Conr. Kroning Ehefr., geb. Wessels, Langenstr. No. 109; von einem Knaben.

— 196. Den 11. — Des Lohgerbers Adolph Mennes Ehefr., geb. Erling, Stephanithorsteinweg Nro. 10; von einem Mädchen.

— 197. Den 11. — Des Schuhmachermeisters Georg Eduard Schlotterhausen Ehefr., geb. Weber, Rosenthal No. 7; von e. Knaben.

— 198. Den 12. — Des Arb. Lüder Rullhusen Ehef., geb. Wessels, Stavendamm Nro. 10; von einem todten Knaben.

— 199. Den 12. — Des Fuhrmanns Jacob Wentzel Ehefr., geb. Brenneke, an der Viehweide Nr. 25; von einem Mädchen.

— 100. Den 13. — Des Arb. Johann Christ. Fricke Ehefr., geb. Sanders, Stephanithorsteinweg Nro. 8; von einem Knaben.

— 101. Den 13. — Des Cigarrenmachers Hinrich Brandhorst Ehefr., geb. Lohmann, Punkendeich Nro. 35; von einem Mädchen.

Nro. 102. Den 13. Febr. Des Armenvoigts Joh. Heinr. Lücke Ehefr., geb. Poppe, Behrens-Gang Nro. 5; von einem Mädchen.

— 103. Den 13. — Des Referendarius Joh. Julius Marquart Ehefr., geb. Segatta, Knochenhauerstraße No. 4; von einem Mädchen.

— 104. Den 14. — Des Kupferschmidtmeisters Tölke Christoph Hinrichs Ehefr., geb. Dahlfus, Osterthorsteinweg Nro. 39; v. e. Mädchen.

— 105. Den 14. — Des Schuhmachers Herm. Ernst Bläse Ehefr., geb. Düntzelmann, Heinkenstraße; von einem Mädchen.

— 106. Den 15. — Des Landmanns Jacob Vagt Ehefr., geb. Asendorff, Punkendeich No. 26; von einem Knaben.

— 107. Des Kaufmanns Ernst Albert Murjahn Ehef., geb. Heuser, Obernstraße Nro. 50; von einem Mädchen.

— 108. Den 15. — Des Maurergesellen Conrad Gentauer Ehefr., geb. Sander, Hulsberg Nro. 37; von einem Knaben.

— 109. Den 15. — Des Polizeidieners Joh. Heinrich Eickworth Ehefr., geb. Hopmann, Düsternstraße Nro. 58; von einem Knaben.

— 110. Den 15. — Des Cigarrenmachers Heinr. Kayser Ehefr., geb. Kahle, Krummen Arm Nro. 12; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 15.

Bremen, Sonntag den 21. Februar 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 21. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
12 Uhr Cand. Pralle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* 'S ist die letzte Rose!

von Th. Moore,
übersetzt von M.

'S ist die letzte Rose,
Die einsam dort glüht;
Die lieblichen Schwestern
Sind alle verblüht;
Kein Rosenknöspchen
Ist nah, das sie liebt,
Das zurück das Erröthen,
Die Seufzer ihr giebt!

Verlass'ne, Du sollst nicht
Dich härmen in Pein;
Die Lieblichen schlummern, —
Auch du schlaf' ein!
D'rum streu' ich Dich gütig
Aus über das Beet,
Das mit todten Gespielen
Des Gartens besät.

Bald kann ich Dir folgen,
Wenn Freundschaft erbleicht,
Wenn im Kreise der Liebe
Das Strahlendste weicht,
Wenn die Treuen verwelkt sind,
Die Theuern dahin! —
Solch frostige Welt — wer
Ertrüg' es darin!

Kindes-Liebe und Muth.

Ein geschichtliches Fragment.

* (Nach dem Englischen.)

(Schluß.)

Wenige Augenblicke später befand er sich auf dem weiten und öden Moore von Twendmouth, welches viele Meilen groß, nur eine weite hügelige Fläche von Haide und Farnkraut darbietet. Einzelne Vertiefungen sind mit dickem kurzen Weidenholze bewachsen.

Langsam erstieg er einen abschüssigen Hügel, wider den Sturm kämpfend, der jetzt in der wildesten Wuth ausraſete. Der Regen fiel in Strömen und der Wind heulte über die Haide, wie eine Legion hungernder Wölfe. Dennoch drang der Fremde vorwärts, bis er zwei oder drei Englische Meilen von Berwick entfernt war. Dann aber, als ob er dem Sturm weichen müsse, suchte er Schutz unter einigen Brombeersträuchen und Weidenbüschen, welche am Wege standen. Beinahe eine Stunde hatte er hier verborgen gelegen, während Dunkelheit und Sturm zugenommen, als der Hufschlag eines schnellen Rosses gehört wurde. Der Reiter hatte das Haupt zum Schirm gegen den Wind auf den Sattelknopf geneigt. Plötzlich wurde das Pferd beim Zügel erfaßt, der Reiter hob das Haupt und sah einen Fremden vor sich stehen, der eine Pistole auf ihn anschlug.

„Steig ab, oder Du bist des Todes" — rief der Fremde.

Der Reiter — betäubt und erschrocken — machte einen Versuch seinen Degen zu ziehen, allein in demselben Augenblicke riß die Hand des Räubers ihn aus dem Sattel und stürzte ihn zur Erde. Vom Fall betäubt, blieb der Gestürzte bewußtlos liegen, der Fremde aber ergriff das Felleisen, welches die nach dem Norden bestimmte Post enthielt, warf es über die Schulter, und verschwand auf der Haide.

Früh am anderen Morgen eilten die Einwohner von Berwick zu der Stelle, wo der Raub begangen war. Über das ganze Moor wurden Nachforschungen angestellt, allein von dem Räuber war keine Spur zu entdecken.

* * *

Drei Tage waren verstrichen, und noch lebte Sir John Cochrane. Die Briefpost, welche sein Todesurtheil enthalten hatte, war geraubt, und ehe ein neuer Befehl ausgefertigt wurde, konnte die Verwendung seines Vaters bei dem Beichtiger des Königs von Erfolg sein. Griselde war jetzt fast immer im Gefängniß um ihn, und sprach Worte des Trostes. Beinahe vierzehn Tage nach Beraubung der Post waren verstrichen, und die in der Brust des Gefangenen aufsteigende Hoffnung war schmerzlicher, als die erste Ergebung. Allein selbst diese Hoffnung schwand wieder dahin. Die Verwendung seines Vaters war erfolglos gewesen, und zum zweiten Male hatte der frömmelnde und despotische König das Todesurtheil unterzeichnet, und in weniger als zwei Tagen wurde der Befehl zur Hinrichtung im Gefängniß erwartet.

„Des Höchsten Wille geschehe," seufzte der Gefangene.

„Amen," antwortete Griselde mit wilder Heftigkeit. „Mein Vater soll doch nicht sterben!"

Abermals hatte der Postreiter das Moor von Tweedmouth erreicht, und abermals trug er das Todesurtheil für Sir John Cochrane bei sich. Er spornte sein Pferd zur höchsten Eile, und blickte vorsichtig nach vorn, seitwärts und hinter sich; in der rechten Hand hielt er zur Vertheidigung ein gespanntes Pistol. Der Mond goß ein geisterhaftes Licht über die Haide, nur hinreichend, die Öde noch sichtbarer zu machen, und jedem Busche ein gespenstisches Ansehen zu verleihen. Eben wandte er um ein dickes verkrüppeltes Gebüsch, als das Pferd sich vor dem Knall einer Pistole bäumte, dessen Feuer ihm beinahe in die Augen sprühte. In demselben Augenblick knallte auch sein eigenes Pistol. Das erschreckte Pferd aber bäumte sich noch heftiger und warf den Reiter aus dem Sattel. In dem nächsten Augenblick kniete der Räuber auf die Brust des Gefallenen, setzte ihm einen blitzenden Dolch an die Kehle und rief:

„Gieb Deine Waffen ab oder stirb!"

Dem königlichen Boten entsank der Muth, und ohne zu antworten that er, wie ihm befohlen.

„Jetzt zieh Deines Weges," sagte der Räuber ernst, aber laß mir Dein Pferd und die Post zurück, oder Du hast das Schlimmste zu erwarten."

Der Mann erhob sich zitternd und schlug den Weg nach Berwick ein, der Räuber aber schwang sich in den Sattel und sprengte über die Haide davon,

* * *

Schon waren die Vorbereitungen zur Hinrichtung von Sir John Cochrane getroffen, und die Gerichtsbeamten erwarteten nur noch die Ankunft der Post mit dem zum zweitenmale ausgefertigten Todesurtheile, um ihn auf das Schafot zu führen, — da kam die Nachricht, daß die Post abermals beraubt sei. Auf vierzehn Tage hinaus war das Leben des Gefangenen gesichert. Er umarmte weinend seine Tochter und sagte: „es ist gut — die Hand des Höchsten hat dies alles geleitet."

„Sagte ich es nicht — erwiederte die Jungfrau, und zum ersten Male weinte sie laut — daß mein Vater nicht sterben werde!" —

Die vierzehn Tage waren noch nicht verstrichen, da öffneten sich die Thüren des Gefängnisses und der Earl von Dundonald stürzte in die Arme seines Sohnes. Seine Bemühungen bei dem Beichtvater des Königs waren endlich mit Erfolg gekrönt worden, und nachdem der König zweimal das geraubte Todesurtheil unterzeichnet, hatte er nunmehr die Begnadigung besiegelt. Aus dem Gefängnisse eilte er mit dem Vater nach seiner eigenen Wohnung — seine Familie umklammerte ihn mit Freudenthränen, — allein Griselde, welche während seiner Gefangenschaft mehr, als sie alle gelitten, war wieder abwesend. Alle ergossen sich in dankbaren Reden über die Wege der Vorsehung, welche zweimal die Beraubung der Post zugelassen und also den Vater vom Tode errettet hatte, da ließ sich ein Fremder melden, und um Zutritt bitten. Sir John befahl ihn sogleich einzulassen, und siehe — der Räuber trat herein, bekleidet mit dem groben Gewande und dem schlechten Mantel, allein sein

Anstand war über seinen Stand. Beim Eintritt berührte er leise den Hut, blieb aber bedeckt.

Wenn Ihr dieses gelesen — sprach er, zwei Papiere hinreichend — so werft es ins Feuer."

Sir John warf einen Blick in die Papiere — und erbebte. Es waren die beiden Todesurtheile.

„Mein Retter! rief er — aber wie kann ich Euch danken, wie die Rettung meines Lebens vergelten? Mein Vater, meine Kinder, dankt Ihr Alle für mich!"

Der alte Graf drückte die Hand des Fremden, die Kinder umklammerten seine Knie. Er aber bedeckte sein Antlitz und brach in Thränen aus. „Mit welchem Namen — fragte Sir John eifrig — soll ich meinen Retter begrüßen?" —

Der Fremde weinte laut, und als er den Hut abwarf, fielen Griseldens schwarze Locken auf den groben Mantel.

„Barmherziger Himmel — rief der erstaunte und entzückte Vater — mein eigen Kind war mein Retter — meine Griselde!" —

---

* Wie steht es mit der Freiheit der Weser?

Antwort auf den Aufsatz in Nro. 105 dieser Blätter.

Der Verfasser stellt sechs Punkte auf, als Hindernisse der größern Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Güterzuges auf der Weser. Wenn er nun gesagt hätte, die Haupthindernisse finden sich im Königreich Hannover, so hätte er Recht gehabt, denn da Hannover über die Hälfte der Uferlänge besitzt, so müssen sich da natürlich mehr Hindernisse zeigen, als in einem der übrigen Staaten, die weit weniger Uferlänge besitzen. Beiläufig bemerke ich nur, daß Hannover viel weniger Zoll erhebt, als es nach der Uferlänge gegen die andern Staaten erheben müßte, wovon mir aber der Grund unbekannt ist. Sagt aber der Verfasser, die Hauptbeschwerden treffen das Königreich Hannover, so hat er Unrecht, er kann das auch gar nicht wissen; ich will nur einige Punkte anführen, so weit sie mir bekannt geworden sind, woraus das Gegentheil hervorzugehen scheint. Die von den Schiffern geforderte Verpflichtung, die von den Uferstaaten angeordnete Commission möge sich verbindlich machen, in einem festzusetzenden Zeitraum so viel Wasser zu schaffen, daß der Schiffer auch bei dem kleinsten Wasser ohne Extraunkosten ein mittleres Quantum fahren könne, ist allgemein abgelehnt worden.

Es wurden also nur eine Anzahl Stellen, man sagt ca. 160, bezeichnet, wovon jeder Staat die ihn betreffenden zu bessern sich verpflichtete. Auf Hannover sind dem Vernehmen nach in der Oberweser vierzig gefallen und davon siebenunddreißig die leichteren, bis jetzt gebessert, die drei kostbareren noch zurück; feste Zeitpunkte lassen sich für solche Arbeiten begreiflich nicht festsetzen, wol aber kommt es darauf an, ob jeder Staat Aufseher genug hat, um in dem Augenblick, wo das fallende Wasser die Arbeiten möglich macht, viele Punkte gleichzeitig beginnen zu können. Daß die Verfassung Hannovers und die größeren Rechte der Uferbesitzer das Bessere der Leinpfade mehr erschwert, als in Preußen, ist ebenso bekannt, als daß die Hauptbeschwerden dieser Art in neueren Zeiten großentheils beseitigt sind, gleichwohl noch wichtiges zu thun übrig bleibt. — Wir gehen nun zu der begehrten Mündener Werraschleuse über. In Privatbriefen sind schon viele eingeladen, selbst hieher zu kommen, um sich von dem Ungrund der jenseitigen Beschuldigungen zu überzeugen. Da diese gleichwol wiederholt werden, so sieht man sich veranlaßt, hier auch die Vertheidigung der Hauptsache nach öffentlich zu wiederholen.

Der Verfasser versammle doch nur die hauptsächlichen Herren Verlader in Bremen und frage sie, ob sie im verwichenen Jahre auch nur ein einzigmal so viel bei einem Schiffer hierher verladen hätten, um damit einen der gewöhnlichen Werraschiffer zu kompletiren, insofern die Versendung nach Wannfried streng befohlen, und nicht erst einer weitern Festsetzung zwischen dem Eigenthümer und dem hiesigen Spediteur überlassen war. Sie werden ihn mit Nein antworten müssen. Kein einziger Schiffer hat auf diese Weise seine vollständige Ladung erhalten. Entweder mußte ein Spediteur ihn vollends beladen, dessen Gutfinden es überlassen war, aus Gütern desselben Weserschiffers, oder aus dem Packhofe nach Wannfried, oder auch zu Fuhr nach Baiern zu verladen. — Oder es mußten ihm von hier aus verkaufte Waaren beigegeben werden, oder er mußte die Ankunft des nächsten Bremer Schiffers erwarten. Der Verfasser scheint noch nicht zu wissen, daß die Verladung nach Baiern über Wannfried in der Regel keine Vortheile mehr gewährt, daß 1839 144 Wagen, 1840 aber 279 Wagen dahin abgingen, daß dem Beispiele Schweinfurts, wohin gar nichts mehr auf der Werra geht, auch Bamberg, Würzburg und Nürnberg zu folgen anfangen, woraus begreiflich die Folge hervorgeht, daß die Bestimmung darüber nicht schon nach Bremen ertheilt werden kann.

Daß von dem Orte, wo die Weserschiffe ausladen, bis zu dem, wo die Werraschiffe einladen, wirklich kein Raum zur Überladung sei, davon kann sich jeder, der da weiß, daß zwischen diesen Orten auch die Einladung nach Bremen in dem Werraarme beschafft werden muß, sehr leicht überzeugen; deßhalb aber eine Viertelstunde weserabwärts zu gehen, würde Zeit und Kosten nicht lohnen.

Die Schleuse nähme an jenem Orte in der Länge so viel Raum weg, daß die Einladung nach Bremen sowol, als nach Wannfried sehr gefährdet würde. Auch läßt die Steu-

erbehörde hier so wenig als in Preußen es sich gefallen, in den Schiffen die Waaren zu wägen. Das Wägen würde auch Geld kosten, was außer dem Schleusengelde in Betracht käme. Endlich möchte ich wünschen, der Verfasser wäre bei dem Aufthürmen des Eises am 15. u. 16. Jan. d. J. hier gegenwärtig gewesen, er würde von seinem Schleusenprojekte sogleich geheilt sein. Man würde ihn fragen 1) wer die Schleuse bezahlen solle, um durch ein Schleusengeld einen Nutzen daraus zu ziehen, welches Geld die jetzigen Transportkosten weit überstiege; 2) wer die Schleuse unterhalten solle und 3) wer Sicherheit leiste, daß die mehrere Beengung des Flusses nicht bei dem nächsten Eisgange der Brücke, der Vorstadt oder andern nahe gelegenen Bauten den Untergang bereite, den ein einziger reicher Kaufmann wol nicht zu ersetzen im Stande sein möchte. Hätte die hiesige Kaufmannschaft nicht die Wichtigkeit sämmtlicher vorstehenden Thatsachen genau erwogen, so würde sie sich wol nicht dazu verstanden haben, den Bau der neuen Lagerhäuser zu garantiren, durch welche der ehemalige hohe Fuhrlohn in und aus der Stadt, und der höhere Küperlohn beseitigt werden sollte, vermöge welcher Garantie sie nun freilich im eigenen Interesse die Packhofs-Unkosten so lange aufrecht erhalten muß, bis sie sich durch den Tilgungsfond ganz auflösen, und unsern Nachkommen eine so billige Spedition machen werden, wie sie bei der hier stattfindenden Verantwortung für die Quantität und Qualität der Güter nur immer stattfinden kann. Und weil denn der Verfasser so unbedenklich an den Splitter und Balken erinnert, so möchten wir herzlich wünschen, daß man nach dem Beispiel größerer Staaten auch in Bremen daran dächte, durch die Errichtung mehrerer großen Lagerhäuser am Weserufer, in welchen lagernd die Waaren einzelner Gattungen, in jede fernere Hand übergehen könnten, einen sehr hohen Fuhrlohn von einem Hause in ein oder mehrere andere, und einen höheren Küperlohn künftig zu ersparen. Solche Unternehmungen haben anfangs große Schwierigkeiten, tragen aber endlich reichliche Zinsen.

Wird aber der Verfasser seiner Vaterstadt wol zumuthen wollen, deren Accise als Transitzoll betrachtet, so weit als Hamburg gethan hat, schon jetzt herunter zu setzen, wenn deren Finanzen dieses noch nicht erlauben? Allein mit eben dem Maße, womit ihr messet, wird man euch wieder messen.

Nun gehen wir zu den Weserzöllen über. Der Vertrag zwischen Preußen und Kurhessen von 1831 sagt kein Wort davon, daß die Waaren in Münden von Bord zu Bord umgeladen werden sollen, also würde auch diese Einrichtung zu nichts nützen; allein es ist eine völlig grundlose Behauptung, daß auch Hannover seine Weserzölle aufheben müßte, weil andere Staaten die ihrigen gegenseitig aufzuheben sich einander versprochen haben. Preußen hat es ausdrücklich bekannt gemacht, daß die bisherigen Transitozölle zu der großen Ausdehnung des Zollvereins nicht mehr paßten, weil der Verkehr im Innern frei sein soll. Man hat daher diese ehemaligen Einnahmen bei Entwerfung des Tarifs der Eingangszölle mit in Anschlag gebracht, und diesen um so viel erhöhet, um jene künftig entbehren zu können. Hannover aber hat dieses nicht gethan. Bei Eingehung des Vertrags mit Braunschweig und Oldenburg ist der bestehende niedrige Tarif der Eingangszölle beibehalten. Hannover kann und wird also seine Transitozölle nicht aufgeben, so lange nicht ein Anschluß an den großen Zollverein stattfindet, denn woher sollte bei dem niedrigen Steuertarif der Ersatz kommen?

---

* Zur Berücksichtigung.

(Eingesandt.)

Einem lange gefühlten Bedürfnisse unseres Handels bei Fuhrversendungen in's Innere zu begegnen, bietet sich jetzt die Gelegenheit; sie nicht unbenutzt vorüberziehen zu lassen, wäre daher zu wünschen.

An den meisten, ja fast an allen Handelsplätzen, die ihren Waarenversand per Achse, zum Theil oder ganz, zu besorgen haben, ist bei deren Verladung sowohl für Obdach als Sicherheit gesorgt durch sogenannte Packhöfe, die man in unserm Bremen leider vermißt. In früheren Zeiten, als es noch Sitte und Gebrauch war, daß der Fuhrmann vor den Wohn- oder Packhäusern der Ablader seine Ladung auf das zum Versandt bestimmte Fuhrwerk aufladen ließ, war ein solches Bedürfniß nicht vorhanden, deshalb auch nicht fühlbar; jetzt aber, wo zur Bequemlichkeit, sowohl der Auflader als Fuhrleute, sich kleinere Fuhrwerke etablirt haben, um die Güter zusammen zu fahren, und deren Benutzung von den Fuhrleuten selbst — wollen sie nicht andern klagenden Unbequemlichkeiten anheim fallen — nicht mehr zu umgehen ist, hat sich die Sache anders gestaltet. Die dafür sprechenden Beweise findet man bei einer lebhaften Geschäftszeit zunächst in der Neustadt fast auf der ganzen Länge der Osterstraße bis zum Buntenthore offen liegen, wo sie eben so häufig jeder Witterung preisgegeben sind, als Veranlassung geben sollten einzusehen, daß diesem Uebelstande abgeholfen werden müsse, und die häufigen Beschwerden, welche man besonders in regnichter Zeit über schlechte Beschaffenheit der Waaren von den Empfängern hört, nicht immer ungegründet sind, sondern ihre Ursache häufig in jener Veranlassung finden.

Ein zu einem Packhofe geeignetes Local, scheint die Infanterie-Caserne der Westerstraße — bequemer gelegen möchte es schwerlich noch aufzufinden sein — zu bieten, welches überdem leicht durch die benachbarten Grundstücke vergrößert, und mit der Grünenstraße vielleicht ohne große Kosten, in Verbindung gebracht werden könnte.

Das Interesse Einzelner leidet vielleicht bei einer solchen Einrichtung etwas, es scheint dieses jedoch dem allgemeinen Interesse untergeordnet, und möchte daher keine Berücksichtigung verdienen.

Hoffentlich bleiben diese wenigen Worte nicht ganz unbeachtet!

. . . . e.

* Isen.

Zum Schutze der Stadt war es früher erforderlich den Stadtgraben, sobald derselbe zugefroren war, soweit auf zu eisen, daß ein nächtlicher Überfall der Feinde von der Stadt abgewandt wurde. Zu diesem Aufeisen waren die Bürger verpflichtet. Sie thaten dieses entweder selbst oder sandten ihre Dienstleute. Ob bei dieser Gelegenheit die Stadt aus dem Stadtsäckel oder ob jeder selbst für Speise und Getränke sorgte, ist nicht klar, doch ist soviel gewiß, daß die Arbeitenden sich in Speise und Trank gütlich thaten, und oftmals betrunken nach Hause taumelten. Diesen Trunkenen wurde nachgerufen „he het iset." Daher das Wort Isen, übertragen auf unsere Rathsaufführung.

* St. Stephani Thurm.

(Eingesandt.)

Im Jahre 1833 bemüheten sich die Herren Bauherren dieser Kirche (zwei würdige Männer) um Unterschriften zu Beiträgen, um die gute Sache zu Stande zu bringen eine neue Spitze des Thurms zu erbauen. Auf ihren Ersuch verfertigte der vortreffliche Baumeister Polzin einen Riß, und forderte nur 20,000 Thlr. Doch kam diese Sache nicht zu Stande, ungeachtet hier viele sehr reiche Leute sind. Die Gemeinde dieser Kirche ist zwar reformirt, doch sollten Lutheraner und katholische Bewohner nach ihrem Vermögen dazu beitragen; denn Thürme sind Zierden der Stadt.

Anonymus.

Geschenk für den Kaiser von China.

Aus einem Berichte aus London.

Ehe es zwischen unsern Freunden, den Chinesen, und den „rothhaarigen Barbaren" zu Feindseligkeiten kam, die laut den jüngsten Nachrichten ein eben so unerwartet schnelles als für England vortheilhaftes Ende zu nehmen scheinen, glaubten die dabei wesentlich betheiligten Direktoren der ostindischen Gesellschaft, daß ein von der englischen Kunstfertigkeit zeugendes Geschenk auf den Kaiser von China, der bekanntlich ein für seinen Stand sehr geschickter Mechaniker sein soll, einen, die Erhaltung des Friedens bewirkenden Eindruck machen könnte, und waren nur darüber ungewiß, was sie ihm schenken sollten. Die Kaiser von China sind bei verschiedenen Gelegenheiten von der englischen Regierung im Namen des Königs mit Geschenken bedacht worden; allein immer hat die Wahl Schwierigkeiten gehabt, oder es hat sich bei der Überreichung Anstoß gefunden. Das letzte Geschenk unter Georg III. war ein prächtiger Staatswagen. Einen solchen hatte angeblich der Kaiser selbst gewünscht. Also ging der Wagen ab, sorgfältig in einzelnen Stück gepackt und begleitet von einem Sachverständigen, der nicht bloß den Wagen an Ort und Stelle zusammensetzen, sondern auch für den Fall nöthiger Reparaturen den chinesischen Oberst-hofwagenbaudirektor mit der Konstruktion bekannt machen sollte. Es erschien auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers ein hoher Mandarin, den Wagen zu übernehmen. Nachdem er ihn beaugenscheinigt, ohne auf ächt chinesisch zu loben oder zu tadeln, fragte er, für wen der außerhalb angebrachte, hohe, mit kostbarer Decke behangene Sitz sei? Der Engländer antwortete: für den, der die Pferde lenkt. — Das thut der Kaiser nicht, entgegnete der Chinese. — Für den Kaiser ist der Platz in dem Wagen, bemerkte der Engländer und deutete auf die reich geschmückten Kissen. — Da sah der Chinese ihn mit steigendem Zorne an. „Und meint Ihr, rief er, daß unser ruhmgekrönter Kaiser, der Sohn der Sonne, niedriger sitzen soll, als einer seiner Sklaven?" — Der Mandarin war nicht zu beschwichtigen, erklärte seinen Kopf in Gefahr, wenn er dem Kaiser den Wagen überlieferte, und entfernte sich, Bericht zu erstatten. Der Erfolg war, daß die Annahme verweigert und der Wagen nach London zurückgebracht wurde. Dieser, einigen Direktoren wohl erinnerliche Vorfall mahnte zu doppelter Vorsicht, und nach lang gepflogenem Rathe und genau angestellten Erkundigungen entschied der Board of Directors für zwei ganz gleiche Uhren „von der erlesensten Arbeit und im sinnigsten Geschmack." Die Uhren sind seit einiger Zeit fertig und nach hiesiger Gewohnheit vom Verfertiger „für seine Freunde" zur Schau gestellt. Indessen bekommen auch solche sie zu sehen, die nicht zur speciellen Bekanntschaft desselben gehören. Jedenfalls sind die Uhren eine wunderhübsche Spielerei. Beide haben die Form eines antiken römischen Triumphwagen. Darin sitzt eine weibliche Figur; ich weiß nicht, ob es eine Erden- oder eine Himmelstochter sein soll, aber eine Göttin ist es gewiß, liebreizenden Angesichts, und durchaus nicht, wie ich habe behaupten hören und was ganz unschicklich gewesen wäre, der Königin Victoria ähnlich. Ihre rechte Hand ruht auf dem Wagen, und unter dieser befindet sich eine Uhr, von der Größe eines Schillings, die schlägt, repetirt und acht Tage geht. Auf dem Zeigefinger sitzt ein Kolibri, aus Diamanten und Rubinen geformt, mit einem Körperchen, das den sechzehnten Theil eines Zolls mißt. Ein diamantener Punkt, von einer Nadel berührt, setzt das inwendige Räderwerk in Bewegung, und das Vögelchen hebt seine Flügel und flattert und pipt, daß es eine Lust ist und dem Kaiser von China sicherlich große Freude machen wird. In der linken Hand hält die Göttin ein Perspektiv von verhältnißmäßiger Kleinheit, aber in jeder Hinsicht zu vollständigem Gebrauche, mit drei Auszügen vom feinsten Golde und statt des Glases geschliffenen Diamanten. Zu den Füßen

der Figur ruht der niedlichste Schooßhund, der je aus dem Atelier eines Tausendkünstlers hervorgegangen ist, und den Wagen ziehen zwei Vögel, von denen ich nur so viel weiß, daß die dazu verwendeten Edelsteine in den Farben des Regenbogens schillern. Ein verborgener Mechanismus steht mit dem Köpfchen des Kolibri in Verbindung; denn sowie dieser sein Köpfchen dreht, rollt der Wagen im Kreise umher. Alles ist auf's Feinste und Sauberste gearbeitet, und die aus Blumen und Emblemen bestehenden Zierrathen des Wagens haben bloß das Verdrießliche, daß sie in ihrer vollen Schönheit von unbewaffneten Augen kaum erkannt werden können. Da das Geschenk seinen ursprünglichen Zweck, den Frieden zu erhalten, verfehlt hat, so soll es nun nach beendigtem Kriege zur Friedensgabe dienen.

Der Französische Operncomponist Auber.

Der Componist Auber, der sich durch seine Opern einen berühmten Namen in ganz Europa erworben hat, wurde zu Paris im Jahre 1780 geboren. Er widmete sich trotz seiner hervorstechenden Neigung zur Musik, wie sein Vater, dem Kaufmannsstande, und beschäftigte sich daher nur als Dilettant mit der Kunst, in der er blos eigenen Genuß, nicht Förderung derselben suchte. Dieses nur kostende, naschende Verhalten im Gegensatz zu dem ernsten Streben des wahren Künstlers bedingte denn auch seine schwankende haltlose Stellung im Verhältniß zu der Kunst, als er später genöthigt war, zu seiner eigenen Erhaltung die Beschäftigung mit der Musik zu seinem Berufe zu machen. In der französischen Revolution verlor sein Vater sein ganzes Vermögen, und durch diesen Schlag des Schicksals sah sich Auber gezwungen, das, was ihm vorher nur als Mittel zu vergnüglichem Lebensgenuß galt, sein Talent für Musik zur Sicherung seiner Subsistenz anzuwenden. Seine angelegentlichste Sorge war nun, sich mit der Theorie der Composition vertraut zu machen. Allein die einem jeder wahren Künstler nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten, allgemein wissenschaftliche Bildung, und namentlich vertraute Bekanntschaft mit den allgemeinen Kunstgesetzen sich anzueignen, daran dachte er jetzt so wenig, als es ihm in seinem früheren dilettantischen Treiben in den Sinn gekommen war. Er hatte keine Ahnung davon, daß die bloße technische Tüchtigkeit, also z. B. in der Malerei die Behandlung der Farben, des Lichtes und Schattens der Zeichnung u. s. w., allein noch nicht zum Künstler mache, sondern erst noch eine tiefere Einsicht in die Anordnung und den innern Bau eines Kunstwerks hinzutreten müsse. Wie gegründet diese Beschuldigung ist, wie wenig er nicht allein über das Wesen der Kunst, sondern sogar über seine eigene Befähigung sich ins Klare zu setzen auch nur versucht hatte, das bewies er ganz offenkundig durch die Wahl seiner Lehrer, unter deren Leitung er die Regeln der Composition studiren wollte. Ihm war eben so wenig der totale Gegensatz zwischen der großartig malerischen Manier Boieldieu's und der ernsten Würde Cherubini's, denn diese beiden Meister erwählte er zu seinen Lehrern, aufgefallen, als die Verschiedenheit seiner eigenen Individualität von jenen beiden Componisten. Darum konnte er sich auch nur in der Form an sie anschließen, welche darum schon aller Reinheit ermangeln mußte; was aber die eigentliche Substanz, den innern Gehalt seiner Composition betrifft, so war er darin ganz abhängig von dem damaligen Beherrscher des musikalischen Zeitgeschmacks, Rossini, dessen prächtig in die Ohren fallende, aber hohle und alles soliden Kerns entbehrende Musik auch Auber's sich bemächtigt hatte, und auch für dessen oberflächliche Persönlichkeit allein zugänglich war. Namentlich verrathen diesen Rossini'schen Einfluß seine ersten Opern, „Emma," „Léocadie," „La bergère châtelaine," und „Le Timide," welche in Deutschland gar nicht bekannt geworden, und auch in Frankreich bereits verdientermaßen in Vergessenheit gerathen sind. Auber, der in dem geringen Glücke, daß denselben zu Theil wurde, einen Beweis zu finden glaubte, daß er mit dem Geschmacke des Publikums noch nicht hinlänglich bekannt sei, componirte nun eine geraume Zeit hindurch gar nicht, sondern beschränkte sich allein darauf, sich von jenem vollständig zu unterrichten. Hierauf trat er zuerst mit einer kleinen Oper „Das Konzert am Hofe" wieder auf, einem Stücke, welches, obwohl aller künstlerischen Werthes baar und ledig, doch durch große Lebendigkeit nicht geringen Beifall erwarb, und auch in Deutschland zur Aufführung kam. Auber, hierdurch versichert, den Geschmack des Publikums richtig getroffen zu haben, componirte nun in der angenommenen Weise fort. Zunächst folgte dann „Der Schnee," und darauf „Der Maurer und der Schlosser." Beide Opern machten auch in Deutschland nicht geringes Glück, besonders die letztere, welche sich nicht minder durch glückliche Wahl des Sujets, wofür Auber überhaupt einen ungewöhnlich feinen Takt besitzt, als durch ansprechende und gefällige Musik empfahl. Der errungene Beifall spornte Auber zu größern Fleiße an, aber nicht in der Ausführung, sondern in der Produktion, und so erschienen mit außerordentlicher Schnelligkeit hinter einander die Opern: „Die Stumme von Portici," „Die Braut (oder die Verlobte)," „Fra Diavolo," „Der Gott und die Bajadere," „Der Liebestrank," „Le Serment" und „Gustav III." In der „Stummen" hat Auber den Gipfel seiner Kunst erreicht, im „Fra Diavolo" zeigt sich schon ein merkliches Herabsinken, welches in allen folgenden Opern immer deutlicher fühlbar wurde, bis im „Serment" und namentlich im „Gustav III." eine völlige Leere an Gedanken sich zeigt, die nur durch eine ungewöhnliche Routine in der Anwendung der Form, und durch ein prächtiges und lärmendes Gebimmel für ungebildete Ohren leidlich verdeckt wird. Auber hat das letzte Ziel seiner Produktion erreicht, seine Schöpfungskraft ist zu Ende, und es ist daher nichts mehr von ihm zu erwarten, wenn er sich nicht entschließen will, was er im Kleinen schon öfter gethan hat, im Großen zu versuchen, nämlich sich selbst zu bestehlen, und uns zusammengeflickte Resumé's aus seinen frühern Stücken als neue Gerichte aufzutischen.

Miscellaneen.

(Themse-Tunnel.) Die Arbeiten am Themse-Tunnel schreiten rasch vorwärts; man glaubt, daß derselbe bereits im Juli d. J. für Fußgänger eröffnet werden könne.

(Kathedrale zu Troyes.) Der Einsturz der berühmten Kathedrale zu Troyes scheint sich nicht mehr abwenden zu lassen. Am Portal erweitern sich die gewaltigen Risse zusehends. Das große Rosettenfenster scheint in der Luft zu schweben, und fortwährend lösen sich Steine vom Gewölbe ab. Man hat das Innere mit Faschinen belegt, um den steinernen Fußboden und die Zierrathen der Pfeiler gegen das Aufschlagen dieser Steine zu schützen. Die größten Balken, die man hat auftreiben können, sind zum Stützen verwendet worden; allein es läßt sich wenig Nutzen davon erwarten.

(Epidemie in Brest.) Dieselbe Krankheit, die schon im vorigen Sommer so große Verheerungen in Brest anrichtete, ist neuerdings ausgebrochen, und zwar stärker als je; die Menschen werden plötzlich ergriffen, und sterben gewöhnlich nach 3 oder 4 Stunden. Die Krankheit soll mörderischer als die Cholera sein, indeß gewisse sehr enge Gränzen nicht überschreiten.

(Eine Stein-Harmonica.) Ein einfacher Bauer aus der Nähe von Keswick in Cumberland ist der Erfinder eines neuen musikalischen Instrumentes, welches aus einfachen Steinplatten besteht, die aus der unwirthlichsten Gegend des Skiddaw genommen wurden. Diese Platten sind so gestellt, daß drei Personen zu gleicher Zeit dieselben mit kleinen hölzernen Hämmern schlagen können. Drei Söhne des Erfinders spielen das Instrument jetzt in Liverpool und wissen dem rohen Material die süßesten Töne und reichsten, anmuthigsten Melodieen zu entlocken. Die Wirkung soll wirklich magisch und das Instrument nach dem Urtheil kompetenter Richter mit vielem Scharfsinn zusammengesetzt sein.

(Des Sultans Gratulationsschreiben.) Man lies't in einem englischen Blatte: Bei Hofe beschäftigte man sich in diesen Tagen viel mit dem Glückwunschschreiben, welches der junge Sultan Abdul-Medschid bei Anlaß der Geburt der Kronprinzessin der Königin Victoria übersandt hat. Dieser Brief soll eine Perle orientalischen Redeschmucks sein und ein seltenes Muster morgenländischen Blüthenstyls. Die Form ist nicht minder merkwürdig als der Inhalt. Das Schreiben ist ungefähr 3 Fuß lang und 4 bis 5 Zoll breit. Die Schrift ist klein, aber sehr lesbar. Die Unterschrift des Sultans befindet sich am Rand nebst allen Titeln, welche seit Gründung des osmanischen Reichs den Vorgängern desselben angehört haben. Das Papier ist von ausgezeichneter Qualität, besser als das Velin und schön emaillirt. Der Brief war in einem Couvert mit dem Siegel des Sultans versehen. Das Ganze befand sich in einem Säckchen, ganz ähnlich den Taschen, welche die Damen tragen, von rothem Seidenstoff, reich mit Seide und Gold gestickt.

(Intoleranz.) In Berlin ist ein achtbarer Familienvater deshalb von dem Kaplan wie von dem Probst der katholischen Kirche nicht zur Beichte zugelassen worden, weil er seine Kinder in eine evangelische Schule gehen ließ.

(Hallische Jahrbücher.) Die beiden Herausgeber der Hallischen Jahrbücher, Echtermayer und Ruge, verlassen Halle und werden sich in Dresden niederlassen, um daselbst ihr Journal herauszugeben. Der Erstgenannte ist bereits in Dresden eingetroffen.

(Jules Janin's Widerruf.) „Ich bin besser, als mein Ruf!" sagt Schiller's „Maria Stuart." Eben so könnte die Tragödie „Maria Stuart" zu Herrn Jules Janin und seinen etwaigen Nachbetern sprechen: „Ich bin besser, als mein Ruf unter Euch, als der Ruf, den Ihr mir machen wollt." In der That aber brauchte das Werk des deutschen Dichters sich wenig zu kümmern um die vor Kurzem verbreitete üble Nachrede des französischen Journalisten; wenn er sie ein verfehltes, ein verkehrtes Meisterwerk nannte, so geschah es in einem Aufsatze, der eben ein Meisterwerk der Verkehrtheit war. Hätte jedoch Janin's Spruch auch höhere Bedeutung, als wir ihm zuschreiben, so könnten sich doch Schiller's Verehrer jetzt beruhigen, da die Janin'sche Kritik sich bekehrt, ein reuevolles **pater peccavi** angestimmt und Schiller's Namen gläubig gehuldigt hat. — Nicht ohne äußeren Anlaß indessen hat der Feuilletonist des **„Journal des Débats"** sich selbst berichtigt, vielmehr scheinen ihn die **„étudians allemands"** zu seiner Abbitte und Ehrenerklärung genöthigt oder doch bewogen zu haben. Die mehr als kühle Aufnahme, welche Racine's „Athalja" neuerdings in Berlin gefunden und welche Janin „Repressalien zuschreiben will, die man wegen seiner Recension der „Maria Stuart" genommen", diese bringt ihn auf seine früheren Ketzereien und von ihnen zurück.

(Merkwürdiger Fund.) Die nachstehende Begebenheit ist eben so wahr als seltsam. Vor einigen Jahren fanden zwei Herren, die in dem Testamente eines Freundes zu Testamentsvollstreckern ernannt worden waren, in der Wohnung desselben einen Zettel mit der Bemerkung: „700 Pfd. Sterl. in Till." Sie suchten im ganzen Hause nach diesem Gelde, aber vergebens, da sie nicht wußten, was das „Till" bedeuten sollte. Die Büchersammlung des Verstorbenen verkauften sie an einen Buchhändler; sie sprachen häufig über jene seltsame Bemerkung und erinnerten sich dabei auch einmal, daß unter den Büchern eine Folioausgabe von Tillotson's Predigten sich befunden habe. „Vielleicht hat er dieses Buch mit dem „Till" gemeint", sagte der Eine, ging sogleich zu dem Buchhändler, der die Bibliothek gekauft hatte und fragte, ob er Tillotson noch habe. Da ihm dies bejaht wurde, kaufte er das Buch zurück, und als man dasselbe genau durchsuchte, fand man zwischen den Blättern wirklich Banknoten im Betrage von 700 Pf.

Sterl. Noch merkwürdiger dabei ist Folgendes. Der Buchhändler erzählte, ein Herr in Cambridge, der den Katolog durchgesehen, habe ihm aufgetragen, ihm jene Ausgabe von Tillotson zu schicken. Dies sei geschehen, da aber das Buch den Erwartungen des Bestellers nicht entsprochen, habe es derselbe zurückgeschickt und seitdem habe es wieder in dem Laden gestanden.

(Dankbarkeit.) Ein Warschauer Blatt erzählt folgende Anekdote, die sich vor Kurzem in Warschau ereignete: Ein Gutsbesitzer aus der Provinz tritt in eine Putzhandlung, um seiner Frau einen Hut zu kaufen, dessen Auswahl er der anwesenden Modehändlerin überläßt. Die Dame reichte ihm einen sehr eleganten Hut und erwiederte, als der Käufer nach dem Preise fragte, der Hut sei schon bezahlt. Der Fremde, ganz erstaunt, bittet um eine nähere Erklärung und folgt neugierig der Dame in ein anstoßendes Kabinet, das sie, zu seiner noch größeren Verwunderung, verschließt. „Mein Herr," redet ihn die Schöne erröthend an, „vor zehn Jahren kauften Sie im sächsischen Garten Apfelsinen; die kleine Verkäuferin hatte noch nicht so viel eingenommen, um Ihnen den Dukaten, welchen Sie ihr gaben, wechseln zu können, und als sie Ihnen vollends sagte, sie habe eine kranke arme Mutter, da meinten Sie, die Kleine sollte nur das Goldstück behalten, und wenn sie mehr Geld haben werde, den Rest herausgeben. Die Pomeranzenhändlerin steht nun vor Ihnen; ich habe einen reichen Mann geheirathet und bitte Sie, den Hut als Andenken für Ihre Gemahlin von mir anzunehmen."

(Kurioses.) Folgende Anzeige ist wörtlich aus einem neuen Blatte von Jersey übersetzt: „Zu verkaufen den 8. Juli 181 Prozesse, wovon die Akten einem ausgezeichneten Advokaten gehören, welcher sein Geschäft aufzugeben beabsichtigt. Man merke: die Klienten sind sehr reich und hartnäckig!"

In Coblenz haben sie einen Witz gemacht, und das schönen guten. Wahrscheinlich hat diesen Prinz Carneval mitgebracht. In den Coblenzer Hotels circuliren Speisekarten mit der Ueberschrift: „An die verehrten Gäste! Sie sollen es gleich haben!"

Bei einer Studentenschlittenfahrt zu Breslau wurde auch die Emancipation der Frauen dargestellt. Eine geniale Dame mit einem kolossalen Schnurr- und Backenbart saß rauchend an einem gelehrten Tisch und schriftstellerte. Gegenüber saß ehrfurchtend ihr Anbeter und strickte.

* Der Hülfs-Verein

bedauert daß, wie in früheren Jahren so auch jetzt, sich die Erfahrung wiederholt, wie böser Wille oder Unverstand gewissenloser Bettler das Publikum zur Ungebühr belästigt. Bald durch das Vorgeben erdichteter Noth, bald durch den Vorwurf fehlender Hülfe.

Er achtet sich daher verpflichtet vor dergleichen Lug und Trug zu warnen.

So wohl die in der Stadt als auf dem Lande überschwemmt gewesenen Gegenden sind Districtsweise einer speciellen Erforschung des Bedürfnisses unterzogen. An Ort und Stelle sind zuverlässige, der Localitäten und Personen kundige Männer bereit gewesen und beauftragt, alles zu untersuchen und den Bedarf zu verabfolgen, und wir sind sicher, daß es geschehen ist.

Wir bitten daher unsere lieben Mitbürger, wo irgend Beschwerden Einzelner, sei es der Stadt- oder Landbewohner, ihnen vorkommen mögten, uns davon gefällige Mittheilung machen zu wollen und überzeugt zu sein, daß genügende Aufklärung und schleunige Abhülfe wirklicher Hülflosigkeit uns Pflicht und Freude sein wird.

Wir können gottlob bezeugen, daß Obdach, Nahrungsmittel, Kleidung, Feurung, und nöthige Pflege und Beistand, nach dem Zwecke der gütigen Geber, jedem geworden ist, der sie sich nicht selbst zu schaffen vermogte, nach Maaßgabe seines Bedarfs, und daß damit, wo es dessen weiter bedarf, fortgefahren wird.

Indeß leuchtet es gewiß ein, daß davon abgesehen, der Ersatz des großen und bedeutenden Schadens, welchen verlorene Einsaat an Kartoffeln und Getraide und dergleichen, so wie an Ländereien, Gebäuden, Mobilien, Vorräthen, Vieh und Lebens- oder Erwerbsbedürfnissen herbei führt, muthmaßlich der Hauptgegenstand der Thätigkeit des Vereins werden wird.

Darum hat der Verein von Anbeginn darauf den Blick gerichtet.

Zur Ausmittelung desselben beizutragen, wird jedes Mitglied des Vereins sich zur Pflicht machen, so wie der täglich Mittags auf dem Stadthause versammelte engere Ausschuß des Vereins fortfahren wird, wie bisher, die desfallsigen Anmeldungen entgegen zu nehmen, wenngleich es der besonnenen Erwägung nicht entgehen wird, daß der Umfang solches Schadens erst ermittelt sein muß, ehe sich ein billiger und gerechter Maßstab für die Entschädigung festsetzen läßt, welcher der Verein dem Einzelnen zu leisten im Stande, wenn er im Geiste und Sinne der verehrten Geber handeln will, um deren ferneres Vertrauen er bittet.

Bremen, den 18. Februar 1841.

Namens des Vereins:
Droste, Dr.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 1.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 15.

Bremen, Sonntag den 21. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 155. Den 17. Februar. Der Kaufmann Joh. Grote, 80½ Jahr; Martinistraße Nro. 6.

— 156. Den 17. — Des Werkmeisters Carl Sastedt Ehefr., geb. Degenhardt, 64 Jahr; Martinistraße Nro. 2.

— 157. Den 18 — Des Mäklergehülfen Carsten Lankenau Ehefr., geb. Fesenfeld, 31 Jahr; Oelmühlenstraße Nro. 2.

— 158. Den 18. — Der Schiffszimmermann Joh. Christian Köhring, 64 Jahr; Theerhof Nro. 37.

— 159. Den 18 — Des Kuchenbäckers Joh. Friedr. Weber Wittwe, geb. Tormann, 61 Jahr; Geeren Nro. 37.

— 160. Den 18. — Der Steuermann Hinr. Christoph Blume, 71½ Jahr; hinter Stephanithorswall Nro. 29.

— 161. Den 18 — Des Arb. Friedr. Kohlmeyer Ehef. geb. Göden, 65 Jahr; Hastedt, No. 106.

Nro. 162. Den 18. Fbr. Des Pastors Prim. zu St. Stephani Friedr. Ludwig Mallet, Tochter, 3 Jahr; auf Stephanikirchhof.

— 163. Den 19 — Des Krameramtsgenossen Christ. Friedr. Ludw. Sturm Sohn, 4 Wochen; Ansgariithorstraße Nro. 13.

— 164. Den 19. — Des verst. Arb. Cord Schwepe Wittwe, geb. Meier, 81 Jahr; Stephanithor Nr. 17.

— 165. Den 19 — Des Consumtionsgehülfen Heinr. Christ. Ehntholt Tochter, 14 Wochen; Meinkenstraße Nro. 4.

— 166. Den 19. — Des Knochenhauers Ludewig Goosmann Sohn, 10 Monat; Sögestr. N. 36.

— 167. Den 20. — Des verst. Arb. Herm. Feldthusen Wittwe, geb. Stadtlander, 67 Jahr; Wittwenhaus.

Geborten:

Nro. 212. Den 15. Februar. Des Tischlers Joh. Heinr. Harttgen Ehefr., geb. Winters, Obernstr. No. 55 (Vorst); von einem Mädchen.

— 213. Den 16. — Des Schuhmachers Joh. Conrad Kobe Ehefr., geb. Wedemeyer, Beckmanns Hof Nro. 1; von einem Knaben.

— 214. Den 16. — Des Wechselnegocianten Johann Wilh. Stange Ehefr., geb. Stange, Bredenstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 215. Den 17. — Des Malers Joh. Hinr. Wehrstedt Ehefr., geb. Kroog, Langenstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 216. Den 17. — Des Cigarrenmachers Hinrich Wichmann Ehefr., geb. Hermeling, außer der Schleifmühle No. 1; von e. Knaben.

— 217. Den 17. — Des Matrosen Joh. Christ. Keiner Ehefr., geb. Fröhlig, Sandberg N. 6; von einem Mädchen.

— 218. Den 17. — Des Küpermeisters Gottfr. Theod. Hähnel Ehefr., geb. Behrmann, Jacobikirchhof Nro. 5; von einem Knaben.

— 219. Den 17. — Des Tischlers Heinr. Joh. Caspar Petersen Ehefr., geb. Schreiber, Muggenburg Nro. 5; von einem Mädchen.

— 220. Den 17. — Des Branntweinbrenners Diedr. Heinr. Meyer Ehefr., geb. Lange, Schnoor Nro. 33; von einem Mädchen

— 221. Den 18. — Des Kaufmanns Wilh. Ludwig Barth Ehefr., geb. Müller; Jacobistraße Nr. 27; von einem Mädchen.

Nro. 222. Den 18. — Des Schweineschlachters Johann Christ. Bandmann Ehefr., geb. Blum, Hohenthorstraße No. 24; von e. Knaben.

— 223. Den 18. — Des Hökers Joh. Heinr. Friedr. Garbers Ehefr., geb. Thies, Schnoor No. 30; von einem Mädchen.

— 224. Den 18. — Des Küpergesellen Albert Kruse Ehefr., geb. Schröder, Abbenthorswallstr. Nr. 17; von einem Mädchen.

— 225. Den 18. — Des Arb. Diedr. Heinrich Ernst Kelkenberg Ehefr., geb. Breems, gr. Annenstraße Nro. 93; von einem Mädchen.

— 226. Den 18. — Des Tuchhändlers Georg Heinr. Roesing Ehefr., geb. Vaupel, Wachtstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

— 227. Den 18. — Des Schuhmachers Georg Phil. Kolby Ehefr., geb. Schmeding, gr. Annenstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

— 228. Den 19 — Des Schuhmachers Joh. Heinr. Friedr. Bischoff Ehefr., geb. Wenthoff, Hohenthorstr. N. 58; von e. Mädchen.

— 229. Den 19. — Des Landmanns Joh. Eberhard Flugger Ehefr., geb. Rehlken, Reeperbahn Nro. 34; von einem Mädchen.

— 230. Den 19. — Des Schlachters Joh. Hinr. Düntzelmann Ehefr., geb. Buse, Hastedt Nro. 56; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 44. Der Kaufmann Christ. Friedr. Gustav Hake und Charlotte Wilhelmine Lankenau hies.

— 45. Der Krameramtsgenosse Reinh. Tedtsen und des verstorb. Krameramtsgenossen Wilken Riedemann Wittwe, Ilsabeta geb. Frese hieselbst.

Nro. 46. Der Arb. Joh. Heinr. Heidmann und Anna Elise Ficken hieselbst.

— 47. Der Grobbäcker Christ. Gerh. Vogt und Gesina Hagens am Buntenthorsteinwege.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 16.

Bremen, Donnerstag den 25. Februar 1841.

Bremen, den 24. Februar 1841.

Gestern ward für den zum Rathmann der freien Stadt Bremen erwählten Aeltermann, Herrn Arnold Duckwitz, der Kaufmann Herr Franz Christoph Gravenhorst zum Aeltermann wieder erwählt. Derselbe bekleidete bis jetzt das Amt eines Bauherrn an der St. Petri Kirche und gehört zu der Verwaltungsdeputation der für die Fonds und Einkünfte der Hauptschule.

Das Wiedererkennen.

Ballade aus dem Dänischen.

Ein Ritter, so männlich, so keck und so hold,
Mit blankem Stahlharnisch und Helm von Gold,
Ritt eilig auf schnaubendem Renner herfür,
Dann hielt er vor Lynalil's ruhiger Thür.

„Ich komm' über Berg und See, rief er gejagt,
Zu sehn und zu lieben die holdeste Magd."
Willkommen! Und als sie den Gruß ihm entbot,
Bedeckte die Wangen ein fliegendes Roth.

„Ich komm' über Berg und See, rief er, gejagt,
Zur Braut mir zu kiesen die holdeste Magd."
Als Lynalil's Blick auf dem Fremdlinge ruht,
Da ward ihr, ich weiß nicht, wie seltsam zu Muth.

„Ich komm' über Berg und See, rief er, gejagt,
Dich Lyna zu freien, die holdeste Magd,
Und schwur, als ich die mich auf immer geweiht,
Zu freien dich, oder zu fallen im Streit."

Mit bangender Seele das Mädchen stand,
Bald roth wie die Rose, bald blaß wie die Wand:
„Flieh, seufzte sie, flieh nur, mich bindet die Pflicht,
Meine Hand und mein Herz, sie gehören mir nicht.

Ein Jüngling mein Trauter von Kindheit an war,
Er hatte dein Auge, doch lichteres Haar,
Sein Mund zwar ist dein, doch die Stimme war zart,
Er hatte dein Kinn, aber flaumigen Bart.

Weit hat er sich um in der Ferne geschaut,
Bald kehrt er zurücke zur liebenden Braut
Schon siebenmal kreis'te das langsame Jahr
Bald kehrt er, der lieb mir von Kindheit an war."

„O Mädchen! dein Lieben war Scherz nur und Tand,
Die Kindheit, die kindische Liebe verschwand;
Trau nicht dem unbärtigen Freunde zu sehr;
Er kommt ja nicht wieder, er kommt ja nicht mehr!"

„O nein, o Fremdling, er stürbe bevor,
Eh' treulos er bräche, was heilig er schwor,
Er grub auf die Brust meinen Namen sich ein,
Doch innen, da strahlt er in ewigem Schein."

„So will ich dann fliehen und halten den Eid,
Den Tod in dem Kampfe mir suchen, o Maid!
Und stellt sich im Traum ein Gerippe vor dich,
Dann wein' eine Thräne, denn das bin ich."

Und langsam fortwandert der Ritter so hold,
Mit blankem Stahlharnisch und Helme von Gold:
„Ach Fremdling, ach bleib' doch! ich liebe — doch flieh!
Flieh! bleibe! nein, flieh nur, ich liebte dich nie!"

Froh kehrte zurücke der Ritter so hold,
Weg warf er den Harnisch, den Helm von Gold:
„Trau nur auf des Freundes beharrlichen Sinn,
Doch kehrt er nicht wieder mit Flammen am Kinn.

Erkenn' ihn, der lieb dir von Kindheit an war,
Mit tieferer Stimme, mit dunklerem Haar!"
„Gott! Ludwig!" sie stammelts und beut ihm den Kuß,
Still feiernd des Wiedererkennens Genuß.

Die Herrin von Ardó.

Novelle.

Unmuthig lag Messer Giovanni unter einer alten Eiche, hinaufstarrend in den wolkenbewegten Himmel, der so düster war, und wo die Wolken so verworren drängten, wie die Gefühle in seinem Innern. Manchmal riß er in den Saiten seiner Guitarre, als wolle er durch die Macht des Klanges den Sturm seiner Brust beschwichtigen, oder den Tönen sein Weh vertrauen, aber zu beiden war er zu wild bewegt, die Saiten kreischten mißtönend unter der heftigen Berührung. In dieser Stimmung hatte er es nicht beachtet, daß Fußtritte aus dem Thale näher und näher herauf schallten, ja, daß sich zwei Männer an seine Seite gestellt und ihn ernst und nachdenkend betrachteten. Der Eine war ein jugendlicher Mann, Bellapietra genannt, hoch und schönen Ansehens und wider die Gewohnheit des Landes, dem er entsprossen, blondhaarig und blauer Augen. Er war Giovannis Jugendfreund, und beide waren dem König Karl Robert von Neapel nach Ungarn gefolgt, als er kam, sich um den Thron dieses Reiches zu streiten; der Andere war ein alter grauer magyarischer Waffenheld, der die Beiden lieb gewonnen hatte, ob ihrer wechselseitigen Anhänglichkeit und wiederholt erprobter Kampffertigkeit.

Als endlich die innere Unruhe Messer Giovanni vom Boden auftrieb, und er die Beiden neben sich gewahrte, sprach er: wir sehen einem entscheidenden Tage entgegen; ob und wer von uns ihn überlebt, weiß keiner; so will ich euch den sagen, was mich in meinem Innersten aufregt, auf daß ihr an mir nicht irre werdet. Wie das Volk von mir denkt, gilt mir gleich. Doch laßt uns zuerst die Pflicht erfüllen, die uns obliegt als Führern, dann treffen wir uns in Ardó an der Linde. Und die Drei schritten auseinander, umgingen die äußersten Posten, ermahnten die Krieger, die als Vorhut ausgestellt waren, zur Wachsamkeit; denn der Abend begann schon zu dunkeln, und sie kannten den Feind als tapfer, listig und verwegen.

Als die Runde vollendet, war es schon tiefe Nacht geworden, Giovanni traf zuletzt bei der Linde ein, Kerntruppen waren dort gelagert. — Auf dem Hügel, wo jetzt das Herrenhaus steht, loderte ein hohes Wachfeuer, die Krieger haufenweis umher, für das Mahl sorgend die Einen, der Rosse wartend die Andern, manche ihre Waffen und Rüstungen noch einmal durchschauend für die nächsten Tage der Entscheidung, die Meisten aber in Kreisen gelagert den Erzählern horchend; denn sie hatten, ihrem asiatischen Ursprung treu, viele sagenkundige, mährchenreiche Männer, die eine ganze Nacht hindurch zu erzählen vermochten, wie es noch jetzt häufig unter den magyarischen Reitern und Hirten anzutreffen. Als sich nun die Führer überzeugt, daß ihre Leute munter bleiben würden, und sie keinen Ueberfall zu befürchten, schritten sie seitab zu der Linde. Giovanni lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm, so daß er das Schloß Säros im Auge behielt, und begann: „Ihr wißt es meine Freunde, daß der König, unser Herr, mich vorausgesendet mit den Söldnern, deren Leitung er mir vertraut, um die Gegend hier zu erkunden, bis er nachkommen würde, die Gewalt des übermüthigen Grafen Matthäus von Trencsin, der allein noch gegen ihn hält, zu brechen. Zu diesem Ende durchzog ich die Berge und Thäler, bald mit meiner ganzen Schaar, bald mit wenigen oder allein, gerüstet oder verkleidet, je nachdem es mir zweckdienlich schien. Auf einer dieser einsamen Wanderungen hatte ich mich verirrt; erschöpft kam ich hieher an diese Linde, ein Mädchen saß in ihrem Schatten, ich sprach sie um eine Labung an, sie reichte mir eine Schale Milch, seit jenem Augenblick nun bin ich verändert. Du Bellapietra kennst mich, und ihr alter Waffenfreund mögt mir es glauben, daß mich ein Weiberantlitz so wenig zu rühren vermochte, als mich je etwas zu erschüttern im Stande ist. Ich war stolz auf meine Ruhe, und ein Blick, der alle Männer der Erde schwindlich gemacht hätte, der Druck einer süßen Hand und wie alle die Gunstbezeugungen heißen mögen, in denen sich gegenseitige Liebe gefällt und ausspricht, waren mir so gleichgültig als ein Glas Wasser, so daß ich oft scherzend zu sagen pflegte, daß mich in meinem Innern nichts leidenschaftlich zu erregen vermöge, es käme denn eine Ueberirdische, und reichte mir einen Becher Naphta, von dem die Pilger des Orients erzählen, daß es einmal entzündet nicht verlöscht, bis es sich und das Gefäß, in dem es flammt, aufzehrt. So war ich bis zu jenem Unglückstage, nein, bis zu jenem schönen Tage, der mich hieher geführt. Indeß ich trank, war ein Roß herbeigelaufen, das vor ihr freiwillig stehen blieb, was gäbe es auch in der Natur, das ihr nicht gehorchte! sie schwang sich auf, noch umschauend nach dem Wanderer, den sie gelabt, und die Strahlen ihrer Augen drangen mir in das Herz, verzehrend, wie die Sonne ihre Pfeile herabsendet in den glühendsten Tagen unserer Heimath. Wer ist sie? werdet ihr mich fragen; dort oben im Schlosse Säros wohnt sie, sie ist

unsere Feindin, die Tochter des Grafen von Trentsin. Hast du sie gesehen, alter Mann? wenn nicht, so kannst du mich nicht begreifen, du Bellapietra wirst mich fassen? wenn ich dir sage, daß sie magisch ist, wie in unserer Heimath des Mondes Strahl in einer Laube dunkler Rosen. Als sie meinem Auge entschwunden, forschte ich nach ihr in den Hütten von Ardó, alle beten sie an, sie ist so mild, so gut, dabei stolz und kriegerisch und unerschütterten Herzens. Ihr Vater hat ihr dieses Dorf geschenkt, und oft lustwandelte sie in den Zeiten des Friedens vom Schloß herab, und freute sich der schönen Gegend; aber seit wir in der Nähe, ließ sie sich nicht mehr sehen. Oft habe ich mich hieher begeben, immer vergebens; oft schlich ich umher verkleidet und unerkannt, und brachte den Armen und Bedrängten Hülfe in ihrem Namen, daß sie gepriesen werde, wenn man auch uns zürnt wegen der Gräuel des Krieges.

Die Lieder meiner Heimath schrieb ich auf Steine, und warf sie hinaus auf Weg und Feld, vielleicht, daß sie einmal einen erblickt. In meinen Liedern lebt nur sie, meine Gedanken sind nur sie, und in meinem Herzen ist ihr Thron. Als wir endlich hieherrücken mußten, nahm ich meinen Sitz in Ardó, und indeß alles rund um verheert wurde, schonte ich dieses Ortes, und wartete sein, daß sie wiederkehrend alles finde, wie sie es verlassen, und nur die Sorge für die Pflege des Ihren ihr verkünde, daß ich hier gelagert. Das ist's, was mich unstät macht, und wie der Wag, wenn auch eisbedeckt unter der kalten Decke seine reißenden Fluthen fortwälzt, sein eigenes Bett wie zum Grab immer tiefer und tiefer aufwühlend, so mein Inneres. Aber wie an einzelnen Stellen seine heißen Quellen aufdampfen durch das Eis, habe ich auch, was mich durchglüht, nicht verhehlen können. Mögt ihr nun denken, was ihr wollt."

Nachdem sie eine Weile geschwiegen, begann der alte ernste Krieger: Es ist mir aus allem, was du erzählest, klar daß hier ein Zauber obwaltet, und daß die Sage nicht leer ist, die man sich von der Herrin von Ardó herum trägt, mir ist die Sage nur dunkel kund geworden, so viel weiß ich aber, daß an die Gabe der Herrin von Ardó eine unglücksvolle Empfindung geknüpft ist; was es aber ist, habe ich nie erfahren können. Vielleicht ist es einem der Erzähler in unsern Heerhaufen bekannt, ich will sie fragen. Als er aufstand, um sich zu ihnen zu begeben, ritt ein Krieger vor, und rief Bellapietra und Giovanni auf, sogleich zum Heer des Königs zu stoßen, das schon in die nächsten Thäler gerückt war. Der Alte übernahm den Befehl über die Vorhut, die beiden Freunde warfen sich auf ihre Rosse und flohen den Weg entlang dem Boten nach.

Im Schlosse Sáros war alles regsam. Der alte Graf war in der letzten Nacht mit seinem ganzen Gefolge und zahlreichen Anhängern in das Schloß eingerückt. Vom Gipfel des Thurmes, von den Zinnen der Mauern wehte herausfordernd sein Banner; im Hof stand es riesig aufgepflanzt, ein Grab daneben, verkündend, daß er, wenn er auch geschlagen, wenn auch die Mauern erstürmt, seine Sache bis auf den letzten Mann verfechten würde. Das Fräulein, die man allgemein nur die schöne Herrin von Ardó zu nennen gewohnt war, kam eben vom Wall zurück, wo sie die Vertheidigungs-Anstalten nochmals überblickt; — denn sie war des Krieges wohl kundig und bereit, für ihres Vaters Sache ihr Leben zu lassen, als ein Weib mit vier Kindern durch das Thor der Burg herein schritt. Die Herrin erkannte die Pflegerin ihrer Kinderjahre, sie eilte ihr entgegen, und bot ihr freundlich die Hand. Es ist recht schön von dir, sprach sie, daß du mich in der Zeit der Gefahr noch einmal sehen willst die Würfel rollen, und Niemand weiß, wie sie fallen. Ach! Fräulein, entgegnete die Alte, ihr seid so gut und mild, wohl habe ich gewünscht, euch noch einmal die Hand zu küssen, die mir des Guten so viel erzeigt, aber nicht hätte ich es gewagt, meinen still umfriedeten Aufenthalt, wo ihr mich verborgen, zu verlassen — hättet ihr nicht selbst mir gestern bedeuten lassen, daß ich dort nicht mehr sicher, und mich hieher verfügen solle. Ich habe dir keinen Boten gesendet, erwiederte das Fräulein, allein in der Zeit des Krieges ist nichts unbedeutend, darum erzähle, was sich zugetragen. Wie? fiel die Alte ein, der Mann, der nun schon wiederholt in meiner Hütte gewesen, der mir immer Trost und Hülfe gebracht, er wäre nicht von euch gewesen? Nein, war des Fräuleins Antwort, er kam nicht von mir. Wer ist er? was wollte er bei dir? Nun begann die Alte: Eines Abends, es mögen jetzt einige Wochen her sein, trat ein Mann, schlicht gekleidet, in unsere Hütte, er fragte mich, ob ich euch kenne? Wer kennt die Herrin von Ardó nicht? ich aber kenne sie vor allen, sprach ich, denn ich habe sie von ihrer zartesten Kindheit an gepflegt, und bete täglich für ihr Wohlergehen. „Das ist schön von euch," war seine Rede, „doch nicht mehr als billig, denn auch sie denkt euer, und sendet euch zur Hülfe dies," damit legte er einen Haufen Goldes auf den Tisch, und entfernte sich. Seither

ist er einigemale gekommen; mit meiner kleinsten Enkelin die nach eurem Namen geheißen ist, ward er nie müde zu spielen, und stundenlang horchte er, wenn ich von euch, eurer Kindheit und jetzigen Herrlichkeit redete, oft seufzte er tief, wenn ich von eurem Kriegesmuth sprach, und wie ihr euch im Sturm der Schlacht am meisten wohl gefallt. Jedes Mal, beim Kommen und Gehen, ließ er eine Gabe zurück; er sagte, sie käme von euch. Als ihn eure kleine Pathe einst fragte: wer er denn sei? antwortete er, daß er ein Ausländer und erst seit wenig Tagen euch angehöre, aber nun der Eure sei auf Tod und Leben. Gestern im Frühroth kam er zu uns, rief uns eilig auf; fort, sagte er, das königliche Heer rückt an, ihr seid allein, unbeschützt, und könnt leicht Mißhandlungen erfahren, flüchtet euch nach Sàros, die Herrin will's, von dort sorgt sie für euch; hier sind wir nun. Die Herrin schwieg nachdenklich, endlich begann sie: Von mir kam dieser Bote nicht, doch wer der Unbekannte immer war, er ist mein Freund, denn er that Gutes. Ja, sprach die Alte; er verdient doppelt euer Freund zu sein, denn er that Gutes und that's um euretwillen. Das Fräulein wendete sich ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Stiergefecht zu Sevilla.

Aus einem Reisebericht des Marquis von Londonderry.

In Sevilla hatte ich Gelegenheit einem Stiergefecht beizuwohnen. Diese seltsame Lustbarkeit, die man zur Feier der Siege Espartero's gab, war auf den 11. October (1839) festgesetzt, und wir hielten uns für ganz besonders vom Glück begünstigt, daß wir so zu rechter Zeit ankamen, ein Stiergefecht hier zu sehen, nachdem wir eben einen Monat früher an dem Tournier zu Eglinton Theil genommen. Für diese Stiergefechte ist ein ungeheures Amphitheater erbaut vor einem Thore Sevilla's. Es kann ungefähr 15,000 Personen fassen; bei der Vorstellung, die ich damals mit ansah, waren über 8000 darin, und man kaufte Billette dazu wie zu anderen öffentlichen Schauspielen. Die Nacht vor dem Kampfe werden die wilden Stiere vom Lande und den Wäldern von Volksmassen in diesen Raum hineingetrieben; das Volk bemächtigt sich dann der Plätze und macht den ersten Angriff auf die Stiere. Dies ist ein sehr gefährliches Schauspiel; es fand um 3 Uhr des Morgens statt. Ich selbst ging nicht hin, aber einige meiner Reisegefährten. Die Stiere stürzen schämend und brüllend hinein; das Halloh des Volks mit seinen bunten Tüchern und Vertheidigungswaffen treibt sie zurück, aber gewöhnlich kommen einige Unglücksfälle dabei vor; so wurde damals ein Mann in die Höhe geschleudert und blieb auf der Stelle todt; einem Andern wurden Arme und Beine verrenkt, während viele Pferde getödtet wurden und noch viele kleinere Unfälle vorkamen.

Um 3 Uhr beginnt das regelmäßige Schauspiel. Der respektable und bessere Theil der Bevölkerung ist zu dieser Stunde in den Balkonen oder Logen mit Reihen von Sitzen, die sich über einander erheben, im Inneren dieses geräumigen Theaters versammelt. In der Mitte ist die Staatsloge für den General-Kapitän und die Offiziere der Provinz; auf den beiden Seiten des Gebäudes sind zwei andere breit geschmückte Logen, wo die Richter und andere öffentliche Beamte sitzen. Vier Öffnungen mit doppelten Flügelthüren zeigen sich in den vier Quartanten des Kreises: zwei derselben sind für den Eintritt der Stiere und Picadores, bewaffnete Männer zu Pferde, bestimmt; von den andern zweien dient das eine zur Fortschaffung der todten Pferde, das andere für die erschlagenen Stiere.

Bei einem ächten Stiergefechte müssen die Stiere die schönsten und wildesten ihrer Art sein, und eben so die Pferde an Wohlgestalt und Kraft alle andere übertreffen. Sind aber die Stiere jung, schwach und eher zahm als wild, und die Pferde solche, die zu den niedrigsten Preisen gekauft worden, dann wird der Kampf, der schon unter allen Umständen Abscheu erregend ist, zu einem Anblick, der nicht bloß weniger belustigend als verächtlich, sondern im höchsten Grade ekelhaft ist. Ich hörte es sollten sechs Stiere getödtet werden, und die Zahl der dabei umkommenden Pferde schlug man für jeden auf vier an, so daß vierundzwanzig Pferde gemiethet worden waren, aber die schlechtesten, die man sich denken kann. Ihre Reiter die Picadores, waren in Werg, Flanell und eine Menge alter Rüstungsstücke eingewickelt, mit einem breiten weißen Mambrino Helm-Hut. Man stelle sich das halbe Dutzend dieser so berittenen Leute vor, wie sie mit Lanzen, die eine kurze Spitze haben, und unter dem Tusch der Trompeten um die Arena reiten. Sie machen dem Chef in dem Hauptbalkon ihre Verbeugung, dann stellen sie sich zu Dreien in verschiedenen Entfernungen um den eingeschlossenen Raum. Ein neuer Tusch und ein furchtbares Gellen kündigt die Ankunft des ersten Stieres an. Mit ge-

färbten Bändern auf dem Rücken, kommt er in leichtem Galopp hinein und stürzt auf den Picador zu, welcher sich mit seinem Speer vertheidigt, während der edle Stier seine Hörner in die Seiten des Pferdes gräbt, es in die Höhe hebt und den Picador abwirft, der aus der Barrière herausklettert, so gut er kann. Nach dieser oder einer ähnlichen That trabt der Stier davon, und nun stürzt eine Anzahl buntgekleideter Angreifer hinein, die alle Fahnen von verschiedenen Farben tragen, um den Stier zu reizen. Sie umgeben ihn, indem Jeder seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen sucht, und so wie er auf einen zustürzt, drängen ihn die übrigen alle von der Seite und im Rücken. Besonders machen sie ihn wüthend, indem sie die bunte Fahne fest zusammenwickeln und dann mit großer Gewandtheit sie vor die Nase oder die Augen des Stiers hinwerfen. Er stürzt auf den, der ihn so angreift, zu, aber während dieser sich gewandt zurückzieht, rollt das Zeug aus einander und verstrickt die Vorderfüße des Stiers und so greift ihn eines nach dem andern an. Zugleich nähern sich die berittenen Picadores und suchen den Stier gegen sich zu reizen: doch vermeiden sie sorgfältig, ihn anzugreifen, sondern erwarten vielmehr seinen Angriff, und sobald er dies thut, wird er an den Seiten und dem Rücken von sämmtlichen Kämpfern angegriffen.

Ein neues Trompetengeschmetter erschallt jetzt, und es treten zwei Männer ein, Banderillero's genannt, mit scharfgespitzten Wurfspießen, die mit Bändern bedeckt sind; sie laufen mit großer Geschicklichkeit nach dem Kopf des Stiers und stecken ihm ihre Wurfspieße in Nacken und Schulter. Der Schmerz macht das Thier noch wilder, als es schon war, und um seine Wuth auf's Höchste zu steigern, sind an den Wurfspießen Raketen und Knallerbsen angebracht, welche, während diese Wurfspieße in seinem Fleisch stecken, sich entzünden. Nun geht der Kampf etwa eine halbe Stunde fort, bis das Thier durch den großen Verlust von Blut, das aus seinem Nacken strömt, erschöpft und fast geschlagen ist; doch hat es während deß einige seiner Angreifer zu Boden geworfen und zwei oder drei Pferde mehr getödtet.

Der letzte Trompetenstoß erschallt jetzt, und man bemerkt eine allgemeine Aufregung; der große Held des Schauspiels, der Matador, tritt ein, dem die große Aufgabe übertragen ist, einem blutenden, zu Tode gehetzten und verstümmelten Stier ein Schwert in den Hals zu stoßen. Dieser Mann erscheint in glänzenderem Aufzug, als die anderen Kämpfer; er trägt eine Scharlachfahne zum Unterschied von den Übrigen und führt ein langes Schwert. Zuerst hält er zwei Reden, an die Balkon-Logen und an das Volk, worin er seine eigene Tapferkeit schildert und seinen Entschluß, den Stier zu opfern oder selbst zu fallen. Dann stürzt er auf seine Beute zu, während zugleich alle andere Kämpfer heranrücken, und stößt sein Schwert in das Thier, sobald er bei einer seiner Wendungen Gelegenheit dazu findet, wozu nur wenig Gewandtheit gehört. Nun erschallt das Theater von Beifallgeschrei, der Matador verbeugt sich; ein Gespann von vier Mauleseln erscheint, und das todte Thier wird an ihre Fersen gebunden. Ein anderes Gespann derselben Art kommt dann, an welches die getödteten Pferde der Arena eben so angebunden werden, und diese zwei Züge mit all ihren Begleitern traben dann aus den obenerwähnten Thoren hinaus. Kaum sind die erschlagenen Thiere fort, als die gellenden Hörner einen neuen Kampf verkündigen und der zweite Stier in die Arena gelassen wird. Er ist von einer andern Farbe als der erste und eben so mit verschiedenen bunten Bändern geschmückt.

Das schon Beschriebene wiederholt sich nun mehr oder weniger, doch mag es mit der einen Beschreibung sein Bewenden haben, da die Leser doch keine vollständigere Anschauung von dem Ganzen gewinnen würden, wenn ich ihnen noch die fünf übrigen Kämpfe beschreiben und die Gewandtheit der Kämpfer mehr oder weniger in's Einzelne darstellen wollte; und obgleich nicht zu leugnen ist, daß man dem Angriff selbst mit einer gewissen Spannung und Theilnahme zusieht, so trägt man doch, wenn Alles vorüber, nur ein Gefühl des tiefsten Abscheues davon. Zwar muß ich unparteiisch bemerken, daß man allgemein der Meinung war, die Stiere selbst seien nicht sehr bedeutend und der ganze Kampf wäre sehr erbärmlich gewesen, so daß die Veranstalter des Ganzen bestraft zu werden verdienten; indeß habe ich genug gesehen und berichtet, um behaupten zu können, daß ein Stierkampf unter allen Umständen, weit entfernt, ein Schauspiel der Freude und des Vergnügens zu sein, lieber für immer von unsern Augen verbannt werden sollte.

---

* Wasserwerke (Waterworks) in Philadelphia.

(Mitgetheilt.)

Die Wasserwerke in Philadelphia sind 1818 am Flusse Schuylkill angelegt und versorgen die ganze Stadt mit

Trinkwasser. Früher ward der Zweck nur unvollkommen durch Dampfmaschinen und mit großen Kosten erreicht. Dafür wurde nun das jetzige, durch die edelste Einfachheit der Mittel für ungeheure Wirkung großartige Werk angelegt, dessen ganze Anlage nahe an eine Million Dollars gekostet hat. Das Wasser wird aus dem Schuylkill 102 Fuß hoch über das Niveau des Stromes auf den daran gelegenen Hügel Fairmount gehoben, welcher seinerseits wieder 56 Fuß über dem höchsten Punkte der Stadt liegt, so daß aus seinen Reservoirs das Wasser, seinem natürlichen Falle folgend, durch Röhren in alle Straßen, Häuser und Stockwerke derselben geleitet werden kann. Dies geschieht durch eine Abdämmung des Stromes, wodurch eine Wasserleitung zum Umtriebe eines auf der Mitte des Hügels angelegten Mühlen- und Pumpenwerks mit vier kolossalen Rädern möglich wird, welche dann in vier Hauptleitern, jede von 16 Zoll Durchmesser und 290 Fuß Länge, binnen 24 Stunden eine Quantität von acht Millionen Gallonen*) Flußwassers in die auf dem Rücken des Hügels gelegenen, ein Terrain von 300,000 []Fuß einnehmenden und überhaupt 20 Millionen Gallonen fassenden vier Reservoirs oder Bassins hinaufheben. Das die Maschinerie enthaltende Gebäude ist auch durch edle äußere Verhältnisse eine Zierde der Stadt und der Gegend. Die Reservoirs sind in mäßiger Abstufung unter einander angelegt. Das Wasser gelangt aus dem Pumpenwerk zuerst in das obere, von wo es hernach dem zweiten und dritten bis zuletzt dem vierten zufließt, und aus diesem erst in die nach der Stadt auslaufenden Leitungsröhren tritt. Die Communicationskanäle zwischen den vier Bassins sind mit Filtrirapparaten versehen, so daß das Flußwasser, wenn es zur Stadt gelangt, schon vierfache Reinigung bestanden hat und äußerst klar und wohlschmeckend ist. Die vom vierten Reservoir ausgehenden Röhren, welche jedem Punkte der Stadt, ja jeder einzelnen Familie, wenn es verlangt wird, bis unters Dach das Trinkwasser bringen, sind in ihren verschiedenen Zweigungen über sieben Meilen lang. Uebrigens ist bei dieser vortrefflichen Anlage nicht allein auf den Nutzen, sondern auch auf Verschönerung gesehen, indem man den größten Theil des Hügels Fairmount gartenartig angepflanzt hat, mit schönen Alleen und Terrassen.

*) Ein Gallon = 4 Maaß.

* Theater.

Das in gegenwärtiger Woche ablaufende 7te Abonnement ist wohl seit geraumer Zeit eins der genußärmsten gewesen. Nichts als abgedroschene Reprisen und vielleicht überher ein geschmacklos gewähltes Novum wie die schwarze Frau! Die Behinderung der ersten Sängerin war vorher zu sehen und hatte man also Zeit gehabt auf einen Ersatz zu denken, allein warum auf die contractgebundenen Abonnenten so viele Rücksicht nehmen? — Es ist in der That zu verwundern, daß trotz so vieler traurigen Erfahrungen das Publikum dennoch so zahlreich den Vertrag eingeht — zahlen zu müssen, die Gegenleistung möge ausfallen wie sie wolle. Jeder andere Geschäftsbetrieb hat die größte Anstrengung zu beweisen, um fortwährend die Gunst der Kunden zu erhalten, eine Theaterdirektion aber kann mit anfänglichen Versprechungen aus, und darf hinterher auf Mangel an Kunstsinn schelten, wenn abgedroschene Opern wie Fra Diavolo, Maurer, u. s. w. Theater und Theaterkasse leer lassen. Trost und Hoffnung erwecken jetzt die Grünzeichen, welche man auf dem Tempelberge (dem künftigen Musentempelberge) bereits gesteckt sieht. Bald beginnt das neue Werk, und Frühjahr 1843 muß nach dem Contract die Vollendung beschafft sein. Alsdann beginnt auch wohl eine höhere Aufsicht, welche die bisherige Willkühr und Bequemlichkeit im Repertoir-Anordnern beschränkt. Betreffenden Ortes wolle man aber darauf Bedacht nehmen, daß nicht eine 1843 noch laufende Theater-Concession besseren Einrichtungen hindernd in den Weg trete. —

* Tanz-Musik.

Bei der so zahlreich besuchten Unions-Masquerade im vergangenen Winter hörte man sehr mittelmäßige Tanz-Musik, wahrscheinlich weil die Musiker ältere Stücke wählten, die ihnen fest im Gedächtnisse lagen, um desto bequemer sich die unten wogenden Masquen besehen zu können. Wird nun gleich bei einer solchen Gelegenheit wenig getanzt, so gehört doch eine vortreffliche, glänzende und rauschende Musik nothwendig zu der Festfreude. Nichts fataler als brillante und feenhafte Gestalten umher wandeln zu sehen, und Walzer-Melodien zu vernehmen, welche bereits oftmals aus den Verkehren auf die Gassen herabgetönt haben. Einer der Tanz-Direktoren würde sich ein wahres Verdienst um das bevorstehende Fest erwerben, wenn er die Auswahl der zu spielenden Tänze nicht der unumschränkten Willkühr der Musiker anheim gäbe, vielmehr sich das Programm vorher zeigen ließe.

Miscellaneen.

(Zur Nachahmung.) Man schreibt aus Wiesbaden: Vor Kurzem fand hier ein Concert zum Besten der hiesigen Kinderbewahranstalt Statt, welches von allen Seiten die größte Theilnahme und freundlichste Anerkennung fand. Die Einnahme des Concertes war bedeutender als je, und die Theilnahme für die Anstalt scheint mit jedem Jahre sich zu erhöhen.

(Titel.) In einem Thüringschen Blatte findet sich ein beherzigungswerther Neujahrwunsch, nämlich: Abschaffung der „Wohl- oder sonstigen Geborenheit in und auf Briefen," mit einem Worte: der Geburts-Titulatur. Die dasige Aufforderung zu einem Verein gegen dieses Unwesen verdient um so allgemeinere Verbreitung, da man ersterem auch stillschweigend beitreten kann. Dem Geburts- und Titelhochmuth überhaupt aber wird derselbe freilich als ein Majestätsverbrechen erschienen.

(Man schreibt aus Hamburg:) Hier wurde Goethe's Egmont, von Hrn. Hendrichs zum Benefiz gewählt, jüngst bei fast leerem Hause gegeben. — Gutzkow's Patkul wurde bei vollem Hause gegeben, der Darsteller der Hauptrolle und der Verfasser wurden gerufen, was indeß nicht gerade als Auszeichnung gelten darf, da es mehr Parteisache ist. Die Kritiken über das Stück widersprechen sich, so daß es fast scheint, als werde es das Schicksal des Richard Savage haben, aus vollen Backen gelobt und dann vergessen zu werden.

(Man schreibt aus Dresden:) Wie man mit Bestimmtheit versichern will, soll unser neues Theater am 5. März, dem Namenstage des Königs, mit einem Prolog von Tieck und Goethe's Tasso eröffnet werden. Auch hört man, daß die Intendanz nicht bloß dafür besorgt ist, im Anfang vorzugsweise classische Schauspiele und Opern zur Aufführung zu bringen, sondern auch durch Berufung bedeutender Gäste, wie der Ungher, die Genüsse des Publikums im neuen Hause zu erhöhen.

(Bevölkerung der vereinigten Staaten.) Der neue Census der vereinigten Staaten vom Jahre 1840 ist kürzlich beendigt worden, und die Bevölkerung beträgt über 17 Millionen. Im J. 1790 war sie 3,929,827, im J. 1800 5,304,925, im J. 1810 7,239,814, im J. 1820 9,638,131, im J. 1830 12,886,290. Die Zunahme binnen 10 Jahren hat also bis jetzt immer zwischen 30 und 40 Proc. betragen; im J. 1850 wird sie etwa 23, im J. 1860 34, im J. 1870 45 und am Ende des Jahrhunderts also über 100 Mill. betragen, da es bis dahin an Boden immer noch nicht mangeln wird.

(Die Eisenbahn von London nach Leeds) über Northampton, Warwick und Derbyshire, ist im eigentlichen Sinne ein Wunderwerk. Die Engländer haben hier die Hindernisse überwunden mit einer Energie, die an Siegerhohn gegen die Natur gränzt, haben bald die Bahn in Tunnels versetzt, die stundenlang unter der Erde fortgehen, bald auf schwindlige Steige geführt, die über der Tiefe schweben; hier fließt unten ein Kanal, und über demselben wölbt sich eine Brücke, dergestalt, daß drei Straßen über einander laufen, eine Feuer-, Wasser- und Erdstraße, und alle wimmeln von Menschen: die Kanäle sind mit Fahrzeugen bedeckt, die um ein Geringes die Waaren ausladen; die Heerstraßen werden von Diligencen und Reisenden nicht leer, und die Eisenbahnen entsenden zu jeder Tageszeit ihre pfeilschnellen Wagenzüge, welche ganze Städte und Bevölkerungen zu führen scheinen. Man befindet sich dann in einem fortwährenden Widerspruche, wenn man diese wunderbare Schnelligkeit in Ausführen sieht und an die bekannte Langsamkeit im Entschließen denkt, welche den Engländer charakterisirt.

(Pariser Fiacres.) Gemäß einem Erlasse des Polizeipräfekten sind die Fiacres und Kabrioletkutscher verbunden, Jedem, der sie miethet, vor dem Einsteigen eine Karte mit der Nummer ihres Fuhrwerks zu übergeben. Wenn eine Kutsche von Mehreren auf einmal gemiethet wird, so reicht eine Karte hin. Vermittelst dieser Karten kann Jeder, der in einem Fiacre etwas liegen läßt, denselben durch die Polizeipräfektur sogleich ausmitteln.

(Man schreibt aus Petersburg:) Der französische Bildhauer Jacques hat das Modell zu der Kolossalstatue Peter's des Großen für Kronstadt vollendet. Der Gründer der russischen Seemacht ist stehend, in der Uniform seiner Zeit, mit gesenktem Degen in der Rechten, dargestellt. Die Statue wird ein dreieckiges Fußgestell erhalten.

(Musik in England.) Beinahe kein Land der Welt ist ärmer an einheimischen Opern, als England. Seit 30 Jahren hat es kein Werk hervorgebracht, das sich einige Autorität errungen hätte, und auch seine jetzigen bedeutenderen Opern-Komponisten, Balfe, Barnett, Bishop und Booke, sind nicht mit den berühmten Komponisten Deutschlands zu vergleichen. Nur sieben englische und acht ausländische Opern haben in den letzten drei Jahren auf den brittischen Theatern Effekt gemacht. In England fehlt es an tüchtigen Schulen für Instrumental- und Vokalmusik. Die Engländer sind im Allgemeinen nichts weniger als musikalisch; sie können keinem Recitativ der Oper ruhig zuhören. Bis vor zwanzig Jahren waren ihnen die Werke deutscher Meister, mit alleiniger Ausnahme der Händel'schen Oratorien, fremd. Der erste Komponist, dessen Melodien wahrhaft ins Volk drangen, war C. M. von Weber mit seinem „Freischütz." In den Provinzialstädten des Königreichs ist gute Musik fast ganz unbekannt, und die Compositionen der großen deutschen und italienischen Meister hört man fast nie. Einige der bedeutendern Städte wollen jetzt Instrumental-Concerte à la Musard errichten. Es sind gegenwärtig nicht weniger als siebzehn Theater in London, und keines ist im Stande, eine ordentliche Oper herzustellen. In Edinburg hat man neulich den „Po-

stillen von Lonjumeau" bei sehr leerem Hause und ganz spärlichem Beifall gegeben. In Irland steht die Musik auf einer niedrigeren Stufe, als irgendwo in Europa.

(Calderon's Asche.) Die irdischen Ueberreste von Don Pedro Calderon de la Barca sind kürzlich in Madrid durch einen Zufall aufgefunden worden. Das baufällige San Salvador-Kloster wurde nämlich niedergerissen, und bei dieser Gelegenheit fand man unter einer Wand der Sakristei einen Grabstein, welcher unwidersprechlich darthat, daß hier die Gebeine des unsterblichen dramatischen Dichters ruhten. Zufällig war der Baumeister, der den Arbeitsleuten vorgesetzt war, ein unterrichteter Mann und drang sogleich darauf, die weiteren Nachgrabungen mit der größten Vorsicht zu bewirken. Es hätte sonst diesem Grabe leicht eben so gehen können, wie dem Grabmal des Cervantes, das sich ebenfalls in einem Kloster von Madrid (dem Dreieinigkeits-Nonnenkloster) befand und das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Niederreißen des Gebäudes völlig zerstört worden ist. Die Ueberreste Calderon's sind nach der Kirche von Atocha gebracht worden, die als eine Art von Pantheon der großen Männer Spanien's angesehen wird, und wo ihnen ein würdiger Platz in einem Sarkophag angewiesen ist.

(Ein Donnerschlag.) Aus Auray (Frankreich, Departement Morbihan) wird geschrieben: „Den 11. Januar um halb 10 Uhr Vormittags, wurde ein Todtenamt in der Pfarrkirche von Pluvigner abgehalten; mehr als hundert Personen waren zugegen. Es war ein regnerisches Wetter, und nichts ließ eine Temperatur-Veränderung vermuthen, als gegen 10 Uhr ein furchtbarer Hagel, von einem Orkan begleitet, fiel. Ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Atmosphäre, und versetzte all die Andächtigen, die sich in der Kirche befanden, in großen Schrecken. Dieser Donnerschlag war bloß die Einleitung zu einem noch wüthenderen Elementar-Ereignisse. Als der Priester das Sanctus begann, stand plötzlich die ganze Kirche wie im Feuer, eine bräunliche Feuermasse fuhr schlangenartig mit schrecklichem Gezische von einem Fenster zum andern, und durchbrach die Scheiben. Auf diese Erscheinung erfolgte ein dichter Rauch und ein schwefelichter Geruch, und darauf wurde ein fürchterlicher Donnerschlag gehört, nach welchem die Versammlung in einen allgemeinen Schrei ausbrach, zu Boden stürzte und darauf nichts als ein Aechzen hervorbringen konnte. Auch die Priester wurden von der elektrischen Commotion zu Boden geworfen. Ein einziges Frauenzimmer, das muthiger oder vielleicht minder eindrucksfähig, als die übrigen war, verlor die Fassung nicht und beeilte sich, Hülfe und Ermuthigung den Unglücklichen zu bringen, die ihr durch Wehgeheul das Herz zerschnitten. Sie lief in die Sakristei, wohin sich die von ihrem Sturze erhobenen Priester begeben hatten, und forderte sie auf, mit ihr vereint den Verwundeten beizustehen. Es war ein fürchterliches Schauspiel! Lauter todtenbleiche Gesichter, bewußtlose, auf [illegible] Steinen hingestreckte Menschen. Die Einen waren auf einer Seite ganz gelähmt, die andern hatten verbrannte Füße; die Einen krümmten sich vor Schrecken, die Andern, durch den elektrischen Schlag gehemmt, nicht rühren. Eine Frau hatte einen verbrannten Fuß, eine Andere den Hirnschädel gespalten. Zwei Personen lagen bewußtlos auf dem Boden, von großen Steinen bedeckt, die man als vom Thurme losgerissen erkannte; diese beiden Menschen fühlten gar keine Beschädigung, als sie von ihrem lethargischen Schlafe erwachten. Zwölf bis fünfzehn Personen wurden verwundet, [illegible] diesen einige sehr bedeutend; eine wurde von dem Blitze getödtet, und zwar der Glöckner. Er wurde im Thurme, den Glockenstrick in der Hand, getödtet. Seltsame Nebenumstände ergaben sich auch bei diesem fürchterlichen Phänomen. Ein Fünfcentimenstück in der Tasche eines Frauenzimmers wurde ganz blank geputzt und die Präge ganz verwischt, ohne daß die Person jedoch einen Schaden genommen hatte; das Rauchfaß wurde aus den Händen des Küsters weit fortgeschleudert; mehreren Frauenzimmern, die mit Nägel beschlagene Schuhe hatten, wurden diese von den Füßen gerissen."

(Heiraths-Angelegenheit.) Im „Anzeiger der Donau" ist schon wieder eine „Heiraths-Proposition" zu lesen, die eine ganze Spalte füllt. Ein adeliger Staatsdiener, „dreiunddreißig Jahre alt" (hier folgt ein empfehlender Steckbrief), mit einem Güter-Besitz an Werth 110,000 Gulden, aber mit einem „Passivbestande", d. h. mit einer Schuldenlast von „beiläufig" 51,000 Gulden, sucht eine Lebensgefährtin. Sie darf das 24ste Lebensjahr nicht überschritten, keine physischen und moralischen Gebrechen, muß aber natürlichen Verstand und gute Erziehung, auch die Fähigkeit haben, dem großen Hauswesen vorstehen zu können, jedenfalls aber „zur Deckung obigen Passivbestandes", 50,000 bis 60,000 Gulden (Damen, die mehr haben, brauchen es nicht ängstlich zu verschweigen!) mitbringen, wofür die Lebensgefährtin die Ehre hat, als erster Creditor zu fungiren. „Unter zwei Bewerberinnen — Mädchen oder auch kinderlose Wittwe — von gleichen Eigenschaften erhält die von adeliger Abstammung den Vorzug." Hr. Auerheimer in Regensburg nimmt die Meldungen der Heirathes-Candidatinnen an. — Es wäre von deutschen Mädchen, welche die gestellten Bedingungen erfüllen könnten, nicht übel, wenn sie sich zusammenthäten und dem Herrn in so und so viel Unterschriften einen — kolossalen Korb schickten, sintemalen von Zuneigung und was sonst wohl zum Beisammenleben bis zum Tode gehört, in der ganzen Spalte auch nicht ein einzig Wörtlein vorkommt. Tolerant scheint aber der Mann zu sein, denn von der Religiosität hat er auch nichts verlauten lassen. — Nun, sollte der Spekulant seinen Zweck erreichen, muß Gott wollen! — denn von einem Mädchen, das alle guten Eigenschaften hat, die er verlangt (und es sind noch ein Paar mehr, als wir angaben), ist vorauszusetzen, daß sie nicht will, auch wenn er nicht der Gulden bis zu 60,000 verlangte.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 16.

Bremen, Donnerstag den 25. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 168. Den 20. Februar. Des verst. Strumpfwebers Eimerich Rudolph Wessels Wittwe, geb. Frindt. 74 Jahr; Hohenthorsstr. Nr. 50.

— 169. Den 20. — Der Buchdrucker Heinrich Ernst Etz, 29 Jahr; Osterthorswallstraße N. 13.

— 170. Den 20. — Gesche Klatte, 29 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 24.

— 171. Den 21. — Des Kaufmanns Ernst August Jacob Gether Sohn, 1¼ Jahr; Holzpforte Nro. 14.

— 172. Den 21. — Des Kappenmachers Hinr. Flintje Sohn, 2½ Jahr; Neuenstraße Nro. 36.

— 173. Den 21. — Des Polizeidieners Heinr. Herm. Eickworth Sohn, 5 Tage; Düsternstraße Nro. 58.

Nro. 174. Den 22. Des Küpergesellen Johann Ludwig Schriever Sohn, 3 Jahr; große Weidestraße Nro. 6 B.

— 175. Den 22. — Des verst. Arb. Joh. Friedrich Wilhelm Junge Wittwe, geb. Philips, 77 Jahr; kleine Krummenstraße Nro. 46.

— 176. Den 22. — Der Arb. Christoph Meyerholtz, 78 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 79.

— 177. Den 22. — Des Arb. Diedrich Meyer Sohn, 12 Tage; Hastedt Nro. 70.

— 178. Den 22. — Des verst. Schneidermeisters Heinr. Bornheim Wittwe, geborne Kettenborg, 62 Jahr; Gasthaushof Nro. 5.

— 179. Den 23. — Des Cigarrenmachers Albert Horstmann Ehefr., geb. Haupt, 32 Jahr; Pferdegang Nro. 1.

Geburten:

Nro. 233. Den 20. Februar. Des Arb. Helmrich Kuhlmann Ehefr., geb. Woelke, Kirchenstraße Nro. 27 (Neust.); von einem Mädchen.

— 234. Den 20. — Des Handelsmanns Joh. Friedr. Conr. Wehrmann Ehefr., geb. Sanders, gr. Johannisstr. No. 238; von e. Knaben.

— 235. Den 20. — Des Arb. Friedr. Wilh. Lesemann Ehefr., geb. Norwald, Hülsberg No. 23; von einem Knaben.

— 236. Den 21. — Des Schuhmachers Heinr. Wilh. Fincke Ehefr., geb. Lange, Jacobistraße Nro. 23; von einem Knaben.

— 237. u. 238. Den 21. — Des Arb. Heinr. Meineke Ehefr., geb. Behrens, Buntenthorsteinweg No. 80; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

Nro. 239. Den 22. — Des Maurergesellen Wilh. Lüninghausen Ehefr., geb. Seedorf, Rembertistraße Nro. 23; von einem Knaben.

— 240. Den 22. — Des Krameramtsgenossen Christ. Conrad Hoffmann Ehefr., geb. Meese, am Wall Nro. 24; von einem Knaben.

— 241. Den 22. — Des Steinhauergesellen Wilhelm Andreas Töpfer Ehefr., geb. Windhorst, Buntenthorsteinweg No. 1; v. e. Knaben.

— 242. Den 22. — Des Stuhlmachers Joh. Christoph Kahlenberg Ehefr., geb. Huss, Dreckort No. 11; von einem Mädchen.

— 243. Den 23. — Des Schuhmachers Joh. Christ. Keiner Ehefr., geb. Böse, Muggenburg Nro. 23; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 17.

Bremen, Sonntag den 28. Februar 1841.

Bei der

Glorreichen Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des IV. Königs von Preußen

gesungen

und Sr. Königlichen Majestät in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit zu Füßen gelegt

von

Dr. Schütte,

Beider Rechte Doctor und Hochfürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Hofrath in Bremen.

1840.

Traure heut' am grünumkränzten Hügel,
Weine tief im Innersten betrübt,
Klage Preußen mit gesenktem Flügel,
Du vermiß'st was Du so heiß geliebt.
Den theuren König Dir zum Schutz geboren
Hast durch den Tod auf immer nun verloren.

Friedrich Wilhelm war der Heißgeliebte,
Lenkte stark auf steilem Pfade Dich;
Wenn ein starker Feind den Frieden trübte,
Hielt als greiser Held sich ritterlich.
Diesen Weisen mußtest Du verlieren,
Länger sollt' Er Preußens Thron nicht zieren.

Dorten wandelnd durch die schönen Haine
Holder, blüthenreicher Phantasie,
Lohnet Ihm jenseits der Gruft der reine
Süße Lohn der ird'schen Last und Müh'.
Was Friedrich Wilhelm Seinem Reich gewesen
Das wird im goldnen Buch die Nachwelt lesen.

Doch die Trauer sich in Freude kehret
Und das Preußenreich nun jubelt laut,
Daß dem theuren Sohn den es verehret,
Nun das Herrscheramt ward anvertraut.
Durch Geist und Kraft, durch Weisheit und durch Thaten
Bist Preußen Du nun allweg wohlberathen.

Nicht ermüden, da im Strahlenkranze
Er das Rechte ohne Schleier sieht,
Wird der Weise, bis vor'm Sonnenglanze
Selbst die allerkleinste Wolke flieht;
Denn es schwingt mit leichten Seraphsflügeln
Friedrichs Blick sich zu den Sonnenhügeln.

Tönet freudig meiner Leier Saiten,
Schalle laut Gesanges-Melodie,
Laß' vom Weserstrom zur Spree sie gleiten
In der lebensvollsten Harmonie!
Möchte mir mein höchster Wunsch gelingen
Hoher Herr! Dir Huldigung zu bringen.

Nicht Borussia allein bewundert
Theurer König! Deines Geistes Flug,
Alle Deutsche, ja ein ganz Jahrhundert
Sind zu Deinem Ruhme nicht genug;
Preisen, wie im höchsten Scharfsinn gleiche
Keiner Dir o Vater Deiner Reiche!

Alle steilen Höhen sind erstiegen,
Höchste Götterkraft durch Dich erreicht;
Du wirst alle Mühen überfliegen,
Alle Hindernisse sind Dir leicht;
Jedes Ziel ist Scherz Dir, zu erringen,
Finsterniß zum schönsten Licht zu bringen.

Geschmückt mit unvergänglichen Trophäen
Besitze freudenvoll den schönen Thron,
Gefächelt von der Friedenspalme Wehen
Werd' ew'ger Dank der Völker Dir zum Lohn.
Im theuren Vaters Bild im großen Friedrich
Als Mensch und als Monarch, laß uns verehren Dich.

So nimm es auf mit nachsichtsvoller Güte,
Das Lied, das Dir aus weiter Ferne bringt
Ein alter Sänger, dem im dankbaren Gemüthe
Der Preußen hohes Glück bis tief ins Herze dringt.
Des höchsten Alters Glück, in Fried' und Völkersegen
Geh' Dir und Dir im Bund' Elisabeth entgegen.

Der hohen Tochter Bayerns Du verbunden
Zum Völker und zum höchsten Bürgerglück,
Genießet Beide immer frohe Stunden:
Dein Himmel thu' sich auf in Ludowikens Blick.
Was Preußen jüngst durch Todes Macht verloren,
Das ist im schönsten Paar ihm wieder neu geboren.

Hierauf ist unserm allgemein geschätzten Kunst-Veteranen die königliche Antwort geworden:

Die Gesinnungen sind Mir sehr werth, welche Sie in den am 10. August d. J. Mir übersandten Stanzen und dem Begleitungs-Schreiben ausgesprochen haben. Ich unterlasse daher nicht, Sie Meines Danks hierdurch zu versichern. Königsberg, den 2. September 1840.

Friedrich Wilhelm.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 28. Februar.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Herr Pastor Metz aus Braunsfeld.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Herrin von Ardó.

(Fortsetzung.)

Der Heerespfeife schneidende Töne kündeten von der Höhe des Thurmes, daß ein feindlicher Heerhaufe nahe. Es waren leichte Reiter, die sich am Fuß des Berges aufstellten. Indeß der Eine den Berg hinansprengte, um Einlaß zu begehren, da sie Abgesandte des Königs, ritten die Führer zusammen und besprachen sich traulich. Es war Messer Giovanni, sein Freund und Ihre ein lebensfroher, junger Magyare. Der letzte begann: Ich bitte euch beide, hütet euch, von des Grafen Tochter irgend eine Gabe zu fordern. Es geht eine tolle Sage, daß jeder, der von ihr eine Gabe begehrt, was es auch immer sei, und von ihr erhält, sie lieben müsse bis an sein Ende, und durch diese Leidenschaft unglücklich werde, und das wäre doch ein Jammer, wenn der Abgesandten einer heute sein Herz verlöre, da wir dessen in der morgenden Schlacht wohl sehr bedürfen. Bellapietra war aufmerksam geworden und fragte: weißt du nicht, woher diese Sage entstanden? Der lebensfrohe Geselle erwiederte: das will ich dir gern erzählen, indeß wir den Berg hinan reiten, denn sieh' unser Bote kommt zurück, und die Thore der Feste sind uns geöffnet, und so war es auch. Während sie nun den Wanderweg zwischen blühenden Gebüschen langsam hinaufzogen, ihr kleines Gefolge nach, begann er seine Erzählung.

In den ersten Zeiten, als das Christenthum in Ungarn Wurzeln faßte, war ein häufiges Ringen zwischen den alten Göttern, und der neuen Lehre; Zauberer und Wahrsagerinnen stritten gegen das neue Licht, und regten das Volk auf; so geschah es, daß unter Andreas dem Ersten eine heftige Christenverfolgung ausbrach. Kirchen wurden geplündert, die Bekenner des Glaubens mißhandelt und getödtet. Jene, so dem Schwert entkamen, flüchteten in wirthlose Gegenden. Hier war damals nichts als Wald, nur in Ardó stand eine Hütte, drinnen eine wunderschöne Wahrsagerin wohnte. So schön sie aber, so grimm war ihr Gemüth. Sie war es hauptsächlich, die in dieser Gegend des Aufruhrs laute Flammen angefacht, und sie freute sich schon im Voraus des Unterganges aller Christen. Einst stand sie an der Thür ihrer Hütte, und schaute auf in die Sterne, und horchte dem Flüstern der Zweige und dem Rauschen des Baches, als ein Jüngling — Mitó nennt ihn die Sage — aus den Bäumen hervor, und zu ihren Füßen stürzte, sie anflehend, daß sie ihn verbergen möge den verfolgenden Heiden; denn er wußte nicht, daß sie die berühmte Zauberin Gana. Ihr war seine Erscheinung eben recht; denn sie bedurfte gerade des Herzbluts eines Jünglings zu ihren höllischen Künsten. Sie barg ihn in ihrer Hütte, und als die Verfolger an die Hütte kamen öffnete sie ihnen willig die Thüre, die Mörder aber sahen den Jüngling nicht, denn Gana hatte ihre Augen gefangen. Als nun die Heiden sich in das nächste Thal verloren, brachte sie dem Jüngling Speise und Trank, beides aber war zauberisch, so daß er alsobald in tiefen Schlaf verfiel. Als nun die Stunde gekommen, die ihr nach ihrem bösen Wissen die günstigste schien zu ihrem Vorhaben, trat sie an das Lager des Jünglings, in einer Hand die zauberische Leuchte, in der andern einen Stahl. Schon wollte sie sein Herzblut strömen lassen, als es ihr einfiel, zuvörderst des Jünglings geheimste Gedanken zu erforschen, ob diese ihr nicht zu einer andern Unternehmung behülflich sein könnten. Einen Frosch der in der dritten Aprilnacht geschrieen, eben als der Mond voll ward, legte sie ihm auf die Stirn, und Mitó rief: Gana. Sie wußte seine Gedanken. Sie schnitt ihm und sich eine Locke ab, verbrannte beide zusammen, und streute die Asche auf sein Herz, und auf der Wand an seinem Lager erschien ihr Bild; sie wußte seine Empfindung. So oft sie des Nachts den Versuch erneuerte, fand sie ihn stets mit ihr beschäftigt. Diese eben so plötzliche als tiefe Liebe wandelte ihr Herz um. Möge meine ganze Zaubermacht vernichtet werden, durch dieses Jünglings Tod erkauf' ich sie nicht; so dachte sie.

(Der Schluß folgt.)

Zur Statistik der Rechtspflege.

Das Steigen und Fallen in der Zahl wie in der Dauer der Prozesse kann vorübergehend auf höchst zufälligen Gründen beruhen, und die Vergleichung solcher einzelner Erscheinungen vermag keine allgemein gültige Resultate zu gewähren. Fassen wir aber eine ganze Reihe solcher Einzelheiten zusammen, so muß hier, wie überall, das Zufällige sich gegenseitig ausgleichen, und das Regelmäßige wird sich um so klarer ausscheiden, je öfter bei verschiedenartigen Zusammenstellungen dasselbe Resultat der Rechnung hervortritt. So allein können todte Zahlen zu lebendigen Zeugen werden.

Wenn Stadt und Land bei gleicher Bevölkerung eine sehr ungleiche Zahl von Prozessen haben, so kann das schon auf der Verschiedenheit ihres Verkehrs beruhen, denn nicht die Menge der Bevölkerung, sondern ihre Dichtigkeit und ihr Verkehr erzeugen die Prozesse. Gar hoch ist aber dennoch dieser Unterschied nicht anzuschlagen, so lange nur die Zahl der Prozesse und nicht deren Wichtigkeit in Frage steht. Wie manchem Bauer gilt es für eine Ehrensache, mindestens Einen Prozeß zu führen; wie ungern erscheint in der Regel der Gebildete und Höhergestellte wegen einer Privatstreitigkeit vor seinem Richter. Einer Gemeinde, einer Bauerschaft, einer Handwerkszunft dauert selten ein Prozeß zu lange; der verständige Geschäftsmann sucht sich von alten Prozessen, wie von alter Waare loszumachen: er scheuet den Schaden nicht, um nur zu neuen Geschäften sich den Weg zu bahnen. Je rascher der Umsatz, desto weniger Streit; erst bei eintretenden Stockungen will Keiner nachgeben, Keiner ein Opfer bringen. Unter Handelsrepubliken, wie die vier freien Städte Deutschlands es sind, kann ohnehin von einer qualitativen Verschiedenheit des Verkehrs nicht gar viel die Rede sein.

Prozesse sind Krankheiten, und, gleich diesen, oft unvermeidlich in der Entwickelung des bürgerlichen Lebens, oft sogar heilsam in ihren Folgen, weil sie schwankende Verhältnisse befestigen, Controversen abschneiden, und die klare Einsicht des Volkes in seine nächsten täglichen Rechtsverhältnisse befördern können. Wo aber jedes neue Verhältniß, jedes frische Unternehmen alsbald in einen Pro-

zeß umschlägt, wo der ordentliche Verlauf des Rechtstreites durch Zwischenverhandlungen und Rechtsmittel aller Art verzögert und gestört wird, da gleichen sie einer Seuche und Landplage, die man ernstlich bekämpfen soll. Ist auch der Streitsucht und Unrechtlichkeit der Parteien nicht unmittelbar zu steuern, so bewahre man sie um so mehr vor gewissenlosen Beiständen, vor untüchtigen Richtern, vor unklaren Gesetzen und schlaffen Prozeßordnungen; denn nur durch rechtliche Ordnung werden auch die Parteien allmählig zum Besseren erzogen, wie sie durch deren Mangel verwildern und verderben müssen.

Die vier freien Städte hätten demnach bei Errichtung des Oberappellationsgerichts von der Voraussetzung ausgehen können, daß Letzteres von jeder Stadt nach dem Maaße ihrer Bevölkerung auch verhältnißmäßig beschäftiget werden würde; was, nach der Bundesmatrikel vom Jahr 1818, bei einer Gesammtbevölkerung von 267,000 Einwohnern, für Lübeck $\frac{11}{72}$, für Frankfurt wie für Bremen $\frac{15}{72}$, für Hamburg $\frac{31}{72}$ des Ganzen ergeben hätte. Einigermaßen ist man jedoch gleich anfangs von dieser Voraussetzung abgegangen, indem man bei Vertheilung der Sustentationsbeiträge Hamburg um $\frac{9}{72}$ erleichtert und dafür die Beiträge von Bremen und Frankfurt um je $\frac{4}{72}$, die von Lübeck um $\frac{1}{72}$ erhöhet hat; und dabei ist es bisher auch, ungeachtet des damals hinzugefügten Vorbehalts künftiger Abänderungen, immer geblieben. Ob dies darauf beruhete, daß für die Hamburgischen Criminalsachen schon durch die gemeinsame provisorische Gerichtsordnung das ordentliche Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung fast gänzlich ausgeschlossen ward, das ist nicht bekannt geworden; auf die von der Stadt Hamburg allein verfügten sehr wesentlichen Einschränkungen der Civil-Appellationen an das höchste Gericht ließ sich wohl, da sie jederzeit auch schon einseitig wieder aufgehoben werden konnten, weniger Rücksicht nehmen. Uebrigens hat Hamburg dem Oberappellationsgerichte bisher auch weder die Prüfung von Rechtscandidaten übertragen, wie Lübeck und Bremen, noch auch Gutachten von ihm verlangt — was überhaupt bisher noch von keiner einzelnen Stadt auf förmliche Weise geschehen sein soll, wiewohl man das von dem verstorbenen Herrn O.-A.-Rath Cropp erstattete ausführliche Gutachten über den Entwurf der Frankfurter Wechsel- und Merkantil-Ordnung wohl dahin zählen könnte.

Der vorhin erwähnte Abzug eines Achtels von dem hamburgischen Beitrage mußte denn auch während der ersten Lebensjahre des neuen Gerichtshofes als ein sehr günstiger betrachtet werden. Wie auffallend aber allmählig diese Zahlen-Verhältnisse sich geändert haben, das läßt sich nunmehr, da wir seit der letzten monatlichen Bekanntmachung des O.-A.-Gerichts dessen Geschäfte während zwanzig voller Jahre übersehen können — (die erste monatliche Bekanntmachung wurde schon im December 1820 erlassen) — aus folgender Tabelle über sämmtliche nach den einzelnen Städten ergangene Erkenntnisse überzeugend darthun.

Jahr.	Frankfurt	Bremen.	Hamburg.	Lübeck.	Bergedorf (Vierlanden.)	Austrägal- und Compromißsachen.	Summe.
1820	—	1	1	—	—	—	2
1821	10	9	63	12	—	—	94
1822	10	17	50	11	—	—	88
1823	21	19	46	10	2	—	98
1824	31	29	48	4	3	—	115
1825	32	18	49	12	2	—	113
1826	35	22	41	11	2	—	111
1827	20	19	62	21	5	—	127
1828	35	14	50	15	2	1	117
1829	38	11	40	19	2	—	110
1830	36	12	37	14	1	1	101
1831	36	18	39	16	—	—	109
1832	37	12	39	17	2	2	109
1833	44	20	26	12	—	1	103
1834	39	23	28	13	—	1	104
1835	48	13	29	10	2	—	102
1836	51	15	27	6	—	1	100
1837	51	6	26	10	2	1	96
1838	55	14	28	3	2	1	103
1839	51	17	23	13	1	—	105
1840	58	30	22	3	1	—	114
Summa	738	339	774	232	29	9	2121

Um diese Tabelle für unseren Gesichtspunct zu benutzen, müssen freilich noch zwei Reductionen mit derselben vorgenommen werden. Zuvörderst sind die neun Erkenntnisse in Austrägal- und Compromißstreitigkeiten unter deutschen Regenten oder Regierungen ganz bei Seite zu setzen, weil alle vier Städte bei dieser ehrenvollen Bürde ihres höchsten Gerichtshofes nach eben demselben Maaßstab

betheiligt sind, welcher ohnehin als der richtige für ihr gegenseitiges Verhältniß anzunehmen sein würde. Sodann müssen die Bergedorfer Sachen, da sie ein gemeinsames Gebiet der Städte Lübeck und Hamburg betreffen, diesen beiden Städten zu gleichen Hälften zugetheilt werden; wodurch sich denn für die Totalsummen aller abgegebenen Erkenntnisse folgende Zahlen herausstellen:

für Frankfurt 738 Sachen,
= Bremen 339 =
= Hamburg 788½ =
= Lübeck 246½ =

Summa 2112 Sachen.

Annäherungsweise läßt sich dies in verkleinerten Proportionalzahlen auch so ausdrücken: es kommen von 72 Sachen:

auf Lübeck 8 Erkenntnisse,
= Bremen 12 =
= Frankfurt 25 =
= Hamburg 27 =

Dies würde jedoch nur das auf die Totalsummen aller zwanzig Jahre basirte Verhältniß sein. Ganz abweichende Resultate hingegen ergeben sich bei Zusammenstellungen kürzerer Zeitabschnitte. Vor Allem nämlich tritt mit dem Jahr 1833 ein höchst merkwürdiger Wendepunct ein; denn bis zu diesem Jahr waren auf Hamburg ohne Ausnahme die meisten Erkenntnisse (37½—64½ jährlich) gekommen, von 1833 an ist die höchste Zahl ohne Ausnahme bei Frankfurt (39—58 jährlich). Bis dahin hatte die Zahl der Lübecker Sachen (5½—23½ jährlich) die der Bremischen (9—29 jährlich) eben so oft überstiegen, als nicht erreicht; seit dem Jahre 1833 hingegen ist die Zahl der Lübecker Sachen regelmäßig die geringste gewesen (3½—13½ jährlich). Daß aber bei diesem Wechsel kein plötzlicher Sprung, sondern ein allmählig fortschreitendes Fallen und Steigen Statt gefunden, das zeigt sich am klarsten bei den ersten und letzten Jahren unseres Biennium's. Auf Frankfurt waren in den beiden ersten vollen Jahren unter allen vier Städten die wenigsten Entscheidungen (ein Neuntel des Ganzen) gekommen, und noch im Jahr 1827 hatte es weniger als Lübeck, noch nicht ein Sechstel des Ganzen, erhalten; in den letzten fünf Jahren hingegen hat es schon viermal die Hälfte der ganzen Zahl überschritten. Hamburg aber, welches gerade in eben jenen früheren Jahren 1821, 1822 und 1827 die Hälfte des Ganzen überstiegen hatte, erreicht seit 1833 nicht mehr ein Drittel, seit 1839 nicht mehr ein Viertel, und 1840 nicht mehr ein Fünftel des Ganzen. Bei Lübeck und besonders bei Bremen sind die Schwankungen viel geringer; daher kann es auch nur für einen Zufall gelten, daß Bremen gerade im letzten Jahr 1840 zum erstenmal die Zahl 30 erreicht, und zugleich auch zum ersten Mal die Zahl der Hamburger Sachen überstiegen hat.

Die sicherste Bestätigung für diesen allmähligen Fortschritt in dem Wechsel der Zahlenverhältnisse, dürfte wohl folgende Zusammenstellung nach vierjährigen Zeitabschnitten ergeben:

Jahre.	Frankfurt.	Bremen.	Hamburg.	Lübeck.	Summe.
1820—24	72	75	210½	39½	397
1825—28	122	73	207½	64½	467
1829—32	147	53	157½	68½	426
1833—36	182	71	111	42	406
1837—40	215	67	102	32	416
Summe	738	339	788½	246½	2112

Nach dieser Zusammenstellung fallen nämlich von sämmtlichen Erkenntnissen:

auf Frankfurt: im ersten Quadriennium über $\frac{1}{6}$, im zweiten über $\frac{1}{4}$, im dritten über $\frac{1}{3}$, im vierten $\frac{2}{3}$, im fünften über die Hälfte;

auf Bremen: im ersten und vierten über $\frac{1}{6}$, im zweiten und fünften über $\frac{1}{7}$, im dritten über $\frac{1}{9}$;

auf Hamburg: im ersten Quadriennium über die Hälfte, im zweiten $\frac{2}{3}$, im dritten über $\frac{1}{3}$, im vierten über $\frac{1}{4}$, im fünften über $\frac{1}{5}$;

auf Lübeck: im ersten Quadriennium $\frac{1}{10}$, im zweiten über $\frac{1}{8}$, im dritten über $\frac{1}{7}$, im vierten über $\frac{1}{10}$, im fünften $\frac{1}{15}$.

Freilich stützen sich alle diese Berechnungen nur auf die Zahl der vom Oberappellationsgericht erlassenen förmlichen Erkenntnisse, während es, genau genommen, vielmehr auf die Zahl der bei demselben angebrachten Sachen ankommen müßte, weil manche angebrachte Sache auch ohne Erkenntniß, durch Vergleich, Verzicht u. s. w., erledigt wird. Hierüber reichen jedoch die officiellen Angaben in den monatlichen Bekanntmachungen des Oberappellationsgerichts nur bis zum Juli 1827, und bis dahin bleiben die

Resultate im Wesentlichen dieselben; während in der allerneuesten Zeit, Privatnotizen zufolge, nur bei den aus Lübeck angebrachten Sachen noch eine viel auffallendere Verminderung bemerklich geworden sein soll.

Es sind nämlich angebracht worden:

	Aus Frankfurt.	Aus Bremen.	Aus Hamburg.	Aus Lübeck.	Aus d. Binnenland.	Summe.
Vom Nov. 1820 bis zum 21. Julius 1821 . .	6	13	59	14	—	92
V. 22. Jul. 1821—22	17	19	53*)	16	—	105
= = = 1822—23	29	17	51	10	4	111
= = = 1823—24	31	20	41	6	2	100
= = = 1824—25	28	17	47	12	2	106
= = = 1825—26	41	30	46	18	2	137
= = = 1826—27	42	17	74	21	7	161
Summe	194	133	371	97	17	812
Im Jahr 1838 . . .	86	20	21	12	2	141**)
= = 1839 . . .	54	28	23	5	—	110***)
= = 1840 . . .	61	21	31	3	—	116†)
Summe	201	69	75	20	2	367

Theater.

(Jean Calas, nach dem Französischen des Victor von Voth.)

Endlich zum Schluß des Abonnements einmal ein neues Stück! Ein zahlreiches Publicum nahm schon eine halbe Stunde vor dem Anfang erwartungsvoll die Sitze ein. Aber dieses Wunder wirkte nicht Jean Calas, nicht Victor, sondern das Zauberwort „letzte Vorstellung," in der seit lange ein Theil des Publikums das Vorrecht hat, umsonst oder für halben Preis die Parquetsitze einzunehmen, Theaterfreunde, die sich, wenn der Vorhang aufgeht, vielleicht erst erkundigen, ob sie heute eine Oper oder ein Drama sehen werden. Das ist ein Publikum aus der guten Iffland'schen Zeit, bereit, wie ihr es wollt, zum Weinen und zum Lachen. Diesmal war es nun von vornherein auf Thränen abgesehen. Das durch Voltaire welthistorisch gewordene Unglück der protestantischen Familie Calas, das schon durch die einfache Erzählung rührt, ist von dem Verfasser bühnengerecht gemacht. Die Mängel der Ausführung soll in etwas die mit der Declamation verbundene, oder Pausen ausfüllende Musik verdecken, die in solchen Dramen jedenfalls ungehörig ist; Herr Coßmaly hatte dieselbe für diese Darstellung componirt. Immerhin verdient das Stück eine Wiederholung, zumal da es ziemlich gut gespielt wird, besonders waren Herr Degen wegen seines gemäßigten und besonnenen, Herr Selig wegen seines lebendigen, raschen Spiels zu loben. Demoiselle Pichler ist in Jammer- und Thränenscenen nicht an ihrer Stelle.

Das neue Abonnement begann mit der Donizetti'schen Oper „der Liebestrank" (il filtro d'Amore), die wegen ihrer gefälligen Melodieen hier schon früher gern gesehen wurde. Freilich gehört auch sie zu den vergänglichen Erzeugnissen der neueren Klingelmusik, die wohl einen Abend unterhalten kann, aber jede höhere Kunstforderung von sich ablehnt. Die alten Meister würden über solche allezeit fertige Notenhelden, die wie Donizetti seine tragische Oper „Anna Bolena", in achtzehn Tagen eine ganze Oper zu Stande bringen, den Kopf geschüttelt haben. Allein die stets nach Neuem haschende Menge will vergänglichen Genuß, und Donizetti wird Bewunderung ernten, so lange er noch alle Jahre seine sechs Opern schreibt. Übrigens sollte die Direction nicht zögern, uns die besseren Opern Donizetti's, „Anna Bolena" und „Lucia von Lammermoor," vorzuführen deren leichte, lebendige Musik sie wenigstens vor der Masse mittelmäßiger Productionen der neuesten Zeit auszeichnet.

*) Nach der Bekanntmachung 55, was aber ein Druckfehler zu sein scheint.

**) Mit Einrechnung von sieben Doppelsachen, d. h. solchen Sachen, in denen zwei Erkenntnisse abgegeben werden mußten.

***) Auch hier ist eine Doppelsache für zwei gerechnet worden.

†) Mit Einschluß von drei Doppelsachen.

Charade.

Wer mit den zwei ersten zu viel sich ergötzte,
Den brachten die ersten schon oft um das Letzte,
Und Mancher trieb, um das Letzte zu machen,
Schon mit den zwei ersten verderbliche Sachen,
Oft ist das Ganze so schnell nicht zerstört,
Als mit den zwei ersten die letzte verzehrt.

Miscellaneen.

(Paris als Capitol.) Ein Pariser Blatt sagt: „Paris ist das Capitol Frankreich's.“ Gut, und die Journale sind die Gänse, die mit ihrem Geschnatter das Capitol zu retten vermeinen!

(Der Sillery.) Der Champagner dieses Namens ist mehr als Wein, er ist eine historische Erinnerung, eine Episode aus den französischen Annalen, ein Name, der in die Martyrologie jener Nation einzutragen ist. Dieser Wein, den alle Welt jetzt trinkt, ohne an seine Vergangenheit zu denken, hat auf den Bänken des Nationalconvents gesessen, hat mit Robespierre discutirt, hat mit dem Redeeifer Dantons gekämpft; wie er und wie alle die großen Dinge Frankreichs jener Zeit, ist er auf's Schaffot gestiegen: der Henker hat ihm den Kopf in die Höhe springen lassen! Grüßet daher jedes Mal, wenn ihr seinen Stöpsel in die Höhe springen lasset. — Hr. v. Sillery war einer der liebenswürdigsten Cavaliere am Hofe Ludwigs XVI. Seine Freundschaft, seine Hingebung für den Herzog von Orleans, haben ihn der Erinnerung aller Edeldenkenden empfohlen. Sein tragischer Tod machte ihn vor seinen Weinen berühmt. Denn erst unter dem Direktorium durfte man sich erinnern, daß Frankreich das edelste Gewächs besitzt. Auf dem Ball des victimes, dem Mad. Tallien präsidirte, trank man nur Wein, der aus den Keltern des Hrn. v. Sillery hervorgegangen, welcher der reichste Besitzer in der Champagne gewesen, und um sein Andenken zu ehren, gab man seinem Wein auch seinen Namen.

(Erinnerung aus dem französisch-russischen Feldzuge.) Das russische Journal „Novo-Tscherkask“ bringt Folgendes: „Unter den von dem Obersten Tchernozoubof hinterlassenen Effekten, hat man auch eine Uhr gefunden, auf welcher die Worte: „Joachim Murat, Capitaine de chasseurs à Cheval“ gravirt sind. Auf einer Kapsel derselben steht „Eleonore à Joachim — Ne m'oublie pas.“ Tchernozoubof, 1812 einfacher Kosak in dem Regimente Jelovajsky, hatte diese Uhr am Abend vor der Schlacht bei Borodino aus der Hand des ehemaligen Königs von Neapel, bei folgender Gelegenheit erhalten: Murat, welcher an der Spitze einiger Escadrons die Straße von Mojaisk recognoszirte, trieb einen Haufen Kosaken vor sich her. Sein Eifer führte ihn zu weit, und er befand sich plötzlich vor einer Gruppe der Feinde auf halber Pistolenschußweite. Die Kosaken legten auf ihn an, und wollten schießen, da rief Tchernozoubof, der ihn an seinem wehenden Federbusche erkannt hatte: „Präsentirt! Hurrah! Es lebe der König der Tapfern!“ Die Kosaken erstaunten, befolgten aber, was Tchernozoubof sie thun hieß. Murat zog seine Uhr hervor, und gab sie Tchernozoubof. Als der Hetmann die Sache erfuhr, erhob er den Soldaten zum Offizier, und machte ihn zu seinem Adjutanten. Der Hetmann Platoff wollte diese Uhr kaufen, um sie dem Großfürsten Thronfolger als Geschenk anzubieten; er wollte 20,000 Rubel dafür geben, allein nichts vermochte die Familie Tchernozoubof, sie herzugeben.

(So befördert man Nationalindustrie!) Die Königin Victoria hat einer Deputation der Seidenfabrikanten und Seidenarbeiter eröffnen lassen, daß sie im nächsten Mai einen Ball geben werde, wo jede Dame in britischen Seidenzeugen erscheinen soll.

(Ein weiblicher Matrose.) Die Polizei von Liverpool hat letztlich ein junges Mädchen verhaftet, welches als Matrose gekleidet, mehrere Seefahrten mitgemacht hatte, ohne daß man ihr Geschlecht errathen hätte. Sie ist ungefähr 18 Jahre alt, von rundlichter Gestalt, und nimmt sich sehr gut in der männlichen Kleidung aus. Sie nennt sich Ann Blake, ist aus Ballyask, Grafschaft Berfort, gebürtig, wo sie Magd in einer Schenke war, welche sie in Folge eines Zankes mit ihrer Gebieterin vor zwei Jahren verlassen hatte. Eine Reise auf dem Liverpooler Paquetboote erweckte so viel Lust für die Schifffahrt bei ihr, daß sie Mannskleider anzog, und sich auf einem Kohlenschiffe der Küste als Schiffsjunge anwerben ließ. So hatte sie mehrere Fahrten längs den Küsten Englands gemacht, und die ganze Lebensart eines Seemannes angenommen.

(Ein Ball für die Überschwemmten in Frankreich,) welcher unlängst in dem großen Opernsaale zu Paris gegeben wurde, hat über 50,000 Francs eingebracht.

(Mlle. Mars,) welche bald dem siebzigsten Lebensjahre nahe steht, kann sich immer noch nicht von den geliebten Brettern und von den Liebhaberinnen-Rollen trennen. Sie hat zwar vor zehn Monaten erklärt, sie werde in einem Jahre von der Bühne abtreten. Da man aber die Festigkeit ihres Entschlusses noch zu bezweifeln scheint, wurde ihr dieser Tage ein recht augenfälliges **Memento mori** vorgehalten. Sie gab auf dem Theatre français ihre Lieblingsrolle in Molière's „Misanthrope:“ Celimene, eine witzige, heitere, lebhafte, reizende, junge Dame, welche alle Müßiggänger des Hofs um sich versammelt. Mlle. Mars übertraf in dieser Rolle sich selbst, und wurde mit Beifall überschüttet. Am Schlusse der Vorstellung flogen Kränze auf die Bühne. Ein Schauspieler hob einen derselben auf, um ihn der Gefeierten darzureichen. Und siehe da, er war halb weiß, und halb schwarz — ein Todtenkranz. Die große Künstlerin fiel aber nicht in Ohnmacht; sie dankte als wäre nichts geschehen, und das Publikum, von welchem nur Wenige den fatalen Kranz gesehen, applaudirte noch lange, nachdem sie schon abgetreten war.

(Die neuen Parlaments-Häuser zu London) schreiten im Baue bereits rüstig fort. Sie werden ihre Hauptseite der Themse zukehren, und einen wunderschönen Anblick gewähren. Die Themse-Ufer sind der am meisten vernachlässigte Theil der Stadt und ganz London hat keinen Quai, auf dem man des herrlichen, Stromes und seiner tausend Masten froh werden könnte; dieser neue Bau macht endlich einmal einen Anfang.

(Heizung der Diligencen.) Diese bekanntlich in den Vereinigten Staaten schon mehrfach ins Werk gesetzte Annehmlichkeit wurde kürzlich auch in Frankreich zu Caen angeordnet. Röhren, die durch kochendes Wasser erhitzt sind, verbreiten eine angenehme Wärme in allen Theilen des Wagens.

(Dampfschifffahrtsverbindung mit Valparaiso.) Nachrichten aus letzterem Orte von der Mitte Octobers zufolge sind Dampfboote daselbst aus England binnen 57 Tagen Schifffahrt oder 90 Tagen mit Einschluß des Aufenthalts in Rio, Port Famine und Concepcion, angekommen. Wenn der Dampfschifffahrtsdienst zwischen England und Chagres in Chili eingerichtet sein wird, so kann man von Valparaiso nach Europa in 45 Tagen kommen. Die Anhaltspunkte sollen Janeiro, Havana und New-York sein.

(Merkwürdiges Decret des Kaisers von Japan.) Die Hofzeitung dieses Reichs enthält in einer der neuesten nach Europa gelangten Blätter folgendes Decret: „Die jungen Einwohner Unsers Reichs werden hiermit aufgefordert, sich auf die Kunst des Wachsens zu legen. Jeder, der 20 Jahre geworden ist und noch nicht die naturgemäße Leibesgröße erlangt hat, wird so lange die Bastonade erhalten, bis er größer geworden ist.

(Lübecks Handelszustände) scheinen sich wieder ein wenig zu heben. Wenigstens hat die Anwesenheit des neuen Dänenkönigs im Herbste für Lübeck schon erfreuliche Resultate geliefert. Die traurige Spannung der beiden nordalbingischen Hansestädte mit Dänemark wurde gehoben und zwischen beiden ein auf gegenseitige Toleranz und Liberalität gegründeter Vertrag abgeschlossen. Lübeck hat mancherlei mittelalterliche Privilegien, namentlich sein ausschließliches Schifffahrtsrecht auf der Trave bis in das Meer opfern müssen, und auch Dänemark hat andererseits von jenem feindschaftlichen Druck abgelassen, mit dem es in den letzten Regierungsjahren des verstorbenen Frederik VI. die alte Hansestadt unwürdig zu drücken suchte. Der Weg von Hamburg nach Lübeck, durch seine Schlechtigkeit weltberühmt geworden, soll nun endlich neu angelegt werden, und wir werden sogar, wie es heißt, zum Frühjahr eine sehr zeitgemäße Schnellpost zwischen Lübeck und der stolzen Elbherrscherin erhalten. Die Hoffnung, Hamburg und Lübeck durch eine unzweifelhaft sehr lucrative und einflußreiche Eisenbahn verknüpft zu sehen, wird sich mit der Zeit auch realisiren, wenigstens stehen der Ausführung von Seiten Dänemarks nicht mehr so unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, wie bei Lebzeiten des verstorbenen Königs. Das Projekt einer Eisenbahn zwischen Kiel und Altona trägt schon die Keime des frühzeitigen Todes in sich, und so wird Lübeck hoffentlich noch dereinst zum großen, schönen Ziele gelangen. Die Kieler ließen über ihre Eisenbahn eine Brochüre erscheinen, und sie wimmelt, wie das meiste, was dort über Lübeck erscheint, von neidischen Invectiven gegen unsere Stadt. Kiels Hauptargument, der Freibrief, den es von der Natur erhalten zu haben glaubt, ist ein schöner Hafen, der „seichten, schlängelnden, von Untiefen geplagten Trave" gegenüber. Es ist aber doch stark, wenn in einer Schrift, die von einem ganzen Comité als Manuscript zum Druck befördert wurde, eine solche Unwahrheit behauptet wird. Die Trave ist bereits vollständig ausgebaggert; auf der Plate, einer Sandbank, die sich quer über den Travemünder Hafen legt und das Ein- und Auslaufen großer, tiefgehender Seeschiffe nicht selten erschwerte, ist die Normaltiefe bereits auf 12 bis 13 Fuß gestiegen; aber der jetzige Dampfbagger reicht nicht aus, um dort eine Tiefe von 18 Fuß zu erzielen, und so hat man denn beschlossen, einen nach größerem Maßstabe für diesen Zweck in England anfertigen zu lassen. Da ich voraussetzen darf, daß den meisten Binnenbewohnern die Einrichtung eines solchen Dampfbaggers unbekannt ist, so möchte eine kurze Beschreibung desselben hier nicht am unrechten Orte stehen. Der Dampfbagger ist unten flach gebaut und hat vom Hintertheil bis über die Mitte der Länge einen Einschnitt von fünf Fuß Breite, der durch die ganze Höhe des Fahrzeugs geht. Ueber dem einen Ende dieses Einschnitts steht ein Bock, von dem aus ein Kreuzverband von Balken zu beiden Seiten des Einschnittes fortläuft, um das Schiff zu verstärken und zugleich die Arbeiter gegen Beschädigung von Seiten der Maschine zu schützen. Auf diesem Bocke befinden sich ein paar Zapfenlager, auf denen eine vierseitige, prismatische, drehbare Trommel ruht. Auf der Wellbaum dieser Trommel hängt eine starke schiefe Ebene, die Leiter, an deren unterem Ende sich eine ähnliche, fünf- oder sechseitige, prismatische, um ihre Are leicht bewegliche Trommel befindet. Ueber diese Leiter hängen zwei Ketten ohne Ende, an deren Gliedern die zum Herausschaffen nothwendigen eisernen Eimer befestigt sind. Diese Ketten sammt Eimern, der sogenannte Schöpfwerk, liegen in einer geraden Linie gespannt über der obern Seite der Leiter, gehen über beide Trommeln und bilden unten einen Bogen. Das untere Ende der Leiter hängt an einem starken Flaschenzuge und kann durch denselben gehoben und gesenkt werden, bis in tiefsten Theile des Schlittens den Grund hinlänglich berührt. Bei angemessener Stellung der Leiter werden sich nun die am Grunde fortgezogenen Eimer füllen und über die untere Trommel hinaufgezogen werden, bis sie beim Uebergang über die obere Trommel sich umkehren und somit entleeren. Unter dieser Trommel ist eine schiefe Fläche angebracht, über welche die ausgebaggerte Masse in die bereitgelegten Fahrzeuge hinunter gleitet. Die entleerten Eimer bewegen sich nun wieder abwärts, bis sie, den Grund erreichend, wieder sich füllen. Um das ganze Baggergeräth in Thätigkeit zu setzen, kommt es nur darauf an, daß die obere Trommel bewegt werde, und dieses geschieht durch ein mit ihr und der Dampfmaschine in Verbindung stehendes Räderwerk. Durch Anwendung dieser Maschine wird der Travemünder Hafen ganz leicht zu einer normalen Tiefe gebracht werden, die allen auch noch so sehr beladenen Seeschiffen den unmittelbaren Eingang in denselben über die Plate gestattet.

Nro. 180.

— 181.

— 182.

Nro. 246.

— 247.

— 248.

— 249.

— 250.

Nro. 48.

— 49.

— 50.

— 51.

— 52.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nro. 4.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 17.

Bremen, Sonntag den 28. Februar 1841.

Gestorben:

Nro. 180. Den 21. Februar. Des Arb. Heinrich Meineke Tochter, (todtgeb.); Buntenthorsteinweg.

— 181. Den 23. — Des Cigarrenmachers Heinr. Wilh. Staackmann Tochter, 1 Jahr 6 Wochen; kl. Annenstraße Nro. 24.

— 182. Den 23. — Der Schneider Joh. David Breul, 55 Jahr; Blöten Gang Nro. 4.

Nro. 183. Den 24. Fbr. Des vst. Küpergesellen Joh. Heinr. Staackmann Wittwe, geborne Duderstadt, 66 Jahr; kl. Annenstraße Nro. 24.

— 184. Den 25. — Anna Cathar. Linge, 20 Jahr; Pelzerstraße Nro. 21.

— 185. Den 27. — Der Maurermeister Heinr. Averdieck, 42 Jahr; Contrescarpe Nro. 4.

Gebürten:

Nro. 246. Den 22. Februar. Des Zuckerbäckermeisters Jürgen Ernst Christ. Uhrbrock Ehefr., geb. Peetz, vor Stephanikirchhof No. 13; von einem Knaben.

— 247. Den 22. — Des Arb. Herm. Lange Ehefr., geb. Kothe, Hastedt Nro. 31; von einem Knaben.

— 248. Den 23. — Des Tabacksfabrikanten Johann Christian Meyhohm Ehefr., geb. Weber, Faulenstr. No. 47; von einem Knaben.

— 249. Den 23. — Des Schlossermeisters zu Thedinghausen Joh. Hinr. Tebelmann Ehef., geb. Plazidus, Obernstr. No. 15 (Vorst.) von einem Knaben.

— 250. Den 24. — Des Kaufmanns Carl Engelbert August Klugkist Ehefr., geb. Heidmann, Contrescarpe No. 4 A.; von e. Knaben.

Nro. 251. Den 24. Fbr. Des Arb. Brüne Flammann Ehefr., geb. Winkelmann, Fehrfelde; von einem Mädchen.

— 252. Den 24. — Des Sattlermeisters Joh. Worninghausen Ehefr., geb. Alberti, Hankenstraße No. 11; von einem Knaben.

— 253. Den 24. — Des Arb. Diedr. Otten Ehefr., geb. Wohlers, Hastedt Nro. 41; von einem Knaben.

— 254. Den 24. — Des Kaufmanns Georg August Bastian Ehefr., geb. Büsing, Ansgarithorswall No. 44 C.; von einem Knaben.

— 255. Den 25. — Des Schuhmachers Anton Friedr. Gottlieb Brandt Ehefr., geb. Lübbering, Tiefer Nro. 12; von einem Knaben.

— 256. Den 25. — Des Maurergesellen Werner Friedr. Wolff Ehefr., geb. Schumann, Punkendeich Nro. 36; von e. Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 48. Der Kaufmann Carl Emil Traub und Pauline Emilie Ernestine Stockmeyer hieselbst.

— 49. Der Kaufmann Conrad Christian Heinr. Seib und Veronica Elisab. Schütte hieselbst.

— 50. Der Grobbäcker Bernhard Lampe und Anna Magdalena Stechmann. Beide von hier.

— 51. Der Cigarrenkistenmacher zu Stade Heinrich Philipp August Meyer und Margar. Beta Lampe hieselbst.

— 52. Der Arb. Gerd Hinr. Grim, gen. Timm, hies. und Anne Gesche Margarethe Elers zu Eitzendorf.

Nro. 53. Der Arb. Jostas Christian Holle am Buntenthorsteinwege und Sophie Eleonore Catharine Engelhardt aus Eystrup.

— 54. Der Arb. Joh. Friedr. Lindemann am Gröplingerdeich und Margaretha Sophia Wente aus Diepholz.

— 55. Der Schiffszimmermann Christian Maas hies. und Meta Kämena aus Oberneuland.

— 56. Der Federposenarbeiter Joh. Gottl. Undütsch und Anna Lemcke hieselbst.

— 57. Der Speisewirth Hans Hinrich Höppner und Sophia Catharina Heins hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 18.

Bremen, Donnerstag den 4. März 1841.

* Die Hasenjagd.

Hört, Freunde, ein Geschichtchen an
Von einer Hasenjagd,
Und wie dadurch ein Bauersmann
In groß Malheur gebracht. —

Des Bauern Haus noch trocken stand,
Und seine Freud' war groß,
Denn ringsum schon durchs ganze Land
Das Wasser sich ergoß.

Der Bauer lugt zur Thür hinaus
Und schaut die Bäume an,
Davon man wen'ge Fuß nur aus
Dem Meer noch sehen kann. —

Er ruft: „O Frau, komm doch geschwind
„Zu mir einmal hierher,
„Und sag', wer sitzt doch, liebes Kind,
„Dort auf dem Baume, wer?"

Da spricht die Frau: „Herrje, Johann,
„Das sieht ein Kind ja ein!
„Wie man wohl so noch fragen kann!
„Das muß ein Hase sein."

Da schließt Johann die Thüre auf
Und steigt in einen Kahn,
Und langt in ihm, nach kurzem Lauf
Beim Hasen-Baume an.

Der Has' von Todesangst durchbebt,
Klimmt höher auf den Baum,
Und wie Johann sich reckt und hebt
Erreicht er ihn doch kaum.

Drum steigt er hurtig aus dem Kahn
Den Baum, dem Hasen nach.
„Ha!" ruft er, „hab' ich dich Kumpan
„Beim Ohre nun!" — — Doch ach!

Er hatt' ihn nicht. — Der Hase, flink
Nahm einen mächt'gen Satz,
Und, weil Johann im Baume hing,
Nahm er im Kahne Platz. —

Der Kahn, vom Ruck des Sprungs bewegt,
Stößt ab; der Has' darin,
Der nun Johann ein Schnippchen schlägt
Und munter fährt er hin!

Und Johann hat gar lange Zeit
Auf seinem Baum verbracht,
Bis ihn zuletzt sein Weib befreit
Und tüchtig ausgelacht!

P. J. W.

Die Herrin von Ardó.

(Fortsetzung.)

Als der Jüngling des andern Morgens erwachte, ließ sie ihn nicht fort. Deine Feinde suchen dich, nur bei mir

bist du sicher, waren ihre Worte, und er blieb gern; hätte er ja doch ihr sein Herz zurück lassen müssen wenn er sich auch zur Flucht gewendet. Daß die beiden nun schöne, glückliche, selige Tage verlebten, denkt wohl jeder ohne Mühe. Die Linde von Ardó sollen sie gepflanzt haben am Tage, als sie sich ihre Wechselliebe gestanden. Gana wurde von Tag zu Tag milder, menschlicher; gern hätte sie sich der Geisterherrschaft begeben, aber die Geister ließen nicht von ihr. Nach und nach bemerkte Mitó wohl, daß er in unheimlicher Umgebung lebe; aber ein Blick in das Angesicht seiner Gana machte alle Zweifel schwinden. Des Weibes Schönheit ist unser gefährlichster Feind.

Einst als er mehrere Nächte hindurch ängstigende Träume gehabt von einem Felsenthor und einem Schatz darin, der ihm bestimmt, den ihm aber Gana wild dräuend verweigere, zog er in den Forst, er hoffte Ruhe zu erjagen. Er war schon eine Weile gewandert, als er erst bemerkte, daß er in der Hast statt seiner Pfeile den Köcher Ganas ergriffen. Plötzlich stand er in einem Felsenthal, und er erkannte die Landschaft seiner Träume. Auf der Felsenwand ihm gegenüber saß eine Eule, größer als die gewöhnlichen, es schien, als sei sie von der Sonne überrascht zurückgeblieben. Mitó, der dies Gevögel haßte, zog einen Pfeil hervor, der mit besonderer Sorgfalt geschnitzt schien, und drückte ihn gegen den Vogel ab. Die Eule flog auf wie hohnlachend, und wo sie gesessen, steckte der Pfeil in einem Felsenriß. Wie nun Mitó ihn heraus ziehen wollte, sprang der Fels auseinander wie die Flügel eines Thores, ein Felsensaal lag vor seinen Blicken, er trat hinein.

Die Höhle war hell beleuchtet, das Licht strömte aus von einem Karfunkel, der oben an der Decke befestigt, so kam es, daß Mitó sogleich ein Mädchen gewahrte, die in einer Ecke gefesselt war, und die ihn anrief: kommst du schon, um mich zu tödten? Nein! du schönes Kind; ich will dich retten, antwortete er. Nun so berühre mit dem Pfeil, den du in den Händen hast, meine Fesseln, und sie fallen ab. Er that es, und wie sich das Mädchen frei fühlte, eilte sie heraus. Aus der Kluft getreten, warf sie sich zur Erde, die Hände dankend zum Himmel gefaltet, dann aber flog sie, der karpatischen Gemse gleich, bergan. Mitó folgte ihr angestrengten Laufes. Als er sie auf des Berges Gipfel eingeholt, redete er ihr zu, sie möchte mit ihm zu seiner und Gana's Hütte kehren, sie würde dort gepflegt werden. Als sie Gana's Namen hörte, fing sie heftig an zu beben und flehte: tödte mich lieber gleich, eh' du mich meiner grausamsten Feindin überlieferst. Vier Jahre sind es nun, daß sie mich dem väterlichen Heerd entrissen, um mich an meinem sechzehnten Geburtstag zu tödten; den sie bedarf junger unschuldiger Herzen zu ihren grausen Opfern. Oft kündigte sie mir dies selbst an, und jener Zauberpfeil, den du in Händen hast, sollte das Werkzeug sein. Jetzt sah ich sie schon lange nicht, weil ich aber gerade heute sechzehn Jahre alt, glaubt' ich, sie komme ihr Wort zu erfüllen, als du eintrafst. Wenn du wirklich nicht ihr verlockender Abgesandter — doch nein! du bist es nicht; denn deine Augen sehen so fromm auf mich — so rette mich in jene Burg, dort wohnt mein Vater.

Das Herz des Jünglings war durch diese Worte mannichfach erschüttert, die Gewißheit, daß seine Geliebte, Gana, eine verruchte Zauberin, Menschen opfernd, die Falschheit, mit der sie ihm, dem Ahnenden, ihren Umgang mit Geistern geläugnet, empörte sein Innerstes, und wandte es zum Haß um, wie es früher in Liebe geglüht. Er faßte die ermattete Kleine in seine Arme, und trug sie das Thal hinab in die Burg ihres Vaters hinein.

Indessen hatte Gana spät erst wahrgenommen, daß Mitó ihren Zauberpfeil ergriffen. Voll innerer Unruhe sah sie in den Zauberspiegel, und erblickte Mitó, wie er eben die goldlockige Kleine ihrem Vater übergab. Sie raste wild auf. Zwar hatte sie, seit sie Mitó liebte, dem Gedanken entsagt, die junge Gefangene zu tödten, aber sie konnte sich nicht entschließen, sie frei zu lassen; denn die Geister, mit denen sie im Bunde, raunten es ihr in tausend Weisen zu, daß die holde Jsika (dies war des goldlockigen Mädchens Name) zerstörend in ihr Lieben eingreifen werde. Darum hielt sie sie fest, und sah nun mit Schrecken, daß sie sich durch eigene Vorsicht um das Glück ihres Herzens gebracht.

Rachedürstend versuchte sie es, den Frieden der Burg durch ihre Höllenkünste zu stören, aber der Spuck scheiterte am Gebet des frommen Burgkapellans. Ihr blieb nichts denn ohnmächtige Wuth. Eines Tages trat ihr eine graue ihr wohl bekannte Gestalt entgegen, und kündete ihr hohnlachend, daß so eben Mitó und Jsika getraut würden. Warum hast du sie nicht getödtet, wie ich dir geheißen? so die Gestalt, und verschwand. In allen Nasen der wildesten Eifersucht schwur sie nun einen Schwur, zu rächen an allen Männern, wofür sie den einen nicht zu strafen vermochte. Alle geheimen Kräfte, deren sie mächtig, bot sie auf, um

den Zauber gewaltig und unauflösbar zu schürzen, und der Spruch war: daß jeder der von nun an von der Herrin von Ardó, dort wo sie mit Mitó gewandelt, was immer für eine Gabe bitten und sie erhalten würde, sie lieben müsse bis an sein Ende, ausschließlich, unendlich, verzehrend, unglücklich.

Der Thurmwächter von Jsika's Burg sah um Mitternacht den Waldhügel von Ardó und die verrufene Zauberhütte in Flammen, und Gana ward nicht mehr gesehen. Die Linde aber blieb unversehrt, und mancher nächtliche Wanderer will klagende Töne aus den Zweigen gehört und eine dämmernde Gestalt darunter gesehen haben.

(Der Schluß folgt.)

Der Wahnsinnige.

Hei! wie der Sturm lustig durch die Lüfte reitet, auf fahlem, schnaubenden Roß! Wie er im Schneemantel emporstürmt mit lautem Gebrüll! — Und der Hagel schlägt nieder unter des Rosses Hufen, und prasselt munter auf Dächer und Eis, und schmettert ein Brautnachtslied gegen die Fensterscheiben, daß die Menschen jammernd und zagend zusammenfahren. — Heisa! wie reitet der Sturm so geschwind! Hat mir Haus und Hof niedergetreten in den kalten Schnee, und ist über Deich und Damm geritten, und wo er ritt, da kamen tobend die kalten Wasser hinterdrein, und donnernd und brausend brach der Schwall herein in das Land und fraß gierig Alles fort, was wir unser nannten, unser Weib und Kind und Hütten und Heerden!

Wollt' mich auch haben, der grimme Gast! Aber ich hab' ihm ein Schnippchen geschlagen; auf dem Giebelbalken meines Daches bin ich fortgeschwommen, mit der wilden Jagd, bin weit mitgewesen, ach! recht weit! — —

Aber hurrah! da ging's lustig her mit Gebraus und Sturmgerausch! und ich hab' liebgewonnen die wilde Jagd! — Heute wieder geht's fröhlich her; da will ich auf den hohen Kirchthurm steigen und will mir den lustigen Reigen anschauen vom Glockenstuhl. — Hussa! wie's wirbelt und stürmt! komm her, Uriel, mein wackerer Geselle! fleuch hin und hole mir Bier, daß ich mich warm trinke, denn hier ist's luftiger als drunten im engen, dumpfen Kellerhause! Und hol mir Gläser dazu, mit bleiernen Deckeln, Gläser in Menge! —

Denn ich hab' eine große Gesellschaft geladen zum heutigen Fest auf den Glockenstuhl, und die Deckel sollen mir wacker klappern, und Sturmwind soll die alten Glocken schütteln, daß sie tief dröhnen, während sie uns zum Tische dienen. — — Hast du die Maulwürfe und Ratten und Hasen gesehn, die auf den Deichen umher liefen und lagen, und alle sterben mußten im gähnenden Wasserschlund? Die hab' ich mir zu Gast geladen, auf den hohen Kirchenthurm; da sollen sie sicher sein und nicht zum zweiten Male sterben.

Ei! wie das Bier schäumt und braus't. — — Ist mir's doch, als hab' ich vor Kurzem auch solch Brausen gehört! — Ruhig, ihr Maulwürfe und Ratten, flüstert leise, seht dort am Fenster die blassen, triefenden Gesichter — — ich will's Euch sachte in's Ohr sagen, wer das ist: die hier das ist mein Weib Maria, und das Kind, das sie fest an den Busen drückt, das war mein Johannes! ach, mein Johannes, mein Johannes! — — —

Hurrah! Sturm und Hagel reiten schnell, pfeilschnell rauscht die gier'ge Welle! — Braust ihr Lüfte, zittre du altes Gemäuer, wir sind nun alle beisammen, ich und mein Weib und mein Kind. — Was glotz'st du mich so an, mit deinen blinden Augen, alter Maulwurf? glaubst wohl, ich lüge, und das ist nicht meine Maria und nicht mein Johannes, weil sie breite Schnäbel haben und lange Krallen und pechschwarze Flügel? — Ei, 's sind ja Dohlen geworden im wilden Ritt auf der Sturmwolke, und kommen nur mit uns zu tanzen, Tralerala!

Wollt Ihr auch trinken, Liebe? — Husch, sie sind fortgeflogen, denn sie haben sich satt getrunken, o, satt getrunken; — und ich auch, ich auch bin so satt, so satt und so müde! — Ach! —

* * *

Und die Sonne erhob sich am nächsten Morgen in heller, freundlicher Klarheit, und ihr ewiger Strahl beschien die grause Verwüstung. — Und der Unglückliche saß auf dem Giebel seines Hauses, und rings um ihn rauschte und schwoll das Wasser, darin schwammen spielend die Leichen seiner Maria und seines Johannes. —

Da erwachte der arme Mann aus tiefer Erschöpfung. — Sein Auge wandte sich, schon halb gebrochen, der Sonne zu, — da entquoll ein Thränenstrom seinen brennenden Augen, und er weinte bitterlich und betete demüthig, denn der Wahnsinn hatte ihn verlassen. — Aber auch seine Kraft war

dahin, und als er gebetet hatte, löseten sich die matten Hände vom Balken, den sie krampfhaft umklammert hatten — und stille sank der Mann hinab in die feuchten Wogen, zu seiner Maria und seinem Johannes. —

Ein alter Maulwurf, der sich auch auf das Dach geflüchtet hatte, raschelte, vom Geplätscher des Falles erschreckt, über das Strohdach zum andern Giebel. —

P. J. W.

---

* Die Physiognomik des Mittelalters.

(Mitgetheilt.)

Aus den Schriften der Alten ist viel Weisheit zu holen, das hat man uns von jung auf eingeprägt und lehrt uns später die eigne Erkenntniß — aber mitunter doch auch recht närrisches Zeug, und Narrheit von der unverblümten Art, die weder als Stellpferd dient den Witz dahinter abzuschießen, noch sich verkappt in das Gewand einer blendenden Methodik. Dergleichen muß man hinnehmen wie es sich giebt, ohne Deutelei oder Nasenrümpfen, als das Product einer Zeit wo sich noch Kinderscherz und Kinderglaube in Ernst und Lehre der Weisen mischten. Was wollten unsere Kritiker sonst z. B. aus einer Physiognomik gleich der folgenden machen, mit welcher wir das leere Blatt zwischen Text und Register einer hiesigen Handschrift des sächsischen Landrechts ausgefüllt finden, fünftehalb Jahrhundert älter als Gall und Lavater? Wo hatte der Schreiber sie her? Glaubte er selbst daran? Wo nicht, wie mochte er solchen Schnack in so ehrbare Gesellschaft bringen? — Ergründe dies wer da will; wir haben ihn als Lückenbüßer gefunden und geben ihn als solchen wieder, passend für eine Jahreszeit, welche von jeher sans rime et sans raison war, — die aberwitzige Fastnacht!

„Wer einen großen Kopf hat, der neigt zur Thorheit; einen runden und kurzen Kopf, der ist ohne Weisheit; einen langen Kopf, der ist vorbedächtig; einen runden Vorderkopf, der ist zornig; einen kleinen, der ist eigensinnig und gefräßig; einen breiten, der ist karg.

Wer ein hängendes Antlitz hat, ist schamhaft; ein viereckiges, weise.

Weiches, feines Haar bezeichnet stumpfen Sinn; krauses Haar den Geldgierigen; Flachshaar den Blöden; wem das Haar sehr in die Augen hängt, der ist versteckt und hat es innerlich.

Wer starke Augenbrauen hat, der ist grimmig; wem die Brauen dicht zusammengehen bei der Nase, der ist behende und überlegt in allem Thun.

Kühn ist, wer glänzende Augen hat; ein Hellänziger ist sittig; ein Großäugiger liebt den Trunk. Wer schwarze Augen hat, der ist absonderlich und gierig; kleine, runde Augen, der ist unstet. Wer viel mit den Augen zwinkert, der ist furchtsam; dagegen dumm und frech, wer da viel glotzt mit den Augen.

Wer große Ohren hat, spricht viel; hängende Ohren, der ist träge.

Wer eine große Nase hat, das ist ein edler Mensch; eine schmale lange Nase, der ist zungenfertig und wankelmüthig; ein Kurznasiger ist diebisch. Wer durch die Nase spricht oder singt, steckt voller Trug und Tücke.

Wem ein sehr weiter Mund bescheert ist, der ist gefräßig und ohne Sanftmuth und böse.

Bei einem langen Kinn ist man zornig und schwermüthig; mißgünstig bei einem kurzen und kleinen.

Wer kurze, plumpe Hände und Finger hat, der hält an sich und nimmt gern; wer lange und feine, der ist wohlthätig und ehrenhaft; kleine Finger der hat wenig Witz.

Lange Tritte bezeichnen den Hochmüthigen; kurze den Kargen und Störrischen.

Wer eine Haut hat wie Milch und Blut, der ist hoffährtig und eitel; wer aber bleich ist und fahl, der hat keinerlei Tugend an sich."

---

* Das Eissprengen in der Oberweser.

Die Wegschaffung des Eises in der Oberweser bis zu den Eisbrechern, und etwas über dieselben hinaus, war in diesem Jahre dringend nöthig, da die Dicke der vorhandenen Eisdecke die Gefahr für die Nothbrücke und die angränzenden Gebäude und Bollwerke bedeutend genug erscheinen ließ.

Schon der Aufbruch eines Theils desselben lieferte uns den Beweis dafür, da der Rest der alten und ein Joch der Nothbrücke davon weggerissen wurden, so daß selbst die (nöthigste) Communication zwischen beiden Ufern für eine Zeitlang gehemmt wurde.

Als der heftig wieder eingetretene Frost das Eis immer dicker werden ließ, trat es als immer nothwendiger hervor, daß wenigstens in der Stadt und um die Eisbrecher

herum die Weser vom Eise frei gemacht werde, und dies auf die schnellste Weise zu bewerkstelligen, darauf mußte Aller Augenmerk gerichtet sein.

Dies durch Sägen und Hacken zu bewerkstelligen lag zunächst auf der Hand, allein nur zu bald konnte sich jeder Sachkundige überzeugen, wie unzureichend dies bei der Dicke des Eises; war des höher hinaufliegenden Grundeises, welches bis zu 6 und mehrere Fuß über einander aufgeschichtet lag, gar nicht einmal zu gedenken; deshalb glaubte ich wohl auf ein anderes Mittel denken zu müssen, wodurch ein schnelleres und gewisseres Resultat erzielt werden könne. Durch meine frühere Stellung und die dazu unerläßlich nöthigen Studien war mir die Kraft des Pulvers in seiner Anwendung und in seinen Wirkungen bekannt geworden, und es hatte namentlich seine Anwendung als Sprengkraft mich theoretisch und praktisch beschäftigt.

Hierauf mich stützend war ich gewiß, wenn nur die zweckmäßigste Art ausgefunden sei, daß sehr bald das günstigste Resultat, sich herausstellen werde. Indeß waren Versuche nöthig, die anzustellen ich die Erlaubniß erhielt, und die nur deshalb mich zur Gewißheit führen konnten, weil jede Sprengkraft mit der zu sprengenden Masse (oder Körper) im Verhältniß stehen muß, im vorliegenden Falle aber jede gewisse Berechnung weg fiel, weil man den Gegenstand nicht genau untersuchen und berechnen konnte, vieler andern Localhindernisse nicht einmal zu gedenken.

Die angestellten Versuche ergaben, daß wagerecht unter der Eisdecke angebrachte festverschlossene Büchsen in Cylinderform, mit in der Mitte angebrachter Zündröhre die zweckmäßigsten für den vorliegenden Fall seien, daß durch die Zündröhre ein möglichst schnell zündender Faden in die Mitte des Pulvers geleitet werden müsse, und daß des sogenannten Zundersatzes nur so viel oben angewendet werden dürfe, als zur nöthigen Entfernung von der Sprengladung erforderlich ist, da sonst durch die durch das zu große Quantum sich erzeugende Hitze die blecherne Zündröhre sich auflöthet, dann Wasser eindringt und das Pulver untauglich wird. Die Wirkung dieser Sprengart zeigte sich durch Öffnung eines großen Loches so wie durch Zerbersten des Eises nach allen Richtungen hin, da durch die Explosion die ganze Decke sich hob, das Wasser in bedeutende Bewegung gesetzt wurde, so daß es dann den Arbeitern leicht wurde, durch Hebebäume und ein paar Schläge mit der Hacke Schollen von beträchtlicher Größe abzutrennen. Ebenso wirkte es gewaltig auf das Grundeis, das fast bei jedem Schusse sich losgab und immer nach Abtrennung der obern Decke sofort wegtrieb; selbst in der größten Tiefe wühlte sich, wo kein Grundeis war, dicker gelber Sand bis auf die Oberfläche herauf.

Die größte Wirkung spürte ich immer, wenn ich die Büchsen möglichst nahe unter das Eis bringen konnte, und wenn in der Decke eine so kleine Öffnung wie möglich war, was mir auch dadurch um so erklärlicher wurde, als es mir unmöglich schien, daß selbst die größtmöglichste Bewegung im Wasser eine so dicke, kräftige Eismasse bei der bedeutenden Entfernung der Ufer zum Bersten bringen könne, sondern daß nur die unmittelbare Wirkung des Pulvers auf die ganze Decke selbst, dann der große Widerstand von oben und die somit erfolgende Gegenwirkung des Wassers ein so günstiges Resultat liefern könne.

Ich hätte Büchsen in Kugelform noch dem Cylinder vorgezogen, weil diese Form die kleinste aber gleichmäßigste Fläche nach Außen darbietet, allein der zu große Zeit- und Kostenaufwand bei der Anfertigung ließ mich den Cylinder wählen, da dieser der Kugelform am Nächsten kommt und deshalb der Cubusform gewiß vorzuziehen ist.

Bohrungen in die Eisdecke, und die horizontal hineingelassenen cylinderischen Büchsen haben nach meinen Versuchen, meiner Ansicht nach lange nicht eine solche Wirkung auf eine Eisdecke; allerdings kann ich Eisstücke damit abtrennen, allein lange nicht in der auf die andere Art ausgeführten Weise, selbst dann nicht, wenn auch schon durch vorhergegangenes Sprengen und weiteres Durchsägen Borsten oder Rillen in der Decke entstanden sind. Bei diesem Verfahren geht die größte Kraft mit starkem Knall nach oben verloren und bringt nur geringe Borsten, nie aber eine größere Öffnung in der Decke hervor.

Wenigstens in der Hälfte der verbrauchten Zeit hätte ich dasselbe Resultat erzielen können, wenn nicht so viele Hindernisse mir entgegen getreten wären; z. B. die nöthige Zeit zu den anzustellenden Versuchen, Untüchtigkeit so mancher angestellten Arbeiter, und die gänzliche Unbekanntschaft der meisten mit dieser Arbeit, was ich erst später abändern konnte, und dann auch die Versuche in der Anfertigung der zweckmäßigsten Büchsen, die schlechte Beschaffenheit von einigen derselben, so daß ich gezwungen wurde, wegen augenblicklichen Mangels von solchen die brauchbar waren, ganz aufzuhören; ferner der anfangs niedrige Wasserstand, der gar keine Strömung mit sich führte, (außerdem noch

das so beengende Andrängen vieler Leute, welches es mir häufig unmöglich machte meine Arbeiter zu finden, und das mich selbst einige Male in der Reihefolge der geschlagenen Löcher irre führte und mich mit weniger Erfolg arbeiten ließ.)

Alles dies ist aber jetzt beseitigt, und ich darf bei einem andern ähnlichen Anlasse ein bei weitem schnelleres, und dann natürlich auch noch weniger kostspieliges Resultat versprechen, vorzüglich wenn ich im Voraus arbeiten kann, was zu bestimmen immer Zeit genug ist. Bis so weit habe ich meine Methode bewährt gefunden, sehr dankbar werde ich es aber anerkennen, wenn ich durch gehörig motivirte Gründe oder durch auf Erfahrung gestützte andere Ansichten in den Stand gesetzt würde das ganze Verfahren noch verbessern und wirksamer machen zu können. Jede Mittheilung werde ich gerne entgegen nehmen, und auf etwaige Anfragen bereitwillig Auskunft ertheilen.

Carl Julius Roß,
Lieutenant im Lübeckisch-Bremischen
Infanterie-Bataillon.

* Nothwendige Ergänzung zu der „belohnten Neugierde."

Der Bürgerfreund vom 18. Februar enthielt die nähere Angabe einer der Gaben, die dem Hülfsverein von unserer Schwesterstadt Hamburg zu Theil geworden ist. Die Art und Weise, wie der Einsender dazu gekommen, will ich dahin gestellt sein lassen; wider den Willen der Geber ist aber nun einmal dadurch bekannt geworden, was die 3te Compagnie der Hamburger Infanterie für unsere Nothleidenden gethan hat, und erachte ich es jetzt für meine Pflicht anzuzeigen, daß nicht allein von der 3ten Compagnie eine so freundliche Gabe gekommen ist, sondern auch nun von der 2ten, 4ten, 5ten und 6ten Compagnie, und selbst vom Bataillons-Stabe ähnliche Gaben mit gleich freundlichen Worten eingesandt worden sind.

Der Einsender der belohnten Neugierde mag seine Anzeige selbst bei den Hamburgern verantworten, es kommt aber wohl einmal eine Zeit, wo wir Bremer ihnen unsern Dank für die Gaben aussprechen können! —

Joh. Fr. Walte
Rechnungsführer des Hülfsvereins.

Ein Denkmal für Rotteck.

Die Aufforderung zu Beiträgen dazu ist aus Freiburg im Breisgau ergangen. Einzelne Ersuchte in den übrigen Theilen des deutschen Vaterlandes haben sich zur Annahme solcher Beiträge bereit erklärt. Die Sache ist im Gang und Niemand wünscht mehr, als der Unterzeichnete, daß sie sich gedeihlich entwickele.

Rotteck war noch mehr als ein Schriftsteller, er war ein ausgezeichneter politischer Charakter. In jeder Beziehung unterliegt er der Kritik und in dieser dem Urtheile der öffentlichen Meinung. Dabei ist sehr möglich (und es ist wirklich geschehen), daß die Kritik ihm nicht in Allem beipflichte und daß die öffentliche Meinung ihre Tessera mit der Bezeichnung in die Urne werfe, er habe bisweilen geirrt.

Das Alles ist aber, jenem Vorhaben gegenüber, etwas sehr Unbedeutendes und selbst Gleichgültiges. Rotteck war einer der geistvollsten und beredtesten Führer seiner Partei; er war immer das Banner, welches sie, während er lebte, vor sich hertrug, und nun, da er todt ist, will es ihre Schuldigkeit und das Interesse ihrer Sache, daß sie jenes Banner ihm auf das Grab pflanze.

Wir haben Denkmale von Leuten, welche höheren Dingen mit ihrer politischen Meinung niemals anstießen, gerade genug, um nun auch einen von denen zu bedenken, welche sie thaten. Cid Campeador mußte noch als Leiche Siege erringen helfen; die Partheinamen der Welfen und Ghibellinen gingen durch Jahrhunderte, und, sei der Glaube noch so geistig, er wird des Symbols nicht wohl entbehren. Rotteck — der Name war ein Begriff geworden; Rotteck's Denkmal — es ist auch einer.

Darf ich diese wenigen Bemerkungen mit einem Wunsch schließen? In England, in Frankreich, wenn es sich um ein Denkmal eines volksthümlichen Mannes handelt, greift Jung und Alt, Arm und Reich thatkräftig zu. Die öffentlichen Blätter der Farbe, welcher er angehörte, nehmen Subscription an; die Subscriptionslisten werden gedruckt, am Beispiel entzündet sich das Beispiel. Anders in Deutschland. Die Denkmalserrichtung für einen volksthümlichen Mann wird von der Journalistik mit einer Discretion behandelt, die an Geheimnißkrämerei grenzt, (in Frankfurt a. M. war vergeblich eine Aufforderung des Geh. Staatsraths Jung und Oberappellationsgerichtraths Höpfner in Darmstadt, welche dem dortigen deutschen Journal als Beilage beigefügt werden sollte, durch die Censur zu bringen) viele Beitragende oder beitragen Wollende sind nach Oben genirt; man möchte sich gern nach Andern bemessen u. dgl. In dieser eigenthümlichen Sachlage nun hat es gewiß Manches für sich, wenn die Beauftragten oder Andere, die den Auftrag sich dem patriotischen Werk unterziehen, mit der öffentlichen Aufforderung zugleich die Zusendung von Subscriptionslisten an Freunde und Bekannte verbinden.

Karl Buchner.

Miscellaneen.

(Reiseabentheuer.) Als die „Belle Poule“ und „Favorite“ auf ihrem glorreichen Zuge nach St. Helena bei Bahia einlaufen und dort 14 Tage verweilen mußten, suchte der Prinz von Joinville unter Anderm auch durch eine Jagdpartie die Zeit zu kürzen, gerieth aber dabei auf eine tragi-komische Weise in Gefahr, mit allen seinen Leuten erschlagen zu werden. Der Prinz hatte sich mit seinem Gefolge auf einem Dampfschiffe den Fluß Karura hinauf und bei einer sogenannten Villa vorbei, in die Waldungen begeben, um dort auf eine neue Art zu jagen. Ungeachtet der Warnung des Präsidenten, hatte der Prinz es ausgeschlagen, brasilianische Begleitung mitzunehmen. Bei der Villa waren die Fremdlinge mit ihren Bärten, kurzen Jacken, runden Strohhüten und ihrer sonst abentheuerlich erscheinenden Tracht gesehen worden. Man setzte unter tausend bedenklichen Vermuthungen von den unzweifelhaft gefährlichen Unternehmungen dieser Leute den **Juiz de paz** (Friedensrichter) in Kenntniß, und dieser, der seinen ehrenhaften Kollegen im Innern von Brasilien an Rohheit und Dummheit nichts nachgab, hatte im Augenblick entschieden, daß jene Abenteurer Galeerensclaven seien, die aus den Gefängnissen aus Bahia entsprungen. Sogleich bot er die nahen Ortschaften auf und zog an der Spitze eines mit Knitteln, Äxten, Säbeln und Gewehren bewaffneten Haufens den französischen Jagdliebhabern entgegen, die eben mit ihrer Beute den Rückweg nach dem Flusse Karura antreten wollten. Diese sahen sich mit einem Male von dem wilden Haufen umzingelt, und als sie dennoch sogleich wieder freien Platz gewonnen hatten, klang ihnen das Ansinnen des **Juiz de paz**, sich sofort richtig zu ergeben und sich binden zu lassen, völlig wunderbar, und erst als nach entschiedener Weigerung, irgendwie mit dem Haufen gemeinschaftliche Sache zu machen, nunmehr der **Juiz de paz** befahl, Feuer auf die Verbrecher zu geben, da ward ihnen das Ernstliche und Mißliche ihrer Lage recht klar. Obgleich zur Gegenwehr bereit, wollte der Sohn des Generals Bertrand, der etwas portugiesisch spricht, dennoch seine Sprachkenntniß zur gütlichen Vereinigung benutzen. Er stellte dem **Juiz de paz** den Duc de Joinville und dessen Gefolge vor; der würdige Friedensrichter lachte jedoch spottend und meinte, die europäischen Prinzen kämen nicht hier nach den Urwäldern und gingen auch nicht unrasirt und in Jacken und Strohhüten umher. Der junge Bertrand schien mit seinem Portugiesisch die Sache nur noch schlimmer gemacht zu haben; der Befehl auf die Verbrecher zu schießen, ward vom Friedensrichter mit erneuter Kampf- und Kriegslust wiederholt. Da rettete die rasche Entschlossenheit des Prinzen sich und seine Begleiter, die bereits von den Knütteln der Brasilianer arg bedroht waren, vor dem Schlimmern. Der Prinz sprang auf den tobenden Friedensrichter los, umklammerte ihn, zog ihn zu seinen Begleitern herüber, pflanzte die fette wohlbeleibte Gestalt dieses Priesters der Themis vor sich und seinem Gefolge auf, das Gesicht den Gewehren seiner treuen Gerichtsschöffen zugekehrt, und drang ihm auf diese Weise die Zurücknahme des mörderischen Befehls ab; diese kräftige europäische Berührung schien demselben einige Besinnung beigebracht zu haben. Es wurde eine Kapitulation geschlossen, die Feindseligkeiten eingestellt und endlich ein so gütiges Vernehmen zwischen den Partheien erlangt, daß der Prinz mit seinem Gefolge, das jedoch keine gute Meinung von brasilianischen Stöcken mitnahm, wieder ruhig von dannen ziehen konnte.

(Der Hamburger Telegraph bemerkt:) Rosenkranz sagt irgendwo: Hegels Styl wäre bis in die untersten Sphären des gewöhnlichen Lebens gedrungen. Man möchte dies in der That glauben, wenn man nachfolgende Stelle eines Bremischen Marktberichtes liest: „Pottasche stieg im Preise, obschon spekulative Ideen nicht realisirt werden konnten.“

(Reime Dich oder —) Bekanntlich ist der Mensch in unserer Sprache zwar nicht das ungereimteste, aber das unreimbarste Wort, das es giebt. Herr von Braunthal hat es aber versucht, auf Menschen zu reimen und zwar folgendermaßen;

Bruder, Schwester! Eure thrän'schen
Augen thun mir gar zu weh:
Denn zur Freude schuf die Menschen
Gott, der ewig Liebende.

(Englisches Junggesellenleben.) Die Mehrzahl der Junggesellen lebt von der Arbeit ihrer Feder, als Secretäre der verschiedenen Regierungszweige oder Bureauarbeiter der großen Handlungshäuser. In der Regel vereinigen sich drei oder vier junge Leute, die sich verstehen, miethen sich eine comfortable Wohnung, halten sich zwei, drei Domestiken und führen ihre Haushaltung in der Art gemeinschaftlich, daß jeder einen Zweig derselben übernimmt; der Eine ist Kellermeister und sorgt für Wein und Bier, der Andere ist Küchenmeister und leitet die Speiseeinkäufe und Zubereitung, der Dritte besorgt Kaffee, Thee u. s. w. Morgens frühstücken diese Herren zusammen, schwatzen, gehen dann ihren Geschäften nach und kommen nach der sechsten Abendstunde zum Essen wieder zusammen, wobei in der Regel Jeder einen Hausfreund mitbringt. Solche Junggesellenwirthschaft kostet 600 Pfd. St., zu der Jeder den dritten oder vierten Theil liefert, und dabei bietet sie dieselben Bequemlichkeiten, dieselben Genüsse, wie eine Wirthschaft, die eben so viel Tausende kostet. Die Hausfrauen sehen es gern, wenn der Herr Gemahl einige Jahre in solcher Junggesellenwirthschaft zugebracht hat, denn er weiß nun aus Erfahrung und eigner Verwaltung, was zum menschlichen Leben gehört. —

(Amerikanische Volksberedtsamkeit.) Ein amerikanischer Volksredner und Sittenprediger sprach eines Tages zu der um ihn versammelten Menge: „Meins lieben Freunde! nun will ich Euch zeigen, daß der Mensch einem Hause vollkommen ähnlich sei. Besehet Euch die dicken Knochen im Leibe, sind sie nicht wahrhafte Bauhölzer, als Sparren und Traghölzer künstlich zusammen gefügt? sind nicht die Rippen leibhaftig die Wandbalken, welche von der Hauptsäule, dem Rückgrath, ausgehen und in

zweckmäßiger Stufenabtheilung die Hauptgemächer des Leibes umschließen? Der Mund ist die Thüre oder das Hauptthor, und die Nase der Kamin, vorzüglich für Tabakraucher. Der Hals ist der Eingang, der in die Küche, d. i. in den Magen führt, wo alle Arten von Nahrung gargekocht und nach Zweck und Bestimmung verwendet werden. Die Lungen sind der Blasebalg, der die Flammen des Lebens beständig anbläst, und den Topf unserer Existenz immer in der rechten Wallung erhält. Das Herz ist das Hauptgemach, welches bei dem Einen gut, bei dem Andern übel, bei dem Dritten mittelmäßig eingerichtet und bestellt ist. Auf dieses Appartement, meine lieben Freunde, habet besonders Acht, haltet es rein und in der besten Ordnung, nehmet keinen unsaubern Gast, kein schlechtes Geräth darin auf, sondern feget und kehret ohne Unterlaß, damit es auch in Euch selber recht wohnlich sei!"

(Maskengesetz.) Der Nördlinger Stadtmagistrat hat unter andern Vorschriften bezüglich des Maskirens vorzugsweise darauf aufmerksam gemacht, daß unanständige und zudringliche Masken eben so wenig, als ekelhafte oder schreckende geduldet werden sollen, eine Anordnung, die gewiß überall nachgeahmt zu werden verdient; denn man sieht oft Larven, vor denen man wirklich ein Grausen empfindet.

(Technisches.) Ein Herr Halette aus Arras hat ein vollständiges System von Maschinen erfunden, um Kanäle und Flüsse auszuräumen, zu erweitern und auszugraben. Das eine Werkzeug ist eine mechanische Schaufel (bêche), welche bestimmt ist, unter dem Wasser die Seitenwand eines Kanales abzustechen, und bis auf 6 Metres unter dem Wasser Torf herauszuziehen. Mit der zweiten Maschine, welche ein Schiff zum Ausräumen (bâteau tragueur) ist, kann man in einen Graben hineinfahren, denselben in einen Kanal umwandeln, und bis auf 2 Metres unter dem Wasser so regelmäßig wie unter offenem Himmel austiefen. Die dritte Maschine ist ein Krahn, um die herausgeschaffte Erde auf die Seite zu werfen. Alle diese Apparate sollen schon an der Scarpe zu Blangy in Anwesenheit der Ingenieure des Departemens mit vollständigem Erfolg versucht worden sein.

(Astley Cooper,) Londons ältester und berühmtester Wundarzt, liegt an einer Brustwassersucht gefährlich krank.

(Musikalisches.) In Deutschland erschienen im vorigen Jahre 2651 musikalische Werke (168 Werke mehr, als im Jahre 1839.) Davon kommen allein auf das Pianoforte 1178. Am schwächsten sind die Instrumente: Contrabaß und Mundharmonika besetzt, nämlich ein jedes nur mit einer Nummer. Für einstimmigen Gesang wurden 539, für mehrstimmigen 163 veröffentlicht. — Wie groß mag wohl der Verlust der Musikalienhändler an den Rheinlieds-Kompositionen sein?

(Fire Idee.) In Leipzig soll seit mehreren Jahren ein Mann leben, welcher die fire Idee hat, eine Billardqueue verschluckt zu haben. Possierlich ist die Furcht dieses Menschen, sie im Leibe zu zerbrechen, so daß die Splitter ihm alle Organe verletzen könnten, und daher seine Vorsicht übergroß. Er bückt sich niemals, eben so wenig setzt er sich — seine Stellung ist entweder aufrecht oder platt liegend.

(Der Dichter des Rheinliedes,) Herr Nikol. Becker befindet sich gegenwärtig in Berlin.

(Branntweins-Statistik in Hamburg.) Wir bekennen die neuliche Branntwein-Revolution. Das alte Sprichwort: „Es ersaufen mehr im Becher und Glase als im Meere", bewährt sich überall, in Hamburg folgendermaßen: In den letzten 20 Jahren starben gegen 400 Personen am Saufwahnsinn, im Jahre 1840 wurden 482 Personen (darunter 80 Frauenzimmer) wegen Trunkenheit verhaftet, 15 davon kamen in der Trunkenheit um, 70 fand man ganz bewußtlos liegen. Jeder Bürger kann gegen 3 Thaler Gewerbesteuer mit Branntweinsgifte handeln, wogegen das Bier mit ungeheuern Abgaben belastet ist, weshalb denn auch die frühern 527 Brauereien bis auf 15 eingegangen sind.

(Magnetismus.) Man versichert, daß Hr. Dupotet ein Mittel gefunden habe, den Stummen die Sprache wiederzugeben. Zwei Taubstumme sollen vor der bedeutenden Versammlung von hundert Personen durch Magnetismus von ihm geheilt worden sein. In der That, die Entdeckung wäre fast wunderbarer als Dieffenbach's Heilmethode des Stotterns, die schon in mehreren Personen in Berlin die erfreulichste Wirkung gehabt.

(Pflanzer-Grausamkeit.) Auf Guadeloupe hatte der Pflanzer Doullard Mahaudière, dem seine Frau schnell gestorben, auch mehrere Stücke Vieh schnell gefallen waren, den Verdacht gefaßt, daß eine seiner Sklavinnen, Lucille, die Frau und das Vieh vergiftet habe. Sofort ließ er, ohne die geringste Untersuchung anzustellen, dieselbe in ein Kerkerloch sperren und ihr linkes Bein, nebst dem linken Fuße, so an die Mauer befestigen, daß sie sich nicht bewegen konnte. So blieb sie 22 Monate lang, mit der kärglichsten Nahrung; trotz der Hitze erhielt sie nur eine Flasche Wasser täglich. Sie wäre umgekommen, wenn nicht ihre Tochter und die Töchter des Pflanzers ihr zuweilen heimlich Nahrung verschafft hätten. Endlich gelangte Kunde von dieser Grausamkeit an die Behörden; diese befreiten die Gefangene, die zu einem Gerippe abgemergelt war, und stellten den Pflanzer vor Gericht, zu großer Erbitterung der Kolonisten, welche erklärten, ein Herr dürfe mit seinen Sklaven nach Belieben verfahren. Es wurde bewiesen, daß die der Sklavin zur Last gelegten Anschuldigungen ohne allen Grund seien, dennoch erfolgte ein freisprechendes Urtheil, und der Vertheidiger, wie der Freigesprochene, wurden überall im Triumph empfangen.

(Anekdote aus dem Leben gegriffen,) Zwei preußischen Schießübungen commandirte — rger Bürgergardisten begegnen sich auf dem Wege zum Schießplatze.

In höchster Ehrbarkeit fragt der Eine: beleevt Se hüte to scheten? Ick weet noch nich — antwortete der Andere in größter Seelenruhe — ick hebbe mi noch nicks drummer vornamen.

Nro. 186.

— 187.

— 188.

Nro. 259.

— 260.

— 261.

— 262.

— 263.

— 264.

— 265.

— 266.

— 267.

— 268.

— 269.

— 270.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 18.

Bremen, Donnerstag den 4. März 1841.

Gestorben:

Nro. 186. Den 28. Februar. Des Cigarrenmachers Hinr. May Tochter, 11 Jahr; Grünenstraße Nro. 71.

— 187. Den 28. — Des Schlossers Diedrich Ahrens Tochter, 3 Mon.; am Buntenthorssteinweg.

— 188. Den 1. März. Der Dienstknecht Joh. Friedr. Wilhelm Schumacher, 26 Jahr; am Wall.

Nro. 189. Den 1. — Der Abschläger Joh. Conr. Stucken, 71 Jahr; Marterburg Nro. 34.

— 190. Den 1. — Der Zuckerfabrikant Conrad Hinr. Rose, 78 Jahr; Rembertistraße Nro. 33.

— 191. Den 3. — Maria Friederike Leseberg, 25 Jahr; hinterm Abbenthorswall Nro. 49.

Geboren:

Nro. 259. Den 24. Februar. Des Fuhrmanns Albert Pralle Ehefr., geb. Penmeyer, große Johannisstraße Nro. 211; von e. Mädchen.

— 260. Den 25. — Des Fuhrmanns Johann Gerhard Lassmann Ehefr., geb. Fleischhauer, Wilkenstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 261. Den 26. — Des Schuhmachers Christ. Heinr. Trautmann Ehefr., geb. Petersen, Barkhof Nro. 5; von einem Knaben.

— 262. Den 26. — Des Schneiders Nicolaus Heinr. Warnken Ehefr., geb. Riggers, Hohethorstraße Nro. 56 B.; von einem Knaben.

— 263. Den 26. — Des Zinngießermeisters Jacob Engelken Ehefr., geb. Gurth, Grasmarkt Nro. 6; von einem Mädchen.

— 264. Den 26. — Des Zimmermeisters Christoph Poppe Ehefr., geb. Schierenberg, Herrlichkeit Nro. 16; von einem Knaben.

— 265. Den 27. — Des Gastwirths Joh. Hinrich Bischoff Ehefr., geb. Budelmann, gr. Fischerstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 266. Den 27. — Des Cigarrenmachers Joh. Simon Diedrich Voss Ehefr., geb. Meyer, Hutzingsgang Nro. 3; von e. Mädchen.

— 267. Den 27. — Des Arb. Joh. Christoph Wiegand Ehefr., geb. Heupel, Herdenthorswallstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 268. Den 27. — Des Lichtziehers Gerhard Heidmann Ehefr., geb. Hein, Schwanenstraße Nro. 39; von einem Mädchen.

— 269. Den 28. — Des Färbers Joh. Heinr. Haake Ehefr., geb. Otto, Neustadtsdeich N. 55; von einem Knaben.

— 270. Den 28. — Des Knopfmachermeisters Carl Wilh. Aug. Börner Ehefr., geb. Grothusen, Molkenstr. No. 8; von e. Mädchen.

Nro. 271. Den 28 — Des Kaufmanns Joh. Heinrich Teubner Ehefr., geb. Knoche, Wegesende Nro. 6; von einem Knaben.

— 272. Den 28. — Des Gärtners Heinr. Struckmann Ehefr., geb. Weber, Wasserlöse Nro. 4; von einem Mädchen.

— 273. Den 28. — Des Arb. Diedr. Herm. Meyer Ehefr., geb. Boschen, Schweinestr. N. 56; von einem Mädchen.

— 274. Den 28. — Des Schuhmachers Carl Ludewig Biesemeyer Ehefr., geb. Löschen, Buntenthorsteinweg Nro. 11; von e. Knaben.

— 275. Den 28. — Des Stuhlmacher Conrad Wilh. Reuter Ehefr., geb. Jacobsen, Krummenarm Nro. 6; von einem Knaben.

— 276. Den 1. — Des Kaufmanns Heinrich Carl Albrecht Ehefr., geb. Cohn, Langenstraße Nro. 84; von einem Knaben.

— 277. Den 1. — Des Arb. Nicol. Herm. Wagner Ehefr., geb. Lürssen, Hastedt; von einem Mädchen.

— 278 Den 1 — Des Drechslermeisters Carsten Schröder Ehefr., geb. Brasch, kl. Fuhrleutestr. Nro. 18; von einem Mädchen.

— 279. Den 1. — Des Schneidermeisters Joh. Andreas Friedr. Wilh. Leonhardt Ehefr., geb. Busch, Buchtstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 280. Den 1. März. Des Kaufmanns Joh. Gerh. Strothoff Ehefr., geb. Sander, a. d. Viehweide No. 11 B.; von einem Mädchen.

— 281. Den 3. — Des Schiffskapitäns Joh. Dannemann Ehefr., geb. Dörbaum, Doventhorsdeich Nro. 25; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 19.

Bremen, Sonntag den 7. März 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 7. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Herr Rector Dreier aus Bremerlehe.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Zwielicht.

O holde Zeit,
Wenn draußen allgemach die Dunkelheit
Den Horizont berückt, wenn Nebel ziehn,
Wenn die gefrorne Wetterfahne klirrt,
Wenn wohlgeschürt die Flammen im Kamin,
Stets höher, mächt'ger lodernd, röther glühn,
Und an der Wand ihr Schein stets lichter wird!

Und wenn vielleicht,
Indem der Halbmond hinter Wolken schleicht,
Im Nachbarhause sich von Zeit zu Zeit
Die erste Kerze hin und herbewegt,
Vielleicht, indem es dicke Flocken schneit,
Ein Rabe auf der kahlen Linde schreit
Und nickend mit den breiten Flügeln schlägt. —

Dies ist die Zeit
Um nachzusinnen, — solche Einsamkeit! —
Dann sitze ich mitunter im Gemach
Und blicke auf zum ew'gen Himmelsdom,
Und liebliche Gedanken werden wach
Und fluthen mir im Busen nach und nach,
Den Wellen gleich im aufgeregten Strom.

Mich leitet wol
Die flücht'ge Phantasie zum fernsten Pol;
Nichts hemmet meinen Schritt, kein Element,
Jedwede Zone schließt sich vor mir auf;
Selbst Länder, die die Menschheit noch nicht kennt,
Die sie noch erst entdecken muß, durchrennt
Mein Geist, von ihr geführt in jähem Lauf.

Auch blick' ich gern
Durch ihr bezaubernd Glas, — dem Haufen fern,
Deß Stöße, dessen Lärm mein Leib nicht fühlt,
Deß bunt und laut Gemisch mich nur ergötzt, —
Aufs Weltgetümmel hin, das aufgewühlt
Tief unter mir wie eine Brandung spült;
Ich lächle, da ihr Schaum mich nicht benetzt.

Vergangnes Glück
Bringt die Erinnrung mir erneut zurück,
Und was vor Zeiten war, wird mir verjüngt;
Und wieder kehrt mir manches Freund's Gestalt,

Den keine ird'sche Macht sonst wiederbringt,
Der längst sich schon von Stern zu Sonne schwingt,
Jetzt dort vielleicht, wohin ich schaue, wallt.

Es regt sich oft
In meiner Seele das, was sie erhofft,
Und vor mein Auge gleitet manches Bild,
Auf das es gern, auf das es freudig schaut,
Gar manche süße Hoffnung sieht's erfüllt,
Gar manche kleine Sehnsucht sieht's gestillt,
Vergessend, daß es nur auf Lüften baut.

Mitunter blinkt,
Wenn so das Herz in süße Träume sinkt,
Ein Augenblick, der hell'res, mild'res Licht,
Wenn Wolken ihn auch rings umgeben, schenkt,
(Gleich jenem Stern, der durch die Nebel bricht!)
Und die Gedanken werden zum Gedicht,
Die es in solchen Lichtmomenten denkt.

M.

Die Herrin von Ardó.

(Schluß.)

Der Graf von Trentschin, ein ernster ansehnlicher Mann, hielt inmitten des Hofraumes, an seinem Banner, am frischen Grab, seine Getreuen, die Rottenführer, alle um ihn. Bellapietra hatte seinen Antrag geendet. Der Graf entgegnete: Was ihr verheißen, bewegt mich nicht, was ihr droht, schreckt mich nicht. Ihr verheißt, mir ruhigen Besitz meiner Güter, wenn ich zu Karl Robert übertrete. Ich werde sie gegen euch zu schützen wissen. Karl will mich in meinen Würden bestätigen; mein Herr, der Böhmen König Wenzeslaus, hat sie mir verliehen, anderer Bestätigung bedarf ich also nicht. Ihr droht mir Tod und Untergang; der Schlachten Ausgang ist wechselnd, ihr könnt erliegen wie ich; viele haben mich verlassen, aber die noch um mich, sind treu und fest wie Gold; so lasset denn das Schwert walten, ob wir, ob ihr fallet, ist die Schlacht, ist der Tod ruhmreich. Niemand aber soll sagen, der Graf von Trentschin habe sich selbst dem Feind ungastlich erwiesen, darum nehmt an, was ich euch freundlich biete.

Nun trat die Herrin von Ardó, die dunkelsonnige Gebieterin vor. Wie Erd' und Himmel in sich einend, umschloß sie blaues Gewand, indeß ein lichtgrüner Schleier von ihrem Haupte niederfloß. Ihre Pflegerin trug ihr drei goldene Becher für die Häuptlinge nach, indeß andere für das Gefolge der Boten sorgten. Die Pflegerin drängte sich an die Herrin und flüsterte ihr zu: „Jener, der euch so anstarrt, als gäb' es nichts um euch, nichts außer euch auf der Welt, der ist es, der in meine Hütte als euer Bote kam.“ Sie unterdrückte die Aufwallung ihres Herzens, und stand scheinbar ruhig mit den beiden andern. — Indeß hatte sie ihre kleine Pathe herzugeschlichen, und sagte ihr: weißt du denn jenem Mann, der uns so viel Gutes gethan, nicht auch ein freundliches Wort sagen? da riß sie das Kind von sich fort, sprach einige Worte heftig mit ihm, und verschwand. Das Mädchen aber nahte sich Messer Giovanni, bot ihm zuerst den goldenen Becher zum Trunk, wie die Herrin es den beiden andern geboten, und wie er sich niederbeugte, um den Liebling seiner Herrin zu herzen, lispelte sie ihm einige Worte zu, und dem frohen magyarischen Gefährten deuchte es, als sei aus den kleinen Händchen in die Hände Giovanni's etwas geglitten. Dies Eine sah er, daß ihm das Blut die blassen Wangen hell röthete, und seine Augen leuchteten wie die Sonne durch zerrissene Wetterwolken lacht, als sie zum Königsheer gestoßen, und sich nun zum Abschied die Hände reichten, glaubte er, an Giovanni's Finger einen Ring zu fühlen, den er früher nicht bemerkt.

Der Morgen war hell, an dem die Heere zur Entscheidungsschlacht sich entgegen rückten. Die Sonne schien so freundlich, die Lerchen sangen so fröhlich, als wollte sie die Kämpfer mahnen, abzulassen vom blutigen Streit, und sich des Lebens zu freuen, aber vergebens! Der König hielt schon am Hügel, den er sich zum Standort erwählt, um ihn der Palatin Omode, und die Führer des Heeres, unter ihnen Giovanni und Bellapietra. So stürmisch als die vergangene Nacht gewesen, wird auch wohl unser Tag, sprach Bellapietra; schau nur, wie der Regen und die Gebirgswasser den Bach geschwellt, wie wild er seine Fluthen wälzt; der ist verloren, der durchsetzen ihn will. Der König rief: sieh wie sich die Schaaren des Grafen nach und nach entfalten; wahrlich man erkennt den kampferprobten Feldherrn. — „Sprengt dort nicht ein Frauengebild durch die Reihen?“ fragte er in einer Weile. Allerdings, gnädigster Herr! antwortete Omode, es ist des Grafen Tochter, die liebreizendste ihres Geschlechts, und tapfer wie ein Mann. Nun sprach der König lächelnd: „wer sie heute gefangen bringt, dem geb' ich sie zur Frau und die Herrschaft Sáros, und das

Schlachtfeld ist das Brautgeschenk. Freiwillig kann sie sich einem Mann ergeben, dachte Giovanni, gefangen wird die nicht. Aber nicht jeder dachte so, und viele verhofften die schöne Beute zu erringen. Es gab wohl auch keinen edleren Preis, denn sie. Wer all' ihren Liebreiz kannte, hätte sie nicht um ein Königreich getauscht. Wie die Göttin des Krieges war sie anzuschauen, als sie die vordersten Heerhaufen zum Kampf führte. Die Nacht ihrer Locken wallte vor unter dem Silberhelm, die Sonne spiegelte sich mit Lust im glänzenden Schuppenharnisch, der auf und nieder wogte wie die kriegfreudige Brust, die dunkeln Blicke wetterleuchteten zürnend und minnig zugleich, so daß jeder, der ihr begegnete, sich verwundert abwandte, wenn ihn gleich ihr Stahl verschont. Vor! rief sie, und wer den Klang vernommen, mußte vor, und hätte die Hölle offen gegähnt. Schlank wie ein Pfeil, leicht wie die Feder, stark wie der Stahl, schön wie ein Stern flog sie die Reihen auf und nieder; so oft die Ihren geworfen wurden, drang sie wieder vor; die Wunden vergaßen ihrer Schmerzen, die Sterbenden sanken freudig hin wenn sie die Herrin sahen. Grad an auf des Königs Hügel stürmte sie, als der Palatin Omode die äußerste Schaar des Grafen umklammerte, das Heer aufrollend. Der Herrin schönes Auge übersah das Gewirr und der Schlacht unwendbaren Verlust, zum Vater sagte sie jetzt: wirf dich ins Schloß mit den Schaaren, ich decke den Rückzug. Und an der Brücke hielt sie mit wenigen, vergleichbar dem Cherub, der flammenden Schwertes den Eingang in das Paradies wehrt. Der Vater war hinüber, die Fliehenden drängten nach, die Brücke brach unter der Last, und aus den Wogen schallte ihr Wehruf. Noch immer hielt die heldenmüthige Herrin, doch als die Zahl der Dränger sich immer mehrte, der Ihren immer mehr in den Staub sanken, wandte sie ihr Roß und sprengte in die Fluth. Giovanni hatte sich eben Bahn gehauen bis zum Ufer, als die schäumenden Wogen die kühne Reiterin verschlangen. Er sprengte das Ufer entlang, aufrufend zu den Himmeln, daß sie noch einmal auftauche, und er sie zu fassen, zu retten vermöge. Die Hälfte seines Wunsches wurde erfüllt; wo die stürmische Gewalt der Wellen sich im breiteren Bett milderte, trug das Gewässer sie liebend an das Ufer, aber sie war todt. Auch noch im Sterben schön, wie die alten Bildner den Schlaf vorzustellen pflegen.

Giovanni und Bellapietra gruben sie ein; Bellapietra unter heißem Weinen, Giovanni's Augen starrten thränenlos. Den nächsten Morgen war er verschwunden; wohin er sich verloren, konnte Niemand erkunden. Als Karl Robert lang nachher König von Polen geworden, und ihm Bellapietra nach Warschau gefolgt war, sprachen Kaufleute, mit Pelzwerk aus dem fernen Rußland handelnd, von einem trübsinnigen Fremden, der sich an der Gränze Asiens angesiedelt, und in einem Kampf zum Tod verwundet mit einem Ring, der ihm über alles werth, habe wollen begraben werden. Neapolitaner hingegen sagten in Ofen aus, es habe sich in dem Heer des byzantinischen Kaisers ein Krieger aus Ungarn kommend anstellen lassen, dessen Lieder immer nur die dunkelsonnige Herrin gepriesen. Er habe endlich in einer Schlacht gegen die übermächtig drängenden Türken einen dunkeln Tod gefunden.

---

* Besorgnisse, erregt durch die diesjährige Überschwemmung.

(Mitgetheilt.)

Die diesjährige Überschwemmung hat unsrem Staate bedeutende Verluste verursacht; sie hat viele einzelne Staatsgenossen in die äußerste Noth versetzt. Auch von einzelnen Todesfällen, welche durch sie bewirkt sind, haben wir vernommen, und es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß sie durch die zurückbleibende Feuchtigkeit und daraus entstehenden Krankheiten noch an manchen Todesfällen die mittelbare Ursache sein wird. Es würde überflüssig sein, hier noch weiter all dies Elend auszumalen. Bremens Bürger haben es gesehen, haben es gefühlt, und die, denen Gott der Erde Güter gegeben hat, haben den darin liegenden göttlichen Beruf erkannt, den Nothleidenden nach Kräften beizustehen. Sie werden darin auch ferner nicht ermatten; deß kann man gewiß sein. Insofern hat diese Zeit der Noth auch der erfreulichen Erscheinungen viele gebracht.

Aber es wird gerade die Zeit der noch vorhandenen Noth dazu geeignet sein, die Frage ernstlich zu erwägen: Was kann geschehen, um für die Zukunft einer gleichen Noth vorzubeugen? Bisher hat man geglaubt, Erhöhung und Verstärkung der Deiche sei das einzig mögliche Mittel. Allein es hat sich als unzureichend bewiesen. 1827, 1830, 1834, 1841 sind trotz aller dieser Maßregeln verheerende Überschwemmungen eingetreten. Sollen wir auf dem bisherigen Wege fortfahren? Je höher die Deiche werden, einen desto höheren Standpunkt wird auch das

Wasser unsrer Flüsse erreichen, und desto verheerender wird auch der Schaden, welchen demnach eintretende Durchbrüche bewirken. Oder, wenn die noch erhöheten Deiche sich stark genug erweisen sollten, um dem Andrange der Wogen zu widerstehen: so würden die niedrig gelegenen Theile der Stadt sich der größesten Gefahr ausgesetzt sehen. Die Gefahr ist aber in beständigem Zunehmen. Die Bewohner der Wachtstraße wissen, daß Häuser, welche früher stets wasserfrei waren, zuerst 1830, 1834, und nun wieder 1841 überschwemmt worden sind. Doch Einsender dieses kann das Zunehmen der Gefahr noch deutlicher veranschaulichen. Derselbe hat in seinen Knabenjahren sich folgende Notiz in ein Taschenbuch eingetragen: „Sonntag den 24. Mai 1818 war der Wasserstand bei Bremen oberhalb der großen Weserbrücke am 1ten Pfeiler 15 Fuß 7 Zoll. Die ältesten Leute wußten sich eine solche Höhe des Wassers nicht zu erinnern." Und um auch in späteren Jahren gewiß zu sein, daß das Wasser wirklich dürfe diese unglaubliche Höhe erreicht haben, daß der Knabe nicht durch solche Berichte getäuscht sei, hat er noch die Bemerkung ipse vidi hinzugefügt. In diesem Jahre hat der Wasserstand an demselben Orte die Höhe von 17 Fuß 9 Zoll erreicht, also den noch vor 23 Jahren für unglaublich und unerhört geltenden Höhepunkt um 2 Fuß 2 Zoll überstiegen. Sollte nun in fernern 23 Jahren ein gleiches Zunehmen der Wasserhöhe stattfinden, was würde dann das Schicksal der niedriggelegenen Stadttheile sein? Und wenn bei solcher Wasserhöhe Deichbrüche einträten, wie würde es da dem Lande ergehen? Fahren wir aber mit denselben Maßregeln fort: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß wir einem solchen Zustande entgegengehen.

Das Gefühl einer so großen herannahenden Gefahr hat auch bereits vor mehreren Jahren unsre Obrigkeit bewogen, Sachverständige zu Entwerfung von Plänen, wie solchem Übel vorzubeugen sei, aufzufordern. Es sind verschiedene Pläne eingereicht, welche aber wegen der enormen, zu ihrer Ausführung erforderlichen Kosten als unausführbar erschienen. Jetzt aber legt uns die von Neuem eingetretene große Noth auch von Neuem die Frage nahe, was sollen wir thun, um ihrer Wiederkehr, ja ihrem Zunehmen vorzubeugen?

Wir können diese Frage nur dann beantworten, wenn wir uns vorher klar gemacht haben, welches der Grund dieser allmählich zunehmenden Wasserhöhe ist. Man sagt, es sind in den obern Gegenden unsres Stromes große Strecken, welche früher unbebaut lagen, und, großentheils sumpficht, viel Wasser in sich aufnahmen, welches dann langsam während des Sommers theils verdunstete, theils allmählich dem Strom zusickerte. Diese Landstrecken sind jetzt urbar gemacht, und werden es noch immer mehr. Es sind zugs-Canäle sind und werden in ihnen angelegt, durch schnell und plötzlich beim ersten Eintreten des Thauwetters das in ihnen enthaltene Wasser dem Weserstrome zugeführt. Daß dieser Umstand zu den hohen Wasserständen eine mitwirkende Ursache ist, soll nicht geläugnet werden. Nur ist er nicht die allein wirkende Ursache. Wäre er dies: so würde die auf diese Weise der Weser zugeführte größere Wassermasse doch immerhin eine beschränkte, und wir dürften hoffen, endlich unsre Deiche auf eine solche Höhe zu bringen, über welche hinaus eine fernere Erhöhung nicht mehr nöthig sein würde. Allein es kommt noch ein anderer Umstand hinzu, welcher, unscheinbarer und unbeachteter, aber in Wahrheit vernehmlich das unaufhörliche Wachsen der Gefahr herbeiführt, und von dessen Fortwirkung kein Ende abzusehen ist. Dies ist die fortwährende Erhöhung des Strombettes selbst und des zwischen den Deichen und dem Strome gelegenen sogenannten Außendeichlandes. Hat man auf die Erhöhung des Strombettes wohl bisher seine Aufmerksamkeit gerichtet: so ist dies doch mehr in Bezug auf die daraus für die Schifffahrt entspringenden Hindernisse geschehen. Die Erhöhung des Außendeichlandes scheint unbeachtet geblieben zu sein; doch ist ihr Vorhandensein leicht erkennbar. Man gehe unsern an den Deichen unsres Gebietes. Überall ist an der Weser und Wumme das Außendeichland höher als das Binnendeichland. Das ist natürlich nicht das ursprüngliche Verhältniß, sondern ursprünglich sind die Flüsse gerade durch den niedrigsten Theil des Landes gelaufen. Seitdem aber die Deiche die jährlichen Überfluthungen der Flüsse auf das Außendeichland beschränkten, haben sich allmählich theils auf dem Flußbette selbst, theils auf dem umgebenden Außendeichlande von dem Wasser herbeigeschwemmte Erdtheilchen abgelagert, und dies im langsamen Laufe der Jahrhunderte erhöhet; während das durch die Deiche vor den Überfluthungen geschützte Binnendeichland an dieser Erhöhung keinen Theil nahm. — Gesetzt nun auch, es liefe keine größere Wassermasse, als früher, durch unsre Flüsse: so wird doch eine gleiche doch einen weit höheren Standpunkt erreichen

müssen, als früher. Hierin liegt der vornehmste Grund der stets zunehmenden Gefahr für unsern Staat, für Stadt und Land. Erhöhen wir die Deiche, so viel wir wollen; wir werden nie sagen können, sie sind nun hoch genug. Nach einem Verlauf von Jahren wird die Erhöhung des Flußbettes und Außendeichlandes so zugenommen haben, daß die jetzt genügend scheinende Deichhöhe sich abermals als ungenügend ausweisen wird; dazu kommt, daß je höher die Deiche sind, ein dennoch eintretender Deichbruch nur um so verheerendere Folgen nach sich zieht. Ein Beharren bei den bisherigen Maßregeln würde daher nicht allein die Stadt, sondern auch das Land immer bedenklicheren Gefahren aussetzen.

Sollte es daher nicht Zeit sein, zu ganz entgegengesetzten Maßregeln zu schreiten, zu einer Abtragung der Deiche? Erschrecken wir nicht vor diesem dem bisherigen Verfahren so ganz entgegengesetzten Vorschlag; sondern sehen wir mit Ruhe die möglichen Folgen eines solchen Verfahrens ein! Jährlich überfluthet seit Jahrtausenden der Nil seine Ufer, und sachkundige Reisende versichern nach sorgfältigen Untersuchungen, daß allerdings das Strombette des Nils sich im Laufe der Jahrtausende bedeutend erhöhet habe, daß aber in demselben Maße auch eine Erhöhung des überschwemmten Uferlandes eingetreten sei, so daß also das Verhältniß der Höhe des Uferlandes zu der des Strombettes völlig dasselbe geblieben sei. Ein völlig gleiches Resultat können wir nicht erzielen; denn da in unsrem Klima auch während der Sommerzeit ein Anwachsen des Flußwassers möglich ist: so können wir ein unbedingtes Überfluthen der Flüsse nicht gestatten; nicht eine völlige, sondern nur eine theilweise Abtragung der Deiche dürfte stattfinden. Sommerdeiche müssen wir haben, hoch genug, um eine Wasserhöhe, wie sie während der Sommerzeit etwa zu erwarten sein würde, abzuhalten; nehmen wir an, wir ließen die Deiche in der Höhe von 12—13 Fuß stehen, und benutzten die abgetragne Erde dazu, sie in dieser Höhe noch zu verstärken. Dann wird allerdings auch noch ferner eine Erhöhung des Strombettes und Außendeichlandes eintreten, auch zu einer Zeit, wo das noch durch die Deiche geschützte Binnendeichland an dieser Erhöhung keinen Theil nimmt. Allein zu der Zeit, wo das hochangeschwollne Wasser am meisten Erdtheile mit sich führt und ablagert, würde auch das Binnendeichland überschwemmt sein, und an der Erhöhung Theil nehmen. Ausbaggerungen und andre Maßregeln zu Vertiefung des Strombettes zum Behuf der Schifffahrt würden demnach nach wie vor nöthig bleiben; allein sie würden bei gleicher Thätigkeit ein günstigeres Resultat wie bisher liefern. Nur dürfte die ausgebaggerte Erde nicht auf einen anderen Punkt des Strombettes, oder des Außendeichlandes geworfen werden. Man müßte sie über den Deich bringen, wo sie zu Erhöhung der Wege und Ausfüllung der Braken gar füglich könnte benutzt werden.

(Der Schluß folgt.)

* Dank und Bitte.

(Eingesandt.)

Das Publikum ist dem Herrn Lieutenant Roß großen Dank schuldig sowohl für die kühne Thätigkeit, welche er bei dem Eissprengen entfaltete, wie auch für den interessanten Bericht, welchen er über das Verfahren in der letzten Nummer dieses Blattes abstattete. In jenem Berichte findet sich auch das Versprechen, auf etwaige Anfragen noch nähere Auskunft zu ertheilen, und so benutzen wir diese Erlaubniß, um eine Ergänzung des Berichts nachzusuchen. Wir denken uns, daß eine Aufklärung über folgende Punkte besonders zu wünschen wäre: wie groß waren die blechernen Cylinder, wie dick das Blech? Mit welchem Quantum Pulver waren dieselben gefüllt? Wie groß ist im Durchschnitt die Eisscholle, welche durch eine solche Ladung abgesprengt wird? Wie groß sind die Kosten jeder Büchse und die eingeschlossene Ladung? Welches sind die übrigen Nebenkosten? Wie viel haben die diesmaligen Kosten überhaupt betragen, und ein wie großer Raum des Flusses ist dadurch eisfrei geworden? Welche Verminderung dieser Kosten lassen sich für die Zukunft hoffen? Es ist die Bescheidenheit sehr zu loben, welche den Berichterstatter die eigene bei der Eissprengung erfahrne Lebensgefahr, im Berichte verschweigen läßt, indeß scheint dieser Vorfall doch sehr zur Sache zu gehören, wäre es auch nur um künftig Beauftragte vor derselben Gefahr sicher zu stellen. Wir möchten also auch in Betreff des angeregten Umstandes um die näheren Details bitten.

Es macht einen erfreulichen Eindruck, wenn man den Krieger in Friedenszeiten nicht bloß auf Paraden bedacht, sondern für das allgemeine Wohl im Kampfe mit den Elementen begriffen sieht.

Mehrere Leser d. Bürgerfr.

Theater.

In Betreff der Vorstellung der Falschmünzer von Auber am Dienstag den 2. März ist sehr zu rügen, daß Demoiselle Gned im ersten Acte die hübsche Arie weggelassen hat. „Ja manchmal kommt die Freude unverhofft" u. s. w. Bei einer frühern Aufführung war Dlle. Gned unpäßlich, und erschien damals die Auslassung entschuldigt, allein das bon plaisir der Sängerinnen wird sich das Publicum in solcher Maße nicht gefallen lassen können und wollen. Bei dieser Gelegenheit mag auch für die künftige Aufführung des Oberon bemerkt werden, daß in früherer Zeit der wunderschöne Marsch, welcher eigentlich zu dem hier immer weggelassenen Erscheinen Karls des Großen gehört, vom Orchester vor Eröffnung des letzten Actes gespielt wurde. In späterer Zeit ist man wieder bequemer geworden, und hat den Marsch ganz weggelassen. Wir bitten also Herrn Cosmaly die frühere gute Sitte zur großen Freude des musikalischen Publikums wieder einzuführen.

Lese Deutscher Sprichwörter.

Ändern und Bessern ist zweierlei.
Der Adam muß ein' Eva han,
Der er zeiht, was er gethan.
Wer thun will, was Allen gefallt,
Muß Athem haben warm und kalt.
Allzubehende hat's oft verfehlt.
Allzuspitzig sticht nicht.
Allzuviel zerreißt den Sack.
Der Alten Rath,
Der Jungen That
Macht Krummes grad.
Andern flickt er die Säcke, die seinen läßt er die Mäuse fressen.
Anfang ist ein gut Behagen;
Die Last, die muß das Ende tragen.
Wer treulich arbeitet, betet zwiefältig.
Armuth ist der sechste Sinn.
Aufschieb ist ein Tagdieb.
Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun.
Aushorcher und Angeber
Sind des Teufels Netzeweber.
Viele jagen den Bären, keiner aber will ihn stechen.
Wer bauet an der Straßen,
Der muß sich meistern lassen.
Wer einen Bauern betrügen will, muß einen Bauern mitbringen.
Kein Baum so glatt, er hat einen Ast.
Im Becher ersaufen mehr, als im Meer.
Berg auf, sachte;
Berg ab, achte;
Grad' aus, trachte!
Früh zu Bett und früh wieder auf
Macht gesund und reich im Kauf.
Bittens und Wünschens geht viel in einen Sack.
Wer stehlen will und nicht hangen,
Gehe nach Bremen und lasse sich fangen. (Altdemisch.)
Bruderzorn, Höllenzorn. (uralt.)
Wer sich alle Büsche besieht, kommt selten zu Holze.
Es will dem Diebe kein Baum gefallen, daran er hängt.
Den Docht will jeder putzen, aber keiner Oel hergeben.
Ducaten werden beschnitten, Pfennige nicht.
Dulden, schweigen, lachen
Hilft viel bösen Sachen.
Eilesehr brach den Hals.
Immer nur Einen, dann fängst du sie Alle.
Wer eine Elster ausschickt, dem kommt ein bunter Vogel wieder.
Es ist bald geendet, was lange schändet.
In der Erndte sind die Hühner taub.

(Wird fortgesetzt.)

Epigramm.

(Nach A. W. Schlegel.)

In Salem und Bremen macht man Hexameter, wie der.
Aber die Pentameter sind noch viel abscheulicher.

Charade.

Mein Erstes hofft mit frohem Sehnen
Der Jüngling, doch das Mädchen nie.
Mein Zweites findet sich nur selten,
Erwirbt sich nur mit schwerer Müh'.
Verachtung dem, der nur mein Erstes
Bloß nach dem Maaß des Ganzen mißt!
Beglückt, wenn ohne jenes Ganze
Mein Erstes auch mein Zweites ist.

Auflösung der Charade in Nro. 17.

Kartenhaus.

Miscellaneen.

(Amerikanische Riesenzeitung.) Das größte Zeitungsblatt, das bisher gedruckt worden, erschien am Neujahrstage 1841 in Newyork unter dem Titel **The new World** (die neue Welt). Das Blatt ist ungefähr 5½ Fuß hoch und etwa 4½ Fuß breit. Ein Mann von mittler Größe kann sich bequem darin einhüllen, ohne daß vom Kopf bis zu den Füßen auch nur etwas unbedeckt bleibt. Jede der vier Seiten des Blatts zählt elf Columnen, die zusammen in ziemlich großem Druck den Inhalt von drei gewöhnlichen Octavbänden liefern. Unter Anderm ist auf 6½ dieser 44 Riesen-Columnen eine vollständige englische Uebersetzung von Ludwig Tieck's Blaubart abgedruckt. Wöchentlich erscheint eine Nummer dieses Blattes. Von der ersten Nummer des Riesenformates der **New world** sind 20,000 Exemplare abgezogen und versandt worden.

(Wasserwerke zu Newyork.) Die neuen Wasserwerke, welche die Stadt Newyork mit frischem Wasser zu versorgen bestimmt sind, werden circa 12 Millionen Dollars kosten, obschon sie anfänglich nur auf 5 Millionen veranschlagt worden waren. Das Journal of Commerce beschreibt dieses Werk als ein überaus großartiges. Der höchste Punkt desselben ist etwa 50 Fuß über dem natürlichen Flußbett. Durch die Erhöhung wird das Wasser über drei Meilen ausgebreitet und bildet auf diese Weise eine Wasserfläche von über 400 Acres. Die Ufer derselben sollen abgegraben werden, so daß das Wasser nirgends niedriger als 3 Fuß tief steht. Dieses wird mittelst eines unterirdischen, durch einen Felsen gehauenen Durchgangs in die Wasserleitung geführt. Auf jeder Meile sind runde Thürme über der Leitung angebracht, die zur Reinigung der Luft dienen sollen. Alle drei Meilen ist eine Vorrichtung angebracht, vermittelst welcher das Wasser abgeleitet werden kann, im Fall Ausbesserungen im Innern erforderlich sein sollten. Das Wasser entspringt 40 Meilen oberhalb Newyork. Das Bemerkenswertheste bei diesem großen Werke ist übrigens die große Brücke zu Sing Sing, die aus einem Bogen von 88 Fuß Spannung über einem Abgrund von 100 Fuß Tiefe besteht.

(Die Königin von England) hat dem jungen Sultan Abdul-Medschid einen großen Diamanten von schönem Wasser gesandt, der die Form eines Halbmondes hat. Dieser Diamant wurde Ihr. britischen Maj. von dem englischen Consul zu Rio-Janeiro gesandt. Er hat, wie man sagt, den Werth von 900,000 Frcs. Die Königin Victoria hat bei der Sendung desselben an den Sultan, weniger den innern Werth, als die wahrhaft sonderbare und den Umständen angemessene Form in Betracht gezogen.

(Der König von Preußen) hat mehreren jungen Herrlein, die sich auf dem Maskenball in Berlin so frech und unanständig benahmen, befohlen, sofort die Hauptstadt zu verlassen.

(Herr von Hassenpflug) hat, erst in Preußen angestellt, wie man sagt, einen zweijährigen Urlaub erhalten.

(Dr. Dieffenbach) hat vom König der Franzosen für seine Kunst, den Leuten das Stottern und Schielen zu vertreiben, den Orden der Ehrenlegion erhalten.

(Eine Operation.) In dem Dorfe Juheiden im Großherzogthum Hessen spielte ein achtjähriger Knabe mit Bohnen und eine derselben kam ihm in die Luftröhre. Er war dem Ersticken nahe. Da entschloß sich der Bezirkswundarzt kurz, zwei Ringe der Luftröhre zu durchschneiden und die Bohne durch die Wunde herauszuführen. Die Operation gelang und nach 3 Wochen war das Kind vollkommen gesund.

(Dr. Strauß) hat für seine Vaterstadt Ludwigsburg eine Stiftung von 1000 Gulden gemacht, deren Zinsen jährlich am Todestage seiner Mutter an vier arme Wittwen vertheilt werden sollen.

(Von Halle aus) macht ein Student öffentlich bekannt, daß die von ihm und vielen Commilitonen unterschriebene Bittschrift um Berufung des Dr. Strauß an die Universität dem akademischen Senat zur Beförderung an den König übergeben worden sei.

(Sternschnuppen.) Die regelmäßige Erscheinung der Sternschnuppen hat sich auch im Februar wieder bestätigt. Bekanntlich kehren sie am häufigsten am 10. — 14. November und August wieder, außerdem aber am 2. Januar, 7. bis 12. Februar, 20. bis 26. April, 10. bis 14. Mai, 15. October und 7. December.

(Eisenbahn-Unglück.) Vor Kurzem fand auf der Grand-Junction-Eisenbahn zwischen den Güterzügen von Liverpool und Manchester ein furchtbarer Zusammenstoß Statt; die Maschinen wurden nur wenig beschädigt, aber zwei Wagen mit gemästeten Schweinen wurden in tausend Stücke zerschmettert, und 25 dieser Thiere kamen nebst einem der Treiber ums Leben. Noch ein zweiter Treiber wurde arg verletzt und ins Spital gebracht.

(Gagen der Sänger und Schauspieler.) Die Mitglieder der großen Oper in Paris haben wenigstens ihr nothdürftiges Auskommen. Duprez hat jährlich 100,000 Frcs. Gage, Fanny Elßler 80,000, Levasseur 50,000, Madame Dorus 40,000, Derivis 40,000, Massol 30,000, Mad. Stoltz und Dlle. Nau jede auch 30,000 Frcs. — So viel haben vielleicht die Professoren aller deutschen Universitäten nicht zusammen. — Wahrlich, Schauspielkunst hat jetzt goldenen Boden. Vernet z. B. hat dem Theater des Variétés den Kontrakt gekündigt, weil seine Leistungen zu schlecht honorirt werden: er verdient jetzt jährlich nur elende 50,000 Franken!! Das Theater des Palais-Royal, zu welchem er übergeht, will ihm, wie Mlle. Desgazet, 60,000 Fr. zahlen. 120,000, sage hundert und zwanzig tausend Francs für zwei Schauspieler — heißt das nicht königlich bezahlen! Wie bescheiden waren dagegen zehnmal größere Schauspieler früherer Zeit! Preville bekam 6000 Francs und pries seinen Glücksstern.

(Ein Sonderling.) Das „**Journal de Vienne**“ (Isère-Departement) meldet Nachstehendes: „Vor ungefähr einem

Monate kam ein sehr schlecht gekleideter Mensch, einen breiten Hut auf dem Kopfe, in das Hotel de Provence zu Gap, und sagte zum Gastwirth: „Ich bin ein armer Reisender, der knapp so viel hat, seinen Weg fortzusetzen, ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir ein Nachtquartier gäben, ohne daß es mir viel kosten sollte.“ — „Nehmen Sie erst ein Nachtmahl und legen sich dann nieder; wir haben vacante Betten, in welchen gewöhnlich die Fuhrleute schlafen; Sie können mir dann morgen zahlen, was Sie wollen.“ Nach einem mäßigen Abendessen, begab sich der Fremde in das ihm angewiesene Schlafzimmer, äußerte jedoch den Wunsch, daß man ihm frische Bettwäsche gäbe, was auch geschah. Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, ließ der Reisende den Gasthofinhaber rufen, warf ein Vierzigfrankenstück auf den Tisch, und äußerte, daß das, was hievon nach Berichtigung seiner Zeche herauskomme, für das Dienstpersonale gehöre. Darauf verließ er den Gasthof, wo Alles über solche Generosität erstaunt war. Gegen Abend desselben Tages wurde aber das Räthsel gelöst durch eine glänzende Equipage, welche in dem Hotel angefahren kam. Der armselig Gekleidete des vorigen Tages war niemand anders, als Lord Alford, welcher inkognito reist, um Frankreichs Sitten kennen zu lernen, und der seinen Wagen und seine Leute immer in Distanz einer Tagreise hinter sich folgen läßt.

(Sonderbare Testaments-Klausel.) In dem Testament eines gewissen Gilbert Cast, der kürzlich in Frisfeld mit Hinterlassung eines Vermögens von 300,000 Pfund Sterl. starb, fand man folgende Klausel: Ich vermache der Maria Cast alle meine Hunde. Sie hat dieselben eben so sorgfältig zu ernähren, als bei meinen Lebzeiten geschah, ihnen Milch, Gersten- und Hafermehl, Schiffszwieback ꝛc. zu geben. Sie erhält wöchentlich 7 Schilling für jeden Hund. Es soll eine zuverlässige Person zur Wartung derselben gesucht, und im Fall der Erkrankung eine Zulage für Arzneimittel bewilligt werden. Keiner meiner Hunde darf jemals, so alt und gebrechlich sie auch sein mögen, getödtet werden. — Eben so ausführliche Bestimmungen enthält das Testament zu Gunsten der Pferde und Papageien des Erblassers. Sein Leibpapagei soll sorgsam gepflegt werden, und alle zwei Jahre einen neuen eisernen Käfig erhalten. Die Pferde soll man frei auf den Wiesen umherlaufen lassen, und ihnen im Winter geheizte Ställe geben. Für jedes Pferd werden wöchentlich 8 Schilling ausgesetzt.

(Neue Ballsitte.) In Wien ist es auf den Bällen der Haute-Volée Sitte geworden, in einem Cabinette Glacéhandschuhe von jeder beliebigen Größe in Bereitschaft zu halten, damit die Tänzer nach Belieben die ihrigen mit neuen verwechseln können. Mancher Ballgast soll auf diese Art nicht allein den Schnupfen, sondern auch ein paar Dutzend Handschuhe davon getragen haben.

(Kurioses.) Ernst Willkomm schildert in seiner Novelle „der Morgenstern“ eine Mondscheinnacht. Unter andern heißt es: „Tiefe Stille herrschte rings umher, im Thale schimmerte die Kirche, die Wiesen zitterten wie vom Frost unter dem brennenden Thauschleier; im Walde hämmerte der Specht, die Drossel schlug, Tauben girrten; um die Abtei hing ein schwärmendes Krähenheer, das oft mit lautem Geschrei herabstieg auf die Platiform des Thurmes. Dann schrie das Käutzchen, und die Uhus schaurige Töne scheuchten die Wasserhühner aus ihrer Schilfe. — Lange Zeit lauschte der glückliche Knabe (Byron) diesem stillen, geheimnißvollen Naturleben u. s. w.“ Das ist eine lärmenvolle Stille!

(Diesjähriger Winter.) In Ostpreußen lag in diesem Winter der Schnee bis 18 Fuß hoch, so daß Häuser und Dörfer bis zum Dach verschneit waren. Dabei war die Kälte beständig. Auf den Feldern fand man in dem Regierungsbezirk Gumbinnen 19 Personen erfroren. Durch das eingetretene Thauwetter befürchtet man an der Memel große Ueberschwemmungen. Unter den Schafen und Pferden ist die Influenza ausgebrochen.

Im bayerischen Landgerichte Waldsassen sind achtzehn Kinder auf ihrem Schulweg in das benachbarte Dorf und neun Männer auf dem weiten Weg zum Sitz des Landgerichts erfroren.

(Bei Gothenburg) haben vor wenigen Tagen, am hellen Vormittage, als ein Bauerknabe seinen Schlitten und seine Pferde kurze Zeit außer Acht gelassen, drei Wölfe die Pferde verzehrt, während sie noch dabei beschäftigt waren, kam der Knabe mit seinem Hunde zurück; auch diesen letzten ergriffen sie und sprangen mit ihm in den Wald zurück. Auch wurde bei Christianstad die Post von 5 Wölfen verfolgt, die nicht flohen, als nach ihnen geschossen wurde.

(Beschämend für manche „Kultivirte!“) Die Tscherkessierinnen haben zwar nicht viel Gewalt im Lande, weil ihre Männer dem Abhärtungs-System ergeben sind; dennoch halten die Tscherkessen Frauen für die „kostbarste und schätzenswertheste Waare.“ Sie lachen über die Unsitte der Europäer, die zu einer Frau eine Ausstattung begehren; jeder Tscherkesse bezahlt für seine Frau an Eltern oder Verwandte eine namhafte Summe, und ist ihr zugleich ein Vermögen zu erwarten, wäre, nach ihrem eigenen Ausdruck, „eben so, als wolle man geläutertes Gold noch vergolden, oder einem Veilchen noch mehr Wohlgeruch geben,“ denn das Weib sei an sich schon der größten Opfer werth. — Dies meldet ein Reisender, der in den Jahren 1838 und 1839 das Land der Tscherkessen durchzog, wir aber freuen uns, daß es Völker giebt, bei denen so manche Tollheit der Kultur noch keinen Eingang fand!

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 19.

Bremen, Sonntag den 7. März 1841.

Gestorben:

Nro. 193. Den 4. März. Tobeta Cathar. Nolten, 9 Monat; Schnoor Nro. 1.

— 194. Den 4. — Des Schneiders Heinr. Eduard Zeip Sohn (todtgeb.); a. d. Häfen Nr. 31.

— 195. Den 4. — Des Arb. Johann Heinrich Moritz Sohn, 1 Jahr; Häschenstraße Nro. 4.

— 196. Den 4. — Der Handlungsdiener Anton Peter Joseph Comolly, 25 Jahr; Pelzerstraße Nro. 36.

— 197. Den 4. — Des Buchhalters Jacob Philipp Müller Tochter (todtgeb.); Jacobistraße Nro. 5.

— 198. Den 4. — Der Friseur Joh. Hinrich Pabst 65 Jahr; hinterm Ansgariithorswall N. 5.

Nro. 199. Den 4. — Des Lotterie-Collecteurs Adolph Arnold Heinr. Rocholl Sohn, 9½ Jahr; Tiefer Nro. 52.

— 200. Den 4. — Der Baumseidenfabrikant Arend Borchers, 66 Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 8.

— 201. Den 5. — Des Arb. Hermann Droop Sohn, 1 Jahr; Theerhof Nro. 5.

— 202. Den 6. — Adelheid Wiese, 47 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 203. Den 6. — Des Arb. Joh. Conrad Schrage Tochter, 10 Jahr; Bonspforte Nro. 6.

— 204. Den 6. — Der Zimmermeister Arend Poppe, 65 Jahr; Weerder Nro. 63.

Geburten:

Nro. 284. Den 1. März. — Des Stuhlmachers Gottl. Benjamin Knüppel Ehefr., geb. Meyer, Westerstraße No. 4; von einem Mädchen.

— 285. Den 3. — Des Segelmachers Joh. Conrad Mehler Ehefr., geb. Leopold, Theerhof No. 39; von einem Knaben.

— 286. Den 3. — Des Schuhmachers Joh. Herm. Rudolph Niehaus Ehefr., geb. Riegel, Buntenthorsteinweg No. 245; v. e. M.

— 287. Den 3. — Des Knochenhauers Chr. Fesenfeld Ehefr., geb. Villmer, Oelmühlenstraße Nro. 17; von einem Knaben.

— 288. Den 3. — Des Handlungsgehülfen Eduard Friedr. Gottl. Heymann Ehefr., geb. Steinkühler, Faulenstraste Nro. 66; von einem Mädchen.

— 289. Den 3. — Des Schneiders Friedr. Wilhelm Gefken Ehefr., geb. Pape, Schwanenstr. Nro. 38; von einem Mädchen.

— 290. Den 3. — Des Arb. Berend Vöge Ehefr., geb. Heidmann, Buntenthorsteinweg No. 239; von einem Knaben.

— 291. Den 4. — Des Schneiders Heinrich Eduard Zeip Ehefr., geb. Hillmann, auf dem Häfen No. 31; von einem todten Knaben.

— 292. Den 4. — Des Schreiblehrers Andreas Schnakenberg Ehefr., geb. Westendorff, Seemannsstraße No. 4; von einem Knaben.

Nro. 293. Den 4. — Des Buchhalters Jacob Philipp Müller Ehefr., geb. Heeren, Jacobistraße Nro. 5; von einem todten Mädchen.

— 294. Den 4. — Des Schenkwirths Johann Carl Ludw. Konze Ehefr., geb. Eggers, Buchtstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 295. Den 4. — Des Stuhlmachers Joh. Hinrich Röselius Ehefr., geb. Kortwig, Grafenstraße No. 36; von einem Knaben.

— 296. Den 5. — Des Schneidermeisters Christian Friedr. Lonke Ehefr., geb. Klein, Böttigerstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 297. Den 5. — Des Kimmkergesellen Heinr. Chr. Friedr. Steneberg Ehefr., geb. Kläner, kl. Krummenstr. No. 27; von e. Knaben.

— 298. Den 5. — Des Privatmanns Ludw. Otto Hoffmann Ehef., geb. Horn, Osterthorsteinweg Nro. 39 G; von einem Knaben.

— 299. Den 5. — Des Postillions Caspar Hinrich Vogt Ehefr., geb. Finke, Osterstr. N. 17; von einem Mädchen.

— 300. Den 5. — Des Kaufmanns Ernst Joh. Lübbers Ehefr., geb. Melchers, am Wall Nro. 39 B; von einem Knaben.

— 301. Den 6. — Des Schlossermeisters Conr. Fehrmann Ehefr., geb. Fehrmann, Jacobistr. Nro. 14; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 58. Der Buchhändler Bernh. Gustav Schünemann hies. und Maria Pauline Heber zu Leipzig.

— 59. Der Kaufmann zu Uchte Rudolph Carl Schlender und Rebecca Albrechtina Knoche hies.

— 60. Der Buchbindermeister Johannes Biskanter und Metta Pletscher, beide von hier.

— 61. Der Schlosseramtsmeister Barthold Asendorpf und Henriette Cathar. Elis. Frame hies.

— 62. Der Grobbäcker Ernst Friedr. Lindewirth und Margar. Maria Müller hieselbst.

— 63. Der Branntweinbrenner Hans Henrich Christ. Friedr. Mitteldeppe, gen. Deppe, und des verst. Zimmermanns zu Barmstorf Joh. Beste Wittwe, Rebecka Margr., gb. Bessing.

— 64. Der Kahnschiffer Wilken Wilhelm Ramke und des verst. Bürstenmachers Joh. Krouel Wittwe, Meimerich, geb. Harfes, hieselbst.

— 65. Der Schneideramtsmeister Heinr. Ludw. Lindemann und Maria Stegmann, beide von hier.

Nro. 66. Der Arb. Joh. Diedr. Heinr. Wilh. S… hies. und Gesche Helmke zu Thedi…

— 67. Der Detailliſt Joh. Gottfr. Wetjen … verst. Tabacksfabrikanten Herm. … Ehlers Wittwe, Cathar. Marg… Buchhagen hieselbst.

— 68. Der Cigarrenmacher Joh. Geerken … verst. Schuhmachers Moritz Wern… Wittwe, Anna Geneta geb. Sch…

— 69. Der Tischlergesell Johann Diedr. Tie… Anna Maria Haake hieselbst.

— 70. Der Steinhauergesell Berend Roper u. … Regina Zahn aus Dürrwangen.

— 71. Der Arb. Samuel Burchard Faust und … Vogel hieselst.

— 72. Der Schuhmacher am Buntenthorth… Joh. Hinr. Strohmeyer und Mett… Graue aus Kirchselte.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 20.

Bremen, Donnerstag den 11. März 1841.

* Germania,

deutscher Volksgesang
von Christian Hey *).

Germania, Du Heldenland,
Germania, erwache!
Bewaffne Deine Eisenhand
Für Deine heil'ge Sache!
Nicht an dem Rhein, nicht an dem Belt,
Auch nicht an Welschlands Auen
Räum' ihnen eine Spanne Feld
Von Deinen Deutschen Gauen!
Schutz!
Trutz!
Deutsche Erde,
Schirm' sie mit dem Schwerte!

Als Gallien's stolzer Übermuth
Das Vaterland gekettet,
Und zehrt' sein Mark, und sog sein Blut,
Wer hat es da gerettet?
Germania's Stämme, denket doch
Der Euch gegeb'nen Lehre;
Nur feste Eintracht brach das Joch,
Erringend Sieg und Ehre!
Schmach!
Ach!
Deutsche Brüder —
Nie und nimmer wieder!

Schwört, Oestreich, Preußen, Baierland,
Schwört, Sachsen, Schwaben, Hessen,
Schwört, Fürsten, Völker, Hand in Hand,
Dies niemals zu vergessen!
Von Polen's Gränze bis zum Rhein
Reicht Euch die Deutsche Rechte!
Seid einig, einig! Das allein
Giebt Sieg Euch im Gefechte!
Hört!
Schwört!
Treu und bieder!
Einigkeit, ihr Brüder!

Germania, dann groß und stark,
Und fest, wie Deine Eichen,
Europa's Herz, Europas Mark,
Wer kann sich Dir vergleichen?
Dann lächle Du bei Franzmanns Schrei'n,
Laß England seine Meere!
Mag Westen, Osten, Norden dräu'n,
Vertrau' auf Deine Heere!
Gluth,
Muth,
Zorn und Liebe
Stärken Deutsche Hiebe!

Und wenn die ganze Hölle braus't,
Nie wird sie Dich bezwingen!
Der Deutsche Arm, die Deutsche Faust
Muß Dir den Sieg erringen!

*) Dieses Gedicht wurde uns als fliegendes Blatt mitgetheilt. Es ist von A. Methfessel in Musik gesetzt. D. Red.

Sind Alle Mann für Mann bereit,
Ihr Herzblut zu verspritzen,
Wird Hermann's Geist im heil'gen Streit
Germania beschützen!
Gut,
Blut
Jeder gebe,
Daß Germania lebe.

Hat auch im Kampf ein hart Geschick
Der Brüder viel getroffen,
O preßt die Thräne schnell zurück!
Walhalla ist ja offen.
Der Sel'gen Geist blickt dort herab,
Verklärt im ew'gen Lichte,
Und auf das freie, Deutsche Grab
Pflanzt Lorbeer die Geschichte!
Sang,
Klang,
Deutsche Lieder
Tönen Euch, ihr Brüder!

Die Indianerin.

Tahmiroo war die Tochter eines mächtigen Sioux-Häuptlings und das einzige Wesen, dem es je gelang, den alten harten Mann von einem wilden Vorhaben abzubringen. Einigermaßen mochte das Folge ihrer kindlichen Schönheit sein; doch hauptsächlich war es Wirkung der ihre Schönheit charakterisirenden Sanftmuth. Selten sind indianische Mädchen so lieblich wie sie. Ihre Gestalt besaß jene beugsame Grazie, die selbst in civilisirten Ländern der sicherste Schutz des Weibes ist; das leichte Schmollen ihres Mundes und die Grübchen ihrer Wangen führten die Vertheidigung des verletzten Kindes, und in ihrem dunkeln Auge lag ein so beständiger Ausdruck von Furcht und Schüchternheit, daß die jungen Sioux sie „das gescheuchte Reh" nannten.

Es mag zweifelhaft sein, ob die Ländereien ihres Vaters oder der Zauber ihrer Schönheit ihr die meisten Bewunderer gewannen; jedenfalls hatte Tahmiroo keine Nebenbuhlerin, sie, die von der Liebe zur Liebe Geborene. Ihr niedergeschlagenes Auge, ihre bebende Lippe, ihr stilles, unterwürfiges Wesen — Alles redete die Sprache der Liebe. Gleichwohl warben mehrere junge Häuptlinge vergebens um ihren Besitz, und als der Vater sie mahnte, durch ihre Wahl seine Macht zu verstärken, antwortete sie durch Thränen.

Da geschah es im Jahre 1765, daß eine Gesellschaft Franzosen zu den Sioux kam, mit ihnen Pelzhandel zu treiben. Einer hieß Florimond de Rancé, ein junger, müßiger Stutzer, den eigentlich Langeweile vermocht, Duchesnes gegen die Katarakte des St. Anthony zu vertauschen. Sein volles rundes Gesicht und das Studirte seines Anzuges konnte auf das Herz der Sioux keinen Eindruck machen, einen starken aber machte jene bescheidene ritterliche Scheu, welche der stolze Indianer gegen das verachtete Weib zu kennt. Mehr Sorgfalt für ihre Kleidung, ein Bestreben, französisch zu sprechen, und ein genaues Beobachten der europäischen Gebräuche verriethen die Gewalt, die leise anfing, Tahmiroo in Sclavenfesseln zu legen. Der Eitelkeit der Franzosen blieb das nicht verborgen. Erst suchte er den gemachten Eindruck zu verstärken um des Wohlgefallens willen, das viele Männer daran finden, die Zuneigung selbst ihrer ganz gleichgültiger Mädchen zur Leidenschaft zu steigern. Dann überlegte er, daß, obgleich Tahmiroo eine Indianerin, sie doch die Tochter und das einzige Kind eines angesehenen Häuptlings sei, und, da die weitgestreckten Ländereien ihres Vaters am Ufer des Missouri von Tag zu Tag werthvoller würden, eine eheliche Verbindung mit ihr so gar übel nicht wäre. Seine Augen und sein Benehmen sagten es der Tochter früher, als der Vater eine Ahnung davon hatte, und fest, wie bei dem vertrauenden Mädchen, wußte der listige Franzose sich bei dem alten Häuptling einzuschmeicheln.

Obwohl von Natur träge, besaß doch Florimond de Rancé einige Fertigkeiten, die das Staunen der Wilden erregten. Er focht, daß der geschickteste Gegner ihm weichen mußte, und wohin er auf der Jagd zielte, traf sein Schuß. Dies und die Leichtigkeit des Franzosen, fremde Gebräuche sich anzueignen, machte ihn zum allgemeinen Lieblinge, und als er um förmliche Aufnahme in den Stamm bat, war nicht Eine Stimme wider ihn. Dennoch wagte er lange nicht, um die Tochter des stolzen Fürsten zu werben, und als er es wagte, erhielt er eine Antwort, die auch jeden Andern abgeschreckt hätte. Die Zorn-Ader des Häuptlings schwoll und seine Hand griff nach dem Messer. Dann sagte er mit jener Kälte und Selbstbeherrschung, welche der Ruhm des Indianers sind: „Es giebt unter den Sioux Mädchen genug für die armen, bleichen Gesichter, die zu uns kommen.

Eines Königs Tochter freit eines Königs Sohn, und Adler schlafen nur in Adlers Veste."

Vergebens bat, vergebens kniete Tahmiroo. Vergebens sagte sie ihrem Vater, daß Florimond de Rancé der Feind seiner Feinde, der Freund seiner Freunde, auf der Jagd und in der Schlacht ihm ein unschätzbarer Gewinn sein würde. Der alte Häuptling blieb unerbittlich. Dann nahm Tahmiroo keinen Theil mehr am Tanze, und so oft der alte Vater an ihrem Wigwam vorüberging, vermißte er den Klang ihrer Silberstimme. Der Glanz ihrer Schönheit erlosch und der frische Lebensstrom, der ihre braunen Wangen gefärbt, wurde matt und bleich. Da fiel der trübe Blick, mit welchem sie die Morgensonne sah und die Pracht der Erde, dem Vater auf's Herz. Er konnte sein schönes Kind nicht langsam hinwelken sehen. Seit lange hatte er das Auge abgewendet, wenn er Florimond de Rancé gewahrte. Als er ihm aber eines Tages auf der Jagd begegnete, legte er ihm die Hand auf die Schulter und deutete nach Tahmiroo's Wohnung. Kein Wort wurde gewechselt. Der stolze alte Mann und der blühende Freier traten zugleich ein. Tahmiroo saß in der dunkelsten Ecke, ihr Kopf ruhte in ihrer Hand, ihr Korbgeflechte hing unvollendet an ihrer Seite und Blumen, von Gespielinnen ihr gebracht, lagen verstreut und zerpflückt zu ihren Füßen. Der Häuptling betrachtete sie mit einem Blicke von Kummer und Liebe. Dann sagte er mit gepreßter Stimme: „Tahmiroo, geh' in den Wigwam des Fremdlings, damit dein Vater Dich wieder froh und freudig in die aufgehende Sonne und auf die blühenden Blumen schauen sehe." Das „geschenchte Reh der Sioux" erhob die Augen, voll Freude und Sittsamkeit, und als Florimond de Rancé die Thränen erblickte, die schüchtern unter den langen Wimpern sich hervorstahlen, wußte er, daß Tahmiroo sein eigen sei.

Bald erscholl das hochzeitliche Lied im Wigwam des Häuptlings, und der junge Abenteurer war der Sohn eines Fürsten.

Monate und Jahre vergingen, aber Tahmiroo blieb still und unterwürfig, wie sie gewesen. Ihr Gatte hingegen war nicht mehr der aufmerksame Freier von sonst, und behandelte er sein Weib auch nicht mit roher Härte, hatte er doch viel von der Kälte und Gleichgültigkeit der indianischen Männer angenommen. Oft weinte Tahmiroo im Stillen, denn in ihre Liebe hatte sich so viel Furcht gemischt, daß sie den Kummer, den Florimond ihr verursachte, ihm nicht zu zeigen wagte. Geschah es, daß der bittende Blick der Unschuld, der ihre Schönheit charakterisirte und mit dem sie stets an seinen Mienen hing, ihr eine Erwiederung eintrug, die an vergangene Tage erinnerte — da hüpfte ihr Herz, daß sie fort hätte springen mögen um die Wette mit dem muthwilligen Lamme, und die Erinnerung an Florimond's Lächeln verkürzte ihr manchen langen Tag des Schweigens und des Schmerzes. Nie hat ein treueres Herz mit kleineren Zeichen der Liebe sich begnügt. Wollte Florimond fischen, führte sie das Ruder, damit nicht seine, sondern ihre Hand die Schwielen empfände, und oft gleitete das bunte Canot, das der Vater ihr geschenkt, lustig den Strom hinauf, während sie nach dem Takte ihrer Silberstimme das Ruder hob und senkte und der träge Franzose der Ruhe pflegte. Sie hatte seinen Glauben gelernt, doch betete sie nie für sich. Das Kreuz, das er ihr gegeben, preßte sie an ihre Brust im Gebete für ihn, und hatte er sie schnöde behandelt, küßte sie das Kreuz und flehte zu ihm um Beistand in der Angst ihrer Seele. Meinend, daß die Sprache seines Landes ihm theuer sei, lernte sie solche mit einer Geduld und Ausdauer, wie selten eine Indianerin. Sie ahmte die Kleidung nach, die er ihr beschrieben, und schien irgend ein Zierrath, den sie trug, ihm zu gefallen, schmückte sie sich damit, wenn er nach langer Abwesenheit heimkehrte. Für all diese verschwenderische Liebe begehrte sie nur die kleine, nichts kostende Gabe eines billigenden Blickes. Doch selbst diese wurde ihr selten zu Theil; ihr Gemüth war eine Beute der Angst und der Aufregung, und was der stille Friede häuslichen Glückes sei, blieb ihr Geheimniß. Dennoch gab es zwei Wesen, die sie umfangen durfte mit der ganzen Fülle ihrer Zärtlichkeit, ohne sich getäuscht oder getadelt zu sehen — ihr Sohn und ihre Tochter.

(Der Schluß folgt.)

* Besorgnisse, erregt durch die diesjährige Überschwemmung.

(Schluß.)

Sobald aber der Wasserstand 12 oder 13 Fuß übersteigen würde, würde sich das Wasser über die Deiche ergießen, und das Land überschwemmen. Dann könnte ein so hoher Wasserstand wie jetzt nicht eintreten, und die Stadt wäre auf Jahrhunderte vor einer solchen Gefahr, wie ihr in diesem Winter drohete, geschützt. Ja die Stadt, aber das Land? Nun ja das Land! Des Landes Wohl liegt

wahrlich dem Einsender dieses sehr am Herzen. Das Land würde dann fast jährlich überschwemmt werden; das ist gewiß. Aber eben so gewiß ist es, daß nie eine Überschwemmung so furchtbare Folgen für das Land haben würde, wie die, welche wir 1827, 1830, 1834 erlebt haben, und augenblicklich wieder erleben, und wahrscheinlich bei dem Festhalten der bisherigen Maßregeln noch häufiger wieder erleben würden. Das ganze Ereigniß der jährlichen Überschwemmung würde einen ruhigeren, gleichmäßigeren und deshalb unschädlichern Verlauf gewinnen. Die Erfahrung würde bald an die Hand geben, wie hoch die Wohnungen müßten gelegt werden, um wasserfrei zu sein. Man würde finden, daß ein großer Theil der Wohnungen bereits hoch genug liege; die übrigen würden die Eigenthümer entweder in die Höhe schrauben, oder durch Umdeichung zu schützen suchen, und sich nicht, wie bisher, der trügerischen Hoffnung hingeben, es werde ja wohl so bald keine Überschwemmung wieder kommen. Neuzuerbauende Häuser würde man dann nur auf hinreichend hohen Werften errichten. Verlegenheit, Mühe, Arbeit würden augenblicklich viele Landbewohner haben, aber sie würden es wissen, daß sie dieselbe haben, und sich bei Zeiten rüsten, ihnen zu begegnen; während jetzt manche in dem Wahne, durch die Deiche geschützt zu sein, hingehen, bis die Gefahr sie rettungslos überfällt, eine Gefahr, die, wie nachgewiesen ist, in Zukunft noch häufiger und in stets höherem Grade wiederkehren würde. Am meisten Schwierigkeit würde das Aufbewahren der Feldfrüchte, welche keinen Frost ertragen können (Kartoffeln, Wurzeln, Rüben) verursachen. Indeß auch diese würde sich überwinden lassen, wenn die schon jetzt von einigen beobachtete Weise, solche Früchte nicht in die Erde zu graben, sondern über der Erde zu verwahren, und einen Hügel von Stroh, Soden und Erde darüber zu schütten, allgemeiner Gebrauch würde.

Aber das Land selbst, würde das nicht durch die jährlichen Ueberschwemmungen an Werth verlieren? Umgekehrt, es würde gewinnen. Das Wummewasser freilich minder, das Weserwasser aber mehr führt sehr viele befruchtende Theile mit sich, und eine Ueberschwemmung, welche nur nicht zu lange anhält, und nicht, wie die diesjährige und alle durch Deichbrüche entstandene, durch reißende Strömung das Land aufwühlt und zerreißt, eine Ueberschwemmung, welche in ruhigerem Verlauf über das Land dahin ziehen würde, müßte, wenn sie nur nicht zu lange anhielte, vielmehr befruchtend auf das Land einwirken. Da aber des Weserwassers eine ungleich größere Masse ist, als des Wummewassers: so würde auch der befruchtende Einfluß des Weserwassers sich bis in alle Theile unsres Gebiets ausdehnen.

Nur die Besorgniß würde zurückbleiben, ob es dann künftig möglich sein würde, Winterkorn in unserm Gebiete zu ziehen, ob nicht dies in den jährlichen Überschwemmungen ertrinken würde. Es ist dies ein Punkt, über welchen besonders das Urtheil sachverständiger Landleute zu vernehmen sein würde. Einsender sagt nur seine Meinung. Auf das Winterkorn wird eine Überschwemmung, wenn sie nicht zu lange anhält, wohl überstehen können, ohne dadurch Schaden zu leiden. Nur das zu lange Stehen des Wassers, besonders das mehrmalige Ab- und Zufließen desselben ertränkte die Wintersaat. Einsender hat vernommen, daß hierüber bereits Erfahrungen vorhanden sind. So soll einer unsrer angesehensten Mitbürger auf seinem Landgute zu Borgfeld schon manches Jahr auf einem Stücke Land, welches zwar jährlich überschwemmt wird, von welchem das Wasser aber auch einen leichten Ablauf hat, Winterkorn gesäet, und davon stets eine nicht geringere Ernte als von nicht überschwemmtem Lande gehalten haben. Es würde demnach nur dafür zu sorgen sein, daß das Wasser, sobald es in den Flüssen fiele, auch aus dem Lande einen leichten Ablauf hätte, dann würde in den höher gelegenen Theilen unsres Gebietes auch trotz der jährlichen Überschwemmungen Winterkorn eben so gut gebaut werden können, wie jetzt. In den niedrigst gelegenen Theilen unsres Gebiets wird ja auch jetzt schon kein Winterkorn gebauet, so z. B. im ganzen Blockland mit Ausnahme einiger weniger höhergelegenen Äcker zur Wasserherst. Die niedrigsten Gegenden unsres Gebiets würden aber bei jährlichen Überschwemmungen mit Weserwasser durch Verbesserung des Graswuchses außerordentlich gewinnen, wie denn auch die Blockländer bereits mehrere Male darauf angetragen haben, daß es ihnen vergönnt werden möchte, ihre Deiche zu erniedrigen, welche Bitte aber bisher nicht hat gewährt werden können. Einige Theile in unsrem Gebiete mag es geben, welche von mittlerer Höhe jetzt noch zum Bau von Winterkorn geeignet sind, von welchen aber bei jährlichen Überschwemmungen das Wasser zu langsam ablaufen würde, als daß sie auch dann noch Winterkorn tragen könnten. Diese müßten dann entweder zum Anbau von Sommerkorn benutzt, oder zum

Graswuchs liegen bleiben, und auch hierzu würden sie durch das Weserwasser befruchtet werden.

Es würde demnach wahrscheinlich eine ruhig verlaufende, und bei Zeiten wieder ablaufende jährliche Überschwemmung im Allgemeinen auch für das Land einen weit günstigeren Erfolg gewähren, als der jetzige Zustand bereits gewährt, mehr noch für die Zukunft in traurige Aussicht stellt. Der Ablauf des Wassers müßte dann theils dadurch befördert werden, daß die Deiche auf der Höhe von 12—13 Fuß in untadelig festem Zustande erhalten würden, damit nicht, wie jetzt durch die offnen Deichbrüche, schon bei geringem Steigen das Wasser aus den Flüssen in's Land zurückfluthen könne. Theils müßten die Siele und Abzugskanäle in den bestmöglichen Stand versetzt werden. Zwar sind bereits unsre Abwässerungsanstalten in vortrefflichem Zustande; dennoch würden sie wahrscheinlich unter so gänzlich veränderten Umständen noch mancher Erweiterung und Verbesserung bedürfen. Die dadurch erweckten Kosten würden aber den jetzigen Deichlasten lange nicht gleich kommen, und würden daher von den Landleuten mit Freuden übernommen werden.

Nur einem Theile unsres Gebiets möchte es vielleicht rathsam sein, sich fortwährend durch Deiche zu schützen. Die Mittelsbürener, Niederbürener, Leesumbroker, Dunger und ein Theil der Grambker und Oslebshauser Feldmarken nämlich werden durch die Oslebshauser Sandhügel und durch die Chaussee von Oslebshausen nach Burg von unsrem übrigen Gebiete abgeschnitten. Wollten diese auch ihre Deiche abtragen: so könnte es leicht geschehen, da die ganze durch unser Gebiet fluthende Wassermasse zwischen Vegesack und Altenesch passiren muß, daß das Wasser von der Spitze des Leesumbrokes einige Landtheile abrisse. Es könnten daher, unbeschadet der Maßregel für unser übriges Gebiet, die Weserdeiche von Oslebshausen bis Leesumbrok, und die Leesumdeiche von Leesumbrok bis Burg auf ihrer jetzigen Höhe erhalten, ja selbst noch erhöhet und verstärkt werden.

Sollte nun eine Maßregel, wie die vorgeschlagne, zur Ausführung kommen: so wäre offenbar jetzt der geeignete Zeitpunkt. Ausgeführt werden kann sie nur durch die competenten obrigkeitlichen Behörden unter Beirath von Sachverständigen (Wasserbaukundigen und Landleuten). Aber die öffentliche Meinung wird ihres Einflusses auch auf die, denen die Entscheidung zukommt, nicht ermangeln. Unmittelbare Einwirkung auf die Behörden zu üben, hat der Einsender keinen Beruf; er verschweigt deshalb auch seinen Namen, da derselbe die Sache weder hindern noch fördern kann, legt aber seine Ansicht nebst ihren Gründen der öffentlichen Meinung vor. Daß seine Vorschläge noch mancher Ergänzung, Erweiterung und theilweiser Berichtigung bedürfen mögen, verkennt er nicht. Mögen sie sich einer sorgfältigen Prüfung zu erfreuen haben, und nur das Gute, das Wahre davon behalten werden.

Altenwall-Fahrweg.

Es ist oft und von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen, daß der Alte Wall und der Stavendamm durch einen Fahrweg verbunden sein möchten. Diesen Augenblick bietet sich dazu eine günstige Gelegenheit — und nun findet sich Niemand, der das Unternehmen mit rechtem Eifer angreift. Wie unpassend ist es, daß eine so elegante Straße wie der Alte Wall einen wahren Cul de sac bildet, an dessen Ende man mit dem Wagen wieder umkehren muß, wie angenehm wäre es, wenn man über Holzpforte und Stavendamm mit dem Wagen gleich in die Mitte der Stadt gelangen könnte! Auf der anderen Seite — wie vortheilhaft erschiene es für den Handelsverkehr, für den Schifffahrts-Betrieb auf der Holzpforte, wenn die Wagen dort nicht wieder nach dem Eintrittspunkte umzukehren brauchten, wenn sie den später kommenden Wagen nicht in den Weg zu treten nöthig hätten, und über den Alten Wall den Ausgang wählen könnten! Endlich — wie angenehm wäre es, wenn die Bewohner des Stavendamms und der umliegenden Straßen über die Holzpforte nach dem Wall, nach dem Theater, zum Oster- und Heerdenthore gelangen könnten! Daß die frühere Idee einer theilweisen Zudämmung der Weser bei dem Lübberschen Badehause und so weiter unpractisch ist, hat man bei dem letzten Eisgange recht gesehen. Die Weser kann hier keine Beengung ihres Bettes dulden, sie würde mit den mächtigen Mauernbrechern der Eisschollen jährlich die dortigen Hindernisse zertrümmern. Der Raum für die Fahrbahn muß also nach innen, nach der Landseite gesucht werden, und hier bietet sich den Augenblick gerade die oben angeregte günstige Gelegenheit. Die gegenwärtigen Eigenthümer des F. Erbes, welches mit seinem Garten in einer großen Rundung auf den Wall hinaustritt, haben sich gegen die betreffende Behörde erboten,

4/168/24 = 1
168

diese hervorspringende Rundung dem Staate abzutreten. Als Gegenleistung schlagen sie vor, der Staat möge das kleine Weser-Comtoir-Haus, welches neben der eisernen Brücke liegt, wegräumen und ihnen vom so gewonnenen Terrain so viel Platz austauschen, als sie zur Herstellung einer regelrechten Baulinie bedürften. Die Zweckmäßigkeit der Wegräumung dieses alten Comtoir-Häuschens ist nämlich schon oft hervorgehoben. Es erfüllt seinen Zweck gar nicht, weil das Fahrwasser sich nach der entgegengesetzten, der Werder-Seite gewandt hat, und eigens Anrudrer gehalten werden müssen, um die Communication zu unterhalten, weshalb es offenbar viel zweckmäßiger wäre das Comtoir nach dem Werder, etwa in die leicht einzurichtende frühere Wache zu verlegen. Auch scheint eine Haupt-Reparatur des Hauses an der Holzpforte nothwendig, und dürfte diese den Kostenaufwand gar nicht werth sein. Wird das Häuschen weggenommen, so gewinnt auch die Marterburg in der Gegend des Prangeschen Hauses bedeutend an Breite, was wiederum dem Handel- und Schifffahrts-Verkehr auf der Holzpforte zu Gut kommt. Die Offerenten haben sich endlich erboten auch auf andere Gegenleistungen einzugehen. Leider scheint aber aus der schönen Idee nichts werden zu sollen, denn da die Bezeichneten seit den 16. Jan. d. J. ohne Antwort gelassen sind, und eine Erbtheilung nicht länger danach verzögert werden kann, so sehen sie sich genöthigt das ganze Erbe anderweitig zu verkaufen. Gewiß tritt als Käufer ein Baumeister oder ein anderer Speculant auf, und der Staat verliert entweder die Möglichkeit zur Erwerbung des gedachten Terrains ganz oder muß sie später doppelt theuer bezahlen.

Talma und der Färber.

In der Welt geht es oft bunt, auf der Bühne oft noch bunter her. Wenn das verehrte Publikum immer wüßte, wie ganz anders die Schauspieler oft fühlen und sind, es würde mit aller Illusion aus sein. Große Schauspieler sind auch auf den Brettern wie gegen sich, so gegen jedes Ungehörige streng. Namentlich war Talma in Vermeidung jeder Störung ängstlich; was etwa Lachen erregen oder auch nur ein anderes Gefühl, als er gerade bezweckte, herbeiführen könnte, das mußte sogleich abgestellt werden. Indeß ging es ihm hierin, als er in einer Provinzialstadt in den „Templern“ den Jacques Molay spielte einmal sehr komisch. Das Feuilleton der Oberdeutschen Zeitung erzählt den Hergang so: In dem pathetischen Augenblicke, wo er im Begriffe steht, in den Tod zu gehen und der Großmeister ausruft:

. . . Es ist
„Nicht Strafe, nein, es ist der Ruhm der Märtyrer,
Laßt uns dem Himmel danken, der ihn giebt.“

bemerkte Talma neben sich einen Templer mit dem häßlichsten Gesichte, das man sich vorstellen kann, und fürchtete durch dasselbe den ganzen Eindruck zerstört zu sehen. Talma stand da mit emporgehobenen Armen und ruhigem Blick, sagte aber leise und zornig zu dem Direktor Bernard, der als Templer mit fromm gekreuzten Armen neben ihm stand, nachdem er die Worte gesprochen:

„Ich bin bereit, seid Ihr es meine Brüder?“

(„Wer ist denn dieser Esel in Menschentracht hier zu meiner Rechten? Warum haben Sie ein solches Gesicht neben mich gestellt?“ Bernard: „Es thut mir leid, Herr Talma!“)

Talma:

„O Gott, ich preise Dich, Du giebst uns Muth,
Noch größer als das Unglück, das uns trifft.“

(Bernard (mit Thränen in den Augen): „Es ist wahr, er ist sehr häßlich. Es ist ein Färber aus der Stadt Flamand, der aus Kunstliebe spielt. Die Figuranten sind selten bei uns!“)

Talma:

„Ein hohes Beispiel geben wir der Welt.“

(„Sagen Sie, er solle sich entfernen.“ — Bernard (leise zu dem Färber, ohne ihn anzusehen): „Treten Sie zurück!“ Alle Templer entfernen sich, statt sich um den Großmeister zu schaaren. Talma wendet sich in Begeisterung zu den Rittern:

„. . o werthe Ritter!“

(„Wo sind die dummen Menschen?“ Bernard (zu den Figuranten): „Kommen Sie doch her!“ Sie kommen wieder herzu und das häßliche Gesicht wieder voran.)

Talma:

„Das Leben weicht doch einmal von uns Allen...“

(„Hol' ihn der Teufel! Herr Färber, treten Sie zurück! Verbergen Sie sich hinter den Andern!“ Der Färber: „Da kann ich nicht, sehen Sie, ich bin am besten angezogen.“ Talma: „Geh' zum Teufel, Esel!“)

„Ihr lieben Freunde....“

(Der Färber: „Ich schlage dem großen Schauspieler den Kopf entzwei!“ Talma (umarmt ihn): „Ich werde Dich hinauswerfen lassen!“)

„. . . ruhmreicher Tod!
Vom Blutgerüste steigen wir zum Himmel!“

Während dieser Scene zerschmolz das Publikum in Thränen.

Auflösung der Charade in Nro. 19.

Brautschatz.

Miscellaneen.

(Die Speisenfabrik zu Leith bei Edinburg.) Unter den Etablissements zu Leith ist vornehmlich merkwürdig das der Herren Gillon und Compagnie „for preserving fresh meat," zu Aufbewahrung frischen Fleisches. Es ist dies die einzige Anstalt der Art in Schottland; zwei ähnliche bestehen in England und eine in Irland, aber die Gillonsche hat vor diesen nicht bloß die Großartigkeit, sondern auch das voraus, daß sie ihre Wirksamkeit zugleich auf das Frischerhalten von Vegetabilien erstreckt. Sie wurde im August 1838 begründet und macht bereits glänzende Geschäfte. Der Schauplatz der Operationen ist ein mächtiges, in der Mitchellstraße gelegenes Gebäude. Die untere Flur enthält die Vorrathskammern für die Victualien, und für jeden Stoff einen besondern Raum zum ersten Akte, d. h. zur Reinigung. So sind vierzig Hände in einem großen Saale von früh bis spät allein mit Rindsklauen beschäftigt. Das ganze erste Stockwerk ist eine fortlaufende Reihe von kolossalen Küchen, aus denen der Brodem und Dampf durch geschickt angebrachte Ventilatoren abzieht, so daß die Küchen stets reine Luft haben, welche Vorrichtung in Deutschland auf's Erwünschteste zum Lüften der Tabagien dienen könnte. Man zählt neun Kessel, jeden von vierhundert Quart Gehalt, und mehrere sind ausschließlich mit obengedachten Rindsklauen gefüllt, die eine vortreffliche, das Grundelement verschiedener Suppen bildende Gallerte liefern. Zu gleichem Zwecke werden fast eben so viele Rindsknöchel und geringe Fleischsorten verbraucht, deren extrahirte Kraftbrühe in der englischen Kochkunst **stock** heißt und für die unerläßliche Grundlage jeder guten Suppe gilt. Die Kessel sind inwendig mit einer Art Durchschlag versehen, in welchem das Fleisch liegt, so daß es nie den Kessel berührt und folglich nicht anbrennen kann. Die Brühe wird in eigenen Gefäßen abgekühlt, zuvor aber der ölichte, aufschwimmende Schaum sorgfältig abgeschöpft. Dieser Schaum erzeugt sich sowohl von den Rindsklauen als von den andern Fleischsorten, unterscheidet sich jedoch durch Aussehen und Brauchbarkeit. Der von den Klauen ist ein weißliches Oel, das vorzugsweise in die Seidenmanufacturen zum Einschmieren der Maschinen verkauft wird: der andere ähnelt guter frischer Butter und ist unter den ärmern Volksklassen zum Anmachen ihres Gerstenbreis nah und fern beliebt. Der zur Exportation fabricirten Suppen giebt es zwanzig verschiedene Arten, darunter natürlich die berühmte Schildkröten- und die nicht zu verachtende Ochsenschwanzsuppe. Sämmtliche Suppen werden zwar in üblicher Weise, aber so concentrirt zubereitet, daß sie beim Gebrauche zur Hälfte mit Wasser verdünnt werden müssen. Man bewahrt sie in blechernen Büchsen von verschiedenem Maaße. Die Herrn Gillon und Compagnie machen besonders nach Ostindien starke Geschäfte.

(Das Zuchthaus Penitentiary in Philadelphia.) Zu den Merkwürdigkeiten Philadelphias gehört das neue große Zuchthaus Penitentiary. Es steht frei und luftig auf einer kleinen Anhöhe außerhalb der Stadt und ist 1821 nach einem ganz neuen Plane zu bauen begonnen. Völlig fertig kostet es die Summe von 432,000 Dollars. Es bildet mit seinen innern Höfen ein regelmäßiges Viereck, jede Seite zu 650 Fuß Länge und bedeckt einen Flächenraum von 10 Morgen. Es ist aus Granit erbaut und hat die Form einer ungeheuern Ritterburg gothischen Stils mit ihren Thürmen, Zinnen und Platformen; die Höhe der Ringmauer ist 40 und die der verschiedenen Thüren 50 — 60 Fuß. Die Fronte wird von zwei Thürmen und das in der Mitte auf 200 Fuß Länge sich ausdehnende Centralgebäude, von zwei dergleichen flankirt, hinter denen noch ein fünfter Thurm ist. Der einzige Eingang in der Mitte des Centralgebäudes ist durch ein ungeheures eisernes Fallgitter und doppelte mit eisernen Spitzen bespickte Thorflügel von dicken Eichenbohlen verwahrt. Schauerlich imposant ist der äußere Anblick des Ganzen. Im zweiten Hofe ist die eigentliche Gefängnißanstalt, deren Form sich nicht besser, als unter dem Bilde eines kolossalen Spinnengewebes versinnlichen läßt. In der Mitte ist ein rundes Wachtgebäude für die Aufseher; von da aus laufen die langen Gänge mit den Gefängnißzellen (gleichsam die Fäden des Gewebes, in dessen Centrum die Spinne sitzt). Jeder Gang, deren sieben sind, enthält auf jeder Seite 40 Zellen und durch einen merkwürdigen Bau wiederholt sich der leiseste darin ertönende Laut augenblicklich in dem Centralwachtgebäude. Eine solche Zelle erhält nun der ankommende Gefangene für die ganze Strafzeit zum einsamen Aufenthalt angewiesen. Er sieht niemals einen Mitgefangenen, überhaupt Niemand als den Aufseher. Arbeit wird ihm niemals angeboten, noch weniger auferlegt. Wenn er zuerst darum bittet, heißt es wohl: „solcher Gunst müsse er sich erst noch würdiger machen." Wirklich erhält er sie nur auf wiederholtes Bitten und als Belohnung tadelloser Aufführung bewilligt.

(Zeitungen in den Vereinigten Staaten.) Die Zahl der deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten beträgt jetzt über 70, zum Theile im größten englischen Format und mit 6 Spalten auf einer Seite. Die meisten erscheinen aber wöchentlich nur ein bis zweimal. Von den 1500 englischen Blättern erscheinen 150 täglich; einige sogar täglich zweimal.

(Eine ägyptische Münchhausiade.) Fürst Pückler-Muskau versichert in seinen Briefen über die Wüste Schendy, ein angesehener Eingeborner habe ihm nachstehende Geschichte, als der Wahrheit vollkommen getreu, aufgebunden. „Es ist noch nicht lange her," begann der Kascheff, „daß ein Mann aus Berber sich hier niederließ, den wir Alle gekannt haben. Eines Morgens führte er ein Pferd zum Tränken an den Nil, band den Strick, an dem er es hielt, um seinen Arm, und kniete, während das Thier seinen Durst löschte, zum Gebete nieder. In dem Augenblick, wie er mit dem Gesichte auf dem Boden liegt, fegt ihn ein Krokodill, nach der gewöhnlichen Art seines Angriffs, mit seinem Schweif in das Wasser und verschlingt ihn. Das Pferd, entsetzt, wendet alle seine Kräfte an, um zu entfliehen, und da der im Bauche des Krokodils befindliche Arm seines todten Herrn, an welchem der Strick festgeknüpft war, diesen nicht loslassen

konnte, und der Strick auch nicht zerriß, so zog das entsetzte Pferd an demselben das Krokodill selbst nicht nur aus dem Flusse heraus, sondern schleppte es auch über den Sand bis an die Thüre seines eigenen Stalles fort, wo es dann bald von der herbeikommenden Familie getödtet, und der entseelte Körper des Verunglückten noch in seinem Innern ganz unversehrt gefunden wurde."

(Baron Rothschildt.) Die Dorfzeitung vom 3. März berichtet: Baron Rothschildt in Neapel gab am letzten Sonnabend ein großes Ballfest, dem der König und die ganze königliche Familie nebst dem höchsten Adel aus dem In- und Ausland beiwohnte. Herr und Frau von Rothschildt hatten die Ehre, am königlichen Tisch und unmittelbar neben dem König und der Königin zu speisen, oder wenigstens zu sitzen, da sie vor Rührung nicht essen konnten. Der Ball dauerte bis früh 5 Uhr.

(Rheinlied.). Man lies't im „Kometen": Wie es früher mit dem Rheinliedsenthusiasmus zu arg war, so ist es jetzt mit dem Verspotten desselben. Jener war doch wenigstens die Manifestation einer echt deutschen Gesinnung im Volksleben, die man achten sollte, da sie Noth thut — dieses aber ist eine Selbstverhöhnung, deren wieder nur deutsche Charakterlosigkeit in ihren modernen Verirrungen fähig ist. Das Aergste in dieser Rubrik ist eine vor allen Bilderläden ausgehängte Caricatur, worin die Deutschen als lächerliche Renommisten den nobeln Franzosen gegenübergestellt sind. Wie man nur so etwas in Deutschland aushängen kann, ohne daß das Bilderfenster zertrümmert wird? Weder Franzosen noch Engländer würden ihre eigene Nationalität auf Kosten des Auslandes so an den Pranger stellen lassen.

(Musikalisches.) In Wien macht ein Virtuos auf der Guitarre und dem Melophon, Sign. Regondi, ungemeines Aufsehen. Er hat schon fünf Concerte gegeben und die allgemeinste Bewunderung erworben. Er entlockt der Guitarre, selbst während der rapidesten Schnelligkeit, die wohlklingendsten, reinsten Harfentöne, was vor ihm noch Keinem gelungen ist. Er hat die Guitarre als Concertinstrument zu Ehren gebracht und in ihrer Behandlung eine Umwälzung gemacht, wie Paganini mit der Violine. Regondi ist erst 18 Jahre alt. — Er gedenkt von Wien aus den Norden zu bereisen.

(Dahlmann) hat sich anders besonnen und geht nicht nach Bern, weil man an seinem Reisegelde geknickert hat.

(Französische Presse.) „Man beschuldigt Sie," sagte Jemand zu Thiers, „sich während Ihres letzten Ministeriums durch Börsenspeculationen bereichert zu haben." „Wer ist so frech, dies zu behaupten?" fuhr der Expräsident auf. „Es steht in den Zeitungen." „Es ist also gedruckt — nun dann hat es nichts zu sagen," versetzte Thiers vollkommen beruhigt.

(Daguerreotypen.) Wie unwahrscheinlich es auch klingt, so soll doch Daguerre ein Mittel angezeigt haben, welches er gefunden, um auch bewegte Gegenstände, sogar fliegende Vögel, augenblicklich zu daguerreotypiren. Da ist kein Mensch mehr sicher, mir nichts dir nichts von der Straße hinweg festgenommen und auf den magischen Platten festgehalten zu werden.

(Man schreibt aus Hamburg): Die zum Jungfernstiege führende neue Bergstraße ist eine wirklich imposante Straße geworden, und in ihr sind so viele neue, zum Theil prachtvolle Läden entstanden, daß sie an das Palais royal erinnert, zumal wenn man über die Kunst den Jungfernstieg hinaufgeht, wo ein schöner Laden den andern zu verdunkeln sucht. Am Abend, wo diese Bontiken feenhaft erleuchtet sind, nehmen sie sich wahrlich überraschend aus. Die meisten haben Fenster von Spiegelglas und man erzählt sich, daß eine, den ganzen Laden bedeckende Scheibe 6000 Mark gekostet haben soll.

(Branntweinpest). In einer Correspondenznachricht aus Hamburg lies't man: Es ist erwiesen, daß jetzt im Durchschnitt jährlich 18 bis 19 Personen am Säuferwahnsinne sterben, einer Krankheit, die früher kaum bei uns bekannt war. Die Erfahrung lehrt aber, daß durchschnittlich nur der achte Theil solcher Kranken stirbt, so daß sich jährlich 147 Personen um ihren Verstand trinken. Außerdem kamen im Jahr 1840 noch 15 Personen an ihren Folgen der Trunkenheit um; 57 zogen sich in derselben mehr oder minder starke Verletzungen zu; 77 geriethen betrunken in Feuersgefahr und 258 wußten, wegen in der Trunkenheit begangenen Frevel, polizeilich bestraft werden. Es wäre also gewiß räthlich, dem Laster nicht nur durch einen Mäßigkeitsverein, sondern auf jede mögliche Weise Schranken zu setzen, was am besten mit hohe Besteuerung der Wirthe geschehen kann. Daß eine solche Maßregel durchzusetzen sei, zeigt sich in Schweden, wo mit Strenge gehandhabte Gesetze den Genuß des Branntweins fast gänzlich unterdrückt haben.

(Die Getäuschten.) In Helston, einem Städtchen an der Küste in der Grafschaft Cornwall, fiel am 8. Februar Abends ein sonderbarer Auftritt vor. Ein Pflastertreter des Orts hatte das Gerücht verbreitet, der regierende Herzog von Sachsen-Gotha sei auf dem Wege nach England zur Taufeier seiner Enkelin von stürmischen Wetter an die Küste von Cornwall verschlagen worden, habe in St. Michael's Mount gelandet, und werde über Helston nach London reisen. Der müssigen Erdichtung kam noch der Umstand zu statten, daß auf den Abend wirklich acht Pferde bei der Post des Städtchens bestellt worden. Bald war die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen, die Fronte des Posthauses war beleuchtet, der Gemeinderath stand in seiner Amtstracht parat, und der Stadtschreiber las den Umstehenden zur Probe die von ihm in der Geschwindigkeit entworfene Bewillkommnungsrede an den durchlauchtigen Schwiegervater Ihrer Maj. vor. Plötzlich rief es: „Er kommt, er kommt!" Die Musikbande spielte „God save the Queen," das Publikum zog die Hüte und der Redner war im Begriffe, hervorzutreten, als es sich zeigte, daß in den heranrollenden Vierspännern, anstatt des deutschen Fürsten und seines Gefolges, bloß die Escorte des Postfelleisens aus Malta sa-

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Zöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Nro. 205.
— 206.
— 207.
— 208.
— 209.
— 210.
— 211.
— 212.
Nro. 303.
— 304.
— 305.
— 306.
— 307.
— 308.
— 309.
— 310.
— 311.
— 312.
— 313.
— 314.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 20.

Bremen, Donnerstag den 11. März 1841.

Gestorben:

Nro. 205. Den 5. März. Der Kutscher Friedrich Wulff, 27 Jahr; Neustadtsdeich.

— 206. Den 6. — Des Weisbäckers Johann Daniel Weyland Ehefr., geb. Geyer, 60 Jahr; Balgebrückstraße Nro. 2.

— 207. Den 6. — Der Postillion August Ziegenbein, 20 Jahr; Dechanatstraße.

— 208. Den 6. — Des Bildhauers Hinrich Arnold Runge Sohn, 11 Monat; gr. Krummenstraße Nro. 22.

— 209. Den 8. — Des Branntbeinbrenners Johann Heinr. Clausen Tochter, 3 Monat; Johannisstraße Nro. 3.

— 210. Den 8. — Die Näherin Metha Duckey, 90¾ Jahr; Heerdenthorswallstraße Nr. 11.

— 211. Den 8. — Des verst. Küpergesellen Johann Herm. Niemeyer Wittwe, geb. Töllen, 77 Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 6.

— 212. Den 8. — Des Stuhlmachers Joh. Friedrich Jenssen Ehefr., geb. Huntemann, 53 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 18.

Nro. 213. Den 8. — Des verst. Knochenhauers Herm. Almers Wittwe, geb. Albrecht, 61 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 151.

— 214. Den 8. — Elise Juliane Wilhelmi, 37 Jahr; Domsheide Nro. 5.

— 215. Den 9. — Der Schuhmachermeister Georg Behling, 55 Jahr; Düsternstraße Nro. 25.

— 216. Den 9. — Des Weinküpers Heinrich Pleuß Sohn, 4 Wochen; gr. Hundestraße N. 9.

— 217. Den 9. — Des verst. Gärtners Joh. Eberhard Wallbaum Wittwe, geb. Ehlers, 82 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 12.

— 218. Den 9. — Des vst. Zimmermanns Joh. Herm. Siemering Wittwe, geb. Hunecken, 68 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 36.

— 219. Den 10. — Des Musiklehrers Joh. Heinrich Ellinghausen Ehefr., geb. Hoyer, 37 J.; Pelzerstraße Nro. 33.

— 220. Den 10. — Des verst. Arb. Albert Tietjen Matthies Wittwe, geb. Francken, 70 J.; Kohlhökerstraße Nro. 39.

Geboren:

Nro. 303. Den 2. März. Des Arb. Berend Logemann Ehefr., geb. Osmers, Hastedt Nro. 14; von einem Mädchen.

— 304. Den 3. — Des Zahnarztes Heinrich Mielotz Ehefr., geb. Wehmeyer, Tiefer Nro. 42; von einem Mädchen.

— 305. Den 5. — Des Arb. Joh. Hinr. Schier Ehef., geb. Jacobsen, Reeperbahn Nro. 17; von einem Mädchen.

— 306. Den 5. — Des Lohndieners Joh. Gerh. Heinr. Schröder Ehefr., geb. Gödecke, Bürgerstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 307. Den 5. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinr. Geercke Ehefr., geb. Blume, Kupferschlägergang Nro. 3; von einem Knaben.

— 308. Den 6. — Des Sonnenmachermeisters Hinr. Mester Ehefr., geb. Gerl, Jacobistraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 309. Den 6. — Des Landmanns Nicol. Fesenfeld Ehefr., geb. Budelmann, Dreckort N. 1; von einem Mädchen,

— 310. Den 6. — Des Cigarrenfabrikanten Hinrich Nahrmann Ehefr., geb. Eberding, Klosterstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 311. Den 6. — Des Gastwirths Joh. Christoph Kammeyer Ehefr., geb. Sandelmann, vor Stephanikirchhof; von einem Mädchen.

— 312. Den 6. — Des Landvogts Joh. Friedr. Katenkamp Ehefr., geb. Bernhard, Brautstraße Nro. 28; von einem Knaben.

— 313. Den 7. — Des Arb. Joh. Heinr. Wilhelm Henke Ehefr., geb. Zinke, gr. Annenstr. No. 48; von einem Knaben.

314. Den 7. — Des Sattlermeisters Friedr. Ficke Ehefr., geb. Dolge, Geeren No. 44; von einem Mädchen.

Nro. 315. Den 7. — Des Branntweinbrenners Friedr. Koster Ehefr., geb. Meyer, Hohestraße Nro. 12; von einem Knaben.

— 316. Den 7. — Des Kochs Georg Aug. Heinrich Müller Ehefr., geb. Wischhusen, Catharinenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 317. Den 7. — Des Arb. Joh. Alb. Frese Ehef; geb. Hasshagen, alten Steinweg No. 65; von einem Knaben.

— 318. Den 7. — Des Arb. Joh. Wilh. Kallenberg Ehefr., geb. Woltmann, Osterthorsteinweg Nro. 121; von einem Mädchen.

— 319. Den 8. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Anton Klimann Ehefr., geb. Jacobsen, Stangenhof No. 19; von einem Mädchen.

— 320. Den 8. — Des Arb. Joh. Friedr. v. Hagen Ehefr., geb. Meyer, Fehrfelde Nro. 25; von einem Knaben.

— 321. Den 8. — Des Schneidermeisters Friedrich Gottfried Klages Ehefrau, geb. Geiken, Schwanenstr. Nr. 36; von einem Mädchen.

— 322. Den 9. — Des Zimmergesellen Joh. Conrad Klinge Ehefr., geb. Tietjen, Dreckort N. 18; von einem Knaben.

— 323. Den 9. — Des Cigarrenmachers Christian Carl Busch Ehefr., geb. Kreckler, Piperstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

— 324. Den 9. — Des Fuhrmanns Diedrich Heinrich Brügesch Ehefr., geb. Neukirch, Michaeliskirchhof; von einem Knaben.

— 325. Den 9. — Des Buchdruckers Joh. Heinrich Lauterbach Ehefr., geb. Steinforth, alten Steinweg Nro. 31; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 21.

Bremen, Sonntag den 14. März 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 14. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Cand.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Vieter.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Räthsel.

Ein kurzes Wort von selt'nem Wesen
Schließt dieses Räthsels Deutung ein;
Du magst es vor- und rückwärts lesen,
Es wird doch stets dasselbe sein.

Es trägt ein Heer von tausend Freuden
In seiner wunderbaren Brust;
Doch wird es gern' ein Land der Leiden,
Und speißt die letzte Lebenslust.

Dann toben die empörten Wellen
Mit selt'ner Wuth um's morsche Haus,
Und deinen Nachen zu zerschellen,
Löscht jeder Stern am Himmel aus.

Und doch schifft Alles jene Wogen,
Und wandelt die geliebte Bahn;
Und haben Tausend sich betrogen,
Der Nächste wagt sich wieder d'ran.

Die Indianerin.

(Schluß.)

Victoire, die Erstgeborene hatte die Schönheit des Vaters und das dunkle, schmelzende Auge der Mutter mit dem Glanze der Schwärmerei und dem bescheidenen Senken der seidenen Wimper. Ihre Wangen verriethen durch das warme Colorit die indianische Abkunft und so früh war sie gereift, daß schon in ihrem dreizehnten Jahre ihre schlanke Gestalt die zierliche Elasticität der Jungfrau mit der Hoheit des Weibes vereinte. In aller Üppigkeit einer tropischen Blume war sie zu den Füßen des Vaters aufgewachsen und ihre liebliche Weiblichkeit erweckte Gefühle in ihm, die bis dahin geschlummert. Es schmerzte ihn, wenn er sie das Wild verfolgen sah, sylphidenleicht wie ihre Mutter, und er seufzte, wenn ihr Ruder die Gewässer des Missouri peitschte, daß ihr Boot über die Oberfläche schoß, dem Vogel ähnlich, den ein Schuß aufgeschreckt, und das fröhliche Mädchen mit kundigem Blicke die Wirbel umschiffte und dann vorwärts flog, das Haar vom Winde getragen und die Lippen zum Gesange geöffnet. Tahmiroo verstand ihn nicht. In der Einfachheit ihres Gemüthes glaubte sie, die Liebe eine weißen Mannes äußere sich durch Schweigen und Trübsinn, und wendete der Gatte sein unruhiges Auge von der Tochter auf sie, begegnete sie einem Ausdrucke, der sie schmerzte. Seine Gleichgültigkeit war zur Verachtung geworden, und

der Stachel verwundet das Weib, ob es im Salon oder in der Wildniß wohne. Zuweilen empfand sie sogar Eifersucht gegen die eigene Tochter. „Ich liebe Victoire," dachte sie, „weil Victoire sein Kind ist; sollte er mich nicht lieben, weil ich Victoirens Mutter bin?"

Immer deutlicher trat Rancé's Wunsch hervor, Victoiren ihrer Mutter und ihrem Volke zu entfremden. Sein strengster Befehl beschränkte ihren Umgang auf die nächste Familie, und selbst dann beschäftigte er sie mit Tanzstunden, und durch Unterricht in mehreren Zweigen des Wissens, zu welchem Zwecke Rancé einen alten katholischen Geistlichen hatte kommen lassen. Das gefiel aber dem indianischen Mädchen durchaus nicht und oft genug entschlüpfte sie der väterlichen Hut, um ihre Pfeile zu prüfen und ihr Canoe zu rudern. Was daher Rancé längst vermuthet, daß es unmöglich sein würde, die Wünsche, die er für seine Tochter hegte, ohne deren Trennung von der Heimath zu erreichen, — das erkannte er von Tag zu Tag klarer.

Die Ausführung seines Vorhabens sich zu erleichtern, heuchelte er Tahmiroo die Zärtlichkeit von sonst; denn das wußte er wohl, daß ein freundliches Wort ihm ihre Liebe zurückbrächte. Als sie zum ersten Male wieder an seiner Brust ruhte, bat er sie, ihre Ländereien verkaufen zu dürfen, und sie, die für sein Lächeln ihr Leben gegeben hätte, gab ihm mit Freuden ihren Reichthum. Der alte Häuptling war todt; kein Anderer vermochte die gefühllose Habgier des Franzosen zu zügeln; ein Strich Landes nach dem andern wurde veräußert und das Geld nach Quebeck geschickt, denn dorthin wollte Rancé seine Tochter bringen unter dem Vorwande eines Besuchs; in der That aber, um die Gattin auf immer zu verlassen.

Die Ankunft einiger Händler aus Canada dünkte ihn eine passende Gelegenheit, Tahmiroo mit seiner Absicht bekannt zu machen, Victoire in einem der Klöster von Quebeck zu erziehen. Tahmiroo widersprach mit allem Ernste, mit aller Beredtsamkeit der Mutter, aber sie widersprach vergebens. Der Entschluß stand fest, daß Victoire und ihr Vater die rückkehrenden Händler begleiten sollten. Da flehte Tahmiroo, sie mitzunehmen. „Ich will mich fern von Euch halten", sagte sie, „will nur leben, um Euch zu sehen, will gern sterben, wenn ich Euch sehen kann, und schämt Ihr Euch meiner, mögt Ihr mich verleugnen."

„Dich verleugnen, Mutter! Dich, die Tochter eines Sioux-Fürsten!" rief Victoire und warf sich schluchzend an die Brust der Weinenden. Aber der Vater riß sie los. „Es ist Zeit zu gehen!" gebot er. Tahmiroo sprang auf und umschlang Victoiren mit der Kraft der Verzweiflung. „Laß sie gehen, Weib!" donnerte Rancé. Noch fester drückte die Mutter ihre Tochter an's Herz und erhob bittend die thränenschweren Augen. „Warum hast Du mich geraubt, das Kind eines Sioux?" sagte sie. — „Um Deines Vaters Ländereien willen!" antwortete der Franzose und schlug sie mit dem Stocke in seiner Hand.

Das war der Tropfen, der den Fels vom Felsen spaltet. Mit schrillem Wehruf sank Tahmiroo zu Boden und barg ihr Gesicht im Grase. Victoire wollte sich über sie stürzen; der Vater verhinderte es.

Als Tahmiroo erwachte aus der Ohnmacht, die ihre Sinne gefesselt, sah sie in der Ferne ein weißes Segel, und neben ihr lag ihr Knabe Louis, damals kaum sechs Jahre alt. Er hatte die Mutter gesucht, und wie er sie gefunden und nicht zu erwecken vermocht, sich neben sie gelegt auf seinen Bogen und auf seine Pfeile.

Von jener Stunde an war Tahmiroo eine Andere. Ihre stille Unterwürfigkeit hatte einem finstern Stolze Raum gemacht und sie, die Sanfte, war von jetzt an unversöhnlich wie der Blutgierigste ihres Stammes. Alle Gefühle ihrer Brust bezogen sich auf ihren Louis, und doch trug selbst ihre Zärtlichkeit für ihn das Merkmal wilder Härte. Ihm Vater sollte er ähnlich werden, alle Weißen tödtlich hassen. Auch schien der Knabe dazu geeignet. Er war der wildeste Bube, der je einen Pfeil von der Senne geschnellt; nur seiner Mutter erwies er Gehorsam und im Voraus begrüßten die Sioux in dem trotzigen Knaben den künftigen Häuptling.

So waren drei Jahre vorübergeschritten, als unerwartet Florimond de Rancé erschien. Er kam, theils neugierig seinen Sohn zu sehen, theils von dem Verlangen getrieben, mehr Land zu verkaufen. Gegen Tahmiroo heuchelte er Reue und versprach, spätestens binnen Jahresfrist Victoire zurückzubringen. Aber Tahmiroo empfing ihn eisigkalt und hörte seine Worte, gleich als fasse sie den Sinn nicht. Nur wenn er mit ihrem Knaben redete, erwachte sie aus ihren Träumen, leuchtete der Argwohn aus ihren Augen; denn eine Ahnung sagte ihr, Florimond sei gekommen, ihr auch den Sohn zu nehmen, und so bewachte sie ihn, wie die Wölfin ihr Junges.

Ihre Besorgniß war nicht ungegründet, es lag in

Rancé's Plane, ihr den Knaben zu entführen. Tahmiroo hoffte, daß der Haß, den sie ihm einzuflößen gestrebt, den lockenden Schilderungen widerstehen werde, die Florimond in seiner Gegenwart von Quebeck entwarf; doch schon nach wenigen Wochen sah sie sich getäuscht, sah sie ihren Louis der Zauberkraft weichen, die sich seines jungen Gemüths bemächtigt. Da kamen fürchterliche Rachegedanken in ihre Seele. Mehr als einmal hatte sie sich zu dem Entschlusse gestählt, den Vater ihres Kindes zu morden; im Momente der Ausführung wankte ihre Kraft. Immer erinnerte sie ein Zug seines Gesichts an den jungen Franzosen, der ihr den Köcher auf der Jagd getragen und den Mocasin geküßt, ehe er ihn festgebunden, und da konnte sie ihn nicht tödten. Aber das Mutterherz drohte zu brechen, als Louis ihr den Wunsch erklärte, den Vater nach Quebeck zu begleiten. Sie wußte, daß Widerspruch vergeblich, und bewilligte die Trennung mit jener Ruhe, die oft eine Botin des Wahnsinns.

Am Vorabende des Scheidens war Tahmiroo mit Louis allein, Rancé in Geschäften abwesend. Da legte Tahmiroo ihr Brautkleid an und den Schmuck, den sie mit jenem getragen, und als der Knabe sie fragte, weshalb sie das thue, antwortete sie: „Weil Deine Mutter Dich nicht wiedersehen wird im Lande der Sioux und wenn sie ihrem Vater begegnet im Lande des Geistes, er die Perlen erkennen soll, die er ihr gegeben." Da nahm sie den Knaben bei der Hand und führte ihn an den Strom, zu der Stelle wo das Canoe lag, das der Vater ihr geschenkt, als sie ihn verlassen, um in den Wigwam des Fremdlings zu gehen. Seine bunten Farben waren verwischt wie die Farben ihrer Hoffnung, und sie, um deren Besitz Fürsten geworben, stand jetzt ein verlassenes, unglückliches, verzweifelndes Weib. Noch einen Blick warf sie nach der Hütte, wo sie die kurzen Tage ehelichen Glücks genossen, dann riß sie den Knaben in ihre Arme, und in wildem Schmerz ausrufend: „Im Lande des Geistes kann er mir Dich nicht rauben!" sprang sie mit ihm in's Boot und trieb es fort nach den Katarakten von St. Anthony. „Mutter, Mutter," schrie der Knabe; „dort ist der Wasserberg!" — „Und siehst Du Deinen Großvater auf den Wellen stehen und winken?" fragte die Mutter.

Ein Schrei des Knaben und in jähem Sturze schlug das Canoe um. Louis de Rancé wurde nie mehr gesehen. Er und das geschenchte Reh der Sioux schlummern Beide im Mississippi. Aber die Erinnerung an sie lebt noch im Gedächtnisse der Indianer. So oft Nebel über dem Wasserberge hängt, sagen sie: „Heute laßt uns nicht auf die Jagd gehen. Ein Sturm ist im Anzuge, Tahmiroo und ihr Sohn wandeln auf dem Wasserberge!"

* Handelsgericht.

Dem in Nr. 8 des diesjährigen Bürgerfreundes gegebenen Versprechen gemäß wollen wir einige Verhältnisse im Handel näher bezeichnen, welche — vom Gesetzgeber richtig gewürdigt — eine den mercantilen Bedürfnissen angemessene Rechtssprechung wesentlich fördern dürften.

Vor allen Dingen rechnen wir zu solchen Verhältnissen die Usanzen.

Diese aus der Masse gleichartiger Geschäfte erzeugten Regeln oder Gebräuche bilden in Handelssachen eine reichhaltige Quelle für die richterliche Entscheidung, und wenn sie hier oder dort auf die Urtheile den ihrer Bedeutung entsprechenden Einfluß nicht üben, so werden wir hievon den Grund fast immer in einem Prozeßverfahren finden, welches für alle Stände berechnet, zu wenig die Eigenthümlichkeiten des Handels zu berücksichtigen vermag.

So hat, was hier besonders in Frage kommt, eine Gerichtsordnung, welche ein für alle Privatstreitigkeiten ohne Ausnahme normirendes Verfahren bezweckt, ein Richterpersonal vor Augen, das der Staat nur in Bezug auf Gesetzeskunde als Sachverständige ansieht, und auf welches der Grundsatz:

„Der Richter kennt als solcher nur das pub-
„licirte Gesetz, die Thatsache muß ihm erwie-
„sen werden,"

seine volle Anwendung leidet.

So richtig nun auch dieser Grundsatz an und für sich ist, so gewiß er auch in einer allgemeinen Gerichtsordnung seine volle Geltung behaupten muß, so lassen sich doch Modificationen desselben in einem für specielle Gattungen von Fällen berechneten Proceßverfahren nicht nur denken, sondern sie und die besonderen dadurch hervorgerufenen Einrichtungen finden, wenn ein Stand, wie z. B. der Kaufmannsstand, in einem Handelsstaate eine hervorragende Wichtigkeit hat, ihre volle Rechtfertigung.

So möchten wir namentlich, was die Usanzen betrifft, das obige Princip, wornach dem Richter nur die officielle Kenntniß des publicirten Gesetzes beigemessen wird, verlassen, und den Grundsatz in's Leben gerufen sehen:

„Der Richter kennt als solcher nicht nur das „publicirte Gesetz, sondern auch die in und „durch den Handel gebildeten Usanzen."

Wir wissen nicht, ob wir von nichtjuristischen Lesern verstanden worden sind, und wollen daher durch einfache Beispiele deutlicher zu werden versuchen.

Nach dem obigen bisher geltenden Principe, wird, wie gesagt angenommen, daß der Richter das publicirte Gesetz, welches z. B. den Käufer zur Zahlung des Kaufpreises verpflichtet, schon ex officio kenne, d. h. mit andern Worten, wenn z. B. der Verkäufer den Käufer auf Zahlung belangt, so braucht dem Richter nur der Kauf selbst, nicht das die Zahlung des Kaufpreises gebietende Gesetz erwiesen zu werden.

Nun haben aber bei uns nicht nur das publicirte, s. g. geschriebene Recht, sondern auch die Gewohnheit, die Usanzen, die in und durch den Verkehr gebildeten Regeln Gesetzeskraft, sie müssen aber, da sie nicht zu den publicirten Gesetzen gehören, dem Richter, wenn der Gegner sie im Prozesse nicht anerkennt, von dem, der sich darauf beruft, erwiesen werden.

Wenn also der auf Zahlung des Kaufpreises verklagte Käufer einwendet: er brauche im vorliegenden Falle den Kaufpreis erst nach drei oder sechs Monaten in Folge einer hier bestehenden Usanze zu zahlen, so muß er diese Usanze nach den jetzt geltenden Grundsätzen erst erweisen, ehe auf sie vom Richter das Urtheil gebaut werden darf; während, wenn die officielle Kenntniß des Gerichts auf Usanzen erweitert wird, dasselbe, ohne hierüber den Beweis zu fordern, sofort über deren Existenz oder Nichtexistenz erkennt.

Der Unterschied in den praetischen Folgen beider Principien ist sehr bedeutend; um denselben nur einigermaßen zur näheren Anschauung zu bringen, genügt ein Blick in das bisherige Prozeßverfahren, in welchem die Usanze als des Beweises bedürftige Thatsache angesehen wird.

Nach dieser Ansicht werden die Partheien im ersten Verfahren, d. h. in der Klage, in den Einreden, Re- und Duplik mit allen für oder wider die behauptete Usanze sprechenden Gründen gehört, und daraus folgt denn weiter daß der Richter, wenn sich die Partheien nicht einigen, auf den Beweis der streitigen Usanze erkennen muß. Gegen ein solches Erkenntniß finden nun Rechtsmittel statt, die wiederum neue Erörterungen veranlassen, und sich möglicherweise erst mit dem in letzter Instanz festgestellten Beweissatze schließen.

Dann folgt ein neues Verfahren, in dem die Partheien die Mittel angeben, welche nach ihrer Ansicht die Existenz oder Nichtexistenz der Usanzen darthun, also Zeugen benennen, Urkunden produciren, u. s. w.

Hierauf wird, wenigstens in vielen Fällen, ein [illegible] erst die Zulässigkeit der Beweismittel entscheidendes Decret abgegeben, z. B. die Abhörung der Zeugen erkannt u. s. w. wogegen wiederum Rechtsmittel zulässig sind. Endlich kommt es zum s. g. Productionsverfahren, (die Zeugen werden wirklich abgehört) und den Beschluß macht ein das Resultat des Beweisverfahrens entscheidendes, aber gleichfalls Rechtsmitteln unterworfenes Decret.

Wir haben bei dieser leichten Skizze des Beweisverfahrens der mancherlei hors d'oeuvres, der verschiedenen Restitutionen, der Folgen des Verlustes eines Beweismittels u. s. w. nicht gedacht, und glauben es auch hier nöthig zu haben, da aus dem wenigen Mitgetheilten den Nichtjuristen schon klar geworden sein dürfte, daß zuweilen einige Zeit vergeht, ehe diese oder jene Behauptung also auch unter Andern die behauptete Usanze, als erwiesen angenommen werden kann. Freilich nicht immer, denn Vieles hängt von der Wahl der Beweismittel u. s. w. ab, aber, wie gesagt, doch zuweilen, und zwar gar nicht selten.

Wir würden daher überall nur einem Beweisverfahren über Usanzen das Wort reden können, wenn einzig auf diesem Wege ihr Dasein oder Nichtdasein, oder sie wenigstens gründlicher und besser als in anderer Weise dargethan werden könnten. Das glauben wir aber nicht, und wollen um unsere Ansicht etwas näher zu motiviren, einen Blick auf die dafür gebräuchlichen Beweismittel werfen.

Als solche werden zuweilen s. g. Parere's d. i. Gutachten über Handelsgebräuche genannt, wenn gleich man in neuerer Zeit ziemlich allgemein übereingekommen ist, denselben, namentlich insofern sie von den Partheien beigebracht sind, als Beweismittel alles Gewicht abzusprechen.

Solche Parere's bezeugen in der Regel nur das freundschaftliche Verhältniß der Parthei zum Aussteller, und führen daher in den meisten Fällen zu gar keinem Resultate, weil es sowohl dem Beweis- als Gegenbeweisführer nicht an guten Freunden zu ermangeln pflegt, die für den Ei-

nen die Existenz, für den Andern die Nichtexistenz der Handelsusanz bezeugen.

Dann fehlen auch dem Richter fast alle Mittel, den inneren durch die Rechtlichkeit und kaufmännischen Einsichten des Ausstellers bedingten Werth der Parere's zu prüfen; höchstens kann er den Beweis fordern, daß sie von Kaufleuten ausgestellt sind, ob und welche Kunde aber der Aussteller von dem fraglichen Geschäftszweige habe, welche Erfahrungen er sich hierin gesammelt, wie viel und wie wenig auf bloßer oberflächlicher Behauptung beruhe, über alle diese entscheidenden Momente wird sich der Richter aus den Acten schwerlich genügenden Rath holen, und seiner zufälligen Privatkunde einen Einfluß zu gestatten, möchte doch einer mehr wie bedenklichen Willkühr die Thür zum Gerichtssaale öffnen.

Ebenso hat auch die officielle Einholung von Gutachten über streitige Usanzen manches Bedenkliche.

Wo, wie hier, kein gesetzliches Organ für solche Gutachten, wie etwa eine Handelskammer existirt, gewährt deren officielle Einziehung den dabei nicht concurrirenden Partheien keine hinreichende Guarantie gegen Mißgriffe in der Wahl der begutachtenden Individuen, und gestattet man eine Concurrenz der Partheien, so wird der Unterschied zwischen den officiellen und den von den Partheien beigebrachten Parere's der Sache nach fast aufgehoben.

Man muß nur immer nicht vergessen, daß die im Prozesse befangenen Partheien zunächst den Gewinn desselben beabsichtigen, und ihr Einfluß auf die Beweismittel immer nur durch Rücksichten auf diesen Zweck geleitet wird.

Ihnen ist es daher völlig gleich, ob den begutachtenden Individuen eine wirkliche Kunde der fraglichen Verhältnisse beizumessen ist oder nicht, wenn es nur geglückt ist, Solchen eine Stimme bei dem Gutachten zu verschaffen, die sich zu einer günstigen Ansicht bekennen.

Ganz dasselbe gilt auch bei dem Beweise einer Usanze durch Zeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Versuch der Wiedererweckung eines Scheintodten.

Wenn wir unser Bedauern darüber aussprechen, daß schon seit längerer Zeit im Museum öffentliche Vorlesungen für die Mitglieder nicht mehr gehört werden, auf deren Regelmäßigkeit und Nothwendigkeit zum Bestehen dieser Gesellschaft die frühere Zeit mit einer gewissen Unfehlbarkeit rechnete, so ziehen wir uns ohne Zweifel den Vorwurf zu, zum ancien régime zu gehören und „folglich" die jetzige Zeit und die gänzlich veränderte Stellung des Instituts zu unseren gesellschaftlichen Zuständen nicht begreifen zu können. Wir wollen es indessen einmal darauf ankommen lassen und auch über die Richtigkeit der letzteren Folgerung nicht streiten, obgleich es doch noch sehr die Frage wäre, ob es denn, die gänzlich veränderte Tendenz einmal zugegeben, mit derselben ganz unvereinbar wäre, wöchentlich eine Stunde einer gemeinsamen Unterhaltung zu widmen, bei welcher nur Einer den Vortragenden macht?

Gesetzlich ist übrigens diese Tendenz nicht geändert und steht daher der Rückkehr zu Einrichtungen und Gebräuchen, die eine veränderungsliebende Zeit vielleicht einmal wieder in Aufnahme gebracht zu sehen wünscht, an sich nichts im Wege, wenn es nur erst wieder Vorlesende und Zuhörende geben wird. Die Letzteren aber werden gewiß nicht fehlen, wenn die Ersteren sich einstellen. Zwar hat es den Anschein, als ob dieser Satz umgekehrt mehr Wahrheit enthielte, da es bekannt ist, daß die Sitte, öffentliche Vorlesungen im Museum zu halten, unter allen Zeichen der Schwindsucht und Magerkeit des theilnahmlosen Zuhörerpersonals verschieden ist und man von allen zu Vorlesungen Befähigten die Antwort erhielt, daß es eben der bei dem Publikum sichtbar vorhandene Mangel alles Interesses an diesen Vorlesungen sei, welcher auf den Schreib- und Mittheilungslustigen wie ein niederschlagendes Pulver wirke.

Dem ist aber wohl nicht ganz so. Einen bedeutenden Theil der Schuld tragen ohne Zweifel die früheren Redner selbst. Es war allerdings für den Gelehrten (und unter diesen suchte man vorzugsweise die Vortragenden) nicht leicht, seiner ganzen Fachgelehrsamkeit sich gewissermaßen zu entäußern, wie dies die Gesetze des Museums verlangten, und nur auf einem sogenannten allgemein wissenschaftlichen Felde sich zu bewegen, auf welchem er, bei unserer deutschen und vorzüglich norddeutschen Unbeholfenheit, in der Regel selbst nur hospitirte; allein es war eben der große Irrthum, daß nur ein solcher Hospitant zum Vorlesen berufen sei, daß jedes studirte Mitglied des Museums glaubte eine besondere Entschuldigung nöthig zu haben, wenn es seine Kenntnisse der Gesellschaft „vorenthielt," und doch durfte Niemand das vortragen, von dem er sich in seinem Fache grade vorzugsweise Kenntnisse erworben hatte. Der Zwang war es, wenn

auch nur ein moralischer, das Gedrängtwerden zum Vorlesen, welches das freiere, leichtere Bewegen des Geistes hemmte, der fast gänzliche Mangel des eigentlichen Humors bei uns aber, der es unmöglich machte, ein Feld zu finden und genügend zu bebauen, dessen aromatischere Früchte den Ansprüchen des cultivirten und nach leicht verdaulichen Speisen sich sehnenden Gaumens genügten.

Wurde auch hin und wieder ein einzelner Streifzug im Gebiete der heiterern Geistesregionen, nach denen wir uns sehnen, ohne uns doch auf die Dauer aus Unkenntniß der Gegend dort heimisch zu fühlen, versucht, so werden sich doch die Leser noch zu gut erinnern, welche dürftige Resultate sich ergaben und wie wohl gar nur durch das Gegengewicht liebenswürdiger Persönlichkeiten das Urtheil über das Langweilige jener Sanddünen- und Nomenclatur-Vorträge gemildert werden konnte.

Ungetheilten Beifall erwarben sich dagegen Vorträge eines Heineken, Olbers, Huber u. s. w., welche es verstanden, die Ergebnisse ihrer Wissenschaften und namentlich die neueren, von denen ohnehin schon die Fama dem gebildeteren Publikum Kunde gebracht hatte, in populärem, gefälligem Gewande zur Anschauung zu bringen. Und Vorträge dieser Art waren es, welche die Gesellschaft Museum bei Anordnung jener Vorlesungen zu befördern beabsichtigte; aber eben damit waren auch die Schranken viel zu eng gesteckt, über welche hinaus zu gehen freilich kein Gesetz, aber doch ein Herkommen und vielmehr noch jene oben angedeutete Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit verbot.

Wenn wir davon ausgehen, daß eigentlich fachwissenschaftliche Vorträge (wozu hier natürlich auch die den Handel und die Gewerbe betreffenden gehören) selbst als Ausnahme schon deshalb ausgeschlossen bleiben müssen, weil sie nur für ein kleines Publikum genießbar sind und kein derartiger Gegenstand sich in dem kurzen Zeitraume Einer Stunde, welcher aus naheliegenden Gründen von den in Rede stehenden Vorlesungen in der Regel nicht überschritten werden darf, erschöpfen läßt, und ferner zugeben müssen, daß insofern die Zeit sich allerdings gänzlich geändert hat, daß jetzt, wo hunderte von Zeitschriften es sich zur Aufgabe gemacht haben, die allgemein interessanten Resultate aller Wissenschaften mit oft zu großer Eile dem gebildeten Publikum jeden Standes bekannt zu machen, es seine ganz besonderen Schwierigkeiten haben mögte, einer speciellen Wissenschaft neue, interessante, zu populären Vorträgen sich eignende Mittheilungen abzugewinnen; so bieten sich dem Fähigen dennoch eine Menge von Stoffen, sowohl ernsteren als heiterer Natur, dar, welche zu Vorlesungen der bezeichneten Art, d. h. für ein aus Herren und Damen gemischtes, gebildetes Publikum, sich sehr wohl verarbeiten ließen. Und an Talenten hiezu fehlt es uns wahrlich nicht, wenn nur die sich selbst genugsame Abgeschlossenheit, die zu geistig vornehm thuende Zurückgezogenheit, die lieber sein Pfund vergräbt, als es, was freilich dabei nicht ausbleiben kann, aber doch stolz ignorirt werden sollte, dem Nachrufen eines einzelnen unbefähigten Splitterrichters bloßstellen, aufgegeben würde. Selbst tüchtige humoristische, poetische Talente, deren Productionen grade vorzugsweise ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen würden, sind uns bekannt, deren bescheidenes Zurücktreten gewiß nicht zu verantworten ist. Unter diesen möchten wir vorzugsweise unsere Bitten an einen Herrn *****e richten, seinen früher höchst erfolgreichen, aber doch nur das materialistische, hinter feste Wohl seiner Mitbürger betreffenden Bestrebungen hie und wieder durch Entzügelung seines geistreichen Humors Erholung, den Mitgliedern des Museums aber Genüsse zu verschaffen, an deren Entbehrung sie leider nur zu sehr gewöhnt sind.

Allen aber, denen die Mittheilung eines interessanten Gegenstandes Freude macht, wollten wir durch vorstehende Zeilen es an's Herz gelegt haben, eine schöne Sitte unserer Väter nicht spurlos verschwinden zu lassen, die zur Anregung und Belebung geistreicher Unterhaltung und geistiger Thätigkeit nicht wenig beigetragen hat und beitragen würde.

Die besonders in den letzteren Jahren gebräuchlich gewordenen Vorlesungen auf Subscription gehören nicht in die Categorie derer, welche wir im Auge haben. Sie sind kein Ausfluß des Museums und es ist nur Zufall, daß sie dort gehalten werden; auch pflegen sie ein größeres Thema, dessen Erschöpfung den ganzen Winter in Anspruch nimmt, zu umfassen. Von ihnen reden obige Zeilen nicht.

K.

Druckfehler.

Seite 149 in Nro. 19 dieses Blattes statt: „die Kosten zur Büchse und die eingeschlossene Ladung" lies: — „der eingeschlossenen Ladung."

Miscellaneen.

(Häuser von Eisen.) Der bekannte Belgier Jobard hat in den **Courrier belge** nachstehende Bemerkungen einrücken lassen, die, wenn auch seine Hoffnungen und Voraussetzungen etwas gar zu weit gehen, doch in manchen Beziehungen sich bewähren können: „Die Eisenbahnen haben seit fünf Jahren unsere metallurgische Industrie in hohem Grade entwickelt, aber die Zeit naht, wo dieser Absatz zu Ende gehen wird. Man muß dem Strome von Gußeisen, der aus unsern Hochöfen hervorgeht, einen neuen Abfluß anweisen: man muß Häuser, Brücken und Schiffe daraus machen; man hat in England und Amerika begonnen, und wir dürfen nicht zurückbleiben, denn unser Gußeisen ist auf einen Preis gesunken, daß wir Häuser daraus bauen können, bequemer, solider, im Winter wärmer und im Sommer kühler als die von Backsteinen. Solche Häuser sind rasch aufgebaut und rasch wieder abgebrochen, und nach einem andern Ort hinversetzt; man kann ein ganzes Haus in einer Gießerei bestellen, es wird gegossen und acht Tage später ist es aufgerichtet und bewohnbar. Hr. Rigaud hat einen sehr umfassenden Plan ausgearbeitet, ein Haus von drei Stockwerken mit 17 bewohnbaren Zimmern kostet nur 27,972 Fr. (!) wiegt 870,000 Kilogramme, und kann um 5 bis 600 Fr. von Brüssel nach Lüttich, nach Gent oder Antwerpen mit der Eisenbahn versendet werden; mit noch geringern Kosten auf dem Wasser. Um einen Begriff von der Heizung zu geben, brauchen wir nur zu bemerken, daß die Mauern hohl sind, und die Wärme von der Küche aus allenthalben hergeleitet werden kann; hier ist kein Rauch, kein Staub, man braucht keine Kohlen, kein Holz hin und her zu schleppen. Eben so einfach läßt sich die Beleuchtung nach der Methode von Robert herstellen, wobei der Oelreserveir im Keller ist. Nur Friede! Friede! und binnen 10 Jahren wird Brüssel 1000 eiserne Häuser besitzen."

(Autor und Verleger.) Im „Börsenblatt" steht folgende kuriose Geschichte zu Nutz und Frommen zu lesen: „Ein Buchhändler in Leipzig verlegte ein philosophisches Werk, und erst nachdem dasselbe ausgegeben und allgemein versandt war, wurde der Verleger durch einen befreundeten Gelehrten darauf aufmerksam gemacht, daß der Autor in der lateinisch geschriebenen Vorrede des Buches nicht nur das schlechte Papier und den Druck des Werkes, sondern hauptsächlich den großen Geiz seines Verlegers in den stärksten und beleidigendsten Ausdrücken hervorhebt und zu eigener Entschuldigung an den Pranger stellt." Welche Augen dieser unlateinische Verleger gemacht haben mag!

(Leipzig.) Zehn sehr achtbare Pariser Buchhandlungen haben in dem Feuilleton des „Journal de la Librairie" mit Unterzeichnung ihrer Firmen, eine öffentliche Erklärung abgegeben, des Inhalts: Da die Buchhandlung Brockhaus u. Avenarius in Leipzig im Auslande und namentlich in Deutschland ankündigten, daß sie sich der Lieferung aller in Belgien erschienenen Nachdrücke unterzögen, sie (die bezeichneten Pariser Buchhandlungen) aber solches, den regelmäßigen Buchhandel ruinirendes Verfahren im Auslande nicht zu hindern vermöchten, so wollten sie wenigstens dafür sorgen, daß dasselbe in Paris keine Stütze finde. Daher protestiren sie gegen diese Speculation von Brockhaus u. Avenarius und benachrichtigen alle ihre Correspondenten im Auslande, daß sie vom 1. März an, dem gedachten Hause keinerlei Spedition mehr übergeben würden. — Brockhaus u. Avenarius ihrer Seits protestiren, daß ja nur ihr Hgus in Leipzig, aber nicht ihr Haus in Paris sich mit belgischen Nachdrücken befasse, obwohl die Firma dieselbe ist.

(Galignanis Messenger) giebt eine Übersicht der Londoner Theaterverhältnisse. Am Samstage beginnt die englische Oper des Directors Balfe; die Hauptsänger sind Wilson, Phillipps, Stretton, Barker; Sängerinnen Balfe, Gould und Howard. Die italienische Oper beginnt am 9. März; Primadonna: Pauline Garcia-Viardot. Die Grisi und Persiani, Lablache und Rubini kommen erst nach Ostern; mit Tamburini ist Laporte noch nicht einig. Im Ballet tanzen die Elsler und Taglioni. Die deutsche Oper, (Director Schumann von Mainz) spielt diesmal in Drurylane, und giebt, wie es in Galignanis Messenger heißt, 50 Vorstellungen. Die Hugenotten werden zur Aufführung kommen, die Schröder-Devrient, Haitzinger, Staudigl ꝛc. singen.

(Dieffenbach's Operationen an Stotternden) fallen größtentheils ungünstig aus. Am 9. v. M. starb in Berlin nach der Operation durch Durchschneidung eines Zungenbandes, nach der neuen Erfindung, ein studirender Jüngling an Verblutung.

(Flensburg, im Februar.) Außer manchen andern Unfällen, welche sich im Laufe dieses Winters, und namentlich als Folge der anhaltenden strengen Kälte — mehrere Menschen sind erfroren — hieselbst begeben, ereignete sich dieser Tage folgender trauriger Unglücksfall: Ein junger Mann, Commis eines hiesigen Handlungshauses, heizte eines Abends seine Stube ungewöhnlich stark, und beging dabei die große Unvorsichtigkeit, kurz vor dem Schlafengehen die glühenden Kohlen aus dem Ofen auf den Heerd desselben zu schaffen und zugleich den Ventilator der Ofenröhre zu schließen, um so länger einer gemüthlichen Wärme zu genießen. Durch diese unglückliche Vorkehrung aber konnten die sich entwickelnden schädlichen Kohlendämpfe nicht entweichen, traten in's Schlafgemach, und erstickten den Unglücklichen, der am andern Morgen todt im Bette gefunden wurde.

(Astronomische Uhr.) Der Uhrmacher A. F. Scherpe in Berlin hat eine astronomische Uhr construirt, welche die Größe einer gewöhnlichen Wanduhr hat und außer den Stunden, Minuten und Sekunden noch die Wochentage, Monate, die Mondveränderungen, die vier Jahreszeiten, das Datum, Sonnen-Auf- und Untergang, Tag- und Nachtlänge und nächstdem genau angiebt, wie viel die Sonnenzeit von der mittleren Zeit, nach welcher alle öffentlichen Uhren in Preußen gestellt werden, abweicht. Über ein Jahr hat der Verfertiger daran gearbeitet.

(Man schreibt aus Brüssel.) Am 18. Februar wurde vor dem Assisenhof von Brabant der Prozeß der englischen Fäl-

scher verhandelt, die im verflossenen Jahr durch falsche Creditbriefe sich so großer Betrügereien auf dem ganzen Kontinent schuldig machten. Der erste Angeklagte ist William Perry, 30 Jahre alt, Graveur aus London; ein blasser junger Mann von ziemlich angenehmen Aeußern. Die zweite Angeklagte ist Angeline Lamont, Ehefrau Pope, 29 Jahre alt, geboren zu Windsor und wohnhaft zu London. Sie ist hübsch, elegant und gewählt gekleidet; aber ihre Züge sind durch lange Haft abgemagert und alterirt. Der Zeugen sind zwölf, worunter Herr Bohn für das Banquierhaus Englez zu Brüssel, die Banquiers Agie und David zu Antwerpen, Demeulemeester zu Gent und Nagelmankiers zu Lüttich, der letzte Zeuge ist Herr F. Heigen, Gastwirth zu Aachen. In der Audienz vom 19. wurden die Debatten festgesetzt, und um Mitternacht durch Vorlegung von 19 Fragen an die Geschwornen beendet. Die beiden Angeklagten werden schuldig erklärt, und zwar Perry der Verfälschung von Handels- und Bankschriften, die Frau Lamont der Komplizität dabei durch Hehlung, Letztere aber nur mit 7 gegen 3 Stimmen. Der Gerichtshof tritt einstimmig der Majorität der Geschwornen bei, und verurtheilt Perry zu fünfzehnjähriger, die Lamont zu zwölfjähriger Zwangsarbeit, und Beide zu Pranger und Brandmark, außerdem Jedes zu 2000 Fr. Geldstrafe und in die Prozeßkosten.

(Fanny Elsler.) Das Pariser Tribunal erster Instanz hat auf Antrag der Operndirection das Engagement der Dlle. Fanny Elsler, das noch bis 1845 lautete, das aber die Tänzerin durch ihr contractwidriges Ausbleiben gebrochen hatte, für aufgehoben erklärt; wegen der Schadloshaltung von 60,000 Fr., welche die Direction überdies von Dlle. Elsler fordert, wurde die Entscheidung noch vorbehalten.

(Sophie Löwe in Paris.) Die „Revue des deux Mondes“ widmet in einem Hefte, das sich fast nur mit den ernsten politischen und scientifischen Angelegenheiten beschäftigt, einen besonderen und zwar sehr ausführlichen Artikel der von Berlin nach Paris gekommenen Sängerin. Er rührt von einem großen Verehrer der deutschen Musik, ja vielleicht wohl gar von einem Deutschen selbst her, der es sich zur Aufgabe gemacht, der Academie royale de Musique zu beweisen, daß sie nothwendig Dlle. Löwe unter die Zahl ihrer Künstler aufnehmen müsse, wenn sie nicht ihren Rang als erste musikalische Bühne Europa's verlieren wolle. Die Direktion der Akademie scheint mit dieser Ansicht nicht einverstanden zu sein, und der Behauptung des Referenten, daß Dlle. Löwe eben so ausgezeichnet in der großen klassischen Oper, als im italienischen und französischen Genre sei, keinen rechten Glauben schenken zu wollen; indessen hat die Sängerin auch noch einen anderen mächtigen Fürsprecher in Hrn. Mayerbeer, der seine neue Oper, „der Prophet,“ nicht zur Aufführung will bringen lassen, wenn seine Landsmännin nicht die erste Rolle darin erhält. Dieser Erklärung gegenüber wird wohl die zögernde Akademie nachgeben und wenigstens den Versuch wagen müssen, die Sängerin Auber's und Donizetti's auch auf der Bühne erscheinen zu lassen, auf der nur Opern mit Recitativen gegeben werden dürfen. Jedenfalls scheint vorläufig keine Aussicht vorhanden zu sein, die flüchtig gewordene Nachtigall bald wieder nach Deutschland zurückkehren zu sehen.

(Neue Pflasterungsart.) Unter den zahllosen Wundern unserer Zeit ist nun auch ein Patent genommen worden, um die Straßen Londons mit Gummi-Elasticum zu pflastern! Selbst gelehrte Leute sind auf den Erfolg im höchsten Grade gespannt. Zuerst kommt eine Unterlage von Holz, und auf diese eine mehrere Zoll dicke Mischung von Gummi-Elasticum, Eisenfeilen- und Sägespänen. Man hat berechnet, daß dieses eben so angenehme als dauerhafte Pflaster allen Einwirkungen der Witterung zu widerstehen im Stande ist.

(Der mehrerwähnte Riesenkäse) ist am 19. Februar der Königin Victoria überreicht, und von ihr, so wie vom Prinzen Albert, sehr wohlgefällig aufgenommen worden.

(Amusantes.) Ein irländischer Geistlicher hatte bei einer Beerdigung vergessen, von welchem Geschlecht die Leiche war. Als er in seiner Rede an die Worte kam: „Unser theurer Bruder oder Schwester,“ hielt der ehrwürdige Mann inne, und fragte einen der Leidtragenden, der neben ihm stand: „Ist es ein Bruder oder eine Schwester?“ — „Keins von Beiden,“ antwortete der Irländer, „es ist bloß eine weitläufige Freundschaft.“

(Kurioses.) In der Unterredung eines englischen Arztes mit dem Kaiser von China fragte dieser, wie man die Aerzte in England bezahle. Als der Arzt ihm den englischen Gebrauch erzählt hatte, sagte der Kaiser scherzhaft: „Ich halte es mit meinen Aerzten anders. Ich habe deren vier, und bezahle ihnen wöchentlich ein ansehnliches Salair. Werde ich krank, so höre die Bezahlung so lange auf, bis ich wieder gesund bin. Ich brauche nicht zu sagen, daß meine Krankheiten immer nur kurze Zeit dauern.

(Parabel.) Die sprechendste Parabel des republikanischen und des monarchischen Princips gab der mongolische Eroberer Tschengis-Chan auf seinem Sterbebette (18. August 1227), indem er das Beispiel zweier Schlangen erzählte, deren eine mehrere Köpfe und nur einen Schwanz, die andere mehrere Schwänze und einen Kopf hatte. Als grimmige, ihnen tödtliche Kälte einfiel, und Beide gegen dieselbe Schutz im engen Loche suchten, wollten die Köpfe der ersten jeder wo anders hinaus und hinein, so daß die Schlange eher erfror, ehe sich die Köpfe vereinigen konnten, mitsammen in's Loch zu schlüpfen; während die Schlange mit einem Kopfe denselben sogleich unter das schirmende Dach brachte und die vielen Schweife leicht nach sich zog.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 21.

Bremen, Sonntag den 14. März 1841.

Gestorben:

Nro. 221. Den 9. März. Friedr. Koch, 9 Monat; am Buntenthorssteinweg.

— 222. Den 9. — Der Strumpfweber Diedr. Kreutziger, 46 Jahr; im Runken Nro. 28.

— 223. Den 10. — Des verst. Buchdruckers Gottfried Kayser Wittwe, geb. Wagener, 75 Jahr; Hulsberg Nro. 25.

— 224. Den 10. — Der Kunstmaler Georg Friedrich Adolph Schöner, 66 Jahr; Contrescarpe Nro. 13.

— 225. Den 10. — Der verst. Kaufmann Johannes Heckemann Wittwe, geb. Herklotz, 79 Jahr; Ansgariithorsstraße Nro. 11.

— 226. Den 10. — Des Arb. Joh. Hinrich Oetjen Ehefr., geb. Averberg, 39 Jahr; im Runken Nro. 32.

— 227. Den 10. — Des Wirths Christoph Castendyk Sohn, 2½ Jahr; Schwachhausen Nr. 12.

— 228. Den 10. — Der Arb. Joh. Bohmeyer, 44 Jahr; Hastedt Nro. 38.

— 229. Den 11. — Der Musikus Ernst Diedr. Warnken, 29 Jahr; Neustadtswall Nro. 11.

Nro. 230. Den 11. — Der Soldat im hiesigen Infanterie-Battaillon Ludewig Gödecke, 31 Jahr; im Hospital.

— 231. Den 11.— Der Arb. Franz Cardell, 58 Jahr; Marterburg Nro. 27.

— 232. Den 11. — Der Schiffszimmermann Hinrich Hoormann, 53 Jahr; Korsdeich Nro. 1.

— 233. Den 11. — Des Fuhrmanns Gottl. Lassmann Ehefr., geb. Meyer, 77 Jahr; U. L. Fr. Kirchhof Nro. 18.

— 234. Den 11. — Der Maurergesell' Herm. Wätjen, 36 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 17.

— 235. Den 12. — Des Klempnermeisters Wilhelm Meyer Tochter, 10 Jahr; Piperstraße Nro. 3.

— 236. Den 12. — Der Höker Gerh. Tietjen, 62 Jahr Buntenthorssteinweg Nro. 83.

— 237. Den 12. — David Lürssen, 29 Wochen; Wends Gang Nro. 7.

— 238. Den 13. — Des Litographen Tobias Wilh. Vogelsang Ehefr., geb. Reymann, 48 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 61.

Geburten:

Nro. 328. Den 9. März. Des Schuhmachers Aug. Friedr. Kern Ehefr., geb. Herbst, Osterthorswallstraße Nro. 56; von einem Mädchen.

— 329. Den 9. — Des Arb. Joh. Hinrich Waltemath Ehefr., geb. Henckel, Neuenlande Nr. 29; von einem Mädchen.

— 330. Den 9. — Des Maurergesellen Friedr. Knochenhauer Ehefr., geb. Heidhorst, alten Steinweg Nro. 49; von einem Mädchen.

— 331. Den 9. — Des Kimmkers Joh. Carl Stepharius Ehefr., geb. Wicke, Obernstraße Nro. 59; von einem Knaben.

— 332. Den 10. — Des Tischlers Siegmund Tobias Alschwee Ehefr., geb. Surhoff, Bremersgang Nro. 1; von einem Mädchen.

— 333. Den 11. — Des Uhrmachers Joh. Peter Kolckmann Ehefr., geb. Imhorst, Sögestraße Nro. 7; von einem Knaben.

Nro. 334. Den 11. — Des Branntweinbr. Diedrich Wilkens Ehefr; geb. Poggenburg, Boospforte Nro. 2; von einem Knaben.

— 335. Den 11. — Des Arb. Joh. Iden Ehefr., geb. Grube, Marterburg No. 31; v. e. M.

— 336. Den 12. — Des Arb. Gerd Monsees Ehefr., geb. Dankleff, Jacobistraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 337. Den 12. — Des Detaillisten Joh. Heinr. Behrens Ehefr., geb. Wollens, Kirchenstraße Nro. 2; von einem Mädchen.

— 338. Den 12. — Des Reepschlägers Heinr. Lahmann Ehefr., geb. Lindhorn, am Brill Nro. 7; von einem Mädchen.

— 339. Den 12. — Des Buchhalters Joh. Clüver Ehefr., geb. Spreen, Adamspforte No. 1; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 73. Der Schiffszimmermann Jacob König und Metta Meyer. Beide von hier.

— 74. Der Schlachter Georg Everhard Hafers und Gesina Wobeta Koch. Beide von hier.

— 75. Der Arb. Herm. Struve hieselbst und Anne Marie Elisab. Iburg, gen. Sudhoff, aus Felde.

— 76. Der Cigarrenmacher am Buntenthorsteinwege Joh. Heinr. Blöß, gen. Meißner, und Johanna Wilhelmine Spahr hieselbst.

— 77. Der Arb. am Buntenthorsteinwege Carl Caspar Schwartz, gen. Hermansen, und Meta Weyland daselbst.

— 78. Der Cigarrenmacher Heinr. Wilh. Detcken zu Harpstedt und Johanna Dorothea Hummeren oder Hummerenbrum hieselbst.

— 79. Der Schiffszimmermann Christ. Steinmeyer und Anna Elisabeth Eickhoff hieselbst.

— 80. Der Cigarrenmacher Albert Hinrich Gronfeld und Amalia Wessels hieselbst.

— 81. Der Cigarrenmacher Berend Meyer und Becka Justina Reuter hieselbst.

— 82. Der Schuhmacher Christoph Carl Liepermann und Anna Dorothea Elisab. Busch. Beide von hier.

— 83. Der Schmiedeamtsmeister Joh. Heinr. Möhring und des verstorbenen Schmiedeamtsmeisters Jost Herm. Gastmeyer Wittwe, Anna Sophia Eleonora Lagemann. Beide von hier.

Nro. 84. Der Schuhmacheramtsmeister Philipp Schröder und Anna Margar. Caroline Charlotte Schröder. Beide von hier.

— 85. Der Küpermeister Joh. Wilhelm Ahlers und Margar. Bolte hieselbst.

— 86. Der Polizeidiener Joh. Friedr. Aug. Potthoff und Maria Elisabeth Martens, gen. Ahlers, aus der Vahr.

— 87. Der Schuhmacher Carl Friedr. Spötter und Anna Catharina Widdorp hieselbst.

— 88. Der Cigarrenmacher Heinr. Andrich und Margaretha Adelh. Rusmann hieselbst.

— 89. Der Maurergesell Martin Aug. Meyer hies. und Sophia Margar. Dorothea Behrens aus Drackenburg.

— 90. Der Schneider Albert Bahle hies. und Anna Catharina Waitz aus Buschhausen.

— 91. Der Cigarrenmacher Joh. Pult und Friederike Louise Hemcker hieselbst.

— 92. Der Bildhauer Christ. Friedr. Holthus und des verst Schuhmachers Jürgen Heinr. Müller Wittwe, Johanne Friederike geb. Jäger hieselbst.

— 93. Der Landmann zu Arbstedt Amts Hoya Ernst Justus Friedr. Antholtz und Anna Lucie zu Nottorf.

— 94. Der Oeconom des Militairhauses zu Oldenburg Joh. Hinr. Köster und Anna Ermermann zu Schwachhausen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 22.

Bremen, Donnerstag den 18. März 1841.

Drei kleine Kapitel, nebst Anhang.

Capriccio von Franz Dingelstedt.

1.

Sie standen mitsammen in der dunklen, traulichen Fensternische. Ihr Auge war niedergeschlagen; sie wagte nicht, ihn anzusehen, ängstlich blickte sie auf den stillen, mondbeschienenen Platz, worauf das Fenster ging. Als er aber unfähig seiner Gefühle länger Herr zu bleiben, zu ihren Füßen stürzte, als sein Mund Worte und Gelübde der heißesten Leidenschaft stammelte, da fiel auch sie mit Zittern und mit Bangen ihm entgegen, ihre Lippen fanden sich, ein Kosen und ein Küssen durchflüsterte die stille Nische.

Im Zimmer schlug die Pendule eben zehn Uhr Abends. Bei dem hellen Klange hob sie erschrocken den Knienden auf. „Es ist nichts," sagte er begütigend, „der silberne Pfeil wies nur auf die seligste Stunde meines Lebens." Hand in Hand traten sie hervor, und das unsichere Licht zweier herabgebrannten Kerzen spiegelte sich in vier schwärmerischen Augen. „Gieb mir," flehte sie, „ein Pfand dieser Stunde; schwöre mir es bei dem, was mir am liebsten ist an Dir, bei Deinen goldenen Locken, daß Du ihrer eingedenk sein willst!" Und dabei spielten ihre weichen, warmen Finger an seinem Haare, das, glatt und kunstvoll gescheitelt, um die Schläfe floß. So spielt der Abendwind, der duftende, in den duftenden Blüten der Linde, und schüttelt sie.

Aber er bog sich mit einem bescheidenen Lächeln zurück. „Warum ein so vergängliches, schwaches Zeichen?" erwiederte er, indem er, ängstlich in den Spiegel blickend, die anmuthige Unordnung wieder herstellte. „Was soll Dir dieses todte Haar? Hältst Du mich doch an unzerreißbareren Fesseln!" Sie klagte über Geiz, sie belobte, sie streichelte das Haar, — „ich würde Dich nicht lieb gewonnen haben, wenn es nicht wäre," meinte sie, und er küßte dankbar ihre Hand.

Plötzlich pochte es an der Thüre: „Gnädiges Fräulein, die Frau Mama!" — Drinnen ein flüchtiger Schrecken, eine lange Umarmung zum Abschied. „Morgen hole ich mir ihren Segen," sagte er, nach seinem Hute greifend, „darf ich?" Sie erröthete zärtlich, ihre Hand verabschiedete ihn durch das schmale Seitenpförtchen, und während die Mutter, aus der Oper zurückkommend, rechts eintrat, schlich der Freund links die Stufen einer geheimen Treppe vorsichtig hinunter.

2.

„Also, ohne Hoffnung lassen Sie mich scheiden?"

„Herr Baron, ich weiß die Ehre vollkommen zu schätzen, allein Sie werden es einer Mutter nicht verargen, welche die Zukunft ihres einzigen Kindes nicht gern in das Ungewisse und Ferne stellt!"

„Gnädige Frau, ich sollte meinen..."

„Ich weiß, was sie sagen wollen; ja, Karoline ist reich, im Sinne der Welt, reich..."

„Wenn Sie denken könnten, daß ich nur einen Augenblick lang diese Aussicht verfolgt hätte: Sie würden mich, gnädige Frau, an meinem empfindlichsten Flecke kränken."

„Ohne Schwärmerei, mein Herr Baron! Seien wir offen mit einander! Sie sind ein junger Mann von vielen persönlichen Vorzügen.. (Hier verbeugte er sich und so fort, immer tiefer und erkenntlicher).. Ihre Gestalt, Ihre Tournure, Ihre Coiffure machte Aufsehen in unseren Salons, gegen Ihr Betragen noch weniger.."

„Und dennoch! O Grausamste aller Mütter!"

„Daß Sie sich durch eine Partie ein Fort zu machen suchen, darüber tadelt Sie Niemand weniger, als ich; ich kenne unsere Welt und ihre Sitten, ich kenne namentlich die männliche Jugend von heute viel zu gut, um einen solchen Plan nicht ganz vernünftig zu finden. Nur wollen Sie meine Karoline, mit der ich es anders im Sinne habe, nicht in Ihren Calcul ziehen."

Und wenn ich Ihnen nun wiederhole, daß Sie durch Ihren Argwohn nicht nur mich unglücklich machen, sondern Ihre Tochter, mein angebetetes Mädchen, mit, daß Ihre Strenge den heiligsten und unauflöslichen Bund zweier für einander geschaffener Seelen zerreißt!"

„Ich kenne meine Tochter und Sie zu gut, mein Herr Baron, um nicht von Ihrem beiderseitigen Verstande fest erwarten zu dürfen, daß Sie bei der entschiedenen Erklärung von meiner Seite sich beruhigen werden."

„Sie könnten sich irren, furchtbar irren!"

„Darauf sei es gewagt!"

„Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„So leben Sie wohl! Alle Folgen über Sie!"

Er stürzte hinaus, an dem verwunderten Bedienten vorüber. Karoline harrte lauschend in der halb offenen Thüre ihres Zimmers, des Heiligthumes beglückter Liebe von gestern, aber er winkte ihr mit verhülltem Antlitz zurück. „Es ist Alles verloren, Alles!" das waren die mühsam herausgepreßten Sylben, mit welchen er, ihre Hand noch einmal an die Lippen ziehend, an ihr vorüberschwankte. Sie hielt sich kaum auf ihren Füßen bei dieser entsetzlichen Nachricht, und als die grausame Mutter nach ihrer Tochter suchte, fand sie dieselbe halb ohnmächtig in den Armen ihres Kammermädchens.

3.

Es war ein schwüler Sommerabend. Hinter dem Gebirge zogen Gewitterwolken auf, die Spaziergänger flüchteten über die Brücke heim, Arbeiter zogen, die Hacke und den Spaten auf der Schulter, in die Herbergen, und nah über den Wasserspiegel schossen schnelle, zwitschernde Schwalben. Am Quai herauf, längs dem Strome, fuhr eine Reihe eleganter Equipagen, unter ihnen auch eine offene Kalesche, worin Karoline mit der Mutter. Jene hatte verweinte Augen und war bleich, diese sah unzufrieden aus, Beide saßen stumm neben einander. „Warum fährt Er so langsam?" fragte die Letztere den Kutscher, „mache Er, daß wir nach Haus kommen vor dem Wetter."

„Gnädigste Frau, es geht halt nicht, da ist ein Gewühl an dem Quai, man kann kaum durchfinden. Muß etwas Apartes sein, vielleicht Jemand in's Wasser gefallen."

Die Frauen sahen auf, aber Karoline sank bald in ihren Trübsinn zurück, während die Mutter das Glas zur Hand nahm, und über das ganz nahe Geländer am Strom in diesen und die rings gedrängte Menge hineinblickte.

„Sieh doch," rief sie erschrocken aus, „ein dunkler Körper, der mit den Wellen treibt! Die Leute sind mit Stangen darnach aus, eben jagen die Rettungsböte hinter ihm drein."

Karoline starrte empor. Der Wagen hielt, mitten im Gewühl, das sein Fortschreiten hinderte, gerade der Stelle gegenüber, wo der Körper im Wasser trieb. Eine Welle hob denselben einen Augenblick auf — da stürzte Karoline mit lautem Wehgeschrei zurück. „Sein Haar, sein Haar!" das war Alles, was sie stammelte. Im Nu hatte sie ihn erkannt. Gestern Abend tändelten ihre Hände noch mit den unnachahmlichen Locken, heute spielte der Tod, die kalte, tückische Fluth mit ihnen.

Todesschauer rieselte durch die Adern der Mutter. „Kind," sagte sie beschwichtigend, „Du siehst Gespenster."

Ich sah ihn, den Deine Härte in den Tod trieb... Diese Locken giebt es nur einmal in der Welt." — Sie raufte sich die eigenen, Krämpfen und Ohnmachten nahe. Die Nächststehenden wurden aufmerksam, die Theilnahme halbirte sich zwischen dem Verunglückten und dem verlegenen, ängstlichen, entsetzten Damenpaar.

In diesem Momente hatte der Haken eines Schiffers den leicht dahintreibenden Körper erfaßt und hob ihn auf den Wellen, daß er triefte. Ein herzzerreißender Schrei klang durch die Luft, Karoline fiel entseelt in den Wagen zurück....

(Der Schluß folgt.)

* Handelsgericht.

(Schluß.)

Auch hier werden nur gleichgestimmte Zeugen gewählt, die, wenn sie beiden Theilen nicht fehlen, meistens zu den widersprechendsten Aussagen führen. Auch hier hat es der Richter viel zu wenig in der Hand, sein Urtheil auf den inneren Werth der Depositionen zu basiren, und auf die

Acten beschränkt, wird ihm meistens nur übrig bleiben, sich nach dem Ja oder Nein der Zeugen für oder wider die Usanze zu entscheiden, oder wohl gar, wenn die Aussagen etwas dunkel ausfallen, durch den Eid der Partheien — der hier besonders als ein trostloses Hülfsmittel erscheint — der Sache ein Ende zu machen.

Wir wollen andere Mängel, welche das bisherige Verfahren für den Beweis der Usanzen mit sich führt, des Zwecks dieser Zeitschrift und der dadurch vorgeschriebenen Kürze eingedenk, gar nicht berühren, und uns daher zu der Frage wenden:

ob der Grundsatz, welcher dem Richter auch die offizielle Kunde der Usanzen zuspricht, in seiner Ausübung erfreulichere Resultate verspreche.

Dieses Princip setzt natürlich ein Gericht, dessen Mitglieder eine vollständige Kenntniß der Handelsverhältnisse und der daraus hervorgegangenen Usanzen besitzen, also ein Gericht, in welchem practische Kaufleute Sitz und Stimme haben, voraus. Ob man in einem solchen Gerichte ganz allgemein den kaufmännischen Mitgliedern ein decisives Votum zugestehen will, kann hier, wo es sich nur um den Beweis der Usanzen handelt, füglich auf sich beruhen bleiben; denn wenn man ihnen auch nur eine entscheidende Stimme für den Beweis der streitigen Usanzen einräumt, sie also gewissermaßen als ein für alle Male ernannte Zeugen oder Sachverständige ansieht, so wird schon dadurch das bisherige Beweisverfahren vermindert, welches in der Regel zu gar keinem ersprießlichen Resultate führen wird, weil der Werth der Beweismittel durch Verhältnisse bedingt ist, (z. B. kaufmännische Einsicht der Zeugen) welche dem Richter zu keiner actenmäßigen Anschauung gebracht werden können. Ob kaufmännische Handelsrichter in dieser Beziehung den beregten Zweck besser wie die gewöhnlichen Beweismittel erfüllen, kann wohl kaum bezweifelt werden.

Läßt man Usanzen als Rechtsnormen gelten, und hält man deren Beweis durch Zeugen oder Sachverständige überall für zulässig, so werden Zeugen oder Sachverständige, welche ohne Rücksicht auf einen bestimmten Fall, also ohne alles Privatinteresse durch das Vertrauen der Börse berufen sind, einen unläugbaren Vorzug vor denen verdienen, auf deren Wahl die cupiditas habendi unleugbar einen bedeutenden, vom Richter nur in sehr beschränktem Maße zu entfernenden, Einfluß übt.

Wir stimmen daher vollkommen bei, wenn Pardessus im cours de droit commercial sagt: Les Parères auraient une plus grande autorité, s'ils emanoient d'une reunion de commercans ayant un caractère public aux yeux de la loi, par exemple d'une chambre de commerce, und begegnen allen Bedenken über die practische Anwendbarkeit des Princip's durch Verweisung auf unsere Schwesterstadt Hamburg, deren Handelsgericht seit seinem Beginn Gutachten oder Parere's über Hamburger Usanzen in gar keiner Form zuläßt, und seit fünf und zwanzig Jahren ohne alles Beweisverfahren geradezu über die Existenz der von den Partheien für sich angeführten Handelsusanzen entscheidet.

Es ist wirklich merkwürdig, und gilt als Zeichen der inneren Richtigkeit des Prinzips, daß das Hamburger Handelsgericht, ohne dafür irgend eine Auctorisation in der von Rath und Bürgerschaft beliebten Handelsgerichtsordnung zu finden, sich die Parere's in einem gemeinen Bescheide verbat, und daß alle die vielen hiergegen obwaltenden formellen Bedenken die gesunde Ansicht doch nicht zu verdrängen im Stande waren.

Die Zweckmäßigkeit unsers Princips hat aber nicht nur die richtigere Entscheidung des einzelnen Falles, sondern indirect eine genauere Fixirung der Usanzen im Allgemeinen zur Folge. Es ist begreiflich ein großer Unterschied, und legt ein ganz verschiedenes Gewicht in die Wagschaale, ob ein permanentes Gericht oder stets wechselnde Zeugen sich für eine Usanze erklären, und ob der Ausspruch sich auf eine freie, unbefangene, collegialische Berathung, oder auf die Ansicht willkührlich zusammen gerommelter Zeugen gründet.

Die bedeutende Abkürzung welche ferner dadurch alle Prozesse, in denen Usanzen in Frage kommen, erfahren, liegt zu sehr am Tage, als daß es dafür eines weitläufigen Beweises bedürfte.

Ein Prozeß, wenn auch nur einzig eine Usanze in ihm bestritten wird, dauert, sobald es zum Zeugenbeweise kommt, nach dem bisherigen Verfahren wenigstens ein halbes Jahr, in vielen Fällen aber ein Jahr und mehrere Jahre wenn der Prozeß durch verschiedene Instanzen geht.

Entscheidet dagegen ein Handelsgericht ohne weiteren Beweis der Partheien über eine Usanze, so giebt es sofort, mindestens in den nächsten Wochen, einen Bescheid darüber.

Das dürfte, nach dem, was uns über die einschlägi-

gen Sentenzen des Handelsgericht bekannt geworden ist, kaum bezweifelt werden, und ist auch gar nicht anders möglich, da Usanzen nicht aus großen Folianten zusammengesucht zu werden brauchen, sondern sich leicht und einfach aus den Berathungen des Handelsgericht ergeben werden.

Unser Princip bietet sogar die Möglichkeit einer zweimaligen, sachkundigen Prüfung der streitigen Usanze dar, während jetzt diese durch die oft kaum erklärlichen Bejahungen oder Verneinungen der Zeugen definitiv entschieden wird.

Wenn z. B. hier ein Handelsgericht existirte, welches aus zwei, aus dem Senate erkornen rechtsgelehrten Vorsitzern, und zehn auf dem Kaufmannsconvente für eine bestimmte Zeit gewählten kaufmännischen Richtern bestände, von denen etwa zwei mit dem Präses oder Vicepräses — nach Analogie des Hamburger Handelsgerichts — das sitzende Gericht bildeten, so könnte, ohne dadurch eine auch nur irgend erhebliche Prozeßverzögerung herbeizuführen, der durch eine Entscheidung des sitzenden Gerichts über eine Usanze sich beschwert haltenden Parthei der Recurs an die Plenarversammlung des Handelsgerichts gestattet werden.

Die kurz zu Protocoll genommenen Beschwerdepunkte brauchten nehmlich nur die Verpflichtung des sitzenden Gerichts mit sich zu führen, das Urtheil in der genannten Beziehung einer nochmaligen Revision der Plenarversammlung in der nächsten geheimen Sitzung zu unterwerfen.

Wir schließen hiermit für dieses Mal — denn was noch sonst für unsere Ansicht sprechen möchte, müssen wir, um in einem für kürzere Aufsätze nur geeigneten Blatte nicht allzuausführlich zu werden, einstweilen für uns behalten. Wir fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß unser Bemühen, die Vortheile eines Handelsgerichts für die lebendigere Erkenntniß der Usanzen näher zu entwickeln, zugleich im Allgemeinen gezeigt haben möchte, daß dem Begehr nach einem Handelsgerichte etwas mehr, wie eine unklare Idee zum Grunde liege.

— — rs.

---

* Alter Briefstiel.

(Zweite Lese.)

Mit der Reformation begann zu Bremen wie anderswo die Zeit der Gelehrten. Die Wissenschaft ging Hand in Hand mit der gereinigten Lehre; beide trugen und hoben sich gegenseitig. Auch hier bei uns gehörte die Gründung eines neuen, vom Clerus unabhängigen Schulwesens, die Errichtung einer öffentlichen lateinischen Schule (1528) unter die ersten Früchte der errungenen Glaubensfreiheit. Dieselbe war in mehr als einer Rücksicht zum practischen Bedürfniß geworden, damit die, sich kirchlich wie politisch von ihrem geistlichen Landesherrn immer entschiedener lossagende städtische Gemeine den Ansprüchen der Zeit auf eine wissenschaftliche Pflege des Rechts, der Lehre, der Heilkunde und der schönen Künste insgemein aus eigenen Mitteln zu genügen im Stande sei. Denn das seit einem Menschenalter mehr als vorher in Jahrhunderten erweiterte Reich des Wissens griff überall in's Leben ein, bemächtigte sich einer Menge von Geschäftszweigen und pflanzte sich in den Familien fort, während ehemals die Träger der Wissenschaft, die katholische Geistlichkeit, neben der Beschränkung auf einen engern Wirkungskreis, auch vermöge des Cölibats, isolirt dastand und was sie erforscht und erstrebt hatte nicht übertrug auf eine nacheifernde Nachkommenschaft. Bei so veränderten Grundlagen reichte die Kunde der Vorfahren und deren practische Vererbung in vielen Fächern nicht aus; — die Eltern mußten zugeben, daß ihre Söhne klüger werden als sie selbst; wer etwas Rechtes werden sollte, den ließen sie studiren. Um Beispielsweise nur Eins hervorzuheben, so hatte Bremen 1541 durch ein Privilegium Kaiser Carl V. erlangt, daß aus der Mitte des Raths, anstatt des veralteten und gemiedenen erzbischöflichen Vogteigerichts, ein eignes Niedergericht besetzt werde, von dem in zweiter Instanz an den sitzenden Rath appellirt werden könne — von da aber in dritter an das Reichskammergericht nur dann, wenn das Streitobject über 600 Gulden an Werth betrüge. Wie hiedurch die Rechtspflege in Bremen erweitert und centralisirt wurde, auch das Richteramt im Rathe tüchtiger ausgestattet werden mußte, so machte anderseits der veränderte Rechtsgang, die wachsende Allgemeingültigkeit des nur auf hohen Schulen zu erlernenden Römischen Rechts das Hinzuziehen gelehrter Rechtsbeistände (advocati, wörtlich „die Hinzugerufenen") auch für die streitenden Parteien erforderlich. So bildete sich der Advocatenstand in unsrer Stadt; aus ihm gingen zunächst die Richter und in demselben Maaße als das Regiment aller Orten mehr Sache der Wissenschaft, besonders einer juristischen Vorbildung, wurde, dann auch die Mehrzahl der übrigen Rathsgenossen hervor. Der erste Richter des neuen Gerichts — er war es

selbst gewesen, der 1541 mit Diedrich Vaßmer die Kaiserliche Begnadigung von Regensburg heimgebracht, — war Johann Havemann, ein Rathsherr kaufmännischen Standes (1524 Eltermann, im nämlichen Jahre auch Mitglied des Raths; 1547 wurde er Bürgermeister). Von dessen fünf Söhnen finden wir kurz darnach, um 1543, die drei Ältesten, Johann, Cler und Carsten (Christian), im brüderlichen Verein als Studenten zu Wittenberg, — ein Beweis, wie rasch das Streben mit der Zeit fortzugehen bei dem Vater Wurzel gefaßt. Als guter Leute Kinder haben alle Drei gewiß nicht versäumt nach Hause zu schreiben, so oft sich in jener Wiegenzeit des noch auf die Straße von Brüssel nach Augsburg und Wien beschränkten Postverkehrs bequeme Gelegenheit darbot; inzwischen sind uns redende Zeugnisse nur hinsichtlich des Zweiten, Cler, geblieben. Für den Zweck dieser Mittheilungen genügt es, der Correspondenz desselben einige wenige Briefe an seine Schwester Lucie zu entnehmen, aus den Jahren 1543—1545, der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Wittenberg.

1.

Frundliken Groth to voren, weten schalt du, min leve Lucke Suster [1]), dat ik samt minen Bröderen gesund bin van Gades Gnaden unde höre sulkes gerne van dy wedderumme. Wider geve ik dy to erkennen, dat ik hebbe entfangen van Valentin unsem Baden 1 Jochimsdaler, worvor ik dy alse miner leven truwen Suster gans hochliken bedanke, lave dy ok, dat ik Gott flitigen vor dy will bidden, dat he dy wille enen framen gotfruchtigen Gesellen tofögen, mit welken du mögest in Freden unde Gades Fruchten leven, will et ok hir negest, wenn et beter umme mine Sake wert, vordenen wor ik kann unde mag. Wider, leve Suster, is min frundlike Bede, du my en weinig geles Ledders senden woldest, dar wolde ik mine Hosen mede maken, sus wenn ik dar nich to hebbe, mot ick se alsobalde dem Snider bringen unde em 1 Groschen geven, wenn dar ok man en weinig is in tobraken; du kanst et wol winden in den Sardook [2]), dar ik van der Moder hebbe schreven, unde gif et Hermen Huddik Schulten Mester, de wert hir herkamen, so et unsem Oemen [3]) to vele wurde. Nu nich mer, men vele dusent guder Nacht. Gröte ok Her Jochim, Arend Stedink, Her Rabaden, Gerd Niensteden unde sine Alken unde alle andere gude Frunde, unse Megede unde segge Beken, ere Landesman Frerik Rus wert vellichte hir mit Hermen Huddik her kamen. Geschreven mit Hast des drudden Marcii.

Cler Havemann.

Dusse Breef gehört
Lucken Havemann,
miner leven Suster.

1) d. i. Schwester Lucie. Analogien kommen häufig vor in den alten Briefen, so mündlich noch bei den Bauern: Gröningsche Groteke, Gerd Vadder (Gevatter), Harm Broder, Harm Doctor ꝛc. 2) Sardook, Sergetuch — Serge oder Sersche, ein grober Wollenstoff, mit Leinen gemischt. 3) Wer dieser Oheim war und was ihn nach Wittenberg führte, ist nicht bekannt.

2.

Minen frundliken Groth to voren, weten schalt du, min leve Lucke Suster, dat ik samt minen Bröders Johann unde Carsten noch sund unde wol to passe bin, van der Gnade des allmechtigen Heren, welket ik alletid gerne höre van dy wedderumme unde van unsem ganzen Gesinne [1]). Wider söge ik dy to weten, dat wi juwe Breve hebben entfangen, ut welken ik hebbe vorstanden, dat du ene Wile hesst krank gelegen, welket my van Herten leed is, weet Gott vam Hemmel. Wi overst, leve Suster, scholen stedes mit der Hand des Heren dulden unde tofrede sin, et ga uns denn wol edder ovel, wente he bruket an uns kene Argelist, unde wenn he uns hir up dussen Jammerdal antastet unde to Hus socht, hesst he nich Böses mit uns im Sinne, wenn et de minschlike Vernunft man begripen edder vorstan konde. Wente denn he strafet unde bedrövet hir up dusser Erde, wen he hir na in Ewicheit ane jenigen Twivel wedderumme vorfrouwen will; wedderumme, dem hir alle Ding na sinem egen Willen vortgeit unde den Gott hir nich en strafet, is vorwar en bose Teken, wente dat schinet, dar enen Jderen [2]) Gott vor behöde, dat he mit sulkem Klenen will sin afgekosst van so ener groten unde unutsprekliken Froude, de allen Cristen am jungesten Dage wert weddervaren, unde worna en stedes verlanget, unde worup alle ere Trost is. Wente alle Ding schicket sik dar wol na unde sind waraftigen itz de Tide, welkere vor dem jungesten Dage kamen scholden, — so en groten Unwille unde Unfrede is mank allen Heren unde Forsten, geliken du ane Twivel wol daglikes hörst, mer alse ik hir. Derhalven, min leve Suster, schast du dy nich moien [3]), sunder stedes ane Underlat Gott laven, danken unde benedigen [4]), wente he wert uns balde alle ut

1) Gesinne ist im Allgemeinen „Hausgenossenschaft" (Familia) begreift also auch die Familienglieder mit ein. 2) einen Jeden. 3) sik moien, sich grämen. 4) benedeien, segnen.

dussen Jammerdale in de ewige Fronde nemen. — Wider let dy Meister Johann hochliken danken vor dine Gave, nemliken vor den Kese unde Las, unde will et stedes an uns wedderumme vordenen wor he kann unde mag; he wolde dy sulvest gerne hebben geschreven, overst he hefft de Sarsche Sprake[5]) all wedder vorgeten, so befruchtede he sik, wenn he rede[6]) schreve, dat du et nich vorstan wurdest, geliken he sik befruchtede, alse he ok lest unser Moder schreef. Ok, leve Suster, danke ik unde mine Bröder dy ganz frundlik vor alle Woldat unde willen wedderumme unsen Gott flitigen vor dy unde unse Olderen bidden. Nu nich mer men vele hundert dusent guder Nacht. Gröte van minentwegen Barteken[7]), Andres, Frans unde all unse ander Gesinne. Geschreven mit Hast, Anno XLIII den 17. Septembris.

Cler Havemann, din Broder.

An mine Suster Lucken
Havemanns kame dusse Breef
frundliken geschreven.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Theater.

In die eine Zeitlang vernachlässigte Oper brachte die letztvergangene Woche wieder neues Leben. Wir würden undankbar sein, wenn wir nicht, im Vorübergehn wenigstens, der Vorstellung des Freischütz (am 9. d. M.) gedächten, in der wir uns von neuem des edlen Spiels und Gesanges der Madame Marquard (Agathe) erfreuten, die diesmal in vollen Besitz ihrer Stimme war. Zum hundertsten Male in unserer Stadt ging Weber's Freischütz über die Bretter. Die erste Alles hinreißende Wirkung dieses Meisterwerks kann freilich nicht wiederkehren, denn auch das Schönste verliert durch Gewohnheit an Reiz; allein wenn die Modernopositionen der Gegenwart längst vergessen sind, wird die Tongemälde voll deutscher Innigkeit immer von neuem die Hörer entzückt von sich entlassen.

Die Anwesenheit der Madame Methfessel aus Braunschweig, das uns von seinem Reichthume schon viele musikalische Genüsse verschafft hat, veranlaßte die Aufführung von Bellini's Nachtwandlerin und Adams Postillon von Lonjumeau, zwei Opern der neueren italienisch-französischen Schule, in denen die geschätzte Sängerin ihr Talent in schönsten Glanze zeigen konnte. Klangvoll und lieblich ist ihre Stimme; daß sie eine gute Schule durchgemacht haben muß, beweist die Leichtigkeit, womit sie alle Schwierigkeiten ohne die geringste Anstrengung überwindet. Auch die Koloraturen, die man in Opern dieser Art gern gelten läßt, zeugen von sehr gebildetem Geschmacke. Den höchst ganzen musikalischen Vortrag hebt ihr anmuthiges Spiel, die Beweglichkeit ihrer ganzen Erscheinung. Ungerecht ist es, an ihre Leistungen gleich den höchsten Maaßstab zu legen, und so in der Rolle der Nachtwandlerinn sie neben eine Seidler Löwe zu stellen; wie viele Sängerinnen giebt es denn, die bei solchem Vergleiche bestehen können? Diese bringt mehr das Tragische, Geisterhafte des Somnambulismus zur Darstellung, während uns Mad. Methfessel nur das Mädchen voll Unschuld und Liebe zeigt. In welch' seelenvollen Tönen sprach sich die Innigkeit der Empfindung z. B. in dem Finale des ersten Actes aus! — Die Adam'sche Oper ist an Empfindung leer und läßt höchstens eine gewisse Lebendigkeit und Frische anerkennen. Dagegen konnte die Künstlerin in dieser Oper, besonders als Frau von Latour, mehr ihr graziöses Spiel entwickeln. Ob die Sängerin in gleicher Vollkommenheit großartigere Partien, wie Norma, Donna Anna u. s. w. auszuführen vermag, haben wir leider nicht beurtheilen können, da ihr Aufenthalt in unserer Mitte kurz war.

* Briefkasten.

Herren R. N. und P. J. W. — Wir danken und nehmen das Mitgetheilte benutzen. die Redact.

Auflösung des Räthsels in Nro. 21.

Ehe.

5) hier die niedersächsische oder plattdeutsche Sprache, im Gegensatz zu der hochdeutschen und obersächsischen. Meister Johann, vielleicht Clers „Hausphilister," hatte früher wohl längere Zeit zu Bremen in Arbeit gestanden und sein daselbst gelerntes Platt jetzt wieder verschwitzt. Kein Wunder, ging es Clern selbst doch nicht besser. Schon in dem folgenden Briefe von 1545 schleichen sich eine Menge fremdartiger Ausdrücke und Wendungen ein: später läßt er die Mutterspracht ganz fahren und schreibt von 1551 an nur hochdeutsch. Was damals an ihm und seinesgleichen, muß Bremen heutzutage an den Mitgliedern seines „jungen Amerika" erleben, deren Briefe uns gar bald belehren, bei wem sie „boarden" wie kläglich sie ihre Sonntage „spenden," und denen man, nach ihrer Rückkehr zu den elterlichen Kohltöpfen, jede beliebige Wette „legen" kann, daß sie auf keine Frage „Nein" sagen werden, sondern immer „No". 6) rede, schon. 7) Barteken, Dimin. v. Bertha. Es ist unverzeihlich, wie unsere Voreltern so romantische Namen so bäurisch haben aussprechen können im täglichen Leben. Oder sollte unser Ohr nur so hochdeutsch geworden sein?

Miscellaneen.

(Christian August Tiedge,) der Sänger der Urania ist nicht mehr! In der Nacht vom 8. zum 9. März entschlief er sanft, der fromme Dichtergreis zu Dresden, nachdem er am 14ten December v. J. sein 88. Lebensjahr zurückgelegt hatte. Er schied spät, doch seinen Freunden, die seines liebenswürdigen Umgangs sich erfreuten noch zu früh. Sein Andenken lebt in vielen Herzen, die sein Gesang entzückte, fort.

(Frack-Wrack.) Es lassen sich nun schon nach und nach mehrere Vernunftstimmen gegen das albernste aller Kleidungsstücke hören. In den „Breslauer Blättern" heißt es: „Der Frack, soll eigentlich heißen Wrack, Bruchstück eines Rockes, sieht aus wie eine Schreibfeder. Daher tragen Candidaten und Kanzlei-Beamte am liebsten Fracks." Wie aber der Frack in den Ruf des vorzugsweise anständigsten Kleides gekommen ist, dafür kann man in den tiefsten Tiefen bis zu den höchsten Höhen des Geschmacks auch kein Körnchen Grund finden. Wir haben früher schon einmal ein energisches „Pereat der Leibrock!" in die Welt gerufen, rufe es jeder deutsche Charakter nach, denn der Frack ist das Kleid der Charakterlosigkeit.

(Der jüngste Rathsherr als Henker.) Die etwas barbarische Sitte des Mittelalters, wo es in vielen Reichsstädten Deutschlands, namentlich in Rostock, üblich war, daß in Ermangelung eines Nachrichters allemal der jüngste Rathsherr das blutige Amt des Henkers verrichten mußte, scheint auch in Ungarn, besonders in den durch germanische Einwanderer bevölkerten und nach der Tartareninvasion meist neugegründeten Städten geherrscht zu haben; wenigstens erzählt die Libather Chronik ganz naiv ein derlei im Jahre 1302 stattgehabtes Factum. Es heißt dort nämlich, daß Hansen Munkfussel, ein achtbares, aber jüngstes Mitglied des wohlweisen und ehrenhaften Rathes, einen armen Sünder, den die hochnothpeinliche Justiz zum Tode verurtheilt, durchs Schwert hingerichtet und sich dabei muthig benommen habe.

(München.) Die größte von Schwanthaler's noch unvollendeten Arbeiten, die Hermannsschlacht, für den östlichen Giebel der Walhalla bestimmt, naht sich ihrer Beendigung. — Mozart's Statue von demselben ist zum Guß bereit; eben so dessen Statue des Großherzogs von Hessen; die von Jean Paul ist bereits in der Gießerei, da deren Aufstellung für den nächst wiederkehrenden Todestag desselben (14. Nov.) festgesetzt ist.

(Theater.) Das Theater ist in Berlin nicht mehr in solcher besondern Gunst wie früher. Der König hat dem Intendanten, Graf von Redern eröffnen lassen, es werde das k. Theater außer den herkömmlichen 100,000 Thlrn. jährlich keinen Pfennig weiter erhalten. Dagegen hat der König mehrere Pensionen und Gehalte für Dichter und deren Hinterbliebene ausgesetzt.

(Ein Gutschmecker-Souper.) Da die nach echt gastronomischer Wissenschaft angeordneten Diners und Soupers, selbst in Frankreich, immer seltener werden, so schildern wir hier ein echtes Souper, das 1837 von Jay, einem Kenner, gegeben wurde. Zuerst zwei Suppen, Bouillon mit gerösteter Brotrinde (**profiterole**) und Bouillon mit Fadennudeln, von denen nur einige Löffel voll gegessen wurden. Dabei trank man Constantiawein oder etwas ganz alten Absinth. Dann kamen sehr heiß ein Stöhrkopf in Champagner und ein fettes Huhn mit Trüffeln, beide auf Gefäßen mit heißem Wasser. Dazu wurde Romanée-Conti und Madera getrunken; der gewöhnliche Wein war Chateau-Lafitte. Es folgten eine Croustade von auf dem Roste gebratenen Krammetsvögeln, gebratenen Wachteln und ein Sauté von Rephühnern. Daneben standen in heißer Butter gebratene Kartoffelschnitte mit Trüffeln. Darauf kam ein Kapaun mit Kresse und Haselhühnern, von denen man aber nur kostete, wie von den Krebsen, die folgten. Diesen schloßen sich an Blumenkohl mit Parmesankäse und ein Auflauf, so wie mehrere Kleinigkeiten, wie eine Croustade von Moccakaffee. Das Dessert war kurz, aber geschmackvoll; dabei trank man Champagner. Außerdem wurden noch fünf bis sechs Sorten der feinsten Weine herumgegeben, obgleich die meisten Gäste sich an den Madera hielten, der zwei Reisen nach Ostindien gemacht hatte.

(Orthographie.) Es ist bekannt, daß viele deutsche Schriftsteller in beständigem Unfrieden mit der deutschen Grammatik und mehr noch mit der deutschen Orthographie leben. Die deutschen Schriftstellerinnen scheinen es ihnen hierin noch einigermaßen zuvorzuthun: vielleicht wollen sie damit den Ausspruch der Frau v. Staël: „ich bin meine eigene Grammatik!" nur in einen ähnlichen: „ich bin meine eigene Orthographie!" variiren. Ein Anonymus, der auf Schriftstellerinnen nicht gut zu sprechen ist, vielleicht, weil er aus schönen schreibenden Händen einmal einen Korb bekam, hat ein langes Register von Unregelmäßigkeiten schriftstellernder Damen veröffentlicht, von denen einige wirklich ergötzlich sind. So soll Johanna Schopenhauer einen Brief „Ihre treuste Freundin" unterzeichnet haben, während sie eigentlich für die treuste Freundin gelten wollte. Friederike Brun dankt einem Dichter für die Widmung seiner Sonette und prophezeit ihm ein „begrenztes" (bekränztes) Haupt. Luise Brachmann, die einen so tragischen Tod fand, schrieb in ihr Hausbuch: „Probates Mittel für Talglichter. Um diese in bester Qualität zu ziehen, muß man die Töchter recht wichsen." (Die Dochte wichsen.)

(Eisenbahnen in Frankreich.) Ausgezeichnete Männer vom Fache, wie der berühmte Artilleriegeneral Paixhans, sprechen sich dahin aus, daß ein Eisenbahnnetz Frankreich in strategischer Beziehung ungeheure Vortheile gewähren würde, deren es sich jetzt durch Befestigung von Paris selbst beraubt.

(Epistel an die Galater.) Der verstorbene Olshausen hat zu beweisen gesucht, daß die an die Galater gerichtete Epistel des Apostel Paulus an Deutsche gekommen ist; denn die Galater von Lystra in Lykaonien wären Reste aus gallischen Legionen unter dem Befehlshaber Lethoar (Luther.)

(Gluck.) Während in der letzten Zeit das Repertoire der königl. Oper durch mehrere der neuern Sachen bereichert worden, die trotz der brillantesten Ausstattung doch nur mühsam auf demselben sich erhalten, sahen wir heute mit großem Vergnügen, nach einem 18jährigen Vergessensein, Gluck's Iphigenia in Aulis, neu einstudirt, uns wieder vorführen. Wie verlautet, haben wir diesen Genuß einem speciellen Befehle des Königs zu verdanken, der Gluck's Compositionen von jeher ihrem großen Werthe nach gewürdigt, und somit auch eine tiefere musikalische Empfindung und Verständniß an seine sonstigen so ideal hervortretenden Eigenschaften reiht. Die Aufführung war im Allgemeinen eine sehr gelungene. Vortrefflich wurde namentlich die Klytemnestra von Frau v. Faßmann gesungen, die unverkennbar in dieser ernsten, höhern Musik sich in ihrer schönsten Sphäre befindet. Leider verläßt uns nun aber, wie verlautet, auch diese Künstlerin im künftigen Monate, und da offenbar nur sie allein die vier Opern von Gluck hier erhält, so dürften auch diese ehestens vom Repertoire verschwinden, wenn nicht vielleicht seiner Zeit ein Courier bei ihr mehr Gehör findet, als bei Fräulein Löwe.

(Deutsche Dramen.) Man liest in der „Zeitung für die elegante Welt:“ Von neuen Dramen, die zur Aufführung geschrieben sind, nehmen folgende das Interesse des Publikums in Anspruch. Von Reinhold (Dr. Köstlin in Tübingen) „die Söhne des Dogen,“ die in Stuttgart und Zürich, wie wir hören, mit Beifall gegeben wurden. Nur an der Lässigkeit der Bühnen-Directionen liegt es, wenn das Interesse am Drama nicht überall gepflegt wird, und das Publikum, das den Neuigkeiten der Literatur nachgehen will, sich dem Theater entzieht. Von Mosen: „die Bräute von Florenz,“ in Dresden aufgeführt. Von Gutzkow: „Werner,“ in Hamburg, Dresden, Wien, Frankfurt, Hannover ꝛc. aufgeführt, und „Patkul,“ in Hamburg gegeben. Von Hebbel: „Judith,“ in Berlin und Hamburg aufgeführt. Von Marggraff: „Elfride.“ Die Bühne in Weimar gab „Inez de Castro,“ von Wiener, ein schon älteres Drama.

(Hamburger Bühne.) Vom 1. d. J. geht die Mitdirectorschaft der Hamburger Bühne von F. L. Schmidt an den bekannten Sänger Herrn Cornet über. — Herr Dr. Töpfer hat ein neues dramatisches Werk „Canova“ zur Aufführung eingereicht, das sehr gerühmt wird. „Der reiche Mann“ desselben Verfassers macht noch immer volle Häuser. — „Patkul“ von Karl Gutzkow hingegen bewährt sich keineswegs als ein Stück, welches sich auf dem Repertoire erhalten dürfte.

(Goethe.) In den letzten Jahren seines Lebens fühlte sich Goethe durch die Menge der ihn besuchenden Fremden sehr belästiget und er begann oft die Unterhaltung mit ihnen auf eine seltsame Weise. Einst ließ sich ein Engländer bei ihm anmelden. Die Engländer fürchtete er am meisten, weil er sicher sein konnte, daß jedes Wort, das er spreche, aufgezeichnet und in einem Journale gedruckt erscheinen würde. Er nahm sich also vor, so wenig als möglich zu sprechen und besonders nur von ganz gleichgültigen Dingen zu reden. Der Engländer erschien und Goethe grüßte ihn, ohne ein Wort zu sagen; der Engländer verbeugte sich und schwieg. Goethe zeigte mit der Hand auf einen Stuhl und der Engländer setzte sich, ohne den Mund zu öffnen, indem er ohne Zweifel erwartete, Goethe würde das Gespräch anfangen. So verging — Nro. 239. fünf Minuten in dem tiefsten Schweigen, und Goethe deutete, indem er aufstand, seinem stummen Gaste das Ende dieses seltsamen Besuches an. Als er indeß den Engländer durch das Vorzimmer hinausbegleitete, fühlte Goethe einigermaßen Reue, er zeigte dem Engländer eine Marmorbüste, welche da stand und sagte: „Walter Scott.“ — „Ist todt,“ antwortete der Engländer, — 241. so endigte der Besuch.

(Artistisches.) Bei dem Verkauf der Gemäldesammlung — 242. des Hrn. Schamp van Averschoot in Gent überstieg der Preis — 243. einen Teniers und einem Rembrandt nicht die Summe von 15 bis 16,000 Fr., während die „Wunderthaten des heiligen Benedict“ von P. P. Rubens 60,000 Fr. zu stehen kamen. Hr. Leroux in Lille hat dieses prachtvolle Gemälde angekauft, das wahrscheinlich — 244. späterhin der Gallerie des Louvre einverleibt werden wird.

(Das Buch über die Nachfolge Christi.) Bekanntlich hat außer der Bibel kein Buch einen so ungeheuren Erfolg gehabt, und ist in so viele Sprachen übersetzt worden, als das bekannte, dem Thomas von Kempen zugeschriebene Werkchen über die Nachfolge Christi. Schon früher wurde bekanntlich behauptet, nicht Thomas von Kempen oder Kampen, sondern Gerson (der Abt des Klosters von Stephan zu Vercelli) sei der Verfasser. Das **Echo du Monde Savant** vom 24. Februar enthält nun eine Nachricht aus Valenciennes, der zufolge gegenwärtig zu Valenciennes ein altes französisches Werk gedruckt wird, welches jene berühmte Werk doch einem Gerson (wie es scheint dem bekannten Kanzler vindicire. — Nro. 339. — 340. — 341. — 342.

(Künstliches Bein.) Ein Hr. Bayly, Fabrikant chirurgischer Instrumente in Gent, hat ein künstliches Bein verfertigt, — 343. das bei einer großen Einfachheit alle Bewegungen des natürlichen zulassen soll.

(Eisenbahnen.) Auf der Leipzig-Dresdener Bahn war — 344. Personen-Frequenz und Einnahme für Personen und Waaren vom 1. Januar d. J. bis 27. Februar diese: 25,553 Personen. Einnahme 37,482 Thlr. 14 Ngr. — 345.

(Druckfehler.) In einer Theaterkritik las man neulich: „Schauspieler N. N. spielte zum Herausrufen.“ Am folgenden Tage las man aber in dem Druckfehlerverzeichniß: „S. 3 Z. 4 von oben lies statt Herausrufen Haarausraufen.“ — 346.

(Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika) betrug 1840 siebzehn Millionen Seelen; im Jahre 1810 zählte man daselbst erst sieben Millionen Einwohner. — 347.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Zönzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 1.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen
der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 22.

Bremen, Donnerstag den 14. März 1841.

Gestorben:

Nro. 239. Den 13. März. Des Uhrmachers Joh. Peter Kolkmann Ehefr., geb. Imhorst, 23 Jahr; Sögestraße Nro. 7.

— 240. Den 14. — Des verst. Joh. Friedrich Kuhlmann Wittwe, geb. Koch, 78 Jahr; Armenhaus.

— 241. Den 14. — Des Schenkwirths Herm. Heinr. Maluvius Sohn, 9 Monat; Albutenstr. Nro. 3.

— 242. Den 15. — Der Maurergesell Joh. Bolmann, 64 Jahr; Armenhaus.

— 243. Den 15. — Des Arb. Georg Schilling Sohn, 1 Jahr; Sögestraße Nro. 26.

— 244. Den 15. — Der Steuermann Daniel Jeremias Eggers, 52 Jahr; Obernstraße Nro. 63 (Vorstadt).

Nro. 245. Den 15. — Des Schneiders Phil. Ferdinand Rohmeyer Ehefrau, geb. Brummerloh, 56 Jahr; Rövekamp Nro. 48.

— 246. Den 16. — Des Tischlers Siegmund Tobias Alschwee Tochter, 8 Tage; Bremers Gang Nro. 1 (Wichelnburg).

— 247. Den 16. — Der Detaillist Joh. Friedr. Conr. Tolle 79 Jahr; kl. Krummenstraße N. 45.

— 248. Den 16. — Des verst. Tonnenmachers Conrad Warnken Wittwe, geb. Rauers, 77 Jahr; Hohenthorsstraß Nro. 62.

— 249. Den 17. — Des Miethkutschers Joh. Herm. Diedr. Carl Turnau Sohn, 7 Monat; Grünenstraße Nro. 57.

Geburten:

Nro. 339. Den 12. März. Des Lohndieners Joh. Diedr. Heinr. Griffel Ehefr., geb. Hacke, Jacobikirchhof Nro. 6; von einem Knaben.

— 340. Den 12. — Des Zimmergesellen Gottfried Jacobi Ehefr., geb. Leidenecker, Hastedt Nro. 74; von einem Knaben.

— 341. Den 12. — Des Cigarrenmachers Friedrich Wilhelm Strohmann Ehefr., geb. Schumeyer, Häfen Nro. 24; von e. Mädchen.

— 342. Den 12. — Des Schneidermeisters Christ. Friedr. Bödeker Ehefr., geb. Fiege, Papenstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

— 343. Den 12. — Des Arb. Dierk Osmers Ehefr., geb. Reiner, a. d. Brinck Nro. 9; von einem Knaben.

— 344. Den 13. — Des Arb. Joh. Heinr. Heidmann Ehefr., geb. Ficke, Timmerstraße Nro 4; von einem Mädchen.

— 345. Den 13. — Des Cigarrenmachers Conr. Ludw. Hoppe Ehefr., geb. Runge, Läschenhof Nro. 12; von einem Knaben.

— 346. Den 14. — Des Buchhalters Gerh. Lampe Ehefr., geb. Köppen, Neuenstraße No. 65; von einem Mädchen.

— 347. Den 14. — Des Bierbrauers Herm. Hinrich Graffstedt Ehefr., geb. Schröder, Doventhorstraße Nro. 2; von einem Mädchen

Nro. 348. Den 14. — Des Cigarrenmachers Carl Friedr. Thierbach Ehefr., geb. Köhler, a. d. Brake Nro. 10; von einem Mädchen.

— 349. Den 14. — Des Bockschiffers Joh. Friedrich Christ. Wilh. Moritz Hartmann Ehefr., geb. Jenssen, Osterthorsteinweg Nro. 16; von einem Knaben.

— 350. Den 14. — Des Arb. Joh. Friedr. Klünder Ehefr., geb. Töpelmann, Theerhoff N. 36; von einem Knaben.

— 351. Den 15. — Des Kaufmanns Nicol. Gerdts Ehefr., geb. Menck, Faulenstr. Nro. 86; von einem Mädchen.

— 352. Den 15. — Des Arb. Joh. Friedr. Dürrhoff Ehefr., geb. Wienken, große Annenstraße Nro. 27; von einem Mädchen.

— 353. Den 16. — Des Schiffsmäklergehülfen Joh. Christoph Peterssen Ehefr., geb. Wesselhöft, Buchtstraße No. 25; v. e. Knaben.

— 354. Den 16. — Des Kahnschiffers Berend Meyer Ehefr., geb. Weidemann, Sandersdeich Nro. 11; von einem Mädchen.

— 355. Den 16. — Des Schuhmachers Heinr. Friedr. Conr. Jüngling Ehefr., geb. Töpken, Klosterstraße Nro. 21; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 23.

Bremen, Sonntag den 21. März 1841.

Bremen, den 18. März 1841.

Am gestrigen Tage vollendete hieselbst seine irdische Laufbahn Herr Georg Wilhelm Gromme, Senior im Collegium der Ältermänner, im 81. Jahre seines Lebens, nachdem er die Würde eines Ältermanns über 33 Jahre bekleidet hatte. Er war erwählt am 6. October 1807.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 21. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Logogriph.

Fünf Zeichen sind's, die dir den Götzen nennen,
Den hoch verehrt die halbe Welt,
Den Götzen, dessen unersättlich Sehnen
Nach Opfern keines Gleichen zählt.

Von tausend hellen Opferfeuern steiget
Zu seinem Dienst der Rauch empor,
Und von der Last gethürmter Gaben neiget
Der Altar sich, den er erkor.

Willst du der Zeichen drittes mir entrücken,
Schaut eine Silberschlang' dein Blick,
Die über Fluren, über Felsenbrücken
Stets vorwärts gleitet, — nie zurück.

Doch schöpfest du aus gold'nem Born das Wissen,
Ob sich sein Grund uns auch verdeckt:
Mußt du mein Zweites statt des Dritten missen,
Ich selber bin in ihm versteckt.

Die Ouvertüre zu Mozart's Don Juan.

Diese Oper der Opern wurde bekanntlich von dem großen Meister während seines Aufenthalts in Prag (1787) für die Guardasonische italienische Operngesellschaft componirt und in Scene gesetzt. Der für die erste Aufführung des Don Giovanni bestimmte Tag, der dritte November, war vor der Thür, und Mozart hatte noch immer keine Ouvertüre geschrieben! Guardasoni drängte, — seine Freunde redeten ihm zu — Mozart lachte nur und sagte, „ich werde sie diesen Nachmittag schreiben!" An demselben Nachmit-

tag machte er aber mit seiner Frau einen Ausflug auf das Land. Guardasoni war in Verzweiflung. Er sandte nach allen vier Weltgegenden Boten aus. — Mozart war nirgends zu finden, und Strobach mußte versprechen, im Fall der äußersten Noth die Ouvertüre zum Idomeneo aufzuführen. — Es war Mitternacht, als Mozart's Wagen vor seiner Wohnung hielt; seine Freunde, Guardasoni an ihrer Spitze, umringten ihn sogleich und überschütteten ihn mit Klagen und Vorwürfen. Der Meister sprang aus dem Wagen und sagte: „Laßt mich nur in Ruhe, ich werde jetzt wahrhaftig sogleich an die Arbeit gehen." Er ging in das Haus, schloß die Thüre hinter sich ab, warf sich auf seinen Sitz am Schreibtische und fing an. In wenigen Minuten fuhr er jedoch auf und sagte mit lachender Miene zu seiner Frau: „Es will jetzt nicht gehen! Ich will mich ein Stündchen ins Bett legen; wecke mich dann und mache mir Punsch." Ohne sich zu entkleiden, warf er sich auf das Bett. Constanze bereitete den Punsch, und nach einer Stunde ging sie an ihres Mannes Bett, um ihn zu wecken. Aber er schlief so süß, daß sie es nicht über das Herz bringen konnte, seine Ruhe zu stören. Sie ließ ihn noch eine Stunde liegen, und weckte ihn dann, da die Zeit drängte. Mozart rieb sich die Augen, schüttelte sich, und sammelte seine Gedanken, dann begann er ohne Weiteres sein Werk. Constanze reichte ihm den Punsch, setzte sich an seine Seite und fing, um ihn bei munterer Laune zu erhalten, an, ihm allerhand spaßige und grauenhafte Historien vom Blaubart, von der schönen Magelone ꝛc. zu erzählen, bis Mozart immer schreibend lachte, daß ihm die Thränen die Backen herunter liefen. Um zwei Uhr lag es fix und fertig auf dem Tische. Der Meister stand auf; er konnte sich kaum aufrecht erhalten. „Für dießmal gethan!" murmelte er, „aber ich werde es nicht noch Einmal probiren!" und er legte sich nochmals zur Ruhe nieder. Um sieben Uhr holte der Copist die Noten ab; aber er wurde mit dem Ausschreiben der Stimmen nicht eher fertig, als gegen halb acht Uhr des Abends, so daß die Aufführung bis um acht Uhr hinausgeschoben werden mußte. Noch naß und mit Sand bestreut, wurden die hastig abgeschriebenen Stimmen in das Orchester gebracht und dort vertheilt. Die seltsame Geschichte der Composition der Ouvertüre war bald wie ein Lauffeuer unter der ganzen Versammlung verbreitet. Als Mozart in das Orchester kam, wurde er von dem übervollen Hause mit donnernden Bravo's begrüßt. Er verbeugte sich tief, und sprach dann, indem er sich an die Musiker wandte: „Meine Herren, wir sind nicht im Falle, eine Probe der Ouvertüre gehabt zu haben, aber ich weiß, was ich mit Ihnen riskiren kann. Also schnell an's Werk!" Er ergriff den Taktstock, gab das Zeichen, und wie ein Donnergebrause, mit Trompetenklang vermischt, rauschte der erste Accord des ehrfurchtgebietenden Andante hin. Dieß sowohl, als das darauf folgende Allegro wurde von dem Orchester mit bewunderungswürdigem Geiste executirt. Als die Ouvertüre zu Ende war, ging der Applaus in einen wahrhaften Sturm über. „Es sind doch ein Paar Noten unter das Pult gefallen," sagte Mozart lächelnd zu Strobach, „aber das Ganze ging prachtvoll von Statten." Wie während der Oper selbst der Beifall von Scene zu Scene wuchs, wie das Fin ch'han dal vino von seiner ersten Aufführung an bis auf den heutigen Tag enthusiastische Dacapo's hervorrief, und noch immer hervorruft, das ist der ganzen gebildeten Welt bekannt.

---

* Alter Briefstyl.

(Fortsetzung.)

3.

Gnade unde Fride dorch Jesum Christum unsen Herrn unde Heilande tovoren! Weten schaltu, min leve Suster, dat ich noch sampt meinen Broederen gesund unde wel to passe bin dorch Gnade des almechtigen Herren unde Heilandes unde höre sulkes gerne van dy, Bartken, Andres unde Frans widerumme. Wider, leve Lucke Suster, voege ich dir zu wissen, daß ik habe van dy unde Andres 2 Kese entfangen, ock van Bartken unde Frans enen halven Daler. Hir alles vor, leve Lucke Suster, danke ik dy sampt Bartken, Andres unde Frans gans hochlich uf ditmal bet so lange dat ik et beter vormag, so will ik et mit Hulpe des allmechtigen Herren alletid gerne van dy sampilik minen leven Suesteren unde Broederen vordenen, wor ik kann unde mag na minem Vormoegen; — dat vorseth ir iuw to mich genslik alse to juwen leven Volken[1]). Will overst up dit Mal Gott mit minem Gebede vor ju bidden, dat he ju sulke rechte grote susterlike unde bruderlike Trouw will vorgelden, welke ir uns itz vullenkamliken bewisen, hir in dissem Levende unde ock hirnach in jenem Levende mit Seguinge

1) Vole, alte Bezeichnung für Blutsverwandter, cognatus.

unde Benediginge sines hilligen Namens unde darnach mit Vorluchtinge [2]) sines hilligen Gestes. — Nier Tidinge, leve Lucke Suster weet ik dy up dit Mal nich vele to schriven, denn allene dat men itz in allen Dingen apenbar sut, dat der boese Biend gar is utgelaten unde sin Spil drift allerwegen fuste [3]) in der Welt, welk ook gescheen schall vor dem jungesten Dage, unde wenn et uf dem allerhogesten unde bosesten is, so wert denn unser Gott de Dage vorkurtzen umme der Uterwelden willen, alse uns beschrift der hillige Evangelist Mattheus. Unde leve Lucke Suster, dat et war is, dat der Forste düsser Welt itz regert unde de Minschen to allem Bosen reiset [4]), sut me hir to Wittenborch daglikes klarliken ut velen Exemplen welke geschehn, unde ik will dy een vortellen van dissen Exemplen, welk vorwar en seer gruwlike unde unminslike Dath is. Leve Lucke Suster, hir van Wittenborch wor en Mile Weges up enem Dorpe hat der bose Biend ene Fruwen mismodich gemaket unde half berovet erer Sinne, unde de Fruwe hat gehat veer Kinder unde hat genamen de ersten tuwe [5]) unde hat de mit der Eksen [6]) dot gehouwen jammerliken; darna har se genamen dat derde, welk nu dat groteste war unde hat et ook willen doth houwen, overst et is er entlopen unde hat gerupen unde Hulpe gekregen. Dewile overst dit en wege is unde tekent et den Luden an unde halt Hulpe, kricht se ook dat verde Kind unde houwet dat mit der Eksen to sinem Teken in dat Angesichte ersten, unde mit des kamen de Nachbaren to lopen unde nemen er dit Kind; — wer [7]) dat wert beholden dat Levent, kan me nich seggen, denn se hat et seer gewundet, overst de ersten tuwe hadde se ganz dot gehauwen. Dit, leve Suster, is gescheen tuwe Dage nur tovoren vor min Schrivent, unde me hat dusse vorbenompten Fruwen, welkere so boslik unde gruwlik mit eren Kinderen hat gehandelt, hir in de Stat gevort unde se venklik genamen, — wo me nu mit er wert handelen, kan ik nich wissen. — Dit, leve Lucke Suster, habe ich dy willen schriven, antotekende des Duvels List unde Bosheit, welk sik itz gewaldich röget unde ser regeret in allen Landen. Denn er suth unde weet, dat sin Tid to Handes [8]) voraver is, unde ewich in dem hellschen Vür, van Gott vorstott, mut brennen, — wolde darumme gerne de ganze Welt mit sik veeren to der ewigen Vordommisse, wor er daglikes mit allem Fleis na steit unde stedes waket unde arbedet. Derhalven, leve Suster, möge wi wol Dag unde Nacht uf unsen Kneen liggen unde ane Underlat mit großem Flith unde andachtigem Hertzen beden unde Gott anropen, dat er sik wille aver uns vorbermen umme sines leven Sons Jesu Christi willen, welkeren er vor uns to enem Offer darhen hat gegeven dorch sine grundlose unde unutspreklike Gnade unde Woldath, dat er uns scholde van Duvel, Helle unde Doth vorlosen, welk er vullenkamliken gedan hat, alse wy in dusser vorgangen Zeit haben gehort, dorch sine hillige Minschwerdinge. Overst, leve Suster, wi möten doch noch em daglikes anropen umme Hulpe, alse du wol weest, dat er uns mit sinem hilligen Geeste will sterken wedder de Gewalt unde Listigheit des Forsten dusser ganzen Welt, uf daß wi nich van em werden gereisen to allem Bosen unde eme könen gewaldigen Wedderstandt don unde so ewig mit Gott mögen in jenem Rike in aller Fronde leven. Worzu di, unsen Olderen unde all uns Kinderen Gott der Allmechtige helpe dorch sinen hilligen Geest unde milde Barmhertzigheit, Amen. Nu nich mer men vele hundert dusent guder Nacht unde gröte minenthalven Bertken, Andres, Frans unde all unse ander Gesinne. Geschreven mit Hast, Anno XLV des Sondages nach purificationis Virginis.

Eler Havemann.

An meine leve Süster
Lucken Havemanns kame
dusse Breef frundliken geschreven.

Es ist unmöglich, in diesen Briefen den Geist der Zeit in welcher sie geschrieben, des Ortes woher sie datirt wurden, zu verkennen. Wie hätte auch vor 300 Jahren zu Wittenberg ein jugendliches Gemüth unempfänglich bleiben können gegen den belebenden Hauch, der von Luthers und Melanchthon's Lippen ausging? Die Vierziger Jahre jenes Jahrhunderts waren aber für das religiös bewegte Vaterland eine besonders ernste Zeit und trüber Vorahnungen voll. Der erste reine Feuereifer und was durch ihn in Sturm und Drang erobert werden mochte, lag schon dahinten, jetzt galt es das Errungene festzuhalten, die schwere Rolle des leidenden Widerstandes durchzuführen im Geiste des gewissenhaften Luthers, der bis an sein Ende (er starb 1546) unausgesetzt Gehorsam dem Kaiser predigte in Allem was des Kaisers sei. Hier aber hatten die Protestanten mit einem lauernden Gegner zu thun, die „christliche Defensions-Einung," wie sie den schmalkaldischen Bund bezeichneten, war auf die Dauer so wenig haltbar wie in unseren Tagen der mitteldeutsche Verein. Schon hatte wiederholter Hader, weltliches und geistliches Gezänk, die Bande der Glaubensgenossen gelockert; Türken und Franzosen, die nimmer rastenden Erbfeinde, konnten fast als Helfer gelten, weil sie Kaiser und Reich fortwährend abhielten, wider die einheimischen Glaubensneuerer gewaltsam einzuschreiten. Aber die Still-

2) Erleuchtung. 3) schier überall. 4) risen oder reisen, bewegen, anregen. 5) zwei. 6) Art. 7) wer, wor, ob. 8) alsobald.

stände, zu denen jene gemeinsame Noth die Deutschen führte, waren eben nur was man jetzt den bewaffneten Frieden nennt; das Schwert war anderweit beschäftigt, aber es blieb gezückt; — mit Einem Wort, es thürmten sich schon die Wolken des schmalkaldischen Krieges, als Havemann's Söhne einzogen in die Pflanzstätte der evangelischen Lehre. Kein Wunder, wenn wir auch unsern Briefsteller davon bedrückt sehen, wenn sein frommer Sinn nur zuversichtlich nach jenseits, aber gar trübe in die Welt hienieden blickt. „Man sagt für gewiß" schreibt er anderswo: „daß der Kaiser Paris soll eingenommen haben, auch von dem Türken, daß er etliche Dörfer und Städte hat eingenommen in Ungarn und alle die armen Leute daraus geschleppt und in Türkien verkauft, was fürwahr ein barmherzig, jämmerlich und erschrecklich Ding ist" und später: „Neue Zeitung, liebe Schwester, kann ich dir nicht viel berichten, denn allein, daß der Teufel aller Orten wach ist und gerne unterdrücken wollte das Wort Gottes durch seine Werkzeuge als den Türken, Papst, Kaiser und andere mehr, gleichwie du täglich hörst und vielleicht mehr als ich, der ich nicht viel höre und unter die Leute komme." — Es bestätigt sich bei dieser wie bei andern Stellen seiner Briefe die alte und immer neue Wahrheit: Wo das göttliche Wort unmittelbar das Gemüth erfaßt und tränkt, da reinigt er des Menschen Gesinnung, ja sein Reden und Thun, von den Schlacken seines und jedes irdischen Zeitalters; soll es aber dem stumpfen Urtheil als Werkzeug dienen, um die Dinge dieser Welt zu deuten und zu richten, so wird es immerdar sein Ziel verfehlen, Zwietracht und Ärgerniß säen unter den Zeitgenossen und den von andern Meinungskämpfen erfüllten Nachkommen eine Thorheit dünken. Darum bleibt uns, die wir jetzt wohl lächeln über Eler's Theorie von den Vorzeichen des jüngsten Tages u. s. w., gewiß immer erbaulich, was ihn die Bruderliebe zum Trost der kranken Schwester anführen heißt. Im nämlichen christlichen Sinn wie oben im zweiten Briefe, schreibt er ihr ein ander Mal: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den größten Nöthen, die uns getroffen haben, und Salomo, Sprüche im 3. Cap. sagt: Mein Kind, verwirf die Zucht des Herrn nicht und sei nicht ungeduldig über seine Strafe. Denn welchen der Herr strafet, den hat er lieb und hat Wohlgefallen an ihm wie ein Vater am Sohn. Und Paulus, Römer 8: So wir nicht leiden, werden wir auch nicht herrschen, ich halt's aber dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sei, die an uns soll offenbar werden. Dies alles, liebe Schwester, du besser weißt, täglich lies't und hörst, dann ich bedenken oder immer schreiben kann. Doch bitt' ich fleißig, du dies mein Schreiben, welches gewißlich aus einem brüderlichen, wohlmeinenden Gemüth kommt, mir schwesterlicher Liebe nach, zu Gute halten mögest.." Dann wieder: „Es wäre möglicher, daß Himmel und Erde vergänge, denn daß der Herr uns nicht sollte erhören, dieweil er es selbst an manchen Orten der Schrift sagt, daß wir nur sollen beständig und vollherzig bleiben und nicht ablassen von unserm Gebete, ob er es schon ein Jahrer vier oder fünfe verzieht was wir von ihm bitten." Und von sich selbst, wie er einmal krank gewesen, sagt er ähnlich: „Zuerst, liebe Schwester habe ich große Sorge und Anstoß gehabt; aber wir müssen uns, wie frommen Christen zusteht, selbst trösten und auf den Herrn Christum unsern Triumphator und Überwinder verlassen, — diesem müssen wir gleichförmig werden, welcher um unsrer Sünde willen gestorben, wie St. Paulus sagt, und zu unsrer Gerechtigkeit wieder auferstanden. Wenn wir gebrechliche Creaturen solches recht könnten fassen, würden wir all unsere Noth, Kreuz und Widerspen leicht tragen können und großmächtige Freude aus den edeln Hauptartikeln der Auferstehung und Himmelfahrt Christi schöpfen." Was würde unsere Weisheit an dem Geiste solcher Äußerungen auszusetzen finden? ja selbst an ihrer Sprache? (Eler's Ausdrücke und Wendungen sind nämlich in den citirten Stellen fast wortgetreu wiedergegeben). Man sieht, es ist schon Luther's Schwung darin, jene einfache und doch so biegsame, kernige Schreibart, die zum Herzen dringt, weil sie vom Herzen kommt — von welcher, obschon Manches veraltet und daher minder klar geworden, gleichwohl zu lassen auch dem heutigen Predigt schwer fällt, weil allerdings zur Bildung einer „zeitgemäßen" geistlichen Mustersprache ein zweiter Luther erfordert würde. —

Wo nun das religiöse Leben nicht in Frage kommt, da ist freilich so Ton als Inhalt unserer Briefe ziemlich dürftig und nüchtern. Von flottem Burschentreiben und anderm Jugendtaumel verrathen sie nichts. Nur einmal, bei Gelegenheit einer Bestellung an Beken, die Magd, zeigt sich in einem Postscript der schüchterne Versuch einen Witz zu machen. Der Bote Valentin und was er von Hause mitgebracht und weiter bringen soll, spielt überall eine Hauptrolle. Eler scheint der beliebten Studentenmaxime sehr hold gewesen zu sein: „besser weit her und umsonst, als nahbei und für Geld", und bei solchen Ansichten sind liebreiche Schwestern ein wahrer Schatz. Bis auf weißen und schwarzen Zwirn die Kleider damit zu flicken, erstrecken sich seine Wünsche. Im Herbst 1551 war er besonders abgerissen; er dankt gar fleißig für die erhaltenen Socken, Hemde und Hauben, bittet nun aber auch um ein Paar schlichtgefütterter Handschuhe, deren er des Winters in sectionibus und auch in der Kirche sehr benöthigt. Desgleichen hätte er gern einen neuen Brustlatz, denn der alte, der vorm Jahr schon nicht viel mehr taugte, sei ganz zerrissen und die Mutter wisse wohl, daß er eine schwache Brust habe, Hier am Orte müsse man Alles doppelt bezahlen, wie die Brüder bezeugen könnten. — Ein ander Mal, da er, wie es scheint, in den Ferien zu Hause gewesen, hatte er auf dem Rückwege die Schuhe durchgegangen, auch die Hosen waren ihm vom vielen Gehen mächtig abgescheuert; er hatte sie durch Carstens zurückgelassenes Exemplar bessern lassen wollen, allein als er zu Wittenberg wieder eintraf, fand er das letztere schon als gute Beute im Gebrauche seines Hauswirths. Deshalb ersucht er sehr um neue Schuhe mit der nächsten Sendung, der Meister habe das Maaß, — auch um zwei passende Felle zu Lederbeinkleidern, wenn die Alten damit herausrücken wollten u. s. w. — Mit den Wechseln mag es wohl nicht minder knapp bestellt gewesen sein, daher die gelegentlichen Zuschüsse aus den Spar-

töpfen der Geschwister gewiß doppelt erwünscht kamen. Aus einem Briefe von 1551 lernen wir, daß Eler, um sich zu helfen, zu dem gewöhnlichen Expediens armer Studenten, dem Stundengeben, greifen mußte; — so hatte er namentlich den jungen Diedrich Freitag, einen Sohn des gewesenen bremischen Kriegsraths Segebade oder Sebald Freitag (des Stifters des noch heute bestehenden Freitag'schen Stipendii ꝛc.) zu instruiren. Zwar war der alte Havemann als Bürgermeister gewiß nicht unvermögend, allein — wie es vor diesem derb und deutlich hieß: — „vele Swine maakt den Drank dunne." — „Dieweil nun, herzgeliebte Wesche" — so schreibt Eler 1554, nunmehr studiosus juris, aus Frankfurt a. d. O. an seine Base, die Mund'sche: „mein Vatter unser viele hat, die ihme fast die Smeerfeddern (Fettfedern) ziehen, bekomme ich zuweilen das meiste nicht. Derhalben meine hohe und fleißige Bitte, ihr zu Gottes Ehren, meinen Studiis zum besten willen auch, dieweil euch Gott reichlich gesegnet, etwas conferiren, auf daß ich vorwärts kommen und hinfort so jämmerlich nicht möge verhindert und versäumlich aufgehalten werden." Besonders kläglich ist zu lesen, wie er zum Behuf dieses seines neuen Studii immer umsonst nach Büchern lechzt: „Es ist in der Wahrheit unmöglich, daß einer etwas in den Rechten sollte können profitiren, wann er die vornehmsten Scribenten und Doctoren nit hat. Dann gewißlich, gleich einer ohne Spieß oder ander Gewehr wider seine Widerwärtigen nichts ausrichten kann, also unmöglich ist es auch, Jemand, er sei so hoch von Gott begabet wie er wolle, etwas ohne Bücher in den Rechten studiren sollte. Derwegen, liebe Schwester u. s. w." So klagt er mehrere Jahre vergebens und bricht am Ende via facti das Eis, indem er von einigen Gesellen, die ihrer Studien halber von hinnen nach Welschland gereis't, nach guter Freunde Rath, Bücher kauft," der ich summa summarum nicht länger habe gerathen können", und für das Geld Frankfurter Bürgern, denen jene schuldig geblieben, Bürgen stellt. Diese guten frommen Leute darf er nun nicht in Stich lassen; auch hat er seine übrigen Gläubiger auf Pfingsten fest vertröstet, ihnen zu entrichten, was er schuldig geblieben für Tisch, Bücher, Stube, Holz, Waschen, Kleider, Papier ꝛc. „Wollet mich daher jetzt ja nicht länger ungetröstet lassen, sondern väterlich meinen Studiis Förderung thun, damit ich's einmal mit allem Ernste recht möge angreifen und so etwas profitiren könne, womit ich meinem Vaterlande, Freunden und Fremden dienen, und auch hiernächst Alles was darauf gegangen reichlich einbringen möge." — Dieser Brandbrief an seinen Vater von 1556, Donnerstags nach Misericordia, scheint denn doch Hülfe geschafft zu haben, und so studirte er denn und hoffentlich mit besserem Erfolge noch bis zum Jahr 1559 fort, wo uns seine Briefe verlassen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Locales.

Es steht zu erwarten, daß wir allmählich mit Berlin die Ehre und Unehre theilen werde, eine Eckensteher-Literatur zu besitzen. Die Wochenblattsanzeigen von einer „Brickenmeiern" des Dr. Jonas im Bauche" und „filosofieschen Betrachtungen" des Prof. Murrkater machen einen hoffnungsvollen Anfang. Übrigens bitten wir die Herren, diese Anoncen bloß ins Wochenblatt einrücken zu lassen, damit man aus dem Anpreisen einer vierten Auflage auswärts nicht schließe, wir wären an Geist und nobler Sitte so bankerott geworden, daß solche Literatur ein großes Publikum fände. Zugleich möchte Schreiber dieses anfragen, ob es hier am Orte jedem Anonymus freisteht, den Professor- und Doctortitel einem beliebigen albernen Namen vorzusetzen.

X.

* Keller-Wohnungen.

„Hört!" „Hört!"

Wir leben Gottlob in einer Zeit, wo die schnöde Abfertigung „das geht uns nicht an" oder „man kann nicht für alles sorgen" aufgehört hat, von Behörden und Privatpersonen gegeben zu werden, wenn ihnen Gefahr bringende Übelstände zur Kunde gebracht werden; die Sorge für die bessere Regulirung der Wege und Straßen, die Bepflasterung sumpfiger Orte, wie Vorstadt und Neustadt sonst so manche aufzuweisen hatten, giebt rühmliche Zeugnisse dafür. —

Dennoch existirt bis jetzt ein größerer Übelstand der Art, auf welchen es sich der Mühe lohnt, unsere Polizei und jeden Menschenfreund aufmerksam zu machen. Es giebt in Bremen eine Menge unterirdischer Höhlen, Keller-Wohnungen genannt, von denen manche der Art sind, daß es eine Verantwortungssache erscheint, Männer, Frauen und Kinder vielleicht zugleich mit den widrigst ausdünstenden Waaren, Käse, Häring, Stockfisch u. dgl. darin wohnen zu lassen, bis dem Einen oder Anderen das Krankenhaus ein Asyl bietet! —

Sollte sich nicht ein Reglement empfehlen, wonach jene schlechtere Classe von Wohnkellern namentlich dann, wenn ihre Lage der Art ist, daß das Hochwasser der Weser sie gewöhnlich beschädigt, ohne vorgängige polizeiliche Untersuchung nicht zu Wohnungen vermiethet werden dürfte?

Eben die neuste Wassersnoth soll betrübende Erfahrungen vom Gegentheil geliefert haben, welche doch wenigstens den Mitgliedern des Hülfs-Vereines zur Kunde gekommen sein werden.

Mehrere Bürger.

Ein Wink für die norddeutschen Seestädte.

Das „Ausland“ macht in den trefflichen „Rückblicken auf das Jahr 1840“, wo es zum Schlusse die Betriebsamkeit englischer Privatgesellschaften zur Gewinnung von Handelsstationen und Factoreien auf den Südseeinseln bespricht, folgende beachtungswerthe Bemerkung:

„Auch die deutschen Seestädte der Nordsee könnten ähnliche Unternehmungen versuchen: es finden sich ja Leute genug dort, die Hunderttausende aufs Spiel setzen können, ohne, wenn sie verloren gehen, arme Leute zu werden. Aller Anfang ist schwer. Ein einziger Anhaltspunkt in der Südsee, wäre er auch noch so klein, würde dem Wallfischfang und dem Handel eine ungemeine Stütze gewähren. Solche Ansichten müssen jetzt noch manchem chimärisch und voreilig erscheinen, ihre Nothwendigkeit wird sich aber in wenigen Jahren offenbaren und die Möglichkeit wird Niemand abläugnen. Was haben das kleine Genua und Venedig ihrer Zeit gethan? welche Rolle spielten die Hansestädte, namentlich Lübeck, im Norden? Keine andere, als sich ihnen jetzt in der Südsee, zum Theil sogar in Amerika darbietet, und die größere Entfernung wird durch die unendlich verbesserte Schifffahrtskunde und die Dampfkraft hinlänglich aufgewogen. Aber aus der Gemächlichkeit und dem trägen Herkommen muß man heraus, man muß selbst, wenn auch mit Opfern, andere Handelswege aufsuchen, wenn die einen sich schließen. Man sage ja nicht, diese Städte seien zu klein und unbedeutend: sie haben den Reichthum, und die Menschen werden nicht fehlen, Arbeit und Verdienst zieht ihrer genug herbei, und ein hinreichend volkreiches Land dient zum Rückhalt.“

Wunsch.

Nach dem Schlusse der Privatconcerte folgte bisher ein der Madame Mühlenbruch gewidmetes Concert. Es ist der Wunsch vieler Musikfreunde, daß dieses auch im gegenwärtigen Jahr ungeachtet der Abreise des Herrn Concertmeisters Mühlenbruch nicht unterbleiben möge. Es sind uns im Laufe einiger Jahre so viele und gediegene musikalische Genüsse durch die Genannten zu Theil geworden, daß jeder Freund der Tonkunst die Gelegenheit herbei wünschen muß, den Scheidenden einen freundlichen Abschied zu widmen.

S. R.

Theater.

Vor Kurzem lasen wir im Telegraphen für Deutschland, daß Herr Engelken die Direction unserer Bühne übernehmen werde. In wiefern diese Nachricht Glauben verdient, müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen und die Beantwortung denen überlassen, die in die Zukunft unserer Bühnenverhältnisse mehr eingeweiht sind. Zunächst haben wir uns des Gastspiels unsers geschätzten Landsmannes zu erfreuen, das er d. 19. d. M. mit der Rolle des Shylok in Shakspeare's „Kaufmann von Venedig“ eröffnete. In jeder Scene ließ sich das sorgfältigste Studium des Charakters erkennen, wovon die Sicherheit in der Darstellung, in der Anwendung der dramatischen Mittel die Folge war. Besonders müssen wir die Darstellung der schwierigen Scene, wo im Gemüthe des Juden die Wuth über der Tochter Juwelenraub und die Freude der befriedigten Rachegier sich in ergreifenden Contrasten begegnen, als sehr gelungen bezeichnen. Das zahlreich versammelte Publikum entließ den Künstler jedesmal mit lebhaftem Applaus. Am nächsten Sonntag wird es Gelegenheit haben, Herrn Engelken in Ziegler's „Parteienwuth“ in der Rolle des Cooke auftreten zu sehen, welche anerkannt zu seinen besten künstlerischen Leistungen gehört.

Empfehlung.

(Eingesandt.)

Es ist zwar in öffentlichen Blättern mehrfach des Panoramas von Moskau lobend gedacht worden; da man das Gute indeß nicht genug rühmen kann, so möge dem auch im Bürgerfreund eine Empfehlung dieses Kunstwerkes einen Platz finden. — Beim Eintritt in dieses mit vielem Fleiße von Herren Lera gearbeitetes Rundgemälde, muß man es gestehen, mögte man nicht in die Lobpreisungen einstimmen: hat sich aber das Auge erst an den Anblick gewöhnt, so muß Jeder bekennen, daß er sich in die lebendige Natur, in die Wirklichkeit selbst versetzt oder an eine optische Täuschung glauben muß; die alte Stadt liegt vor uns mit ihren Thürmen, Palästen, Straßen, Spaziergängen, und je länger man auf sie hinabschaut, je herrlicher erscheint uns das Werk des Künstlers, je schwerer trennt man sich davon.

Sehr Wenigen wird es vergönnt sein die Czaarenstadt zu schauen, wer dies Panorama besuchte, nimmt das lebendigste Bild derselben mit und wer es irgend kann, versäumt nicht sich diesen Genuß zu verschaffen; es wird Niemanden gereuen. Wir wünschen dem Künstler in diesen wenigen Tagen der Ausstellung noch einen recht zahlreichen Besuch, damit er seinen Plan Petersburg und Paris, das er gegenwärtig zeichnet, hier aufzustellen, nicht aufgebe. H.

Miscellaneen.

(Die Setzmaschine erfunden!) Der Telegraph für Deutschland berichtet über diese Erfindung folgendermaßen: So ist es denn entschieden, was wir bisher nicht glauben wollten und im Interesse vieler Menschen, die dadurch brodlos werden, befürchteten, die Setzmaschine ist erfunden. Es war vorauszusehen, daß die durch Gutenberg's Jubiläum angeregte Aufmerksamkeit auf die Druckoperation nicht eher ruhen würde, als bis dies Ziel einer beschleunigten Satzmethode erreicht war. In unserem Jahrhundert, wo alles schnell gehen, fahren, fliegen will, durfte da der Gedanke zurückbleiben? Die Setzmaschine ist erfunden und in England, Frankreich, Preußen, Oestreich, Bayern, Rußland bereits brevetirt. Und merkwürdig genug, wieder muß der Engländer es sein, der hier ausführt, was ein Deutscher gedacht hat! Die Setzmaschine des Herrn von Kliegel in Preßburg erreicht vollkommen, ihrer Idee nach, die Maschine der Herren Young u. Comp. in London, ja sie übertrifft sie noch, indem sie zugleich eine Ablegmaschine ist, d. h., sie nimmt den Satz, den sie setzte, auch wieder durch ihre Clavistar-Technik auseinander. Aber dem armen Manne fehlen die Mittel! Die Ungarn schossen in Actien à 10 Gulden an 2000 Gulden zusammen. Die waren bald hin, und Kliegel sitzt nun in Preßburg noch immer und cirkelt und cirkelt an seinem Modell, während Young schon 60,000 Gulden in seine gleichzeitige Erfindung (aus eigenem Vermögen; er ist Chef des großen Baumwollen- und Leinenspinnereigeschäfts Young u. Comp. in London und Amtwerpen) verwandte und bereits überall Patente auf seine Maschine eingelöst hat. In Berlin durch Brest, Gelpke und Kuckerling. Die Maschine wird ungefähr 300 Louisd'ors kosten. Sie leistet die Arbeit, die sonst zehn Setzer erfordert, durch einen einzigen, der eigends zu dieser Maschine angelernt sein muß. Die jetzigen Setzer müssen an dieser Maschine nochmals von vorn anfangen. Die Form der Lettern muß einige Aenderungen erleiden, doch ist es nicht ganz unmöglich, mit der Young'schen Maschine auch die jetzt üblichen Lettern beizubehalten. Ein Übelstand, der bis jetzt noch der Erfindung hinderlich sein wird, ist der, daß sie nur auf den Satz mit einer und derselben Schrift eingerichtet ist. Sollen Zahlen oder andre Schriftsorten in den Text, so müssen die Stellen offen bleiben und hernach in den Formen nachgesetzt werden. Die Setzer wird man künftig nicht mehr Schriftsetzer, sondern Schriftweber nennen; denn die Theorie des Webstuhls ist es, die der Besitzer der großen Webereien in Aberdeen und Inverneß auf die Setzmaschine angewandt hat. Young beabsichtigt, in Leipzig noch in diesem Jahre auf eigene Kosten ein Exemplar seiner Maschine aufzustellen und dem dortigen deutschen Buchhandel durch die That zu zeigen, was sie leistet. Die Folgen dieser Erfindung für die Literatur sind unermeßlich. Die Bücher werden wohlfeiler werden, die Kauflust des Publikums wird reger werden. Ob aber darum viel mehr gedruckt werden wird, als früher, bezweifeln wir, da die Langsamkeit unserer bisherigen Satzmethode doch eben kein Hinderniß der Production war.

(Die Familie Bonaparte.) Bei ihrem letzten Aufenthalt in Majorka, von welchem sich eine Beschreibung in mehreren französischen Blättern fand, hat George Sand die interessante Entdeckung von Grabmälern der Familie Bonapart gemacht, die sich in dem Dominikaner- und Inquisitions-Kloster zu Palma befinden. Sie giebt uns eine Zeichnung von dem schönen Wappen der Bonapart, das auf den Grabes-Monumenten angebracht ist. Es besteht aus drei Feldern: zweien neben einander und einem dritten über demselben. Auf dem Felde rechts erblickt man einen emporgerichteten, zum Angriff bereiten Löwen, nach dem Felde links hingewandt, das einen blauen Himmel mit fünf goldenen Sternen zeigt; über beide Felder breitet vom Giebelfelde ein Adler seine Schwingen aus. In der Symbolik dieses Wappens ist natürlich für Alle, die dergleichen Dinge suchen, die ganze Prädestination der Geschichte Napoleon's zu finden. Was aber die über den italienisch-korsikanischen Ursprung der Buonaparte etwas verdrießlichen Franzosen besonders erfreuen mag, ist der bei dieser Gelegenheit ebenfalls entdeckte Umstand, daß die gedachte Familie eigentlich aus der Provence stamme, wo sie Bonpar geheißen, dann nach Spanien und vornehmlich nach Majorka gekommen sei, wo sie Bonapart genannt werden, und endlich im Jahre 1411 in Hugo Bonapart, der als Gouverneur von Korsika, im Auftrage des Königs Martin von Aragonien, nach jener Insel abging, hierher den Ahn der Familie Buonaparte verpflanzt habe, von welcher der Kaiser der Franzosen abstamme. Allerlei Register in den Archiven der Könige von Aragon zu Barcelona sollen diese Hypothesen unterstützen, die natürlich noch sehr problematisch sind. Besonders aber würde auffallend bleiben, warum die korsikanischen Buonapartes das stolze Wappen der majorkanischen Bonaparts so ganz und gar sollten verleugnet haben. Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit haben niemals zu den Tugenden der Korsikaner gehört.

(Thiers.) In einem Pariser Witzblatte findet sich eine hübsche Anekdote von Thiers. „Mich freut es," soll er gesagt haben, „daß ich nicht zu Napoleon's Zeiten gelebt habe; wir hätten uns niemals zusammen vertragen." —

(Der artesische Brunnen zu Grenelle.) Man schreibt aus Paris: Die Giraffe ist aus der Mode, die Dsagen sind todt, die Bayaderen vergessen, der Obelisk thront in unheimlicher Einsamkeit auf dem Revolutions-Platze und der Kaiser ist endlich zur Ruhe bestattet im Dome der Invaliden. Aber wir haben den artesischen Brunnen beim Schlachthause von Grenelle, und die Oede der beginnenden Fastenzeit ist durch diese neue Belustigung belebt und erheitert. Ja, Belustigung! Denn in diesem Sinne wird vor Allem der schöne Sieg der mechanischen Wissenschaften in Grenelle von der schaulustigen Menge aufgefaßt. Unabsehbare Carawanen von Wagen, Pferden und Fußgängern ziehen nach dem interessanten Orte, waten durch Wasser und Koth, und stellen sich um die Trichteröffnung des Brunnens. Dort, vor dem flüssigen Elemente, das, durch eine 15,000 Kilogrammen schwere

Sonde erschlossen, durch Riesenröhren von einer Tiefe von 1600 Fuß nach der Oberfläche der Erde getrieben wird, macht Jeder seine berufenen und unberufenen Bemerkungen und Glossen über die Erscheinung. Das Wasser, das jetzt noch trübe, mit Erdstoff vermischt ist, wird alsbald rein und so klar wie eine Felsenquelle werden, die Einen wollen Seife in der Berührung des Wassers, die Andern Quecksilber erkannt haben, und man berechnete, auf was all' für Krankheiten dieser neue Wunderquell von wohlthätiger Einwirkung sein werde. Gewiß ist, daß während einiger Zeit alle erdenklichen Uebel mit Wasser von Grenelle geheilt werden, die pharmaceutischen Officinen werden sich damit in Masse versehen müssen, es sei denn, daß sie es am nächstgelegenen Ziehbrunnen oder in dem Behälter des gewöhnlichen Wasserträgers schöpfen. Jetzt ist es nur noch ein buntes Longchamps, das nach dem artesischen Brunnen wandert, und von den Wundern der Naturkräfte sich zu den etwas derbern Emotionen des Schlachthauses wendet, und so ein angenehmes Tagwerk vollendet. Wenn aber das Mirakel dauern, wenn der Quell sich reinigen, wenn er gar heißer werden sollte, wer kann ermessen, welche neue Welt er um sich her schaffen, ob er bloß Bade- und Waschhäuser, nicht auch Capellen und Wallfahrtsorte hervorrufen werde?

(Selbstmord wegen Verlust der Freunde.) In Brüssel machte der Selbstmord des Hrn. Opdenberg, eines der Directoren der **Société générale**, großes Aufsehen. Dieser mehr als 70jährige Hagestolz, der mehrere Millionen reich und sehr geachtet war, nahm sich das Leben, weil er den Verlust zweier, fast gleichzeitig verstorbener Freunde und Tischgenossen, die wenigstens 40 Jahre jünger waren, als er, nicht ertragen konnte. Dieser Mann, den man für sanfte Empfindungen wenig zugänglich hielt, soll eine sehr rührende Auseinandersetzung seines letzten Entschlusses hinterlassen haben.

(Sklavenhandel.) Wie wenig Geld doch ein Mensch kostet! Der Sklavenhandel hat nämlich, seit er von mehreren Mächten dem Seeraube gleich- erklärt wurde, und seit namentlich England im atlantischen Oceane Kreuzer hält, welche zwischen der westafrikanischen Küste und Amerika hin und her segeln, um die Sklavenschiffe aufzubringen, nicht nur nicht abgenommen, sondern sich im Gegentheile vermehrt. Die Negerhändler sind jetzt vorsichtiger geworden; und wenn auch von vier Sklavenschiffen immer Eins genommen wird, so decken die Ladungen der drei anderen doch jenen Verlust reichlich genug, weil die Nachfrage in Brasilien, auf Cuba und Portorico stärker geworden ist. Eine Küstenstrecke von 4000 Stunden, denn in solcher Ausdehnung auf der Ost- und Westseite Afrika's wird Negerhandel — heimlich oder offen — getrieben, läßt sich nicht einmal mit Dampfbooten völlig bewachen. Die Fehden zwischen den einzelnen kleinen Negerreichen sind unaufhörlich, und seit lange schon werden alle Krieger, die in Gefangenschaft gerathen, verkauft. Auch verhandeln einzelne Negerfürsten wohl ihre eigenen Unterthanen, die sie Nachts aus den Hütten rauben lassen. Welche landesväterliche Fürsorge! Für den Kopf zahlt dann der weiße Mann in einigen Gegenden europäische Manufakturwaaren bis zum Belaufe von neun Dukaten, oder zwei Scheiben Salz, auch wohl drei Flinten; es sind auch Fälle vorgekommen, daß z. B. an der Gambia für ein einziges Pferd vierzig Sklaven gegeben wurden. Ein Knabe wurde mit [illegible] Muscheln, (Kauries, von denen 400 etwa 9 Groschen gelten) bezahlt! Im Anfange dieses Jahres brachte das englische Kriegsschiff Ringdove auf der Höhe von Santa Cruz eine spanische Sklavengantine auf, die den Namen Jesus Maria führte! Das Schiff Jesus Maria hatte 248 Negerkinder zwischen 10 bis 16 Jahren, und vier erwachsene Mädchen, im Ganzen also 252 Sklaven an Bord, die er an der Mündung des Flusses Scherbro eingenommen hatte, und nach Portorico bringen wollte. Die Pflanzer wünschen nämlich am liebsten unerwachsene Neger, weil diese anstelliger sind, als die bejahrten. Als die Ringdove den Jesus Maria in Empfang nahm, befand sich derselbe 38 Tage in See; binnen dieser Zeit waren 28 Sklaven gestorben, vier andere gaben bald nachher den Geist auf, und 22 waren dem Tode nahe, als der Jesus Maria vor Haiti ankam. Kein Wunder, denn die Neger waren nicht etwa auf Bretter gelegt worden, sondern auf die mit Reisen beschwerten Wasserfässer, so daß sie sich meist bis zu den Knochen durch Fleisch durchgelegen hatten. Der Raum von den Wasserfässern bis zum Deck betrug nirgends mehr als dreißig Zoll. Elf Weiße wurden vom Capitän der Ringdove nach Portorico geschickt, um dort abgeurtheilt zu werden; sie gälten für Passagiere aus. Schiff, Ladung und Capitän sind nach Havanna gebracht worden. Der Steuermann sagte aus, daß zwischen den Negerhäuptlingen am Scherbro und Cap Gallinas Krieg herrsche, und daß beide Theile ihre Gefangenen als Sklaven an die Weißen verkauften. Der Preis stand aber eben hoch; denn im Durchschnitte kostete jeder Neger 8 Dollars, doch hatte der Steuermann, wie er selbst dem Quäker Candler erzählte, ein hübsches Mädchen für einen alten Mantel und eine leere Kiste erhandelt.

(Neue spanische Journale.) Spanien scheint sich wirklich mit den Fortschritten des neuen Zeitgeistes vertraut machen zu wollen. Seit Anfang dieses Jahres erscheinen in Madrid ein pädagogisches und ein gewerbliches Journal und haben den Zweck die geistigen und physischen Kräfte des Volkes zu beleben.

(Ranke's Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation) wird jetzt von der durch mehrere gelungene Uebersetzungen aus dem Deutschen rühmlich bekannten Sarah Austins ins Englische übersetzt.

(Folgendes Räthsel) befindet sich schon in einem Buche vom Jahre 1540: „Was ist Einem zu eng, Zweien gerecht, und Dreien zu weit?" — Antwort: Ein schweres Geheimniß; Einer kanns nicht tragen, nimmt er einen Freund dazu, so geht's; wenn's aber ein Dritter, kömmt's in die Welt.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 23.

Bremen, Sonntag den 21. März 1841.

Gestorben:

Nro. 250. Den 17. März. Der Arb. Joh. Hinr. Wilh. Schrage, 53 Jahr; Marterburg Nro. 43.

— 251. Den 17. — Der Aeltermann Georg Wilh. Grommé, 80¼ Jahr; am Wall Nro. 54.

— 252. Den 17. — Der Spiegelmacher Johann Cord Hörmann, 29 Jahr; Obernstraße Nr. 31 (Vorstadt).

— 253. Den 17. — Des Arb. Friedr. Thielke Ehefr., geb. Schreiber, 81 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 14.

— 254. Den 18. — Der Schneidermeister Carsten Neuhaus, 50 Jahr; Michaeliskirchhof.

— 255. Den 18. — Juliane Wilhelmine Aldefeld, 51 Jahr; am Brill Nro. 5.

Nro. 256. Den 18. — Des Tischlers Friedrich Levermann Ehefr., geb. Ruckel, 37 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 63.

— 257. Den 18. — Des Musikus Franz Heinr. Plate Tochter, 1 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 39.

— 258. Den 19. — Margar. Cathar. Dor. Niehaus, 24 Jahr; Hilters Gang Nro. 5.

— 259. Den 19. — Der Handlungsgehülfe Cord Friedr. Meyer, 47 Jahr; Ansgariithorstr. Nr. 10.

— 260. Den 19. — Der Schneidergesell Carl Friedr. Niemann, 29 Jahr; Tiefer Nro. 20.

Geburten:

Nro. 361. Den 13. März. Des Schuhmachermeisters Carl Joh. Leopold Watermeyer Ehefr., geb. Geerken, Abbenthorsstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 362. Den 15. — Des Arb. Lür Rolfs Ehefr., geb. Ohlsen, Hastedt; von einem Knaben.

— 363. Den 16. — Des Garnhändlers Christian Krudup Ehefr., geb. Bruns, Wenkenstr. Nro. 7; von einem Mädchen.

— 364. Den 16. — Des Arb. Heinrich Fischer Ehefr., geb. Köster, Doventhorssteinweg; von einem Mädchen.

— 365. Den 16. — Des Mascopsträgers Christian Anton Spiecker Ehefr., geb. Fiege, Schnoor Nro. 12; von einem Mädchen.

Nro. 366. Den 17. — Des Arb. Ludwig Friedr. Justus Vogt Ehefr., geb. Huve, Degen Gang Nro. 5; von einem Knaben.

— 367. Den 18. — Des Zimmergesellen Joh. Matthias Krüger Ehefr., geb. Dietz, große Johannisstraße No. 102; v. e. Knaben.

— 368. Den 18 — Des Kaufmanns Joh. Bernhard Wülbern Ehefr.; geb. Müller, Contrescarpe; von einem Knaben.

— 369. Den 18. — Des Fuhrmanns Diedr. Schnaars Ehefr., geb. Hartig, am Grünenkamp Nro. 45; von einem Knaben.

— 370. Den 18. — Des Arb. Joh. Montange Ehefr., geb. Bothen, Dreckort Nro. 7; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 95. Der Waarenmäkler Georg Gottfr. Bernhard Blöcker und Anna Wilhelmine Vogelsang hieselbst.

— 96. Der Kaufmann Georg Abraham Conrad Hartmann hies. und Marianne Emilie Louise Koch zu Leipzig.

— 97. Der Kaufmann zu Bremerhaven Ernst Christ. Wilh. Lueder und Anna Cecilia Elisabeth Eelbo.

— 98. Der Küpergesell Nicolaus Friedrich Wieting und Maria Elisa Rauschelberg hieselbst.

— 99. Der Arb. Johann Christoph Windemuth und Margrethe Christina Focke hieselbst.

— 100. Der Cigarrenmacher Christ. Wrobel und Gesche Sanders hieselbst.

— 101. Der Cigarrenfabrikant Hermann Lampe und Maria Sophia Heitmann.

— 102. Der Chausseegeld-Einnehmer zu Arsten Albert Herm. Katenkamp und Johanna Maria Appmann hieselbst.

— 103. Der Maler Joh. Gerhard Dicht hieselbst und Margar. Dorothea Louise Reckmann aus Diepholz.

— 104. Der Arb. Hinr. Rutenberg und Catharina Maria Asendorp zu Hastedt.

— 105. Der Schneider Henr. Göring und des verst. hies. Bürgers und Hökers Wilken Albert Hinr. Bormann Wittwe, Metta geb. Gerken hieselbst.

— 106. Der Fuhrmann Arend Krudup und des verst. Maurergesellen Gottfr. Joh. Bernhard Schumann Wittwe, Anna Catharina geb. Ahlers hieselbst.

— 107. Der Fuhrmann Joh. Diedr. Duhnenkamp und Christina Wenzel hieselbst.

Nro. 108. Der Arb. Joh. Diedr. Kracke hies. und Catharina Maria Sophie Charlotte Elisabeth Juch aus Bücken.

— 109. Der Gelbgießer Carl Theodor Urban und d verst. Miethkutschers Joh. Hinr. Ludw Gottl. Kyle Wittwe, Trine Margar. g Evers hieselbst.

— 110. Der Instrumentenmacher Christ. Gottl. Jo stroh und Caroline Friederike Eggert

— 111. Der Landmann Diedr. Döhle zu Hastedt Meta Blanke zu Lehesterdeich.

— 112. Der Arb. Wilh. Wiewesing hies. und Wedemeyer zu Pakens, Amts Jever.

— 113. Der Arb. Christ. Dietrich Bicknese hies. Johanna Franzen zu Büttel, Amts Hoy

— 114. Der Schiffszimmermann Diedr. Lampe hies und Gebecca Knoop zu Gröplingen.

— 115. Der Arb. Joh. Diedr. Wohlers am Bur thorsteinwege u. Gesche Ficke aus Ah

— 116. Der Maler Gottfried Nicolaus Schöttler Johanna Catharina Carnahl hieselbst.

— 117. Der Schuhmachermeister Friedr. Georg Sch der und Metha Henriette Cappelo hieselbst.

— 118. Der Landmann Jacob Clemens Sande Brockhuchting und Anna Adelheid zu Högenhausen.

— 119. Der Maurergesell Martin Friedr. Wilh. B cker und Gesche Catharina Lange zu Bre den.

— 120. Der Arb. Hieronymus Niemeyer und Caro Elisabeth Bode hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 24.

Bremen, Donnerstag den 25. März 1841.

Räthsel.

Es treibet ein Zaub'rer sein Wesen,
Mit kühner und furchtbarer Macht;
Wen er sich zum Günstling erlesen,
Den hat er ins Unglück gebracht. —
Zwar macht er oft Bettler zu Prinzen,
Giebt Staaten und Völker zu Leh'n,
Doch hat man in seinen Provinzen
Nie einen Beglückten geseh'n.
Von seinem Stabe berühret
Sinkt alle Wirklichkeit hin,
In seine Kreise geführet
Verdunkelt der heiterste Sinn. —
Ja, wer sich auch glücklich vermeinet
Und groß durch des Zauberers Macht,
Der wird selbst von Sklaven beweinet
Und nur von der Einfalt verlacht.

Der Marien-Dukaten.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Herward, der Beamte eines kleinen deutschen Staats, war auf einer Berufsreise nach dem schöngelegenen und zahlreich besuchten Badeort N . . . gekommen. Er hatte daselbst im Auftrage seines Chefs die Summe von fünfhundert Thalern zu erheben. Wider Erwarten wurde ihm das Geld sogleich ausgezahlt und er beschloß, die paar Tage, welche ihm noch vergönnt waren, als kleine Ferienzeit zu benutzen und sich das bunte Badeleben in aller Muße in Augenschein zu nehmen. Man kann sich wohl denken, daß Herward die Zeit in N . . . nicht lang wurde. Dieses bunte Menschengewühl, aus allen Gegenden Europa's herbeigeströmt, diese glänzenden Equipagen und Livreen, diese reichen Toiletten des Luxus und der Fashion mußten für den mäßig Besoldeten, der in seinem Leben nicht zehn Meilen über den Gränzstein seiner Vaterstadt hinausgekommen war, von besonderem Interesse sein.

Herward, welcher sich ein ganzes halbes Jahr auf diese Reise gefreut hatte, versäumte daher nicht, an all' den weniger kostspieligen Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, welche das Badeleben darbot. Noch nie hatte er ein so trefflich zusammengesetztes Orchester gehört, noch nie eine so vollendete Schauspielertruppe gesehen, gegen welche die ambulanten Histrionen, welche alljährlich nach dem Kartoffelmarkte seine Vaterstadt auf ein paar Wochen heimsuchten, allerdings nicht in Vergleich kommen konnten. Freilich gestand sich Herward oft, wenn er in dem prachtvollen, kerzenerhellten Salon bescheiden in eine Ecke gedrückt saß, daß ihm alle dargebotenen Vergnügungen erst dann den wahren Genuß bereiten würden, wenn er sie mit seinem geliebten Weibe und seinem holdaufblühenden Töchterlein, Marie mit Namen, theilen könne. Bei ihnen, den Geliebten in der Heimath, waren seine Gedanken, so oft er des Abends einsam durch die blühenden und mit bunten Lampen erhellten Lindenalleen des Kurgartens schritt und die Sterne der Heimath über seinem Haupte leuchteten.

Ohne Aufwand zu machen, lebte doch Herward in Vergleich mit zu Hause auf großem Fuße; er sah einen Groschen weniger an, als es wohl sonst der Fall war; denn er ging von dem nicht unrichtigen Grundsatze aus, daß man sich eine Erholungsreise, wozu sich die Gelegenheit vielleicht nie wieder so günstig darbot, nicht durch allzuängstliche Oekonomie verbittern dürfe. Um dies ausführen zu können

hatte er bereits seit einem halben Jahre durch Extraverdienst ein paar Thaler zurückgelegt; auch hatte ihm bei'm Abschiede seine Emilie mit einem Kusse einen ersparten Louisd'or in die Hand gedrückt. Fest stand es aber bei Herward, diese Gabe der treuen Liebe nicht anzugreifen; im Gegentheil sann er hin und her, was er wohl aus den reichen Bazars der Galanterieläden seiner Gattin und Tochter mitbringen solle. Bei der Masse der glänzenden Artikel war ihm die Auswahl schwer.

Herward, nachdem er alle freundlich gelegenen Ortschaften der Umgegend besucht und all' die geschmackvollen Kunstanlagen in Augenschein genommen hatte, wurde an einem trüben Regentage, wo er nicht in's Freie konnte, theils aus Langeweile, theils aus Neugier nach der berüchtigten und privilegirten Raubhöhle des Badeorts — dem Spielsalon geführt.

Wie sich im Leben die Gegensätze häufig vereinigen, so ist dies auch mit den Spielhäusern in Bädern der Fall. Hier, wo alle Anstalten getroffen sind, für das Wohl des Körpers zu sorgen, die zerrüttete physische Gesundheit wieder herzustellen, erlaubt man gleichfalls, die Gesundheit der Seele zu untergraben; neben dem Heiltranke, welchen sprudelnd eine gütige Natur spendet, wird von erbarmungslosen Menschen Gift gereicht.

Mit unwillkührlichem Schauder trat Herward in die unheiligen Hallen, wo sich um die grünen Tische ein gewinnsüchtiges Publikum gruppirt hatte. Trotz der zahlreichen Versammlung herrschte ein Todtenschweigen, und man vernahm nur das Klirren des Goldes, das theils von den Bankhaltern eingestrichen, theils ausgezahlt wurde, und das einförmige dumpfe Ansagen der Verlust- und Gewinn-Karten. Mit verhaltenem Athem, geisterbleichem Antlitz, saß hier und da ein Pointeur, der seine sämmtliche Baarschaft bereits verloren, und sein letztes Geld auf eine Karte gesetzt hatte. Convulsivisch waren die Hände geballt und der Blick starr auf den Abzug des Bankiers gerichtet, an welchem Tod und Leben hing. Der große Goldhaufen, der inmitten der ovalförmigen Tafel lag, war die Centralsonne, welche die Goldstücke der Spieler mit magnetischer Kraft nach und nach anzog. Wie mancher der letztern verließ als ruinirter Mann diesen Tempel des Fluchs!

Herward sah, wie der vor ihm sitzende Pointeur nach und nach eine große Geldrolle verlor, ohne daß der Verlust den Spieler sehr zu bekümmern schien. Ach, dachte er, wie glücklich wärst Du, nur zwei oder drei solcher Goldstücke zu besitzen, die hier zu hunderten in die Bank strömen, welche außerordentliche Freude könntest Du Emilien und Marien dadurch bereiten!

Nachdem Herward noch eine Zeitlang dem Spiele zugeschaut, verließ er den unheimlichen Ort und eilte wieder in's Freie. Der Himmel hatte sich aufgeklärt und die von Regen erfrischte Landschaft lag in prachtvoller Beleuchtung der Abendsonne. Welch' ein Contrast, diese reine Luft, dieses Aroma der Blumen- und Pflanzenwelt, dieser Frieden und diese Liebe der Natur gegen die schwüle, fluch- und seufzergeschwängerte Atmosphäre des Spielzimmers!

„Welch' schreckliche Leidenschaft" sprach Herward für sich, während er in dem blüthenreichen Thale dahin wandelte; nein, nimmer oll es einem bösen Genius gelingen, mich zum Hazardspiele zu verlocken. Warnend für mein ganzes Leben werden jene bleichen, verzerrten Gesichtszüge vor mir stehen, welche ich heute im Spielhause erblickte. Der Goldhaufen in der Mitte, auf welchen die Blicke lüstern und mit Gier gerichtet waren, schien eine wahre magnetische, ja eine infernalische Gewalt auszuüben. Sollte denn das Gold wirklich eine solche magnetische Anziehungskraft besitzen?"

Herward hatte die letztere Frage etwas laut gesprochen.

„Warum nicht?" antwortete eine Stimme, „betrachten Sie zum Beispiel diese zierlich gearbeitete Damenuhr, die Sie mir gewiß abkaufen werden."

Der diese Worte sprach, war ein Tabulettenkrämer, der plötzlich hinter einem blühenden Fliederstrauch hervortrat und dem etwas erschrockenen Herward eine herrlich funkelnde Damenuhr hinhielt.

Die Blicke unseres Freundes hafteten einen Augenblick auf der Uhr, welche so augenblendend blitzte, daß sie ihm bis in's Herz hineinleuchtete.

„Nicht mehr als fünf Louisd'or," fuhr der Verkäufer fort, indem er das goldene Deckelblatt zurückschlug und eine reizende Emaillearbeit sehen ließ, „ein Lumpengeld."

„Fünf Louisd'or," dachte Herward, „das ist eine Summe, die meine Kräfte bei weitem übersteigt, wiewohl ich mir keine größere Seligkeit denken könnte, als dieses Prachtstück meiner Emilie mitzubringen. War eine so niedlich gearbeitete Uhr nicht lange schon der Wunsch ihres Herzens? Aber fünf Louisd'or? Nein, Herward, schlag' Dir diesen Gedanken aus dem Sinne."

„Fünf Louisd'or," wiederholte der Tabulettenkrämer, „ein Pappenstiel, den Sie mit einem einzigen preußischen Thaler im Pharao wieder gewinnen können."

Herward warf noch einen verlangenden Blick nach der Uhr, dann aber enteilte er mit einem: „Ich danke, mein Freund, ich kaufe nicht!" dem Versucher. Indeß je weiter er das Thal entlang schritt, desto verlockender malte ihm seine Phantasie die geschaute Uhr und desto vernehmlicher klangen in seinem Innern die Worte wieder: „Ein Pappenstiel, den Sie mit einem einzigen preußischen Thaler im Pharao wieder gewinnen können!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Alter Briefstyl.

(Fortsetzung.)

Eine so lange Studentenzeit hat in der That etwas Räthselhaftes. In 15 Jahren würde man heutzutage alle 4 Facultäten doppelt absolviren können. Etwas ähnliches muß Eler während seines Quindecennium's freilich auch versucht haben, wie uns einzelne Andeutungen der Briefe vermuthen lassen, in denen wechselsweise „Theologie, Juristerei, und Medicin" seinen Geist beschäftigen. Vielleicht war er auch zwischen 1545 und 1550, veranlaßt durch die Kriegsläufte, auf längere Zeit zu Hause, denn die Correspondenz hat hier eine fünfjährige Lücke. Allein selbst damit ist für die Meinung von seinen intellectuellen Fähigkeiten so viel noch nicht gewonnen; er kann einmal nicht fertig werden, und übersetzt man seine Prosa in Göthe'sche Verse, so ist's als habe ihm Faust's Famulus, trocknen Andenkens, aus der Seele gesprochen:

Ach Gott! die Kunst ist lang'
Und kurz ist unser Leben;
Mir wird bei meinem kritischen Bestreben
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Glücklicherweise überheben uns spätere historische Zeugnisse, die jenen Briefen an Glaubwürdigkeit nicht nachstehen, der wohlbegründeten Sorge, daß Eler Havemann's frommer Wunsch noch einmal etwas Rechtes zu werden, immer nur ein frommer Wunsch geblieben sein möge. So grau sich auch die Theorie erwiesen hatte, des Lebens goldner Baum ward ihm dennoch grün genug. Freilich — wie konnt' es anders sein — schritten ihm die Brüder auf der bürgerlichen und häuslichen Laufbahn bedeutend voran. Während er noch immer über den schweren Pandecten brütete, war sein Nachgeborener Carsten schon Prediger an St. Stephani geworden und hatte 1553 ein Weib genommen (Adelheid Berghop, welcher ebenfalls ein Brief des alten Studenten, von 1559, in unsrer Sammlung gewidmet ist.) Vom Altesten, Johann, (geb. 1518) verstand sich das ohnehin von selbst; er heirathete Gesche Trupen, die Tochter des (in Nrc. 10 d. Bl. bereits erwähnten) Rathmanns Heinrich Trupe und mochte, in Erwartung der Zeit, wo ihm der Rathsstuhl selber offen stand, wohl unter seines Vaters richterlichem Vorsitz recessiren. Beide Brüder traf übrigens das Loos, ihre Frauen früh zu verlieren; Gesche H. starb 1557, worauf Johann Ilsabete Göper zur zweiten Frau nahm, und eben so führte Carsten seinen Kindern erster Ehe 1561 in Tibbeke, der Tochter des Bürgermeisters Johann Esich, eine damals 34jährige Stiefmutter zu. Selbst der weit jüngere Franz (geb. 1533) kann immerhin seine Gebke, die Tochter des Bürgermeisters Dethmar Kenkel, schon vor des Bruders Eler definitiver Rückkehr heimgeführt haben. Andreas endlich, von dem wir sonst nicht viel wissen, hatte wenigstens 1553 schon seinen ersten Ausflug in die Welt beendigt; er kam von London glücklich wieder heim und Eler versäumte nicht ihm dazu brüderlich viel Heils zu wünschen. — Von der treuen Dulderin Lucie wüßten und sagten wir gerne mehr; aber hier sind Eler's Briefe unsere einzige Quelle, und da nach 1555 keiner mehr an sie vorkommt, so läßt sich wohl vermuthen, daß ihrem Gebet um Erlösung von den Leiden des Körpers durch einen frühen Tod gewillfahrt worden ist. Schwester Bertha vertrat später Lucien's Stelle als Eler's Fürsprech und Schaffnerin, sie war 1564 noch als solche regsam, wie wir weiter unten sehen werden, und scheint unverheirathet geblieben zu sein.

Im April des Jahres 1560 starb Joh. Havemann, der Vater. Joh. Esich wurde statt seiner Bürgermeister und unmittelbar darnach rückte auch Joh. Havemann der Sohn, in die offene Selle ein. Um diese Zeit muß denn auch wohl Eler endlich seinen Weg in die Heimath gefunden haben. Hier kam er aber grade wie in ein Wespennest. Den äußeren Frieden hatte sich unsre Vaterstadt theuer genug erkauft; zu demselben gehörte auch ein Religionsfriede, der bekannte von 1555, zu Augsburg auf dem Reichstag proclamirt. Allein um den inneren sah's desto übler bei uns aus, und eben jenes Jahr 1560 war ohne Frage reicher noch an theologischen Streitschriften für Bremen als selbst das Jahr 1840. Dabei blieb man aber damals nicht stehen, denn die Prediger übten nicht allein das Amt zu lehren und zu bessern, sondern auch das, die Herzen und Nieren ihrer Gemeindeglieder zu prüfen, und der Probierstein war zu jener Zeit nicht Galater 1, v. 8 u. 9, sondern 1 Corinther 11, v. 23 — 25, d. h. das Dogma von dem heil. Abendmahl, mit dem Unterschied zwischen dem „Ist" und „Bedeutet", der geistigen und leiblichen Allgegenwart Christi und anderen noch feinern Unterschieden. — Am 1. September 1560, so erzählt uns Renner, sollten der Rathmann Hermann Vasmer und Lüder Lüdersen Gevatter stehen bei eines Bürgers Kinde zu St. Steffen. Da nun der Prediger Carsten Emptes in die Kirche kam und die beiden sah, holte er seinen Amtsbruder Carsten Havemann herbei, die zogen jene beiseit und fragten sie, was sie von Dr. Albert Hardenberg's Lehre hielten? Auf die Antwort derselben aber, daß sie davon hier keinen Bescheid geben könnten, erklärten die Prädicanten: dann sollten sie

auch keine Taufzeugen sein. Deshalb gingen die Abgewiesenen wieder nach Hause und zogen des andern Tags mit dem Kinde nach Leesum, es daselbst taufen zu lassen, was viel Geschrei zu Bremen und überall machte. „Aver ein Dag edder twe darna, begegnede Herrn Carsten Embsen und Herrn Carsten Havemann up der Overstrate Herr Hermen Basmer, densulven verdrobt de Hohne, trat vor enes Schwerdfegers Keller by sinem Huse, ergreep ein Speht und schleg tho den beiden in, des nemen se de Flucht, vorklageden darna Herrn Hermen Basmer vor dem Rahde, des toeg Hermen Basmer na Verden, und wurd im folgenden Jahr am Mandage vor Jacobi uht der Stad vorfestet." — Weiter berichtet der Chronist: „Ok wurd Herr Dirich Schriever, Rahdmann, tho unser leven Frnwen Karken afgewieset, do he neffenst anderen thom Nachtmahle gahn wolde, des starf he darna van Bekummernisse." (1561 den 1. Juli.)

Wie es nun weiter ging im folgenden Jahre, wo Hardenberg auf das Urtheil des Kreisconventes zu Braunschweig von Amt und Brode weichen mußte, und wie darauf im Januar 1562 das Blatt sich wendete, Büren und seine Anhänger die Oberhand behielten, die strenggesinnte Mehrheit des Rathes aber gegen Ostern die Stadt heimlich verließ, und von ihrem erst freiwilligen, dann gezwungenen Exile aus, kein Mittel unversucht ließ, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen; — dies Alles ist den Lesern der bremischen Geschichte mehr als genügend bekannt. Doch können wir uns nicht enthalten, hier noch die wenigen Bemerkungen wiederzugeben, mit denen Renner das Namensregister der ausgewichenen Rathmänner und ihres Anhanges begleitet:

„Düsse Lüde, behalven etlike Handwerkers, weren int gemene vormogende unde ansehnliche Lüde, de togen meist uht Iver der Religion uht der Stadt, wewol etliche öhren Frunden tho Gefallen mittogen, etliche umme Vordiels willen, darmit, wenn de Rahd wedder inqueme, se dessen, alse truwe Underdahnen, tho genetende hebben; etliche wurden ok durch öhre Frnwen averredet, dat se uhttogen. Wenn se weg wolden, so hielden se ersten Gastebade, unde was öhnen ene Freude, dat se uhttogen, und bedachten wenig, wo de Wedderkumpst luden wolde. — Se togen na Delmenhorst, Oldenborg, Nienborg, Hamborg, Brunschwick und wor sunst enes Jderen Gelegenheit henne was, weren by seß Jahren buten und dorften nicht in de Stadt kamen; de Frnwens bleven meist mit öhren Kinderen, togen af und an, und deden sust gelikewol Borger-Neringe (trieben bürgerliche Nahrung.)" —

Es läßt sich denken, daß eine so angesehene Familie wie die Havemann'sche dem Solonischen Gesetze: in Republiken müsse jeder Bürger Partei nehmen — bei diesem Anlasse nicht untreu werden konnte. Der Prediger an St. Stephani dankte ab wie sein College Emptes und die meisten übrigen (er starb schon 1567); Johann, der Rathsherr, war unter den Ausgewichenen, ihm folgten Franz und Andreas freiwillig nach. Als 1563 der Bürgermeister Lüder von Belmer*) zu Oldenburg in der Verbannung gestorben war, kor seine Partei Johann Havemann an seine Statt, aber es half ihnen wenig, denn er konnte niemals zum ruhigen Besitz der neuen Würde gelangen. — Eler dagegen trennte, merkwürdig genug, sein Loos von dem der Brüder, er blieb ruhig in Bremen, ein Genosse der hart verschrienen Sacramentirer; — ja, 1564 d. 20. Januar nach Conrad Kenkels Tode, nahm er die Wahl zum Mitgliede des bleibenden Rathes an, und trat so dem eigenen Bruder desto schroffer gegenüber, da, welchen Ausgang der Streit auch nehmen mochte, beide Brüder nie zugleich im Regimente hätten sitzen können. Doch darf zu Eler's Rechtfertigung nicht unerwogen bleiben, daß eben damals bei der Wiederbesetzung so vieler durch das Beharren im Widerstande verwirkter Stellen, die Annahme der Wahl bei Verlust der Stadtwohnung oder des dritten Theils des Vermögens geboten worden war. —

Wie nun aber diese Trennung der Brüder erklären? Was hielt den Einen zurück und zog die Andern fort? Wir haben nichts, wodurch diese naheliegende Frage zu entscheiden wäre. Vielleicht, daß die Widerwärtigkeiten des eignen Lebens, oder auch der längere Aufenthalt in Wittenberg, wo unter Melanchthon's Einfluß ein milderer Geist herrschend wurde*), während die Zeloten zu Jena ihren Hauptsitz hatten, Elern gelehrt, mit frommem Sinn die Duldung Andersdenkender zu einen und nur der Unduldsamkeit gram zu sein. Ferner ist zu eifriger Parteinahme an localen Streitigkeiten erforderlich, daß sie in und mit dem Kampfe aufwachse; Eler aber traf, wie wir gesehen, erst dann und sicher mit einem Herzen voll Heimathsliebe und Friedensbedürfniß in seiner Vaterstadt ein, als hier die Zwietracht schon in hellen Flammen loderte. Vielleicht auch wirkte bei ihm und ebenso bei seinen Brüdern das letzte der von Renner angedeuteten Motive, die Überredungskraft der Frauen, mit ein. Carsten und Franz waren Schwiegersöhne der Bürgermeister Esich und Kenkel, die zu den heftigsten und einflußreichsten Gegnern Hardenbergs gehörten. Johann war durch seine erste Frau in die Verwandtschaft der auch mit den Esich's verschwägerten Lauen gekommen, einer Familie von nicht minder strengem Glaubenseifer. Hinge-

*) Bei der Wahl desselben in den Rath begab es sich, daß sein College Hinr. Starke, der sich gut stand mit den Grafen von Hoya diesen einige Portugaleser auszahlte und damit in der Stille Belmern freikaufte. Denn der Strenge nach hätten die Grafen ihn als ihren Leibeignen ansprechen können, da Belmer's Vater, der aus dem Dorfe Belmer im Hoyaschen nach Bremen im Dienst gekommen und dann ein reicher Mann geworden war, sich und die Seinen freizukaufen versäumt hatte. (Cf. Renner z. J. 1563) — Bekanntlich hatten ähnliche Ursachen 200 Jahre früher die in ihren Folgen für Bremen so unglückliche Fehde mit Hoya veranlaßt.

*) Daher denn auch der gebliebene Rath 1562 die meisten Prediger aus Wittenberg verschrieb, sämmtlich nach Melanchthon so genannte „Philippisten", — die Vorläufer des hier nachmals herrschend gewordenen reformirten Glaubens-Bekenntnisses, zu dessen Annahme Bremen bei seiner fortdauernden Abneigung gegen die strenglutherische Ansicht vom Abendmahl, sich endlich wohl verstehen mußte, um nur aus der Ketzerei herauszukommen, da, wie bekannt, die Reichsgesetze zwischen der Augsburger und Helvetischen Confession keinen Mittelweg duldeten.

gen unsern Eler sehen wir, kaum im Rathe angelangt, auch schon (noch im Jahre 1564) einer Tochter eben jenes Diedr. Schriever die Hand reichen, dem, wie erzählt, 3 Jahre früher religiöse Unduldsamkeit das Herz gebrochen hatte.

(Der Schluß folgt.)

*Betrachtungen über den Einfluß des Dienstes im stehenden Heere auf die allgemeine Kultur des Volkes.

(Mitgetheilt von P. J. W.)

Unter obigem Titel fand Einsender dieses vor Kurzem im 4. Hefte der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges" Jahrgang 1840 einen Aufsatz, in welchem besonders ein Punkt auch für die Bürger Bremens nicht uninteressant sein dürfte, da bei der jetzt aufs Neue vorliegenden Wehrpflichts-Frage einem Jeden viel daran gelegen sein muß, bestimmt zu wissen, unter welchen Garantien er seine Söhne dem Militairstande für einige Zeit anvertrauen darf.

Der bezügliche Punkt ist nämlich eine Erwiederung auf die Behauptung, daß durch die Zusammenhäufung der aufgebotenen Mannschaft während der Dienstzeit besonders die Sittlichkeit des Volkes beeinträchtigt werde.

Diese Erwiederung lautet wie folgt:

„Jeder Vorgesetzte, vom Feldmarschall bis auf den Korporal hinunter, hat schon als Mensch hinreichende Aufforderung gegen das Gesetz oder die Pflicht: Zucht und Ordnung in seinen Untergebenen zu gründen und zu erhalten. Und dies ist mit seinem Interesse so innig verwachsen, daß er schon beim bloßen Gehenlassen bald selbst davon gehn muß. Eine Verführung der Untergebenen zur Unsittlichkeit erscheint aber rein als ein Unding, indem daraus eine nicht zu rettende Auflösung aller Bande der Ordnung folgen müßte. Die Formen des Soldatenstandes sind ferner so genau begrenzt und so ehrenwerth, daß sie Jedermann zur Anständigkeit auffordern. „Zusammengehäuft" ist der Soldat einmal im Dienst, unter den Augen seiner Vorgesetzten, wo er das Beispiel solcher Menschen sieht, die ihm an Tugend und Bildung überlegen sind; die Unsittlichkeit einzelner verdorbener Kameraden kann nicht empor kommen, da die Mittheilung unter einander schon an und für sich beschränkt ist, und vor Allem keine zum Schlechten hinneigende Richtung nehmen darf. Zusammengehäuft ist der Soldat ferner in der Kaserne, jedoch wieder unter den Augen der Vorgesetzten. Diese dürfen, obwohl hier eine freiere Unterhaltung statttfindet, dennoch den schlechten Sitten nicht Raum geben, weil ihre Autorität darunter leidet, und weil immer noch ein höherer da ist, der aus den eben angeführten Gründen das Interesse hat, solchem Unwesen zu steuern. Gelegenheit zur Verführung bliebe daher nur noch, in Bürger-Quartieren oder in den dienstfreien Stunden durch den Umgang mit liederlichem Gesindel. Indeß ist heutzutage die Philanthropie in der Armee bereits so weit gediehen, daß der Vorgesetzte auch hierüber Kontrole führt, und wozu ihn wieder das Interesse für die Ordnung veranlaßt. Daher werden Quartiere, in denen der Soldat schlechte Sitten lernt, nicht belegt; ebenso wird der Umgang mit unmoralischen Menschen hintertrieben. Endlich giebt es keinen vernünftigen Grund zu behaupten, daß der Mensch, welcher den größten Theil des Tages an Anstand und Ordnung gewöhnt wird, seine Erholungsstunden gerade zur Liederlichkeit verwenden sollte. Thut er es jedoch, so wird er bald ermittelt, er wird ermahnt, gewarnt, gestraft. — Wie ganz anders ist dies im bürgerlichen Verhältniß? Erwähnen wir einmal der Trinksucht, die wohl mit Recht der Ursprung aller Laster genannt werden kann, indem durch sie der Verstand betäubt, und die Begierde nach Tollheiten jeder Art geweckt wird. In ihrem Gefolge sehen wir: unzeitige Ausgaben, Versäumniß der Geschäfte, Hemmung der Erwerbfähigkeit; bei der Sucht, dem zum Bedürfniß gereiften Laster zu fröhnen, — Veruntreuung, Diebstahl, endlich gänzliche Tödtung des Geistes, und mit ihr Erschlaffung des Körpers, — Delirium, dieser langsam schleichende Tod bei lebendem Leibe. — Wie geht es nun mit diesem Laster im bürgerlichen Verhältniß? Beim ersten Rausch freuen sich die Umgebungen des Betrunkenen über seine gute Laune; es erfolgt wohl gar eine Aufforderung, den nächsten Mißmuth durch den Genuß geistiger Getränke in Frohsinn umzuwandeln. Wenn sich so ein Trinker bildet; wenn es Gegenden giebt, wo man glaubt, es könne der Mensch ohne diesen Genuß nicht leben; wenn dadurch allen andern Lastern Thür und Thor geöffnet wird, so hält man dieses Alles für Schicksal. — Und wie gestaltet sich dieses im Heere? Bekanntlich wird hier die Trunkenheit sehr strenge gestraft, und wer sich darum bekümmert, wird finden, daß der günstige Erfolg nicht ausbleibt; obwohl

wir mitunter Rekruten erhalten, denen das Laster schon unvertilgbar anklebt. Der Glaube, daß ein alter Soldat ein Säufer sei, findet Gottlob nur wenige Belege. In ähnlicher Art, wie hier von der Trinksucht geschehn, läßt sich auch von allen andern Lastern beweisen, daß man für ihre Ausrottung in der Armee eifriger sorgt, als im bürgerlichen Leben.

In Obigem ist gleichsam die Theorie enthalten, und wir dürfen uns daher nur zur Praxis wenden.

Betrachten wir zuerst den Nährstand, so finden wir unter den reichsten Gutsbesitzern sehr viele ehemalige Militärs; und forschen wir etwas weiter, so ergiebt sich, daß die Meisten mit geringen Mitteln angefangen, und durch zweckmäßige Verbesserungen, durch Sparsamkeit und durch richtige Benutzung der Konjunkturen, genug durch die dem Besitzer selbst inwohnende Kultur sich empor gearbeitet haben. Wir sehen in ihnen jenen Ehrenstand der die allgemeine Kultur eifrig fördert, dem Dürftigen und Nothleidenden mit Rath und That an die Hand geht, mit einem Wort das Mark und die Zierde des Landes. — Auch im mindern Gutsbesitzerstande äußern sich die wohlthätigen Folgen des Dienstes im Heere augenscheinlich in der zunehmenden Sittlichkeit und Wohlhabenheit. Jene Rohheit, jener Stumpfsinn, welche diesem Stande sonst anklebten verschwinden zusehends. Sollten wir tadeln, wenn der Landmann einen feineren Rock trägt, als ehedem, wenn er lächerlich werdende Nationaltrachten verläßt? Nur von einem sehr beschränkten Gesichtspunkte aus kann man dies für Hoffart ausgeben, während es in Wahrheit ein Streben nach dem Bessern zeigt, welches bei der Kleidung allein nicht stehen bleibt. — Beim Handwerker kann der Unterschied gegen sonst nicht so augenfällig sein, indem die Zünfte und Innungen schon früher dafür sorgten, daß der junge Handwerksmann sich außerhalb, namentlich in den Hauptstädten, umsehen mußte. Dessenungeachtet wird Niemand beweisen können, daß dieser Stand Rückschritte gemacht habe.

(Der Schluß folgt.)

⁂ Von überseeischen Stationen nochmals.

Wie sehr jetzt allgemein in Deutschland die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit deutscher überseeischer Stationen erkannt wird, erhellt auch aus folgendem Artikel, den wir den Telegraphen für Deutschland entnehmen:

„Gebt uns Eisenbahnen und Kanäle, dehnt den Zollverband über ganz Deutschland aus, gebt uns Flotten, überseeische Kolonien, und wir werden uns groß und stark fühlen, weil wir es sein werden; wir werden dem Auslande gegenüber als deutsche Nation in unsere vollen Rechte treten, sobald wir eine kompakte Handelsmacht geworden sind. Die Seeluft wird unsere Nerven straff machen und das Herz dazu. Wodurch ward England so groß, was erhält den Kern seines Staatswesens so unantastbar, so frisch? Das sind allein die Folgen seiner großen Handelsmacht, dieser Kühnheit, Derbheit, Schlauheit, dieser Todesverachtung, die gleichsam zum Gewerbe des Seemanns gehören. Das Meer macht frei, und Deutschland hat seine Freiheit nur noch da zu suchen und wiederzugewinnen. Sollten wir nicht erzielen können, was andere Nationen längst im Besitz haben?“ Also läßt sich die Oberdeutsche Zeitung aus Dresden schreiben. Man vergißt dabei, daß es keine Seemacht ohne überseeische Stationen geben kann. Seit einem halben Jahre soll Deutschland mit einem Male wieder das erste Volk und Land der Erde sein. Gut, wir stimmen gern mit ein. Aber wer kann Flotten aus der Erde stampfen? Häfen haben wir, auch Tausende von Auswanderern, die überseeisch sich niederlassen. Aber wir sahen jetzt ruhig zu, wie unsere Auswanderer gingen und das Mark der englischen Ansiedelungen verstärken halfen. Kein Verein, um Deutschland dem deutschen Enkel zu erhalten; kein Versuch, in Neuholland, im amerikanischen Urwald, in Afrika, wo noch Küstenstriche frei sind, ein Neu-Deutschland zu gründen. Das wären Nationalunternehmungen. Wohlan, haltet z. B. in Bremen einen Congreß! Ruft alle patriotischen Männer auf zur Theilnahme an einer Besprechung, was man thun könne, um Deutschland auswärts, durch unsere Auswanderer, Seestationen zu sichern? Es ist ein Vorschlag, der reifsten Prüfung werth.

Auflösung des Logogriphs in Nro. 23.

Bauch, Bach, Buch.

Miscellaneen.

(Auswanderung nach Amerika.) Man lies't in der Dorfzeitung: Aus Newyork in Nordamerika ist uns ein Zuruf der dortigen Deutschen Gesellschaft an ihre Landsleute, welche nach Amerika auswandern wollen, zugekommen. Unterzeichnet ist er von mehren Deutschen, uns zum Theil wohlbekannten Männern. Es wird bemerkt, daß das Unterkommen für Handwerker viel schwerer geworden sei. Zum Einschiffen wird für die Norddeutschen Havre, für die übrigen Bremen und Hamburg, nicht aber Holland und noch weniger die Reise über England gerathen. Kommen möge nur, wer durch Handarbeit sich ernährt, daher nicht: Gelehrte, Theologen, Lehrer, Kameralisten, Advocaten, Aerzte u. s. w., Handlungsdiener nur dann, wenn sie fertig englisch sprechen oder Lust haben, Kanalarbeiten zu thun. Zum Landungsplatz wird Newyork gerathen und eine Übersicht der Kosten der weiten Reise mitgetheilt. Am besten treffe man vom Mai bis October drüben ein. Die sehr löbliche deutsche Gesellschaft hat einen Agenten und ein Geschäftsbureau, das bereit ist den deutschen Ankommenden unentgeltlich Rath zu ertheilen und sie vor Betrügereien zu sichern.

(Die Farbigen in den englischen Kolonien.) Die Auswanderung der Farbigen aus Amerika nach Jamaica scheint einen für Nordamerika etwas beunruhigenden Charakter anzunehmen: vor kurzem kam eine Anzahl Farbiger nach Jamaica, nicht sowohl weil sie in Nordamerika kein Auskommen hatten, als weil sie keinen gehörigen Unterricht erlangen konnten. Die englische Regierung gewährt den Einwanderern jede Erleichterung, und namentlich hat Lord John Russell verordnet, daß keine Arbeitsmiethverträge auf drei Jahre, sondern nur auf ein Jahr mit dreimonatlicher Aufkündigung stattfinden dürfen.

(Tabacksbau auf Trinidad.) Nordamerikanische Einwanderer haben kürzlich in Trinidad Taback von Havanapflanzen angebaut und eine vortreffliche Qualität davon erhalten, was vielleicht nicht ohne Folgen für den Handel ist, da der Tabacksbau in Havana abzunehmen scheint. Die Zahl der Einwanderer aus den Vereinigten Staaten betrug Ende December 1840 schon 1200.

(Handelsverträge mit Preußen.) Nach den neuesten zuverlässigen Briefen aus Berlin hängt die Erneuerung des Handelsvertrags zwischen den Zollvereinsstaaten und Holland von der Begutachtung der Provinzialstände mit ab. Erneuert wird der Vertrag gewiß (?), aber mit welchen Veränderungen, das läßt sich nicht voraussehen; die Sache ist noch nicht entschieden.

(Eisenbahnen.) Ein bayerisches Blatt will aus glaubwürdigen Quellen wissen, der König von Bayern werde die Eisenbahn von Augsburg nach Nürnberg gleichfalls auf Staatskosten und in der Art bauen lassen, daß dieselbe gleichzeitig mit der Bahn von Sachsen nach Hof und Bamberg beendigt werde.

Zu der großen Warschauer-Eisenbahn, die von einer Seite nach Prag gehen und sich dort mit der österreichischen in Verbindung setzen, von der andern aber in das Innere von Rußland gehen soll, hat der Kaiser von Rußland ein Capital von 31 Mill. Gulden aus der Staatskasse angewiesen, das Übrige soll durch Actien gedeckt werden. Der Bau hat bereits begonnen.

(Intoleranz auf der Kanzel.) Mit der Weisung, die gehörigen Schranken nicht wieder zu überschreiten, hat der katholische Hofprediger Eberhardt in München die Erlaubniß erhalten, die Kanzel wieder besteigen zu dürfen. Eine katholische Familie daselbst meldete sich bei dem protestantischen Dekan zum Uebertritt in die evangelische Kirche mit dem Bemerken, daß sie in einer Confession, welche andere Nebenmenschen verfluche und auf christlicher Kanzel eine solche Sprache zulasse, nicht ferner leben wolle.

(Schelling) wird München nicht ganz verlassen, sondern nur auf ein Jahr nach Berlin gehen.

(Alle in der Rechnung.) Jemand, dessen Haus ausgebessert wurde, sah eines Tages nach, wie weit die Arbeit gediehen sei und als er eine Anzahl Nägel umher liegen sah, sagte er zum Zimmermann: „Die werden gewiß verloren gehen!“ — „Nein,“ erwiederte der Zimmermann, „Sie werden sie alle in der Rechnung finden.“

(Madame Lafarge unschuldig?) Der Proceß Lafarge, beleuchtet nach preußischem Staatsrechte durch Temme und Körner,“ ist erschienen. Das Endresultat dieser Beleuchtung ist: Mad. Lafarge ist unschuldig. — Der Zeuge Denis hat erklärt, daß er ihr nie Gift gegeben; jetzt wo sie verurtheilt, dürfe er es sagen. Hr. Bac hat sich der Sache aufs Neue angenommen.

(Kohl's Reisen in Süd-Rußland.) Diese haben eine sehr wohlwollende und anerkennende Beurtheilung in dem französischen **Moniteur Universel** gefunden, worin es heißt: „Das Buch des Hrn. Kohl ist einer der interessantesten und nützlichsten Reise-Berichte, die seit langer Zeit erschienen sind. Es liefert uns eigenthümliche und neue Details über Ländergebiete, die nur wenig bekannt sind, und zwar in einer lebendigen, oft malerischen Schilderung. Das ganze Werk ist, bei dem Interesse, das die Küstenländer des schwarzen Meeres überhaupt in diesem Augenblicke gewähren, eine zur rechten Zeit erschienene Schrift zu nennen.“ Unterzeichnet ist die Kritik im **Moniteur**, die übrigens auch zahlreiche Auszüge aus dem Buche giebt, J. Duesberg.

(Constitutionelle Regierung der Damen.) Der zu Madrid erscheinende „Correo Nacional“ enthält folgenden amüsanten Artikel: „Unsere spanischen Damen finden, daß die Männer zur Regierung des Staates unfähig sind, und haben daher beschlossen, eine weibliche Central-Regierung zu errichten. Sie haben sich für eine Repräsentativ-Verfassung entschieden und die Damen der Hauptstadt haben ihren Schwestern in den Provinzen anempfohlen, Provinzial-Junta's zu bilden, welche mit der Central-Junta correspondiren sollen. Diese weiblichen Cortes haben sich versammelt und Berathungen über mehrere delicate Gegenstände sind eröffnet worden. Die Ergebnisse ihrer gesetzgebenden Arbeiten sollen in verliebischen Nummern veröffentlicht werden, und diese später ein Werk bilden, das den Titel führen wird: „Die

constitutionelle Repräsentativ-Regierung des schönen Geschlechts in Spanien."

(Greverus) erzählt in seiner italienischen Reise: Noch unter der vorigen Königin von Neapel war es auf der Straße sehr gefährlich, den Hut aufzubehalten, wenn die königliche Familie vorbeifuhr. Ein mit der Hetzpeitsche versehener Bedienter wußte den unachtsamen Fremden empfindlich daran zu erinnern, daß er in Gegenwart des Königs nicht das Recht der spanischen Granden habe. Seit der Zeit aber, daß ein Engländer, der auf diese Weise mißhandelt worden war, durch den Gesandten seiner Nation Genugthuung forderte und nicht eher ruhte, bis der ihn geschlagen hatte, dieselbe Peitsche in seiner Gegenwart wieder schmeckte, ist diese Mode abgekommen. Man könnte einen Engländer treffen, und diese Nation läßt sich auch in ihrem geringsten Mitgliede nicht ungestraft beleidigen! Es ist deshalb merkwürdig, welche Achtung allenthalben die Engländer genießen. Welch beneidenswerthes Gefühl, einer solchen Nation anzugehören! Das empfand ich (fährt Greverus fort) recht lebhaft in den italienischen Staaten, wo kein Recht herrscht, als das der Aristokratie und der Hierarchie. Was soll in diesem Lande ein Deutscher anfangen, wenn ihm Unrecht geschieht? Zu wem soll er seine Zuflucht nehmen, wer vertritt ihn? — Was ist aus der größten und tapfersten Nation Europa's, die einst die ganze Welt beherrschte, geworden? Der deutsche Name ist gleich Null in der Reihe der Völker!

(Bergsturz unweit Neapel.) Briefe aus Sicilien und Calabrien sind mit Schilderungen der Verheerungen angefüllt, welche das letzte Erdbeben in diesen Gegenden angerichtet hat. Noch verhängnißvoller in Bezug auf Menschenleben ist das Herabstürzen eines Bergkegels bei Gragnano, sechs Stunden von Neapel, gewesen. Ein ungeheurer Block hat sich von dem Berg, der sich über diese kleine Stadt erhebt, losgelöst, 115 Menschen erschlagen und einen großen Theil des Ortes in Trümmer gelegt.

(Das Glas Wasser, von Scribe), das man von allen Seiten als das beste Lustspiel des bekannten Dichters anerkannt hat, wurde in der vortrefflichen Übersetzung von Alex. Cosmar in Berlin und darauf in andern Städten auf die Bühne gebracht und allenthalben mit Enthusiasmus aufgenommen. Hoffentlich wird es auch uns nicht lange vorenthalten werden.

(Die Schröder-Devrient und der Tenorist Tichatschek), beide bisher in Dresden, sind für die Berliner Hofbühne gewonnen.

(Ein Riesenproceß.) In Zeuta (Ungarn) wird seit einem halben Jahre ein Riesenprozeß über 17 Gulden geführt, in welchem bereits 1600 Bogen von den Advokaten beider Parteien und den Gerichtspersonen verschrieben wurden. Man rieth den streitenden Parteien, eine eigene Papierfabrik zu errichten, um für die Fortsetzung wohlfeileres Papier zu beziehen; da sie aber bereits über 5000 Gulden ausgegeben haben, so wollen sie sich dazu nicht entschließen, sondern hoffen, das Ende des Prozesses bald zu erleben und „Recht zu erhalten."

(Man schreibt uns aus Leipzig:) Am 21. d. M. ward hier das größte Fest, welches die hiesige Freimaurerloge seit Gedenken ihrer Mitglieder gefeiert hat, begangen. Sie feierte nämlich ihr hundertjähriges Stiftungsfest. Viele Abgeordnete der sächsischen und anderen Logen waren anwesend.

(Belohnte Treue.) Während jetzt Manche dahinscheiden, deren Eifer für seine Sache Napoleon mit Herzogstitel und Generalswürde belohnte, starb auch ein Mann, dem er seine Treue für das Königshaus zum Verdienst angerechnet hatte. Als Napoleon im Jahr 1815 nach Frankreich zurückkam, wurde der Graf von Artois plötzlich von seinem ganzen glänzenden Gefolge verlassen; Verdun allein blieb und begleitete ihn mit drei Dragonern bis nach La Tour. An demselben Abend wurde Verdun nach dem Pallast des Erzbischofs beschieden durch einen Befehl des Kaisers, der ihn barsch mit strengem Ton fragte: ob es wahr sei, daß er den Grafen von Artois begleitet habe. „Ja, Sire!" antwortete der Kopf fragte. — „Mein Herr", nahm der Kaiser darauf das Wort, „Sie haben das Ehrenkreuz verdient und werden es empfangen." — Verdun starb an einem Schlagfluß als königlicher Präfekt in Lyon.

(Wie füllt man Haus und Kasse?) In einem im Hamburger Vorstadt-Theater wurde kürzlich der Graf von Burgund zum Benefiz einer Fräulein Lampe aufgeführt. Die Benefiziantin zeigte auf dem Theaterzettel mit großer Schrift an, daß der Hammel, der in dem Stücke vorkommt, zuletzt unter die Zuschauer ausgelooset würde! Das zog an; die Hoffnung auf einige derbe Sonntagsbraten füllte das Haus bis zum Giebel.

(Theeverfälschung.) Gegenwärtig sind in London sehr viele Fälle von Theefälschung anhängig, wobei einige Großhändler im Westend betheiligt sind. Das Fabrikat besteht aus getrocknetem Laub, welchem ein wenig ächter chinesischer Thee beigemischt ist, und gleicht dem ächten Thee so sehr, daß der gewöhnliche Beobachter den Betrug unmöglich zu entdecken im Stande ist.

(Vergiftung.) Ein junges Frauenzimmer aus St. Omer, welches die Gewohnheit hat, Briefoblaten zu essen, wäre vor Kurzem bald das Opfer ihres seltsamen Appetites geworden. Sie hatte fast eine ganze Schachtel voll Oblaten, die sie von dem Schreibtische ihres Vaters nahm, verzehrt. Eine Weile hernach verspürte sie alle Symptome einer Vergiftung. Glücklicher Weise wurde sie durch schnelle Hülfe bald gerettet."

(Man schreibt aus Breslau:) Die Grippe hat hier in den letzten Monaten mehr Menschen hingerafft, als die Cholera zu ihrer Zeit. Jetzt läßt sie in ihrer Heftigkeit allmählich nach.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 24.

Bremen, Donnerstag den 25. März 1841.

Gestorben:

Nro. 260. Den 19. März. Der Handlungsgehülfe Cord Friedrich Meyer, 47 Jahr; Ansgariithorstraße Nro. 10.

— 261. Den 19. — Der Schneidergesell Carl Friedr. Niemann, 29 Jahr; Tiefer Nro. 20.

— 262. Den 20. — Der Gärtner Bernhard Meyerriecks, 71 Jahr; Weerder Nro 38.

— 263. Den 20. — Der Arb. Joh. Focke, 57 Jahr; Düsternstraße Nro. 29.

— 264. Den 21. — Gesina Kollwey, 77 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 5.

Nro. 265. Den 21. — Des Arb. Joh. Friedr. Durrkopff Tochter, 8 Tage; gr. Annenstr. No 27.

— 266. Den 21. — Der Dienstknecht Heinr. Arkenberg, 56 Jahr; Weerder Nro. 22 B.

— 267. Den 22. — Des Kahnschiffers Berend Meyer Tochter, 8 Tage; Sandersdeich No. 11.

— 268. Den 24. — Der Schneidergesell Joh. Kuntzen, 23 Jahr; Spitzenkiel Nro. 7.

Geburten:

Nro. 372. Den 18. März. Des Blechenschlägermeisters Friedr. Dieckmann Ehefr., geb. Kegebein, kl. Krankenstraße Nro. 13; von einem Knaben.

— 373 u. 374. Den 18. — Des Schlachters Barthold Ficke Ehefr., geb. Potthas, gr. Johannsstraße Nro. 225; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 375. Den 19. — Des Branntweinbrenners Joh. Diedr. Kolwey Ehefr., geb. Töbelmann, gr. Johannisstraße Nro. 43; von einem Knaben.

— 376. Den 19. — Des Cigarrenmachers Tölke Blanken Ehefr., geb. Jung, am Buntenthorssteinweg von einem Knaben.

— 377. Den 20. — Des Arb. Heinrich Katenkamp Ehefr., geb. Meyer, Süderstraße Nr. 16; von einem Knaben.

— 378. Den 21. — Des Tabacksarbeiters Friedrich Wilh. Steinkamp Ehefr., geb. Albrecht, Kohlhökerstr. Nr. 51 B; v. einem Mädchen.

Nro. 379. Den 21. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Wilhelm Wellner Ehefr., geb. Haßhagen, Deichstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 380. Den 21. — Des Kaufmanns Heinrich Gerh. Tidemann Ehefr., geb. von der Hellen, Grünenstraße Nr. 103; v. einem Mädchen.

— 381. Den 21. — Des Landmanns Hinr. Bischoff Ehefr., geb. Klüsing, Gödkamp Nro. 1; von einem Knaben.

— 382. Den 21. — Der Handelsmanns Conr. Heinr. Georg Gade Ehefr., geb. Rabba, Paulsberg Nro. 28; von einem Mädchen.

— 383. Den 22. — Des Kaufmanns Heinr. Deetjen Ehefrau, geb. Sengstak, Neustadtsdeich Nro. 38; von einem Mädchen.

— 384. Den 23. — Des Apothekers Caspar Gustav Hoffschläger Ehefr., geb. Grote, Langenstraße Nro. 91; von einem Mädchen.

— 385. Den 23. — Des Schlossers Joh. Georg Stets Ehefr., geb. Wilde, Hastedt Nro. 72; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Erstes Quartal.

№ 25.

Bremen, Sonntag den 28. März 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 28. März.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Pralle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Köthe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Victor.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Charade.

Den schönsten Namen aller Zeiten
Nennt Dir mein erstes Sylbenpaar;
Die Hände siehst Du's segnend breiten
Auf manche frohe Kinderschaar.

Als mächt'ger Schutz, wenn Stürme tosen,
Thut sich's den zarten Sprossen kund,
Und wie die Dritte dem Matrosen,
Bleibt's stets ihr bester Ankergrund.

Mein Ganzes steht am Erdenrunde
Als unbewegte Heimath da;
Dein ist's zu jeder Lebensstunde,
Dein ist es, ferne oder nah'.

Und blüht Dir auch in schönern Auen
Ein ewig ungetrübtes Glück,
Doch zieht's Dich stets zu jenem blauen
Lichthimmel wunderbar zurück.

Der Marien-Dukaten.

(Fortsetzung.)

„Allerdings," sprach Herward für sich, „ein preußischer Thaler mehr oder weniger würde mich nicht zu Grunde richten, und die Hoffnung allein, Emilien eine hohe Freude zu bereiten, wäre billig genug erkauft."

Eine andere Stimme in ihm rief wieder: „Laß Dich nicht verlocken; es ist ein altes Sprichwort: Hat Dich der Teufel bei einem Haar, so hat er Dich bald ganz und gar! Hast Du nicht gesehen die geisterbleichen Gesichter im Spielhaus? sie haben gewiß auch nur im Kleinen begonnen."

„Aber wenn ich z. B.," fuhr Herward in seinem Selbstgespräche fort, „heute und morgen nicht in die Comödie und in das Conzert ginge, wäre da nicht der Thaler wieder eingebracht, und bin ich nicht Emilien dieses kleine Opfer schuldig?"

So kämpfte er lange mit sich. Die Sonne sank prachtvoll hinter die fernen Gebirge, die ganze Abendlandschaft war himmlisch erleuchtet; unter stillem Glockenläuten thaute der duftende Abend hernieder; einsame Sterne traten hervor, im nahen Buchenhaine schlug eine Nachtigall — Herward vernahm von Alle dem Nichts, der Gedanke an

eine goldne Uhr und die Begierde, sie zu besitzen, hatten sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Er vergegenwärtigte sich im Geiste die selige Scene, wenn er dieß werthvolle Geschenk Emilien überreichen würde; und all' dieß Glück, das er sich so reizend ausmalte, konnte er in der Wirklichkeit genießen, wenn er einen oder höchstens zwei Thaler daran wagte.

Herward war von seiner Promenade nach dem Badeorte zurückgekehrt; wieder wandelte er die mit bunten Lampen erhellten Lindenalleen des Kurgartes auf und ab, fortwährend mit sich selbst kämpfend, ob er das Spiel versuchen solle oder nicht; da trat plötzlich der Tabulettenkrämer aus einer dunkeln Laube, und die goldene Uhr, welche von einem in der Nähe befindlichen Gascandelabre zauberhaft beleuchtet wurde, Herward hinhaltend, sprach er wieder: „Fünf Louisd'or, ein Pappenstiel."

„Hinweg, Versucher!" rief Herward, dem die Gestalt des Tabulettenkrämers immer unheimlicher vorkam, und eilte nach den belebtern Salons, wo er sich durch ein Glas Punsch auf andere Gedanken zu bringen und die Versuchung zu unterdrücken hoffte. Er genoß ein, zwei, drei Gläser; aber dieser Trank wirkte nicht beruhigend, im Gegentheil verursachte er, daß endlich nach langem, hartem Kampfe die Leidenschaft den Sieg davon trug und Herward mit den Worten: „Es geschieht ja nur einzig Dir zu Liebe, meine theure Emilie; Dir eine unschuldige Freude zu machen, kann ja gewiß nichts Unrechtes seyn," mit klopfendem Herzen nach dem Spielzimmer schlich.

Herward stand lange klopfenden Herzens hinter dem einen der Pointeure, bevor er einen Satz wagte. Da er nicht den Muth hatte, ein Livret zu verlangen, so bat er endlich seinen Vordermann, ob er ihm wohl erlauben wolle, einen Thaler auf seine Karte mit zu setzen. Der Pointeur hatte nichts dawider und Herward schob mit etwas zitternder Hand sein Geldstück auf die Karte. Gleich bei'm nächsten Abzug schlug diese für den Bankier. Herward erblaßte.

„Das ist ein gutes Zeichen," flüsterte der Nebenmann Herward in's Ohr, „wenn man gleich das erste Mal verliert; setzen Sie eine neue Karte, ich wette, Sie haben Glück; aber Sie müssen auf selbst gezogene Blätter setzen; darf ich ihnen mein Buch anbieten, ich spiele nicht mehr."

Mit diesen Worten schob er dem Neulinge im Pharao, der sich über seinen urplötzlichen Verlust noch immer nicht zu trösten vermochte, die dreizehn Karten in die Hand.

Herward ließ sich endlich verleiten, zog selbst eine Karte und wagte einen zweiten Thaler. Dießmal wollte ihm das Glück wohler; der Piquekönig, welchen er besetzt hatte, gewann.

„Lassen Sie sich den Gewinnst nicht auszahlen," flüsterte der Nebenmann von Neuem, „drücken Sie ein Ohr, dann erhalten Sie den Satz dreifach ausbezahlt."

Herward hätte vor's Leben gern den zurückgewonnenen Thaler eingestrichen; und nur mit Widerstreben befolgte er den Rath des Nebenmannes.

Die Karte gewann abermals.

„Immer fortgebogen," flüsterte der Versucher, „die Coeur-Zehn muß noch einmal für Sie schlagen."

Der Prophet hatte wahr gesprochen. Noch war die Taille nicht zu Ende und Herward hatte sechs Thaler gewonnen. Wer war glücklicher. Dieselbe Karte aber, die ihm den sechsfachen Satz eingetragen, hatte dem vor ihm sitzenden Pointeur den letzten Louisd'or geraubt. Mit einem leisen Fluche erhob sich dieser und verließ das Spielzimmer, Herward, von seinem Nebenmanne gedrängt, nahm den leergewordenen Stuhl ein. Er spielte jetzt schon mit größerer Zuversicht; die ihm zeither unbekannte Leidenschaft des Spiels umkrallte ihn leise und leiser unbemerkt mit ihren Harpyenarmen — nach Verlauf einer Stunde, die ihm wie ein paar Minuten entflohen waren, hatte er bereits mehrere Louisd'or gewonnen. Er wollte mehrere Male aufhören und sich mit dem für ihn außerordentlichen Gewinne hinwegbegeben; aber immer stand der unbekannte Rathgeber hinter ihm, der es verhinderte.

„Sie sind im Glück," flüsterte er unaufhörlich, „es wäre unklug, aufhören zu wollen; Sie können die bedeutendsten Summen gewinnen."

Herward spielte weiter, gewann, verlor, verlor abermals, ward hitziger, dem Verluste wieder beizukommen, seine Augen begannen endlich an zu starren, seine Züge verzerrten sich. — Gegen Mitternacht erhob sich der Unglückliche geisterbleich; er hatte nicht nur seinen sämmtlichen Gewinnst, sondern auch seine ganze Baarschaft und selbst den Louisd'or, den er von seiner Gattin erhalten und den er stets bei sich trug, verloren. Als er aufstand und sich umblickte, war der unbekannte Rathgeber, der ihn in's Verderben gelockt hatte, verschwunden.

Wer vermöchte Herward's Zustand zu beschreiben!

Halb bewußtlos schwankte er aus dem Spielzimmer, wie von Furien gepeitscht eilte er nach Hause, wo er sich in der höchsten Verzweiflung auf's Sopha warf. Von seinem ganzen Reisegelde war ihm kaum ein Louisd'or geblieben, der zur Bezahlung der Zimmermiethe nicht einmal ausreichte. Wüste Fieberphantasien durchzuckten sein Gehirn; böse, unheimliche Gedanken umschwirrten wie Gespenster sein glühendes Haupt. Einen solchen höllenvollen Zustand hatte er noch nie gekannt. Plötzlich sprang er auf, griff wie wahnsinnig nach seinen letzten paar Thalern und rannte damit wie wahnsinnig nach dem Spielhause. In wenigen Minuten war auch diese kleine Summe von der golddürstigen Bank verschlungen und Herward hatte Alles verloren. —

Wir ersparen dem Leser die Tortur auszumalen, auf welche der unglückselige Herward von seinem Gewissen gespannt wurde: wir erwähnen nur, wie er durch die dunkle, stürmische, regenschwangere Nacht von bösen Geistern gepeitscht wurde; wie er erst gegen Morgen seine Wohnung wieder erreichte, wo er vernichtet niedersank und in einen dumpfen, schlafähnlichen Zustand verfiel.

(Der Schluß folgt.)

---

* Alter Briefstyl.

(Fortsetzung.)

Das Exil der Ausgewichenen dauerte noch bis zum Frühling 1568, während welcher Zeit eine Unzahl von Schmähschriften, geistlicher und politischer, die gegenseitige Erbitterung zu einer fast unheilbaren Höhe gesteigert hatte. Endlich gelang es einer kaiserlichen Commission, den bekannten Verdener Vertrag vom 3. März 1568 zu Stande zu bringen, kraft dessen eine völlige Amnestie des Vergangnen beliebt, auch den Verbannten insgesammt verstattet wurde nach Bremen zurückzukommen, jedoch nur als gemeine Bürger, in welcher Eigenschaft sie dem Rath von neuem schwören mußten. Alle Ausgewichenen, so viel ihrer noch lebten, hatten sich zu diesem Tage in Verden eingefunden, von Seiten des neuen bremischen Rathes aber eine Deputation von 2 Bürgermeistern, 2 Rathsherren und 7 anderen Personen. — Wir können der Versuchung nicht widerstehen, auch über diesen Hergang des gemüthlichen Renner's Schilderung auszuschreiben:

„Den 3. Martii wurden beide Parte vor de Commissarien gefordert und öhnen düsse Vordrag vorgelesen, welken se also ratificeret und angenamen; darup sind de Commissarien upgestahn, sik vor den Dische in de Ordeninge gestellet und gesegt: Nademe beiden Deelen düsse Vordrag also gefellig, so were vonnöhden, dat de Herren beidersihts den Commissarien mit Hande und Munde, an Edesstede, thosceden und gelaveden, alle Punkte als ehrliken Lüden geböret, tho holden, dregen derhalven neuen Twivel, se wurden unbeschweret syn, thom ersten den Commissarien, darna ok sik under einander de Hand tho gevende, darmit tho bekennen, dat Hand, Herte und Mund ein Dink scholde syn. Hirup trat Johann Esich und Detmer Kenkel Borgermesters, ok etliche des Rahdes tho, geven den Commissarien de Hende, und als se an de Bremischen Gesandten quemen, geven se denen de Hende nicht, sundern kereden dar wedder und treden thorugge up öhre Stede, averst etliche der Rahdespersonen und de uhtgewekenen Borgers intgemen geven rund umher de Hand; — do dat geschehen, mosten dejennen, de den Bremischen de Hand noch nicht gegeven, nochmals thotreden und datsulve dohn, do sprak Detmer Kenkel tho dem Borgermester Johann Brand, so in sine Stede gekaren was: He wunschede öhme Glucke tho sulkem Amte, und wolde öhme ermahnet hebben, dat he demsulven und der Gemeente also wolde vorstahn, als he an dem gestrengen Gerichte Gades wolde verantworden, — darup sede de Borgermester Brand: Ja, he wolde demsulven also natrachten, — darna treden de övrigen ok tho, de noch nicht rund umher gewesen. — It was en erbarmlich Spetakel, do se sik de Hende also thosamende geven, de de heftigsten Fiende jegen einander gewest; de Saal, de dennoch temmelich groht was, was gantz vull, darmank stund mennich Mann und weenede. It weenede ok de Dompraveſt, Herr Ludolph van Varendorp, Dr. Jochim Brust, de der Commissarien Word hielt und andere van den Commissarien, item Lüder Godfrides edder van Rheden, gewesener Rahdmann und andere, den düsse bedrövede Handel up dat Harte fell. Hir wurden nu wedder vorsönet Bröders, Veddern, Öhme, Schwegers und Vorwandten."

Seit jener Zeit hat Bremen zwar nicht aufgehört, das hospitium ecclesiae zu sein, aber der Arm der Obrigkeit ist lässiger geworden, das Ohr der Gemeinde tauber bei den Anforderungen der ecclesia militans. Kirchlicher Unfriede wird immer noch wie damals seinen Wiederhall finden in den Familien, jedoch die Ruhe und Eintracht im Staate hoffentlich nie mehr zum Scheitern bringen. Und — setzen wir hinzu: wenn jetzt so ziemlich Alle einig sind, die mehr denn zehnjährige Zerrüttung, worin der Ubiquitätsstreit unsere Vaterstadt gebracht, als die Frucht zu weit getriebnen Glaubenseifers anzuerkennen, sollen wir dann nicht hoffen dürfen, daß Tage kommen werden, die noch verträglicher sind als selbst die unsern? Oder wäre der jetzige Zustand etwa der normale, und müßten wir ohne Weiteres die Nachwelt unchristlicher Gesinnung zeihen, wenn sie vielleicht den Kopf schütteln wird über die Thatsache, daß das fromme Bremen nunmehr schon wieder im neunten Monat um den Sinn einer Bibelstelle hadert, die es einem Gastprediger gefallen hat, nicht seinen gelehrten Amtsbrüdern — was Niemand ihm verdacht haben würde — sondern der Erbauung suchenden Gemeinde als Zankapfel hinzuwerfen?—

Von unsern versöhnten Brüdern ist wenig mehr zu erzählen. Carsten hatte den hergestellten Frieden nicht mehr erlebt; die andern Drei kehrten 1568 mit ihren Leidensgefährten wieder heim. Kurz zuvor hatte Eler die höchste Stufe bremischer Ehrbegier erreicht, er war an Hermann Vasmer's

Stelle, des letzten seines Namens in Bremen vom Stamme des „unschuldigen“ Vasmer, zum Bürgermeister erwählt worden (im October 1567). Nach 1571 hat auch er sich zum zweiten Male verheirathet, mit Beke, geb. von Kampen, der Wittwe des Rathsherrn Joh. Volmers, und ist dann 1584 den 19. April gestorben. Sein älterer Bruder Johann war ihm schon 1578 vorausgegangen. Zehn Tage nach Eler's Tode, und an die Stelle des unmittelbar darnach verstorbenen Johann Schulte, kam Franz Havemann zu Rathe, er wurde der Älteste von Allen († 1618) und erlebte noch, daß sein Neffe Johann, Eler's Sohn, sein College wurde (1608 den 11. März), wornach also der Vater, drei Söhne und ein Enkel die nämliche Würde bekleidet haben, — ein Fall, der in unsern Rathsannalen gewiß seines Gleichen sucht.

Wir müssen nochmals in die Zeiten des Parteikampfes zurück gehen, um durch Mittheilung eines Briefes von Franz an Eler aus dem Jahre 1564 den heutigen Beitrag zu schließen. Doch nicht als trügen wir Gefallen an einer Aufwärmung jenes längst beseitigten Gezänks, vielmehr soll dieser Brief den tröstlichen Beweis liefern, wie neben und trotz demselben auch unter den politisch und religiös Getrennten brüderliche Eintracht gar wohl bestehen konnte. In Wahrheit, wer diese einfachen Zeilen unbefangen lies't, der sollte eher vermuthen, ein Bruchstück aus Geßner's Idyllen vor sich zu haben, als einen Zeitgenossen von Dr. Musäus Lästerschriften; so friedlich und sommerlich ist die in ihnen wehende Luft. Nur der einzige Ausdruck: „datum in exilio“ zerstört die süße Täuschung, er erklärt, weshalb eine Angelegenheit schriftlich unter Brüdern verhandelt werden mußte, die sonst gewiß am väterlichen Heerd im „Kindertage“ besprochen worden wäre. — Aber freilich:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

(Der Schluß folgt.)

* Betrachtungen über den Einfluß des Dienstes im stehenden Heere auf die allgemeine Kultur des Volkes.

(Schluß.)

„Wenden wir uns nun zu den Staatsdienern, so müssen wir den Stand der Gelehrten und der höheren Offizianten ex nexu lassen, indem dieselben nach wie vor auf den Universitäten ihre Weltbildung genießen. Dagegen finden wir in den Offizianten, welche aus gedienten Unteroffizieren genommen werden, den kräftigsten Beweis für unsere Behauptung. Obwohl ihr gerader Sinn — die höchste Zierde des Mannes — häufig anstößt in den Verhältnissen, wo Geschmeidigkeit ein nothwendiges Requisit geworden ist, so wird dennoch ihre Pünktlichkeit, ihr Eifer, ihre Ausdauer allgemein anerkannt, und wir hörten dies selbst von solchen Direktoren der Collegien rühmen, deren Liebe für den Soldatenstand sehr zweifelhaft war. Überhaupt, wer da sehen will, sieht es täglich, namentlich bei den im öffentlichen Leben sich am meisten tummelnden Polizei-, Steuer- und Post-Offizianten, wie sich die niedern Chargen dieser Branchen durch ihre Reellität und Gewandheit in ihren anerkannt schwierigen Wirkungskreisen zur allgemeinen Zufriedenheit bewegen. Und diese Leute sind größtentheils aus niederem Stande entsprossen, und erhielten allein im Militär ihre Bildung.

Endlich sind die Dienstboten noch zu erwähnen. Wären sie im Heere verdorben, so würden sie nicht leicht ein Unterkommen wieder finden. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß die Wachtmeister und Feldwebel der Armee immer mit Aufträgen versehen sind, aus den zu entlassenden Militärs für anständige Bürgersleute Dienstboten zu miethen. Ein Mangel an Leuten dürfte aber nicht nachzuweisen sein, daher müssen die aufgebotenen Mannschaften doch besser erzogen werden, als die in ihrer Heimath zurückbleibenden. Es sprechen hierfür überhaupt eine Menge von Erfahrungssätzen, wovon wir nur die augenscheinlichsten hieher setzen wollen. Man beobachte nur den Rekruten, und denselben Menschen nach zwei bis dreijähriger Dienstzeit. Jene langsame, schlaffe, verdrießliche Personage ist nun ein flinker, glatter Bursch geworden, dem der ganze Himmel voll Geigen hängt. Und kehrt er nach vollendeter Dienstzeit in den Kreis der Seinigen zurück, so sucht er sich durch Anstand, Ordnung und Pünktlichkeit auszuzeichnen. Wohl sinkt mancher in die alte Schmutzerei zurück, weil er nicht im Stande ist, die Unempfänglichkeit seiner Familie für das Bessere zu überwinden. Nicht selten melden sich aus diesem Grunde Leute wieder bei den Fahnen oder bedauern wenigstens sie verlassen zu haben. — — —

Es läßt sich jedoch nicht ableugnen, daß auch mancher Taugenichts einhergeht, der Soldat gewesen ist. Aber wer wird denn alles Soldat? Wie viele erscheinen nicht bei den Fahnen, die im Schooße des Lasters geboren, in demselben gewiegt und groß geworden, die schon manches Verbrechen verübt haben, was entweder nicht bekannt oder unterdrückt wurde, aus mißverstandener Philanthropie, aus Furcht vor den Weitläuftigkeiten und Kosten der gerichtlichen Untersuchungen. Wenn dergleichen Subjecte durch Milde und Strenge nicht zu corrigiren sind, so kann man uns höchstens das Wunderthun absprechen. Wenigstens entgehen sie hier ihrem Richter nicht lange. Kehren andere verdorben aus dem Militär zurück von denen man sagt:

„ach, er war sonst ein guter Mensch," so wollen wir nicht vergessen, daß dergleichen Zeugnisse sehr relativ sind. Indeß kann es vorkommen, daß Einzelne während ihrer Dienstzeit im Heere wirklich schlechter werden; wer kann aber verbürgen, ob sie solches in der Zeit nicht auch zu Hause geworden wären? Endlich können einzelne Fälle fehlgeschlagener Erziehung nicht in Betracht kommen, wenn der allgemeine Vortheil fest steht, und dies dürfte im Vorstehenden zur Evidenz dargethan sein."

* * *

So weit jener Aufsatz.

Wenn der geehrte Leser mir nun erlaubt, zur gehörigen Verständniß des Vorstehenden, ihn zu erinnern, daß in Preußen alle Männer, mit alleiniger Ausnahme der Kranken und Schwachen, dienen, daß daher eine jede, auch die kleinste schiefe Tendenz, die rücksichtlich der Moralität im Heere herrschen möchte, sogleich auf alle Stände des Volks zurückwirken würde, so kann man nach dem Vorstehenden doch nur annehmen, daß der Dienst für die jungen Leute nicht nur keine üblen, sondern im Gegentheil für ihre Moralität nur die besten Folgen haben kann. Da wir nun aber durchaus keinen Grund haben, zu zweifeln, daß dieselbe Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei Behandlung unserer Truppen, wie bei den preußischen, verwendet wird, so möge in dieser Hinsicht ein jeder Vater getrost seine Söhne auf wenige Jahre unter unsre Fahnen stellen, und er kann gewiß sein, daß ihnen die kurze Dienstzeit zu einer heilsamen Schule der Ordnung, der Sittlichkeit und des Gehorsams wird, deren Aneignung ihnen für ihr ganzes ferneres Leben ein entschiedenes Übergewicht über die, nicht so sehr an diese Tugenden Gewöhnten verschafft.

Bremensianen betreffend.

Das erste Heft dieser Bremensianen, betitelt „die Brikken-Meiern" eröffnet ein neues literarisches Genre, dergleichen man bisher in Bremen noch nicht besessen. Schon der Neuheit wegen verdient die Erscheinung also gewiß die Aufmerksamkeit auch solcher Männer, welche sich mit höherer Literatur beschäftigen, und es darf keinen Beifall finden, wenn man gleich von vorn herein dergleichen Schriftchen mit dem Titel „Eckensteher-Literatur" vornehm ablehnt. Die Schilderung des niederen Volkslebens findet in jener ausgebildeteren Literatur ihren Platz — warum sollte Deutschland, warum Bremen ihrer entbehren müssen? Man werde sich nur deutlich bewußt, daß bei der Eckensteher-Literatur das Widerliche nicht in den auftretenden Volksklassen liegt, sondern vielmehr in der Branntweinflasche, welche an gewissen Orten leider als unzertrennliche Beigabe erscheint, und vom Schriftsteller sogar mit Vorliebe auf die Scene gebracht wird. Um die obengedachte neue Erscheinung richtig zu würdigen, ist sodann ferner erforderlich, daß der Leser ein geborner Bremer sei, oder doch wenigstens vollständig mit dem Volksleben bekannt geworden, nicht minder, daß ihm die Originale, deren Schilderung der Autor versucht, nicht gänzlich unbekannt geblieben. Von solchem Standpunkte aus also betrachtet erscheint uns das Heftchen als allerdings beachtenswerth. Wenn gleich Referent durch das terroristische System der Geschilderten stets von allen Anreizungen abgehalten wurde, so erinnert er sich aus den Knabenjahren des Originales doch jetzt sehr gut, und die erneuete Lebhaftigkeit dieser Erinnerung giebt Zeugniß für die Richtigkeit des Portraits. In der That hat der Verfasser viel Talent für die Auffassung des Volkslebens gezeigt, die Dramatisirung ist sehr gelungen, und keine Person spricht ein einziges ihrem Charakter unangemessenes Wort. Auch leitet ihn stets ein richtiges moralisches Gefühl, keiner Unsittlichkeit wird geschmeichelt, und auch die stets im Kampfe dargestellte Meyern (diese Schreibart ist wohl die richtigere) unterliegt nur dann, wenn sie wirklich Unrecht hat. Die, wahrscheinlich von demselben Verfasser, herausgegebenen plattdeutschen Betrachtungen über die Redoute beweisen eine große Gewandheit in der versmäßigen Behandlung der plattdeutschen Sprache. Die Lectüre ist aber minder interessant, weil der Strafprediger zu wenig in der Manier des Abraham a Santa Clara (oder wenn man will — in der des Wallensteinischen Kapuziners) verfährt, welche Manier nun einmal für diese Gattung unentbehrlich ist. Auch vergreift sich der Verfasser wohl, indem er das Personal der Theater-Redoute zu allgemein mit dem Leihhause in Berührung bringt. Er hätte besser gethan die bei solchen Gelegenheiten sich offenbarende norddeutsche Unbeholfenheit etwas zu geißeln, und zur Belebung irgend ein kleines Abentheuer einzuflechten. — Um aber der eigentlichen Bremensianen wieder zu gedenken, so lasse sich der Verfasser doch ja nicht abhalten ein zweites Heftchen zu geben. Viele werden nicht folgen können, denn die Volks-Originale sind hieselbst nur sehr dünne gesäet. Wer aber glaubt, daß dergleichen zu schreiben leicht sei, der versuche

es nur einmal! Warum endlich die gelehrte Masque tadeln? In Bremen ist ja nicht ohne Beispiel, daß der Titel Senator im Scherz gebraucht wird, warum also nicht ebenfalls einmal der Titel Professor oder Doctor?

⁂ Eine Vorlesung im Museum.

Die Klage, daß das Museum mehr und mehr aufhöre, ein Verein für allgemein wissenschaftliche Bildung zu sein, wie es im Plan der ersten Begründer lag, hat sich in jüngster Zeit häufig ausgesprochen. Schon der feingebildete Prof. Storck fühlte sich gedrungen, den Wunsch auszusprechen: „Möge nur durch unbedeutende Erörterungen über Belletristerei, die im Allgemeinen wohl freilich mehr unterhalten und eine müssige Stunde tödten helfen mögen, aber keine Ausbeute für Belehrung und Aufklärung geben können, nie der Sinn für die Wissenschaft, der man früher in diesem Saal so rein huldigte, verdrängt werden! Möchten die Zuhörer die in der Vorlesung zugebrachte Stunde nicht blos als eine angenehme Unterhaltung ansehen! u. s. w." Daß die Sitte, vor der Museumsgesellschaft wissenschaftliche Vorträge zu halten, ganz einschlummern, ganz in Vergessenheit gerathen könnte, davon ahnete er noch nichts. Was würde er, was muß überhaupt der, welcher in Erinnerung hat, wie vollgedrängt der Saal war bei Vorträgen ernst wissenschaftlichen Inhalts, in unserer Zeit sagen? Um so größere Anerkennung verdient es, daß Herr Dr. Hirschfeld die gute alte Sitte wieder erneuert hat, indem derselbe am 13. d. M. eine sehr interessante und lehrreiche Vorlesung „über das Athmen und dessen gesundheitgemäße Bedingungen" im Saal des Museums hielt. Nachdem der Herr Verfasser kurz und allgemein verständlich die anatomische, philosophische und chemische Seite dieses organischen Processes (den er passend mit dem Brennen einer Lampe, wie das Leben selbst mit einer Flamme verglich) dargestellt hatte, machte er im Allgemeinen auf die Bedingungen aufmerksam, die zu einem gesunden Athmen in geschlossenen Räumen nothwendig sind und zeigte durch Beispiele, wie besonders in den Schulen und solchen Localen, wo größere Versammlungen stattfinden, darauf geachtet werden müsse. Die Architecten machte der Herr Verfasser ganz besonders darauf aufmerksam, indem bei der Construction eines neuen Wohngebäudes der Luftwechsel in den Räumen noch viel zu wenig beachtet werde. — Referent kann schließlich nur noch den Wunsch hinzufügen, daß uns Herr Dr. Hirschfeld so wie andere der geehrten Mitglieder des Museums bald wieder mit so allgemein nützlichen Vorträgen erfreuen mögen. Möge dann auch eine noch zahlreichere Versammlung sich einfinden! Denn ohne diese Aufmunterung kann niemand Lust haben, Zeit und Fleiß auf wissenschaftliche Vorträge zu verwenden.

⁂ Theater.

(Belagerung von Corinth.)

Zum Benefize für die Orchester-Mitglieder wurde am vergangenen Mittwoch Rossini's Belagerung von Corinth — und leider bei sehr leerem Hause gegeben. Es ist in der That zu verwundern, daß man die Gelegenheit nicht benutzt hat einem Künstler-Verein, dem man stets Lob und Beifall gespendet, nun auch einmal eine reellere Erkenntlichkeit zu beweisen. Hatte man doch andererseits mit gutem Geschmacke eine ganz vorzügliche und lange nicht gehörte Oper ausgewählt, und ließ auch die Besetzung der Rollen einen genußreichen Abend erwarten! Und dennoch ein leeres Haus — wofür sich nur einigermaßen zur Beschönigung anführen läßt, daß an jenem Abend sehr viele große Gesellschaften Statt fanden, und daß die Anzeige von dem zu gebenden Benefize erst ziemlich spät veröffentlicht war. Die Oper ist sehr brillant vom Componisten instrumentirt, die Orchester-Mitglieder konnten also recht ihren alten Ruhm bewähren, und thaten sie dies redlich, ohne die erschienenen Musik-Freunde die Lauheit der Ausgebliebenen entgelten zu lassen. Ebenfalls ganz vorzüglich waren die Sänger: Demoiselle Gned als Palmyre, obgleich aus Gefälligkeit für die erkrankte Mad. Marquart eingetreten, sang doch so sicher und ausdrucksvoll, als ob sie einige Monate Zeit zur Einübung gehabt. Reichlicher Beifall wurde ihr zu Theil. Herr Lehmann, die Rolle des Vaters und Häuptlings Kleomenes gebend, haben wir auch selten so gut gehört, er zeigte immer am rechten Orte Gefühl und Begeisterung. Dasselbe gilt von Herrn Schloß, welcher den Neocles gab. Überhaupt ist Herr Schloß mit erkennbarem Fleiße auf seine fernere Ausbildung bedacht, und hat er seit jenem Abend, wo er hier zuerst als Rodrigo im Othello auftrat, schon bedeutende Fortschritte gemacht. Ferner sind Herr Schaumann als Sultan und Herr Krieg als Priester rühmend zu erwähnen. Namentlich war Herr Krieg sehr ausgezeichnet in der vorletzten Scene, wo er die Zukunft Griechenlands in Gesichte erblickt. Ja — was so höchst selten ist — sogar die Chöre gingen gut. Die militärischen Evolutionen hatte man zweckmäßig abgekürzt, das Türkische Fest im Zelte war aber doch gar zu kahl. Einige Tänzerinnen sind ja vorhanden und Demoiselle Kronberg hätte wenigstens eine Guitarre zur Hand nehmen sollen.

Wir tragen kein Bedenken auszusprechen, daß während des ganzen Winters keine Oper so gut ausgeführt ist als dieses herrliche Meisterwerk von Rossini. Möge die nächste Wiederholung einem vollen Hause begegnen!

Hoffentlich kommt nun auch bald Figaro's Hochzeit und die Diebische Elster an die Reihe! —

Auflösung des Räthsels in Nro. 24.

Wahnsinn.

Miscellaneen.

(Preisvertheilung.) Zu dem vom deutschen Nationalmusikverein ausgeschriebenen Preis von 20 Dukaten für die beste Klaviersonate von vier Sätzen waren 32 Arbeiten eingelaufen. Das Preisgericht, aus den Herren: Kapellmeister Lindpaintner in Stuttgart, Spohr in Kassel, Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig, Reißiger in Dresden, Musikdirektor Mühling in Magdeburg, Hauptmann Canne in Kassel und Hofrath Schilling in Stuttgart bestehend, hat den Preis dem Hrn. Musikdirektor J. Lachner in Stuttgart zuerkannt.

(Donizetti) hat vom Sultan Abdul Medjid den Orden des Mitschan Iftihar in Brillanten erhalten, den der Großherr ihm durch seinen, als Militär-Musikdirektor in Konstantinopel angestellten Bruder zusenden ließ. Dies ist der erste Künstler, dem eine türkische Dekoration zu Theil wird.

(Die französische Regierung) hat mit dem Handlungshause Chapeaurouge in Hamburg einen Lieferungskontrakt, auf 600,000 Pfund Pökelfleisch und 500,000 Pfund Heu abgeschlossen; sie geloben, das Heu wie Twist in eisernen Reifen verpackt, und durch besondere Maschinen gepreßt, von Hamburg direkt nach Algier zu senden.

(Eine gußeiserne Brücke in Genua.) Italienische Blätter berichten aus Genua, daß Se. Majestät der König den Bau einer gußeisernen Brücke über die Besagna angeordnet hat, welche auch unter der Leitung des Civiloberingenieurs der Provinz, Barbavarei, von den Brüdern Balleydier daselbst gegossen wurde. Der Boden dieser Brücke ist von 75 Metern und aus drei Bogen; die Pflasterung besteht aus gußeisernen, mit geschlossenen Steinen gefüllten Kästen, wodurch eine feste Bahn auf viele Jahre hinaus erzielt wird. Diese Brücke dient zur Bewunderung aller Kunstkenner; sie ward in fünf Monaten gegossen und in den nächsten drei Monaten aufgestellt, worüber auch Se. Majestät die höchste Zufriedenheit zu erkennen gab. Es wird jetzt an der ebenfalls aus Gußeisen verfertigten Brustwehr gearbeitet. Diese Brücke ist die erste, welche in ganz Italien aus Gußeisen bisher gebaut wurde. Die Gießerei der Brüder Balleydier befindet sich zu San Pietro d'Arena, unweit Genua, und besteht aus drei sogenannten Oefen à la Wilkinson, so wie einem weiteren Reflexionsofen, in deren drei ersteren allein innerhalb fünf Stunden 11,000 Kilogramme Eisen geschmolzen werden.

(Buchhändler-Klage.) Der bekannte Buchhändler Ladvocat in Paris beklagt sich bitter, daß ihm die Politik sein Gewerbe stört, daß alle seine Schriftsteller Staatsmänner geworden sind und keine Zeit haben, die ihm zugesagten Werke zu vollenden. Er sagt: wäre Villemain nicht Minister, so würde er seine „Geschichte Gregors IV. und der Kirchenväter" schreiben; wäre die Politik nicht, so schriebe v. Barante seine „Geschichte des Parlaments von Paris;" Thiers die „des Consulats und des Kaiserreichs;" Mignot „die Geschichte der Ligue;" Guizot „die Geschichte der Revolution England's;" Malitourne „die Geschichte der Restauration;" Salvandy „die Geschichte Napoleons" — das sind circa 70 Bände; alle diese Arbeiten sind angefangen und mir zugesagt. — In Deutschland sollten die Buchhändler dergleichen eigentlich nicht zu fürchten haben, und dennoch ist die Klage über langsames Fortschreiten der angefangenen Werke, ja über gänzliche Nichtvollendung so groß!

(Eine Eisbrechmaschine,) welche Herr Clark in Pesth verfertigte, soll am 25. v. M., als die Eisdecke der Donau sich bewegte, und bei 66 Klafter weit ging, sich so zweckmäßig gezeigt haben, daß die Pesther bei dem nächsten Eisgange den besten Erfolg von derselben erwarten dürften.

(Thiers) hat bereits sechs Bände seiner Geschichte des Kaiserreichs vollendet, wofür ihm vorläufig 500,000 Fr. zugesagt wurden; nach Erscheinung des Werkes erhält er noch 500,000 Fr.

(Das mit Herrn Schumann nach London abgegangene Opern-Personal) besteht aus 102 Personen, darunter Mad. Stöckl-Heinefetter, Dem. Fürth (letztere hat in Frankfurt ihren bis Ende April laufenden Contrakt gebrochen, weshalb die Direction auf ihre Effekten Beschlag legte,) die Herren Haitzinger und Sesselmann. Später werden noch Tichatscheck und Staudigl nachfolgen. Es scheint gewiß, daß Schumann die Direction in Mainz noch auf weitere drei Jahre erhält.

(Frankfurt.) Montag, 15. März, wurde im Saale des Weidenbusches ein Fest gefeiert eigner Art, wie sie wohl die Stadt Frankfurt noch nicht gesehen: die gymnastische Anstalt des Herrn August Ravenstein hielt ihre diesjährige Turnprüfung. Herr Ravenstein leitete die Festlichkeit durch einen Vortrag über den medicinischen Nutzen der Gymnastik ein, worauf weit über hundert Knaben von dem verschiedensten Alter Proben von ihren Fortschritten in der edlen Turnkunst vor den Augen der erfreuten Eltern und vieler Freunde einer kräftigen Jugend ablegten. Und es war wirklich eine Lust zu schauen, mit welchem Eifer und welcher Freude die Knaben arbeiteten und wie auf ihren Wangen die Rosen der Gesundheit blühten, die zu dem Vortrage des Herrn Ravenstein den besten praktischen Commentar lieferten! Dann folgten nach einem durch den Gesangverein „Orpheus", mit Begleitung der hiesigen Militär-Musik, vorgetragenen schönen Turnerliede, Probeübungen der erwachsenen Turner. Die überraschten Zuschauer erblickten die Entwickelung einer Muskelkraft, Gewandtheit und Ausdauer, wie man solche bisher nur von den bramarbasirenden Gymnastikern von Profession zu sehen gewohnt war, und doch waren die Ausführenden junge Männer in den ersten Jünglingsjahren. Diese Leistungen waren von Militärmusik begleitet. Das Turnen wurde durch ein zweites, schönes Lied würdig beschlossen, worauf sich die Turner beim kräftigen Mahle von ihren Anstrengungen erholten. — Ehre gebührt dem Manne, welcher blos durch eigene Beharrlichkeit und aus Liebe zur Sache eine zeitgemäße Anstalt gründete, die eine Zierde unserer Stadt zu

werden verspricht und zwar eine der nützlichsten; Ehre gebührt aber auch den Behörden, welche dem Streben des Herrn Ravenstein ihre Unterstützung zu Theil werden ließen. Zeitgemäß nennen wir die Anstalt, weil es an der Zeit ist, dem entnervenden Einflusse des überhandnehmenden Luxus entgegen zu wirken. Unsre Zeit braucht, so gut wie eine, Männer, fertig zur Arbeit und tüchtig zum Streit. Körper und Seele stehen in Wechselwirkung und die Vernachlässigung des einen Theils rächt sich auch am anderen. In einem schwächlichen Körper erschlafft der Geist. Welche Freude gewährt es dagegen den Eltern, nicht allein gebildete und kluge, sondern auch zugleich gesunde und kräftige Kinder zu besitzen. — Man frage die Lehrer, ob die Turner die schlechteren Schüler seien, ob sie mit geringerem Eifer lernen, ob sie weniger gehorsam und artig seien, als andere Knaben: die Antwort wird gewiß nicht bejahend lauten. Das Turnen stärkt nicht nur den Körper, es giebt auch der Seele Kraft und Schwung. Wir müssen und werden, wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland Turnerfeste erleben! gleichwie wir Sängerfeste begangen haben! Darum wünschen wir der Anstalt des Herrn Ravenstein, welche zum 4ten Mal in ein neues geräumiges Lokal verlegt wird, ferneres Wachsthum an der Zahl ihrer Schüler und Gönner.

(Thierfreundliche Gesellschaft.) Nach dem Vorbilde von England hat sich zu Brüssel eine Gesellschaft von Fremden und Einheimischen gebildet, um die Hausthiere gegen die barbarische Behandlung der Menschen zu schützen, einerseits die Pferde gegen die unvernünftigen und zornigen Karrenführer, die ihre unglücklichen Thiere oft zu Tode peitschen, andrerseits namentlich die Hunde gegen die Veterinärschulen, in denen sie oft aus bloßer Neugierde lebendig secirt werden.

(Zweites Hermannsdenkmal.) Dem großen Befreier der Deutschen hat nun auch die lyrisch-dramatische Kunst ein großes Denkmal errichtet. Die Hermannsschlacht, eine große heroische Oper in fünf Abtheilungen von Weichselbaum und H. Chelard, nur erst in München aufgeführt, ward am 16. und 20. Februar auch zu Weimar mit einer sehr pracht- und geschmackvollen Ausstattung in Scene gesetzt und mit verdientem großen Beifall aufgenommen. Zuvörderst verdient die poetische Conception alles Lob. Wir sehen — gleichsam im Spiegelbilde einer neuen Unterjochungs- und Befreiungsperiode — durch Turnwesen und Waffenübungen, enges Aneinanderschließen und Zusammenhalten die große Katastrophe mit religiöser und patriotischer Begeisterung eingeleitet und durchgeführt. Die Leidenschaft für Thusnelda, welche neben Hermann auch einen römischen Heerführer entzündet, und die längere Ausdauer des Vaters der Ersteren in dem römischen Waffendienst geben zu episodischen Verwickelungen und interessanten Situationen für Sologesang in gleichem Verhältnisse Anlaß, wie die Haupthandlungsbegebenheit zu den imposantesten Chören. Welcher Opernstoff könnte wechselreicher und zugleich das deutsche Nationalgefühl ansprechender und erhebender sein! Darum hat auch der berühmte Tonsetzer des „Macbeth“ und der „Mitternacht“ dieser Oper einen durchaus deutschen Charakter und den edeln und erhabenen Styl einer „Opera seri“ aufgeprägt, welchen man — ungeachtet reicherer Instrumentirung — „Glückisch“ nennen könnte, wenn [illegible] wie bei Gluck, das Deklamatorische noch vor dem Melodischen waltete. Beide Principe sind jedoch hier im Gleichgewicht gehalten und glücklich mit einander verbunden. Zu rühmen ist hauptsächlich die seelenvolle, durchaus natürliche und rührende einfache Melodik neben der frappanten, oft wahrhaft originellen Charakterführung der handelnden Individuen und Chormassen (Skalden, Priester, Geister, Etrusker, Kinder, deutsche und römische Krieger u. s. w.) während die Instrumentirung ganz neue und eigenthümliche Effekte hinzufügt. Gewiß ist, die Oper enthält einen solchen Reichthum neuer tonkünstlerischer Erfindung, daß derselbe neben dem dramatischen und sonstigen Interesse, welches die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nur bei mehrmaligem Hören vollkommen aufgefaßt und nach Verdienst gewürdigt werden wird.

(Salomo.) Als Seitenstück zu den sieben Sprüchen der sieben Weisen Griechenland's geben wir die sieben Sprüche Salomo's aus Hammer-Purgstall's Rosenöhl:

Was ist das Kostbarste?	„Die Seele.“
Was ist das Bitterste?	„Die Armuth.“
Was ist das Süßeste?	„Die Liebe.“
Was ist das Häßlichste?	„Der Unglaube.“
Was ist das Nächste?	„Das andere Leben.“
Was ist das Fernste?	„Das Weltglück.“
Was ist das Edelste?	„Die Vernunft.“

(Ein Ehemann) ließ seiner Frau zu ihrem Geburtstag ein Gedicht drucken, in welchem die Anrede vorkam:

Louise, meines Daseyns Treuerkorne!

Der Setzer las aber falsch und druckte:

Louise, meines Daseyns Trauerkrone!

(Getragene Waaren.) Unter der Rubrik „Getragene Waaren“ trug die Zollbehörde zu Bonn neulich eine Kiste mit Menschenschädel für das anatomische Kabinet in ihre Bücher ein.

Die durch die zahlreichen Nachbestellungen so schnell vergriffene Nro. 3 des Bürgerfreundes ist jetzt in 2ter Auflage erschienen und den geehrten Abonnenten zugesandt; wo dies aber übersehen sein sollte, wird um gefällige Abforderung gebeten

in der Exped. des Bürgerfreundes
Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nr. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 25.

Bremen, Sonntag den 28. März 1841.

Gestorben:

Nro. 269. Den 22. März. Der Handelsmann Joh. Christ. Buschmann, 67 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 51.

— 270. Den 24. — Des Gärtners Heinrich Friedrich Jacobs Sohn, 2¼ Jahr; Heerdenthorswallstraße Nro. 85.

— 271. Den 25. — Der Tischler Joh. Herm. Jacobsen, 67 Jahr; Bleicherstraße Nro. 43.

— 272. Den 25. — Des Schauspielers Georg Friedr. Sympher Sohn, 1¾ Jahr; Tiefer N. 52.

Nro. 273. Den 26. — Des Kistenmachers Heinr. Köhlenbeck Tochter, 2 Jahr; Süderstr. N. 2.

— 274. Den 26. — Des Zimmergesellen Joh. Conrad Klinge Sohn, 14 Tage; Dreckort Nr. 18.

— 275. Den 26. — Des verst. Aeltermanns Heinrich Greve Wittwe, geb. Grote, 80½ Jahr; Sögestraße Nro. 9.

— 276. Den 26. — Des Arb. Herm. Gefffen Ehefr., geb. Horstmann, 66 Jahr; Muggenburg Nro. 41.

Geburten:

Nro. 389. Den 22. März. Des Arb. Hinr. Leefers Ehef., geb. Ruschmann, Buntenthorsteinweg; von einem Knaben.

— 390. Den 22. — Des Maurergesellen Joh. Hinr. Wendel Ehefr., geb. Retberg, Sielpfad Nro. 7; von einem Knaben.

— 391. Den 22. — Des Arb. Joh. Hinr. Lankenau Ehefr., geb. Fedeler, Fehrfelde; von einem Knaben.

— 392. Den 24. — Des Arb. Johann Diedrich Ernst Schröder Ehefr., geb. Ringe, außer der Schleifmühle Nro. 5; von e. Mädchen.

— 393. Den 24. — Des Schneiders Herm. Christoph Albers Ehefr., geb. Sengstacke, gr. Annenstraße Nro. 11; von einem Knaben.

— 394. Den 25. — Des Getreidehändlers Joh. Friedr. Daniel Schütte Ehefr., geb. Koch, Knochenhauerstraße Nro. 49; v. e. Mädchen.

Nro. 395. Den 25. — Des Schuhmachers Friedr. Jacob Andreas Bunnemann Ehefr., geb. Müller, gr. Annenstraße Nro. 98; von einem Knaben.

— 396 u. 397. Den 25. — Des Malers Carl Gottl. Ludwig Schmidt Ehefr., geb. Siemer, Kirchenstraße No. 37 (Neust.); von Zwillings Töchter.

— 398. Den 25. — Des Bierbrauers Herm. Bremermermann Ehefr., geb. Röhlken, Neuenstraße Nro. 25; von einem Knaben.

— 399. Den 26. — Des Krameramtsgenossen Gustav Adolph Wilders Ehefr., geb. Roedel, Abthorstr. No. 15; von einem Knaben.

— 400. Den 26. — Des Kaufmanns Carl Heinrich Winkler Ehefr., geb. Overbeck, Osterthorstraße No. 6; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 121. Der Musiklehrer Joh. Heinr. Georg Helmers und Bernhardine Adolphine Schröder hieselbst.

— 122. Der Leinenhändler Johann Justus Kulp und Anna Meyer hieselbst.

— 123. Der Barbier Peter Egidius Kraus und Tobetha Wiese hieselbst.

— 124. Der Maler Friedr. Scheppelmann und Sophia Charlotte Wilhelmine Ehrhard hieselbst.

— 125. Der Cigarrenmacher Domicus Herm. Diedr. Poppe und Amalia Maria Sophia Schmidt hieselbst.

— 126. Der Küpergesell Herm. Hinr. Hohn und Anna Johanna Bollhorst hieselbst.

— 127. Der Schuhmachermeister Hinr. Phil. Marks und Metta Margr. Helmken hieselbst.

— 128. Der Cigarrensortirer Peter Detlef Flotho hies. und Gretje Hook aus Carolinen-Syle.

Nro. 129. Der Schuhmacheramtsmeister Franz Ludwig Wahlring hies. und Sophia Margarethe Bäckmann zu Drentwede.

— 130. Der Arb. Joh. Harm Meyer zu Riede, Amts Syke, und Dorothea Elisabeth, genannt Betty Fricke zu Achim.

— 131. Der Schneider zu Hasbergen Anton Heinrich Friedrich Kanstein und Gesche Margar. Runge zu Brake.

— 132. Der Schuhmacher zu Hastedt Joh. Lange und Margar. Hancken zu Lehnstedt.

— 133. Der Zimmergesell Joh. Dencker hieselbst und Metta Behrens zu Hasenbühren.

— 134. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Koch und Dorothea Friederike Heinsam hieselbst.

— 135. Der Höker Matthias Cordes oder Kobez und Anna Gesina Elisabeth Reinfeldt hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 26.

Bremen, Donnerstag den 1. April 1841.

Wenn der Verleger des Bürgerfreundes am Schlusse des 1. Quartals dieses Jahrgangs nicht umhin kann öffentlich seinen besten Dank auszusprechen für die freundliche Theilnahme, die dieser Zeitschrift auch in diesem Jahre geschenkt ward, für die ehrenwerthen Beiträge, deren sie sich wiederum zu erfreuen hatte, so hofft er dieselbe beim Beginn des 2. Quartals auch nicht vergebens dem Wohlwollen eines geehrten Publikums zu empfehlen.

Die Redaction wird auf dieselbe Weise, unter Verantwortlichkeit des Verlegers fortgesetzt; ihr Bestreben wird besonders stets dahin gehen, den Bürgerfreund je länger je mehr zu einem würdigen Organ Bremischer Besprechungen zu machen, das Angenehme stets mit dem Nützlichen zu verbinden und aus Vergangenheit und Gegenwart zu berichten, kurz für Alle etwas zu bringen.

Von der äußeren Ausstattung des Bürgerfreundes liefert die heutige Nummer eine Probe, die nächste am kommenden Sonntag wird als Probeblatt gratis versandt und einer der ersten dieses Quartals eine interessante Lithographie beigegeben werden. Der Preis für den Jahrgang von 104 ganzen Bogen bleibt der bisherige, 2 Thlr., mit der Civilstandsliste 2 Thlr. 36 Grote.

Beiträge für den Bürgerfreund und Bestellungen auf denselben werden dankend entgegengenommen in der Expedition

Seemannsstraße Nr. 2.

Bremen, den 29. März 1841.

An die Stelle des am 17. d. Mts. verstorbenen Altermanns Herrn Georg Wilh. Grommé ward heute der hiesige Kaufmann Herr Carl August Gildemeister zum Altermann wiedererwählt.

• Rosalinde.

Ballade nach W. Scott.

„Wild braus't der Sturm! die Woge heult!“ —
„Legt an die Barke schnell!“ —
„Ach, Fräulein, hier im Schlosse weilt!“ —
„Nein, schafft mich rasch zur Stell'.“ —

„Des Wassergeistes droh'nden Schrei
Vernahm der Fischer heut';
Und die Dame saß in der Sakristei
In nassem Todtenkleid.“ —

„Nicht, weil dort Malcolm führt den Reih'n
Auf Roslin's Freudenball;
Nein, weil die Mutter sitzt allein
In ihres Schlosses Hall';

Und nicht, weil Malcolm kühn dort jagt
Und sich den Preis gewinnt;

Nein, weil dem Vater der Wein nicht behagt,
Schenkt ihn nicht Rosalind'."

Man hörte Nachts durch die heulende Luft
Die Eule schauerlich schrein;
Man sah auf der alten Ahnengruft
Seltsame Flämmelein.

Von Drury's Stamm an jenem Ort
Wohl funfzig begraben sind;
Der Vater ruht und die Mutter dort;
Im Meer schön Rosalind'.

Der Marien-Dukaten.

(Schluß.)

Welch' ein Erwachen, als die Morgensonne nach der sturmreichen Nacht freundlich durch die Fenster leuchtete. Es war der schrecklichste Tag in Herward's Leben; als aber der Abend nahte, zog es ihn wieder mit tausend Armen nach der Spielbank. Hatte er nicht über fünfhundert Thaler zu gebieten? Konnte er durch einige glückliche Sätze nicht seinem ganzen Verluste wieder beikommen? Aber anvertraute Gelder angreifen! Herward schauderte bei dem Gedanken. Es entstand ein neuer furchtbarer Kampf seines guten und bösen Engels. Gewinne nur so viel, flüsterte letzterer, um die Wirthshausrechnung zu bezahlen und nothdürftig die Heimath erreichen zu können; wie willst Du außerdem von hier fortkommen?

Das böse Princip behielt die Oberhand — kaum hatte das Spiel begonnen, so saß auch Herward schon vor den unglückseligen Karten. Aber das einmal treulos gewordene Glück wollte nicht wiederkehren, und je leidenschaftlicher der Unglückliche pointirte, desto schadenfreher zog sich die Fortuna zurück. Mehrmals mußte Herward nach Hause, um neues Spielgeld von den fünfhundert Thalern zu holen. Der Mann der bis zum gestrigen Tage auf dem Wege der Pflicht und Tugend gewandelt war, dessen Ruf und Rechtschaffenheit zeither makellos dagestanden, war gänzlich den Mächten der Unterwelt anheimgefallen.

Herward spielte die ganze Nacht, verlor ununterbrochen und pointirte immer leidenschaftlicher. Als der Morgen kam — war von den fünfhundert Thalern kein Groschen mehr sein! —

Wir erblicken den unglücklichen Spieler auf seinem Zimmer wieder, wo er kaum mehr kenntlich auf dem Sopha liegt. Er kann sein Unglück, seine Schande nicht ertragen — der Selbstmord ist bei ihm fest beschlossen. Er kämpft mit sich nur darüber noch, ob er seine Gattin mit der Ursache seines Unterganges bekannt machen soll oder nicht.

Eine geraume Zeit währt dieser todtenähnliche Zustand, während alle Furien der Hölle sein Innerstes durchwüthen; da klopft es an die Thür. Herward ist nicht im Stande, das „Herein" zu rufen — die Thüre öffnet sich; ein Briefträger erscheint und bringt einen Brief von Emilien. Die liebende Gattin schreibt in den zärtlichsten Ausdrücken, sie wünscht dem Gatten die frohesten Tage, doch verhehlt sie auch nicht, mit welcher Sehnsucht er in der Heimath erwartet werde. Doch soll er sich nicht beeilen, wenn es ihm im Bade gefalle. In dem Briefe der Mutter ist noch ein zweites Brieflein Mariens eingeschlossen, worin die gute Tochter dem Vater einen — Marien-Dukaten mit der Bitte schenkt, sich damit ein paar vergnügte Stunden im Badeorte zu verschaffen. Sie wüßte wohl, schreibt das Mädchen mit kindlicher Naivität, daß Reisen viel Geld koste und daß sich der gute Vater ja nichts abgehen lassen solle. Zwei volle Monate hatte Marie mit kunstreicher Hand für fremde Leute gearbeitet, um diesen Schatz zu erringen. Endlich war es ihr gelungen und mit himmlischer Freude bot sie dem Vater die Liebesgabe dar.

War Herward's Zustand zeither schon ein verzweiflungsvoller gewesen, so füllten die beiden Briefe der Liebe den Giftbecher bis zum Überlaufen. Mit Hast riß er Mariens Brief auf, da entglitt ihm der Mariendukaten und rollte das Zimmer entlang. Herward sprang auf, um dasselbe zu suchen; aber seine stieren Blicke vermochten das Goldstück nicht wieder zu entdecken; wie sehr er sich auch anstrengte und sorgsam alle Winkel durchsuchte — der Dukaten war und blieb verschwunden.

Herward erkannte jetzt, daß er zum Untergange vom Schicksal auserkoren sei, da mit diesem Dukaten auch der letzte Hoffnungsschimmer verblichen war. Nochmals warf er sich auf die Erde und kroch auf Händen und Füßen nach dem Goldstück umher; aber abermals vergebens — da klopfte es zum zweiten Male an die Thür, und der Tabulettenkrämer trat in's Zimmer, die goldene Damenuhr in der Hand.

„Wie steht's, lieber Herr," fragte er, „noch keine Lust zum Handel? Fünf Louisd'or, ein Pappenstiel —".

Herward war aufgesprungen. Sein geisterhafter Blick starrte den Händler, der an ihm zum Versucher geworden war, unheimlich an.

„Zurück!“ schrie der verzweifelte Spieler, „oder ich erdroßle Dich, Verruchter!“

„Hoh, hoh,“ sprach der Tabulettenkrämer, welcher Herward's Worte für Scherz hielt, „warum so ungehalten, wenn das Gold auf der Erde umher liegt?“

„Wo, wo?!“ rief Herward außer sich.

„Nun, da blinkt's ja, am Löwenfuße des Bureau's,“ antwortete der Händler, „wahrscheinlich ein vollwichtiger Crumnitzer.“

Herward stürzte nach der bezeichneten Stelle und hielt bald das schöne Goldstück, das bekanntlich die fromme Aufschrift trägt: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ krampfhaft in seiner Hand.

Der Tabulettenkrämer, welcher bald erkannte, daß hier wohl schwerlich ein Geschäft zu machen sei, entfernte sich mit einem kurzen: „Wünsche wohl zu leben,“ während Herward seine Blicke von der glänzenden Liebesgabe seines Kindes nicht loszureißen vermochte. Aber je länger er auf das Goldstück schaute, desto größerer Frieden sank in sein zerrüttetes Gemüth; es war als wenn ein stiller Segen auf dem Mariendukaten ruhte; neue Hoffnung keimte in der Brust des Unglücklichen und tief ergriffen brach er in die Worte aus:

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ Als der Abend dämmerte, sah man Herward, die Brust voll freudiger Ahnung, abermals nach dem Spielhause schleichen. Als es Mitternacht schlug, starrten seine Taschen von Golde. Er stand auf, ging nach Hause und kniete betend nieder.

Am andern Morgen zählte er die fünfhundert Thaler ab, ferner den Louisd'or seiner Gattin und die nicht bedeutende Summe, die er von seinem Eigenthum verloren hatte; es verblieb ihm nach diesem Abzuge noch ein höchst ansehnlicher Gewinnst. Diesen füllte er in einen Beutel, steckte diesen zu sich und ging nach dem Barmherzigkeitsstifte für Nothleidende. Unterwegs begegnete ihm der Tabulettenkrämer, welcher wieder die verhängnißvolle goldene Uhr zum Kaufe darbot; Herward ging aber lächelnd vorüber.

Als er in dem Barmherzigkeitsstifte angelangt war, ließ er die gewonnenen Goldstücke so unbemerkt als möglich in den eisernen Almosenstock gleiten.

„Mögen die Leiden,“ sprach er für sich, „die ihr in diesem Hause zu stillen bestimmt seid, mir bei dem himmlischen Vater Verzeihung für das schwere Vergehen erwirken, das ich mir euretwegen zu Schulden kommen ließ.“

Still, wie er gekommen, entfernte er sich wieder; dem Inspektor der Anstalt aber war die Erscheinung des schlicht gekleideten Mannes gleichwohl aufgefallen. Er ward neugierig und ließ den Almosenstock öffnen. Aber wie erstaunte er ob der reichen Gabe, die er darin vorfand. Er ließ sich nach Herward erkundigen und glaubte eine heilige Pflicht zu erfüllen, wenn er dem Chef dieses Beamten von dem außerordentlichen Wohlthätigkeitssinne seines Untergebenen in Kenntniß setze.

Bereits nach wenigen Tagen befand sich Herward wieder im Schooße seiner Familie; wer schildert die Freude des Wiedersehens dieser glücklichen Menschen! Doch wie erschrack Herward, als ihn sein Vorgesetzter, der Rechnungsrath, plötzlich nach der Ursache fragte, warum er sich im Bade N... so wohlthätig erwiesen.

Herward wußte in dem ersten Augenblick nicht, was er antworten und ob er den wahren Grund eingestehen sollte. Er zögerte.

„Wohlan,“ sprach der humane Obere, „ich dränge nicht weiter in Sie; Sie haben sich barmherzig erwiesen, das ist mir genug; ich kann Ihr Thun, der Grund sei, welcher er wolle, nur edelmüthig und lobenswerth finden.“

Auf diese Worte konnte Herward nicht länger schweigen. Er kannte seinen Chef ja als einen menschenfreundlichen, liebreichen Mann, und der Gedanke, daß dieser nur einen Schatten von Mißtrauen gegen ihn hegen konnte, war ihm unerträglich. So erzählte er denn offen und wahrheitgetreu sein ganzes furchtbares Abenteuer von Anfang bis zum Ende, seine Qualen, seine Verzweiflung, sein Vergehen und wie sich Gott endlich wieder seiner angenommen durch die Liebe seines Kindes.

Der Rath hatte die erschütternde Mittheilung schweigend mit angehört. Dann trat er auf den Erzähler zu und erfaßte mit ernster Würde, doch auch nicht ohne Milde, Herward's beide Hände.

„Sie waren auf bösen, sehr bösen Wegen,“ sprach er, „doch Gott reichte Ihnen noch seine Hand, bevor Sie in den fürchterlichen Abgrund stürzten; beten Sie, Herward, beten Sie täglich zu ihm, daß er ähnliche Versuchungen von Ihnen gnädig abwende. Sie haben schwer gefehlt und schwer gebüßt. Daß Sie das gewonnene Geld freiwillig wieder

hingaben, ist mir ein trostreicher Beweis für Ihre wahrhafte Reue und wahrhafte Besserung. Was Sie mir erzählt haben, haben Sie mir, wohl verstanden, nicht als amtlich Untergebener, das haben Sie mir als Privatmann, als — Freund erzählt; und als solcher werde ich Ihre Mittheilung zu würdigen wissen."

Obschon Herward weder Frau noch Tochter ein Geschenk aus dem Bade mitgebracht hatte, so blieb doch der Segen nicht aus. Denn als man nach längerer Zeit seinen Geburtstag im stillen Familienkreise feierte, erschien plötzlich und unverhofft der Rechnungsrath und erfreute unsern Herward mit einer Besoldungszulage, Emilie mit einer zierlichen goldenen Uhr und Marien mit Stoff zu einem neuen Kleide, welches letztere schon längst der Wunsch ihres Herzens gewesen war.

Den Mariendukaten hatte Herward henkeln lassen und bewahrte ihn als ein heiliges Palladium; so oft aber sein Blick auf der schönen Münze weilte, gedachte er der großen Wahrheit:

„Auf dem Golde ruht Fluch und Segen; doch glücklich der Sterbliche, der dem verlockenden Glanze zu widerstehen vermag."

---

* Alter Briefstyl.

(Schluß.)

4.

Franz an Eler.

Laus Deo. Datum in Delmenhorst den 1. Augusti Anno 64.

Gades Gnade und ewige Wolfarth mit bröderliker Leve tovoren! Achtbare, wolgelerde Broder Eler, dine Gesundheit is mi leef to hörende, minenthalven danke ik dem almechtigen leven Godt. Furder kan ik dy unangezeiget nich laten, dat ik dussen Middag hin gekamen int Huchtinger Feld her aver de Wesser ut deme Lesmerbrocke, dar ik henne was umme minen togeschrevenen Tegeden [1]) up der klenen Dung. Alse ik overst aldar int Feld quam, so befand ik, dat de Huchtinger eren Haveren dusse twe Dage her fast hebben nedder gemeyet; dewile denn unse Haver ok gar ripe is, so hebbe ik na Rade unser Meyere eine Tid bestemmet alse morgen, welker dar is de 2. Augusti, dat alsedenn unse Meyere dar mit int Werk scholen und en nedder meyen und in de Hocken bringen, Godt geve sine Gnade darto; — will derhalven vannöden syn, dat du by Barthe-ken, unser geleveden Suster, beforderst, dat ik morgen froe wat Vittalige van Kost unde Beere herut krige, gelik ik juw mundlik by der Krögersken Dochter entbaden hebbe, oft [2]) du dussen Breef dussen Avend wor [3]) nich bequemest. Ok möte gy mi to der einen Maged twe Bindersken herut schicken, und dat doch de Boenske ere Maged morgen froe wille herut schicken, umme ere beiden Meyere wider to forderende, dat se uns ok willen behulpelik syn int Meyent, worumme ik se rede begroth [4]) hebbe, doch kene Tosage bekamen. Dat Vorgeserevene also möge mit deme flitigesten befordert werden, gerath to unser egen beider Besten. Ferner kann ik dy unangezeiget nich laten, dewile vorhanden is, dat de Huchtinger erstes Dages eren Roggen willen infören, dewil du denn vorgangen Jar dingedest [5]) mit Hermann Wolpmann van unsem sundergen [6]) Lande, so hebbe ik en vorgangen Sondag alhir to mi gefordert und mit öme gedinget, also dat he uns dut 64. Jar schall geven van unsem sundergen Lande 11 Schepel Roggen, 4 Schepel Garsten und 17 Schepel Haveren. Ik hebbe nich meer by öm erholden könen, ok werstu im Register befinden, dat he ellike Jar her nich meer Roggen und Garsten gegeven hefft, ok nich meer Haveren ut' dusser Marsk. Dutsulvige hebbe ik dy unangezeiget nich könen laten, wowol du mi vorgangen Jar nich vele darvan to weten dedest, alse und wo du mit öm gedinget haddest. Angande deme anderen Lande, dat will he, Hermann Wolpmann, muntzen [7]) und dy to weten doen, wenn me den Deel utsetten schall (wente vorgangen Jar hadde en Godefrigdes utgetellt); wultu alse denn herut kamen unde en uttellen helpen, sodaniges schall to dinem Kör staan [8]); — ik overst hebbe Hermann belavet, dat ik darup waren [9]) will, dat he nich schall vorletted [10]) werden.

1) Zehnten.

2) für den Fall daß. 3) etwa. 4) begrüßt. 5) dingen: einen Vertrag schließen, übereinkommen. 6) sunderge: besonders, abgesondert. 7) muntzen: wahrscheinlich so viel als munstern, d. h. prüfen, besichtigen. 8) soll in deiner Wahl, deinem Belieben stehen. 9) waren: achten. 10) vorleiten: verzögern, hinhalten. — Zum Verständniß der hier oben erwähnten dreifachen Art von Landertrag noch einige allgemeine Bemerkungen: Einen Theil ihrer Ländereien in der Huchtinger Feldmark benutzten die Havemanns selbst; er war mit Hafer bestellt, ihre Meyer mußten ihn mähen, für Essen und Trinken, auch für Binderinnen, hatte die Gutsherrschaft zu sorgen. Ein anderer Kamp, das „sunderge Land", (nämlich ein abgesondertes, zusammenhangendes und eingefriedigtes Stück)

Hirmede will ik dy dem Allmechtigen in lankwiliger und sieder Gesundheit befalen hebben; gröte minentwegen alle gude Frunde samptlik und sunderlik. Dat. in exilio ut supra.

T. ut S.

Franz Havemann.

Dem achtbaren und wolgelerden
Eler Havemann, minem Broder,
itz binnen Bremen, to egenen Handen.

Rückblicke auf das Jahr 1840.

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal"

spricht der große Schiller, und wenn wir auch dem Gottbegeisterten Dichter das schöne Wort nicht bestreiten wollen, so dürfen wir doch jedenfalls bedauern, daß es nicht auch im Völkerleben solche Augenblicke giebt — wo eine Frage frei steht an das Schicksal — es wäre sonst wahrlich jetzt der Augenblick eine solche Frage zu stellen, um eine Weisung zu empfangen über den Weg, den Völker und Staaten einschlagen sollen, um das Ziel zu erreichen, worüber Alle einig sind — ehrenvolle Friedensruhe, und den Abgrund eines Politik-Krieges zu umgehen! Da nun aber die Sterne schweigen, so bleibt dem Menschen nichts übrig als mit dem Lichte der eigenen Vernunft so weit wie möglich die Pfade zu erleuchten, welche uns so plötzlich und unvermuthet an drohende Klippen geführt haben, und nach dem Compaß der Geschichte und Erfahrung den Cours auszumitteln, welcher uns am gewissesten wieder in das offene und sichere Fahrwasser zurückbringen dürfte. Der geneigte Leser wird leicht verstehen, wie mit diesem Bilde nichts weiter ausgedrückt sein soll, als daß uns der Rückblick auf das Jahr 1840 unentbehrlich ist, um die Frage zu beantworten — was sollen wir im Jahre 1841 thun, und welche Ergebnisse stehen nach vernünftigem aber freilich menschlichen Ermessen davon zu erwarten? In so ernster Zeit werden denn auch hoffentlich die Leser des Bürgerfreundes nicht ungern sich aus den Laubgängen der heiteren Dichtkunst und des munteren Scherzes auf das oft einförmige und kahle Feld der Geschichte führen lassen, und so wollen wir getrost mit einander zurückschauen, wie sich am heiteren Himmel plötzlich so düstere Wolken angesammelt haben, wir wollen eine Lösung suchen für die Frage — ob das Ungewitter sich über unser Deutsches Vaterland entladen oder ob es, eine Warnung und Wohlthat, wiederum fernab ziehen werde.

„Wäre ich König von Frankreich, sagte Friedrich der Große, so sollte in Europa kein Kanonenschuß ohne meine Erlaubniß fallen." Obgleich zu jener Zeit Frankreich dem Regimente von Priestern und Favoritinnen anheimgefallen war, so erkannte doch der große König des kleinen Preußenlandes, welche Kräfte und Hülfsquellen jenes Reich enthalte; nur ein Herrscher-Geist, eine Herrscher-Hand schien ihm dort zu fehlen, um mit solchen Kräften und Mitteln das Schicksal Europa's zu bestimmen. Seitdem hat das Weltereigniß der Revolution die Kräfte Frankreichs verzehnfacht, und die gesammte Nation hat in Wahrheit den Königsthron eingenommen, Einheit des Gebiets und Centralisation der Verwaltung sammelt alle Kraft wie in eine eiserne Faust, und die freie Presse verstattet dem Nationalwillen die nicht zu dämpfende, nicht zu übertäubende, nicht fehl zu leitende Willensäußerung, — wie sollte man sich da wundern, daß Friedrichs Wort in noch größerem Maaße in Erfüllung gegangen, daß nicht der König von Frankreich sondern die Nation das Schicksal Europa's ja der ganzen civilisirten Welt bestimmt. Wo wir bei unserer Wanderung den Ausgangspunkt zu wählen haben, dürfte also keinen Zweifel leiden.

(Die Forts. folgt.)

---

wurde jährlich „ausgethan" gegen Abgabe eines nach dem Ertrage sich richtenden und zur Erndtezeit unter den Contrahenten näher festgesetzten Quantum's von Feldfrüchten. — Von dem dritten Lande endlich empfingen die Havemanns den s. g. „Theil" („dat Deelkorn", wahrscheinlich den dritten Theil des Ertrags) und es findet dabei das gleiche Verfahren statt, wie bei der Hebung des Zehnten. Der Empfänger, oder sein Beauftragter, (hier Hermann Wolpmann) prüft den Zustand des bereits gemähten und in Hocken gebrachten Korns, ob und wann es trocken genug zum Einfahren, und bestimmte darnach den Tag, wo der Theil ausgezählt und ausgesetzt, d. h. je der dritte Hocken als „Theilkorn" aus der Linie gesetzt werden soll. Geschieht dies Aussetzen nicht zu rechter Zeit, so fällt das Korn aus und alle Betheiligten kommen in Schaden; deshalb darf Wolpmann, wenn er einmal den Tag bestimmt hat, auch nicht „verlettet" werden, und die Procedur muß vor sich gehen, Eler mag dabei sein oder nicht. — Alle diese und andere Eigenthümlichkeiten kommen in unserm Gebiete noch immer vor, wie denn überhaupt die alte Zeit mit ihrer Sprache, die alten Namen und Ansichten, Sitten und Unsitten, auf dem Lande weit länger und unvermischter sich erhalten haben als in der Stadt.

† Zur Beherzigung.

(Eingesandt.)

Die Aufführung eines neu erwählten Rathmanns ist in unserer Vaterstadt immer als ein Volksfest angesehen worden. Die eingeladenen Bürger aßen, tranken und rauchten unter angenehmen Gesprächen ihr Pfeifchen — Cigarren waren früher nicht Mode. — Waren sie gesättigt, so wurden sie aufgefordert, das noch Vorhandene ihrer Familie mit nach Hause zu nehmen. Die Bürger, stolz auf diesen Namen, vergaßen das Schickliche nicht, uud gingen fröhlich und anständig nach Hause. So war es sonst; wie ist es jetzt? Nachdem man auf die Verbesserung der Schulen seit Jahren so viel gewandt hat, sollte man glauben, die Leute wären sittlicher und gebildeter geworden, und es würde ein noch feinerer Ton bei solchen Gelegenheiten herrschen als früher; dem ist aber durchaus nicht so, im Gegentheil, es schleichen sich Leute in die Gesellschaft ein, die man ihrem Handeln nach nicht für Menschen erkennen kann.

Die letzte Aufführung eines Senators hat es bewiesen; es hatten sich Ruhestörer eingeschlichen, die sich in die Gänge stellten, den Aufwartenden mit Gewalt Wein, Kuchen und Cigarren, welche sie den Gästen in den Zimmern vorsetzen wollten, entrissen, darauf in diese tobend und lärmend drangen, sich der Vorräthe bemächtigten, sie zertraten, beisteckten, aus den Fenstern warfen und dergl., kurz sich aufs Pöbelhafteste geberdeten.

Dergleichen Unfug zu steuern sind Einladungskarten ausgegeben, doch wozu nützen sie, wenn sie nicht vorgezeigt werden? Wie viele junge Leute waren das letzte Mal im Krameramthause, die bestimmt keine Karten bekommen hatten — Schmarotzer, die dem lieben Gott den Tag abstehlen. Wie sollten diese Ungeladenen abgewiesen, wie kann dem Unfug gesteuert werden? — Wir wiederholen das, was Zwei über diesen Gegenstand in öffentlichen Blättern erschienene Aufsätze vor einiger Zeit vorschlugen. Der erstere sagte u. A.: „Die Eingeladenen müßten die Karte als Ehrenzeichen auf der Brust tragen, wo dann Jeder sehen könnte, wer geladen und ungeladen gekommen. Die Ungeladenen könnten sofort ausgestoßen werden; den sich unsittlich betragenden Eingeladenen, die Frieden und gutes Benehmen stören würden, wäre sofort die Karte zu nehmen und sie hinaus zu transportiren. Am folgenden Tage würden sie vor Gericht geladen und gehörig bestraft. Ohne Zweifel wären dann ähnliche Auftritte, wie bei der letzten Aufführung, nicht wieder zu befürchten.

Wir fügen diesem Vorschlag noch die unsre individuelle Ansicht hinzu, daß dieses Volksfest noch bedeutend an Wärme, Herzlichkeit, Frohsinn u. s. w. gewinnen würde, wenn es den Vätern der Vaterstadt beliebte, mit den Herren Älterleuten sich in die Zimmer zu vertheilen, wo die geladenen Bürger sind und den Vorsitz zu machen, und die Bitte an die Prinzipale ihren jungen Leuten ihre Karten nicht zu geben, wenn sie keine Lust haben dem Feste beizuwohnen.

Möchten unsere lieben Mitbürger die Sache doch auf einem der nächsten Convente zur Sprache zu bringen und beschließen, wie das Uebel ausgerottet werden kann, ohne gerade eine so alte eigenthümliche Sitte gänzlich zu verdrängen.

* St. Remberti Prediger-Wahl.

(Eingesandt.)

Wir hören die angenehme Nachricht, daß die Gemeinde von St. Remberti das Recht einer freien Prediger-Wahl erhalten hat; dieses Recht wird sie in Kurzem ausüben, und wie zu erwarten steht, zum allgemeinen Besten der Kirche.

Logogriph.

Misanthropen verhaßt, geliebt von fröhlichen Menschen,
Bin ich ein ächter Juwel, wenn Du zu fassen mich weißt.
Kopflos bin ich Dir stets beim Wandern in fremde Regionen.
Wenn auch nicht Gold und Credit, doch ein sehr nöthiges Ding.
Noch Ein Zeichen gekürzt, ist's leichtes Spiel mich zu wägen,
Während ich dennoch im Spiel oft von dem schwersten Gewicht.

Auflösung der Charade in Nro. 25.

Vaterland.

Druckfehler:

Im vorigen Blatte S. 197 Statt — in jener ausgebildeteren Literatur — lies in jeder u. s. w. S. 198 Z. 19 v. u. der ersten Spalte ist zu lesen: physiologischen statt philosophischen.

Miscellaneen.

(Zur Warnung!) Zu Paris wurde am vorletzten Sonnabend folgender Gaunerstreich ausgeführt. Ein junger Mensch hatte in Auftrag seines Vaters, der Zimmermeister ist, bei einem Banquier eine Summe von einigen 1000 Francs erhoben. Als er über die Hautevillestraße ging, nahete sich ihm ein Mann von hoher Statur und mit einem großen Stocke ausgerüstet, und sagte zu ihm mit leiser Stimme: „Mein Herr! Sie werden von einem Diebe verfolgt; thun Sie, als wüßten Sie es nicht, und sein Sie ohne Besorgniß, ich werde Sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren; ich gehöre zur Sicherheitspolizei, und will diesen frechen Dieb gerne auf frischer That ertappen." Der junge Mensch dankte und ging seiner Wege. Nach Verlauf einiger Minuten fühlte er im Menschengedränge eine fremde Hand in seiner Tasche wühlen, und wollte sich eben ihrer versichern; allein schon war sein Warner bei der Hand, fiel über den Dieb her, und faßte mit starker Faust die Hand desselben, in welcher bereits die Brieftasche des jungen Menschen sich befand. „Wollen Sie die Güte haben, mein Herr," sagte er zu dem letzteren, „uns zu dem Hrn. Polizeicommissär des Districts zu begleiten, wo Sie Ihre Brieftasche zurückerhalten werden!" Der junge Mensch folgt dem angeblichen Polizeiagenten, der mit der einen Hand den Dieb, und mit der anderen das Portefeuille festhält. Allein kaum in der anderen Straße angelangt, reißt der Dieb los und sucht das Weite; Der Polizeiagent läuft ihm eiligen Fußes nach, und in wenigen Secunden waren Beide dem jungen Menschen aus den Augen gekommen, der vor Schrecken nicht weiter konnte. Es stellte sich nun heraus, daß der angebliche Polizeiagent selbst ein Gauner war, der mit seinem Genossen das schöne Stückchen verabredet hatte, um sich um so sicherer des Portefeuilles mit der großen Summe des Geprellten zu versichern.

(Bewegung der Bevölkerung.) In den letzten fünfundzwanzig Friedensjahren hat sich die Bevölkerung der europäischen Länder beinahe um das Drittel vermehrt. In Deutschland beträgt diese Vermehrung etwa 29 Procent. Im Jahre 1815 zählten die zum Bunde gehörigen Länder nicht ganz 31 Millionen Bewohner, jetzt über 39 Millionen. In Frankreich hat die Bewegung der Bevölkerung nicht ganz so rasche Fortschritte gemacht und steht gegenwärtig den Ländern des deutschen Bundes um mehr als 5 Millionen nach, obgleich sein Areal von 10,169 Quadrat-Meilen von dem der deutschen Bundesländer zu 11,467 nicht in dem Maaße verschieden ist. Die Dichtigkeit der Bevölkerung muß daher in Deutschland gegenwärtig 3401 Menschen auf die Quadrat-Meile, in Frankreich nur 3371 betragen. In Großbritannien beträgt sie ungefähr 4150. Die Dichtigkeit wird dort schon stellenweise lästig; es werden daher 4500 Menschen auf die Quadrat-Meile wohl als das Maximum einer wünschenswerthen Dichtigkeit angenommen werden können. In den letzten Jahren hat die Vermehrung der Menschenzahl in den deutschen Ländern jährlich 1⅛ bis 1¼ Procent betragen. Es ergäbe sich demnach bei nur oberflächlicher Berechnung die Aussicht, daß in den nächsten 25 Jahren, wenn Frieden bleibt, sich die Bevölkerung Deutschlands wieder um 30 bis 36 Procent vermehrt und somit sich auf das Maximum der wünschenswerthen Dichtigkeit erhoben hätte. Im Falle eines mehrjährigen blutigen Krieges aber könnte sich die Rechnung nur insofern ändern, als jedes Kriegsjahr das Stillstehen der Vermehrung der nächsten zwei Jahre bedingen würde. Ein zweijähriger Krieg mit einem Verlust von 500,000 Menschen z. B. würde dann nur einem Stillstehen der Bevölkerungs-Bewegung innerhalb fünf Jahren gleichkommen. — Wenn man die Ordnung der Welt nicht Demjenigen, der sie so lange erhalten hat, ruhig überlassen könnte, müßte man bei dieser raschen Vermehrung des Menschengeschlechts sehr besorgt werden.

(Leo sagt) in der Evangelischen Kirchenzeitung, es wäre zu wünschen, daß unsere Professoren der Theologie, wie die niederländischen, jede ihrer Vorlesungen mit Gebet anhüben und schlössen; die Studenten sähen dann an der Wahrheit des Gebetes gleich, wen sie vor sich hätten: „ob einen Mann, der den Preis Gottes lebendig in Mark und Bein hat, oder ob blos todtes philosophisches Luder mit aufgeklebtem theologischen Titel."

(Oeffentliche Belohnungen.) Man mag nun gegen Frankreich reden, was man will; aber es hat doch in vieler Hinsicht bewundernswürdige Institutionen. So wurde kürzlich dem Professor Ampère für seine französische Literaturgeschichte der ersten zwölf Jahrhunderte ein Preis von 9000 Franken zuerkannt und nicht etwa 9000 Fr. einmal für allemal, sondern 9000 Fr. Rente.

(Maschine zum Steinbehauen.) Ein geborner Straßburger, Namens Fritz Müller, hat in Schweden eine sehr sinnreiche Maschine zum Behauen der Steine erfunden. Die Kraft, wodurch dieselbe in Bewegung gesetzt wird, besteht bloß in einem Hunde. Der Stein kommt ganz formlos in die Maschine, und nach fünf Minuten ist er ganz regelmäßig und äußerst fein behauen. Die Maschine liefert also 12 behauene Steine in der Stunde und 144 im Tage, wenn 12 Stunden gearbeitet wird, so daß sie allein die Arbeit von 40 Maurern verrichtet. Fritz Müller hat im Lande mehrere Brüche von weißen, harten sowohl als weichen Steinen gekauft, und seine Meute arbeitet Tag für Tag vor den Augen der neugierigen Besucher.

(Köln, 22. März.) Die Berathungen und Vorkehrungen zu dem dreiundzwanzigsten „niederrheinischen Musikfest", welches am 30. u. 31. Mai, als den beiden Pfingsttagen, nun zum siebenten Mal in Köln Statt finden wird, haben eifrigst begonnen und stellen auch dieses Mal eine kunstwürdige und großartige musikalische Frühlingsfeier in Aussicht. Die musikalische Leitung des Festes hat Herr Kapellmeister Konradin Kreutzer übernommen. Das bereits aufgestellte Programm des Musikfestes bietet am ersten Tage: Gluck's herrliche Ouverture zur „Iphigenia in Aulis" und Bernhard Klein's grandioses Oratorium: „David"; am zweiten Tage in erster Abtheilung; neue Ouverture von Kon-

radin Kreutzer; vierte Messe (C dur) von Cherubini; der hundertste Psalm von Händel, und in zweiter Abtheilung: Beethoven's neunte Sinfonie (Opus 125) mit Chören.„

(Donna Diana.) Auf dem Theater zu Schwerin hat eine gewisse Mad. Bürkner aus Breslau Gastrollen auf Engagement gegeben, und unter anderen auch die Partie der Donna Diana. Wie Mad. Bürkner die letzte Rolle gegeben, geht aus folgender Frage des Schweriner Recensenten in Hamburger Blättern hervor: „wir machen nur bemerklich, wie vermag Donna Diana in der Gartenlaube einen Liebloſen zu bezaubern, wenn sie ihm, anstatt mit allen Reizen der Verführung angethan, in einer Pelzbekleidung (hört! hört! Pelzbekleidung in Spanien!) entgegentritt, welche die letzte Spur von Grazie noch verschwinden macht?“ — (Diese Mad. Bürkner ist keine Andre, als die in Frankfurt unter dem Namen Hildebrand engagirt gewesene Schauspielerin.)

(Der Zuckerbäcker Ferdinand Raimund.) Daß der gemüthliche Mährchendichter und der treffliche humoristische Bühnendarsteller vor dem Beginne der theatralischen Carrière als Lehrling bei einem Zuckerbäcker in Wien arbeitete, dürfte bekannt sein. Plötzlich wurden bei diesem häufiger denn je Papilloten verlangt. Die Leute drängten sich in den Laden des Zuckerbäckers mit der Frage nach den Papilloten, in welcher die allerliebsten komischen Devisen eingewickelt wären. Der Zuckerbäcker hielt dies Anfangs für Scherz, als aber die Rede von den komischen Devisen immer mehr in Wien verbreitet wurde, revidirte der Zuckerbäcker einmal die Papilloten, und fand in denselben Devisen des heiterſten, schnurrigsten Inhalts. Ferdinand Raimund war damals Arrangeur dieser Papilloten, und Verfasser der komischen Devisen, die halb Wien auf die Beine brachten. Diese Devisen waren die Erstlingsversuche des Dichters Raimund.

(Hannover.) Hiesigen öffentlichen Blättern zufolge, hat der Hoftheater-Director v. Holbein die nachgesuchte Dienstentlassung von Sr Majestät erhalten. Derselbe wird sich in den ersten Tagen der nächsten Woche nach Wien begeben, um die Direction des Hofburgtheaters anzutreten. Heute (19. März) beginnt die königl. preußische Schauspielerin Mad. Crelinger mit ihren Töchtern Bertha und Clara Stich ein auf sechs Rollen festgesetztes Gastspiel in der Grillparzer'schen Tragödie „Sappho.“

(Nach Lübeck!) Man liest in der „Leipz. Allgem. Zeitung“ folgende wunderbare Benachrichtigung: „Wie und wo man für Sechszweidrittel Thaler preußisch Courant in den Besitz von circa zweimalhunderttausend Thaler preußisch Courant kommen kann, darüber ertheilt das Kommissionsbureau, Petrikirchhof Nro. 308 in Lübeck, unentgeltlich Nachricht.“ — Dies Bureau wird starken Zulauf haben.

(Tacitus.) Schon Tacitus hat dem jetzigen Armenwesen in großen Städten eine gute Lehre gegeben, die man dem anfügen mag, was wir öfter über die vielen Unterstützungen sagten. Der alte Geschichtschreiber bemerkt nämlich: „Wenn alle Armen Hoher kommen und sich gewöhnen, für ihre Kinder Geld zu betteln, wird der Einzelne nie genug erhalten und der Staat doch in Erschöpfung gerathen. Alle Thätigkeit muß erschlaffen, die Trägheit begünstigt werden, wenn Niemand in sich selbst den Grund der Furcht und Hoffnung sucht, und sorglos rechnen dann immer mehr auf fremde Hülfe; zu träg zu eigenhändigem Erwerb, machen sie sich Andern beschwerlich.“ —

(Blondinen.) Die schönen Blondinen sind, wie man bemerkt haben will, in Deutschland viel seltener als sonst; wer ihnen aber vor den Brunetten den Vorzug giebt, der muß nach Finnland reisen. Die Finnländerinnen sollen, nach einem Reise-Bericht vom Jahr 1840, meist Blondinen und zum Theil Schönheiten erster Art sein. Der Reisende sagt: „An Taille und Haltung dürfen sie dreist den Pariserinnen verglichen werden; bei den höheren Ständen findet man unter zehn Mädchen gewiß eins von vorzüglicher Schönheit, im Mittelstand giebt es der hübschen Mädchen noch mehr, und auf den Bällen erstaunt man über die zahlreichen Schönheiten. Die Finnländerinnen kleiden sich in der Regel weiß, sehr einfach, aber mit vielem Geschmack.“

(Hohes Alter.) Am 1. März starb in Prag eine 102 Jahre alte jüdische Matrone, die in ihrem ganzen Leben nie krank war, und eine Nachkommenschaft von 115 Individuen (Söhne, Töchter, Enkel und Urenkel) hinterließ. Seit fünf Jahren kam sie nicht aus dem Zimmer, und zwei Jahre vor ihrem Tode verlor sie das Augenlicht. Ihr ältester Sohn ist 75 Jahre alt. Die Alte hieß Zerl Liberls.

(Neue Gewehre.) Bei der englischen Armee liegt jetzt das Modell neuer Perkussionsgewehre von zierlicherer Form und mit Bajonetten vor, welche 2½ Fuß lang, 1½ Zoll breit und 14 Pfund schwer sind, und deren eine Seite gleich einem Säbel, die andere gleich einer Säge geschärft ist. Sie sollen besonders gegen Kavallerie-Angriffe dienlich sein.

(Ludwig Uhland) arbeitet an einer „Geschichte des deutschen Volksliedes“, welches sich sehr passend dem geistvollen Werke von Talvj anschließen wird, das vornehmlich die Volkspoesie der übrigen Völkerschaften gründlich darstellt.

Das schönste Gespann der Welt.) Der „Argus“ erzählt bei einer Darstellung des hohen Grades von Vollkommenheit, welchen die Pferdezucht in England erreiche, daß der bekannte Hippophile Lord Grantley in diesem Augenblicke das schönste Gespann des Landes, und zugleich des ganzen Erdballs besitze. Die stolzen Thiere, 17 Fäuste hoch, sind arabischgrau von Mantel, an Mähnen dagegen und Schweifen ganz schwarz. Ein edler Pair des Königsreichs bot kürzlich Lord Grantley dafür 2000 Pf. St. (20,000 fl.) dieser lehnte jedoch das Anerbieten mit der Bemerkung ab, sie wären ihm selbst um das Doppelte dieser Summe nicht feil.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 26.

Bremen, Donnerstag den 1. April 1841.

Gestorben:

Nro. 277. Den 27. März. Der Schlossergesell Carl Christ. Anton Wolter, 29 Jahr; Tiefer Nro. 54.

— 278. Den 27. — Des verst. Wirths Herm. Ordemann Wittwe, geb. Rosentreter, 64 Jahr; Molkenstraße Nro. 1.

— 279. Den 27. — Des Arb. Ernst Boden Ehefr., geb. Haßbergen, 67 Jahr; Neuenstraße Nro. 85.

— 280. Den 28. — Des Gastwirths Joh. Christoph Kammeyer Tochter, 3 Wochen; vor Stephanikirchhof Nro. 17.

— 281. Den 29. — Des Cigarrenmachers Joseph Conrad Mardtfeld Sohn, (todt geboren); Abbenthorswall.

— 282. Den 29. — Der Tischler Carl Ludw. Adolph Nanniger, 29 Jahr; kl. Allee Nro. 9.

— 283. Den 29. — Des Arb. Conrad Schlüter Ehefr., geb. Hohnholt, 52 Jahr; Punkendeich Nro. 11.

Nro. 284. Den 29. — Der Arb. Diedr. Budde, 35 Jahr; Ohlmeyers Hof Nr. 6.

— 285. Den 29. — Des Seidenhutmachers Peter Heinr. Mohr Sohn, 10 Monat; Tiefer Nr. 20.

— 286. Den 29. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Blume Tochter, 2 Jahr; Brünings Gang Nro. 2.

— 287. Den 30. — Des Arb. Joh. Diedrich Ernst Schröder Tochter, 7 Tage; a. d. Schleifmühle Nro. 6.

— 288. Den 30. — Der Schenkwirth Christ. Heinr. Rippelmeyer, 60 Jahr; Schützenwallstr. Nro. 2.

— 289. Den 30. — Heinr. Zacharias Bruns, 14 J; Kahlenstraße Nro. 7.

— 290. Den 30. — Des verst. Müllers Christ. Block Wittwe, geb. Postheuer, 71 Jahr; Georgs Hof Nro. 12.

— 291. Den 30. — Des Grobbäckers Friedr. Wilh. Erdbrink Sohn, 1 Jahr 5 Mon; Schweinestraße Nro. 24.

Geboren:

Nro. 402. Den 25. März. Des Fuhrmanns Heinr. Chr. Aug. Luttmann Ehefr., geb. Vorth, gr. Rosenstraße No. 14; von einem Knaben.

— 403. Den 26. — Des Faßbinders Tölke Blanke Ehefr., geb. Corsen, Buntenthorsteinweg Nro. 8; von einem Knaben.

— 404. Den 26. — Des Arb. Joh. Heinr. Conrad Fischer Ehefr., geb. Koldenstrodt, Buntenthorsteinweg No. 160; von e. Knaben.

— 405. Den 26 — Des Cigarrenfabrikanten August Ludwig Georg Gercken Ehefr., geb. Müller, Hermanns-Hof Nro. 8; v. e. Knabrn.

— 406. Den 27. — August Werner Pleuß Ehefrau, geb. Schröder, Buchtstraße Nro. 33; von einem Knaben.

Nro. 407. Den 27. — Des Arb. Diedr. Hinr. Gerke Ehefr., geb. Dammeyer, Grützmacherstr. Nro. 14; von einem Knaben.

— 408. Den 28. — Des Schneiders Heinr. Ruhm Körf Ehefr., geb. Sander, Hastedt N. 72; von einem Knaben.

— 409. Den 29. — Des Stuhlmachers Heinr. Ludw. Grote Ehefr., geb. Siemering, auf der Hose Nro. 4; von einem Knaben.

— 410. Den 30 — Des Schmieds Joh. Heinr. Bischoff Ehefr., geb. Boschen, Hastedt Nro. 3; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang,
Zweites Quartal.

№ 27.

Bremen, Sonntag den 4. April 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 4. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Pralle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pankel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Ikon.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Pralle.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Erste Frühlingstage.

Noch öde liegt die weite Flur,
Doch ahnst du ein geheimes Weben,
Wie's in den Tiefen der Natur
Empor sich drängt zum heitern Leben.

Du lebst das Wunder jedes Jahr,
Der Lenz bringt Blatt und Blume wieder;
Doch fühltest du, wie wunderbar,
Du sänkest still anbetend nieder.

König Ludwig Philipp.

(Aus den Memoiren eines Amerik. Staatsmannes.)

Der König der Franzosen ist gegenwärtig der wichtigste Mann in Europa. Selbstständigkeit, Willenskraft und Rechtlichkeit setzen ihn in den Stand, sein Land vor einem Kriege zu bewahren, der den Handel desselben vernichten, die Wuth der Demokratie entfesseln und in Verderben endigen würde. Die Eitelkeit ist die Leidenschaft des Franzosen und seine Strafe. Immer sehnt er sich nach Krieg. Die Veranlassung desselben ist ihm gleichgültig; sie mag gerecht oder ungerecht sein, das gilt ihm gleich; es mag ein lächerlicher Streit oder ein tiefer blutiger Rache-Entschluß sein, gleichviel. Die Berührung mit einem Fächer durch einen Dey von Algier ist als Vorwand gebraucht worden, in Afrika einzufallen, Tausende der unglücklichen und unmuthigen Einwohner zu morden, Tausende der unglücklichen tapfern Soldaten Frankreichs in den Tod zu führen, Millionen zu verschwenden und funfzigtausend Mann Soldaten abzuschicken, um Feldzüge in einem Lande führen zu lassen, wo Frankreich nicht mehr besitzt, als seine Kanonen bestreichen können. Aber die Berührung der Wange eines stutzerhaften Consuls mit einem Fächer war genug. Der Dey und der Sultan boten Entschuldigungen über Entschuldigungen; man gab den Vorwand nicht auf; die Expedition war bereits beschlossen und ein Krieg wurde begonnen, der an Frankreich sich rächen wird.

Nichts kann ein schlagenderes peinlicheres Zeugniß von dem Mangel an Moral unter dem Volke geben, als das allgemeine Geschrei. Von allen Journalen in Paris und den Departements hat nur ein einziges zu äußern gewagt, ob der Krieg wohl nicht ein Übel sei, ob es nicht besser sei,

wenn ein großes Nachbarland ein Freund, als wenn es ein Feind sei. Dieses Journal, das Journal des Debats, soll die Meinung des Königs aussprechen; ist dies der Fall, so ist Ludwig Philipp der einzige verständige Mann in seinem Lande.

Ludwig Philipp bildet jetzt die einzige Schranke gegen den Wahnsinn der Franzosen. Trotz allen Angriffen hat er bis jetzt fest ausgehalten. Diese Stellung ziemt einem Könige noch mehr als einem Vaterlandsfreunde. Er könnte wohl einen Krieg überleben, aber die Monarchie und die Constitution würden den größten Gefahren ausgesetzt sein.

Ludwig Philipp wurde am 6. October 1773 geboren, hat also sein 67. Jahr vor Kurzem zurückgelegt. Seine Gesundheit ist kräftig und man sieht ihm das Alter nicht an. Seine Züge sind uns nach den vielen Porträts von ihm wohl bekannt; sie sind männlich, offen und gutmüthig. Er ist groß und stark, bewegt sich aber mit großer Leichtigkeit. Im Ganzen sieht er mehr wie ein wohlhabender gesunder Engländer aus, als wie ein Franzose. Er spricht und schreibt das Englische sehr gut und versteht mehrere andere Sprachen des Continents, — eine Seltenheit in Frankreich. Er hat auch das, in einem Lande, wo Tänzer und Sänger triumphirend herrschen, seltene, Verdienst, häusliche Sittlichkeit zu achten, ein eben so guter Gatte zu sein, als er ein liebevoller Vater ist, und so dem ganzen Lande ein gutes Beispiel zu geben.

Eine Anekdote, die seinem Pflichtgefühle alle Ehre macht, wird nach der Autorität des amerikanischen Gesandten, Stephenson, in London, erzählt. Ein hoher Beamter wurde kürzlich durch ein außerordentliches Ereigniß genöthigt, früh um zwei Uhr sich zu dem Könige zu begeben, und fand denselben noch in seinem Cabinette, den Prozeß eines zum Tode Verurtheilten prüfend. Der Gesandte erfuhr später, daß der König ein Register hält, in welchem der Name eines jeden zum Tode Verurtheilten nebst dem Urtheil und den Gründen aufgezeichnet ist.

Die erste Laufbahn Ludwig Philipps scheint darauf berechnet gewesen zu seyn, ihn für die Stellung vorzubereiten, die er jetzt einnimmt. Der beste Lehrer der Fürsten ist offenbar das Unglück. Swift sagt mit einem Sarcasmus: „das Reiten sei das Einzige, was die Fürsten gut machten, weil die Pferde keine Schmeichler wären." Die Schrecken der Revolution mögen ihm jetzt bei der antirevolutionären Weisheit zu Statten kommen, die er gegenwärtig in Frankreich allein zu besitzen scheint. Die Schwierigkeiten, auf die er in seinen ersten Jugendjahren traf, bildeten für ihn unbestreitbar eine Schule, in welcher er Wachsamkeit, Thätigkeit und Festigkeit lernen mußte. Die unglückliche Politik seines Vaters verwickelte den jungen Prinzen in die Sache der Revolution. Er ging zur Armee und diente mit Auszeichnung bei der Invasion in Flandern unter Dumouriez.

Eine interessante Anekdote, die mit diesem Theile seines Lebens in Verbindung steht, erwähnte der König in einer Anrede an seine Offiziere bei einer Musterung in Fontainebleau, als Aufmunterung zu guter Aufführung. Unter andern Manövern im Lager wurde auch ein Quarré gebildet, um die Angriffe der Kavallerie abzuhalten, und der König begab sich mit seinem Gefolge, wie im Felde, wenn es nöthig ist, in die Mitte. Bei der Anrede nun an die Offiziere bemerkte der König, im Jahre 1792 habe ein Angriff der österreichischen Kavallerie in einer der Schlachten an der nördlichen Gränze einen Theil der Division genöthigt, ein Quarré zu schließen, in das er sich begeben und das den Feind geworfen habe. „In den Reihen dieses Quarré's," sagte der König, „befanden sich zwei gemeine Soldaten, die jetzt reich an Ehren und Jahren hier sich befinden." Einer derselben war der Marschall Gérard.

Auch Soult ist gemeiner Soldat gewesen. Als einst in der Pairskammer eine Debatte entstand und behauptet wurde, der Orden des heil. Ludwig sei niemals an gemeine Soldaten gegeben worden, sagte Soult, er wisse, daß das Kreuz gelegentlich für ausgezeichnete Dienste gegeben worden sei. „Ich selbst," sagte er, „war sechs Jahre vor der Revolution gemeiner Soldat, und alle meine Hoffnungen beschränkten sich darauf, diese Auszeichnung zu erhalten." (Er war damals Marschall von Frankreich, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Präsident des Ministerrathes und anerkannt der erste Feldherr des Reiches.)

Als die Herrschaft des Schreckens weiter vorschritt, wendete sich der Argwohn der Jakobiner von Paris gefahrvoller auf den jungen Herzog von Orleans. Er war eigentlich noch ein wahrer Knabe; aber das königliche Blut von Frankreich galt überall für schädlich, und ohne Zweifel würde die Guillotine sein Schicksal gewesen seyn, wäre er nicht schnell entflohen. Er begab sich in die Schweiz, und da es ihm ganz an Geld fehlte, er sich auch verborgen halten mußte, trat er als Lehrer in der Erziehungsanstalt in

Reichenau ein.. Hier blieb er acht Monate und lehrte Geographie, Geschichte, die französische und englische Sprache und Mathematik. Ehe er angenommen wurde, mußte er sich einer strengen Prüfung unterwerfen, und als er abtrat, erhielt er ein anerkennendes Zeugniß seiner Dienstleistungen. Er war damals erst zweiundzwanzig Jahre alt

Selbst in den traurigen Umständen seiner persönlichen Lage suchte er seinem Vaterlande noch nützlich zu sein. Als der General Montesquiou ihn als Adjudant annahm, verließ er sein friedliches Asyl in Reichenau und blieb bei dem Generale bis 1794 unter dem Namen Corby. Als indeß doch der Argwohn sich regte, verließ er dasselbe und beschloß, sich noch weiter von Frankreich zu entfernen. Es fehlte selbst damals nicht an einer Partei, welche die Errichtung einer constitutionellen Monarchie mit dem Herzog von Orleans an der Spitze wünschte, und er wurde ein Gegenstand des Hasses und des Argwohns für die schrecklichen schnell abwechselnden Herrscher, welche in jener Zeit verzweifelter Energie in Blut regierten und starben. Er wünschte, eine Zufluchtsstätte in den Vereinigten-Staaten zu suchen, aber der Erbe des Hauses Orleans, der Nachkomme Heinrichs IV., war zu arm, um eine so große Reise zu unternehmen. Er mußte also die Verwirklichung dieses Planes verschieben, bis er sich die Mittel dazu werde verschaffen können; da er aber damals seine Wanderung begann, die ihn endlich nach Amerika führte, wird ein kurzer Abriß der Abenteuer des Königs bis zur Zeit, da er die Vereinigten-Staaten verließ, nicht uninteressant sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Schiff im Eismeer.

Aus dem Oesterreichischen Beobachter vom 22. März d. Jahres.

Die „Hope", Capaitain Brighton, welche jenseits des Cap Horn im stillen Meere auf dem Wallfischfange war, gerieth am 22. September v. J., Abends um 9 Uhr, in Folge eines Sturmes an eine Reihe von Eisbergen, welche eine große Rhede bildeten. Eine halbe Seemeile vom Schiffe war eine unabsehbare Kette von ungewöhnlich hohen, schneebedeckten Piks sichtbar, und wohin das Auge drang, starrte Alles von riesigen Eismassen, welche andeuteten, daß der Ocean in dieser Gegend ganz und gar unzugänglich und geschlossen sei. — Dennoch fand Capitain Brighton sich durch diesen Übelstand mehr gehemmt und gehindert, als gefährdet, weil in dem weiten Becken die größte Ruhe herrschte, und er also nicht zu fürchten brauchte, daß er gegen die Eisberge geworfen werde; ebenso war auch keine Noth vorhanden, daß die Eisberge das Schiff umdrängten weil sie zu einer compacten stehenden Masse geworden waren Deshalb ließ er es bei strenger Wachsamkeit, wie sie die jetzige Lage gebot, bewenden. Die ganze Mannschaft stand schlagfertig auf dem Verdecke in Reihe und Glied, um den ersten günstigen Wind, der sich in der Regel um Mitternacht aufmacht, zu benutzen. Denn nur bei längerem Verharren in dem Eishafen konnte der Schreckensfall eintreten, daß die Eisberge beweglich wurden, sich zusammendrängten, und den Wallfischfahrer so einkeilten, daß er bis zur milden Jahreszeit und vielleicht bis an's Ende der Welt eingefroren blieb. — Wirklich erhob sich um Mitternacht der Wind mit Macht; zugleich gab es ein heftiges Schneegestöber. Plötzlich erscholl ein donnergleiches Rollen, und das furchtbare Krachen der Eisberge erfüllte die Schiffsmannschaft mit Grauen und Entsetzen. Dieser Lärm deutete an, daß die starren Eismassen in Bewegung geriethen Die „Hope" ward durch anprallende Schollen von heftigen Stößen heimgesucht; ein Ausweg aus dem wogenden Eislabyrinthe schien wie mit einem Schlage eine Unmöglichkeit werden zu wollen. Unter Gefühlen, welche sich schwerlich beschreiben lassen möchten, verstrich der Mannschaft die Schreckensnacht. Nach Tagesanbruch legte sich der Sturm, und die Mannschaft athmete wieder auf, als sich jetzt ergab, daß das Schiff keinen Schaden von Belang genommen habe.

Auffallend war auch die Erscheinung, daß die Eismasse, welche am vorigen Abende noch als ein undurchdringliches Gebirgsfestland dastanden, sich jetzt in zahllose schwimmende Eilande aufgelöst hatten und einen großen Archipel bildeten. Gegen Mittag rief der im Fockmastkorbe wachende Matrose: „Ein Schiff in See!" Noch konnte Capt. Brighton wegen der zwischen der „Hope" und dem angezeigten Schiffe schwimmenden Eisberge nur die Spitze der Mastbäume sehen, bald jedoch kam auch der Rumpf des Schiffes zum Vorschein. Die ganze Mannschaft wunderte sich höchlich über die seltsame Weise, wie die Segel aufgehißt waren, und über den kläglichen Zustand des Tafelwerks überhaupt. Nachdem das fremde Fahrzeug einige Faden Länge vom Winde getrieben worden, gerieth es plötzlich wieder an einen Eisberg, und stand fest. — Jetzt war Niemand mehr im Zweifel, daß das Schiff von der Mannschaft verlassen sei. Um so ge-

spannter war der Capitain. Ein Boot wurde in die See gelassen, und Brighton fuhr mit einigen Matrosen an Bord des fremden Schiffes, welches eine so auffallende Bewegung gemacht hatte. In der Nähe desselben gewahrte der Capt. Brighton nun sogleich, daß das Takelwerk durch den Zahn der Zeit oder durch einen heftigen Sturm furchtbar gelitten hatte. Auf dem Verdecke, welches hoher Schnee bedeckte, war kein lebendiges Wesen zu sehen. Brighton rief die Mannschaft mehrere Male laut an, keine Antwort! Die Matrosen legten mit dem Capitain an.

Seine Aufmerksamkeit ward von einer Stückpforte in der offen stehenden Cajüte gefesselt. Als er durch's Fenster blickte, gewahrte er einen Mann, welcher aufrecht auf einem Stuhle vor einem kleinen Tische saß, auf welchem ein Logbuch nebst Federn und Dinte lag. Die Dämmerung, welche in der Cajüte herrschte, ließ ihn nichts weiter erkennen. Jetzt stieg der Capitain mit dem Matrosen an Bord. Nachdem Eis und Schnee so weit bei Seite geschafft waren, daß man in die Cajüte vordringen konnte, traten die Wallfischfahrer mit schwerem Herzen ein. Zuerst ward der vor dem Tische sitzende Mensch aufgesucht. Allen standen die Haare zu Berge, denn der Sitzende blieb unbeweglich, und der ihm zugerufene Gruß verhallte ohne Antwort. Als Brighton näher an ihn heran trat, überzeugte er sich, daß er's mit einer Leiche zu thun habe; Lippen, Stirn und Augen waren grünlich angelaufen. Der Erstarrte mochte ein Dreißiger sein.

In der Hand hielt er eine Schreibfeder und das Logbuch lag vor ihm aufgeschlagen. Der letzte Satz lautete: „17. Januar 1823. Wir haben heute den 71. Tag seit wir von Eisbergen eingeschlossen wurden..... Trotz aller Mühe ging das Feuer gestern Abend aus, und unsers Capitains Versuch, es wieder anzumachen, schlug fehl..... Seine Frau ist heute früh vor Kälte und Hunger gestorben; desgleichen fünf Matrosen — keine Hoffnung mehr!“ — Entsetzt verließ der Capitain Brighton mit seinen Leuten den Schreckensort. Als sie in die Capitainscajüte kamen, fiel ihnen zuerst die Leiche einer Frau auf dem Bette in die Augen; ihr Gesicht trug noch die Frische des Lebens; nur die krampfhaft zusammengezogenen Gliedmaßen ließen auf den Kampf schließen, den sie mit dem grausen Tode gekämpft. Neben ihr saß ein Mann auf dem Boden, der in der einen Hand einen Feuerstahl, in der andern einen Stein hielt, auf dem Schooße stand das mit eingebrannter Leinwand gefüllte Feuerzeug. In den Hängematten fanden sich mehre erfrorne Matrosen, an der Treppe lag ein todter Hund. Nirgends fand man ein Restchen von Lebensmitteln. Gern hätte Capitain Brighton das Schiff genauer untersucht; der panische Schrecken und der Aberglaube seiner Matrosen ließen es jedoch nicht zu. Nur das Logbuch nahm er mit, und aus diesem ergab sich die Fahrt des Schiffes, seit es von Lima aus in See ging; auf dem Titelblatte stand der Name „Jenny“ von der Insel Wight. Außer sich über das, was ihre Augen gesehen, fuhren die Leute der „Hope“ zurück; sie sahen hier an einem schauervollen Beispiele, welche Gefahren den Seeleuten drohen, die sich zu tief in die Polarmeere hineinwagen.

* Telegraphen.

Wie ganz Deutschland ist jetzt auch unsere nächste Umgegend mit Kriegsrüstungen beschäftigt. Vorsicht rechtfertigt, Nothwendigkeit gebietet den damit verbundenen Kostenaufwand. Wenn aber, wie es jetzt den größeren Anschein hat, der Friede dennoch erhalten bleibt, so wird im Laufe einiger Jahre das angeschaffte Kriegsmaterial wieder abgenutzt und das Geld ziemlich unnütz ausgegeben sein. Dieser Umstand würde nicht eintreten, wenn man in den Kreis der Kriegsrüstungen eine Einrichtung hineinzöge, welche die schnellste Mittheilung wichtiger Nachrichten vermöglichte, wir meinen die Telegraphen. Wie wichtig und nützlich es wäre, wenn die Kunde von allem, was am Rhein vorfällt, in wenigen Stunden durch ganz Deutschland sich verbreitete, bedarf keiner Ausführung. Kämen die Telegraphen aber auch nicht zum militärischen Dienst, so bleiben sie doch immer auch für die Friedenszeit die geflügelten Boten des inneren Verkehres, sie würden nicht wie andere Kriegsmittel in den Zeughäusern verrosten, und das aufgewandte Capital müßte sich hinlänglich verzinsen. Die allgemeine Aufmerksamkeit wird sicherlich auf diesen Punkt hingelenkt, wenn nur erst ein Staat mit gutem Beispiele jetzt voranginge, und kein Staat möcht ein so nahe liegendes Interesse haben als unser Bremen. Hafen und Handelsstadt sollen eigentlich dicht nebeneinander sein, die Nachrichten aus dem Comptoir ans Schiff und umgekehrt müssen in möglichster Zeitkürze hinüber eilen können. Wie weit liegt aber Bremen von Bremerhaven? Wie langsam schleichen die Posten? Wie mühsam arbeiten die Dampfschiffe gegen den Strom? Alle diese

Übel sind möglichst beseitigt, wenn eine Telegraphen-Linie den Willen des Rheders in einer Viertelstunde nach Bremerhaven meldet. Eine frühere Anregung hatte keine Folge, weil Hannover die politischen Verhältnisse nicht passend fand, jetzt aber möchte es sich damit anders verhalten. Man muß nur die Sache nicht ohnmächtigen Privaten überlassen. Der Staat muß die Angelegenheit in seine Hand nehmen. Jedenfalls könnten wir die Telegraphen leicht bis Vegesack einrichten, und so beinahe die Hälfte der Entfernung von Bremerhaven überwinden. Wollte Hannover auf eine Entschädigung nicht eingehen, so ließe Oldenburg sich vielleicht willig finden, ja die Sache erscheint so wichtig, daß die Einrichtung vom Schiffs-Telegraphen versucht werden müßte, wobei uns denn jeder fremde Beistand entbehrlich würde. Man spreche nicht das alberne Wort — „es geht nicht." Es geht alles was man nur ernstlich will! —

⁂ Locales.

Am heutigen Sonntage feiert der Rathhausdiener, Herr Georg Wilhelm Hirdes sein funfzigjähriges Amts-Jubiläum.

Am 22. März d. Jahres hat die Association Bremischer Einwohner zur Versicherung gegen Feuersgefahr beschlossen, daß die noch laufenden Hauspolicen nicht anders auf einen anderen Gegenstand umgeschrieben werden sollen, als nachdem nachgewiesen worden, daß auf das erstversicherte Gebäude keine Handfesten eingetragen sind. Wir fragen nun vorläufig, welchen Einfluß äußert dies auf Diejenigen, denen die Police (Antheil am Hauptfond) als Faustpfand eingehändigt ist? Bisher konnte der Creditor die Police öffentlich verkaufen lassen, und der neue Erwerber fand keine Schwierigkeit bei Benutzung der erworbenen Police. Ist dies jetzt anders geworden? Kann der Beschluß die erworbenen Rechte der gedachten Police-Inhaber kränken? — Wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen. —

⁂ Über Bremens Handel.

Unter dem Titel: „Einige Worte über Bremens Handel von einem Bremer Kaufmann" erscheint nächstens in Commission bei A. D. Geisler eine belehrende und anziehende Broschüre, welche die wichtigsten Handelsfragen der Gegenwart in Bezug auf Bremen mit genauer Kenntniß der Verhältnisse behandelt. Wir werden den Inhalt dieser Schrift in einem der nächsten Blätter besprechen.

∴ Theater.

(Speculation und Gemüth von F. Engelken).

Am 30. März wurde das oben benannte Stück zum Benefize des Verfassers, Herrn Engelken, gegeben. Es gehört zum Genre der Iffländischen Schauspiele, hat mit denselben gleiche Anziehungs- und Rührungsmomente, und bietet einer strengen Kritik dieselben schwachen Seiten dar. Das Publikum wird sich indeß dieses Genre ungern nehmen lassen, und einigen moralischen Effect hat es auf die Zuhörer doch immer, wenn auf dem Theater die bürgerliche Tugend einen glänzenden Sieg über das Laster davon trägt. Sollten nur Stücke gegeben werden, welche den anerkannten kritischen Gesetzen streng und genau entsprechen, so möchte es um die Unterhaltung der regelmäßigen Theaterbesucher traurig aussehen! Was nun insbesondere diesen Dichter-Versuch unseres geschätzten Landsmannes betrifft, so ist die Fabel des Stückes ganz artig erfunden und durchgeführt. Der Dialog ist lebendig, und zu Zeiten piquant und witzig. Eine abermalige Bearbeitung möchte sich aber wohl hinsichtlich aller Scenen empfehlen, in denen der betrunkene Dorfmusikant agirt, indem diese ohne Zweifel zu sehr ans Vulgäre streifen. Das Bremer Publikum ist namentlich in diesem Punkte sehr empfindlich. Die Rolle des Benefizianten (Geheimrath von Lesterfeld) gehört zu den kleineren des Stückes und gab dem Darsteller wenig Gelegenheiten seine Talente zu entfalten. Adele seine Tochter (Madame Ellenberger) karikirte wohl etwas zu sehr. Eine solche Braut auszuschlagen kann dem Adolph gar zu wenig als Verdienst angerechnet werden. Der speculirende Kaufmann, welcher am Ende die Adele heirathet, und doch nicht Commerzien-Rath wird, dazu auch sein Vermögen in Actien verspeculirt, wurde von Herrn Krieg gegeben. Den gemüthvollen Adolph, welcher am Ende (freilich nicht so sehr durch sein Gemüth als durch seine Figur) eine wohlhabende Müllerin erheirathet, gab Herr Selig befriedigend. Ganz vorzüglich war Demoiselle Pichler als junge Müllerin. Der Charakter ist auch vom Dichter recht gut gezeichnet. Ein paar artige Nebenfiguren sind auch der Bediente Jochen

und der Bauer Klaus, letzterer von Herrn Möwis wie gewöhnlich sehr ergötzlich ausgeführt. Den Dorfmusicanten Diether übertrieb Herr Ellenberger, wie meistens dergleichen Rollen. Die Person des Journalisten scheint eine specielle polemische Tendenz zu haben, die vielleicht am Orte, wo das Stück entstanden, verständlich ist. Wie verschieden ein Kritiker von einem Journalisten und einem Schauspieler gezeichnet wird, mag man aus einer Zusammenstellung der betreffenden Scenen in Gutzkow's Savage und in Engelken's Schauspiel erkennen!

Wenn wie gesagt der Musikant Diether zweckmäßig eingeschränkt wird, so muß das Stück gebührenden Beifall finden. Erfreulich ist die Erfahrung überdies, daß unser Landsmann nicht in dem gewöhnlichen mechanischen Treiben des Schauspielerlebens verkommen ist, sondern einen Flug in das höhere Gebiet des Dichters gewagt hat.

Die schönsten Kunstgenüsse haben wir jetzt von dem Gastspiel der Mad. Crelinger und ihrer Töchter Fräulein Bertha und Fräulein Clara Stich zu erwarten. In der ersten dieser Vorstellungen, „Zurücksetzung" von Töpfer glänzte vornehmlich Frl. Bertha Stich, deren vollendetes Spiel den alten Satz bestätigt, daß die höchste Kunst zugleich die höchste Naturwahrheit ist. Das fade Lustspiel „die Schwestern" von Angely konnte selbst durch das lebhafte Spiel der Frl. Clara Stich nicht beseelt werden. Zu einem ausführlichen Bericht gebricht uns für dies Mal der Raum, doch werden uns die folgenden Vorstellungen dazu Gelegenheit geben.

Lese Deutscher Sprichwörter.

II.

Es ist besser den Esel treiben, als selber Säcke tragen.
Wer mit will essen, muß auch mit dreschen.
Gut Exempel, halbe Predigt.
„Ei ist Ei" sprach jener, und griff nach dem größten.
Mach mir eine Faust, wenn du keine Finger hast.
Wer auf jede Feder acht't,
Nie das Bette fertig macht.
Wer's Feuer haben will, muß den Rauch leiden,
Feuer fängt mit Funken an.
Wer Fische fangen will, muß vorher die Netze flicken.
Fliegen kann man nicht mit Essig fangen.
Freundes Gebrechen soll man kennen und tragen,
Aber nicht nennen, negen und nagen.
Aller Leut' Freund ist aller Leut' Geck.
Ein treuer Freund — drei starke Brücken,
In Freud', in Leid und hinterm Rücken.
Setz' einen Frosch auf goldnen Stuhl,
Er hüpft dir wieder in den Pfuhl.
Es ist ein armer Fuchs, der nur ein Loch hat.
Wenn der Fuchs predigt, so nimm die Gänse in Acht.
Wenn der Fuhrmann nicht mehr fahren kann, knallt er mit der Peitsche.
Gänse gehen überall baarfuß.
Der Gast ist wie ein Fisch,
Er bleibt nicht lange frisch.
Bei jeder Geburt wird eine Leiche angesagt.
Wer alle Gefährde will erwiegen,
Muß ewig hintern Ofen liegen.
Ein Geiger zerreißt viele Saiten, ehe er Meister wird.
Der Geiz sammelt sich arm, die Milde giebt sich reich.
Geizhalses Gut ist des Teufels Opfergeld.
Geld im Säckel dunzt den Wirth.
Redet Geld, so schweigt die Welt.
Alt Geld, macht neuen Adel.
Kupfern Geld, kupfern Seelenmeß.
Klein Geld, kleine Arbeit.
Gemsen steigen hoch, und werden doch gefangen.
Bist du gescheidt, so leid' und meid'.
An den Gesellen erkennt man den Gesellen.
Ein böser Geselle
Führt den Andern in die Hölle.

(Wird fortgesetzt.)

Charade.

Das Erste wünschet Jedermann zu sein,
Und Viele sind es, aber nur zum Schein.
Es wahr und ganz zu sein in Ruh und Frieden,
Ist Wenigen vom Himmel nur beschieden.
So Mancher, der's zu sein im Ernste wähnt,
Wird oft von einem klugen Weib verhöhnt,
Und dessen Wink oft Hunderten gebeut,
Erfähret nie des Wortes Wirklichkeit.

Das Zweite siehst du unter allen Zonen;
Du siehst es überall, wo Menschen wohnen,
Mehr als die Hälfte des Geschlechts ist sein,
Doch tragen Viele nur des Wortes Schein.
Der, dem sein Ruhm mit vollem Recht gebührt,
Ist mit der Kraft, des Muthes Kranz geziert.
Er wird den Kampf des Lebens muthig wagen,
Und unverzagt des Leidens Bürde tragen.

Das Ganze ist der Name oft des Zweiten,
Und hochberühmt schon seit Augustus Zeiten.

Auflösung des Logogriphs in Nro. 26.

Spaß, Paß, Aß.

Miscellaneen.

(Der deutsche Amerikaner.) So heißt eine vor uns liegende Zeitung in deutscher Sprache, herausgegeben in New-Orleans. Bisher waren uns nur aus den nördlichen Staaten der Union, namentlich aus Pennsylvanien und New-York, deutsche Zeitungen vorgekommen; zum erstenmale erhalten wir eine solche, und zwar sowohl grammatisch als typographisch sorgsamer ausgestattet, als es früher deutsche Zeitungen Nord-Amerika's zu sein pflegten, aus einem südlichen Staate: aus Louisiana. Der Kains-Stempel des Südens, das Sklaventhum im Lande der Freiheit, ist sogar auch dem deutschen Amerikaner, als Merkmal der Unterscheidung von den Zeitungen des Nordens, aufgedrückt. In einer Ecke des Blattes befindet sich nämlich folgende Anzeige: „Wilhelm Berger, Commissionair, Agent und allgemeiner Makler, 19 St. Louis-Straße, empfiehlt sich dem Publikum zum Einkauf und Verkauf von Grundstücken, Landeigenthum, Papieren, Actien, Wechseln, Sklaven, Waaren, Gütern und Producten aller Art." Der Mensch, als Kaufs- und Verkaufs-Gegenstand, steht zwar, wie man sieht, in dieser Makler-Rangordnung erst hinter dem Grund- und Fonds-Besitz, geht aber doch allen andern Producten vor, was immer ein Beweis ist, daß dieser Herr Wilhelm Berger seine menschliche Würde sehr wohl zu schätzen weiß. Dieselbe deutsche Zeitung mit sklavenhändlerischer Annonce ist gleichwohl in ihrem politischen Theile überhaupt freiheitsliebend und beginnt ihre langen (das Format der englischen Blätter habenden) Spalten mit einer warmen Empfehlung des (bekanntlich seitdem gewählten) Herrn Harrison zur Präsidentenwürde und der eifrigsten „demokratischen Whig-Candidaten" zu den Stellen der „Erwählen" im Staate Louisiana. — Die Nachrichten aus Europa nehmen, eben so wie in den englisch-amerikanischen Blättern, auch in dem Deutschen einen großen Theil des Raumes ein; wir müssen jedoch zur Ehre des Letzteren hinzufügen, daß es dabei hauptsächlich auf Ereignisse im deutschen Mutterlande Rücksicht nimmt. So findet sich bereits in dem Blatte vom 1. Aug. 1840 die erste Erwähnung von dem Testamente des verewigten Königs von Preußen, das sechs Wochen vorher in Berlin publicirt worden war. Auch der deutschen Literatur ist in vielen Notizen mit Anhänglichkeit gedacht. Eine Menge den bürgerlichen Verkehr betreffender Privat-Anzeigen, die sich in dem „deutschen Amerikaner" befinden, geben hinlängliches Zeugniß davon, wie groß jetzt die Betriebsamkeit unserer Landsleute in New-Orleans sein muß, dessen klimatische Verhältnisse in früherer Zeit den deutschen Einwanderern stets sehr verderblich waren. Besonders scheinen es Schwaben zu sein, die dort angesiedelt sind, wenigstens wird in vielen Fällen Würtemberg als das Vaterland der Personen bezeichnet, die darin eine Aufforderung erlassen, oder an die eine solche ergeht. Ein Herr J. F. Hechler hat in New-Orleans ein „Allgemeines deutsches Auskunfts-Comptoir" errichtet und verlangt unter Anderem: eine deutsche Familie zur Übernahme einer „Bauerei," zwei andere Familien, um die Geschäfte auf verschiedenen „Farmen" (Meiereien) zu besorgen, „drei gute deutsche Köchinnen" u. s. w. Unerwähnt dürfen wir endlich nicht lassen, daß der deutsche Wein in New-Orleans, wahrscheinlich aus Patriotismus, viele Liebhaber zu finden scheint, denn Hochheimer, Rüdesheimer und Schloß Johannisberger werden vielfach angekündigt, wobei es auch an „Selters-Wasser" und für diejenigen, die sich am Wein den Magen verdorben, an einer „deutschen Apotheke" nicht fehlt.

(Einsturz der Felsen am Wasserfall des Niagara.) Amerikanische Blätter berichten von einem am 13. Februar erfolgten Einsturz bedeutender Felsen an diesem berühmten Wasserfall. Einige wollen die Nachricht noch bezweifeln, allein die Sache hat durchaus nichts Unwahrscheinliches, da die Fälle ohnehin von 1790 bis 1830 um 50 Yards zurückgewichen sind. Die Wassermasse stürzt sich nämlich über eine horizontalliegende Schicht von hartem Kalkstein herab, der auf einem sehr leicht auflöslichen und viel mächtigern Schieferlager ruht. Durch den Wasserstaub wird der Schiefer aufgelöst, und der Kalkstein steht somit über die unten gebildeten Höhlungen so lange vor, bis das Gewicht zu groß wird und der Sturz erfolgt. Dies scheint nun auch jetzt wieder der Fall gewesen zu sein, nachdem neuere Besucher so oft von dem freien Gang unterhalb der vorspringenden Felsenmassen und hinter dem Wasserfall gesprochen. Das Wasser, statt wie sonst in einem mächtigen Bogen herabzustürzen, strömt jetzt in einem stumpfen Winkel, und das tiefe Bassin, das vorher durch den Sturz der Gewässer auf 160 bis 180 Fuß ausgehöhlt worden war, mag wohl zum Theil durch die herabgestürzten Felsenmassen ausgefüllt sein. Der Hauptstrom soll jetzt auf der canadischen Seite sein.

(Gärten auf Seeschiffen.) Daß man unter dem gemäßigten Himmel säen und unter dem tropischen ernten kann, ist keine so allgemeine Sache. Dennoch geschieht dies sehr häufig, indem die großen Handelsschiffe der ostindischen Compagnie, in Nachahmung der holländischen Seefahrer, welche diese Sitte zuerst eingeführt haben, in hölzernen Kisten die am Hinterdeck placirt werden, kleine Gärten anlegen. Man säet da Salat, Getraide und Zugemüse, und die Saatkörner entwickeln sich bei der täglich zunehmenden Wärme mit einer Schnelligkeit, welche das vollste Erstaunen rechtfertigt. Die Ernte gränzt dabei an's Wunderbare. Es giebt keine Glashäuser, welche ähnliche Wunderwirkungen hervorbringen können.

(Der Wasserschmecker Palamelle.) Wie die Franzosen jetzt allmählich an die außerordentlichen Erscheinungen des Magnetismus glauben lernen, so führt sie die Erfahrung jetzt auch auf die eigenthümliche Eigenschaft mancher Menschen, den Ort zu erkennen, wo sich unter dem Boden Wasser findet. Man nennt solche Leute in Deutschland bekanntlich Wasserschmecker, und ihre Leistungen gehen oft ins Unglaubliche. Abbé Palamelle besitzt diese Eigenschaft, und scheint sich durch ein gewisses Studium noch ausgebildet zu haben. Er durchzieht gegenwärtig das Departement Herault, wo ihn die Grundbesitzer überall hinrufen, um durch seine

Kunst die Mittel zu erlangen, sich gegen die gewöhnliche Trockenheit dieser Gegenden zu schützen. Er hat den Lauf der unterirdischen Gewässer studirt, und die Beobachtung der Gestaltung des Bodens, verbunden mit einer langen Übung, setzt ihn in den Stand, Geheimnisse zu entdecken, der bis jetzt der Geologie undurchdringlich waren. Er soll ein äußerst einfacher und bescheidener Mann sein, der ohne alle Affectation und Charlatanerie zu Werke geht, und sich aufrichtig freut, wenn er eine recht reiche Quelle entdeckt.

(Der König von Preußen.) Man lies't in einer Correspondenznachricht aus Berlin: Trotz aller Mißtöne, die Ihnen von hier und dort zu Ohren geklungen sind, sein Sie dessen versichert, die Liebe und das Vertrauen zu unserm Konige selbst sind noch unverlöscht, ungeschwächt. Der Unbefangene weiß sehr wohl zu unterscheiden, was von ihm persönlich herrührt. Er tröstet sich bei dem, was ihn schmerzt, mit der Überzeugung: das kommt nicht vom Könige selbst, davon weiß er nichts! Möge dieser tröstliche Glaube kräftig sich erhalten. Wir haben auch aus jüngster Zeit viele Belege dafür, daß er der richtige ist. Bei unserm Freiwilligenfeste, wie immer würdig gefeiert, wurde unter den segensreichen Edicten der vorigen Regierung das vom 23. Mai 1815, welches die allgemeine Landesrepräsentation in Aussicht stellt, an einem besonders sichtbaren Platze aufgehangen. Dies gab zu vielfachen Recherchen Anlaß, ja sogar eine Untersuchung deshalb sollte erfolgen. Der König, als er es erfuhr, erklärte, die Freiwilligen sollten, nach wie vor, in der würdigen, freien Weise das hochherzige Vaterlandsfest, und ohne Kontrolle und Beaufsichtigung der Behörden, begehen. — Zum Schluß ein Charakterzug. Die mir ihn erzählten, wollen ihn verbürgen. Der König fährt zwischen hier und Potsdam mit den gewohnlichen Zügen der Eisenbahn. Mit preußischer Pünktlichkeit stellt er sich zu den Abgangsstunden ein, und sitzt gewöhnlich schon nach dem ersten Glockenschlage im Wagen, um jede Störung zu vermeiden. Neulich indessen verweilt der Monarch ungewöhnlich lange auf dem Vorplatze. Es wird einmal, zweimal geläutet, man wartet, endlich sieht man sich genöthigt, zum dritten Male die Glocke zu ziehen. Der König spricht noch immer mit seinen Begleitern. Die Beamten sind in großer Verlegenheit. Der Dienst fordert bei den vielen, sich kreuzenden Zügen große Pünktlichkeit. Die höchste Person zu erinnern, daß es Zeit sei einzusteigen, will sich Niemand unterstehen. Endlich kommt man, nach einigem Zaudern auf ein Auskunftsmittel; man läutet zum viertenmal. Auch da, statt einzusteigen, geht der König einige Schritte zurück und winkt mit seinem Stocke. Man sieht athemlos ein altes Mütterchen, einen Korb auf dem Rücken, anhumpeln, um mit dem Zuge noch mitzufahren. Der König ruft ihr in gutmüthigem Zorne zu: „Aber, Mütterchen, was zögert Sie! Auf Sie werden sie nicht warten. Um mich haben sie's schon einmal gethan, und zum viertenmal geläutet!“ Das königliche Impromptu rettete der Frau einen Platz im Zuge.

(Anecdote.) Kürzlich ging ein Wanderer in der Nähe von Roanne auf der Landstraße einher; in ziemlich weiter Ferne erblickte man einen Reisewagen. Der Wanderer rauchte seine Cigarre. Da trat ein Bauersmann zu ihm heran, hielt seine mit keineswegs wohlriechendem Regieknelle gefüllte Tabackspfeife an den Glimmstengel und sagte: Erlaubt mir, lieber Mann. Der Mann erlaubte. „Habt Ihr eine weite Reise?“ fragte der Bauer passend. — „„Kurz ist sie eben nicht; ich gehe nach Algier und noch etwas weiter in's Land.““ — „Ei, nach Algier! Dort habe ich einen Sohn, dem könnt Ihr wohl Einiges von mir erzählen.“ — „„Recht gern, sagt mir nur, wie er heißt und in welchem Regimente er steht; ich will dann schon dafür sorgen, daß er Euch schreibt.““ Dabei zog der Wanderer eine Brieftasche hervor und zeichnete ein, was der Alte ihm bemerkte. — „Nun müßt Ihr mir, lieber junger Mann, aber auch sagen, wie Ihr heißt; ich kann zwar nicht schreiben, doch vergesse ich ganz gewiß Euern Namen nicht.“ — „„Ich heiße d'Aumale, bin Oberstlieutenant und mein Vater ist König der Franzosen““

(Die Verirrte.) Vor einigen Wochen kam ein hübsches Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, sehr geschmackvoll und reich gekleidet und mit einem offenen, ehrlichen Gesichte, die Odeonsstraße zu Paris entlang; an der Ecke der Condestraße blieb es plötzlich stehen und rief: „Meine Bonne! Wo ist meine Bonne?“ Die Bonne kam nicht und das Kind fing an zu weinen. Die Vorübergehenden blieben stehen, fragten und suchten es zu beruhigen. Endlich nahm es ein Möbelhändler mit in seinen Laden und fragte: „Wo wohnst Du, Kind?“ — „Straße St. Louis-au-Marais, Herr!“ — „Da hast Du sehr weit nach Hause.“ — „Ach, ich weiß nicht wohin und woher. Meine Bonne hatte Commissionen und nahm mich mit; wir kamen durch einen großen Garten, der Luxembourg heißt er, glaube ich. Dann wollten wir wieder nach Hause, ich ging voran, meine Bonne folgte; doch als ich mich umsah, war sie fort.“ — „Sie ist wohl nicht fern.“ — „Gewiß nicht, denn ohne mich dürfte sie nicht nach Hause kommen.“ — Der Möbelhändler freute sich mit seiner Frau über den hübschen Anzug des Kindes; dieses schien nach und nach bei Betrachtung der schönen Möbeln im Laden und dem anstoßenden Zimmer seine Angst zu vergessen. Der Möbelhändler bekam zu thun und bemerkte erst nach einer Stunde, daß das Kind nicht mehr da sei. Gewiß hatte es sich allein wieder auf den Weg gemacht. Die Gefahr war nicht groß. — Gegen Abend aber machte die Frau des Möbelhändlers die Entdeckung, daß die Uhr, welche im Nebenzimmer am Kamine stand, nicht an ihrem gewöhnlichen Platze sei. — — sie war nebst vier Piecen aus dem geöffneten Silberschrank verschwunden: gewiß eine ganz neue Art von Spitzbüberei!

(Nun hört Alles auf!) Ein Hr. Devouilly, wohnhaft zu Puteaux, bei Paris, hat die Erfindung gemacht, aus alten Tüchern und alter Wolle ein neues Fabrikat herzustellen, das den besten Stoffen in keiner Hinsicht nachsteht.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 27.

Bremen, Sonntag den 4. April 1841.

Gestorben:

Nro. 292. Den 30. März. Des Schuhmachers Diedrich Arnold Peters Tochter, (todtgeb.); Töferbohmstraße Nro. 4.

— 293. Den 31. — Des Landmanns Diedr. Reiners Ehefr., geb. Wierenberg, 48 Jahr; a. d. Haferkamp Nro. 1.

— 294. Den 31. — Des Arb. Hinr. Sanders Tochter, 5 Jahr; Sandersdeich Nro. 7.

— 295. Den 31. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Brockmann Ehefr., geb. Wendel, 40 Jahr; kl. Waagestraße Nro. 1.

— 296. Den 31. — Franz Bernh. Blume, 9 Tage; Schweinestraße Nro. 7.

— 297. Den 31. — Des Küpermeisters Carsten Steffens Sohn, 6½ Jahr; alten Steinweg Nro. 2.

— 298. Den 1. April. Christiana Thielbar, 6 Monat; Bäckmanns Hof Nro. 4.

— 299. Den 1. — Des Lohgerbers Johann Gottlieb Messerschmidt Tochter, 1 Jahr 5 Mon.; kl. Krummenstraße Nro. 7.

Nro. 300. Den 1. — Des Schlossermeisters Julius Theodor Himberg Sohn (todtgeb.); Buchtstr. Nro. 43.

— 301. Den 1. — Des Schenkwirths Gerhard Dannemann Sohn 1¼ Jahr; alten Steinweg Nro. 19.

— 302. Den 1. — Des Arb. Conr. Schumeier Tochter, 4¼ Jahr; Brüggemannsgang Nr. 6.

— 203. Den 1. — Des Malers Joh. Aug. Kirchner Sohn, 8½ Jahr; Bleicherstraße Nro. 2.

— 304. Den 1. — Des Cigarrenmachers Hermann Möhlmann Tochter (todtgeb.); Kirchenstr. Nro. 9.

— 305. Den 1. — Sophia Herking, 25 Jahr; alten Weg Nro. 3.

— 306. Den 1. — Maria Thissot, 66 Jahr; Westerstraße Nro. 30.

— 307. Den 2. — Herm. Heinrich Eitzen, 1 Jahr 10 Monat; Schwarzpot.

— 308. Den 2. — Des Küpergesellen Nicolaus Friedr. Petersen Sohn, 11 Wochen; gr. Johannisstraße Nro. 26.

Geburten:

Nro. 414. Den 28. März. Des Cigarrenmachers Anton Vedder Ehefr., geb. Röper, Theisenradtsdeich Nro. 3; von einem Mädchen.

— 415. Den 29. — Des Cigarrenpackers Heinr. Blanke Ehefr., geb. Fischer, Weerder Nro. 51; von einem Knaben.

— 416. Den 30. — Des Branntweinbrenners Johann Heinr. Kehlbeck Ehefr., geb. Frese, Langenstraße No. 47; von einem Mädchen.

— 417. Den 30. — Des Schumachers Diedr. Arnold Peters Ehefr., geb. Meier, Töferbohmstraße Nro. 4; von einem todten Mädchen

— 418. Den 30. — Des Bockfahrers Georg Justus Brüggemann Ehefr., geb. Steib, Kupferschlägers Gang Nr. 8; von einem Mädchen.

— 419. Den 31. — Des Arb. Hinr. Buse Ehefr., geb. Groß, Paulsberg Nro. 8; v. einem Knaben.

— 420. Den 31. — Des Cigarrenmachers Heinr. Ludw. Menze Ehefr., grb. Backhus, Fedelhören Nro. 3 C; von einem Mädchen.

Nro. 421. Den 1. — Des Schlossermeisters Julius Theodor Himberg Ehefr., geb. Graßhoff. Buchtstraße Nro. 43; von einem todt. Knaben.

— 422. Den 1. — Des Cigarrenmachers Hermann Möhlmann Ehefr., geb. Duncker, Kirchenstraße No. 9 (Neust.); v. e. todt. Mädch.

— 423. Den 1. — Des Bleichers Gerh. Begemann Ehefr., geb. Meyer, Runken Nro. 5; von einem Mädchen.

— 424. Den 1. — Des Malers Carl Joh. Friedrich Lühmann Ehefr., geb. Meybohm, Grünenstraße No. 55; von einem Knaben.

— 425. Den 1. April. Des Feldwebels Wilh. Carl Koch Ehefr., geb. Dergen, Caserne Westerstraße; von einem Knaben.

— 426. Den 2. — Des Schneidermeisters Christ. Heinr. Hoya Ehefr., geb. Böhling, Osterthorswallstraße Nro. 87; von einem Mädchen.

— 427. Den 2. — Des Schuhmachermeisters Christoph Fortmann Ehef., geb Schmidt, Neustadtswall Nro. 7; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 136. Der Kaufmann Johann Georg Wilh. Finke und Anna Maria Schmidt hieselbst.

— 137. Der Kaufmann zu Newyork Herm. Friedrich Henschen und Mathilde Dorothea Boden hieselbst.

— 138. Der Postverwalter zu Lüneburg Carl Friedr. Johann Nepomuc Straub und Maria Elisabeth Brust hieselbst.

— 139. Der Kaufmann Georg Heinr. Aug. Münder und Johanne Auguste Mathilde Münder hieselbst.

— 140. Der Schuhmacheramtsmeister Jacobus Engelbertus Kettler und Metta Catharina Grellstorff hieselbst.

— 141. Der Lehrer zu Poppenburg, Fürstenthum Hildesheim, Gottschalk Blumann und Resette Salomon hieselbst.

— 142. Der Lichtzieher Joh. Friedr. Hasselmann und Gesche Margar. Fuß hieselbst.

Nro. 143. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Ern... Keßler und Johanna Margar. Barch... sen hieselbst.

— 144. Der Cigarrenmacher Friedrich Wilh. Schu... und Sophie Louise Friederike Hund a... Wagenfeld.

— 145. Der Schuhmacheramtsmeister Carl Anton Fr... busch, gen. Lakemann, und Johanna M... ria Hesse hieselbst.

— 146. Der Höker Matthias Cordes oder Kodes a... Anna Reinfeldt hieselbst.

— 147. Der Maler Carl August Rampft und Ma... Catharina Biesterfeldt hieselbst.

— 148. Der Arb. Joh. Borchers hies. und Beke A... lemann aus Thedinghausen.

— 149. Der Cigarrenmacher Joh. Heinr. Ernst Frie... Lantz und Marie Louise Fette am Ko... tenthorssteinwege.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 28.

Bremen, Donnerstag den 8. April 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Grünendonnerstag den 8. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
Kein.

St. Johannis.
Kein.

St. Petri Dom.
Um 8 Uhr Morgens.

Am Charfreitag den 9. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Pralle.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.
4 Uhr Fastenandacht.

St. Petri Dom.
Um 6 u. 8 Uhr Morgens und
1 Uhr Nachmittags.

Sonette von Shakspeare.

(Aus dessen kleineren Gedichten.)

1.

Wenn einst ich todt bin, traure nicht, sei froh,
Sobald der Glocke trüber Klang geschwiegen,
Der es der Welt verkündet, daß ich floh
Die schlechte Welt, beim schlechtsten Wurm zu liegen!
Und siehst du jemals diese Zeilen hier,
Gedenke nicht der Hand, die sie geschrieben:
Vergessen lieber will ich sein von dir,
Eh' dich mein Angedenken soll betrüben.
Ja, wenn ich erst zu Staub zerfallen bin,
Dann rufe dir ein Blick auf diese Zeichen
Auch nicht mehr meinen Namen in den Sinn,
Mit meinem Leib laß deine Lieb' erbleichen.
Sonst merkt's die weise Welt, und dann zur Strafe
Schmäht sie dich noch um mich, wenn ich schon schlafe.

2.

Wenn vor die Schranken meiner stillen Brust
Ich fordre die Erinn'rung alter Zeit,
Bewein' ich manchen schmerzlichen Verlust;
Dem alten Schmerz wird neue Klag' geweiht.
Dann strömt mein Auge, Thränen ungewöhnt,
Um treue Freunde, die der Tod verhüllt, —
Mit Thränen wird der Liebe Weh' verhöhnt —
Und heiß besenfz' ich manch entschwundnes Bild;
Dann trag' ich Leid um längst vergangnes Leid,
Und überschaue meines Lebens Qual,

Und traur' um alten Schmerzes Bitterkeit
Mit tiefem Gram, wie bei dem ersten Mal.
Doch wenn ich dann, mein Freund, zu dir mich wende,
Ist mein Verlust, mein Kummer gleich zu Ende.

König Ludwig Philipp *).

(Fortsetzung.)

Von der Schweiz begab sich Ludwig Philipp nach Hamburg und von da über Jütland nach Kopenhagen und Helsingör. Von der letztern Stadt fuhr er über den Sund und landete an der scandinavischen Halbinsel. Nachdem er Gothenburg und einen Theil von Schweden besucht hatte, begab er sich nach Norwegen und hielt sich eine kurze Zeit in Frederikshall auf.

Von hier setzte der König seine Reise nach Christiania fort, wo er einige Zeit ruhig und ungestört blieb und sich an der patriarchalischen norwegischen Gastfreiheit erfreute, bis er sich nach Drontheim und Hammerfest, der nördlichsten Stadt in Europa, begab. Von da besuchte er das Nordkap, das Ultima Thule Europa's, wo er am 24. August 1795 ankam. Er befand sich hier unter einem neuen Menschengeschlechte, durchreiste, von Lappländern und deren Rennthieren begleitet, zu Fuße das Land bis an den Bottnischen Meerbusen und erreichte Tornea. Weiter ging er nach Finnland, bis an die russische Gränze, aber die Franzosenfurcht der nordischen Semiramis war zu bekannt, als daß er sich weiter gewagt hätte, er fuhr also über den finnischen Meerbusen nach Stockholm. Er studirte so die menschliche Natur in der besten Schule, in der Schule der Erfahrung und des Unglücks.

Nachdem er diese alten Reiche kennen gelernt hatte und in Stockholm erkannt worden war, begab er sich nach Dänemark und entzog sich unter einem angenommenen Namen der Beobachtung. In seinen Geldangelegenheiten oder politischen Aussichten war noch keine Besserung eingetreten, aber eben so wenig war sein Entschluß zu erschüttern, die Waffen nicht gegen Frankreich zu tragen, weshalb er die Aufforderung Ludwigs XVIII. abschlug, sich der Armee unter dem Prinzen von Condé anzuschließen.

Sein Vater war auf dem Schaffot gestorben; seine Mutter war in Paris eingekerkert und seine beiden Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, waren in dem Castell St. Jean in Marseille eingeschlossen, wo man sie, ob sie gleich nichts verbrochen hatten, bloß ihrer Geburt wegen, mit großer Grausamkeit behandelte. Allmählich besserte sich jedoch die Lage der Herzogin von Orleans und sie erhielt ihre Freiheit wieder, ob sie gleich noch immer streng beobachtet wurde.

Ludwig Philipp hatte seine Maaßregeln so gut genommen, daß die französische Regierung jede Spur von ihm verlor. Das Geheimniß aber, in das er sich hüllte, steigerte wahrscheinlich den Argwohn wegen seiner Pläne und den Wunsch, ihn ausfindig zu machen. Französische politische Agenten bemühten sich, wo möglich, seinen Aufenthaltsort auszuspüren. Die Aufmerksamkeit war besonders auf Preußen und Polen gerichtet, denn in einem dieser beiden Länder sollte er durchaus sich befinden. Alle diese Bemühungen scheiterten jedoch, und ihnen folgte ein Versuch anderer Art, indem man sich an die Gefühle des Sohnes und Bruders wendete. Das Directorium trat mit der Herzogin von Orleans in Verbindung und sagte ihr, wenn sie ihren ältesten Sohn vermögen wollte, sich in die Vereinigten Staaten zu begeben, würde ihre eigene Lage erträglicher gemacht und die Sequestration ihrer Güter aufgehoben werden, wie man auch ihren jüngern Söhnen die Freiheit geben und erlauben wollte, zu ihrem Bruder nach Amerika zu gehen. Die Herzogin willigte in diesen Vorschlag, schrieb an ihren Sohn, empfahl ihm, in die angetragenen Bedingungen einzugehen, und setzte hinzu: „möge Dich die Aussicht, die Leiden Deiner armen Mutter zu lindern, die Lage Deiner Brüder minder peinlich zu machen und dazu beizutragen, Deinem Vaterlande die Ruhe wieder zu geben, für Deinen Edelmuth belohnen."

Die Regierung übernahm es, diesen Brief an den Verbannten zu befördern, und bot von Neuem Alles auf, den Aufenthalt desselben zu ermitteln. Da sie auch jetzt nutzlos blieben, wendete sie sich an Westford, einen Kaufmann aus Hamburg, der, wie man aus einigen Umständen vermuthete, in Correspondenz mit dem Prinzen stehen sollte. Diese Muthmaßung war begründet; aber dieser treue Freund hörte ungläubig die Erklärung des französischen Geschäftsträgers in Hamburg an, daß er den Aufenthalt des Prinzen nur zu wissen wünsche, um ihm ein Schreiben seiner Mut-

*) Wenn in dem vorigen Blatte der 6. Oktbr. als Geburtstag des Königs angegeben wurde, so streitet das nicht mit den neuesten Zeitungsnachrichten von der bevorstehenden Feier des 1. Mai, indem dies der Namenstag des Königs ist, welchen man in Frankreich wie in andern Ländern vorzugsweise zu feiern pflegt. die Redact.

ter übersenden zu können. Er theilte jedoch Ludwig Philipp den Vorfall sogleich mit, und dieser wagte es, sich zu erkennen zu geben, um einen Brief von seiner Mutter zu erhalten. Er befand sich damals in der Nähe von Hamburg, obgleich in den dänischen Staaten. Es wurde eine Besprechung zwischen dem Prinzen und dem französischen Geschäftsträger durch Westford in dem Hause des Letztern verabredet, wo sie sich Abends einfanden und wo Ludwig Philipp, nachdem er das Schreiben seiner Mutter erhalten, sich sogleich bereit erklärte, die angetragenen Bedingungen anzunehmen und sich ohne Verzug nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen.

Das Schiff, „der Amerikaner," Capitän Ewing, lag damals in der Elbe zur Abfahrt bereit. Der Prinz, der für einen Dänen galt, wendete sich an den Kapitän und bezahlte diesem 35 Guineen für die Überfahrt. Er hatte einen treuen Diener bei sich, den er mitzunehmen wünschte; der Kapitän schien aber aus irgend einem Grunde denselben nicht aufnehmen zu wollen; endlich gab er jedoch nach und der Diener wurde für 17½ Guineen mit aufgenommen.

Spät in der Nacht vor der Abfahrt des Schiffes aus der Elbe, als der Prinz sich in seiner Kajüte befand, kam ein ältlicher Franzose, der einzige Reisegefährte, an Bord. Er verstand nur wenig Englisch und sprach es noch schlechter; und da er die Bequemlichkeiten auf dem Schiffe viel geringer fand, als er es erwartet hatte, wurde er sehr heftig, konnte aber natürlich seinem Zorne in englischer Sprache nicht gut Luft machen. Er bat um einen Dolmetscher, und da sich keiner fand, beruhigte er sich allmählich. Als er am nächsten Morgen den Prinzen sah, fragte er sogleich, ob er Französisch spreche; Ludwig Philipp antwortete in dieser Sprache, und jener meinte: „Sie sprechen für einen Dänen recht gut und werden ohne meine Anleitung durchkommen. Sie sind jung und ich bin ein alter Mann; Sie müssen mir als Dolmetscher dienen." Der Prinz gab sogleich seine Zustimmung.

Das Schiff verließ die Elbe am 29. September 1796 und kam nach einer glücklichen Fahrt von siebenundzwanzig Tagen in Philadelphia an. Kurz vor der Einfahrt in den Delaware entdeckte der Prinz dem Capitän, wer er sei. Der Capitän drückte seine Freude darüber aus, und gestand offen, die Umstände, unter welchen er an Bord gekommen, hätten auf ihn einen für den jungen Passagier ungünstigen Eindruck gemacht; er habe ihn für einen — Spieler gehalten, der sich in der neuen Welt verbergen und dort seine Zuflucht suchen müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über Bremens Handel, von einem Kaufmann.

Dieses Schriftchen, wobei der Reinertrag dem Hause Seefahrt bestimmt ist, können wir unsern Lesern sehr empfehlen. Die Sinnesart des Verfassers ist patriotisch, seine Kenntniß der betreffenden Verhältnisse hinlänglich umfassend, seine Schreibart leicht und angenehm. Solche Schriften gewähren einen Gesammtüberblick in Betreff der Bremischen Handelsinteressen, sie bringen richtige allgemeine Ideen in das Publicum, und es wird vorzüglich auf diesem Wege endlich das Resultat erzielt werden, daß sich der Staat, d. h. Rath und Bürgerschaft, auf dieselbe Weise wie Frankreich und namentlich Belgien specieller wie bisher um Handel und Schifffahrt bekümmert.

Der Verfasser betrachtet zuerst die Bremische Schifffahrt und giebt dabei die wunderbar schnelle Progression an, indem ausschließlich der Küsten-Fahrzeuge Bremen

ult. 1830, 108 Schiffe von 12,209 Rockenlasten,
„ 1839, 194 „ „ 26,355 —
„ 1840, 212 „ „ 29,114 —

zählt. Da augenblicklich und für längere Zeit alle Schiffswerfte längs des Weserstrandes für Neubauten engagirt sind, so steht am Ende dieses Jahres noch wieder eine bedeutende Vermehrung in Aussicht. Der gesammte Werth dieser Handelsmarine unserer Stadt ist wahrhaft überraschend. Der Werth beträgt nämlich Rthlr. 3,785 Mill. ca. — berechnet nach der Erfahrung, daß bei dem Baue eines gekupferten und kupferfesten Schiffes erster Classe (d. h. complet mit Inventarium u. s. w.) die Rockenlast auf circa 130 Rthlr. Ld'or zu veranschlagen ist. Die Ursache dieses schnellen Aufschwunges wird besonders in dem Verkehr mit Nordamerika gefunden und nicht grade in der neueren weitern Ausdehnung der Fahrten nach Australien, China, West- und Ostindien. Der unserer Schifffahrt so günstige Verkehr mit Nordamerika beruhe aber auf der Hinübertransportirung von Auswanderern und Zurückholung von Tabacken u. s. w., indem seit der großen Amerikanischen Crisis der Waaren-Transport nach Amerika sehr abgenommen habe. Die Pflege dieses Geschäfts-Zweiges der Passagier-Fahrten wird daher sehr empfohlen. Wie nothwendig eine Vermehrung

solches Transportes ist, um die Schifffahrt auf dem jetzigen blühenden Standpunkte zu erhalten, ergiebt sich aus einer interessanten Berechnung, welche der Verfasser anstellt. Er sagt nämlich: „Nehmen wir nur an, daß nach dem Amerikanischen gesetzlichen Satze von zwei Passagieren auf fünf Tons, der Bremische Flottenbestand ult. 1830 ca. 9750 Passagiere, bei einer Reise für jedes Schiff, zu transportiren fähig war, so konnten wir ult. 1840 in gleichem Verhältnisse schon ca. 23,300 Köpfe befördern." Referent möchte bei dieser Gelegenheit anfragen, weshalb in unserer Stadt, wo so viele Vereine für entfernt liegende Zwecke existiren, sich immer noch kein Verein zum Besten der Auswanderer gebildet hat. Ein solcher Verein wäre das einzige Mittel die oft beklagten Prellereien durch Zwischen-Agenten, Wirthe u. s. w. zu verhüten. Es könnten dann mit rechtlichen Wirthen Verpflegungs-Contracte abgeschlossen werden, die Auswanderer ordentlich Quartier-Billette erhalten u. s. w. Dem Verein würden sich auch Ärzte und Anwälde anschließen, und den Auswanderern unentgeltlich die Hülfe gewähren, deren sie am fremden Orte so oft bedürfen. Wie leicht wäre auch die Verbindung eines solchen Bremischen Vereines mit correspondirenden Gesellschaften in Nordamerika! Die Auswanderer würden das Wohlthätige eines solchen Vereins bald inne werden, und dann auch aus diesem Grunde Bremen als Abfahrt-Ort vorzugsweise ihren Nachfolgern empfehlen.

Der Verfasser erwähnt ferner, wie Bremen zuerst den Wallfischfang in der Südsee nach Deutschland gebracht habe, er zeigt wie wohlthätig der Ertrag sich hierbei über Viele vertheile, indem ca. ein Drittel des angebrachten Segens auf die Mannschaft falle, ungefähr ein zweites Drittel für die sehr kostspielige Ausrüstung zu veranschlagen sei, und endlich ein Drittel für den Rheder bleibe.

Im zweiten Abschnitte kommt der Verfasser auf einen Punkt, wobei wir Ursache haben uns zu schämen, nämlich auf die bisherige Vernachlässigung der überseeischen Dampfschifffahrt trotz des nahe liegenden in den Resultaten so lockenden Vorbildes von Hamburg. Daß Hamburg jetzt See-Dampfböte auf Bremischen Werften zur Verbindung mit England bauen läßt, und die Bremer dennoch die Hände in den Schooß legen, dieser Umstand ist wahrhaft ein Scandal. Wäre Referent Mitglied des Collegium der Altermänner, so würde er in der nächsten Sitzung den Antrag stellen: „Meine Herrn, lassen Sie uns ohne Säumen ein Dampfboot zur Fahrt nach London bauen, und dasselbe Schütting taufen." — Wie freudig würde der alte Neptun auf dem Dache seinen Dreizack schwingen!

In Beziehung auf die projectirte Dampfschifffahrt nach Amerika tadelt der Verfasser wohl mit Recht, daß man den Betrag der einzelnen Actien auf 5000 Rt. gesetzt, und hierdurch eine allgemeinere Theilnahme behindert habe. Wenn es wahr ist, was dort angedeutet wird, daß die Theilnahme eines „königlichen Beschützers und Förderers deutschen Nationalhandels" abgelehnt worden, so hätte sich die wahrscheinlich veranlassende Schwierigkeit, daß ein Ausländer an einem Bremischen Schiffe keinen Antheil haben kann, leicht dadurch beseitigen lassen, daß man dem Königlichen Genossen bei der Actie das Bremische Bürgerrecht überreichte.

Im dritten Abschnitte wird Interessantes über den Binnenhandel erörtert. Natürlich kommen dabei auch die Eisenbahnen vor, und beklagt der Verfasser, daß unserm redlichen Eifer so wenig vom nächsten Auslande Förderung werde. Referent möchte um so mehr den Rath beifügen, daß Bremen nicht länger bei dem geheimen Verfahren beharren möge; keine Deutsche Bahn ist ohne Publicität der Verhandlungen zu Stande gekommen. Der alte Bocksbeutel und Eisenbahnen sind gar zu verschiedenartige Dinge.

In dem Obigen sind nur kurze Andeutungen gegeben. Das Ausführlichere wolle der Leser in der bei A. D. Geisler herausgekommenen Broschure einsehen. Der Ankauf lohnt sich auch abgesehen von dem wohlthätigen Zwecke.

Der Friedenszustand scheint auf längere Zeit wieder gesichert zu sein. Eilen wir also denselben zur Ausführung von Friedenswerken nach dem Wunsch des Verfassers zu benutzen! —

Eybler's Requiem.

Am morgenden Charfreitage wird die Singakademie das oben benannte Werk im Dom aufführen, und zwar zum Besten der Musiker-Wittwen-Kasse. Die Musik wird den Hörern reichlichen Genuß gewähren, selbst Denjenigen, welche mit den Eigenthümlichkeiten der geistlichen Tonkunst minder vertraut und befreundet sind. Dieses Requiem zeichnet sich nämlich dadurch aus, daß es sehr melodienreiche Stellen, besonders in den Soli's hat. Den guten Zweck wird Bremens Publikum denn auch in gewohnter Weise reichlich unterstützen. Selbst bei der größten Sparsamkeit ist es wahrlich dem Musiker nicht möglich, für die Zukunft einer Wittwe genügend zu sorgen, und wenn er bei der steten Aufregung und Anspannung aller Lebenskräfte, welche die geschäfts-

weise Ausübung der Musik mit sich führt, selten ein hohes Lebensalter hoffen darf, so ist eine solche Wittwen-Kasse für unsere Stadt eben so sehr eine Nothwendigkeit wie eine Zierde. — Ueber die Lebensverhältnisse des Componisten entnehmen wir einem musikalischen Werke folgende Notizen:

Joseph von Eybler, K. K. Hofcapellmeister in Wien, ist geboren am 8. Febr. 1764 in dem eine Poststation von Wien entfernten Marktflecken Schwöchat. Sein Vater, der ihm selbst den ersten Musikunterricht ertheilte, war Schullehrer und Regens-Chori, auch ein Jugendfreund Michael Haydn's, dessen Geburtsort, Rohrau, gleichfalls nur 2 Stunden entfernt liegt. Der K. K. Beamte, Joseph Seitzer hörte den sechsjährigen Knaben zufällig ein Clavierconcert vortragen, was ihm — nicht allein Verehrer der Tonkunst, sondern auch gründlicher Kenner derselben — außerordentlich wohlgefiel, und das schlummernde Talent des künftigen Meisters verrieth. Der eifrigen Verwendung dieses Mannes gelang es, daß der kleine Joseph in das Musik-Seminarium der Residenz aufgenommen, und neben den Grammatikal-Studien, im Singen, Violinspiele und Generalbaß gemeinschaftlich unterwiesen wurde. Damit aber noch nicht zufrieden, brachte ihm sein wohlwollender Protector auch in die Schule des berühmten Contrapunctisten Albrechtsberger, bei welchem er während eines dreijährigen Curses, von 1777 — 1779, die Composition mit dem besten Erfolge studirte. Als das oben genannte Institut im Jahre 1782 aufgelöst war, sah E., wie alle seine Mitschüler, sich selbst überlassen. Anfänglich frequentirte er, von dem Vater nothdürftig unterstützt, die juridischen Collegien; nachdem aber diesen ein verheerender Brand fast all' seiner Habe beraubt hatte, mußten auch jene Zuflüsse versiegen und die zu hoffenden Ansprüche auf einen Civildienst entschwinden. So kehrte denn E. abermals zur Tonkunst zurück, die ihn ohnehin mit kaum zu widerstehender Gewalt an sich fesselte; und sie, erkennend den einstigen, ihrer würdigen, Priester, geleitete ihn auf den dornigen Prüfungspfaden, und an der treuen Führerin Hand nach mühevollen Kämpfen den steilen Gipfel zur Tempels-Zinne zu erklimmen; aber, angelangt an den hehren Pforten, dem muthigen Sieger auch die lohnende Palme darzureichen.

Durch Stundengeben erwarb er vorerst den nothwendigen Lebensunterhalt, und versuchte sich allmählich auch im Componiren, wobei ihm Jos. Haydn's väterlicher Rath nie entstand. Desgleichen wurde er mit Mozart bekannt, der seiner bei dem Einstudiren der Oper, „Cosi fan tutte" sich bediente, indem während er (M.) noch mit dem Partitur-Satze beschäftigt war, E. indessen die Clavierproben besorgte. Wohl fand er dadurch Gelegenheit, in der italienischen Sprache sich zu vervollkommnen; lernte aber zugleich auch die theatralischen Umtriebe in ihren mannigfaltigen Verzweigungen kennen, was ihn denn für immer von der früher gefaßten Idee, selbst einmal Operncomponist zu werden, radicaliter heilte. Durch Mozart befreundete er sich ebenfalls mit Händel's Meisterwerken; er erwarb sein volles Vertrauen, und das Künstlerband, welches beide umschlang, wurde erst durch den Tod des Ersteren zerrissen; ja E. erfüllte — nach eigenem Geständnisse — noch die traurige Pflicht, dem Unvergeßlichen in seinen letzten Leidenstagen den Liebesdienst des Wartens und Pflegens mit erweisen zu helfen. — Fest bestimmt nunmehr, ausschließend nur den Kirchenarbeiten sich zu weihen, concurrirte und erhielt E. 1792 die Chordirecter-Stelle an der Carmeliten-Pfarre, und im folgenden Jahr auch jene des Schottenstifts. Bald erregten seine großartigen Messen Aufsehen und Bewunderung; sie kamen auch der verstorbenen Kaiserin Theresia, jener erhabenen Beschützerin der Tonkunst, zu Gehör, fanden gerechte Anerkennung, und E's Glück war begründet. Häufig wurde er den Familien-Concerten und dramatischen Vorstellungen in den Lustschlössern Larenburg und Hezzendorf zugezogen; schrieb auf Verlangen seiner Gönnerin, das bekannte solenne Requiem; wurde 1801 zum Kaiserl. Musiklehrer, 1804 zum Hof-Vicecapellmeister ernannt; unterrichtete fortwährend Sr. Maj. den jüngeren König von Ungarn und Österreichs Kronprinzen (jetzigen Kaiser) im Pianofortespiele; componirte auf ausdrücklichen Befehl seines Monarchen das große Oratorium „die vier letzten Dinge", welches als besonderes Hoffest zum erstenmale, 1810, in dem glänzenden, decorirten Cermonien-Saale producirt, und der Meister vor allen hohen Anwesenden durch das mündliche Lob seines huldreichen Gebieters belohnt wurde; und rückte endlich, nach Salieri's Ableben, in den Rang eines ersten K. K. Hof-Capellmeisters vor, da er bereits, seit dessen Quiescirung, 1824, ganz allein den Dienst versehen hatte. Diesen ehrenvollen Posten bekleidete er nun mit Ruhm, rastlosem Eifer, und einer fast noch jugendlichen Thätigkeit. Als ihn aber am 23. Februar 1833 in der Hofcapelle, während der Direction des Mozart'schen Requiem's, eine

Art von plötzlich lähmenden Schlagfluß anwandelte, dispensirte ihn sein gnädigster Herr interimistisch von der Geschäftsleitung, und auf des Arztes Gebot durfte er vor der Hand nur wenig mehr mit geistig anstrengenden Arbeiten sich beschäftigen. Indeß genießt jetzt der 77jährige Meister wieder eine, noch lange Dauer verheißende Gesundheit, welche allerdings der, durch Kaiserl. Munifizenz ihm bewilligte, Sommeraufenthalt im Lustschlosse Schönbrunn wesentlich und einflußreich fördert. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste erhob ihn Kaiser Franz noch, nach einer letztwilligen Verfügung, in den Erbländischen Adelstand.

Theater.

Man könnte leicht zu der Meinung verführt werden, als habe in unserer Zeit die Oper in dem Geschmacke des Publikums ein solches Übergewicht über das recitirende Drama gewonnen, daß eigentlich nur mit jener sich die Anhänglichkeit des gebildeten Theils der Theaterbesucher erhalten lasse. Und doch bedarf es nur solcher Kunstdarstellungen, wie vor Kurzem an uns vorübergegangen sind, um das Drama in seine Rechte wieder einzusetzen und durch ideale Wahrheit des Lebens das Gemüth in seinen Tiefen zu ergreifen und zu rühren, in einem Grade wie es die Oper nur selten, die neue französisch-italienische Musik fast nie vermag.

Die bisherigen rasch einander folgenden Gastdarstellungen der Madame Crelinger und ihrer Töchter wechselten in den Sujets sehr passend ab, so daß neben der Mutter zugleich die jungen Künstlerinnen ihr vielseitiges Talent zeigen konnten. Die letzte Sonntagsvorstellung, die Söhne Eduard's von Delavigne, kann man wohl als die vollendetste dramatische Vorstellung bezeichnen, die seit Jahren auf unserer Bühne gesehen worden ist. Denn wenn sonst neben den Gästen von Renommee die Schwäche unserer Schauspieler störend wirkt und den Abstand allzu fühlbar macht, so blieb dagegen, wenn man nicht an Kleinigkeiten kritteln will, an diesem Abend kaum etwas zu wünschen übrig.

Man sieht an diesem Stücke des Delavigne, das zuerst 1833 auf die Bühne gebracht wurde, auf welche Weise sich in neuster Zeit die Franzosen des Shakspeare zu bemächtigen suchen. Durch Shakspeare's historische Stücke schreitet die Nemesis der Geschichte, die der Väter Schuld noch an den Enkeln heimsucht; mit Richard III. schließt sich die große Tragödie. Schuldbefleckt hat das Haus York den Thron bestiegen, und es rächt sich die Schuld, indem die Glieder des Hauses gegen einander wüthen und sich endlich vertilgen. Der Mord gebiert den Mord. Richard III. schlägt Alles nieder, was ihm in den Weg tritt oder treten könnte, und als wären seine Thaten nicht die seinigen, sieht er sich kaum nach ihnen um. Endlich ersteht in Heinrich Tudor der Rächer, den die Hand des Tyrannen vergebens zu erreichen strebt, aber nicht erreicht. Richard fällt, und Heinrich VII. bringt dem blutgetränkten England die Segnungen des Friedens. Das ist Shakspeare's Richard III. Dagegen hat Delavigne das Tragische in das Rührende umgewandelt; wir sehen das Böse seinen Zwecken schlau nachschleichen und endlich *siegen*; für die unterdrückte, hingemordete Unschuld giebt es nur Thränen. Überdies fehlt die Einheit des Interesses, indem die *beiden* Prinzen zu Hauptpersonen des Trauerspiels gemacht worden sind. Indeß hat der Dichter es sehr wohl verstanden, durch die Scenen der mütterlichen und brüderlichen Liebe die Theilnahme des Zuschauers immer von neuem zu spannen. Diese Scenen, in denen das poetische Feuer des Verfassers am reichsten strömt, diese waren es auch, in denen die Unschuld und Zärtlichkeit der Prinzen (Fräulein Bertha und Fräulein Clara Stich), der bis zur Verzweiflung gesteigerte Schmerz der geängstigten Mutter (Mad. Crelinger), welche in der Darstellung, in der ausdrucksvollen Mimik der Künstlerinnen zur vollen Naturwahrheit wurden, jedes Gemüth zum Mitgefühl hinrissen.

Herr Rottmayer führte die schwierige Rolle des Richard vortrefflich durch. Im ersten Acte schien der ungewöhnlich kalte Empfang, den er von Seiten des Publikums erfuhr, ihn in der Darstellung zu beengen. Im zweiten und dritten Acte spielte er mit einer Kunst, die eines lebhafteren Applauses werth war. Man sollte den Schauspieler Rottmayer nicht entgelten lassen, was der Theaterdirektor verschuldet hat. — Auch Herrn Lemke in Ehren! Er, der Unermüdliche, ist drei Abende hinter einander in den verschiedenartigsten Rollen aufgetreten und hat jedesmal so brav gespielt, daß das Publikum mit seinem Beifall wohl minder karg hätte sein mögen. Herr Selig füllte ebenfalls in dieser Darstellung seinen Platz gut aus. Viel läßt sich aus dem Delavigneschen Buckingham nicht machen.

Es ist zu hoffen, daß die nächste Woche uns ähnliche Kunstgenüsse verschaffen, und außer Scribe's vielgelobtem Lustspiel „das Glas Wasser“ auch eine Tragödie Schillers an die Reihe kommen werde.

Auflösung der Charade in Nro. 27.

Herrmann.

Miscellaneen.

(Liepmann's Oelbilderdruck.) Ueber diese merkwürdige Erfindung meldet man aus Berlin Folgendes:

Die eigenthümliche Beschaffenheit des durch den Liepmann'schen Oelbilderdruck zuerst vervielfältigten Rembrandt gab dem Einwande Raum, daß diese Methode sich blos bei keck hingeworfenen größeren Bildern bewähren werde. Zur Widerlegung desselben wählte der Erfinder nun ein in der technischen Behandlung dem Rembrandt'schen Kopfe gerade entgegengesetztes kleines Portrait von Franz Mierts, ebenfalls vom hiesigen Museum: ein Bildchen von saubersier Ausführung, 4½ Zoll hoch und 3½ Zoll breit, und der Druck ist ihm eben so gut gelungen. Der äußerst niedrige Preis von 3 Thlr. beweiset, daß diese Copien nur auf mechanischem Wege erzeugt sein können, wenn er ihnen auch eine kleine Nachhülfe mit dem Pinsel hätte geben müssen. Sie sind auf Leinwand gemacht und da Herr Liepmann sich jetzt zu einer sehr dünnen Grundirung entschlossen, mußte er eine sehr feine Leinwand nehmen, welche während des Drucks auf Pappe geklebt und dann wieder abgenommen wird. Die Druckmaschine wird in Kurzem ganz beendigt sein, und dann in Gegenwart jedes Schaulustigen experiren, wobei die Leinwand unter die Presse gebracht, sofort mit dem Bilde wieder hervortritt. Aeußerm Vernehmen nach soll die Commission, welcher Liepmann mit wahrhaft kindlichem unbedingten Vertrauen ohne irgend eine Garantie das Geheimniß seiner Erfindung mitgetheilt hat, in ihrem Berichte die Erfindung für ungleich bedeutender erklärt haben, als der bescheidene Künstler sie selbst gewürdigt. Sie soll außer für Malerei auch für alle mit Farben sich beschäftigende Gewerbe die wichtigsten Erfolge versprechen, indem sie die bisherigen Theorien über Farben gleichsam erweitert.

(Dr. Strauß.) Man schreibt aus Berlin: David Strauß wird nicht allein hier wohnen und studiren, sondern auch, wenn es erlaubt wird, lesen. Die Hegelianer (wenn dieser Name noch paßt) würden sich, haupt- und führerlos jetzt, um diesen Heros ihrer Schule gewiß mit Entzücken schaaren. Ob das die theologische Fakultät, die Universität und das geistliche Ministerium zugeben werden und können, ist eine andere Frage. Wenn auch Strauß's Erfolge in der Wissenschaft es zur Nothwendigkeit machten, daß ihm als einer wissenschaftlichen Puissance ein Katheder eingeräumt würde, so wäre Berlin gewiß der zweckmäßigste Ort, wo dem negirenden Theologen solche positive Lehrer wie Neander, Twesten u. A. entgegen ständen. Wenn seine Lehre Gift ist, wäre das Gegengift nirgends kräftiger geboten. Strauß hat sich mit der Frage unmittelbar an unsern König gewandt, ob seinem Aufenthalte hier etwas entgegen stünde, und ob ihm, wenn er käme, die Erlaubniß zu lesen zugestanden oder verweigert werden dürfte? Die königliche Antwort ist dahin, wie verlautet, ausgefallen, daß seinem Kommen und Aufenthalte nichts im Wege stehe, daß aber die andere Anfrage ihren Gang bei den Behörden gehen müsse, welche ordnungsmäßig darüber zu entscheiden haben.

(Erfindungen.) Überall hört man jetzt, nun die Eisblumen des Winters den warmen Kindern des Frühlings gewichen sind, von Erfindungen, welche bei weniger Holz mehr Wärme geben. So hat ein Ingenieur in Petersburg eine Maschine construirt, welche den Dampf zersetzt und dessen Wasserstoffgas mit verbrennt, wodurch mit weniger Holz viel mehr Wärme als bei den gewöhnlichen Heiz-Apparaten entwickelt wird. Ein Berliner Kupferschmid, M. Kippferling, hat eine Art von Metallofen erfunden, die täglich bei der größten Kälte nur für 2 Sgr. Holz brauchen soll, um jedes Zimmer vollkommen zu erwärmen. In Warschau empfiehlt man einen Küchen-Apparat, wodurch man mit der Hälfte des sonst nöthigen Holzes nicht nur beliebige Massen von Speisen kochen, sondern auch mit derselben Hitze zugleich mehrere Stuben heizen kann. Wir wollen sehen, ob sich nächsten Winter etwas davon bewährt! Vorläufig wird die Sonne Stuben- und Straßen-Heizung übernehmen und noch dazu ganz umsonst.

Wasserdampf ist als Löschmittel gebraucht worden. Ein Fabrikant hat kürzlich seine Spinnerei, welche in Brand gerathen war, durch Auslassen der Dämpfe gerettet.

(Fossile Menschenknochen.) Von Dr. Lund, der sich gegenwärtig in Brasilien zu Lagoa Santa aufhält, trafen in Dänemark Mittheilungen ein; er hatte auf seiner kürzlichen Reise in Brasilien in einer Höhle unter den vorweltlichen Thieren auch Menschenknochen gefunden. Die Bildung des Vorderkopfs soll ganz eigenthümlich sein, und namentlich die Stirne mit dem übrigen Gesicht einen bedeutenden Winkel bilden, wodurch sich diese Race von allen jetzt lebenden stark unterscheiden würde.

(Mehemed Ali.) Wie im Orient die Steuerbetreibung organisirt ist, zeigt folgende Anekdote, die Major von Hailbronner erzählt. Ein Stadttheil in Cairo sollte dem Pascha seine Steuer zahlen und blieb aus. Als man untersuchte, fand sich, daß von den 16 Steuerpflichtigen 15 an der Pest gestorben waren. Das half dem 16ten nichts. Er mußte nun allein das zahlen, was auf den ganzen Stadttheil veranschlagt war.

(Torquato Tasso's Grab) in der St. Onofriuskirche zu Rom erhält ein prachtvolles Denkmal mittelst freiwilliger Beiträge. Die Arbeit ist dem berühmten Bildhauer Fageris aus Vicenza aufgetragen.

(Auction einer Curiositätensammlung.) Bei Evans, in London, wurde neulich die berühmte Curiositätensammlung des unlängst verstorbenen Hrn. Thomas Hill versteigert. Die Auction der 1626 Nummern dauerte acht Tage, und an Liebhabern konnte es in England nicht fehlen. Für einen Brief von Mozart wurden 6 Pfd. erlöst. Die beiden merkwürdigsten Stücke der Sammlung aber waren: „der Shakspeare-Becher," aus dem Holze des von Shakspeare in Stratford gepflanzten Maulbeerbaums gearbeitet, aus welchem Garrick, der Besitzer desselben, bei dem Shakspeare-Jubiläum im Drurylane-Theater kniend trank. Desgleichen aus demselben Holz gearbeitet, eine kleine Vase mit dem Medail-

lenbild des Dichters. Den Becher kaufte ein Hr. Jolly für 42 Pfd., die Vase ein Hr. Meek für 10½ Pfd. Eine Reliquie der sogenannten „Pope's-Weide" — der Thränenweide, welche Alexander Pope an seiner Villa zu Twickenham gepflanzt — kostete 1 Pfd. 1 Sh.

(In Meiningen) gab Ole Bull auf seiner vorletzten Reise ein Concert. Unter den Zuhörern befand sich auch der Sohn eines der dortigen Orchester-Mitglieder. Dieser junge Mann beschäftigte sich seit längerer Zeit sehr eifrig mit der Violine, konnte aber, aus Mangel an einem tüchtigen Lehrer, nicht sehr bedeutende Fortschritte machen. Nach dem Concerte Ole Bull's heimgekehrt, beklagte er sich über allgemeines Übelbefinden, und nach wenigen Tagen verfiel er in Wahnsinn. Ole Bull soll, als man ihn davon benachrichtigte, sich sehr erschüttert gezeigt haben.

(Beethoven.) In Schindler's Biographie Beethoven's lies't man: B. selbst scherzte oftmals über seine fast undeutliche Handschrift, und entschuldigte sie mit den Worten: „das Leben ist zu kurz, als daß man Buchstaben und Noten malen könnte, und schönere Noten würden mich auch schwerlich aus meiner Armuth befreien." Den ganzen Vormittag, vom frühesten Morgen bis zum Mittagsessen, beschäftigte er sich mit dem Niederschreiben seiner Gedanken, den übrigen Tag widmete er dem Ordnen seiner Ideen. Kaum hatte er den letzten Bissen verzehrt, so begann er seinen gewöhnlichen Spaziergang, d. h. er lief in Geschwindschritt, als würde er gejagt, zweimal um die Stadt! Ob es regnete, schneiete oder hagelte, ob es schneidend kalt war, oder ob es donnerte und blitzte, es kümmerte ihn nicht, er machte seinen gewöhnlichen Gang, und vielleicht entstanden gerade, wenn die Elemente im heftigsten Kampfe wütheten, seine herrlichsten Schöpfungen. In seiner Wohnung herrschte eine grenzenlose Unordnung: Bücher und Musikalien lagen überall umher; hier sah man die Überreste eines kalten Frühstückes, hier volle, dort leere Flaschen; auf dem Schreibpulte die hingeworfene Skizze zu einem neuen Quartett, in einer Ecke Brot, auf dem Pianoforte gekritzelte Gedanken für eine Symphonie, daneben einen Correcturbogen; Briefe von Freunden oder über Geschäfts-Angelegenheiten waren am Fußboden umhergestreut; zwischen den Fenstern erblickte man ein Stück Strachino-Käse und daneben Überreste echter Salami von Verona. Trotz dieser Unordnung rühmte er fortwährend in wahrhaft ciceronianischer Beredsamkeit seine Ordnungsliebe, und wie nett es bei ihm aussehe. Wenn er dagegen Stunden-, Tage- und oft Wochenlang etwas, das er verlegt hatte, vergebens suchte, so änderte er den Ton und beklagte sich bitterlich, daß man ihm nichts recht mache.

(Pariser Knabenspiele.) Die jungen Pariser machen's gerade so wie die alten, sie spielen mit dem Krieg und der Revolution so lange, bis es endlich Ernst wird. Am Josephstag rotteten sich einige hundert Schulknaben und Lehrburschen in Paris, durchzogen mit dreifarbigen Fahnen und hölzernen Säbeln mehrere Straßen der Stadt und riefen mit gewaltiger Anstrengung: nieder mit den Festungswerken, nieder mit Guizot, keine Bastillen, es lebe der Kaiser! Anfangs lachte man über das Spiel, als sie aber anfingen, Unfug zu treiben, nahm man die Hauptschreier gefangen und jagte die andern nach Hause.

(Englische Phantasterei.) Neulich ließ sich ein Engländer bei dem Berliner Maler L. Schrader malen. Er war sehr zufrieden, ließ Wein bringen und entdeckte dabei dem Maler, daß er schon zwei Jahre reise, um sich von allen Malern, die er auftreiben könne, porträtiren zu lassen. Bis jetzt habe er gegen 300 Porträts von sich, er wolle damit fortfahren lassen, bis das Tausend voll sei.

(Personentausch.) Das Droit erzählt folgende merkwürdige Geschichte: 1829 kam Hr. S., ein Franzose, in London aus Paraguay an, wo er 15 Jahre verbracht hatte. Er schloß in England eine intime Freundschaft mit einem Landsmann, einem gewissen B., dem er seine ganze Geschichte erzählte, und daß er jetzt nach Paris gehen wolle, um seinen einzigen Verwandten, einen 80jährigen Onkel, wiederzusehen, der Ehrenkanonikus zu St. Denis sei und 15,000 Frcs. Rente habe. Er besitze die nöthigen Papiere, um für seinen Onkel seine Identität zu beweisen. Beide Freunde wollten zusammen nach Frankreich reisen, aber am Tage vor der Abfahrt wurde Hr. S. verhaftet, weil er falsche Banknoten bei sich führe, und als man vier derselben bei ihm fand, auf 10 Jahre nach Botany-Bai transportirt. Vergebens protestirte er, daß sein Freund ihm dieselben gegeben habe. Dieser ging dafür mit allen Papieren durch und nach Paris, gab sich bei dem alten Kanonikus für seinen Neffen aus, und brachte es dahin, daß er sein ganzes Vermögen erbte. Nach 11 Jahren kommt jetzt S. nach Paris, entdeckt den Aufenthalt B's und verlangt sein Vermögen zurück, was zu einem interessanten Prozeß Anlaß geben wird, um so mehr, als B., der seit 6 Jahren in einer der nördlichen Städte Frankreich's ehrenvoll lebte, dort die Tochter eines großen Landeigenthümers des Departements geheirathet hat und sich bei der nächsten Wahl als Candidat zur Kammer darstellen will.

(Ein Postbote.) Der Postwagen, welcher jeden Tag von London nach Derby fährt, kommt in der Nähe der Eisenwerke von Worksop vorüber. Gewöhnlich erreicht er diese Gegend etwa um 19 Uhr Morgens; und Tag für Tag findet der Postillon am Wege einen Hund stehen, welchem er den Briefbeutel zuwirft. Schon seit länger als einem Jahre besorgt das treue Thier denselben ganz richtig, und bringt ihn, sobald sein Herr die Briefe herausgenommen hat, der später zurückkommenden Post leer wieder. Wenn nasses Wetter ist, vermeidet er immer sehr sorgfältig die schmutzigen Stellen, sucht trockne Pfade aus, springt über Hecken und Zäune und trägt den Beutel so, daß er den Erdboden nicht einmal streift.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 28.

Bremen, Donnerstag den 8. April 1841.

Gestorben:

Nro. 309. Den 3. April. Des Cigarrenfabrikanten Joh. Diedr. Ilse Sohn, 9 Monat; Paulsberg Nro. 23 B.

— 310. Den 3. — Des Schenkwirths Simon Bolte Wittwe, geb. Sorger, 75 Jahr; Osterthorsstraße Nro. 15.

— 311. Den 3. — Des Kaufmanns Joh. Albert Dröge Sohn, 10 Monat; Langenstraße Nr. 122.

— 312. Den 4. — Des Steinhauers Heinrich Georg Peters Tochter, 1 Jahr 10 Monat; Runken Nro. 26.

Nro. 313. Den 5. — Der Arb. Joh. Heinrich Brünies, 44 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 6.

— 314. Den 5. — Des Holzrepers Friedrich Krohne Wittwe, geb. Treiber, 64 Jahr; hinterm Heerdenthorswall Nro. 57.

— 315. Den 5. — Des Abschlägers Johann Diedrich Kremelberg Ehefr., geb. Alers, 71½ Jahr; Wüstenstätte Nro. 8.

Geburten:

Nro. 431. Den 2. April. Des Schiffscapitains Joh. Chr Herm. Grote Ehefr., geb. Feiß, am Wall Nro. 30 A; von einem Mädchen.

— 432. Den 2. — Des Küpergesellen Nicolaus Christoph Büscher Ehefr., geb. Thölen, große Rosenstraße Nr. 29; von einem Knaben.

— 433. Den 3. — Des Kupferschmidts Herm. Johnßen Ehefrau, geb. Förster, Osterstraße Nro. 14; von einem Knaben.

— 434. Den 4. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Last Ehefr., geb. Mack, Neustadtswall Nro. 7; von einem Knaben

— 435. Den 4. — Des Landmanns Johann Theodor Klatte Ehefr, geb. Garbade, Barckhof Nro. 1; von einem Knaben.

— 436. Den 4. — Des Kaufmanns Carl Ferdinand Plump Ehefr., geb. Gabain, Langenstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

Nro. 437. Den 5. — Des Polizeidieners Joh. Georg Protzmann Ehefr., geb. Pons, Landweg Nro. 2; von einem Mädchen.

— 438. Den 5. — Des Malers Hans Heinr. Albrecht Ehefr., geb. Deppmeyer, Catharinenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 439. Den 5. — Des Blechenschlägers Joh. Gerh. Mardfeld Ehefr., geb. Hodt, Johannisstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

— 440. Den 6. — Des Maurergesellen Joh. Heinrich Behncken Ehefr., geb. Blancke, Schwachhausen; von einem Knaben.

— 441. Den 7. — Des Stuhlmachers Aug Friedr. Nörmann Ehefr., geb. Oterßen, Kohlhökerstraße Nro. 52; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang
Zweites Quartal.

№ 29.

Bremen, Sonntag den 11. April 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Ostersonntag den 11. April.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Teel.
1 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

7 Uhr Frühmette.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am Ostermontag den 12. April.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 U. Hr. Cand. Vietor.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.
1 Uhr Hr. Past. Teel.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6 u. 8 Uhr Morgens und 1 Uhr Nachmittags.

* Zum Osterfeste.

Es schwebt in holdem Lichtgewand
Ein Engel zu der Erde,
Und ruft durch das erstarrte Land
Ein allbelebend Werde.

Er hauchet frischen Lebensduft
Durch stille, öde Räume;
Da steigen aus der Wintergruft
Die zarten Blüthenkeime.

Er eilt den Baum, den Sturm entlaubt,
Mit jungem Grün zu decken,
Und, was ihr hingestorben glaubt,
Vom Schlummer zu erwecken.

Was auch im Herbste welkt und fällt,
Es ward doch nichts verloren;
Aus schwachem Keime wird's der Welt
Im Frühling neu geboren.

Ein Lenz auch blüht in unsrer Brust,
Ein süßes Wonnebeben;
Sein Hauch ist Friede, sel'ge Lust,
Bringt Blüth' und Maienleben.

Den schafft der Herr, von dem du singst:
Vom Grab ist er erstanden!
Von dem Erlösung du empfingst
Aus kalten Wintersbanden.

Einst wird sein Auferstehungswort
In Grabesnacht dir rufen,
Und neu erblühet kniest du dort
An seines Thrones Stufen.

Dort werden in dem lichtern Raum
Dich andre Blumen kränzen,
Du wandelst wie in sel'gem Traum
In schönern, ew'gen Lenzen.

König Ludwig Philipp.

(Fortsetzung.)

In Philadelphia wartete der Prinz mit Ungeduld auf die Ankunft seiner Brüder, die sich in Marseille an Bord eines schwedischen Schiffes, des Jupiter, eingeschifft hatten und nach einer beschwerlichen Fahrt von 93 Tagen ankamen. Diese Verzögerung erregte in dem Prinzen die Besorgniß, daß seine Brüder entweder zur See ein Unglück betroffen oder daß die französische Regierung das ihm und seiner Mutter gegebene Versprechen nicht gehalten habe. Als sie endlich ankamen, nahmen die drei Brüder ihre Wohnung in dem Hause des spanischen Consuls. Hier verbrachten sie den Winter und mischten sich in die Gesellschaft von Philadelphia. Dies war damals der Sitz der Bundesregierung, und Washington stand an der Spitze der Verwaltung. Die drei jungen Fremden wurden ihm vorgestellt und erhielten die Einladung, ihn nach Ablauf seiner Dienstzeit in Mount Vernon zu besuchen.

Sie folgten derselben, wurden sehr freundlich aufgenommen und blieben einige Tage daselbst.

Die Erinnerungen des Königs an Washington treffen mit den Angaben zusammen, welche die Zeitgenossen desselben über sein Privatleben und seine Lebensweise gegeben haben. Er entwarf für die jungen Prinzen einen Reiseplan nach dem Westen und versah sie mit Empfehlungsschreiben. Sie machten die nöthigen Vorbereitungen zu einer langen Reise, die sie zu Pferde zurücklegten, und jeder hatte ein Paar Satteltaschen (nach der damaligen Sitte), in welchen sich Alles befand, was sie zur Kleidung und persönlichen Bequemlichkeit brauchten.

Als sie nach Philadelphia zurückkamen, fanden die Brüder ihre Finanzen so erschöpft, daß sie die Stadt nicht verlassen konnten, obgleich das gelbe Fieber in derselben herrschte. Ihre Mutter, die einen Theil ihres Vermögens wieder erlangt hatte, beeilte sich jedoch, ihnen die nöthigen Mittel zu senden, und im September unternahmen sie einen andern Ausflug, der sie zu dem östlichen Theile der Vereinigten Staaten führte.

Als sie nach der Rückkehr nach New-York kamen, ersahen sie aus den Zeitungen, daß ein neues Gesetz die Vertreibung aller Mitglieder der Familie der Bourbons, die noch in Frankreich geblieben, decretirt habe, und ihre Mutter nach Spanien gebracht worden sei. Sie wünschten sich nun zu ihr zu begeben; ihrer eigenthümlichen Lage wegen aber und wegen des Kriegs zwischen England und Spanien war diese Absicht nicht so leicht auszuführen. Um den französischen Kreuzern an der Küste zu entgehen, beschlossen sie, sich nach New-Orleans zu begeben und da eine Gelegenheit nach Havanna zu suchen, von wo sie, wie sie glaubten, leicht das Mutterland würden erreichen können. In Carlisle wurden die Pferde scheu und Ludwig Philipp stürzte aus dem Wagen. Er hatte zum Glück in seiner Jugend von Allem etwas gelernt und verstand so unter anderm auch eine Ader zu öffnen. Er erkannte sogleich, daß ihm zur Ader gelassen werden müsse. Er begab sich also, so gut es gehen wollte, in das erste beste Gasthaus und bat den Wirth um Leinwand und Wasser. Die Familie war freundlich, gab ihm Alles, was er brauchte, und er erleichterte sich bald dadurch, daß er sich Blut abließ. Dieser Vorfall hatte indeß die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, besonders der Umstand, daß der eine Fremde sich selbst zur Ader ließ, und es sammelte sich in dem Wirthshause eine große Volksmenge. Ludwig Philipp spricht so gut Englisch wie ein Engländer und am Accente wird Niemand in ihm den Franzosen erkennen. In Carlisle hielt man ihn offenbar für einen Yankee-Dokter, der nach dem Westen gehe, um sich da niederzulassen. Sie machten ihm also den Vorschlag, er möchte doch in Carlisle bleiben, versprachen ihm viele Kunden und versicherten, er würde bei ihnen gewiß sein Glück machen.

Die Prinzen erreichten New-Orleans am 17. Februar 1798, schifften sich da an Bord eines amerikanischen Schiffes nach Havanna ein, und wurden von einer englischen Fregatte unter französischer Flagge angehalten. Bis der Charakter des Kreuzers ermittelt war, fürchteten die drei Brüder, sie möchten erkannt und nach Frankreich gebracht werden. Als man aber erkannte, daß das Schiff ein englisches sei, ferner daß die drei Passagiere die Prinzen des Hauses Orleans wären, kehrte das Vertrauen zurück; der Kapitän nahm sie sogleich an Bord, behandelte sie mit der größten Auszeichnung und führte sie nach Havanna.

(Hier bricht die Erzählung des Verfassers der Memoiren ab. Wir glauben indeß, daß es unsern Lesern angenehm sein wird, wenn wir Ludwig Philipps fernere Schicksale bis zur Wiedereinsetzung der Bourbons in einer kurzen Erzählung hier folgen lassen.)

Von Havanna aus schrieb der Herzog von Orleans an den König von Spanien, seinen Verwandten und bat ihn um die Erlaubniß, sich nach Spanien zu seiner

Mutter begeben zu dürfen; aber nicht allein anwortete ihm dieser Verwandte nicht, sondern ertheilte auch noch den Befehl, daß der Prinz mit seinen Brüdern das spanische Gebiet räumen, und ihnen keine Unterstützung gewährt werden solle. So sahen sich die Brüder nach einem vergeblichen Aufenthalt von achtzehn Monaten gezwungen, Havanna wieder zu verlassen, und begaben sich nach der Insel Providence, von wo sie auf einem englischen Schiffe nach Halifax in New-Schottland gingen. Hier nahm sie der Gouverneur dieser Provinz, der Herzog von Kent freundlich auf und ermunterte sie, nach England zu gehen, woselbst sie im Jahre 1800 anlangten.

Ludwig Philipp und seine Brüder erhielten hier eine ihnen äußerst willkommene, günstige Aufnahme, auch fanden sie daselbst die aus dem Vaterlande geflüchteten Prinzen und wurden auch von diesen sehr zuvorkommend empfangen. Des Herzogs von Orleans vorzüglichster Wunsch ging jetzt jedoch dahin, seine Mutter, von welcher er seit länger als zehn Jahren getrennt gewesen, wieder zu sehen, und er schiffte sich daher nach einem kurzen Aufenthalt in England nach Barcellona ein. Wie groß war aber sein Schmerz, als er hier nichts weiter als ihre Wohnung von fern zu schauen bekam! Eine Verknüpfung von Unannehmlichkeiten und geheimen Intriguen beraubte ihn des Glückes, sich der so lange entbehrten Mutter nahen zu dürfen. Der Brief, in welchem er ihr seine Ankunft meldete, wurde zwei Stunden zu spät übergeben, und die Spanier, die damals mit England im Krieg waren und nicht gestatten wollten, daß ein Schiff dieser Nation längere Zeit an ihrer Küste sich aufhalte, zwangen somit den Prinzen unverrichteter Sache wieder nach England zurückzukehren.

Jetzt ließ er sich hier nieder und lebte mit seinen beiden Brüdern sieben Jahre in diesem Lande. Die Ruhe und Annehmlichkeit dieses Aufenthaltes ward indeß 1807 durch den Tod des Herzogs von Montpensier unterbrochen, welcher an einer Brustkrankheit starb. Dasselbe Übel hatte auch den jüngeren Bruder ergriffen, und da Ludwig Philipp glaubte, ein milderes Clima möchte dem Leidenden heilsam sein, so begab er sich mit ihm das Jahr darauf nach Malta, wo indeß der Graf von Beaujolais schon wenige Tage nach seiner Ankunft, im Mai 1808, starb*).

*) Im Augenblick des Todes dieses Prinzen konnte man ihn nicht auf eine seinem Stande angemessene Art beerdigen; später fand jedoch auf Veranstaltung des französischen Hofes die Beisetzung seiner Leiche mit allem möglichen Pomp in der Cathedrale des heil. Johannes zu Malta statt.

Dem Herzog von Orleans ward hierdurch der Aufenthalt an einem Orte verleidet, wo er den letzten seiner Brüder verloren hatte, und er schiffte sich daher von Malta nach Messina ein. Seine Absicht war dabei nicht, Palermo zu besuchen, woselbst sich zu jener Zeit der Hof von Neapel aufhielt, doch erforderte es die Schicklichkeit den Könige Ferdinand IV. von seiner Ankunft zu unterrichten, und da dieser hierauf den Prinzen auf das Dringendste und Zuvorkommendste an seinen Hof einlud, so konnte Ludwig Philipp nicht umhin, sich im Juni 1808 dahin zu begeben.

Napoleon bemächtigte sich um diese Zeit Spaniens Ferdinand, König beider Sicilien, Bruder Karls IV., Königs von Spanien, und Onkel und Schwiegervater des später durch Karls gezwungene Abdankung König von Spanien gewordenen Ferdinand VII., sah sich verpflichtet die Spanier in ihren Anstrengungen zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit zu unterstützen. Er sandte daher seinen zweiten Sohn Leopold, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Spanien. Beide Prinzen langten in Gibraltar an, wurden aber hier von den Engländern nicht weiter gelassen, und Ludwig Philipp, während man Leopold in Gibraltar behielt, nach England gebracht, woselbst er somit neuerdings einige Monate verweilte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Späte Zahlung.

Am 2. April 1841. — Dank sei es denen, deren Herz für ein größeres Vaterland schlägt, als sie von Bremen's Thürmen überschauen können — hat unsere Vaterstadt endlich begonnen, eine alte Schuld abzutragen. Woher sie stammt und daß sie nicht verjähren konnte, sollte billig Jeder wissen, aber es ist so lange her, wir hatten uns kurz zuvor so ehrenwerth benommen, daß die Gläubiger nicht Brief und Siegel über eine Ehrenschuld wie diese fordern mochten, ja uns fast frei stellten, wann und wie wir zahlen wollten. Da sie obendrein keine Eile zu haben schienen und unser Credit fortwährend gut blieb, so legten wir uns leider auf's „schöne Worte machen" und siehe, die haben uns über die ersten leisen Mahnungen hinweggeholfen. — Daher es

denn freilich nicht zu verwundern ist, wenn jetzt Viele unter uns meinen, wir seien gar nichts schuldig oder in der Art des Abtragens doch privilegirt vor allen andern deutschen Landen und Städten. Denn darin eben bestehe die Freiheit der vier beim Selbstregiment gelassenen Städte und wahrscheinlich auch ihr Nutzen für's Vaterland, daß ihre Söhne im friedlichen Broderwerb niemals gestört werden dürften! —

So geht es mit jeder langversäumten Pflicht, je länger verschoben, desto schwerer zu erfüllen; — so ist es uns mit der Wehrpflicht ergangen. Wer unter unsern Mitbürgern, der 1814, den 26. Juni, in der Bremer Zeitung die Schreiben von Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm an den Senat gelesen, welche unser Abgeordneter beim Hauptquartier der Verbündeten so eben aus Frankreich mit nach Hause brachte, hat damals nicht für billig gehalten und freudigen Muthes zum Voraus gut geheißen Alles, was jene Monarchen dem bremischen Patriotismus ansinnen mochten, die persönliche Vaterlandsvertheidigung gewiß nicht ausgeschlossen? Und jetzt, nach 26, durch solches Pflichtgefühl erworbenen und erhaltenen, segensreichen Friedensjahren, sollte die nämliche Verpflichtung nicht mehr gelten? — oder wenn sie auch für 33 Millionen Deutsche fortwährend gelten möge, doch wenigstens ein Unrecht geworden sein für uns 60,000 Bremer Kinder?

Mag in dieser Meinung verharren und dennoch bürgerstolz herabsehen auf unsere dienstgetreuen geworbenen Hanseaten, daneben tapfer mitzechen und mitsingen bei den Jubelfesten unserer Befreiung, wer da will und kann; — zuvor aber lese er doch jene beiden Schreiben der deutschen Bundeshäupter noch einmal über, damit er sich wenigstens überzeuge, daß die Mahnung zur Wehrpflicht auch für das freie Bremen nicht erst von gestern ist und einen bessern Grund hat, als unsern Bürgern Schoß und Collecten zu ersparen!

Das erste dieser Schreiben, welches an Herrn Heineken, Präsidenten des Senats der freien Hansestadt Bremen adressirt ist, wurde von Sr. Majestät dem Könige von Preußen folgendermaßen erlassen:

„Die Gesinnungen, welche Sie Mir im Namen Ihrer „Mitbürger äußern, sind Mir ungemein angenehm gewesen. „Versichern Sie solche Meines lebhaften Antheils an ihrer „Befreiung aus einer im höchsten Grade unglücklichen und „drückenden Lage. Die Anstalten, welche sie im „ächt vaterländischen Sinne gegen den gemein„schaftlichen Feind zu treffen fortfahren, haben „um so mehr Meinen vollkommensten Beifall, als es immer „Meine und der mit Mir verbündeten Mächte Absicht ge„wesen ist, die Freiheit der Hansestädte sowohl in ihrer Ver„fassung als in ihrem Handel wieder herzustellen. Wir sind „bereit, sie auch in der Folge gegen alle Eingriffe zu un„terstützen, und erwarten nur dagegen, daß Ihre „Stadt sich denjenigen Einrichtungen füge, „welche die Erhaltung der äußern und innern „Ruhe und die Unabhängigkeit Deutschlands „und dessen Verfassung künftig erfordern „wird."

Hauptquartier Frankfurt am Main, den 12. Decbr. 1813.

Friedrich Wilhelm.

Das an Bürgermeister und Senatoren der freien Hansestadt Bremen erlassene Schreiben Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich lautet folgendergestalt:

„Die aufrichtige Theilnahme, die Ich unter allen Wechseln der Zeit der freien Hansestadt Bremen gewidmet habe, läßt Mich mit Vergnügen den Ausdruck der Gesinnungen aufnehmen, welche Sie Mir bei Gelegenheit Ihrer Befreiung vom feindlichen Drucke und Ihrer Wiedervereinigung mit dem gemeinschaftlichen Deutschen Vaterlande zu erkennen geben.

In der Überzeugung von der Wichtigkeit der fortdauernden Unabhängigkeit der freien Hansestädte, und des wohlthätigen Einflusses, den sie durch Handel und Cultur auf Deutschland zunächst, so wie auf Europa im Allgemeinen, äußern, werde Ich es Mir gleich meinen Alliirten, stets angelegen sein lassen, sie im Genusse dieser Unabhängigkeit und des für sie daraus entspringenden Wohlstandes zu schützen; wogegen Ich mit Zuversicht erwarte, daß die freien Hansestädte sich durch Deutschen Sinn, kraftvollen Widerstand gegen den gemeinschaftlichen Feind, und willige Mitwirkung zur Feststellung eines künftigen Zustandes der Dinge, zur Erhaltung der Ruhe und Unabhängigkeit Deutschlands, der wiedererlangten Freiheit würdig beweisen werden."

Freiburg im Breisgau, den 6. Januar 1814.

Franz.

Die Sonntagsschule in Bremen.

Unter obigem Namen existirt seit einigen Jahren ein anerkannt rühmliches Streben würdiger und achtbarer Personen, solchen Kindern, denen selbst der Besuch dieser und jener Freischule nicht gestattet ist, (indem das Schicksal ihnen Eltern, die durch ihre Kinder theilweise zu bestehen suchen, gab) am Nachmittage eines jeden Sonntags freien Unterricht zu ertheilen.

Zwei würdige, von dem beklagenswerthen Zustande solcher Kinder durchdrungene Prediger wählen und leiten den Unterrichtsgegenstand; achtbare und uneigennützige Damen und Herren aus dem Gewerbsstande sind die Unterrichtenden.

Ein für diesen Zweck eigenes Lokal war bisher nicht vorhanden; wird aber durch den Aufbau eines Hauses am Ansgarii-Kirchhof vielleicht noch dieses Jahr dazu eingerichtet sein.

Am Sonntag, den 21. März fand die jährliche öffentliche Prüfung bezeichneter Kinder im Hörsaale Statt.

Da die Prüfung eine öffentliche war, so hält es Einsender dieses auch für erlaubt, die Beschreibung derselben, verbunden mit unanmaßendem Urtheile und bescheidenen Anmerkungen, öffentlich zu geben.

Gesang und Gebet eröffneten die Prüfung. Sodann ward ein kurzer Bericht über die Entstehung und den Fortgang dieser Unterrichtsstunden durch einen der Herrn Prediger mitgetheilt.

Die häufigen Versäumnisse von Seiten der Kinder, wodurch in den Monaten September und October nur 36 Knaben und 42 Mädchen erschienen, obgleich 161 Knaben und 171 Mädchen aufgezeichnet stehen, veranlassen zu gerechter Klage. Freilich war der Besuch im Monat December, indem 267 Kinder, durch das nahende Weihnachtsfest herangezogen, (ob vielleicht an selbigem ein Geschenk den fleißig besuchenden Schüler lohnt?) anwesend waren, bedeutend zahlreicher.

Buchstabiren, Lesen und Einprägen der bibl. Geschichten und Hersagen der 5 Hauptstücke der christlichen Lehre gab sodann der Herr Prediger als die große Hauptsache, worin die Kinder unterwiesen werden, an. Daß es vor 40 bis 50 Jahren im Allgemeinen in den Schulen anders gewesen; daß auch dort jedes Kind vor allen andern Dingen mit jenen fünf Hauptstücken bekannt gemacht worden sei, (indem solche ja das A. B. C. des Christenthums ausmachen) und daher zum alleinigen Auswendiglernen für diese Kinder bestimmt seien: — damit schlossen die Bemerkungen über genanntes Streben.

Die Prüfung selbst ward von einem der Herren Prediger durch das Hersagenlassen jener Hauptstücke begonnen. Daß die Übergänge von einem zum andern jener Stücke mit einer Geläufigkeit und Gediegenheit gemacht, ließ sich nur erwarten.

Lobend ward des deutlichen Hersagens gedacht, weil, sollten Fehler gemacht werden, leichter einzuhelfen sei. — Von den 10 Gesetzen mußte die Erhabenheit derselben selbst anschaulich werden durch die passend angewandte Bemerkung, daß Gott selbst sie und nicht durch einen Andern gesprochen habe. Das Gelernte zu bewahren und Frucht (wodurch?) bringen zu lassen, endete als Ermahnung den ersten Theil der Prüfung.

Das Lesen im neuen Testament, was jedoch im Ganzen mangelhaft (ohne hiermit auch nur Einem der Unterrichtenden die Schuld davon beimessen zu können) genannt werden mußte, bildete den zweiten Theil des Examens und ward durch einen der Herrn Unterrichtenden vom Gewerbsstande besorgt.

Der 3. und letzte Theil der Prüfung bestand im Abfragen der bibl. Geschichte, wozu die Passionszeit sehr passend benutzt wurde. Der zuerst redende Herr Prediger gewann dabei durch Gewandtheit und Herabstimmung seiner Ausbildung hierbei das Zutrauen der Kinder und somit war ein schnelles beherztes Antworten vom Auswendiggelernten nicht überraschend.

Befangenheit oder Mangel an treuem Gedächtnisse und richtiger Auffassungsweise sind nicht selten Theile bei einem Kinder-Examen, wodurch Curioses in den Antworten der Examinanden erscheint. Der äußerst kleine Umfang des Gelernten und daher die wenigen, jenem Umfange angepaßten Fragen beschränkten zwar die Möglichkeit, eine Menge schiefer Antworten zu erhalten, räumten sie indeß keinesweges ganz. — Auf die Frage: „was ist Osten?“ konnten die Kinder keine Antwort finden. Indeß der Examinator wandte augenblicklich den von allen Pädagogen als wahr und wichtig anerkannten Satz: — „Beim Unterrichten gehe vom Bekannten zum Unbekannten über“ — an, und fragte deshalb: „wo ist das Osterthor?“ Und nachdem die Richtung dahin angegeben war, folgte die naheliegende Weisung „da ist Osten!“

Eben so begreiflich mußte den Kindern die Vertreibung der Canaaniter durch die Israeliten unter Josua werden, da letztere es erb- und grundeigenthümlich besaßen. (Ob wir Bremer unser Bremen erb- und grundeigenthümlich besitzen?) —

Die Liebe Gottes, hieß es ferner, brachte die Israeliten nach Egypten und sie führte dieselben auch wieder in das Land ihrer Väter zurück.

(Wo war denn die Liebe Gottes bei der Vertreibung und Vertilgung der Canaaniter? Oder hatte letztere seine Güte nicht in dieses Dasein gerufen und über sie bis dahin gewaltet?)

Das Examen war zu Ende und jedes Kind empfing zum Lohn seines Strebens und zur Aufmunterung in der Beharrlichkeit desselben ein Buch.

Gesang und Gebet schlossen sodann die Handlung, der diese Zeilen geweiht sind.

* * *

Es ist gewiß mit innigem Danke und Lobe zu erkennen, wenn man dem an irdischer Habe Mangel Leidenden durch das allein Wahre, durch geistige Ausbildung, aufzuhelfen sucht; allein, was fruchtet die alleinige Beibringung dessen, wovon oben geredet worden ist? So verdienstvoll das sich dazu Hergeben jener Damen und Herren aus dem Gewerbsstande ist, — zu welchem Glauben kann es doch möglicherweise in einer Stadt, wie Bremen ist, veranlassen?

Mit unserm Seminare siehts kläglich aus. Man erkennt nachgerade das Drückende, Beengende der Volksschullehrer und das Unorganisirte des Volksschulwesens im bremischen Staate an, und daher, so groß der Zulauf bei Errichtung des Seminars war, so gering ist jetzt die Theilnahme daran.

Schon müssen die übermäßigen Gehülfs- und Unterlehrerstellen nicht selten durch vom Auslande herbei Geholte besetzt werden und unter den obwaltenden Übelständen wirds hoffentlich, indem hiesige Jünglinge, die sich dem Schulfache zu widmen gedenken, immer sparsamer sich finden, nicht besser werden, oder es müßte die gute, alte Zeit, in der der Schulmeister auch Meister im Zuschneiden und Nähen oder dergleichen war, wiederkehren. Und das in Bremen, in einer der ersten Handelsstädte Deutschlands! —

Gewiß verkennt Niemand, der fürs Volksschulwesen interessirt ist, daß durch unsere verehrten Obern Viel, sehr Viel dafür gethan ist und noch sehr Viel hat gethan werden sollen; allein auch eben so gewiß ist, daß unser bremisches Volksschulwesen vor dem in monarchischen Staaten Deutschlands blühenden sich nicht sehen lassen kann.

Unsere Obern nur allein können und werden dem Mangelhaften abhelfen: das unsre Zuversicht, unsre Hoffnung! Wann die Hoffnung verwirklicht werden wird, das weiß nur Einer!

M.

Lese Deutscher Sprichwörter.

III.

Neuem Gesetz folgt neuer Betrug.
Ein freundlich Gesicht, das beste Gewicht.
Gespött zerreißt dir kein Bett.
Wie das Gespinnst, so der Gewinnst.
Gewalt, Geld und Gunst
Schwächt Ehre, Recht und Kunst.
Große Gewalt wird selten alt.
Gewaltblumen riechen nicht.
Je mehr Gesetze, je weniger Recht.
Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt.
Eine Hand voll Macht ist besser, als ein Sack voll Recht.
Gutes Gewissen, sanftes Kissen.
Böses Gewissen, böser Gast.
Er hat die Gicht im Daumen (kann nicht zahlen).
Glocken und Narren läuten gern.
Wirb', das Glück ist mürb'.
Glück und Glas — wie bald bricht das!
Glück und Gras — wie bald wächst das!
Gott giebt einem wohl den Ochsen, aber nicht bei den Hörnern.
Gott giebt nicht mehr Frost, als Kleider.
Giebt Gott Häschen, giebt er auch Gräschen.
Gottes Mühle mahlt langsam, aber sie mahlt fein.
Er ist Gott einen armen Mann schuldig (vergeudet das Seine.)
Groß sein thut's nicht allein,
Sonst holte die Kuh den Hasen ein.
Es ist wohl eher so Grünes zu Heu worden!
Güsse machen Flüsse.
Gutgemeint wird oft beweint.
Gut verloren, unverdorben;
Muth verloren, halb verdorben;
Ehre verloren, ganz verdorben.
Gutschmecke macht Bettelsäcke.
Kurzes Haar ist bald gebürstet.
Hab' ich, ist ein besserer Vogel, als Hätt' ich.
Hab' ich, was klinget, so krieg' ich, was singet.
Goldener Hammer bricht eisernes Thor.
Von der Hand in den Mund verschüttet Mancher die Suppe.

Miscellaneen.

(Das seltenste Champagner-Glas.) Ein Literat in Köln besitzt ein originelles Geschenk aus der Champagne, ein Champagner-Kelchglas, der gewöhnlichen Form nachgebildet. Es mißt 6 Fuß Höhe; der Fuß hat einen Durchmesser von 18 Zoll. Der weiße Kelch ist von einer eingeschliffenen Guirlande mit Weinlaub und Trauben von oben nach unten umwunden. Auf den Blättern sieht man die vorzüglichsten Weinberge des Marne-Departements, die Firmen vieler Häuser, die Namen der Champagner-Sorten, als **Oeil de perdrix, Fleur de Sillery** ꝛc., verzeichnet. Der Stiel ist rubinfarbig, der Fuß blau; durch welche Tricolor das Land bezeichnet ist, in welchem dieses Riesenglas verfertigt wurde. Durch den Fuß schimmert eine kleine Karte des Champagner-Weinlandes. Soll es als Tafelaufsatz dienen, so findet es seinen Platz in einem eigends dazu gedrechselten Mahagoni-Teller. — Um dieses Glas zu füllen, sind acht Flaschen erforderlich; vom Grand-Mousseur nur eine einzige. Beim Hocheinschenken schäumt und braust und zischt das weiße Gas bis zum überfüllten Rande. Nach und nach erscheint durch das Platzen der Blasen in der Tiefe des Kelchs die Weinsubstanz, aus der sich ein unzähliges Perlenheer entwickelt. Die Oberfläche bildet stundenlang einen Ring zarter Bläschen. Gefüllt mit Schaumwein, wiegt es etwa vierzehn Pfund, läßt sich gut umfassen und — bei genügend vorhandenem Raum — zum Reihetrunk benutzen. So eben mit Grand-Mousseur gefüllt, ist Niemand im Stande, daraus zu trinken, weil die platzenden Bläschen einen lebhaften Duft der zartesten Springperlen aussprühen, der dem Trinker prickelnd in die Nase fährt, und augenblickliches Niesen hervorbringt. Wird aber getrunken, dann muß Jemand mit fester Hand den Stiel umfassen und so den Trinker, der den obern Theil dirigirt, unterstützen. — Es gewährt einen großartigen Anblick, wenn dieser Riese in der freien Mitte eines Zimmers an der Erde placirt ist, um denselben herum eine Anzahl lustiger Schaumzecher einen Kreis bildet, der Einschenker, auf dem Stuhle daneben, die Flasche knallend entkorkt, der weiße Schaum mit einem dem Verehrer des Champagners stets angenehmen Brausen in die Tiefe des Kelches stürzt, ein Meer zischender Perlen und Bläschen emporsteigt, und beim Leeren desselben ein Rundgesang ertönt. — Außer Gebrauch wird das Glas in einem von drei Seiten durchsichtigen Glasschrank, dessen Dach, von farbigem Glase, ein mystisches Lustre hineinwirft, verwahrt. Kann dasselbe auch die Celebrität des Heidelberger Fasses nicht erreichen, so ist es doch zur Zeit das größte Weinglas, das alle Becher, Kelche, Pokale und Humpen dieser und der Zeit des Mittelalters hinter sich läßt.

(So rächte sich ein Russe an einem Schauspieler.) Der junge Graf Demidoff, Erbe eines ungeheuren Vermögens, war von seinen Reisen durch Europa nach Petersburg zurückgekehrt und bemüht, in auffallender Weise die Manieren des Parisers im persönlichen Benehmen, wie den französischen Ton in seiner ganzen Lebensweise, zur Schau zu tragen. Daß dabei manche Lächerlichkeit zum Vorschein kam, die namentlich den Hofleuten Stoff zu Witzeleien gab, versteht sich von selbst. Auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaften wurde dieses antinationale Wesen des reichsten Russen zu sehr auf die kritische Wagschale gelegt, und die Francomanie Demidoff's mannigfach, und eben nicht sehr freundlich besprochen. Der Onkel des jungen Grafen, ein ächter Bartrusse, den das französische Wesen des Neffen im hohen Grade ärgerte, beschloß diesen empfindlich zu strafen. Er brachte es durch seine Verbindungen dahin, daß der Intendant der Hofbühne den beliebten Schauspieler Sugulnoff beauftragte, in der nächsten Aufführung der „beiden Klingsberge," als junger Klingsberg-Demidoff zu erscheinen. Sugulnoff's Nachahmungstalent war bekannt, so wie auch von der angelegten Intrigue schon früher der Hof und die höhere Gesellschaft verständigt wurde, und das Theater war bei der veranstalteten Aufführung der beiden Klingsberge überfüllt. Sugulnoff erschien in Maske, Haltung, Ton ganz Demidoff, französische Floskeln mit russischen zusammenmengend, und in jeder Nuance den französirten Russen zur Anschauung bringend. Das Haus erdröhnte von Beifallssturm, man kam aus dem Lachen gar nicht heraus, und fand, daß der junge Demidoff ganz fein, und doch empfindlich genug für seine Manie, Franzose sein zu wollen, bestraft sei. Am Morgen nach der Vorstellung erhielt Sugulnoff einen Brief nebst einem kleinen eleganten Etui. Der Brief lautete: „Mein lieber Sugulnoff! Sie haben gestern den Schreiber dieser Zeilen ganz vortrefflich auf den Brettern imitirt. Ich glaubte mich wirklich in Ihrer Leistung wie im Spiegel zu sehen, nur Eines hat Ihrer Kunstleistung gefehlt. Ich habe nämlich bemerkt, daß die Steine an Ihren Chemisette-Knöpfen unächt waren. Ein Demidoff trägt nie etwas Unächtes zur Schau. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen ächte Chemisettknöpfe zu schicken, damit wenn Sie wieder den Grafen Demidoff auf die Bühne bringen, dieser in ganz ächter Fassung erscheine. Mit Hochachtung, Ihr J. Demidoff." In dem Etui lagen drei kostbare Chemisettknöpfe, im Werthe von 30,000 Rubel. So rächte sich ein Russe an einem Schauspieler!

(Chinesisches.) Der chinesische Gouverneur Lin ist bekanntlich wegen seiner verkehrten Maßregeln in der Opiumgeschichte von dem Sohne des Himmels sehr getadelt worden. In englischen Blättern lies't man jetzt seine Rechtfertigungsschrift, die sehr viel komische Partieen hat. So sagt er an einer Stelle: „Ich flehe demüthig um den kaiserlichen Tadel, der zugleich meine Dankbarkeit und Furcht steigern wird, da meine Fähigkeit nur einem alten, abgetriebenen Pferde gleich ist. Ich habe wirklich keine Worte, um meinem Fürsten zu antworten; es bleibt mir nichts übrig, als aufzublicken und den heiligen Herrn anzuflehen, die Verbrechen seines Ministers mit den schwersten Strafen heimzusuchen, damit meine Unfähigkeit eine Warnung sei. Ich, ein kleiner Minister, schreibe dies, um meine aufrichtige Besorgniß auszusprechen." — Die Engländer nennt Lin „Rebel-

len" und sagt: „sie werden bald weder vorwärts noch rückwärts kennen und ihr eigensinniges Selbstvertrauen muß einigermaßen erschüttert werden. Sie sind von ihrer Jugend auf leerköpfig und eingebildet. Je mehr sie gedemüthigt werden, um so lasterhafter und rücksichtsloser werden sie.

(Das Ausländische,) besonders das Englische wird in der Pariser vornehmen Welt täglich mehr zur Modesache. Ladet die Pariser Dame jetzt ein, so schickt sie Karten mit der Weisung: „**Madame ...sera chez elle ...**" (wird zu Hause sein) Die Engländer haben schon längst das: „**Mr... is at home...**" (ist zu Hause) Ferner sagt man nicht mehr, „in einem Salon tanzen," sondern „in einer **chambre**," ähnlich wie die Engländer ihr **room** gebrauchen. Auch sagt der feine Pariser nicht mehr: „**aller diner au cabaret**," noch weniger „**au restaurant**," wenn er bei einem Restaurateur speisen will, sondern jetzt heißt es: „**à l'auberge.**" Auf den Bällen des letzten Winters hatte der deutsche Walzer den französischen Contretanz fast ganz verdrängt: wornach sich unsere Pariser-Modenarren zu richten und auf französischem Wege deutsch zu werden haben!

(Wichtige Erfindung.) Herr **Dr. Beck** aus England, gegenwärtig in Frankfurt, glaubt das gesammte deutsche Publikum auf eine von ihm gemachte Erfindung aufmerksam machen zu müssen, welche darin besteht, daß er mittelst einfacher Vorrichtungen, ohne besondere Mitwirkung von Wind, oder von Dampf- und Pferdekraft, im Stande ist, Fahrzeuge auf den reißendsten Strömen und Flüssen, sowohl stromabwärts wie stromaufwärts mit gleicher und beliebiger Schnelligkeit fortzubewegen, und zwar lediglich — durch die Stromkraft des Flusses selbst. Mittelst der von ihm erdachten Vorrichtungen dürfte leicht eine bis auf mehrere Tausende Pferdekräfte zu steigernde Kraft zu erzielen sein. Hiermit böte sich sonach ein Mittel dar, um selbst die größten Lasten mit gleicher Schnelligkeit, sowohl stromabwärts, wie stromaufwärts zu befördern. — Herr Dr. Beck wünscht sich durch diese kurze Notiz vorläufig die Priorität dieser seiner Erfindung zu sichern und ersucht deshalb die Herausgeber technischer Journale, diesen wenigen Zeilen eine geneigte Aufnahme in ihren Zeitschriften zu gestatten.

(Gastronomisches.) Napoleon machte sich aus den Tafelfreuden wenig, worüber sein vertrauter Kammerherr, M. de Cussy, ein großer Feinschmecker, untröstlich war und weshalb man ihn sagen hörte, selbst dem größten Manne pflege immer noch etwas zu fehlen. Nur ein Huhn, Cotelets, und vor Allem der Caffee mußten an jedem Ort und zu jeder Zeit für den Kaiser bereit gehalten werden. Den Caffee liebte er leidenschaftlich und trank bis 20 Tassen täglich, ohne sich dabei schlechter zu befinden. Indessen hat seine Tafel nichtsdestoweniger zu einer der glänzendsten Erfindungen der französischen Kochkunst, dem **rôti à l'impératrice**, Veranlassung gegeben. Das Recept dazu ist Folgendes: Nimm eine Olive von der schönsten und fleischigsten Art, löse den Kern aus und fülle sie statt dessen mit einem Schnittchen Anchovis; dann stopfe die Frucht in eine Drossel und diese, gehörig zubereitet, in eine fette Wachtel. Die Wachtel wird nun in ein Rebhuhn, das Rebhuhn in einen Fasan, und der Fasan in einen Kapaun gesteckt, der endlich in dem Bauch eines Spanferkels Platz nehmen muß. Dies am Spieß gebraten, giebt, wenn sich sein Küraß in Feuer vergoldet hat, ein Gericht, welches durch die hervorgebrachte Wechselwirkung aller eingeschalteten Elemente aufeinander, sowohl für den Geruch als für den Geschmack seines gleichen sucht, dessen kostbarster Bissen aber die Olive ist, die den Mittelpunct bildet und die Quintessenz der feinsten Kräfte aus ihren verschiedenen Umgebungen an sich gezogen hat. Ein ähnliches Gericht, nur aus großartigerem Maßstabe, hatten, wie der ältere Plinius und Makrobius berichten, schon die Römer; es war ein wildes Schwein, mit mancherlei anderem Wild und Geflügel gefüllt, und erschien auf dem Küchenzettel unter einem Beinamen, der vom trojanischen Pferde hergenommen war (**porcus trojanus, sanglier à la trojenne.**)

Auch Lord Byron verdient keinen Platz in den gastronomischen Annalen. Er pflegte weder zu frühstücken, noch zu Abend zu essen. Was er ein Mittagbrot nannte, bestand hauptsächlich aus Chesterkäse, der so alt sein mußte, daß er auseinanderfiel, aus Gurken und rothem Kohlsalat. Vom Käse aß er am meisten und feuchtete ihn mit Cider oder Bourton-Ale an. Nach Tisch trank er Wein oder Liqueur. Den Thee genoß er stark und in Menge.

Lessing's Leibgericht waren Linsen, um derentwillen er derselben Aufopferung, wie Esau fähig gewesen wäre. Schiller aß Schinken gern, und beinahe täglich, eine Wahlverwandtschaft, die vielleicht durch die Assonanz prädestinirt war; dabei trank er wenig. Wieland liebte, wie die Kinder, Kuchen und Gebackenes. Wie herrlich ihm eine Forelle aus dem Zillerthal geschmeckt hatte, wußte er noch nach zwei Jahren zu rühmen. In seinem Alter trank er nach Tisch ein Glas Kirschwasser. Mehr zu den deutschen Feinschmeckern gehört Klopstock; er schmunzelte, wenn er eine Trüffelpastete, einen Lachs oder eine Lachsforelle vor sich sah, und trank guten Rheinwein dazu, den er jedoch in späteren Jahren mit einer Flasche Bordeaux vertauschte. Genügsamer war Kant; seine Hauptgerichte bestanden in Linsenbrei, Rüben mit Speck, einem Pommerschen Speckpudding, Erbsen mit Schweinefüßen und Backobst, ein Beweis, daß er sich durch ätherische Speisen den Weg zum Absoluten nicht zu bahnen suchte, daher ihm auch gewöhnlich drei volle Stunden von 1 bis 4 Uhr nicht zu viel waren, um sie mit philosophischer Ruhe zu genießen.

(Bevölkerung von Venezuela.) Codazzi giebt die Bevölkerung von Venezuela im Jahre 1839 auf 945,000 Seelen an: nach dem Census von 1825 zu schließen, würde sie sich in 36 Jahren verdoppeln.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 29.

Bremen, Sonntag den 11. April 1841.

Gestorben:

Nro. 316. Den 7. April. Des Branntweinbrenners Rud. Stöver Sohn, 9 Monat; Neuenstraße Nro. 23.

— 317. Den 7. — Der Schneider Christ. Goebert, 33 Jahr; Steinthor Nro. 35.

— 318. Den 8. — Des Malers Ernst Friedr. Hoermann Tochter, 1¾ Jahr; Marterburg Nro. 36.

— 319. Den 8. — Des Detaillisten Johann Andreas Müschen Wittwe, gb. Steenkamp, 85 Jahr; Wittwenhaus, Buchtstraße.

— 320. Den 9. — Des Kaufmanns Friedrich Wirth Ehefr., geb. von Holz, 36 Jahr; Pelzerstraße Nro. 51.

Nro. 321. Den 9. — Des Landmanns Joh. Solte Tochter, 8 Monat; Neuenlande Nro. 26.

— 322. Den 9. — Des Steuermanns Joh. Friedrich Blume Wittwe, geb. Hartmann, 63 Jahr; Kupferschlägers Gang Nro. 6.

— 323. Den 9. — Des Arb. Johann Daniel Winter Ehefr., geb. Flügger, 26 Jahr, Buntenthorssteinweg Nro. 48.

— 324. Den 9. — Des Raschmachers Friedr. Schroer Wittwe, geb. Behrens, 76 Jahr; Fischerdeich Nro. 2.

— 325. Den 10. — Des Schuhmachers Berend Boschen Tochter, 6 Monat; gr. Johannisstraße Nro. 70.

Geboren:

Nro. 443. Den 2. April. Des Kornmessers Joh. Wilh. Friedr. Sackhoff Ehefr., geb. Brink, Kalkstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 444. Den 5. — Des Schneidermeister Joh. Hinr. Möhring Ehefr., geb. Lagemann, Geeren Nro. 31; von einem Mädchen.

— 445. Den 6. — Des Schenkwirths Wilken Uhlenhoff Ehefr., geb. Rosemann, Neuenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 446. Den 6. — Des Fuhrmanns Conrad Heinrich Köller Ehefr., geb. Danklef, Stavendamm Nro. 10; von einem Mädchen.

— 447. Den 7. — Des Schmiedemeisters Gerh. Pape Ehefr., geb. Volkmann, Knochenhauerstraße Nro. 32; von einem Knaben.

— 448. Den 7. — Des Schneiders Berend Eckhoff Ehefr., geb. Kühne, Steinthor Nro. 68; von einem Mädchen.

Nro. 449. Den 7. — Des Schneidermeisters Joh. Herm. Corßen Ehefr., geb. Bellois, gr. Johannisstr. Nro. 77; von einem Mädchen.

— 450. Den 7. — Des Küpergesellen Joh. Aug. Rischmüller Ehefr., geb. Lars, in der Wisch Nro. 11 B; von einem Mädchen.

— 451. Den 8. — Des Hutmachers Conr. Nicolaus Vaupel Ehefr., geb. Luerßen, Albutenstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 452. Den 8. — Des Schneidermeisters Ernst. Fr. Krüger Ehefr., geb. Kellermann, Herdenthorswallstr. No. 37; von einem Mädchen.

— 453. Den 8. — Des Schlachtfuhrmanns Reinhard Evers Ehefr., geb. Planer, gr. Johannisstraße Nro. 14; von einem Mädchen.

— 454. Den 9. — Des Sattlermeisters Joh. Friedrich Happach Ehefr., geb. Eckhoff, Faulenstr. Nro. 66; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 150. Der Müller Diedr. Hermann Schörling und Anna Adelheid Wilkens. Beide von hier.

— 151. Der Schiffscapitän Thomas Carstens und Sophia Teklenborg. Beide von hier.

— 152. Der Schuhmachermeister Joh. Bernh. Heuermann und Anna Gesina Tecla Huntemann zu Wildeshausen.

— 153. Der Küpermeister Thomas Schwartze und Caroline Margar. Osterloh hieselbst.

— 154. Der Landmann Herm. Ehlers und Margar. Lampe hieselbst.

— 155. Der Maurer Hinr. Logemann zu Walle und Maria Doroth. Harjes zu Schwachhausen.

— 156. Der Arb. Joh. Friedr. Christ. Ludwig Meyer am Buntenthorssteinwege und Sophie Marie Dorothea Röper zu Stehlen.

— 157. Der Schneider Claus Wilkens am Gröplingerdeich und Sophie Friederike Völckers aus Verden.

— 158. Der Korbmacher Gerd Albert Warnken zu Bremerlehe und Dorothee Elisabeth Sander zu Dörverden.

— 159. Der Schuhmacher Joh. Cord Engelking und Anna Elisabeth Frese am Buntenthorssteinwege.

— 160. Der Oeconom Joh. Hinr. Arjes zu Hasenschlott und Gesche Margar. Stresemann zu Seeverns, Herz. Oldenburg.

— 161. Der Lichtzieher Albert Bischoff und Antonette Friederike Luise Wagner hieselbst.

Nro. 162. Der Maler Henrich Albrecht und Marg... Schlingmann hieselbst.

— 163. Der Cigarrenmacher Joh. Friedrich Wilh... Ludwig Carl Reinking und Gesine H... riette Wilhelmine Schwerdtfeger hieselbst.

— 164. Der Bleicher Franz Julius Gustav Mül... und Maria Margaretha Louise Volkm... hieselbst.

— 165. Der Schneidergesell Zacharias Hoener ... Dorothea Caroline Louise Blasius hieselbst.

— 166. Der Schneideramtsmeister Joh. Eberhard Doe... mann u. Anna Marie Catharine Marg... Hustede aus Elsfleth.

— 167. Der Steinhauer Hinrich Dreyer und Johan... Wilhelmine Hohmann hieselbst.

— 168. Der Schweineschlachter Joh. Heinr. Fra... Buse hies. und Anna Steengrave zu ... gesack.

— 169. Der Lageraufseher Joh. Heinr. Behrens au... Anna Margar. Kleymann hieselbst.

— 170. Der Schuhmacheramtsmeister Gerh. Wille... lenbrink und Catharina Maria Faßkin... hieselbst.

— 171. Der Landmann Cord Hinr. Dreyer zu Arsten und Gesche Klusing zu Hastedt.

— 172. Der Schuhmacheramtsmeister Joh. Heinrich Wesp hies. und Ahlke Margar. Köhlermann aus Hiddegwarden, Amts Bere...

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 30.

Bremen, Donnerstag den 15. April 1841.

Räthsel.

Durch viel Geräusch wird mein Entstehn verkündet,
Doch wartet mein ein herbes Mißgeschick,
Weil meine Mutter ihren Tod schon findet
In meines Lebens erstem Augenblick.
Kaum seh' ich's Licht, so wird es mir entzogen
Im Kerker, wo kein Sonnenstrahl hinblickt.
Mit meinem Häuschen werde ich gewogen,
Auf weite Reisen oft umhergeschickt.
Werd' meiner Haft ich irgendwo entlassen,
So ist mein letztes Stündchen auch nicht fern;
Doch leucht' ich Dir, wenn Flammen mich erfassen,
Noch sterbend und verklärt als sanfter Stern.
In Deinem Aug' muß ich Verdienst erwerben,
Es ist mein Loos, für Aufklärung zu sterben.

König Ludwig Philipp.

(Schluß.)

In dieser Zeit wurde Figuiera, seit 1801 der Aufenthalt der verwittweten Herzogin von Orleans, von den Franzosen belagert. Das Haus, in welchem sie wohnte, wurde eingeschossen; kaum blieb ihr noch so viel Zeit, sich des Nachts und zu Fuß zu den spanischen Insurgenten zu retten. Sie hatte bei Annäherung der Kriegsgefahr ihre Tochter nach Malta zu ihrem Sohn gesendet, den sie dort noch glaubte; aber die Prinzessin fand ihn hier nicht mehr, und auf die Nachricht, er sei in Gibraltar, eilte sie dort hin. Eben hatte man ihn von hier nach England geschafft. Auch dahin folgte sie ihm und findet ihn endlich in Portsmouth, in dem Augenblick, wo er sich aufs neue nach dem mittelländischen Meere einzuschiffen im Begriff steht. Sie geht mit ihm an Bord der Fregatte; beide sind von der Nothwendigkeit durchdrungen, ihre Mutter aus der schrecklichen Lage, in welcher sie sich befindet, zu erlösen; aber der Befehlshaber des Schiffes hat den ausdrücklichen Auftrag, den Herzog von Orleans Spaniens Küsten nicht betreten zu lassen. Ein unerwarteter glücklicher Zufall bietet ihnen endlich die Gelegenheit, ihr Vorhaben durch einen Dritten ins Werk zu stellen. Während der Überfahrt gewahrt man von weitem ein kleines Fahrzeug längs der spanischen Küste hinsegeln; der Chevalier Broval, welcher sich mit auf der Fregatte befand, bot den Geschwistern an, sich nach dem kleinen Schiffe zu begeben. Mit Freuden wird der Antrag angenommen; Broval nähert sich dem Fahrzeuge, und kommt mit diesem an's Land, wo er sogleich die Herzogin von Orleans aufsucht, und sie sicher nach Port-Mahon bringt, während der Prinz und die Prinzessin ihre Reise mit der Fregatte fortsetzen und so nach Palermo gelangen.

Sie werden hier mit Freuden empfangen, und bald knüpft sich zwischen Mademoiselle von Orleans und der Prinzessin Marie Amalie, der Tochter des Königs, eine innige Freundschaft. Schon bei seinem ersten Aufenthalte in Palermo hat der Herzog von Orleans diese junge Fürstin bemerkt und sich durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften angezogen gefühlt, während eine gleiche Hinneigung von ihrer Seite statt findet. Die Königin Marie Caroline von Neapel billigte die Liebe dieser beiden so ganz zu einander passenden Personen, und bald wußte sie auch ihren Gemahl für diese Verbindung zu stimmen. Die Wünsche der Liebenden waren somit erreicht; doch fehlte namentlich für den Herzog von Orleans noch etwas sehr Wesentliches

zur Vervollständigung seines Glücks. Es war dies die Anwesenheit seiner Mutter. Nach kurzer Überlegung reist er mit seiner Schwester nach Mahon. Die Überfahrt ist glücklich; ihm wird der Genuß, nach einer Trennung von sechzehn Jahren, die geliebte Mutter wieder an das Herz drücken zu können. Vereint schifft man sich wieder nach Palermo ein, wo sich endlich zum erstenmal die ganze Familie versammelt findet, und die Vermählung Ludwig Philipps mit Marie Amalie den 29. November 1809 gefeiert wird.

Der Prinz genoß jetzt die Annehmlichkeiten eines von seinem früheren unruhigen Leben sehr verschiedenen Daseyns, als die Spanier in ihrem Kampf auf Leben und Tod mit Napoleon, ihn aufforderten, sich an ihre Spitze zu stellen. Die nach Cadix zurückgezogene Regentschaft sandte ihm im Mai 1810 eine Fregatte und bot ihm das Commando eines Armeecorps in Catalonien an. Ludwig Philipp ging auch den Vorschlag ein, und machte sich im Juni desselben Jahres auf den Weg; aber die von Factionen zerrissene Regentschaft hatte keine Befehle in Betreff seiner nach Catalonien gelangen lassen.

So kommt er nach Tarragona, wo man ihn mit allen seinem Rang gebührenden Ehren empfängt und woselbst er sogleich die Befestigungswerke dieses Platzes untersucht; da aber kein Befehl kommt, ihm das Commando einer Heeresabtheilung zu übergeben, so reist er bald darauf nach Cadix, wo er zu seinem nicht geringen Erstaunen vernimmt, daß man hinsichtlich seiner die Ansicht gänzlich geändert hat. Vergebens beruft sich der Prinz auf die ihm übermachten Schreiben; man bleibt hartnäckig bei der neuerdings gefaßten Meinung, und voll Schmerz darüber, der Sache der Bourbons in Spanien nicht dienen zu können, kehrt er nach Palermo zurück, woselbst er wenige Tage nach der am 3. September 1810 erfolgten Geburt seines ältesten Sohnes anlangt. Den 21. Januar 1811 reiste die verwittwete Herzogin von Orleans nach Mahon zurück.

Nahe an vier Jahre waren verflossen, und seine Familie bereits durch einen Sohn und zwei Töchter vermehrt, als die Nachricht von der Restauration der Bourbons in Palermo anlangte. Ludwig Philipp machte sich jetzt sogleich auf den Weg in das Vaterland, wo er von dem neuen königlichen Hofe auf die zuvorkommendste Art empfangen wurde. Dann begab er sich noch einmal nach Palermo, um seine Gemahlin und Kinder abzuholen und sie in den Pallast seiner Vorfahren, das Palais-Royal, zu führen. Durch eine Ordonanz von 15. Mai 1814, ernannte ihn Ludwig XVIII. zum General der Husaren. Jetzt kehrte Napoleon von Elba zurück. So wie die Nachricht von seiner Landung im Golf von Juan (den 1. März 1815) den 5. März in Paris anlangte, begab sich Ludwig Philipp den 7. auf Befehl des Königs nach Lyon, um hier die Unternehmungen des Grafen von Artois zu unterstützen; da jedoch von diesem Punkt alle Hoffnung zu einem Widerstande schnell entschwand, so kehrte der Herzog den 12. nach Paris zurück, von wo er den 16. wieder abreiste um das Commando an der Nordgrenze zu übernehmen. In Begleitung des Herzogs von Treviso (Mortier) langte er den 19. (Mademoiselle von Orleans den 21.) in Lille an, wo er alles Mögliche für die königl. Sache aufbot; aber auch hier genöthigt den Umständen nachzugeben, mußte er Lille schon den 24. März, wenige Stunden nach der Abreise des Königs, wieder verlassen und ging nun durch Belgien und Holland nach England, wohin ihm seine Familie bereits voraus geeilt war.

Obschon diese durch Napoleon veranlaßte Revolution nur Hundert (und Eilf) Tage dauerte (vom 20. März bis zum 8. Juli 1815), so blieb doch der Herzog von Orleans bis zum 25. September 1815 in England, wo er dann nach Paris zurückkehrte, um hier der bevorstehenden Eröffnung der beiden Kammern beizuwohnen. Dann ging er abermals nach England, woselbst seine Familie geblieben war und wo seine Gemahlin den 8. März 1816 zu Twickenam von einer Tochter entbunden wurde. Gegen Ende von 1816 kehrte jedoch die ganze Familie nach Frankreich zurück, wo dieselbe durch ihr Leben und Benehmen ein Muster ehelicher Liebe, älterlicher und kindlicher Zärtlichkeit, von Wohlthätigkeit, Edelmuth, Ordnung und allen bürgerlichen und menschlichen Tugenden aufstellte. Vierzehn Jahre führte Ludwig Philipp diese ruhige Existenz, als die Julirevolution ihn auf den französischen Königsthron erhob.

Von dem Hofe des Königs giebt der Verfasser der Memoiren folgende Schilderung:

Die Vorstellungen an dem Hofe Ludwig Philipps sind so einfach, als es nur immer geschehen kann. Wenn Fremde eingeführt zu werden wünschen und diese ihren Wunsch ihrem Gesandten anzeigen, so sendet man die Namen derselben an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und sie empfangen darauf eine Anzeige des Tages und der

Stunde, wann sie empfangen werden sollen. Kommen sie in den Tuilerien an, so werden sie in eine Reihe schöner, aber altmodisch aussehender Zimmer gebracht, die sich an dem Carousseel-Platze hinziehen. Man stellt sie nach ihrem Range und nach dem Alter ihrer respectiven Gesandten in Frankreich auf. Die Gesandten zunächst der Stelle, wo der König eintritt; dann kommen die bevollmächtigten Minister; darauf die Minister-Residenten, die Geschäftsträger nach der Zeit, in welcher jeder am Hofe beglaubigt wurde.

Der König und die königliche Familie treten zusammen ein, und der Erstere, welcher zuerst einige Worte an den ihm zunächst stehenden Gesandten richtet, geht mit ihm die Reihe hinunter, während ihm der Gesandte seine Landsleute nach der Reihefolge vorstellt und sodann an seinen Platz zurückkehrt. Der König geht so weiter; wenn der Name der Person genannt wird, richtet er einige Fragen an dieselbe, die sich gewöhnlich auf den Besuch in Frankreich beziehen.

Wenn der König eine Strecke an der Reihe hinunter ist, beginnt die Königin dieselbe Ceremonie und ihr folgt der Herzog von Orleans, die Herzogin von Orleans, die Prinzessin Adelaide und der Herzog von Nemours mit seiner Gemahlin. Die jüngeren Söhne der Familie bleiben oben am Anfange des Zimmers stehen; die jüngste Tochter, die Prinzessin Clementine, macht die Runde an dem Arme ihrer Mutter oder Tante mit. Die Ceremonie der Vorstellung der Damen ist dieselbe, nur daß man sich an die Ehrendame und von da an die Königin zu wenden hat. Für Damen giebt es nur zwei Vorstellungen im Jahre, meist in den ersten Wochen des Januars. In diesem Monate werden auch mehrere Hofbälle gehalten, zu denen die vorgestellten Fremden Einladungen erhalten. Der Hofbeamte läßt sich von dem Gesandten ein Verzeichniß seiner Landsleute in Paris ausbitten, die in den früheren Jahren vorgestellt worden sind oder bei der letzten Gelegenheit; an diese Namen werden sodann Einladungen erlassen. Diese Bälle werden auf diese Art europäische; sie sind glänzend und bilden einen starken Contrast mit dem Benehmen der Höfe, welche die Nation auszuschließen streben.

Ein noch interessanterer und anziehenderer Verkehr findet in dem häuslichen Kreise der königlichen Familie statt. Sie versammelt sich täglich nach der Tafel in einem der Salons des Palastes, wo die Königin und die Prinzessinnen nebst ihren Damen um einen Tisch sitzen und mit sich mit der Nadel beschäftigen. Die diplomatischen Personen und andere, welche durch ihren Rang und durch die Umstände zur Theilnahme berechtigt sind, d. h. von denen man erwartet, daß sie der königlichen Familie Abends ihre Ehrfurcht bezeigen, erscheinen gelegentlich, und die Damen werden eingeladen, sich mit um den Tisch zu setzen, an welchem sie von der Königin freundlich aufgenommen werden. Die Herren werden, nachdem sie sich der Königin und deren Cirkel vorgestellt haben, meist von dem Könige und dem Herzoge von Orleans über Gegenstände angeredet, welche für die Personen besonderes Interesse haben, oder über bekannte neuerliche Vorfälle. Das ist der „Familienempfang."

Noch ist eine Art königl. Gastfreundlichkeit zu erwähnen und ebenfalls zu rühmen. Im Sommer verläßt der Hof die Hauptstadt und residirt in Neuilly, St. Cloud und Fontainebleau. Ein Tag in Fontainebleau gehört vielleicht zu den glänzendsten Beispielen des königl, Landlebens.

Jeder Gast empfängt Caffee, sobald er früh aufsteht. Dann geht er in dem Garten spazieren oder beschäftigt sich sonst nach seinem Gefallen bis eilf Uhr, zu welcher Zeit er zu einem Gabel-Frühstück eingeladen wird. Er begiebt sich darauf in den Empfangsaal, wo er die königl. Familie und deren andere Gäste findet. Die nächste Bewegung geht nach dem Frühstückszimmer, wo eine Mahlzeit in großem Maaßstabe, bisweilen zu hundert Converts bereits ist. Dieses Frühstück ist wirklich ein frühzeitiges Diner, beginnt mit Suppe und endigt mit Obst und Caffee. Darauf werden die Vergnügungen für den Tag angezeigt, entweder Jagd in dem Walde, oder Spazierfahrten und Spazierritte in der Umgegend, oder Anwesenheit bei den Militär-Manövers. Jeder findet etwas für seinen Geschmack. Pferde und Wagen stehen zu eines Jeden Verfügung bereit, und Jeder darf ganz seiner Neigung folgen. Dann kommt die allgemeine Zusammenkunft um sechs Uhr, und der Abend eines so angenehmen Tages wird mit Musik und Gespräch hingebracht.

*Die

Kalt-Wasser-Heil-Anstalt

zu Münden

im

Königreich Hannover.

Daß im vorigen Jahre dahier sich eine Aetien-Gesellschaft zur Gründung einer Kalt-Wasser-Heil-Anstalt bildete, ist seiner Zeit schon angezeigt. Die erwählte Committee hielt es vor allen für nothwendig durch einen Arzt, den Herrn Doctor Lachmund, die Mutter aller dergleichen Anstalten, Gräfenberg und dann auch andere besuchen zu lassen, theils um praktische Erfahrungen einzusammeln, theils und hauptsächlich unsere Gegend und Brunnen damit zu vergleichen, um mit Sicherheit beurtheilen zu können, ob solche sich zu einer Kalt-Wasser-Heil-Anstalt in aller Maße qualificirten. Denn so anscheinend leicht dergleichen Anstalten gegründet werden können, so sehr kommt doch die Lage des Orts, der Umgegend desselben und die Beschaffenheit des Wassers in Betracht, wenn der Kranke einen guten Erfolg des Gebrauchs sich versprechen soll. Herr Doctor Lachmund erfüllte nicht nur diesen Wunsch, sondern entschloß sich auch in Gräfenberg bei Priesnitz selbst die Wasserbäder u. dgl., trotz guter Gesundheit, zu gebrauchen, um sich genau mit allem Nothwendigen vertraut zu machen. Erst im November kehrte er, nachdem er auch noch andere Anstalten besucht hatte, zurück, und nun wurde sofort das Wasser der Brunnen und Quellen geprüft und den nothwendigen Requisiten entsprechend gefunden. Aber nicht allein die Brunnen im Thale konnten allein entscheiden, sondern da Luft und Wasser bei dieser Cur in Wechselwirkung stehen müssen, so mußten auch die Quellen auf den nahen Bergen untersucht werden. Auch sie lieferten das günstigste Resultat und führten zur wirklichen Ausführung des Plans, indem man, so lange die Witterung es zuließ, die Wege zu den verschiedenen Brunnen auf den Bergen zu bessern begann. Mit dem herangenaheten Frühling sind nun alle unsere in Betracht kommenden Handwerker, unter Leitung des Herrn Stadtbau-Inspectors Fraas, der auf seiner vorigjährigen Kunstreise mehrere Anstalten der Art besuchte, in Thätigkeit gesetzt worden und so wird mit dem Anfange Mai alles im Stande sein, um Leidenden, denen die Wasser-Cur anempfohlen wird, neben einem freundlichen Aufenthalt alles zu leisten, was dazu erforderlich ist. Die von der gütigen Natur so reich ausgeschmückte hiesige Gegend, die Goethe ein Tempe nannte, bedarf keiner Schilderung, dennoch wird es Bekannten und Fremden interessant sein zu erfahren, wie dieselbe zu den verschiedenen Anlagen benutzt werden wird. Zuerst dient das ehemalige Freitag'sche, jetzt dem Herrn Gastwirth Meyer zugehörende, durch seine schönen Garten-Anlagen und geschmackvollen Gebäude sich auszeichnende Werder, an dessen Spitze Fulda und Werra zur Bildung der Weser sich schwesterlich einen, zum allgemeinen Conversations-Ort. Aus einem tief unter dem Niveau des Wassers gegrabenen Brunnen sprudelt durch künstliche Vorrichtungen aus den Röhren stets das schönste, reinste Quellwasser. Nicht weit davon entfernt ist ein Gebäude zu Douche- oder Sturzbädern für Damen eingerichtet. Neben Lectüre finden sich zur Körper-Bewegung Kegelbahnen, und in dem nahe belegenen, die herrlichsten Aussichten gewährenden, alten und neuen Sidikum, laden Billarde zu gleichem Zwecke ein. Vom Werder aus wird die erste Promenade hinter der Burg her, zwischen freundlichen Gärten, nach dem in geschmackvolle Anlagen verwandelten Wall führen. Ein köstlicher Brunnen an dieser Anlage und der Aegidien Kirche labt hier aufs Neue, und wer noch zu schwach ist weitere Touren zu machen, findet hier vorläufig Raum genug um sich dazu zu stärken. Vor dem Oberthore theilen sich, je nach Anordnung des Arztes die Touren. Wer sich an das Ersteigen der Berge gewöhnen muß, wird die Chaussee nach Cassel zu verfolgen haben. Die spiegelnde Fulda und das grünende Rattwerder zur Seite, gelangt er zum Rauschenbrunnen, dessen gesundes Wasser schon so manchen Reisenden erquickte, und dessen jäher Sturz vom hohen Berge, zwischen dunkeln Tannen, auch Jeden unwillkührlich zum Stillstehen und Anschauen bewegt. Eine kleine Anhöhe führt zur Quelle selbst und wer sich hier unter schattigen Buchen ausgeruhet hat, wird ohne große Anstrengung leicht die fernere Höhe ersteigen können und durch die köstlichste Aussicht überrascht werden. Wer noch nicht ermüdet ist, wendet sich rechts und ein schöner Eichenwald, der Königshof, empfängt ihn. In ihm wandelt er bis zu dem nahe belegenen Gute, die Bleiche, und wem nun Sturzbäder verordnet sind, findet hier in einem dazu eingerichteten Gebäude zwei, jedes mit einem An- und Auskleide-Zimmer versehen, deren Fenster nach einer herrlichen Aussicht gerichtet sind. Die Sturzbäder fallen hier unmittelbar aus einer 25 Fuß höher gelegenen Quelle. Diese Bäder sind nur für die Männer bestimmt. Wer nicht hier badet, oder nach dem

Bade noch promeniren will, geht über den Hof wiederum durch einen Buchenwald nach dem Hainbüchenborn. Die schöne Aussicht nach dem Thale und den gegenüber belegenen mit Gärten und hohen Bäumen reichlich versehenen Bergen, wird nicht einen Augenblick geschmälert, sondern vielmehr noch gesteigert. Der Hainbüchenborn ist wohl an Güte die Krone unter allen Brunnen, und es sind deshalb unter den hohen Buchen die ihn beschatten, Ruhebänke angebracht. Wer noch eine viertel Stunde weiter gehen will, wird den Weg sattsam belohnt bekommen, wenn er durch den dichten Buchenwald den Kleeberg und die kleine Platte erreicht hat. Links spiegelt sich seinen Augen das schöne Werra-Thal, das Schloß Berlepsch, Hedemünden und die benachbarten Dorfschaften und rechts die Wilhelmshöhe und die Umgegend von Cassel vor. Weiter hinaus nach dem Hühnerfelde, wird die Aussicht immer großartiger und Cassel glänzt aus der Ferne. Wer aber so weit sich noch nicht wagen darf, oder wem der Arzt ein anderes Sturzbad verordnet hat, schlägt den Fußweg über die an den Hainbüchenborn stoßende Wiese ein und gelangt unten vor dem sogenannten Bleicher-Bergen zu einem solchen und zu einer hellsprudelnden Quelle, dem Silberborn. Von hieraus geht es nach dem Kattenbühl und die freundlichen Anlagen laden von selbst ein, in dem Pavillon zu rasten, sich an der herrlichen Aussicht auf's Neue zu laben. Wer durch das Ersteigen der Berge nicht so ermüdet, wird gleich vom Oberthor aus, den Weg nach dem Kattenbühl einschlagen und dann die vorhin beschriebene Tour nach dem Rauschenbrunnen zu durchwandern. Das wäre die Morgen-Promenade! Zu der des Nachmittags ladet der Weg nach dem reizenden Werra-Thal ein und Jeder kann hier, wie es ihm beliebt und seine Constitution es erlaubt, wiederum im Thale oder in der Höhe bleiben. Wer das letztere vorzieht, wandert nach Hansen's Anlage und geht durch einen dichten Buchen-Bestand entweder bis auf die Spitze des Berges, wo ihn die malerischste Landschaft überraschen wird, oder nach dem Herrmannshagen, nach Thielebeule's Anlage zu, von wo aus er ebenfalls eine köstliche Aussicht genießt, und unter andern Wilhelmshöhe und den Herkules in der Ferne erblickt. Im Schatten von Buchen und Eichen wandert er dann weiter nach dem Andree'schen Berge. Er hat nun die Stadt, das ganze Thal zu seinen Füßen, schauet in alle Straßen, freuet sich des errungenen Ziels und vespert oder ißt zu Abend bei Harmonie-Musik. Ein anderer, eben so einladender Weg zur Nachmittags-Promenade ist die Verfolgung der Chaussee nach Göttingen und rechts in den Wald hinein, oder gerade über den Questenberg nach dem Jungfernborn zu, dann nach dem Steinbruch und über den Berg nach Volkmarshausen. Ein wogendes Kornfeld, das freundliche Gimte und Hilwardtshausen liegen vor ihm, und auf der sich dazwischen und dem majestätischen Reinhardswalde durchfluthenden Weser, zeigen hohe Masten die regsame Schifffahrt.

Doch wer könnte alle schönen Punkte auch nur skizziren! Man muß sie selbst sehen, z. B. den Molkenbrunnen und von da die herrliche Parthie auf den Steinbruch, die Tilly-Schanze u. dgl. Bekannte werden sich durch diese kurze Schilderung wiederum ein lebhaftes Bild von Allem machen können, und Fremde, welche die hiesige Gegend nicht kennen, werden wenigstens daraus abnehmen können, daß dieselbe sich zu einer Kalt-Wasser-Heil-Anstalt wohl ganz besonders eignet. Wir kehren daher zu dieser zurück und bemerken noch, daß außer den bezeichneten Sturzbädern auch noch ein Wellenbad zugerichtet werden soll und daß auch Bade-Anstalten in der Fulda vorhanden sind.

Was die Kosten des hiesigen Aufenthalts für Fremde anbetrifft, so werden diese keine an andern Orten übersteigen. Logis mit Meublen, jedoch ohne Betten und den zu den Hausbädern nöthigen Apparaten, sind hier zu 2 bis 8 Thaler monatlich zu erhalten und die Speisen und sonstigen Lebens-Bedürfnisse sind hier sehr billig. Die Mitglieder der Committee, die Herren: Assessor Bergmann, Christ. Wüstenfeld, Factor Natermann, Fleischmann, N. Knochenhauer, Legge-Inspector Bockwitz, G. Baurmeister, C. Fröling und Apotheker Köster, so wie der Herr Doctor Lachmund und der Unterzeichnete werden gern auf Anfragen nähere Auskunft geben. Außerdem aber ist, was insbesondere die Ausmittelung von passenden Logis betrifft Herr P. Herrställ dazu bereit. *)

Münden, im März 1841.

Bodungen,
Bürgermeister.

Locales.

In der jetzigen Zeit erscheint es passend, an folgende gesetzlichen Bestimmungen zu erinnern. Die Termine, an

*) Auch diese Hannoversche Anstalt würde einen bedeutenden Nutzen davon ziehen, wenn Hannover die Bremische Dampfschifffahrt auf der Oberweser freundlich befördern wollte.
die Redact.

welchen regelmäßig der Wechsel der Miethwohnungen erfolgt (die sogenannten Fahrelzeiten) finden um Ostern am zweiten Mittwochen des Monats April, und um Michaelis am zweiten Mittwochen des Monats October Statt. In denjenigen Jahren aber, da dieser Mittwoch um Ostern in die Charwoche oder in die Osterwoche fallen würde, tritt die Fahrelzeit um Ostern nicht an jenem Tage, sondern am ersten Mittwochen nach der Osterwoche (in der sogenannten vollen Woche nach Ostern) ein. Wenngleich der Mittwoch als der Tag anzusehen ist, an welchem das Ausziehen aus den Wohnungen geschehen muß, so wird doch der bisherige Gebrauch beibehalten, daß einestheils der Miether an jenem Tage noch einen Theil seiner Effecten in dem in Miethe gehabten Hause zurücklassen darf, und der Vermiether nur verlangen kann, daß am Donnerstage Mittags 12 Uhr auch von den zurückgebliebenen Effecten das Haus gänzlich geräumt sei, anderntheils aber auch dem Vermiether oder demjenigen, welcher das Haus bezieht, schon von Mittwoch Mittags 12 Uhr an die Mitbenutzung desselben zusteht.

Theater.

Den 12. April. Bürgerlich und romantisch, Lustspiel von Bauernfeld; hierauf die schelmische Gräfin, Lustspiel von Immermann.

Bauernfeld's Lustspiel ist dem Publicum schon von früher bekannt. Es gehört in die beste Zeit des Dichters, wo „die Bekenntnisse“ sein ausgezeichnetes Talent zum modernen Lustspiel documentirten und schnell seinen Ruf gründeten. Es kehren bei ihm nicht die verbrauchten Intriguen und sentimentalen Schiefheiten der Kotzebue'schen Periode wieder; der Dichter lebt wahrhaft in der Gegenwart; er durchschaut das Gewebe ihrer Verhältnisse und legt der Darstellung zugleich eine würdige Lebensansicht unter. Indeß bewegt er sich in einem kleinen Kreise und hat sich schnell erschöpft. — Über die diesmalige Bühnendarstellung können wir kurz sein. Fräulein Bertha Stich (Catharina von Rosen) und Frl. Clara Stich (Cäcilie) — auf dem Zettel waren die Namen vertauscht — waren ein treues Bild des Lebens; jede zarte Nuance trat hervor. Dagegen trugen Hr. Lemke und Hr. Seelig die Farben zu stark auf. Hr. Krieg (Präsident von Stein) war ganz der würdevolle und zugleich gemüthliche Greis, wie ihn der Dichter gezeichnet. Hr. Sympher spielte besser, als gewöhnlich. Das bürgerliche Ehepaar schien dazu ausgesucht zu sein, alle Welt zum Romantischen zu bekehren.

In dem kleinen Lustspiel Immermann's konnte Fräulein Clara Stich (Röse) ihr Talent für das Naive auf das anmuthigste zeigen. Die Mutter ist immer eine angenehme Erscheinung, selbst wenn, wie diesmal, die Rolle nicht ganz in ihr Gebiet gehört. Die Verse fließen leicht dahin und sind vom Dichter mit großer Kunst behandelt. Hr. Seelig renkte sie aus allen Gliedern. Wie selten begreifen Schauspieler, daß Verse anders als Prosa vorzutragen sind!

Den 13. April. Das Glas Wasser oder Ursachen und Wirkungen, (richtiger: die Ereignisse und ihre Ursachen) von Scribe, übersetzt von Cosmar.

Man sah das Ideal verwirklicht, das der Goethe'sche Schauspieldirector (im Vorspiel zum Faust) entwirft, „wo die Menge bei hellem Tage schon vor Vieren mit Stößen sich bis an die Kasse ficht, und, wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren, um ein Billet sich fast die Hälse bricht.“ Wenn schon dies bei uns seltener ist, als in den theaterlustigeren süddeutschen Städten, wo das „vor Vieren“ manchmal seine buchstäbliche Anwendung findet, so ist noch seltener eine Vorstellung, wo Poesie und Schauspielkunst in solchem Grade vereint den höchsten Kunstgenuß bereiten und Alle befriedigt entlassen.

Scribe's Lustspiel excellirt in der, von den Franzosen jetzt so glücklich gehandhabten, Gattung der Intriguenstücke. Ein bunter Teppich wird vor uns aufgerollt; kaum haben wir Zeit, bei den ergötzlichen Gruppirungen der Figuren zu verweilen; schon liegt eine andere vor uns und fesselt das Auge; bis ans Ende bleiben wir gespannt, erheitert, und es lockt uns, noch einmal von vorne anzufangen. Es wäre vielleicht mißlich, die Fäden des Gewebes, die Verhältnisse der Farben zu einander sorgfältig zu prüfen. Das müssen wir uns gestehen, daß Scribe die Verkettung der Intriguen zum großen Theil nur durch Unwahrscheinlichkeiten möglich gemacht hat, unter denen wohl die größte die ist, daß Alles sich im Vorzimmer der Königin entspinnt und abwickelt. Daß selbst Staatsmänner ihre Geheimnisse stets auf der Zunge tragen und dem ersten besten an den Kopf werfen, mag heutzutage in Paris so auffallend nicht mehr sein; in London ist dies anders. Allein wir wollen diesem Puncte nicht weiter nachforschen und lieber zugestehen, daß ein Lustspiel sich darin etwas herausnehmen darf.

Die Bühnendarstellung verdiente Bewunderung, wenigstens zweifeln wir nicht, daß sie allgemeine Anerkennung gefunden hat. Mancher fürchtet freilich, für minder geistreich zu gelten, wenn er bloß anerkennt, wenn er nicht durch negirende Kritik sich und Andere den Genuß verderben kann, glaubt doch über Schauspielkunst ein jeder urtheilen zu können. Wir lieben diese stets verneinende Kritik nicht. Eine vollkommnere Herzogin von M., als Mad. Crelinger, kann nicht gedacht werden; man beachte nicht bloß die Declamation, sondern vor Allem die Haltung und Mimik. Der Effect beim Ausschütten des Glases würde noch gehoben werden, wenn die Herzogin anfangs der Königin etwas ferner stände und langsam auf sie zugehend in der leidenschaftlichen Bewegung, in dem Zittern der Hand schon die unglückliche Katastrophe ahnen ließe. Frl. Bertha und Clara Stich waren beide in ihrem Spiel so vortrefflich, daß schwer zu sagen sein möchte, welcher von beiden der Preis gebührt. Auch Herr Lemke zeigte sich würdig neben solchen Künstlerinnen zu spielen.

Am nächsten Donnerstag wird „das Glas Wasser“ wiederholt. Am Freitag erscheint Mad. Crelinger als Sappho zum letzten Mal auf unserer Bühne, so daß wir noch Gelegenheit erhalten, sie im Pathos der erhabenen Tragödie, dem ihr eigensten Kunstgebiete, kennen zu lernen; „Sappho“ gehört unter ihre brillantesten Darstellungen.

Miscellaneen.

(Scribe,) dieses Glückskind des französischen Dramas, hat es von allen Schriftstellern wohl am besten verstanden, aus Tinte Gold zu machen. Seit seinem ersten auf der Bühne erschienenen Stücke hält derselbe eine genaue Verzeichnung über die Aufführungen und den Ertrag seiner Fabrikate. Dreißig Jahre sind es jetzt seit (1811) sein erstes Stück im Theater des Vaudeville gegeben wurde; das längst mit den meisten nachfolgenden vergessene Stück hieß „der Derwisch." Am 31. December des Jahres 1840 zeigte der Autor des Verre d'eau einigen Freunden sein Rechnungsbuch, woraus sich ergab, daß Scribe bis zu jenem Datum von den französischen Theatern nicht weniger als 2,102,000, sage zwei Millionen, hundert und zwei tausend Francs eingestrichen hat!

(Leipzig.) Am Palmsonntage ist in der Thomaskirche zu Leipzig unter der Direction des berühmten Mendelsohn-Bartholdy die Passionsmusik von Sebastian Bach für zwei Chöre und zwei Orchester aufgeführt. Die Kirche war dabei, da die Aufführung Abends vor sich geht, prachtvoll beleuchtet. Der Ertrag ist zu einem Denkstein für Bach in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung auf dem Thomasplatz bestimmt.

(Der Themse-Tunnel.) Die großen Schwierigkeiten, welche die Vollendung dieses Riesenwerkes verzögert haben, sind jetzt so gut als völlig überwunden. Die Arbeiten unter dem Strome sind ganz fertig, und der Schild, der Vorläufer des Baues, steht gegenwärtig unter den Werften der Compagnie an den Middleser-Ufer. Die Arbeiten zu Wapping, um den Schacht, durch welchen die Fußgänger hinuntersteigen, fertig zu machen, werden thätig betrieben. Der Untergrund, welcher bereits erreicht worden, ist für das Hinabsenken der ungeheuern Backstein-Masse günstig. Sobald der Schacht in die erforderliche Tiefe gelangt sein wird, soll der Schild von seiner jetzigen Stellung vorrücken, und wenn derselbe noch einen Weg von 33 Fuß 6 Zoll zurückgelegt hat, wird die Verbindung durch die ganze Länge des Tunnel eröffnet werden. — Gegenwärtig fließen jede Minute 4 bis 500 Gallonen Quellwasser in den Tunnel; allein sobald derselbe eröffnet ist, wird der Zufluß aufhören. Die Maschine wirft mit weniger als ihrer halben Kraft alles Quellwasser hinaus, und der gewölbte Gang für die Besucher bis zum Schilde ist vollkommen trocken. Man hofft, daß die feierliche Eröffnung des Tunnel gegen Ende des Sommers stattfinden werde. Ihre Majestät hat den Ingenieur, Hr. Brunell, für die bei dem Themse-Tunnel bethätigte Geschicklichkeit zur Ritterwürde erhoben.

(Herr Domänenrath Elsner) bemerkt in der Schlesischen Zeitung über „Meteorologisch-Oekonomisches": „Alle Witterungskennzeichen deuten auf ein ungewöhnlich schönes Frühjahr und auf einen sehr warmen Sommer. Der jetzt um das Frühlings-Aequinoctium wehende stete West- und Süd-Westwind; der hohe und feste Barometerstand und die sehr gleichmäßig steigende Luft-Temperatur lassen mit ziemlicher Sicherheit auf Beides schließen. Für die Landwirthe dürfte hieraus die Regel hervorgehen, mit der Frühjahrssaat nicht zu zögern, weil sich von der frühen wohl mehr hoffen läßt, als von der späten. — Aber wird nicht am Ende im April und Mai wieder noch ein herber Nachwinter kommen, wie wir ihn in den jüngstvergangenen Jahren gehabt haben? Unmöglich ist dies nicht, aber dennoch nicht wahrscheinlich, und wenn auch an Maria Lichtmeß die Sonne geschienen hat, so fielen ihre Strahlen doch in eine Atmosphäre von mehr als 12 Grad Kälte, was am Ende wohl gültiger sein dürfte, als wenn der Himmel bedeckt gewesen wäre. Für die Aufforderung zur frühen Einsaat kann auch der Umstand sprechen, daß die Vegetation bereits eingetreten ist, wie man dies deutlich genug an den Wintersaaten und am Klee wahrnehmen kann, die beide schon freudig grünen. Beiläufig gesagt, berechtigen sie auch zu den frohesten Hoffnungen, denn seit vielen Jahren kommen die Saaten nicht ohne alle Ausnahme, so gut aus dem Winter, wie heuer, und selbst die allerspätesten haben nicht das Mindeste gelitten. Auch der Reps zeigt sich gut und schlägt die Besorgnisse nieder, die man noch vor wenigen Wochen seinetwegen hatte. Den Winzer wird das heurige Jahr vielleicht besonders erfreuen, und die Weintrinker können sich Bene thun, damit vor dem Herbste viele Fässer leer werden. Ein gutes Weinjahr ist aber gewöhnlich ein schlechtes Flachsjahr, daher wird es gut sein mit den vorhandenen Vorräthen sparsam Haus zu halten, d. h. sie nicht für niedrige Preise zu verschleudern. Die Bäder werden sich zur Aufnahme vieler Gäste einrichten müssen. Geschrieben am 20. März."

(Die Jüdinnen.) Fontanes fragte Chateaubriand, ob er wohl einen Grund angeben könne, warum die Jüdinnen meist so viel schöner wären, als die Juden? Chateaubriand gab folgende, wahrhaft poetische Erwiederung: „Die Jüdinnen entkamen dem Fluche, welcher auf ihren Vätern, Gatten und Söhnen lastete. Nicht eine einzige Jüdinn war unter dem Schwarme der Priester und des Pöbels zu sehen, welcher dem Sohne Gottes Schmach zufügte, ihn geißelte, mit Dornen krönte und ihn der Schande und der Qual des Kreuztodes überlieferte. Die Frauen Judäas glaubten an den Heiland und standen ihm im Leiden bei und trösteten ihn. Ein Weib von Bethanien goß über sein Haupt eine kostbare Salbe aus, welche sie in einem Gefäß von Alabaster mitgebracht. Die Sünderin salbte seine Füße mit wohlriechendem Oele und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes. Christus verbreitete seinerseits auch seine Gnade über die Jüdinnen: er erweckte vom Tode den Sohn der Wittwe von Nain und den Bruder der Martha, Lazarus. Er heilte Simon's Schwiegermutter und die Frau, welche den Saum seines Kleides berührte. Der Samariterin war er ein Quell lebendigen Wassers und ein mitleidiger Richter der auf dem Ehebruch Ergriffenen. Die Töchter Jerusalem's weinten über ihn; heilige Frauen begleiteten ihn auf den Kalvarienberg, brachten Balsam und Spezereien und suchten ihn weinend im Grabe. „Weib, warum weinst Du?" Nach seiner Auferstehung erschien er zuerst der Maria Magdalena. Er redete

sie an: „Maria!“ Bei dem Klange seiner Stimme wurden Magdalenens Augen geöffnet, sie erkannte den Herrn und fiel ihm u Füßen mit den Worten „Rabbuni! (Meister.)“

(Schelling.) Es ist ein großer Jammer, wenn in der Schule ergraute Philosophen nicht zehn Zeilen in logischer Ordnung und mit richtigem Gedankenausdruck zu schreiben gelernt haben und einige Tage nach Verabfassung ihrer Productionen diese selbst zu verbessern und zu kommentiren genöthigt sind. So brachte uns die „Münchner politische Zeitung das Verantwortungsschreiben Schelling's“ an den Herrn Minister von Abel. Zu diesem auf mäßigem Raume enthaltenen Documente sah sich der große Philosoph „ermüssigt,“ zu nicht weniger als 5 — 6 Stellen Stylverbesserungen und neue vermittelnde Gedankenwendungen zu fügen, um es vor der Öffentlichkeit, der er es später übergab, verständlich zu machen. Was hilft uns denn unsere Philosophie, wenn sie den Geist nicht bildet und in den Stand setzt, grade in den Momenten, wo er sich konzentriren und nach Außen vortreten soll, in innerer, nothwendiger Weise seine Gedanken zu entwickeln, sich selbst klar und durchsichtig zu werden, und sich so klar und durchsichtig den Andern mitzutheilen? Da spreche man noch vornehm über den hohlen Formalismus anderer philosophischen Systeme ab, deren Grundcharakter innere Nothwendigkeit und durchsichtige Klarheit der Entwicklung ist.

(Grimm.) Sehr bezeichnend ist folgende Thatsache, welche Cousin aufführt: „Als ich von der Deputirtenkammer einen bescheidenen Credit von 5000 Franken für die Gründung eines neuen Lehrstuhls am College de France, der für den Unterricht in der slavischen Sprache und Literatur bestimmt war, verlangte, hatte ich Einwendungen von mehr als einer Art zu überwinden. Was ist aus diesen Einwendungen geworden, dem gelehrten und glänzenden Unterricht des Herrn Mickiewicz gegenüber? Indem ich Frankreich einen slavischen Lehrstuhl und Herrn Mickiewicz gab, glaube ich, Frankreich und der Literatur einen doppelten Dienst geleistet zu haben. Meine Absicht war, ich verhehle es nicht, und Herr von Gerando in der Pairskammer hat mich schon ein wenig verrathen, meine Absicht war, in der nächsten Session einen neuen Credit von 5000 Franken zu verlangen, um an demselben College de France einen neuen Lehrstuhl der germanischen Sprache und Literatur zu errichten, und ich war nicht ohne Hoffnung, Herrn Grimm zu gewinnen, wie es mir mit Herrn Mickiewicz gelungen war.“

(Fürst Hohenlohe,) der Wundermann, ist Geistlicher in Großwardein. Er giebt Predigten heraus, die sich von dem Vorwurf des Zelotismus ziemlich frei halten und auch sonst nur nüchtern sein sollen. Aber überschwänglich wird sein Ausdruck, so wie er von der Mutter Maria spricht. Da heißt es: „Der zweite Adam, Christus, hat auch seine liebliche Geburtsstätte gehabt. Dies Paradies war die Seele der hochgebenedeiten Jungfrau, welche der heilige Geist mit aller Schöne und Holdseligkeit geschmückt hatte. Dort blüheten in wundersamem Flor geistige Blumen und Pflanzen, die durch ihren Wohlgeruch den zweiten Adam wonnig erfreuten. Es dufteten darin die Lilie der Keuschheit, die Rose der Geduld, das Veilchen der Demuth“ u. s. w.

(Man berichtet aus Frankfurt:) Am 17. d. M. Vormittags fand auf dem freien Platze vor dem Theater zu Frankfurt am Main eine Comödie Statt, die einen blutigen Ausgang nahm. Der Bassist der dortigen Oper, Dettmer, erlaubte sich in der Vorstellung von „Czar und Zimmermann,“ am vorangegangenen Sonntage eine Anspielung auf einen dort privatisirenden Engländer, der ein täglicher Theaterbesucher ist, und auch am Sonntag im Theater anwesend war. Der Engländer nahm diese Beleidigung, die auch allgemeine Mißbilligung fand, nicht so gleichgültig hin, trat am 17. Vormittags auf den bei anderen Theatermitgliedern auf dem Theaterplatz stehenden Bassisten Dettmer zu, fragte ihn, ob er Dettmer sei, und versetzte ihm auf die bejahende Antwort mit der Reitpeitsche einen heftigen Schlag an den Kopf. Dadurch entstand zwischen Beiden eine Prügelei, die aber, wie oben gesagt, für beide Theile sehr blutig endete, und Herrn Dettmer so angriff, daß er noch sehr leidend sein soll. Dettmer zeigte sogleich dem Criminalamte die Sache an; der Engländer stellte sich freiwillig und wurde gegen Caution auf freien Fuß gelassen. Die Zeugen wurden schon am 19. Nachmittags verhört, und man ist auf den Ausgang der Sache gespannt. Dettmer wird wahrscheinlich mehrere Wochen nicht singen können, und die Frankfurter Theaterdirection macht gegen den Engländer auch Entschädigungsansprüche geltend. — Nachträglich wird gemeldet, daß die Wunden, welche Hr. Dettmer bei diesem Auftritte geerntet, und deren Zahl sich auf nicht weniger als sieben beläuft, sich glücklicher Weise nicht lebensgefährlich erwiesen haben, jedoch den Sänger längere Zeit verhindern werden, die Bühne zu betreten. Der Engländer, ein ehemaliger Schiffscapitän, hat eine Caution von 3000 fl. stellen müssen. Die gerichtliche Untersuchung hat, wie es heißt, ergeben, daß eine Herausforderung, welche der Engländer wegen der angeblichen Beleidigung an Herrn Dettmer gerichtet, von Diesem nicht berücksichtigt wurde.

(Das Wasser aus dem artesischen Brunnen von Grenelle) fängt an heller zu werden, ohne von seiner Wärme zu verlieren.

(Die Befestigung von Paris) hat folgenden Vers ins Gedächtniß gerufen: **Le mur murant Paris rend Paris murmurant.** (Die Paris vermauernde Mauer macht Paris murren.)

(Köln.) Am diesjährigen niederrheinischen Musikfeste werden Frau Pirscher, Fräulein Elise Meerti, Herr Schmetzer und Herr Staudigl die Soli singen.

(Paris, 1. April.) Gestern Abend ist Mlle. Mars zum letzten Male im Theater Français aufgetreten; ihre Bühnenlaufbahn darf von jetzt an als geschlossen betrachtet werden.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 30.

Bremen, Donnerstag den 15. April 1841.

Gestorben:

Nro. 327. Den 9. April. Des Landvoigts Joh. Friedrich Katenkamp Sohn, 4 Wochen; Brautstraße Nro. 28.

— 328. Den 10. — Des Conditors Carl Lampe Sohn, 3 Monat; U. L. Fr. Kirchhof Nro. 12.

— 329. Den 11. — Des Tischlers Heinrich Philipp August Meyer Tochter, 7 Monat; Grünenstraße Nro. 66.

— 330. Den 11. — Der Weinküper Joh. Gottfried Nicolaus Jungheim, 58 Jahr; Armenhaus.

Nro. 331. Den 11. — Der Landmann Gabriel Knoche, 40 Jahr; Gerberhof Nro. 5.

— 332. Den 12. — Des Krameramtsgenossen Wilke Riedemann Sohn, 2½ Jahr; letzte Schlachtpforte Nro. 1.

— 333. Den 12. — Des Vergolders Christ. Heinrich Holste Sohn, 4 Monat; Marterburg N. 7.

— 334. Den 12. — Des verst. Soldaten Friedr. Georg Kalbs Wittwe, geb. Meincken, 73 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 56.

Geburten:

Nro. 458. Den 9. April. Des Schuhmachers Joh. Jung Ehefr., geb. Leopold, Hastedt; von einem Knaben.

— 459. Den 9. — Des Kappenmachers Joh. Wilh. August Giroud Ehefrau, geb. Kirchhoff, gr. Johannisstraße Nro. 230; von einem Knaben.

— 460. Den 10. — Des Arb. Joh. Gerd Windler Ehefr., geb. Bätjer, Utbrennerstraße N. 4; von einem Mädchen.

Nro. 461. Den 12. — Des Dr juris und Obergerichtsanwalts Herm. Daniel Watermeyer Ehef. geb. Henschen, Pelzerstraße Nro. 49; von einem Mädchen.

— 462. Den 13. — Des Schlachters Joh. Conrad Beyer Ehefr., geb. Moritz, Dragen-Gang Nro. 3; von einem Mädchen.

— 463. Den 13. — Des Weinküpers Joh. Heinrich Kehlenbeck Ehefr., geb. Arfmann, große Krummenstraße No. 2; von e. Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 31.

Bremen, Sonntag den 18. April 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 18. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Sonette von M.

1. Der Dichter.

„Gott warum gabst du mir Lieder? —" Freiligrath.

Der weiten Erde Reichthum war vergeben;
Da stand noch einer unbegabt, — der Dichter;
„Komm oft, als Gast," sprach Zeus, der Herr und Richter
„Glückseel'ge Tag' im Himmel zu verleben!"

Oft wagt es der Poet mit heil'gem Beben,
Zu übersteigen jene stern'gen Lichter,
Und wagt's, im Glanz der ew'gen Angesichter,
Des Himmels Au'n beseligt zu durchschweben.

Kein Wunder, daß, von dort zurückgekehret,
Der Weisheit voll aus manch' geweihtem Buche,
Und von der matten Alltagswelt belehret,
Daß man den Himmel hier vergebens suche,
Daß, hart getäuscht, von herbem Gram verzehret,
Er seinen eignen Liedern bitter fluche!

---

2. An Bürger.

Mann ew'gen Ruhms, du konntest Deutschlands Söhnen
Aus deiner Leier Himmelsklänge locken,
Daß in der Hütte selbst, das Auge trocken,
Der Trübe stand, bezaubert von den Tönen!

Und dennoch ließen sie im Schmerz dich stöhnen,
Dich nagen an verdorrten harten Brocken,
Und ließen Kummer bleichen deine Locken
Und dich im Elend sterben! — Loos des Schönen! —

Dein grausam Schicksal theilet auch die Blume.
Das Mädchen lenkt zu ihr die leichten Schritte
Und trinkt den süßen Duft und freut sich dessen.
Doch fühlt sie nicht der durst'gen Blume Bitte.
Die Pflanze stirbt — gleich einem Heiligthume
Von ihr geehrt —, und treulos doch vergessen.

Edelmuth.

Der Baron von T. war ein leidenschaftlicher Spieler. Einst einer der reichsten Edelleute um B., hatte er eine seiner Besitzungen nach der andern veräußern müssen, so daß er zuletzt mit seiner Familie, einer jungen, liebenswürdigen Frau und zwei Töchtern, nur noch auf ein kleines, aber ebenfalls verschuldetes Gütchen angewiesen war. Tausendmal schon

hatte er der verderblichen Leidenschaft geflucht, die ihn zum Bettler zu machen drohte, tausendmal den festen Vorsatz gefaßt, ihr zu entsagen, aber durch die geringste Gelegenheit in seinen guten Vorsätzen wankend gemacht, eilte er stets von Neuem unaufhaltsam seinem Verderben entgegen. Jetzt erst, nachdem ihm von seinen beträchtlichen Reichthümern nichts mehr übrig geblieben, als jenes Gütchen, und ihn und die Seinigen eine düstere Zukunft, ein sorgenbehaftetes Alter bedrohte, empfand er die Qualen der marterndsten Reue in ihrer ganzen fürchterlichen Größe.

Da schien sich der Himmel seiner noch einmal anzunehmen. Eine reiche Tante, die im Auslande gelebt und sich wenig um ihre Verwandten gekümmert hatte, starb, und setzte den Baron zum einzigen Erben ihres Vermögens ein. Wie ein Zauberschlag traf diesen die unerwartete, beglückende Nachricht. Von Neuem faßte er die besten Vorsätze, nun der treuste Hüter seiner Leidenschaft zu sein, und nachdem er von den Seinen Abschied genommen und versprochen hatte, sobald die Erbschafts-Angelegenheit beendigt sein würde, seine Rückkehr zu beschleunigen, trat er seine Reise an.

Da das Vermögen der Verstorbenen größtentheils in baarem Gelde bestand, so befand sich der Baron im Laufe der vierten Woche schon wieder auf der Rückreise. Er beschloß jedoch, einige Wochen im Bade zu T.....z zu verweilen, um sich von den drückenden Sorgen zu erholen, die in der letzten Zeit so schwer auf ihm gelastet und seine Gesundheit in etwas zerrüttet hatten. Zu seiner größten Freude traf er hier einen theuern Universitätsfreund, den er seit jenen Jahren ihres traulichen Beisammenlebens nicht gesehen und nach dem er sich oft schmerzlich gesehnt hatte. Die ersten Tage lebten beide Freunde der Erinnerung der Vergangenheit; sie hatten sich so viel zu erzählen von ihren gegenseitigen Schicksalen, daß schnell eine Woche verflog, und sie beschlossen, sich nun auch in T.....z umzusehen, um die Badegäste kennen zu lernen.

Wieder verging eine Woche. Theodor, des Barons Freund, feierte seinen Geburtstag. Schon am frühen Morgen begab sich der Baron in des Freundes Wohnung, um ihn durch einen Glückwunsch zu überraschen, da ihm dieser Tag aus den früheren Jahren noch im Gedächtnisse geblieben war. Die beiden Freunde waren sich genug, sie verlebten den Tag in traulicher Harmonie, und erst am Abende nahm der Baron des Freundes Arm, um mit ihm den Badesalon zu besuchen. — Es wurde getanzt. Der Baron trat in die Reihe der Tänzer; er tanzte mit auffallender Leichtigkeit und Anmuth. Die Damen beschworten sich scherzend, daß sich ein so liebenswürdiger Gesellschafter und vollendeter Tänzer bis jetzt ihren Zirkeln entzogen habe.

Der Baron wurde immer heiterer. Er trank einige Flaschen Wein; auch in Theodor's Wohnung hatten Beide schon einige Flaschen getrunken.

„Wir wollen uns etwas abkühlen, meine Stirn glüht," sprach der Baron zu seinem Freunde. Theodor verließ mit ihm den Salon, und Beide schlenderten eine Zeit lang die Straße auf und ab. Einige Häuser waren glänzend erleuchtet. Die beiden Freunde traten in eines derselben, und der Baron zog den willenlos folgenden Theodor mit sich durch mehrere Zimmer. Der Letztere spielte mit seiner Uhrkette und einem Ringe, den er vom Zeigefinger abgezogen hatte und an dem kleinen Finger auf und ab laufen ließ. Erst als der Baron plötzlich stillstand, sah Theodor auf. Sie befanden sich in einem Spielzimmer, an der grünen Tafel. — Der Baron sah auf seinen Freund, nahm ein Goldstück und setzte es lächelnd auf eine Karte, wie einer, der eine böse Leidenschaft besiegt zu haben glaubt, und sie nun, im Bewußtsein seiner Stärke, höhnend zum Kampf herausfordert. Er verlor. Er nahm ein zweites, ein drittes, ein viertes Goldstück; — er griff mit der ganzen Hand in die Tasche — er verlor. Seine Hand begann zu zittern, aus seinen Augen sprühte ein wildes Feuer, in seinem Blicke glänzte die in aller Stärke auf's Neue erwachende Leidenschaft. Theodor ließ den Freund nicht aus den Augen. Eine auffallende Bangigkeit überflog auf Augenblicke sein Gesicht, und nahm es endlich ganz in Besitz.

Endlich, als die Taschen des Barons geleert zu sein schienen, erhob er sich und schritt nach der Thür. „Gottlob!" murmelte Theodor, ihm folgend, und seine Züge erheiterten sich wieder. Der Baron, der ihn bemerkte, drehte sich jedoch um und bat ihn, ein wenig zu warten. Hierauf eilte er hastig fort. Theodor schritt wieder mechanisch an die grüne Tafel, ein tiefer Seufzer drängte sich aus seiner Brust, den er von Niemandem gehört glaubte. Ein reicher Engländer aber, der mit den Händen in einem Haufen gewonnenen Goldes wühlte, sah zu dem Seufzenden auf, als bedauere er den Fremden, der nicht Geld genug habe, um sein Glück ebenfalls zu versuchen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte der Baron

zurück. Beide Hände in den Taschen seines Überrockes, näherte er sich auf's Neue begierig der grünen Tafel. Sein Gesicht war noch stärker geröthet als zuvor. Er schien noch einige Gläser Wein getrunken zu haben. Vergebens versuchte Theodor, die Augen des Freundes auf sich zu ziehen. Schon lag wieder eine Handvoll Goldstücke auf einer Karte. Der Baron war taub, stumm, blind für die ganze Welt, er bemerkte den Freund nicht — und Theodor schauderte.

Der Baron hatte Unglück. Aber je mehr er verspielte, je größer wurden die Summen, die er setzte. Endlich, nach Verlauf einer Stunde, griff er noch einmal langsam in die Taschen seines Überrockes. Um seinen Mund zuckte ein kaltes, entsetzliches Lächeln; die Hand, die das letzte Gold hielt, krampfte sich noch einmal fest zusammen, ehe sie es auf den Tisch warf. Der Baron verlor und — der reiche Erbe stand als Bettler auf. Theodor hatte sich nach der Rückkehr des Barons ebenfalls entfernt. Als er wieder in das Spielzimmer trat, stürzte der Letztere an ihm vorüber, bleich, wie ein Marmorbild, mit fürchterlichen, verzerrten Mienen. Theodor sah auf den grünen Tisch. Die Haufen Goldes, die vor dem Banquier aufgehäuft lagen, ließen ihn das Übrige errathen.

Mit festen Schritten näherte er sich jetzt ebenfalls dem Tische. Er nahm ein Goldstück und setzte es auf die Dame, die Karte gewann. Er nahm ein zweites, ein drittes, er gewann. Das Glück, das seinem Freunde den Rücken gedreht, schien ihm desto freundlicher zu lächeln, — alle Karten schlugen ihm zu. Abermals eine Stunde, eine fürchterliche bange Stunde, in der jeder Athemzug in der Brust der um den Tisch Stehenden erloschen zu sein schien, und alles Gold, was der Baron verspielt, war in die Hände Theodor's übergegangen.

Reich, wie er noch nie gewesen, verließ Theodor das Spielzimmer, um den Baron aufzusuchen. Ein Diener schaffte das gewonnene Gold in seine Wohnung.

Theodor fand den Baron in einem der vordern Zimmer. In seinem Auge lag der Ausdruck eines wahnsinnigen Spielers, eines verzweifelnden Familienvaters. Er hatte bereits von einigen der Anwesenden von dem Glücke Theodor's gehört, und als Letzterer zu ihm trat, sah er ihm mit einem furchtbaren Ausdrucke entgegen.

„Du hast Unglück gehabt," redete Theodor den Baron an.

„Du desto mehr Glück," war die kurze in schneidendem Tone gegebene Antwort.

Noch einigemal redete Theodor den Baron an, noch einigemal antwortete dieser in demselben Tone. Endlich wurden seine Antworten beleidigend. Es kam zu hitzigen Worten, der Baron murmelte etwas von Taschenspielerkünsten, von Fingerfertigkeit, — einige Offiziere an den daranstoßenden Tischen hatten dem Streite zugehört, sie sahen verwundert auf den Beleidigten, der die Zähne zusammenbiß, daß das Blut auf die Lippen trat, und Theodor mußte seinen Freund fordern, seinen Freund, den er nach jahrelanger Trennung hier wiedergefunden, und mit dem er sich so herzlich dieses Wiederfindens gefreut.

Ein alter Oberst, ein Ehrenmann, erbot sich zum Secundanten Theodors; ein anderer Offizier, der den Streit ebenfalls mit angehört, zu dem des Barons. Der Baron hatte die Wahl der Waffen. Er forderte einen Zweikampf auf Pistolen im Avanciren. Vergebens versuchten die Secundanten, eine andere Art des Zweikampfes herbeizuführen, der Baron blieb bei dem Gesagten. Er schien unbedingt den Tod Eines oder des Anderen herbeiführen zu wollen.

Der achte Tag, von dem folgenden Morgen ab, wurde als der Morgen des Zweikampfes festgesetzt. Theodor hatte so lange um Aufschub gebeten, weil er noch eine Reise zu machen und einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen habe.

(Der Schluß folgt.)

Haus und Schule.

(Bruchstück einer in einer süddeutschen Lehranstalt gehaltenen öffentlichen Rede.)

Haus und Schule, das bleibt eine Hauptbedingung zum Gedeihen des Unterrichts und der Erziehung, müssen miteinander in beständiger Wechselwirkung stehen, d. h. sie sollen sich in ihren Bestrebungen und Leistungen einander unterstützen und ergänzen, sich gegenseitige Achtung und Anerkennung beweisen und auf diese Weise beurkunden, daß es ihnen beiden nur darum zu thun sei, gemeinsam zu erzielen, wie sie dem Staate gute Bürger erziehen mögen. Nur unter der Bedingung, daß ein solches Verhältniß zwischen dem Hause und der Schule Wurzel fasse, zur Entfaltung gedeihe und ein bleibendes werde, ist für die Kinder Segen zu hoffen; ohne dasselbe ist alles Schaffen und Ringen ein vereinzeltes und darum schon minder erfolgreiches, nicht selten

aber ein sich widersprechendes und dann ein nutzloses, ja selbst schädliches Beginnen. Das Haus soll nämlich bei der Jugendbildung vorzugsweise die Erziehung, die Schule vorzugsweise den Unterricht übernehmen. Aber die Schule soll sich nicht ganz der Sorge für die Erziehung entschlagen, und das Haus nach Kräften zum Gelingen des Unterrichts beitragen. So sollen sie sich einander friedlich und freundlich die Hände reichen zu vereinter Thätigkeit. Obschon ich nun dankbar anerkennen muß, daß in vielen Familien den Aufforderungen, welche nach diesen Andeutungen an sie gemacht werden, Genüge geschehe, so ist es doch eben so richtig, daß bei vielen andern die gerechtesten Ansprüche unbefriedigt bleiben. Wir gewahren oft Eltern, die es kaum der Mühe werth erachten, dem Kinde die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen; sie erkennen Anderes nicht für ihre Pflicht, als nur zu arbeiten, zu sparen und zu sorgen, auf daß es keinem gebreche an Nahrung und Kleidung. Ich will zugeben, daß es wohl ihr Wunsch ist, daß die Kinder etwas lernen und daß sie in jeder Hinsicht recht tüchtig werden für ihren künftigen Beruf. Dafür meinen sie, schicken sie ja die Kinder in die Schule. Allein damit glauben sie auch gethan zu haben, was sie nur irgend können und sollen; an Ermahnung und Überwachung zu Hause, an gutes Beispiel in Reden und Handlungen, daran denkt man selten mit dem rechten Ernst. Während man wohl zu Hause Gehorsam fordert gegen jede Anordnung des Vaters oder der Mutter, trägt man oft kein Bedenken, die Anordnungen der Schule, denen der Schüler sich fügen soll, mindestens mit Gleichgültigkeit zu behandeln und selbst die Lehrer zu tadeln, wenn sie den unfolgsamen bestrafen. Zum Ruhme der meisten Eltern muß ich es sagen, daß mir kein Beispiel eines direkten Entgegentretens bekannt ist, allein es ist eine nur zu allgemeine Erfahrung, daß man gern, wenn das nicht erlangt worden ist, was man von der Bildung des Sohnes erwartete, nur die Schuld in der Schule sucht, nicht aber in der häuslichen Erziehung. Die Schule muß allerdings im Unterrichte das Meiste thun, allein es wird ihr nimmermehr gelingen ihren Zweck zu erreichen, wenn sie im Hause nicht die gehörige Unterstützung findet. Darum ergeht wiederholt meine Bitte an Sie, werthgeschätzte Eltern der Kinder, daß Sie Acht haben möchten auf Alles, was zur Bildung ihres Verstandes und zur Veredlung ihrer Herzen beitragen könnte. Wirken Sie ja immer, so viel Sie es vermögen, in Gemeinschaft mit der Schule. Sollte auch hier und da nicht ganz Ihren Wünschen entsprochen werden, so suchen Sie darum doch die Lehrer in den Augen Ihrer Kinder in unverletzlicher Achtung zu erhalten. Besonders aber geben Sie dem oft unverständigen Wunsche derselben nicht nach, nur recht bald der Schule und dem Schulzwange entlassen zu werden. Theils eilt man noch viel zu sehr mit der Confirmation, theils ist es ein tief eingewurzeltes Vorurtheil, als ob die Schüler nach der Confirmation der Schule entzogen werden müßten. Ich will zugeben, daß oft Rücksichten obwalten, welche es nicht gestatten, die Schüler bis zur völligen Absolvirung der Schule zu überlassen, allein daß bei manchen, welche auch im Laufe des verflossenen Jahres ausgetreten sind, solche Rücksichten nicht statt gefunden haben, das läßt sich nicht verkennen; und wie kann die Schule mit Freudigkeit ihrem Ziele entgegen arbeiten, wenn ihr die Schüler entzogen werden, da sie eben beginnt, sich an der planmäßigen Entfaltung des geistigen Jugendlebens zu erfreuen.

---

* Der Mäßigkeitsverein in Osnabrück.

Osnabrück, den 2. April 1841.

Für die Stadt Osnabrück hat sich, außer dem seit drei Jahren bestehenden Handwerksverein, nach nunmehr einjähriger Erfahrung der am 27. Febr. 1840 gestiftete Enthaltsamkeits- und Mäßigkeitsverein als ganz vorzüglich zweckmäßig und wohlthätig erwiesen. Dieser Verein zählt jetzt in den vier Stadtkirchspielen mit den zu diesen gehörigen Bauerschaften an 2500 männliche Mitglieder über 14 Jahr. Sein Gesetz ist Mäßigkeit in Wein und Bier und völlige Enthaltsamkeit von allen gebrannten Getränken, sowohl an sich wie als Zusätzen zu andern Speisen und Getränken, weshalb auch Punsch und Grog verboten sind. Nur ärztliche Verordnungen gestatten eine Ausnahme. — Mögen nun auch anderswo die Mäßigkeitsvereine carrikirt werden, hier dankt man Gott dafür in feierlichen Dankfesten. Ein solches ausschließlich zum Dank und zur Bitte für den Verein angeordnetes Fest fand am 25. März für beide Confessionen statt, zu welchem alle Glocken der Stadt einluden. Im Dom wurde ein Lied vom Inhalte des Vater-Unser abgesungen. Darauf hielt der hochw. Hr. Weihbischof und Generalvicar Lüpke (der auch schon in den vorig- und diesjährigen Fasten-Mandaten den Verein nachdrücklichst empfohlen hatte) eine Rede, in der er seine Freude über die so überaus zahlreiche Versammlung ausdrückte, die Noth-

wendigkeit und den Nutzen des Vereins hervorhob, und die Theilnahme an demselben durch den Spruch Jacobi: „Wer da Gutes zu thun weiß und thut es nicht, dem ist es Sünde“ begründete, und gegen die Feinde des Vereins wiederholt nach dem Worte Petri zu wirken ermahnte, die Unwissenheit derselben nämlich durch eigenes Beispiel und Rechtthun zum Schweigen zu bringen. Dann sprach sich derselbe auf das Anerkennendste und Rühmendste über die Wirkungen des Vereins, nicht nur in Ansehung der Verminderung der Unmäßigkeit, sondern auch so vieler andern Sünden und Vergehungen aus, ermunterte zu fernerem Festhalten und Mitwirken, und sprach am Ende freudigen Dank gegen Gott, so wie Anrufung und Hoffnung seines ferneren Gnadenbeistandes aus. Die Andacht wurde mit einem Dankliede von dem Inhalte des Te Deum geschlossen. Von ähnlicher Art war die Rede des Herrn Consistorialraths Kerkfieg und die Andacht in der evangel. St. Marienkirche. Beide Predigten werden besonders gedruckt erscheinen. — Nach Beendigung des beiderseitigen Gottesdienstes, um 4 Uhr Nachmittags, fand zugleich als Stiftungsfeier des Vereins eine Generalversammlung desselben statt. Er versammelte sich in den weiten Räumen des Jahrmarktslokales. Dieses füllte sich aber so sehr, daß schon sehr bald kein Zugang mehr möglich war. Da hoben die draußen Gebliebenen sofort die schweren Frachtwagen vor der öffentlichen Niederlage auf dem Marktplatze und stellten sie bei Seite, worauf dann unter Begünstigung des mildesten Frühlingswetters die Versammlung hierher verlegt wurde, und von drei Geistlichen aus beiden Confessionen die kräftigsten, freimüthigsten und ermunterndsten Reden auf die einen Raum von circa 8000 Quadratfuß dicht füllende Versammlung von der Rathhaustreppe hinab- und in die Stadt hineintönten. Um 5 Uhr wurde die Versammlung entlassen und ging unter allgemeiner Zufriedenheit aus einander. — Die Mittel, wodurch der hiesige Verein seine Wirkungen erzielt und sich behauptet hat, sind zuerst Belehrung durch Verbreitung von Schriften und in Predigten, strenge Festhaltung des Prinzips der gänzlichen Enthaltsamkeit von den Branntweinen, öffentliche und namentliche Ausschließung der bekannten Wortbrüchigen, General- und Special-Versammlungen, Überwachung der Mitglieder durch die Kreisvorsteher, Anlage eigener Bierhäuser in jeder Gemeinde für die Vereinsmitglieder, Verbreitung von Mäßigkeitsliedern durch die Jugend, und endlich die Mäßigkeitsblätter mit ihrem Inhalte, z. B. Zeugnissen von Ärzten, Selbstbekenntnissen, Erzählungen von Unglücksfällen, Erklärungen von Maurer- und Zimmermeistern mit ihren Gesellen, und von Colonen mit ihren Dienstleuten über die so wohlthätigen und erfreulichen Folgen des Vereins für die Arbeiter, Widerlegung von Einwendungen, Beispiele auswärtiger Vereine, Mittheilung von durch Branntwein veranlaßten Criminalfällen ꝛc. Auch die Emeute am 18. Januar zu Hamburg nutzt und dient den Vereinen sehr, indem sie zeigt, was für Menschenklassen Gegner des Vereins sind, und welche über denselben triumphiren und sich freuen. Ganz vorzüglichen Anklang und Theilnahme hat der Verein auch gefunden, und findet er unter dem Militär.

(Der Bürgerfreund bedauert bei dieser Gelegenheit, daß in Bremen noch immer nichts für den oben erwähnten Zweck geschehen ist. Eine frühere Anregung erschien zu sehr als religiöse Partei-Sache und war in jenem Plane den mehr Begüterten gar keine rechte Beschränkung angesonnen. Man könnte füglich für Letztgedachte die Verpflichtung aufstellen — niemals täglich mehr als eine halbe Flasche Wein zu trinken. Hoffentlich kommt der Gegenstand bald zu einer näheren Erörterung.)

Theater.

Das Glas Wasser von Scribe. (Geschichtliches.)

Wer wie Scribe, das Treiben der politischen Parteien in Paris, die Jagd nach Ämtern und Portefeuilles, das Spiel kleinlicher Leidenschaften, wo mit den Waffen klangvoller Phrasen List und Feigheit sich decken, wer dieses Schauspiel täglich vor Augen hatte, lernte aus dem Leben die Kunst, wie Intriguen leicht anzuknüpfen und rasch zu lösen sind. Obgleich der Dichter uns in eine frühere Periode der Geschichte führt, hat sein Werk doch die Frische der lebendigen Gegenwart, und es fehlt darin nicht an Anspielungen und Parallelen mit den gegenwärtigen politischen Zuständen. Mit den geschichtlichen Thatsachen ist er ziemlich willkürlich verfahren. Es wird für manche unserer Leser und Leserinnen nicht ohne Interesse sein, wenn wir eine treue Erzählung derselben hier folgen lassen:

Lady Marlborough hatte eine Nichte, Abigail Hill, später Lady Masham, in Anna's Dienst gezogen. Sie gedachte dadurch eine Stütze für sich zu gewinnen, ohne jedoch gerade zu glauben, daß sie deren bedürfe; jene Nichte aber hatte bald mehr Vertrauen bei Anna gewonnen, als

Lady Marlborough erwartet und gewollt hatte. Die Königin war ihr bis dahin treu ergeben gewesen, Lady Marlborough hatte Herz und Geist der Königin, und die Mitwissenschaft ihrer geheimsten Gedanken; jetzt ward Anna lau und zurückgezogen; die Herzogin, nicht des Abstandes zwischen der Gebieterin und Unterthanin, den die Freundschaft bisher ausgefüllt hatte, nur der Abwandlung im freundschaftlichen Verkehr gewahrend, wurde empfindlich, leidenschaftlich; absichtlich ließ sie in Anna's Zimmer und Gegenwart ein Wassergefäß so fallen, daß ihrer Nichte schöner Anzug benetzt und zu Grunde gerichtet wurde; der Nichte Bruder wünschte ein Regiment; die Herzogin vermochte ihren Gemahl, den Wunsch zurückzuweisen. Völligen Bruch führte der sträflichste und verächtlichste Übermuth der Herzogin herbei, als Anna ein Paar ihr zum Kauf angebotene Spitzenhandschuhe wegen überthenren Preises nicht gekauft hatte, die Lady aber mit denselben, wie im Triumphe am Hofe erschien, und Anna's Bitte, sie ihr abzulassen, trotzig zurückwies. Darauf ward ihr der Hof verboten. Nach ihr hat keine Frau wieder übermächtigen Einfluß auf das britische Staatswesen bekommen. Die Ungnade der Herzogin war die Loosung zur Umgestaltung der gesammten Regierungsweise Anna's. Schon immer war sie, eine Stuart, den Tory's im Herzen zugethan gewesen, und wider Willen von dem gewaltigen Umschwunge der Dinge seit Wilhelms Landung fortgerissen worden; die Zuneigung zu den Marlboroughs hatte den Unmuth zugedeckt gehalten; mit der Lauheit gegen diese mehrte sich die Wärme für die Partei, welche die Ansicht des Stammhauses verfocht. Jetzt verloren Marlboroughs Schwiegersöhne nebst den übrigen bedeutenden Whigs ihre Stellen, das Parlament wurde aufgelöst und dahin gewirkt, daß die Tory's im neuen zahlreich wären; Marlborough selbst wurde zunächst noch an der Spitze des Heeres gelassen; er war aber wie ein Stamm, dem die Äste abgehauen und die Wurzel angebohrt ist. Eifrige Widersacher Marlborough's, Harley (Lord Orford) und St. John (Lord Bolingbroke) bekamen die Oberleitung der Geschäfte. Bald ward insgeheim dem französischen Cabinette kund, daß es auf entgegenkommende Bereitwilligkeit zum Friedensschluß rechnen könne.

Die für die Franzosen günstigen Nachrichten aus Spanien und der Tod Kaiser Josephs I. beschleunigten die Abschließung eines Vertrags zwischen England und Frankreich, der den 8. October 1711 zu Stande kam.

Den 16. April. Sappho, Trauerspiel von Grillparzer.

Dramatische Dichter haben alle Ursache, der Schauspielkunst dankbar zu sein; denn durch sie erst erhalten die Werke der Meister wahrhaftes Leben, und selbst das Mittelmäßige kann durch geniale Darstellung in ein höheres Bereich der Kunst emporgehoben werden. Manchem dramatischen Werke wird seine Existenz nicht sowohl durch die ihm innwohnende poetische Kraft gefristet, als durch den Umstand, daß ein eminentes mimisches Talent sich darin gefällt, gerade diesem Werke den Stempel seiner Virtuosität aufzudrücken. So taucht denn auch Grillparzer's Trauerspiel „Sappho," welches nach dem nicht geringen Effect, den es vor 22 Jahren machte, schnell in Vergessenheit sank, auf einmal wieder vor uns auf; aber es war nicht mehr jenes antik-moderne Nebelbild ohne Charakterzeichnung, ohne tiefe Weltanschauung, nicht mehr jenes Einerlei einer sentimentalen Phrasenpoesie. Nein, die Darstellung der Mad. Crelinger (diejenige unter ihren Darstellungen, worin sich die Künstlerin selbst am meisten befriedigt fühlt) trug ein neues Leben hinein, die wortreiche Empfindsamkeit ward in ihrem Munde zu tragischer Größe, wir sahen, wie die Leidenschaft bald von sanften Regungen bis zum Sturm der Verzweiflung anschwoll, bald wieder dem Gefühl der eigenen Würde wich. In der Schlußscene wird die Künstlerin vom Dichter leider allzu sehr verlassen, und selbst diese meisterhafte Darstellung mußte uns erinnern, daß wir noch Ergreifenderes sahen, als Mad. Crelinger vor zehn Jahren als Maria Stuart und Julie hier vor uns auftrat. Frl. Clara Stich als Melitta war eine liebliche Erscheinung, ganz Unschuld und Natur.

Die Künstlerinnen beginnen jetzt in Hannover einen zweiten Cyklus von Gastdarstellungen. Haben wir auch nicht Fürstengunst und Hofglanz zu bieten, so hat doch auch Bremen bewiesen, daß es die Kunst zu würdigen weiß. Nicht Mangel an Kunstsinn ist Ursache, daß bei uns gewöhnlich vor leeren Bänken gespielt wird, sondern — Kunstsinn.

Auflösung des Räthsels in Nro. 30.

Oel.

Miscellaneen.

(Prächtige Wasserleitung auf Madeira.) Viele zur Bewässerung der Insel errichtete Werke zeigen ausnehmenden Unternehmungsgeist und Geschicklichkeit; am merkwürdigsten ist aber das Werk an dem Felsen von Rabacal. Am Eingang einer tiefen, engen Schlucht, welche den Anfang des Thals des Ribeiro (Fluß) von Janella bildet, erhebt sich ein senkrechter Fels nicht weniger als 1000 Fuß hoch. Wasser fließt in reichlicher Menge von dieser Höhe herab, theils in einer großen, über den Gipfel vorspringenden Cascade, theils in zahllosen kleinen Rinnsalen aus den Spalten des Felsens, und rieselt durch die Bergstauden hinab, mit denen derselbe bekleidet ist. Dies Wasser fiel in ein Bassin in der Tiefe, von wo es unbenutzt durch die Schlucht und das Thal des Janella nach dem Meere abfloß. Man bemerkte, daß wenn das Wasser in seinem Hinabfallen aufgefangen und von seinem natürlichen Lauf abgewendet würde, dasselbe zur Bewässerung auf eine ungemein nützliche Weise verwendet werden konnte.

Etwa 300 Fuß vom Boden ist ein horizontaler Canal in den Felsen gehauen, der abwärts und einwärts sich senkt, so daß ein Theil des von oben herabfallenden Wassers aufgehalten und in diese Höhlung geleitet wird. Diese erstreckt sich rund um den Felsen herum, etwa 600 Fuß lang, in Form einer gewölbten Gallerie, deren Dach durch stehengelassene Felsenpfeiler gestützt ist. Das Wasser fließt längs diesem Canal, und wird dann durch einen offenen Aquaduct oder Levada 6 (engl.) Meilen weit geleitet. Hier beginnt ein anderer großer Theil der Unternehmung. Ein Tunnel von 150 Klafter Länge wird durch den Kamm einer Bergkette gebrochen, wodurch man das Wasser des Felsens Rabaçal vom Norden nach dem Süden der Insel leitet, und Anbau und Fruchtbarkeit über ausgedehnte Landstriche verbreitet, die bisher entweder völlig wüste lagen, oder aus Mangel an Bewässerung nur einen ärmlichen und prekären Ertrag lieferten. Der Canal an dem Felsen Rabaçal selbst ist jetzt beinahe vollendet, und der Tunnel ist bereits an beiden Enden begonnen. Beim Anfang des Werkes war die Arbeit äußerst schwierig und gefährlich. Man konnte den Theil des Felsens, wo der Canal ausgegraben werden sollte, nicht anders erreichen, als indem man sich mit Stricken von oben herabließ. In dieser furchtbaren Tiefe, mit einem noch 300 Fuß tiefen Abgrund unter sich, wurden die Arbeiter auf einem kleinen am Ende des Stricks angebrachten Holzgestell, und versehen mit Instrumenten zum Bohren und Sprengen des Felsens, hinabgelassen. Wenn ein Felsenstück durch die Spitzhaue gelöst oder eine Pulverladung gelegt war, mußte der Arbeiter sich außer dem Bereiche der Gefahr setzen, indem er sich durch einen Fußstoß vom Felsen entfernte, oder hinter einem Baum oder einem vorspringenden Punct verbarg, bis die Explosion vorüber war. Zudem wurden die Arbeiter unaufhörlich durch Ströme von eiskaltem Wasser, das auf sie herabfiel, durchnäßt, und mußten häufig abgelöst werden, weil die Kälte sie ganz betäubte. Trotz dieser mannigfachen Gefahren ereignete sich nur ein einziger Unfall. Erwägt man die Kühnheit des ganzen Plans, die Schwierigkeiten und Gefahren der Ausführung und den guten Zweck der Unternehmung, die dem Lande zum dauernden Vortheil gereichen muß, so kann man dies Werk wohl als die größte Anstrengung der neuern Kunst betrachten.

(Mittel zur Vermeidung von Schiffbrüchen.) Die Gesellschaft der Schiffbrüche hielt kürzlich eine interessante Sitzung. Der Corvettencapitän Fenoux setzte sein Signalsystem auseinander, und bewies, daß mit einer Art Windmühle, die ein Steuerrad hat und nach Art der Telegraphen regiert wird, die Evolutionen eines Schiffes im Angesicht des Hafens, wenn auch kein Pilot sich aufs Schiff begeben kann, geleitet werden können. Der Schiffscapitän Laignel las hierüber einen sehr interessanten Bericht, und der Rath der Gesellschaft verordnete den Druck desselben, um an die fremden Seestädte vertheilt zu werden.

(Hermanns-Denkmal.) Der König von Preußen hat zu dem Hermannsdenkmale einen abermaligen Beitrag von hundert Friedrichsd'or bewilligt.

(Copernicus-Denkmal.) Der Kaiser von Rußland hat auf den Antrag des Ministercomité genehmigt, daß während des Zeitraums eines Jahres im ganzen russischen Reiche Beiträge zu dem in Thorn projectirten Copernicus-Denkmale gesammelt werden dürfen.

(Klöster.) In Belgien sollen, nach allen Zeitungen, während der letzten zehn Jahre 413 Klöster errichtet worden sein; von Amsterdam gehen Genehmigungen aus zu Herstellung von Klöstern; Bayern hat deren auch, und in manchem Lande noch lassen sich Leute hören mit Ansichten aus dem vierzehnten Jahrhundert. Der Canton Aargau besteht dagegen einen Kampf gegen die Klöster, und in Frankreich bemüht sich der Dominikaner Lacordaire vergebens, für seinen Plan, neue Klöster zu stiften, unter dem Volke Anhang zu gewinnen. Es wäre in Wahrheit wunderbar, wenn man nicht einsähe, daß solche Versuche, sind sie zum Theil gelungen, einst wieder einen schweren Kampf hervorrufen werden. Den Glauben, daß es möglich sei, die Erhebung des Geistes zurück zu schrauben, einen Glauben, den man mit dem Schicksalswechsel Griechenlands, Aegyptens u. s. w. bekräftigen will, theilen wir nicht; seit durch Gutenberg's Kunst der Geist immer sichrer Allgemeingut geworden, ist die Kultur nicht mehr so hinfällig als ehemals, mag man ihr mit falschen Mitteln oder schlauem Verderben auch mancherlei Krankheitsstoff beibringen.

Im Königreich Bayern bestehen jetzt 30 Mönchsklöster mit 22 Hospitien und zählen 243 Patres und Laienbrüder; 30 Nonnenklöster nebst 23 Instituten mit 433 Chorfrauen und 283 Laienschwestern.

(Geistesgegenwart eines Knaben.) Ein Knabe von eilf Jahren, welcher am 30. März auf dem Quai de la Gare zu Paris einen Papierdrachen steigen ließ, sah einen mit Sand schwer beladenen Nachen sinken und den alten Mann, welcher den Nachen führte, mit den Wellen kämpfen. Schnell besonnen, band

der Junge einen Stein an die Schnur seines Drachen und warf ihn dem Manne zu, welcher denselben glücklich faßte und hielt, worauf der Knabe so lange zog, bis er den Greis an einen Kahn ans Ufer gebracht und somit vom Tode gerettet hatte.

(Wetten.) Drei sonderbare Wetten sind in Paris gemacht worden, jede auf 1000 Louisd'ors. Zuerst zwischen zwei Engländern um Austerfressereien. Der Sieger verzehrte 1440 Stück. Dann ein Lice des Jokey-Clubbs, der sich anheischig machte, Mittwoch in der Pariser, Donnerstag in der Londoner, Freitag in der Brüsseler Oper und Sonnabend im Café de Paris zu sein. Ein dritter Gentleman wettete gar, daß sein Newfoundländer in 10 Minuten 100 Ratten umbringen würde. Die Gegner mußten die Rattenlieferung übernehmen.

(Eine Mystification.) Auf einem der Maskenbälle in der großen Oper in Paris sah sich eine junge Dame von einem schon älteren Herrn fortwährend mit Anträgen aller Art verfolgt, ob sie ihm gleich sagte, daß er sich vergeblich bemühe. Um ein Rendezvous bat er endlich so dringend, daß sie ihm sagte: „Komm' nächsten Sonnabend zu dem Balle bei dem Banquier A.; ich werde als Odaliske erscheinen; Du mußt Dich auch in orientalischem Costume einfinden, da keine andern zugelassen werden." Der Anbeter hörte dies mit Freuden, machte aber dagegen die Einwendung, daß er den Banquier A. nicht kenne. „Das schadet nichts, ich werde Dir eine Einladung verschaffen." Der Herr, ein reicher Mann, bestellte gleich den nächsten Morgen einen prächtigen persischen Anzug und endlich schlug die so sehnlich erwartete Stunde. Der Wagen fuhr vor, der Herr in persischer Tracht stieg ein und bald war er vor dem Pallaste des Banquiers angekommen. Die Domestiken umringten ihn; er nannte seinen Namen; man meldete ihn in dem Salon an und er trat ein. Unser Perser erwartete Neger als Diener zu sehen, Sultaninnen und Odalisken auf schwellenden Divans, Türken, Paschas, Sultane, Agas, Mauren . . . Nichts von Allem. Es war gewöhnliche Soirée und alle Herren trugen schwarze Fracks. Alle lachten laut auf, als der Perser eintrat, der sogleich erkannte, daß er zum Narren gehalten worden sei, und sich schnell entfernte.

(Finderlohn.) Am 1. Februar flog ein Schlitten mit drei raschen Pferden aus dem liefländischen Städtchen Wolmar auf Petersburg zu. Der Herr, der drin saß, bemerkte in seinem Pelze nicht, daß sich unten ein Bret abgelöst hatte. Bald nachher kam ein Bauer des Wegs und fand auf einer Brücke eine große Menge langer schmaler Backsteine, gut eingenäht; an einigen Ecken guckte das Messing heraus. Dabei lagen große Bücher und ein schwerer leinener Sack. Der Bauer beredete mit Mühe einen Schmied, der mit seiner Frau des Weges fuhr, ihn und die Sachen mit aufzuladen, um sie in der Stadt der Behörde zu übergeben. Frau Eva lüftete aber unterwegs den Sack und fand nagelneue Dukaten darin und kam auf den Gedanken, daß auch die Stangen von Gold seien. Der Bauer erzählte in der Schenke seinen Fund und eilte in die Stadt. Bald aber kam der zerbrochene Schlitten nachgerannt, der Herr darin schrie und als der Bauer hielt und gleich erbötig war ihm Alles einzuhändigen, der Herr aber sah, daß seine Lieben alle gerettet waren, kniete er auf sein Schnupftuch nieder, und nistelte einen Riemen los. Die Leute liefen herbei, weil sie meinten, er wolle sich hängen, aber es war sein Gebetsriemen, und er betete und weinte vor Freude. In seiner tiefsten Rührung öffnete er seinen großen Reisebeutel und that für die ehrlichen Leute drei ganze Silberrubel heraus, erbot sich auch, wenn sie nicht theilen könnten, ihnen zu wechseln. Der Bauer bekam auf seinen Theil 11 gute Groschen. Der Herr war ein Commis des Hauses Rothschild. Jeder Goldbarren wog 50 Pfund.

(Aus Sachsen.) Im Königreich Sachsen ist die Censur mehrfach erleichtert worden; viele Schriften dürfen ganz ohne Censur gedruckt werden, dahin gehört die heilige Schrift, die Kirchenväter, die alten Classiker, öffentliche Anschläge, Landkarten, Musikalien, Andachtsbücher u. dgl.

Die unnöthigen polizeilichen Maßregeln bei der leipzig-dresdner Eisenbahn sollen aufgehoben werden. Wer so unglücklich war, einen Paß zu haben, mußte ihn in Leipzig abgeben und mußte nun in Dresden, wenn er ankam, umherlaufen, um ihn wieder zu bekommen.

(München.) Nach der neuesten Volkszählung beträgt die Einwohnerschaft der Residenzstadt München 106,531 Seelen, darunter 74,303 Katholiken, 9914 Protestanten und 1423 Juden. Im Jahr 1800 erhielt der erste Protestant, der Weinhändler Michl in München das Bürgerrecht.

(Klimawechsel in Griechenland.) In Griechenland, wo diesen Winter hindurch das schönste Frühlingswetter herrschte und im Monat Januar 20 Grad Wärme war, ist am 11. März Schnee gefallen und hat eine so empfindliche Kälte mit sich gebracht, daß man es in ungeheizten Zimmern gar nicht aushalten konnte.

(Kuriöses.) In einem Dankschreiben, welches die Commission für die Opfer der Überschwemmungen in Süd-Frankreich an den Marquis von Cyragnes zu Carlsruhe für die von den Einwohnern des Großherzogthums Baden geleisteten Beisteuern und deren „charitable Sympathie" hat ergehen lassen, wird auch einer Subscription zu Dorfzeitung und Hildburghausen erwähnt, zwei Orte, welche sich schwerlich diesseits des Rheins auf irgend einer Karte des Großherzogthums Baden finden dürften.

(Etwas Neues unter der Sonne.) In Erlangen lebt eine Dienstmagd, Eleonore Bader, die 86 Jahre alt ist und bereits 75 Jahre bei einer und derselben Familie dient. Sie besorgt die Küche noch mit der größten Pünktlichkeit und Ordnung, spinnt sehr fleißig, bessert die Wäsche aus u. s. w., wird aber auch von allen Hausgenossen hoch in Ehren gehalten.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

24/144/c 147

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 31.

Bremen, Sonntag den 18. April 1841.

Gestorben:

Nro. 336. Den 14. April. Der Soldat Heinr. Christ. Friedr. Küster, 34 Jahr; im Hospital.

— 337. Den 14. — Anna Metta Gruben, 85 Jahr; Catharinenstraße Nro. 37.

— 338. Den 14. — Christ. Heinr. Schrenker, 15 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 16.

— 339. Den 14. — Des verst. Pastors zu Münden Diedr. Heinr. Klugkist Wittwe, geb. Iken, 80 Jahr; am Wall No. 74 A.

— 340. Den 15. — Des verst. Soldaten Joh. Hinr. Noschen Wittwe, geb. Köster, 81 Jahr; Bleicherstraße Nro. 40.

— 341. Den 15. — Eine in der Weser gefundene männliche Leiche, ungefähr 30 Jahr.

— 342. Den 15. — Der Vergolder Georg Stürcken, 41 Jahr; Fehrfelde Nro. 15.

Nro. 343. Den 15. — Des Cigarrenmachers Carl Heinr. Adolph Eitzen Sohn, 12 Wochen; Schwarzpott Nro. 1.

— 344. Den 16. — Des Porcellanhändlers Christian Wellmann Sohn, 1¾ Jahr; Faulenstraße Nro. 65.

— 345. Den 16. — Des Friseurs Diedrich Nulffs Ehefr., geb. Fischer, 88 Jahr; hinter Stephanikirchhof Nro. 3.

— 346. Den 16. — Des Arb. Friedr. Wilh. Fehlber Sohn, 3 Tage; Klosterstraße No. 23.

— 347. Den 16. — Des Schullehrers Melchior Ernsting Sohn, 11 Monat; gr. Johannisstraße Nro. 206.

Geburten:

Nro. 466. Den 9. April. Des Arb. Joh. Friedr. Adolph Dreyer Ehefr., geb. Dreves, Theerhof Nro. 15; von einem Mädchen.

— 467. Den 13. — Des Küpergesellen Lüder Jürgens Ehefr., geb. Bätjer, Grafenstraße Nr. 33; von einem Knaben.

— 468. Den 13. — Des Kahnschiffers Anton Gesselmann Ehefr., geb. Klevenhusen, Wichelnburg Nro. 2; von einem Mädchen.

— 469. Den 13. — Des Arb. Joh. Deede Ehefr., geb. Baumgart, Hastedt Nro. 113; von einem Mädchen.

— 470. Den 13. — Des Arb. Friedr. Wilh. Fehlber Ehefr., geb. Quensel, Klosterstraße Nr. 23; von einem Knaben.

— 471. Den 13. — Des Cigarrenmachers Friedr. Goebeler Ehefr., geb. Weidehaus, Sielwall No. 10; von einem Mädchen.

— 472. Den 14. — Des Küpermeisters Gottfr. Hirdes Ehefr., geb. Nolting, Hankenstraße No. 29; von einem Knaben.

Nrs. 473 u. 474. Den 14. — Des Dr. Medicinae Joh. Eberh. Thulesius Ehefr., geb. Lange, Domsheide Nro. 4; von Zwillings-Töchtern.

— 475. Den 14. — Der Küpergesell Johann Berend Eckelmann Ehefr., geb. Tiemann, Abbenthorswallstraße Nr. 28; v. einem Mädchen.

— 476. Den 15. — Des Schuhmachers Friedr. Buschmann Ehefr., geb. Strauß, gr. Johannisstraße; von einem Mädchen.

— 477. Den 15. — Des Arb. Joh. Friedrich Linge Ehefr., geb. Eickhoff, gr. Papeken-Gang von einem Knaben.

— 478. Den 15. — Des Stuhlmachers Carl Ramm Ehefr., geb. Meyer, Duckwitzgang No. 8; von einem Knaben.

— 479. Den 16. — Des Cigarrenmachers Carl Phil. Eickhoff Ehefr., geb. Hohnhorst, Punkendeich Nro. 64; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 173. Der Kaufmann Joh. Gottfr. Schütte und des verst. Kaufmanns Joh. Gottfr. Schütte Wittwe, Lucia geb. Hunike. Beide v. hier.

— 174. Der Kaufmann Conr. Wilh. Friedr. Kruse und des vormaligen General-Rendanten Arnold zu Magdeburg geschiedene Ehefr. Pauline Constanze geb. Hoffmann.

— 175. Der Kaufmann Daniel Luersen und Metta (Mathilde) Sanders hieselbst.

— 176. Der Kaufmann Carl Wilh. Elias Zeitz und Adelheid Sophia von Holtz hieselbst.

— 177. Der Kaufmann Aug. Friedr. Ludw. Bötel zu Suderode und Johanne Wilhelmine Bollenhagen zu Morsee, Kirchspiels Abbehusen.

— 178. Der Messer und Chirurgische Instrumentenmacher Joh. Cornelius Gersick und Franciska Clementia Hammerschlag. Beide von hier.

— 179. Der Grobbäcker Herm. Diedr. Siegmann und Anna Brockmann. Beide von hier.

— 180. Der Cigarrenmacher Joh. Matthias Eitzen und Beta Margaretha Eickhoff. Beide v. hier.

— 181. Der Cigarrenmacher Franz Louis Mauer und Dorothea Henriette Aelemann. Beide von hier.

— 182. Der Kimmkergesell Carst. Heinr. Niemann hies. und Catharina Elisab. Rübke aus Neddenavenbergen, bei Verden.

— 183. Der Arb. Herm. Heinr. Conr. Requate hies. und Cathar. Margr. Harves aus Gödestorf, Amts Syke.

Nro. 184. Der Zahnarzt Joh Friedrich Wilh. Sperl hies. und Caroline Charlotte Dorothea Stellmann aus Hannover.

— 185. Der Feilenhauer Joh. Friedr. Christ. Siemens zu Wildeshausen und Magdalena Salzen zu Lunsen.

— 186. Der Maurergesell Ferdinand Sanders hieselbst und Catharina Margar. Spriaks aus Edelsen.

— 187. Der Arb. Joh. Hinr. Bohne hies. und Dorothea Klencke aus Edelsen.

— 188. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Wilhelm Clercq und Cathar. Margar. Schierholz. Beide von hier.

— 189. Der Arb. zu Hastedt Joh. Friedr. Drews und Anna Bohmeyer daselbst.

— 190. Der Küpergesell Johann Philipp Meyer aus Margr. Magdalene Lindemeyer hieselbst.

— 191. Der Kahnschiffer Hermann Rüte und des verst. Maurergesellen Joh. Christian Behrens Wittwe, Betha, geb. Hagens.

— 192. Der Küpergesell Joh. Diedrich Buse und Cecilia Catharine Moller hieselbst.

— 193. Der Schneider zu Schwachhausen Heinr. Weiß und Luise Großmann zu Hannover.

— 194. Der Tischlermeister Joh. Mart. Simon Meyer hies. und Anna Catharina Behrmann aus Elsfleth.

— 195. Der Schuhmacher Joh. Cord Herm. Conrad Kracke hies. und Metta Catharina Schwarting zu Neuvegesack.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 32.

Bremen, Donnerstag den 22. April 1841.

Der Dichter.

Erwiederung an M.

Sprich Du nicht, junger Freund, dem Schönsten Hohn;
Die Stimme Deines Herzens spricht dagegen.
Der Dichtung holde Gabe ist ein Segen! —
Verschrobnen überlaß den Modeton!

Der echte Dichter sieht von seinem Thron
Das All in Harmonieen sich bewegen,
Im Irdischen ein Göttliches sich regen;
Des Herzens Fülle ist des Herzens Lohn.

Hienieden ist kein Himmel! doch dem Schooße
Der Erd' entsteigen tausend Freudequellen;
Noch lächeln Augen, und die Sterne blinken.
Und die sind Dichter, die das Wandellose
Erfassen in des Daseins flücht'gen Wellen,
Und aus dem Strom des Ew'gen Wonne trinken.

Edelmuth.

(Schluß.)

Der Morgen des achten Tages erschien, ein schöner herrlicher Juni-Morgen, nicht geschaffen, sich gegenseitig umzubringen. Theodor war am Abende vorher von seiner Reise zurückgekehrt, und ritt nun mit seinem Secundanten nach dem Gehölze, in welchem der Zweikampf stattfinden sollte. Der Baron wartete bereits. Noch einmal versuchten die Secundanten, die beiden Gegner, die sie als Ehrenmänner kennen gelernt, zu versöhnen, oder wenigstens eine andere Art des Zweikampfes herbeizuführen. Der Baron beharrte auf seinem Willen, und der Kampf ging vor sich. Die Entfernung wurde abgemessen, die beiden Gegner erhoben die Mordwaffen, sahen sich fest in die Augen und schritten auf einander zu. Nachdem der Baron einige Schritte vorwärts gethan, drückte er ab. Ein breiter Blutstreif überfluthete Theodor's Kleider, mit der freien Hand fuhr er nach der Brust, und drückte sie fest auf die todtbringende Wunde. Einen Augenblick wankte er, seine Kniee brachen zusammen, sein Körper schien sich vorwärts zu neigen; aber krampfhaft erstarkte er noch einmal, seine Hand umfaßte wieder das Mordgewehr, er schritt wieder vor, und immer kleiner wurde der Raum, der ihn von seinem Opfer trennte, seinem Opfer, denn der gewisse Tod starrte dem Baron aus der Mündung des vorgehaltenen Pistols entgegen.

Da plötzlich wendete Theodor das Gewehr seitwärts und schoß die Kugel in die Luft. Von seiner Stirn träufelten große Schweißtropfen. Ermattet sanken beide Arme herab, und er selbst zurück auf den blutigen Rasen. Die Secundanten und der Arzt, die dem wundersamen Spiele so lange erstaunt zugesehen, näherten sich nun. Der Letztere erklärte die Wunde für tödtlich. Der Verwundete wurde hierauf sanft in einen Wagen gehoben, sein Secundant und der Doctor setzten sich zu ihm, und so fuhren sie langsam nach dem Bade zurück. Der Baron schlug einen andern Weg nach Hause ein.

Als der Baron in sein Zimmer trat, überreichte ihm sein Diener einen Brief. Er besah die Aufschrift und erkannte die Hand seiner Gattin, die vielleicht in diesem Schreiben zu ihm sprach, von seiner Rückkehr und einer heitern, frohen Zukunft. Krampfhaft ballte er das Papier zusammen und warf es in einen Winkel des Gemachs, mit der

Faust schlug er sich vor die Stirn, und rannte wie ein Verzweifelnder im Zimmer auf und nieder. Zu wiederholten Malen rief er den Namen seiner Lieben, die seiner sehnsüchtig warteten, ihm täglich verlangend entgegensahen.

Er nahm die Pistole, lud sie noch einmal, und legte sie vor sich auf den Tisch. Hierauf bückte er sich mechanisch nieder und nahm den Brief wieder auf, den er weggeworfen hatte. „Emilie!“ flüsterte er mit brechender Stimme, als er das Siegel löste, „Emilie! Du wirst mir fluchen, daß ich Dich und Deine Kinder namenlos elend gemacht!“ Thränen perlten in seinen Augen, als er die ersten Zeilen überflog, aus denen ihm die Buchstaben wie eben so viel glückliche Stunden entgegensahen, die er an der treuen Brust seines Weibes verlebt. Plötzlich hielt er inne. Er las das Gelesene wieder, las es noch einmal und sprang endlich entsetzt auf. Er drückte den Hut auf den Kopf, schleuderte die Pistole gegen die Wand und stürzte zum Hause hinaus. Theodor's Wohnung schien das Ziel seiner Eile zu sein. Hastig riß er die Thür des Zimmers auf, in dem der Verwundete lag, und nahte sich seinem Bette. „Theodor!“ rief der Baron, den Brief dem Kranken entgegenhaltend, der sich von der Wand abwendete und ihm lächelnd entgegensah. Aber so wie der Verwundete, von dem tödtlichen Blei des Gegners getroffen, vor wenigen Stunden zusammensank, brachen jetzt die Kniee des Barons, als der Gerufene mit dem Kopfe winkte.

„Du weißt,“ sprach der Kranke mit schwacher Stimme, „daß ich Emilien eben so glühend liebte, wie Du, als Du damals um ihre Hand warbst, und nicht weniger von ihr gern gesehen wurde. Aber ich war arm, so arm, daß ich oft Unterstützungen von Dir annehmen mußte, Du aber warst reich, — deshalb zog ich mich zurück und sie ward die Deine. Als Du nun als Bettler von der grünen Tafel aufstandst, was ich aus den Gesprächen in kurz vorhergegangenen traulichen Stunden schließen konnte, erfaßte mich ein unnennbarer Schmerz. Umsonst sollte ich also das Glück meines Lebens geopfert, so manche bange, fürchterlich bange Stunde gekämpft haben, ich sollte Deine Gattin nun doch elend wissen! — Der Gedanke war mir unerträglich. Zum erstenmal in meinem Leben vertrauend auf ein dunkles Fatum, der Stimme Gehör gebend, die in meinem Innern redete, nahm ich zitternd Deinen Platz ein und spielte fort. Ich gewann, gewann, und gewann immerfort. Mein Herz jubelte bei jeder neuen Karte, die mir zuschlug, — endlich war ich Herr Deines Vermögens.

„Noch denselben Abend schickte ich die ganze Summe Deiner Gattin, Du weißt, wie täuschend ich Deine Schriftzüge nachzuahmen im Stande bin. In Deine Hand wollte ich das Geld nicht mehr legen, denn wer verbürgte mir, daß es nicht einige Stunden später wieder aus Deiner Hand auf die grüne Tafel und in die Hände eines Andern wanderte. Deßhalb schickte ich es Deiner Frau; Du aber solltest eher nichts davon erfahren, als bis ich wieder weit von hier entfernt sein würde.“

Der Kranke schwieg. Der Baron drückte sein Gesicht in die Kissen des Bettes und umklammerte in wilder, wahnsinniger Angst des sterbenden Freundes Hand.

„Weine nicht!“ sprach der Kranke nach einigen Augenblicken wieder, als er das Schluchzen des am Bette Knieenden vernahm. Dabei richtete er sich noch einmal auf und legte die rechte Hand auf des Barons Haupt. „Aber schwöre mir, daß Du nun nicht mehr spielst, hörst Du, Ferdinand!?“ rief er lauter mit Aufbietung aller ihm noch zu Gebote stehenden Kräfte, „schwöre mir bei dem allmächtigen Gott, vor dem ich nun bald stehen werde, daß Du sie fliehen willst, die grüne Tafel und die todtbringenden Karten!“

Der Baron drückte eine Hand auf's Herz, die andere hob er starr und stumm zum Himmel. Geisterhaft starrte ihn Theodor in dieser Stellung einige Augenblicke an, dann legte er den Kopf zurück auf die Kissen, einige Blutstropfen rollten über seine Lippen und tiefer Schmerz sprach aus seinen Zügen.

„Herr Oberst!“ begann er nach einer Weile mit kaum vernehmlicher Stimme, „ich habe auch an Sie eine Bitte. Meine Schwester will mich in diesen Tagen hier besuchen; ich habe sie seit Jahren nicht gesehen, deßhalb verabredeten wir hier eine Zusammenkunft; trösten Sie meine Schwester. Sagen Sie ihr, daß ich durch einen Sturz mit dem Pferde gestorben sei. — Herr Oberst, Sie sind ein Ehrenmann, Sie werden diese Bitte einem Sterbenden nicht abschlagen!“

Der alte Soldat reichte dem Bittenden die Hand, das Gesicht aber wendete er abwärts. Aus seinen Augen drängten sich zahlreiche Thränen, die Sprache der Liebe und des Schmerzes. — —

Am andern Tage bedauerte man in T....z den Verlust zweier liebenswürdigen Gäste; die Abreise des Barons

von T. und den plötzlichen Tod des jungen H., der an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde gestorben sein sollte.

* Morgenländische Sage von Alexander dem Großen.

(Eingesandt von E. H.)

Die Tradition, daß Alexander der Große (Iskander Schah) die ostindische oder malayische Halbinsel besuchte und die Stadt Jabelschah, in der Gegend des heutigen Malacca, vermittelst großer Brennspiegel zerstörte und in Asche legte, hat sich unter allen malayischen Stämmen auf Malacca, Sumatra, Java, Borneo u. s. w. bis auf den heutigen Tag erhalten.

Folgender kurzer Auszug der malayischen Chronik hierüber dürfte nicht ohne Interesse sein:

„Außerdem sahen die Einwohner von Jabelschah einen aufgerichteten Mastbaum, woran ein großer Spiegel hing, und sie konnten nicht begreifen, was das bedeuten sollte. Einige meinten, König Alexander gäbe ein Fest, und Andre sagten, er beabsichtige vielleicht irgend einen bösen Anschlag auf Jabelschah.

Alle Bewohner von Jabelschah versammelten sich nun auf der Burg, um den Spiegel zu sehn; selbst der König Assan ging hinauf und sprach: „wahrlich mein Volk, manche sonderbare Erscheinung, gleich jener unbegreiflichen Darstellung, nützt dennoch etwas, und es würde Uns leid thun, wenn solches nicht der Fall ist; denn was könnte es Anders bedeuten?“ Und das Volk und seine Diener antworteten: „Hege keinen Argwohn, o Fürst, denn wir werden unsern Gott, die Sonne anflehen, uns zu schützen gegen die Bosheit jener Fremden“. Und als sich nun der Tag in Nacht verwandelte, begab sich ein Jeder zur Ruhe. Und als der Tag wieder anbrach, versammelten sich die Leute von Jabelschah abermals, um den großen Spiegel zu sehen, und Alle, Groß und Klein, zogen hinauf zur Burg. Und alsobald bestieg König Alexander mit allen seinen Weisen, nebst vielen Werkleuten den Hügel, wo der große Spiegel am Maste hing, und zur selbigen Zeit stieg die Sonne hervor aus dem Meere in der Richtung des großen Spiegels, und die innere Seite des Spiegels war auf die Burg gerichtet, und die Gluth ward heißer und heißer nach der Seite der Burg von Jabelschah, — so daß alsbald die Burg von Erz, dem Spiegel gegenüber, erglühte. Nun floh alles Volk hinweg, und einige verloren ihre Mäntel, andre ihre Turbane und Kleider, und viele, die nicht wegkommen konnten, kamen in der Gluth um, und die Hälfte starb getroffen von der gewaltig zurückstrahlenden Hitze des großen Spiegels.“

* Die Opiumraucher.

Lord Jocelyn, Secretair bei der diplomatischen Mission, welche die englische Flotte nach dem chinesischen Meere begleitet, ließ zu London einen Bericht über die erste Invasion der Engländer in das himmlische Reich erscheinen, woraus wir folgende Mittheilung über die Opiumraucher entnehmen: „Ein Gegenstand meiner besonderen Neugierde in Singapore — so erzählt der Reisende — war, den Opiumraucher in seiner Verzückung zu sehen. Es ist dieß ein grausenerregendes Schauspiel, wenn es gleich für den ersten Anblick weniger abstoßend scheint, als das Bild eines Trunkenboldes, der sich durch sein Laster zum Vieh erniedrigt. Und doch macht das blöde Lächeln und die lethargische Erschlaffung des Opiumrausches bald einen entsetzlichern Eindruck, und nur das tiefste Mitleid ist es, was man für die elenden Opfer dieses mächtigen Giftes fühlen kann. — Eine Straße mitten in der Stadt ist dicht mit Opiumläden überfüllt, wohin sich denn am Abend, wenn die Arbeiten des Tages beendet sind, eine Menge unglücklicher Chinesen drängt, welche sich diesem abscheulichen Laster ergeben haben. Die Zimmer, worin sie sich niederlassen, um zu rauchen, sind rings mit hölzernen Canapee's umgeben, woran eine gepolsterte Rücklehne angebracht ist, um das Haupt auszuruhen. Die Pfeife, deren sich der Raucher bedient, besteht aus einem Rohr im Durchmesser eines Zolles, dessen äußerste Bohrung, in welche das Opium gethan wird, höchstens von der Stärke eines Nadelkopfs ist. Das Opium selbst ist mit Wohlgerüchen präparirt, und man bedarf nur einer kleinen Portion, um eine solche Pfeife zu füllen, die einen oder höchstens zwei Züge Rauch giebt; diese werden sehr stark und nach den Lungen eingeathmet, wie die Indier thun, wenn sie die Huka rauchen. Für einen Neuling sind ein bis zwei Pfeifen eine hinreichende Dosis; die jedoch daran gewöhnt sind, können stundenlang rauchen. Zu Häupten jedes Sitzplatzes brennt eine kleine Lampe, denn die Flamme muß an das Opium jedesmal gebracht werden, während der Raucher die Luft einzieht, und da ein solches oftmaliges Füllen und Anzünden der Pfeifen sehr beschwer-

lich ist, so sieht fast bei jedem Raucher ein Diener des Hauses, welcher diese Geschäfte versieht. Wenige Tage dieses fürchterlichen Vergnügens, besonders wenn es unmäßig genossen wird, reichen hin, die Wangen leichenblaß und das Auge starr zu machen; in einigen Monaten, ja schon in Wochen kann der stärkste und gesündeste Mann blödsinnig und zum siechen Gerippe werden. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Qual und Angst diese Unglücklichen ausstehen, wenn man ihnen die angestammte Leidenschaft versagen wollte, weil sie nur unter dem Einflusse des genossenen Giftes ihre Lebenskräfte mehr in Thätigkeit versetzen können. In den Häusern ihres Verderbens von neun Uhr Abends an kann man die bejammernswerthen Opfer in allen Stadien sehen, welche der Opiumrausch durchmacht. Halb wahnsinnig vor Sehnsucht treten die Einen ein, um dem am Tage schmerzlich entbehrten Genusse zu genügen; Andere, die sich an den ersten Pfeifen erlaben, schwätzen und lachen wirr durcheinander und vor sich hin, während Andere matt und regungslos, ein blödes Lächeln auf dem Gesichte, dalehnen und entnervt von der Wirkung des Giftrauches auf nichts mehr achten, was um sie her geschieht, und sich entzückt der allmählich erfolgenden Apathie hingeben. Die letzte Scene dieses gräßlichen Trauerspiels ist ein entferntes Gemach des Hauses, ein wahres Todtenzimmer, wo diejenigen, die in den Zustand jener tiefsten Verzückung gelangt sind, welcher der Opiumraucher so begierig nachstrebt, ausgestreckt daliegen wie starre Leichen, Bilder des ewigen Schlafes, in welchen sie dieser scheußliche Genuß nur zu bald stürzt."

Die Cigarren-Fabrik in Sevilla *).

Als ich aus dem Orient nach Spanien kam, mußte ich meinen Lattakia-Taback in Gibraltar zurücklassen, da er auf rechtliche Weise nicht einzubringen war. Was konnte dies aber schaden, da ich in dem Lande mich befand, wo Alles raucht, das über die Philippinen, Cuba und Portorico herrscht, also die besten Tabackquellen besitzt, und daher die besten Cigarren haben muß, auf die ich mich als ihr großer Verehrer vorzüglich freute? Wie sehr täuschte ich mich in allen Prämissen und Schlußfolgen! denn erstens raucht man in Madrid nur den Abfall der ost- und westindischen Blätter, und folglich raucht man gegenwärtig in Spanien Cigarren, deren sich bei uns ein Handwerksbursche schämen würde, und welche die Reputation der schlechtesten Winkelfabrikanten bei uns auf immer begraben könnten. Dies ist eine der vielen und gerechten Folgen des heillosen Monopol- und Prohibitiv-Systems, welches Alles haben will, und dadurch Alles verliert, und über das man Bände schreiben könnte, wenn es sich der Mühe lohnte, über dieses elende Regierungs-System, aus dem sich das unglückliche Spanien nicht herausfinden kann, noch ein Wort zu verlieren. Ein Land, in dem die Beamten gar keine Garantie haben, als den Erwerb durch Betrug; wo ein Patent das andere aufhebt, je nachdem ein Aspirant mehr in Madrid bezahlt, als sein Vorgänger; wo ein Angestellter ohne Pension und Rechtsspruch fortgeschickt wird, nachdem er einige Monate seinem Posten vorgestanden; in einem solchen Lande, wo alle Rechtlichkeit aus der Verwaltung verschwunden ist, und jeder Diener des Landes zu der Überzeugung gelangt, daß er kein Unrecht thue, indem er sich selbst bezahlt mache, da der Staat ihn nicht bezahlt — da darf man sich freilich nicht wundern, wenn Fraudulenz und Schmuggelei von den ersten Hofstellen herab, bis ins niederste Volk gedrungen, wenn der Minister eben so gut Unterschleife begünstigt als selbst treibt, während der Manchego und der Catalonier mit bewaffneter Hand das Contrebandisten-Handwerk nach Portugal und Frankreich treiben, und wenn Millionen schlechten Tabacks und Milliarden noch schlechterer Cigarren hier in den Douanenpalästen vermodern, während die Beamten der Tabackfabrik selbst schamlos mit geschmuggelten Havanas herumgehen, was Jedermann weiß, Ort und Stelle des verbotenen Handels bezeichnet, allein Niemand der Spur zu folgen und das Übel zu zerstören wagt. Wenn es nicht unschicklich oder wenigstens lächerlich wäre, ein Gouvernement wie das spanische einer moralischen Tendenz fähig zu halten, so könnte man annehmen, daß der Zweck, den es mit schlechter Verfertigung so unentbehrlicher Lebensbedürfnisse verbindet, die allmähliche Vertilgung des Tabackrauchens wäre. Allein wir sahen gerade das Gegentheil, und das unsittliche Schwärzen so vieler unsinnig besteuerten Consumtionsartikel hat eine Entsittlichung in das öffentliche Leben

*) Aus: „Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Spanien ꝛc. ꝛc. Vom Verfasser der Cartons." Dritter und letzter Band. (469 Seiten.) Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1841. Wir möchten hiermit unsere Leser auf diese Reisebilder aufmerksam machen, die unstreitig eine so anziehende Lecture, wie kaum eine ähnliche Erscheinung aus der neuesten Zeit, darbieten.

dieses Volkes gebracht, die es selbst der weisesten Regierung unmöglich machen wird, einen verbesserten Zustand für die jetzt lebende Generation herbeizuführen. Das Räuber- und Contrebandisten-Handwerk ist tief in den Charakter der Nation gedrungen, und wird als ein nothwendiges Übel angesehen. Alles stiehlt in diesem Lande, sobald es sich von Verwaltung der Staatsrenten handelt, und da kein Steuercataster und kein Gesetz gegen diese Unordnungen besteht, so muß man diese saubere Zeche mit bezahlen, wenn man sich nicht so leicht wie die Spanier in alle Entbehrungen fügen kann. Allein selbst der Schmuggelhandel führte wieder zum Betrug, und die Muster, die man gewöhnlich von den Contrebandisten erhält, haben keine Ähnlichkeit mit den Packeten, die sie einem später geben. Findet man jemanden, der eine schöne Cigarre raucht, und fragt ihn nach ihrer Herkunft, so lächelt er geheimnißvoll und sagt leise: „Bekanntschaft!“ Indessen, wie gesagt, das Resultat ist, daß man in den Städten und Promenaden beinahe gar nicht mehr, oder bloß wie in Griechenland Papier-Cigarren, d. h. Taback in Papier gewickelt, rauchen sieht.

Nachdem ich nun auf meiner Reise durch Spanien hinlängliches Lehrgeld in diesem Punkte bezahlt, und in allen Städten, von Douanen, Regierungs-Administratoren, Caffeemozos und privilegirten Schmuggelfrauen, immer gleich schlecht bedient worden war, wollte ich doch auch eine Tabacksfabrik selbst kennen lernen, und ging, sie in Sevilla zu besuchen. Zwischen dem Hafen des Guadalquivir und der Kathedrale erhebt sich frei und allein stehend ein viereckiges Gebäude, das jedem Könige als Schloß dienen und sechs Regimenter bequem logiren könnte, gewiß aber eine der schönsten neueren Bauten in Spanien ist, mit Vorhof, innern Fontainen und Säulenpatio, so wie mit prächtigem Portale und Treppen reich geschmückt. Dies ist die berüchtigte Cigarren-Fabrik, und für solche Zwecke, für Douanen, Zoll- und Tabackpaläste, hat man in Spanien Unsummen verschwendet, während Straßen, Ackerbau und Handel zu Grunde gingen. Dieser Tabackpalast, mit dem wir hier zu thun haben, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtet, und mit Bedauern sieht man jetzt die Hunderte der gerämmigsten Klöster werthlos verkaufen oder demoliren, während sie für alle jene unlauteren Zwecke hinlänglich Raum geboten hätten. Es ist noch nicht lange, daß in dieser Tabacksfabrik über eilftausend Menschen und achthundert Maulthiere beschäftigt waren, jetzt ist die Anzahl der letztern auf dreißig gesunken, nachdem man ihre Arbeit durch das viele brodlose Volk verrichten ließ, welche als Bettler die Straßen beunruhigten. Allein auch die Arbeiter wurden auf sechstausend reducirt, nachdem die Consumtion der schlechten Waare wegen jährlich abnimmt, und die Ausgaben kaum mehr von den Einnahmen bestritten werden können. Gegenwärtig sind über funfzig Beamte hier angestellt, die ich größtentheils in süßem Müßiggange unter dem Zelte des großen Hofes gelagert fand, und wovon einer sich seiner orientalischen Sieste entwand, um mir den Weg durch diese Labyrinthe zu zeigen. Ich habe viele dieser Institute gesehen, allein keines, das an Großartigkeit der Anlage mit diesem imposanten Gebäude in die Schranken treten könnte, dessen gewölbte Hallen selbst die der Kanonengießerei an Größe erreichen, an Verzweigung und Zahl aber weit übertreffen. Der ganzen Anlage nach sollte man vermuthen, hier die beste Verarbeitung des Tabacks zu finden, der hier in unzähligen Fässern aus Westindien aufgespeichert steht; allein diese Blätter sind verdorbene Waare, und Spanien könnte auf seinen unermeßlichen culturlosen Feldern sicher viel bessern Taback erzeugen, als es hier seinen schwankenden Colonieen abkaufen muß, die ihm als schlechtem Schuldner natürlich nur schlechte Waare geben. Ich habe in ganz Spanien keine gute Cigarre gesehen, als die sogenannten **Cigarros reales**, deren die indischen Gebietstheile nach alten Verträgen jährlich hunderttausend als Tribut an das Hoflager von Madrid senden müssen, und die jetzt von den Laquaien desselben unter der Hand verkauft werden. Sie sind lang und dick, und vielleicht das beste Produkt, das die Havanna jemals geliefert, wurden aber von der Königin Christine bei Unruhen gebraucht, um die Gemüther zu beschwichtigen und die eigenen Anhänger durch **Yellow** oder **fine brown** Kistchen zu fesseln.

(Der Schluß folgt.)

Über Wilddieberei.

Es giebt keine Leidenschaft, die den Menschen so gewaltsam zur Spiel- und Trunksucht, zur Unzucht, zum Meineid, Raub und Mord und zu andern Lastern und Verbrechen hinreißt, wie das Wilddieben. Die in der Grafschaft Schaumburg Hessen in neuern Zeiten hingerichteten Verbrecher: Koß, Mühlhausen, Seidenfaden, der von Letzterem

erschlagene Raubmörder Faut und der muthmaßliche Mörder seines Stiefvaters, Bruns zu Horsten, waren alle höchst leidenschaftliche Wilddiebe. Diese bedenkliche Erscheinung sollte alle Eltern, Gesetzgeber, Lehrer, Erzieher und Prediger aufmerksam auf die Verhütung eines Lasters machen, das in seiner Bedeutendheit von den christlichen Sittenlehrern bis jetzt, wenigstens speziell übersehen ist, und deshalb auch, obgleich immer zum Diebstahle gehörend, bisher von Niemanden für eigentlich sündlich gehalten wird.

* Wall.

Dem Vernehmen nach beabsichtigt Jemand vor dem Doventhore in der Nähe der Contrescarps-Wallanlagen eine Fabrik von tragbarem Gas zu etabliren. Welch einen Gestank dies hervorbringt, wie weit er sich verbreitet, ist bekannt. Ein Jeder, der sich für unsere schönen Wallanlagen interessirt, ein Jeder, dem frische Luft auf den Spaziergängen lieb ist, thue also das Seine, um jenes Unglück abzuwenden. Kaum hat die Cholera den Rücken gewendet, so verfällt man wieder in alte Sünden!

† Wallanlagen.

(Eingesandt.)

Unser Wall verschönert sich von Jahr zu Jahr durch veränderte und neue Anlagen. Man muß gestehen, seit ein paar Jahren wird er sauberer gehalten, als früher. Die Blumenbeete haben auch Einfassung erhalten u. s. w., welches alles dem jetzigen Obergärtner zur Ehre gereichet.

Der Blumengarten ist dieses Frühjahr den Vorübergehenden durch Wegräumung der Gesträuche offen gelegt, welches aber manchen nicht gefallen will. Als er so versteckt lag, konnten Blumenfreunde in demselben, ohne von den Vorübergehenden begafft zu werden, sich vergnügen, und Genesende sich der Sonne, man kann sagen, in der Stille erfreuen, den Blumenduft einathmen und wurden von Niemand als von den Spaziergängern gesehen. Fremden, welche den Wall besuchen, gewährte es eine Überraschung, wenn sie unerwartet den schönen Blumengarten zu Gesicht bekamen. Alles dieses ist durch die Offenlegung verloren. Vielleicht werden wieder Gebüsche an den allgemeinen Weg gepflanzt, warum wir bitten möchten, wenn die oben angeführte Meinung die Mehrheit der Stimmen für sich hätte.

* Theater.

„Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus."

Abermals hat eine Theater-Direction sich insolvent erklärt, nachdem sie einige Male von kunstfreundlicher Seite reichliche Unterstützung genossen, nachdem fremde Kunstleistungen der Casse bedeutende Zuflüsse verschafft hatten! Ob das Institut selbst die Kosten nicht aufgebracht, ob die Gelder für anderweitige Zwecke verwandt worden, wird demnächst die Untersuchung aufklären. Bis dahin muß solcher Punkt auf sich beruhen bleiben. Ein Zeichen großer Unordnung ist es aber gewiß, daß noch bis Mittwoch keine Uebersicht der Activ- und Passiv-Verhältnisse (Status) dem Gerichte hatte eingereicht werden können. Am Freitage wird die erste Versammlung der Gläubiger Statt finden.

Es hat sich nun ergeben, daß diejenigen Vorsichtsmaßregeln, welche man bei dem Sturze der vorigen Direction zum Besten der Schauspieler, der Orchester-Mitglieder und des Publicums angeordnet hatte, ungenügend waren. Es wurde damals freilich ein beeidigter Cassirer und Buchhalter angestellt, allein da Niemand die Pflicht hatte die Bücher nachzusehen, da der Angestellte sein Honorar von der Direction empfing, so wird sich wohl Niemand verwundern, daß, als nach einigen Jahren die Bücher eingesehen werden sollten, dieselben sehr weißes reines Papier enthielten. Kurz vor der jetzigen Katastrophe ist nun freilich ein anderer Cassirer mit strengeren Pflichten angestellt, — allein diese Controlle ist, wie wir sehen, nicht lange ertragen worden. Uebrigens möchte auch die zuletzt beliebte Einrichtung nicht genügen, denn wenn verwandte Creditoren des Directors auf wahre oder unwahre Forderungen das Geld aus der Casse ziehen dürfen, so hilft es auch nicht viel, wenn man sehen kann, wo das Geld geblieben. Die Einrichtung muß vielmehr so getroffen werden, daß von den eingehenden Geldern zunächst die Gagen und sonstige hiesige Theaterschulden berichtigt werden, und man ein entstehendes Deficit sogleich erfährt. Die beim Theater-Fallissement entstehenden Verluste treffen grade solche Leute, welche nicht gut etwas verlieren können. Eine größere Sorgfalt thut also Noth, und bei weiterer Aufklärung der diesmal obwaltenden Ursachen soll deshalb ein Mehreres gesagt werden.

Miscellaneen.

(Die Asche Karl Maria von Weber's.) Hr. Dr. Gambihler aus Nürnberg hat im vorigen Herbst eine Reise nach London unternommen und als Freund der Musik in der dortigen Moorfieldscapelle den Sarg Karl Maria von Webers aufgesucht. Nach langem Umhertappen in dem unterirdischen Gewölbe fand er endlich unter der großen Zahl aufgestellter oder eigentlich übereinander gestellter Särge mit Hülfe zweier Chorknaben und des Meßners den Sarg unsers großen Landsmannes, der, wie er sagt, einem Violinkasten ganz ähnlich ist. Eine kleine Metallplatte auf demselben trägt Weber's Namen und eine kurze lateinische Inschrift des Inhaltes, daß ein Engländer, dessen Name genannt ist, dem Andenken dieses musikalischen Genies die Platte gewidmet habe. In wenigen Jahren, bemerkt Gambihler, wird der Sarg mit seinen Nachbarn zerfallen und bei der jezeitigen Räumung des Gewölbes Weber's Asche spurlos verschwinden. Er fodert deshalb durch einen Aufsatz in der Zeitschrift „Europa" die Deutschen auf, den Sarg auf deutschen Boden zu schaffen und durch ein, wenn auch nur mäßiges Denkmal die Stelle zu bezeichnen, wo die irdischen Reste des deutschen Meisters der Tonkunst ruhen. Die Sache dürfte wohl in Deutschland Anklang finden, da es keinen gebildeten Deutschen giebt, dem nicht Weber's „Freischütz" und „Oberon" Stunden hohen Genusses verschafft hätten und fortwährend verschafften. Zunächst jedoch müßte der neue Ruheort bestimmt werden, welchen Weber's Asche in Deutschland erhalten soll; die unbedeutenden Kosten des Herbeischaffens des Sarges würden dann durch die Musikfreunde bald gedeckt sein.

(Der getäuschte Chemiker.) Seit dem Prozesse der Laffarge ist die Chemie förmlich wieder Mode in Paris geworden, und Experimente auf Experimente werden versucht. So trat neulich ein Fürst der Wissenschaft (ein Ausdruck, den die Advocaten erfunden haben, und mit vieler Grandezza in ihren Plaidoyers anwenden) in den Saal, wo er seine Vorlesungen vor einem, wenn auch nicht gelehrten, doch gewählten Auditorium zu halten pflegte; mit ihm waren fünf Pferde; er stellte sie seinen Zuhörern vor, sie sollten ihm als passive Zeugen einer wichtigen Erfahrung dienen, deren er sich rühmte. Der Professor fing nun an zu doctren, setzte weitläufig alles auseinander, was sein System an Vorzügen vor allen andern voraus habe, und ging dann zum practischen Beweise seiner Theorie über, er ließ alle fünf Pferde eine gleiche Dosis Arsenik nehmen; vier Pferden ward ein Gegengift eingegeben, das fünfte sollte allein eines jähen Todes sterben. Lorgnetten wurden auf diesen Candidaten eines frühen Todes zu höchster Ehre der Wissenschaft gerichtet. Jedermann erwartete die Wirkung des Arseniks auf das schlanke, kräftige Thier. Aber „noch trüglich ist des Menschen Wissen." Das mit Arsenik vergiftete Thier blieb fest und ruhig stehen, während seine vier Collegen, die Gegengift bekommen hatten, zitterten, bald hinstürzten und unter gräßlichen Convulsionen starben. Das Pferd, das am Arsenik hatte umkommen sollen, hat ein raritätenlustiger Engländer um einen hohen Preis gekauft.

(Die Erfindung des Perpetuum mobile) ist eine der Hauptsorgen der Bergbewohner des Jura. Einer derselben, ein gewisser P., glaubte nach 20jähriger Mühe seinen Zweck erreicht zu haben; seine Maschine ging acht Monate lang vortrefflich; da blieb sie aber plötzlich stehen. Am andern Tage fand man den unglücklichen Erfinder in seiner Scheune erhängt.

(Stahlerz.) Nach dem National Intelligencer soll bei der Stadt Duane, Franklin County (New-York?), ein Erz gefunden worden sein, das beim Schmelzen alle physischen und chemischen Eigenschaften des Stahls in sich vereinige. Die Sache sei jetzt durch viele angestellte Proben außer Zweifel.

(Furchtbares Geschütz.) Der Londoner „Sun" sagt: Seit der Erfindung des Schießpulvers ist kein furchtbareres Zerstörungs-Werkzeug ersonnen worden, als das von einem französischen Edelmann neulich erfundene. Es ist den 29. März durch eine, vom Feldzeugmeister ernannte Commission probirt worden; dasselbe besteht in einer entzündbaren Masse, die in eine Kugel eingeschlossen, und, aus einer Haubitze oder Kanone abgeschossen, furchtbare Wirkungen herbeiführt, so daß dadurch die größten Schiffe beschädigt oder zerstört werden können. Das Experiment fand nur in kleinem Maßstabe Statt, fiel aber so befriedigend aus, daß dasselbe wiederholt werden soll, und zwar in der Art, daß der Erfinder die ganze außerordentliche Kraft seines Wurfgeschoßes zu entwickeln im Stande ist.

(Das Morgenblatt) enthält in den neusten Nummern einen Correspondenzartikel aus Bremen als Entgegnung auf einen frühern in demselben Blatte befindlichen Artikel, welcher von dem Einsender ein Pasquill genannt wird.

(Bremen, den 17. April.) Herr Dr. Paniel hat von einer Zahl Verehrer sowohl in seiner als in andern Gemeinden unserer Stadt einen reichgearbeiteten Pokal als Ehrengeschenk erhalten. Im Namen derselben hielt einer der zur Überreichung committirten Herren eine Anrede, die wahrscheinlich durch den Druck veröffentlicht werden wird.

(Predigtkritiken.) Die Pariser Tagblätter berichten über die Predigten so gut wie über Theaterstücke, und zuweilen hat der Theaterrecensent auch das Departement der Predigten, die man nur vom rhetorischen Standpunct zu beurtheilen gewohnt ist.

(Pariser Blumenausstellung.) Man lies't in einem Artikel aus Paris: Die Pariser, welche sich am Brunnen des Schlachthauses satt gesehen haben, bekamen in diesen Tagen eine andere Augenweide an der Blumenausstellung, welche die Gärtnergesellschaft veranstaltet. Dieser Verein wechselt jährlich mit der Zeit seiner Ausstellung. Zum erstenmale war in diesem Jahre die Ausstellung so früh. Dadurch bekamen die Gärtner und Blumenliebhaber Gelegenheit, die Blumen des Frühjahrs, besonders Camelien und Hyazinthen auszustellen, und auch Blumen späterer Jahreszeiten, welche in Treibhäusern gepflegt worden, vorzuzeigen, ferner Beweise von der Kunst abzulegen, Früchte des vorigen Jahres aufzubewahren. Obschon Paris wenig Gärten besitzt, und manche Pariser keine andern Gärten kennen als die öffentlichen, so giebt es

doch ziemlich viele Kunstgärtner in den Vorstädten, bei welchen oft sehr bedeutende Sammlungen von Gewächsen aller Art zu finden sind. Einer ist wegen seiner Rosen, ein anderer wegen seiner Hyazinthen, ein dritter wegen seiner Tulpen, seiner Dahlias u. s. w. bekannt, und macht durch den Verkauf derselben bedeutende Geschäfte. Aber in den Pariser Salons muß die Kunst oft der Natur zu Hülfe kommen, und dieselbe im Nothfalle ersetzen. Die künstlichen Blumen auf den Hüten und in den Haaren der Damen besäet oder belegt man schon seit einiger Zeit mit künstlichem Thau. Bei einem Balle in einem großen Hause sah ich diesen Winter auf beiden Seiten der Treppe Lorbeerbäume, welche mit den schönsten Blüthen prangten, obschon Eis und Schnee die Gassen bedeckten. Erstaunt über solch ein vegetabilisches Wunder untersuchte ich Bäume und Blüthen näher, und fand nun, daß erstere zwar natürlich, letztere aber künstlich waren, und daß man Kunst und Natur auf täuschende Weise zusammengefügt hatte. Die Blumenausstellung hat nur sechs Tage gedauert, am siebten wurden die Preise an die Gärtner vertheilt, welche die schönsten Blumen und andere Gewächse ausgestellt hatten.

(Pariser Schauspielergagen.) Es ist über dieses Thema zwar schon genug gesagt und geklagt worden; dennoch werden folgende Facta, welche das Siecle mittheilt, manchen unserer Leser in Staunen setzen. „Die Theater erliegen unter der stets wachsenden Schwere der Schauspielergehalte. Wißt ihr z. B. welches die Bedingungen sind, unter welchen Arnal das Publicum lachen macht? Hört einmal an! Vierundzwanzigtausend Franken fester Jahresgehalt; zwanzig Franken Spielgeld jeden Abend, wenn er in einem, sechzig, wenn er in zweien auftritt; drei Monate Urlaub; zwei numerirte Plätze im Balcon für jeden Abend. Der numerirte Platz im Balcon kostet sechs Franks; die Billets, vor der Öffnung der Bureaux genommen, belaufen sich neun Monate hindurch auf 3240 Fr. Werth. Die Spielgelder betragen monatlich im Durchschnitt 1200 Fr., also im Ganzen 10,800 Fr. Folglich bezieht Arnal vom Vaudeville 38,000 Fr. Gehalt für dreivierteljährige Thätigkeit. Arnal geht nicht eher auf die Bühne, als wenn ihm der Regisseur seine zwanzig oder sechzig Francs Spielgeld in die Loge gebracht hat. Dauert der Zwischenact etwas lange, so liegt meistens die Schuld am Regisseur: unser herrlicher Komiker spielt nur nach der Bezahlung; er spielt ein für alle Mal nicht auf Credit. — Diese Methode findet Nachahmer in Menge. Frederic Lamaitre, der in diesen Tagen im Renaissancetheater wieder auftritt, ist zu 200 Fr. für jede Vorstellung engagirt und bekommt ohne dies für jede Probe 50 Fr. Ist das Geld nicht zur Hand, so macht Frederic Lamaitre links um kehrt aus der Probe!"

(Verblendung des russischen Patriotismus.) Aus den Reiseskizzen eines Russen ziehen wir folgende Stellen aus, die neben der lächerlichen Seite zugleich eine sehr ernste darbieten, indem sie zeigen, daß der Russe für die östlichen Provinzen Deutschlands eben solche Beglückungspläne hegt, wie der Franzose für unsern Westen. „In Breslau wohnen viele eifrige Freunde des Slavismus, aber sie predigen in der Wüste, sie lieben alles Vaterländische, lesen mit Heißhunger und folgen dem Gange der slavischen Bildung (!)." — „Die Wenden (im Königreich Sachsen) gerathen in Entzücken, wenn sie mit einem ihrer Stammgenossen, namentlich mit einem Russen, reden. Als sie erfuhren, daß ich aus Petersburg sei, sahen sie mich lange staunend an, und eine kranke auf dem Bett liegende alte Frau richtete sich auf und fragte: „Ist es wahr?" „Ja!" erwiederte ich. „Sagt mir, ist unser weißer Czar gesund?" „Gott sei Dank, ja," erwiederte ich. „Lasse ihn Gott lange regieren!" — „Ich brannte vor Ungeduld, die Orte zu besuchen, wo die Zahl der Slaven größer wäre, als die ihrer Herren, der österreichischen Deutschen. Ich staunte, als ich das Gebiet der Böhmen betrat, denn hier sprach Alles böhmisch, selbst die Deutschen." — „Als ich näher mit einigen Mährern bekannt wurde, bemerkte ich, daß sie mit Herz und Seele für die Ausbreitung der russischen Sprache gestimmt sind, aber es fehlt ihnen an Büchern." — Die Zeit wird kommen, wo Preußen statt des Rheinliedes ein Oxerlied singen wird.

(In Warschau) wird eine Unterrichtsanstalt für die Erziehung junger Geistlichen der griechisch-russischen Kirche gegründet.

(Ole Bull.) Man schreibt aus Prag: „Ein Glück, wie selten, man könnte fast sagen nie ein Virtuose bei uns machte, ist Ole Bull zu Theil geworden, der zwölf Concerte gegeben hat, von welchen die meisten (zumal die letzten in dem großen Redoutensaale) gefüllt waren. — Ole Bull besitzt eine unbegrenzte Herrschaft über sein Instrument, und nicht allein die höchste und im vollen Sinne des Wortes infallible Reinheit bei den wunderbarsten Schwierigkeiten (selbst bei Trillerketten in den höchsten Tönen des Instruments), sondern die Gesammtheit seiner Leistung unter den verschiedensten Gesichtspunkten beurkundet. Das Ausgezeichnetste in seinem Vortrage sind die graziösen und zierlichen Stellen, und seine silberrein zarten und lieblichen Verzierungen überraschen eben so sehr, als sie erfreuen."

(Johannes Huß) ist zum zweitenmale verurtheilt worden. Das Dampfschiff auf dem Bodensee, welches diesen Namen erhalten sollte, mußte auf Verlangen benachbarter Regierungen umgetauft werden und heißt jetzt Helvetia. Der neue Huß darf da nicht brennen, wo man des alten Asche in den Rhein versenkt.

(Der Missionär Gallitzin.) Zu Loretto in Pensylvanien starb hochbejahrt der katholische Missionär Gallitzin. In einer Gegend, die er aus einer Wildniß in einen Garten umgeschaffen hatte, lebte er ganz einer zahlreichen Gemeinde, die er selbst zusammelt hatte, und der Vertheidigung seiner Kirche. — Gallitzin starb tief betrauert von einer Gemeinde, welcher er als liebevoller Vater und besorgter Hirt viele Jahre vorgestanden, nachdem er ihr den Glanz geopfert hatte, worauf ihm seine hohe Geburt Anspruch gab.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 32.

Bremen, Donnerstag den 22. April 1841.

Gestorben:

Nro. 348. Den 16. April. Der Arb. Joh. Herm. Kohlmann, 65 Jahr; Armenhaus.

— 349. Den 16. — Der Schuhmacher Joh. Hinrich Ricker, 67 Jahr; Armenhaus.

— 350. Den 16. — Des Hökers Joh. Peter Kuhlmann Sohn, 1¼ Jahr; Mühlendamm.

— 351. Den 18. — Des verst. Kuhhirten Friedrich Heinr. Sowersby Wittwe, geb. Reiners, 43 Jahr; Neustadtswall.

— 352. Den 18. — Des Freischlachters Joh. Nicolaus Baum Ehefr, geb. Andresen, 55 Jahr; Neuenstraße Nro. 82.

— 353. Den 18. — Der Schneiderbursche Friedrich Schnadhorst, 17 Jahr; kleine Fuhrleutestraße Nro. 9.

— 354. Den 18. — Des Stuhlmachers Heinr. Ludw. Grote Sohn, 3 Wochen; a. d. Hofe N. 4.

— 355. Den 18. — Des Arb. Joh. Chr. Reinemann Tochter, 1 Jahr 11 Monat; am Wandrahm Nro. 2.

— 356. Den 18. — Der Arb. Wilh. Ohlsen, 78 Jahr; Hastedt Nro. 77.

— 357. Den 19. — Der Kaufmann Nicolaus Stavenüter, 74 Jahr; Knochenhauerstraße N. 37.

Nro. 358. Den 19. — Des Hökers Joh. Diedr. Bockloh Sohn, 7 Monat, Hohethorstraße Nr. 32.

— 359. Den 19. — Der Brunnenarbeiter Heinr. Brüggemann, 50 Jahr; Runken Nro. 31.

— 360. Den 19. — Des Baumwollenzeugfabrikanten Arend Begemann Sohn, 1 Jahr 4 Mon.; hinterm Paulsberg Nro. 28.

— 361. Den 19. — Des Kistenmachers Johann Carl Adolph Ranninger Sohn, 7 Monat; kl. Allee.

— 362. Den 20. — Des Küpergesellen Joh. Matthias Ellebrecht Tochter, 4 Jahr 4 Monat; Jacobikirchhof Nro. 5.

— 363. Den 20. — Des Cigarrenmachers Carl Phil. Eickhoff Sohn, 5 Tage; Punkendeich N. 64.

— 364. Den 20. — Des Arb. Gerhard Arfmann Sohn, 9 Monat; kl. Helle Nro. 22.

— 365. Den 20. — Der Tabacksfabrikant Aug. Wilh. Plöger, 29 Jahr; Steinthor Nro. 78.

— 366. Den 21. — Des verst. Maurergesellen Joh. Christ. Trolsch Wittwe, geb. Romer, 81 Jahr; alten Steinweg Nro. 70.

— 367. Den 21. — Des Hökers Joh. Otto Hohnhorst Sohn, 13 Wochen; Hohestraße N. 7.

Geboren:

Nro. 481. Den 14. April. Des Krameramtsgenossen Diedr. Meyer Ehefr., geb. Lampe, Westerstraße Nro. 51; von einem Mädchen.

— 482. Den 15. — Des Arb. Joh. Hinrich Röttjer Ehefr., geb. Merzen, Hastedt; von einem Knaben.

— 483 u. 484. Den 15. — Des Schneiders Joh. Herm. Wetstein Ehefrau, geb. Kottcke, Hastedt Nro. 52; von Zwillings-Töchtern.

— 485. Den 15. — Des Zimmergesellen Daniel Köster Ehefr., geb. Döhlen, Müggenburg N. 41; von einem Mädchen.

— 486. Den 15. — Des Baumwollenwebers Johann Carl Friedr. Weitendorff Ehefrau, geb. Wiermann, Bauernstraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 487. Den 16. — Des Schuhmachermeisters Joh. Gottlieb Liebich Ehefr., geb. Bruns, Obernstraße Nro. 62 (Vorst.); von einem Knaben.

— 488. Den 16. — Des Stuhlmachers Joh. Block Ehefr., geb. Buse, Neuen Gang Nro. 1; von einem Mädchen.

— 489. Den 16. — Des Trödlers Christ. Friedrich Thielhelm Ehefr., geb. Oppermann, gr. Johannisstraße No. 99; von e. Mädchen.

— 490. Den 17. — Des Cigarrenmachers Alb. Hinr. Gronfeld Ehefrau, geb. Wessels, hinter Stephanithorswall Nr. 33; v. e. Mädch.

Nro. 491. Den 17. — Des Cigarrenmachers Joh. Howe Ehef., geb. Focke, gr. Annenstraße N. 40; von einem Mädchen.

— 492. Den 17. — Des Wechselmäklers Joh. Carl Pandorf Ehefr., geb. Wenigmann, große Wagestraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 493. Den 18. — Des Spornmachers Joh. Hinr. Sauerland Ehefr., geb. Gröning, kleine Rosenstraße Nr. 18; von einem Knaben.

— 494. Den 18. — Des Arb. Anton Diedr. Meyer Ehefr., geb. Drallmeier, Wulwesstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 495. Den 18. — Des Schmiedeamtsmeisters Joh. Gottfr. Hösel Ehefr., geb. Gröning, gr. Krankenstraße Nr. 1; von einem Knaben.

— 496. Den 18. — Des Schuhmachers Joh. Jacob Becker Ehefrau, geb. Klußmeyer, kleine Krankenstraße No. 12; von e. Mädchen.

— 497. Den 19. — Des Schneidermeisters Heinrich Carl Friedr. Hoppenberg Ehefr., geb. Seebohm, kl. Hundestraße Nro. 8; von einem Knaben.

— 498. Den 19. — Des Kaufmanns Carl Fr. Aug. Richter Ehefr., geb. Hüpohl, Wachtstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

— 499. Den 20. — Des Schneidermeisters Chr. Ludw. Dieckmann Ehefr., geb. Weber, Spitzenkiel Nro. 6; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 33.

Bremen, Sonntag den 25. April 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 25. April.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
4 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
1 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Schlerenbeck.
1 Uhr Hr. Past. Loel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Charade.

(Zweisylbig.)

Es wird dem Niedern sich nie zugesellen
Und würdig steht das Wort vor unserm Blick,
Urkräftig wird es stets empor sich stellen
Und nimmer weicht's von seinem Stand zurück.
Doch mit dem Muthe darf sich's nicht verbinden,
Die Tugend weicht, wenn diese Kraft erscheint,
Verächtlich müßte es vor dir sich finden,
Wenn es mit Heldengröße sich vereint.

Das theure Zweite kannst du nicht bezahlen,
So kostbar ist sein Werth und sein Gewicht,
Und wehe denen, die es frech dir stahlen.
Was auch das Leben Schönes dir geboten,
Was auch im Kelch des Leidens sich dir füllt,
Was Freunde reichten, Feinde dich bedrohten,
In diesen Rahmen ist es eingehüllt.

Und feierlich, im Freudenmeer zerflossen,
Siehst du das Ganze stattlich vor sich gehn,
Ein neues Bild des Lebens ist entsprossen,
Und andere Geschicke siehst du vor dir stehn.
Den Blick nach Oben, in des Himmels Wonnen,
Den Blick nach Unten, in der Hölle Pein,
Wie wird wohl dein Geschick gesponnen,
Wie deines Lebens künft'ge Richtung seyn?
Enteilt das Zauberland einst deinem Blick,
Ein thränend Auge schaut nach ihm zurück.

Chauveau-Lagarde.

Das Journal de Débats vom 22. März enthält einen Nekrolog des unlängst in dem hohen Alter von 85 Jahren verstorbenen Mitglieds des Cassationshofes, Chauveau-Lagarde. — Die höchste Wirksamkeit dieses Mannes fiel in die Schreckenszeit der französischen Revolution, in welcher er, als Advocat, die Königin Marie Antoinette, und die Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwig XVI., vertheidigte. — Wir ziehen aus dem langen Artikel des Journal des Débats folgende Stellen aus, welche Blicke in die Gräuelscenen einer Epoche werfen lassen, die vielfältig und noch in unsern Tagen, als das goldene Zeitalter der Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes gepriesen wurde!

„Einen Monat," heißt es in dem erwähnten Nekrolog, „nach diesem blutigen Drama (der Hinrichtung Charlotte Corday's, die gleichfalls von Chauveau-Lagarde vertheidigt worden war), erhielt Herr Chauveau eines Abends die Anzeige, daß er von Amtswegen, nebst Herrn Tronçon-Ducoudray, zum Vertheidiger der Königin ernannt sei. Die Prozeßverhandlungen sollten am folgenden Tage um 8 Uhr früh eröffnet werden. Man ließ ihm weder Zeit, Einsicht von der Anklage zu nehmen, noch Zeit, sich vorzubereiten; die Proceßacten waren so zahlreich und so verworren, daß mehr als ein Monat nöthig gewesen wäre, um nur einen Auszug daraus zu machen. Alle diese Maßregeln die getroffen worden waren, um die Vertheidigung zu lähmen, gaben deutlich genug zu erkennen, daß es sich höchstens darum handelte, einem Morde die Formen eines Urtheils zu geben. Man muß Herrn Chauveau-Lagarde von dieser ruhmvollen und schmerzlichen Epoche seines Lebens sprechen gehört haben, um sich einen Begriff von den Empfindungen zu machen, die seine Seele bestürmten. Welche Verzweiflung seiner Ohnmacht! Welche Bangigkeit, welche Angst, welches Zittern, als er, nach erhaltenem Befehl, der ihm das Gefängniß öffnen sollte, die Schwelle der Conciergerie betrat, und in einem dunklen Gange, den das schwache Licht einer Lampe kaum erleuchtete, allein mit dem Kerkermeister, das finstre Geräusch der Schlösser und Riegel hörte, und er sich plötzlich in einer düstern und feuchten Höhle der Königin von Frankreich gegenüber befand. Hier stand sie, an ein Feldbett gelehnt, in einem langen weißen Kleide, ohne andern Schmuck, als ihre nachlässig aufgesteckten Haare. Eine spanische Wand trennte sie von einem Gendarmen, der zu ihrer Bewachung aufgestellt war, und sie nie verließ. Wie schön und majestätisch war sie! und doch las man auf diesen so zarten Zügen unaussprechliche Schmerzen, das Schicksal ihrer Kinder, deren Zukunft sich ihr mit schrecklichen Farben malte, die Todesqual des Königs, ihre eigene Todesqual, die sie voraussah und mit Ergebung hinnahm, alle Leiden des Weibes, der Wittwe, der Mutter, des Schlachtopfers, die ohne Unterlaß die Würde der Königin trübten, aber ohne sie je verwischen zu können. Es war dies in der That ein erhabenes und herzzerreißendes Schauspiel! Herr Chauveau war versucht, sich nieder zu werfen. Je gebeugter die Königin war, desto lebhafter fühlte er das Bedürfniß, sie durch seine Hochachtung zu ehren. Aber dazumal mußte man alles verbergen, seine Thränen, die Bewegung seiner Stimme, ja die bloße Ehrerbietung für eine Frau; dies wären Verbrechen gewesen; es war ein Gendarme da, der alles beobachtete."

„Die Königin empfing ihren Vertheidiger mit Zurückhaltung; da sie aber seine Gemüthsunruhe bemerkte, gewann sie Zuversicht, und bald konnte er erkennen, daß er ihr volles Vertrauen besaß. Wir wollen hier nicht die Einzelnheiten dieses großen und schrecklichen Prozesses wiederholen. Herr Chauveau-Lagarde hat selbst die rührendsten Umstände desselben in einer Broschüre bekannt gemacht, die auf die Nachwelt kommen wird. Die Gerichtssitzung dauerte zwanzig Stunden. Zwanzigstündige Verunglimpfungen; zwanzigstündige Kämpfe und Todesangst! Kaum war die Vertheidigung beendigt, als die Vertheidiger von Gendarmen ergriffen wurden. Der Schrecken hatte den höchsten Gipfel erreicht; eine Todesstille herrschte in der Versammlung, und inmitten dieser fürchterlichen Scene hörte die Königin, allein ruhig im Angesichte ihrer Richter, mit Majestät und ohne eine Miene zu verziehen, das Urtheil an, welches sie dem Henker überlieferte."

„Einige Tage nach diesem Verbrechen wurde Hr. Chauveau-Lagarde, wieder in Freiheit gesetzt, berufen, Madame Elisabeth zu vertheidigen. Dießmal wurde mit noch größerer Härte verfahren. Der Vertheidiger wurde nicht bloß erst am Abend zuvor benachrichtiget, sondern ihm auch jeder Zutritt zur Angeklagten untersagt. Er sprach nicht mit ihr; er sah sie nicht eher, als auf der Bank der Schlachtopfer, umringt von Gensdarmen, die unter den Augen der Richter selbst, mit ihren Gewehren eine Schranke um sie zogen."

„Bei dem Prozesse der Königin hatte man wenigstens den Schein einer Art von Instruction beibehalten; bei dem Prozesse der Madame Elisabeth, wurden alle gerichtlichen Formen hintenangesetzt. Man war sogar der Formen müde; sie raubten Zeit, sie schützten die Schlachtopfer: unter diesen Umständen war das Tribunal nur ein Durchgang zum Blutgerüste."

„Empört über die Hindernisse, die man der Vertheidigung der Angeklagten in den Weg legte, wagte es Hr. Chauveau-Lagarde, sich bei Dumas, dem schrecklichen Proconsul des Revolutionstribunals zu beklagen; aber wie groß war sein Entsetzen, als er die blutdürstigen Augen des Tigers plötzlich auf sich geheftet sah, und die kalte Antwort erhielt: „Die Vertheidiger seien unnütz, die gerichtlichen

Formen und das Tribunal selbst seien der Nation unwürdig, und weder mit Tribunalen noch mit Urtheilen, sondern in der Ebene von Sablons und mit Kartätschen müsse sich das Volk selbst Recht verschaffen." Schreckliche Worte, die das System der Epoche in seiner vollen Scheußlichkeit enthüllen. Es handelte sich in der That weder um Unschuldige noch um Schuldige, sondern um zwei bis drei Classen der Gesellschaft, die man ausrotten wollte! Wozu sollte dann freilich die Vertheidigung nützen? Es waren die Massen, die man verurtheilte: das Revolutionstribunal war nicht eingesetzt, um zu richten, sondern um zu morden."

„Von diesem Tage an erkannte Hr. Chauveau-Lagarde das Geheimniß dieser Menschenschlächterei. Da er keine Gerechtigkeit mehr hoffen konnte, begnügte er sich, gegen die dreifache Verletzung der Formen, der Gesetze und der Menschlichkeit zu protestiren. Es waren nicht mehr die Schlachtopfer, sondern die richterliche Ehre Frankreichs, die er retten wollte. Er stand da, wie eine lebendige Protestation! Er mußte nun alle Vertheidigungsmittel ändern. Und in der That, die Vertheidigung der Madame Elisabeth war nicht mehr das, was die Vertheidigung der Königin war. Anstatt die Unglückliche zu rechtfertigen, wagte er es, sie mit allen den Tugenden zu schmücken, die an ihr glänzten. „Ich habe," sagte er, „die Anklageacte gelesen, und kein Verbrechen darin gefunden. Die Angeklagte, sagt man, war der Königin ergeben; sie liebte sie; sie war ihr treu in der Gefahr geblieben, wie man es stets im Glücke ist. Sind denn Freundschaft, Treue, Muth todeswürdige Verbrechen, und sollte ich wohl genöthigt seyn, sie wegen ihrer Tugenden zu rechtfertigen?" Bei diesen Worten unterbricht Dumas von Zorn entbrannt, mit Heftigkeit den Vertheidiger; er wirft ihm vor: daß er die Keckheit habe, von den angeblichen Tugenden der Angeklagten zu sprechen und solchergestalt die öffentliche Moral verderbe. Welch' tiefe Verderbheit! Die Henker wollten nicht, daß sich das Volk andere Tugenden, als Mord und Todschlag denken könne."

„Diesen Umstand machte sich das Tribunal zu Nutzen; es sah darin eine Gelegenheit, es sich so bequem als möglich zu machen und die Abschaffung der Vertheidiger wurde im folgenden Monate decretirt. Der Bericht sagt wörtlich: „Die Vertheidiger hätten Lästerungen gegen die Revolution vor dem Tribunal ausgestoßen; sie seien gedungene Begünstiger der Tyrannei, und standesmäßig der Vertheidigung der Feinde des Volkes gewidmet."

„Von diesem Augenblicke an glaubte sich Hr. Chauveau-Lagarde entbunden. Da er keine Angeklagten mehr zu vertheidigen hatte, hielt ihn keine Pflicht mehr in Paris zurück. Er zog sich daher in seine Geburtsstadt Chartres zurück, wo er vergessen zu werden hoffte. Allein kaum hatte er Zeit gehabt, seine Familie zu umarmen, als Gensdarmen ihn ergriffen und nach Paris zurückschleppten. Der Befehl lautete, „ihn binnen drei Tagen vor's Revolutionstribunal zu stellen, indem es Zeit sei, daß der Vertheidiger der Capet seinen Kopf auf das nämliche Schaffott trage."

„In seinen geheimen, von Courtois bekannt gemachten, Berichten an Robespierre, kömmt der Nationalagent Payen, ehemaliger Geschworner beim Revolutionscomité, und Zeuge der Anstrengungen Chauveau-Lagarde's, diesem Comité seine Schlachtopfer zu entreißen, zu wiederholten Malen auf die Nothwendigkeit zurück, „diesem Vertheidiger der Königinn, diesem Verderber der öffentlichen Moral, von dem er, wie er behauptet, ein sprechendes Actenstück gegen Marat in Händen habe," den Todesstreich zu versetzen. Zur Zeit dieser Berichte wurde Hr. Chauveau-Lagarde verhaftet. Nach der Conciergerie geführt, kam er durch den feuchten und dunkeln Gang, in welchem das Zimmer der Königin sich befand; die nämliche Lampe brannte an derselben Stelle; sein Herz wurde beklommen. In dieser Hölle gab es nur Eine Hoffnung mehr: den Tod. Was in diesem Augenblick mit ihm geschah? er konnte sich dessen nicht mehr erinnern; es war, wie der Alp eines fürchterlichen Traumes. Er war in einem finstern Loche, und hatte zwei Gefährten; diese wurden dann abgeholt und kamen nicht wieder. Andere traten an ihre Stelle, man holte sie wieder ab, und sie kamen nicht mehr. Während vierzig Tagen sah er solchergestalt dreiundzwanzig Schlachtopfer vorüberziehn: es war die Höhle des Polyphem, man kam nur heraus, um zu sterben. Durch eine Zulassung der Vorsehung wurde Hr. Chauveau-Lagarde darin vergessen, und damals vergessen werden, hieß gerettet seyn. Die Hinrichtung Robespierre's befreite ihn."

Die Cigarren-Fabrik in Sevilla.

(Schluß.)

Die untern Räume des Riesengebäudes werden zur Herrichtung der Blätter, zu den Gährungsprocessen, zum Schneiden und Stampfen des Schnupftabacks gebraucht, und alle Handwerke, welche hierher einschlagen, finden sich in der Fabrik selbst. Hier werden die großen eisenbeschlagenen Fässer zur Versendung in die Provinzen, hier die eleganten Kistchen, zu Abscheidung der trügerischen Cigarren, verfertiget. Hier macht man die blechernen Büchsen um den Rapé aufzubewahren, und klebt gleich Wappen und Inschrift auf, und unter allem, was hier fabricirt und verdorben wird, scheint der Schnupftaback noch das Beste, denn er wird an die selbst monopolisirenden Gouvernements von Portugal und Frankreich abgegeben. Der ganze Betrieb wird mit exquisiter Ordnung und Pünktlichkeit getrieben, es ist eine große Maschine, die geht und steht, wie man es haben will, und auf ein Zeichen der Glocke suspendirt Alles die Arbeit, selbst die Maulthiere in den Gängen bleiben stehen, während ein anderes Zeichen Menschen und Thiere wieder in Bewegung setzt. Dies ist alles schön und löblich, aber die schlechten Cigarren, die sind desto unverantwortlicher.

Die schönsten Räume stehen nun wegen reducirter Arbeit leer, und man sieht hier, und zwar ganz gut erhalten die edelsten Marmormühlsteine, welche den größten Säulen als Tambours dienen würden. Merkwürdig ist ein unendlich großer Saal, von einer Masse detachirter Säulen getragen, die in der Art der Moschee von Cordova sich nach allen Theilen hin in Perspective spalten, und auch ein akustisches welches aber wieder keinen Einfluß auf die Cigarren übt. Oben ist eine große Terrasse zur Erholung der Arbeiter, auch führt um den Patio oben eine Gallerie zum Lustwandeln herum, so wie offene Gänge die verschiedenen Abtheilungen des Gebäudes verbinden. In dem einen Theile sind die männlichen, in dem andern die weiblichen Cigarrenverfertiger, die ersteren in einem Saale von zwei Flügeln, die andern in einem von drei Seitengängen, immer zu acht oder zehn um einen Tisch sitzend, auf dem die Cigarren gewalzt werden. Schon bei den männlichen Arbeitern fiel mir die Reinlichkeit der Kleidung und die fröhliche Haltung der ganzen Gesellschaft auf; ihre Jacken und Spitzhüte hangen an den Wänden nach Nummern, und alle arbeiten in frischen weißen Hemden, welches dieser großen Anzahl beschäftigter Menschen ein äußerst gefälliges Ansehen giebt. Jeder verdient, was er arbeitet, und es sind viele, die es des Tages bis auf sechshundert Cigarren bringen; indessen zieht man die Fabrikation der weiblichen Hälfte vor, da sie zwar langsamer, aber sorgfältiger zu Werke geht.

Mit Erstaunen betrat ich diesen ins Kreuz gestalteten Saal, der in der Mitte gestützt ist und daher vom Mittelpunkte aus den Blick über alle Abtheilungen gestattet. Schon von ferne war mir das Gesumse und Geschwirr dieses Bienenschwarmes entgegengekommen; als ich aber den Saal betrat, waren alle Augen nach dem Eingang gerichtet, und ein Ausruf »Inglese« lief von Mund zu Mund, denn andere Nationen kennt man hier kaum in der reisenden Welt. Dreitausend arabisch-andalusische Augenpaare auf sich gerichtet zu sehen, ist eine besondere Aufgabe, und so wenige dieser Mädchen ich bei näherer Musterung vorzüglich hübsch finden konnte, so ist doch die Wirkung dieser schwarzen sprühenden Augen so außerordentlich, daß ich eine Zeit lang ganz verwundert stehen blieb. Es liegt ein Feuer, eine Sprache in den maurischen Augen, die frappiren, selbst wenn kein schöner Kopf ihnen als Einfassung dient, und dazu diese Mimik, diese Lebendigkeit der Züge, diese verschiedenen Eindrücke, welche ihnen die fremde lange Gestalt machte, so daß die zierlichen spanischen Händchen die Arbeit fallen ließen, und dem langsam durchwandelnden Gaste, gleich der Front eines Regimentes dem inspicirenden General, mit den Blicken zu folgen — die interessanteste Augenrevue. Endlich war ich in der Mitte angelangt, und nachdem ich einige Mädchen angesprochen, löste sich dieser ganze Knäuel in laute Bemerkungen, muthwillige Reden, unzweideutige Einladungen und Possen aller Art auf, so daß die gravitätische Aufseherin Mühe hatte, ihr, wie ich glaube, zu allen Zeiten mühsames Amt hier zu üben und etwas Ruhe herzustellen. Die Mädchen sind durchaus sehr nett gekleidet, aber freilich der großen in diesem vollgepfropften Saale herrschenden Hitze wegen größtentheils beinahe zu viel entblößt. Die weibliche Coquetterie erstreckt sich bis hierher, wo ihr so wenig Nahrung blüht: leichte mousselinene Kleidchen ohne alle weitere Zuthat, die schwarzen Haare entweder in Zöpfe geflochten oder bis auf den Boden herabwallend, ein vergoldeter Kamm, eine Rose, überaus niedliche Chaussure, so saß dieses formidable Regiment schwarzer Schnurrbärtchen*) bei-

*) »Ein besonderer Reiz der weiblichen (spanischen) Welt besteht in dem Anflug des Flaumes auf der obern Lippe, den man an den Italienerinnen nur zuweilen, nicht wie hier in der Re-

sammen, und alle schwatzten, schäkerten, sangen und arbeiteten, oder einzelne Paare nahmen ihre Mantillas und promenirten, alle nickten mir aber freundlich zu, und die meisten sagten einige Worte dabei. Wer sollte nun glauben, daß diese harmlosen Geschöpfe sich erst vor ein paar Monaten zu wahren Hyänen umwandeln und eine Revolution machen konnten! Man hatte sie mehrere Monate nicht bezahlt, und sie kündigten Arbeit und Gehorsam auf, trieben alle Männer zum Tabacks-Tempel hinaus, besetzten diesen und die vorlaufende Straße, warfen alles mit Steinen, was sich näherte, und erzwangen wirklich ihren rückständigen Sold. Ich musterte dieses Amazonen-Regiment mit doppelter Neugierde, als man mir dies erzählte, rieth aber einigen, ihre Kräfte eher gegen die Carlisten anzuwenden, wogegen sie indeß feierlich protestirten,

---

* An Bremens Musik- und Theaterfreunde.

Wie sehr seit zwei Jahren die hiesige Oper durch die Leitung des, sowohl als Componist, als auch als theoretischer, musikalischer Schriftsteller rühmlichst bekannten Direktors derselben, Herrn Capellmeister Koßmaly, in deren Aufführungen gewonnen, mit welchem Fleiße derselbe das Repertoir zu vermehren und uns herrliche Genüsse zu verschaffen suchte und verschaffte, darüber herrscht sowohl bei den Kennern, als bei Bremens kunstsinnigen Einwohnern überhaupt, welche dem Künstler auch bei jeder Gelegenheit die gebührende laute Anerkennung zu Theil werden ließen, nur eine Stimme. Herr Koßmaly, um den großen Verlust an rückständiger Zahlung, den auch er durch die Insolvenz-Erklärung der bisherigen Theaterdirektion erlitten*), nur einigermaßen ersetzen und sein, ihm lieb gewordenes Bremen als Ehrenmann verlassen zu können, mußte zu diesem Endzweck den Weg einer von ihm zu gebenden großen musikalischen Akademie wählen die mit Bewilligung Hoher Obrigkeit am Mittwoch den 28. April im großen Concertsaale der Union statt haben wird, und wobei die hochverehrten Mitglieder der hiesigen Singakademie, wie auch ihr würdiger Chef, Herr Musikdirektor Riem, und das hiesige Theater- und Orchester-Personal ihm mitwirkende Unterstützung freundlich zugesagt. Da, nach Verlauten, nur anerkannte Meisterwerke der berühmtesten Tondichter zur Aufführung kommen sollen, so erlauben wir uns hierdurch Bremens alles Gute und Schöne befördernde Kunstfreunde im Voraus auf diesen genußreichen Abend aufmerksam zu machen, und zugleich freundlich aufzufordern, den allgemein geschätzten Künstler hierbei durch thätigen Antheil und möglichst zahlreichen Besuch zu unterstützen. Überhaupt möchte es, nachdem sich Koßmaly's Wirken und Bestrebungen bereits mehrfach hinlänglich bewährt haben, für unsere Bühne nur ersprießlich und wünschenswerth sein, ihn derselben für die Zukunft zu erhalten oder wieder zu gewinnen, obgleich ihm eine anderweitige, ehrenvolle Stellung geboten ist, und möchte unser hochverehrter Theaterverein, dessen hauptsächliches Bestreben ja darin besteht, nach Kräften das Beste hierin zu befördern, dazu seine willige Hand bieten, dann dürften wir der Verwirklichung unsers Vorschlags wohl mit ziemlicher Gewißheit entgegen sehen.

Mehrere Musik- und Theaterfreunde.

---

* Theater.

Das Theater-Deficit erscheint so groß, daß ein Concurs unvermeidlich ist. Leider können dabei die Buchgläubiger, zu denen auch die Schauspieler gehören, nicht die mindeste Befriedigung hoffen. Strenge Behandlung des Gemeinschuldners möchte diese Verhältnisse nicht verbessern. Ebenso wenig dürfte von der Untersuchung zu hoffen sein, welche auf die Zeit vor Eintritt des Cassirers Bernhard gerichtet wird. Aus der Buchführung des Letztern, welche mit Septbr. v. Jahres beginnt, ergiebt sich aber doch, daß die Direction seitdem noch 593 Rthlr 8 Gr. der Theater-Casse zugeschossen hat. Die Einnahme von den Masken-Bällen ist 1600 Rthlr. gewesen. Die (wahrscheinlich netto) Einnahme von dem Gastspiele der Crelinger 900 Rthlr. (Die fremden

---

gel findet. Was bei uns Eigenheit alternder Frauen, müssen dort die jüngsten Mädchen tragen, allein es liegt ein unbeschreiblicher Reiz in diesen kleinen schwarzen Schnurrbärtchen, und wenn der Ernst der gewöhnlichen Erscheinung des spanischen Mädchens sich bricht, die Purpurlippen sich spalten und den weißen Zähnen Raum geben, wenn über diese frischen Farben der schwarze Flammenrand sich legt, wie der Schleier oder die Blonden der Mantilla über dem leuchtenden Feuer des Augenpaares."

*) Herr Koßmaly verliert über 200 Thaler.

die Redact.

Künstlerinnen selbst sollen 800 Rthlr. empfangen haben.) Das wahre Verhältniß zwischen Activen und Passiven ist noch gar nicht zu übersehen. In Betreff der Vergangenheit läßt sich nichts mehr bessern, möchte man nur die wiederholten trüben Erfahrungen endlich für die Zukunft benutzen!

Erwiederung auf öffentlich ausgesprochene Wünsche.

Es ist kurzlich der Wunsch mehrfach öffentlich (namentlich in der Union) laut geworden, daß auf dem Stadtgraben Gondeln gehalten werden möchten. „Wie reizend, spricht man, wenn wir an schönen Sommerabenden auf der stillen Fluth dahin gleiten, und den Tönen der nahen Gartenmusik lauschen könnten.“ In der Wirklichkeit macht sich aber Manches ganz anders als es in der Idee erscheint, und wir können jenen Wünschenden aus eigener Erfahrung sagen, daß gleich bei Beginn der warmen Jahreszeit der Stadtgraben, wenn er durch Schiff und Ruder aufgeregt wird, Dünste entwickelt welche alle idylische Phantasien verscheuchen, und den Luftfahrer wiederum zur terra firma bringen würden. Das Hinderniß mit der Sperre wollen wir gar nicht erwähnen, denn diese wird hoffentlich bald weiter hinaus gerückt werden. Der gedeihlich wachsenden Brema ist der alte Gürtel viel zu enge! —

Lese Deutscher Sprichwörter.

IV.

Viel Handwerke verderben den Meister.
Wer weiß, wo Hans ist, wenn's Gras wächst.
Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt gar keinen.
Die Hausfrau darf nicht sein eine Ausfrau.
Alte Haut bedarf viel Gerbens.
Die Hechte werden von kleinen Fischen groß.
Wer zuerst zum Herd kommt, setzt seinen Topf wohin er will.
Heirathen in's Blut thut selten gut.
Heirath in Eile
Berent man mit Weile.
Ein Huhn kann mehr aus einanderscharren als sieben Hähne zusammentragen.
Großer Herren Gunst und Nelkenwein verriecht über Nacht.
Neuer Herr neue Beschwer.
Wenn die Herren bauern, und die Bauern herren, so giebt's Lumpen.
Heute Blume, morgen Heu.
Heute roth, morgen todt.
Heute muß dem Morgen nichts borgen.
Heiterm Himmel und lachenden Herren ist nicht zu trauen.
Wenn Hochmuth aufgeht, geht Glück unter.
Hoffahrt löscht das Feuer in der Küche aus.
Wer mit der Hoffnung fährt, hat die Armuth zum Kutscher.
Hierum und darum gehen die Hühner barfuß.
Wenn man den Hund schlagen will, so hat er das Leder gefressen.
Blöder Hund wird selten fett.
Wer im dreißigsten Jahre nichts weiß, im vierzigsten nicht ist, im funfzigsten nichts hat, der lernt nichts, wird nichts und kommt zu nichts.
Ein Paar Narrenschuh' muß jeder zerreißen.
Die Kart' und die Kanne
Macht Manchen zum armen Manne.
Zwei Katzen und Eine Maus,
Zwei Weiber in Einem Haus,
Zwei Hund' an Einem Bein,
Kommen selten überein.
Hüte dich vor den Katzen,
Die vorne lecken und hinten kratzen.
Wer Alles kauft, was er nicht braucht,
Muß bald verkaufen, was er braucht.
Das reichste Kleid
Ist oft gefuttert mit Herzeleid.
Wer sich mischt unter die Kleie,
Den fressen die Säue.
Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen.
Alles wissen macht Kopfweh.
Eine Krähe sitzt gerne bei der andern.
Junge Krieger, alte Kriecher.
Es ist kein Krüglein, es find't sein Deckelein.
Jede Kuh ist früher ein Kalb gewesen.
Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie erst, wozu er gut gewesen.
Kunst ist im Glück eine Zier,
Im Unglück 'ne eiserne Thür.
Lacht dich einer aus, lach' ihn wieder ein.
Landes Sitte, Landes Ehre.

Miscellaneen.

(Zur Fußkunstgeschichte des Jahrhunderts.) Der „Luisiana Spectator“ schreibt Folgendes: „Wie kleinlich erscheinen die Auszeichnungen, welche wir der Grazie Fanny Elsler darbrachten, im Vergleiche zu jenen Triumphzügen, die ihr, in der Havanna bereitet werden? Wo sie hinschreitet — nein! wo sie hinflattert, überall Jubel, namenloses Entzücken, stürmischer Enthusiasmus! Wo sie hinblickt — Vergötterung!!! Die Schwarzen ärgern sich, daß sie weiß, und die Weißen, daß sie schwarz werden könnten, weil Fanny Elsler sich nicht bei ihnen aukaufen will. So eben vernehmen wir aber eine Begebenheit, die den Veranlasser derselben, Hrn. Alfaracho, einen der reichsten Plantagenbesitzer in der Geschichte des Jahrhunderts unsterblich machen wird. Derselbe sandte an Fanny Elsler, nachdem er sie tanzen sah, eine Cigarren-Kiste mit folgenden Worten: „Herrliche Europäerin! Empfangen Sie hiemit von einem aus den Millionen Ihrer Anbeter 1000 Stück feine Havanna-Cigarren als Morgengabe. Entschuldigen Sie, daß der arme Cigarren-Fabrikant keine andere glänzendere Art der Huldigung finden konnte, und gestatten Sie, Holdeste, daß ich verbleibe mit glühender Verehrung Don Jose Alfaracho.“ — Welches Gesicht mag die reizende Fanny gemacht haben? Dennoch brach sie die Kiste auf — (neugierig sind sie alle, selbst die Göttinnen), und vor ihrem musternden Auge lagen nun die schmucken, schlanken Cigarren! „Aber nicht einmal ein Mundstück hat er mitgeschickt,“ schmollte die Göttliche etwas wienerisch-nordamerikanisch, und nahm wie zum Scherz eine Cigarre aus der Reihe! Aber die Cigarre war ungewöhnlich schwer! Fanny wickelt nun das Deckblatt ab und siehe da, das pure glänzende Gold lachte ihr entgegen. Die tausend Stück Cigarren war das feinste geschlagene, in Cigarrenform gewickelte Gold, nur ein Deckblatt von Taback darüber. „Das hätte mir in Bremen nicht passiren können,“ soll Fanny Elsler Abends in Gesellschaft gesagt haben. Der arme havannesische Cigarren-Fabrikant hatte der tanzenden Göttin ein Geschenk von zehntausend Dollars gemacht! Was sagen unsere freien Nordamerikaner zu dieser Courtoisie eines Havannesen?“ So weit der „Luisiana Spectator.“ Wir glauben, daß sich Fanny Elsler entschließen würde, ihre ganze Lebenszeit hindurch nur solche Cigarren abzuwickeln.

(Napoleon und Alexander.) Die Abführung des Leichnams des Kaisers Napoleon von der Insel St.-Helena nach Paris erinnert an eine von der Geschichte aufbewahrte ähnliche Begebenheit, die aber in jeder Beziehung großartiger sich darstellt. Als Alexander der Große, König von Macedonien, in Babylon gestorben war, erhielt, wie Diodor von Sicilien (18, 3) erzählt, einer seiner Unterfeldherren, Archidäus, von dem Reichsverweser Perdikkas den Auftrag, den Leichnam des verstorbenen Königs von Babylon nach Aegypten in den Tempel des Ammon abzuführen. „Well,“ sagt nun Diodor (18,26), „dieses dem Ruhme Alexander's entsprechende Unternehmen nicht allein wegen des großen Aufwandes, der sich auf viele Talente belief, sondern auch wegen der auf die Ausführung verwendeten vorzüglichen Kunst, eine hohe Berühmtheit erlangt hat: so halte ich es nicht für undienlich, eine Beschreibung davon zu liefern.“ Diese Beschreibung folgt nun in drei Capiteln (26 — 28) ausführlich und muß dort selbst nachgelesen werden, weil der Raum nicht gestattet, sie vollständig hier mitzutheilen. Nur so viel mag, um die außerordentliche Pracht, die an diesen Leichenzug verschwendet worden, in Kürze zu bezeichnen, bemerkt werden, daß Arrhidäus beinahe zwei Jahre gebraucht hat, um die erforderlichen Anstalten zu treffen und die dazu gehörigen Kunstwerke fertigen zu lassen, namentlich den für den Leichnam passenden goldenen Sarg von getriebener Arbeit mit goldenem Deckel, über welchen eine prächtige mit Gold gestickte Purpurdecke gebreitet war, dann den mit Edelsteinen besetzten und mit den kostbarsten Figuren und Sculpturen geschmückten, zur Abführung bestimmten, von 64 mit Gold und Edelsteinen aufgeputzten Maulthieren von auserlesener Größe und Stärke gezogenen Wagen, dessen Breite acht, die Länge aber zwölf Ellen betrug. Diesem Wagen folgte eine seiner Pracht angemessene Begleitung, namentlich eine starke militairische Bedeckung, und Aegypten's Herrscher, Ptolemäus, ging mit seiner ganzen Macht dem Zuge, dem eine unzählige Menge Volks folgte, bis nach Syrien entgegen, nahm den Leichnam in Empfang und bewies solchem die höchste Ehrerbietung, indem er denselben vor der Hand nicht in Ammon's Tempel bringen, sondern in der von Alexander erbauten Stadt, Alexandria, beisetzen und ein Denkmal errichten ließ, das sowohl in Ansehung der Größe als der Bauart dem Ruhme Alexander's entsprach. Dahin wurde der Leichnam gebracht und ihm, als einem Heros, Verehrung mit Opfern und prächtigen Spielen erwiesen.

(Schillers Verehrer.) In P. ward auch das Schillerfest gefeiert. Unter mehreren Gedichten, die zu dieser Festlichkeit gedichtet worden, gefiel besonders eines, welches der Literat N. der Gesellschaft gewidmet hatte. Man sang es mit Begeisterung, und das Lied war auch herrlich, denn es war von Schiller selbst. Es hatte das Keiner von seinen Verehrern gemerkt.

(Kindersegen.) Zum Beweis, wie auch jetzt noch die Menschen sich schnell vermehren können, fast wie zur Zeit der Kinder Israels, mag die Thatsache dienen, daß im Anfang dieses Jahres im Amte Seftingen ein Landmann starb, dem nicht weniger als 98 Nachkommen geboren worden waren, nämlich 16 Kinder, von denen ihn 11 überlebten, 68 Großkinder und 14 Urenkel. Er selbst erreichte ein Alter von 81 Jahren.

(Berlin.) Am 27. März wurde Schillers „Wilhelm Tell,“ nach zweiundzwanzig Jahren, zum ersten Male wieder aufgeführt. Das Publikum zeigte sich äußerst empfänglich, und begleitete die begeisternden Scenen mit einem Beifallssturm. Die Ausstattung des Stücks durch eine Reihe von Dekorationen, nach der Natur gemalt, ist meisterhaft; der Ertrag der ersten Aufführung war für die erblindeten Krieger aus dem Befreiungskriege bestimmt.

(Man schreibt aus Java:) Der Mangel an europäischen Aerzten und Apothekern wird hier immer fühlbarer, da dieselben mit wenigen Ausnahmen im Dienst unsers Gouvernements stehen und deshalb den von Java nach Sumatra geschickten Kriegsheeren folgen mußten. Allein auch auf Sumatra ist Mangel an Aerzten, und unser Gouvernement, das nicht genug Aerzte und Apotheker für den Sanitätsdienst bei der hiesigen Armee aus Europa herbeischaffen kann, hat sich veranlaßt gefunden, die Soldaten zum Medicin- und Chirurgiestudiren auffordern zu lassen. Zu dem Ende werden seit Kurzem Soldaten, ohne Ansehen ihres Alters, welche im Lateinischen einige Vorkenntnisse besitzen und zum Studiren geneigt sind, nach den hiesigen Hospitälern geschickt, wo sie von den Oberärzten Unterricht in den Wissenschaften der Medicin, Chirurgie und Pharmazie erhalten und einen monatlichen Gehalt von 60 — 80 Fl. bekommen. Nachdem diese Eleven 1 — 2 Jahre studirt haben, werden sie in Weltevreden examinirt und alsdann als Militärärzte oder Apotheker angestellt. Es befremdet hier gar sehr, daß wir von dem mit Aerzten so sehr überfüllten Deutschland nicht hinlänglich mit solchen versehen werden, da doch die meisten hiesigen Aerzte geborne Deutsche sind, und den bei der hiesigen Armee dienenden Chirurgen ein anständiger Gehalt für ihr ganzes Leben gesichert ist. Um nur hierüber Einiges zu erwähnen, bemerke ich, daß ein Compagnie-Chirurg (Chirurg 3. Classe) einen monatlichen Gehalt von 130 fl., ein Bataillons-Chirurg (Chirurg 2. Classe) einen monatlichen Gehalt von 200 fl. und ein Regiments-Chirurg (Chirurg 1. Classe) einen monatlichen Gehalt von 350 fl. bezieht. Auch ist diesen Aerzten die hier sehr einträgliche Privat-Praxis gestattet, und die Medikamente werden ihnen aus den Feldapotheken zu mäßigen Preisen verabfolgt. Ferner erhalten unsere Militär-Chirurgen freie Wohnung oder dafür ein Logisgeld von 35 bis 50 fl. monatlich. Im Felde erhält ein jeder dieser Aerzte sechs Kulies (Träger) zum Transport seiner Bagage, ferner zwei Pferde, Fourage für dieselben und für sich noch täglich zwei Soldatenrationen und eine halbe Flasche Wein. Nach zwanzigjähriger Dienstzeit, einen zweijährigen Urlaub nach Europa mit einbegriffen, erhalten diese Aerzte eine zwei Drittheile ihres Gehalts betragende Pension lebenslänglich. Übrigens ist hierbei noch zu bemerken, daß das Examen, welches die sich für den Sanitätsdienst der hiesigen Armee zu engagirenden Militär-Chirurgen dort abzulegen haben, wohl oft ein sehr leichtes ist, denn häufig kommen Militärärzte von dem Mutterland hier an, die kaum ein Recept schreiben, geschweige denn einen Kranken behandeln können.

(Aus Dresden.) Die Eröffnung des neuen Theaters hat nun stattgefunden. Es ist mit einer Opulenz ausgestattet, die es zu einem imperialen Opernhause macht, als habe man die Dürftigkeit des alten Gebäudes mit Gewalt vergessen wollen und das entgegengesetzte Extreme erzielt. Aber der alte Kasten besaß alle Vorzüge, unter denen die besondere Pflege des feineren Lustspiels und des Conversationsstücks möglich wurde. Auf der künstlerisch vollendeten Ausbildung dieses Genres beruht der eigentliche Werth und Ruf des Dresdner Ensemble. Auch das classische Drama befand sich im altem Hause vortrefflich; die Raumverhältnisse waren von der Art, daß die leisesten Nüancen des Vortrags begriffen wurden und das Recht ihrer Wirksamkeit mit dem besten Glück in Anspruch nahmen. Es steht zu hoffen, daß die Besorgnisse, im neuen Hause werde sich nur die Oper wohlbefinden, sich durch die That widerlegen. Das Haus ist wie mit Gold überzogen. Das unselige Rococo hat im Innern die Wände, selbst die Säulen tapezirt. Die vielen Muschelwölbungen über den Logen sind recht eigentlich im Stande, den Schall zu theilen, abzufangen und unwirksam zu machen. Einige Tage vorher hatte man ein Regiment Soldaten hineinbeordert, um Probe zu sitzen. Zugleich wollte man den Schall bei vollem Hause prüfen. Das Ergebniß der Prüfung ist uns noch nicht bekannt. — Man hat das Bedauern ausgesprochen, daß der neue Tempel des Apoll mit einem Drama von so exclusiver Bildung und Tendenz wie Tasso eröffnet werde; man hat den Wunsch geäußert, dem eigentlichen Volksdichter, Vertreter und Erzieher deutscher Nation, unserem Schiller, fürs in Vorrang eingeräumt werden, da es sich jetzt bei Aufführung des Tell in Berlin wieder ergiebt, wie tief er eingedrungen ist in Herz und Sinn des Volkes. Sollte Goethe mit der Aristokratie bevorzugter Bildung in Dresden den Reigen eröffnen, so hätte man den Egmont wählen sollen. — So viel wir hören, hat es Mühe genug gekostet, überhaupt nur dem Dichter vor dem Musiker, dem Drama vor der Oper den Vorrang zuzusprechen; nur die Besorgniß, den ganzen Musentempel sofort in die Kategorie der Opernhäuser zu bringen, hat abgehalten, mit einer Oper die Eröffnung zu feiern.

(Paris, 4. April.) In der Allgem. Zeit. vom 26. März Nro. 84 befindet sich ein aus der Gazette de France entlehnter Artikel, nach welchem die Garderobe der höchstseligen Prinzessin Marie von Würtemberg, gebornen Prinzessin von Orleans, im Ganzen für 15,000 Fr. von einer Trödlerin gekauft und von dieser wieder im Detail verkauft worden wäre. Hr. Jules Janin habe die Bettdecke mit dem Herzogswappen und der Chiffre der Prinzessin an sich gebracht. Der Prinz Paul von Würtemberg soll über diesen Handel entrüstet sein. Ich kann Sie aus bester Quelle versichern, daß dieses gehässige, lügenhafte Gerücht, das auch in mehrere andere deutsche Blätter übergegangen ist, auf nichts als einer boshaften Erdichtung beruht.

(Die Taunuseisenbahn) trägt weit mehr ein, als man berechnet hatte. Vor einigen Tagen fand man, als die Passagiere sich verlaufen hatten, in einem Körbchen einen kleinen Passagier, ein neugebornes Kind, das mit der Locomotive um die Wette pfiff. Sämmtliche Actionaire werden zu Gevatter stehen und die Leser werden gebeten, einen Namen vorzuschlagen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 33.

Bremen, Sonntag den 25. April 1841.

Gestorben:

Nro. 369. Den 21. April. Anna Ernestina Kraegelius, 66 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 35.

— 370. Den 21. — Der Districts Commissair Melchior Beling, 35 Jahr; Hohenpfad.

— 371. Den 21. — Des Cigarrenmachers Herm. Werner Tochter, 1 Jahr; Meinkenstraße.

— 372. Den 21. — Der Küpermeister Friedr. Heinr. Boschen, 67 Jahr; Böttcherstraße Nr. 7.

— 373. Den 21. — Des Arb. Brüne Bischoff Tochter (todtgeb.); Kirchenstraße Nro. 21 (Neust.)

Nro. 374. Den 22. — Des Arb. Claus Kehlenbeck Tochter, 17 Jahr; im Runken Nro. 7.

— 375. Den 22. — Der Schneider Bernhard Lüder Luerssen, 41 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 235.

— 376. Den 23. — Des Küpergesellen Joh. Hinrich Martens Tochter, 5 Monat; Süderstraße Nro. 8.

— 377. Den 23. — Des Küpergesellen Hinrich Martens Tochter, 3¼ Jahr; Steinthor Nr. 6.

Gebürten:

Nro. 499. Den 18. April Des Tischlers Joh. Rennig Heinr. Holze Ehefr., geb. Ewald, gr. Weidestraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 500. Den 20. — Des Fuhrmanns Cord Christian Klinge Ehefr., geb. Dieckmann, Dreckort Nro. 11 C; von einem Mädchen.

— 501. Den 20. — Des Mascopsträgers Joh. Georg Niemann Ehefr., geb. Meyer, hinter der Holzpforte No. 18; von einem Knaben.

— 502. Den 21. — Des Maurergesellen Jacob Westphal Ehefr., geb. Engelbrecht, Runken Nro. 44 A; von einem Knaben.

Nro. 503. Den 21. — Des Arb. Brüne Bischoff Ehefr., geb. Poggenburg, Kirchenstraße Nro. 21 (Neust.); von einem todten Mädchen.

— 504. Den 21. — Des Maurers Bernh. Buschmann Ehefr., geb. Ahrens. Fehrfelde Nro. 24; von einem Knaben.

— 505. Den 23. — Des Cigarrenmachers Joh. Arend Christ. Frese Ehefr., geb. Blendermann, Rövekamp Nro. 19; von einem Knaben.

— 506. Den 24. — Des Kahnschiffers Friedr. Arnecke Ehefr., geb. Vogelsang, Stephanithors-Bollwerk Nro. 6; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 196. Der Kaufmann Philipp Theodor Wagner und Margar. Catharina Lübbers hieselbst.

— 197. Der Candidat der Theologie und Lehrer Eulesius Burchard Ernst und Johanna Niemeyer. Beide von hier.

— 198. Der Buchhalter Jacob Friedr. Teubner hies. und Henriette Louise Charlotte Apel aus Lauterberg.

— 199. Der Amtsfischer Herm. Hilgerloh und Johanna Dorothea Warnken hieselbst.

— 200. Der Cigarrenmacher Joh. Georg Wessels und Metha Hußber. Beide von hier.

— 201. Der Grobbäcker Joh. Georg Dreyer und Johanna Texter. Beide von hier.

— 202. Der Steuermann Heinr. Sanders und Martine Kruse. Beide von hier.

— 203. Der Arb. Christ. Ludw. Hellmann und Becka Sophia Friederika Wilkens hieselbst.

— 204. Der Krämer zu Ritterhude Joh. Herm. Friedr. Clausmeyer und Dorothee Sophie Koch aus Bruchhausen.

Nro. 205. Der Arb. am Buntenthorssteinwege Johann Friedr. Chr. Ludwig Meyer und Sophie Marie Dorothee Roper zu Stehlen, Amts Sulingen.

— 206. Der Küpergesell Joh. Hinr. Weber und Hanna Louise Rischmüller hieselbst.

— 207. Der Cigarrensortirer Joh. Jacob Georg Ellebrecht und Dorothea Wilhelmine Elisabeth Oppermann hieselbst.

— 208. Der Schuhmachermeister Joh. Heinr. Philipp Kämpfer und Sophia Maria Becker. Beide von hier.

— 209. Der Cigarrenmacher Lüder Osmers hieselbst und Anne Margar. von Salzen aus Bierden, bei Achim.

— 210. Der Seiler zu Hastedt Joh. Diedrich Meyer und Anne Margar. Klencke zu Edelsen.

— 211. Der Schlossermeister zu Delmenhorst Hermann Hinr. Steffens und Ahlke Margar. Haselmann zu Kühlingen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 34.

Bremen, Donnerstag den 29. April 1841.

An die Deutschen.

Eine Epistel.

Matth. XXX.

Als unser **Herr** zum Tode ging,
Und sich Sanct Petrus unterfing
Ihm hochbetheuernd zu geloben:
Er würde seine Treu' erproben;
Sprach Christus zu ihm als Prophet:
„Ich weiß, Du, eh' der Hahn noch kräht,
Wirst dreimal mich verleugnet haben."
Und so geschah's dem armen Knaben.
Doch als er hörte krähn den Hahn,
Da war's um seine Ruh' gethan;
Still in die Nacht entfernt er sich
Zerknirscht und weinte bitterlich. —
Mein deutsches Volk, ich sage Dir,
In vielen Stücken scheinst Du mir
Zu gleichen diesem guten Peter.
Du bist, wie er, kein Missethäter;
Doch oft hast Du gezeigt Dich schwach
Und bitterlich geweint hernach.
Dem lieben deutschen Vaterland
Ist manch' schön Stückchen Land entwandt:
Elsaß, Burgund und Niederland
Umschlingt nicht mehr das deutsche Band;
Und öfter hat der fransche Hahn
Dir schweres Herzleid angethan.
Drum, deutsches Volk, ich bitte Dich,
Bleib' immer treu und einiglich,
Und denke, hörst Du krähn den Hahn,
Wie oft er übel Dir gethan.
Verleugne nimmer Deinen Meister,
Und achte nicht der Lügengeister,
Die wollen Dich vom Herrn abwenden;
Denn das kann nur mit Thränen enden.
Halt fest an deutscher Art und Treu,
Und zittre nicht, gleichwie der Leu,
Beim Schrei'n des Hahns, des kleinen Thiers!
'S hat keine Noth dann, glaube mir's.

Skizzen aus London.

(Von einem Deutschen.)

Die Stadt London ist schon vor einem Jahrhundert eine Riesin gewesen, ja schon als Riesin ist sie im Jahre 1666 in Asche gelegt worden. Der damalige Brand, welcher wohl zu den größten Städtebränden gehört seit der Existenz des Menschengeschlechtes, verzehrte nicht weniger als eine Welt von dreizehntausend Häuser, worunter mehr als neunzig Kirchen begriffen waren. Mochten die Häuser noch so klein seyn, die ungeheure Anzahl mußte dennoch eine bedeutende Stadt machen. Die Ruinen verschwanden bald; der Phönix stieg aus der Asche, bildete aber nur den Kern zu der heutigen City, Westminster, dieser unendlich neuern Welt, der Gesammtstadt London, gar nicht zu gedenken. Die gute City von London mochte geraume Zeit noch fast eine Stunde von der Westminsterabtei entfernt seyn. Beide Theile rückten sich näher; Gärten, Wiesen, Gehäge, Äcker schwanden und wurden zu Stadtstraßen, und es gehört viel Phantasie dazu, wenn man Bowstreet, Waterlooplace, Strand, Sohosquare&c. durchgeht, sich die ehemaligen Bereiche vorzustellen, im Coventgartentheater sich einen Klo-

stergarten zu denken! Indeß gehörten ehemals zu solchen Wechseln denn doch die Zeiten ganzer Generationen (rising generations), während heutzutage in der Zeit des Sturmschrittes der Civilisation gegen veraltetes Wesen in vielen Dingen (leider nicht in allen) die Stadt London sich außerordentlich rasch erweiterte. London von 1830 und 1840! Ich sah es seit 1836 nicht mehr; 1840 fand ich mich in manchen Quartieren nicht mehr zurecht; wo damals ein Ende war, liegt jetzt ein unabsehbarer neuer Anfang, welcher durch Zauberei auf den Continent versetzt, eine große Stadt bilden würde. Mochte Archenholz vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts ausrufen; was soll aus diesem Ungethüm werden! so kann der jetzige Beschauer der Hauptstadt der Handelswelt nur gutmüthig zugestehen, daß es thöricht sei, der Möglichkeit Gränzen setzen zu wollen. Der Ausruf: „Wo soll das noch hinaus!“ gehört zu dem philiströsesten; die Antwort ist kurz: „so weit es geht!“ — und in der That, das freie Land um London ist noch groß genug, um in einigen Jahren immer wieder so viel Stadtzuwachs zu geben, als einzeln genommen bei uns recht wackere Haupt- und Residenzstädte bilden würde. Als München anfing, an seinem alten und veralteten Kern ganz neue Stadtregionen zu schaffen, schlugen die Philister (Leute, welche den Fortschritt entweder nicht wollen, oder doch wenigstens nicht begreifen) die Hände über dem Kopf zusammen und erhuben ein Zetergeschrei über ungewöhnliche Vergrößerung ꝛc. Und nun die Vergrößerung Londons in kürzester Zeit, worüber der Engländer sich gar nicht wundert, was er ansieht als eine Sache, die sich von selbst versteht. Der reiche Kaufmann der City kann unmöglich auch in der City wohnen, eben so wenig der Advocat in seinem Bureau; der Adel endlich, der unendliche Adel will von Jahr zu Jahr sich fashionabler zeigen, das Bereich der alten prächtigen Squares gefällt ihm nicht mehr, er schafft eine neue Welt; so muß es denn kommen, daß von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat (das Bauen geht unglaublich schnell) sich neue Straßen und Squares in den Umgebungen so an die alten Theile anschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung statt findet.

Diese neuen Erweiterungen werden immerhin im einmal bestehenden Style fortgesetzt, allein mit außerordentlichem Comfort, mit unbeschreiblicher Reinlichkeit, Nettigkeit und unbegränzter Freiheit in Breite der Straßen; die Gebäude selbst werden etwas höher gelegt, wo möglich mit einem kleinen Gartenplatze vor dem Hause, an dessen Gitter sich das merkwürdig breite Trottoir anschließt. Zwischen beiden Häuser- und Trottoirreihen, welche die Straße bilden, zieht sich dann die in schönem Verhältniß angelegte breite Fahrstraße hin, auf der bekanntlich ein Fußgänger nie zu gehen hat, wenn er sie nicht überschreiten will, um zur andern Häuserreihe zu gelangen. (Das fahrende Publicum hat die Straßen, das gehende Publicum die Trottoire, welche mit außerordentlich wenigen Ausnahmen nirgends durch die zur Stadt umgeformte Landschaft fehlen.) Solche Straßen, namentlich mit kleinen Gartenanlagen vor den Thüren (keine viel breiter, nie eine länger als die andere, da das Gitterwerk eine schnurgerade Linie mit dem Trottoir bildet), heißen dann gewöhnlich „Terraces“, deren schönste etwa die fraglichen neuen Stadttheile bilden, z. B. zwischen Chelsea und dem eigentlichen ältern London, am Ende der alten Oxfordstreet, gegen Paddington zu; ferner an vielen Punkten an der Nordseite der Stadt, so an vielen Punkten der Südseite, weniger gegen Ost. Die Heiterkeit, ich möchte sagen, das Lichtvolle dieser neuen Theile, ist bis zum höchsten Grade getrieben, und thut dem Auge außerordentlich wohl. Man nimmt zum Bau einen mehr gelblichen Backstein gegen den zu grauen, braunen oder fast schwarzen. Dadurch wird bei der Gewohnheit, die oberen Stockwerke unbeworfen zu lassen, vorzüglich jene Heiterkeit bewirkt. Bemerkt muß aber werden, daß in neuester Zeit alle Häuser, die einigermaßen nobel, grandios, und nicht blos niedlich, comfortabel und heiter seyn sollen, beworfen, und mit heller, entweder schneeweißer oder gelblicher Oelfarbe angestrichen werden. Eine ganze Straße solcher Häuser giebt dann ein unbeschreiblich prächtiges Ansehen, welches bei der eigenthümlichen Bauart, die auf dem Continent ganz fremd ist, durchaus gesehen werden muß, um eine richtige Vorstellung zu geben.

Das non plus ultra von Baulichkeiten letzter Art, welche in ihrem Ganzen zwar keinen absoluten Gegensatz mit dem alten London bilden, allein dennoch fast dieses vergessen machen, ist das neue grandiose, mit unsäglichem Luxus, in massenhafter Geräumigkeit erbaute Belgravesquare im äußersten Südwestende der Stadt hinter dem Garten des Buckingham-Palastes (der Residenz der Königin), nicht weit von dem Ende von Piccadilly (Knightsbridge) und Hydepark. Dieses Juwel von Square, gegen welches die berühm-

testen Squares der ältern nobeln Stadttheile ganz in den Schatten treten müssen, liegt fast versteckt, und mancher Fremde verläßt London nach einem längern oder kürzern Aufenthalt, ohne es gesehen zu haben. Man muß dies Square suchen, wenn man es nicht zufällig findet. In beiden Fällen ist das Erstaunen gleich groß. Man braucht, um es zu finden, nichts weiter, als wenn man Knightsbridge, die Fortsetzung von Piccadilly, Hammersmith zu, hinter sich hat, links in die zweite Seitenstraße einzulenken. Diese heißt selbst Wiltow-Place; der erste Blick fällt auf den schönen Wiltow-Circus, es entwickelt sich neue Pracht, doch noch im gewöhnlichen Style; man umgehe den Circus, an beiden Seiten führen ungeheuer breite Straßen mit herrlicher Ansicht von ein Paar Querstraßen in vorbereitendem Style in das eigentliche Square, dem man die Neuheit ansieht, indem an manchen Stellen im Bau begriffene Häuser sich präsentiren, was natürlich nur noch kurze Zeit der Fall sein wird. Alles im Square zeigt sich massenhaft, die Dimensionen aller Art sind riesig, sei es in der Straße, im mittenliegenden Garten, oder an den Gebäuden. Der Stil ist im Ganzen englisch, allein viel freier und freundlicher, als in den ältern Squares. Es fehlte wenig, so wäre der englisch eigenthümliche Baustyl gänzlich verlassen worden, so anti-national wollte man aber nicht sein. Welche Pracht hätte man um dieselben Summen mit italienischem Styl entwickeln können; allein eine solche Verpflanzung Italiens nach England leidet der Britte nicht. Wenn er italienische Häuser sehen will, so hat er Geld genug, um zu diesem Zwecke nach Rom oder Palermo zu gehen; in England soll kein Italiener sein.

In der That hat aber auch eine solche Stylmischung in London oder England überhaupt keinen Platz. Das Ganze, das Gesammtenglische, welches einen so schneidenden Gegensatz mit allem Continentalen bildet, würde gestört werden. So wird in Pall-mall das Reformed-Club-House in einem Styl aufgeführt, welcher dem italienischen ziemlich gleich kömmt. Der Fremde freut sich, einmal einem Wechsel dieser Art zu begegnen. Allein selbst dieser Fremde, wenn er sein Auge einigermaßen an den englischen Styl gewöhnt hat, wird bald die Störung in der Einheit finden. Zum Glück hat der Engländer gar kein Geschick, andere Style nachzumachen, wie an mehreren öffentlichen Gebäuden zu sehen ist. Diese sind rein aufgebaut, um wieder niedergerissen zu werden, um ächt englischen Gebäuden Platz zu machen. So scheint die fatale Nationalgallerie auf Trafalgar-square sagen zu wollen: „reißt mich nieder und baut mich so auf, daß ich euch zur Ehre und nicht zur Schande gereiche! Man hofft, daß das neue Parlamentshaus und die Börse nicht Gebäude werden, welche nur hergestellt, um niedergerissen zu werden. Doch wieder zum Square zurück. Die meisten Häuser sind beworfen und mit der oben erwähnten Ölfarbe übertüncht, welche, wie gesagt, in der Regel mehr oder wenig gelblich, oft graulich gelb ist, ohne in das Düstere zu verfallen. Viele Säulenreihen steigen vom Grund auf, statt auf ein Stockwerk gesetzt zu sein, wie es an älteren Gebäuden gewöhlich der Fall ist. Sehr viele Häuser zählen nur drei Fenster in einer Reihe, allein da die Gebäude continuirlich sind, so scheinen sie alle zusammen zu gehören, oder nur Einen Bau zu bilden. Nur an den Thüren und gegitterten Abscheidungen, so wie am Souterrain-Geschoß merkt man den Unterschied. Es herrscht vollkommene Übereinstimmung der Besitzer. Die Eckgebäude harmoniren in der Regel in der Zahl der Fenster, Säulen oder sonstiger Merkmale, und geben so irgend einer Straßenabtheilung den Anschein eines Ganzen, Zusammengehörigen. Die Fenster sind sehr hoch und breit, die Eingänge prächtig, die Vorhallen, wo sie sich befinden, nicht minder, und man wundert sich, wie bei so wenig Raum für die Facade so große Pracht entwickelt werden konnte. Der Britte liebt nicht viel Gemächer, die aber, welche er hat, müssen grandios und confortabel zu gleicher Zeit sein. Muster findet man in Belgrave-Square in Menge. Der Adel, die Herzogin von Kent an der Spitze, hat sich hier eine neue Welt gebaut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gefangenschaft unter den Wilden.

Ein abgezehrter, sichtlich schwacher Matrose, Namens Joseph Forbes, ward in London dieser Tage dem Alderman Pirie von Herrn Brooks, einem der obersten Beamten auf den Londoner Docks, vorgestellt, und seinem und der Corporation Mitleiden empfohlen. Herr Brooks erzählte, der Matrose sei vor sechs Wochen auf einem ihm gehörigen Schiffe von Sydney herübergekommen, und habe seit seiner Ankunft immer krank darniedergelegen und ärztlicher Hülfe bedurft. Er selbst solle die Schicksale erzählen, die er sechzehn Jahre hindurch habe erdulden müssen. Der Matrose erzählte hierauf Folgendes: Im Jahre 1822 fuhr ich, ein

junger Bursch damals noch, am Bord des Schooners Stedcombe von dieser Stadt London aus; wir führten dreizehn Passagiere, die dann in Melville, an der Nordküste von Neuholland, ans Land gingen. Als das Schiff seine Ladung in Melville gelöscht hatte, segelten wir nach der Insel Timor Laut, in der Absicht, uns dort Büffel zu verschaffen. Die Eingebornen kamen an Bord unseres Schiffes und schienen recht freundlich gegen uns gesinnt, aßen, zum Zeichen der Vertraulichkeit, von unserer Kost, und brachten uns Früchte und Gemüse zum Geschenk. Dann traf unser Capitain ein Übereinkommen mit jenen Wilden, die ihm alsbald eine große Ladung Büffel versprachen, welche, wie sie behaupteten, ganz leicht einzuschiffen wären. Der Capitain ließ das große Boot aussetzen, und bestieg es mit fast allen unsern Leuten, unter denen auch mein Bruder war. Auf dem Schiffe blieb Niemand zurück, als ich, ein anderer junger Bursch, Namens John Edwards, der Koch, und ein Matrose. Zu unserm großen Schrecken gewahrten wir, daß, so wie unsere Freunde und Schiffsgenossen gelandet waren, die Wilden mit Übermacht über sie herfielen und sie aufs Grausamste ermordeten. Noch standen wir ganz betäubt und weinend ob so schwerer Verluste auf dem Verdecke, da schwammen die Wilden an unser Schiff heran; wohl an die funfzig kletterten an Bord, erschlugen den Koch und den Matrosen, und warfen ihre Leichen über Bord. Edwards und ich flüchteten uns in das Takelwerk der Masten, aber die Wilden zwangen uns bald, herabzusteigen. Doch mochte sie unsere Jugend zum Mitleid stimmen, denn sie gebrauchten ihre Waffen nicht wider uns. Sie banden uns, ihre Canots ruderten herbei, in eines derselben warden wir geworfen und ans Land gebracht. Am Ufer lagen, verstümmelt und schrecklich anzuschauen, die Leichen unserer Schiffsgenossen: ihre Köpfe hatten die furchtbaren Menschen abgeschnitten und als Siegeszeichen in ihr Dorf gebracht. Den Schooner verbrannten sie, nachdem sie ihn rein ausgeplündert und Alles mitgenommen hatten, was auch nur den geringsten Werth besaß. Edwards konnte die harte Behandlung, welche wir bei den Wilden erfuhren, nicht lange ertragen; er starb nach drei Monaten, und so war ich der einzige Überlebende von der ganzen Mannschaft des schmucken Stedcombe, und habe lange Jahre allen Jammer und alles Elend der härtesten Gefangenschaft erdulden müssen.

Der Alderman. So wurdet Ihr wohl sehr hart von ihnen gehalten?

Der Matrose. Ja, Herr. Während der sechzehn Jahre meiner Gefangenschaft mußte ich ohne Ruhe noch Rast und bis zum Übermaße die schwersten Arbeiten verrichten; ich mußte ihre Felder ackern und ihnen Bambel zimmern. In ihren Kriegen mußte ich sie begleiten, und habe zwei schwere Wunden erhalten, die eine im Nacken, die andere am Handgelenke; an der ersten leide ich noch oft Schmerzen.

Der Alderman. Sahet Ihr während der ganzen Zeit Eurer Gefangenschaft niemals ein Schiff in Timor Laut ankern oder dort kreuzen?

Der Matrose. Wenn die Wilden ein Schiff sahen, ward ich in eine finstere Höhle gesperrt, und sie banden mir Hände und Füße mit Stricken, daß ich nicht entfliehen konnte. So viel merkte ich: sie hatten Furcht, ich möchte wieder zu meinen Landsleuten kommen, und diese anfeuern, Rache wegen der Ermordung meiner Schiffsgenossen und wegen der mir selbst widerfahrenen grausamen Behandlung zu nehmen. Sie banden mich, um mir die Flucht unmöglich zu machen, so fest, daß mir die Stricke ins Fleisch schnitten und der Umlauf des Blutes gehemmt wurde. Die häufige Wiederholung dieser furchtbaren Pein, hat mich vor der Zeit alt, zum beklagenswerthen Krüppel und unfähig zu jeder Arbeit gemacht.

Herr Brooks erzählte dann, Sir Gardon Brewer, Commandant des königlichen Schiffes „Alligator", habe von der Ermordung der Mannschaft des Stedcombe Nachricht erhalten, und wissen wollen, ob noch Einige ihre Genossen überlebt hätten; auch sei die Kunde nach Sydney gedrungen, ein Engländer werde von den Wilden in harter Gefangenschaft gehalten.

Der Matrose sagte, wahrscheinlich sei er, während Sir Gordon vor der Insel kreuzte, wieder in jene Höhle gesperrt worden. Seine Befreiung hatte er dem Capitain Watson, der den Handelsschooner „Essington" führt, zu verdanken. Dieser suchte einen der Häuptlinge der Wilden in seine Gewalt zu bekommen, und als ihm Dies gelungen war, forderte er von diesem, der einer der vornehmsten Männer auf der Insel war, Freilassung des weißen Mannes. Zuerst stellte der Wilde in Abrede, daß ein Weißer in der Gewalt seiner Genossen sei; als er sich aber von dem Capitain mit dem Tode bedroht, und die Mannschaft bereit sah, diese Drohung wirklich zu vollziehen, willigte er ein, Forbes herauszugeben. Er sandte seinen Freunden

durch englische Matrosen den Befehl, ihren Gefangenen aus der Höhle zu entlassen, in die man ihn, so wie sich das englische Schiff der Küste genähert, wieder geworfen hatte. Als ich, erzählt der Matrose weiter, auf den Schooner kam, wollte der Häuptling, gegen den ich ausgetauscht worden, gerade in sein Canot steigen; meine Landsleute aber, da sie sahen, in welch kläglichen Zustand mich die Grausamkeit der Wilden versetzt hatte, hatten gute Lust, an ihm, der viel mit zu meinem Elend beigetragen, blutige Rache zu nehmen.

Der Alderman. Armer Bursche, es war Euch wohl wie die Seligkeit, als Ihr nun wieder unter Landsleute und freundlich Gesinnte kamt?

Der Matrose. Ach ja, Herr: sie waren sehr gütig gegen mich, aber ihre Rettung kam schier zu spät: ich bin beständig siech und elend. Als Capitain Watson in Sydney landete, kam ich durch seine Fürsprache ins Spital, wo man mich äußerst liebevoll behandelte, und vierzehn Monate behielt.

Der Alderman und Herr Brooks waren der Meinung, Forbes verdiene wohl, der Mildthätigkeit des Lordmayors, so wie der Theilnahme aller seiner Landsleute empfohlen zu werden. Es ward auf der Stelle eine Sammlung zu seinen Gunsten veranstaltet, und man ist von allen Seiten thätig, dem armen Matrosen eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, um wenigstens den Rest seines traurigen Lebens freundlicher zu gestalten.

Auswechslung der Prinzessin Maria Theresia von Frankreich.

(Herzogin von Angouleme.) *)

Nach großen Schwierigkeiten war es endlich dem kaiserlichen Abgesandten in Paris gelungen, die verlassene, mit dem Leben bedrohte Tochter der Königin Maria Antoinette gegen viele angesehene und wichtige französische Gefangene auszutauschen, so daß der Prinzessin, wiewohl halb heimlich, ihre Abreise von Paris nach Wien nicht verhindert wurde. In Begleitung eines Obristen und einer Frau von Souzy traf die Prinzessin Maria Theresia im Dezember 1795 in Hüningen ein. Um alles Aufsehen und hindernde Zufälle zu vermeiden, reiste die Prinzessin bereits am 20. December in der Nacht um 1 Uhr mit zwei Wagen, in Begleitung einer starken Abtheilung Kavallerie, in das friedliche und heimatliche Wien ab. Auf der Reise wurde ein strenges Incognito beobachtet. Sobald die Prinzessin in Hüningen angekommen war, wurde ein Courier nach Freiburg geschickt, damit die auszuwechselnden Staatsgefangenen sogleich von dort abgehen könnten. In Freiburg wurden dieselben dem Distriktsbeamten Legrand überliefert, und von einem Detaschement Schweizer-Truppen bewacht. Der freie Rath von Basel hatte sich anheischig gemacht, sie nicht eher, als nach wirklich geschehener Übergabe der Prinzessin, und zwar auf eine Bescheinigung des Herrn von Degelmann, in Freiheit zu setzen.

Nachdem der Commissarius Bacher die Gefangenen selbst zu Reichenau in Augenschein genommen hatte, begab er sich Nachmittags um 5 Uhr nach der schon erwähnten Festung Hüningen, um die königliche Prinzessin abzuholen und nach Basel zu begleiten. Die Übergabe sollte in dem Landhause des Herrn Reber geschehen, und ging auch wirklich Abends 7 Uhr vor sich, wodurch dieses Haus eine immerwährende Wichtigkeit erhalten hat.

Herr Bacher, der mit der Prinzessin und der Frau von Souzy in einem Wagen saß, stieg mit Maria Theresia aus, führte sie in das Haus, wo der kaiserliche Minister, der Prinz von Gavres und sein Sekretair die hohe Person schon erwarteten. Der Prinz bewillkommnete die königliche Prinzessin im Namen des Kaisers Franz und sagte: „daß der Monarch sie mit lebhaftester Ungeduld erwarte, und Alles, was von ihm abhänge, thun werde, ihr Schicksal so angenehm als möglich zu machen." — Die Prinzessin erwiederte: „Sie sei für Alles, was der Kaiser für sie gethan, von Dankbarkeit durchdrungen, sie erkenne in diesen Beweisen von Theilnahme die Bande der Blutsverwandtschaft, die sie mit dem Monarchen vereinigten."

Hierauf stellte der Herr Baron von Degelmann dem Herrn Bacher die Bescheinigung, in Hinsicht der französischen Staatsgefangenen zu, und man begab sich in ein oberes Zimmer, wo man sich einige Augenblicke unterhielt. Hierauf nahm Herr Bacher mit seinem Gefolge, nach Frankreich zurückkehrend, feierlichen Abschied. Die königliche Prinzessin dankte ihnen in den rührendsten Ausdrücken für diese Aufmerksamkeit und entließ sie huldreichst.

Die beiden aus Frankreich gekommenen Kutschen wurden unterdeß abgepackt, und die Sachen auf die von Wien gekommenen Wagen gebracht. Nach ungefähr anderthalb Stunden machte man sich auf den Weg. Um 9 Uhr Abends

*) Aus den interessanten Memoiren: „Der böhmische Veteran."

fuhr die Prinzessin durch Basel, passirte die Rheinbrücke, und nahm den Weg über Rheinfelden nach Lauffenburg. Ihr Gefolge bestand jetzt in 6 Kutschen, unter Escorte des Regiments-Adjudanten Kolb von den Schweizer-Truppen. Auf der Gränze wurden dieselben von einem Detaschement österreichischer Husaren abgelöst. Nächst dem Prinzen von Gavres und seinen Leuten, bestand das Gefolge der Prinzessin in der Frau von Souzy, deren Sohne, Herrn Hue, und zwei weiblichen Bedienten. Dies waren die einzigen Personen, welche mit Maria Theresia aus Frankreich kamen.

Unterdessen war Herr Bacher nach Reichenau gegangen, wo die Gefangenen gegen die abgegebene Bescheinigung in Freiheit gesetzt wurden. Diese trafen Abends zehn Uhr in Basel ein, stiegen in den „drei Königen" ab, und speisten den folgenden Tag bei dem Gesandten Barthelemy. Es waren folgende Personen: Bournonville, Kriegsminister; Menoit, dessen Adjudant; Villemer, sein Sekretair; die Convents-Deputirten Camus, Bencal, Lamarque und Drouet; der Convents-Sekretair Fauest; Semonville, der als Gesandter nach Konstantinopel gehen sollte; sein Sekretair Merget; Maret, der zum Gesandten in Neapel bestimmt war, und acht Bediente, zusammen also neunzehn Personen. — Gewiß, wer nur irgend von der Bedeutsamkeit dieser Männer Kenntniß nahm, ein großer, würdiger Auslieferungs-Preis!

Die königlich französische Prinzessin Maria Theresia war gar nicht ausgezeichnet schön, aber ihre Gesichtszüge, ihr ganzer Anstand sehr einnehmend. Sie hatte während der fürchterlichen Ausbrüche der Revolution viel gelitten, und ganz in der Einsamkeit gelebt, dennoch aber voll Schmerz ihr Vaterland Frankreich verlassen. Die erste Unterredung derselben mit den kaiserlichen Kommissarien soll sehr rührend gewesen sein. Sie vergoß Thränen, und Alles weinte mit ihr. Ihr Anstand, trotz alles Schmerzes, bezeugte das Bewußtsein ihres erhabenen Ranges, ohne jedoch die Milde und Güte an ihr zu verdunkeln, welche ein besonderes Erbtheil ihres so nahe verwandten Kaiserhauses Oesterreich sind. Der kaiserliche Minister sagte zu ihr, daß die französische Regierung eine Art von Ausstattung für sie nach Basel geschickt habe, und ohne die entgegengesetzten Gesinnungen des Kaisers sich merken zu lassen, bat er die Prinzessin, ihm zu befehlen, ob er diese Ausstattung für sie annehmen solle oder nicht? — Maria Theresia antwortete: „Man gebe ihnen Alles zurück, ich will Nichts von ihnen!" — Wirklich ließ ihre Begleiterin, die schon erwähnte Frau von Souzy, Alles auspacken, und behielt für die königliche Prinzessin bloß sechs Hemden, eben so viel Schnupftücher und Strümpfe. Alles Übrige würde dem Herrn Bacher zugestellt.

Da die unglückliche Prinzessin kein Geld hatte, gab sie bei ihrer Abreise von Hüningen dem Hausbedienten des Gasthauses „zum Raben", wo sie logirt hatte, ein Schnupftuch. — Man soll dem Bedienten acht Louisd'or dafür geboten haben, er hat es aber nicht aus der Hand gelassen, um das Tuch als ein schätzbares Andenken zeitlebens zu behalten.

Am 9. Januar 1796 Abends sechs Uhr traf die königlich französische Prinzessin Maria Theresia, unter großem Zulauf und freudigem Zuruf des Volkes, in Wien ein, wo sie in der kaiserlichen Burg von dem Kaiser und seiner erlauchten Familie mit großer Freude über ihre glückliche Rettung empfangen wurde.

* Lese Deutscher Sprichwörter.

V.

Ein Laster kostet mehr denn zwei Kinder.
Wer's Latein nicht versteht, der lass' es ungebudelt.
Eh' man weiß, was Leben sei,
Ist das Leben schon halb vorbei.
Ledig gehen kostet viel Lehrgeld.
Lesen und nicht verstehen
Ist ein halbes Müssiggehen.
Wenn der Löwe todt ist, hüpfen auch die Hasen auf ihm.
Laß die Leute reden, die Gänse können's nicht.
Alte Leute, alte Ränke;
Junge Leute, neue Schwänke.
Den Letzten beißen die Hunde.
Lieben und Singen
Läßt sich nicht zwingen.
Zähe Liebe, lange Feindschaft.
Eigenlob stinkt,
Freundeslob hinkt,
Feindeslob klingt.

Auflösung der Charade in Nro. 33.

Hochzeit.

Miscellaneen.

(Kaspar Aquila, ein protestantischer Theolog und 1515 Feldprediger bei Franz von Sickingen, hatte bis an seinen 1560 erfolgten Tod wunderliche Schicksale, namentlich sollte er 1521, als er sich auf dem Schlosse zu Ebernburg aufhielt, aus einem Mörser geschossen werden. Die im Schlosse liegende Besatzung hatte nämlich von ihm verlangt, daß er eine Stückkugel taufen solle; da er sich dessen beharrlich weigerte, wurde er in einen großen Mörser geladen, aus welchem er über die Mauer geschossen werden sollte. Allein das Zündkraut versagte mehrere Male, wodurch der Befehlshaber bewogen wurde, ihn wieder aus dem Mörser und in Freiheit bringen zu lassen. Das vielbewegte Leben dieses Mannes ist von Avenarius (1718), von Hillinger und am umständlichsten von Schlegel (1737) beschrieben worden.

(Censur.) Bei den preußischen Provinziallandtagen kommt viel Wichtiges und Interessantes zur Sprache. So wurde in Danzig das preuß. Censurwesen und die Preßfreiheit verhandelt. Es wurde allgemein anerkannt, daß, dem ausdrücklichen Gesetze entgegen, die Censur oft jede freimüthige, wenn auch noch so anständige und gründliche Besprechung innerer Landesangelegenheiten zu großem Nachtheile des Landes hemme; wer etwas über Preußen wissen wolle, müsse sich in ausländischen Blättern umsehen. Bei einem König, der jedem Geisteszwang feind sei, bedürfe es nicht erst eines Antrags, diese Fesseln zu lösen.

(Die Frühlingsmesse zu Cassel) fiel, begünstigt von schöner Witterung, für den Kleinhandel befriedigend, für den Großhandel aber weniger günstig aus. An Sohlleder war ein so großer Vorrath vorhanden, daß ein großer Theil unverkauft blieb und auf die Ostermesse nach Frankfurt und Leipzig gesendet wurde. In Tuch und wollenen Zeugen gingen die Geschäfte nicht so gut, als man erwartet hatte. Nach seidenen und halbseidenen Modewaaren war starke Nachfrage. Feine weiße baumwollene Gewebe von inländischen Fabriken, so wie glatte und gemusterte Leinwand fand raschen Absatz.

(Aus Coburg.) Die Feier des ersten Ostertages wurde bei uns, nachdem in fünf Kirchen der Auferstandene gepredigt worden war, im Theater mit „Robert der Teufel," beschlossen. Natürlich, die Stadt hat den Vorrang. Auf dem Lande darf erst am zweiten Feiertage der Teufel losgelassen, d. h. in allen Bierschenken musicirt und getanzt werden. Lauter alter Sauerteich, der vielen Teig versäuert.

(Michel Chevalier.) Die auffallendste Veränderung ist wohl mit Michel Chevalier vorgegangen. Wäre er Saint-Simonist geblieben, so würde er wahrscheinlich einigen Ruf in seiner Sekte erlangt haben, aber weiter nichts. Nachdem der Saint-Simonismus in Frankreich gefallen war, hatte er den guten Gedanken, sich nach Nordamerica zu begeben. Hier sah er ein Volk, welches das Practische allen Träumereien vorzieht, und vor allem den materiellen Nutzen berücksichtigt. Er vergaß allmählig die speculativen Ideen und machte sich dagegen mit Kanälen, Eisenbahnen, Banken und dergleichen nützlichen Anstalten bekannt, schrieb darüber interessante Briefe nach Europa, und als er wieder in sein Vaterland zurückkam, war er weder ein Radikaler, noch ein Saint-Simonist mehr; dagegen war er ein Amerikaner geworden, und hatte sehr gute Ideen, die er im Journal des Débats und in besondern Werken zu Tage förderte, und welche Aufsehen in der gelehrten und in der politischen Welt machten. Der Mann wurde in den Staatsrath berufen, und derselbe Gelehrte, den man einige Jahre früher beschuldigte, daß er mit seinen Gefährten damit umgehe, die ganze Staatswirthschaft über den Haufen zu werfen, wurde berufen, die Staatswirthschaftslehre im Collège de France vorzutragen.

(Verlust für die Romantik). Wie viele englische Anekdoten und Novellen giebt es, in denen der „Schmied von Gretna-Green" als Eheschmied die große Rolle, die Rolle des Schicksals spielt! Jedes unglückliche Liebespärchen, das an der Härte oder Vernunft der Eltern und Vormünder seinen Schlagbaum fand, brauchte nur den Seitenweg nach Gretna-Green einzuschlagen, und der Allerwelts-Copulator machte vorläufig allem Liebesgram ein Ende, für herabgesetzte Gebühren-Preise. Ist's auch noch nicht aus mit dem Einschwärzen in den Ehebund, den romantischen Schmied von Gretna-Green hat ein Franzose, der an Ort und Stelle untersuchte, um seine Existenz gebracht und dargethan, daß es keinen solchen gebe, niemals einen gegeben habe, bei dem das Trauungsrecht vom Vater auf den Sohn erbe; daß sogar keiner vorhanden, der neben seinem Handwerk auch noch das, Hände zusammen zu legen, ausübe. Die Wahrheit soll in Folgendem enthalten sein: Wenn man aus dem sogenannten Border-Country, der englisch-schottischen Grenzmark, von England kommend, Schottland betritt, ist Gretna-Green der erste Ort, nur aus einigen, an der Heerstraße belegenen Häusern bestehend. Nun hat in ganz Schottland auch die von einem Nicht-Geistlichen in Gegenwart eines einzigen Zeugen verrichtete Trauung gesetzliche Gültigkeit, und das Wirthshaus in genanntem Ort ist das erste Asyl der aus England entfliehenden ehelustigen Liebespaare, dessen Wirth der Erste, den man um die Trauung ansprechen kann. Der läßt sich, weil ihm Gäste natürlich angenehm sind, allzeit willig finden, und sein Aufwärter hat auch die Verpflichtung, als Zeuge zu dienen. Über die in besagtem Wirthshause seit Jahren stattgefundenen Trauungen führt der Wirth ein Buch, und die Auszüge aus demselben kann Jeder haben, gegen eine geringe Vergütung. Einen Schmied giebt es da freilich, aber weder er, noch einer von seinen Vorfahren ist bisher dazu gekommen, eine Trauung zu verrichten, weil jenes Wirthshaus die nächste Gelegenheit dazu in aller Bequemlichkeit bietet. Romantiker, er ist dahin, der Eheschmied von Gretna-Green!

(Zusammenkunft der englischen Naturforscher.) Diese Zusammenkunft ist etwas weiter hinaus verschoben worden, denn statt im Julius soll sie im August stattfinden. Die Mitglie-

ter erhalten dadurch Gelegenheit das Linienschiff Hindostan vom Stapel laufen zu sehen.

(Englische Gemäldeausstellung.) Zu gleicher Zeit mit der französischen findet jetzt auch eine englische Gemäldeausstellung statt, die achtzehnte. Die Urtheile lauten verschieden, das Athenäum aber meint, die Arbeiten seien schwächer als gewöhnlich.

(Bevölkerung von Madrid.) In einem Schreiben aus Madrid im Athenäum vom 27. März stehen hierüber folgende Angaben: „Die von der Regierung niedergesetzte Commission, um einen Census aufzunehmen und eine neue Eintheilung der Stadt zu entwerfen, hat so eben (Februar 1841) ihre Arbeit vollendet, und ihr Bericht ist gedruckt worden. Madrid wurde in zwei große Districte, den nördlichen und den südlichen, sechs Sectionen und 24 Kirchspiele eingetheilt, und enthält mit Einschluß der Fremden und einer Garnison von mehr als 10,000 Mann 166,595 Einwohner. Da die Bevölkerung der Stadt in den letzten 7 Jahren durch das Zuströmen von Familien, welche in den Provinzen den Schrecken des Bürgerkriegs entgehen wollten, sich bedeutend vergrößerte, so ersieht man daraus die Übertreibung Minano's in seinem **Dicc. geogr. y estadistico de Espana y Portugal**, der sie im Jahre 1826 auf 200,000 Seelen angab.

(Aufbewahrung von Fleisch.) In einer der letzten Versammlungen der französischen Akademie theilte Hr. Gannal (der bekannte Erfinder der neuen Art von Mumificirung der Leichen) seine Versuche mit, Fleisch durch irgend eine Einspritzung frisch zu erhalten. Vier Pfund einer salzigen Mischung, welche in die Carotis eines Ochsen eingespritzt werden, durchdringen alle Gefäße, und verhindern eine faulige Auflösung. Hr. Gannal legte Hammelsschlegel vor, die nach dieser Methode zwei Jahre lang erhalten worden und völlig frisch waren. Hr. Gannal wendet dazu salzsauren Alaun an.

(Lange Reden.) Ein Spaßvogel hat Folgendes berechnet. Wenn man aus dem französischen Moniteur alle Reden herausschneidet, welche in der Pairs- und in der Deputirtenkammer über die Befestigung von Paris gehalten worden sind, und eine an die andere legt, so nehmen sie einen Raum von 70,000 Metres, also mehr als 260,000 Fuß Länge ein. Also zweimal so viel, als die Ausdehnung des projectirten Ringwalls beträgt. Thiers' Reden allein sind so lang wie die Fronte von zwei und zwanzig Bastionen, und die des Grafen Argout wie acht detaschirte Forts. Eine andere sinnreiche Berechnung ist folgende: Nimmt man statt des Papiers, auf welches jene endlosen und langweiligen Reden gedruckt wurden, die zum Satze verwendeten Lettern, so kann man aus den Typen aller Gattungen, als: Groß- und Klein-Cicero, Bourgeois, Petit und Nonpareil, einen Wall errichten von 60 Fuß Höhe, 15 Fuß Breite ꝛc. Da die Redner oft ihre Hitze durch Wassertrinken mäßigen mußten, so tranken die Ehrenwerthen so viele Glas Wasser, daß es zusammengenommen sieben Mal mehr macht, als was der artesische Brunnen im Schlachthause zu Grenelle täglich zu Tage fördert. Das Charivari führt dann die Vergleiche dieser Art noch weiter fort.

(Besonderer Zufall.) Ein wild gewordener Ochse rannte jüngst durch die Straßen Rom's; alle Fußgänger suchten sich durch schnelle Flucht zu retten, da erfaßten seine Hörner ein Mädchen von 12 Jahren und schleuderten dasselbe hoch in die Luft, es schien verloren, und doch ward es gerettet; im Herabstürzen fiel es auf einen mit Heu beladenen Wagen, dessen Führer in ein Haus hatte gesprungen war, unversehrt wurde es in die Arme der in Ohnmacht gesunkenen Mutter gebracht.

(Wieder ein Scheintodter.) In Maindernheim sollte am 31. März der zehn- bis eilfjährige Sohn eines ehemaligen Weinhändlers beerdigt werden. Der Kondukt war bereits vor dem Hause versammelt, und der Schreiner im Begriff, den Sarg zuzunageln, als er in dem Gesichte Spuren des Lebens entdeckte. Die alsbald angewendeten Wiederbelebungsversuche wirkten, und der Knabe wurde am Leben erhalten.

(Unfall.) Zu Ingoldingen bei Bieberich stürzte am 2. April der Schildwirth und Bierbrauer, Halder, ein geachteter Mann von 30 Jahren, beim Abschäumen des Biers mit vollem Körper in den siedenden Kessel, und starb schon in der folgenden Nacht an den erhaltenen Brandwunden.

(Man schreibt aus Augsburg:) Kürzlich ereignete sich's, daß ein Fremder, der auf der Eisenbahn von Augsburg nach München fuhr, und in Raunhofen in Gesellschaft der Passagiere der beiden Wagentrains von München und Augsburg, ein Frühstück nahm, beim Einsteigen in den Wagen den Münchner Wagenzug mit dem Augsburger verwechselte, und auf diese Weise zu seinem großen Erstaunen wieder am Augsburger Bahnhof anlangte. Er hatte seinen Irrthum nicht eher bemerkt, als bis ihm die bekannte Umgebung am Augsburger Bahnhofe aufgefallen war.

(London.) Fast alle Journale erkennen es an, daß die deutsche Oper weit vortheilhafter auf den musikalischen Geschmack in England wirke, als die Italiener je gethan, welche mit ihren Phantastereien und Schnörkeln die Intentionen der besten Tonsetzer zu verderben wissen, und immer nur darauf denken, daß man sie höre und nicht den Komponisten. Hierin dürften sie Alle bei den deutschen Sängern in die Schule gehen.

(Das Berliner Athenäum) gewinnt einen immer ausgedehnteren Lesekreis und verdient ihn. Riedel hat das Leben von vielen Seiten angesehen, hat viel erfahren, viel lernen können. Er besitzt die innere Durchbildung mit Reife, die ihn zur Führung eines solchen Institutes geschickt macht; er besitzt diejenige Weltkenntniß, die ihn lehrt, das schwierige Terrain, auf dem er sich zu bewegen hat, richtig zu beurtheilen. Seine Mitarbeiter geben sich ihm uneigennützig hin. Das ist nöthig, wenn man ein Journal auf der Höhe einer freien, selbstständigen Stellung erhalten will. Wird diese allgemein gepriesene Zeitschrift nicht für Museum und Union angeschafft? Der Preis ist jährlich 4 Thaler.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 34.

Bremen, Donnerstag den 29. April 1841.

Gestorben:

Nro. 378. Den 17. April. Der Maler Georg Meyer, 54 Jahr; Armenhaus.

— 379. Den 24. — Justine Henriette Berkenbusch, 32 Jahr; Heerdenthorssteinweg Nro. 25.

— 380. Den 24. — Des Arb. Joh. Diedr. Gottfried Sohn, 5½ Jahr; im Runken Nro. 7.

— 381. Den 24. — Der Arb. Robert Harre, 43 Jahr; große Johannisstraße.

— 382. Den 24. — Des verst. Kunstdrechslers Joh. Burchard Tietzel Wittwe, geb. Schultze, 72 Jahr; Mühlendamm Nro. 5.

— 383. Den 25. — Des Kaufmanns Ernst Alb. Murjahn Tochter, 10 Wochen; Heerdenthorssteinweg Nro. 1 A.

— 384. Den 25. — Des verst. Consumtions-Einnehmers Joh. Gottl. Frantz Wittwe, geb. Köhler, 77 Jahr; Hohethorstraße N. 33.

— 385. Den 25. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Plettner Sohn, 1 Jahr 7 Monat; kleine Hundestraße Nro. 1.

— 386. Den 26. — Der Cigarrenfabrikant Albrecht Ebeling, 33 Jahr; Martini Nro. 15.

Nro. 387. Den 26. — Des Zimmergesellen Friedr. Gentauer Tochter, 6 Monat; Häfen Nro. 4.

— 388. Den 26. — Der Schuhmachermeister Georg Heinrich Haicke, 68 Jahr; Neuenstraße Nro. 84.

— 389. Den 26. — Der Cigarrenmacher Andreas Friedrich Lamcken, 24 Jahr; Hanewinkels Gang Nro. 7.

— 390. Den 26. — Des verst. Schuhmachers Ernst Christian Fillmer Wittwe, geb. Schwartz, 83 Jahr; Bauernstraße Nro. 4.

— 391. Den 27. — Die Dienstmagd Anna Dorothea Gade, 21 Jahr; Dechanatstraße Nro. 15.

— 392. Den 27. — Der Arb. Conr. Schröder, 48 J; Wendtsgang Nro. 3.

— 393. Den 27. — Des verst. Kochs Joh. Bernhard Kampe Wittwe, geb. Bädeker, 66 Jahr; große Krankenstraße Nro. 15.

— 394. Den 27. — Des Kleidersellers Joh. Friedrich Wilh. Flatmann Sohn, 1 Jahr 11 Wochen; Neustadtsdeich Nro. 17.

Geburten:

Nro. 508. Den 17. April. Des Senators Arnold Duckwitz Ehefr., geb. Borchers, Neustadtsdeich Nro. 59; von einem Mädchen.

— 509. Den 19. — Des Arb. Joh. Wilken Ehefr., geb. Finke, Bleicherstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 510. Den 21. — Des Schneidermeisters Johann Hinrich Dörbaum Ehefr., geb. Falkenburg, Pieperstraße Nr. 5; von einem Knaben.

— 511. Den 21. — Des Cigarrenmachers Joh. Diedr. Albrecht Ehefr., geb. Montignon, Hohethorstraße; von einem Knaben.

— 512. Den 22. — Des Schneidermeisters Bernhard Friedr. Schröder Ehefr., geb. Hartmann, Geeren Nro. 1; von einem Knaben.

— 513. Den 22 — Des Krankenwärters Herm. Fr. Bürkel Ehefr., geb. Müller, Schwanenstraße No. 15; von einem Knaben.

— 514. Den 23. — Des Buchdruckers Franz Feilner Ehefr., geb Pansing, Pelzerstraße Nr. 47; von einem Knaben.

Nro. 515. Den 25. — Des Gastwirths Joh. Lübeck Ehefr., geb. Frese, gr. Annenstraße Nr. 62; von einem Knaben.

— 516. Den 25. — Des Kaufmanns Georg Jonas Bechtel Ehefr., geb. Dreyer, Obernstraße Nr. 16; von einem Knaben.

— 517. Den 25. — Des Cigarrenmachers Joh. Geerken Ehefr., geb. Schulze, Herdenthorswallstraße No. 58; von einem Mädchen.

— 518. Den 25. — Des Küpergesellen Just Wilhelm Meiser Ehefr., geb. Reinken, Charlottenkamp Nro. 8; von einem Mädchen.

— 519. Den 25. — Des Cigarrenmachers Joh. Aug. Berbohm Ehefr., geb. Knapp, Rövekamp Nro. 15; von einem Mädchen.

— 520. Den 26. — Des Kunstdrechslers Joh. Schröder Ehefr., geb. Franke, Mühlenstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 521. Den 26. — Des Wirths Joh. Heinr. Castendieck Ehefr., geb. Stümpel, Schwachhausen No. 8; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 35.

Bremen, Sonntag den 2. Mai 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 2. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
1 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
1 Uhr Hr. Past. Tocl.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Die Gestade des Doon's *).

Aus dem Schottischen des Robert Burns, von M.

Gestad' und Höh'n am wonnigen Doon,
Wie könnt ihr blühn so frisch und schön;
Wie könnt ihr singen, Vögelein,
Und mich so matt, so sorgend sehn? —
Du Sänger, der den blühnden Dorn
Durchschäkert, machst das Herz mir schwer, —
Gemahnest mich entschwundner Lust,
Entschwundner, — sonder Wiederkehr! —

Oft schaut' ich's an am wonnigen Doon,
Wie Ros' und Geisblatt sich umschlang,
Und Liebe war der Vög'lein Lied,
Und Liebe war mein eigner Sang.
Einst pflückt' ich hier vom dorn'gen Baum
Im Scherz ein Röschen, zart und süß;
Mein falscher Buhle stahl es mir,
Das ach den Stachel hinterließ!

*) Burns singt hier aus der Seele der schönen **Miss Kennedy of Dalgarrock**, die das Opfer einer unglücklichen Liebe ward.

Skizzen aus London.

(Fortsetzung.)

Eben so plötzlich, als am besagten Orte, oder noch auffallender, naht man sich dem Square hinter dem Garten des Palastes, in dem Grosvenor-Place, dessen Anfang dem Hydepark-Corner, dem letzten Hause der Piccadillistraße (Apsleyhouse, der Wohnung des Herzogs von Wellington) gegenüber liegt. Die zweite Seitenstraße rechts führt in die gesuchte neue Welt. Es hat sich hier wenig oder gar kein Handel eingedrängt; man sieht nur wenig Läden, oder nur unentbehrliche, z. B. Apothekerläden. Wohl hat sich hier der Handel, wenn ich so sagen darf, ein Pantheon erbaut. War es ihm nicht gegönnt, sich zwischen die Prachtgebäude in gewohnter Manier einzudrängen, so errichtete er sich Ein Gebäude, wo er sich genügend ausbreiten konnte. Dies Gebäude ist das sogenannte „Pantechnikon," eine Art Bazar für Hausrath und Weine. Dies Pantechnikon ist ungeheuer groß; es ist, um es englisch zu bezeichnen, gorgeous! Es überbietet alle andern Bazare; das Haus ist in edlem Styl aufgeführt. Die Antünchung ist ausnahmsweise grünlich, worin es von der Nachbarschaft nachgeahmt wurde.

Hierdurch erhält die prächtige Straße ein Ansehen, wie es in ganz London umsonst gesucht wird. Nach und nach geht aber die Farbe der Häuser wieder in's gewohnte Gelbliche über, und die Einheit ist nicht im geringsten gestört. Man fühlt sich in der Pantechnikenstraße, obgleich die Häuser ungewöhnlich hoch sind, außerordentlich leicht; ein ganz eigener Geist scheint zu wehen, und doch fühlt man augenblicklich, daß dennoch nichts Unenglisches hier herrsche. Dem eigentlichen Pantechniken gegenüber liegt der Wagenbazar, in einem Gebäude, das mit prächtigen, vom Grunde aus geführten, kolossalen Säulen geziert ist. Man möchte dieses massive und dennoch freundliche Gebäude für den ersten Palast des Ersten aus jener Menschenclasse nehmen, welche sich der Wagen bedient; statt eines Herzogs und seines Haushalts sind aber hier Chaisen aller Art einlegirt, welche zum Kaufe einladen und wohl im Stande sind, einen nicht recht begüterten Wagenfreund melancholisch zu machen. In mehreren Stockwerken sind hier 6 bis 700 Chaisen, Cabriolets und Wagen zu treffen, von den niedrigsten bis zu den enormsten Preisen.

Obgleich diese Bazare sich eigentlich nur an Belgrave-Square anlehnen, so scheinen sie dennoch einen integrirenden Theil davon auszumachen; auch sind sie der ältere Theil, — inwiefern in diesen Regionen etwas alt genannt werden kann — allein die ganze Masse von Gebäuden, der frühern und allerneuesten, trägt so sehr das Gepräge der Neuheit gegen die ältern vornehmen Quartiere, daß sie erst gestern entstanden zu sein scheinen. Unter den so eben im Bau begriffenen Gebäuden ist eine Kirche. Die Vorstände der Hochkirche sind sehr emsig, die Anzahl der Kirchen zu vermehren; es fehlt ihnen nicht an ungeheuren Summen wohlthätiger Beisteuer, womit Kirchen in's Leben gerufen werden können. Mehrere, im gothischen Styl aufgeführt, gehören zu den glücklichsten Neubauten Englands; diese Bauten bringt man dann sehr geschickt in Einklang mit den übrigen eleganten Gebäuden, ohne einen frivolen Luxus vorherrschen zu lassen, wie es in Paris der Fall ist, wo man in dem fashionabelsten Theile der Stadt z. B. die römisch-katholische Kirche „De notre Dame de Lorette" im wahren Theaterstyl aufgebaut, und das Innere so unsinnig, unmeßgiös-luxuriös ausgestattet hat, daß man denken sollte, man habe es auf einen Salon de Dieu, auf einen religiösen Ball- oder Concertsaal, oder noch lieber ein religiöses Rendezvous abgesehen. Bis zu solcher Fratzenhaftigkeit kann sich der Britte gar nicht verlieren. Die protestantischen Kirchen in den eleganten Stadttheilen Londons sind im architektonischen Ensemble, immerhin sogar elegant, allein immer einfach groß und erhebend; es herrscht in ihnen ein religiöses Comfort, aber kein abgeschmackter flitterhafter Luxus. Dieser kommt nicht dem römisch-katholischen Schmuck und Prunk zur Last; die römisch-katholischen Kapellen in London sind eben so einfach und schön, wie die protestantischen.

Dem besagten Square fehlt es zwar an einer Kirche nicht, allein die neue muß noch aushelfen für die neue sich hier ansiedelnde Welt, welche sich in wenig Jahren außerordentlich vermehren wird. Es wird zum Ton gehören, hier ein Haus zu haben. Der Kaufmann der City setzt sich inmitten des Square oder in den anliegenden Terrassen fest, um nach abgemachten Geschäften den wenig erfreulichen Regionen der Bureaux (offices) zu entrinnen und frische Luft und Comfort im westlichsten Ende von Westend zu genießen. Es ist leicht zu begreifen, daß in diesem neuen London das Comfort auf den höchsten Grad getrieben ist, zumal da die im Ganzen in dieser Riesenstadt nicht ungesunde Luft hier am allergesundesten ist. Am Himmel erscheinen wirkliche Wolken, und nicht bloß mit Kohlenrauch und Dampf vermischter Nebel; bei heiterem Wetter ist der Himmel wirklich heiter, Sonne, Mond und Sterne leuchten wie auf dem Continent, nicht umhüllt von Flören eigener Art; das Regenwasser ist ein reines Wasser und nicht ein Rauch- und Kohlengespühl, und kommt es zum Donner, so kann man doch dessen grandioses Grollen recht hören, während es in der Mitte der Stadt vom Wagen- Maschinengerassel übertäubt wird; kurz die Natur in dieser neuen Stadt, in der Nachbarschaft der prächtigen Themse, welche hier fast nicht mehr die Fluth des Meeres fühlt und bei gutem Wetter spiegelklar erscheint, ferner in der Nachbarschaft der saft-grünen Parks und Gärten (Kensington-Gardens) ist eine natürliche, so wie sie Gott erschaffen hat, und nicht, wie sie die Menschen im Gewühl des Handels und der Industrie nothwendigerweise verunstalten mußten. Schacher- und Geldadel, vornehme und reiche Aristokratie, gleichviel übrigens beide, wollen sich hier ausbreiten. Immerhin ist der Adel in seinem Besitzthum in ganz Britannien weitschaft, allein es ist Ton, es ist Nothwendigkeit, in London ein Haus zu haben, zu einer Zeit des Jahres hier zu Hause zu sein. Diesem Umstand verdankt London seine ungeheure Ausdehnung, deren Gränzen nicht abzusehen sind. Im

Glück ist, wie schon erwähnt, so viel noch freies Bereich vorhanden, daß die Stadt noch größer, als noch einmal so groß werden kann. Während sich um Paris durch Festungswerke eine Gränze setzt und der französischen Freiheit ein Asyl, oder lieber ein fashionables Gefängniß baut, erweitert sich London täglich — einer der schneidenden Gegensätze zwischen England und Frankreich, welche so auffallend hervortreten, daß man glauben sollte, nicht ein eine Spanne breiter Kanal, sondern tausend Meilen trennten beide Länder!

Da der Kaufmannsstand wie er es billig im höchsten Grade verdient, sein Comfort in den allem Handel und aller Manufactur entlegensten Regionen haben will, und es hierin dem Adel nachmacht, so erweitern sich die meisten englischen, nun durch Eisenbahnen mit London eng verbundenen Provinzialstädte in demselben Verhältnisse, und wie ein Neulondon entsteht, so entsteht auch ein Neuliverpool, Neubirmingham, Neuleeds u. s. w. Die Nebenbuhlerin Londons, Liverpool, treibt diese Vergrößerung außerordentlich weit; es hat sich in gleichem Verhältnisse hier in allerneuester Zeit eine dem Hafen und den Docks gegenüber auf einer Anhöhe liegende neue Stadt entwickelt. Es sind Squares im Bau begriffen, welche den prächtigsten Anlagen dieser Art in London nichts nachgeben werden. Eine solche neue, an Pracht fast den Regionen der Regentstreet in London gleichkommende Stadt hat man im Bereiche des englischen Orkus, dem wörtlich kohlenschwarzen Newkastle upon Tyne, tus Leben gerufen.

Diese neuen Städte, hier wie dort und allenthalben sind in London nur erst Anfänge, und in kurzer Zeit wird mit dem Eisenbahnsystem ganz England nur noch eine Stadt in einem ungeheuren Park sein; dieser Park ist das englische Land im Gegensatz der Stadt; in Zukunft Flüsse, Kanäle, Straßen, Eisenbahnen, Wiesen, Vergnügungsplätze, Felder, Gärten, städtegleiche Dörfer, dorfgleiche Weiler, Städtchen (auf dem Continente Hauptstädte), große Städte (mit Häusern besäete Landschaften) und am Ende ein Ganzes — dies wird in Kurzem das Bild Englands sein! — Natürlich geht London im Beispiele voran, und wird für den Beschränktdenkenden in dieser massiven, immensen Unbeschränktheit immer ein Räthsel bleiben.

Bald wird London, wenn man alle Häuserbereiche, welche nicht mehr in die Jurisdiction der Hauptstadt gehören, aber, dem Blick nach, natürliche Theile davon zu sein scheinen, dazu nimmt, den gewöhnlichen Horizont, welcher von irgend einem Punkt aus möglich ist, überschreiten. Paris ist leicht zu überschauen, von der Sternbarriere, vom Montmartre, dem Kirchhofe Pere la Chaise, von der Juliussäule auf dem Bastilleplatz; London ist jetzt schon bei heiterstem Wetter schwer zu übersehen als solches; mit den natürlichen Anhängseln aber nicht mehr. Von Blackwall bis Kew oder Richmond, in einer Länge von mehreren deutschen Meilen, ist fast nur eine fortgesetzte Häuserreihe; die Unterbrechungen verschwinden dem Blicke perspectivisch, und bei der so schnellen Vergrößerung auch in der Wirklichkeit. Bereits scheint man Vorkehrungen getroffen zu haben, als sollte London eine Landstadt werden, wörtlich ein zu einer Stadt umgesiedeltes Land, indem man den Polizeibezirk der Hauptstadt 15 engl. Meilen in der Runde ausgedehnt und dazu 5000 Polizeidiener aufgestellt hat (immerhin eine kleine Zahl, allein genug in einem Lande, wo das Gesetz mehr als der Mensch regiert). Diese Anordnung ist fast ein Fingerzeig für das, was man von dem einstigen London erwartet. Dies einst liegt gewiß nicht in ferner Zukunft.

Vergessen darf nicht werden, daß das Eisenbahnwesen auch in dieser nächsten Beziehung manchen Theilen der Riesenstadt ein neues Ansehen zu geben viel Einfluß gehabt hat. London ist, wie leicht zu denken, der Mittelpunkt des Gesammtnetzes, welches die ehemaligen, langsamen Kommunicationsmittel, die doch von ganz Europa in England zu den schnellsten gehörten, außer Cours setzen wird; man durchfliegt von London aus ganz England. Da aber die Stadt so außerordentlich groß ist und die Eisenbahnhöfe in der Regel an den Enden der Stadt angelegt werden müssen, so merkt man selbst nach langem Aufenthalte nichts vom Eisenbahnwesen in der Stadt; nur durch die Omnibusse, welche die Passagiere an die Stationen bringen, und Anschlagzettel an den Mauern oder durch Riesenaufschriften an den Bureaux in der Stadt, merkt man, daß es Eisenbahnen giebt. Geht man aber zu den Stationen selbst, oder läßt man sich zu denselben bringen, so findet man in den nächsten Umgebungen bedeutende Änderungen; ganze ehemalige Straßen sind verschwunden, um den Eisenbahnhöfen und außerordentlich geräumigen Bahnanfängen Platz zu machen; neue Nebenstraßen haben sich gebildet oder sind in nächster Nachbarschaft im Entstehen. Die Bureaux der Bahnen sind sehr große massive Gebäude; der Bahnhof in Euston-square für die nach dem Norden führende Eisenbahn ist ein vollkommener Palast, von Säulen getragen, wie sie an keinem

andern Gebäude in London gefunden werden. Die Ansichten dieser neuen Arbeiten und Gebäude sind ungewohnt und verleihen den Stadtquartieren, wo sie sich bilden, einen höchst eigenthümlichen Charakter.

(Der Schluß folgt.)

Napoleon auf St. Helena.

E. de Las Cases, welcher bekanntlich den Prinzen von Joinville auf seiner Reise nach St. Helena begleitete, hat am Bord der Belle Poule Erinnerungen an Napoleon niedergeschrieben welche vor Kurzem veröffentlicht worden sind. (Journal écrit à bord de Belle-Poule). Wir theilen daraus folgendes anziehende Bruchstück mit:

Als der Prinz von Joinville Longwood besuchte, war die Verlegenheit der ihn begleitenden englischen Offiziere unverkennbar. Man hat mir erzählt, daß der Prinz, nachdem er die anderen Räume besichtigt, in den Stall getreten war, daß er sich dort umwendete, um sie zu befragen, daß sie aber verschwunden waren. Vermuthlich hatten sie nicht Zeugen der Empfindungen sein wollen, die eine solche Entweihung in ihm hervorrufen mußte. Welche Erinnerungen erweckte in mir dieser Ort! Ich sah den Ort wieder, wo der Kaiser sich mit so liebenswürdiger Laune der Unterhaltung hingab, den Ort, wo er gewöhnlich Schach spielte, das Fenster, aus welchem er zu blicken pflegte, die Baumgänge, in denen ich ihn so oft hatte auf und ab schreiten sehen und die ich selbst mit ihm hinaufgeritten war. Obgleich die Zerstörung überall hingedrungen war, so waren doch fünf oder sechs Bäume in der Umgegend des Hauses verschont geblieben. Mein Vater erzählt in seinem „Mémorial," daß er sich kurz vor seiner Entfernung von Longwood beim Kaiser befand. Lady Malcolm hatte demselben Orangen überschickt, die er sehr liebte und die er hier nur selten bekam. An einen Baum gelehnt, entschälte er sie. Die Rede kam auf Frankreich. „Sie werden es wiedersehen, meine theuren Freunde," sagte er lächelnd, „aber ich — —" Dieser Baum stand noch; ich erkannte ihn wieder.

Gegen Ende des Jahres 1819 beschäftigte sich Napoleon viel mit Befestigungen und ließ von seinen treuen Dienern die von ihm entworfenen Werke ausführen. Dies führte auf den Gedanken, einen kleinen Garten unter den Fenstern des Kaisers anzulegen. Als er beendet war, entwarf der Kaiser den Plan zu einem anderen und zu zwei Seitengärten. Er arbeitete selbst daran; zuweilen frühstückte er in einem derselben. Nach seinem Tode wurde Longwood als Pachthof vermiethet, und mit Ausnahme einer zerbrechenen Fontaine und eines Pfirsichbaumes ist keine Spur mehr vom Garten zu finden. An der Stelle des einen befindet sich das Triebwerk, welches die in seinem ehemaligen Salon errichtete Mühle in Bewegung setzt. Alles was in der Zeit des Kaisers entstanden war, ist so vollständig verstümmelt, daß sich die Absicht nicht verkennen läßt. Wenn man aber die stummen und dennoch so beredten Zeugen der Vergangenheit vernichten wollte, so hätte man die Mauern niederreißen und nicht bloß sie entweihen müssen.

Seine Phantasie war oft äußerst glänzend. Er war augenscheinlich zum Dichter geboren. Verse las er sehr gut und wußte viele auswendig; in seiner Jugend hatte er sogar Gedichte gemacht. Vom Grafen von Ségur hörte ich mehrere, die recht artig waren. Man denke nur an den großartigen Schwung und die Bilderpracht seiner Proclamationen: „Vierzig Jahrhunderte schauen von den Pyramiden auf Euch hernieder," und „mein siegreicher Adler wird von Thurm zu Thurm schweben und sich auf der Spitze von Notre-Dame niederlassen" — Es schienen zwei Menschen in ihm verbunden zu seyn: der Mann der Phantasie und der Mann der That. Sie waren sehr bestimmt von einander unterschieden. Der Mann der Phantasie liebte leidenschaftlich die Unterhaltung und wurde zuweilen sogar geschwätzig; dieser liebte paradoxe Behauptungen, die Spiele des Geistes, das Ideale, das Wunderbare und sogar die Geistergeschichten. Der Mann der That war ganz positiv und hatte festen Fuß in der Wirklichkeit gefaßt.

So erschien mir Napoleon. Wenn auf St. Helena, wo ihm tausend Widerwärtigkeiten entgegentraten, sein Charakter sich verstimmt hätte, so wäre es nicht zu verwundern gewesen. Aber er war im Gegentheil am gleichmäßigsten von seiner ganzen Umgebung gestimmt. Ein Fremder, der ihn auf St. Helena gesehen und nicht gekannt hätte, würde wohl nicht errathen haben, daß ihm allein kein Trost und keine Hoffnung bleibe. So lang ich um ihn war, hat er mir nie Veranlassung zur Beschwerde gegeben, wohl aber Grund, ihn immer mehr zu lieben. Anfangs sah ich in ihm nur den großen Mann, später liebte ich ihn wie einen Vater.

(Schluß folgt.)

Das Selterser Wasser.

Von der ersten Entdeckung und der frühern Geschichte des Selterser Brunnens, als Heilquelle, ist nur wenig bekannt. — Nach einigen Nachrichten kommt derselbe gleich im Anfang des elften Jahrhunderts als Gemeingut vor. Indessen ist anzunehmen, daß die so überaus erfrischende und erquickende Quelle schon in frühern Zeiten von den Bewohnern der Umgegend als Labetrank benutzt worden ist. — Die segensreichen Heilkräfte des Selterser Wassers sind wohl erst später, vielleicht zufällig entdeckt worden; vielfältige Erfahrungen haben sich dann bewährt, und mit den Fortschritten der Wissenschaft im Erkennen ihrer Vorzüge wurde das Wasser der Menschheit in immer größern Kreisen gespendet. — Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Heilquelle von solcher Bedeutsamkeit, daß sie die Aufmerksamkeit des berühmten Tabernämontanus auf sich zog. Sein „neuer Wasserschatz," welcher im Jahre 1581 zum erstenmale erschien, gedenkt ihrer im fünfundzwanzigsten Kapitel, wo er den „sehr großen und schönen, herrlichen, fein lustig in die Runde eingefaßten und oben zugewölbten Selterser Sauerbrunnen" beschreibt. Während der unerhörten Drangsale, welche der dreißigjährige Krieg über die Gegend brachte, wurde der Brunnen verschüttet, bald darauf wieder aufgeräumt und seiner Bestimmung zurückgegeben; im Jahre 1681 wurde er unter dem Amtmann von Hohenfeld neu gefaßt. — Doch erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wird der Selterser Quelle jene Anerkennung zu Theil, die sie durch ihre Heilkräfte so sehr verdient. — In diesem nicht volle 150 Jahre umfassenden Zeitraume hat sich der Ruhm der Quelle über die entferntesten Länder verbreitet. — Von dem engen Kreise der Nachbarschaft sind die steinernen Krüge von Niederselters in eine Verbreitungssphäre eingeführt worden, wie sich ihrer keine andere Mineralquelle rühmen kann. Wohin auch der Europäer seine Wanderungen und seine Ansiedelungen ausgedehnt hat, überall folgten ihm die Krüge von Selters, und sie müssen in den nächsten Decennien mit den Fortschritten der europäischen Kolonisation eine noch größere Verbreitung gewinnen. An den Ufern des Ganges und des Indus ist das Selterser Wasser das köstlichste Erfrischungsmittel unter den glühenden Strahlen der Tropensonne; die Ansiedler auf den Inseln des indischen Archipels begrüßen dasselbe als eine der herrlichsten Gaben, die Europa ihnen zusendet. Seit Kurzem ist es mit der rheinischen Weinrebe zu den Kolonisten von Adelaide und Sidney gedrungen. Auch nach den südlichen Theilen von Australien führt das Kauffahrteischiff jetzt das Wasser, das dem Sprudel der Selterser Quelle entschöpft ist, und selbst auf den Eilanden von Kangaroos und Tasmanie haben sich die steinernen Krüge eingebürgert. In bedeutender Menge wandert das Wasser nach Südamerika, wie nach den Staaten der Union. In Lima und Valparaiso, in St. Jago und Rio de Janeiro kann man sich so gut wie in Baltimore, Philadelphia und New-York den Labetrunk aus der Quelle von Niederselters verschaffen. Die besten Zeugnisse vereinigen sich dafür, daß nach so weiten Wanderungen das Wasser von Selters nirgends jenen angenehmen, erquickenden Reiz verliert, durch den es in seiner Heimath so vortheilhaft ausgezeichnet ist.

Warum müssen die Damen zur Tafel geführt werden? *)

Der Mensch unternimmt Manches, ohne das Warum gehörig zu erwägen. So leiten einige Tausend auserlesene Männer täglich die schönsten Damen zum Eßtische hin, ohne recht zu wissen, ja, ohne jemals ernstlich darüber nachgedacht zu haben, warum sie dieses Geschäft vollführen. Es ist so Mode, denkt und sagt Mancher; es ist eben ein sehr leichtes und angenehmes Geschäft, sagt ein Anderer; es sieht gar so hübsch aus, sagt ein Dritter, wenn Paar und Paar gegen die Victualien ausrückt. — Gehorsamer Diener! soll ein Denker, soll ein ganzes philosophisches Jahrhundert sich mit so — man halte mir die Wahrheit zu Gute — mit so oberflächlichen, seichten Gründen begnügen? Nein, meine Herren, was so allgemein, so allenthalben geschieht, da hat eine innere, tiefe Nothwendigkeit, und diese habe ich gefunden. Ich sage also nicht: die Damen pflegen geführt zu werden, denn das weiß auch der gemeine Mann, sondern: die Damen müssen geführt werden, und das weiß nur der Philosoph, der es der Welt gutherzig mittheilt.

Der Vernunftgrund oder die absolute Nothwendigkeit des Geführtwerdens, sage ich mit seltener Deutlichkeit, liegt in der seelischen Construction, in der ange-

*) Aus: „Zwölf Körbe. Erzählung von Johannes Mario Simmons." Landshut, 1841. 849 Seiten. Eine sehr anziehende Lectüre, reichlich mit Humor und Satire gewürzt.

bornen Idiosynkrasie der Damen; aber man lasse mich ausreden.

Seien die Schönen auch noch so zart, so sind sie doch gewöhnlich mit ein paar Beinen versehen, tüchtig genug, um den Marsch durch zwei bis drei Zimmer mit Ehren auszuhalten, besonders wenn der Fußboden mit weichen Teppichen belegt ist; und dennoch gehen sie nicht von selbst. Der Grund, warum sie geführt werden müssen, liegt also keineswegs in dem Körper, wir müssen ihn in der Seele suchen.

Man werfe nur einen Blick auf uns Männer. Müssen wir auch geführt werden? Wenn mich nicht Alles täuscht, so gehen wir, ja, wir eilen sogar mit Lust zu einer wohlbesetzten Tafel. Woher schreibt sich nun dieser auffallende Geschlechts-Unterschied? Von der Sinnlichkeit, antworte ich, von dem Impuls des Gaumens und Magens, der uns Männer treibt, und den wir zierlicher Weise unsern Appetit nennen. Diese Centraljunta, diese unheilige Allianz wird affeirt von den irdischen Massen in Schüsseln und Flaschen, und der Herr der Schöpfung schämt sich nicht, sich mit diesen niedrigen Dingen in Verbindung zu setzen, zu assimiliren!!

Welch ein anderes Wesen ist die Dame! An Befriedigung eines materiellen Gelüstens, an eine Anziehungskraft irdischer Nahrungsmittel kann hier gar nicht gedacht werden. Daß der Mensch essen müsse, um sublime Ideen und himmlische Gefühle hienieden fortsetzen zu können, daran erinnert sich die Hochgebildete niemals. Sie muß also, das, denke ich, ist jetzt evident, sie muß erinnert werden und das Erinnerungszeichen ist der dargebotene Arm ihres Cavaliers.

Dieses Zeichen aber ohne die bezeichnete Handlung bliebe wieder leer, ohne Erfolg. Verschmachten, untergehen im Ocean des Überirdischen würden die Schönsten, wenn nicht der vom tellurischen Princip gestachelte Führer Ernst machte, seiner Dame unter den Arm griffe und sie mit zarter, doch merkbarer Gewalt dahin leitete, wohin ihr reiner Geist keine Richtung kennet. Ich sage: mit zarter Gewalt, denn Widerstehen, Widersetzen, Widersprechen, Widerstreben, kurz, alles, was mit Wider anfängt oder darauf hinausläuft, das ist nicht Sache dieser sanften Gottesgeschöpfe: wir leiten sie, und sie lassen sich leiten, das sind bekannte Sachen. Aber wohlgemerkt, sie folgen uns, nicht dem Schüsseldampfe nicht dem Magenimpulse, dem wir nachziehen. Selbst die Art und Weise, mit welcher die Damen sich bewegen, bekräftigt das Gesagte deutlich: sie machen so winzige Schrittchen, rücken so zögernd vorwärts, daß auch ein Halbblinder sehen muß, sie gingen tausendmal lieber in eine Predigt oder in eine moralische Vorlesung, als zu Tische.

Ist endlich das Ziel dennoch erreicht, so läßt sich die Dame matt und müde unter den Männern nieder, wie ein weißes Täubchen unter einer Heerde Raben, und dann betrachtet sie aufmerksam, was? die Speisen? die Weinflaschen? Gott behüte! die schöne Natur der Blumen und Früchte, die schöne Kunst der Zuckerarchitektur bewundert sie, die zur Anschauung aufgestellt sind; und aus bloßem Mitleid mit uns armen, sinnlichen Männern, nur um uns nicht allzutief zu beschämen, nimmt sie die Eßinstrumente in die Hand und stellet sich damit an, als ob sie auch einigen Appetit verspürte, genießet aber ungefähr so viel, als ein mäßiger Colibri zum Frühstücke verzehrt.

---

* Lese Deutscher Sprichwörter.

VII.

Wer einen lobt in praesentia
Und schimpfet in Absentia,
Den hole die Pestilentia!
Was der Löwe nicht kann, das kann der Fuchs.
Lug und Trug,
Der Welt Wagen und Pflug.
Erst der Magen, dann der Kragen.
Mancher scheint fett und ist doch geschwollen.
Wer auf dem Markte singt, dem bellt jeder Hund ins Lied.
Den Mai muß man nehmen, wenn er kommt, und käm' er zu Weihnacht.
Menschen und Wind
Ändern geschwind.
Mittelweg ein sichrer Steg.
Guter Muth, halbe Arbeit.
Muttertreu wird täglich neu.
Überm Nagel gings Hufeisen verloren.
Der Niemand ist an Allem schuld.
Man muß sich Pfeifen schneiden, während man im Rohr ist.
Wer den Pfennig nicht ehrt,
Ist des Thalers nicht werth.
Quast im Nacken, Loch im Hacken.

Miscellaneen.

(Eisenbahnen.) Der Kaiser von Oesterreich hat die Erbauung einer Eisenbahn von Prag nach Dresden genehmigt und man hegt die Hoffnung, daß die Bahn mit der Wiener Ferdinandsbahn zu Brünn in Verbindung gesetzt werde. Die Vorarbeiten haben bereits begonnen.

Wie schnell man jetzt auf den Eisenbahnen reist, hat ein Kaufmann aus York in Nordengland gezeigt, der binnen 24 Stunden nach London, wo er seine Geschäfte besorgte und das Theater besuchte und wieder zurückging. Der Weg beträgt 90 deutsche Meilen.

(Neuer Vorschlag für den Bau der Eisenbahnen.) Dr. Spurgins in London schlägt folgende Vorrichtung vor, um die Locomotiven vom Abgleiten von den Schienen zu hindern. Die Eisenbahnschienen sollen in einer bedeutenden Höhe über dem Boden angebracht werden. Dadurch würde Raum gewonnen, damit ein großer Theil der Locomotive oder der Wagen unter den Rädern gehen könnte, indem die Räder so mehr an den Seiten als unten angebracht wären. Der Schwerpunkt läge dann näher an den Schienen, und der größte Theil der Gefahr würde dadurch wegfallen. Das alte System wird diese Gefahr unmöglich verringern können. — Ein Herr Rangely hat ein Eisenbahnmuster aufgestellt, nach welchem die Wagen auf Rollen laufen, und diese durch stehende Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden.

(Galvanische Locomotive.) Aus Mühlheim am Rhein wird berichtet: Am 1. April erhielt Herr Steinkauler eine galvanische Locomotive, die in Amerika nach Jacoby'schen Angaben gebaut worden, in der die galvanische Kraft, ganz nach Art der Dampfmaschinen Stempel auf und nieder bewegt, und durch diese ein Rad treibt, das in einer Sekunde drei Mal sich dreht. Das Werk besitzt alle Kraft und alle Vortheile der Dampfmaschine, und hat obendrein noch den Vortheil, daß es zu Bewegungsstoffen nur weniges Kupfer, Zink und Säuren bedarf, die sich zwar auflösen, aber nicht verloren gehen, sondern neue Stoffe bilden, die beinahe höher im Preise stehen, als die ursprünglichen, so daß nichts bei dem ganzen Prozeß verloren geht, als etwa die Abnutzung der Maschinentheile.

(Sclavenhandel.) Vor St. Helena verfolgte ein englischer Kreuzer einen portugiesischen Sclavenhändler, der, um sich's leichter zu machen und den Nachstellungen des Feindes desto eher zu entgehen, 120 seiner unglücklichen Negersclaven über Bord warf. Als man aber dennoch das Schiff enterte, fand sich, daß unter den 220 übrigen Negern die Blattern auf eine furchtbare Weise herrschten.

(Fortschritte in Constantinopel.) Der Halbmond nähert sich immer mehr der Sonne europäischer Civilisation und — erbleicht. Der Sultan hat sich von dem berühmten, englischen Genre- und Historienmaler David Willie portraitiren lassen, was nach dem Koran für eins der größten Verbrechen gehalten wird.

(Statue Wilhelms IV.) Eine Statue dieses Königs, von Kelsey und Nixon ausgeführt, soll jetzt in London auf dem Platze zwischen King William Street und Gracechurch Street errichtet werden.

(Goethe's Tasso auf dem Dresdener Theater.) Man hat sich von mehreren Seiten mißbilligend darüber ausgesprochen, daß Dresdens neues Theater mit dem Goetheschen Tasso, einem Stücke von so besonderer Bildung und Fähigkeit, eröffnet wurde. Nach unserer Meinung ist kein Stück würdiger, eine Bühne zu eröffnen, als eben der Tasso; denn eben bei der Einweihung eines Musentempels soll auf die Kunstgeweihten ganz besondere Rücksicht genommen werden, ihre Hoffnungen sollen erweckt, gehoben werden und die Masse des gewöhnlichen Theaterpublicums darf wenig gelten. Wie großartig zeigt nun der Tasso auf den Conflikt zwischen Leben und Poesie hin, und wie herrlich läßt sich durch ihn von der Bühne aus andeuten, daß es ihre hohe Mission ist, Wirklichkeit und Poesie zu vermitteln und zu vereinen.

(Bad Ems.) Zu den vielen Fürstlichkeiten, die in diesem Sommer das Bad Ems besuchen, wird auch die Königin von Griechenland sich gesellen. Die Kaiserin von Rußland wird zu Anfang Juni eintreffen. Am 8. Mai soll die Hochzeit des russischen Thronfolgers gefeiert werden.

(Charfreitagsfeier in Brüssel.) Am Charfreitag kam man diesmal in Brüssel in eine eigene Verlegenheit. Bekanntlich dürfen an diesem Tage in katholischen Kirchen keine Glocken geläutet werden, allein es fiel diesmal mit dem Sterbetag des Herrn der Geburtstag des Kronprinzen von Belgien zusammen, wobei ein mehrmaliges Läuten des Tags über vorgeschrieben ist. Was geschah? Man beschloß, gewissenhaft zu halbiren. Nun entstand aber die Frage, was und wie halbirt werden solle, und man machte es endlich so: die Hälfte der Glocken schwieg des Heilands Sterbetag wegen, die andere Hälfte wurde geläutet aus Freude über den Geburtstag des Kronprinzen.

(Polizeirath Duncker.) Man schreibt aus Berlin: Unser genialer Polizeimann, der Schrecken und doch zugleich der Liebling unserer Diebe, der Polizeirath Duncker hat seine Entlassung gefordert, um seine Thätigkeit einem andern Staate zu widmen. Über den Anlaß ist wenig bekannt; es wäre aber um so befremdender, wenn man ihn jetzt entließe, wo er noch kaum durch sein seltenes Talent, mit Verbrechern umzugehen, den allerverstocktesten Bösewicht, den Mörder Kühnapfel, zu einem freiwilligen Geständniß gebracht hat. Duncker wirkt durch Blick und Sprache wie ein Zauberer auf diese rohen Menschen. Es ist oft falsch, wie es oft heißt, daß er durch Drohungen und künstliche Mittel, indem er sich in ihr Vertrauen schleiche, sie zu Geständnissen bringe. Es ist allein die Magie der menschlichen Natur, der Ton der Wahrheit, die Sprache der Theilnahme, die er mit ihnen anstimmt, was, den strengen Criminalrichter oft überraschend, auf ihre Seelen wirkt. Nicht selten hat es sich ereignet, daß Verbrecher, welche durch seine Thätigkeit ent-

deckt, verhaftet und zur Strafe gebracht werden, ihn zu ihrem Defensor erwählten, nachdem sie ihn verflucht und ihm Tod und Verderben gedroht hatten. Die seltsame Freundschaft, die er nicht schließt, aber sich unter den Verbrechern durch sein kräftiges Auftreten und seine freundliche Sprache erwirbt, hilft ihm dann oft weiter zu Entdeckungen, wo Andern der Schlüssel fehlt. Jetzt, wo Diebereien und Einbrüche wieder sehr häufig sind, wäre Dunckers Abgang sehr empfindlich.

(Hamburg.) Man lies't in den Originalien: Als wir vor wenigen Tagen von Fr. L. Schmidt's Abschied von der Bühne, die die Welt bedeutet, Bericht abstatteten, glaubten wir nicht, schon nach so kurzer Frist seinen Abgang von der wirklichen Welt anzeigen zu müssen! Die Blumen und Lorbeerkränze, welche dem gefeierten Veteran vor 12 Tagen gespendet worden, sind zu Todtenkränzen geworden, seine Bahre zu schmücken. Daß die plötzlich ungewohnte Ruhe nach einem so regsamen thätigen Leben dem Verewigten keine lange Lebensdauer mehr gestatten würde, war mit Wahrscheinlichkeit voraus zu sehen; daß aber sein Tod so schnell auf die Beendigung seines Künstlerwirkens folgte, hatte gewiß niemand erwartet und hatte derselbe sicher nicht bloß alle seine Freunde, sondern auch diejenigen schmerzlich berührt, die in ihm nur den Künstler verehrten. F. L. Schmidt's Name wird in den Hamburger Theaterannalen stets ein ehrenvolles Blatt einnehmen; über seine großen Verdienste als Director und darstellender Künstler haben wir uns bereits bei Gelegenheit seines Ausscheidens von der hiesigen Bühne ausgesprochen, er gehörte zu den wenigen glücklichen Mimen, die ihren Ruhm nicht überlebten; denn noch vor wenigen Wochen stand er sowohl als Bühnenvorsteher wie als Künstler im rüstigen Wirken da, geehrt von seinem Publicum und hochgeachtet von seinen Collegen und allen deutschen Kunstgenossen. Die Leiden und Schwächen des hohen Alters sollten demjenigen erspart werden, der seine Bilder stets in Jugendfrische vor uns hinstellte. Er ward zum Künstler geboren, er starb als Künstler! Sanft ruhe seine Asche!

(Neue Art Oper.) Die vornehme Welt der Stadt Dublin ist, der Morning Post zufolge, auf ein eigenthümliches Mittel verfallen, sich den wohlfeilen Genuß einer irländisch-italienischen Oper zu verschaffen. Im Hause der Lady Clarke hat man nämlich eine Bühne aufgeschlagen, auf welcher große Puppen in Bewegung gesetzt werden, die den Sängern und Sängerinnen der italienischen Oper in London, Rubini, Lablache, Tamburini, Grisi und Albertazzi täuschend ähnlich sehen sollen. Hinter der Scene aber singen Dilettanten und Dilettantinnen den italienischen Operntext.

(Wien.) Die „Deutsche Adelszeitung" erzählt Folgendes: Als vor Kurzem eine englische Familie in Krain in einen Wald kam, wurde sie von Räubern angefallen. Ganz deutlich hörte man die Worte des Räuberhauptmannes: „Schlagt die Männer todt, bis auf den Kutscher, und laßt die Frauen gehn!" Nachdem die Räuberbande eine bedeutende Summe weggenommen, und die Bitte der Frau, ihres Mannes Leben zu schonen, abgeschlagen hatte, entkam die Frau glücklich mit ihrem Wagen in den nächsten Ort, und da der andere Tag ein Sonntag war, ging sie in die Kirche. Aber wie erschrack sie, in dem dortigen Prediger den Räuberhauptmann zu finden, den sie sogleich an der Stimme und am Gesichte erkannte. Auf der Stelle verließ sie die Kirche, und machte beim Richter Anstalt zu seiner Verhaftung, der daran gar nicht glauben wollte, da er seinen Eifer und frommen Lebenswandel kannte. Um aber die Frau zu beruhigen, machte man bei dem Geistlichen eine Visitation, und fand unter einer Fallthüre bedeutende Summen Geldes, Waffen und die Räuberkleidung, welche die Frau sogleich erkannte. Darauf wurde der Prediger eingezogen, und erwartet nun seine gerechte Strafe. Die gerichtliche Anzeige ist bereits in Wien beim Criminalgericht eingetroffen.

(Eine neue Art von Schaustellung.) unter dem Titel Kineorama (bewegliche Ansicht?) eine Vereinigung des Panorama und des Diorama, die ein Hr. Chs. Marshall unternommen hat, ist am 28. März in London eröffnet worden. Mehrere bedeutende Künstler haben dabei mitgewirkt und das Bild soll eine Oberfläche von mehr als 10,000 Quadratfuß haben. Ansichten aus der Türkei, Syrien und Ägypten bilden die Gemälde, das die Entfernung von Constantinopel bis Kairo ausfüllt.

(Für die kleine Kronprinzessin von England) wird gegenwärtig ein kleiner, sehr eleganter Wagen verfertigt. Der Kasten dieser kleinen Kalesche wird nur wenige Zoll über den Boden stehen. Ein Paar schöner Ponevs aus Schottland ist letzlich dazu gekauft worden. Das ganze Gespann soll sehr niedlich ausfallen. Bei der Rückkunft des Hofes nach Windsor, wird diese lilliputanische Equipage zum ersten Male in Bewegung gesetzt werden.

(Eine Reliquie Napoleons.) In England wurde eine Seifenkugel zum Verkauf aufgestellt, deren sich Napoleon lange bedient hatte. Ein Kauflustiger machte die Bemerkung, daß sie schon sehr abgenutzt sei. „Das ist wohl kein Wunder," entgegnete der mit dem Verkaufe Beauftragte, „Napoleon hat auch mit ihr die halbe Welt barbirt."

(Diebstahls-Berechnung.) Ein Pariser Journal schätzt, daß bei der diesjährigen Gemälde-Ausstellung zu Paris auf jedes Gemälde zwei gestohlene Schnupftücher, und auf je zehn Gemälde wenigstens eine gestohlene Dose kommen würden; dies würden alle circa 5000 Schnupftücher (eine hübsche Ausstattung) und 258 Dosen betragen. Am Eröffnungstage hat man bereits acht leichtfingrige Leute verhaftet.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 35.

Bremen, Sonntag den 2. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 395. Den 28. April. — Der Pröpsschneider Hinr. Höcker, 41 Jahr; Arbeitshaus.

— 396. Den 29. — Der Cigarrensortirer Herm. Flato, 22 Jahr; Stephanithorswallstr. Nro. 2.

— 397. Den 29 — Gesina Claussing, 72 Jahr; Armenhaus.

— 398. Den 29. — Des verst. Tonnenmachers Franz Ludwig Wollring Wittwe, geb. Haake, 48 Jahr; Theerhof Nro. 34.

— 399. Den 29. — Juliane Gesina Lohmann, 5 Wochen; Hastedt.

— 400. Den 30. — Der Cigarrenmacher Daniel Brünses, genannt Brüning, 24 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 44.

Nro. 401. Den 30. — Des verst. Knochenhauers Herm. Talla Wittwe, geb. Seemann, 71 Jahr; Knoopstraße Nro. 35.

— 402. Den 1. Mai. Des Schuhmachers Joh. Heinr. Cordes Tochter (todtgeb.); Osterthorsstr. Nro. 30.

— 403. Den 1. — Des Hökers Friedr. August Vogt Sohn, 14 Wochen; Westerstraße Nr. 88.

— 404. Den 1. — Des verst. Tonnenmachers Otto Christ. Castendieck Wittwe, geb. Stamm, 72 Jahr; Steinthor Nro. 75.

Geburten:

Nro. 524. Den 23. April. Des Kaufmanns Carl Bartholomäus Ulrichs Ehefr., geb. Achelis, Pelzerstraße No. 55; von einem Knaben.

— 525. Den 25. — Des Kaufmanns Anton Christian Albers Ehefr., geb. Köcheln, Contrescarpe Nro. 16 D; von einem Mädchen.

— 526. Den 25. — Des Kaufmanns Georg Friedrich Wilh. Schrader Ehefr., geb. Brauns, Geeren Nro. 47; von einem Mädchen.

— 527. Den 26. — Des Ingenieurs James Freeborough Ehefr., geb. Lockwood, Holzstr. Nro. 4; von einem Knaben.

— 528. Den 26. — Des Schlachtfuhrmanns Diedrich Stürmann Ehefr., geb. Bothe, Neuenstraße Nro. 1a; von einem Mädchen.

— 529. Den 27. — Des Arb. Ludwig Arend Starcke Ehefr., geb. Hesse, Doventhorstraße N. 25; von einem Mädchen.

— 530. Den 27. — Des Schiffscapitains Carsten Heinr. Steffens Ehefr., geb. Hinternhoff, Kaufmanns-Mühlenkamp; von einem Knaben.

— 531. Den 28. — Des Mascopsträgers Friedrich Christ. Wilh. Brüggemann Ehefr., geb. Krümpfer, Schlachte; von einem Knaben.

— 532. Den 28. — Des Feilenhauers Joh. Carl Engelhard Ehefr., geb. Bohe, Knochenhauerstraße Nro. 38; von einem Knaben.

Nro. 533. Den 28. — Des Leinenhändlers Joh. Justus Kulp Ehefr., geb. Meyer, Stavenstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 534. Den 28. — Des Arb. Joh. Meyer Ehefr., geb. Ficke, gr. Sortillenstraße Nro. 22; von einem Knaben.

— 535. Den 29. — Des Schlachters Aug. Ferdinand Lotze Ehefr., geb. Nolten, Schnoor Nr. 15; von einem Mädchen.

— 536. Den 29. — Des Schiffscapitains Jul. Theod. Rodbertus Ehefr., geb. Wendt, Stephanithorswall; von einem Knaben.

— 537. Den 30. — Des Kaufmanns Aug. Carl Gruner Ehefr., geb. von Gröning, Contrescarpe Nro. 16; von einem Mädchen.

— 538. Den 30. — Des Küpergesellen Bernh. Heinr. Kück Ehefr., geb. Kück, gr. Krummenstr. Nro. 12; von einem Mädchen.

— 539. Den 30. — Des Arb. Franz Leh Ehefr., geb. Borg, hinterm Abbenthorswall Nro. 39; von einem Knaben.

— 540. Den 1. Mai. Des Schuhmachers Joh. Heinr. Cordes Ehefr., geb. Hoffmeister, Osterthorsstraße Nro. 30; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 206. Der Krameramtsgenosse Carl Herm. Altmann und Maria Elisabeth Wencke. Beide von hier.

— 207. Der Schiffsbaumeister Bernhard Wencke und Catharina Elisabeth Oetting. Beide von hier.

— 208. Der Drechsler und Mechanicus Joh. Hinrich Gudell hies. und Sophia Margar. Deppe aus Drecke.

— 209. Der Arb. Friedr. Diedr. Twietmeyer hieselbst und Anna Gesche Margar. Schmidt aus Holle.

— 210. Der Wagenmeistergehülfe an der Stadtpost Heinr. Wilh. Wehrmann hies. und Cathar. Elisab. Ganten aus Stotel.

— 211. Der Landmann zu Drackenburg Heinr. Christ. Gottlob Böger hies. und Adelheid Kehlenbeck aus Kirchweihe.

— 212. Der oberländische Schiffer Joh. Conr. Böndel und des verst. Schiffszimmermeisters Cord Ellmers Wittwe, Eleonore Ernestine Louise geb. Meyer hieselbst.

Nro. 213. Der Schuhmacheramtsmeister Heinrich W... Scheele und Elisab. Ritter hieselbst.

— 214. Der Arb. Joh. Herm. Böschen hies. und ... Gesina Kretzer aus Wildeshausen.

— 215. Der Schuhmachermeister Georg Wilh. Fö... hies. und Anna Sophie Amalie Schr... aus Sulingen.

— 216. Der Maler Gottfried Gerhard Heeres hies... und Gesine Dorothee Hillmann aus Eg...

— 217. Der Cigarrenmacher Joh. Caspar Cordes ... Kodez hieselbst und Wilhelmine Rahl... aus Kuhlen, Kirchspiels Stuhr.

— 218. Der Arb. am Buntenthoresteinwege Joh... Buchholz und Anna Adelheid Bün... aus Leeste.

— 219. Der Landmann zu Groß Mackesstädt Joh... Anton Steinfeld und Metta Anna E... aus Pestinghausen.

— 220. Der Landmann zu Rödinghausen Joh. Fri... Wilhelm Drinkhaus und Margar. Du... hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 36.

Bremen, Donnerstag den 6. Mai 1841.

Karl Maria von Weber in London.

(Prolog zu dem Concert der „Dresdner Liedertafel" dem Andenken Weber's gewidmet.)

Zu London im Theater — Coventgarden
Hob Karl Maria Weber seine Hand, —
Viel Tausend Menschen horchten auf und starrten,
Herz, Ohr und Blick zum Einzigen gewandt;
Da sprühten auf, da stürzten auf sie nieder
In Strömen die Gewalten seiner Lieder.

Und Jubelruf scholl donnernd ihm entgegen,
Es woben durcheinander Ton und Glanz,
Er wollt' das Herz, das Volk die Hände regen,
Da drückt ein Gott ihm auf die Stirn den Kranz;
Er aber sprach und senkt' die Augenlider:
„Viel lieber wär' ich bei den Meinen wieder!"

Und todesmüd' kehrt er zum fremden Hause
Mit seiner Sehnsucht nach dem Heimathsland,
Und todesmatt sitzt er in fremder Klause;
Er legt das bleiche Antlitz in die Hand,
Und flüstert bang: „mir schauern Herz und Glieder,
Viel lieber wär' ich bei den Meinen wieder!"

Nicht Er — es kommt zur heimathlichen Schwelle
Die Trauerbotschaft: Euer Meister ruht
Zu London, dorten in Moorfields-Kapelle
Mit seiner Sehnsucht, seinem einz'gen Gut:
„Gebt mir für meine Liebe, meine Lieder
Nur eine Hand voll Heimathserde wieder!"

Und seine Lieder, heil'ge Zornesflammen,
Zum Schwerdt gewöhnt und an die Völkerschlacht,
Sie fragen durcheinander und zusammen
Bei seinem Sarg in treuer Todeswacht:
„Wo weilst Du Sachsen? Blick nicht stolz hernieder,
In England noch ruh'n Deines Sängers Glieder!"

Die Nordsee braust, und Wind und Welle fragen:
Lös't Deutschland nicht die eig'ne Ehre ein?
Herbei! Herbei, den Sarg emporzutragen,
Des deutschen Meisters heiliges Gebein!
Voran im Zuge klingen seine Lieder,
Und in der Heimath ruht der Meister wieder!

Julius Mosen.

* Nathanael Pipkin, eine humoristische Skizze.

Uebersetzt aus den „nachgelassenen Papieren des Pickwick-Clubs, von Charles Dickens.

Einst lebte in einer kleinen Landstadt, in beträchtlicher Entfernung von London, ein kleiner Mann, Namens Nathanael Pipkin, welcher Schulmeister der kleinen Stadt war, und in einem kleinen Hause in der kleinen Hochstraße wohnte, keine zehn Minuten Weges von der kleinen Kirche, Tag für Tag von 9 bis 4 Uhr beschäftigt, den kleinen Knaben ein klein wenig Gelehrsamkeit beizubringen. Nathanael Pipkin war ein harmloses, unschädliches, gutmüthiges Wesen, mit aufgeschweifter Nase und ziemlich eingeschweiften Beinen, Blinken in seinem Auge und Hinken in seinem Gange. Er vertheilte seine Zeit zwischen der Kirche und seiner Schule, aufrichtig glaubend, daß in aller Welt kein so geschickter

Mann als der Vikar, kein so imponirendes Gemach als die Sakristei und keine so wohlgeordnete Lehranstalt als die seinige existire. Einmal und nur Einmal in seinem Leben hatte Nathanael Pipkin einen Bischof gesehen, einen wirklichen Bischof, seine Arme in Aermeln von Battist und seinen Kopf in einer Perücke. Er hatte ihn gehen sehen, ja ihn reden hören, bei einer Confirmation, bei welcher feierlichen Gelegenheit Nathanael Pipkin dergestalt von Bewunderung und Ehrfurcht war überwältigt worden, daß er, als der vorbesagte Bischof die Hand auf sein Haupt legte, reinweg von Sinnen gekommen war und in den Armen des Kirchendieners hatte aus der Kirche getragen werden müssen.

Es ist ein großes Ereigniß, eine furchtbare Aera in Nathanael Pipkin's Leben, die einzige, die je eingetreten war, den sanften Lauf seiner ruhigen Existenz zu stören, als, da er eines schönen Nachmittags zufällig in einem Anfalle von Geisteszerstreuung, seine Augen von der Schiefertafel erhob, auf welcher er eben ein gewisses schweres Problem der zusammengesetzten Addition für einen straffälligen Jungen niederschrieb, dieselbe plötzlich auf das blühende Antlitz von Marie Lobbs, der einzigen Tochter des alten Lobbs, des großen Sattlers gegenüber, treffen mußten. Wohl hatten Mr. Pipkins Augen manchmal und oft zuvor, in der Kirche und anderswo, auf dem hübschen Gesichtchen Mariens geruht, aber Marie Lobbs Augen hatten nie so glänzend, Marie Lobbs Wangen hatten nie so rosig geschienen, als bei dieser besondern Gelegenheit. Kein Wunder denn, daß Nathanael Pipkin nicht im Stande war, seine Augen vom Angesichte der Ms. Lobbs abzuwenden; kein Wunder, daß Ms. Lobbs, als sie sich vor einem jungen Manne angestarrt fand, ihren Kopf von dem Fenster wegzog, aus welchem sie geschaut hatte, die Flügel schloß, und die Blende niederließ; kein Wunder, daß Nathanael Pipkin unmittelbar darauf über den jungen Lümmel herfiel, der sich vorher versündigt hatte, und ihn knüffte und schlug nach Herzenslust. Das war alles sehr natürlich, und nichts ist davon zu bewundern.

Doch zu bewundern ist, daß irgend jemand von Nathanael Pipkins bescheidener Gesinnung, ängstlichem Temperamente, und ganz besonders geringem Einkommen sollte von dem Tage an gewagt haben, Hand und Herz der einzigen Tochter des zornigen alten Lobbs zu begehren — des alten Lobbs, des großen Sattlers, der mit Einem Striche seiner Feder das ganze Dorf hätte kaufen können, ohne je die Auslage zu fühlen — des alten Lobbs, von dem es wohl bekannt war, daß er Haufen Geldes in der Bank der nächsten Marktstadt habe — von dem versichert wurde, daß er unberechenbare und unerschöpfliche Schätze habe, aufgehäuft in dem kleinen eisernen Schranke mit dem großen Schlüsselloche, über dem Kaminstücke im Hinterzimmer — und der (es war allbekannt) bei festlichen Gelegenheiten seinen Tisch mit einem ächt silbernen Theetopfe, Milchkännchen und Zuckerkorbe besetzte, wovon er im Stolze seines Herzens zu prahlen pflegte, diese Prachtgeräthe sollten das Eigenthum seiner Tochter sein, wenn sie einen Mann nach ihrem Sinne finden werde. Ich nenne es nochmals einen Gegenstand tiefen Erstaunens und Wunderns, daß Nathanael Pipkin sollte die Vermessenheit gehabt haben, seine Augen in diese Richtung zu werfen. Aber Liebe, weiß man, ist blind, und Nathanael hatte ein Blinken in seinem Auge, und vielleicht hinderten ihn diese beiden Umstände zusammengenommen, die Sache in ihrem rechten Lichte zu sehen.

Nun wenn der alte Lobbs die leiseste Ahnung, die entfernteste Idee von dem Stande der Neigung des Nathanael Pipkin gehabt hätte, er würde die Schulstube niedergerissen, oder ihren Meister vom Angesichte der Erde vertilgt, oder irgend eine andere Beschimpfung und Grausamkeit gleich wilder und gewaltthätiger Art begangen haben; denn er war ein fürchterlicher alter Geselle, wenn sein Stolz gekränkt, oder sein Blut in Aufruhr war. Ganze Züge von Flüchen wollten über den Weg rollen und rauschen, wenn er etwa die Trägheit seines dünnbeinigen Lehrjungen schalt, daß Nathanael Pipkin vor Schauder in seinen Schuhen bebte und schwankte, und das Haar seiner Schulkinder vor Schrecken zu Berge stand. —

Tag für Tag indessen, wenn die Schule aus war und die Knaben heimgelaufen waren, setzte sich Nathanael Pipkin ans Fenster, und warf, während er in einem Buche zu lesen schien, seitwärts Blicke über den Weg, welche die glänzenden Augen der Marie Lobbs suchten; und er hatte da nicht viele Tage gesessen, ehe die glänzenden Augen an einem oberen Fenster erschienen, dem Anscheine nach gleichfalls in Lesen vertieft. Welche Freude und Wonne für das Herz Nathanael Pipkin's! Es war schon etwas, ganze Stunden da zu sitzen, und auf ein so hübsches Gesicht zu sehen, wenn auch die Augen niedergeschlagen waren; aber, wenn Marie Lobbs anfing, ihre Augen von dem Buche zu er-

heben, und ihre Strahlen in die Richtung nach Nathanael Pipkin zu werfen, war sein Entzücken und seine Bewunderung vollends gränzenlos. Zuletzt eines Tages, als er wußte, daß der alte Lobbs aus war, hatte Nathanael die Verwegenheit, seine Hand zu küssen, und Marie Lobbs zuzuwerfen; und Marie Lobbs, anstatt das Fenster zuzumachen und die Blende niederzulassen, küßte hinwieder ihre Hand gegen ihn, und lächelte. Nun beschloß Nathanael Pipkin, er wolle, komme, was komme, ohne ferneren Verzug den Stand seiner Gefühle ihr enthüllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus London.

(Schluß.)

Die nächsten Erneuerungen finden sich im Innern der Stadt, wo das Alte entfernt, und Neues dafür aufgeführt wird. Es ist nicht der Beachtung werth, diesen Moment auf einzelne Gebäude anzuwenden, diese stechen in dem ungeheuern Ganzen zu wenig hervor; es sind ganze Straßen und Quartiere, von welchen hier die Rede sein kann. Waren es in den letzten Jahrzehnten die neuen Themsebrücken, welche, indem man ihnen auf beiden Seiten offene Avenuen oder Zugänge geben wollte, was auch allenthalben, mit Ausnahme der linken Seite der prächtigen Southwark-Eisenbrücke, geschehen ist, die Niederreißung von einem Heere kleinerer Straßen zur Aufführung großer und breiter Zugänge bedingten, so sind in neuester Zeit ganz ferne von den Brücken alte Straßen verschwunden und neue entstanden, aus dem einfachen Zwecke der Verschönerung und Vervielfältigung des Comforts und Commerces. So ist unter andern in allerneuester Zeit, ja fast seit einigen Monaten, mitten im Straßengewühl und Labyrinth der City, hinter dem Bankgebäude anfangend, die prächtige Moorgatestraße entstanden, in einem eigenthümlichen Styl angelegt. Diese Straße ist in bedeutender Länge, schnurgerade, weit über den Finsbury-Circus hinaus, der rechts liegen bleibt, in eine Art neues Square endend, die Regentstreet der City. Die Bauart ist sehr nobel und prächtig, die Häuser sind verworfen, jedoch, um nicht gar zu auffallend und abstechend zu werden, mit bräunlich-gelber Oelfarbe gedeckt. Die Straße kömmt sehr nahe der in Newcastle upon Tyne neu aufgeführten, mit dem prachtvollen Monument Earl Grey's gezierten Greystreet gleich; das ganze Ansehen mahnt in mancher Beziehung an die schönen Bauten des Continents, ohne deswegen aufzuhören englisch zu sein. Beide Häuserreihen, hinter welchen sich das Alte in höchst ungefälliger Form zeigt, wenn man Lust hat es zu suchen, sind so viel als vollendet, nur eine Stelle der linken Seite sieht der Vollendung noch entgegen. Es steht zu erwarten, daß der größte Theil der City in nicht langer Zeit sich auf diese Art regeneriren, und dann, was Schönheit betrifft, einen sehr gefährlichen Nebenbuhler mit dem fashionablen Westminster, resp. Mary le bone, bilden werde. Hatte schon die neue King Williamstreet, welche vom Ende von Cheapside nach der Londonbrücke führt, als das non plus ultra von Neuerung in der City gegolten, so kann dies noch viel mehr von der so eben genannten neuen Straße gesagt werden.

Welchen außerordentlichen Glanz London einst darbieten wird, ist kaum zu denken. Die neue Börse, zu deren Gunsten eine Masse schöner Gebäude niedergerissen werden muß, wird nicht wenig zu der erwähnten Pracht beitragen, wenn man je glücklich genug ist, nicht in den gewohnten Styl öffentlicher Bauten zu verfallen. Nach dem Plan zu urtheilen, wird dieß übrigens nicht der Fall sein. Das neue Parlamentshaus ist sodann der nächste Punkt des neuen Londons. Dies Riesengebäude (ein solches ist nach der Ausdehnung des gelegten Fundaments zu erwarten) wird der Flußansicht einen eigenthümlichen Reiz geben. Die Hauptsache beider nächsten Ufer von Londonbridge bis zu Vauxhallbridge sind die Wharfs oder Fabriken; wenig öffentliche Bauten ziehen das Auge auf sich, mit Ausnahme einiger Terraces und des Sommersethouse, während die ganze Ansicht durch die andern überragenden Gebäude, namentlich der Pauls- und Westminsterkirche und des italienischen Opernhauses, des Hungerfordmarket auf der linken und des alten Lambethpalastes auf der rechten Seite, ferner mit den prachtvollen Brücken und dem belebten Strome eine unvergleichlich prächtige und außerordentlich malerische genannt werden muß. Dies Bild wird aber in hohem Grade durch das Parlamentshaus gewinnen, dessen Fronte auf den Fluß gehen wird, und nicht nach der Westminsterabtei, indem man die vorstehende Westminsterhalle nicht opfern wollte und konnte. Schon diese Ansicht wird für eine Reise nach der Weltstadt entschädigen. Es steht nach dem Ausbau des Parlamentshauses oder noch während desselben zu erwarten, daß sich weitere Neubauten gegen die Vauxhallbrücke zu, wo es an Raum nicht gebricht, anschließen werden; zugleich wartet auch eine un-

geheure, unangebaute Strecke zwischen Belgrave-Terrace und der Vaurhallbrücke und gegen Chelsea zu, einen Raum, der eine der größten Städte des Continents fassen könnte, auf Häuser, welche nicht fehlen werden, sobald ein würdiger Anfangspunkt gegeben ist. Ein solcher war für Belgravesquare und die fashionable Neuwelt in London der Buckinghampalast, welcher statt des eigentlichen königlichen St. Jamespalastes, wahrscheinlich wegen der außerordentlichen Unansehnlichkeit des letztern, zur königlichen Residenz geworden ist. Der Adel wollte sich an die Residenz des Regenten schließen. Da nun das Parlamentshaus, die eigentliche Residenz des factischen, englischen Königthums, des Parlaments, einer Masse Pairs und Deputirten (lords and commons) in einer Einheit genommen ist, so läßt sich hoffen, daß die Analogie in Nachbildung einer neuen Stadt um diesen Volksthumresidenzplatz nicht ausbleiben werde. Dann wird das eigentliche London, auch bei heitersiem Wetter von irgend einem Punkte aus gesehen, eine unübersehbare Häuserlandschaft bilden.

Napoleon auf St. Helena.

(Schluß.)

Napoleon war damals 47 Jahre alt; nur in sehr wenigen Portraits habe ich den Eindruck wiedergefunden, den er auf mich machte. Nur das Portrait von David hat mir die Züge des Kaisers ins Gedächtniß zurückgerufen. Sein Wuchs war gewöhnlich, eher klein als groß. Seine Brust war breit, der Obertheil des Körpers etwas lang, so daß er zu Pferde größer erschien, als er wirklich war. Sein Hals war kurz. Seine Hand und sein Fuß würden einer Frau nicht zur Unzierde gereicht haben. Seine Haut war weiß und sammetartig, sein Kopf sehr stark. Seine Haare von kastanienbrauner Farbe waren fein wie Seide und standen ziemlich dünn, besonders auf dem Scheitel. Etwa anderthalb Zoll über der Stirn hatte er gar keine mehr; ein graues Haar habe ich nie bemerkt. Seine Gesichtszüge zeichneten sich durch eine wahrhaft antike Regelmäßigkeit aus. Seine Stirn war hochgewölbt und breit. Während seines Lebens war der Adlerblick des Kaisers in Frankreich sprüchwörtlich. Im gewöhnlichen Leben machten seine Physiognomie, sein Auge, das Zusammenziehen der Lippen, die Haltung des Kopfes den Eindruck der Offenheit und Natürlichkeit. Alle seine Glieder waren von der größten Beweglichkeit, die aber immer in Bezug zu dem Gedanken stand, der ihn beschäftigte. Wenn er zornig erscheinen wollte, so hatte sein ganzes Äußere den Anschein der höchsten Aufregung; war er freundlich gestimmt, so nahm seine Physiognomie und sein Lächeln einen unbeschreiblich einschmeichelnden Charakter an. Wollte er seine Empfindungen verbergen, so erschien er stumm und unzugänglich. Sein Puls schlug mit der größten Regelmäßigkeit. Der Doctor O'Meara hat ihn oft befühlt und fand fast immer weniger als 60 Schläge. Er sagte einst meinem Vater, daß er nach Belieben schlafen könne; wenn er das Bedürfniß der Ruhe empfinde, so hemme er die Thätigkeit seiner physischen und moralischen Kräfte. Eben so hatte er die seltene Gabe, zu einer bestimmten Stunde aufzuwachen. Herr von Menneval, Secretair des Kaisers, hat mir dies oft versichert. Er erzählte mir: „In Paris oder St. Cloud traf es sich häufig, daß ich dem Kaiser ein Papier zur Unterzeichnung vorlegte. „„Jetzt werde ich es nicht unterzeichnen; finden sie sich aber diese Nacht um ein Uhr oder um vier Uhr ein; dann wollen wir arbeiten.““ — Ich ließ mich dann vor ein Uhr wecken. Da ich vor der Thür seines Vorzimmers vorübergehen mußte, so trat ich ein, um zu fragen, ob er schon erwacht sei; man antwortete mir immer: er hat Constant geschellt, und gleich darauf erschien er auch im Schlafrocke und den Kopf mit einem Tuche umwunden.“

Im gewöhnlichen Leben war der Kaiser einfach, natürlich und offen; er schien seine Überlegenheit nicht zu kennen; er imponirte aber, ohne es zu wissen. Seine frohe Laune hatte immer den Anstrich des Wohlwollens, und wenn sie sich in Bewegungen äußerte, so geschah das immer mit einer gewissen Anmuth und Feinheit; doch kniff er gern diejenigen, mit denen er sich unterhielt, in die Ohren. Im allgemeinen liebte er die Unterhaltung; seine Worte waren inhaltsvoll und geistreich, die Ausdrücke aber immer einfach. Das Pittoreske des Ausdrucks und der Reichthum der Bilder hielten der Strenge der Logik und des Raisonnements die Wage. In manchen Augenblicken kam nichts der Fülle seiner Ideen gleich; sie sprudelten in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit aus ihm hervor. Er schien durchaus Herr seiner geistigen Kräfte zu sein; er spannte sie an oder brachte sie zur Ruhe, wie es ihm beliebte. Er ging plötzlich von einem Gegenstande zum anderen, wie verschiedener Natur sie auch sein mochten, z. B. von der Mathematik zur Literatur, und jedem gab er sich mit ganzer Seele hin. Sein

Gedächtniß war ungeheuer, und man mochte glauben, daß er nichts vergessen, was er einmal gelesen. Eines Tages, als er allein in seinem Zimmer gespeist hatte, kam er zu uns, setzte sich an unseren Tisch und fragte uns nach dem Gegenstande unserer Unterhaltung. Es wurde ihm gesagt, daß wir von der Entdeckung des Glases und seinem Gebrauche bei den Alten gesprochen hatten, und daß diese und jene Ansicht aufgestellt worden sei. „Sie irren sich," sagte er und gab uns einen ins Einzelne eingehenden Abriß der Geschichte des Glases. „Übrigens," setzte er hinzu, „muß das in der englischen Encyklopädie stehen, die wir kürzlich erhalten haben." Ich holte den Band und las den Artikel. Alle seine Anführungen waren richtig, und als wir ihm unser Erstaunen bezeugten, sagte er, er habe das gelesen, als er noch Artillerie-Lieutenant gewesen.

Alles wies in ihm auf einen sehr ausgebildeten Sinn für Ordnung hin. Er sagte oft: „Ich bin ein Gewohnheitsthier." Aus dieser Neigung erklärte er es, daß er so lange Personen um sich behalten, die ihrer hohen Stellung durchaus nicht gewachsen waren. Er war sehr methodisch. Das zeigte sich in der Art, wie er das Papier zur Arbeit ordnete und wie er die Verbesserungen machte. Seine Finger waren nicht recht gelenkig. Die Gabe, einen großen Plan zu fassen und ihn im Einzelnen durchzuführen, schien bei ihm in gleichem Maße vorhanden zu sein. Wenn er ein Werk beurtheilte, so betrachtete er es zuerst in seiner Einheit; dann ging er zu den Einzelheiten über. Wenn er anfing zu diktiren, so war es ersichtlich, daß der Plan schon in seinem Geiste feststand; später schritt er zur Ausführung. Ich glaube, daß er von Natur freigebig war; dennoch sah ich oft, wie die Reflexion seinen ersten Entschluß aufhob oder änderte.

Tiedge.

Von Tiedge's Tode und Bestattung enthalten die Zeitungen bereits umständliche Nachrichten. Nur über die letzten Lebensjahre des heitern Greises möge noch Einiges hier Platz finden. Er gehörte zu den wenigen Menschen, bei denen man zweifelhaft werden möchte, ob die Natur nicht vielleicht gar mit ihnen eine Ausnahme von ihrem allgemeinen Sterblichkeitsgesetze machen wolle. Seit einer langen Reihe von Jahren schon nahmen die ihm näher Stehenden, kleine vorübergehende Unpäßlichkeiten abgerechnet, durchaus keine Veränderung weder an seiner frohen Laune, noch an seinem Äußern wahr. Im neunundachtzigsten Jahre glich er, zumal im Cirkel ihm wohlbekannter, freundlicher Gesichter, höchstens einem angehenden Sechziger. Sein frisches, theilnahmvolles Auge, seine muntere Gesichtsfarbe, das unverkennbare Wohlwollen in seiner Rede, sein lebendiges Interesse fast an allen Gesprächsgegenständen würden ihn auch solchen werth gemacht haben, die nicht gewußt hätten, daß er der berühmte Dichter der Urania war. Seine ihm schon seit Jahren in die Ewigkeit vorausgegangene würdige Freundin, Elise, Gräfin von der Recke, hatte dafür gesorgt, daß ihr Tod gar keine Veränderung in seiner Umgebung und allen äußern Lebensverhältnissen hervorbringen konnte. In der wohleingerichteten, raumvollen Wohnung, welche sie mehrere Jahrzehnte gemeinschaftlich benutzt hatten, mußte zufolge ihrer Anordnung, nachdem sie daraus verschwunden war, jedes Geräth an seinem Platze bleiben, wie es bei ihrem Leben gestanden. Reichte auch ihr Wille nicht dazu hin, dem sie überlebenden greisen Dichter gerade seine liebste Lebensgewohnheit, ihren Umgang zu erhalten, so sollte er doch keiner der übrigen durch ihren Tod beraubt werden. Und so erhielten sich wirklich alle häuslichen Einrichtungen und die gesellschaftlichen Zusammenkünfte und Feste in ihrer Wohnung gerade so wie damals, als sie dem Hause selbst vorgestanden hatte. Es war sogar, als ob dieses Geschäft noch in ihren Händen, und sie nur unsichtbar geworden sei.

Die fast unerschütterliche Gesundheit Tiedge's bis in ein so ungewöhnlich hohes Alter mußte um so größere Verwunderung erregen, da er, bei aller Kraft und Vollkommenheit des übrigen Körpers, doch bereits seit einer langen Reihe von Jahren an einem sehr mangelhaften Pedale litt, wodurch er beinahe auf alle der menschlichen Gesundheit doch so förderliche Bewegung mit Hülfe der eigenen Füße Verzicht leisten mußte. Seine kleinen Ausflüge aus der Wohnung pflegten daher zu Wagen zu geschehen. Auch bediente er sich zuweilen im Sommer einer durch einen Diener fortgeschobenen Roulette, um am Elbufer hin nach einem ungefähr eine Viertelstunde von seiner Behausung entfernten Garten, der Schiffmühle, zu gelangen, wo gewöhnlich weibliche Gesellschaft seiner schon harrte. Wie überhaupt das weibliche Element in seinem ganzen Wesen vorzuherrschen schien, so fühlte er sich in den Kreis gebil-

deter Frauen offenbar hingezogen. Kein Wunder daher, daß diese, in dankbarer Verehrung der ihnen von dem ausgezeichneten Manne zugestandenen Vorzüge, eine freiwillige Ehrengarde um seine Person zu Hause, wie in andern geselligen Kreisen zu bilden pflegten, die ihm auch das Geleit an seine Ruhestätte gab und den entseelten Leichnam dort mit Blumenglanz überströmte.

---

* Locales.

(Eingesandt.)

Die Weißbrot-Bäcker haben die Aussicht, daß sie in Kurzem die Erlaubniß erhalten werden, das Brot nicht allein an ihre Kunden zu schicken, sondern auch damit hausiren gehen zu dürfen, wie es in andern Städten gebräuchlich ist. Diese Erlaubniß ist für sie von großem Nutzen, indem sie dann wohnen können, wo die Häuser am wohlfeilsten sind; wodurch sie jährlich ein bedeutendes an Miethe ersparen, die sie zurücklegen oder das Brot größer backen können. Zugleich bietet diese Erlaubniß, dem Publikum eine Erleichterung dar, daher ist zu wünschen, daß sie bald ins Leben treten möge.

---

* Gedankenspähne nicht Vorschläge.

(Eingesandt.)

Bremens junge Mannschaft wird jetzt in die Listen getragen, um demnächst unserm Contingent als Ersatzmannschaft und Reserve zu dienen. Wie wäre es, wenn man, wie früher, ein viertes Bataillon davon formirte, und wenn es nöthig wäre, die zum Dienst erforderliche Mannschaft — wenn sich nicht Freiwillige genug meldeten — durchs Loos bestimmte, jedoch auf diese Weise: z. E. es sollte ein Lustlager bezogen werden oder Krieg entstehen, so würde, wenn die im wirklichen Dienste sich befindende Mannschaft nicht ausreichte, das Loos geworfen, jedoch nur für die Lager- oder Kriegszeit gültig. Das heißt: wenn die Lagerzeit vorüber ist, hat das Loos sein Ende erreicht, so daß jederzeit eine neue Loosung geschähe, wenn man Ergänzung fürs Lager oder einen Krieg bedürfe. Auf diese Art wären die jungen Krieger durch das Loos nicht ihre ganze Dienstzeit gebunden.

1813, 14 und 15 beeiferten sich die Bremer, die erlangte Freiheit und Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten. Sie erhielten selbst von Monarchen Dank dafür. Gegenwärtig wo es gilt, die Freiheit zu wahren, treten Einige auf Unruhen zu erregen, rufen: Es lebe die Freiheit! und suchen solche durch ihr Benehmen zu untergraben. In dem Augenblick, da sie diesen Ausruf ertönen lassen, werfen sie Steine nach dem Militair, treiben Unfug, und handeln so als diejenigen, die sich selbst eine Ruthe binden.

Warum sie Unfug treiben, läßt sich schwer erklären; denn daß sie unser Bundescontingent nicht ergänzen wollen, kann die Ursache nicht sein. Man sagt: Sie wären der Meinung, wenn die Loosung geschehen sei, könnten die Reichen Stellvertreter für sich kaufen, dieses sei Unrecht. Es ist sichtbar, daß eine solche Meinung auf falschen Gründen ruhet. Seit Anbeginn sind Reiche und Arme in der Welt gewesen und den Reichen haben die Armen stets ausgeholfen, so ist es auch noch jetzt. Wer sich einen Stellvertreter kaufen kann, mag es immerhin thun. Derjenige, der in Reihe und Glied steht, hat davon keinen Nachtheil, daß statt eines Reichen ein Stellvertreter bei ihm steht. Hingegen der Stellvertreter hat Vortheil, weil er Geld verdient. Ein Reicher soll keinen Stellvertreter für sich stellen, wer dieses will, kann mit gleichem Recht verlangen, der Reiche solle nicht besser essen und trinken als er, in keinem Wagen fahren, sich keiner Post bedienen, weil er als Armer zu Fuß gehen müsse, keine bessere Kleidung tragen, selbst arbeiten, die Cigarren selbst drehen u. s. w. Ein Verständiger sieht ein, daß dieses Unsinn wäre. Es ist wohl gewiß, daß derjenige, welcher nicht will, daß Stellvertreter gestellet werden, sich doch demjenigen, der einen Stellvertreter angenommen hätte, zur Arbeit anbieten würde, falls er Arbeiter, sei es Cigarren zu machen, oder sonstige Dinge zu verrichten, verlangte. Er würde nicht sagen: Ich bin so gut wie du, verrichte deine Arbeit selbst.

Sind Arme und Reiche in einem Dienste, alsdann versteht es sich von selbst, daß beide auf gleiche Weise behandelt werden müssen.

Miscellaneen.

(Eisenbahnen am Oberrhein.) Mit der Straßburg-Basler Eisenbahn geht es rasch vorwärts; bis zum 1. Mai sind drei Fünftel vollendet und die übrigen beiden Fünftel sollen noch in diesem Jahr fahrbar gemacht werden. Dagegen ist die Eisenbahn auf dem linken Rheinufer in's Stocken gerathen, bis jetzt ist nur die kleine Strecke von Mannheim bis Heidelberg vollendet.

Die Taunus-Eisenbahnactien stehen 360 Fl. und darüber. Bald wird die Bahn 10% für die Actionäre abwerfen. — Noch im April wird die baier'sche (Hofer-) Nordbahn im Bau begonnen.

(Eine Eisenbahn in London.) Eine der merkwürdigsten Eisenbahnen in England ist die zwischen London und Blackwall, eine Eisenbahn von einem Theile London's zum andern, ihrer ganzen Länge nach unter Häusern und Straßen hinlaufend, und zwar auf einem 24 F. breiten, meist 30 F. hohen Bogenbau. Sie wird indeß nicht mit Dampfwagen befahren, weil dies der Feuersgefahr wegen nicht thunlich ist. An jedem Ende steht eine kräftige Dampfmaschine und jede dreht eine große Tonne, an welcher sich ein sechs (engl.) Meilen langes Seil befindet. Die Wagen sind so geordnet, daß die, welche zuerst anhalten sollen, die letzten sind, so daß sie von dem Zuge abgetrennt werden können, ohne daß dieser anzuhalten braucht. Auf ein durch den electrischen Telegraphen gegebenes Zeichen beginnt die entgegengesetzte Dampfmaschine zu arbeiten, das Seil aufzuwinden und so den Wagenzug heran zu ziehen. Jede Viertelstunde geht ein Zug von einem Endpunkte zum andern und zwischen denselben befinden sich fünf Stationen. In den ersten 81 Tagen wurden 570,000 Passagiere befördert und es gewährt einen höchst seltsamen Anblick, eine lange Wagenreihe geräuschlos, scheinbar von selbst, pfeilschnell oben an und über den Häusern London's hinfliegen zu sehen.

(Neue Locomotiven.) Die neuesten Locomotiven von Devidder erfunden, legen auf den belgischen Eisenbahnen die deutsche Meile in 6½ Minute, sage sechs und einer halben Minute zurück. Die Geleise dieser Locomotiven sind ganz nahe an einander, nur 1 Meter entfernt, die Achsen und die Schienen viel leichter und ebenso die Räder. Auch an Brennmaterial soll erspart werden. Bekanntlich sind die Eisenbahnen in Belgien am meisten verbreitet. Das Alles wird aber übertroffen, wenn die Erfindung unsers Landsmannes Wagner, statt des Dampfes durch Elektromagnetismus zu treiben, sich bewährt.

(Dampfschifffahrt nach Prag.) Vom 15. Mai an geht ein eisernes Dampfboot von Prag nach Dresden. Die Fahrt abwärts wird circa einen Tag dauern.

(Neue Art Flinten.) Ein Mechanicus Dreise zu Erfurt hat eine Flinte erfunden, die in der Sicherheit und Triebkraft alles bisherige Schießgewehr übertreffen soll. Dies Gewehr soll auf 600 Schritt sicher und vollkräftig tragen; es werden jetzt Versuche damit gemacht, die bisher jede Erwartung übertrafen.

(Prellerei in der Schweiz.) Ein Engländer beklagt sich in einem Blatte bitter darüber, daß ein Gastwirth in der Schweiz ihm für eine Tasse Thee nicht weniger als vier Schillinge, also 2 fl. 24 kr. abgenommen habe! Ob deutsche und französische Reisende, welche „das Land der Einfachheit und Biederkeit" besuchen, auch so viel bezahlen müssen?

(Hohes Alter.) Auf der Fürstlich Alois Liechtenstein'schen Herrschaft Aussee, in Neuschloß, nächst Littau, leben drei Menschen, Mann, Weib und der letzteren Schwester, welche zusammen ein Lebensalter von 258 Jahren haben.

(Der Brunnen von Grenelle) wechselt in seinem Wasser noch ungemein: am 13. war das Wasser fast so klar wie Seinewasser, am Tage zuvor war es so schmutzig wie aus Kloaken gewesen.

(Die Höhle bei Michelstown.) In einer geringen Entfernung von Michelstown in der irländischen Grafschaft Tipperary ist vor einiger Zeit eine Reihe ungeheurer Grotten entdeckt worden, die von glänzenden Stalaktiten gestützt werden. Einer dieser Steinsäle hat 250 Säulen, die dem Krystalle ähnlich sind; in einem andern fließt ein Bach in einem krystallähnlichen Bette und verschwindet im Hintergrunde. Auch befindet sich daselbst ein durchsichtiger Altar mit vier großen Candelabern. Zwei neuere Reisende, die diese bisher nur dem Landvolke zugänglichen Grotten besuchten, machen eine zauberhafte Schilderung von diesem unterirdischen Aufenthalte, in dem eine Grabesstille herrscht, die nur von dem klingenden Falle der niedertröpfelnden Wasser und dem heisern Gekrächze scheuer Nachtvögel unterbrochen wird.

(Themse-Tunnel.) In einer neulichen Versammlung der Actionäre des Themse-Tunnels wurde diesen von dem Directorium des Baues angezeigt, daß derselbe um Michaelis dieses Jahres dem Publikum eröffnet werden solle.

(Dresdener Theater.) Das Gedränge zu den Vorstellungen im neuen Schauspielhause ist fortwährend so groß, daß die schon früh um 9 Uhr geöffnete Casse immer noch durch Militär geschützt werden muß, um nicht gestürmt zu werden. Je mehr zum Anblicke seines Innern gelangen, desto allgemeiner ist das Urtheil, daß das Haus seines Gleichen jetzt nirgends haben möchte. Dieses Urtheil bestätigt auch der Erbprinz von Koburg, welcher doch, bei seinem vorjährigen Aufenthalte in London, Paris, Lissabon und Italien, Theater ersten Ranges sah, so wie Mad. Schröder-Devrient, welche in ihrem Leben auf der Bühne viele, vielleicht alle bedeutende Bühnentempel Deutschlands und des nächsten Auslandes kennen lernte. Größere Theater, sagt sie, giebt es, prachtvoller verzierte aber nicht. Was Wunder, daß Fremde, besonders Leipziger, in großer Anzahl herbeiströmen, sich selbst von den ihnen zukommenden Gerüchten zu überzeugen, das schöne Bauwerk selbst zu schauen.

(Marschner) wird an die Stelle Spontini's kommen, und so den gordischen Knoten der Berliner Oper lösen.

(Kölner Musikfest.) Das Musikfest an den Pfingsttagen wird großartig werden; die Barth-Haffelt aus Wien und die Pirscher aus Darmstadt haben ihre Mitwirkung zugesagt; mit Tichatscheck aus Dresden und Schmetzer aus Braunschweig steht man noch in Unterhandlung. Auch Pischeck aus Frankfurt wird kommen. Das Chorpersonal wird wohl 500 Stimmen zählen. Sing- und Orchesterproben haben bereits unter Conradin Kreutzer's Leitung begonnen, der nach beendigtem Musikfeste eine Reise durch Belgien, Frankreich und die Schweiz machen wird. Von diesem vortrefflichen Tondichter, dessen Nachtlager von Granada immer mehr Anklang im Publikum findet, ist eine neue Oper zu erwarten: das Armband. Der Entwurf ist bereits zu Papier gebracht, nach der Rückkehr von seiner Reise will er sie in Partitur setzen.

(Ein türkischer Virtuose.) Kürzlich hatte man in Paris eine Merkwürdigkeit in der Kunst, einen reisenden türkischen Virtuosen, welcher in einem Concert türkische Musikstücke auf türkischen Instrumenten vortrug. Als er zuletzt eine Art ungeheurer Bratsche spielte und dazu sang, kannte die Heiterkeit des Publicums keine Grenzen mehr, und einige Damen wurden vor Lachen ohnmächtig.

(Concerte am Hofe Karls X.) Karl X. war nicht im geringsten musikalisch. Eines Sonntags ließ der Chef des Orchesters der königl. Capelle Abends eine der schönsten Symphonien Beethovens spielen. Nach dem ersten Theile gähnten bereits die sämmtlichen höchsten und hohen Anwesenden. Der zweite Theil belebte sie wieder ein wenig, bei dem Adagio aber nickten mehrere Herren und Damen ein, der König sprach mit einem seiner Begleiter von der Jagd und die Damen unterhielten sich von dem letzten Balle. Der Chef des Orchesters bemerkte dies und nahm den letzten Theil so ungeheuer schnell, daß die Musiker der Bewegung nicht folgen konnten, und um mehrere Tacte auseinander waren, so daß eine wahre Katzenmusik entstand. Von den hohen Anwesenden bemerkte es Niemand. Im nächsten Carneval erhielt der Director den Befehl, in St. Cloud durch Musik den Hof zu erheitern. Er gab seinen Leuten Kinderinstrumente, 20 kleine Geigen, sechs Pfeifen, zehn blecherne Trompetchen, acht Brummeisen, vier Schnurren, einige kleine Halbmonde, zwei Trommeln ꝛc. Nach drei Proben waren die Musiker hinreichend eingeübt. Der Hof wunderte sich sehr, als man die Musiker mit solchen Instrumenten erscheinen sah. Das Orchester begann die Ouverture, und es läßt sich unmöglich eine Idee von den Tönen geben, welche diese 75 kreischenden, pfeifenden, quiekenden, piependen Instrumente in dem Saale verbreiteten. Ein allgemeines Gelächter brach los, das nicht wieder enden wollte; man war lange nicht so heiter in St. Cloud gewesen. Nur ein Mann, der in der Ecke des Saales stand, verzog das Gesicht fortwährend, trippelte hin und her, schien die größte Pein zu empfinden, sagte aber kein Wort; man sah es ihm an, daß er lieber davon gelaufen wäre. Es war Cherubini, der Director des Conservatoriums. Er litt gewiß Höllenqualen bei dieser Profanation. Alle andern Anwesenden dagegen, selbst die königl. Familie, lachten, daß sie sich die Seiten halten mußten, und als das Stück zu Ende war, wurde das Orchester mit Beifallsruf überschüttet. Die Anecdote ist historisch.

(Man schreibt aus Frankfurt a. M.:) Bei Gelegenheit der Aufführung von Gluck's „Iphigenia" ergriff einen auf der Gallerie stehenden Wachtposten ein so hoher Grad von Irrsinn, daß er das Gewehr fortwarf und sich kopfüber in's Parterre stürzen wollte. Ein Paar gewaltige Arme hielten ihn davon zurück. Beim Verhör sagte er aus, daß der Gesang der Priester so auf sein Gemüth gewirkt hätte, daß er seinem Leben durch einen Sprung ein Ende machen wollte.

(Der Tenorist Mantius.) Man schreibt aus Hamburg: Herr Mantius erndtet hieselbst Triumphe und einen Beifall, so ausgezeichnet, wie er ihn wirklich verdient. Man braucht durchaus keine Musikkenntnisse zu haben, um von der Stimme eines Mantius hingerissen zu werden und um in ihrem Wohllaut zu schwelgen, um sich auf diesen Tonwellen zu wiegen, die allerdings nicht wild umherbrausen, aber sich einschmeichelnd in unsere Ohren und Seelen legen. Was wir an Mantius besonders bewundern und nicht genug rühmen können, ist, daß er bei aller Kunst natürlich geblieben ist, daß er in keiner angelernten Manier aufging, daß er Natur zur Kunst und die Kunst zur Natur potenzirt hat.

(Kunstausstellung in Hamburg.) Die am 20. April eröffnete Kunstausstellung in Hamburg zeichnet sich vor allen andern deutschen Kunstausstellungen durch ihren Reichthum an Gemälden aus der niederländischen Schule aus; die Niederländer pflegen ihre Gemälde sonst eben nicht durch die Welt, von einer Kunstausstellung auf die andere zu schicken, aber Hamburg, ihnen im Handel so nahe, scheint jetzt auch in Sachen der Kunst von ihnen freundlich begünstigt zu werden. Die Kunstausstellung in Hannover ist gleichfalls sehr glänzend ausgefallen. Wann wird unser Bremen solchem Beispiel folgen?

(In einer süddeutschen Stadt) wurde vor Kurzem Mehuls Oper „Joseph in Aegypten" gegeben. Der Tenorist, ein junger, düsterer Mann, als er die bekannte Arie „Jüngling war ich noch an Jahren" anstimmen sollte, brach plötzlich in die Worte „Ich bin der Schneider Kakadu" aus. Das Publikum lachte — aber der junge Mensch war wahnsinnig geworden.

(Dramatische Poesie.) Ein bisher noch wenig bekannter Dichter, J. L. Klein, ist mit einer Tragödie „Maria von Medici" (Berlin bei Klemann) hervorgetreten, welche unter die bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie gehört und allen Gebildeten als eine anregende und geistnährende Lectüre empfohlen zu werden verdient.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste und das Register zu 1840.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 36.

Bremen, Donnerstag den 6. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 405. Den 1. Mai. Des Schuhmachers Joachim Christian Gasschitz Ehefr., geb. Holtzapfel, 78 Jahr; Bleicherstraße Nro. 10.

— 406. Den 2. — Des Arb. Herm. Heinr. Rolfing Tochter (todtgeb.) hinterm Heerdenthorswall Nro. 54.

— 407. Den 3. Mai. Der Sattlergesell Daniel Heinr. Nicolaus Schütte, 23 Jahr; Spitzenkiel.

— 408. Den 3. — Des Cigarrenmachers Gottlieb Könecke Sohn, 8 Monat; Stangenhof.

— 409. Den 3. — Des Jacob Klatte Tochter, 6 Jahr; Gröplingerstraße Nro. 15.

Nro. 410. Den 3. — Der Schneidermeister Georg Franz Goebeler, 51 Jahr; kl. Krankenstraße N. 2.

— 411. Den 3. — Des verstorb. Hinrich Lindemann Wittwe, geb. Willenbrock, 78 Jahr; Armenhaus.

— 412. Den 4. Des Schneidermeisters Friedr. Bantelmann Tochter, 2¾ Jahr; Grützmacherstraße Nro. 24.

— 413. Den 4. — Des Lohgerbers Johannes Achelis Sohn (todtgeb.); hinterm Stephanikirchhof Nro. 22.

Geburten:

Nro. 543. Den 30. April. Des Galanteriehändlers Joh. Herm. Kühl Ehefr., geb. Linge, Pelzerstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 544. Den 30. — Des Arb. Joh. Hinr. Conr. Debbe Ehefr., geb. Junker, Marterburg Nr. 27; von einem Mädchen.

— 545. Den 1. Mai. Des Küpergesellen Jost Hinr. Tiemann Ehefr., geb. Kohlweih, auf dem Häfen; von einem Mädchen.

— 546 u. 547. Den 1. — Des Arb. Diedr. Hinr. Steffens Ehefr., geb. Pols, Barkhof N. 5; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 548. Den 1. — Des Kaufmanns Franz Friedrich Julius Löwenström Ehefr., geb. Dieseldorff, Obernstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 549. Den 2. — Des Kohlhökers Conr. Block Ehef., geb. Engelberts, im Sack Nro. 6; von einem Mädchen.

Nro. 550. Den 2. — Des Arb. Herm. Heinr. Rolfing Ehefr., geb. Engelken, hinterm Heerdenthorswall Nro. 54; von einem todten Mädchen.

— 551. Den 2. — Des Kistenmachers Heinr. Köhlenbeck Ehefr., geb. Seebade, Süderstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 552. Den 2. — Des Maurers Joh. Alb. Röper Ehef., geb. Schürmann, Punkendeich N. 3; von einem Mädchen.

— 553. Den 3. — Des Tischlermeisters Aug. Simon Meyer Ehefr., geb. Brüggemann, Molkenstraße Nr. 36; von einem Knaben.

— 534. Den 4. — Des Lohgerbers Johannes Achelis Ehefr., geb. Hieronymi, hinterm Stephanikirchhof Nro. 22; von einem todten Knaben.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen

der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 36.

Bremen, Donnerstag den 6. Mai 1841.

Geboren:

Am 1. Mai, des Schuhmachers Joachim Christian Gottlieb Ehlert, geb. Holzapfel, 28 Jahr; Wallstraße Nro. 10.

Am 2. — Des Wirth. Herrn. Heinr. Wolfing Tochter (todtgeb.) hinterm Herrenthore, wall Nro. 81.

Am 3. Mai. Der Cantorgehilf Daniel Heinr. Nicolaus Schulte, 29 Jahr; Spitalstraße.

Am 3. — Des Gipsermeisters Gottlieb Rhode Sohn, 8 Monat; Steingraben.

Am 3. — Des Jacob Klaus Tochter, 6 Jahr; Großlingerstraße Nro. 15.

Gestorben:

Nro. 410. Am 3. — Der Schneidermeister Georg Heinr. Goebeler, 51 Jahr; 11 Neustadtstraße N. 2.

— 411. Am 3. — Des verstorb. Heinrich Timmermann Wittwe, geb. Wilkenrod, 78 Jahr; Nro. murshaus.

— 412. Am 4. Des Schuhmachermeisters Heinr. Hermann Tochter, 24 Jahr; Großwallstraße Nro. 24.

— 413. Am 4. — Des verstorb. Johannes Michels Sohn (todtgeb.); hinterm Steinthorthurm bei Nro. 22.

Getraut:

Am 30. April. Des Galanteriehändlers Joh. Herm. Rühl Ehefr., geb. Finke, Heiter, Straße Nro. 21; von einem Manden.

Am 30. — Des Wirth. Joh. Chr. Conr. Tebbe Ehefr., geb. Junker, Wartenburg Nr. 27; von einem Mädchen.

Am 1. Mai. Des Zuhörergehilfen Joh. Heinr. Ziemann Ehefr., geb. Rehtmeier, auf dem Hulen; von einem Mädchen.

— 417. Am 1. — Des Wirth. Tiedtr. Heinr. Ehrenfeld Ehefr., geb. Thole, Martfeld Nr. 3; von Hemelingen, einem Manden und einem Mädchen.

Am 1. — Des Kaufmanns Franz Friedrich Julius Löwenström Ehefr., geb. Liebelt, hoch, Obernstraße Nro. 6; von einem Mädchen.

Am 2. — Des Rohlhökers Conr. Wind Ehel., geb. Engelbertz, im End Nro. 6; von einem Mädchen.

Nro. 550. Am 2. — Des Wirth. Herm. Heinr. Wolfing Ehefr., geb. Engelken, hinterm Herdenthorthurm Nro. 34; von einem todten Mädchen.

— 551. Am 2. — Des Zigarrenmachers Heinr. Wilhelm Conrad Ehefr., geb. Cordsen, Schwiegstraße Nro. 9; von einem Manden.

— 552. Am 2. — Des Maurers Joh. Nic. Meyers Ehel., geb. Cornelsmann, Hundsmühle N. 3; von einem Mädchen.

— 553. Am 3. — Des Zinkdeckermeisters Aug. Simon Meyers Ehefr., geb. Bruggemann, Wallstraße Nr. 26; von einem Manden.

— 554. Am 4. — Des verstorb. Johannes Michels Ehefr., geb. Hermann, hinterm Steinthorthurm Nro. 22; von einem todten Manden.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 37.

Bremen, Sonntag den 9. Mai 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 9. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. prim. Passavant.
1 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Trevisanus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Cand. Vietor.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanssengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Dreisilbige Charade.

Erste Sylbe.

Ein ausgeschmückter Sitz mit reichen Stoffen
Ein Altar, ird'scher Größe aufgebaut,
Ein Wunderding, zu dem so Viele hoffen,
Dem gläubig manches wunde Herz vertraut,
Dies Alles sollt ihr stets in mir erblicken,
Dann liegt euch meines Wortes Lösung nah,
Die Menschheit wünscht' ich dauernd zu beglücken,
Beglückt war ich, wenn ich beglückt sie sah.

Die beiden letzten Sylben.

Wir sind ein wundersam Geschenk von oben,
Man staunt oft über unsre Flüssigkeit,
Doch will man das Talent nicht immer loben,
Ergießet sich das Bächlein gar zu breit.
Wir haben viele Thränen fließen machen,
Wir haben edle Herzen oft gerührt,
Wir regten manchmal auf zu frohem Lachen,
Wir haben manchen Schlaf herbei geführt.

Das Ganze.

Ich werde stets vorsichtig losgelassen,
Und klug ertönt mein wohl erwognes Wort,
Und Alle, die mich lieben, die mich hassen,
Sie tragen mich mit Blitzesschnelle fort.
Ich gelte als der Spiegel künft'ger Thaten,
Doch halt' ich weislich oft das Beste mir zurück,
Ich spreche viel, und laß noch mehr errathen,
Denn sprechen muß ich, das ist mein Geschick. —

* Nathanael Pipkin, eine humoristische Skizze.

(Fortsetzung.)

Ein niedlicherer Fuß, ein freieres Herz, eine schönere Gestalt, mit solchen Grübchen in den Wangen, schwebten nie so leicht über die Erde, welche sie zierten, als die der Marie Lobbs, der Tochter des alten Sattlers. Es war in ihren funkelnden Augen ein schelmisches Blinzeln, das seinen Weg zu weit weniger empfänglichen Herzen, als dem des Nathanael Pipkin, gefunden haben würde, und es war ein so scherzhafter Ton in ihrem fröhlichen Lachen, daß der finsterste Misanthrop hätte lächeln müssen. Ja der alte Lobbs selbst, in der äußersten Wildheit, vermochte der Liebkosung

seiner hübschen Tochter nicht zu widerstehen, und wenn sie und ihre Cousine Käthe — eine muthwillige, freiblickende, bezaubernde kleine Person — zusammen einen Anfall auf den alten Mann machten, wie sie, die Wahrheit zu sagen, oft thaten, hätte er ihnen nichts versagen können, und hätten sie auch einen Theil der unberechenbaren und unerschöpflichen Schätze verlangt, welche im Dunkel des Eisenschrankes verborgen waren.

Nathanael Pipkin's Herz schlug hoch in ihm, als er an einem Sommerabende dieses reizende kleine Paar nur einige hundert Schritte vor ihm in eben dem Gefilde sah, in welchem er so manchmal bis tief in die Nacht, in Gedanken an Maria Lobbs und ihre Schönheit verloren, herumgestreift war. Aber so oft er dann auch gedacht hatte, wie muthig er vor Marie Lobbs hintreten und zu ihr von seiner Leidenschaft reden wollte, wenn er sie nur einmal treffen könnte, fühlte er doch nun, da sie so unerwartet vor ihm stand, alles Blut seines Körpers zum Gesichte dringen, offenbar zum großen Nachtheile seiner Beine, welche, ihres gewohnten Antheils beraubt, unter ihm zitterten. Wenn die Mädchen anhielten, eine Blume zu pflücken, oder auf den Gesang eines Vogels zu horchen, hielt Nathanael Pipkin auch an, und that, als wenn er in Betrachtungen vertieft sei, wie er auch in der That war: denn er dachte, was in aller Welt er anfangen solle, wenn sie zurückkehrten, wie sie unvermeidlich einmal mußten, und ihm, Auge in Auge, begegneten. Aber wiewohl ihn die Furcht von ihnen zurückhielt, konnte und wollte er sie doch nicht aus dem Gesichte verlieren; also, wenn sie schneller gingen, ging er schneller; wenn sie zögerten, zögerte er, und so möchten sie fortgefahren haben, bis die Nacht sie verhindert, wenn Käthe nicht listig umgeblickt, und ermuthigend Nathanael gewinkt hätte, näher zu kommen. Es war etwas in Käthe's Manier, dem man nicht widerstehen konnte, und so folgte Nathanael Pipkin der Einladung, und nach einem großen Theile Erröthens auf seiner Seite, und unmäßigen Gelächters auf der Seite der muthwilligen kleinen Cousine fiel Nathanael Pipkin im thauigen Grase auf seine Knie, und erklärte seinen Entschluß, für ewig da zu bleiben, wenn ihm nicht verstattet werde, als erhörter Verehrer Mariens aufzustehen. Da schallte das fröhliche Lachen Mariens durch die ruhige Abendluft — ohne daß diese jedoch davon gestört zu werden schien: es hatte einen so ergötzlichen Ton — und die lose kleine Cousine lachte unmäßiger, Nathanael Pipkin erröthete tiefer als zuvor. Als aber der liebessieche kleine Mann noch zudringlicher wurde, wandte Marie Lobbs sich von ihm weg, und flüsterte ihrer Cousine zu, ihm zu sagen, oder jeden Falls sagte diese, daß sie sich durch Mr. Pipkin's Antrag sehr geehrt finde, daß ihre Hand und ihr Herz von ihrem Vater abhingen, daß aber niemand für Mr. Pipkin's Verdienste gefühllos sein könne. Da alles dieses mit großem Ernste gesagt wurde, und da Nathanael Pipkin mit Marie Lobbs heimkehrte, und um einen Abschiedskuß kämpfte, ging er, ein hochbeglückter Mann, zu Bette, und träumte die ganze Nacht von Besänftigung des alten Lobbs, von dem eisernen Schranke und von der Hochzeit mit Marie.

Anderen Tages sah Nathanael Pipkin den alten Lobbs auf seinem grauen Klepper ausreiten, und gleich darauf die muthwillige kleine Cousine im Fenster erscheinen, und viele Zeichen machen, deren Zweck und Bedeutung er aber auf keine Weise enträthseln konnte. Der fruchtlosen Anstrengung entzog ihn der knöcherige Lehrjunge mit den dünnen Beinen, der herüber kam und sagte, sein Meister werde den Abend nicht heimkommen, und die Ladies erwarteten Mr. Pipkin genau um 6 Uhr zum Thee. — Wie die Lectionen an diesem Tage durchgegangen wurden, wußten weder Nathanael Pipkin, noch seine Schüler im geringsten mehr, als wir wissen; aber sie wurden doch auf eine oder andere Weise durchgegangen; und, nachdem die Knaben entlassen waren, brauchte Nathanael Pipkin die Zeit bis voll Glocke sechs, sich zu seiner Zufriedenheit zu kleiden; nicht als wenn es lange Zeit bedürft hätte, den Anzug auszuwählen, den er tragen wollte, den er hatte keine Wahl in der Sache; aber die Kleider zu seinem größten Vortheile anzulegen, und sie vorher auszubessern, war eine Aufgabe von der äußersten Wichtigkeit, aber auch äußerst schwierig. —

Es war eine wohl gewählte kleine Partie, bestehend aus Marie Lobbs und ihrer Cousine Käthe, und drei oder vier lebhaften, gutgelaunten, rosenwangigen Mädchen. Nathanael Pipkin erhielt augenscheinlichen Beweis der Thatsache, daß selbst die Gerüchte von den Schätzen des alten Lobbs nicht übertrieben sein. Es waren der ächt silberne Theetopf, die Milchkanne und der Zuckerkorb auf der Tafel und eben solche Theelöffel, und ächte China-Theetassen und dergleichen Schüsseln für die Kuchen und geröfteten Brodschnitte. Das einzige Gerstenkorn an dem ganzen Kreise war ein Cousin Mariens, Käthen's Bruder, den Marie „Heinrich"

nannte, und der Marien an einer Ecke der Tafel ganz für sich zu halten schien. Es ist eine erfreuliche Sache, gegenseitige Zuneigung in Familien zu sehen, aber sie kann doch auch zu weit geführt werden, und Nathanael Pipkin konnte nicht umhin zu denken, daß Marie Lobbs von ihren Verwandten besonders eingenommen seyn müsse, wenn sie ihnen allen so viel Aufmerksamkeit widmen sollte, als diesem Vetter. Dabei, als nach dem Thee die muthwillige kleine Cousine das Blindekuhspiel vorschlug, traf es sich auf eine oder andere Weise, daß Nathanael Pipkin fast allezeit blind war, und so oft er die Hand an den Cousin legte, war er sicher, Marie Lobbs nicht weit davon zu finden. Und wiewohl die schelmische kleine Cousine und die andern Mädchen ihn kniffen, und bei den Haaren zupften, und Stühle in den Weg warfen, und allen möglichen Muthwillen trieben, schien doch Marie Lobbs nie ihm nahe zu kommen, und einmal — einmal — Nathanael Pipkin hätte darauf schwören können, hörte er den Ton eines Kusses, von einer matten Einsprache Mariens und einem halbunterdrückten Lachen ihrer Freundinnen gefolgt. Alles das war seltsam, sehr seltsam, und wer weiß, was die Folge davon gewesen wäre, was Nathanael Pipkin gethan oder nicht gethan haben könnte, wenn seine Gedanken nicht plötzlich in einen andern Kanal geleitet worden wären.

(Der Schluß folgt.)

Napoleon's Traum unter den Pyramiden.

Glühend brannte die Sonne vom dunstigen Himmel Egyptens auf das kleine durch die Wüste ziehende französische Heer. Mit mürrischem Schweigen zogen die Krieger durch die dicht aufwirbelnden Staubwolken in der unübersehbaren Sandwüste einher. Nichts als Himmel und Sand zeigte sich hier dem Auge: kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm war in dieser trostlosen Wüste, durch die schon seit mehreren Tagen der Zug der Krieger gegangen war, zu schauen; dazu kein Tropfen Wasser, mit dem sie ihren brennenden Durst hätten löschen können, und lechzend klebte ihnen die Zunge an dem dürren Gaumen. Kein Wunder, daß die, französischen Kriegern sonst so gewöhnliche muntere Laune gänzlich von ihnen gewichen war; daß sie mürrisch schwiegen, und wenig auf die Späße und Scherze achteten, die einige ihrer Witzbolde mitunter noch vorbrachten.

Mitten in dieser trübselig schweigenden Kriegerschaar sah man einen kleinen, mit einem weiten grauen Staubmantel angethanen Mann, nachlässig auf einem Dromedar hängend, einherreiten. Weder schien er sich von dem Sonnenbrande oder dem fast erstickenden Staube sonderlich belästigt zu fühlen, noch im Mindesten das mürrische Schweigen und den oft in die bittersten Spöttereien laut ausbrechenden Unwillen der Krieger zu beachten: er schweifte offenbar mit seinen Gedanken weit von der Wüste weg. Der kleine nachdenkliche Mann war Napoleon Bonaparte.

„Ich dächte, Kameraden", nahm der Grenadier Violet, einer von den alten Knasterbärten, das Wort, „wir machten gleich Anstalten, und steckten hier unsere sieben Morgen Landes, die uns in Toulon ein gewisser Jemand so freigebig versprochen hat, ab: es wird bald gethan sein. Mit der Zeit können wir wohl Disteln von diesem fruchtbaren Boden zu erndten hoffen, die wir sicher mit großem Vortheil an die Tuchscheerer in Toulon zu verkaufen hoffen können." — „An Halbgelehrten," hob der unermüdliche Schwätzer, als sein Witz von den Andern unbelacht blieb, von Neuem an, „fehlt es uns auch nicht! Die spannen wir vor, und pflügen unsern herrlichen Acker." — „He, was meinst Du dazu, mein guter Halbgelehrter?" rief er einem ehrbar vor ihm einherschreitenden Esel zu, indem er ihm zugleich mit der flachen Hand einen derben Klapps gab. Langohrchen feuerte unwillig mit den Hinterbeinen nach dem Spaßmacher aus, und hätte fast seinen Reiter, einen kleinen, wohlgebildeten Mann von sehr geistreichem Aussehen, abgeworfen, wenn sich dieser nicht noch zum Glück zur rechten Zeit mit beiden Armen um dessen Hals geklammert, und dadurch den mißgestimmten Kriegern Anlaß zum Lachen gegeben hätte. Sie rieben sich gar zu gern durch Spöttereien und Witzeleien an den das Heer begleitenden Gelehrten und Künstlern, weil sie ihnen hauptsächlich die Schuld an dem mit so unsäglichen Entbehrungen und Mühseligkeiten verbundenen egyptischen Feldzug beimaßen. So wurden unter Anderem im Heere die Esel nur die Halbgelehrten genannt, eben weil die Gelehrten und Künstler meist auf diesen Thieren ritten. Vor Allem aber war der gelehrte Denon, eben der Reiter, den sein durch den muthwilligen Schlag Violet's wild gewordenes Langohr fast abgeworfen hätte, in Mißachtung bei den verdrüßlichen Kriegern gerathen, weil sie ihn hauptsächlich für den Urheber dieses verwünschten Feldzugs hielten.

„Es ist doch wirklich Unrecht," sprach ganz ernsthaft Violet, dabei dem auf dem Hälse des Langohrs hängenden Gelehrten wieder in den Sattel helfend, „daß ein Gelehrter auf dem andern reitet. Ist es auch nur ein Halbgelehrter, so ist es doch immer auch eine Art von Gelehrter, der mindestens einige kollegialische Rücksicht verdient."

„Ach, nur einen Tropfen Wasser!" seufzte der Gelehrte still vor sich hin, nicht die geringste Empfindlichkeit zeigend über die derben Witzeleien des militairischen Spaßvogels.

Ohne ein Wort zu sagen, entfernte sich der Spaßmacher in aller Stille, und duldsam ergab sich der fast verschmachtende Gelehrte in sein Geschick. Doch wie von einem elektrischen Schlage gerührt, raffte er sich plötzlich zusammen, und trieb sein träges Thier zu einem raschen Schritte an, indem er ihm mit den Fersen in die Seite stieß, als er zu bemerken glaubte, daß ihn der vor ihm reitende Bonaparte zu sich heranwinke.

„Denon," rief ihm lebhaft der Feldherr zu, als er bei ihm angelangt war; „sehen Sie einmal dorthin!" — er deutete dabei mit dem aufgehobenen Arm nach einigen dunkeln, dichten Massen, die sich in der Ferne bemerkbar machten. „Ob es etwa Staubwolken sind, vielleicht von uns entgegenkommenden Karavanen verursacht?"

„Nein!" rief fast jauchzend Denon, der sich auf den Zehen in den Steigbügeln emporgerichtet, und die dunkeln riesigen Massen, die sich am Horizont zeigten, scharf mit den Augen gemustert hatte; „das sind keine Staubwolken! Das sind die Pyramiden! Lassen Sie uns, General, zu diesen Zeugen von versunkenen Jahrtausenden hineilen."

„Trinkt erst eins!" rief ihm der in diesem Augenblick keuchend herantretende Violet zu, und reichte ihm seinen mit Wasser gefüllten Hut hin.

„Haltet mich nicht auf!" rief der Gelehrte, und hätte beinah, indem er davon galoppirte, dem gutmüthigen Violet durch seinen Ungestüm den Hut aus der Hand geschleudert.

„Hab' ich es nicht immer gesagt", bemerkte dieser ganz ernsthaft, indem er mit nachdenklichem Kopfschütteln das in den Sand verschüttete Wasser betrachtete, „daß alle Gelehrte, sowohl Ganz- als Halbgelehrte, ihre Schrullen haben? Schade nur um mein schönes Wasser! Die gnädigen Herren Pyramiden hätten schon noch ein Bischen gewartet!"

(Die Fortsetzung folgt.)

* Gemälde des Herrn Huch.

Schon vielfach zu Besichtigungen von hie und da aufgestellten Bildern eingeladen, kam mir die Aufforderung des Herrn Huch, seine in der Stadt Frankfurt aufgestellten Schätze zu besehen, gar nicht gelegen; denn so sehr ich auch Freund von schönen Gemälden bin, so muß ich doch gestehen, daß ich, sei es aus Mangel an ächtem Kunstsinn, oder wirklicher Kenntniß (denn ich bin nur Laie), nicht zu denen gehöre die stundenlang ein uraltes Oelgemälde besehen können, und zuletzt entzückt vor ihm hinsinken, so sehr auch ich die alten, edeln Meister liebe. Aber wie erstaunte ich beim Eintritt in diese Schatzkammer der Malerei, wie ward mein Entzücken von jedem einzelnen Bilde gehoben! — Ja, auch Oelgemälde in dem erst genannten Genre sah ich, herrliche Kunstwerke, u. A. eine Auferstehung des Herrn, von der mir ein Maler sagte, daß des Heilands Gesicht schon des ganzen Preises werth sei, einige Landschaften von Zastleben, Rembrandt's ꝛc. aber was mich so besonders ansprach, waren Copien der neueren Meister, vom lebhaftesten Colorit, auf eine so eigenthümliche Weise lackirt, daß ich beim Eintritt lauter Glasmalereien zu sehen glaubte. Eine genauere Beschreibung dieser Gemälde kann ich natürlich nicht geben, auch gestattet der Raum d. Bl. die Aufzählung nicht, der Catalog besagt sie ja näher, es sind Portraits merkwürdiger Personen, Genre-Bilder, Landschaften ꝛc. genug mich hat diese Ausstellung mit wahrer Freude erfüllt und ich denke es wird Keiner sie unbefriedigt verlassen. Soll ich die nennen, die mir am Besten gefallen? Ich käme in Verlegenheit —— alle sind schön! wären sie mein, mögte ich keins davon entbehren, wenn gleich der eine oder der andere Gegenstand mehr Interesse erregt. Mir ist's nicht vergönnt von diesen Schätzen einen zu besitzen, aber ich wünsche doch, daß Herr Huch veranlaßt werden möge uns recht bald (etwa Freimarkt) eine neue Auswahl zuzuführen.

U.

* Concert und Theater.

Die scheidende Kunst-Saison hat noch einige letzte Sonnenblicke in unser Leben geworfen — wir meinen die Concerte des Herrn Kosmaly und der Madame Marquard. Das erste war nur spärlich besucht, und bei den großen Kosten, welche ein vollständiges Orchester-Personal veranlaßt, soll das Resultat — nach verschiedenen Versionen, —

ein Thaler plus oder ein Thaler minus gewesen sein. Von vielen Seiten hörte man aber Klage, daß die Einleitung fehlerhaft getroffen, der Subscriptionsbogen nicht ordentlich präsentirt sei u. s. w. Bei so vorgerückter Jahreszeit darf der Künstler leider auch dergleichen nicht unbeachtet lassen. Der Glanzpunkt des Concertes war die Arie aus Gluck's Iphigenia, meisterhaft vorgetragen von Madame Marquard. Welche einfache, edle und doch auch den minder Eingeweihten entzückende Musik enthält die Oper! Vor längeren Jahren ist das Stück während der Theaterdirektion des Herrn Hofrath Schütte hier zur Aufführung gekommen, der genannte Herr besitzt noch jetzt die vollständige Partitur samt den ausgeschriebenen Stimmen, er hat sie dem letzten Theaterdirector zur Benutzung angeboten, allein die ablehnende Antwort bekommen — „dergleichen ziehe nicht mehr." Nun — wir haben gesehen, wohin diesen Herrn sein Geschmack und seine Werthschätzung des Publicums geführt. Möchte man doch künftig bei Verleihung der Concession nicht ganz unberücksichtigt lassen, ob der Prätendent sich nach seinem eigenen Kunstfach mehr für die Oper oder für das Schauspiel interessiren müsse. Es ist freilich oft hervorgehoben, daß wir ein gutes Opern-Personal gehabt haben, es läßt sich dies auch nicht läugnen, aber eben so gewiß ist, daß im Repertoir eine mangelhafte Auswahl und eine ermüdende Wiederholung zu finden war. Gluck's Iphigenia — welche uns zu diesem Seitenblicke Veranlassung gegeben, wird dann hoffentlich im nächsten Winter wieder auferstehen und der jüngeren Generation einen ganz neuen Genuß bereiten. In dem gedachten Concerte hörten wir auch den Herrn Musikdirektor Hagen aus Detmold, welcher mit unserm Herrn Kosmaly einen Platzwechsel gemacht hat. Es wird aber zweckmäßig sein, diesen Künstler erst mehr zu hören, ehe man ein mehr oder minder lobendes Urtheil über ihn ausspricht. Von einer Dilettantin wurde Goethe's „Kennst du das Land" in der Riem'schen Composition correct und gefühlvoll ausgeführt. Die Composition hält sich in edler Einfachheit, das „dahin möcht' ich mit dir" ist mit Innigkeit, nicht mit Leidenschaft vom Componisten aufgefaßt. In der Composition dieses Liedes pflegt fast jeder Tondichter seine Individualität auszusprechen. Der „Frühling" von Haydn beschloß das Concert. Es ist schon gut, daß man seinen Geschmack einmal wieder an dieser alten guten Musik purificirt, allein die Wahl möchte doch wohl für ein solches Concert nicht recht passend gewesen sein. Herr Kosmaly hinterläßt ein ehrenvolles Andenken, wir haben wenig so gute Orchester-Directoren gehabt, namentlich pflegte er die rechte Lebhaftigkeit in der Wahl der Tempi zu treffen. Das Concert der Marquard war speculativer eingerichtet, und hat auch wohl ein nicht unerfreuliches Resultat geliefert. Nach dem ersten Quintett ergoß sich ein neuer Strom von Zuhörern in den Saal, bei denen es freilich zweifelhaft bleibt, ob sie ein Oberons-Horn herbeigezaubert oder ein Coursfall der zurück gebliebenen Billets hereingelockt. Unter allen Umständen ist es aber doch angenehmer in einem Concertsaale keine leere Stühle und Bänke zu sehen. Besonders ausgezeichnet wurde das Mühlrad von Kreuzer durch die Concertgeberin ausgeführt, und auch Herr Rammelsberg blies dabei das Horn sehr gut. Nur der Schlußton wollte verunglücken, allein noch eben schnell genug wurde er wieder eingefangen und vervollkommt. Den zweiten Preis verdiente Herr Waldmüller. Es ist wahrhaftig ein Räthsel, was diesen Künstler an Bremen fesselt, wo doch eigentlich wenig Gelegenheit ist durch Piano-Spiel Lorbeeren und Goldblicke zu erringen. Das Duett aus den Puritanern ist bekanntlich vom Componisten auf zwei ganz vorzügliche Bässe berechnet worden, und erheischt der Marschcharakter eine Orchester-Begleitung. Das Ergebniß dieser Ausführung konnte also nicht besonders sein. Ein auf dem Zettel angekündigtes Duo aus Semiramis blieb ganz fort, im Saal glaubte man wegen zu sehr vorgerückter Abendzeit, nachher hörte man, daß der Basso ausgeblieben. Schwerlich möchte sich auch die Stimme für diese Piece geeignet haben. Die Baßpartie in Semiramis erfordert sehr viele zarte Nuancirung und Volubilität der Stimme. Die ganze Oper Semiramis hätten wir auch längst hören sollen! — Kleine Lieder eignen sich sehr für dergleichen Concerte und bei Herrn Krieg erschienen Wahl und Ausführung zu loben. Madame Ellenberger hören wir gern declamiren, — aber nicht im Concert. Man sollte auf diese unpassende längst veraltete Verbindung nicht zurückkommen. Neben dem Gesange erscheint Declamation immer mager und klanglos. So ist denn nun auch Mad. Marquard von uns geschieden. Manche Genüsse haben wir dieser Sängerin zu danken. Man erinnere sich der Norma, Euryanthe, Sargino und so vieler anderen Partien! Schade, daß sich die Sängerin nicht einmal Ruhe zur Erholung und Muße zu noch correcterer Ausbildung gönnen kann. Die Zeit der Concerte ist als geschlossen zu betrachten, das Theater versucht aber eine

Lebensfristung durch Sommer-Abonnement. Es ist allerdings eine Pflicht des kunstbefreundeten Publicums die Schiffbrüchigen nicht ohne Hülfe und Unterstützung zu lassen, ob aber gerade ein Abonnement der rechte Weg ist, durch welche man so viele Schauspieler an Bremen fesselt, sie der neuen Direction wieder überliefert, und so die nothwendige Verfügung des Personals hindert — das möchte sich mit Grund bezweifeln lassen. Bremen ist überhaupt gar nicht der Ort für eine Sommer-Bühne, und es erscheint viel zweckmäßiger durch gänzliche Entbehrung den Appetit für den Winter zu schärfen. Man wende nicht ein, daß uns darüber die vorzüglichern Mitglieder verloren gehen. Die Erfahrung lehret grade das Gegentheil. Das Theater ist ja auch der Ort, wo der stete bunte Wechsel uns die Einförmigkeit des bürgerlichen Lebens vergessen machen soll. Also vermeide man möglichst das Stationäre! —

** Correspondenz-Nachricht.

Dresden, den 1. Mai 1841.

Schon sammeln sich die Fremden hier, und unser Dresden erhält ein neues Leben. Mit der nächsten Woche werden die Kunstsammlungen dem freien Zutritt wieder geöffnet, von der Gemäldegallerie zunächst nur die Räume, welche Gemälde der italienischen Schule enthalten, da die neue Tapezirung mehrerer Säle und die neue Anordnung der in denselben aufgestellten Gemälde noch nicht hat beendigt werden können. — Großes Aufsehen macht hier das Unterbleiben der Blumenausstellung, welche in dem untern Saale des Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse stattfinden sollte. Es war, wie versichert wird, bereits die allerhöchste Genehmigung ertheilt, als die betreffende Behörde dem Inhaber der Restauration die Aufnahme jener Ausstellung untersagte. Darauf ist sie ganz unterblieben.

Das Theater hat alle Erwartungen übertroffen, und man erkennt allgemein an, daß Deutschland kein schöneres aufzuweisen habe. Besonders ist zu rühmen (was sich freilich von selbst verstehen sollte, aber bei vielen zu ähnlichen Zwecken bestimmten Gebäuden sich nicht findet), daß es vollkommen akustisch gebaut ist, so daß man auf allen Plätzen gut hört. Die Kosten des Baus sind sehr bedeutend (an 400,000 Thaler), und noch fortwährend wird der erforderliche Aufwand große Kosten verursachen, da von den Decorationen des alten Theaters wenig oder nichts zu brauchen ist, und auch die Costüme mit der Eleganz der neuen Decoration in Einklang gebracht werden müssen. Die ersten Aufführungen waren den classischen Dramen und classischen Opern gewidmet, als von jenen: Tasso, Maria Stuart, Donna Diana, von diesen: Don Juan, Fidelio, Euryanthe. Besonders wurde die letztere, worin Hr. Tichatscheck und Mad. Schröder-Devrient zusammenwirkten, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen. Mad. Schröder-Devrient wird uns nächstens auf einige Zeit verlassen*). — Mit dem Abbruch des alten Theaters ist schon der Anfang gemacht.

Morgen beginnt die Dampfschifffahrt nach der sächsischen Schweiz, zunächst mit einem Dampfboot. Bisher hatte das Unternehmen nur geringen Erfolg gehabt, weil das Schiff zu tief ging. Jetzt ist die Maschinerie geändert und das Schiff erleichtert worden. Ein zweites Schiff, das zu diesen Fahrten dienen soll, wird von Hamburg erwartet.

Von der projectirten Dresden-Prager Eisenbahn hegt man große Hoffnungen, obwohl es noch fraglich ist, ob sie sobald ausgeführt werden wird. Das Terrain legt diesem Bau große Hindernisse in den Weg. Es knüpft sich daran die Hoffnung, daß auch die früher projectirte Bahnlinie von Berlin nach Riesa an der Elbe (wo sie in die Leipzig-Dresdener Bahn einmünden würde) gebaut werden wird. Weniger Vertrauen hat man zu der Leipzig-Hofer Bahn, zu der die Actienzeichnungen in diesen Tagen eröffnet werden sind, zumal da man weiß, wie langsam Bayerischer Seits industrielle Unternehmungen gefördert werden. Aber wenn auch die ganze Linie bis ins Innere von Bayern in kurzer Frist ausgeführt würde, und der so erleichterte Verkehr diesem Wege folgte, so würde doch, sobald eine Eisenbahn durch das Werrathal gelegt (woran bei dem Interesse, welches die herzogl. sächsischen Regierungen dafür bethätigen, wohl nicht zu zweifeln ist) und diese nach dem Rhein und der Weser verlängert wird, der Handel seine alten naturgemäßen Straßen wieder aufsuchen. — Den Einrichtungen der Leipzig-Dresdener Eisenbahn wird fortwährend gebührendes Lob gezollt, während die Bahn nach Magdeburg zu mancherlei Klagen Anlaß giebt. Bei der großen Frequenz, die auf derselben stattfindet, verursacht der Mangel eines zweiten Gleises große Störungen, so daß man wahrscheinlich noch in diesem Jahre ein zweites Gleis wird anlegen müssen.

*) Somit scheint die in mehrere Blättern übergegangene Nachricht, daß die Schröder-Devrient für die Berliner Oper gewonnen sei, auf einem Irrthum zu beruhen. Die Red.

Miscellaneen.

(Wettrudern.) Am 14. April war großes Leben auf und an der Themse. Es fand nämlich das im voraus vielbesprochene große Wettrudern (**rowing match**) zwischen den Schwesternuniversitäten Orford und Cambridge statt. Jede der Hochschulen hatte acht ihrer stattlichsten Studenten als Ruderer gestellt, die eigens zu diesem Zweck verfertigten Boote waren 52 Fuß 7 Zoll lang, 3 Fuß 8 Zoll breit, die Studiosen wurden gewogen und die Differenz des Gewichts ausgeglichen. So geschah um 6 Uhr Nachmittags die Abfahrt aus zwei Bogen der Westminsterbrücke stromaufwärts; Brücke und Ufer waren mit zahllosen Zuschauern bedeckt. Die Cacktabs (Cambridger) waren in weiße, die Oronians (Orforder) in blau und weißgestreifte Jacken und Pantalons gekleidet; jene ließen einen hell-, diese einen dunkelblauen Wimpel wehen. Die Wettfahrt betrug bei Hochwasser volle sechs englische Meilen (gut 1¼ deutsche), die Vauxhall- und Batterseabrücke hindurch, bis zur Brücke bei dem freundlichen Dorfe Putney. Eine ganze Flotte von Booten und Barken mit Neugierigen suchte die jugendlichen Ruderer zu begleiten, aber alle standen bald von ihrem Vorhaben ab, und nur die Dampfboote hielten gleichen Schritt. Die Fahrt wurde in 32 bis 34 Minuten gegen die rückströmende Fluth zurückgelegt. Cambridge blieb, wie im vorigen Jahre, Siegerin, und zwar um sechs Bootlängen.

(Mäßigkeitsgesellschaft in Indien.) Diese hat sich namentlich der englischen Regimenter angenommen, und in einem derselben, den sogenannten Cameroniern, fiel der Verbrauch von 14,000 Gallonen auf 2516 im Jahre. Die Zahl der Todten im Hospital ist seitdem von 70 auf 20, und namentlich die Zahl der Leberkranken von 111, 140 und 135 in den Jahren 1832 bis 1834 auf 82 und 50 in den Jahren 1838 und 1839 gesunken.

(Prophezeiung.) Möser in seinen patriotischen Phantasieen (Th. 1. S. 262) sagt, nachdem er den Vorschlag gemacht hat, eine Art Nationalgarde einzuführen: „Mancher wird zwar denken, es sei gefährlich, so vielen Leuten das Recht der Waffen zu erlauben und selbige den regulären Truppen gleich zu üben; allein dies ist die Politik der Despoten, die ihren freien Unterthanen das Recht zu klagen, nicht aber das Recht, ihren Worten Nachdruck zu geben, verstatten wollen. Fürsten, welche anders denken, tragen kein Bedenken, eine wohlgeübte Nationalmiliz zu unterhalten; und nichts ist gewisser, als daß nach der Wendung, welche die Sachen nehmen, in hundert Jahren die Nationalmiliz überall das Hauptwesen ausmachen und Freiheit und Eigenthum, welche sonst bei der Fortdauer unserer Verfassung zu Grunde gehen muß, von neuem befestigt werde." Wenn die Prophezeihung richtig ist, so müssen in ungefähr 30 Jahren allenthalben in Deutschland Nationalgarden errichtet sein.

(Eine Wette.) Zwei junge, in Paris lebende Engländer gingen unlängst über die Kettenbrücke, welche den **Quai de la Rapée** mit jenem de la Gare verbindet, nahe an der Eisenbahnstation, als einer derselben in der Mitte der Brücke ganz ruhig seinen Paletot auszog, seinen Hut ablegte, und sich kopfüber in den Fluß stürzte. Auf das Geschrei der Umstehenden, stießen gleich mehrere Fischerboote vom Ufer, um dem Engländer zu Hülfe zu eilen. Dieser aber schwamm empor, und schrie den Fischern zu: „Hinweg, laßt mich gewähren." Die Schiffer achteten aber nicht darauf, ergriffen den Engländer, der sich vergebens wehrte, und brachten ihn an's Ufer; sein Gefährte, der auf der Brücke stand, lachte was er nur konnte, als er dieses sah. Der aus dem Wasser Gezogene wurde von den Schiffern vor den Polizeicommissär gebracht, welche ihre Belohnung für dessen Rettung in Anspruch nehmen wollten. Der Engländer erklärte hierauf, daß es sich um eine Wette handle die er eingegangen, in zehn Minuten bis zum **pont d' Austerlitz** zu schwimmen. Mit harter Mühe gelang es dem Commissär, den Insulaner von einer Klage gegen die Schiffleute abzubringen, welche, indem sie ihn wider seinen Willen retteten, an dem Verluste seiner Wette Schuld waren.

(Aerztliche Mode.) In Frankreich will es jetzt die Mode bei den Aerzten, den Damen kampfergesättigte Cigarren und Cigarren Stramonium zu verordnen, und diese sollen durch ihre betäubende Wirkung bei vielen eingebildeten Krankheiten und hysterischen Zufällen nicht ohne Erfolg sein. Allgemein in der Mode sind daselbst auch die Schneckenpasteten, und werden von Kranken wie Gesunden als ein Brustmittel gebraucht. Weiße Schnecken werden mit Milch und Zucker bis zur Gallerte gekocht, und wenn die Masse kalt geworden, wird sie in Pastillenform zerschnitten und so genommen.

(Ueber die sächsisch-bayerische Eisenbahn) ist der Prospect erschienen. Von Leipzig aus geht die Bahn über Altenburg, Crimmitzschau, Plauen nach Hof, wo sich die bayrische Bahn anschließt. Beide Bahnen werden sectionsweise gebaut und gleichzeitig der Grenze zugeführt. Eine Zweigbahn nach Zwickau bringt die Kohlenwerke auf die Hauptbahn. Das Anlagecapital der sächsischen Bahn beträgt 6 Millionen Thaler, wozu drei Viertel die Staatsregierungen und ein Viertel das Publicum übernehmen. Die Actie kostet 100 Thaler. Die Bauzeit ist auf 6 Jahre bestimmt, den Actionärs werden 4 Procent während und nach dem Bau garantirt. Die Einzahlung von 5 Thalern für die Actie geht am 3. Mai vor sich.

(Das Theater in Japan.) Das Originellste bei der japanischen Bühne ist die Art oder vielmehr die Ordnung der Aufführung der Stücke. Meist werden drei an einem Tage gegeben, aber nicht im Ganzen hinter einander wie bei uns, sondern bruchstücksweise, d. h. zuerst der erste Act des einen, dann der erste Act des zweiten, sodann der erste Act des dritten; darauf der zweite Act des ersten u. s. f. bis alle drei Stücke beendiget sind, so daß, wer nur ein Stück sehen will, seinen Geschäften während der Darstellung der andern nachgehen und zurückkehren kann, wenn er glaubt, daß sein Lieblingsstück wieder angeht. Diese Darstellungen dauern von Nachmittag bis weit in die Nacht hinein; die japani-

schen Damen aber halten diese Zeit, die sie in den Theatern verbringen, keineswegs für zu lange, sondern sehen darin eine günstige Gelegenheit, die Vorräthe ihrer Garderobe zu zeigen. Sie befinden sich in dem Theater nämlich mit ihren Dienerinnen und einem großen Vorrathe an Anzügen, die sie im Verlaufe des Nachmittags und Abends in dem Theater mehrmals wechseln. Sie sind also in dieser Art unsern Damen weit voraus.

(Bremerlehe im Streit mit Paris, St. Emmeran, München, Bamberg und Prag.) Es ist bekannt, daß sich im grauen Alterthum sieben Städte um die Ehre, der Geburtsort des alten griechischen Dichters Homer zu sein, gestritten haben. Ein ähnlicher Streit könnte sich — falls er nämlich nicht schon längst im Stillen gährt — auf Grund des im Folgenden zu Erzählenden, unter den diesem Artikel als Überschrift dienenden Orten erheben. Den Zankapfel dafür würde nämlich der heilige Dionysius abgeben. Dieser Heilige nämlich wurde, wie die Sage erzählt, im dritten Jahrhundert nach Christo von Rom ausgesandt, in Gallien (dem heutigen Frankreich) das Evangelium zu predigen, kam aber dort durch Henkershand um. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte, wie die Sage geht, sich seinen Leichnam, der in die Seine geworfen werden sollte, zu verschaffen, begrub ihn in ihrem Garten, ward Christin, und erbauete auf seinem Grabe eine kleine Capelle, woraus durch Vergrößerung und Umgestaltung das Kloster St. Denis und die Capelle gleiches Namens, das berühmte Grabmahl der französischen Könige, wurde. Später aber erhoben sich mehrere Orte mit Ansprüchen, daß sie, und nicht das genannte Kloster St. Denis bei Paris, die Gebeine des Heiligen besäßen. So machte namentlich das Kloster St. Emmeran bei Regensburg jenem den Rang in dieser Hinsicht streitig. Außerdem behaupten noch Bamberg und Prag, jedes seinen Kopf, und München eine Hand von dem Heiligen zu besitzen. St. Dionysius hatte demnach zwei Leiber, fünf Hände und vier Köpfe, woraus sich allenfalls erklären läßt, wie der Heilige (der Sage nach), so ruhig von Paris nach St. Denis ohne Kopf, oder solchen unterm Arm, laufen konnte.

Um nun diesem Besitz-Streit die Krone aufzusetzen, tritt auch noch das Land Hannover, und zwar mit seinem Flecken Bremerlehe (an der Niederweser) auf den Kampfplatz, oder vielmehr hat schon lange, wenn gleich unbeachtet, darauf gestanden. Zu Bremerlehe wird nämlich ebenfalls, und zwar schon seit Olims Zeiten, das Grab des heiligen Dionysius gezeigt. Es befindet sich selbiges nämlich beim Armenkirchhofe, dem s. g. Klushof. Selbiger liegt, wenn man über die Brücke kommt, in der Gegend von der mittelsten Mühle auf dem Felde. Es ist ein kleiner viereckiger grüner Platz, welcher noch bis dato nicht mit umgepflügt werden darf. Man erzählt, daß St. Dionysius beim Klushof enthauptet worden sei. Dabei habe er sich ausgebeten, daß diejenigen, welche mit ihm enthauptet werden sollten, in einer Reihe aufgestellt werden; daß man alsdann ihn zuerst enthaupten, ihm darauf seinen Kopf unter den Arm geben möge, und daß diejenigen aus der Reihe, an welchen er in solchem Zustande vorbeiliefe, damit frei würden. Dies sei ihm auch bewilligt worden: St. Dionysius sei auch in der That, mit seinem abgeschlagenen Kopfe unter dem Arme, eine ziemliche Strecke, wohl zwei Steinwurf weit (bis zu einer Stelle, die noch gezeigt wird,) gelaufen, und habe dadurch eine Menge seiner Leidensgefährten befreit. Zu verschiedenen Zeiten haben nun auch Wallfahrer diesen Ort besucht. So ist erst noch vor einigen Jahren ein solcher dort gewesen, welcher Erde von da mitgenommen und sich u. a. vom Amte Bremerlehe eine Bescheinigung hat ausstellen lassen, daß er wirklich dort gewesen sei.

(Die deutsche Oper in London.) Die unter der Leitung des Hrn. Schumann aus Mainz im Drurylane-Theater in London jetzt Statt findenden deutschen Opern-Aufführungen geben den englischen Blättern und namentlich dem „Atlas" (vom 10ten April) Gelegenheit, auf den Unterschied hinzuweisen, der in dem Eindrucke wahrzunehmen, welchen nicht bloß der Gesang, sondern auch das Spiel der deutschen Choristen, im Vergleiche mit den englischen, auf das Publikum mache. Die Jäger im „Freischütz" die Gefangenen im „Fidelio" erscheinen als solche nicht bloß durch ihr Kostüm, sondern seien es auch durch ihre Haltung, ihr Geberdenspiel, den Ton ihrer Stimme und den Ausdruck ihres Gesanges. Den englischen Choristen dagegen sähe man immer die Verkleidung an; John Bull möge einen grünen oder einen rothen Rock auf die Bühne tragen — er bleibe doch immer John Bull, und es gehöre nicht bloß viel Phantasie, sondern noch mehr Nachsicht und Geduld dazu, um die Darstellungen englischer Choristen auch nur irgendwie als eine Kunstleistung zu betrachten. Das deutsche Publikum mag hieraus entnehmen, daß unsere Bühne, so zurückgenommen sie auch in vielen Stücken sein mag, doch auch immer noch manche Vorzüge besitzt, um die uns das Ausland beneidet. Andererseits aber sollte unseren Kritikern die wohlwollende, gastfreundliche Aufnahme, deren sich selbst unsere Choristen bei den Berichterstattern der kompetentesten englischen Blätter erfreuen, ein Fingerzeig sein, daß es nicht immer ein Beweis von Urbanität sei, den kritischen Maßstab der Kunst an Naturkinder anzulegen, die uns die eigenthümlichen Laute ihrer Heimath zutragen, und sie mit Ernst zu begrüßen, weil wir zeigen wollen, daß wir über jede Möglichkeit einer kleinen Täuschung, die man sich mit uns erlaubt, erhaben seien.

(Ein Welt-Dieb.) An einem Tage der Charwoche wurde in London ein Bursche, welcher auf den Schultern eine mächtig große Weltkugel trug, die er aus dem Laden des Optikus H. Smith in der Conduitstraße gestohlen hatte, arretirt. Der neue Atlas lief noch ziemlich lange mit seiner Bürde, ehe er eingeholt werden konnte.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 37.

Bremen, Sonntag den 9. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 414. Den 4. Mai. Des Zimmergesellen Bernhard Appelstedt Sohn, 2 Jahr; Jacobikirchhof Nro. 10.

— 415. Den 5. — Der Handlungsgehülfe Bernhard Wilhelm Geitel, 32 Jahr; am Markt Nro. 3.

— 416. Den 5. — Des Fuhrmanns Johann Heinrich Schweers Sohn, 1 Tag; auf dem Häsen Nro. 1.

— 417. Den 5. — Des Schneidermeisters Christian Ludw. Dieckmann Sohn, 14 Tage; Spitzenkiel Nro. 6.

— 418. Den 5. — Der Schneider Johann Melchert Bachmann, 68 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 65.

— 419. Den 5. — Der Kornmesser Joh. Christian Wünch, 70 Jahr; Hanewinkels Gang N. 6.

— 420. Den 6. — Der Raschmachergesell Jürgen Dannemann, 81 Jahr; Armenhaus.

— 421. Den 6. — Margar. Elisab. Meyer, 68½ Jahr; Hermanns Hof Nro. 7.

— 422. Den 6. — Des Gärtners Wilh. Witte Ehefr., geb. Lehmkuhl, 65 Jahr; Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 17.

Nro. 423. Den 6. — Des Cigarrenmachers Nicolaus Hennings Sohn, 7 Monat; Töpken Gang Nro. 5.

— 424. Den 6. — Des Steuermanns Herm. Heinrich Steenken Tochter (todtgeb.); Balgebrückstraße Nro 8.

— 425. Den 7. — Des verst. Hökers Wilh. Diedrich Hamelberg Ww., geb. Brüggeln, 78 Jahr; Osterstraße Nro. 52.

— 426. Den 7. — Des Korbmachermeisters Friedrich Zacharias Meyer Ehefr., geb. Harstrich, 41 Jahr; Pelzerstraße Nro. 3.

— 427. Den 7. — Des Arb. Carl Warncke Tochter (todtgeb.); im Runken Nro. 46.

— 428. Den 7. — Des verst. Gastwirths Georg Kimme Wittwe, geb. Hennig, 33 Jahr; Schnoor Nro. 27.

— 429. Den 8. — Des Detaillisten Joh. Conrad Diedr. Meyer Tochter, 1 Jahr; kl. Krummenstraße Nro. 22.

— 430. Den 8. — Joh Friedrich Tolle Ehefr, geb. Bardemeyer, 63 Jahr; Altenstr. Nr. 1.

Geburten:

Nro. 556. Den 3. Mai. Des Arb. Joh. Friedr. Struckmann Ehefr., geb. Wicke, Langenstraße Nro. 74; von einem Mädchen.

— 557. Den 4. — Des Schneiders Heinr. Kanstein Ehef., geb. Rungen, Buntenthorsteinweg; von einem Mädchen.

— 558. Den 4. — Des Barbiers Joh. Justus Heinr. Gödecke Ehefr., geb. Mues, gr. Krummenstraße Nro. 40; von einem Knaben.

— 559. Den 4. — Des Waarenmäklers Joh. Wilh. Ludw. v. Cölln Ehefr., geb. Günther, am Wall Nro. 66; von einem Mädchen.

— 560. Den 4. — Des Arb. Joh. Ludw. Schröder Ehefr., geb. Schrader, Corssen Hof N. 2; von einem Mädchen.

— 561. Den 4. — Des Arb. Joh. Diedr. Pape Ehef., geb. Meyer, Kohlhökerstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

— 562. Den 4. — Des Stuhlmachers Carsten Gosch Ehefr., geb. Dreyer, Osterthorswallstraße Nro. 26; von einem Knaben.

— 563. Den 5. — Des Tischlergesellen Ludw. Kniep Ehefr., geb. Gürtel, große Rosenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 564. Den 5. — Des Schuhmachers Thomas Christelmann Ehefr., geb. Wedeking, Steinthor Nro. 16; von einem Mädchen.

Nro. 465. Den 5. — Des Zimmergesellen Hinr. Brüggemann Ehefr., geb. Hasselbusch, Großenstr. Nro. 20; von einem Knaben.

— 466. Den 5. — Des Kimmkermeisters Ernst Lorenz Strenge Ehefr., geb. Walter, Oelmühlenstraße Nr. 9; von einem Knaben.

— 467. Den 5. — Des Cigarrenmachers Joh. Nicol. Kreib Ehefr., geb. Köster, Löschen Hof Nro. 5; von einem Mädchen.

— 468. Den 6. — Des Steuermanns Herm. Hinrich Steenken Ehefr., geb. Meyerdierks, Balgebrückstraße Nr. 8; v. e. todten Mädchen.

— 469. Den 6. — Des Tonnenmachers Friedr. Hartwig Delvendahl Ehefr., geb. Castendieck, Schnoor Nr. 28; von einem Mädchen.

— 470. Den 6. — Des Hutmachers Christ. Gottfried Nissen Ehefr., geb. Helmken, Brüggemanns Gang Nro. 1; von einem Knaben.

— 471. Den 7. — Des Arb. Carl Warncke Ehefr., geb. Oconnel, Runken Nro. 46; von einem todten Mädchen.

— 472. Den 8. — Des Wundarzts Joh. Wilh. Hesse Ehefr., geb. Flörcken, Tiefer Nro. 21; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 221. Der Bierbrauer Chr. Friedr. Sudholtz hieselbst und des verstorb. Kaufmanns zu Liebenau Jobst Wilh. Ernst Binne Wittwe, Catharine Sophie Elisabeth geb. Bergemann.

— 222. Der Tischleramtsmeister Adolph Albrecht und Maria Möhring hieselbst.

— 223. Der Grobbäcker Friedrich Anton Tasche und Anna Catharina Hünecken hieselbst.

— 224. Der Tabacksfabrikant Heinr. Wilh. Basel hies. und Anna Stadler zu Zürich.

— 225. Der Maler Christoph Harjers, gen. Schöne, und Metta Clara Schmidt. Beide von hier.

— 226. Der Papierfabrikant zu Lüneburg Friedr. Wilh. Roerup und Margar. Christine Osterloh hieselbst.

— 227. Der Tabacksarbeiter Joh. Christopher Buschmann und Anne Marie Elisabeth Budde aus Börninghausen.

— 228. Der Cigarrenmacher hies. Nicol Christ. Naber und Catharina Friederika Metz zu Wolfskuhlen.

— 229. Der Lohgerbergesell Herm. Wiesen, gen. Dahnken, und Henriette Catharine Siemers hieselbst.

— 230. Der Cigarrenmacher Joh. Friedr. Blume und des verst. Cigarrenmachers Ernst Heinr. Niehaus Wittwe, Anna (Metta) Margar. geb. Brandt.

Nro. 231. Der Miethkutscher Harm Heinr. Friedr. Me[illegible] und Christine Wilhelmine Johanne [illegible] hieselbst.

— 232. Der Arb. am Buntenthorssteinwege Fried[illegible] Wilh. Köpers, gen. Meyer, und Ges[illegible] Nullmeyer aus Arsten.

— 233. Der Fuhrmann Joh. Hinr. Neukirch und [illegible]cia Bremermann hieselbst.

— 234. Der Arb. Conr. Diedr. Börsing hieselbst u[illegible] Sophie Elisab. Rohdiek zu Hude.

— 235. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Schmoltz u[illegible] Lena Rosendahl zu Hastedt.

— 236. Der Arb. Joh. Hinr. Kruse und Gesche Sch[illegible] hieselbst.

— 237. Der Cigarrenmacher Friedr. Böhme und M[illegible]ria Luise Eickhoff hieselbst.

— 238. Der Schuhmacher Joh. Friedr. Ludwig W[illegible]phal hies. und Dorothee Friederike Elis[illegible] Nustedt aus Bassum.

— 239. Der Arb. zu Habenhausen Joh. Stehme[illegible] und Anna Henrika Fischer.

— 240. Der Landmann zu Wildeshausen Friedr. S[illegible]mon K'ocke und Anna Gesina Hele[illegible] Nolte daselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 38.

Bremen, Donnerstag den 13. Mai 1841.

Charade.

Mein Erstes fällt nicht nieder,
Mein Zweites hört nicht auf,
Beim Dritten singst du Lieder,
Beim Ganzen heißt's Vollauf!

Das Ganze leicht vergessen,
Das Dritte selten mehr;
Das Zweite lang bemessen,
Das Erste schwindet sehr.

Knüpf' an die beiden Ersten
Kein überspannt' Geschick,
Dann rufen wohl die Mehrsten
Das Dritte noch zurück.

Das Ganze wird jetzt selten,
Die Bildung rückt voran,
Ich lasse mir nicht schelten,
Was fröhlich machen kann.

---

* Nathanael Pipkin, eine humoristische Skizze.

(Schluß.)

Der Umstand, der seine Gedanken in einen neuen Kanal leitete, war ein lautes Pochen an die Hausthür, und die Person, welche so laut an die Hausthür pochte, war keine andere, als der alte Lobbs selbst, welcher unerwartet zurückgekommen war, und nun in Einem fort hämmerte, wie ein Sargmacher; denn er verlangte nach seinem Abendbrode. Die schreckliche Nachricht war nicht so bald durch den knöchrigen Lehrjungen mit den dünnen Beinen überbracht, als die Mädchen die Stufen hinan zu Mariens Schlafzimmer trippelten, und der Cousin und Nathanael Pipkin, in Ermangelung passenderer Stellen zum Verstecken, in ein Paar Klosets im Wohnzimmer gedrängt wurden. Als Marie und die lose kleine Cousine sie so versteckt, und das Zimmer in Ordnung gebracht hatten, öffneten sie dem alten Lobbs die Hausthüre an der das Pochen nicht nachgelassen hatte, seit es zuerst begonnen.

Nun traf es sich unglücklicher Weise, daß der alte Lobbs, weil er sehr hungrig, mürrisch war. Nathanael Pipkin konnte ihn brummen hören wie ein alter heiserer Bullenbeißer und so oft der unglückliche Lehrjunge mit den dünnen Beinen ins Zimmer kam, fing der alte Lobbs unfehlbar an, gegen ihn zu schimpfen und zu fluchen trotz dem wildesten Sarazenen, wiewohl dem Anscheine nach zu keinem andern Ende, als um seinen Busen durch Entledigung von einigen überflüssigen Schwüren Erleichterung zu geben. Endlich wurde etwas aufgewärmtes Essen auf die Tafel gebracht, worüber alsbald der alte Lobbs in seinem regelrechten Style herfiel. Nachdem er ein zwei drei reine Bahn gemacht, küßte er sein Töchterchen und verlangte seine Pfeife.

Die Natur hatte Nathanael Pipkin's Knie in ein sehr nahes Verhältniß gesetzt; aber als er den alten Lobbs seine Pfeife fordern hörte, schlugen sie zusammen, als wenn sie einander zu Pulver machen wollten; denn in eben dem Closette, worin er stand, hing an ein paar Haken eine große braungeräuchte, silberbeschlagene Pfeife, welche er selbst regelmäßig jeden Nachmittag und Abend die letzten fünf Jahrelang im

Munde des alten Lobbs gesehen hatte. Die beiden Mädchen rannen Treppe ab nach der Pfeife, Treppe auf nach der Pfeife, und überall hin, nur dahin nicht, wo sie wußten, daß die Pfeife sey. Inzwischen stürmte der alte Lobbs auf entsetzliche Weise. Zuletzt dachte er an das Closet und setzte sich dahin in Bewegung. Es war umsonst, daß ein Männlein, wie Nathanael Pipkin die Thüre einwärts zog, wenn ein großer starker Geselle, wie der alte Lobbs, sie auswärts zog. Der alte Lobbs zog Einmal heftig an, und offen flog sie, und stellte Nathanael Pipkin's Gestalt bloß, wie er aufrecht darin stand, blaß wie der Tod und von Furcht vom Kopfe bis zu den Füßen zitternd, und bebend. Hilf Himmel! was für einen schrecklichen Blick der alte Lobbs auf ihn schoß, als er ihn bein Kragen hinaus zog, und auf Arms Länge von sich hielt!

„Was! was zum Teufel wollt Ihr hier?“ fragte der alte Lobbs mit furchtbarer Stimme.

Nathanael Pipkin konnte nicht antworten. Der alte Lobbs schüttelte ihn daher vorwärts und rückwärts, zwei oder drei Minuten lang, um ihm seine Ideen in Ordnung zu bringen.

„Was wollt Ihr hier?“ schrie Lobbs. „Ich glaube, Ihr seid um meine Tochter gekommen, he?“

Der Alte sagte das bloß als Spott, denn er konnte nicht glauben, daß sterbliche Anmaßung Nathanael Pipkin so weit geführt haben könne. Wie groß war aber sein Unwille, als der arme Mann antwortete:

„Ja, so that ich, Mr. Lobbs — ich kam um Eure Tochter — ich liebe sie, Mr. Lobbs. —“

„Wie, Ihr lumpiger Geselle, Ihr Zwerg, ihr gemeiner Kerl!“ keuchte der alte Lobbs, gelähmt von dem gräßlichen Geständnisse, „was meint Ihr damit? mir das ins Gesicht zu sagen! — Verdammt! ich will Euch erdrosseln.“ —

Es ist nicht im geringsten unwahrscheinlich, daß der alte Lobbs diese Drohung ausgeführt haben würde, da er in der äußersten Wuth war, wenn sein Arm nicht durch eine ganz unerwartete Erscheinung aufgehalten worden wäre, nämlich durch die des Vetters Heinrich, welcher, aus seinem Closette tretend und zu dem alten Lobbs hinschreitend sagte:

„Ich kann nicht zugeben, Mr. Lobbs, daß dieser harmlose Mann, den ein Mädchenspaß hiehin gezogen hat, auf eine sehr edle Weise, einen Fehler (wenn es ein Fehler ist) auf sich nehme, dessen ich schuldig, und den ich zu gestehen bereit. Ich liebe Eure Tochter, und kam, sie zu sprechen.“ —

Der alte Lobbs machte große Augen bei dieser Erklärung aber keine größere als Nathanael Pipkin.

„Thatet Ihr,“ sagte endlich Athem zum Sprechen findend der alte Lobbs.

„So that ich.“

„Und ich verbot Euch doch mein Haus schon vorlängst.“

„So thatet Ihr, sonst wäre ich heute Abend nicht heimlich hier.“

Ich bedaure, es bemerken zu müssen, von dem alten Lobbs, aber ich glaube, er würde auf den Vetter losgeschlagen haben, wenn seine hübsche Tochter, die glänzenden Augen in Thränen schwimmend, sich nicht an seinen Arm gehangen hätte.

„Halt ihn nicht auf, Marie,“ sagte der junge Mann, „laß ihn immer mich schlagen, wenn er will. Ich wollte kein Haar seines grauen Hauptes beschädigen für alle Reichthümer der Welt.“

Der alte Mann senkte seine Augen, und sie begegneten denen seiner Tochter. Ich habe vorhin ein oder zweimal zu verstehen gegeben, daß diese ein Paar sehr glänzende Augen hatte, und, obwohl sie jetzt voll Thränen waren, war doch ihr Einfluß nicht im mindesten geschwächt. Der alte Lobbs wendete sein Haupt weg, als ob er vermeiden wollte, durch sie überredet zu werden, aber, weil das Glück es haben wollte, mußte er dem Blicke der losen kleinen Cousine begegnen, welche, halb fürchtend für ihren Bruder und halb lachend über Nathanael Pipkin, einen so bezaubernden Ausdruck des Gesichtes, dabei mit einem Anhauche von Schelmerei, darbot, als irgend ein Mann, jung oder alt, nur zu sehen braucht, um aus dem Sattel seines Entschlusses gehoben zu werden. Sie schlang ihren Arm liebkosend durch den des alten Mannes, und flüsterte etwas in sein Ohr, und, er mochte thun, was er wollte, der alte Lobbs konnte nicht umhin, in ein Lächeln auszubrechen, während eine Thräne über seine Wange glitt. —

Fünf Minuten nachher wurden die Mädchen unter viel Gekicher von Mariens Schlafzimmer herabgebracht, wie sie sich auch schämen und zurückziehen mochten, und, während das junge Volk sich seiner Herzensfreude überließ, langte der alte Lobbs die Pfeife herab, und rauchte: und es war ein bemerkenswerther Umstand bei dieser beson-

dern Pfeife Taback, daß es die besänftigendste und angenehmste war, die er je in seinem Leben geraucht hatte. —

Nathanael Pipkin hielt es für das Beste, sein eigenes Geheimniß zu bewahren, und stieg dadurch nach und nach hoch in Gunst bei dem alten Lobbs, der ihn lehrte, zu rechter Zeit zu rauchen. Noch manches Jahr nachher pflegten Beide an schönen Abenden im Garten zu sitzen und zu rauchen und zu trinken mit vieler Würde.

Nathanael Pipkin erholte sich bald von den Wirkungen seiner Liebe, denn wir finden seinen Namen in dem Pfarrbuche, als Zeuge bei Mariens Vermählung mit ihrem Vetter.

---

* Der Stader oder Brunshäuser Elbzoll. *)

Kaiser Karls Riesengeist sah, wie viel ungünstiger Deutschlands Lage zum Weltmeere sei als die Lage seines schönen Frankreichs, als die der italischen und pyrenäischen Halbinsel, und daß nur Deutschlands stolze Ströme möglichen Ersatz bieten.

So kam in diese gewaltige Seele die Vereinigung der Donau mit dem Rhein durch den Main und die Altmühl, die Besprechung des Donauhandels in Constantinopel. Wo die in den Römischen und Wittekindischen Kämpfen so oft blutgefärbte Weser dem Meere naht, erhob der große Karl Bremen. Wo die Niederelbe die großartigste Vereinigung von Fluß- und Seeschifffahrt, wo sie den geräumigsten und sichersten Hafen bildet, hat dieser erhabene Pförtner aus der alten Zeit ins Mittelalter das gewaltige Hamburg gegründet. Die Nachfolger der bald entarteten Karolinger — die Sachsenkaiser und die Salier glaubten ihre Stärke nur in der Zerbröckelung der alten großen Nationalherzogthümer, der erbberechtigten Urgeschlechter, der Wahlrechte und Freiheiten zu finden. Die geistliche Macht hielten sie für die unbedenklichste, mehrten die Bisthümer und untergaben ihnen die meisten und vorzüglichsten Städte. Die Hohenstaufen bezeigten sich hochfahrend gegen das Städtewesen, und straften die Deutschen Städte durch erneuertes Niederhalten unter ihre Bischöfe, aus lauter Zorn gegen die großen italienischen Communen. —

*) Aus einem längeren Artikel der Allgemeinen Zeitung.

Anmerk. Brunshausen ist das am Ufer gelegene Hannoversche Zollamt des Stader Elbe-Tributs. Die Schwinge ist das hier einmündende Flüßchen, an dem die Schiffe anhalten müssen.

Auch in Bremen und Hamburg kehrt der in den süd- und mitteldeutschen Bisthums- und Stromstädten häufige Fall wieder, daß die Bischöfe für ihre Städte Freiheiten der Kaiser erwirkten, daß die handelsblühenden und geldreichen Städte bald nach corporativer Selbstständigkeit und eigenem Municipalrechte strebten, von den alsdann meist auf nahe Zwingburgen zurückgezogenen Bischöfen verlassen und unversöhnlich angefeindet wurden. Dies ward am schneidendsten fühlbar, als seit der Reformation viele Hochstifter säcularisirt und jene alten Kaiserbriefe eine gierig benutzte Quelle von Revenuen, Coërcitiven und Vexationen in der stets holen Hand der statt der Bischöfe eingetretenen Erbfürsten geworden sind. So hatte auch (10. Decbr. 1038) der Hamburger Erzbischof Bezelin, Erbauer des Domes und der Veste, von Conrad II. unter andern die Freiheit erwirkt, falls es nützlich und nothwendig sein sollte, auf seiner Kirche Grund und Boden in Stade ganz neu einen Markt zu begründen mit Zoll, Münze, Bann und allen sonstigen Fiscalrechten. Dieser neue Marktzoll, Bann und Münzstätte bezeichnen den Versuch einer Sicherung des Elbhandels aus dem durch die Wenden mehrmals verwüsteten Hamburg auf das ruhigere linke Ufer. Allein bald häufte sich wieder der Verkehr an der alten, durch die Natur bezeichneten Stätte zu Hamburg, das die „Mutter der mitternächtlichen Völker", dessen Erzbischof der Patriarch des Nordens hieß. Der Stader Markt und Marktzoll wurde hiedurch völlig unbedeutend, und so gestaltete der Bischof seinen Marktzoll in einen Schifftransitzoll um. Das allmählige Aufhören der normännischen und friesischen Seeräuberei, die endliche Befestigung des Christenthums und der Königsmacht in den scandinavischen Reichen, die Kreuzzüge wider die Ostseeslaven, wider die Araber in Spanien und Portugal und ins gelobte Land gaben dem Küsten- und Seehandel ungeheuern Aufschwung. Um so unleidlicher wurde nun aber auch der (wie es scheint, zur fortwährenden Metamorphose vom Marktzoll zum Schiffszoll, vom Flußzoll zum Seezoll praedestinirte) Staderzoll, und als Hamburg seinen tapfern Reichsvogt, Adolf Grafen von Holstein, Schaumburg und Stormarn mit einer namhaften Summe zur Kreuzfahrt half, erwirkte dieser vom großen Barbarossa (7. Mai 1189) zu Neuburg an der Donau, auf dem Marsch nach Regensburg und Wien, daß die Hamburger mit Allen ihren Schiffen, Waaren und Leuten von der See bis zur Stadt völlig frei sein sollen von allen Abgaben, hin und

her. Führen sie aber fremde Ladung, so mögen sie einen gerechten Boten nach Stade schicken, der nach der Anzahl der Güter sie verzolle auf seinen Eid. Dünkt aber dem Zolleinnehmer, daß der Zoll gefährdet worden, mag er dem Boten nach Hamburg folgen, daß er dort allem gerechten Anspruch Genüge leiste. — Dies Privilegium konnte Hamburg um so leichter ertheilt werden, als sieben Jahre vorher auf dem Erfurter Reichstage nach der Aechtung Heinrich des Löwen Burg und Stadt Stade dem Erzbischofe Siegfried verliehen wurde, ohne des Stader Zolles mit einer Sylbe zu erwähnen. Der erzbischöfliche Sitz war und blieb inzwischen von der Elbe an die Weser, von Hamburg nach Bremen verlegt. — Natürlich mißfiel der Kaiserbrief so den Erzbischöfen als dem seinen Ruderzoll immer höher steigenden Stade. Als der Stauffen Gestirn in Deutschland und Welschland erbleichte, wüthete losgebunden das Faustrecht. Nur mit den Waffen konnten die Hamburger ihr friedericianisches Recht behaupten gegen die Anmaßungen Stade's und der Bischöfler, bei Stade anhalten und drei Fluthzeiten dort bleiben zu müssen. Endlich im Jahr von Conradins tragischer Heerfahrt mußte der Bischof Hiltebold in feierlicher Versammlung anerkennen, was seiner Anerkennung nicht bedurfte: der Hamburger Freiheit, Friedrichs Kaiserbrief. Der Stader Hartnäckigkeit voraussehend, verfügte Hiltebold, daß „wenn sie sich seinem Frieden mit Hamburg nicht unterwürfen, der Elbzoll von den noch pflichtigen Schiffen nicht länger in Stade sondern in Bardenfleth erhoben werden solle. „Dem großen Interegnum fünf Jahr später mit starker Hand ein Ziel setzend, befreite Rudolf zuvörderst die Land- und Wasserstraßen, und sein starrer Sohn Albrecht führte wegen der Rheinzölle schonungslos einen gefährlichen Krieg gegen die Rheinischen Churfürsten, aus denen die drei geistlichen in diesem Räuberwerk sich besonders hervorgethan. Indessen hatte die mächtige Hanse mehr als einmal die scandinavischen Kronen gegeben und genommen, die Flotten zertrümmert, Handels- und Hauptstädte an allen vier Ecken angezündet, der Anmaßungen im Sund, wie viel mehr in der Elbe gespottet. Durch ein volles Jahrhundert war zeither Hamburgs Flußrecht in ungestörter Übung, als bald nach dem Tode des edeln Städtefreundes und Bürgerkönigs (Ludwigs des Bayern) 1349 um Pfingsten zu Burtehude, Lübeck, Bremen und Lüneburg ihre große Schwesterstadt Hamburg mit Stade in eine völlige Vereinbarung brachten, die noch im Beginn unserer unseligen Bürgerkriege vorhielt. Der gräuelvolle 30jährige Krieg hatte die letzten Reste der hanseatischen Größe vertilgt. Er hatte das alte Faustrecht im vollsten Maaße wiedergebracht. Im Jahre des Dänemark abgezwungenen Lübecker-Frieden 1628 sprach der Sieger Ferdinand II. Hamburg das Eigenthumsrecht der Elbe zu von der Stadt bis an die See, so „daß weder von uns oder unsern Nachfolgern ganz kein Zoll auf der Elbe von Hamburg ab bis an die See, Jemanden ferner erlaubt oder verstattet werden solle", und im nämlichen Jahre warf das besiegte Dänemark einen Glückstädterzoll auf, dessen gänzliche Abschaffung erst die Siege Torstensons und der Bromsebröer Friede 1645 eben so herbeiführten, wie jene der Uhlefeldischen Neuerungen im Sundzoll. Der Westphälische Friede IX. 1. stellte namentlich auf allen Wasserstraßen das alte Recht wieder her (durch den Reichsabschied von 1671 wiederholt). Dagegen aber gab er Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer an die Krone Schweden. Diese hielt sich genau an altes Recht und Herkommen „wie gar nicht gesinnet gegen diejenigen, so Fug und Recht ihrer Zollfreiheit vorbringen, sich anders als unerweislich zu verhalten." Darüberhin folgte dd. Stockholm den 26. Nov. 1674 auf den Grund des Friedericianum von 1189 die Resolution Karls XI., welche ohne alle Clausel und Ausnahme die Hamburgischen Schiffe sowohl als auch die der Stadt Hamburg Bürgern zugehörige Waaren, Güter, Kaufmanschaft, von was Eigenschaft sie auch sein", frei von allem Zoll erklärt und diesem 1691 am 11. März der Stader-Receß mit der ratificirten Elbzolls-Taxe, bis auf den heutigen Tag die Grundlage alles Rechts in dieser Angelegenheit namentlich festsetzend: „daß die hamburgischen Schiffe von allem Anhalten und Setzen für die Schwinge zu allen Zeiten, sowohl in- als aus- und nach der See segelnd gänzlich exempt und befreit bleiben, mit Abforderung einiges Umgeldes nicht beschwert, auch die der Stadt Hamburg Bürgern zugehörige Waaren, Güter, Kaufmannschaft, von was Eigenschaft sie auch sein, frei von allem Zoll und Abnahme passirt, und davon nichts genommen werden solle." — Schwedens Herrlichkeit auf deutscher Erde fand aber ein baldiges Ende in dem, dem spanischen Erbfolgekriege gleichzeitigen wilden Treiben Karls XII. von Narva bis Leipzig, und von Kopenhagen bis Pultawa (1700 — 1709). Aus seinem fünfjährigen Aufenthalt in Bender bei den Türken, während sein angebornes Reich von Russen, Polen und Dänen angefallen war, bot Karl den Hamburgern die ganz-

liche Aufhebung des Stader Zolls. Aber auch noch andre als Kaufleute würden sich darüber bedacht haben ein Object einzuhandeln, das schon längst Schweden durch Dänemark entrissen, und für ersteres so gut als verloren war. Guter Staatshaushalt vergönnte Hannover mehrern Nachbaren vieles Geld zu leihen. Englisches Geld konnte auch nicht entstehen, wo es sich um Häfen und Küsten handelte und gegen sechs Tonnen Goldes überließ Dänemark Bremen und Verden an Hannover, in der merkwürdigen Epoche, als der Utrechter und Badener Frieden und die Erhebung des Hauses Hannover auf den Brittischen Thron Europa eine andre Gestalt gaben (1714 und 1715). Daß jene Besitzes-Veränderung nur unter den früher rechtskräftigen Verhältnissen eintreten konnte (also hinsichtlich des Stader Zolls auf die Grundlage des Fridericianum des reichsoberhäuptlichen Spruches von 1628, des Westphälischen Friedens und des Schwedischen Tarifes von 1691) liegt auf flacher Hand. Allein factisch trat das Gegentheil ein, und beinahe ein ganzes Jahrhundert — von 1715 bis zur französischen Occupation Hannovers 1803 — erfüllen unaufhörliche fruchtlose Reclamationen gegen einseitige, ganz willkührliche Neuerungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kretinen-Hospiz auf dem Abendberge in der Schweiz *).

Ein Hülferuf an die mitfühlende Menschheit.

Norddeutschland hat immer mit besonderer Vorliebe über seine Ebenen hinweg in die Schweiz geschaut. Die Hansestädte des Nordens bilden eine Parallele mit der Alpenkette. Der dreißigjährige Federkrieg zwischen Bodmer und Gottsched lehrte uns gegenseitig unsere Kräfte kennen; seit Haller und Hagedorn, seit Claudius und Hebel ist die Sympathie zwischen Süd und Nord nicht erkaltet.

In Mitten der politischen und religiösen Wirren, während Marseillaise und Rheinlied weit umher die Gemüther zur Kriegslust entflammen, haben die Schweizer nicht vergessen, daß Menschenrechte vertreten, auch bei ihnen längst zur hohen Aufgabe geworden. Sie stehen eben im Begriff, dies wieder auf ächt christliche Weise an den Tag zu legen. In der letzten Sitzung der naturforschenden Gesellschaft der Schweizer ist aufs neue ein Gegenstand zur Sprache gekommen, der seit Saussure die Aufmerksamkeit und das Interesse der Philosophen, Ärzte und Pädagogen, so wie das Mitleid aller Philanthropen in hohem Grade rege gemacht hat: der Kretinismus. Der ungenauen Vorstellung wegen, welche namentlich in Deutschland über das Wesen des Kretinismus verbreitet ist, möge hier eine kurze Schilderung desselben Raum finden.

Der Name Cretin ist nach Einigen eine abgekürzte Form des Crètien, Christ; weil ein Volkswahn im Walliserland annahm, die Kretinen seien die auserwählten Christen, welche die erhabene Bestimmung erfüllten, die Menschheit, deren Sündenlast sie zu tragen scheinen, zu sühnen. Vielleicht auch, weil sie zu sündigen außer Stand sind. Andere wollen in Cretin das romantische Cretira, Kreatur, jämmerliche Kreatur erkennen. Ein Zuruf der Erinnerung, daß die Kretinen menschliche Kreaturen sind und Ansprüche auf Menschenrechte haben, wie wir. Esquirol endlich leitet den Namen von einem alten Worte Cretins, Anschwemmung, ab, weil sich die Krankheit oft in sumpfigten Gegenden zeigt.

Über das Alter des Kretinismus ist nichts Gewisses auszumitteln; es reicht hoch hinauf: das Chaos menschlicher Leiden und Gebrechen. Doch wird im 16. Jahrhundert von Peter von Foreest, einem Hochländer, und später von Felix Plater, einem Schweizer, des Übels erwähnt. Die französische Revolution, die so manchen Schlamm aufrührte, ging auch hier nicht ohne Eingreifen vorüber. Als die Franzosen die tiefen Thäler der Alpen mit ihren Feuerschlünden durchzogen, wurden Hunderte der unglücklichen Kretinen von ihren Bajonetten niedergestoßen. Graf Rambüteau aber, als Präfect des Simplon-Departements, überreichte Napoleon einen genauen statistischen Bericht über die Unzahl dieser Ungeschöpfe.

Das 19. Jahrhundert hat eine Menge Gelehrter und Naturforscher entstehen sehen, die dem Kretinismus ihr Studium gewidmet haben. Wenzel, Iphofen, Andreä, Maffei, Sensburg, Häusler, Wilke, Troxler, Gros, Demme, Guggenbühl und viele Andere haben uns in jüngeren Zeiten mit trefflichen Abhandlungen über Kretinismus bereichert.

*) Herr Georges Schirges ist auch in unserer Stadt angekommen um die Stiftung eines Vereins für die erwähnten Unglücklichen zu veranlassen. Hoffentlich können wir bald etwas Näheres hierüber veröffentlichen. Eine Abbildung von Kretins ist im Lese-Zimmer des Museum und der Union niedergelegt.

Die Red.

Das Wesentlichste aus ihnen Hervorzuhebende ist Folgendes:

Der Kretin ist klein, oft zwergartig, an die häßlichen Gebirgsgnomen der Märchenwelt erinnernd. Ein dicker Kopf hängt schwankend auf die Brust herab, der oben und hinten abgeplattete Schädel ist mit struppigem, mißfarbigem Haar bedeckt, das Gesicht von unverhältnißmäßiger Größe mit starken vortretenden Kiefern, hat ein rohes, thierisches Gepräge, seine faltige, schlaffe, schmutzigbraune Haut ist in beständiger Verzerrung, bald fletschend grinsend, bald ärgerlich verdrossen. Die Ohren sind groß und lappig, die bald zusammengekniffenen, bald verkürzten Augenlider lassen ein Paar triefende, schielende, oder starr fixirte lichtscheue Augen sehen. Die Nase ist abgeplattet, negerartig; der Mund geöffnet, breit, geifernd, mit hangender Unterlippe, verdorbenen Zähnen und dicker gelähmter Zunge. Zahlreiche Runzeln zwischen den borstigen Brauen und auf der niedrigen Stirn vollenden den traurigen Ausdruck des Kretinenantlitzes.

(Schluß folgt.)

* Zur Beherzigung.

(Eingesandt.)

Bei der so sehr bedeutenden Communication zwischen Alt- und Neustadt hat sich die auf der Nothbrücke zur Beaufsichtigung einer geregelten Passage angewandte polizeiliche Aufsicht auch für andere Zwecke der öffentlichen Sicherheit gewiß als höchst passend erwiesen, und es wäre daher sehr zu bedauern, wenn man annehmen dürfte, daß diese Anordnung auf der neuen Brücke ganz wieder wegfallen sollte. — Bedenkt man überhaupt den gewaltigen Verkehr, der sich dann wieder ganz auf der Wachtstraße, wo es an Bierhäusern und Schenken nicht fehlt, concentriren wird, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß hier im eigentlichen Mittelpunkt des ganzen Getriebes, ein militairischer oder polizeilicher Posten für immer etablirt werden möge, wozu sich der durch den Abbruch des Brück-Thores jetzt leergewordene Raum, unmittelbar an der Weser, ganz vortrefflich eignen würde. — In alten Zeiten war hier bekanntlich immer eine Wache. Wenn man nun diesen Platz nicht verkaufte, sondern daselbst eine Wohnung für den Polizei-Commissair des Districts einrichtete, der stets einige Diener dort zur Disposition haben müßte, so wäre damit gewiß einem bedeutenden Bedürfnisse genügt und der öffentlichen Sicherheit kein zu großes Opfer gebracht. Den betreffenden Behörden wird dieser Gegenstand dringend empfehlen, da es jetzt noch Zeit ist, darauf Bedacht zu nehmen.

* Das Panorama von St. Petersburg

hat sich wahrscheinlich keines so zahlreichen Besuches zu erfreuen gehabt, wie das von Moskau, da Herr Lera so schnell den Preis auf 9 Gr. herabgesetzt hat.

Eines Theils mögen die schönen Tage, andern Theils der Glaube Schuld sein, daß auch dies Panorama hier so lange stehen bleiben werde als das frühere, was indeß bestimmt der Fall nicht ist; keines Falls aber ist das Panorama die Ursache des geringen Besuchs, es kann durchaus dem von Moskau nicht nachgestellt, nein es muß ihm vorgezogen werden, der Künstler ist in diesem Werke noch mehr zu bewundern als in dem früheren. Wenn Petersburg auch an Freundlichkeit Moskau nachsteht, so ist daran die Farbe der Häuser und Dächer nur Schuld; seine Lage an der majestätischen Newa ist herrlich, es ist eine großartige Stadt und unbezweifelt die schönste aller Residenzen. Ein besseres, treueres Bild wird uns davon bestimmt nie geboten, nie ein vollkommneres, möge es daher Keiner dem es irgend möglich ist, versäumen die Rotunde am Osterthore zu besuchen.

Referent bittet recht sehr diese Zeilen nicht für bloße Lobhudeleien anzusehen, sondern als eine in vollkommenster Anerkennung niedergeschriebene Empfehlung des trefflichen Künstlers und seines großartigen Werkes, eine Aufforderung ans Publikum die Wahrheit des Gesagten zu prüfen, aber auch an Herrn Lera, uns Paris, das wol noch mehr hier interessirt als jene beiden Colosse des Neußenlandes vorzustellen.

U.

Auflösung der Charade in Nro. 37.

Thronrede.

Miscellaneen.

(Frauenrache.) Zwei junge hübsche Grisetten gingen vor einigen Tagen in dem großen Vorzimmer des Justizpalastes in Paris auf und ab. Beide sahen sehr aufgeregt aus, und schienen in großer Ungeduld auf die Ankunft einer dritten Person zu warten. Mit einem Male riefen sie gleichzeitig: „da kommt er!“ und schnell, als sollten sie zu einem Galop antreten, eilten sie einem jungen Schreiber entgegen, der in ein Zimmer hineingehen wollte. „Welche von uns beiden?“ fragten sie ihn zu gleicher Zeit. „Antworten Sie schnell. Sie sollen uns nicht länger hintergehen. Welche von beiden?“ Der junge Mann, der so unversehens überfallen wurde, stammelte Anfangs „Entschuldigen,“ bald aber sammelte er sich, und antwortete: „keine von beiden.“ Diese Antwort verwandelte die beiden schönen Mädchen in wahre Furien, denn sie fielen über den Unglücklichen, der beiden zugleich Liebe geschworen hatte, und zerkratzten ihm unbarmherzig das Gesicht, bis die Wache herbeikam und den Armen befreite. —

(Der Baron de la Motte Fouqué) in Halle kann doch auf seine alten Tage die Ritterlichkeit und Galanterie noch nicht vergessen, er besingt Fräulein Charlotte von Hagn mit folgenden Versen:

An Fräulein Charlotte von Hagn.

Das Unschuldskind vom Lande,
Sabine,
Legt Land und Stadt in magisch-luft'ge Bande, —
Stolz, lieb'wund sich beherrschend, herrscht Christine, —
Und o, wer zählt und nennt die vielerlei Gestalten,
Hoch waltend in des Zaubermantels Falten!
Doch was in bunten Reigen,
Der Magierin treu eigen,
Aus jedem farb'gen Bild der Sänger ahnt und preist,
Ist ein in sich allstät klar edler Musengeist,

(London. Ein merkwürdiger Criminalfall.) Bei einem Volksauflaufe, der im Jahre 1810 in der Grafschaft Kent statt hatte, war ein junger Landmann bedeutend kompromittirt, und um sich den gerichtlichen Nachforschungen zu entziehen, nahm er Militärdienst, obgleich ihm der Abschied von seiner Heimath und seiner Geliebten, einem Bauernmädchen aus der Gegend, sehr schwer fiel. Indeß zog er mit den brittischen Truppen nach dem Continent, zeichnete sich aus, wurde Sergeant und erhielt in der Schlacht bei Waterloo eine schwere Wunde; nachdem er geheilt war, wurde er mit einer Pension entlassen. Nach seiner Rückkehr fand er seine ehemalige Braut mit einem reichen Bauern aus der Nachbarschaft verheirathet. Von dieser Zeit an führte er ein mürrisches, einsames Leben, und ernährte sich, da seine kleine Pension nicht ausreichte, mit Putzen und Ausbessern von Jagdgewehren. So verflossen sechsundzwanzig Jahre, bis er vor wenigen Tagen seinen betagten Nebenbuhler, den Mann seiner ehemaligen Braut zufällig in einem Wirthshause traf, und nach einem kurzen, vom Zaune gebrochenen Streit, demselben eine Kugel durch das Herz schoß. „Ich wußte wohl, daß mich das Mädchen noch dazu bringen würde,“ sagte er, und überlieferte sich kaltblütig den Gerichten. Das „Mädchen“ ist jetzt 54 Jahre alt und der sechzigjährige Liebhaber hatte sie seit Jahrzehnten mit keinem Auge gesehen.

(Die erste Kutsche) kam nach England im Jahre 1564; der Kutscher der Königin Elisabeth, ein Holländer, Wilhelm Brown, holte sie herüber und ein Zeitgenosse sagt, eine Kutsche sei ein so seltsames Ungeheuer, daß sie Pferde und Menschen erschrecke. Klingt das nicht grade als ob ein Bauer von der ersten Locomotive, die ihm zu Gesicht kam, spräche?

(Rossini's Geiz) war nur ein Raptus, jetzt ist es seine Verschwendung und Großmuth. Nachrichten aus Bologna zufolge hat er sechsmal hundert tausend Francs zum Bau eines Spitals für arme alte Musiker ausgesetzt; seinem Arzte, der ihn von der letzten Krankheit heilte, gab er fünf hundert Plaster Honorar; noch mehr: Rossini giebt öffentlichen und unentgeltlichen Gesangunterricht! Wer weiß, mit welcher Gier er sonst jede Note, jeden Wink zu Golde zu machen suchte, der möchte diese Nachricht für einen Puff halten; aber sie soll wahr sein.

(Straßburg 1. Mai.) Unsere Stadt hat heute außer dem Königsfeste noch eine andere doppelte Feier begangen, die von allen Classen, Ständen und Parteien mit gleichem Enthusiasmus begrüßt wurde — die Eröffnung der Eisenbahn und die Einweihung des Canals, der den Rhein mit der Rhone verbindet. Schon in aller Frühe wogten Tausende nach dem nahen Königshofen, um die ersten Wagenzüge abgehen zu sehen. In Colmar gingen die ersten Trains um dieselbe Zeit (6½ Uhr Morgens) ab, und gegen 9 Uhr schon begrüßten wir bereits die aus dieser Stadt mit den ersten Waggons hieher expedirten Reisenden, welche die Strecke von 14 Stunden in dieser Zeit zurückgelegt hatten. Um 1 Uhr Nachmittags versammelte sich ein Theil des hiesigen Domcapitels, die Municipalbeamten, die Präfectur, so wie die Abgeordneten und Agenten der Kölnischen Dampfschifffahrtsgesellschaft an der großen Rheinbrücke, wo zu Ehren des Tages und der Einweihung des Canals das elegante und schnellfahrende Boot „der Graf von Paris“ von dem Coadjutor die Taufe erhielt. Von hier aus steuerte man nun in den Canal, dessen Inauguration alsbald vorgenommen ward. Das neue Dampfschiff „die Stadt Straßburg“ fuhr an dem neuen Landungsplatz an, und erhielt unmittelbar darauf ebenfalls die Taufe. Unter den Hunderten von Flaggen, die so herrlich geschmückt waren, standen friedlich neben einander die Wappen der beiden Rheinstädte Straßburg und Köln. — Diesen Abend werden noch viele Feierlichkeiten stattfinden, und auch morgen ist den anwesenden Mitgliedern der Dampfschifffahrtsverwaltung aus Köln zu Ehren ein Festmahl im Stadthause dahier angeordnet.

(Dresden, 28. April.) Bei der Eisenbahn von Leipzig über Altenburg und Plauen nach der baierischen Gränze betheiligen sich die königlich sächsische und herzoglich sächsisch-altenburgische Regierung mit dem vierten Theil des Anlagecapitals, und verzinsen die übrigen drei Viertheile während des Bahnbaues mit 4 Proc., soweit die Reinerträge der Streckenfahrten dazu nicht hin-

reichen. Nach Vollendung des Bahnbaues verzichten die genannten Regierungen sowohl für das übernommene Viertheil der Actiensumme, wie für dessen aus den Zinsenvorschüssen erwachsende Vermehrung, auf den darauf fallenden Theil der Dividende zu Gunsten der übrigen Actionäre, sofern diese nicht aus dem Reinertrag eine Rente von 4 Proc. erhalten haben; nach 25 Jahren des vollen Betriebes ist dagegen den betreffenden Staaten die käufliche Uebernahme der ganzen Bahn vorbehalten, wobei sie den Nominalwerth der Actien in jedem Falle, bei einem Ertrage der Dividende von mehr als 4 Proc., aber auch einen verhältnißmäßig höhern Kaufpreis gewähren. Die Bahn zerfällt in 4 Abtheilungen, von denen die ersten beiden, von Leipzig bis Altenburg und von da bis Crimmitschau neun geographische Meilen, die letzten bis zur baierischen Gränze, mit einer Zweigbahn von Crimmitschau nach Zwickau, eilf Meilen enthalten, und das Anlagecapital ist bei einem Doppelgleise auf 6,000,000 Thaler veranschlagt. — Der Meßverkehr lockt viele Dresdener nach Leipzig, während die Fremdenmasse früher als sonst nach der Residenz eilt, wozu das neue Theater viel beiträgt. Dem Erbauer desselben, Prof. Semper aus Altona, wurde kürzlich ein Fackelzug gebracht. Es ist äußerst rühmenswerth, was die Generaldirection fortdauernd für die Anstalt thut, sowohl für die darstellende Kunst, als für das Orchester. Wie Fürstenau seit einer langen Reihe von Jahren für die Flöte, so ist für ein ähnliches Nebeninstrument, das Waldhorn, seit einem Jahre der Virtuos Levy hier angestellt, der eine ganz neue Behandlung desselben erfand, in ganz Europa auf seinen Kunstreisen Bewunderung erntete, und bei seinem Aufenthalte in Paris in der „Quotidienne" sogar der **„Paganini du cor"** genannt wurde.

(**Frankfurt** a. M., 22. April.) Die Messe war schlecht, so schlecht, als scheine überhaupt der Meßhandel in den letzten Zügen zu liegen. Nehmen Sie nur Leder und Wolle, diese zwei so wichtigen Handelsartikel, worin sonst fast so viel gethan wurde, als diesmal in allen Branchen zusammen — sie boten das Bild eines gedrückten, unbehaglichen Zustandes, viel Waare und wenig Käufer, große Hoffnungen und schlechte Resultate und noch schlechtere Preise. Man wird seine Zuflucht mit überflüssigen Vorräthen nach Leipzig nehmen; aber Zeit und Umstände lassen dort kein besseres Schicksal für diese Gegenstände hoffen. Die feineren Sorten der wollenen Tücher fanden einigen Absatz, ebenso diejenigen halbwollenen Waaren, die an den Bereich des Luxus streifen. Starker Handel war übrigens auch in diesen Artikeln nicht, sondern es wurde etwa so viel verkauft, als sonst in einer schlechten Sommermesse; damals würde man geklagt haben über diesen Absatz, jetzt ist man so ziemlich damit zufrieden. Die ungeheuern und prachtvollen Kattunvorräthe wurden zwar etwas gelichtet, aber zu schlechten Preisen, man wollte und mußte absetzen. Die englischen und französischen Waarenlager sind am stärksten von Käufern besucht worden; das sind auch Gegenstände, worin man zu Hause noch nicht von **Commis Voyageurs** überschüttet wird und die meist zum Luxus gehören, der von seiner Höhe noch nicht heruntersteigen will. Die leinenen und seidenen Waaren der Vereinsstaaten gingen träge, besser gingen die baumwollenen und halbseidenen derselben. Kurze Waaren fanden, wie immer, willige Käufer, denn diese Gegenstände greifen mehr in den Bedarf des alltäglichen Lebens ein. Das Detailgeschäft war recht gut, und man konnte hier die momentane und locale Abondanz des Geldes wahrnehmen. In den Meßläden des Braunfels, des Römerberges und am Main sah man ein lebendiges Treiben, es wurde viel verkauft, jedoch ist der Handel hier als Meßhandel untergeordnet. Zu bemerken ist noch, daß sogar die großen Gasthöfe in dieser Messe bei weitem nicht so besetzt waren als sonst, ein Beweis, daß nicht nur der Meßhandel, sondern überhaupt der Meßfremdenzudrang abgenommen hat.

(**Paris**, 27. April.) Eine höchst anziehende Erholung von den Mühen und Trübsalen der alltäglichen Geschäftsmisere war das gestrige Concert von Chopin. Nur drei Mitwirkende und sieben Nummern, und doch der Saal trotz der abendlichen Schwüle übervoll, denn Chopin führte den Reigen und schloß ihn unter rauschendem Beifall. Chopin ist einer der Trimmvirn des Pianoforte; aber waltet Liszt fast mit Allmacht auf seinem Instrumente, schreitet Thalberg mit der kunstvollen Eleganz einer Taglioni durch die Bahn der Tasten, so kann man von Chopin sagen, daß er Clavier spiele, spiele im ursprünglichen Sinn des Worts. In Liszt sehen wir vor allem die Kraft, in Thalberg die Form, in Chopin den Geist — jenen spielenden Geist, der von der Poesie sich sich kaum unterscheiden läßt. Es ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, der durch heiteres Gespräch und sinnvolle Tändeleien alle Welt in den roßigsten Champagnerhumor versetzt. Aus diesem blassen Skelett, aus diesem schwachen, schwachbewegten Körper kann kein Gewitter sich entwickeln. Das Spiel Chopins hat daher keine großartig ästhetischen Eigenschaften, wie die Pariserinnen keine eigentliche Schönheit, aber wie diese fesselt er durch ein Etwas, das sich nicht bestimmen noch schildern läßt, durch die Grazie, die ein Kind und Ausfluß des Geistes, gleichsam der sinnenfällige Geist selbst ist. Die Schönheit in ihrer regelmäßigen Begränzung kann man festhalten und zergliedern, die Elemente, aus denen sie geworden, und die Regeln, wonach sie entstanden, genau angeben, aber die Grazie, dieser griechische Kobold, der überall erscheint und nirgendswo zu fassen ist, entzieht sich jeder Analyse — und so ist es auch mit dem Spiel Chopins. — Der Violinist Ernst trug seine einfache, gefühlvolle „Elegie" mit großem Erfolg vor. Was man zu seinem Lobe sagen kann, liegt in dem einzigen Wort Seele. Keiner der berühmten Herren, die jetzt die Geige führen, hat seine Seele, und darum kommt ihm keiner gleich, und keiner thut die Wirkung, die er thut. Die Zeit, so materialistisch ihr Ruf ist, weiß, was die Seele werth ist, vortrefflich noch zu schätzen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 38.

Bremen, Donnerstag den 13. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 432. Den 7. Mai. Des verst. Just Philipp Ehlert Hein Wittwe, geb. Lamken, 73 Jahr; Armenhaus.

— 433. Den 8. — Der Kaufmann Joh. Bagelmann, 73 Jahr; Sandstraße Nro. 14.

— 434. Den 10. — Des Cigarrensortirers Hinrich Wilh. Neddermann Tochter, 4½ Jahr; auf dem Häfen Nro. 8 B.

— 435. Den 10. — Der Schuhmacher Bernh. Boschen, 42 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 70.

— 436. Den 10. — Des Arb. Friedrich Möhring Sohn, 1 Jahr; Hastedt Nro. 14.

— 437. Den 10. — Der Zimmergesell Hinr. Hagens, 53 Jahr; auf dem Häfen Nro. 1.

Nro. 438. Den 10. — Des Schneidermeisters Christian Friedrich Loncke Sohn, 9 Wochen; Böttcherstraße.

— 439. Den 10. — Des Krameramtsgenossen Johann Gottlieb Spangenberg Sohn, 4 Jahr; Stavendamm Nro. 1.

— 440. Den 11. — Der Arb. Hinr. Hartmann, 47 Jahr; Hastedt Nro. 89.

— 441. Den 11. — Der Schneidergesell Heinr. Friedr. Boedeker, 23 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 74.

— 442. Den 11. — Der Kahnschiffer Diedr. Besser, 55 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 31.

Geburten:

Nro. 581. Den 6. Mai. Des Schneidermeisters Johann Heinr. Diedr. Meyer Ehefr., geb. Rohden, Martinistr. Nr. 16; von e. Mädchen.

— 582. Den 7. — Des Nadlers Heinr. David Böhme Ehefr., geb. Schlengmann, Jacobistraße Nro. 23; von einem Mädchen.

— 583. Den 8. — Des Maurergesellen Christ. Behrens Ehefr., geb. Delvendahl, Fehrfelde Nro. 21; von einem Knaben.

— 584. Den 8. — Des Küpermeisters Johann Jacob Riechmann Ehefr., geb. Dodt, Stephanithorswallstr. Nro. 8; von e. Knaben.

— 585. Den 9. — Des Schenkwirths Friedr. August Bomhoff Ehefr., geb. Stellmann, Schafskoben Nro. 3; von einem Mädchen.

Nro. 586. Den 9. — Des Arb. Samuel Burchard Faust Ehefr., geb. Vogel, Neuengang Nro. 6; von einem Knaben.

— 587. Den 10 — Des Branntweinbrenners Herm. Hinr. Alsken Ehefr., geb. Windler, große Annenstraße Nr. 108; von einem Knaben.

— 588. Den 10. — Des Lageraufsehers Joh. Heinr. Behrens Ehefr., geb. Kleymann, Werderstraße Nr. 1; von einem Mädchen.

— 589. Den 11. — Des Kupferschmieds Helmr. Lange Ehefr., geb. Schröder, große Krankenstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 590. Den 11. — Des Aufladers Friedr. Schröder Ehefr., geb. Meyer, große Johannisstraße Nro. 60; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 39.

Bremen, Sonntag den 16. Mai 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 16. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. Dr. Krummacher
12 Uhr Hr. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Cand. Victor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Räthsel.

Ich bin des Fortschritts stärkster Hebel,
Ein Schattenkörper ohne Geist.
Mein naher Vetter ist Herr Nebel,
Frau Wolke meine Tante heißt.
Mich sah seit vielen tausend Jahren
Das Weltall vielgestaltig schon;
Wenn Wasser sich und Feuer paaren,
Erscheine ich als starker Sohn.
Ich strebe immer nach der Ferne
Und steige gern zur Höhe auf,
Doch fesseln meines Schicksals Sterne
Nicht selten meinen freien Lauf.
Von Menschen listig eingefangen,
Hineingepreßt in enge Haft,
Verleiht mir rasendes Verlangen
Nach Freiheit eine Riesenkraft.
Der Druck allein bringt mich zu Thaten,
Die Knechtschaft macht mich hochgeehrt.
Schon mancher Hans ist gut gerathen,
Wenn mores ihn der Muß gelehrt.
Entfesselt, weiche ich von hinnen,
Verloren für Gewerb' und Kunst;
Die Spuren meiner Kraft zerrinnen,
Wie Schwärmerei, in blauen Dunst.
Will Mysticismus sich erheben,
So laßt ihm ruhig seinen Lauf,
Nur Gegendruck hält unser Leben,
Die Freiheit lös't uns Beide auf.
Es will, soll Nutzen sich entfalten,
— Mein Beispiel giebt den Augenschein —
Der freie Geist stets frei auch walten,
Die rohe Kraft gefesselt sein.

Napoleon's Traum unter den Pyramiden.

(Fortsetzung.)

„Während der gute Violet über das so muthwillig verschüttete Wasser noch eine gar bewegliche Standrede hielt, waren Bonaparte und Denon bereits längst bei den Pyramiden angelangt, und mochten sich diese merkwürdigen und meisterhaften Bauwerke schon eine geraume Zeit betrachtet

haben, als die Colonnen des kleinen Heeres nach und nach gleichfalls bei denselben eintrafen. So ermüdet und erschöpft auch die Krieger von dem langen, beschwerlichen Marsch durch die Wüste bei der drückenden Hitze sich fühlten, so waren doch diese Leiden und Mühseligkeiten bei dem wundervollen Anblick dieser riesenhaften Denkmäler, die jetzt in schweigender Majestät vor ihren Blicken lagen, vergessen, und ein Murmeln staunender Verwunderung durchlief die Glieder. Bergen gleich ragten diese merkwürdigen Bauwerke der egyptischen Urzeit mit ihren Spitzen in die Wolken hinein, und schienen eine einzige zusammenhängende Masse mit den Felsen auszumachen, auf denen sie standen. Napoleon, den man in tiefes Nachdenken versunken mit über einander gekreuzten Armen vor diesen Riesen-Bauten stehen sah, ertheilte, plötzlich aus seinem wachen Traum emporfahrend, Befehl, die Zelte aufzuschlagen. Mit rühriger Geschäftigkeit machten sich die Krieger, nachdem sie ihre Gewehre zusammen gestellt und ihr Gepäck abgelegt hatten, an diese ihnen willkommene Arbeit: denn Alle sehnten sich nach Ruhe. Während ein Theil mit Aufschlagen der Zelte beschäftigt war, zog der andere nach dem nahen Nil, der sich durch das Thal schlängelte, um Wasser für die lechzenden Menschen und Thiere herbeizuholen. Jauchzend wurden die mit ihren gefüllten Gefäßen Zurückkehrenden bewillkommnet, und ungestüm riß man den lange schmerzlich entbehrten labenden Trunk aus den Händen der Krieger, oder von den Karren. Es bedurfte der vollen Macht der herbeieilenden Offiziere, um Unordnungen und Schlägereien unter ihnen zu verhüten. Napoleon hatte sich inzwischen, tief in seinen Mantel gewickelt, am Fuße einer dieser Pyramiden auf einer Stufe niedergelegt, und war, den Kopf auf die Hand stützend, eingeschlummert.

„Seht Ihr denn nicht," rief ärgerlich Violet seinen lärmenden, schreienden und zankenden Kameraden zu, „daß unser kleiner Corporal da schläft? Wollt Ihr mit aller Gewalt schreien und lärmen, so geht ein klein wenig bei Seite. Den Löwen, den Bewohnern dieses schönen Landes, mögt Ihr immerhin im Brüllen Gesellschaft leisten, und wer weiß, ob Ihr sie nicht darin übertrefft: denn im Brüllen könnt Ihr, wie ich merke, was leisten. Aber marsch mit Euch! Laßt Eure angenehmen Stimmen erschallen, wo Ihr wollt, nur hier nicht; Ihr weckt mir sonst am Ende den kleinen Corporal! Aber, mein Wort darauf, ich will selbst zu einer Pyramide werden, wenn Ihr dann in vierundzwanzig Stunden auch nur einen einzigen Witz von mir zu hören kriegt."

Mochte es nun diese furchtbare Drohung, oder die Ehrfurcht vor dem schlafenden Feldherrn sein, die den tosenden Lärm plötzlich stillte; die lärmenden Kriegerschaaren hatten sich wirklich während dieser Standrede Violet's allmählig verlaufen, und es war, wie durch einen Zauberschlag, an die Stelle des laut lärmenden Getöses das tiefste, lautloseste Schweigen getreten, wie es zu dem melancholischen Ernste dieser uralten egyptischen Königsgräber paßte.

Nur Violet blieb als freiwillige Schildwache bei seinem schlummernden Feldherrn. Ermüdet ließ er sich nach einigem Hin- und Herwandeln auf einem halb im Sande vergrabenen Säulenschaft nieder, und war zuletzt gleichfalls glücklich eingeschlafen. Der ehrliche Violet wandelte eben im Traume mit seiner getreuen Charlotte an dem blumigen Ufer der Loire auf und nieder, gab und empfing Liebesbetheurungen und Schwüre, als ihn plötzlich ein dicht in seiner Nähe dumpf polterndes Gekrach, wie wenn ein Mauerwerk stürze, aus seinem angenehmen Traum und aus seinem Schlaf aufschreckte. Hastig aufspringend, sich die Augen reibend und nach allen Seiten umschauend — der Morgen fing bereits an zu grauen, und man konnte die Gegenstände ziemlich deutlich unterscheiden — sah er, und wollte seinen Augen nicht trauen, wie der Feldherr sich aus einem Mauergerüll mühsam hervor zu arbeiten suchte.

Violet, der dies mehrere Minuten lang offenen Mundes und staunend mit angesehen hatte, sprang endlich hinzu, und war dem Feldherrn behülflich, aus dem Schutt hervorzukommen.

„Das lohnte sich auch, so weit über Meer herzukommen, mein General", sprach der Witzbold, während er dem Feldherrn den Mauerstaub vom Mantel bürstete, „um hier von einer so unhöflichen Mauer, die sich da von oben herab bemüht erschlagen und vergraben zu werden! — Es ist gewiß", fuhr der unermüdliche Schwätzer fort, den Bonaparte schweigend und sichtlich zerstreut gewähren ließ, „Altersschwäche von ihr gewesen. Denn sie mag schon manches Jahrtausend von da oben hinaus geschaut haben, die Zeit ihr wohl nachgerade lang geworden sein, und sie hat Euch ein wenig Gesellschaft leisten wollen. Das war aber, mit Verlaub, dumm von ihr, und sie hätte noch immer hübsch bleiben können, wo sie war. Hätte ich nicht noch zum Glück bei Euch gestanden, General, so wäret Ihr wahrhaftig umsonst

geschlagen worden. Aber ich sah es, da sie just fallen wollte, sprang herzu, und gab der Naseweisen einen so derben Rippenstoß, daß sie seitwärts wegrutschte: aber den Staub und das Kalkgeröll konnte ich freilich nicht ganz von Euch abwehren."

Der ehrliche Violet war nun einmal so in das Prahlen hinein gerathen, daß er am Ende vermuthlich noch die ganze Pyramide bei Seite geschafft haben würde, wenn nicht die inzwischen nach und nach herbeigekommenen Generale und Gelehrten den sichtliche Zeichen von Ungeduld gebenden Bonaparte von dem lästigen Schwätzer befreit hätten. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sich ganz oben an der Pyramide ein Stück Kalk abgelöst hatte, und auf den schlafenden Feldherrn herabgestürzt war. Zum Glück war es im Herabstürzen in mehrere kleine Stücke zerschellt, so daß der General meist nur von Bröckelwerk bedeckt und überschüttet, und dadurch zwar sehr unsanft aus dem Schlafe geweckt, aber doch nicht beschädigt worden war, da er sonst allerdings leicht hätte erschlagen, oder mindestens schwer verletzt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sklavenhandel betreffend.

In Hinblick auf die jüngsten Ereignisse scheint es ebenso zweckmäßig als interessant sich die in Betracht kommenden gesetzlichen Vorschriften wieder zu vergegenwärtigen. Zu diesem Zwecke theilen wir unsern Lesern zuerst die Bremische Verordnung vom 20. October 1837 mit:

Art. 1. Der unter der Benennung Sklavenhandel begriffene Geschäftsbetrieb, welcher die Versorgung von Nord- und Süd-Amerika oder Westindien mit Negersklaven von der Afrikanischen Küste zum Gegenstande hat, ist, nebst allen damit in Verbindung stehenden Gewerben, im Bremischen Freistaate, so wie überhaupt den Angehörigen desselben, verboten und wird als Verbrechen behandelt.

Art. 2. Wer als Rheder, Befrachter, Capitain, Steuermann oder Supercargo ein Schiff zum Behuf des im Art. 1 erwähnten Sklavenhandels ausrüstet oder damit versegelt, oder Sklavenhandel betreibt, oder durch Andere ausrüsten oder betreiben läßt, oder daran Theil nimmt, oder diese Verbrechen als Vorschußleister oder Versicherer befördert, wird nach den Umständen, und je nachdem das Schiff entweder:

a. vor der Abfahrt im Hafen der Ausrüstung, oder
b. nach der Abfahrt, jedoch vor Vollziehung des Sklavenraubes oder Sklavenhandels, oder endlich
c. nach wirklicher Begehung eines Acts des Sklavenraubes oder Sklavenhandels angehalten wird,

zu einer ein- bis funfzehnjährigen Zuchthausstrafe und außerdem zu einer Geldbuße von 200 bis 5000 Rthlr. auch zum Verlust des hiesigen Bügerrechts oder sonstiger, ihm im Bremischen Freistaate zustehenden Gemeinderechte und der Befugniß, die Bremische Flagge zu führen, verurtheilt. Außerdem kann den Umständen nach die Confiscation des Schiffes sammt Zubehör, so wie der Ladung erkannt werden.

Art. 3. Fremde, welche auf Bremischem Gebiete oder an Bord eines Bremischen Schiffes sich der in den vorstehenden Artikeln bezeichneten Verbrechen schuldig machen, oder zum Behuf des Sklavenhandels die Bremische Flagge mißbrauchen, oder Schiffe auch unter fremder Flagge zur Betreibung des Sklavenhandels auf Bremischem Gebiete ausrüsten oder ausrüsten lassen, werden nach dem gegenwärtigen Gesetze bestraft.

Art. 4. Alle sonstigen, eine Verletzung des im Artikel 1 enthaltenen Verbots befassenden Handlungen, welche in den Artikeln 2 und 3 nicht erwähnt sein sollten, sind einer den Umständen angemessenen Geld-, Gefängniß- oder Zuchthausstrafe unterworfen und können gleichfalls den Verlust des Rechts, unter Bremischer Flagge zu fahren, nach sich ziehen.

Die Veranlassung zu solchem Gesetze war diese: Im Convente vom 30. Septbr. 1836 zeigte der Senat der Bürgerschaft an, wie am 30. Nov. 1831 eine Convention zwischen England und Frankreich zu Unterdrückung des Sklavenhandels und aller damit in Verbindung stehenden Geschäfte abgeschlossen sei, und wie diese Mächte kürzlich auch die Hansestädte zum Beitritt eingeladen hätten. Da inzwischen eine Bremische Gesetzgebung über den Gegenstand selbst vorangehen müsse, so beantrage er deshalb die Berathung durch eine gemeinschaftliche Deputation. Die Bürgerschaft erklärte sich beistimmend und die Deputation wurde niedergesetzt. Im Convente vom 4. Nov. übergab der Senat den Bericht der Deputation und den Entwurf des Strafgesetzes, welcher sofort genehmigt, und nach welchem das oben mitgetheilte Gesetz gestaltet und veröffentlicht wurde. Während dieser Zeit waren die Unterhandlungen über den Beitritt der Hansestädte vor sich gegangen, und

im Convente vom 11. August 1837 überreichte der Senat den Accessions-Vertrag, welcher am 9. Juni zu Hamburg vollzogen, der Bürgerschaft zum Behufe der Ratification vorgelegt wurde. Solche Ratification sprach die Bürgerschaft aus am 1. Sept. 1837 unter Äußerung geiniger Wünsche, daß nämlich die hiesigen vom Transport der Auswanderer heimkehrenden Schiffe sollten durch Certificate vor einer Verwechselung mit Sklavenschiffen gesichert werden. Die Papiere nun, welche der Senat am 11. Aug. darlegte, enthielten den gedachten Accessions-Vertrag, aussprechend daß die Hansestädte der Vereinbarung zwischen Frankreich und England beigetreten, und war der Text davon Französisch, Englisch und Deutsch gegeben. Sodann folgte eingeschaltet der ursprüngliche Vertrag zwischen England und Frankreich vom 30 Nov. 1831 — in dem französischen Urterte ohne deutsche Übersetzung. Die Hauptbestimmungen waren diese: England und Frankreich verstatten sich gegenseitig das Visitations-Recht in Beziehung auf Kauffahrteischiffe und zwar:

1) Längs der Westküste von Africa, vom Grünen-Vorgebirge bis zu der Entfernung von 10 Graden südlich vom Aequator, d. h. vom 10ten Grad südlicher Breite bis zum 15ten Grad nördlicher Breite und bis zum 30sten Grad der westlichen Länge, angerechnet vom Pariser Meridian.
2) Rings um die Insel Madagascar in einem Umkreise von ungefähr 20 Meilen (lieues) Breite.
3) In derselben Entfernung um die Insel Cuba.
4) In derselben Entfernung um die Insel Porto Rico.
5) In derselben Entfernung um die Küsten von Brasilien.

Jedes verdächtige Schiff kann auch über diesen Kreis von 20 Meilen hinaus angehalten werden, wenn es innerhalb desselben verfolgt und nicht aus dem Gesichte verloren ist. Der Commandant des visitirenden Kriegsschiffes muß den Grad eines Capitains, oder doch jedenfalls den eines Schiffslieutenants haben. Die beauftragten Kriegsschiffe müssen eine Special-Autorisation von ihrem Gouvernement führen. Diese Autorisation muß der Commandant vorzeigen, ehe er zur Untersuchung schreiten darf. Die schuldig befundenen oder verdächtigen Schiffe werden ohne Verzug mit ihrer Equipage der Gerichtsbarkeit derjenigen Nation übergeben, welcher sie angehören. Sie werden gerichtet nach den Gesetzen ihrer Heimath.

Sodann folgt ein fernerer Tractat zwischen Frankreich und England, geschlossen Paris den 22. März 1833 zu dem Zweck um jene erste Convention noch genauer zu bestimmen und zu entwickeln. Der auf dem Convente mitgetheilte Text war Französisch und Englisch ohne deutsche Uebersetzung. Als das Hauptsächliche theilen wir folgendes mit:

Wenn der Commandant des Kreuzers nicht passend erachtet das angehaltene Schiff selbst heim zu geleiten, so darf er diesen Auftrag nur einem Officier ertheilen, welcher wenigstens den Rang eines Lieutenants in der Marine hat. Wenn das angehaltene Schiff im Heimathshafen angekommen, übergiebt der Officier selbiges der competenten Behörde sammt allen Protocollen u. s. w. Die Behörde besichtigt das Schiff und nimmt über den Inhalt ein Protocoll auf. Der Officier empfängt davon eine Original-Ausfertigung.

Wenn der einheimische Gerichtshof die Confiscation ausspricht, so sollen vom Nettoertrage des Verkauften 65 Procent der Regierung, welcher der Kreuzer angehört, für dessen Officiere und Mannschaft behändigt werden. Wenn einer der nachfolgend benannten Gegenstände an Bord des angehaltenen Schiffes befunden wird, so streite die Vermuthung für die Schuld, unter Vorbehalt des Gegenbeweises.

1) Gegitterte Luken und nicht dichte Luken, wie solche sonst auf Kauffahrteischiffen gewöhnlich.
2) Eine größre Anzahl von Abtheilungen im Zwischendeck oder auf dem Verdeck als bei Kauffahrteischiffen gewöhnlich.
3) Reserwebretter, die dafür zugerichtet sind, um sofort ein doppeltes Deck oder ein bewegliches Deck oder ein sogenanntes Sklavendeck legen zu können.
4) Ketten, Halseisen, Handschellen.
5) Einen größeren Vorrath Wasser als für die Mannschaft eines Kauffahrers erforderlich.
6) Eine überflüssige Anzahl von Wasserfässern oder andern Gefäßen die zum Wasser-Aufbewahren geeignet sind, falls nicht der Capitain ein Certificat von der Zollbehörde des Ausgangsortes vorlegen kann, woraus erhellet, daß die Ausrüster des Schiffes hinreichende Sicherheit dafür gegeben, daß solche Fässer oder Gefäße nur dafür bestimmt sind um Palm-Oel einzunehmen, oder daß sie Gegenstand irgend eines andern erlaubten Handels sind.
7) Eine größere Anzahl von Speisenäpfen, als der Gebrauch der Mannschaft des Kauffahrers erheischt.
8) Zwei oder mehrere kupferne Kochkessel oder auch nur einer, wenn er offenbar größer ist als der Bedarf der Mannschaft erfordert.
9) Endlich eine Quantität Reis, oder Mehl, oder Brasilianischen Maniec, oder Cassade, oder Mais, oder Indisches Korn, sofern sie den Bedarf der Mannschaft übersteigt und nicht auf dem Manifest als Theil der Handelsladung des Schiffes verzeichnet steht.

Findet sich einer dieser verdächtigen Gegenstände, so erhält Niemand Entschädigung, sollte das Gericht auch keine Verurtheilung des angehaltenen Schiffes aussprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anm. Unvorhergesehene Umstände nöthigen uns, diesmal nur einen halben Bogen auszugeben, so wie auch der Aufsatz über den Stader Zoll nicht fortgesetzt werden kann. Uebrigens ist dieser Artikel aus der allgemeinen Zeitung, jetzt auch in einem Hamburger Blatte zu finden. Die für diese Nummer bestimmten Miscellaneen werden in einer besonderen Beilage dem nächsten Blatte beigelegt werden. Die Redaction.

Miscellaneen.

(Auswanderung nach America.) Der bayerische Consul zu New-York Siemons hat in Betreff der Auswanderer nach Nordamerica an das Ministerium des Aeußern berichtet, daß jeder Ankömmling dort wenigstens 50 Dollars Baarschaft besitzen sollte, um damit ins Innere des Landes gehen und sich da Land ankaufen oder Arbeit suchen zu können; ohne dieses wäre ihre Lage sehr traurig, und er habe oft 2 bis 300 solcher armen Menschen, darunter gewöhnlich viele Kranke, in seinem Comptoir gehabt, die ihn um Unterstützung zum Fortkommen im Lande und zur Rückkehr nach Europa angegangen.

(Leipziger Ostermesse.) Ein kleines Wenn und die Leipziger Ostermesse würde zu den vorzüglichsten gehört haben, die seit langer Zeit gehalten worden sind. Das Wetter war schön, an Waaren war kein Mangel, Käufer gab's auch in Menge, nur die reichen Geldleute aus dem Orient waren größtentheils ausgeblieben. Raschen Absatz fanden Tuch und Leder, für Luxusartikel fand viel Nachfrage statt, die Wolle war wohlfeiler geworden.

(Chaussee nach Lübeck.) Man schreibt aus Hamburg: Da die Herstellung der von Dänemark zu erbauen bewilligten Chaussee nach Lübeck auf dem kürzern Wege über Wandsbeck, Ahrensburg, Elmshorn und Oldesloe, nicht vor Ende 1842 möglich ist, so hat man hiesigerseits beschlossen, den kleinen fehlenden Theil der Chaussee über Ochsenzoll nach Lübeck bis zum 1. Juni d. J. zu vollenden; auch ist es nun definitiv bestimmt, daß mit dem 1. Juli d. J. eine tägliche Diligencefahrt auf letzterer Route, abseiten des Dänischen, Hamburgischen und Lübeckschen Postamtes eingeführt werden wird, vermittelst welcher Reisende bequem in 6¾ Stunden befördert werden sollen, für 6 Mark Courant die Person.

(Norddeutsche Eisenbahnen.) Man schreibt aus Hamburg: Ueber die seit 6 Monaten projectirte Eisenbahn von Altona nach Kiel hat das Publicum bereits sein Urtheil gefällt, indem von den 18,500 Actien keine 4000 Stück durch Private haben untergebracht werden können. Nach diesem Vorgang ist zu bezweifeln, daß die Communen der Städte, auf deren Beistand jetzt die alleinige Hoffnung der Unternehmer sich stützt, das öffentliche Eigenthum bei einer so unsicher gehaltenen Speculation riskiren werden. — Für die Bergedorfer Eisenbahn sollen bereits sämmtliche Erdarbeiten und Brückencontracte abgeschlossen, die Eröffnung aber bis Mai 1842 noch aufgeschoben sein. Die Personenwagen dürften zum großen Triumph der Aemter doch hier gemacht werden. Mit den Fortsetzungsprojecten der Bergedorfer Eisenbahn stockt es, da zur Linie von hier nach Berlin, des geringen Zwischenverkehrs wegen, das Capital nicht aufzubringen ist, und der gewünschten Fortsetzung durch das Hannover'sche in gerader Linie nach Magdeburg von Seite Hannovers, welches nur den Weg über Harburg und Lehrte (oder Burgdorf) gestatten will, Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Man hofft, daß letztere durch das neue Verhältniß Braunschweigs zu Hannover beseitigt werden. Freilich trifft Hamburg noch immer der Verzug, daß es keine positiven von einer mit Capital versehenen Compagnie ausgehenden Anträge an Hannover gemacht hat.

(In Weimar) ist die erfreuliche officielle Nachricht eingetroffen, daß der förmliche Vertrag über die große Eisenbahn von Halle nach Frankfurt über Weimar und Gotha in allen seinen Theilen von den betreffenden Regierungen in Berlin unterzeichnet worden sei und daß damit die Arbeiten schon in den nächsten Wochen beginnen sollen.

(Erderschütterung in Norddeutschland.) In Stolberg und in der Umgegend hat man am 23. April früh halb 2 Uhr eine Erderschütterung wahrgenommen, die sich durch ein starkes unterirdisches Getöse und durch das Schaukeln leicht brweglicher Gegenstände in und außer den Häusern bemerkbar machte.

(Astronomische Entdeckung.) Briefe aus England wollen die Entdeckung eines Trabanten durch Dr. Herschel wissen, und zwar in der Richtung des Saturns. So bewährt sich der ausgezeichnete Fleiß dieses Astronomen und die Zweckmäßigkeit seines im Jahre 1789 gefertigten 39½ Fuß langen und 5 Zoll im Umfange habenden Telescops. Nur der Übelstand zeigt sich bei demselben, daß dessen Schwere (an 2000 Pf.) den Transport sehr hindert.

(Advocatenpraxis im Coburgischen.) In Zukunft soll im Coburgischen die Zahl der zur Praxis berechtigten Advocaten nicht mehr als 12 betragen; bevor sich die jetzt vorhandene Zahl nicht auf diese Normalzahl vermindert hat, sollen keine neuen angestellt werden. Bei neuen Anstellungen soll dann der Nachweis gefordert werden, daß die Bewerber zwei Jahre lang mit genügendem Erfolge bei Justizbehörden gearbeitet haben.

(Eremiten in Bayern.) Seit 1804 ist das Eremiten- und Klausnerwesen durch eine besondere Verordnung in Bayern abgeschafft, der jetzige König hat aber bereits einem Bittsteller gestattet, sich als Eremit in einer Einsiedelei niederzulassen. Man hofft, daß sein Beispiel Nachahmer finden wird.

(Verhältniß der Confessionen in Preußen.) In der Provinz Preußen traten im letzten Jahr 95 zur katholischen, 98 dagegen aus der katholischen zur evangelischen Kirche über. Dort waren es mehr weibliche und unverheirathete Personen, hier mehr männliche und unverheirathete. Gemischte Ehen wurden 224 eingesegnet, während sonst im Durchschnitt 15 vorkamen, seit 1837 aber stieg die Zahl immer höher. Von diesen wurden nur zwei auch von dem katholischen Geistlichen eingesegnet. Bei 160 dieser Ehen sind die Männer, bei den übrigen die Frauen evangelisch. Unter 19 jüdischen Proselyten gingen 17 zur evangelischen, 2 zur katholischen Kirche über.

(Eutin im Mai 1841.) Nach dem Wunsche Sr. K. H. des Großherzogs von Oldenburg soll Karl Maria v. Weber hier in seiner Vaterstadt eine bronzene Statue errichtet werden.

(Austern.) In dem vergangenen strengen Winter haben die Austern viel gelitten, denn in seichtem Wasser sind Millionen erfroren. Im Winter von 1829 zu 1880 wurden auf einer einzigen dänischen Bank über 10,000 Tonnen Austern oder gegen 8 Millionen Stück durch den Frost getödtet.

(Der schlaue Retter.) Mit der Rettung der aus dem Fenster gefallenen kleinen Tochter des Prinzen von Preußen hat's seine Richtigkeit, aber nicht mit dem Retter. Nach genauer Untersuchung hat man herausgebracht, daß die Prinzessin auf den unter dem Fenster hinlaufenden Fries gefallen, dadurch umgedreht worden war und so mit den Füßen auf die Erde kam. Der Bursche, der in der Nähe war, trug sie ins Haus und ließ sichs gefallen, daß man ihn als den edlen Retter des Kindes mit goldnen Uhren u. dgl. beschenkte.

(Die drei Präsidenten.) Ein englisches Blatt macht auf die eigenthümliche Erscheinung aufmerksam, daß in Monatsfrist erstens das amerikanische Segelpaketboot Präsident auf der Londoner Linie auf der See verloren gegangen sei; daß zweitens höchst wahrscheinlich auch der transatlantische Steamer Präsident verloren, und daß drittens zum ersten Male der Präsident der Union während seiner Amtszeit gestorben sei.

(Der Hauptmann Böse) ist mit seiner Klage wegen gehemmter Rechtspflege von dem Bundestag auf den durch die Gesetze seines Vaterlandes geöffneten Weg gewiesen worden.

(Jacob Grimm in Berlin.) Man schreibt aus Berlin vom 30. April: Heute hat Jacob Grimm seine Vorlesungen über deutsche Rechtsalterthümer an der hiesigen Universität vor mehreren hundert Zuhörern eröffnet. Von einem lang anhaltenden Lebehoch begrüßt, dankte er mit sichtbarer Rührung, die noch einige Zeit bei ihm nachwirkte, und über seinen ganzen Vortrag eine milde Wärme ergoß. Das Schicksal, sprach er, habe ihn nicht gebeugt, sondern erhoben, und darum preise er es um so mehr, weil es ihn in unsre Mitte geführt. Er bezeichnete dann seine wissenschaftliche Methode als die Weise, nicht die Betrachtung, sondern die Sachen vorwalten und die Gedanken aus dem Stoffe hervorquellen zu lassen, und erzählte, wie er in den dumpfen grauen Tagen der Erniedrigung Deutschlands unter der Fremdherrschaft beim vaterländischen Alterthum Trost gesucht, und neben dem Studium der Grammatik besonders auf Poesie und Recht sein Auge gerichtet habe. Das Vaterlandsgefühl zu nähren, die freie Ausbildung des deutschen Wesens zu fördern, das sei sein Zweck.

(Der Maler Cornelius) ist am 22. April in Berlin angekommen. Seine Wohnung war von dem Hausbesitzer mit schönen, frischen Blumen geschmückt worden; die Künstler und Andere seiner Verehrer bereiteten ihm Feste.

(Rom, 3. März.) Der Bildhauer Steinhäuser aus Bremen ist noch beschäftigt, seinen David, in Marmor, zu retouchiren, der schon jetzt sehr lebendig und jugendlich dasteht. Das Muschelmädchen, das er früher für Hrn. Lürmann in Bremen in Marmor ausführte, ist in einer Wiederholung in Marmor nach Philadelphia geschickt und dort mit großem Enthusiasmus aufgenommen worden. Jetzt ist der kleine Krebsfänger (dessen Modell St. schon in Berlin gefertigt hatte), sehr verbessert und in Marmor ausgeführt, dahin unterwegs. Auch zu der Gruppe Hero und Leander ist der Marmor bestellt, und zu einem weiblichen Figürchen, das nach England bestimmt, ist das Modell fertig; es ist ein junges Mädchen, das die Leier stimmt, eine seiner anmuthigsten Figuren. Außerdem wird noch ein Knabe, der Würfel spielt, für Amerika ausgeführt, und das Gegenstück, ein reizender Fischerknabe, wurde von Senator Fritze in Bremen bestellt.

(Der Summi oder Giftbaum von Abel.) In einem an die französische Akademie am 29. März abgestatteten Bericht von der Reise Rochets in Abyssinien kommt auch eine Schilderung des Summibaumes vor. Die Blätter desselben sind so giftig, daß ein Kameel, das davon fraß, in einer Viertelstunde starb. Die Landeseingebornen machen ein Decoct aus den Wurzeln des Baumes, lassen es verdampfen und schmieren die Spitzen ihrer Pfeile mit dem Bodensatz ein. Eine Wunde von einem solchen Pfeil führt den Tod in wenigen Minuten nach sich.

(Wichtiger Fortschritt in der Runkelrübenzuckerfabrikation.) Vor kurzem kündigten die Pariser Zeitungen an, daß der berühmte Erfinder des Macerationsverfahrens, Herr Mathieu v. Dombasle in Roville eine neue Methode in der Runkelrübenzucker-Gewinnung entdeckt habe, wonach die regelmäßige Ausbeute 13½ pCt. Zuckermasse und 10½ pCt. krisallisirten Rohzucker betrage, und zwar noch mit großer Ersparung von Brennmaterial im Vergleich gegen die bisherige Methode. Die königl. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart fand sich dadurch bewogen, zur näheren Untersuchung der Sache den Hrn. Professor Siemens von Hohenheim nach Roville zu senden, welcher vor wenigen Tagen von dorther zurückgekehrt ist und die in den Zeitungen enthaltenen Angaben als durchaus begründet und richtig erfunden hat. Wir bemerken hier vorläufig, daß das Wesentliche des neuen Verfahrens darin besteht, daß die Rüben zuerst durch heißes Wasser aufgeschlossen, dann aber im kalten Wasser ausgelaugt werden.

(Verkauf von Pferdefleisch.) Durch den hohen Zoll, der in Frankreich auf dem Schlachtvieh ruht, sind in Paris die Fleischpreise sehr hoch gestiegen, und man vernahm schon hie und da lautes Murren unter dem Volk. Doch wurde es wieder still, da einige Speisewirthe sehr wohlfeiles und besonders schmackhaftes Fleisch verkauften. Der Polizei aber kam's verdächtig vor, sie untersuchte und fand einen ungeheuern Vorrath von Pferdefleisch.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 39.

Bremen, Sonntag den 16. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 443. Den 10. Mai. Des Schneidermeisters Christ. Friedrich Boedeker Tochter, 5 Wochen; Papenstraße Nro. 25.

— 444. Den 12. — Des Arb. Heinr. Henckel Tochter, 5 Tage; Hastedt Nro. 104.

— 445. Den 13. — Der Arbeitsm. Friedrich Undütsch, 61 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 69.

— 446. Den 13. — Der Schiffscapitain Herm. Korff, 67 Jahr; Schweinestraße.

— 447. Den 13. — Des Cigarrenmachers Friedrich Rüscher Tochter, 7 Monat; Paulsberg Nro. 81.

— 448. Den 13. Des Kaufmanns Joh. Stephan Lürmann Tochter, 9 Monat; am Wall Nr. 48.

— 449. Den 13. — Des Schiffscapitains Heinrich Spilcker Sohn, 1½ Jahr; Schüsselkorb Nro. 12.

Nro. 450. Den 13. — Des Landmanns Reinhard Fröhlken Wittwe, geb. Grönhagen, 71½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 76.

— 451. Den 13. — Der Schiffscapitain Nicol Heinr. Wunneberg, 52 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 37.

— 452. Den 14. — Eine in der Weser gefundene weibliche Leiche, etwa 30 Jahr.

— 453. Den 14. — Des Cigarrenmachers Gottfried Joh. Wilh. Dohrmann Tochter, 9 Monat; gr. Johannisstraße Nro. 114.

— 454. Den 15. — Die Näherin E. Gorf, 53 Jahr; auf dem Häfen.

— 455. Den 15. — Der Korbmachermeister Rudolph Reinhardt, 71 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 206.

Geburten:

Nro. 594. Den 11. Mai. Des Schuhmachers Joh. Casp. Grau Ehefr., geb. Schulte, kleine Allee Nro. 6; von einem Mädchen.

— 595. Den 11. — Des Tischlers Joh. Wilh. Delfendahl Ehefr., geb. Köster, Tiefer N. 12; von einem Knaben.

— 596 u. 597. Den 11. — Des Stuhlmachers Ludw. Challier Ehefr., geb. Kuhlmann, kl. Krummenstraße Nro. 5; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 598. Den 13. — Des Reepschlägers Friedr. Peterßen Ehefr, geb. Schaub, Korffsdeich; von einem Mädchen.

— 599. Den 13. — Des Kaufmanns Maximilian Edmund Heuzenröder Ehefr., geb Thiermann, am Markt Nr. 3; v. e. Mädchen.

Nro. 600. Den 13. — Des Zimmergesellen Diedr. Bischoff Ehefr., geb. v. Bremen, Kohlhökerstraße Nr. 18; von einem Mädchen.

— 601. Den 13. — Des Schiffscapitäns Jürgen Scholborg Ehefr., geb. Tögel, Weerderstraße; von einem Mädchen.

— 602. Den 13. — Des Mascopsträgers Hinrich Schlüter Ehefr., geb. Wohlers, kl. Krummenstraße Nr. 32; von einem Mädchen.

— 603. Den 14. — Des Seeschiffers Christoph Osterloh Ehefr., geb. Hollenstein, kleine Rosenstraße Nr. 13; von einem Knaben.

— 604. Den 14. — Des Kaufmanns Gerh. Julius Siesken Ehefr., geb. Bunte, Tiefer N. 14; von einem Knaben.

— 605. Den 15. — Des Schneiders Gerhard Wille Ehefr., geb. Behnken, Corssengang N. 21; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 231. Der Kaufmann Joh. Matthias Corßen hies. und Pauline Sophie Emilie Menke zu Pyrmont.

— 232. Der Kaufmann zu Glasgow in Schottland John Young und Johanna Schaer hies.

— 233. Der Friseur Thomas Luchting und Anna Catharina von Ehren hieselbst.

— 234. Der Schlosseramtsmeister Joh. Friedr. Höper und Sophie Gertrud Bartel. Beide von hier.

— 235. Der Cigarrenmacher Hinrich Friedrich Bolldick hieselbst und Gesche Catharine Grote aus Harpstedt.

Nro. 236. Der Steuermann zu Vegesack Heinr. Walter und Johanna Elisab. Geils hieselbst

— 237. Der Wildhändler Friedr. Wilh. Hennig und Anna Friederika Meyer, gen. Sick, hies.

— 238. Der Landmann Herm. Giesken und Johanna Geerken hieselbst.

— 239. Der Maurergesell Herm. Hilken und des verst. Maurergesellen Arnold Pohlmann Wittwe, Adelheid geb. Holscher.

— 240. Der Arb. Gerh. (Georg) Friedr. Wilh. Gölke und Anna Adelh. Kastens hieselbst.

— 241. Der Cigarrenmacher Joh. Kenter und Hanna Catharina Sophia Warrach hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 40.

Bremen, Donnerstag den 20. Mai 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Christi Himmelfahrt den 20. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Cand. Schlerenbeck.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 8 Uhr Morgens und 1 Uhr Nachmittags.

Aus den Gedichten eines Bremischen Steuermanns.

(Eingesandt.)

An meinen Collegen,
der fortwährend seine verstorbene Braut beklagte.

Bruder! beklage die Todte nicht,
Die der Erde entschwunden zum besseren Licht,
Wo ihr frei von Gram und Erdenmühen
Des Himmels Blumen nun schöner blühen!

Was ist denn das Leben? ein kurzer Traum!
Es fließt dahin — man merkt es kaum.
Was ist dieser Traum? — ein ahnendes Leben,
In dem wir nach höherem Lichte streben.

Klag' nicht, sie sei Dir zu früh entrissen;
Der Vater muß es ja besser wissen.
Du weißt sie unter des Himmels Engeln,
Verklärt, befreit von der Erde Mängeln.

Drum mußt Du Dein trauerndes Herz bezähmen,
Dich um die Todte nun nicht mehr grämen;
Denn alle Thränen und Sehnsuchtslieder
Sie bringen doch die Verlor'ne nicht wieder.

Doch heilig sei Dir ihr Angedenken;
In dies magst Du tief das Herz versenken,
Schließ' den letzten Gruß ihrer Liebe hinein,
So wird sie Dir unverloren noch sein!

Napoleon's Traum unter den Pyramiden.

(Fortsetzung.)

Bonaparte schien jedoch über seine wunderbare Erhaltung am wenigsten unter Allen ergriffen, sie vielmehr so hinzunehmen, als ob sich dies ganz von selbst verstehe. Denn während die Umstehenden ihm Glückwünsche aussprachen, sah er immmerfort und ohne auch nur ein Wort des Danks zu erwiedern, verwundert auf ein glänzendes Etwas hin, das er in seiner Hand hielt.

„Sehen Sie doch nur, Denon, was ich da habe!" unterbrach er endlich den Redestrom der Umstehenden, und hielt dem herzutretenden Gelehrten eine glänzende Goldmünze hin.

Es war, wie der staunende und höchst erfreute Gelehrte gleich beim ersten Blick erkannte, eine sehr sauber geschnittene antike goldene Münze mit dem Brustbilde Cäsar's.

„Sie muß mir vorhin", erwiederte Bonaparte auf Denon's Frage, wie er zu diesem seltenen und kostbaren Stücke gekommen, „mit dem Mauergeröll, in dem es gesteckt haben mag, in die Hand gerathen sein, oder ich habe es mit anderm Bröckelwerk ergriffen, als ich mich mit Händen und Füßen unter der Kalkdecke, von der ich mich einmal, ich wußte selbst nicht wie, mitten im tiefsten Schlafe bedeckt fühlte, hervorzuarbeiten suchte."

„Nein, diese Ähnlichkeit!" rief ganz verwundert Denon, der inzwischen sorgfältig die Goldmünze betrachtete, und das auf derselben befindliche Brustbild des römischen Imperators mit dem Kopfe des vor ihm stehenden lebenden Imperators verglichen hatte.

„Was für eine Ähnlichkeit?" ward von allen Seiten gefragt.

Statt der Antwort reichte der Gelehrte dem Nächststehenden die Goldmünze hin, die nun von Hand zu Hand ging, und Alle blickten staunend und verwundert bald auf die Goldmünze, bald auf Napoleon, der seinerseits fragend um sich schaute, und eine nähere Erläuterung von ihnen über den Grund ihrer Verwunderung zu erwarten schien.

„Wunderbar ist es freilich, aber nur allzu wahr!" sprach schmeichelhaft der Gelehrte, indem er dem Feldherrn die Goldmünze wieder hinreichte. „Urtheilen Sie aber selbst, General, ob nicht Cäsar wieder unter uns erstanden ist!"

Der Feldherr dankte durch ein freundliches Lächeln dem Gelehrten für seine Schmeichelei, aber zu verkennen war wirklich nicht die sprechende Ähnlichkeit des alten Imperator-Kopfs auf der Goldmünze mit dem Antlitz des gegenwärtigen Feldherrn.

Napoleon ertheilte nun den anwesenden Generalen Befehl, die Truppen unter Gewehr treten zu lassen. Als es geschehen, stieg Napoleon zu Pferde, und ritt die Reihen musternd entlang. „Soldaten," rief er, vor der Mitte der Front haltend, mit laut hallender Stimme, und mit aufgehobener Hand nach den Pyramiden deutend, „schon morgen vielleicht trefft Ihr auf jene räuberischen Mameluken: bedenkt dann, daß Euch vierzig Jahrhunderte von der Höhe jener Denkmäler herab zuschauen werden."

Elektrisch wirkten diese wenigen, energischen Worte auf die Krieger, und mit den Waffen klirrend gaben sie ihre Ungeduld zu erkennen, endlich den Feind von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

„Sie bewunderten vorhin die Ähnlichkeit, die dieser Cäsar-Kopf mit mir hat", redete Napoleon, nach beendeter Heerschau in sein Zelt tretend, den eben anwesenden Denon an. „Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen erst meinen Traum erzähle, den ich in voriger Nacht hatte."

Denon gab lebhaft seine Neugier zu erkennen, etwas von dem wunderbaren Traume des Generals zu erfahren.

„Nun", begann lebhaft Napoleon, „ich stand, so träumte mir in der verwichenen Nacht, an einem ungeheuren Berge, der sein riesiges Haupt in die Wolken verbarg. Mit einmal spaltete sich dieser Berg mit ungeheurem Krachen mitten von einander in zwei Hälften, und glühende Lavaströme, die aus ihm hervorbrachen, wälzten sich an ihm hinab und ergossen sich verheerend in die Ebene. Aber nicht bloß Feuerflammen und Steine spie der Vulkan, der sich so plötzlich vor meinen Augen geöffnet hatte, aus, sondern auch Ungeheuer aller Art, Löwen, Tiger, Schlangen, Hyänen, welche die Hirten und Heerden im Thale mit mörderischer Wuth anfielen und erwürgten. Schon wollte ich diesen Schauplatz des Entsetzens fliehen, als ich mich bei der Hand festgehalten fühlte. Ich sehe eine Schattengestalt, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt, gekleidet wie ein römischer Imperator, neben mir stehen. Glauben Sie mir, Denon, es war Zug für Zug jener Cäsars-Kopf. „Nimm diesen Stab", sprach die Schattengestalt, indem sie mir einen Commando-Stab reichte; „er wird Dich über diesen da führen", — die Gestalt deutete dabei auf den flammenden Berg, der mit einem Mal in einen riesigen Eis-Koloß verwandelt zu sein schien, — „Dich zum Meister jener Flammen machen. Laß ihn nie Deinen Händen entfallen, und sei von Hannibal's Beispiel und Loos gewarnt, wenn Du ihn einst wirst müssen fallen lassen. Doch sei getrost! Die Glorie des Ruhms wird von dem Gipfel dieses Berges aus Dein Haupt bis in Dein Felsengrab hinein —." Da polterte krachend jenes Kalkstück auf mich hernieder: vorbei war mein schöner Traum; verschüttet lag ich fast unter Kalk und Mauergeröll, und nachdem ich mich endlich mühsam unter demselben hervorarbeitete, hatte ich jene Goldmünze mit dem Cäsars-Kopfe in der Hand. Nun, Denon, was sagen Sie dazu?"

„Wunderbar, überaus wunderbar!" bemerkte höflich Denon, indem er zugleich dem General eine Skizze, die er schon von den Pyramiden aufgenommen, vorwies und erläuterte, und dadurch der Unterredung eine andere, mehr prosaische Richtung gab, über die der Feldherr seinen phantastischen Cäsars-Traum allmählig zu vergessen schien.

Gefolgt von Denon verließ er, die Skizze in der Hand, das Zelt, um dieselbe mit den Originalen zu vergleichen. Das Staunen, das ihm das Ungeheuer in diesen Bauwerken verursachte, gab sich unwillkürlich in einzelnen abgebrochenen Worten und Ausrufungen, die ihm entschlüpften, kund. Diese kegelförmig nach oben zugespitzten, aus mächtigen Quadern zusammengefugten, von Außen mit Granit bekleideten, 460 Fuß hohen Bauten glichen um so mehr kleinen Bergen, als sie mit den Felsen, auf denen sie standen, nur ein Stück zu bilden schienen.

„Nicht wahr, General", rief der begeisterte Gelehrte, „sie allein sind schon eines solchen Feldzugs werth?"

„Ba! Da sieht man den Gelehrten!" lächelte Bonaparte; „was thut man mit diesen Steinklumpen? Nein, darum bin ich wahrhaftig nicht so weit hergekommen. Aber Indien! Indien! — Gehen wir, den Feind aufzusuchen!" rief er wieder lebhaft nach einigem Schweigen aus, indem er sich abwandte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sklavenhandel betreffend.

(Schluß.)

Wenn ein Schiff mit Unrecht oder ohne genügenden Verdachtsgrund visitirt und angehalten ist, oder wenn die Untersuchung und Anhaltung mit Misbräuchen und Vexationen begleitet war, so ist der Kommandant des Kreuzers oder der Offizier, welcher an Bord des Schiffes kam, oder welchem die Heimführung des Schiffes übertragen war, zur Entschädigung gegen den Kapitain, den Rheder und die Verlader verpflichtet. Solche Schäden und Kosten kann dasjenige Gericht zuerkennen, welches die Untersuchung wider das angehaltene Schiff, den Kapitain, die Mannschaft, und Ladung führt, und die Regierung desjenigen Landes, welchem der schuldige Offizier angehört, muß den Belauf der Schäden und Kosten innerhalb eines Jahres nach dem Urtheilsspruche bezahlen. Auf Verlangen theilen sich die Regierungen alle Protocolle und Urtheile, welche das angehaltene Schiff betreffen, frei von Kosten mit. Die auf dem Schiffe etwa vorgefundenen Sklaven sollen in Freiheit gesetzt werden, sobald das Schiff als des Sklavenhandels schuldig verurtheilt worden. Wenn das competente Gericht über das schuldige Schiff die Confiscation ausgesprochen, so soll das Schiff vor dem Verkaufe ganz oder theilweise abgebrochen werden, wenn der besondere Bau oder die eigenthümliche Ausrüstung zu der Furcht Anlaß giebt, daß es auf's neue zum Sklavenhandel oder zu einem andern unerlaubten Geschäfte angewandt werden möchte. Es folgt sodann eine Instruction für die Kreuzer — ebenfalls nur Französisch und Englisch. Ein großer Theil des Inhalts ist schon in dem oben Mitgetheilten vorgekommen. Außerdem ziehen wir noch Folgendes aus: Wenn sich bei der Untersuchung des angehaltenen Schiffes ergiebt, daß die Schiffspapiere in Ordnung sind und kein verbotener Zweck obwaltet, so attestirt der Officier auf dem Schiffs-Journal, daß die Visitation nur kraft der oben erwähnten Autorisation geschehen ist, und daß dem Schiffe die Fortsetzung der Fahrt gestattet ist. Wenn der Kommandant des Kreuzers das angehaltene Schiff hinlänglich verdächtig erachtet, und sich daher entschließt dasselbe in seine Heimath zu führen, so muß er sogleich in doppelter Ausfertigung ein Inventar von allen am Bord vorgefundenen Papieren aufnehmen, und die beiden Originale mit seinem Namen unterzeichnen, auch seinen Rang und den Namen des von ihm befehligten Schiffes bemerken. Gleichergestalt muß er eine Erklärung doppelt aufmachen und unterzeichnen, worin Ort und Zeit der Anhaltung, der Name des Schiffes, des Kapitains, der zur Mannschaft gehörigen Personen, endlich die Zahl und der körperliche Zustand der etwa vorgefundenen Sklaven ausgedrückt ist. Außerdem muß diese Erklärung eine genaue Beschreibung des Schiffes und der Ladung enthalten. Bis dahin daß das angehaltene Schiff der Behörde seines eigenen Landes übergeben ist, darf Niemand von Bord gelassen, auch kein Theil der Ladung oder der vorgefundenen Sklaven daraus entfernt werden, es sei denn, daß Gesundheits- oder Humanitäts-Rücksichten oder die Sicherheit der Personen, welchen die Leitung des Schiffes nach der Anhaltung übergeben worden, ein Anderes erheischen. In diesem Falle wird auch darüber ein genaues und umfassendes Protokoll aufgenommen. (Es folgt dann die Bestimmung der Häfen, in welche die angehaltenen Französischen und Englischen Schiffe gebracht werden sollen.) Wenn der Offizier der Behörde, welcher die Untersuchung zu führen hat, mit dem Schiffe die eine Original-Ausfertigung der verschiedenen Protocolle u. s. w. übergiebt, so betheuert er die Richtigkeit und Wahrheit derselben schriftlich und eidlich.

Endlich kommt dann ein auf die Hansestädte bezüglicher Anhang — Französisch, Englisch und Deutsch, worin bestimmt ist, daß die als verdächtig angehaltenen Bremer Schiffe nach Bremerhaven, die Hamburger nach Cuxhaven,

die Lübecker nach Travemünde gesandt werden sollen. Ist die Schiffahrt in der Ostsee unterbrochen, so gelten Bremerhaven und Cuxhaven auch für Lübeck. Die auf dem hansestädtischen Schiffe etwa vorgefundenen Neger sollen in dem nächsten Englischen oder Französischen Hafen gelassen werden. Falls die Hansestädte nicht eigene Kreuzer für die Unterdrückung des Sklavenhandels ausrüsten wollen, verpflichten sich die Senate dennoch die Befehlshaber der Französischen oder Englischen Kreuzer, sobald deren Namen und Zahl ihnen bekannt gemacht sein wird, mit den in der Convention vom 30. Nov. 1831 erwähnten Special-Vollmachten zu versehen.

Über die Zeitdauer des Vertrags ist nichts bemerkt. Ob den Bremischen Schiffen eine Übersetzung der auf dem Convente wie erwähnt nur in fremder Zunge vorgekommenen Papiere, namentlich in Betreff der aufgezählten Verdachts-Gründe mitgetheilt worden, wissen wir nicht. Die Nothwendigkeit liegt aber vor; einstweilen ist der Bürgerfreund erbötig mit an Bord zu gehen.

Das Kretinen-Hospiz auf dem Abendberge in der Schweiz.

(Schluß.)

Das ist ein schwaches Bild des unglücklichen Kretin, dessen Anblick den gesunden Menschen mit Grauen und Trauer erfüllt, das noch gesteigert wird durch eine räthselhaft bannende Kraft, die den Blick unwillkürlich immer wieder auf die trostlose Augenweide zurückzieht.

Nach einer von dem menschenfreundlichen Père Girard, dem Präsidenten der naturforschenden Gesellschaft, angestellten Zählung, beläuft sich die Zahl der Kretinen in der Schweiz auf 8000. Wie groß aber auch diese Menge, Statistik und ärztliche Beobachtungen haben erwiesen, daß der Kretinismus namentlich seit der französischen Revolution im Abnehmen ist. Kultur des Bodens, Ausrottung der Sümpfe, Lichtung der Wälder, Reinlichkeit, zweckmäßige Wohnung, Ortswechsel, Wahl des Trinkwassers, vor Allem aber Pflege der zarten Kindheit, psychische und physische Pflege, wahre Civilisation, haben theilweise der Natur die Hindernisse aus dem Wege geräumt, die sich ihr entgegenstemmten. Der ungemeine Fortschritt naturgemäßer Kultur, so wie die neuesten medicinischen Hülfsmittel, berechtigen zu der Hoffnung, das schrecklichste Übel der Menschheit einst ganz ausgerottet zu sehen.

Unserm Jahrhundert ist es vorbehalten, vom christlichen und gelehrten Standpuncte aus die Idee der Ausrottung des Kretinismus in's Leben treten zu lassen. Dem christlichen Impulse folgend, nach welchem Eine Seele retten mehr gilt, als die ganze Erde gewinnen, haben mehrere Menschenfreunde unsers Schwesterlandes, der Schweiz, ein Asyl gegründet, in welchem mit dem Frühlinge dieses Jahres die Heilung und Erziehung von Kretinenkindern beginnt.

Dies ist die erste Kolonie zur Heilung der verthierten Kretinen auf dem Abendberge im Berner Oberlande, deren Gründer und Vorsteher der Arzt Dr. Guggenbühl ist. Ihm gebührt das Verdienst, inmitten des civilisirten Europas ein Neu Sierra-Leona gestiftet, auf den Höhen der Alpen ein hohes Denkmal der Humanität aufgepflanzt zu haben.

Der Abendberg liegt in einer der reizendsten Gegenden der Schweiz; Grindelwald und Lauterbrunn thalen sich vor ihm hin, begränzt von ihren ewigen Gletschern: die Seen von Brienz und Thun spiegeln die Gipfel der Granitgebirge zu seinen Füßen, und die reinste Alpenluft umspielt seinen Scheitel. Hier sollen einige hundert Kretinen, vorzüglich neugeborene, versammelt werden, die gesammelten ärztlichen Erfahrungen zur Heilung, die unbestreitbar ist, werden sich hier concentriren, und Anatomie, Psychologie und Pädagogik werden in Kurzem von den wichtigen Resultaten dieser Musterheilanstalt ihren Nutzen ziehen. Die Geheilten werden in ihre Thäler zurückkehren als nützliche, gesunde Mitglieder der menschlichen Gesellschaft.

Die Schweiz aber allein ist nicht im Stande, den Umfang dieser Anstalt mit der Zahl der Kranken in das gehörige Verhältniß zu setzen. Die Gesellschaft hat daher beschlossen, einen mit Vollmacht versehenen Missionar an alle deutschen Höfe, Akademieen und Gesellschaften zu senden und milde Beiträge einsammeln zu lassen.

Gewiß wird der philanthropische Zweck dieser Sendung in Deutschland Theilnahme finden und gefördert werden und auch der deutsche Norden nicht kalt bleiben bei dem lauten Hülferuf der unmündigen Kretinen. Die Spartaner würden sie mit dem Schwerte ausgerottet haben, das Christenthum aber hat andere Stellvertreter der verkümmerten Menschenrechte *).

Georg Schirges.

*) Der Verleger beabsichtigte eine Abbildung der Kretinen dem Bürgerfreunde beizulegen: da sie aber Manchem ein unangenehmer Anblick sein mochte, bittet er die geehrten Abonnenten, die sie zu haben wünschen, dieselbe abfordern zu lassen.

Der Sklavenhandel an der afrikanischen Küste.

(Ein Bericht aus Englischen Blättern.)

Die Depeschen des Gouverneurs von Sierra Leone sind mit dem Detail der Zerstörung eines großen Sklavendepots auf der afrikanischen Küste angefüllt. Dieses Ereigniß scheint einen großen Schrecken in allen Sklavendepots der Gold- und Sklavenküste hervorgebracht zu haben, und zeigt auch die Energie, mit der die englische Action zu verfahren beginnt. Der Capitän Denman hatte seit einigen Monaten den Fluß Gallinas, im Süden von Sierra Leone, der seit einigen Jahren einer der Hauptausfuhrorte von Sklaven ist, streng blokirt. Nach der Abschaffung des englischen Sklavenhandels hatte sich dort ein beträchtlicher Productenhandel, besonders mit Goldstaub, Palmöl, Reis und Elfenbein gebildet, aber im Jahr 1817 fingen die Spanier an, dort Sklavenhandel zu treiben, und der legitime Handel fiel von Jahr zu Jahr, bis er endlich im Jahr 1825 ganz fiel, nachdem der berüchtigte Pedro Blanco aus Cuba, der eine beständige Agentschaft errichtet hatte, gestorben war. Von da an setzten sich zahlreiche spanische, portugiesische und französische Sklavenhändler auf den zahlreichen Inseln, welche sich hinter der Barre im Fluß finden, und die Cultur des Landes fiel in Folge dieses lucrativeren Handelszweigs so, daß man jetzt Lebensmittel und Vieh einführt, während man diese Artikel früher in großen Quantitäten dort ausgeführt hatte. Der Sklavenhandel hatte so zugenommen, daß Siacca, der König des Gallinalandes, Contracte mit den Sklavenhändlern eingegangen war, nach denen er diesen im letzten Jahr 13,000 Sklaven zu liefern sich anheischig machte. Die Corvetten und Kutter der englischen Nation können wegen der Barre nicht in den Fluß segeln, und wenn sie Boote hineinschickten, so wurden diese auf diese Art vom König und den Sklavenhändlern mißhandelt, man verweigerte ihnen Lebensmittel und Wasser. Der König drohte einem amerikanischen Schiffe, das ihnen beigestanden hatte, mit Confiscation, und behielt einige englische Unterthanen in Verwahrsam. In Folge dieser Streitigkeiten legte sich Denman mit der Corvette, der Wanderer, vor den Fluß, nahm im Laufe des Jahres sieben Sklavenschiffe, die ankamen um zu laden, weg, und in Folge dieser strengen Blokade häuften sich die Sklaven am Ufer so an, daß Siacca endlich in Sierra Leone klagte. Dies führte im Nov. zu Erläuterungen, in denen er gestand, daß er nicht mehr Herr in seinem Lande sei, und die Sklavenhändler für ihn zu mächtig geworden seien, daß er aber, wenn Denman ihm helfen wolle, sich ihrer Sklaven bemächtigen, sie den Engländern ausliefern, und für sich die Waaren in den Depots confisciren werde. Er fiel über die Sklavenhändler her, und lieferte 976 Sklaven nach Sierra Leone, für sich behielt er, wie man versichert, für 200,000 Pf. Sterl. Waaren, welche in den Magazinen der brasilischen und spanischen Agenten lagen. Er verlangt jetzt Missionäre, deren der Ehrenmann sehr bedürftig scheint, und die Errichtung von legalen Factoreien, und viele seiner Chefs wünschen ihre Kinder in Sierra Leone erziehen zu lassen. Hierauf segelte Denman nach New-Cess, einer berüchtigten Sklavenfactorei im Territorium von Liberia, welche von einem Franzosen, Canot, gestiftet und betrieben wurde. Canot war durch das Schicksal der Gallinasfactoreien so erschreckt, daß er seine Sklaven auslieferte, versprach künftig sich auf legalen Handel zu beschränken und als englischer Unterthan sich behandeln zu lassen. Denman versprach ihm dieses Privilegium um so leichter, als er dadurch unter das criminelle englische Gesetz fällt, wenn er sich wieder in Sklavenhandel einlassen sollte, und in Sierra Leona gehängt werden kann.

Die Zerstörung jedes Sklavennestes ist ein Vortheil, aber man darf sich seine Wichtigkeit und Dauer nicht übertreiben: der Vortheil besteht in der Zerstörung des Capitals der Sklavenhändler in der Havanna und in Rio Janeiro, und wenn man hinlänglich Schiffe wegnehmen und Agentschaften zerstören könnte, um den Gewinn aufzuwiegen, welchen die der Blokade entgehenden Schiffe bringen, so würde der Zweck erreicht, aber dieß ist bei weitem nicht der Fall, und bis jetzt gar nicht möglich; mit der äußersten Thätigkeit ist es der brittischen Blokadeflotte nie gelungen, ein Zehntheil der Sklavenschiffe zu confisciren, während die Ankunft Eines von Dreien die Sklavenhändler entschädigt. Sobald ein Hafen oder Fluß an der afrikanischen Küste zu streng blokirt ist, als daß die Sklavenschiffe wagen könnten ein- oder auszulaufen, so werden die Sklaven aus den Depots im Innern auf andere Theile der Küste geschickt, wo die Blokade nicht so streng ist. Das einzige Mittel gegen Sklavenhandel ist die Erklärung desselben als Seeräuberei, das einzige gegen Sklaverei ist die Beförderung der Producte freier Arbeit, in Ost- und Westindien.

* Das Hotel Astor in New-York.

(Mitgetheilt.)

Der schönste unter allen Gasthöfen in New-York ist das Hotel, welches ein Deutscher, Namens Astor (aus Hanau gebürtig) vor einigen Jahren errichtet hat. Das Gebäude hat eine Fronte von 200 Fuß in der Länge und ist die schönste Zierde der Broadway-Straße. Masse, Einfachheit und passende Verhältnisse verleihen ihm einen großartigen Character. Die innere Einrichtung ist weit vorzüglicher, als man bis jetzt gesehen hat. Das Haus enthält 300 Zimmer und Säle. Der ungeheure Speisesaal für das männliche Geschlecht ist 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und 19 Fuß hoch. In der Küche ist ein Dampfapparat angebracht, der die Gemüse, das Fleisch ꝛc. kocht, während das glänzende vom Gas ausströmende Licht die ungemein große Reinlichkeit bewundern läßt, die überall herrscht. Unter der Küche befinden sich die Waschanstalten, einer der interessantesten Theile des ganzen Hôtels, in denen es möglich ist, vermöge der Menge der Kessel und durch die Macht des Dampfes alle Wäsche, eine halbe Stunde darauf, nachdem man sie hergebracht hat, fertig gewaschen, getrocknet und zu neuem Gebrauch vollständig eingerichtet, wieder abzugeben. Die Wäsche wird auf folgende Art getrocknet: man breitet sie auf Cylinder aus, die durch kleine Stangen in einem durch Dampf so stark geheizten Saale herumgedreht werden, daß sie binnen fünf Minuten trocken ist. Etwas weiter entfernt und unterhalb befindet sich die Dampfmaschine, welche das Wasser in die vier großen Hauptabtheilungen des Hauses aufsteigen läßt, den Dampf in die Küche und in die Waschanstalt liefert, Gabeln und Messer putzt, Schuhe und Stiefeln reinigt und ihren Überschuß von Dämpfen noch zu einer Menge anderer nützlicher Einrichtungen anbietet.

In dem für die Damen bestimmten Gesellschaftssaale hängt ein 120 Zoll hoher und 27 Zoll breiter Spiegel. Die Fußböden und Teppiche zeigen eine kaiserliche Pracht. Das Mobiliar hat 210,000 fl. gekostet. Das große Portal des Hauses ruht auf Marmorsäulen und ist mit gleichem Material gepflastert.

* Die neue Brücke.

Da in Nro. 33 des Bürgerfreundes die Rede gewesen von einer besonderen polizeilichen Aufsicht auf der neuen Brücke, so ist es wohl erlaubt auch hier etwas in Vorschlag zu bringen, was jene Maßregel unnöthig machen und viele Unannehmlichkeiten aus dem Wege räumen würde.

Könnte es nämlich nicht auch auf der neuen Brücke, oder noch auf der jetzigen eingeführt werden, daß alle über dieselbe Gehenden nur auf dem ihnen zur rechten Seite befindlichen Trottoir gehen dürften? Diese Einrichtung besteht in allen Hauptstädten Deutschlands, Frankreichs und Englands und ohne sie würden in den volkreichen Städten viele Unannehmlichkeiten vorfallen, die bei uns das Begegnen auf den Trottoirs auch schon hervorgebracht. In Dresden gilt diese Regel auch für die Straßen, und diejenigen, die etwas zu tragen haben, müssen in der Mitte gehen, sie dürfen nicht auf die Trottoirs kommen. In London auf der Waterloo-Brücke, wo der Verkehr so außerordentlich lebhaft ist, kommt man nie in dergleichen unangenehme Conflicte, obgleich die Trottoirs durchaus nicht breiter sind als die auf unserer Nothbrücke, weil aber jene Verordnung ihnen vorbeugt.

Einsender war neulich Augenzeuge, wie ein alter gebückt gehender Mann von Einem, der eine Leiter trug, umgeworfen ward, dies veranlaßte ihn zu diesen Zeilen, und da diese genannte Einrichtung bei ihrer Zweckmäßigkeit so leicht ist, so hofft er sie nicht umsonst geschrieben zu haben.

Ein Vielgereister.

∴ Concert: die Schöpfung.

Am Abend des heutigen Himmelfahrt-Tages steht dem Publicum ein hoher musicalischer Genuß bevor, indem der um Bremens musicalische Cultur so hochverdiente Herr Graban die Aufführung von Haydn's Schöpfung in Unser Lieben Frauen Kirche zum Besten der Schulkasse veranstaltet hat.

Die Schöpfung ist eine entzückende Musik, welche jeder Gebildete inne haben sollte. Die zahlreichen und ausgezeichneten mitwirkenden Kräfte lassen eine ganz vorzügliche Ausführung hoffen. Der Text zur Schöpfung war ursprünglich Englisch, und einer Sage nach für Händel geschrieben. Haydn brachte den Text mit sich, als er von einem längern Aufenthalte in London nach Deutschland zurückkehrte. Von Swieten lieferte eine musikgerechtere deutsche Bearbeitung, und die Composition wurde 1798, in Haydn's fünf und sechzigsten Jahre vollendet, in Wien aber zum erstenmale aufgeführt.

Auflösung der Charade in Nro. 38.

Hochzeitschmaus.

Auflösung des Räthsels in Nr. 39.

Dampf.

Miscellaneen.

(Handelsverträge.) Zwischen der Krone Schweden und Norwegen, deren loyale und liberale Handelspolitik allgemeines Zutrauen einflößt, und zwischen den freien Hansestädten ist ein Schifffahrts- und Handelsreciprocitätsvertrag im Abschluß. — Bei einer wahrhaften Gleichstellung der Hansestädte mit Holland wäre eigentlich noch zu denken an den hannöver'schen Transitzoll und an die nur noch geringen Elbe- und Weserzölle, welche Holland nicht zu überwinden hat.

(Norddeutsche Eisenbahnen.) Man lies't in einem Schreiben aus Hamburg: Für Preußens hohe Interessen scheinen vor der Hand nur transversale Bahnen von Osten nach Westen in Betracht zu kommen, zur Verbindung zwischen der Oder, der Elbe, der Weser und dem Rhein. Was den deutschen Binnenlanden am meisten Noth thut, eine verticale Bahn vom Norden nach Süden, vom Meer und den großen Emporien am Ausfluß der Elbe und Weser durch das Königreich Hannover scheint nur verwirklicht zu werden, wenn Hamburg und Bremen sie auf eigene Faust herstellen wollten, denn auf hannöver'sche Fonds scheint keine Rechnung, weder durch eine überschwängliche Actienzeichnung, noch durch die Regierung, am wenigsten durch die Stände. Was darüber in den Zeitungen verlautete, waren gemachte Artikel, einerseits Hamburg durch Bremen und wieder Bremen durch Hamburg zu encouragiren.

(Vereinigte-Staaten-Bank.) Alle andern Geld- und Handelsnachrichten aus den Vereinigten Staaten treten in den Schatten vor den außerordentlichen Enthüllungen, die in der Versammlung der Actionäre der Vereinigten-Staaten-Bank am 8ten April gegeben wurden, und vor dem Bericht der Inspectoren, welche die Angelegenheiten dieser Bank zu untersuchen hatten. Ein New-Yorker Blatt bemerkt, dieser Bericht lasse hochgestellte und mit hoher Verantwortlichkeit betraute Männer in einem Grade moralischer Verworfenheit erscheinen, den man unglaublich finden würde, wenn nicht diese Masse überführender Thatsachen vorläge. Der Hauptschuldige ist Hr. Biddle, der vormalige Präsident der Bank, aber auch die meisten andern Bankbeamten sind mehr oder minder verwickelt. Indessen die Actionäre haben dem Übel die Art an die Wurzel gelegt, indem sie energische Maaßregeln faßten, dem Plünderungssystem entgegenzuwirken. Sie haben eine radicale Änderung in der Administration der Bank vorgenommen.

(Englische Flachsspinnerei.) Einer der stupendesten Gebäude, das die neuere Industrie aufgeführt hat, ist gewiß die Flachsspinnerei der HH. Marshall und Comp. in Leeds, die im Jahre 1838 begonnen, und mit Ausnahme der innern Einrichtung im Julius vorigen Jahres vollendet wurde. Hunderte strömten herbei, um dies Riesenwerk der Baukunst und des Handelsgeistes anzustaunen. Der Bau bedeckt über zwei Acker Boden und besteht aus einem einzigen Raum 132 Yards lang und 72 Yards innerhalb der Mauern breit. Es ist in 66 Vierecke von je 144 Yards getheilt, und durch eben so viele Kuppeln erleuchtet. Die Höhe des Baues ist 13½ Fuß bis zu dem Anfang des Gewölbes und noch 7½ Fuß beträgt die Höhe der Gewölbe. Funfzig massive Eisensäulen stützen das letztere, welches aus Backsteinen aufgeführt, und außen mit Erde und Gras gedeckt ist, um das darüber gegossene Pech gegen den Einfluß der Atmosphäre zu schützen. Die Fronte des Gebäudes ist aus Stein in ägyptischem Styl aufgeführt; an dem übrigen Theil des Baues sind nicht weniger als drei Millionen Backsteine verwendet. Ein Hr. James Combe aus Edinburg leitete den Bau. Die Dampfkraft befindet sich in einem Keller unterhalb, und besteht aus zwei Maschinen von je 100 Pferdekraft. Bis jetzt ist die Maschinerie noch nicht ganz aufgestellt. Das Ganze ist aber auf 40,000 Spindeln berechnet, mit den nöthigen Vorbereitungsanstalten, um diese stets im Gang zu erhalten. Einen Begriff von der Größe des Baues kann man erhalten, wenn man erwägt, daß, 7 Personen auf den Quadratyard gerechnet, 67,000 darin Platz haben. Man berechnet die Kosten für das Ganze, wenn es mit allem Nöthigen versehen ist, auf 2 bis 300,000 Pfd. St. Im verflossenen Januar fand daselbst ein Meeting statt, bei welchem für 8000 Personen Sitze eingerichtet waren, und man hätte dergleichen für die dreifache Zahl einrichten können.

(Belgische Eisenbahnen.) Das Belgische Eisenbahnnetz, das sich raschen Schritts seiner Vollendung nähert, besteht 1) aus einer Linie von Norden nach Süden, oder von Antwerpen nach der französischen Gränze bis Quiévrain, bei Valenciennes, über Mecheln, Brüssel und Mons; 2) aus einer Linie von Westen nach Osten, oder von Ostende nach der preußischen Gränze, über Brügge, Gent, Mecheln, Löwen, Lüttich und Verviers; 3) aus einer andern Linie von Norden nach Süden, die von Gent ausgeht und über Courtrai bei Lille die französische Gränze berührt; 4) aus drei Seitenlinien, nämlich von Braine-le-Comte, welche Charleroi und Namur mit der ersten Linie von Süden nach Norden verbindet; einer andern, welche St. Trond mit der Linie von Westen nach Osten, und einer dritten, welche Tournay mit der zweiten Linie von Norden nach Süden vereinigt. — Am 1. Januar 1841 waren für diese Banten 77,909,207 Franken ausgegeben, und blieben daher noch 48 Millionen zum fernern Verbrauch. Mit der gegenwärtigen Einrichtung der Werkstätten beträgt der jährliche Aufwand gegen 20 Millionen, so daß in ungefähr 30 Monaten Belgien in Besitz seines vollständigen Eisenbahnsystems sein wird.

(Die Kartoffelkrankheit) soll weit verbreitet sein doch am stärksten sich in Böhmen und am Erzgebirge zeigen. Woher die Krankheit kommt, hat man bis jetzt noch nicht mit Gewißheit entdecken können, doch vermuthet man, daß die Ausartung und Verschlechterung dadurch entstanden sei, daß sie seit ihrer Einführung in Deutschland nur durch die Knollen vermehrt worden wä-

ren. Man schlägt daher vor, neuen Saamen aus den Saamenäpfeln zu ziehen oder doch wenigstens ganze Knollen auszulegen und sie nicht mehr zu theilen, wie es gewöhnlich geschieht. Andere rathen, mehr auf das Reifwerden der Kartoffeln, frühes Legen und spätes Ausnehmen, trockene Keller und trockene Unterlagen für die Kartoffeln zu sehen, und nicht Keime, sondern ganze Kartoffeln zu legen.

(Paßverordnungen.) Es ist nicht uninteressant, daß während die russische Regierung die Steuer auf Reisepässe nach dem Auslande, für jede einzelne Person, auf 25 Rubel Silber (27 Thaler preuß.) halbjährlich erhöht hat, die preußische Regierung gleichzeitig eine diametral entgegengesetzte Maaßregel anordnet, indem zur Erleichterung des Verkehrs auf den Eisenbahnen Legitimationskarten an die Stelle der Päße eingeführt werden sollen, die nicht mehr als 10 Silbergroschen kosten und auf ein ganzes Jahr gültig sein werden.

(Zur Leipziger Messe) fand sich auch ein Steinfresser ein, der indeß bald arretirt worden ist.

(Rückerts Gedichte in einer Auswahl.) Ein Theil des deutschen Lesepublicums war vor den sechs Bänden lyrischer Gedichte von Rückert erschrocken. Der Klage ist nun abgeholfen durch eine vom Dichter selbst veranstaltete, bei J. D. Sauerländer in Frankfurt erschienene Auswahl, von welcher die Buchhändleranzeige wohl mit Recht sagt: „bequeme Anordnung, eleganter und correcter Druck, Wohlfeilheit des Preises — versehen mit diesen Eigenschaften wird unsere Ausgabe zu einem Volksbuch werden gleich Schillers und Uhlands Gedichten.“ Was die Verehrer der Rückert'schen Muse — und die Zahl derer, die es nicht sind, ist wohl sehr klein — aus ihrer frühern und spätern Periode besonders lieb gewonnen, ist hier in dem mäßigen Umfang eines Octavbandes zusammengefaßt.

(Filztuch.) Viel Aufsehen erregte im vorigen Jahre die Erfindung eines Amerikaners, Wollentücher zu fabriciren, ohne daß dabei der Spinn- und Webeprozeß in Anwendung kommt. Nach Mustern des neuen Fabrikats, welche in der letzten Zeit aus England nach Deutschland kamen, ist nicht zu zweifeln, daß dasselbe mit der Zeit einen großen Theil der ordinären Tücher liefern wird. Es dürfte von allgemeinem Interesse sein, das Wesentliche des Verfahrens kennen zu lernen. Die Schafwolle wird nach vorläufiger Reinigung im Wolf machinirt, worauf man sie entweder auf eine Kratzmaschine oder mittelst einer sogenannten Windmaschine in eine Watte von gehöriger Dicke verwandelt. Diese Watte kommt dann auf die Filzungsmaschine, worin eine Anzahl von Walzen in zwei Reihen übereinander angebracht ist; der Filz läuft an seinem Fahrtuch allmählich zwischen den Walzen durch, und die durch die wechselweise Bewegung der obern Walzen erzeugte Reibung versetzt ihn mit Beihülfe von Wasserdampf, also von Feuchtigkeit und Wärme, in einen festen und dichten Zustand. Der aus der Filzungsmaschine hervorgegangene Filz kommt zur weitern Bearbeitung auf die Walkmaschine, welche die Verfilzung der Wolle vervollständigt, und sie in Tuch verwandelt. Diese Maschine besteht aus einem Trog, worin sich etwa 60 Paare gußeiserner Walzen in siedender Seifenauflösung drehen. Der Bewegungs-Mechanismus ist so eingerichtet, daß die beiden Walzenreihen eine abwechselnde Bewegung vorwärts und rückwärts erhalten, und das Filztuch dennoch allmählich durch die Maschine hindurch passiren kann. Zur Erzeugung des festesten Filzes oder Tuches muß man den Stoff in allen Richtungen walken oder walzen; durch die genannte Maschine entsteht aber bloß ein Walzen nach der Länge, und um ihn auch nach der Quere zu bearbeiten, bringt man ihn in eine zweite Walkmaschine. Letztere Maschine ist auf eine ähnliche Weise eingerichtet, wie die vorhergehende, aber noch mit anderen von unten wirkenden Walzen versehen, welche mit den obern einen Winkel von ungefähr 45 Gr. bilden, und sich auch mit einer fünf bis sechs Mal größeren Geschwindigkeit als das Fahrtuch des Filzes bewegen. Das Tuch muß zu seiner Vollendung diese Maschine mehrmals passiren. Eine Beschreibung und Abbildung aller dieser Maschinen enthält das Aprilheft von „Dingler's polytechnischem Journal.“

(Stehlsucht.) In dem Bagno zu Toulon befindet sich ein Sträfling, bei dem die Sucht zu stehlen zu einer solchen Leidenschaft geworden ist, daß der Arzt der Anstalt die Geschichte des Mannes als einer physiologischen und moralischen Merkwürdigkeit beschrieben hat. Er kann durchaus nichts sehen, ohne es zu stehlen, wären es auch die unbedeutensten Gegenstände, wie alte Nägel ꝛc. „Keine Strafe vermag ihn davon abzubringen, und er selbst erklärt: „Das Stehlen ist eine Leidenschaft, die brennt wie die Liebe, und wenn mir das Blut im Kopfe und in den Fingerspitzen siedet, würde ich, glaube ich, wenn es möglich wäre, mich selbst stehlen.“

(Conditor-Kunstwerk) Der Inhaber des Pallmaille-Pavillons in Altona, der Conditor Meyer, hat ein Kunstwerk zum Geschenk für die Königin von Portugal bestimmt, angefertigt. Es stellt die Erstürmung des Klosters bei Oporto durch die Armee D. Pedro's vor, und ist von einer Masse von 150 Pfund Marzipan gebildet. Drei Kriegsschiffe beschießen das Ufer, und mehr als 1400 kleine Soldaten greifen an oder vertheidigen.

(Auf dem St. Gotthard) hat sich kürzlich ein schrecklicher Vorfall zugetragen. Eine Gesellschaft, welche trotz allen Abrathens bei der gefährlichsten Witterung ihren Weg über den Berg fortsetzen wollte, suchte in einem kleinen Häuschen bei Airolo Schutz, wurde aber von einer ungeheueren Lawine verschüttet. Sechs Personen (eine Dame aus Basel, ein Reisender aus Bolograte, einer aus Lübeck, eine Kammerfrau und zwei Bediente) büßten das Leben ein.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste und Miscellaneen zu Nro. 39).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 40.

Bremen, Donnerstag den 20. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 456. Den 15. Mai. Adolphine Schöner, 22 Jahr; Contrescarpe.

— 457. Den 15. — Johann Albert Falkenburg, 43 Jahr; Krankenhaus.

— 458. Den 15. — Der Schuhmacher Wilh. Heinemann, 17 Jahr; Martini.

— 459. Den 15. — Des Kaufmanns Georg Wilhelm Lange Tochter, 10 Monat; Langenstraße Nro. 130.

— 460. Den 15. — Des Küpermeisters Joh. Hinrich Wessels Tochter, 4 Wochen; hinterm Stephanikirchhof Nro. 2.

— 461. Den 15. — Des verst. Schneidermeisters Diedr. Vocke Wittwe, geb. Liesmann, 90¼ Jahr; Schwanenstraße Nro. 27.

— 462. Den 15. — Des verst. Maurergesellen August Thomas Wittwe, geb. Hincken, 85 Jahr; Wessels Gang Nro. 10.

— 463. Den 16. — Des Arb. Christ. Pfannenschmidt Tochter, 2½ Jahr; Muggenburg Nro. 12.

Nro. 464. Den 16. — Der Schuhmachermeister Carl Gottlob Holtz, 42 Jahr; Düsternstraße Nro. 35.

— 465. Den 16. — Des Schuhmachers Diedr. Schmidt Tochter, 1½ Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 150.

— 466. Den 16. — Des Detaillisten Peter Christ. Gieseke Ehefr., geb Ehlers, 71 Jahr; Grützmacherstraße Nro. 17.

— 467. Den 16. — Der Arb. Johann Friedr. Thies, 51 Jahr; Borchersweg Nro. 5.

— 468. Den 17. — Der Klanderer Friedr. Wilhelm Ostermann, 64 Jahr; Annenstraße Nr. 99.

— 459. Den 17. — Der Tabacksfabrikant Friedrich Ludolph Thöle, 46 Jahr; Grafenstraße Nro. 21.

— 470. Den 18. — Der Schuhmachermeister Wilhelm Ehlert Hüncken, 36 Jahr; Neuenstraße Nro. 94.

Geborten:

Nro. 606. Den 11. Mai. Des Schuhmachermeisters Christoph Diedr. Segelken Ehefr., geb. Brethorst, gr. Rosenstraße No. 1; von einem Mädchen.

— 607. Den 13. — Des Armenvoigts Herm. Hinr. Schön Ehefr., geb. Murcken, Töpken Gang Nro. 4; von einem Knaben.

— 608. Den 13. — Des Kaufmanns Ferd. Theodor Westhoff Ehefr., geb. Greiner, Wachtstraße Nro. 11; von einem Knaben.

— 609. Den 15. — Des Arb. Friedr. Jacob Kuhlmann Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorsteinweg Nro. 240; von einem Knaben.

— 610. Den 15. — Des Hökers Gerh. Hinr. Christ. Friedrich von Ohlen Ehefr., geb. Lüssen, Jacobistraße Nro. 17; von einem Knaben.

— 611. Den 16. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Bohne Ehefr., geb. Willmanns, Georgs Hof Nro. 11; von einem Knaben.

Nro. 612 u. 613. Den 16. — Des Maurergesellen Franz Wilh. Lütjen Ehefr., geb. Brauer, im Runken Nro. 40; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 614. Den 16. — Des Schuhmachermeisters Jürgen Hinrich Wolters Ehefr., geb. Helmerich, Seemannsstraße Nr. 3; v. einem Knaben.

— 615. Den 17. — Des Schenkwirths Herm. Grimm Ehefr., geb. Vroom, Buntenthorsteinweg Nro. 233; von einem Knaben.

— 616. Den 18. — Des Weisbäckers Cord Hinrich Sorger Ehefr, geb. Sanders, gr. Fuhrleutestraße Nro. 47; von einem Knaben.

— 617. Den 18. — Des Stuhlmachers Friedr. Wilh. Gräber Ehefr., geb. Otersen, Tiefer Nr. 15; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 41.

Bremen, Sonntag den 23. Mai 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 23. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passvant.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. Heineken.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Cand. Schierenbeck.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

An M....

Ein schöner Stern bescheerte
Mir lang entbehrtes Glück:
Als ich die Schöpfung hörte,
Sah ich ihr Meisterstück.

R....

Napoleon's Traum unter den Pyramiden.

(Fortsetzung.)

In sein Zelt gekommen, trat ihm Murat mit der Nachricht entgegen, daß sich der Feind in der Ebene gezeigt habe. Bonaparte ertheilte sogleich Befehl zum Treffen sich zu ordnen. Nun entstand ein lebhaftes Getümmel im Lager. Man brach die Zelte ab, bepackte die Maulthiere und Dromedare, setzte die Waffen und das Gepäck in Stand, füllte die Gefäße mit Wasser, versah sich mit Wassermelonen, die in großer Menge in dieser Gegend wuchsen; kurz, es war ein reges Leben und Treiben im Lager. Da ward der Generalmarsch gehört. Als ob Oberons Horn ertönt wäre, schwieg plötzlich auf den Klang der Trommeln der Lärm, und das bunt und wirr durch einander treibende Chaos von Kriegern, Troßknechten und Marketendern hatte sich in geordnete Reihen und Linien aufgelöst, die in der Ebene, des weitern Befehls gewärtig, in militairischer Haltung aufmarschirt standen.

„Quarrée! Quarrée!" erscholl jetzt das laute Kommando-Wort der Generale und Offiziere, und im Nu standen die Linien in Vierecks aufmarschirt da. In einem derselben hielt Bonaparte auf seinem Dromedar; neben ihm befanden sich seine Adjudanten, Berthier, Davoust, Marmont, Murat und der jugendliche Eugen Beauharnois.

Bonaparte saß unbeweglich und ohne eine Miene zu verziehen auf seinem Thiere; nur von Zeit zu Zeit schaute er sich sorgfältig und, wie es schien, erwartungsvoll durch sein Fernglas nach allen Seiten um.

„Sie lassen verzweifelt lange auf sich warten, diese Mamelucken!" unterbrach er jetzt das rings um ihn herrschende, tiefe, ehrfurchtsvolle Schweigen. „Sie haben sich doch nicht getäuscht, General?" wandte er sich fragend zu dem neben ihm haltenden Murat.

„Sicher nicht!" erwiederte dieser zuversichtlich; „ich habe sie deutlich erkannt. Als ich vorhin mit unserer Dromedar-Reiterei recognoscirte, konnte ich sie, in große und kleine

Trupps zerstreut, durch die Ebene einherziehen sehen, und eine große, dunkle Masse von Reitern sah ich unfern des Nils in der Ebene lagern; ich zweifle nicht, das sie sich bald sehen lassen — Da sind sie schon!" rief er jetzt, sich selbst unterbrechend, und mit der Hand nach der Ebene deutend.

Wirklich wurden jetzt in der Ebene einige sichtbar von diesen kühnen Reitern, die sich spähend umsahen, und wie der Blitz wieder verschwanden; dann kamen hier und da einzelne, größere und kleinere Trupps von ihnen zum Vorschein, die neckend im vollen Jagen auf die französischen Vierecke losjagten, als ob sie auf dieselben einbrechen wollten, und, wenn sie bis auf Schußweite herangekommen waren, ihre Rosse mit einer raschen Wendung herumwarfen und nach allen Seiten hin fortsprengten. So hatten sie durch solche Neckereien schon eine geraume Zeit hindurch die französischen Vierecks in Spannung erhalten, und, was dabei auch hauptsächlich nur ihre Absicht gewesen sein mochte allmählig sicher gemacht. Da, als man sich dessen am wenigsten versah, stürmte eine dichte Reiterwolke mit lautem, furchtbarem Gebrüll: „Allah!" gleich einer Wetterwolke, mit hochgeschwungenen Säbeln, brausend, daß die Erde erbebte, auf die französischen Vierecks los. Unerschüttert standen diese, und empfingen mit vorgestrecktem Bajonett und so mörderischem Feuer diese ungestüme aber ungeregelte Reiterei, daß dieselbe bald in wilder Unordnung zurückprallte, sich zwar mehrmals sammelte, ihre ungestümen Angriffe mit fürchterlichem Geschrei erneuerte, immer jedoch wieder zurückgeworfen ward; nun, als bei einem dieser Angriffe einige Batterien, die Napoleon in ihre Flanken hatte auffahren lassen durch ihr mörderisches Kartätschenfeuer ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichteten, prallten sie mit wildem Geheul nach allen Seiten auseinander und waren bald aus den Blicken der Krieger verschwunden, die mit dem wiederholt laut donnernden Jubelruf: „Vive la République!" den Sieg bei den Pyramiden feierten. Diese Schlacht, wenn man es anders so nennen will, hatte etwa eine Stunde gedauert, und die ganze Ebene war mit todten, sterbenden und verwundeten Mamelucken bedeckt: der Verlust des französischen Heeres war nur gering.

„Von heute an müssen Sie mir schon erlauben, Herr Denon," redete Violet nach der Schlacht den Gelehrten an, und bot ihm freundlich die Hand, daß ich Sie Camerad nenne. Wahrhaftig, Sie haben sich so kaltblütig gezeigt, als ob Sie ein Grenadier von Lodi wären. Nimmer hätte ich einem Gelehrten so viel kaltes Blut zugetraut."

„Das kann Euch nicht wundern, Camerad," erwiederte lächelnd der Gelehrte, die ihm dargebotene Hand des alten Grenadiers herzlich schüttelnd; „ich bin ja auch ein Franzose, und wie käme wohl ein Franzose zur Furcht, vollends in der Nähe unsres kleinen Corporals!"

„Wohl wahr", erwiederte der alte Grenadier; „aber ein Kanonenfieberchen hattet Ihr doch wohl Anfangs! Nicht?" „Laßt es nur gut sein," unterbrach der Schnurbart den Gelehrten, als dieser dagegen protestiren wollte; „ich hab's, unter uns gesagt, bei Milesimo auch gehabt, und glaubt mir, Keiner ist unter uns, der es nicht gehabt hat, den kleinen Corporal ausgenommen, versteht sich."

„Wie weißt Du das?" ließ sich da plötzlich Bonaparte's Stimme vernehmen, der in diesem Augenblick, und ohne von den Sprechenden bemerkt worden zu sein, herangeritten war, indem er Violet sanft auf die Achsel schlug.

„Nun," erwiederte dieser, ohne sich im Mindesten überrascht zu zeigen, „man hat doch so seine Augen, und daß Ihr nicht wäret, wie andere ehrliche Menschenkinder, das hatte ich gleich beim ersten Blick weg."

„Was Du nicht Alles gesehen haben willst!" sprach lächelnd, aber sichtlich geschmeichelt, Bonaparte, den Alten bei den Ohren zupfend. „Aber mach' nur jetzt fort, daß Du zu Deinem Bataillon kommst; es wird sich gleich in Marsch setzen."

„Denon, Sie können hier bleiben", wandte sich hierauf Bonaparte zu dem Gelehrten; „eine militairische Bedeckung werde ich zu Ihrem und der übrigen Herren Schutz zurücklassen. Sie haben doch lieber, ich weiß es, mit diesen todten egyptischen Königen hier, als mit den lebendigen Mamelucken zu thun, und nun auf Wiedersehn!" — So verabschiedete er sich mit einer freundlichen Handbewegung von dem Gelehrten, und war bald aus dessen Augen entschwunden.

* * *

„Sie irren sich, Sie irren sich ganz gewiß, mein Herr! Sie sehen selbst, es kann nicht seyn!" rief Napoleon lebhaft einem kleinen Mann von untersetzter Statur zu, auf dessen etwas breitem Gesicht sich ganz unzweideutig die größte Gutmüthigkeit abspiegelte, und der, kurz zuvor in das Zimmer getreten, ihm eine eben so überraschende, als unwillkommene Meldung gemacht zu haben schien.

„Nein, General“, erwiederte dieser sehr entschieden; „es ist leider nur zu gewiß, die Pest ist in unsern Lazarethen ausgebrochen, Ja, die Pest, sage ich!“

„Was Pest!“ rief ungeduldig mit dem Fuße stampfend Bonaparte. „Machen Sie doch nicht aus einer Mücke einen Elephanten, Doctor. Ein Ausschlag wird's seyn. Keine Idee von Pest, sage ich Ihnen. Vielleicht irgend ein bösartiger Ausschlag. Nicht wahr, Doktor? Sie werden mir hierin sicher Recht geben müssen!“ — Er winkte hiebei dem Aerzte bedeutsam mit den Augen zu; denn er wollte es durchaus nicht aufkommen lassen, daß die Pest im Lager sey, weil er zu deutlich das Schrecken und Entsetzen wahrnahm, das sich bei der furchtbaren Meldung des Doktors auf den Gesichtern aller Anwesenden so deutlich malte, und von dieser Furcht die schlimmsten Folgen für die moralische Stimmung des kleinen, ohnehin in einer überaus schwierigen Lage befindlichen Heeres besorgte. Es war eben auf dem Rückzuge von der mißlungenen, unglücklichen Belagerung von St. Jean d'Acre begriffen, und hielt in Jaffa einige Rasttage.

Larrey — dies war nämlich der kleine Mann — den Wink des Feldherrn verstehend, widersprach nicht weiter, und Bonaparte wußte geschickt die Aufmerksamkeit der anwesenden Generale und Offiziere so ganz auf andere Dienst-Angelegenheiten zu lenken, indem er von dem Einen Auskunft und Bericht über kriegerische Vorgänge verlangte, und dem Andern Weisungen und Verhaltungsbefehle ertheilte, daß die eben gehörte Schreckensbotschaft glücklich bei ihnen in Vergessenheit gerathen war, als sie nach und nach von dem Oberfeldherrn entlassen wurden.

„Bleiben Sie, Larrey!“ gebot er dem Arzte, als sich dieser gleichfalls von ihm verabschieden wollte.

„Die Pest also, sagen Sie? rief er nach einigem Schweigen. „Unmöglich!“

„Nein! kein Zweifel! erwiederte empfindlich der Arzt; „es ist die Pest, General, und nichts anders.“

„Wohlan denn, überzeugen wir uns!“ sprach entschlossen Bonaparte, indem er seinen Hut nahm und nach der Thür ging.

„Um Gotteswillen nicht, General!“ hielt ihn ängstlich Larrey zurück. „Sie würden unfehlbar Ihr Leben in die Schanze schlagen.“

„Nicht doch, Doktor!“ entgegnete lächelnd Bonaparte; mein Tod steht noch nicht in den Sternen geschrieben!“ — und er ging, indem er sich von dem Arzte losmachte, der ihm sichtbar ängstlich folgte.

In einem weiten, scheunenähnlichen Gemache sehen wir mehrere kaum noch menschenähnliche, hohlängige, in Lumpen gehüllte Jammergestalten stöhnend und ächzend auf Stroh an der Erde liegen. Keine menschliche Seele zeigt sich in diesem von allen Geräthschaften gänzlich entblößten Gemache, dessen Decke und Wände nur Schmutz und Ungeziefer wahrnehmen ließen. Verlassen und hülflos rangen diese Unglücklichen, deren abgezehrte Körper, Gerippen ähnlich, ganz mit eiternden Geschwüren und Beulen bedeckt waren, mit dem Tode, ohne daß irgend Jemand erschien, ihnen eine Labung zu reichen, oder Trost zu spenden. Sie wünschten sich unter gräßlichen Flüchen den Tod, als die einzige und größte Wohlthat, die ihnen noch zu Theil werden könne. Da ging die Thür auf, und herein trat in voller Ruhe Bonaparte, gefolgt von dem sehr beweglichen Larrey, dem man die Ängstlichkeit und Besorgniß deutlich auf dem breiten, blatternarbigen Gesichte las.

„Den Tod! Gieb uns den Tod, General!“ so wälzten sich ihm heulend die Kranken entgegen, indem sie mit ihren hohlen Augen zu ihm flehend emporstierten.

„Beruhigt Euch, meine Freunde!“ erwiederte gelassen Bonaparte; „gebt Euch doch nicht solchen leeren Wahn- und Schreckbildern hin!“

„Was“ riefen mit heiserem Lachen die Krieger, „Du willst uns wohl gar vorreden, wir hätten nicht die Pest? Aber sieh? hier rissen sie sich die Lumpen ab, und entblößten ihre eiternden Geschwüre; „fasse her, wenn Du Muth hast!“

„Ausschlag, weiter nicht!“ sprach beschwichtigend Bonaparte; indem er mit der Hand die eiternden Beulen Eines der Elenden, der sich mit halbem Leibe an seinen Knieen, die er umklammert hielt, emporgerichtet hatte, berührte. „Nicht wahr, Doctor?“ wandte er sich zu dem bei diesem Anblicke fast versteinerten Arzte; „ein Ausschlag, wie er in diesem heißen Himmelsstrich zuweilen vorkommt.“

„Freilich! Allerdings!“ stotterte verlegen und verwirrt der Arzt.

„Da hört ihr es nun selbst, meine Freunde!“ sprach der Feldherr, sich wieder zu den Kranken wendend. „Haltet Euch nur ruhig: ich werde für Eure Verpflegung Sorge tragen. Kommen Sie, Doktor, man wird im Hauptquartier schon auf mich warten. Lebt wohl, meine Freunde!“

rief er im Fortgehen den Kranken zu, nachdem er sich sanft von ihnen losgemacht hatte; „es wird bald mit Euch, hoffe ich, besser werden.“

„Doktor“, sprach er, sich zu dem Arzte wendend, und die Thüre hinter sich zudrückend, „ich dächte, man gäbe ihnen ein Opium-Präparat! Was meinen Sie? Wäre das nicht eine wahre Wohlthat für jene Unglücklichen da? — er deutete zurück nach der Thür.

„Heilen und nicht Giftmischen ist mein Amt und Beruf!“ sagte unwillig und mit Nachdruck der Arzt.

„Ba! Eine barbarische Gewissenhaftigkeit das!“ antwortete im Gehen wegwerfend, und halb vor sich hin, Napoleon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige wohlgemeinte aber nothgedrungene Worte an die hochgeehrten Herren Directoren des Baues unseres neuen Theater-Gebäudes.

Endlich nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen der Schauspielkunst und ihren Musen in Bremen, einen ihrer würdigen Tempel zu bauen, ist dieses schöne Werk, durch die Mühe einiger kunstverehrenden und kenntnißvollen Männer aus dem Vereine der Herrn Actionisten aus dem Gelehrten- und Kaufmanns-Stande, so weit gediehen, daß die den Bau begründenden Erdarbeiten bereits begonnen sind und täglich mit gutem Erfolge fortschreiten. Ein geschickter Architect hat, wie wir mit Freuden vernehmen, den Bauriß geliefert, und ein eben so geschickter practischer Baumeister die Ausführung des schönen Werkes übernommen. Ein kunstreicher auswärtiger Maschinist wird, wie wir mit großer Freude vernehmen, die so wichtige Anordnung der Maschinerien, die in dem bisherigen alten Theater so höchst erbärmlich waren, einrichten und leiten; und so sehen wir in allen diesen umsichtigen Anordnungen der hochverehrten Baudirection, daß sie auch nicht den geringsten Punkt aus den Augen ließ, ein vollkommenes Ganze zur Ehre der Kunst, in richtiger Vertheilung der Räume, (dahin auch hauptsächlich der nothwendig zu vergrößernde, hinter den Coulissen, jetzt in dem alten Hause so hinderlich schmale Gang zu rechnen ist,) herzustellen. Jeder kunstliebende Bremer muß und wird gern mit uns jenen Begründern und Erbauern seinen höchsten Dank bringen für ihr schönes Unternehmen, und die Nachwelt ihre Namen rühmlichst anerkennen. — Doch nicht allein der richtige und schöne Bau mit allen inneren und äußeren auch den kostbarsten Ausstattungen von Verzierungen, kann allein dem wahren Kunstkenner bei Beiwohnung theatralischer Darstellungen genügen; Deklamation, Mimik, Malerei, Ton- und Tanzkunst müssen vereint in möglichster Vollkommenheit zusammen treten, wenn eine schöne vollkommene Wirkung hervorgebracht werden soll. Keine Kunst vereint mehr Einzelnheiten zu einem Ganzen, als die Bühnenkunst; sie bestehet in einem Bunde aller schönen Künste und eine unerläßliche Forderung an dieselbe ist Totalität.

Muß unter diesen Künsten der Dekorations- oder Theatermalerei-Kunst ein wesentliches Erforderniß der dramatischen gestattet werden, so muß ihr auch in Bezug auf das Ganze, der Rang eines wirklichen Kunstwerks zugestanden werden können. Wie höchst wichtig und nothwendig ein tüchtiger Dekorationsmaler einer nur einigermaßen bedeutend sein sollenden Bühne ist; wie ohne seine Kunst auch das am besten vorgetragene Schauspiel, oder die mit größter Virtuosität gesungene Oper, aller Täuschung entbehren würde, hier auseinander zu setzen, würde die Leser ermüden, und von Manchen gar als eine Arroganz der Prahlerei der Verfasser dieser Bitte mit ihrer geringen Bühnenkenntniß angesehen werden. Dafür wollen wir uns in dem alleinigen besten Willen, der unsere Feder leitete, die hochverehrten Herrn Bauherren auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der als einer der wichtigsten bei dem neuen Theater zu beachten wäre, bittend verwahren. Nur so viel sei gesagt, daß ein als tüchtig anzuerkennender Theater-Maler die genaueste Kenntniß in der Perspective, in der Architectur aller Länder und Zeiten, in der Landschaftsdarstellung aller Zonen, verbunden mit der genialsten Ausführung, der richtigsten Farbengebung und Licht- und Schatten-Vertheilung, ein genialer Künstler sein müsse, wenn anders seine Arbeiten nicht auch das beste Spiel der Schauspieler zu nichte machen und Unwillen unter den kunstsinnigen Zuschauern in ermangelnder Täuschung erregen sollen. — Gerade die Decorationsmalerei war in jener Hinsicht in unserm alten Schauspielhause die Schwäche dieses Instituts. Nur die vor vielen Jahren von unserm Herrn Hofrath Dr. Schütte bei dessen Theaterunternehmung angekauften Dekorationen von Bibiena und Colomba können als Meisterwerke, eine von Man-

bert unter denselben, und einige von Deny unter Herrn Gerber's Direction gemalt, als schöne Arbeiten gerühmt werden. Schwerlich würden diese wegen ermangelnder Höhe und Breite in dem neuen Schauspielhause anwendbar sein, und so würde man auf durchaus neue Malereien bedacht sein müssen.

Unbekannt zwar mit den vorgesetzten Plänen der verehrten Baudirection, ob dieselbe sich zur Lieferung der nothwendigen neuen Decorationen entschließen und dadurch ihren Ruhm vermehren, oder solche dem neuen Schauspielunternehmer überlassen wolle, möge es uns erlaubt sein, derselben hier im ersten Fall einige Wege anzuzeigen und vorzuschlagen, auf denen solcher Zweck am kunstreichsten erfüllt werden möchte; und so möchten wir zu solcher Arbeit in Vorschlag bringen den königlich Preußischen Hoftheater-Maler Gropius in Berlin, welcher für das Hamburger neue Stadttheater die Decorationen in schöner Ausführung und für mehre bedeutende Bühnen, dergleichen nach Fußmaaße bezahlt, lieferte; nächst ihm seinen Schüler und Mitarbeiter, unsern Landsmann Stock, der sich durch Herausgabe mehrer Dekorationsblätter berühmt machte, und vielleicht für einen billigen Gehalt anzustellen wäre. In Cassel verständen sich vielleicht die dortigen Hoftheatermaler Beuther und Primavesi, nach Göthe's wichtigem Urtheile die ersten Künstler Deutschlands, (Ersterer im architectonischen Fache und als Verfasser der gedruckten Bemerkungen über Theatermalerei berühmt, Letzterer im Landschaftsfache eben so hoch stehend), uns einige ihrer Meisterwerke für billige Zahlung zu liefern, wie sie, nach uns gewordenen sicheren Nachrichten, sich schon unter Herrn Pichler's hiesiger Theaterunternehmung dazu erboten, und sicher der neuen Bühne auf Verlangen der Herren Erbauer auch sich solcher Aufträge nicht entschlagen würden.

Für die fortwährende Anstellung eines tüchtigen Künstlers in der Theatermalerei würden sich auf öffentliche Aufrufe, in den Scholaren großer Meister, aus Berlin, Dresden, Manheim, Darmstadt, München, Stuttgart ꝛc. junge Maler von ausgezeichneten Talenten für unsere neue Bühne melden und anbieten, die die Ansprüche aller Kunstkenner erfüllen und mit einem jährlichen Gehalte von 500 bis 600 Thalern zufrieden gestellt sein würden.

Der große nun verstorbene Maler Friedrich in Dresden sagt in seinen hinterlassenen „Bemerkungen“ über seine Kunst: „Der Theatermaler soll nicht blos malen was er „vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er „nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor „sich sieht; sonst werden seine Malereien den spanischen „Wänden gleichen, hinter denen man nur Kranke oder gar „Todte erwartet. Gewisse Maler haben nichts gesehen, was „nicht Andere auch sehen, sofern sie nicht geradezu blind sind, „und vom Künstler verlangt man doch, daß er mehr sehen „soll. Dieser Maler weiß, was er macht, und jener fühlt, „was er macht; könnte man doch aus beiden Einen machen. „Was dem Berufenen zu thun als Tugend angerechnet wird, „ist für den Unberufenen zu thun oft ein Laster.“

Möchten vorstehende Worte eines selbst großen Künstlers in der Malerei den hochverehrten Herren Deputirten des Theaterneubaues vor Augen und an's Herz zu legen uns erlaubt sein, und die Bitte hinzugefügt werden, daß Sie, als nur das Schöne in allen Zweigen der theatralischen Künste befördern wollend, auch der Anstellung eines tüchtigen Theatermalers besonderer Rücksicht würdigen, und es nicht zulassen, wenn solche Anstellung auch dem künftigen Theater unternehmer überlassen würde, die Wahl auf einen andern als einen durchaus tüchtigen und berühmten Künstler fallen zu lassen.

Möchten die hochverehrten Herrn Directoren unsere gute Absicht, in der wir diese Bitte ergehen ließen, nicht für eine Anmaßung, uns unaufgefordert in ihre Geschäfte zu mischen, sondern für die Stimme aller Kunstkenner gütigst aufzunehmen die Gefälligkeit haben wollen, dann würden sie sich eine der schönsten Rosen in den bereits so schön geflochtenen Kranz flechten, und unaussprechlicher Ruhm und Dank Ihnen im vollsten Maaße gerne gezollt werden von einer großen Zahl der hiesigen Kennner der so wichtigen Theater-Malerei und von denen zu dieser Bitte Beauftragten

A. und O.

Die Steeple-Chase oder die Jagd nach dem Glockenthurme.

Mehr Aufsehen als die Promenade de Longchamps machte die Steeple-chase, oder sogenannte Jagd nach dem Glockenthurme, für welche die Franzosen noch keinen Ausdruck gefunden haben, und der sie einstweilen die englische

Benennung lassen. Auch wird dies Vergnügen wahrscheinlich nicht so allgemein werden, daß es der Mühe werth wäre, ihm einen französischen Namen zu schaffen. Es giebt hier bereits seit einigen Jahren einen Jokeyklub, welcher die engl. Jokeyklubs nachäfft, wie die Engländer ihrer Seits französische Anstalten nachäffen. Denn trotz der beide Nationen beseelenden Eifersucht haben sie doch immer die Augen auf einander gerichtet und ahmen nach, was bei der Nebenbuhlerin Sitte oder Brauch wird. Somit ist denn auch die englische Pferdezucht von einigen Thoren in Paris aufs äußerste getrieben worden, und bereits hat man einigemal versucht, die halsbrechenden Steeple-chases hier einzuführen. Vor einigen Wochen wurde abermals ein Versuch gemacht. Da die sämmtliche elegante Welt davon in Kenntniß gesetzt worden war, so fuhren am bestimmten Tage eine Menge Equipagen auf das Feld, wo der Lauf beginnen sollte. Der Reiter waren ebenfalls ein große Menge und der Fußgänger eine noch größere. Der Gewerbfleiß versteht es auch, sich dergleichen Ereignisse zu Nutze zu machen, und in der Eile hatten einige Industrielle Plätze für die Damen zu fünf Francs eingerichtet; auch waren allerlei Lebensmittel feil. Da nach der Vorschrift zu einer Steeple-chase ein Grund erfordert wird, auf welchem man Gefahr läuft, auf mehr als eine Art den Hals zu brechen, so hatte man die südliche Gegend ausgesucht, wo ein Bach und sumpfige Wiesen vorhanden sind. In England sucht man auch Hecken auf; damit ist aber die Umgegend von Paris nicht reichlich versehen. Desto mehr Gefahr aber bot der Bievrebach mit seinen morastigen, abschüssigen Ufern dar. Die drei Reiter waren daher auch nicht sehr weit gekommen, als sie alle drei mit ihren Pferden im Wasser lagen, der eine unter, der andere über seinem Pferde. Dies war ein ächt englischer Incidenzpunkt des Spiels und der wichtigste Moment desselben. Das ins Wasserfallen ist in den Statuten der Steeple-chase als etwas dazu gehörendes vorhergesehen, und es ist verordnet, daß Niemand dem Hineingefallenen zu Hülfe kommen darf, wofern dieser noch Anspruch auf seinen Antheil am Wettlaufe haben will. Bekannt ist die Anekdote von einem Wettrenner, welcher bei einem solchen Falle in Gefahr war zu ertrinken, und dem ein mitleidiger Fremder zu Hülfe eilte. „Bei Leibe nicht!“ riefen alle Engländer; es sind ja beträchtliche Wetten im Spiele.“ Die Pariser sind aber noch nicht völlig englisirt. Sie eilten daher gutherzig einem der Wettrenner zu Hülfe, welcher vom Sturze betäubt wie todt dalag, und richteten erst das Pferd wieder auf, und setzten dann den noch halbleblosen Reiter wieder in den Sattel, worauf beide davon trabten, so gut es gehen wollte. Ein zweiter Reiter war aber vom Geiste der Steeple-chase völlig durchdrungen; denn als ein Bedienter ihm wieder aufhelfen wollte, gab er ihm aus Dankbarkeit einen Peitschenhieb, oder drohte ihm wenigstens damit, um ihn abzuhalten. Nach und nach hatten sich Pferde und Reiter wieder aus dem Schlamme gezogen und ihre vorige respective Stellung eingenommen. Die Jagd, oder eigentlich das Wettrennen wurde wieder fortgesetzt, und der Mann, dem man so gutmüthig wieder in den Sattel gehoben hatte, da er halb todt schien, hatte sich im Galoppiren so gut erholt, daß er zuerst ans Ziel gelangte. Der, welcher das zu Hülfeeilen eines mitleidigen Bedienten mit der Peitsche belebte, kam erst nach ihm ans Ziel. Was aus dem dritten geworden, habe ich nicht erfahren können; wahrscheinlich hatte der Sturz ins Wasser seinen Muth abgekühlt. Die Richter wagten nicht zu entscheiden, wer von den beiden ersten den Preis gewonnen habe; denn sagten sie, der zuerst Anlangende hat die Regel der Steeple-chase verletzt. Die Sache wurde an den Jokeyklub verwiesen. Dieser entschied am folgenden Tage in einer allgemeinen Versammlung, daß demjenigen, der zuerst angelangt sey, der Preis gebühre. Dieses Urtheil ist in einigen Tageblättern angefochten worden, aber mit einer Ehrfurcht, als ob es ein Urtheil des Kriminalhofes oder des Kassationsgerichtes beträfe. Wahrscheinlich fürchten die Journalisten Händel zu bekommen, da beträchtliche Wetten im Spiel gewesen sein mögen.

Viersylbige Charade.

Die zwei ersten Sylben.

Gutes bringen wir nie, gefürchtet sind wir von Allen,
Sind nur dem Bösen willkomm', wenn seinem Feinde wir droh'n.

Die beiden letzten Sylben.

Böses kennen wir nicht; die Nähe des Freundes und Feindes
Würzen wir durch Sympathie unserer milden Gewalt.

Die vier Sylben.

Und wenn wir Ersten uns nie mit den letzten würden vereinen,
Wär' unser Ganzes auch fremd immer der menschlichen Brust.

Miscellaneen.

(Baltimore.) In einer Englisch erscheinenden Zeitung dieser Stadt lasen wir kürzlich einen unsern Bremer Landsmann, Herrn Rakemann, betreffenden Artikel, welchen wir deshalb hier übertragen: „Wir erfahren, daß die beiden ausgezeichneten Künstler, Herr Rakemann und Herr Herwig, welche die Einwohner von New-York so oft entzückt haben, auf ihrer Heimreise von Washington durch unsere Stadt gekommen sind. Sie haben ihr lebhaftes Bedauern ausgesprochen, daß anderweitige Engagements sie verhinderten, hier ein Concert zu geben. Wir dürfen aber hoffen, daß wir bald Gelegenheit haben werden, das entzückende Violin Spiel des Herrn Leopold Herwig zu hören. Nach unserer Meinung ist er auf seinem Instrumente der erste Virtuose diesseits des Atlantischen Meeres. Herr Rakemann, dessen ausgezeichnetes Spiel auf dem Piano allgemein bekannt ist, wird Herrn Herwig hierher begleiten — und so werden wir eine Verbindung von Talenten hören, wie nie zuvor."

(Man schreibt aus Hamburg, den 4. Mai) „Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, meine vor einigen Tagen ausgesprochene Befürchtung, daß das dritte norddeutsche Musikfest hieselbst nicht zu Stande kommen würde, zurücknehmen zu können, indem vorgestern in einer ziemlich aufgeregten Versammlung des Comités der Neubau einer hölzernen Halle (welche später als Reithaus benutzt werden soll), bestimmt, und alle Hindernisse so weit beseitigt wurden, daß die großen Musikaufführungen am 5., 7. und 8. Jul. d. J. unter der vereinten Leitung der HH. Capellmeister Dr. Friedrich Schneider aus Dessau, und Krebs von hier, und des Hrn. F. W. Grund von hier statt haben werden." — Der Punct mit der hölzernen Bude ist gar nicht hamburgisch, und wird man hoffentlich einen würdigeren Musen-Tempel ausfindig machen. Dem Vernehmen nach geht demnächst von Bremen ein Dampfschiff mit Musik-Freunden zum Hamburger Feste ab.

(Regensburg, 7. Mai.) Im benachbarten Schweighauser Forste treibt sich seit einiger Zeit ein gefährlicher Bursche, Leopold-Hansel von Steinsberg, herum, welcher ungeachtet der thätigen Nachspürung und Verfolgung von Seite der k. Gens'darmerie und des Gerichtspersonals noch immer nicht zur Haft gebracht werden konnte. Die Ursache hiervon ist, daß er von vielen Einwohnern der Umgegend unterstützt wird, die bei jeder Gelegenheit seine Flucht begünstigen. — Am 2. d. früh 9 Uhr, während des sonntägigen Gottesdienstes kamen 2 unbekannte Bursche (höchst wahrscheinlich Complicen des Hansel) nach der Einöde Stegwies, k. Landgerichts-Regenstauf, und verlangten von der Tochter des Hofgutbesitzers, die allein im Hause war, zu essen. Das Mädchen, welchem die beiden Kerle verdächtig erschienen, reichte ihnen, ohne die Hausthüre zu öffnen, einen Imbiß zum Fenster hinaus. Hiermit aber war jenen nicht gedient: sie begehrten vielmehr mit Ungestüm, eingelassen zu werden, und als das Mädchen dieses standhaft verweigerte, drohte der Eine, er werde ungesäumt den Fensterstock einstoßen und seine Gegnerin müsse dann ihren Widerstand mit dem Leben büßen. Die kühne Dirne ließ sich aber hierdurch nicht einschüchtern, sondern holte eine alte Flinte herbei, trat damit dem Räuber, welcher bereits das Fenster erbrochen hatte, entgegen und rief ihm zu: „Geh' augenblicklich, oder ich brenne los!" Da jener dessen ungeachtet nicht von der Stelle wich, nahm das Mädchen seine volle Kraft zusammen und stieß dem Kerl den Gewehrlauf gegen den Schlaf, daß er heftig blutend zu Boden stürzte und da eine Weile besinnungslos liegen blieb. Seinem Gefährten benahm dieses die Lust, den Kampf mit der unerschrockenen Amazone fortzusetzen: er raffte mit Mühe den Gefallenen auf und schleppte ihn in den Wald zurück, von wo beide hergekommen waren. — Schade, daß die Leute nicht schnell genug von dem Vorfalle Anzeige machten, denn man hätte dann gewiß mit Erfolg den Spitzbuben nachsetzen können. Das Mädchen, das in der gefährlichen Lage so viel Muth und Geistesgegenwart bewiesen, gehört jedenfalls zu den Heroinnen ihres Geschlechts und Jedermann wird ihr das gebührende Lob in vollem Maaße angedeihen lassen.

(Mannheim, 7. Mai.) Von zuverlässiger Hand wird von Buchen, einer fast gleichweit vom Neckar und Main entfernten Amtsstadt, unterm 5. Mai Folgendes hieher geschrieben: „Heute früh 6 Uhr hat sich hier ein seltsames Naturereigniß ergeben. Bei einer Wärme von 15 Grad entlud sich in dicken Tropfen eine Wolke, und damit fielen 14 Fische in den mehrere Morgen großen Steinbruch des Steinhauers Manger. Die Fische fielen zum Theil auf Platten, zum Theil auf die Köpfe der Arbeiter. Mehrere hatten noch Leben, andere zerplatzten auf den Steinen, andere wurden weniger beschädigt. Von Letzteren sende ich hierbei drei, um sie Hrn. Professor K. zuzustellen, um zu erfahren, zu welcher Gattung die Fische gehören, und auf welche Weise das Ereigniß näher zu erklären sei. Der Steinbruch ist auf einer Anhöhe gelegen, und einige 100 Schritte von demselben läuft ein kleiner Mühlbach, in welchem nur selten sich Brut von Forellen zeigt, welche jedoch viel kleiner sind, als die beifolgenden Fische; sonst befindet sich in der ganzen Umgegend kein fischreiches Wasser. Sogleich, als die Fische gefallen waren, blickten die Leute nach dem Himmel, sie sahen wohl die Fische fallen, bemerkten aber sonst Nichts in der Höhe. Einige der Fische sind noch größer, als die beifolgenden. — Die Thatsache ist vollkommen wahr, und kann nach Verlangen mit allen Nebenumständen verifizirt werden." — Die hierher gesandten und im naturhistorischen Museum aufbewahrten drei Fische sind 4 — 5 Zoll große Exemplare von Gründling oder Kresse, **Gobio fluviatilis (Cyprinus Gobio)**. Für dies auffallende Ereigniß läßt sich kaum eine andere Erklärung denken, als daß die Fische als frische Beute eines gefräßigen Fischreihers, **Ardea Cinerea**, ausgeworfen wurden. Daß von dem Reiher verschluckte Fische sich im Kropfe noch bewegen, ist beobachtet worden, also wohl möglich, daß er kleine Fische in seinem Kropfe lebend den Jungen als Futter zuträgt. Dazu kommt die bekannte Er-

scheinung, daß dieser Vogel eine große Furcht vor Gewittern zeigt, und auf merkwürdige Weise bei jedem Wetterschlag seinen Schrecken kund giebt.

(München, 1. Mai.) Bei der Wahrnehmung, daß in neuerer Zeit der Genuß des Branntweins mehr zum Gebrauch geworden, und manchen Ortes selbst den Kindern nicht fremd geblieben, haben Se. Majestät befohlen, daß den Lehrern der Deutschen und Lateinischen Schulen zu dienstlicher Aufgabe gesetzt werde, je zu schicklicher Zeit und Gelegenheit bei dem Unterricht die Lernenden von der Schädlichkeit und den nachtheiligen Folgen des Branntweintrinkens zu belehren, und so viel in ihren Kräften beizutragen, daß dem Allerhöchsten Willen, wo nach dem Ueberhandnehmen dieses zerstörend um sich greifenden Übels ernstlich entgegen zu treten ist, seine volle Erfüllung werde. Sonderheitlich sollten dieselben das Befolgtwerden des Allerhöchsten Verbots des Branntweinschenkens an Werk- und Feiertags-Schulpflichtige ꝛc. mit überwachen helfen, und ihnen bekannt gewordene Übertretungen dieses Verbots den betreffenden Behörden anzeigen. Zum Vollzuge dieser höchsten Entschließung sind die Rektorate der Lateinischen Schulen, die beiden Schul-Commissionen und sämmtliche Districts-Schul-Inspectionen von Ober-Bayern beauftragt worden, dem betreffenden Lehrpersonale die geeignete Weisung zugehen zu lassen, je nach Gelegenheit sich selbst belehrend über diesen Gegenstand zu verbreiten und auf jede ihnen zu Gebote stehende Weise dafür Sorge zu tragen, daß dem Ueberhandnehmen des Branntweintrinkens durch Unterricht und Warnung in den Schulen möglichst vorgebeugt werde.

(Mainz, 13. Mai.) Gestern wurde in Wiesbaden der erste öffentliche Versuch der Beleuchtung eines größeren Raums mit den Lampen der neuen Erfindung von Benkler und Comp. gemacht. Man benutzte den Saal des Gasthofes „Zu den vier Jahreszeiten.“ Ich war, unter vielen Neugierigen, auch zugegen, und kann versichern, daß der Effect dieser Beleuchtung überraschend war. Diese vortrefflichen Lampen geben ein Licht, das an Intensität und Helligkeit nichts zu wünschen übrig läßt, dabei keine Spur von Oelgeruch oder Dampf, es ist mit einem Wort das freundlichste und wohlthuendste Licht, das man sich denken kann. Der Werth dieser neuen Erfindung wird aber noch dadurch erhöht, daß bei verhältnißmäßig starker Beleuchtung viel Oel gespart wird, daß man sogar das schlechteste Oel ohne irgend einen unangenehmen Geruch benutzen, und daß die Lampen mit derselben Leichtigkeit von Reichen und Armen in Anwendung gebracht werden können. Keine der vielfältigen Nachahmungen dieser Vorrichtung hat bis jetzt die ächte Erfindung von Benkler erreichen können, und wenn man dem Erfinder in vielen Staaten bereits Brevets ertheilt hat, so ist das im höchsten Grad ein wohlverdienter Lohn. Es läßt sich denken, daß es auch dieser Erfindung an Widersachern nicht gefehlt hat; man behauptete namentlich, diese Lampen seien für Beleuchtungen in größern Räumen nicht zu benutzen. Allein alle diese Ausbrüche der Scheelsucht sind bereits durch die Erfahrung widerlegt, oder werden es noch werden. Fest steht, daß Benklers Oelgas-Lampen alles übertreffen, was man bis jetzt in der Art kannte.

(Berlin.) Einen neuen Beweis seines erleuchteten Geistes, so wie seiner besonderen Huld hat unser König neuerdings durch die Begnadigung eines Oberschlesischen Gutsbesitzers gegeben. Derselbe war eines Majestätsverbrechens beschuldigt und angeklagt, sich gemeiner Schimpfreden gegen unsern verstorbenen, so wie gegen den jetzt regierenden König bedient zu haben. Einige Ohrenzeugen sollen dies sogar eidlich erhärtet haben. Der Angeklagte war früher Offizier und zwei seiner Söhne sind dies noch gegenwärtig. Der Erlaß unseres Monarchen soll wie folgt lauten: „daß es mir als eine Unmöglichkeit, und folglich als eine Verläumdung des Angeklagten erscheine, daß er, der dem hochseligen König gedient und ihn persönlich gekannt, der ferner zwei Söhne in der Armee habe und vom Staate eine Pension beziehe, eines solchen Verbrechens fähig sei.“ Das gerichtliche Verfahren gegen ihn ist daher eingestellt und die Kosten sind niedergeschlagen worden.

(Seltsame Grabschrift.) Ein Correspondent hat uns folgende Grabschrift zugesendet, die sich unter den Papieren des jüngst verstorbenen Master Coysh, Schulmeister in Topsham befindet. Hr. Coysh war mehrere Jahre Seemann gewesen. Er ist zugleich Verfasser eines Werkes, auf das er selbst sich sehr viel zu gut that, „der Selbstlehrer der englischen Aussprache und des Buchstabirens.“ Das Datum seines Todes ergänzten die Testamentsvollstrecker: „Topsham — durch die Gnade Gottes, liegt hier, eingelaufen in den Hafen des Friedens, der Trum des George Coysh, dessen Lebensschiff zum Erstenmal auf den Ozean dieses Elends ausstach am 18. September 1781 und nachdem es während einer stürmischen Fahrt durchs Leben manchen Leck erhalten, endlich so schadhaft wurde, daß es zu fernerem Dienst unbrauchbar ward und aus Rücksicht auf seinen morschen, hinfälligen Zustand, auf höhere Ordre vor Anker gelegt in diesem Hafen den 12. November 1840, mit der festen und gewissen Hoffnung einer vollkommenen Ausbesserung und Renovation durch jenen großen Baumeister, welcher gesagt hat: Ich lebe und ihr sollt auch leben.“

Der berühmte H * * starb — erzählt A. Karr in den Wespen. — Die Aerzte umstanden ihn nach einer höchst langweiligen Kur. Herr Dr. A** bat den Sterbenden: „Versuchen Sie einmal, ob Sie noch husten können oder pfeifen!“ — „„Sie verdienten es recht sehr!““ antwortete der Patient, drehte sich um und starb.

(Verkehrte Welt.) Ein deutscher Reisender fand neulich in einer der lebhaftesten Pariser Straßen folgende Anzeigen an zwei einander gegenüberliegenden Häusern: „Flinten für Damen! — — ““Korsets für Männer““ —

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 41.

Bremen, Sonntag den 23. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 471. Den 19. Mai. Johanna Meyer, 74 Jahr; Langenstraße Nro. 108.

— 472. Den 19. — Des verst. Hauptmanns im hies. Militair Adam Friedr. Duntze Wittwe, geb. Koster, 80 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 161.

— 473. Den 20. — Des verst. Strumpfwebers Friedr. Carl Dornheim Wittwe, geb. Dormann, 83 Jahr; Neuenmarkt Nro. 24.

— 474. Den 20. — Der Arb. Herm. Meyer, 60 Jahr; Hastedt.

— 475. Den 20. — Elisab. Kimme, 14 Tage; Herdenthorswallstraße.

— 476. Den 20. — Des Detaillisten M. Achmus Tochter, 10 Monat; Knoopstraße Nr. 52.

Nro. 477. Den 20. — Petersen todter Knabe — Düsternstraße Nro. 87.

— 478. Den 21. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Wilhelm Feiß Tochter, 7 Jahr; Hastedt Nro. 71.

— 479. Den 21. — Des Mäklergehülfen Peter Heinr. Fritze Ehefr., geb. Stoltze, 63 Jahr; Herdenthorssteinweg Nro. 27.

— 480. Den 21. — Des Arb. Simon Heinr. Conrad Kusleck Sohn, 1¼ Jahr; Balgebrückstr. N. 3.

— 481. Den 21. — Der Arb. Joh. Hinrich Lange, 73 Jahr; Armenhaus.

— 482. Den 22. — Des Arb. Joh. Friedrich Purnhagen Sohn, 4½ Monat; Steinthor Nr. 25.

Geburten:

Nro. 620. Den 16. Mai. Des Schullehrers Joh. Gottl. Arndt Ehefr., geb. Müller, Violenstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 621. Den 17. — Des Weinaufsehers Carl Anton Georg Märtens Ehefr., geb. Pröhl, Abbenthorsstraße Nro. 9; von e. Knaben.

— 622. Den 17. — Des Schneiders Johann Kramer Ehefr., geb. Tethmann, Buntenthorssteinweg Nro. 2; von einem Knaben.

— 623. Den 17. — Des Detaillisten Chr. Hildebrand Ehefr., geb. Hohnholz, Osterstraße Nr. 49; von einem Knaben.

— 624. Den 18. — Des Landmanns Warnke Haßhagen Ehefr., geb. Ratjen, Düsternstraße Nro. 81; von einem Knaben.

— 625. Den 18. — Des Hökers Friedr. David Hennig Ehefr., geb. Saghorn, Osterstraße Nro. 54; von einem Mädchen.

— 626. Den 19. — Des Landmanns Gerh. Jacobs Ehefr., geb. Schierenbeck, am Panzenberg Nro. 1; von einem Knaben.

— 627. Den 19. — Des Knochenhauers Carsten Abbes Ehefr., geb. Krudop, Schnoor Nro. 18; von einem Mädchen.

— 628. Den 19. — Des Kaufmanns Joh. Hermann Kohle Ehefr., geb. Klatte, Faulenstraße Nro. 61; von einem Knaben.

Nro. 629. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Johann Leopold Gottfr. König Ehefr., geb. Kreutziger, Grafenstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

— 630. Den 19. — Des Krameramtsgenossen Carsten Diedr. Wilh. Ernst Ehefr., geb. Welbrock, Faulenstraße Nro. 52; von e. Mädchen.

— 631. Den 20. — Des Arb. Jeremias Aug. Walter Ehefr., geb. Schardelmann, Duckwitzgang Nro. 4; von einem Knaben.

— 632. Den 20. — Des Cigarrenmachers Joh. Arend Vasmers Ehefr., geb. Brüning, Stephanithorswallstr. Nr. 3; von e. Knaben.

— 633. Den 20. — Des Cigarrenmachers Berend Meyer Ehefr., geb. Reuter, am schwarzen Meer Nro. 13; von einem Mädchen.

— 634. Den 21. — Des Kaufmanns Joh. Heinr. Overbeck Ehefr., geb. Schrage, Langenstraße Nro. 86; von einem Knaben.

— 635. Den 21. — Des Wegaufsehers Joh. Herm. Lindemeyer Ehefr., geb. Flammann, Buntenthorssteinweg Nr. 195; von e. Mädch.

— 636. Den 21. — Des Schiffscapitäns Joh. Koch Ehefr., geb. Plön, Neustadtsdeich Nr. 25; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 243. Der Bierbrauer Joh. Adam Brüning und des verst. Bierbrauers Helmerich Kuhlmann Wittwe, Gesina geb. Meyer, hieselbst.

— 244. Der Höker Joh. Friedrich Drees und des verst. Küpermeisters Hinr. Brüggemann Wittwe, Anna geb. Barlach hiesebst.

— 245. Der Kaufmann Conr. Ludwig Lütkemeyer zu Herfort und Johanne Sophie Emilie Hespe zu Bückeburg.

— 246. Der Cigarrenmacher Johann Ulrich Junge zu Bockenheim und Catharine Margar. Schröder daselbst.

— 247. Der Branntweinbrenner Heinr. Ratje Jacobsen und Betha Elisab. Duby hieselbst.

Nro. 248. Der Cigarrenfabrikant Hinr. Wilh. Ahues und des verst. Cigarrenfabrikanten Hermann Reimers oder Reiners Wittwe, Anna geb. Lürßen, hieselbst.

— 249. Der Landmann zu Tweelbäcke Joh. Friedrich Möhlenbrock und Anna Maria Oldenburg zu Ohlndorf.

— 250. Der Schuhmachermeister Christ. Lndw. Haacke zu Hoja und Cathrine Margar. Ohms zu Diste.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 251. Der Schiffscapitän Gustav Reinken, genannt Grütter, und Anna Reincken hieselbst.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen.

Der Stadt Bremen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 42.

Bremen, Donnerstag den 27. Mai 1841.

* Lied.

(Nach einem Liede des XII. Jahrhunderts.)

Die Blum' in Waldesschlüften,
Das Gold in Erdenklüften,
Des Himmels Dach, des Meeres Grund,
Das alles ist Dir, Vater, kund,
Und hüten's Deine Hände,
Und alles himmelische Heer
Spricht Deine Treu' und Güte nicht zu Ende.

Die Blätter an den Zweigen,
Die Halme, die sich neigen,
Des Meeres Sand, der Sterne Schaar,
Die bleiben unermessen gar
Mit Augen und mit Sinnen;
So mag auch, Vater, Deinen Preis
Nie Menschenmund vollenden noch beginnen.

Napoleon's Traum unter den Pyramiden.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nach jenem denkwürdigen Vorgange bei den Pestkranken waren diese ihren Leiden erlegen. Im Lager flüsterte man von Napoleon's Besuch bei den Pestkranken, von seinen Äußerungen gegen diese und gegen den ihn begleitenden Larrey, mit allerlei Vermuthungen und Zusätzen von den Berichterstattern verbrämt. „Kein Zweifel, sie sind vergiftet worden!“ behaupteten die Einen mit der größten Entschiedenheit; „die Leichname waren ja ganz schwarz und von Gift angeschwollen.“ — „Ja, ja“, erzählten Andere, „es ist nur zu gewiß, sie haben auf seinen Befehl Gift empfangen. Larrey hat sich lange genug gesträubt, und es hat einen sehr heftigen Auftritt zwischen ihm und dem Ober-General gegeben, wie uns Armand vertraute, der selbst zugegen gewesen, und den Ober-General schreien hörte: „Ohne Widerrede! sie müssen noch heute vergiftet werden, und Sie, Doktor, haben nur zu gehorchen.“ — „Abscheulich! Schändlich! — so machte sich der Unwille des Zuhörer-Kreises solcher Erzählungen Luft. Wurden sie auch von Einigen bezweifelt und bestritten, wurden sie dagegen geglaubt von der leichtgläubigen Menge und selbst von Vielen die sich für besser unterrichtet hielten. Mancherlei vereinigte sich in den Umständen, was es wahrscheinlich machen konnte in den Augen der Meisten, daß eine solche Freveltat, wie die Vergiftung dieser Unglücklichen gewesen sein würde, wenn auch nicht auf den unmittelbaren und bestimmten Befehl, so doch auf die indirekte Veranlassung des Oberfeldherrn geschehen sein mochte. Zu retten waren freilich jene Unglücklichen nicht, unmöglich war es auch, sie mitzunehmen auf den Rückzug durch die Wüste, ohne das ganze Heer der augenscheinlichsten Gefahr der Ansteckung durch sie auszusetzen. Man hätte sie also nothwendiger Weise in Jaffa zurücklassen müssen, wo sie unfehlbar, auch ohne Gift, dem qualvollsten Tode erlegen sein würden.

„Warum nicht diesen qualvollen Todeskampf beschleunigen, und um einige Tage früher herbeiführen, was doch unabwendbar erfolgen muß!“ war freilich ein Gedanke, der einem so energischen und zum Gewaltthätigen sich hinneigenden Charakter, wie es Napoleon unstreitig war, ganz natürlich und einfach erscheinen konnte, und einem solchen

Gedanken, ist er bestimmt gedacht, folgen Entschluß und That nur allzu leicht. Es war also natürlich, daß jene im Lager umlaufenden dunklen Gerüchte „von Vergiftung der Pestkranken auf Napoleons Veranlassung, oder gar Weisung," immer mehr an Halt gewannen, und zuletzt das Gewicht einer kaum mehr bezweifelten historischen Thatsache erhielten und annahmen.

Aber wie man auch über diesen Vorgang im Lager urtheilen und hin- und hersprechen mochte, stimmten doch Alle überein, daß sich ein so ehrenwerther Charakter, wie es Larrey war, sicher nicht zur Ausführung einer so schwarzen That hingegeben haben würde, daß sie also, war sie wirklich geschehen, wie man schon fast nicht mehr bezweifelte, durch ein anderes Werkzeug hinter dem Rücken des Ober-Arztes verübt worden sein müßte. Der in dieser Beziehung reger gewordene, eine Zeitlang gleichsam unsicher umherschweifende Verdacht blieb zuletzt auf dem Mameluken Rustan haften, der seit der Schlacht bei den Pyramiden, wo er verwundet und gefangen genommen war, den Ober-General unzertrennlich, wie sein Schatten begleitete, und von dem allgemein bekannt war, daß er mit blindem und unbedingtem Gehorsam die leisesten Winke des „Sultan Kebir," wie Bonaparte in Egypten von den Muselmännern genannt ward, auszuführen bereit war; diesen Mameluken wollten auch Viele in das Lazareth haben schleichen sehen. Die vorsichtige Zurückhaltung, die Larrey immer beobachtete, wenn in seiner Gegenwart von seinem Besuche bei den Pestkranken in Bonaparte's Gesellschaft gesprochen ward, oder wenn er zu merken glaubte, daß man ihn über den eigentlichen Hergang auszuforschen suchte, mußte natürlich dem allgemein verbreiteten Glauben an dieser Vergiftungsgeschichte noch mehr Gewicht verschaffen.

„Larrey, ich beschwöre Sie, was ist wahr an der gräßlichen Geschichte?" drang einst der junge Eugen Beauharnois, Napoleon's Stiefsohn, der sich bei jenem Feldzuge in seinem Gefolge befand, um sich seine Ritterspornen zu verdienen — bittend drang er so in den Arzt, seine Hand mit beiden Händen fassend, als er sich mit ihm allein sah nach einem solchen verfänglichen Gespräch, in welchem mehrere Offiziere bei seinem ihnen unerwarteten Eintritt in das Zimmer eben begriffen gewesen waren. Er hatte genug davon gehört, um den gräßlichen Verdacht zu errathen, den diese Militairs über den mit Wissen und Willen seines Stiefvaters absichtlich veranlaßten Gifttod der unglücklichen Pestkranken fast ganz unverholen hegten und aussprachen.

„Hätte er nur diesen ganz unnützen Besuch unterlassen, oder wäre ihm nur nicht die fatale Äußerung von dem Opium-Präparat, das man den Kranken reichen sollte unbedacht entwischt, so würde ihn eine solche grundlose Anklage gar nicht treffen können!" erwiederte unwillig der Arzt. „So aber hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn dergleichen Geschichten auf seine Kosten erzählt, und am Ende gar von der Nachwelt geglaubt werden!"

„Eine Fabel also, Gott sei Dank!" — damit eilte der Jüngling jubelnd davon.

* * *

Im Castell zu Alexandria sehen wir Napoleon vor einem kleinen, mit Karten und Planen bedeckten Tisch in tiefes Sinnen verloren, den Bericht eines in dienstlicher Haltung vor ihm stehenden Marine-Offiziers mit düsterm Schweigen anhörend, während die mehr im Hintergrunde befindlichen Militairs ihren Schreck und ihre Bestürzung über den unerfreulichen und sie offenbar überraschenden Bericht dieses Offiziers durch Mienen und Geberdenspiel auf das unzweideutigste zu erkennen gaben. „So wäre also," unterbrach Napoleon, nach dem beendeten Bericht des Offiziers von dem Ausgange der unglücklichen Schlacht bei Abukir, das im Zimmer herrschende tiefe Schweigen, „unsere Flotte vernichtet! — die Herrschaft auf dem Mittelmeere auf lange Zeit, vielleicht für immer für uns verloren!" — „Kleber," wandte er sich zu diesem, unter den Übrigen durch seine ansehnliche, stattliche Gestalt hervorragenden General, „Sie werden mir Egypten behaupten, während ich nach Frankreich eile, das, wie mir Lucian schreibt, von dem siegreichen Europa bedroht wird, und dem meine Gegenwart nothwendig ist."

„Mit diesen traurigen Resten von Heer und abgeschnitten von aller Hülfe wird das unmöglich sein!" erwiederte Kleber.

„Das Wort „unmöglich" muß aus unserm militairischen Lexikon gestrichen werden!" erwiederte lebhaft Bonaparte. „Kleber, Sie werden Egypten behaupten!" wandte er sich von Neuem mit nachdrücklichem Ton zu diesem, einen Schritt auf ihn zutretend.

Das glaube ich, er hat gut reden!" murrte halb laut, aber Allen hörbar, Kleber; „bin ich nur erst fort, denkt er

so mag er zusehen, wie er hier fertig wird, was kümmert mich das!"

„Kleber," sprach mit drohend erhobener Stimme Bonaparte, hastig noch einen Schritt näher auf den Stutzenden zutretend, und ihn mit blitzenden Augen von oben bis unten messend; „Sie werden Egypten behaupten, sage ich, oder ich werde Sie, trotz Ihrer sechs Fuß, um einen Kopf kürzer machen lassen. Haben Sie mich verstanden, General?"

„Ja, General, was Sie befehlen, soll geschehen!" erwiederte unterwürfig Kleber, worauf ihm Bonaparte mit der größten Gelassenheit und Ruhe, als ob nichts vorgegangen wäre, die nöthigen Befehle und Instructionen über die Vertheidigung des Landes, über sein Vorhaben, über die zu seiner Disposition befindlichen Streitkräfte und Hülfsmittel mit einer Genauigkeit und Klarheit ertheilte, die allgemeines Staunen und Bewunderung erregte.

„Ihr, meine Freunde," wandte er sich hierauf zu Berthier, Davoust, Murat und Eugen, werdet mich nach Frankreich begleiten."

„Aber die englischen Kreuzer," äußerte besorgt Murat, „beherrschen das ganze Mittelmeer: wir werden schwerlich durchkommen."

„Was meinen Sie dazu?" wandte sich Napoleon fragend zu dem noch auf seine Entlassung wartenden Marine-Offizier; „getrauen Sie sich wohl, uns glücklich durch die Engländer zu bringen?"

„Ich hoffe es, mein General!" erwiederte dieser.

„Nun wohl denn!" — so entließ Napoleon den Offizier, „halten Sie sich fertig, und bedenken" — fügte er lächelnd hinzu — „daß Sie Cäsar und sein Glück am Bord haben werden."

„Sieh selbst, meine Liebe, es kann nicht sein!" sagte lächelnd Josephine am Morgen desselben Tages, wo sich das Gerücht von Bonaparte's plötzlicher Rückkehr gleich einem Lauffeuer durch ganz Paris verbreitet hatte, zu einer vor ihr stehenden jungen, schönen Dame, die eben zu ihr in's Boudoir eingetreten zu sein und ihr mit großem Eifer die gehörte, wichtige Nachricht von Napoleons plötzlicher Ankunft in Paris erzählt zu haben schien.

Aber die junge Dame ließ sich durch Josephinens Betheuerungen, daß sie nichts von ihres Gemahls Ankunft wisse, das ganze Gerede offenbar nur ein leeres, von müßigen Köpfen erfundenes Gerücht sei, nicht im Mindesten irre machen, behauptete vielmehr mit der größten Hartnäckigkeit, es unterliege gar keinem Zweifel, daß Napoleon plötzlich in verwichener Nacht in Paris angekommen sei.

„Gestehe es nur, liebe Mutter" schloß die junge Dame, „er ist hier: Du willst es mir nur nicht sagen. Aber es ist nicht recht, Deiner eigenen Tochter nicht zu trauen. Ich schwöre Dir, zu schweigen wie ein Grab, wenn es sein muß. Aber sprich doch, bitte, bitte, der Vater ist hier, nicht?"

„Nimm doch nur Vernunft an, und laß Dich bedeuten, liebe Hortense" wehrte Josephine die junge, schöne, die Mutter lebhaft liebkosende Tochter von sich ab; ich betheure Dir, ich habe noch nichts von Deinem Vater weder gesehen noch gehört, und ich halte daher, ich wiederhole es Dir, die ganze Geschichte von seiner Ankunft in Paris für ein Mährchen."

Noch immer schüttelte Hortense ungläubig ihr Köpfchen, schien jedoch zuletzt die Versicherungen ihrer Mutter, daß sie kein Sterbens-Wörtchen von ihres Gemahls angeblicher Anwesenheit in Paris wisse, zu glauben, fing auch schon an, über andere, für sie nicht minder wichtige Dinge mit der Mutter in's Plaudern und Schwatzen zu gerathen, und die „garstige Politik," wie sie sich ausdrückte, zu vergessen, als die Thür hastig aufgerissen ward, und eine Kammerzofe athemlos hereingestürmt kam. Auf der beiden Frauen Frage: was es denn gebe? was sie habe? vermochte sie nur mühsam und keuchend ein halb ersticktes: „Er ist da! Er ist hier!" zu erwiedern.

„Wer denn?" fragten Beide, wie aus einem Munde.

„Nun, wer anders," erwiederte das noch immer athemlose Mädchen, „als der Gott sei bei uns!"

„Fasse Dich, Marion!" gebot ernst Josephine, „und laß uns endlich wissen, was Du hast?"

„Ach, gnädige Frau", winselte kläglich die Zofe, „als ich vorhin über den langen Corridor gehe, der nach des Herrn Zimmer führt, steht Euch eine Figur da, so groß, wie der Ofen dort, und statt der Augen hatte die gräßliche Erscheinung ein Paar Feuerräder, die sich ihr glühend in einem fort im Kopfe herum wälzten. Als sie meiner ansichtig ward, fletschte sie mich grinsend mit den Zähnen an, und schritt mit einer drohenden Bewegung nach einem ellenlangen Messer, das sie im Gürtel stecken hatte, auf mich zu. Da lief ich, was ich konnte, und weiß selbst nicht, wie ich hierher gekommen bin!"

„Du bist eine Närrin, Marion!" sprach halb lachend,

halb ärgerlich Josephine; „ich werde schon selbst nachsehen müssen, wer dieser unberufene Eindringling ist.“

Sie war bei diesen Worten aufgestanden, und auf die von der erschrockenen Kammerzofe offen gelassene Thür zugegangen, als sie, mitten im Zimmer, stutzend und unwillkürlich einige Schritte zurücktretend, stehen blieb: denn in der halb geöffneten Thür stand dicht vor ihr eine lange, dürre, schmächtige Mannsgestalt in orientalischer Tracht, mit einem Turban auf dem Haupte, und einem langen, säbelartigen Dolch im Gurte, sie unverwandt mit großen Augen schielend anstierend. Hortense und die Kammerzofe stießen beim Anblick des Fremden einen lauten Schrei aus, und bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen. Sobald sich aber der Fremde von Josephinen bemerkt sah, kreuzte er beide Arme ehrfurchtsvoll über die Brust, und verneigte sich so tief vor ihr, daß er fast mit der Stirn die Thürschwelle berührt hätte. Josephine ging, sich fassend, rasch auf den Fremden zu, und fragte ihn mit herrischem Ton nach seinem Namen und Begehr. Allein der Fremde, der ihre Fragen nicht zu verstehen schien, gab, statt der Antwort, immerfort nur durch Pantomimen demüthig bittend zu verstehen, daß sie mit ihm kommen möge. Entschlossen folgte sie nach einigem Zaudern dem voranschreitenden Fremden, ohne sich durch die flehentlichen Bitten ihrer Tochter, doch ja nicht mitzugehen, zurückhalten zu lassen. Endlich blieb der immer stumm Voranschreitende an einem der letzten der im Corridor befindlichen Zimmer stehen, und riß, als jetzt Josephine gleichfalls angelangt war, die Thür mit dem ungestümsten Diensteifer weit auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Handels- und Schifffahrtsvertrag Englands mit den Zollvereinsstaaten.

In Nachstehendem geben wir den Lesern den sehr gediegenen Aufsatz des Londoner Corresp. der Allg. Zeitung, aus ihm kann man ersehen, wie es England (wie das auch ganz natürlich ist) seit einer Reihe von Jahren nur darum zu thun gewesen ist deutschen Gewerbfleiß zu unterdrücken, deutschen Fabrikanten mit denen es nicht mehr concurriren kann, die Wege zu versperren und deutschen überseeischen Handel und Schifffahrt zu stören. Wir übergeben dem patriotischen besonders aber dem handelnden Publicum den Aufsatz zur Beherzigung, möge es einsehen, daß England's Verträge mit uns nur zu unserm Verderben geschmiedet werden; die egoistische, jesuitische Politik Englands, bei der immer der Zweck das Mittel heiligt, erfordert stets, daß man vorsichtiger mit ihr als mit irgend einer andern verfahre.

London, den 5. Mai.

Sie kennen aus den hiesigen Blättern den Londoner Handelsvertrag vom 2. März, welchen Preußen für sich und für die Staaten des deutschen Zollvereins unterhandelt hat. Da der Vertrag vorerst nur bis zum 1. Januar 1842 abgeschlossen ist, so wird es gestattet sein, den Entwurf mit derselben Freimüthigkeit zu beleuchten, wie den mit Holland abgeschlossenen. Was England dabei zu verhindern und was es zu gewinnen sucht, ist kein Geheimniß: die Parlamentspapiere, namentlich die Correspondenz des hiesigen auswärtigen Amtes mit dem preußischen Gesandten vor der Zollvereinigung, der Bericht Dr. Bowring's und der neueste Bericht der Untersuchungscommission über die Einfuhrzölle legen die brittische Handelspolitik jedem, der sehen will, klar vor Augen. England verfolgt in seinen Verhältnissen zum Zollverein mit der größten Intelligenz dieselbe Politik, welche es seit Cromwell gegen andere Nationen unverrückt verfolgt hat, und welche es heutzutage nur, um Unwissenden Sand in die Augen zu streuen, mit dem lügnerischen Namen der Handelsfreiheit dem Publicum vorstellt, wie ein Charlatan auf seiner Bühne dem Publicum verspricht, ihm ein Krokodil zu zeigen, wenn er eine Eidechse in seinem Kasten hat. Englands Zweck im Verhältniß zu uns ist: erstens zu verhindern, daß Deutschland eine gewerbreiche Nation werde, welche Englands Manufacte aus dem deutschen Verbrauch ausschließe und auf den Märkten des Auslandes in ihrem Absatze beeinträchtige, da in England jedes Kind weiß, daß die Blüthe der brittischen Landwirthschaft, der Reichthum und die Macht der gesammten Nation auf der riesenmäßigen Ausdehnung ihres Gewerbsbetriebes beruhen; und zweitens zu bewirken, daß Deutschland keinen Handel mit Westindien, beiden Amerikas und den übrigen überseeischen Ländern in größerer Ausdehnung erlange, vielmehr die Erzeugnisse dieser Länder so viel möglich aus englischen Häfen oder mindestens auf Rechnung des brittischen Handels erhalte; denn in England weiß jeder Kaufmannslehrling vollkommen, daß dasjenige europäische Volk, welches den heißen überseeischen

Ländern ihre Colonialerzeugnisse (sei es zum Selbstverbrauch oder weitern Vertrieb nach dritten europäischen Staaten) abnimmt, seinerseits in der Lage ist und alle Leichtigkeiten hat, diese heißen Länder mit europäischen Erzeugnissen jeder Art, insbesondere mit Fabricaten zu versehen, und jeder brittische Matrose weiß, daß die transatlantische Schifffahrt nicht vom Transport der Gewerbserzeugnisse, sondern von dem der groben Güter, als Zucker, Caffee, Farbhölzer, Baumwolle, Reis, Taback u. s. w. lebt, die Schifffahrt aber die Grundlage aller Weltmacht einer Nation und somit die Bedingung alles gesicherten Handels ist. In diesen großen Zwecken für die man — rechnen Sie darauf — von Seiten Englands keine Beharrlichkeit, keine Anstrengung und — kein Mittel scheut, in diesen großen Zwecken sieht man sich hier ernstlich durch den Zollverein bedroht, wenn es nicht gelingen sollte, dem Aufschwung des letztern von vornherein Fesseln anzulegen, und dem deutschen Gewerbfleiße und Unternehmungsgeiste den Hals zu brechen, ehe er erstarkt oder ehe die brittischen Hände die Kraft dazu verlieren.

Was muß England zu diesem Behuf erreichen? Offenbar zweierlei Zugeständnisse: 1) daß Deutschland seine bereits auf der Gränze des Nothwendigen stehenden Einfuhrzölle auf Fabricate, unter deren Schutz sein Gewerbfleiß, und eben deßhalb gleichzeitig seine Landwirthschaft auf allen Seiten erblüht, herabsetze, und daß eben damit die deutschen Märkte wieder zum Tummelplatz der ausländischen Industrie, zum Ausweg für alle verlegenen englischen Ladenhüter, zur Zuflucht für die englischen Schwindler werden, welche periodisch über allen denkbaren Verbrauch fabricren, und dann — mit oder ohne Fallite — Berge von Fabricaten zu Schleuderpreisen unter den Erzeugungskosten in solche ausländische Länder werfen, die sich dazu hergeben, England zum Sündenbock zu dienen. Doch damit kann sich England nicht begnügen: es muß 2) verhindern, daß Deutschland seinem (Englands) Beispiel in seiner Schifffahrtsgesetzgebung und in seinen Handelsverhältnissen zu den Tropenländern folgen könne; es muß daher vorsorgen, daß Deutschland nicht Cromwell's Navigationsacte, die England heute noch in ihren Grundbestimmungen mit eiserner Folgerichtigkeit festhält, gegen England anwende, wie dies Frankreich aufs strengste gegen England thut und die brittische Regierung in ihrem Handelsvertrage mit Frankreich vom Jahr 1826 selbst als gerecht anerkennen mußte. Bekanntlich darf nämlich nach der brittischen Navigationsacte kein Erzeugniß Amerika's, Asien's und Afrika's nach Großbrittanien und Irland anders als direct aus jenen fremden Welttheilen und auf brittischen Schiffen gebracht werden. Es darf also z. B. keine Baumwolle, kein Zucker, Caffee oder Reis von einem französischen, holländischen, deutschen ꝛc. Hafen nach England gebracht werden, und Frankreich übte daher längst — zuerst mittelst Differentialzöllen und seit 1826 mittelst unbedingten Verbots — das jus talionis gegen England aus, so daß von hier oder von Liverpool kein Zucker, keine Baumwolle ꝛc. nach Frankreich gehen dürfen. Was Frankreich unbedingt thut, dieß thun andere Handelsstaaten mit einer intelligenten Gesetzgebung, wie Holland ꝛc. unter der mildern Form von Differentialzöllen. So lange der Zollverein nicht Hannover und die Hansestädte in seinem Bunde hat, ist England nun freilich sicher vor einer ähnlichen Maaßregel von Seite des Zollvereins, daher auch die Anstrengungen Englands, den Beitritt dieser Uferstaaten zum Verein zu verhindern; aber die englische Handelspolitik ist eine Politik der Voraussicht, sie weiß wohl, daß dieser Beitritt auf die Länge durch kein Mittel sich verhindern läßt. Es galt ihr also, für diesen Fall zum voraus entschieden und bindend vorzubauen. Dies ist der Zweck des Handelsvertrags vom 2. März d. J., der vollends durch die Nachrichten aus Braunschweig das palpitanteste Interesse gewonnen hat.

Im ersten Artikel giebt sich England das Ansehen, der deutschen Schifffahrt ein Zugeständniß zu machen. Der Vertrag sagt nämlich: in Betracht, daß brittische Schiffe und ihre Ladungen, „sie mögen aus den Häfen welcher Länder immer kommen," in den Häfen Preußens und des Zollvereins zugelassen seien, und in Betracht der Zugeständnisse, welche der gegenwärtige Vertrag dem brittischen Handel in Beziehung auf die Vereinszölle mache, so wie in Betracht der erleichterten Verbindungen mittelst Dampfschifffahrt auf den Flüssen, und des Umstandes, daß die Häfen an den Mündungen der deutschen Ströme zum Theil Staaten gehören, welche nicht Glieder des Zollvereins seien, werde bestimmt, daß „preußische und Zollvereinsschiffe mit ihren Ladungen, in soweit letztere auf solchen Schiffen nach brittischen Gesetzen aus ihren heimathlichen Häfen nach Großbritannien und seinen auswärtigen Besitzungen gebracht werden dürfen" — daß, sage ich, preußische und Zollvereinsschiffe, von dem Ausfluß der Elbe, der Weser, der Ems

und Maas kommend, eben so nach Großbrittanien und seinen Besitzungen gehen dürfen, und mit ihren Ladungen daselbst eben so behandelt werden sollen, wie wenn sie von preußischen Ostseehäfen kämen, und daß dagegen englische Schiffe, welche nach der Elbe, Weser, Ems oder Maas gehen und ihre Ladungen von Seite der Zollvereinsstaaten wie die Schiffe der Zollvereinsstaaten und deren Ladungen behandelt werden sollen *).

In einem Zeitpunkt also, wo der Zollverein seiner endlichen Abrundung durch die deutschen Seestaaten entgegensieht, und jedenfalls mit der nähern oder entferntern Aussicht darauf, schließt man für ihn einen Handelsvertrag ab, in welchem England seine Navigationsacte, d. h. „die Ausschließung der deutschen Schifffahrt vom Transport aller außereuropäischen und sogar aller nicht deutschen Erzeugnisse nach englischen Häfen zu Grunde legt," während es seinen (den brittischen) Schiffen und ihren Ladungen, woher sie immer stammen mögen, in den deutschen Häfen „die Behandlung auf den Fuß der Zollvereinsschiffe" bedingt! Und dies wird im Art 3 zum voraus ausdrücklich für den Fall des Beitritts weiterer Staaten zum Zollverein festgesetzt; der Zollverein giebt also für den Fall, daß Hannover und die Hansestädte beitreten, zum voraus zu, daß die Engländer volle Freiheit haben, Hamburg mit Baumwolle, Zucker, Caffee ꝛc. aus allen Ländern der Welt und aus ihren Depots zu London, Liverpool ꝛc. zu versehen, während Hamburg fortfahren würde, kein Loth dieser Waaren nach England absetzen zu dürfen. Er giebt zum voraus zu, daß die auf englischen Häfen oder aus dritten Ländern unter brittischer Flagge nach Deutschland kommenden Colonialwaaren ebenso behandelt worden, d. h. die gleichen Zölle zahlen, wie wenn sie aus den überseeischen Erzeugungsländern, Brasilien ꝛc. vom deutschen Handel und unter deutscher Flagge bezogen worden wären. Er giebt mit Einem Worte zum voraus zu, daß die Engländer das deutsche Bedürfniß an Colonialwaaren mit brittischen Waaren einkaufen und Deutschland ohne entsprechenden Gegenbezug an Waaren liefern, während die Zukunft eines reichen Deutschlands davon abhängt, daß letzteres sein Bedürfniß an Baumwolle von Nordamerika, Brasilien ꝛc., an Zucker und Caffee von Brasilien, Cuba, Portorico, St. Thomas direct und im Tausche gegen deutsche Gewerbserzeugnisse kaufe. Und diese Stipulation, die unsern Handel vom englischen Markt ausschließt und den deutschen für die Britten sichert, lassen wir uns als eine Concession bieten!

*) Da letzteres eine Hauptbestimmung ist, die aber in dem Vertrage nur wie ein sich fast von selbst verstehender Vorbehalt erscheint, so verweisen wir hier auf dieselbe, wie sie am Schluß des ersten Artikels vorkommt. Uns scheint übrigens, daß eben jener unbedeutend aussehende bedeutungsvolle Schluß des ersten Artikels immer eine Abhülfe möglich mache, weil es in der Hand der Zollvereinsstaaten zu jeder Zeit liegen wird, das hier conditionell Ausgesprochene beizubehalten oder durch Differentialzölle wieder aufzuheben, in welchem Fall England auch seine „Begünstigungen" aufheben will, welche, so wie sie überhaupt ziemlich illusorisch scheinen, vollends ganz überflüssig werden, wenn Hannover und die Hansestädte sich dem Verein anschlössen. Das Schlimmste scheint dann nur der zweite Artikel, der England im Voraus mit in den Besitz all der Concessionen setzt, um deren Willen Holland und die deutschen Seestädte zunächst vermocht werden könnten, dem Verein Gegenconcessionen zu machen, resp. sich anzuschließen. Hoffen wir, daß über alle diese Zweifel und Bedenken beruhigende Erläuterungen, wo nicht tröstliche Aussichten auf die nöthige Reform des Vertrags, namentlich für den Fall des Beitritts der deutschen Nordseestaaten gegeben werden können. Jedenfalls wird Niemand die redlichen Absichten und das Hochbeachtungswerthe der Gründe dieses Londoner Correspondenten, eines im Felde der Nationalökonomie gründlich erfahrenen deutschen Landsmannes verkennen, der an den Ufern der Themse die deutschen Interessen beurtheilt.

Räthsel.

Raubt Einer mich, so bin ich gern ihm nah',
Doch fall' ich nie dem Räuber in die Hände,
Bald bin ich eng, bald weit, oft lieg' ich offen da,
Doch hat mich Keiner wohl geseh'n vor meinem Ende.

Auflösung der Charade in Nro. 38.

Schadenfreude.

Miscellaneen.

Frequenz der deutschen Eisenbahnen im April.

Wien-Brünn vom 1. bis 30. April . . 16,039 Personen.
nebst 27,000 Ctr. versch. Güter mit einem Gesammtertrag von 61,776 fl. 9 kr.

Mannheim-Heidelberg vom 1. bis 30. April 20,662 —

München-Augsburg vom 28. März bis 1. Mai 25,411 —
Einnahme im Monat April für Personen:
17,031 fl. 47 kr.
für Güter 2,726 fl. 18 kr.
19,788 fl. 5 kr.

Leipzig-Dresden vom 28. März bis 1. Mai 42,392 —
Einnahme für Personen 35,942 Rthlr. 8½ Ngr.
— für Güter 17,213 — 22 —
53,156 Rthlr. ½ Ngr.

Nürnberg-Fürth vom 26. März bis 29. April 46,792 —
Ertrag 5487 fl. 53 kr.

Berlin-Potsdam vom 30. März bis 3. Mai 50,715 —
Einnahme im Monat März 10,285 Rthlr. 12 Sgr.
— — April 13,626 Rthlr.

Magdeburg-Leipzig vom 28. März b. 3. Mai 51,788 —

Mainz-Frankfurt vom 1. bis 30. April 59,513 —
Ertrag 33,779 fl. 38 kr.

Zusammen im April	.	313,302 Personen.
Im Monat März	.	168,567 —
— — Februar	.	127,279 —
— — Januar	.	114,629 —

Auf der Linz-Budweiser Eisenbahn wurden im Monat März transportirt: 40,588 Ctr. 39 Pf. versch. Güter und 136 Klafter Brennholz;

auf der Linz-Gmundener Eisenbahn 6296 Pers., 68,714 Ctr. 56 Pf. versch. Güter und 165 Klafter Brennholz.

(Der letzte Amerikanism.) Ein berühmter Arzt, der in Pensylvanien practizirt, verschrieb einem Patienten, der an einer starken Erkältung litt, eine starke Dosis Salpeter, welche während der Nacht dem Leidenden einen solchen Schweiß austrieb, daß man ihn am andern Morgen in seinem Bette ertrunken fand.

(Jasper-Mayne,) ein englischer Dichter, war ein so lustiger Kopf, daß er auf dem Sterbebette noch einen Witz mit seinem Bedienten machte, der von dem Letzteren aber erst nach des Herrn Tode gemerkt und ihm versalzen ward. Mayne vermachte ihm nämlich in seinem Testamente eine große Kiste, worin, wie er niederschreiben ließ, der Bediente etwas finden würde, „was Lust zum Trinken mache.“ Der alte Bediente träumte von einem Dutzend Flaschen Wein oder von Geld zum Trinken, und öffnete mit froher Hoffnung den Kasten. Was fand er? Einen — Häring. „Das heißt mir den Spaß versalzen,“ sagte der Bediente, „aber es ist schön, daß mein guter Herr mit so lustigem Humor gestorben ist. Er wird im Himmel willkommen sein.“

(Liszt) hat am 25. April im Saale des Conservatoriums zu Paris ein Concert zum Besten des Beethoven-Monumentes gegeben.

(Künstler-Confluenz in London.) Folgende Notabilitäten der Künstlerwelt werden sich in der diesjährigen musicalischen Saison zu London vereinigen. Die bereits anwesende deutsche Oper zeiget die Namen der Herren Haitzinger und Standigl und Mad. Stöckl-Heinefetter; hierzu soll noch Herr Schmetzer kommen; auch die gefeierte Schröder-Devrient wird erwartet. Zunächst treffen alle Künstler der italienischen Oper aus Paris ein, mit welchen Dlle. Löwe singen wird; endlich kommt Mad. Dorus-Gras, Fräulein von Meerti und Mad. Santa; von Claviervirtuosen werden erwartet: Liszt, Henri, Herz, Mad. Clara Schumann-Wieck, Döhler, Litolff; von Violinvirtuosen: Vieuxtemps, Artot, Ernst, David; für die Flöte: Doros; für das Cello: Batto. Welcher Zusammenfluß von Celebritäten und welche gefährliche Rivalität für die schwankende Entreprise der deutschen Oper!

(Der Nestor der österreichischen Krieger) ist ein gegenwärtig 103 Jahr alter Korporal, Antonio Benato, in Venedig. Er trat im Jahr 1761 in die Dienste der venezianischen Republik, und diente auch unter den folgenden Regierungen in der Marine fort. Er hatte an allen Expeditionen gegen die Barbaresken Theil genommen, gerieth mehrmals in ihre Gefangenschaft, und war auch sechs Jahre als Kriegsgefangener in England. Im Jahr 1825 wurde er wegen vorgerückten Alters dem k. k. Seemagistrate zugetheilt, wo er mit ungeschwächten Geistes- und Körperkräften seine Verrichtungen noch versieht. Vor Kurzem wurde er zum Feldwebel befördert.

(Zu der Taufe des Grafen von Paris) ward das in der Kapelle zu Vincennes aufbewahrte Taufbecken, welches zur Taufe Philipp Augusts benutzt wurde, in die Notre-Dame Kirche gebracht.

(Eine alte Taube.) Wie aus zoologischen Gründen bekannt, erreicht eine Taube selten ein Alter von 12 — 15 Jahren, wenn sie eines natürlichen Todes sterben soll. In der Verlassenschaft eines geachteten, im 82. Lebensjahre verstorbenen Bürgers in Wien befindet sich eine Turteltaube, die derselbe bereits 25 Jahre besessen, und welche bis heute noch gesund und munter ist. Nur verlor sie seit 3 Jahren die Stimme, und ein Tauber von Geschlecht, der früher gerne girrte (lachte), ist mit diesem Mangel auch sein Frohsinn dahin. Besondere auffallende Eigenheit von ihm ist, daß er früher mit einem schwarzen Hauskater stets vertraulich spielte, lachte, und durch Flügelschlag denselben neckte, ohne von dem Kater ein Leid zugefügt zu erhalten; im Gegentheil setzte die Katze das Spiel fort, bis beide, der Neckereien müde, friedlich von einander schieden. So kann man Raubthiere und Vögel zähmen und mit einander verträglich machen.

(Ausfuhr von Porter und Ale in England.) Man hat dem Parlament einen Bericht über die Ausfuhr dieser beiden Getränke nach den verschiedenen Ländern vorgelegt, und es findet sich darin unter Anderm, daß die Ausfuhr nach Australien größer war als nach irgend einem Theil der Welt. Nach Rußland gingen im Jahre 1840 3849 Faß, nach Ostindien und China 45,098, nach den australischen Besitzungen 51,735, nach den englischen Colonien in Nordamerika 4809, nach englisch Westindien 37,935, nach den Vereinigten Staaten 3017, nach Brasilien 5217.

(Signal für die Dampfschiffe bei Nacht.) Ein Hr. Laignel hat eine Methode erfunden, um das Aneinanderstoßen der Schiffe bei Nacht und bei nebligem Wetter zu vermeiden. Es ist dies nämlich ein Apparat von 14 Gläsern, die sechs verschiedene Farben haben, und die auf verschiedene Weise gegen einander gestellt sind. Man kann vermittelst derselben genau anzeigen, in welcher Richtung der Windrose ein Schiff steuert, so daß es immer möglich ist einander auszuweichen.

(Dr. Mundt) hat Berlin für immer verlassen. Unmuth über gescheiterte Pläne und Zukunftshoffnungen soll ihn dazu bestimmt haben. Die Zeit der Anerkennung der Gegenwart ist in Berlin noch nicht gekommen. Die Periode von 1813 bis 1819 ist im Flor. Wer jener Zeit gedient hat, wenn auch in den Reihen der damaligen Opposition, kann jetzt auf Würde und Auszeichnung rechnen. Indessen hat der Oberbürgermeister von Krausnick bei dem Cornelius essen doch die strebende Jugend leben lassen und sich in aller Kürze des Ausdrucks bedient, sein Toast gelte dem jungen Deutschland.

(Proselyten in Preußen.) Die Leute, denen's in ihrem Glauben nicht wohl ist und die deshalb umsatteln, nehmen zu. Aus der Provinz Preußen hat man vom Jahre 1840 folgende Nachrichten über Religionswechsel. Aus der evangelischen zur katholischen Confession gingen 95 über, 98 machten's umgekehrt. Die Erstern bestanden größtentheils aus Frauenzimmern älterer Art, die Letztern aus jungen Männern. — Sonst sind im Durchschnitt jährlich 15 gemischte Ehen vorgekommen, seit 1837 immer mehr und 1840 gar 224, von denen aber nur zwei von katholischen Geistlichen eingesegnet wurden. Von diesen sind 160 Ehen mit protestantischen Männern, die übrigen mit evangelischen Frauen. Auch 19 Juden gingen zum Christenthume über, 17 zur evangelischen, die andern beiden zur katholischen Confession. — Es wäre interessant, auch von den übrigen Provinzen und Ländern solche Nachweise zu erhalten.

(Gluck und Méhul.) Jener Glück- und Heilbringende Zufall, wodurch Méhul sich Gluck's wahrhaft väterliche Freundschaft erwarb, gründet sich auf folgenden Thatbestand. Eben wurde im großen Opernhause die unsterbliche, „vom Himmel gefallene" **Iphigenie en Tauride** in die Scene gesetzt; ganz Paris sprach schon zum Voraus von den Wundern dieser neuen, den Zauber der älteren Schwester, **en Aulide**, noch überbietenden Tonschöpfung, und der junge, für Polyhymnia enthusiastisch glühende Méhul fühlte von namenloser Sehnsucht sich erfaßt, der verheißenen Hochgenüsse mit theilhaft werden zu können; allein der dürftige Zustand seiner Börse sprach ein unerbittliches **Veto** über die Erfüllung solch frevelhafter Wünsche. Da erbarmte sich ein mitleidiger Bratschist des jammernden Kunstjüngers, und schmuggelte ihn mit zur General-Probe. Das war wohl Etwas, — Viel sogar; aber, der jetzt schon im Meer der Harmonien schwelgende Jüngling geizte nach Höherem, — nach der beseligenden Wonne, der ersten Aufführung auch beizuwohnen. Um dies Ziel zu erreichen, verkroch er sich, möglichst heimlich, in einen Logenwinkel, mit dem festen Entschluß, bis nächsten Abend dort zu campiren, um alsdann, ohne Collision mit der Cassa, zur Production bereits gegenwärtig zu sein, in stoischer Resignation auf Abend-, Morgen- und Mittagsbrot Verzicht leistend. Leider entging jedoch das also klug ersonnene Manöver keineswegs den Argus-Blicken eines Inspicienten, welcher, ohne viel Federlesens zu machen, den Malefikanten ziemlich unsanft bei den Ohren aus seinem bergenden Asyl hervorzog, und herrisch, von der unzweideutigsten Pantomime begleitet, seiner Wege sich zu trollen befahl. Da schritt, ein wahrer **Deus ex machina**, in demselben Momente **Gluck** durch den Corridor, forschte nach der Ursache des tumultuarischen Auftritts und der 16jährige Sünder, bebend an allen Gliedern vor Angst und Beschämung, legte, weinend fast, mit kindlicher Freimüthigkeit ein offenes Bekenntniß ab. Wunderbar berührt fühlte sich Jener von solch seltenem Kunsteifer, die sonst so streng ernsten Züge des tiefsinnigen Meisters glätteten und umwandelten sich zur milden Freundlichkeit, er wehrte mit einem bedeutenden Winke des Aufsehers ferneres Einschreiten, zog eine Freikarte aus der Tasche, drückte selbe seinem Schützling in die Hand, und lud ihn auf übermorgen zum Besuche in seiner eigene Wohnung ein. Méhul, der vor Entzücken zu träumen wähnte, stellte sich pünktlich bei dem Rendezvous ein; der große Menschenkenner prüfte dessen Fähigkeiten, entdeckte gar bald in ihm ein herrliches, nur noch im Embryo schlummerndes Talent; er munterte zu fortgesetztem Studium, stand ihm redlich bei mit Rath und That, mit seinen allumfassenden Erfahrungen, und gab sofort den ersten Impuls zur Entwickelung eines Genies, ohne welches die Kunstwelt vielleicht niemals Gelegenheit gefunden hätte, Meisterwerke, wie eine **Euphrosine, Stratonice, Ariodant, Hélène, une folie, le tresor supposé, Joséph, Gabrielle, Johanne Hadrien, Valentine de Milan, les aveugles de Tolède Uthal, Psyche, Alonzo et Cora, Bion, Epicure, la Caverne, Doria, Melidor et Phrosine, Timoleon, les Amazones, le Prince Troubadour, Anacreon, Horace Cocle, la journée aux aventures**, u. v. a. zu bewundern und anzustaunen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 42.

Bremen, Donnerstag den 27. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 483. Den 22. Mai. — Der Dienstknecht Carsten Hinrich Otto, 22 Jahr; Neustadtsdeich Nro. 61.

— 484. Den 22. — Des verst. Eisenkrämers Johann Heinr. Häsehus Wittwe, geb. Dierksen, 78 Jahr; Adamspforte, am Wall.

— 485. Den 22. — Der Landmann Berend Garbade, 73 Jahr; Hastedt Nro. 74.

— 486. Den 23. — Des Aeltermanns Martin Gildemeister Tochter, 1½ Jahr; Tiefer Nr. 33.

— 487. Den 23. — Die Dienstmagd Helene Johanne Detmers, 23 Jahr; Piperstraße Nro. 5.

— 488. Den 23. — Des Tischlers Joh. Adam Brechtelsbauer Tochter, 1½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 1.

— 489. Den 23 — Sophie Siegener, 19 Jahr; Klosterstraße Nro. 24.

Nro. 490. Den 24. — Des Arb. Conrad Mehser Sohn, 6 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 69.

— 491. Den 24. — Der Tönnenmacher Carsten Niemann, 33 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 128.

— 492. Den 25. — Der Waarenagent Joh. Diedrich Werpup, 39 Jahr; Molkenstraße Nr. 26.

— 493. Den 25. — Der Arb. Johann Heinrich Dieckmann, 50 Jahr; Obernstraße Nro. 81 (Vorstadt.)

— 494. Den 25. — Des verst. Arb. Herm. Reinkasten Wittwe, geb. Behrmann, 83 Jahr; auf der Hofe Nro. 8.

— 495. Den 25. — Des Bäckergesellen Johann Riegelmann Sohn, 2½ Jahr; Schnoor N. 14.

— 496. Den 26. — Des Arb. Philipp Heine Tochter, 1 Jahr; gr. Johannisstr. Nro. 228.

Geburten:

Nro. 638. Den 18. Mai. Des Kaufmanns Werner Wilkens Ehefr., geb. Grabau, Faulenstraße Nro. 32; von einem Knaben.

— 639. Den 19. — Des Cigarrenfabrikanten Mathias Goosmann Ehefr., geb. Bollmann, vor Stephanikirchhof Nr. 8; von e. Mädchen.

— 640. Den 19. — Des Clubwirths Joh. Friedrich Phil. Thiemann Ehefr., geb. Gotte, gr. Johannisstraße Nr. 105; von e. Mädchen.

— 641. Den 21. — Des Bockfahrers Johann Franz Wilcke Ehefr, geb. Boschen, Deichstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 642. Den 21. — Des Arb. Johannes Ehrenbeck Ehefr., geb. Heidemann, Fehrfelde N. 20; von einem Knaben.

— 643. Den 22. — Des Canzleiboten Joh. Christian Friedrich Gade Ehefrau, geb. Oehlkers, Schüsselkorb Nr. 29; von einem Mädchen.

— 644. Den 22. — Des Graveurs Hinr. Gerhard Buschmann Ehefr., geb. Lahrmann, große Hundestraße Nr. 11; von einem Mädchen.

— 645. Den 22. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Heißenbüttel Ehefr., geb. Ahlers, gr. Annenstraße Nro. 84; von einem Mädchen.

Nro. 646. Den 22. — Des Cigarrenmachers Carl Diedr. Meyer Ehefr., geb. Aschenbeck, kl. Krankenstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 647. Den 23. — Des Arb. Hinrich Ottens Ehefr., geb. Bussenschütt, kleine Fuhrleutestraße Nro. 8; von einem Knaben.

— 648. Den 23. — Des Küpergesellen Hinrich Teschmacher, Ehefr., geb. Deneken, Haferkamp Nro. 2; von einem Mädchen.

— 649. Den 23. — Des Garnhändlers Cord Heinr. Bruns Ehefr., geb. Feldhusen, Ansgariithorswallstraße Nr. 1; v einem Mädchen.

— 650. Den 23. — Des Schreibers beim Erbe- und Handfesten-Amte Friedr. Hogrefe Ehefr., geb. Kind, Osterthorssteinweg Nro. 58; von einem Knaben.

— 651. Den 24. — Des Arb. Tillmann Rüter Ehefr. geb. Oesselmann, kleine Fischerstraße N. 2; von einem Knaben.

— 652. Den 25. — Des Arb. Bernh. Meyer Ehefr., geb. Bosse, Grünenstraße Nro. 53; von einem Knaben.

— 653. Den 25. — Des Kaufmanns Georg Ludwig Bekenn Ehefr., geb. Sharples, Rembertistraße Nro. 42 A; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 43.

Bremen, Sonntag den 30. Mai 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Pfingstsonntag den 30. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.
12 Uhr Herr Cand. Motz.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Past. Heineken.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Am Pfingstmontag den 31. Mai.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Cand. Mallet.
12 U. Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.
9 U. Hr. Cand. Victor.
12 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6 und 8 Uhr Morgens und 1 Uhr Nachmittags.

* Landung.

(Nach dem Englischen der Lady Flora Hastings) *).

Der Tag ist hin, vollendet die Bahn,
Im ersehnten Hafen landet der Kähn!
Gerefft sind die Segel, vollbracht ist die Fahrt,
Er ist vor Sturm und Wogen verwahrt. —

Wie lachte der Morgen im rosigen Duft,
Als das Segel schwoll in der fächelnden Luft!
Die Seele voll Ahnung, so fröhlich der Muth,
Als das Schifflein flog durch die dunkele Fluth!

In der Lenzesfrühe lieblichem Hauch,
Da trübte kein Stäubchen des Tages Aug'.
Nur durchflatterten muntere Vögelein
Mit flüchtigen Schwingen den goldenen Schein.

Ich will nicht erzählen, wie bald es entschwand,
Was ich damals als bleibend, als ewig empfand;
Wie die Leuchte der Fahrt, wie Hoffnungsglück
So schnell erlosch dem bethränten Blick.

*) Die Dichterin schrieb dieses Lied nieder, als sie, durch die Gräberstraße in Pompeji wandelnd, tief ergriffen vor einem Sarkophage stehen blieb, dessen Basrelief ein Schiff zeigt, dessen Steuerruder der an demselben Sitzende, da er seine Fahrt vollendet hat, eben losläßt, während begleitende Genien die Segel reffen und fallen lassen und ein auf der Spitze des Mastes sitzender Vogel die Schwingen ausbreitet um weiter zu fliegen.

Ich will nicht erzählen, wie Angst und Schmerz
Und Sorge bedrängt und verwundet mein Herz.
Genug! — Vorbei! — Des Morgens Roth
Sieht in Ruh' und Frieden mich und mein Boot.

Nicht kümmert mich ferner Sturmeswuth,
Nicht Schattenkühle, noch Sonnengluth;
Gerefft ist das Segel, die Arbeit gethan,
Der Himmel gewonnen, vollendet die Bahn.

Napoleon's Traum unter den Pyramiden.

(Fortsetzung.)

„Bonaparte!" rief freudig überrascht Josephine, sobald sie nur einen Blick in das Zimmer geworfen hatte, und eilte zu ihrem auf dem Sopha liegenden, mit einem großen, weißen Mantel ganz bedeckten Gemahl, um dessen Kopf ein weißes Tuch turbanartig geschlungen war.

„Das nenne ich attrapirt, meine Liebe, nicht wahr?" lachte Bonaparte. Er war wirklich in der vergangenen Nacht angekommen, und hatte sich durch eine ihm bekannte Hinterpforte in sein Haus und in sein Zimmer zu schleichen gewußt.

„Wie, Du allein hier, Bonaparte?" fragte nach den ersten freudigen Begrüßungen Josephine den Gemahl erstaunt und ängstlich. „Hast Du das Heer verlassen? Wirst Du nicht dadurch den Machthabern, die Dich ohnehin mit Mißtrauen und eifersüchtiger Furcht betrachten, einen willkommenen Anlaß geben, ihren Groll und Neid an Dir zu stillen? Du setzest Dich fürwahr einer großen Gefahr dadurch aus."

„Bah! Sei ruhig, Josephine!" erwiederte Bonaparte; „es ist mit diesen Advokaten vorbei: die Zügel des Regiments entfallen ihnen, und ich werde sie schon mit Hülfe meiner braven Schnauzbärte zu fassen wissen."

„Ihr könnt ohne Sorgen sein!" hob er von Neuem an, beruhigend zu der noch immer ängstlichen Gattin und seiner ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen fast erstickenden Stieftochter, die inzwischen gleichfalls herbeigekommen war, gewendet; „es ist aus mit ihnen, sage ich Euch!" — und nun erzählte er ihnen mit sichtlicher Befriedigung von dem lauten und einhelligen Volksjubel, der ihn von seiner Landung in Frejus an bis nach Paris überall empfangen und auf dem ganzen Wege begleitet habe.

„So wird kein General, so wird ein Monarch empfangen, wie ich von diesem guten Volke empfangen worden bin!" hatte er eben seine Erzählung geendet, als die Thüre leise aufging, und Lucian's Gesicht in derselben sichtbar ward.

„Verlaßt mich jetzt, meine Lieben!" gebot Bonaparte den Frauen, sobald er des Bruders gewahr ward; „er kommt mit mir über Politik zu schwatzen, und das würde nur langweilig für Euch sein."

Gehorsam entfernten sich Gattin und Tochter, während Lucian, sie grüßend, vollends in's Zimmer trat.

Es fand nun zwischen den beiden Brüdern eine sehr lange und lebhafte Unterredung statt, an der auch Sieyes und Talleyrand, die sich inzwischen gleichfalls eingefunden hatten, Theil nahmen: sie sprachen und verabredeten mit Bonaparte den Plan zum Sturz des Direktoriums und zur Einführung einer neuen, kraftvollen und nationalen Regierung, an deren Spitze Napoleon gestellt werden sollte. Mochten nun auch unstreitig die Genannten die geheimen, noch viel weiter greifenden, ehrgeizigen Absichten und Wünsche des Feldherrn, denen sie mit ihren Vorschlägen zur Gründung einer neuen Regierung im Grunde nur begegneten, errathen oder vermuthen, so wußten doch Alle die Miene, als ob sie ganz ehrlich an dessen Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit glaubten, meisterlich festzuhalten. Denn sie bedurften seiner, wie sie wohl sahen, zur Ausführung ihres theils von der Nothwendigkeit gebotenen, theils aber auch auf Ehrgeiz und Selbstsucht beruhenden Vorhabens, nothwendig, wie er ihrer bedurfte zur Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke und Pläne. Wie sie ihrerseits im Stillen hofften, ihn nach erreichtem Zwecke bei Seite schieben und sich an die Spitze der neuen Regierung stellen zu können, so rechnete auch Bonaparte seinerseits mit ziemlicher Zuversicht darauf, daß er diese Helden von der Feder jedenfalls, wenn er nur erst das Heft in Händen habe, leicht um die geträumte Herrschaft bringen werde.

Nur Lucian, der es vielleicht unter Allen allein aufrichtig mit der Sache des Vaterlandes meinte, musterte, nachdem die Uebrigen das Zimmer verlassen hatten, einige Minuten lang mit mißtrauischen Blicken den Bruder.

„Napoleon," brach er endlich das Schweigen, des Bruders Hand fassend, „ich hoffe doch, Du wirst, wenn der Streich gelingt, an Washington, und nicht an Cromwell oder Cäsar denken? Denn lieber noch will ich die Advokaten, als einen solchen zum Herrn haben, und nimmer

werde ich meine Hände dazu bieten, wenn es nur darauf abgesehen sein soll, an die Stelle der Unfähigkeit den militairischen Despotismus zu setzen; das hieße nur ein Uebel mit einem noch größeren vertauschen. Also verstehen wir uns recht, Napoleon, einem Cromwell erkläre ich den Krieg auf Tod und Leben."

„Was, Cromwell! Davon ist hier ja gar nicht die Rede!" lachte Napoleon; „aber Du bist und bleibst nun einmal ein unverbesserlicher Schwätzer, Lucian! Du thätest wahrlich besser, mir noch ein wenig von dem Stande der Sachen hier zu erzählen."

Lucian kam dieser Aufforderung nach. „Bis auf Wiedersehen also!" verabschiedete er sich endlich von dem Bruder, „und denk' immer an Washington!"

„Er wird noch mit seinem Washington zu einem wahren Spießbürger!„ murrte ärgerlich Napoleon, und schellte seinem Rustan, um sich ankleiden zu lassen.

(Schluß folgt.)

Der Pariser Dandy.

Wir treten in eins der schönsten Häuser der Chaussée d'Antin, wo Julio de Mirandol schlummert. Das Schlafzimmer ist mit dem feinsten blauen Cachemire ausgeschlagen; der Fußboden ist mit einem weißen Teppich bedeckt, in welchen Rosen und Lilien so kunstreich gewirkt sind, daß es scheint, als ob natürliche Blumen umhergestreut wären; die Sessel sind von violettem Sammet mit Gold gestickt; eine Alabasterlampe hängt vom Plafond herab, und die Wände sind mit schönen weiblichen Portraits geziert. Der Kamin ist mit antiken Vasen und Leuchtern bedeckt, und in der Mitte steht eine Pendule (einst das Eigenthum der Madame Dubarry), welche den Amor darstellt, wie er die Sense des Gottes der Zeit mit Blumen umwindet. Über dem Bette selbst schwebt eine vergoldete Krone, von welcher die rothseidenen Vorhänge in malerischer Drapirung herabfallen. Auf einem reich mit Spitzen besetzten Kissen ruht der schöne Kopf eines jungen Mannes, dessen noch ungelocktes schwarzes Haar aufgelöst auf dem schneeweißen Kissen umherliegt. Die Pendule schlägt in diesem Augenblick zwölf, und Julio erwacht. Er läutet.

Ein Groom tritt ein, und wartet demüthig der Befehle seines Herrn.

„Abufar," sagt Julo, „öffne die Fenster."

Abufar beeilt sich diesen Befehl auszuführen.

„Abufar gieb mir meinen violettsammetnen Schlafrock, meine grünseidenen Beinkleider und meine Pantoffeln."

„Welche, gnädiger Herr?" fragt Abufar.

„Jene, welche die kleine Gräfin für mich gestickt hat," erwiedert Julio. „Nun die griechische Kappe — nicht die von der Baronin, sondern die von Lady Arabella. Jetzt — halt! ich kann mich gerade nicht besinnen, was ich noch gebrauche. Ich habe die Nacht geschwärmt, und diesen Morgen bin ich nicht im Stande, meine zerstreuten Gedanken zu sammeln."

Der Dandy wirft sich in seinem Morgenanzuge in einen großen weichen Lehnstuhl à la Voltaire, und versinkt in ein tiefes gedankenloses Hinbrüten. Abufar wagt endlich das Schweigen zu brechen.

„Soll ich die Pistolen holen? — Werden Sie sich heute schlagen?"

„Schlagen?" erwiedert Julio; „nein, heute nicht, wenn mir recht ist. Doch, ich weiß nicht gewiß. Gieb mir mein Taschenbuch. Ich will sehen — Freitag — nicht wahr, ist es heute Freitag? — Ja, Freitag. Zu meinem Anwalt schicken — ach! — um die Fanny. Nein, die Pistolen habe ich heute nicht nöthig. Dein Herr, Abufar, ist so friedliebend wie ein Priester geworden. — Nur zwei Duelle in diesem Monat, und wir haben schon den neunzehnten! O wie entsetzlich langweilig! Heute muß es etwas geben. Ich will mir's unter die Memoranda schreiben, damit ich's nicht vergesse."

Die Pistolen blieben also heute ruhig in ihrem ebenholzenen Etui, an dessen Ecken Todtenköpfe höchst kunstreich in Elfenbein eingelegt waren. — Julio entschlägt sich plötzlich seiner Blutgedanken, und fragt nach seinen Briefen und Zeitungen. Er wirft zuerst einen flüchtigen Blick in die letztern, dann fängt er an, die Briefe zu öffnen. Zwölf kleine süßduftende Noten liegen vor ihm; er zählt sie, und betrachtet genau die Aufschriften, ehe er sie öffnet.

Unterdessen hat Abufar einen mit rosafarbener Seide ausgefütterten Kasten von Cedernholz neben seinen Herrn hingestellt. Jedes Billet wurde, nachdem es gelesen war, in den Kasten geworfen, so wie die Armen alle in ein gemeinschaftliches Grab kommen. Das Lesen wurde zuweilen durch ein selbstgefälliges Lächeln, zuweilen durch ein Stirnrunzeln, oft durch ein lautes Gelächter oder irgend eine kurze Bemerkung unterbrochen.

„Wer ist im Vorzimmer?“ fragt endlich der Dandy.

„Ihre beiden Fechtmeister,“ erwiederte Abufar.

„Ich will heute nicht fechten.“

„Ihr Merkwürdigkeitensammler ist hier und Ihr Rubenshändler.“

„Laß sie hereinkommen. — Sind das Alle?“

„Nein, Herr. Ihr Westenschneider bringt einige Muster zur Auswahl; dann wartet Ihr Pantalonschneider, Ihr Handschuhschneider und Ihr Hemdenschneider.“

Nachdem allen diesen wichtigen Personen Audienz ertheilt ist, verlangt Julio sein Frühstück. Abufar bringt einen mit den ausgesuchtesten Speisen und den köstlichsten Weinen besetzten Tisch. Julio saugt an dem Flügel eines Rebhuhns mit Trüffeln, und befeuchtet seine Lippen mit einigen Tropfen Cyperwein. Hierauf beschränkt er seine Mahlzeit, entweder weil er keinen Appetit hat, oder weil er, wie Lord Byron, das Fettwerden befürchtet.

„Ich will rauchen,“ sagt endlich Julio, indem er dem Groom die Serviette an den Kopf wirft. „Sende mir Mahomet hierher.“

Mahomet war der diensthuende Kammerdiener für das Pfeifenkabinet. Julio pflegte ihn nur seinen Sklaven zu nennen. Seitdem das Rauchen fashionable geworden ist, haben die Dandys einen neuen Luxusgegenstand entdeckt. Julio's Apartement enthielt außer dem obenbeschriebenen Schlafzimmer noch acht Piecen: ein Vorzimmer, worin rothsammetne, mit Goldfranzen besetzte Bänke standen — einen Salon im Styl des siebenzehnten Jahrhunderts — einen italienischen Speisesaal von weißem Marmor mit Gold — ein Boudoir nach Watteau — ein Badezimmer mit Freskogemälden — eine gothische Halle aus der Zeit Karls VII. — eine mit Eichenholz getäfelte Rüstkammer, welche Lanzen, Panzer, Schwerter, Dolche, Flinten, Pistolen, kurz alle Arten von Kriegsgeräth enthielt — und endlich den Divan, einen türkischen Saal, welcher seinen Namen von dem großen orientalischen Sopha, welcher die ganzen Wände einnimmt, erhalten hat. An den Wänden des Divan hingen Muster von allen Pfeifen der Welt, von dem Schilfrohr des Indianers bis zu der philosophischen Pfeife des Heidelberger Studenten, von dem persischen Nargbilé bis zur kurzen Thonpfeife des französischen Corporals. In diesem Divan waren weder Tische noch Stühle, oder andere Möbel — nichts als umherliegende Kissen, und eine mit Cigarrenkistchen gefüllte Lade.

Mahomet, der Custos des Divans, war ein Mulatte, dessen Kleidung theils dem Orient und theils dem Occident entlehnt war. Er trug eine egyptische Kappe, eine blaue Polonaise, Kosackenhosen und gelbe türkische Halbstiefel.

„Was wollen Sie rauchen?“ sagte Mahomet, „wir haben verschiedene neue Pfeifen aus Cephalonia erhalten. Der Gesandtschaftssekretär hat Ihnen einige kleine Cigarros aus Madrid geschickt, und vier Kistchen mit Cubas sind von Havre angekommen.“ —

Der Dandy entschied sich für Havanna-Cigarren, und nachdem er seinen „Sklaven“ entlassen hatte, ging er in den Pferdestall hinab, welcher einem Gesellschaftszimmer nicht unähnlich war. An den Fenstern waren damastne Vorhänge, und die mit Mahagoni getäfelten Wände waren mit den besten Bildern von Charles Vernet geschmückt. Der Dandy ließ seine Pferde im Hofe die Revue passiren, führte ein vertrauliches technisches Gespräch mit den Stallknechten, deren Bewunderung er durch seine außerordentlichen hippologischen Kenntnisse erregte. Darauf carressirte er sein Lieblingspferd, und zog sich mit den Worten zurück: „Tom Pick, ich werde heute den Braunen reiten, und Du nimmst den Apfelschimmel. Die Zeit muß todtgeschlagen werden. Im Bois de Boulogne wird's heute wimmeln. Komm', Abufar, zum Ankleiden.“

Die Toilette kostete anderthalb Stunden — eine qualvolle Zeit für den armen Abufar, auf welchen ein ununterbrochener Regen von Vorwürfen und Schimpfreden sich ergoß. Julio ist nie zufrieden mit seinem Anzuge, sein Haar ist auf der rechten Seite zu stark gescheitelt, seine Cravatte schließt nicht fest genug an, seine Stiefel glänzen nicht, er wechselt seine Westen zwölfmal, ehe er eine Wahl treffen kann. Nachdem er endlich alle Spiegel consultirt hat, verlangt er Hut, Handschuhe und ein parfümirtes Schnupftuch. Er füllt seine Taschen mit Napoleonsd'or, welche ihn vermöge einer glücklichen Ideenassociation an einen Umstand erinnern, der sonst wahrscheinlich seinem Gedächtnisse entschlüpft wäre.

„Abufar,“ rief Julio, „ich erinnere mich zufällig an mein gestriges Unglück. Trage diese dreihundert Napoleonsd'or zu Herrn Tancrede de Ravenelles; ich habe das Geld im Whist an ihn verloren.“

Julio bestieg seinen Braunen, und ritt in das Wäldchen von Boulogne. An der Avenue von Neuilly „inspicirt“ er die merkwürdigen Equipagen, welche ihm begegnen, und im Wäldchen selbst trifft er die Elite der Pariser Dandy's.

Es wird geschwatzt, geraucht, über das letzte Wettrennen disentirt; es ist mit Einem Worte ein Reitercongreß. Endlich kehren die Dandy's nach Paris zurück, und speisen in einem Café. Das Diner ist eines Lucullus würdig. Die Rechnung beläuft sich für fünf Personen auf vierhundert Franken. Julio kehrt nach Haus zurück, um sich zur Oper anzukleiden, wohin er in der Absicht geht, der Welt den goldenen, mit Rubinen und Smaragden besetzten Knopf seines Stockes zu zeigen. Nach der Oper treffen sich die Dandy's im Clubb. Einige spielen und andere suchen noch gefährlichere Abenteuer.

Das „Dénouement" einer solchen fashionablen Novelle ist nicht schwer zu errathen. An Intriguen, Scandal und Mordscenen fehlt es keineswegs. Julio tödtet einen Nebenbuhler im Duell; er kehrt ruhig nach Haus zurück und macht Toilette.

„Abufar, mein Opernglas! Ei Wetter! wie die Zeit vergeht! Schon acht Uhr; „Norma" muß schon angefangen haben. Wie die Zeit vergeht!"

Jede Woche in dem Leben des Dandy ist mit derlei Abenteuern bezeichnet, welche indessen glücklicherweise nicht immer einen gleich tragischen Ausgang haben. Endlich aber ist der Dandy ruinirt. Dann stehen ihm drei Wege offen: wenn er ein Philosoph ist, so wird er Soldat; wenn er ein schöner Mann ist, so nimmt er eine reiche Frau; wenn er aber weder ein Philosoph noch ein schöner Mann ist, so — erschießt er sich auf eine möglichst dramatische Weise.

---

* Der Handels- und Schifffahrtsvertrag Englands mit den Zollvereinsstaaten.

(Fortsetzung.)

Nach den Concessionen Englands kommen, wie billig, seine Gegenforderungen.

Der 2te Artikel stipulirt unter diesem Artikel nichts Geringeres, als daß Preußen im Namen des Zollvereins „dem Handel und der Schifffahrt der brittischen Unterthanen für ihre Einfuhren an Zucker und Reis nach dem Zollverein in jeder Hinsicht und Beziehung (always and in every way) die Behandlung auf den Fuß der meist begünstigten Nation zusichere," wohlbemerkt ohne alle Gegenbegünstigung, so daß Preußen und der Zollverein zum Dank dafür in England fortwährend auf den Fuß der ausgeschlossenen Nation behandelt werden. Und dieß geschieht mit einem der beiden Artikel, welche die Lebensbedingungen der transatlantischen Handelsschifffahrt und Handelsverbindungen sind. Man kann sagen, daß die Möglichkeit eines bedeutenden außereuropäischen Seehandels für eine Nation von der Masse ihrer Transporte an Zucker oder Baumwolle abhängt; denn diese zwei Artikel bilden die Hauptladungen; alles andere, zumal in den nördlichen Staaten, die kein Weinerzeugniß zu verschiffen haben, ist eine bloße Zuthat. Hat denn aber Preußen, hat Deutschland — daß man denn doch sich im Vereine mit den Staaten an den Mündungen seiner Ströme denken muß — haben sie denn kein Rhederei-, kein Handelsinteresse im transatlantischen Verkehr, im Verkehr mit Westindien, beiden Amerikas, mit Ostindien, wahrzunehmen? Können wir nicht genug eilen, die Möglichkeit einer blühenden Schifffahrt in den Ostseehäfen, in den Hansestädten, in den übrigen deutschen Häfen aufzuopfern, und uns zum Voraus von England tractatmäßig als ausgeschlossen, als Heloten zur See wie in unsern eigenen Häfen brandmarken zu lassen? Nein, es ist unmöglich, daß dieser Vertrag ratificirt werde: es muß ein Schrei der Indignation durch ganz Deutschland gehen und dahin dringen, wo geholfen werden kann und geholfen werden wird.

Der dritte Artikel bestimmt, wie bereits bemerkt, daß der Vertrag in allen Theilen auf die etwa künftig zum Zollverein beitretenden Staaten angewendet werden soll. Der 4te setzt die Dauer des Vertrags zwar zuerst nur bis 1. Januar 1842 fest, bestimmt aber, daß er in Ermangelung einer Aufkündigung, die schon vor dem 1. Julius dieses Jahrs stattfinden müßte, bis zum Jahr 1848, und von da, in Ermangelung einer 6monatlichen Aufkündigung, bis zum Jahre 1854, und nach letzterem Jahr so lange fortdauern soll, als er nicht 1 Jahr vorher gekündigt sein werde. Es genügt also nicht an der bloßen negativen Thatsache der Nichterneuerung; es ist die positive Kündigung erforderlich; wie aber, wenn die deutschen Seeuferstaaten beiträten und z. B. Hannover zu der Kündigung nicht zustimmen wollte, wenn England — das nur einen Vorwand sucht, wo es sich von seinem Handelsinteresse handelt — in einem solchen Fall behauptete, ein Recht auf Fortsetzung des Vertrags zu haben und seine Flotten mit in die Wagschale legte? Man denke an die sicilianische Schwefelfrage.

Gesetzt aber auch, diese Möglichkeit bestehe nicht, ist ein Grund vorhanden, Deutschland auf 8 Monate, geschweige

denn auf 6 oder 12 Jahre in der natürlichen Entwicklung seines Handelssystems zu binden, seine wichtigsten Rechte, die bedeutendsten in seiner Hand liegenden Coercitivmittel gegen brittische, holländische, französische Handelsunbill — und daran lassen es diese Staaten gegen uns, zumal im Seehandel, nicht fehlen — preiszugeben, sich entwaffnet dem Mitleiden derer zu überliefern, welche seit Elisabeths und Cromwells Zeiten mit Füßen auf ihm treten?

Ich finde mich zu diesem Hülferuf für meine Nation an diejenigen, welche den Schild für sie halten, um so dringender berufen, als Lord J. Russel, wie Sie wissen, seinen Antrag auf Veränderung der Korn- und Holzzölle ankündigt, und als Dr. Bowring seit einem Jahr jedem, der es hören will, mündlich bei Meetings, vor der Untersuchungscomittee und in Druckschriften versichert, er habe in Berlin die Zusicherung erhalten, daß eine Herabsetzung der englischen Korn- und Holzzölle eine ähnliche Herabsetzung der Einfuhrzölle von brittischen Fabrikaten, namentlich Baumwollen- und Wollenwaaren ꝛc., zur Folge haben werde; „wenn Sie darin wenig thun, thun wir wenig; wenn Sie viel thun, thun wir viel," behauptete er, zugesichert erhalten zu haben. Er und Mac Gregor versichern überdieß, daß von einem Verlangen der Einfuhrbegünstigung für deutsche Fabrikate in England in Berlin die Rede nicht gewesen sei, woraus also hervorgehen würde, daß man dort den Absatz deutschen Korns und Holzes nach England als den Grundpfeiler für den Wohlstand, wo nicht der deutschen Nation (dieß wird doch wohl kaum Jemand voraussetzen), doch der Gutsbesitzer in gewissen Theilen Preußens hielte. Ich lasse die Verantwortung für diese gewagten Voraussetzungen dem Dr. Bowring, und sehe übrigens, daß diese Frage in Deutschland — vor allem „bei Justus Möser" — in zu guten Händen ist, als daß ich darüber diesen kurzen Hülferuf verzögern möchte. Aber einige wenige Rücksichten wünschte ich gleichwohl geltend zu machen. Man glaube nämlich in Deutschland doch ja nicht, daß die Korn- und Holzzölle Deutschland zu Lieb' und Vortheil verändert werden. Ganz im Gegentheil: es ist, so weit dabei überhaupt von einer Rücksicht auf Deutschland die Rede ist, eine Maaßregel gegen Deutschland, nicht allein gegen den deutschen Gewerbfleiß, sondern auch gegen die deutsche Landwirthschaft. Ich bitte meine edlen Leser, welche sich auf eine Vermehrung ihrer Gutseinkünfte davon bereits Rechnung gemacht haben sollten, hierüber nicht mitleidig lächeln, sondern die Berichte Dr. Bowring's, die Verhandlungen der Untersuchungscommission des Parlaments und die Debatten der Anti-Corn-Law-League lesen zu wollen; ich glaube gewiß, daß der Hartgläubigste dadurch anderer Meinung werden wird. Bei dem seitherigen englischen System hängt nämlich der Eingangszoll von dem jedesmaligen Marktpreise des Getreides in England ab; steigt dieser Preis, so fällt der Zoll und umgekehrt. Dieß hat zur Folge, daß der Kaufmann niemals zum Voraus berechnen kann, welcher Zoll zu der Zeit bestehen wird, wo eine Kornladung aus dem Auslande für ihn eintrifft; er kann die letztere zwar unter Königs Schloß unverzollt liegen lassen, bis er sie je nach dem Preis und Zoll zur Einfuhr brauchen kann; allein da dieser Fall ganz unsicher ist, so speculirt man so wenig als möglich in fremdem Korn voraus, sondern wenn die englischen Getreidepreise so steigen, und mithin die Zölle so fallen, daß Einfuhr möglich ist, so läßt man schleunigst Getreide daher kommen, wo es am nächsten ist, d. h. von den holländischen, dänischen und vorzüglich deutschen Häfen. Diese Länder also und insbesondere Deutschland, sind es, welche bei der jetzigen Zollgesetzgebung stets und ausschließlich von den Conjuncturen in England durch bedeutenden Absatz und hohe Preise Gewinn ziehen, und gerade aus diesem Grunde, um Deutschland nicht mehr für sein Korn zinsbar zu sein, ihm nicht mehr übermäßige Preise dafür bezahlen zu müssen — aus diesem Grunde verlangen die Gegner der Korngesetze in erster Linie eine Veränderung derselben. Gebt uns, sagen sie mit schlagendem Grunde, einen mäßigen fixen Zollsatz (und diesen hat Lord J. Russell eben vorgeschlagen), so brauchen wir das theure Korn der Deutschen nicht mehr; der englische Kaufmann kann dann mit aller Sicherheit und Ruhe aus allen vier Weltenden, wo es am wohlfeilsten ist, beziehen, insbesondere aus Odessa, aus Ungarn, aus der Türkei, den Barbareskenstaaten, Canada, den Vereinigten Staaten, dem Cap der guten Hoffnung ꝛc. — Ländern, welche seit 50 Jahren nach Bevölkerung und Getreidebau neue Handelswelten aufgeschlossen haben; er kann dem Deutschen ruhig sein Korn in seinen Häfen verschimmeln lassen, bis er es von ihm zu dem gleichen Spottpreise haben kann. Und dieß um so gewisser, wenn Deutschland zugleich verblendet genug wäre, den Engländern dafür, daß daß sie Anstalten treffen, ihr Korn nicht mehr von uns zu beziehen, die deutsche Industrie durch Herabsetzung der Vereinszölle von Fabrikaten preiszugeben. Denn alsdann verlöre der deutsche Landwirth seinen zahlreichsten, seinen sichersten und vortheilhaftesten Abnehmer und den Reichthum, der ihm aus steigender Zahl und Wohlhabenheit dieses Abnehmers erwachsen muß. Dieser Abnehmer ist der deutsche Gewerbsmann, sind die deutschen Fabriken, die deutschen Städte, deren Volkszahl, Blüthe und Reichthum auf der Entfaltung des Gewerbfleißes beruht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 42.

Herz.

Miscellaneen.

(Man berichtet aus Berlin) Friedrich Rückerts Herkommen wäre unter andern Verhältnissen durch einen lächerlichen Vorfall beinahe vereitelt worden. Jemand nämlich hat Rückert bei dem hiesigen Polizeiministerium wegen Verbreitung revolutionärer Gedanken denuncirt, nicht um ihn einsperren zu lassen, sondern nur um eines seiner Gedichte, das ein Knabe im hiesigen Werderschen Gymnasium declamiren sollte, als staatsgefährlich zu beseitigen. Das Gedicht handelt von Niemand anders als dem Kalifen Harun Al Raschid und einem seiner Kadi's, und der Denunciant ist der Meinung gewesen, daß die Wahrheiten, welche ein begnadigter Verbrecher dem Kalifen sagt und der Kalif gnädig anhört, die Criminalgrundpfeiler des preußischen Staats erschüttern könnten. Unser König hat wie Harun Al Raschid und nicht wie sein Kadi gedacht, Rückert ist herberufen.

Durch eine Verwechselung des Stempels sind Zweithalerstücke mit dem Brustbild des vorigen Königs und der Jahrzahl 1841 geprägt worden.

Hier greift das Sectenwesen immer ärger um sich, jeden Sonntag sind 5 Bethäuser mit Separatisten überfüllt, während mehrere der Hauptkirchen leer stehen. Man wirft einen großen Theil der Schuld auf die unzweckmäßige Einrichtung, daß mehr als die Hälfte der 52 in Berlin angestellten evangelischen Geistlichen durch Ministerial-, Consistorial-, Schul- und andere Arbeiten ihrem Seelsorgerberufe ganz entfremdet würden.

Es dürfte schwerlich irgend eine Berufung des Königs allgemeineren Dank und Anklang gefunden haben, als die der Gebrüder Grimm. Cousin rühmte sich jüngst, daß er Hoffnung gehabt, sie für einen deutschen Lehrstuhl in Paris zu gewinnen, wie er den Dichter Mizkiewicz auf einen polnischen berufen habe; aber beide Männer sind zu sehr mit ihrer Heimath verwachsen, als daß sie anders als gezwungen sich auf fremden Boden ansiedeln könnten; um so erfreulicher ist es, daß sie nun in unsrer Mitte leben. Ganz unstatthaft ist die Frage, ob jene Begrüßung den Patrioten oder den Heroen der Wissenschaft gegolten, da sie gerade den schönsten Beweis geben, wie edle Gesinnung und wahres Wissen einander durchdringen, und einzig deren Verbindung Ehre verdient und findet. Herz ist zu jeder Erkenntniß nothwendig; das Arndt'sche Wort: „die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben," hat auch hier seine Anwendung, und wir glauben, daß auch bei uns die Zeit der Halben zu Ende gehe, und daß die Gelehrsamkeit, die auch im Tode des Geistes bestehen kann, vor dem Begriff des Weisen im griechischen Sinn zurücktreten wird.

(Papierfabrication.) Kürzlich ward in der Papierfabrik zu Castle-Green binnen sechs Stunden ein Bogen Papier verfertigt, der nur zwölf englische Meilen lang ist.

(Norddeutsches Musikfest.) Am 5. 7. und 8. Juli finden die großen Musikaufführungen in Hamburg statt. Zwei geistliche in der großen St. Michaeliskirche unter Schneiders und Grunds Leitung; eine weltliche dirigirt von Krebs. Die Zahl der fremden Mitwirkenden wird auf 600 angeschlagen. Das Gebäude, welches für das weltliche Concert errichtet wird, faßt 5000 Personen, ist 230 Fuß lang, 100 Fuß breit und 50 Fuß hoch, und dient zugleich zu Versammlungen und Mahlzeiten der Musikfreunde.

(Das Dampfboot „Bohemia") hat am 13. d. M. die Kesselprobe seiner Maschinen auf das Trefflichste überstanden, und den 17. seine Probefahrten begonnen, worauf es dann in einigen Tagen seine erste Fahrt von Prag nach Dresden gemacht hat.

(Man schreibt aus Petersburg:) Hier ist von einigen Wohlthätern eine „Bewahranstalt für Mägde" errichtet worden. Sie hat den Zweck: Mädchen, welche dort ankommen, um Dienst zu suchen, oder außer Dienst gerathen, aufzunehmen, und vor sittlichem Verfall zu bewahren. Sie zahlen der Anstalt täglich 8 Kopeken Kupfer für Wohnung und Schlafstelle, und auch Unvermögende werden aufgenommen, bis sie im Stande sind, aus ihrem spätern Diensterwerb das Geld zurück zu zahlen. Die Aufseherin wird dafür sorgen, daß die Frauenzimmer zweckmäßig beschäftigt werden, und den Erlös nach Abzug von 10 pCt., bei dem Eintritte in den Dienst ausbezahlt erhalten. Die Anstalt dient zugleich als Vermiethungs-Büreau, und die Großfürstin Helena hat die sehr nachahmungswerthe Einrichtung in ihren besondern Schutz genommen.

(Zur Warnung.) Ein junger Mensch aus Löwenberg brachte kürzlich aus einer nahen Felsengegend eine Otter im Tuche mit nach Hause. Sie wurde wegen des schönen Farbenspiels der Haut bewundert, und Einige versuchten auch, ob dies scheinbar gar nicht bösartige Thier nicht zu reizen sei. Wirklich fing die Otter an, zu züngeln, und schlang sich um die rechte Hand des Einen, der zugleich zwei Stiche zwischen dem Zeige- und Mittelfinger empfand. Alsbald traten bedeutende Armgeschwulst, stundenlanges Erbrechen und alle Symptome der Vergiftung ein, und der Patient schwebte mehrere Tage in äußerster Todesgefahr. Zwar wurde er durch die umsichtige Hülfe des Kreisphysikus Herrn Steinbach gerettet; indessen mag der Vorfall Andern zur Warnung dienen.

(Hagelwetter.) Kürzlich war in Marienbad ein so starkes Hagelwetter, wie sich die ältesten Leute der Gegend nicht erinnern können, erlebt zu haben. Es fielen Schlossen, wovon drei Stück zehn Loth wogen. Gegen 1500 Fensterscheiben waren zerschmettert, alle an der Nordseite.

(Anlagen um Potsdam.) Man schreibt aus Potsdam: Allenthalben sieht man Arbeiter mit neuen Anpflanzungen beschäftigt, das Dorf Eich ist angekauft, das weite Terrain wird durch neue Anlagen mit Sanssouci und Charlottenhof vereinigt. Auf der Höhe vor dem Schlosse Friedrichs wird bald ein Springbrunnen seine Wasserstrahlen versenden, mittelst einer großen Dampfmaschine werden die Gewässer aus der Havel über den Ruinenberg nach

Sanssouci geführt, dicht an der historischen Mühle vorüber, und weiter hinunter, vom Schlosse nach der Stadt zu, steigt sodann ein Ehrentempel für den Ahnherrn, auf Befehl des königlichen Gebieters, empor, der nicht minder den Erbauer als den Verewigten ehrt. Das ehemalige Gartenhaus des Kämmerer Timm wird zu einer Villa für die Frau Fürstin Liegnitz im vergrößerten Maaßstabe umgebaut, den Eingang von Sanssouci zieren, als ein Geschenk für die von dem Königshause verehrte hohe Frau, welche den Besitz eines solchen bescheidenen Ruheplatzes wünschte. Der Theil der Stadtmauer von Potsdam zwischen dem Nauener und Brandenburger Thore verschwindet, ein Eisengitter (gleich dem am Potsdamer Thore zu Berlin) tritt an seine Stelle; englische Anlagen verschönern dann die Umgebungen und die Stadt gewinnt eine freie Aussicht nach Sanssouci.

(Spontini.) Der Unparteilichkeit wegen, wird jetzt von öffentlichen Blättern auch eine für den vielfach angegriffenen Spontini in Berlin günstig sprechende Thatsache angeführt, daß er von seiner ihm contractlich zustehenden Einnahme seit 16 Jahren nicht weniger als 22,000 Thaler für die armen Wittwen und Waisen seines ihm untergebenen Departements beigesteuert habe.

(München.) Wie in München der Werth der Häuser sinkt, sieht man daraus, daß jetzt zu gleicher Zeit drei Häuser mit Gärten und Nebengebäuden an der frequentesten Lage um 5500 und 6500 Gulden ausgeboten werden. Bei einem sind sogar noch Feldgrundstücke.

(Der Elektromagnetismus,) mit dem in Zukunft die Welt bewegt wird, statt mit Dampf, soll auch in Leipzig schon bei Locomotiven angewendet werden. Ein Herr Stöhrer baut dergleichen Maschinen.

(Sternschnuppen.) Man hat nun auch herausgebracht, warum die drei Heiligen Mamertus, Pancraz und Servaz so strenge und kalte Regenten sind. Ein gelehrter Professor in Berlin hat bekannt gemacht, daß die Erde jährlich zweimal, am 10. August und am 11. — 13. November, an zwei Sternschnuppenströmen vorbei wandern müsse, und zwar so, daß sie zwischen diese Sternschnuppen und die Sonne zur Nachtzeit zu stehen kommt, weshalb in jenen Tagen so viele Sternschnuppen zu sehen wären. Die Sternschnuppen selbst hält er für kleine Körper, von der Schöpfung übrig geblieben, Weltspäne, die sich wie die Planeten im Weltraum bewegen. Nach einem halben Jahre, vom 11. bis 13. Mai käme die Erde und zwar am Tage diesen Sternschnuppen wieder nahe, doch so, daß diese zwischen ihr und der Sonne stehen. Da nun dadurch der Sonne in jenen Tagen ein großer Theil ihrer Strahlen entzogen würde, so sei der erwärmende Einfluß der Sonne auf die Erde gering und die Ursache jener kalten drei Tage ermittelt.

(Ausgrabung von Thierknochen.) Die Hasseler Zeitung theilt den Auszug eines Schreibens mit, woraus sich abermals die Entdeckung der Skelette eines jener Ungeheuer ergiebt, welche von der animalischen Vorwelt des amerikanischen Continents Zeugniß geben. Es heißt darin: Boonville, Grafschaft Cooper, Missouri, 16. Februar 1841. Vor Kurzem grub ein Deutscher, Namens Koch, der in St. Louis ein Museum hat, und selbst Naturforscher ist, in der Nähe von Oceola, nicht weit vom Osage-Fluß, die Skelette von zwei Thieren, die er Missourium nennt, aus. Die Sagen der Indianer deuteten darauf hin, daß furchtbare Thiere in frühern Zeiten hier gelebt; ihre Voreltern haben ihnen erzählt, daß sie unter den Indianern und Buffalos oft schreckliche Verheerungen angerichtet, daß aber diese Ungeheuer sich einmal selbst gegenseitig bekämpft, und in dem Kampfe umgekommen seien, und daß sie alsdann **the great spirit** (der große Geist) unter einer Quelle vergraben. Obige Knochen wurden wirklich auf der Stelle, welche die Indianer anwiesen, circa 20 Fuß unter dem Bette eines kleinen Flusses, Namens **Pomme de terre**, gefunden. Eines der Gerippe, welches Referent dieses selbst gesehen, ist noch in gutem Zustande, 34 Fuß lang, 16 bis 17 Fuß hoch, 12 Fuß tief (?) und 8 Fuß breit. Die Füße sind 4 Fuß breit an den Zehen. Der Knochen des Beines hat 40 Zoll im Durchmesser. Der obere Kinnbacken, der sich 15 Zoll über den untern erstreckt, ist auf jeder Seite mit einem 12 Fuß langen Zahn versehen, der erst gerade, dann etwas gegen die Seite gewendet ist. Der Kopf mit den Zähnen wiegt 1100 Pfund. Die Knochen wurden von hier aus nach St. Louis verschifft, wo sie der Eigenthümer zusammensetzen, alsdann nach den Hauptstädten von Amerika, und später nach Europa bringen will. Man glaubt, daß diese Thiere sowohl im Wasser, als auf dem Lande gelebt haben. — Menschenknochen von gigantischer Größe wurden gleichfalls gefunden, aber nicht vollständig genug, um ein Skelett zu bilden. Schreiber dieses sah vor Kurzem selbst den Platz, wo sie entdeckt wurden.

(Der Mai in Süddeutschland.) Am 13. Mai waren die ersten reifen Kirschen auf den Markt nach Stuttgart gebracht, zu gleicher Zeit gab's auch reife Erdbeeren. — In den Halden-Weinbergen von Cannstadt bei Stuttgart fand man schon am 9. Mai die ersten blühenden Weintrauben.

(Mad. Grelinger in Leipzig.) Man schreibt aus Leipzig: Unsere Bühne bietet seit einigen Tagen wieder etwas mehr Abwechselung dar, als dies gewöhnlich geschieht, ein Umstand, den wir den nun bereits anlangenden Gästen verdanken. Mad. Grelinger aus Berlin gastirt jetzt mit ihren beiden liebenswürdigen Töchtern und erringt den ungetheiltesten Beifall des Publikums. Besonders ist die ältere Dem. Stich ein Liebling der Leipziger geworden; die Jüngere, welche in den naiven Rollen allerliebst ist, wird nicht so durch ein schönes Organ unterstützt, wie ihre Schwester. Im Glas Wasser, worin sie zuerst auftraten, vermochten die Fremden jedoch nicht unsere einheimischen Künstlerinnen in den Hintergrund zu stellen, in allen übrigen Partien verdienten sie jedoch den Beifall der Kritik in vollem Maaße.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 43.

Bremen, Sonntag den 30. Mai 1841.

Gestorben:

Nro. 497. Den 26. Mai. Der Amtsfischer Herm. Hilgerloh, 72 Jahr; Wichelnburg Nro. 3.

— 498. Den 26. — Des Packers Herm. Weyhusen Tochter, 9 Monat; Schlachte Nro. 29.

— 499. Den 27. — Anna Worninghausen, 78 Jahr; gr. Krummenstraße Nro. 23.

— 500. Den 27. — Des Arbeitsm. Franz Leh Sohn, 4 Wochen; Abbenthorswallstraße N. 39 A.

— 501. Den 27. — Des Hökers Joh. Hinr. Vosmeyer Sohn, 2 Jahr; Düsternstraße Nro. 58.

— 502. Den 27. — Des Arb. Friedrich Wilh. Moritz Sohn, 4 Jahr; Heerdenthorswallstr. N. 61.

Nro. 503. Den 28. — Der Waarenagent Joh. Valentin Pabst, 54 Jahr; kl. Krankenstraße.

— 504. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Hermann Philipp Selchert Sohn, 1 Jahr 4 Mon.; Geeren Nro. 49.

— 505. Den 28. — Des verst. Arb. Barthold Fröhlken Wittwe, geb. Knust, 64 Jahr; am Buntenthorssteinwege Nro. 79.

— 506. Den 28. — Der Freischlachter Hinr. Hutzing 52 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 37.

— 507. Den 29. — Margar. Adelh. Petersen, 36 Jahr. Stephanithorssteinweg Nro. 4 A.

Geboren:

Nro. 656. Den 24. Mai. — Des Schuhmachermeisters Friedrich Wilh. Marrmeier Ehefr., geb. Dennes, Tiefer Nr. 15; von e. Mädchen.

— 657. Den 26. — Des Branntweinbrenners Heinr. Wilh. Geveke Ehef., gb. Maas, Abbenthorswallstraße Nro. 60; von einem Knaben.

— 658. Den 26. — Des Kaufmanns Heinr. Schönhütte Ehefr., geb. Düwell, Wachtstraße Nro. 42; von einem Mädchen.

— 659. Den 26. — Des Tabackarbeiters Heinr. Nelsen Ehefr., geb. Holl, Nienabersgang Nro. 15; von einem Knaben.

— 660. Den 27. — Des Kaufmanns Friedr. Brockelmann Ehefr., geb. Stövesant, Hohethorstraße Nro. 5; von einem Knaben.

Nro. 661. Den 27. — Des Lohgerbers Heinr. Wilhelm Voget Ehefr., geb. Alberti, Faulenstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

— 662. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Hermann Philipp Selchert Ehefr., geb. Pülschen, Geeren Nro. 49; von einem Knaben.

— 663. Den 28. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Philippi Ehefr., geb. Neubourg, Wachtstraße Nro. 26; von einem Mädchen.

— 664. Den 28. — Des Gastwirths Friedr. Conrad Zieseniß Ehefr., geb. Elten, Dechanatstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 665. Den 28. — Des Lohndieners Christoph Heinr. Müller Ehefr., geb. Soltern, Ellhornstr. Nro. 31; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 266. Der Tischler Joh. Daniel Helmken und Anna Margar. Schultze. Beide von hier.

— 267. Der Arb. Dahm Schrör zur Vahr und Anna Sophie Margar. Kracke zu Schweringen.

Nro. 268. Der Schneider Christian Gottlob (Gottlieb) Schreiter hieselbst und Mette Adelheid Böhmermann aus Emsen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 44.

Bremen, Donnerstag den 3. Juni 1841.

Aus den Gedichten eines Bremischen Steuermanns.

(Eingesandt.)

Der Seemann.

Wie traurig ist des Seemanns Leben
Auf sturmumbraus'tem wilden Meer,
Wo er des Lebens Hälft' muß schweben,
Gefahrvoll, trost- und freudenleer.

Zur fernen Fahrt muß er sich rüsten,
Vom Winde schon das Segel schwillt;
Es scheiden die geliebten Küsten,
Das Herz ist schwer, die Thräne quillt.

Den Abschied hat er überwunden,
Doch nicht der Trennung herbe Pein;
Seit ihm das Liebste ganz entschwunden,
Bleibt er mit seinem Gram allein.

Seit er aus Liebchens Arm gerissen,
Entwunden sich der treuen Brust,
Sieht er nur ihre Thränen fließen,
Ist ihm das Dasein keine Lust.

An sie denkt er, wenn Masten zittern,
Die Barke kracht, das Ruder knarrt,
Wenn Sturmwind braust in Gewittern,
Wenn seewärts Brandung er gewahrt.

An sie, wenn wilde Wogen toben,
Sich thürmend wälzen übers Deck;
Er denkt an sie, er blickt nach oben,
Vertraut dem Himmel kühn und keck.

In Sturmgeheul, im Wogenbrausen
Ist's Herz ihm leicht, das Auge frei;
Er ist vertraut mit Todesgrausen,
Und sinkt er unter — sinkt er treu.

* * *

Doch an der Spitze vom großen Mast
Sieht er ein tröstendes Zeichen,
Ein helles Flämmchen flattert ohn' Rast,
Bald muß das Unwetter weichen.

Im Flämmchen sieht er der Liebenden Geist
Ihn schützend und liebend umschweben;
Das Flämmchen die Seele nach oben weis't,
Dem Vater das Herz zu ergeben.

Es schweigt der Sturm, die Woge sich bricht,
Der Mond durch Wolken sich windet —
Doch der Sturm im Herzen, der leget sich nicht,
Bis die Liebende wieder er findet.

Geschrieben im stillen Ocean den 31. December 1840.

Napoleon's Traum unter den Pyramiden.

(Schluß.)

Der Plan zum Sturz des schwachen, ohnehin bereits in den letzten Zügen liegenden Direktoriums war von Seiten Napoleons und seiner Mitverschwornen mit so großer

Verschwiegenheit und Klugheit entworfen, und die Maschinerie so meisterhaft geleitet worden, daß die ganz bestürzten und völlig dadurch überrumpelten Direktoren, meist schwache und unfähige Männer, gleich auf die ersten drohenden Anzeichen des wider sie ausbrechenden Sturmes nichts eiliger zu thun wußten, als ihre Aemter niederzulegen, und abzudanken. Aber damit war noch keineswegs die größte Gefahr beseitigt, vielmehr nur die geringste. Die größte Gefahr hatte vielmehr der verwegene Feldherr, der sich von dem hauptsächlich durch Sieyes geleiteten Rath der Alten zum Ober-Befehlshaber der Militair-Division des Seine-Departements hatte ernennen lassen, bis die von dem Rath der Alten beschlossene Revision der Verfassung bewirkt sein würde, noch in dem Rathe der Fünfhundert, dem Sitze der verwegensten, entschlossensten und eingefleischtesten Republikaner, zu bekämpfen. Er mußte sich im Voraus von dieser Seite auf den entschlossensten und heftigsten Widerstand gefaßt halten, obgleich sein Bruder Lucian Präsident der Fünfhundert war, und die Sitzung dieses Rathes durch einen Beschluß des Raths der Alten nach Fontainebleau verlegt worden war. Bonaparte konnte wohl unbedingt auf die Ergebenheit der unter seinen Befehl durch den Beschluß des Raths der Alten gestellten Truppen, die größtentheils unter ihm in Italien gefochten hatten, rechnen; gleichwohl ließ sich nicht voraussehen, welche Wirkung eine energische Erklärung, oder wohl gar eine entschiedene Beschlußnahme von Seiten des Raths der Fünfhundert auf die Truppen machen konnte. Es war also wohl natürlich, daß Napoleon selbst an dem entscheidenden Tage gespannt und nicht ohne große Unruhe, vor der Fronte seiner im Hofe des Schlosses zu Fontainebleau aufgestellten Grenadiere haltend, dem Ausgange der stürmischen Debatten entgegensah, die in diesem Augenblicke im Rathe der Fünfhundert über die vom Rathe der Alten gefaßten Beschlußnahmen und in Anschlag gebrachten Vorschläge zu einer Veränderung der bestehenden Verfassung stattfanden. Von Zeit zu Zeit kamen Boten, und gaben ihm über den Gang und Stand der Verhandlungen Berichte, die er scheinbar mit der größten Gelassenheit und unerschütterlichsten Gleichgültigkeit anhörte. Schon waren bereits mehrere Boten gekommen und gegangen, ohne daß sich Bonaparte auch nur vom Platze gerührt hätte, als er mit einmal, nachdem wieder ein solcher Bote fast athemlos vom Schlosse herbeigekommen war, und ihm in abgebrochenen Worten gemeldet hatte, daß eben darauf angetragen worden sei, ihn für einen Verräther zu erklären, ungestüm vom Pferde sprang, einem der Grenadiere die Zügel zuwarf, nach dem Schlosse zueilte, hastig die Treppe hinaufstieg und, seinen Hut abnehmend, in den Sitzungssaal der Fünfhundert gerade in dem Augenblick trat, als der Corse Arrega, ein Bildhauer und fanatischer Republikaner, seinen Antrag: General Bonaparte für einen Verräther zu erklären, mit feuriger Beredsamkeit motivirte.

„Wie?“ lief von allen Seiten ein unwilliges Murmeln durch die Deputirten, als sie des Feldherrn ansichtig wurden: „Der General mitten im Sitze des gesetzgebenden Körpers der Nation? Was will er hier? — Weg mit dem General! Nieder mit dem Cromwell!“ riefen einige von den Ungestümen in der Versammlung.

„Warum, General, haben Sie ohne Auftrag und Ordre das Heer verlassen?“ richtete jetzt Arrega mit Heftigkeit und im vorwürfsvollen Tone seine Rede an Bonaparte; „und was wollen Sie hier? Ihr unbernfenes Erscheinen ist nur eine neue Verhöhnung und Verletzung der Gesetze.“

„Was Verhöhnung und Verletzung der Gesetze!“ unterbrach ungestüm der Feldherr den Redner. „An mir ist's, Euch zur Rede zu stellen!“ wandte er sich jetzt zu der Versammlung. „Was habt Ihr aus dem Frankreich gemacht, das ich Euch hinterlassen habe! Ich gab Euch den Frieden und finde den Krieg. Ich hinterließ Euch den Sieg und finde die Niederlage! Ich schenkte Euch Italien, und finde die Oestreicher im Besitz! Gebt Antwort! Was ist aus jenen Tapfern geworden, die ich sooft zum Siege geführt habe?“

„Verwegenheit ohne Gleichen! Statt Rechenschaft zu geben von seinem Thun, fordert er uns zur Verantwortung! Ist er denn nicht mehr unser Feldherr und wir nicht mehr seine Gebieter?“ ließ sich laut drohend ein zorniges Murren in der sichtlich höchst gespannten Versammlung vernehmen.

„Er ist ein Verräther! Man erkläre ihn außer dem Gesetze! Zur Tagesordnung!“ — „Ruhe! Zur Ordnung!“ so schrien tobend Verschiedene durch einander, während Viele von ihren Sitzen ungestüm aufsprangen, und auf den General, ihn umringend, und ohne auf des Präsidenten unaufhörliches Läuten mit der Glocke, die Ruhe wieder herzustellen, zu achten, mit heftigen Vorwürfen und Drohungen einredeten, die er, bei welcher diesem stürmischen Ausbruch wider ihn unverkennbar einigermaaßen seine gewohnte Ruhe und Fassung verloren hatte, unbeantwortet ließ. Einige gingen in ihrem Ungestüm so weit, ihn am Rocke hin- und herzuzerren,

während sie ihn zugleich mit geballten Fäusten bedrohten. Da Bonaparte sich ihrer, wiewohl vergeblich, zu erwehren suchte, so gewann das Ganze den Anschein mörderischen Anfalls, als plötzlich einige von seinen Grenadieren, zu denen bereits das Gerücht von dem Vorfall gedrungen war, in den Saal stürzten, ihren General, nachdem sie sich zu demselben durch den tobenden und schreienden Kreis Bahn gebrochen hatten, an den Arm erfaßten, und mit sich aus dem Saal fortführten. Bonaparte, der, so wie er in dem Hofe angelangt war, sogleich seine volle Fassung wiedergewonnen hatte, bestieg sein Pferd. „Soldaten!“ rief er hierauf mit einer Stimme, von welcher der ganze weite Hofraum wiederhallte, „sie haben mich ermorden wollen! Sprecht selbst, ob ich Euch nicht immer Wort gehalten habe! Kann ich auf Euch rechnen?“

„Wie zu Arcole!“ hallte es einstimmig aus den Reihen der Krieger zurück.

„General!“ rief der in demselben Augenblicke unter dem Schloßportal hervorsprengende Lucian mit einer Stentorstimme, „die Sitzung ist geschlossen! Sie werden dafür Sorge tragen, den Saal von jenen Meuchelmördern räumen zu lassen!“

„Bürger-Präsident, Ihr Befehl soll sogleich in Ausführung gebracht werden!“ erwiederte Bonaparte und ertheilte dem General Murat Befehl, eine Compagnie Grenadiere in Sturmschritt in den Saal einrücken, und denselben von allen noch Anwesenden unverzüglich räumen zu lassen.

Unter Schlagung des Sturmmarsches drangen die Grenadiere in Sturmschritt mit gefälltem Gewehr, von Murat angeführt, in den Saal, und die an die Wände gedrängten Deputirten sahen sich genöthigt zu den Fenstern hinauszuspringen, und ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Dies war der denkwürdige achtzehnte Brümaire, der Napoleon Bonaparte zum Herrn Frankreichs machte.

* * *

„Hannibal nannte die Schattengestalt!“ sprach der vor einer großen, ausgebreiteten Karte schon seit geraumer Zeit in tiefsinnender Betrachtung stehende Bonaparte halb laut. „Er ging über die Alpen! Nun, was hindert uns denn, es zu machen, wie er, und auch über die Alpen zu gehen?“ — „Berthier!“ wandte er sich zu diesem in ehrerbietiger Haltung hinter ihm stehenden General, „lassen Sie sogleich die nöthigen Befehle an die große Reserve-Armee bei Dijon ausfertigen: sie soll sich unverzüglich in Marsch setzen, und sich mit allem nöthigen Material zum Übergang über die Alpen versehen. Tragen Sie Sorge, daß in allen Zeitungen und Journalen davon, als von einer ausgemachten Sache, gesprochen werde; denn je unverhohlener wir von diesem Unternehmen sprechen, desto unglaublicher wird es erscheinen.“

„Ganz, wie Sie befehlen, erster Consul!“ beurlaubte sich Berthier mit einer tiefen Verbeugung von ihm, und ging.

In der That bestätigte sich Napoleon's Berechnung vollkommen. Die in allen französischen Zeitungen wiederholt vorkommenden Artikel, daß man von einem nahe bevorstehenden Übergang der französischen Armee über die Alpen spreche, daß man durch wohlunterrichtete Personen wisse, es werde dieser Übergang unstreitig nächstens vor sich gehen, fanden im Ausland nicht den geringsten Glauben, sie wurden sogar durch allerlei Zerr- und Spottbilder lächerlich gemacht. So sah man unter Anderem in einem solchen Zerrbilde einen Krüppel mit seinem Stelzfuß und daneben einen halbwüchsigen Knaben mit der Unterschrift: „Die große französische Reserve-Armee.“

Aber Napoleon ließ ruhig die Lacher gewähren, und hatte alle seine Anstalten und Vorkehrungen so geheim, und mit einer so sichern und genauen Berechnung getroffen, daß diese verlachte und verspottete Reserve-Armee plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, am Fuß der Alpen stand, jenen ewig denkwürdigen Zug über die Alpen, jenes Seitenstück zu Hannibal's unsterblichem Zug, in wenigen Tagen glücklich vollbrachte, und mit einem Schlage das verlorene Italien an dem einen glorreichen Tage von Marengo wiedergewann. „Die nöthigen Mittel zu dem Denkmale für den Helden Desair sollen Ihnen angewiesen werden, ehrwürdiger Vater!“ sagte Napoleon, als er einige Wochen nach jenem großen Siege, auf der Rückkehr nach Frankreich begriffen, zum zweiten Male über den St. Bernhard ging, zu dem neben ihm stehenden greisen Prior des Hospiz, der ihn auf sein Begehr in die einfache Klosterkirche begleitet hatte. „Lassen Sie nur einstweilen den Sarg dort stehen!“ — er deutete dabei auf einen in der Mauerblende der Kirche stehenden Sarg.

„Wäre mir hier auch einmal,“ unterbrach er wieder nach einigem Schweigen die eingetretene tiefe Stille, „mein Felsengrab bestimmt, von dem jene Schattengestalt bei den Pyramiden zu mir sprach, so sollen Sie mir, ehrwürdiger Vater, die Seelenmesse lesen.“

„Das möchten wohl diese alten Augen nicht mehr erleben!“ sagte ernst lächelnd der Greis, indem er zugleich fragte: was es denn eigentlich mit der Schattengestalt bei den Pyramiden zu bedeuten habe.

Napoleon erzählte hierauf dem Greise seinen Traum unter den Pyramiden.

„Die heilige Schrift belehrt uns zwar,“ meinte der Greis, nachdem er aufmerksam zugehört hatte, „daß Gott allerdings zuweilen auch durch Träume zu uns spricht; aber wir sollen doch nicht zu viel auf dergleichen geben; es ist meist nur Schaumwerk.“

„Wenn's aber doch wahr wäre“, erwiederte lächelnd Bonaparte, „so kann ich Euch schon die Seelenmesse nicht schenken.“

„Was unsers Amtes ist, werden wir jederzeit freudig erfüllen, auch ohne daß es uns geboten wird, oder daß man uns dafür zahle!“ sagte ernst der Greis, indem er sich von Napoleon an der Pforte des Klosters verabschiedete.

Napoleon aber schied von dem Greise mit der Überzeugung, daß auch der zweite Theil seines Cäsar-Traums eben so in Erfüllung gehen werde, als bereits der erste, nach seiner Deutung, in Erfüllung gegangen: denn er war, wie die meisten großen Männer, nicht ganz frei von Aberglauben.

Der Handels- und Schifffahrtsvertrag Englands mit den Zollvereinsstaaten.

(Schluß.)

Mögen die ostpreußischen Gutsbesitzer wohl zusehen, daß sie sich in dieser Hinsicht nicht ihre eigene Grube graben. England besitzt bekanntlich einen fünften Welttheil, den man Neuholland nennt, so groß als Europa, und wo die Schafzucht durch die Natur und durch die Ausrottung aller schädlichen Geschöpfe so begünstigt ist, daß sie in geometrischer Progression wächst, und daß in wenigen Jahrzehnten England nicht allein sein eigenes Bedürfniß mit australischer Wolle befriedigt sehen, sondern in der Lage sein wird, den Continent mit Massen desselben zu versorgen. Wie wird es dann in den Marken, in Pommern, Posen, Preußen mit dem Werth der Rittergüter aussehen, wenn der deutsche Gewerbfleiß nicht indessen einen solchen Aufschwung — und dazu gehört ein riesenmäßiger Aufschwung — gewonnen haben wird, um die 250,000 Centner deutscher Wolle, die zur Zeit noch jährlich nach England gehen, verarbeiten zu können? wenn die deutsche Bevölkerung nicht durch Ausdehnung der Gewerbe, der deutsche Handel nicht durch Entwicklung seines Absatzes nach Amerika den Verbrauch und Vertrieb einer solchen Masse deutscher Wollfabrikate ermöglicht haben werden? wenn endlich nicht die Städte in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie eben dadurch solche Mittelpunkte des Verbrauchs geworden sein werden, daß der Landwirth an ihnen einen hinreichenden und vortheilhaften Absatz nicht allein für Getreide, sondern vorzüglich auch für Milch und Milcherzeugnisse, für Gemüse, Kartoffeln, Kälber, Schweine, Großvieh, Pferde ꝛc. gefunden haben wird! Denn es giebt keinen armseligeren Nothbehelf für ein Land, als auf die Ausfuhr von Getreide in entfernte Länder angewiesen zu sein; selbst abgesehen von den periodischen Unterbrechungen, einer solchen Ausfuhr durch Krieg ꝛc. geht ja ihr Nutzen großentheils auf den Transport. Man sehe doch nur auf Polen, wie elend es zu jeder Zeit bei seiner großen Getreideausfuhr war, und man blicke auf gewerbfleißige Länder, wie Sachsen oder die Rheinlande, und vergleiche den Gutsertrag und den Wohlstand des Landwirths in diesen damit. Also, um Gotteswillen, im Interesse der Landwirthschaft dringender als in irgend einem andern: keine Zugeständnisse für Fabrikate wegen der brittischen Korn- und Holzzölle!

Diese Zugeständnisse wären überdieß rein verschwendet. Denn möchte sich doch in Deutschland Jedermann, der in der Sache einen Einfluß hat, aus den erwähnten brittischen Verhandlungen überzeugen, daß England nicht um Deutschlands willen seine Korn- und Holzzölle abändert. Es muß sie abändern, wie Dr. Bowring und hundert Andere der Regierung und dem Parlament aufs überzeugendste nachgewiesen haben; es muß sie abändern um seinet- nicht um unsertwillen. Der englische Arbeiter kann bei dem theuren Brode nicht mehr leben; die Armentaxe ist aufgehoben, mithin kein Mittel mehr da, die seitherige Wirthschaft fortzusetzen, welche das System einer künstlichen Theurung zu Gunsten der Grundeigenthümer war. Es ist eine Frage von Leben und Tod zwischen der arbeitenden Klasse, welche nicht verhungern will, dem Fabrikanten, welcher sie in der

Concurrenz mit dem Continent nur bis auf eine gewisse Höhe belohnen kann, und dem Blutegel, genannt Grundeigenthümer, welcher sich seither von der Hungersnoth mästete, in der er einige Millionen fleißiger Menschen gewaltsam erhielt. Dieser Zustand ist auf einen Punkt der Reife gekommen, über welchen sich hier Niemand täuscht; eine gesellschaftliche Umwälzung mit ihren, zumal bei der Rohheit des englischen Pöbels gräßlichen Folgen, oder Aufhebung der Korngesetze — dieß, und dieß allein ist der Keil, welcher diesen zähen, verknorpelten Klotz spalten wird. Deshalb, um Gotteswillen, möge man in Deutschland nicht die Zeche für die englische Aristokratie zahlen wollen! Denn unter dieser verlangen es die Verständigern natürlich, so wie die Umstände einmal sind, nicht besser, als diese Maaßregel des inländischen Dranges bei uns Deutschen als ein Zugeständniß geltend zu machen, unsern Gewerbfleiß zu Grunde zu richten, dadurch sich ihre Verbraucher in England zu sichern und unserm Landwirth die seinigen zu rauben.

Nein, Deutschland hat gar kein Interesse, England Zugeständnisse zu machen, und wäre es die unzeitigste Maaßregel von Seiten des Zollvereins, einen Handelsvertrag, sei es mit wem es wolle, abzuschließen, ehe der Verein durch den Beitritt aller deutschen Staaten an der Nordsee und durch den alsdann leicht zu erreichenden, d. h. leicht zu erzwingenden Beitritt Hollands und Dänemarks sich vervollständigt, sich in den Besitz aller seiner natürlichen Stromm ündungen, Häfen und Seepäße gesetzt und eine Marine erworben hat. Dann, erst dann ist es Zeit, ein Wort und ein vernehmliches Wort zu sprechen, und bis dahin werden auch die Ansichten sich geklärt, die Gesichtskreise sich aufgehellt haben. Alles, was jetzt vertragen würde, wäre Verderb der Zukunft, Hemmniß in den rollenden Wagen Deutschlands auf der Bahn zu seiner Größe und Macht. — Soweit der Londoner Berichterstatter. —

* * *

Die Tendenz des Obigen führt natürlich auf den mit England abgeschlossenen Tractat zur Aufhebung des Sclavenhandels von dem in unserm Blatte erst kürzlich die Rede war, und der durch die neuern Ereignisse besonders berücksichtigt worden ist; nimmt man dabei die ewig feststehende Regel der englischen Politik an, nie einen Tractat zu Gunsten irgend eines andern Volkes (also auch nicht der Afrikaner) abzuschließen, sondern nur ihr eigenes Wohl im Auge zu haben, so findet sich für den, der mit dem Sclavenhandel, seinem Ursprung und seinen Folgen bekannt ist, nur die feste und unwiderlegliche Ueberzeugung, daß die Menschlichkeit und Religion nur zum Deckmantel dient, um diesen Zweck zu erfüllen und die schändlichste Absicht auf eine schöne, der heutigen gläubigen Zeit so angemessene Weise zu verbergen. Der Anschlag Englands ging zunächst auf die südlichern der Vereinigten Staaten und Westindien. Der Reichthum und die große Production dieser Länder konnte England nicht erfreuen, da alle Nationen freien Handel dahin haben, und da der Wohlstand dieser Länder und deren Production nur von der Negersclaverei bedingt ist, so war die Aufhebung des Sclavenhandels das beste und sicherste Mittel diese Länder zu Grunde zu richten und damit zugleich auch den Handel der Hansestädte dahin zu schmälern, während in demselben Verhältniß sich die ostindischen Colonien Englands heben müssen. Dadurch wird denn auch der Absatz deutscher Fabrikerzeugnisse in jenen Ländern sehr geschmälert werden, vor deren Aufnahme sich die Engländer besonders fürchten und schon genöthigt sind den Zoll auf Korn in England herabzusetzen, damit die Arbeitslohne und somit die Fabrikate billiger werden. Außerdem wird nun noch der Handel deutscher Schiffe an der Küste von Afrika gestört, damit den Deutschen dieser Abzug der Producte ihres Gewerbfleißes versperrt bleibe. Diese Gründe liegen im Bereich jedes vernünftigen Begriffs, was für andere Gründe England haben mag sich zum Protektor der afrikanischen Sclaven aufzuwerfen, überlassen wir gelehrten Diplomaten zu durchschauen, aber welche sie auch sein mögen, sie dienen nur zur Wohlfahrt Englands, und sind wo möglich auf den Ruin Anderer basirt.

Aber, höre ich Manchen sagen, das Aufhören des Sclavenhandels selbst ist doch eine unserm Zeitalter zur Ehre gereichende Erscheinung.

Sehr wahr, wenn sie in Ausführung zu bringen wäre, und wenn nicht durch dessen Unterdrückung noch mehr Gräuel angerichtet würden, als durch den Sclavenhandel selbst, und wenn nicht das viele Gute, das den Afrikanern zu Nutze kam, nicht jetzt auch gänzlich aufhörte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf den ersten Ursprung des Sclavenhandels nach Westindien zurückkämen, denn in Afrika selbst besteht er schon so lange wie Traditionen und Geschichte reichen, doch möge erwähnt werden, daß durch den Sclavenhandel die Afrikaner mit Europäischen Kunsterzeugnissen bekannt wurden, die Bevölkerung dreier

Welttheile dadurch in Verkehr traten, sich ihren Ueberfluß austauschten und dadurch ihren Zweck des Daseins erfüllten. Die Cultur und das Christenthum versprachen unter jener, im Naturzustande lebenden, aber mit guten intellectuellen Kräften begabten Bevölkerung Eingang zu finden, die nach Amerika übergesiedelten Neger wurden zu Christen gemacht, und der Ueberfluß an Sclaven (die sonst geschlachtet wurden, und jetzt wie in Mozambique, Caraball und Inhambana seit Aufhörung des Sclavenhandels wieder geschlachtet werden) ihnen abgenommen und einem bessern Loose zugeführt.

Mehrjährige Anwesenheit und Umgang mit der Negerbevölkerung in Central- und Südamerika setzt mich in den Stand zu erklären, daß selten, vielleicht einer aus hundert, sich nach Afrika zurücksehnt, und noch geringer ist die Anzahl derer, die in Afrika freie Leute gewesen. Sie sind fast ohne Ausnahme in der Sclaverei geboren, wissen auch nicht anders, als daß sie dafür geboren, lernen erst in Amerika den Werth der Freiheit schätzen und werden dort erst durch Generationen darauf vorbereitet, da sie selbst ihnen kein Geschenk, sondern eine Last sein würde und manchmal wirklich wird. Bei gehöriger Ueberlegung wird Jeder einsehen, daß, um den meisten und besten Dienst von einem Sclaven zu haben, derselbe möglichst gut behandelt wird, er nicht mit Arbeit überhäuft, auch nicht mit Ketten und andern Hindernissen beschwert wird, wie dies nur zu oft in Kinderfibeln oder von unwissenden Menschen in Tractätchen geschildert wird, wenn diese Tractätchen nicht von England ausgehen, in welchem Fall denn nur zu gut ihr Zweck errathen wird. Ebenso erklärlich ist es, daß ein Sclave, wenn er Schaden nimmt oder krank wird, auf das sorgfältigste gepflegt wird, daß ihm bei schlechtem Wetter ein von in Wachs getränktem Zeuge gemachter wasserdichter Mantel gegeben, oder die Arbeit erlassen wird, damit er nicht erkranke. Alle diese Rücksichten werden in Afrika nicht genommen, wie Vieh wird er behandelt, und kein Gesetz beschützt ihn, wie dies namentlich in den spanischen Colonien der Fall ist, wo der Sclave in vielen Fällen mehr begünstigt wird, als sein Herr. Es gehört nicht hierher solche Fälle namhaft zu machen, aber die Behandlung und die ganze Stellung der Sclaven in Amerika zu der freien Bevölkerung hat sie ihr Vaterland, daß sie nie zu lieben Ursache hatten, vergessen gemacht, und ihr neues liebgewinnen lassen. Aber auch ihre Stellung als Leibeigene vertauschen sie ungern, und viele, die Vermögen genug haben, sich freikaufen zu können, thun es nicht, weil sie sich als Leibeigene glücklicher fühlen, keine Nahrungssorgen haben, und ihr Alter ruhig und unbekümmert verleben können.

Aber durch das plötzliche Aufhören dieses Menschenhandels hat Manches davon aufgehört. Die Behandlung der Sclaven in Afrika ist so barbarisch wie je, und wenn die überflüssigen Sclaven nicht an Europäer abzusetzen sind, so werden sie geschlachtet. Die Sclavenschiffe, um einen größern Vortheil zu haben, pferchen die Neger, die jetzt an der Küste sehr wohlfeil sind, enger zusammen, behandeln sie schlechter, als sonst bei den theurer gekauften Negern und ungestörtem Handel der Fall war, und die Sclaven, die den gekaperten Schiffen abgenommen werden, werden an englische Pflanzer auf eine Reihe Jahre, aber doch immer als Leibeigene, übergeben, die denn natürlich in diesem Zeitraum sie so gut benutzen wie möglich, da es ihnen einerlei sein kann, ob ein Sclave vor Erlangung seiner Freiheit stirbt oder ein Krüppel wird.

So ist der Sclavenhandel in seinem wahren Lichte anzusehen; es wäre besser, er hätte nie existirt, oder die Europäer hätten sich nie damit abgegeben; doch muß man, wenn es ihnen auch nicht zur Ehre gereicht, diesen abscheulichen Handel getrieben zu haben, doch darin die Fügung der Vorsehung erkennen, die jedem Volke zum Besten, und so auch den Afrikanern, solchen Wechsel ihres Wohnorts vorgeschrieben, um sie dadurch in den Stand zu setzen ihre Bestimmung in der Welt zu erfüllen und sie zu höherer Bildung und Erkenntniß vorzubereiten.

P.

Viersylbige Charade.

Die Ersten nennen die Brüdergreise
Mit altehrwürd'gem hohem Silberhaupt;
Du findest sie auf mancher schönen Reise,
Wenn Dir das Aug' den fernen Blick erlaubt.
Ein mächtig Wort die beiden Letzten zeigen,
Aus alter Vorzeit her schon längst bekannt,
Zu dem empor nur selten Menschen steigen,
Es wäre denn, den Degen in der Hand.
Das Ganze sahst Du wohl schon auf den Brettern,
Mit Wasser, Geistern, Donnerwettern.

Miscellaneen.

(Nachahmenswerthe Anstalt.) Man schreibt aus Dresden: Die im Jahre 1840 ins Leben getretene Anstalt, Marienstiftung genannt, zu deren Gründung J. Maj. die Königin die erste Idee faßte, scheint immermehr die Theilnahme und Anerkennung des Publikums zu finden. Der Zweck derselben ist, armen verwahrlosten oder durch körperliche Schwäche zum Dienen untauglichen Mädchen eine ihrem Stande angemessene Bildung zu geben und ihnen dann ein Unterkommen zu verschaffen. Die Einrichtung der Anstalt ist so trefflich und zweckmäßig, daß man schon deswegen dem Institut den wärmsten Antheil nicht versagen kann und das Gedeihen von ganzem Herzen wünschen muß. Im vergangenen Jahr wurden 14 Individuen aufgenommen, gegenwärtig erfreuen sich 18 der Wohlthaten der Marienstiftung. An Beiträgen kam 1840 eine Summe von 767 Thlr. 8 gGr. ein, verausgabt wurden 631 Thlr. 14 gGr. 3 Pfg.

(Kölner Dom.) Unser Dombauverein zählt bereits 700 Mitglieder, von denen sich jedes im Durchschnitt zu einem jährlichen Beitrage von 5 Thlr. verpflichtet hat; in Coblenz hat eine ähnliche Gesellschaft sich zu bilden begonnen, und in Düsseldorf, Aachen und Trier ist auch die Rede davon. Zu Brüssel hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche bereits 20,000 Fr. zu dem Bau zusammengebracht hat.

(Mozarts Standbild.) Man schreibt aus München vom 22. Mai: In unsrer Erzgießerei wurde heute Vormittag das Standbild Mozarts unter Zuströmen einer großen Menschenzahl gegossen. Die Erzherzogin Sophie von Oesterreich kais. Hoh. wohnte diesem interessanten Acte bei, in welchem ein Werk ins Leben trat, das uns wie unsern späten Enkeln die Gestalt eines Mannes vor Augen führt, der durch seine Schöpfungen gleich erhebend, beseligend und erheiternd auf alle Nationen wirkte. Der Guß des Bildes gelang vollkommen, und ein dreimaliges enthusiastisches Lebehoch erschallte den Manen des großen Tondichters. Das Standbild, bekanntlich für Salzburg, die Geburtsstadt Mozarts, bestimmt, verbleibt nun noch einige Tage in der Grube, in welcher es gegossen, und wird sodann von der es umgebenden Form entkleidet und hervorgehoben werden, welcher Moment, wie ich höre, zu einem besondern Feste die Veranlassung giebt, bei welchem die Mitglieder unserer Hofcapelle beabsichtigen, mehrere Melodien aus Mozarts Tonschöpfungen mit analogem Text vorzutragen, und dem unsterblichen Meister eine Art Apotheose zu bereiten.

(Aus dem Hanoverschen) wird in der Berliner Allgem. Kirchenzeitung bitter geklagt, daß die nachtheilige Unsitte immer mehr um sich greife, daß geistliche Stellen vacant gelassen werden, nur um von der ersparten geistlichen Besoldung zu bauen oder zu repariren. Die Nachtheile dieser Einrichtung für die verwildernden Gemeinden, für die benachbarten Geistlichen und Gemeinden seien unverkennbar, und manche Gemeinde sei dadurch untergegangen. Keine Behörde habe das Recht, so mit kirchlichen Fonds zu schalten.

(Leipzig.) Auf der Buchhändlermesse zu Leipzig soll es nicht an Geld gefehlt haben. Cotta allein soll nahe an 400,000 Thlr. eingenommen haben.

(Züchtigung der Kinder bei den malayischen Volkern.) Seltsam ist die Art, wie von den Eingebornen im ostindischen Archipel die Kinder wegen Unfolgsamkeit gezüchtigt werden; denn das geschieht nicht, wie in Europa, mit Schlägen, Einsperrung u. s. w., sondern die Kinder werden von ihren Eltern gekniffen, gebissen, oder ihre Arme, Hände und Finger verdreht, und so ihnen Schmerzen verursacht. Merkwürdig bleibt, daß durch diese Züchtigungen die Kinder dennoch nicht zu Krüppeln werden.

(Eine neue Kunst.) Die Künste haben sich mit einer neuen Entdeckung bereichert, die höchst werthvoll sein wird, wenn sich alles bestätiget, was sie verspricht. Gegenstände aller Art bedecken sich durch ein gewisses chemisches Verfahren mit einer Broncekschicht, die alle Theile derselben bis in die kleinsten Details wieder giebt. Gypsstatuen verwandeln sich auf diese Weise binnen zwei Tagen und ohne Beihülfe der menschlichen Hand in Broncestatuen. Früchte, Blätter, Federn unterliegen derselben Verwandlung. Es ist dies das Daguerreotyp der Skulptur. Die Erfinder sind die Herren Ingé und Sopez, zwei der geschicktesten Gießer in Paris. Gannal, der bekanntlich eine Einbalsamirungsmethode erfunden hat, machte einen Versuch, dieses Verfahren auf das Thierreich anzuwenden, und dieser Versuch gelang vollkommen; eine Schops-Cotelette wurde eine Bronce-Cotelette. Eben so würde das Verfahren mit dem ganzen menschlichen Körper gelingen, was in unserer denkmalsüchtigen Zeit von Wichtigkeit sein dürfte; denn nach dieser merkwürdigen Erfindung konnte ein großer Mann nach seinem Tode seine eigene Statue werden.

(Hundswuth.) Im Würtembergischen sind mehrere, von wüthenden Hunden gebissene Menschen nach furchtbaren Leiden an der Hundswuth gestorben. — In Paris ist die Verordnung erlassen worden, daß von jetzt an bis nach den Hundstagen kein Hund ohne Maulkorb auf den Straßen gesehen werden darf, außerdem wird er sofort getödtet.

(Die „Wiener Theaterzeitung") enthält Folgendes: Der Redaction der Theaterzeitung werden seit Kurzem wieder so viele (besonders lyrische) Gedichte zugemittelt, daß sie auf ihre, seit Jahren so oft ausgesprochene Bitte zurückkommen muß, die Herren Einsender möchten sie doch mit poetischen Ergießungen verschonen; besonders bittet sie die Verfasser nachfolgender Gedichte, diese wieder in Empfang zu nehmen; die Herren Autoren haben ihre Wohnungen nicht angegeben, sonst würde die Redaction diese Beiträge auf anderm Wege remittiren. „An meinen Arzt, als er mich vom Rheumatischen befreite." — „An Louise, als sie in die Oper ging." — „An den jetzt so schön leuchtenden Abendstern." — „An meinen Herrn Amtsvorsteher." — „An eine liebe kleine Frau, die von Zwillingen entbunden." — Sechzehn Gedichte an den ersten Mai. — „An den ersten grünen Baum im Prater." —

„Das duftende Veilchen im Grase." — „An Fanny Elsler in Amerika." — „Als mein lieber kleiner Heinrich seine ersten Hösschen anzog." — „An meine Elise, als sie die Grippe plagte." — „An die Donau bei Nußdorf." — „An Dem. ***, als sie hervorgerufen wurde." — Neunundneunzig Variationen über das deutsche Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben." — Sechsundsechzig Sonette „an Sänger, Sängerinnen, Tänzer, Tänzerinnen" ꝛc. ꝛc. — Siebenundzwanzig Klagelieder „An eine ungetreue Geliebte" und eine Ode „An die Geduld."

(Kuriosos) Der erste Tenorist und der erste Bassist eines norddeutschen Stadttheaters zweiten Ranges traktirten sich freundschaftlichst mit Prügeln. Ein Oberist wollte die streitenden Parteien auseinanderbringen, der Tenorist schrie ihm jedoch im Gefühl seines Künstlerbewußtseins entgegen: „Mensch, was kümmert es ihn, wenn zwei Theatermitglieder ersten Ranges sich prügeln!"

(Die heroische Wittwe.) Eine der reichsten Pariser „Löwinnen", die seit mehreren Jahren Wittwe geworden, hatte neulich ihren zahlreichen Bewerbern angekündigt, daß sie entschlossen wäre, zur zweiten Heirath zu schreiten. Sie gab diesen ihren Entschluß öffentlich kund auf dem Schießplatz des Herrn Lepage, wohin diese Dame sich jeden Tag in Mannskleidern begiebt, um einigemal abzufeuern. Alsbald stellten sich die Schmachtenden in Reihe und Glied, indem sie um den süßen Vorzug flehten; ihre Hitze schien aber bedeutend kühler zu werden, als die junge Wittwe ankündigte, daß sie nur Dem ihre Hand reichen werde, welcher entschlossen wäre, seine Uhr in einer Entfernung von 30 Schritten empor zu halten, um sie von einem Pistolenschuß zerschmettern zu lassen. Nur Herr von F. . ., der Unerschrockenste oder Verliebteste von Allen, unterzog sich allein der Feuerprobe. Er nahm Platz 30 Schritte von der Dame, hielt seine Uhr als Scheibe empor, für welche er kühn den Schuß erwartete: die Stücke der Uhr flogen bald in alle Winde und die Erprobten einander in die Arme.

(Diebesschlauheit.) Ein während der Messe von einem Industrie-Ritter verübter Streich zeigt, daß Leipzig immer mehr und mehr den Charakter einer großen Stadt annimmt und nicht allein jetzt schon die Lichtseiten einer solchen darbietet, sondern auch die Schattenseiten hat. — Ein sehr elegant gekleideter Herr quartirt sich in einen der ersten Gasthöfe ein, nennt sich Herr Arthur von Maltitz und läßt einen Uhrmacher mit einer Auswahl kostbarer Uhren kommen, geht dieselben in Empfang nehmend in das Nebenzimmer unter dem Vorwande, dieselben seiner Gattin zur Auswahl vorzulegen und soll noch heute aus dem Nebengemache wieder herauskommen. Er hat sich heimlich durch eine Seitenthüre entfernt und natürlich weder den Uhrmacher, noch den Gastwirth bezahlt.

(Die Wohnung eines vornehmen Chinesen) ist ein Labyrinth von Hallen, Zimmern, Gängen, kleinen Höfen und Brücken, welche über künstliche Teiche führen, die von Goldfischen wimmeln. Dort erhebt sich ein künstlicher Hügel mit einem Sommerhause, hier sind Beete mit den schönsten chinesischen Astern bepflanzt. Große Vogelhäuser, groteske Bienenkörbe, Grotten, Springbrunnen, ein kleiner See mit einem Boote in Miniatur, Thiere von Porcellan und verkrüppelte Waldbäume bilden ein sonderbares Schauspiel des häuslichen Lebens. Die Zimmer sind zahlreich, klein und mit reichem Hausrath versehen. Neben chinesischen Laternen hangen holländische, englische und chinesische Leuchter von jeder Größe. Ueberdies sieht man auch italienische Oelgemälde, französische Uhren, Genfer Musikdosen, englisches Silberzeug — Alles zur Schau gelegt und vermischt mit Naturseltenheiten und Wachsfrüchten, Modellen und kostbaren Kleinigkeiten aus allen Theilen der Welt.

(Wieder ein reicher Bettler.) In Bayonne lebte seit Jahren ein alter blinder Seemann, Namens Bertrand, von Almosen, die er sich sammelte. Ein Beschluß der Behörde hatte das Betteln verboten, was Bertrand veranlaßte, unter den Mauern der Stadt seine Wohnung zu nehmen, wo er denn kürzlich eines kleinen Vergehens wegen in die Hände der Polizei fiel, welche ihn arretiren ließ, um ihn später in ein Bettler-Depot abliefern zu lassen. Bertrand sträubte sich mit aller Gewalt gegen dieses neue Quantum und versicherte, daß er Mittel genug besitze, seine Existenz sichern zu können. Die Behörde, welche diese Äußerung für leeres Geschwätz hielt, forderte den alten Seemann auf, den Beweis zu liefern. Da ihm nichts anderes übrig blieb, so entschloß er sich endlich dazu, und führte die Polizei in seine ärmliche Stube, wo man in alten Möbeln und Lumpen 80,000 Franken in allen möglichen Geldsorten, vom Golde bis zum Kupfer, vorfand, welche Summe sofort bei einem Notar deponirt wurde.

(Liste der Passagiere, welche sich nach Angabe des Londoner Couriers, an Bord des bisjetzt vermißten Dampfbootes „Präsident" befinden:) B. C. Pfeffel, aus New-York; A. R. Warburg, New-York; Lieutenant F. Lenner und Mr. Courteney, von der englischen Armee; Tyrone Power, mit Bedienten, aus England; C. L. Kadet, Buenos-Ayres; T. Palmer, Baltimore; Da. M. Torner, Cuba; T. Blanchor, Cuba; John Fraser, New-York; A. van Lohe jun., Amsterdam; A. S. Byrne, London; G. Throndyke, New-York; W. W. Martin, England; E. B. Howell, mit einem Freunde, New-York; A. Livingston, New-York; G. G. Cookmann, Washington; D. Deucher aus Shetland; B. Morris mit einem Kinde; E. Berry; J. C. Roberts, New-York; J. Leo Wolf mit Frau und Kind von Hamburg; Mobring. Zusammen 29 Personen, worunter 2 Kinder.

(Man schreibt aus Dresden:) Die Verordnung des Cultusministeriums über den Doctortitel hat in der gelehrten Welt viel Unwillen erregt und eine energische Opposition hervorgerufen; es wird viel darüber geschrieben.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jontzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 44.

Bremen, Donnerstag den 3. Juni 1841.

Gestorben:

Nro. 508. Den 28. Mai. Der Handlungsdiener Carl Meyer, 19 Jahr, Wachtstraße Nro. 12.

— 509. Den 29. — Des Stuhlmachers Oetmar Krebs Sohn, 8 Jahr; Töferbohmstraße Nro. 6.

— 510. Den 29. — Des Schuhmachers Jacob Friedr. Milster Sohn, 4 Jahr; kl. Helle Nro. 7.

— 511. Den 29. — Maria Linberg, 4 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 184.

— 512. Den 30. — Susanna Kirgeleis aus Duingen, 20 Jahr; Werder.

— 513. Den 30. — Der Nadelmacher Johann Ernst Ferdinand Böhme, 61 Jahr; Jacobistraße Nro. 29.

— 514. Den 30. — Des Kimmkermeisters Ernst Lorenz Strenge Sohn, 3 Wochen, Oelmühlenstraße Nro. 9.

— 515. Den 30. — Margarethe Elisabeth Zippels, 35 Jahr; Brüningsgang Nro. 4.

Nro. 516. Den 31. — Gertrude Klusmeyer, 60½ Jahr; Pröven Nro. 22.

— 517. Den 31. — Des verst. Gärtners Herm. Chr. Donner Wittwe, geb. Fahrenbrinck, 62 Jahr; Punkendeich Nro. 13.

— 518. Den 31. — Des Arb. Heinr. Techtmeyer Sohn, (todtgeb.); Buntenthorssteinweg.

— 519. Den 1. Juni. Des Schuhmachers Wilh. Küllmann Ehefr., geb. Meyer, 46 Jahr; am Wall Nro. 5.

— 520. Den 1. — Des Arb. Samuel Burchard Faust Sohn, 3 Wochen; Neuengang Nro. 6.

— 521. Den 1. — Des verst. Schullehrers Joh. Stelling Wittwe, geb. Dolle, 64½ Jahr; auf dem Häfen.

— 522. Den 1. — Des Schuhmachermeisters Carl Ludw. Bölsdorff Tochter, 7 Jahr; Spielleutestraße Nro. 1.

Geboren:

Nro. 670. Den 26. Mai. Des Grobbäckers Johann Carl Friedrich Kasten Ehefr., geb. Biskanter, Abbenthorstraße Nr. 13; v. einem Knaben.

— 671. Den 26. — Des Knopfmachermeisters Albert Buchholz Ehefr, geb. Aschenmohr, Kahlenstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 672. Den 28. — Des Dr. der Philosophie und Lehrers an der Vorschule Wilhelm Jacob Meyer Ehefr., geb. Hinrichs, Contrescarpe; von einem Knaben.

— 673. Den 29. — Des Küpers Nicolaus Ehntholt Ehefr., geb. Schilling, Häfen Nro. 31; von einem Knaben.

Nro. 674. Den 29. — Des Landmanns Cord Sander Ehefr., geb. Meyer, Hastedt Nr. 85; von einem Mädchen.

— 675. Den 29. — Des Arb. Johann Diedrich Krull Ehefr., geb. Frölken, Buntenthorssteinweg Nro. 57; von einem Knaben.

— 676. Den 30. — Des Cigarrenmachers Hinr Diedr. Sieckmann Ehefr., geb. Fricke, Rövekamp Nro. 11; von einem Knaben.

— 677. Den 31. — Des Kaufmanns Joh. Philipp Feldhusen Ehefr., geb. Ehlers, Mo.kenstraße Nro. 34; von einem Knaben.

— 678. Den 31. — Des Arb. Heinrich Techtmeyer Ehefr., geb. Recke, Buntenthorssteinweg; von einem todten Knaben.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen.

Der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Amtsblatt-Nro. 44.

Bremen, Donnerstag den 3. Juni 1841.

Geburten:

Am 28. Mai. Der Handlungsdiener Carl Meyer, 19 Jahre, Wallstraße Nro. 12.

Am 29. — Das Stubenmaderei Heinrich Brede Sohn, 3 Jahre; Fischerhofstraße Nro. 6.

Am 29. — Das Schuhmacherei Jacob Friedr. Müller Sohn, 4 Jahre; kl. Helle Nro. 7.

Am 29. — Maria Elisabeth, 4 Jahre; Hutmacherei-Nro. 1841.

Am 30. — Johanna Margarete aus Duingen, 20 Jahre; Wärterin.

Am 30. — Der Maschinenbauer Johann Ernst Friedrich Böhme, 24 Jahre; Faserhofstraße Nro. 29.

Am 30. — Das Zimmermeisterei Ernst Georg Strange Sohn, 3 Wochen, Neustadt, Fladje Nro. 9.

Am 30. — Margarethe Elisabeth Zippelius, 35 Jahre; Entbindungsanstalt Nro. 4.

Todte:

Am 28. Mai. Das Grobschmiedes Johann Carl Friedrich Julius Ehlers, Bad. Wiesbadener Nro. 132; v. einem Knaben.

Am 28. — Das Knopfmachermeisters Albert Burchhold Ehlers, Bad. Wiesbadener, Knabe; Straße Nro. 9; von einem Knaben.

Am 28. — Das Dr. der Philosophie und Lehrers an der Bürgerschule Wilhelm Jacob Meyer Ehlers, Bad. Hinrichs, Contractenes; von einem Knaben.

Am 29. — Das Johann Carl Christoph Ehlers, Bad. Hinrichs, Contractenes; von einem Knaben.

Nro. 616. Am 31. — Christine Klusmeyer, 60 Jahre; Pforten Nro. 22.

— 617. Am 31. — Das verst. Gattinnen Hesse, Geb. Sonner Wittwer, Bad. Fahrenkrug, 62 Jahre; Pfauenhecke Nro. 13.

— 618. Am 31. — Das Nro. Heine Tochtermann Sohn, (todtgeb.); Baumwollspinnerei.

— 619. Am 1. Juni. Das Schuhmacherei Wilh. Friedr. Mann Ehefr., geb. Meyer, 40 Jahre; am Pfuhl Nro. 5.

— 620. Am 1. — Das verh. Samuel Burchard Hesse Sohn, 3 Wochen; Nienstapel Nro. 6.

— 621. Am 1. — Das verst. Schuhmacherei Joh. Friedr. Wilhelm Wittwer, geb. Voller, 64 Jahre; auf dem Hofen.

— 622. Am 1. — Das Schuhmachermeisters Carl Buhm, Adelheid Louise, 7 Jahre; Spiekerstraße Nro. 1.

Ehen:

Nro. 574. Am 29. — Das Landmann Georg Conder Ehefr., geb. Meyer, Hoffnet Nr. 85; von einem Knaben.

— 575. Am 29. — Das verh. Johann Friedrich Krull Ehefr., geb. Hollen, Bremerhaven-Nro. 37; von einem Knaben.

— 576. Am 30. — Das Cigarrenmachers Heinr. Diedr. Friedmann Ehefr., geb. Hoffmann, Nro. 11; von einem Knaben.

— 577. Am 31. — Das Anstreicher Joh. Philipp Friedrich Ehefr., geb. Ehlers, Nro. 52; von einem Knaben.

— 578. Am 31. — Das verh. Heinrich Diedrich Ehefr., geb. Meyer, Bremerhaven-Nro. 3; von einem todten Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Zweites Quartal.

№ 45.

Bremen, Sonntag den 6. Juni 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 6. Juni.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Cand. Hanewinkel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Lied.

Ein einz'ger Ort in Bremen
Gar wohl mir ist bekannt,
Der schönst' im ganzen Lande,
Der Bremer Keller genannt.

„War Einer je in Bremen
Und kennt den Keller nicht,
Der muß sich wahrlich schämen,
Wenn man von Bremen spricht."

Einen einz'gen Mann in Bremen
Möcht' ich beneiden fast:
Das ist der Bremer Kellner,
Bei dem ich ging zu Gast.

„Kam Einer je nach Bremen
Und kennt den Kellner nicht,
Der muß fürwahr sich schämen
Wenn man von Bremen spricht."

Ein einzig Mal in Bremen
Berauscht' ich mich im Wein;
Und das im Bremer Keller,
Im echten Trunk vom Rhein.

„Kam Einer je nach Bremen
Und trank vom Rheine nicht,
Der muß fürwahr sich schämen,
Wenn man von Bremen spricht."

Der Keller und der Kellner
Die soll'n gesegnet sein,
Gott schenke ihren Gästen
Gesundheit und Gedeih'n.

„War Einer je in Bremen
Und wünschte dieses nicht,
Fürwahr der muß sich schämen,
Wenn man von Bremen spricht."

Ein Schweizer.

Marie.

Von Henri Berthoud.

Erstes Capitel. — Die Nacht in einem Kloster.

Im Monat Januar 1568 stiegen zwei Männer, in weite Mäntel gehüllt, aus einem Wagen, der um Mitternacht vor dem Thore der Abtei Unserer Frauen zu Soissons still hielt. Einer der Reisenden schlug so laut an die Thüre, daß die ganze Klostergemeine aufwachte und vor dem Lärmen der hart angezogenen Schelle bebte. Die Novizen fragten einander leise, was solch ein Besuch in so später Zeit bedeuten solle, und die sehr hohe, sehr ehrenwerthe Dame, Marie Mowbray, die Aebtissin, erhob sich voll Angst; die Schelle wurde noch einigemal angerissen und endlich eilte die Pförtnerin, ohne auf den Ruf der silbernen Pfeife der Priorin zu warten, in die Zelle der Mutter.

Theuerste Mutter, rief sie aus, man will die Thore des Klosters zerschlagen. Welch ein Unglück bedroht uns.

Kein einziges. Die Stadt Soissons gehört seit einem Jahre dem Könige von Frankreich, der ihr Schutz verleiht.

Sie erhob sich schnell, kleidete sich an, warf über ihr 70jähriges Haupt den Schleier und stürzte mit der Pförtnerin hinunter. Die Schelle wurde immer wüthender gezogen.

Wer lärmt in solcher Nacht? fragte die Aebtissin.

Endlich erhalten wir Antwort! erwiederte eine rohe Stimme, mit einem Soldatenfluch dazu. Ich muß sogleich die Superiorin des Klosters sprechen.

Die Frau Aebtissin steht hier neben mir, antwortete die zitternde Pförtnerin.

Der rohe Ton des Schellenden wurde etwas milder und er sprach einige Worte in fremder Sprache.

Mein Gott, rief die Aebtissin voll Schrecken, öffnet schnell, Schwester Pförtnerin, schnell! Und als ob sie die Eile der Nonne noch beschleunigen müsse, obschon diese die Riegel wegschob und die Schlüssel drehte, rief sie noch heftiger: Oeffnet, im Namen des Heilandes! Endlich waren alle die Riegel weggeschoben, die beiden Unbekannten traten durch die offene Thüre.

Hier ist das Unterpfand, was ich Ihnen anvertrauen soll; sagte der Eine.

Und hier das Schreiben, welches dazu gehört; sprach der Andere.

Mir, ein Unterpfand, woher? fragte die erstaunte Aebtissin.

Ein edler Herr vertraut es Ihnen, auf unsere Ehre und unseren Kopf, erwiederte der Höflichere der Beiden.

Sie legten ein kleines Paket vor die Aebtissin nieder, die den Brief nahm, gingen fort und schlossen die Thüre, gleich darauf vernahm man zwei sich entfernende Rosse. Die Frauen blickten zerstreut einander an, doch ohne sich sehen zu können, denn der Luftzug hatte bei dem raschen Thürschlusse die Laterne der Pförtnerin ausgehaucht, und die Superiorin öffnete den so geheimnißvoll überbrachten Brief.

Schließe das Thor wieder, sagte die Aebtissin, nimm dann das Paket, welches die Fremden zurückgelassen und bringe es mir in die Zelle. Als die alte Nonne tappte, um zur Treppe zu gelangen, wollte die Pförtnerin das Paket aufheben, das auf dem Hausflure lag. Im Dunkel stieß sie daran und das Lallen eines neugebornen Kindes schallte hervor. Die Aebtissin stieß ein Geschrei voll Schreck und Erstaunen aus: die Pförtnerin wäre fast in Ohnmacht gefallen, sie hätte vor dem leibhaftigen Teufel nicht mehr Angst gehabt.

Herr, erbarme dich unser! stotterte sie, denn die Kehle klebte ihr am Gaumen, und bekreuzte sich zweimal dabei. Das Kind fing unterdessen an lauter zu schreien. Was sollen wir thun? — Schweige und folge mir, sagte gebieterisch die Aebtissin, und nahm die in Schleier eingehüllten Windeln, welche das Ganze zu einem zierlichen Paket gemacht hatten. Die Mutter legte die Hand auf die Lippen des Kindes und durcheilte das Kloster. Als sie in die Zelle gelangt war, las sie den mitgebrachten Brief eilig durch, und Thränen strömten ihr aus den Augen.

Schwester Pförtnerin, dieses Kind ist ein uns heilig anvertrautes Unterpfand. Wir wollen Gott danken, daß man uns zu einem Werke der Barmherzigkeit erkoren. Mehr kann ich Dir nicht sagen von dem wichtigsten Geheimniß, welches man meiner alten Erfahrung jemals anvertraut hätte. Verschaffe mir Milch, um dem Kinde den Durst zu löschen. Morgen früh suchen wir ihm eine Amme, denn das Kind muß innerhalb des Klosters bleiben. Es muß wachsen und vielleicht leben und sterben im Schatten unserer schützenden und heiligen Mauern.

Die Pförtnerin wußte nicht mehr, was sie sagen noch was sie thun solle; sie eilte zu den Ställen, um Milch zu suchen, und konnte sich so etwas gar nicht erklären. Endlich hatte sie welche gefunden und als sie mit der lauen Milch wiederkam, saß die Aebtissin da mit dem Kindchen

auf dem Schooße, als ob sie die zärtlichste Mutter gewesen wäre, sie summte ein Stück Kirchenlied anstatt eines Wiegenliedes, um die laute Schreierin einzulullen. Die Milch wirkte noch mehr, das Kind trank gierig und schlief der Aebtissin auf dem Schooße ein, so daß diese kaum aufzustehen wagte, um es nicht zu erwecken. Als die Glocke zur Frühmesse läutete, legte sie das zarte Geschöpf auf das Lager, kümmerte sich nicht um das neugeborne Kind auf dem jungfräulichen Lager einer Nonne, eilte in den Chor und betete eben so inbrünstig, als sie den Gottesdienst rasch zu beendigen sich bemühte. So rasch als es die alten Beine gestatteten, eilte sie dann in ihre Zelle zurück. Das kleine Mädchen schlief noch ganz fest, die rothen Lippen regten sich, als ob sie noch die laue Milch schlürften, und die großen geschlossenen Augen waren so reizend, daß die alte Nonne bei ihren strengen Gesinnungen ein mütterliches Gefühl empfand. Sie widersetzte sich ihm nicht und fühlte unaussprechliche Freude, das arme verlassene Wesen beschützen zu können; man hätte es von einer seit der Kindheit und nun schon 60 Jahre lang im Kloster wohnenden Frau nicht erwartet, daß sie so richtig die Verpflegung des Kindes anzuordnen verstehe. Sie ließ keine Amme zu, sondern verlangte, daß das Kind mit Ziegenmilch aufgezogen werde, und traf alle mögliche Vorsichtsmaßregeln, daß ihr Adoptivtöchterchen so sehr es geschehen könnte, von ihr selbst überwacht werde.

Im Kloster war man wegen des nächtlichen Lärmens sehr neugierig geworden. Die Aebtissin hatte es durchaus nicht verheimlicht, daß ein Kind gebracht worden sei, aber das damit verbindene Geheimniß verbarg sie sorgfältig, so daß man immerfort die Pförtnerin ausforschte, welche stolz über solche Wichtigkeit die ganze Geschichte so weitläuftig erzählte, daß es fast kein Ende nahm. Sie war gerade im Begriff, die Erzählung zum siebenten oder achten Male einer Anzahl von Novizen vorzutragen, als plötzlich die Aebtissin zum Schrecken der Rednerin und der Zuhörerinnen eintrat.

Schwester Pförtnerin, sagte die Aebtissin, mit dem kalten Tone, welchen sie ihren Untergebenen gegenüber gebrauchte, gehen Sie in Ihre Halle, und beten auf den Knieen und mit gekreuzten Armen zwanzig Mal das miserere mei Deus. Ihr Novizen thut dieselbe Buße, betet, daß ihr ferner vor Geschwätzigkeit und Neugier bewahrt bleibt.

Die Pförtnerin und die Novizen gingen beschämt in ihre Zellen, wo sie ihre Buße vollzogen. So faß man sich genöthigt, die Sache mit mehr Zurückhaltung zu besprechen. Um den Ursprung des Mädchens sollte man sich nicht kümmern, das Kind selbst aber sollte von den Novizen gepflegt werden, es wurde vom Bischoff von Laon selbst getauft; Pathen waren die Aebtissin und der Beichtvater, der Benedictiner Jerome Mac Mahon. Diese drei Personen lasen allein den Taufschein, welchen der alte Prälat abgefaßt, und mit andern Papieren in ein von ihm versiegeltes Kästchen gelegt hatte; er behielt sich dessen Aufbewahrung vor. Das Kind wurde unter den Schutz der Patronin des Klosters, der heiligen Jungfrau gestellt und hieß Marie.

Neunzehn Jahre waren verflossen, der Bischof und der Benedictiner waren gestorben, die Aebtissin wußte allein um das Geheimniß und hatte ihren Zögling so treu wie nur eine Mutter gepflegt. Sie ließ Marie sorgfältiger erziehen, als damals gebräuchlich, und schien nicht zu beabsichtigen, daß dies Findelkind den Schleier im Kloster nehmen solle; vielmehr ertheilte sie ihr Rathschläge, wie sie sich einst in der großen Welt benehmen solle und deutete zu Zeiten darauf hin, daß ihr ein hohes Geschick bevorstehe. Marie trug seit ihrer Taufe das Gewand der Novizen; sie war wunderschön, der Schnee ihres Antlitzes wetteiferte mit dem ihres Schleiers, aber endlich verschwand dessen Kunst vor der Natur des Ersteren. Alles, was im Bereiche des Klosters lebte, war ihr zugethan, und sie wurde trotz der Gunst der Aebtissin nirgends beneidet. Man betrachtete Marie als ein höheres Wesen, und war daran gewohnt, ihr gleichsam zu huldigen. Marie verlebte ein überaus angenehmes und stilles Leben. Einigemal hatte sie die Aebtissin über die Geheimnisse ihrer Geburt befragt, aber diese hatte sie zart gebeten, Geheimnisse ruhen zu lassen, welche noch nicht offenbart werden dürften. Das junge Mädchen hatte geborcht und die Fragen nicht mehr erneuert, nur sah man sie mitunter einsam und träumerisch im Garten herumschweifen, doch genügte fast immer ein Wort der Aebtissin, um sie zur Heiterkeit zurückzurufen und sie zu den Spielen mit den Novizen zu überreden. In allen Spielen zeichnete sie sich durch Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen aus, und durch die scherzende Schelmerei eines Kindes, welches sich allgemein geliebt weiß. Nie mißbrauchte sie die Vorliebe, welche man ihr bewies, und benutzte ihre Gunst bei der Aebtissin höchstens, um für eine Novize zu bitten, welche einen kleinen Fehler begangen hatte.

Zu Ende des Jahres 1587 wurde die Aebtissin von

Notre-Dame de Soissons sehr verstimmt, sie erhielt oft Briefe, welche ihren Schmerz zu vergrößern schienen. Endlich machte sie trotz ihres hohen Alters eine Reise, die über ein Vierteljahr dauerte, aber der Kummer hatte seitdem nur zugenommen. Tag und Nacht brachte sie in der Nähe des Altars zu, gab sich den schärfsten Bußübungen preis und schien von bitterer Verzweiflung ergriffen. Sie wünschte, daß Marie immer neben und mit ihr betete.

Bete, sagte sie, bete, mein Kind, denn ein reiner und inbrünstiger Engel gleich dir muß zu Gott flehen, um seinen Zorn zu entwaffnen. Eine große Gefahr bedroht die würdigste und heiligste Frau, wenn der himmlische Zorn verharrt, so wird ein beispielloses Verbrechen begangen werden.

Ende Februar erhielt die Aebtissin ein Schreiben. Die darin enthaltene Nachricht war so wichtig, daß die alte Nonne besinnungslos niederfiel: als sie wieder zu sich kam, schien sie einen Augenblick wahnsinnig. Sie sprach unzusammenhängende Worte, und ihre achtzigjährigen Lippen, über welche bis dahin nur das Lob Gottes gekommen war, bemühten sich mit Gewalt keine Klagen gegen die göttliche Strenge auszusprechen. Reichliche Thränen setzten dieser Crisis ein Ende. Maria ging zu ihrer Pathin. Der Anblick des jungen Mädchens ließ die Thränen der Aebtissin noch mehr fließen, sie warf sich in ihre Arme und preßte sie heftig an ihre Brust. Mein Kind, sagte sie zu ihr, weine, denn das Verbrechen ist voll! Weine, denn die Königin Elisabeth will ihre Schwester, die Königin Marie Stuart, ermorden!

Wer ist denn diese Marie Stuart und diese Königin Elisabeth? fragte Marie überrascht, denn sie hörte diese Namen zum ersten Male in dem Kloster, welches sie noch nicht verlassen hatte.

Die Eine ist ein Opfer, die Andere ist ein Henker, antwortete die Aebtissin. Die Eine ist eine Märtyrerin, die Andere eine Ketzerin. Mein Kind flehe zu Gott, daß er nach seiner göttlichen Barmherzigkeit die Eine in seinen Schooß aufnehme, und daß er der Andern vergebe und sie ihr unerhörtes Vergehen bereuen lasse.

Flehe, bete, mein Kind, denn es erheben sich Tage der Trauer und des Unglücks. Bete, denn die Hand des Herrn ruht schwer auf Schottland, meinem Vaterlande; bete, denn es wird Blut vergossen. Der Bürgerkrieg entwickelt sich, und die Söhne lassen ihre Mutter tödten, ohne sie zu vertheidigen! Bete, denn reine Herzen müssen den göttlichen Zorn entwaffnen. Bete, denn es leben arme Waisen, die verlassen und allein auf der Erde sind, die ohne Schutz und Stütze dastehen.

Am andern Morgen las man in der Abtei Notre Dame von Soissons, so wie in allen Klöstern Frankreichs, eine Seelenmesse für Maria Stuart, Königin von Schottland. Marie betete mit noch mehr Inbrunst, als sie gewöhnlich that, denn sie wußte, daß ihre Pathin aus Schottland war, und sie hatte gesehen, welchen Schmerz ihr die Nachricht vom Tode der königlichen Dulderin verursacht hatte.

Zweites Capitel. — Die Verbannung.

Die Aebtissin von Notre-Dame von Soissons nahm seit der Reise, welche sie gemacht, und vorzüglich seitdem sie den traurigen Tod der Königin von Schottland erfahren hatte, rasch ab in Folge von Altersschwäche, von welcher sie bis zu ihrem 84. Jahre verschont geblieben war. Ihre Stirn wurde von tiefen Runzeln durchzogen, der Glanz ihrer Augen erlosch, ein krampfhaftes Zucken ergriff ihre schwachen und ungeschickten Hände, und ihre Stimme, die bis dahin klar und deutlich war, jetzt aber weich und unsicher wurde, murmelte nur unverständliche Worte. Bald mußte man sie zur Zeit des Gottesdienstes in den Chor tragen, denn ihre gelähmten Beine versagten jede Bewegung. Nur ihr hoher Verstand und ihre unermüdliche Geistesthätigkeit behaupteten ihre Macht. Sie regierte wie vorher das Kloster mit festem Willen, und zeigte vielleicht mehr Energie wie früher, gegen Alles, was irgend einen Angriff auf ihre unumschränkte Gewalt zu machen schien. Eine Betschwester, welche bei der Gemeinde in großem Ansehen stand, und welche, da sie mit der königlichen Familie verwandt war, sich in einigen unbedeutenden Punkten von der strengen Beobachtung der Regel befreien zu können glaubte, wurde von der Aebtissin zurechtgewiesen, die eine strenge Strafrede öffentlich an sie richtete. Marie war nur damit beschäftigt, Befehle von der Vorgesetzten zu empfangen und an die verschiedenen Nonnen des Klosters auszurichten, denn Marie war die Gehülfin und Krankenwärterin ihrer Pathin geworden. Sie wachte Tag und Nacht bei ihr und widmete ihr die zärtlichste Sorge einer kindlichen Liebe. Ach! diese Sorgfalt vermochte nicht, dem Fortschritte der Krankheit Einhalt zu thun, noch den tiefen Schmerz, der

ihre Wohlthäterin verzehrte, zu beschwichtigen; oft schwamm die alte Nonne, ohne scheinbaren Beweggrund, indem sie ihre Pflegetochter betrachtete, in Thränen und gab sich der Verzweiflung hin. Sie zog sie an ihre Brust, sie bedeckte ihre Stirn mit Küssen und rief die göttliche Gnade auf sie herab. Ein heftiger Anfall rieb die wenige Kraft und das Leben auf, welches der achtzigjährigen Greisin noch geblieben war, und der Arzt sagte eines Tages zur Aebtissin, nachdem er eine halbe Stunde bei ihr zugebracht hatte, um die Symptome ihres Uebels zu erforschen:

Frau Aebtissin, ich habe mich immer Ihren Gebeten hienieden empfohlen, ich hoffe, daß Sie mich nicht vergessen und daß Sie in ihrer Fürsprache morgen zu Gottes Füßen fortfahren werden.

Also, sagte sie, täuschte ich mich nicht! Mein Gott! Ich muß also die Waise verlassen, die keine andere Stütze auf Erden hat, als mich! Marie! Laßt Marie kommen! Ich muß einen Augenblick mit ihr sprechen.

Das junge Mädchen, das sich wie gewöhnlich im Nebenzimmer aufhielt, lief alsbald herbei.

Mein Kind, sagte die alte Nonne mit großer Bewegung, mein Kind, noch heute mußt Du den Schleier nehmen, noch jetzt. Du mußt Dein Gelübde aussprechen. Ich habe Dir oft genug gesagt, daß Du nicht für das Klosterleben bestimmt bist und ich habe Deinen Bitten, Dich in den Orden treten zu lassen, nicht nachgegeben. Jetzt bin ich die Bittende, ich bitte Dich, es zu thun, ich rathe Dir das Beste. . . Mein Gott! laß mich nur noch leben, bis diese Ceremonie vorüber ist, bis diese Waise einen sicheren Aufenthaltsort gefunden hat! Man rufe den Bischof, man bitte ihn im Namen Jesu und seines Heils, zu kommen. Man gehe auf der Stelle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Petition.

Die Engländer fahren Bittschriften von riesenhafter Länge und mit unzählbaren Bittschriften versehen in's Parlament. Die Türken in Constantinopel zünden Hunderte von Häusern an, um ihren Unwillen über die Maaßregeln der Regierung und zugleich den Wunsch nach vermeinten Verbesserungen auszudrücken. Von solchen mühseligen, stürmischen und frevelhaften Bittstellungen soll nun zwar hier nicht die Rede sein, aber die nachfolgende Petition gehört zu den allerseltsamsten und nebenbei zu den ziemlich schlauen. Der Geistliche einer Landgemeinde im Herzogthum Br. befand sich ganz leidlich auf seiner Pfarre, nur sein Wohnhaus war höchst baufällig und drohte den Einsturz. Zur Erlangung einer unabweislich nothwendigen neuen Wohnung wendete er sich zunächst an seine Gemeinde. Diese versprach bereitwillig einen ansehnlichen Beitrag zu dem Neubau herzugeben, erklärte jedoch, daß sie, ihn ganz zu bestreiten, bei dem besten Willen außer Stande sei. Dem Prediger blieb daher nichts übrig, als an das Consistorium zu schreiben und um gnädigste Gewährung des Fehlenden aus Staatsmitteln zu bitten. Er wurde jedoch mit dem beliebten: „Dazu fehlen die Fonds“ gänzlich abgewiesen. Gleichwohl verlor er den Muth nicht, denn es galt ja sein und der Seinigen Leben. Er ließ vielmehr eine lebhafte und kräftige Darstellung der Gefahr nebst einem unterthänigen Gesuche an das Staats-Ministerium abgehen. Allein auch hier fand er kein Gehör. Jetzt gab es für ihn nur noch einen Ausweg, eine Immediat-Vorstellung an den Landesherrn. Doch, als er eben mit Abfassung derselben beschäftigt war, verlautete mit Bestimmtheit, daß der Herzog in der nächsten Nacht durch das Dorf reisen würde. Die baufällige Pfarre lag dicht an der Heerstraße. Gegen Abend erhob sich ein heftiger Wind, und dieses Naturereigniß klug benutzend, gerieth der Prediger auf den seltsamen Einfall, seine Bitte nicht mit Worten, sondern durch eine symbolische Handlung, welche der Aufmerksamkeit des hohen Reisenden nicht entgehen konnte, auszudrücken. Er legte zu dem Ende um den Giebel seines Hauses einen mächtigen Strick, zog denselben quer über die Landstraße, so daß dadurch der Weg versperrt ward, und band ihn jenseit derselben an einigen Bäumen fest. Als nun der Wagen des Herzogs auf der Straße daher rollte, scheuten die Pferde vor dem Stricke und blieben stehen. Der Herzog fragte betroffen: „Was giebt es denn?“ und die zahlreich versammelten Bauern entgegneten: „Ew. Durchlaucht, der Herr Pfarrer hat sein Haus angebunden, daß es der Sturm nicht einreißt.“ Voll Erstaunen fragte der Herzog von Neuem: „Was ist das? Ein Haus angebunden? Wo ist der Pfarrer? Man rufe ihn herbei.“ Dieser befand sich bereits in der Nähe, um zu hören und nach Umständen zu handeln. Sogleich kam er aus seinem Versteck hervor, trat mit tiefer Verbeugung an den Wagen, gab den nöthigen Aufschluß und bat allerunterthänigst und dringendst um Abstellung seines Nothstandes. Der Herzog fand zwar die gewählte Art der Bittstellung der geistlichen Würde völlig unangemessen und rügte sie in scharfen Ausdrücken, ließ jedoch im nächsten Sommer dem Pfarrer ein ansehnliches und recht bequemes Wohnhaus aufführen. Das Strickgesuch lebt aber unter den Dorfbewohnern in fröhlicher Erinnerung fort und wird von Geschlecht auf Geschlecht vererbt.

Wunsch.

Es ist ein allgemeines Verlangen, daß die Lustfahrenden Dampfschiffe nicht immer nur den einzigen Platz Lankenau zum Anlanden wählen möchten. Zur Abwechselung möchten wir also vorschlagen, daß künftig die Fahrt nach dem Platze bei der mutterlosen Kirche gerichtet würde, von wo die Passagiere leicht das treffliche Wirthshaus, genannt „bei Adelheid“ erreichen können. Mehrere Neustädter.

* Theater-Anzeige.

Versprochene Nachweisung über Einnahme und Ausgabe im 1. Abonnement der vereinigten Bühnen-Mitglieder.

A. Einnahme.

		Rt.	Gr.
	Es abonnirten:		
1)	59 Abonnenten zu den Logen mit 44½ Abonnements à 3⅓ Rt.	147.	16.
2)	6 d°. zu den Sperrsitzlogen mit 3 Abonnements à 3 Rt.	9.	
3)	21 d°. zum Sperrsitz par tout à 2 Rt.	42.	
4)	165 d°. zum Parquet mit 97½ Abonnements à 2⅓ Rt.	227.	50.
	Von den Abonnenten sind nachgeholt 1½ Abonnements à 2⅓ Rt.	4.	6.
5)	5 Abonnenten zum Parquet par tout à 1½ Rt.	7.	36.
6)	10 d°. zum Parterre mit 7½ Abonnements à 1½ Rt.	11.	18.
	Summa des 1. Abonnements	448.	54.
7)	Die Einnahme an der Casse war:		
a.	am 2. Mai zur Einlösung der Rottmayer'schen Billets „die Benefiz-Vorstellung"	51.	36.
b.	am 6. Mai. „Alpenröslein"	7.	57.
c.	= 7. = „Humor. Studien"	8.	57.
d.	= 9. = „Die Kreuzfahrer"	43.	18.
e.	= 10. = „Die Schleichhändl.	9.	39.
f.	= 13. = „Preciosa"	13.	6.
g.	= 14. = „Paris. Taugenichts"	16.	21.
h.	= 16. = „Käthchen v. Heilb."	37.	42.
i.	= 17. = „Griseldis"	13.	9.
k.	= 20. = „Das letzte Mittel"	18.	68.
l.	= 21. = „Lumpaci Vagab."	16.	18.
m.	= 23. = „Hedwig"	31.	57.
n.	= 24. = „Der beste Ton"	9.	47.
	Summa der Einnahme an der Casse	277.	43.
	Summa der gesammten Einnahme	726.	25.
	Die Ausgabe beträgt wie nebensteht	285.	26.
	Bleibt Überschuß	440.	71.
	Davon bekommt das Orchester ⅗ mit	73.	36.
	und die vereinigten Mitglieder ⅘ mit	367.	35.
		440.	71.

zu vertheilen unter:
1) sämmtliche darstellende Mitglieder; 2) den Secretair; 3) die Soufleuse; 4) die Garderobeschneider und Friseur; 5) die Theaterdiener; 6) die Cassirer.

B. Ausgabe.

		Rt.	Gr.
1)	An Tages-Kosten für die Vorstellungen		
a.	vom 2. Mai, und zwar:		
	für Billeteure und Ankleiderin	2.	18.
	= Miethe des Schauspielhauses mit Utensilien	4.	36.
	= die Beleuchtung	7.	6.
	= die Theaterarbeiter	3.	
	= die Requisitrice und Requisiten	=	71.
	= die Fegefrau	=	12.
		17.	71.
b.	für die Vorstellung de 6. Mai	17.	57.
c.	= = = de 7. =	17.	54.
d.	= = = de 9. =	18.	52.
e.	= = = de 10. =	17.	57.
f.	= = = de 13. =	17.	66.
	½ Antheil der Baar-Einnahme an Mad. Müller als Gastrollen-Honorar	4.	26.
g.	desgleichen de 14 Mai	5.	31.
	Unkosten für diese Vorstellung	17.	55.
h.	= pro 16. Mai	19.	39.
i.	= = 17. =	17.	59.
k.	= = 20. =	17.	62.
	½ der Baar-Einnahme für Mad. Müller	6.	22.
l.	desgleichen de 21. Mai	5.	30.
	Unkosten für diese Vorstellung	18.	66.
m.	= pro 23. Mai	18.	18.
n.	= = 24. =	17.	56.
	⅓ Baar-Einnahme an Mad. Müller	3.	15.
	Summa	260.	44.
2)	Bureaukosten, als: Miethe, Copialien für Rollenschreiben, für Drukken des Abonnements-Plans und der Billets, Porto und Schreibmaterialien ꝛc. laut Rechnung	24.	54.
	Summa der Ausgabe	285.	26.

Bremen, den 28. Mai 1841.

Der Vorstand der vereinigten Bühnen-Mitglieder.

G. Symmher. **G. F. Lemke.**

Miscellaneen.

(Niemcewicz.) Man meldet den Tod des polnischen Patrioten Julian Ursin Niemcewicz, der 84 Jahre alt in Paris starb. Dieser Mann hat gleich vielen seiner Landsleute, ein schwer geprüftes Leben gehabt. Schon in früher Jugend zeichnete er sich in den Wissenschaften aus, und gehört zu den besten Dichtern, welche Polen in der neuern Zeit hervorgebracht hat. Auf dem constituirenden Landtage von 1791 war er Landbote, darauf Adjudant seines Freundes Kosciuszko, an dessen Seite er verwundet und gefangen genommen ward, nachdem sein Freund die berühmten Worte: „Finis Poloniae" ausgerufen hatte. Lange Zeit schmachtete er zu St. Petersburg im Gefängnisse, wurde von Kaiser Paul freigelassen, und wanderte dann mit Kosciuszko, dem alten Waffengefährten Washington's, nach Amerika aus, wo die edelen Verbannten eine ehrenvolle, gastliche Aufnahme fanden. Dort trieb er Landbau, bis er 1807, als die Polen, sich dem Wahnglauben hingebend, Napoleon wolle ihr Land wieder selbstständig und mächtig machen, ihn zur Rückkehr nach Europa veranlaßten. Rüstig wirkte er, auch in den trübsten Tagen den Muth nicht verlierend und den Schild niemals wegwerfend, für sein Volk, das ihn hoch ehrte. Er war Mitglied und Sekretär des Senates, in dem Departement des öffentlichen Unterrichtes thätig und während der letzten polnischen Krisis Geschäftsträger in London. Er war geistreich und scharfsinnig; in Folge des ungeheueren Unglückes, das sein Vaterland betroffen, an dem bis zum letzten Athemzuge seine Seele hing, düster und in sich gekehrt, aber gütig und hochherzig. Der Himmel hat ihm ein ruhiges, sanftes Ende verliehen; er starb ohne Schmerz und mit vollem Bewußtsein. In fremder Erde, auf dem Gottesacker von Montmorency, ruhen die irdischen Ueberreste dieses vielgeprüften polnischen Verbannten.

(Darmstadt, 25. Mai.) Freiligrath ist heute mit seiner jungen Gattin hier eingetroffen, um in unserer freundlichen Residenz vorerst seinen Wohnsitz zu nehmen. Bekanntlich wird Freiligrath mit Künzel, aber erst vom 1. Oct. d. J. an, eine Zeitschrift über englische Literatur herausgeben, von der man sich viel Gutes verspricht. Künzel wird in den ersten Tagen im Interesse dieser literaischen Unternehmung wieder eine Reise nach England antreten.

(Die Marseillaise, ein Rheinlied.) Bekanntlich wurde lange Gossec und Pleyl das Lied zugeschrieben und später wollte man die Grundlage der Composition in „Sargines" suchen. Rouget de Lisle, ein französischer Offizier, dichtete und componirte das so berühmt und berüchtigt gewordene Kriegslied gegen Ende April 1792 zu Straßburg in der Nacht vor der Kriegserklärung. Reisende Kaufleute, welche durch diese Stadt auf die Messe von Beaucaire gingen, verbreiteten es im südlichen Frankreich. Einer von ihnen, ein Flachshändler, Namens Leon, erzählte mir von der begeisterten Wirkung, die das Lied auf ihn gemacht, und an wie viel Orten und mit welchem Effekte er es weiter verbreitet hatte. Bald wurde es auf allen Theatern Südfrankreichs in Concerten gesungen und als die Marseiller in Paris einzogen, stimmten sie es im Chorus an, daher sein nachmaliger Name: „Marseiller Hymne" oder „Marsellaise". In der ersten Zeit seines Ruhmes aber war das Lied nur unter dem Namen: „Schlachtlied der Rhein-Armee", auch schlechtweg als „Rheinlied" bekannt, und so hat es mit dem Becker'schen Liede wenigstens den Stamm-Namen schon gemein, und wir wollen diesem, wenn auch nicht eine ähnliche blutige, so doch eine gleiche dauernde, patriotisch begeisternde Wirkung, selbst bei der Hoffnung eines ewigen Friedens, wünschen. — Freilich hatte der Verfasser jenes Straßburger Rheinliedes von dem des Kölner Rheinliedes ein ganz verschiedenes Schicksal; denn während die Marseillaise, zur National-Hymne erhoben, in ganz Frankreich mit dythyrambischer Begeisterung gesungen wurde, schmachtete Rouget de Lisle im Gefängniß. Als er frei wurde, machte er eine Reise nach Deutschland und ward ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, die er in seinem Vaterlande selbst in so geringem Maaße auf sich zog, daß es erst dem König Ludwig Philipp vorbehalten blieb, dem Dichter jener bezaubernden Hymne durch eine ansehnliche Pension den Dank seiner Mitbürger, wenn auch etwas spät, doch einigermaßen abzutragen. — Die Marseillaise ist in alle europäische Sprachen (der türkischen bleibt dies noch vorbehalten) übersetzt worden, welches dem schwedischen Uebersetzer am theuersten zu stehen kam, denn er soll exilirt worden sein. In Deutschland hat man die Sache nicht so ernsthaft genommen, obgleich es eine traurige Wahrheit ist, was unser ehrlicher Klopstock von dem Liede sagte. Als Rouget de Lisle auf seiner Reise durch Deutschland sich in Hamburg aufhielt, kam er nämlich mit dem Dichter der „Messiade" zusammen und dieser äußerte sich zu ihm eben so artig als vorwurfsvoll: „Mein Herr! ich wundere mich in der That, daß Sie es gewagt haben, in ein Land zu kommen, dem Ihr Lied mehr seiner Söhne geraubt hat als die Waffen Ihrer Landsleute."

(Zutritt im Oberhaus für Fremde.) Das Oberhaus hat gestattet, daß künftig anständig gekleidete Fremde in der Galerie des Hauses zugelassen werden, wozu sonst die schriftliche Erlaubniß eines Pairs nöthig war.

(Witterung.) Am Rhein, Main und Neckar treiben die Weinreben allenthalben Blüthen. In Carlsruhe blüht der italienische Malvaßer in einem Garten. — Am Abhang der Gleichberge bei Römhild wurden in diesen Tagen reife Erdbeeren gepflückt und auf dem Markt zu Hildburghausen giebts schon reife Kirschen.

In Oesterreich, Mähren, Steiermark und Böhmen stehen die Saatfelder außerordentlich üppig, man rechnet auf eine ungewöhnlich frühe Erndte und die Fruchtpreise sinken dort immer mehr.

Die Witterungsbeobachter prophezeihen einen eben so warmen Sommer als der Frühling ist. Die Winzer sehen mit großen Hoffnungen dem Herbst entgegen, nur die Flachsaussichten sind wie immer in guten Weinjahren schlecht.

Nicht nur ein gutes Weinjahr, sondern auch ein ergiebiges Bienenjahr soll das Jahr 41 werden und es hat in der That den Anschein, als ob der Bienenprophet Recht behalten wollte. In Erlangen und in Hildburghausen haben schon in der Mitte dieses Monats Bienen geschwärmt und sehr volkreiche Schwärme abgeworfen.

(Gesetztafeln Mosis.) In Posen gabs über die Eintheilung der Gesetztafeln Mosis zwischen einem Christen und einem Juden Streit. Das Sonderbarste dabei war, daß sich der Christ auf die Autorität des Oberrabiners berief, wornach auf jeder Tafel fünf Gebote standen, der Jude hingegen auf die des Erzbischofs, wornach drei Gebote auf der einen und sieben auf der andern standen.

(Französische Artigkeit.) Der Herausgeber der „Wespen" in Paris, Alphons Karr, sagt in seinem Blatte: „Frankreich ist die verkehrte Welt; die vierbeinigen Ochsen, die aus dem Auslande kommen, müssen hoch versteuert werden, dagegen läßt man die zweibeinigen einwandern und doch sind jene genießbar, diese unverdaulich." Der Zeitungsschreiber ist aber selbst ein Ausländer.

(Silberne Ohren.) Bald wird man alte und junge Herren nicht mehr bloß mit Brillen herumlaufen sehen, sondern auch mit zierlichen silbernen Ohren. In Newyork werden sie allgemein getragen. Sie sind wie Austerschaalen geformt, nur etwas tiefer und werden mittelst zweier kleiner Federn festgemacht. Sie verstärken den Schall so sehr, daß eine Repetiruhr wie eine Thurmglocke läutet und ein leiser Seufzer drei Meilen weit gehört wird.

(In Osnabrück) erhält kein Armer die geringste Unterstützung, wenn er Branntwein trinkt.

(Am Eingange des Palais Royal) zu Paris stand ein armer Bettler von guter Erziehung und flehte die Vorübergehenden um eine milde Gabe an. Allein Niemand hatte Mitleid, in seinem Hut lag nach mehreren Stunden noch immer kein Heller. Thränen füllten seine Augen und der Hunger peinigte ihn gewaltig. Da kommt endlich ein bekanntes Gesicht auf ihn zu, der Bettler erkennt in demselben seinen ehemaligen Lehrer, der Lehrer seinen Schüler. Die Freude war groß und der Unglückliche sah sich gerettet. Der Bettler wurde sogleich in ein Kleidermagazin geführt, von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, erhielt freie Wohnung und eine seinen Kenntnissen angemessene einträgliche Stelle. Das Alles aber ging natürlich zu, weil aus dem Lehrer der Mathematik von Lausanne der König der Franzosen und aus dessen Schüler unverschuldet ein Bettler geworden war.

(Ein physiologisches Phänomen,) das alle Aufmerksamkeit der Naturforscher verdient, befindet sich in dem Orte Mauld in Frankreich. Es ist nämlich daselbst ein 9½ Jahr alter Knabe, der eine seinem Alter nach natürliche Größe, aber einen Schnurrbart, der keinem Grenadier Unehre machen würde, und einen Bart wie ein Sapeur hat. Nur aus Oekonomie geschieht es, daß man ihn wöchentlich nicht mehr als zweimal rasirt.

(Ein Menschenrennen.) Das Londoner Hofjournal schreibt aus Florenz: In Florenz fand nach dem letzten Pferderennen ein Menschenrennen Statt, zwischen Herrn O'Connell, dem Sohne des großen Agitators, und einem Griechen, Namens Kledan. Herr O'Connell blieb Sieger. Der Grieche verschwand vor ihm, als der Schatten O'Conell's an ihm vorüberschwebte. Prinz Gallizin wurde gefragt, ob er nicht auf einen von Beiden wetten wolle. Zur Antwort gab er: **Non, mon cher**, diese Thiere da kenne ich nicht!

(Vergrößerung der Stadt Paris.) In der Nähe des Palastes Luxembourg am Boulevard Mont Parnasse werden zwei neue Stadttheile unter dem Namen Cité Napoleon und Cité Marie Amélie angelegt.

(Eheliche Zärtlichkeit.) Catharina Jones mußte vor Kurzem in London Bürgschaft stellen, daß sie sich auf drei Monate gegen ihren Mann friedlich verhalten wolle; sie hatte ihm aus Eifersucht einen Kessel kochendes Wasser über den Hals gegossen, während er im Bette lag und schlief.

(Aus Berlin.) Die Sing-Akademie, dieses herrliche Institut, von Fasch gegründet, von Zelter fortgeführt und jetzt unter Rungenhagen's Leitung von dem gediegenen Wege nicht abweichend, feierte am 24. Mai das Fest ihrer funfzigjährigen Wirksamkeit. Die älteren Mitglieder begannen die Feier schon am Morgen des Tages, indem sie sich auf dem Hallischen Kirchhof, wo Fasch unter einfachem Denkmal begraben liegt, bei diesem versammelten. Compositionen von Fasch wurden hier gesungen, zwischen denen der Director Rungenhagen eine kurze Rede hielt, in Bezug auf den liebevoll milden Charakter und die Verdienste des Verewigten. — Abends sechs Uhr hatten sich sämmtliche Mitglieder vereint im Saale der Sing-Akademie, der glänzend erleuchtet und geschmückt war, wie es auch mit den Eingängen und Vorhallen geschehen. Vor dem Orchester, auf welchem an 600 Sänger und Sängerinnen einen imposanten Anblick darboten, stand die Büste des Stifters, und es wurden nun Compositionen von Fasch und Zelter so ausgeführt, daß man sagen kann: ihr Geist war dabei. — Herr Director Ribbeck, früher Vorsteher, gab in einer Rede das hieher gehörige Historische, zugleich Aller gedenkend, welcher sich der Kunst-Anstalt thätig annahmen. — Das Festmahl war im englischen Hause, wo es an Toasten und Liedern, an ernster und heiterer Rede und der Uebereinstimmung nicht fehlte, die bisher auf seltene Weise diese, das Edelste und Erhabenste der Musik fördernde Anstalt segensreich beschützte. Sie wird von Rungenhagen in dem Geiste, der sie geboren, erhalten, wie dies auch durch sämmtliche Mitglieder an diesem Festtage in aller Weise zur Anerkennung kam.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 45.

Bremen, Sonntag den 6. Juni 1841.

Gestorben:

Nro. 523. Den 3. Juni. Des Cigarrenmachers Friedr. Wilh. Eilermann Tochter, 17 Wochen; Schmidtstraße Nro. 9.

— 524. Den 3. — Der Buchhalter Christian Andreas Homann, 50 Jahr; Weerder Nro. 7.

— 525. Den 4. — Des verst. Joh. Hinrich Bohne Wittwe, geb. Korff, 60 Jahr; Armenhaus.

Nro. 526. Den 4. — Des Cigarrenmachers Ludw. Kühtmann Sohn (todtgeb.); Gurts Hof N. 11.

— 527. Den 5. — Des verst. Schiffsbaumeisters Claus Oltmann Wittwe, geb. Ahl, 60 Jahr; Stephanikirchenweide.

— 528. Den 5. — Des Zimmergesellen Albert Mencke Sohn, 4½ Jahr; im Runken Nro. 45.

Geburten:

Nro. 681. Den 31. Mai. Des Instrumentenmachers Joh. Friedr. Christ. Scharffenberg Ehefr., geb. Behnken, Corssengang Nro. 13; von einem Knaben.

— 682. Den 1. Juni. Des Arb. Joh. Diedr. Sundmeyer Ehefr., geb. Döhle, Schnoor N. 41; von einem Knaben.

— 683. Den 1. — Des Gärtners Martin Friedrich Trautmann Ehefr., geb. Wencke, Rosenkranz Nro. 23 B; von einem Knaben.

— 684. Den 1. — Des Schuhmachers Diedr. Steinkamp Ehefr., geb. Hagen, Piperstraße Nro. 15; von einem Mädchen.

— 685. Den 2. — Des Arb. Hinr. Rutenberg Ehefr., geb. Asendorf, Hastedt Nro. 57; von einem Knaben.

— 686. Den 3. — Des Schiffscapitains Christ. Ludwig Habbert Ehefr., geb. Buse, Rembertistraße Nro. 44; von einem Mädchen.

Nro. 687. Den 3. — Des Dr. juris und Obergerichtsanwald Johann Daniel Meier Ehefr., geb. Kulenkampff, Buchtstraße Nro. 57; von einem Mädchen.

— 688. Den 3. — Des Weinhändlers Joh. Conrad Schütte Ehefr., geb. Bermund, am Wall Nro. 46; von einem Knaben.

— 689. Den 3. — Des Kappenmachers Napoleon Joh. Albert Kühtmann Ehefr., geb. Rocco, gr. Hundestraße Nro. 32; von e. Mädchen

— 690 und 691. Den 4. — Des Cigarrenmachers Ludwig Kühtmann Ehefr, geb. Lohmann, Gurts Hof Nr. 11; von Zwillings-Knaben.

— 692. Den 4. — Des Küpergesellen Christ. Behrens Ehefr., geb. Falck, Paulsberg Nro. 23; von einem Mädchen.

— 693. Den 5. — Des Gastwirths Hinr. Hagens Ehefr., geb Lange, Westerstraße Nr. 86; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 269. Der Kaufmann Daniel Hermann Waupel und Anna Catharina Helena Hüpohl. Beide von hier.

— 270. Der Schuhmachermeister Joh. Friedr. Ferdinand Quantmeyer und Adelheid Auguste Luise Ahrens hieselbst.

Nro. 271. Der Werkmeister Hans Heinrich Steinkamp hies. und Anna Priwosnick aus Brake.

— 272. Der Blechenschlägeramtsmeister Peter Ernst Krebs und des verst. Blechenschlägeramtsmeisters Heinrich Nasse Wittwe, Caroline Dorothea geb. Brandt hieselbst.

Anzeigen von Geburts- und Todesfällen und von Proclamationen.

Der Stadt Bremen.

Zur Beilage zum Amtsverkündigungsblatt Nro. 43.

Freitag, den 3. November 1843.

Geburten:

Am 3. Juni: Des Bäckermeisters Peters, Wilh. Hermann Joachim, Tochter; Johanna Dorothea Peters. 9.

Am 5. — Des Bumsmeisters Christian Andreas Thomann, 50 Jahre, Nro. 7.

Am 6. — Des verst. Joh. Christ. Bohne, Witwe, geb. Korff, 60 Jahre; Altenthaus.

Todesfälle:

Am 31. Mai: Des Zollinspectors Joh. Friedr. Gerrit Schaffenberg Ehefr., geb. Lohmann, Entbindung Nro. 43; von einem Knaben.

Am 1. Juni: Des Arb. Joh. Dietr. Baumeyer Ehefr., geb. Bödeker, Schnoor N. 41; von einem Knaben.

Am 1. — Des Schmiedemeisters Johann Christian Gerhard Ehefr., geb. Bohnsack, Nro. 12; von einem Knaben.

Am 1. — Des Bäckermeisters Friedr. Wilh. Heinr. Bruns Ehefr., geb. Bruns, Nro. 23 A.; von einem Knaben.

Am 1. — Des Schuhmachers Dieter Christ. Bruns Ehefr., geb. Bruns, Bürgerstraße Nro. 18; von einem Knaben.

Am 2. — Des Arb. Diedr. Christ. Wilh. Meinberg Ehefr., geb. Meinberg, Hollerstr. Nro. 37; von einem Knaben.

Am 3. — Des Schiffscapitains Christ. Joh. Wilh. Bohlen Ehefr., geb. Bohl, Altenwerder Straße Nro. 44; von einem Knaben.

Am 3. — Des Bäckermeisters Johann Daniel Hermann Ehefr., geb. Dyllong, Dyckerh. Straße Nro. 5; von einem Knaben.

Am 3. — Des Schuhmachermeister Joh. Friedr. Christian Buhrow, 50 Jahre; Oberneuer Thor 7.

Am 3. — Des verst. Joh. Christ. Bohne, Witwe, geb. Korff, 60 Jahre; Altenthaus.

Proclamirte sind:

Nro. 270. Der Kaufmann Daniel Hermann Conrad und Johanna Dyllong, Dyckerh. Straße Nro.

— 271. Der Schuhmachermeister Joh. Friedr. Christian Buhrow und Rosalie Magdalene Sophie Bielefeld.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 46.

Bremen, Donnerstag den 10. Juni 1841.

An die Candioten bei ihrem Freiheitskampfe 1841.

Erhebt Euch muthig, brave Candioten,
Tragt länger nicht der Türken Sclavenjoch,
Befreiet Eurer Heimath schönen Boden;
Hinaus zum Kampfe; Ihr seid Griechen noch.

Laßt durch die Lüfte Eure Banner wehen
In Eurem ganzen weiten Inselreich,
Und wo man ihre Zeichen nur mag sehen,
Da sammelt um sie, tapf're Schaaren, Euch.

Die Zeit ist da. So geht denn hin zum Streite,
Erkämpft mit Muth der Freiheit Morgenroth;
Der Himmelsvater ist auf Eurer Seite
Und führt zum Siege Euch durch alle Noth.

Was ist vor ihm die Macht der feigen Knechte,
Was ist vor ihm der Türken grause Wuth?
Gott ist der Herr und er beschützt das Rechte,
Ihr habt das Recht, Ihr seid in seiner Huth!

So gehet denn — Wer wollte jetzt noch zagen? —
Hinaus ins Feld mit Waffen in der Hand!
Schon seh'n wir Euch, Ihr muth'gen Streiter wagen
Den Kampf für Religion und Vaterland.

Und seid gewiß, Euch folgt der Sieg! die Blume
Der Freiheit blühet bald auf Candia,
Und Jubellieder tönen Euch zum Ruhme,
Ihr braven Candioten, fern und nah!

Von einem Deutschen.

Marie.

(Fortsetzung.)

Ihre Bewegung nahm immer mehr zu, während man ihre Befehle vollführte, und sich zum Prälaten begab. Der Letztere beeilte sich, sobald er von der Gefahr der Aebtissin und von ihrem heißen Wunsche, ihn zu sehen, unterrichtet worden war; er fand sie fast im Delirium eines heftigen Fiebers.

Herr Bischof! rief sie, sobald sie ihn bemerkte, geben Sie im Namen Gottes der Schwester Marie den Schleier. Möge sie Nonne zu Notre-Dame von Soissons werden, bevor ich sterbe. Wenn ich vor Gott erscheinen muß, bevor sie es ist, so werde ich ihm strenge Rechenschaft ablegen müssen, warum ich mich thörichten Hoffnungen hingegeben, und diese arme Waise nicht in sein Haus aufgenommen habe.

Ich verspreche Ihnen, bei meiner Ehre über die Vollstreckung Ihres hohen Willens, den Sie ausgesprochen, zu wachen, aber man kann nicht unvorbereitet den Schleier nehmen.

Herr Bischof, thun Sie für das Heil einer in Gefahr stehenden christlichen Seele, ja, um des Heils meiner eigenen Seele willen, was ich von Ihnen verlange, denn Sie würden die schreckliche Verantwortlichkeit meines Festes theilen müssen.

Vereinigt das junge Mädchen alle Eigenschaften in sich, um zu den Nonnen der Abtei Notre-Dame zu Soissons zugelassen zu werden? forschte der Bischof. Ist sie von rechtmäßiger Geburt? Stammt sie aus einer adeligen Familie? Besitzt sie ein Vermögen von 12,000 Livres?

Das Vermögen ist da, antwortete die Aebtissin, indem sie auf den Schatz der Gemeinde, der in ihrer Zelle aufbewahrt wurde, zeigte. Was den Adel und die Rechtmäßigkeit ihrer Geburt anbetrifft, so ist sie von der reinsten und untadeligsten.

Geben Sie mir Beweise darüber, meine theure Schwester!

Die Beweise, sagte die Aebtissin und strich mit ihren abgemagerten Händen über die brennende Stirn. Die Beweise! Wo sind sie denn! Wer hat sie im Besitz?

Sie erforschte ihr Gedächtniß lange. Sie kämpfte mit dem Tode, der schon ihren Verstand umfing; sie fand nicht, was sie suchte, sie war in Verzweiflung. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus.

Ach! ich danke dir, mein Gott, ich danke dir, daß du mir mein Gedächtniß gestärkt hast! Der Bischof . . . mein Herr . . . . Der Bischof, Ihr Vorgänger . . . ich habe sie ihm eingehändigt. Jeder muß sich entfernen, nur Marie und Sie sollen in mein Geheimniß gezogen werden. Nähern Sie sich mir, ich will es Ihnen vertrauen, aber ganz leise ins Ohr, denn es ist ein Geheimniß auf Leben und Tod. Man würde Gift und Dolch gegen sie gebrauchen, wenn man es wüßte! . . . . Sie ist die Tochter von . . . . sie ist die Tochter von . . . .

Der Bischof und Marie neigten sich über sie, um sie zu hören. Marie sollte endlich den Namen ihrer Mutter kennen lernen! — Ach! die Lippen der Sterbenden stammelten nur noch unverständliche Worte . . . . Ihr Kopf neigte sich nach und nach auf das Bett . . . . Ihre Augenlider schlossen sich über ihren Augen, leises Röcheln wurde hörbar und der Leichnam blieb auf immer regungslos. Marie sank auf ihre Knie, der Bischof sprach aufrecht und die Hände über den lebhaften Körper ausgestreckt, einige Sterbegebete. Als er sein Traueramt vollendet, kehrte er sich zu Marie, und sagte:

Fürchten Sie nichts, mein Kind, ich vergesse nicht, welche Theilnahme die Verstorbene für Sie gehabt und die letzten Wünsche, die sie in diesem Bezuge ausgesprochen. Ich will in den Papieren meines Vorgängers zu Soissons nachsuchen, es wird wohl nichts im Wege stehen, daß Sie das Klostergelübde ablegen, die Beweise Ihrer ehelichen Geburt sind um so nöthiger, als Sie ohne dieselben nur durch päpstlichen Dispens in ein Kloster treten könnten. Aber der Papst bewilligt dies nur höchst selten denen, welche von königlichem Geschlechte sind.

Marie hörte kaum seine Worte, und betete und kniete weinend am Sterbebette ihrer Wohlthäterin.

Der Bischof suchte, seinem Worte getreu, nach den Papieren und Titeln, welche sein Vorgänger in die Archive der Diöcese niedergelegt hatte; nach einem Monate hatte er, trotz der eifrigsten Nachforschungen über Marie, nichts entdeckt. Da der alte Almosenier, welcher Marie über die Taufe gehalten, lange todt war, so fand sich der Prälat in besonderer Verlegenheit. Er begriff, daß die verstorbene Aebtissin wegen eines Mädchens von gemeiner Familie keine solche Besorgnisse gehabt hätte. Die letzten Worte der Sterbenden deuteten an, Marie sei das Kind eines großen Hauses, aber so unvollkommene Beweise genügten nicht der Strenge der Kirchengebote. Deshalb befragte er die neue Aebtissin des Klosters. Es war dies aber die Priorin, welche vor dem Tode der früheren Aebtissin einen strengen Verweis von ihr erhalten, und deshalb dem Schützlinge derselben nicht besonders zugethan war. Sie besprach also die ihr vom Bischof vorgelegte Frage streng und ernst, und that dar, daß ein noch so achtbares und würdiges mündliches Zeugniß der Verstorbenen die schriftlichen Beweise des Adels und der ehelichen Geburt nicht ersetze, wie es in den Ordensregeln und den Kirchensatzungen geboten sei! Wären diese Namen des Vaters und der Mutter von ihr genannt worden, so gehe das noch, aber ein Stottern ungewisser, unzusammenhängender Worte mitten in Fieberwirren und Todeskämpfen! Glauben Sie mir, Eminenz, sagte sie, wir müssen die uns auferlegten Pflichten durchaus, ohne Bangen, erfüllen. Ich beklage es nur zu sehr, daß zwanzig Jahre lang im Kloster unserer Frauen durch die Anwesenheit einer Fremden Störung eingetreten ist.

Wollen Sie also Marie aus dem Kloster verbannen, wo sie seit ihrer Geburt wohnt?

Als ich von Ihnen als Aebtissin eingesetzt wurde, habe ich den Eid auf Bewahrung aller Ordensregeln auf Gefahr meines Gewissens abgelegt. Die Anwesenheit einer Fremden stört die Regeln und schafft manches Unheil.

Was soll aber aus dem armen, der Welt unkundigen Wesen werden, welches im Kloster unberührt vom äußeren Einflusse gelebt hat?

Bringen Sie sie in ein anderes Kloster.

Also in andern Klöstern soll ich die Regeln verletzen,

die Sie selbst so streng vollzogen haben wollen? sagte ernst der Bischof.

Handeln Sie nach Belieben, ich bescheidene Nonne kann Ihnen keinen Rath geben. Ich thue meine Pflicht, ich verlange strenge Beobachtung unserer Ordensregeln, ich hebe schwere Mißbräuche auf, welche die Klosterzucht verletzen, mehr befiehlt mir mein Gewissen nicht.

Sie verließ mit tiefer Verbeugung den Bischof, welcher unzufrieden und verlegen allein blieb, denn die neue Aebtissin hatte durchaus Recht und erfüllte nur strenge ihre Pflicht. Traurig und verwirrt ging er zu Marie, ihr diese schmerzliche Nachricht zu überbringen.

Er fand das junge Mädchen knieend im Klosterchor, nahe bei dem Grabstein, der über dem Sarge ihrer Wohlthäterin errichtet worden war. Als sie den Bischof erblickte, ging sie ihm voller Hoffnung entgegen; aber als sie das ernste Gesicht des Prälaten sah, verstand sie Alles.

Sie haben unter den Papieren Ihres Vorgängers nichts entdeckt? sagte sie.

Der Prälat senkte statt aller Antwort den Kopf.

Also, sagte sie, kann ich den Schleier nicht nehmen, und mein Leben Gott nicht weihen. Der göttliche Wille möge dann erfüllt werden! Es bleibt mir doch der schmerzliche Trost, mein Leben unter Weinen und Beten auf dem Grabe meiner Wohlthäterin zuzubringen.

Ach, mein Kind, dieses traurige Glück wird Ihnen nicht einmal gelassen. Die Regel des Klosters zu Notre-Dame von Soissons verbietet in dem Innern der Abtei Pensionairinnen aufzunehmen, die nicht dazu bestimmt sind, den Schleier zu nehmen.

Marie stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Man vertreibt mich also, sagte sie. O, mein Gott, man vertreibt mich!

Der Bischof wollte ihre Hand ergreifen, sie stieß ihn zurück.

Man vertreibt mich! wiederholte sie. Du, meine Wohlthäterin, hörst es; Du heilige Frau, und bittest Gott nicht einmal, mich zu sich und zu Dir zu rufen! Man vertreibt mich! Herr Bischof, was soll ich in der Welt anfangen, die ich nicht kenne, von deren Elend und Leiden ich sogar von Hörensagen nichts weiß. Ohne Beschützer, ohne Zufluchtsort, vielleicht sogar ohne Brod. O mein Gott, habe Mitleid mit mir, laß mich sterben.

Geben Sie sich nicht so der Verzweiflung hin, sagte der Bischof, der von der lebhaftesten Theilnahme ergriffen war. Bei mir werden Sie einen Zufluchtsort finden, ich bin zwar alt und werde nicht mehr lange leben; aber nach meinem Tode werden Sie doch vor den Leiden und Gefahren der Welt geschützt sein. Kommen Sie, mein Kind, folgen Sie mir und setzen Sie diesen schmerzlichen Bewegungen ein Ziel, indem Sie diesen Ort verlassen.

Der Bischof zog Marie sanft mit sich fort; aber sie entzog sich ihm noch einmal und fiel auf dem Grabe ihrer Pathe auf die Knie.

Lebe wohl, sagte sie. Lebe wohl! meine Mutter! Lebe wohl! Du, die Du mir in Deiner Nähe einen so reinen und schönen Aufenthalt verschafft hast, lebe wohl! Man verbannt mich aus diesem Kloster! Man verbietet mir auf Deinem Grabe zu beten! Man vertreibt mich, Mutter! man vertreibt mich! Ach! Du wirst nicht einmal meine Seufzer und meine Klagen hören! Du wirst also nicht über mich wachen, liebst mich also nicht mehr, weil ich noch lebe und weil ich aus diesem Kloster herausgehe, weil man mich dazu zwingt!

Der Bischof führte sie aus der Kirche, ließ sie in seine Sänfte, welche ihn an der Pforte der Abtei erwartete, mit einsteigen und brachte sie in den bischöflichen Palast. Der Bischof von Soissons war, wie man wohl aus seiner Unterhaltung mit der neuen Aebtissin von Notre-Dame wegen der Waise ersehen hat, ein Greis, der mehr menschenfreundlich als mit einer großen Charakterfestigkeit begabt war. Da er lange an die leichten und glänzenden Sitten des französischen Hofes gewöhnt war, stand er erst 5 oder 6 Jahre seiner Diöcese vor und suchte nun durch ein ernstes und strenges Leben die Irrthümer eines bis dahin so weltlichen Daseins abzubüßen. Er hatte in seine Verbannung, wie er es gern nannte, seine Schwester mitgenommen, Madame Lydoria von Benevent, Wittwe des Grafen desselben Namens, welche auf ihren Gemahl bis zu dem Augenblicke, wo er von einer Kanonenkugel von Rouen getroffen worden war, eine unumschränkte und rauhe Gewalt ausgeübt hatte. Da sie Wittwe war, hatte sie ein Asyl bei ihrem Bruder gesucht, denn der Tod des Grafen ließ sie fast ganz ohne Vermögen und sie bestärkte den Bischof noch mehr in seiner Absicht, den Hof zu verlassen und seiner Diöcese vorzustehen. Sie bemächtigte sich nach und nach, ohne große Mühe und Widerstand, des Willens ihres Bruders, wie sie sich des Willens ihres verstorbenen Gemahls bemächtigt hatte, und behandelte

den Bischof eben so strenge, wie sie den Obersten angeredet hatte. Alles im Hause geschah nur auf die Befehle der Dame Lydoria. Sie war immer vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet, und hatte ihr Kinn in ihren steifen Wittwenkragen verhüllt, sie hatte ein strenges unzufriedenes Gesicht, schmollte vom Morgen bis zum Abend, gab immer Verweise, billigte niemals, und führte den Gedanken eines römischen Kaisers aus: „Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet." Der Bischof verbat sich im Anfange dieser Herrschaft eine so rauhe Handlungsweise, da er an ein sanftes, weichliches Hofleben gewöhnt war. Aber da er unaufhörlich kämpfen mußte, da am Ende des Streites der Widerstand ohne Gränzen, und der Sieg immer auf Seiten seiner Schwester war, zog er zuletzt eine friedliche Unterwerfung einer ungestümen vor. Wenigstens gewann er für das Erste das Vermeiden der Erniedrigung und der Unruhe. Also handelte Dame Lydoria nach ihrem Geschmack in dem bischöflichen Palaste, regierte über die Dienstboten, besorgte die Ausgaben und erstreckte ihre ganze weltliche Macht sogar auf die Geistlichen. Sie setzte die Domherren ab, stellte die Pfarrcandidaten an, und machte dem Bischof einst solche Vorwürfe, weil er einen Vikarius im Geheimen und ohne seine Familie um Rath gefragt zu haben, erwählt hatte, daß der arme Greis den Kopf zu verlieren meinte. Acht Tage machte sie ihm Vorwürfe darüber, schrie und klagte; wenn er sich zu Tische setzen wollte, war das Mittagessen noch nicht fertig, er verlangte Morgens vergebens sein Frühstück, mußte aufstehen und seinen Kammerdiener suchen, der Beschäftigung durch Madame von Penevent erhalten hatte. Kurz die Hölle ist ein Paradies im Vergleich mit dem Leben, welches der unglückliche Bischof eine ganze Woche lang führte, ein Leben, welchem er nur dadurch ein Ende machen konnte, daß er ein Mittel fand, die Ernennung des Vikars zu widerrufen und dessen Stelle durch einen Schützling seiner Schwester zu besetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Thaten des Sieges-Herzogs Espartero, gegenwärtiger Regent Spanien's.

(Aus authentischen Quellen.)

Den 25. Mai 1817 wurde eben das Hochamt gefeiert in der Hauptkirche zu Cochabamba, als man immer näher rollenden Kanonendonner vernahm und bald die Gewißheit erhielt, daß die Stadt von den Insurgenten angegriffen worden. Ihr Anführer, La Madrid, galt für den tapfersten und geschicktesten aller Rebellenhäuptlinge in den spanischen Kolonien Südamerika's. Er bemächtigte sich einer der Citadellen, und Pezuela, der Oberbefehlshaber der spanischen Truppen, durfte keinen Augenblick verlieren, ihn daraus zu vertreiben, insofern er sich nicht in einer sehr gefährlichen Lage befinden wollte.

Bei dem zum Sturm durch das Loos bestimmten Bataillon diente ein junger Mann, der kaum seit einem Jahre sich in Amerika befand. Er war bis dahin immer Schreiber gewesen bei dem General Morillo und hatte noch nie Antheil an einem Gefecht genommen. Sein Aeußeres war zugleich ernst und mild, und in seiner Bescheidenheit, wie in seinen frommen Uebungen machte sich immer noch sein früherer Seminaristenstand bemerkbar.

Er war kaum 24 Jahr alt, aber unter seinem furchtsamen Aeußern war die Unerschrockenheit eines tapfern Kriegers verborgen. Er ergriff die erste Gelegenheit sich auszuzeichnen und bewarb sich um die Erlaubniß, thätigen Antheil an dem Sturme zu nehmen. Man entsprach seinem Verlangen und er eilte mit den Truppen vorwärts. Aber am Fuße der Citadelle wurden diese durch ein vollständiges Kanonenfeuer begrüßt und aus einander gesprengt. Vergebens bemühte sich der commandirende Officier die Soldaten aufs Neue zum Angriff zu bringen; er selbst fiel von einer Kugel getroffen. Ein dritter Angriff war nicht glücklicher. Schon waren sieben Offiziere geblieben und nur der junge Adjutant befand sich noch an der Spitze des Commandos. Er sammelte dasselbe und bat den General um eine Verstärkung von 50 Mann, die ihm auch zugestanden wurde. Ohne diese jedoch abzuwarten, wagte er noch einen Angriff. Er band ein Schupftuch um seinen Kopf, steckte seine zerrissene Halsbinde an die Degenspitze und rief: „Hundert Goldunzen dem, welcher sich zuerst der feindlichen Fahne bemächtigt." Dann stürmte er blindlings den Wall hinan und bemächtigte sich wirklich der Außenwerke des Forts. Hier gönnte er den Seinigen kaum eine viertelstündige Ruhe, wonach er abermals zum Sturme rief, der auch mit so großem Muthe in Ausführung gebracht wurde, daß die Republikaner, auf allen Widerstand verzichtend, nur daran dachten, durch schleunige Flucht über die steilen Felsen, wo mehrere derselben den Tod fanden, sich zu retten. Der junge

Offizier bemächtigte sich selbst der Fahne und färbte sie mit seinem Blute, das aus drei Wunden strömte.

Bald nachher wurde er zum Befehlshaber des Bataillons ernannt, mit dessen Hülfe er die eben erwähnte That in Ausführung gebracht. Nach dem Treffen bei Sapachni, wo La Madrid zum letzten Male den königlichen Truppen die Spitze zu bieten wagte, wurde er zum Oberstlieutenant und Regiments-Commandanten ernannt; 1822 befand er sich als Oberst an der Spitze einer Brigade und kehrte nach der Niederlage bei Ayacucho, wodurch die spanische Herrschaft in Südamerika vernichtet wurde, nach der iberischen Halbinsel zurück. Hier wurde er mit allen seinen Kriegsgefährten, die wie er unter dem entfernten Himmelsstrich für das undankbare Vaterland gekämpft, nicht zum besten aufgenommen. Man bezeichnete die ohne ihre Schuld aus Amerika Vertriebenen unter dem Namen Ayacuchos.

Es befanden sich darunter mehrere ausgezeichnete Männer, namentlich Narvaez, Alair, Seoane, Lopez, Rodil, Villalobos und Aldama ebensowohl als Maroto und Baldomero Espartero, der vorerwähnte Kriegsheld, gegenwärtig Graf von Luchana, Herzog von Morella, Siegesherzog, spanischer Grande erster Klasse, Ritter vom goldnen Vließ, Großkreuz der Ehrenlegion, des Bathordens, des portugiesischen Thurm- und Schwertordens, Generalcapitain der Armee und Generalissimus, Befehlshaber der äußern königlichen Garde und, seit Abdankung der Königin Christine, Präsident der Regentschaft, was mit andern Worten so viel bedeuten will als Regent von Spanien.

Espartero wurde 1793 in dem kleinen Dorfe Granadula, in der Provinz La Mancha geboren. Nach einigen war sein Vater ein Zimmermann, nach andern ein Wagner oder ein Fuhrmann. Ueber einen Punkt ist man einverstanden, nämlich, daß er sehr arm war und viele Kinder hatte. Baldomero war davon das neunte, nach ihm kam nur noch ein jüngerer Bruder. Von ziemlich schwächlicher Leibesbeschaffenheit, konnte sein Vater ihn nicht zu seinen Arbeiten gebrauchen, weshalb er in die Schule geschickt und zum geistlichen Stande bestimmt wurde. Einer seiner ältern Brüder, Pfarrer in einer benachbarten Stadt, bestritt die Kosten seiner Erziehung. Aus Dankbarkeit verschaffte Espartero ihm später die Pfründe eines Ehrenkaplans der Königin und eines Kanonikus von St. Isidor. Als solcher starb Manuel Espartero im Jahre 1839.

Der französische Einfall von 1808 erweckte in Spanien den alten Patriotismus wieder, der seit den Kriegen mit den Mauren keine Gelegenheit gefunden, sich zu bethätigen. Man weiß mit welch unerbittlichem Hasse der Spanier gegen jeden fremden Eroberer erfüllt ist; aber nirgends zeigte sich diese Abneigung stärker, als auf den Universitäten und Seminarien. Der Estudiante, von Natur und durch vorherrschende Neigung kriegerisch, gleichviel, ob er sich zum geistlichen oder einem andern Stande bestimmt, gehörte damals zu den feurigsten Vertheidigern der nationalen Selbstständigkeit. Es bildeten sich aus denselben mehrere Bataillone, und in einem derselben, das „blutige" genannt, diente der junge Espartero. Seine Studien waren bis dahin noch sehr unvollständig gewesen; mit um so größerer Vorliebe hatte er deshalb zu den Waffen gegriffen. Durch die Beschützung einer vornehmen Familie, bei welcher sein Bruder Kaplan war, fand er Aufnahme in einer Militairschule und verließ dieselbe in einem Alter von 23 Jahren als Unterlieutenant.

Spanien war um diese Zeit ruhig; Napoleon herrschte nicht mehr und der Kriegslärm war in ganz Europa verstummt. Allein jenseits des Oceans hatten die spanischen Kolonien zuerst gegen die neue Dynastie sich erhoben, welche der Franzosenkaiser zuerst dem Mutterlande aufdringen wollte; später setzten sie ihre Auflehnung auch gegen Ferdinand VII. fort, weil sie eine eigene Regierung zu haben wünschten. Um sie zum Gehorsam zu zwingen, wurde ein Heer nach Amerika geschickt, und Espartero erbat sich von dem General Morillo die Erlaubniß, thätigen Antheil an diesem überseeischen Feldzuge zu nehmen. Er gewann dadurch einen höhern Grad, und da er sich auf der Ueberfahrt dem General angenehm zu machen gewußt, ernannte ihn dieser zu seinem Adjutanten und Secretair und trug später nicht wenig zu seiner raschen Beförderung bei.

Wie alle Spanier war Espartero ein leidenschaftlicher Spieler. Dabei wurde er so außerordentlich vom Glücke begünstigt, daß er dem General Cantrac an einem einzigen Abend die ungeheure Summe von 16,000 Unzen Goldes (fast eine halbe Million Gulden) abgewann. Als dieser später nach und nach ihn bezahlen wollte, lehnte der junge Offizier jedes Erbieten solcher Art ab und sicherte sich dadurch einen warmen Freund und Gönner. Nichts desto weniger hatte er während des Feldzuges in Amerika sich ein bedeutendes Vermögen erspart, das sich der geringsten Schätzung nach, auf wenigstens 80,000 Pfund Sterling (960,000 fl. rh.)

belief. Durch die Ueberbringung der dem Feinde abgenommenen Fahnen, bewahrte er auch in Spanien den Rang eines Brigadegenerals und befehligte als solcher die zu Legrono stationirten Truppen. Hier wurde er mit der Familie des reichen Handelsherrn Santacruz bekannt, dessen einzige Tochter, alles Widerstrebens von Seiten des Vaters ungeachtet, 1825 seine Frau wurde.

Von nun an bis zum Anfange des Bürgerkrieges lebte er ruhig und unbemerkt. In Garnison zu Palma und von Zeit zu Zeit nach Barcelona sich begebend, wo er ebensowohl durch die Schönheit seiner Frau, als durch seinen Luxus Aufsehen erregte und Anhänger sich verschaffte, nahm er an den kleinen Ereignissen bis zu Ferdinand des VII. Tode im Jahre 1833 keinen Antheil. Jetzt aber erklärte er sich ohne Zögerung für die Königin Isabella und deren Mutter, die Königin-Regentin Christine, indem er zugleich den Wunsch ausdrückte, dem Kriegsschauplatze näher zu sein. Seinem Verlangen wurde Genüge geleistet und er erhielt den Oberbefehl in Biscaya. Hier schien ihn das Glück, das ihn so lange begünstigt, auf einmal verlassen zu wollen. Sein Gegner, der furchtbare Zumalacarregny bot ihm überall Schach. War er aber gegen diesen auch nicht glücklicher als alle seine Vorgänger, so fand er doch Gelegenheit, seine persönliche Tapferkeit in ein glänzendes Licht zu stellen und dadurch zuerst zum Feldmarschall-Lieutenant, später zum General-Lieutenant sich zu erheben. Fast immer geschlagen, war er nur einmal glücklich gegen Gomez und verzweifelte nie am Erfolg. Mit derselben Kaltblütigkeit, die Napoleon so sehr an dem alten Blücher bewunderte, vereinigte Espartero eine große Sorgfalt für seine Soldaten, welche ihn dafür vergötterten.

(Die Fortsetzung folgt.)

„Hand muß Hand wahren."

Folgender interessanter Vorfall ist kürzlich beim Untergerichte zur Entscheidung gekommen:

Der Altmeister des Töpferamts U. hatte den silbernen Amtsbecher für eine persönliche Schuld zum Faustpfande an S. versetzt, und sich flüchtig gemacht. Das Amt forderte den Becher als Eigenthum zurück. Der Beklagte entgegnete: „Hand muß Hand wahren — das Amt hat sein Eigenthum aus seinen Geweren gelassen, indem es den Becher dem Altmeister zum Aufbewahren übergab — an diesen muß es sich halten — ich gebe den Becher nur gegen Zahlung der Pfandschuld heraus." Hierauf erwiederte das klägerische Amt — „unter den obwaltenden Umständen, wo der Altmeister die Lade nach Zunftgebrauch aufbewahrt, kann man nicht sagen, daß das Amt den Becher aus seinen Geweren gelassen, vielmehr ist der Becher dem Amte durch U. gestohlen, und bei gestohlenen Sachen kann die Rechtsregel „Hand muß Hand wahren" nicht vorgeschützt werden. U. war eigentlich Diener des Amtes, und wenn der Diener des Herrn Sachen entfremdet, so kann der Besitzer den Herrn nicht mit jener Rechtsregel zurückweisen. Endlich ist Beklagter nicht in gutem Glauben gewesen, weil er beim Versatze wußte, daß der Becher dem Amte gehöre."

Das Gericht verurtheilte den Beklagten den Becher ohne Weiteres herauszugeben, aus folgenden Gründen: „da die Parteien darüber einig sind, daß zur Zeit als Beklagter den Becher von dem damaligen Altmeister U. erhalten, derselbe Eigenthum des Amtes gewesen, ein Altmeister des Amtes aber Silbergeräth nicht eigenmächtig angreifen, und am wenigsten zu seinem Privatnutzen veräußern, also auch nicht verpfänden darf, so steht der Vindication an sich und abgesehen von der Parömie Hand muß Hand wahren nichts entgegen, jene Rechtsregel findet hier aber keine Anwendung, weil sie voraussetzt, daß der Vindicant den Gegenstand der Vindication mit seinem guten Willen aus seiner Gewere gelassen hat, also hinweg fällt, wenn die Sache ihm entfremdet, gestohlen oder unterschlagen ist. Der letztere Fall ist aber insofern eingetreten, als man nicht sagen kann, das Amt habe den Becher aus seiner Gewere gelassen, indem es zugab, daß eins seiner Mitglieder, der zeitige Altmeister, gewissermaßen als sein Diener, oder doch als derjenige, dem vermöge der Zunftverfassung es zukam, die Gewere, welche dem Amte an seinem Patrimonium zusteht, in des Amtes Namen auszuüben und zu vertreten, die Amtslade mit dem Becher in sein Haus nahm. Vielmehr sind die Sachen nach wie vor in dem Umfange der Gewere des Amtes geblieben, und ist der Becher erst dadurch, daß U. denselben dem jetzigen Beklagten widerrechtlicher Weise einhändigte, aus des Amtes Gewere in eine andere Gewere und zwar als „Duwe"*) gekommen. Unter diesen Umständen ist der sonst allerdings zu berücksichtigende gute oder böse Glaube des Beklagten nicht weiter in Betracht zu ziehen."

Diese Skizze mag auch dazu dienen, die mancherlei irrigen Ansichten, welche über die Bedeutung von „Hand muß Hand wahren" im Publikum obwalten, zu berichtigen.

*) Gestohlenes Gut.

Auflösung der Charade in Nro. 44.

Alpenkönig.

Miscellaneen.

(Berlin, 27. Mai.) Von dem nun kräftig ins Leben getretenen Project der Frankfurt-Breslauer Eisenbahn erwartet man jetzt, da dieser Gedanke unter ganz andern Verhältnissen wieder aufgenommen wird als vor drei Jahren, die günstigsten Resultate. Kommt es, wie kaum zu zweifeln ist, zu Stande, so werden wir binnen längstens fünf Jahren den vor fünf Jahren noch chimärischen Gedanken verwirklicht sehen, eine Verbindung der Nordsee mit dem adriatischen Meere durch eine Eisenbahn! Denn die Berlin-Hamburger Bahn wird aufs thätigste betrieben, an der Berlin Frankfurter ist verwichenen Montag zu arbeiten begonnen worden, die Unternehmung der oberschlesischen Bahn von Breslau zum Anschluß an die Kaiser-Ferdinands Nordbahn ist gleichfalls in eifrigster Organisation begriffen, und an dem schöpferischen Thätigkeitssinn der Wiener, sich mit Triest und Venedig zu verbinden, ist auch kein Zweifel mehr. Und alle diese Ringe der Riesenkette werden gleichzeitig geschmiedet. So rollt denn Europa auf den Eisenbahnen in einem Jahrzehnt um ein Jahrhundert vorwärts! Es geschehen Wunder vor unsern Augen, gegen welche die sieben Fabelwunder der alten Welt verschwinden.

(Hagestolzensteuer.) Dem Repräsentantenhause in Katalonien wurde eine Petition überreicht, mit der Bitte, daß den Junggesellen über 30 Jahren eine Steuer aufgelegt werden möge. Die Eingabe wurde der Commission über „inländische Manufacturen" überwiesen.

(London, 24. Mai.) Der Herzog der Normandie, welcher seine Ansprüche auf Frankreich's Thron vor den französischen Gerichten nicht durchsetzen konnte, lebt bekanntlich hier von den Unterstützungen der Legitimisten, deren Viele ihn für den ächten Ludwig XVII. halten, und beschäftigt sich unter Anderm mit Kunstfeuerwerken. Letzten Samstag stellte er vor einer zahlreichen Gesellschaft in Camberwell-Greve mit verschiedenen neu erfundenen Brand- und Zündstoffen Versuche an. Demnächst wird derselbe in Woolwood eine neue Art Racketen probiren, deren Wirkung so schrecklich sein soll, daß, wenn diese Racketen einmal bekannt sind, jede Nation sich hüten wird, um Kleinigkeiten Krieg anzufangen, blos aus Furcht vor dem Zerstörungsmittel des Herzogs der Normandie.

(Paris, 25. Mai.) Das Wasser aus den artesischen Brunnen von Grenelle ist fortwährend warm und strömt in unverminderter Menge; leider behält es aber seine häßliche Farbe, hellt sich nicht auf und wird schwerlich jemals hell werden.

(Laura's Bild.) Petrarch schildert in einem seiner Briefe seine Geliebte folgendermaßen: „Ich sah sie zum ersten Male, angethan mit einem grünen Mantel, auf dessen blühendem Grunde Veilchen malerisch zerstreut waren; eine verschwenderische Fülle goldener Locken wallte auf ihren Mantel nieder; es zeichnete sie ein hohes und doch anmuthiges Wesen vor Allen aus, welche sie umgaben. Die himmlische Schönheit ihres Gesichtes wurde gehoben durch einen Hals von blendender Weiße, über ihren glänzenden Augen wölbten sich dunkle, schwarze Brauen; ihr Mund, auf dessen Lippen sich die glühende Farbenpracht der Rose zu spiegeln schien, ließ eine herrliche Reihe Alabaster-Zähne durchschimmern; das Bild dieser körperlichen Anmuth vollendeten: die zarteste Hand, der kleinste, niedlichste Fuß, ein heiterer, unschuldiger, natürlicher Ausdruck des Gesichts, eine helle, wohltönende Stimme, deren Klang unmittelbar zur Seele drang." Petrarch sah seine Geliebte zum ersten Male an dem Charfreitag des Jahres 1327 in der Kirche von „Santa Chiara", wohin er auch gewallt war, um sich in Anbetung des sterbenden Erlösers zu verlieren.

(Salzburg, 22. Mai.) Sie werden schon gehört haben, welchen antiquarischen Fund man hier bei der Grundsteinlegung zu dem Monument unseres Mozart's machte. Der größere der beiden auf dem Michaelsplatze mitten in der Stadt gefundenen Mosaikböden hat 16 Fuß Breite und 23 Fuß Länge, ist dabei von der seltensten Schönheit. Er lag nur 6 Fuß unter dem Pflaster. Beim Verfertigen der Grundmauern fand man sieben bronzene Münzen mit dem Bildniß Constantin's, viele Thierknochen, unter denen sich besonders riesige Oberknochen auszeichnen, Hufeisen, Schlüssel, verschiedene Fibulä, Schlacken von geschmolzenem Metalle, Mauertrümmer und Stücke bemalter Zimmerwände. Daneben befindet sich ein ganzes Zimmer mit einem gut erhaltenen, mit Rosetten verzierten Mosaikboden. Die Wände sind roth bemalt, in Felder abgetheilt, auf welchen Vögel und Blumen als Verzierung angebracht sind. Dieses Zimmer ist bis jetzt nur zur Hälfte sichtbar, weil auf der andern Hälfte noch 2 Fuß hoher Schutt liegt, auf welchem ebenfalls weiße und graue Mosaik-Bruchstücke vorkommen, die etwa 4 Fuß tief unter dem Pflaster liegen. Ist dieser Schutt vorgeschafft, so wird man den anderen aus weißen und rothen Stücken zusammengefügten Mosaikboden auch bis zu seinem Ende verfolgen können. Außerdem fand man eine aus ungeheueren Quadern gebildete Grundmauer und ein schönes aus Sandsteinen gemachtes Trotteir; wohin aber dieser Weg führt und was man sonst noch entdecken wird, steht zu erwarten. Die Nachsuchungen sollen eifrigst fortgesetzt werden; wer weiß, was unsere alte Juvavia uns noch bescheert. — Da man die Mosaikböden zu heben gedenkt, so wird das Monument Mozart's diesen Herbst nicht aufgestellt. Die Aufstellung und Enthüllung bleibt bis zum August kommenden Jahres verschoben.

(Braunschweig.) Die Angabe der Europa, als habe der Capellmeister Methfessel in Braunschweig wegen Hartherzigkeit seine frühere Stellung quittiren müssen, ist zu berichtigen. Madame Methfessel, geb. Lehmann, lebt noch allzusehr in der Erinnerung früherer goldener Zeiten, die ihr fortgetanzt sind; und die alte Caprice kömmt nur zu oft in Conflict mit den rücksichtslosen Anordnungen der Regie. So veranlaßte sie denn ihren braven und gutmüthigen Gatten, seinen Abschied zu verlangen, in der Meinung, die Intendanz werde das Gesuch zurückweisen. Herr Methfessel ist aber durchaus entbehrlich und kann durch Herrn

Müller, der sich diesen Augenblick in Paris aufhält, vollkommen ersetzt werden. Herrn Methfessel ist eine Pension von 300 Thlrn. ausgesetzt worden. Auch hier tritt wieder deutlich die bekannte Generosität des Herzogs hervor, die sich erst ganz kürzlich auf eine fast unbegreifliche Weise am Balletmeister Weidner offenbart hat, dem trotz seiner Ungezogenheiten, trotz eines wiedererlangten Engagements in Wiesbaden, eine anständige Pension ausgesetzt wurde.

(Theodor von Kobbe,) der Herausgeber der „humoristischen Blätter" in Oldenburg beabsichtigt, im Laufe dieses Sommers Holland zu bereisen und demnächst die Erlebnisse desselben der Literatur darzubringen. Deus ex machina, der Herrn von Kobbe überall Abendthener entgegenführt, wird auch in dem noch wenig ausgebeuteten Holland den liebenswürdigen Humoristen begleiten.

(Meyerbeer.) Am Ende der Königsstraße, bei der sogenannten Königsbrücke, ist ein bedeckter Colonadengang. Mich zogen immer die hohen Bäume an, die über das alte Mauerwerk im Palladiostyle hineinragten und einen herrlichen nach der Spree auslaufenden Park verriethen. Gestern besuch' ich in der neuen Friedrichsstraße einen Vetter. Aus den Fenstern seines Hinterhauses erblickt man jenen kleinen Park und eine Menge von Holzplätzen, die hinten von der Spree begränzt werden.

„Weißt Du, wem dies Alles hier gehört?"

„Nun?"

„Niemanden anders, als Meyerbeer. Die selige jüdische Dame Liepmann Meyer Wolf war die Pathe des kleinen Meyerbeer und machte ihm mit diesem Garten ein Wiegengeschenk. Das Grundstück bringt Meyerbeer jährlich 7000 Thlr. Miethe ein. Jetzt ist es fast ganz in Holzlagerplätze verwandelt, die noch besser rentiren. Die Arbeiter sägten große Baumstämme. Giacomo feilt in Baden-Baden an seinen Anabaptisten — — — Wie wunderlich durchkreuzen sich die Quellen, die den Reichen ihren Reichthum bringen!

(Friedrich II. und Pastor Gründel.) Dem großen Könige entging, wie allbekannt, auch nicht das Kleinste, was auf Vermehrung des Glückes der einzelnen Stände seines Volkes Einfluß hatte. In dieser Beziehung wünschte er namentlich, daß die Landleute sich zur Aneinanderlegung ihrer Aecker entschließen möchten, weil dadurch manche beträchtliche Bodenstrecke für den Anbau gewonnen und bei der Bearbeitung viel Zeit erspart werden könne. Allein fast überall widerstrebte man aus Vorurtheil oder Eigennutz dieser wohlthätigen Absicht. Dennoch gab der König seinen Plan nicht auf, sondern versuchte jedes geeignete Mittel, denselben durchzusetzen. — Bei einer seiner jährlichen Bereisungen Schlesien's kam der Monarch auf dem Wege von Neiße nach Brieg durch das eine Meile von der letzten Stadt gelegene Dorf Kreisewitz. Hier mußte er verweilen, da ein augenblicklicher Pferdebeschlag nöthig war. Er ließ vor die Schmiede fahren und blieb im Wagen sitzen. Von hier aus richtete er an den Grundherrn des Dorfes nur einige Worte; denn da er den Ortsgeistlichen, den Pastor Gründel, erblickte, wendete er sich sogleich an diesen mit folgender Anrede: „Er ist der Geistliche des Orts. Komm er doch näher! Hör' Er 'mal, ich wünsche so sehr, daß die Bauern ihre Aecker an einander legen, aber die Leute folgen mir nicht. Ich dächte, Er predigte über die Sache, das könnte Eindruck machen. Aber weiß Er auch einen Text? Nun, ich will Ihm einen sagen." Der König, ein sehr starker Bibelkenner, bestimmte eine Bibelstelle zu der befohlenen Predigt; der Pastor versprach, schon an einem der nächsten Sonntage diesen Text zu benutzen und der Monarch entließ ihn sehr gnädig. Pastor Gründel hielt darauf die Predigt ganz im Sinne des Königs und schickte diesem eine Abschrift derselben nach Potsdam. Wenige Wochen nachher empfing Gründel von dem schlesischen Provinzial-Minister, Grafen von Hoym, ein Schreiben des Inhalts: „Seine Majestät, der König, haben befohlen, daß Ihnen die in Schlesien zunächst erledigte Pfarre königlichen Patronats, wenn Sie sich dadurch bedeutend verbessern, conferirt werden soll. Es wird Ihnen deshalb aufgegeben, sobald Sie von einer solchen Erledigung hören, sich sofort zu melden." Auf diese Zuschrift entgegnete der Pastor: „Ich fühle mich durch die außerordentliche Gnade meines großen Königs sehr beglückt. Allein, da ich der Meinung bin, daß das zwischen einer Gemeinde und ihrem Seelsorger einmal geknüpfte Band ein unauflösliches sein soll, besonders wenn, wie das bei uns der Fall ist, zwischen der Gemeinde und dem Geistlichen volle Harmonie besteht, daß ein solches Band am wenigsten wegen einer äußeren Verbesserung des Pfarrers zerrissen werden. So danke ich denn unterthänig für das mir zu Theil gewordene huldvolle Anerbieten, werde aber nie davon Gebrauch machen." Dieses wahrhaft geistliche und leider! so seltene Benehmen erwarb dem Pastor Gründel doppelte Liebe und Verehrung bei seiner Gemeinde, und er lebte, obschon sein Einkommen nicht bedeutend war, doch sehr glücklich in ihrer Mitte und erreichte das fünfundachtzigste Lebensjahr. Er selbst hat dem Erzähler den Verlauf der Sache mitgetheilt, wie dieser ihn so eben berichtet, heiter zurückblickend auf seinen damaligen Entschluß.

(Amusantes.) Um des berühmten, 1820 zu Wien verstorbenen Arztes Frank Sterbebette, saßen acht seiner Collegen, berathend — der Sterbende lachte laut und sagte: „Mir fällt der französische Grenadier auf dem Schlachtfelde von Wagram ein, der von 8 Kugeln durchbohrt, dalag; „Sapperment," rief er, „8 Kugeln braucht man also, um einen französischen Grenadier des Leben zu nehmen."

(In Gotha) endete am 27. Mai einer der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands, der herzogl. Finanzrath C. W. Arnoldi, der Stifter der Lebens- und Feuerversicherungs-Banken für Deutschland, sein dem Menschen und Staatswohl gewidmetes Leben.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 46.

Bremen, Donnerstag den 10. Juni 1841.

Gestorben:

Nro. 529. Den 5. Juni. Des Arb. Joh. Diedr. Kehlenbeck Sohn (gleich nach der Geburt gestorben); Buntenthorssteinweg Nro. 234.

— 530. Den 5. — Des Graveurs Herm. Friedr. Bolte Tochter, 1¼ Jahr; Stephanithorswallstraße Nro. 1.

— 531. Den 6. — Des Weisbäckers Cord Hinrich Sorger Sohn, 3 Wochen; gr. Fuhrleutestr. Nro. 47.

— 532. Den 6. — Des Arb. Joh. Diedr. Krull Sohn, 5 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 57.

— 533. Den 6. — Des Küpermeisters Joh. Friedrich Fricke Ehefr., geb. Meisselbach, 29½ Jahr; Schlachte Nro. 30.

Nro. 534. Den 6. — Des Cigarrenmachers Peter Joseph Naber Tochter, 5 Monat; kl. Allee Nr. 9.

— 535. Den 7. — Des verst. Schuhmachers Anton Greve Wittwe, geb. Demetter, 44 Jahr; Heinkenstraße Nro. 3.

— 536. Den 7. — Des verst. Uhrmachers Carl Friedr. Konitzky Wittwe, geb. Kooke, 63 Jahr; gr. Allee Nro. 7 A.

— 537. Den 7. — Christ. Friedrich von Flandern, 22 Jahr; am Hohenthore Nro. 34 C.

— 538. Den 7. — Der Cigarrenmacher Georg Heinr. Lorentz, 24¼ Jahr; Krecklos Hof Nro .2.

— 539. Den 9. — Des verst. Knochenhauers Hinrich Fischer Wittwe, geb. Talla, 88 Jahr; Doventhorswall Nro. 30 B.

Geboren:

Nro. 696 und 697. Den 4. Juni. Des Küpergesellen Philipp Stürmer Ehefr., geb. Schier, Kaufmanns-Mühlenkamp Nro. 13; von Zwillings Knaben.

— 698. Den 5. — Des Arb. Joh. Christ. Holle Ehef., geb. Früchtenicht, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 699. Den 5. — Des Arb. Joh. Diedr. Kehlenbeck Ehefr., geb. Stubbemann, Buntenthorssteinweg Nro. 234; von einem Knaben.

— 700. Den 5. — Des Stuhlmachers Gerh. Hinrich Timpe Ehefr., geb. Moritz, gr. Johannisstraße Nro. 64; von einem Knaben.

— 701. Den 6. — Des Arb. Heinr. Ludwig Ehefr, geb. Stüncker, kleine Annenstraße Nr. 19; von einem Knaben

— 702. Den 6. — Des Schuhmachers Carl Baumann Ehefr., geb. Hampe, hinterm Paulsberg Nro. 24; von einem Mädchen.

— 703. Den 6. — Des Kappenfabrikanten Friedrich Georg Wagner Ehefr., geb. Schwan, Faulenstraße Nro. 68; von e. Knaben.

Nro. 704. Den 6. — Des Arb. Joh. Hinr. Krack Ehef., geb. Kämena, Hastedt Nro. 74; von einem Knaben.

— 705. Den 6. — Des Buchhalters Carl Heinrich Aug. Hollmann Ehefr., geb. Deppe, Grünenstraße Nro. 96; von einem Knaben.

— 706. Den 7. — Des Krameramtsgenossen Johann Wilh. Keilholz Ehefr., geb. Lankenau, Osterthorssteinweg Nro. 57; von einem Knaben.

— 707. Den 7. — Des Waarenmäklers Heinrich Aug. Hunicke Ehefr., geb. Engelken, Buchtstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 708. Den 7. — Des Pastors zu St. Pauli Joh. Adolph Iken Ehefr., geb. Rodewald, Osterstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 709. Den 7. — Des Zimmergesellen Joh Andreas Tappe Ehefr., geb. Wilkens, Walldammstraße Nro. 21; von einem Mädchen.

— 710. Den 9. — Des Malers Joh. Nicol. Bullerdieck Ehefr., geb. Köster, Rembertistraße Nro. 28 A; von einem Mädchen.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen

der Stadt Bremen.

Die Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 46.

Bremen, Donnerstag den 10 Juni 1841.

Geboren:

Am 5. Juni, Frau Wtw. Joh. Diedr. Meyken, bed. Sohn (zieht nach der Gemeinde Grambke); Fuhrmannsbeschäftigung Nro. 234.

Den 5. — Frau Conrad Heinr. Meyer, Tochter, 14 Tage; Entbindungsanstalt. Große Nro. 1.

Den 6. — Frau Wilhelmine Cath. Friedr. Seeger, Sohn, 3 Wochen; Tischlermstr. Nro. 47.

Den 8. — Frau Wtw. Joh. Diedr. Aug. Sohn, 8 Tage; Hausmannsbeschäftigung Nro. 37, Beide Eltern, ref. Bekenntniß, 28½ Jahre; Schlacht Nro. 30.

Getraute:

Nro. 704. Den 6. — Frau Wtw. Joh. Heinr. Aug. Ehrl, geb. Meinert, Tochter Nro. 74; von ebend. Knaben.

— 705. Den 6. — Frau Buchhalters Carl Friedr. Aug. Hollmann Ehefr., geb. Caspe, Ehrenfriedsstraße Nro. 86; von einem Knaben.

— 706. Den 7. — Frau Kaufmann Johann Wilh. Rudolph Ehefr., geb. Kaufmann, Langenstraße Nro. 97; von einem Knaben.

— 707. Den 7. — Frau Maurermstrs. Friedr. Aug. Hunke Ehefr., geb. Engelken, Knochenhauerstraße Nro. 9; von einem Knaben.

— 708. Den 7. — Frau Packers zu St. Pauli Joh. Joseph Alex. Ehefr., geb. Hartmann, Osterstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 709. Den 7. — Frau Zimmermstrs. Joh. Heinrich Caspar Ehefr., geb. Müllers, Vahrenkamp, Große Nro. 21; von einem Mädchen.

— 710. Den 8. — Frau Maurer Joh. Nicol. Ludw. Ernst Ehefr., geb. Röhrs, Bremerhafenstraße Nro. 28 A; von einem Mädchen.

Nro. 331. Den 6. — Frau Cigarrenmacher Peter Joseph Jacob Lochter, 5 Monat; N. Mühr Nr. 9.

— 332. Den 7. — Frau verw. Schuhmacher Anton Christ. Wilhelm, geb. Timmerey, 44 Jahre; Breitenbusch Nro. 3.

— 333. Den 7. — Frau verw. Uhrmacher Carl Friedr. Ludwig Wilhelm, geb. Noah, 59 Jahre; Nro. 7 A.

— 334. Den 7. — Ehefr. Heinrich von Hantern, 22 Jahre an Unterleibsentz. Nro. 31 C.

— 335. Den 7. — Frau Cigarrenmacher Georg Heinr. Georg, 24½ Jahr; Neustadt Nro. 2.

— 336. Den 9. — Frau verw. Maschinenbauer Heinrich Friedr. Wilhelm, geb. Klein, 68 Jahre; Convulsionen Nro. 30 B.

Getraute:

Am 4. Juni, Frau Wtw. Joh. Heinr. Aug. Ehrl, geb. Meinert, Tochter Nro. 74; von ebend. Knaben.

Den 6. — Frau Buchhalters Carl Friedr. Aug. Hollmann Ehefr., geb. Caspe, Ehrenfriedsstraße Nro. 86; von einem Knaben.

Den 7. — Frau Kaufmann Johann Wilh. Rudolph Ehefr., geb. Kaufmann, Langenstraße Nro. 97; von einem Knaben.

Den 7. — Frau Maurermstrs. Friedr. Aug. Hunke Ehefr., geb. Engelken, Knochenhauerstraße Nro. 9; von einem Knaben.

Den 7. — Frau Packers zu St. Pauli Joh. Joseph Alex. Ehefr., geb. Hartmann, Osterstraße Nro. 20; von einem Knaben.

Den 7. — Frau Zimmermstrs. Joh. Heinrich Caspar Ehefr., geb. Müllers, Vahrenkamp, Große Nro. 21; von einem Mädchen.

Den 8. — Frau Maurer Joh. Nicol. Ludw. Ernst Ehefr., geb. Röhrs, Bremerhafenstraße Nro. 28 A; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 47.

Bremen, Sonntag den 13. Juni 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 13. Juni.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Pieter.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Triveranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Pietor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Cantate

zur Einweihung der Kirche der ersten deutschen protestantischen Gemeinde zu New-Orleans (4. October 1840) *)

(von Dr. Autenrieth.)

Dir Urquell alles Seins,
Auf dessen Wort: „Es werde!"
Aus einem ew'gen Nichts
Sich Himmel schuf und Erde,
Von dessen Herrlichkeit
Die Firmamente zeugen,
Vor dem anbetend sich
Die Kniee Aller beugen,
Dies Haus in Demuth weih'n
Zu deinem Dienst wir ein.

Sieh' gnadenvoll herab
Und segne diese Halle,
Daß Licht und Wahrheit nur,
Und Eintracht stets hier walle;
Daß, wer in Sünde irrt,
Hier kehr' zum Tugendwege;
Und jede Brust voll Gram
Hier Tröstung finden möge;
Daß deines Glaubens Macht
Verscheuche Zweifels Nacht.

Und deines Sohnes Wort, —
Der höchsten Liebe Lehren, —
Nein, wie aus seinem Mund,
Laß' es uns immer hören,
Damit Erlösung wir
Von allem Übel finden,
Und deine Vaterhuld
Durch Wort und That verkünden;
Weih' uns das Haus zum Ruhm,
Weih' es zum Heiligthum!

*) In Musik gesetzt von Herrn G. P. Manouvrier und gesungen von dem „Deutschen Liederkranze" mit Instrumental-Begleitung von deutschen Musikfreunden in New-Orleans.

Marie.

(Fortsetzung.)

Jetzt, da man alle Details kennt, begreift man wohl die Verlegenheit, worein der gute Bischof versetzt wurde, als er sich mit dem jungen Mädchen seiner Wohnung näherte. Er hatte zuerst der Leidenschaft seines Herzens und der so natürlichen Theilnahme, welche die Trauer Mariens ihm einflößte, nachgegeben; aber jetzt bereute er fast seine menschenfreundliche Handlung, denn er fühlte wohl, daß seine Schwester kein fremdes Mädchen aufnehmen würde, und vorzüglich eine Fremde, deren Einführung sie dem Prälaten noch nicht bewilligt hatte. Er bemühte sich, irgend ein Mittel zu finden, der strengen Wächterin seine Schutzbefohlene in einem günstigen Lichte vorzustellen. Aber er konnte keinen Kuchen von Honig und Mohn machen, um sie in die drei offenen Rachen des Cerberus zu werfen. Trotz der strengen Jahreszeit rann der Schweiß von seiner Stirn und sein Herz pochte ungestüm. Allein er konnte nicht wieder umkehren, das Loos war geworfen, er mußte vorwärts gehen und an die Folgen seines Entschlusses nicht denken. Marie hätte, da sie jetzt die Abtei von Notre-Dame verlassen, alle Thüren unerbittlich verschlossen gefunden, wenn sie Willens gewesen wäre, wieder dahin zu gehen. Er ging also der Gefahr entgegen, indem er die Maulesel leise schalt, daß sie zu schnell liefen, und indem er nicht Muth genug hatte, je näher sie seiner Wohnung kamen. Endlich hielten die Maulesel an; einer der beiden Pagen, die der Sänfte folgten, zog deren Vorhänge zurück und reichte die Bank, welche bei dieser Beförderung als Tritt dient.

Der Bischof stieg zuerst heraus und in unwillkürlicher Erinnerung an die alte Galanterie seiner Jugend, nahm er seine Mütze ab und bot Marie den Arm, auf welchen sie sich zitternd stützte. So bestiegen sie die Stufen des bischöflichen Palastes zu Soissons.

Drittes Kapitel. — Man muß nicht zum Fenster hinaus sehen.

Nichts macht so beredt und gewandt, als die Nothwendigkeit. Der gute Bischof wußte, als er die ersten Stufen der Treppe bestieg, noch nicht, wie er Marie der fürchterlichen Wittwe vorstelle, damit sie eine weniger schreckliche Aufnahme zu erwarten habe. Aber je näher er seiner Schwester kam, und die unermeßliche Gefahr immer mehr fühlte, vereinigten sich seine verwirrten und furchtsamen Gedanken, bildeten sich in einen verständlichen Zusammenhang und lehrten ihm mehrere Mittel, um die schwierige Ankunft des jungen Mädchens auszugleichen. Indem er die Treppe betrat, war er entschlossen der Frau Lydoria zu sagen, daß die junge Nonne nur für einige Zeit zu ihnen käme, daß er über Schicksal nicht bestimmen wolle, bis er den guten Rath seiner Schwester angehört hätte; er nahm sich sogar vor, keinen Wunsch zu äußern, daß er Marie lange bei sich behalten wolle, und gedachte die Staatsklugheit so weit zu treiben, sogar Widerwillen gegen letzteren Entschluß zu zeigen. Es wäre ohne Zweifel alles gelungen, aber das Unglück stellte die Pläne des ehrwürdigen Greises zerstören, und in dem Augenblick, wo der vorausgehende Page die Thüre der Frau Lydoria öffnete, that er dies aus Unbedachtsamkeit oder aus Heftigkeit so ungestüm, daß er die erzürnte Wittwe, welche ihrem Bruder entgegenkam, an der Stirne verwundete.

Der Page erhielt eine Ohrfeige von der dürrsten Hand, die jemals an dem Arme einer alten Frau gesehen worden ist. Aber dieser Schlag auf die rothe und weiße Wange des Schelmen besänftigte ihren Zorn und ihren Schmerz nicht. Der Bischof sah beim ersten Blick auf sie und seinen Schützling, daß Alles verloren war, er hätte fliehen mögen, und verlor jetzt ganz den Kopf. Marie stand, schlotternd wie ein junges Mädchen, welches zum erstenmale das Kloster verläßt, zitternd und gesenkten Blickes da.

Nun, mein Bruder, schrie die Wittwe, welche durch die Heftigkeit des Zorns noch häßlicher aussah, was soll das heißen? Soll unser Haus ein Zufluchtsort für alle Vagabunden sein, die Du auf der Straße findest?

Meine Schwester, stammelte der Bischof, ohne zu wissen, was er sagte, was soll aus dem armen Kinde werden, wenn Du sie verläßt?

Wer ist denn das arme Kind? fragte die verdrießliche Dame.

Der Bischof erzählte ihr kurz die Geschichte Mariens.

Das fehlte uns noch, einen Bastard in unserm Hause zu haben, unterbrach ihn die Wittwe. Bei der heiligen Lydorie, meiner Schutzpatronin, da haben wir's. Gott gebe nicht, daß sie uns Schande macht oder daß sie den Eingepfarrten die Fehler ihres Bischofs offenbart.

Pfui, Schwester, pfui! schrie der Prälat unwillig, wie können solche Worte von Deinem Munde ausgesprochen werden, und vor meinen Hausleuten, vor diesem jungen Mädchen?

Du wirst sehen, daß dieses junge Mädchen, das mir

schon Deine Predigten verschafft, bald mir selbst welche halten wird! Jage mich fort — gieb ihr meine Stelle. Besser jetzt als später.

Marie, welche heiße Thränen weinte, warf sich der Frau Lydoria zu Füßen.

Madame, sprach sie, ich habe kein Asyl, keinen Führer, keine Stütze, ich bin allein auf der Welt. Ich komme aus einem Kloster, woraus man mich vertrieben hat, und wo ich fast schon seit meiner Geburt gelebt. Aber ehe ich dem Herrn Bischof Kummer verursachen sollte, ehe ich Ihren Zorn errege, will ich lieber diese Wohnung verlassen, ja lieber sterben.

Frau Lydoria hatte nur ihr Bedürfniß zu schelten befriedigen, aber keine schlechte Handlung begehen wollen; die Verzweiflung Mariens rührte sie um so mehr, als die Wunde, welche sie erhalten hatte, schon nicht mehr schmerzte.

Nur ruhig, sagte sie, so geht das noch nicht, es soll in Soissons nicht heißen, daß die von meinem Bruder gastfreundlich aufgenommenen Personen von mir aus dem bischöflichen Palaste verjagt werden. Bis wir beide eine gute Auskunft für Sie gefunden, bleiben Sie hier. Folgen Sie mir, und lassen Sie das unnütze Schluchzen.

Marie war an die Liebkosungen und die mütterliche Sorgfalt der Aebtissin gewöhnt und hatte nach deren Verlust im Kloster nur Kälte und Gleichgültigkeit gefunden; so roher Schutz, den man ihr als Almosen zuwarf, brach ihr Herz und sie mochte von solcher Gastfreundschaft nichts wissen.

Folgen Sie meiner Schwester, sagte sanft der Bischof.

Kommen Sie doch, sagte Lydoria. Dabei ergriff sie den Arm der jungen Dame, welche sich wie ein Sperling in Adlersklauen befand, und zog sie in ihr Zimmer. Das Mädchen war so mild und ihr Charakter so lieblich, daß sie endlich durch geduldiges Ausharren die Zuneigung, fast die Liebe der alten Frau gewann, aber diese liebte auch ihren Bruder, und Marie litt oft, wenn der fromme Bischof gepeinigt wurde. Sobald sie nur irgendwie die Befehle der Wittwe nicht richtig vollzogen, mußte sie harte Vorwürfe über ihre unbekannte Geburt, ihre Armuth und die Gnade, die ihr der Bischof angedeihen lasse, vernehmen. Übrigens war sie fast ganz Kammermädchen der Wittwe, verließ sie keinen Augenblick und schlief neben ihr in einem kleinen Cabinet. Sobald Frau Lydoria schlaflose Nächte zubrachte, rief sie Marie mit unerbittlicher Stimme und raubte ihr die einzige Tröstung — dann mußte diese aufstehen, sich zu ihr setzen ihren Husten anhören, Klagen über Schlaflosigkeit aushalten und aus dem Gebetbuche vorlesen, bis die Augen der alten Dame zufielen. Dann schlich Marie ins Bett, und schätzte sich glücklich, wenn sie nicht noch einmal die schläfrige Gebetlection übernehmen mußte. Marie durfte nicht gähnen, durfte kein Frösteln zeigen, nicht selbst einschlummern, sonst hätte sie harte Vorwürfe über Undankbarkeit gehört. So unterlag das arme Kind allen solchen Leiden. Die frischen Wangen erblaßten, eine seltsame Gluth strahlte in ihren Augen, und blaue Streifen zogen sich darunter her. Niemals, selbst nicht wenn der Bischof ihr ein freundliches Wort sagte, konnte sie lächeln, diese freundlichen Worte mußten aber verstohlen gesagt werden, denn Frau v. Penevent war doppelt mürrisch, wenn sie merkte, daß Mariens Loos Mitleid errege.

„Als ob ich sie unglücklich machte! Ich behandle sie wie meine Tochter, sie verläßt mich nie, und sieht so traurig aus, als ob sie das beklagenswertheste Geschöpf auf der Welt ist! Was kann ich dafür, daß sie übler Laune und ungefällig ist, sie stellt sich mir fremd, zittert vor meiner Stimme. Das ist unerträglich, aber sie ist eine Waise, hat keine Stütze als mich, und ich muß Geduld haben, denn was würde aus ihr, wenn ich sie verließe? Ja, Marie, nicht wahr, ohne mich haben Sie kein Brod, keinen Zufluchtsort?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Thaten des Sieges-Herzogs Espartero, gegenwärtigen Regenten Spanien's.

(Fortsetzung.)

Nach Zumalacarregny's Tode, den 25. Juni 1835, gewannen die Umstände eine andere Wendung. Cordova, der einzige constitutionelle General, der sich bis dahin wirklich ausgezeichnet hatte, nahm nach den Ereignissen von La Granja seinen Abschied und begab sich nach Frankreich. Quesada, Saarsfield, Rodil, Valdez und Mina waren nach einander von den Karlisten geschlagen worden, die jedoch nichts weniger als einig waren. Espartero, der im September 1836 zum Oberbefehlshaber der Armee der Königinnen ernannt wurde, benutzte sehr geschickt diese Umstände und wendete sie bald so sehr zu seinem Vortheile, daß er nicht

mehr bloß dem Namen nach Vicekönig von Navarra und Generalcapitän der baskischen Provinzen war.

Hätte der Kronprätendant um diese Zeit einen General gehabt, der im Stande gewesen wäre, Zumalacarregny zu ersetzen, so würden die Christinos ohne Zweifel eine vollständige Niederlage erlitten haben. Allein glücklicher Weise für diese und für Espartero, befanden sich die Karlisten in keinem bessern Zustande als dessen Truppen. Der unbeugsame Wille und die ungestümen Talente des Parteigängers von Guipuzcoa begeisterten die unregelmäßigen Gebirgskohorten nicht mehr. Mit ihm war die Kühnheit der eben so schnell in Ausführung gebrachten als beschlossenen Unternehmungen und die Blitzesschnelle der Combinationen verschwunden. Die schlaffe Selbstsucht desjenigen, für den die Gebirgsbewohner von Navarra kämpften, hatte nach und nach die fanatische Begeisterung der Basken erstickt, von der angetrieben, sie unter Ladron den Feldzug begonnen hatten. Von Tag zu Tag trat die Überzeugung, daß die Vertheidigung ihrer Vorrechte und die der Legitimität übereinstimmend seien, immer mehr in den Hintergrund. Ihre Entmuthigung allein wurde Espartero's Retter.

Er gewann dadurch Zeit, sein Heer neu zu bilden. Vielleicht würde es einem andern Anführer gelungen sein, das gleiche Ergebniß noch in kürzerer Zeit zu erringen, aber keiner hätte mit so vieler Kaltblütigkeit allen Gefahren sich preisgegeben. Um die Rebellen zum Gehorsam zu vermögen oder sie zu bestrafen, begab er sich zweimal nach Miranda del Ebro und Pamplona, wo er sich ihnen gewissermaßen überlieferte, indem er zugleich von ihnen verlangte, daß sie die Mörder Saarsfield's und Escalera's vor seinen Augen bestraften, was wirklich geschah. Erst dann ließ er ihnen Verzeihung angedeihen. Ein gewöhnlicher Mensch würde so etwas nie gewagt haben.

Die Gelegenheit zur Bewährung seiner militärischen Fähigkeiten bot sich bald. Zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung in verschiedenen Städten war ihm ein bedeutender Theil seiner Streitkräfte entzogen worden. Der karlistische General Gomez unternahm nun seinen berühmten Feldzug im Innern und im Süden Spanien's. Mit 4000 Mann durchzog er Gallizien, Asturien und drang bis nach Andalusien vor. Siebentausend Christinos folgten ihm auf der Ferse. Es war um eine Entscheidung zu thun, wodurch sich die Waage für die eine oder die andere Partei neigen mußte, und hätten die Truppen des Don Carlos sich irgend einer Festung von einer gewissen Größe bemächtigt, würden die nordischen Mächte vielleicht keinen Anstand genommen haben, ihn als König von Spanien anzuerkennen und als solchen ihm die erforderliche Unterstützung zu gewähren.

Bilbao schien am besten zu einem solchen Vorhaben geeignet. Die auf beiden Seiten die Stadt umschließenden Höhen waren schon von den Karlisten besetzt. Übrigens war die Stadt beinah offen und ohne äußere Vertheidigung. Hätte Zumalacarregny länger gelebt, würde er sie schon 1835 besetzt haben. Man hielt unter den obwaltenden Umständen den Zeitpunkt für günstig genug, die Belagerung aufs neue zu beginnen. Aber 6000 Mann und eine der Königin ergebene Bevölkerung vertheidigten die Stadt. Espartero kam ihr mit 16,000 Mann zu Hülfe, und als Gomez und Sanz von ihren Streifzügen zurückkehrten, stießen noch 6000 Mann zu ihm. Dessen ungeachtet blieb Espartero unthätig und brachte dadurch die Einwohner von Bilbao beinah zur Verzweiflung. Er bezog ein Lager am rechten Ufer des Nervion und ließ sich weder durch das Murren seiner Soldaten, noch durch die bittern Vorwürfe der Belagerten bewegen, seine Stellungen zu verlassen. Dieser Zustand der Dinge dauerte von Ende des Herbstes bis zum Anfange des Decembers 1836.

Um diese Zeit landeten zwei brittische Schiffscapitäne mit 150 Artilleristen auf der Rhede von Bilbao, errichteten eine Batterie, jenen des Feindes gegenüber und brachten dieselben bald zum Schweigen. Das geschah den 23. December. Erst auf wiederholte Einladung der Engländer unternahm er Tages darauf einen Angriff gegen die Karlisten. Während seine Truppen am Vormittag über den Fluß setzten, dem heftigen Kanonenfeuer des Feindes zum Trotz, lag er im Bett, an welches ihn eine unheilbare Haut-Krankheit den größten Theil der Zeit fesselte. Nachmittags eilte er auf den Kampfplatz und während der Nacht vertrieb er den Feind aus allen seinen Stellungen. So wurde Bilbao befreit und die Armee hielt am Weihnachtstage, mit Schnee bedeckt, in die Stadt ihren triumphirenden Einzug. Nach den benachbarten Höhen von Luchana erhielt er bald nachher den Titel eines Grafen von Luchana.

Mit eben so großer Zögerung und Langsamkeit, als unter den eben erwähnten Umständen, verfuhr er auch bei einer anderen wichtigen Veranlassung, nämlich bei dem abenteuerlichen Marsche des Don Carlos gegen Madrid, der so rasch und ungehindert bewerkstelligt wurde, daß Cabrera's

Soldaten bereits in die Vorstädte der heldenmüthigen Hauptstadt eindrangen. Es war um nichts weniger zu thun, als um die Rettung der Königin, für die Espartero von jeher eine ritterliche Dahingebung heuchelte. Ich bin ein Landsmann von Don Quixote, sagte er, die Königin ist meine Herzensdame, und für sie ist mir nichts unmöglich. Dessen ungeachtet gab er sie auch diesmal der Gefahr preis, gefangen zu werden, und nur das furchtsame und zögernde Benehmen des Don Carlos rettete sie. Als der Prätendent den Befehl zum Rückzug ertheilte, gerieth Cabrera in so große Wuth, daß er Thränen vergoß und sich so weit vergaß, seinen Herrn und König auf die schimpflichste Weise zu beleidigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rede am Schillerfeste zu Stuttgart den 22. Mai 1841.

Verfaßt von A. Schott, gesprochen vom Hofschauspieler und Regisseur Moritz.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Worte, mit welchen unser Dichter einen sterbenden Greis die Morgenröthe am Himmel seines Landes begrüßen läßt; Worte, mit denen er selbst, der Seher, den nahenden Tag Deutschlands bewillkommt hat.

Zwei Menschenalter sind verflossen, seitdem Schiller unter den Bäumen, auf den Straßen wandelte, die nun uns zum täglichen Verkehre dienen. Gedrückt von Verhältnissen, in denen sich sein Genius verblutet hätte, ist der wenig bekannte Regimentsarzt vor 60 Jahren aus Stuttgart geflohen, heimlich, verfolgt, in bitterer Armuth; jetzo steht sein Bild colossal in unserer Mitte und sein Lebensathem strömt durch tausend Herzen. — Wie viel Altes ist seither gestürzt! wie hat die Zeit sich geändert! wie viel neues Leben blüht aus den Ruinen!

Noch viele aus dem lebenden Geschlecht haben ihre Jugend in den letzten Jahren des römischen Reiches deutscher Nation, unter den ehrwürdigen, morschen Hallen eines tausendjährigen Baues verlebt. Bis zu diesem Augenblicke sind die Stürme nicht vorüber, durch welche dieser Bau in Schutt verwandelt worden ist; noch steht mancher hemmende Rest, noch ist Vieles trübe in der Zukunft, Vieles bang in der Gegenwart; aber wer diese mit den Augen der Liebe betrachtet, der erkennt, daß aus den Ruinen neues Leben blüht.

Es giebt kein deutsches Reich mehr, aber an ein Deutschland glauben wieder Tausende; das Schattenbild der äußern Einheit ist vor der Dämmerung eines neuen Welttages in Luft zerflossen; aber ein lebendiges Bild, eine Vereinigung der Gemüther, ist an seiner Statt emporgestiegen.

Nicht ein Eroberer hat die Stämme der Deutschen unter ein gemeinsames Banner gereiht; was uns zusammengeführt, ist das täglich wachsende Bewußtsein, daß wir ohne Eintracht aus der Reihe der Nationen verschwinden müßten, und wir leben des Glaubens, daß unser neuer Bund in dem Maaße wahrer, glücklicher sein werde, als er aus freier Uebereinkunft entsteht, als er jedem unserer edlen Stämme seine volle Entfaltung gestattet. — Die Glut gewaltiger Trübsal hat den Anfang gemacht, das Gold des deutschen Wesens wieder zu läutern. Wir hatten uns von den Fremden bethören und entzweien lassen, sie mußten uns für einen Augenblick sogar in Fesseln schlagen, damit wir erinnert würden, daß Germania und unsere scandinavische Schwester die einzigen Länder Europens sind, die nie das Joch einer fremden Unterdrückung geduldet haben. — Und sollten wir das zum zweitenmale vergessen! — Wir haben uns wiedergefunden, wir wollen wieder deutsch sein, und wir werden's mit Ehren sein.

Stolz und vertrauensvoll wenden wir uns der Vergangenheit unsers Volkes zu, finden in den Bildern dieser bewegten Geschichte Trost und Warnung für die Zukunft, gründen die Denkmale unserer großen Männer, pflegen die Vermächtnisse einer kunstvollen Vorzeit, nehmen uns liebevoll der edlen Muttersprache wieder an, welche die Reihe ihrer Ahnen von diesem Tage an bis in die graueste Ferne unverfälscht zurückleitet und auf silberner Schaale die ewig jungen goldenen Aepfel der vaterländischen Dichtung trägt. Und wie der Geist der Kunst und Wissenschaft in den Kronen des deutschen Baumes weht, so hat ein verwandter Geist andere Männer getrieben: sie haben den Wurzeln des Baumes wohlthätige Quellen zugeleitet.

Damit die Geister sich treffen können, damit der zündende Funke erwache, sind Vereine jeder Art emporgeschossen und greifen mit Jugendkraft über die Schranken der nächsten Heimath. Die Scheidemauern des Verkehrs, langsam aufgerichtet durch die Verblendung vieler Jahrhunderte, sind vor dem Hauch eines großartig deutschen Gedankens schnell

zusammengesunken; die unverwüstliche Lebenskraft der Nation hat sich wieder aufgerichtet und schreitet siegbewußt, rasch bergan, den hochgebornen Geistern vergleichbar, denen der Flügel genialer Ideen die irdische Schwere und den steilen, rauhen Pfad überwinden hilft.

Auf unsern Gewässern, wo vor Kurzem noch einzelne Fahrzeuge den geringen Verkehr träg unterhielten, rauschen jetzt in großer Zahl und mit stolzer Eile jene Boote, die des Feuers wohlthätige Macht beflügelt; unsere Gefilde bedecken sich mit jenen Bahnen, worauf gigantische Lasten hinschießen, wie der gewandte Läufer über die Eisfläche; von Tag zu Tag mehr stürzen die Schranken, die dem Deutschen noch den Deutschen fremd gegenüberstellen; unaufhaltsam naht ein neuer Hansabund bereits dem Meer, an dessen Ufern die Nachkommen der alten Hansa ungeduldig den Tag erwarten, die Flaggen des jungen Siegers aufzuziehen und mit den Erzeugnissen unseres Fleißes die Ehre unseres Namens an ferne Küsten zu tragen, den alten Reichthum in unser so lange zertretenes, beraubtes, verachtetes Vaterland zurückzubringen. — Zum ersten Male wieder seit langer, langer Zeit reden die stolzen Völker im Westen mit Verwunderung und einem tröstlichen Anfluge der Eifersucht von einer deutschen Nation, von dem Auferstehungstage dieses Volkes, das man todt geglaubt und das nun seine zerstreuten Glieder, seine Nationalität, sein Leben wiederfinde.

Edler Geist des deutschen Dichters, als die irdische Hülle dich umschloß, da fandest du für die Wärme, die dich erfüllte, in deinem Vaterland, in deiner Zeit kein Genügen; du mußtest es in schattenhafter Ferne suchen. Aus der Zeiten Drang flohest du in deines Herzens heilig stille Räume und lebtest dort mit den Gestalten deiner Dichtkunst, die noch lange unsere Lust sein werden. Dahingeschwundenen Zeiten, gestorbenen Völkern lieh deine reiche Seele ein Leben, schöner als sie es je gehabt, schöner als es auf Erden je sein wird. — Wenn du jetzt unter uns weiltest, du würdest uns im reinen Spiegel deiner Dichtung andere Bilder vorhalten, beseelt von vaterländischer Furcht, von vaterländischer Hoffnung. Einer Liebe, wie der deinen, würde der Glaube nicht fehlen; die unheimlichen Zeichen dieser Zeit würden in deinem Innern nicht Meister werden über den Eindruck der fröhlichen; die Hoffnung, die jetzt Vieler Herzen erfüllt, war für dich gemacht und du würdest an der heiligen Flamme freudig schüren!

Doch keine Klage, daß dem nicht so ist! — Der Sänger lebt in den Wipfeln der Bäume, die er mit ahnender Hand gepflanzt hat, in der Wärme der Herzen, die sich an seiner Glut entzündet haben; und sehen wir, welchen Segen Gott ihm und uns geschenkt, so fühlen wir die Wahrheit des Worts, daß die Helden der Menschheit, die Priester eines heiligen Feuers, nicht sterben, denn

— wie der Frühling wiederkehret
Mit neuer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Und der Tag, der uns alljährlich um das Andenken des früh Geschiedenen vereinigt, welches wäre sein Sinn, wenn nicht der, daß wir in Schiller den gotterfüllten Seher verehren, den die nächtliche Tiefe des Thals nicht hoffnungslos machte, der muthig zu dem dämmernden Himmel, zu den schon gerötheten Bergspitzen seine Hand ausstreckte, der in seiner morgenfrischen Seele die Zukunft trug und darum einströmte in alles Leben seiner Zeit! — Was die edelsten Wesen seiner Dichtung sprechen, das hat er für uns gesprochen, und in diesem Sinn schalle, wo immer deutsche Männer in guten oder bösen Tagen beisammen sind, das Wort seines sterbenden Attinghausen:

Haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd,
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle:
Seid einig — einig — einig!

* Der deutsche Liederkranz zu New-Orleans.

In einem uns gütigst zur Benutzung mitgetheilten, vom 17. April d. J. datirten Briefe unseres Landsmanns, des Herrn G. P. Manouvrier zu New-Orleans, finden sich folgende Notizen über das Wirken des dortigen deutschen Liederkranzes. „Unser Liederkranz fährt fort zu prosperiren. Im letzten Herbste gab er ein Concert zum Besten der Wittwen und Waisen der hiesigen Spritzenleute. Es wurde Schiller's Glocke (Musik von Andreas Romberg) aufgeführt. Selbiges brachte einen Nettoertrag von 1300 Thalern. — Im Monat Januar wurde ich von den Vorstehern des hiesigen Waisenhauses aufgefordert, ein Benefiz zum Besten dieses Instituts zu geben, und zugleich gebeten, die Glocke wieder aufzuführen. Es war ein kalter und regnichter Abend; daher stieg die Netto-Einnahme nicht über 753 Dollars. Ferner sangen wir eine Messe zum Besten einer hier kürzlich erbauten katholischen Kirche, wobei die Collecte über 2000 Thaler eintrug. Sie sehen also, daß unser Liederkranz in der kurzen Zeit seiner Existenz von zwölf Monaten volle 4000 Thaler für wohlthätige Anstalten eingebracht hat, dergleichen man früher hier nicht gekannt hat. Dabei ist es für mich die größte Freude zu sehen, wie der Geschmack für deutsche (strenge) Musik hier täglich wächst und den französischen Styl aus den Herzen des Volks verdrängt. Wir sind jetzt mit der „Schöpfung“ beschäftigt, und dann hoffe ich gänzlich gesiegt zu haben, so daß deutsche Musik, wie sie es verdient, auch im Fremdlande den ersten Rang einnehmen wird.“

Aus Hamburg,

Der am 3. Juni versammelt gewesenen Erbgesessenen Bürgerschaft sind von E. E. Rath folgende Gegenstände zur Mitgenehmigung vorgelegt worden:

„Vorgängige Aufhebung der Accise auf Malz, wogegen jedoch, mit der dadurch von selbst wegfallenden „Seeaccise bei der Ausfuhr zu cessiren hat.“

Möchte doch endlich überall in Deutschland die Malzsteuer aufgehoben werden! Das Publicum würde dadurch stärkeres Bier erhalten und die Brauer durch größern Absatz gewinnen! —

Miscellaneen.

(Pfingst-Excursionen.) Man schreibt aus Frankfurt: An den kaum verflossenen Pfingstfeiertagen zeigte es sich, wie lockend und fördernd schnelle Communicationsmittel für den Personenverkehr sind. Eine Menge Fremder und Einheimischer waren auf der Taunus-Eisenbahn und den Dampfbööten den nähern und fernern weinbekränzten Ufern des Rheins zugeeilt, durchstreiften das Taunusgebirge mit seinen romantischen Thälern und fast alle die Tausende waren gestern wieder in unserm freundlichen sogenannten Wäldchen fröhlich vereinigt, das an diesem Tage ein Anziehungspunkt für die ganze Umgegend ist. Gestern soll auch die Frequenz der Taunuseisenbahn überaus stark gewesen sein. Im eben abgelaufenen Monat Mai wurden auf der Taunuseisenbahn nicht weniger als 85, 111 Personen befördert, täglich also 2745.

Man schreibt aus Hamburg: Im lieben Vaterlande, wo einem das Reisen sonst so sauer gemacht wurde, scheint jetzt eine neue Ära zu beginnen. Vierhundert Leipziger haben die schönen Pfingsttage benutzt, um mit der Eisenbahn bis Magdeburg und von Magdeburg mit den Elbdampfbööten bis nach Hamburg zu fahren, wo ihnen der freundlichste Empfang ward. Nord und Süd müssen, wenn sich das Eisenbahnnetz ausdehnt, auf diese Art ineinanderfließen, möchten sich dann auch die Ideen, welche die Reformation spaltete, durch den Hebel der Zeit, den Dampf, wieder amalgamiren.

(Deutschland gegenüber dem Auslande.) In Bezug auf den neuen englischen Schifffahrtsvertrag macht die Rhein- und Moselzeitung folgende Bemerkung: „Wir sind Gott sei Dank einmal so weit in Deutschland, daß man im Innern keinen Widerspruch mehr zu erwarten hat, wenn man gegen außen etwas Nationales thut, selbst, wo noch manches Nationale im Innern seine Lösung, seine Heilung, seine Beschwichtigung erwartet, und selbst da, wo man das Innere grob angreift und betastet. Da wir also einmal so weit sind, so sollte man auch das Nationale, das volle Nationale, und alles Nationale gegen außen thun; es kann uns nur stärken und noch mehr vereinen. Sind wir einig, wo wäre dann das Land, das uns nicht bedürfte, oder uns nicht zu fürchten hätte? Sind wir es nicht, so helfen uns die erbärmlichsten Zugeständnisse an das Ausland so wenig, wie die lächerliche pragmatische Sanction Karls VI. Wir sind dann die Allerweltssclaven, die wir seit 1618 waren, noch. An dem bißchen Geld von Holland, an den Schiffen Englands, an einigen Freiheiten oder Rechten im Innern mehr oder weniger ist viel weniger gelegen, als an der Magenschwäche der Nation, wenn sie sieht, daß sie immer noch ein Spielball des Auslandes ist, und daß sie gleichsam als Tragesel der fremden Interessen dienen soll. Diese innen gefühlte Schmach ist die Entnervung, dies ist das Gedrückt- und Gedrücktsein der Deutschen in der Welt, und dies verschuldet das Volk viel weniger; man lese nur die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Das muß anders werden, wenn Europa uns fürchten soll, und ehe es uns nicht fürchtet, eher achtet es uns auch nicht.“

(Panama-Canal.) Der Plan, die Landenge von Panama zu durchstechen und so durch einen Canal eine directe Durchfahrt vom atlantischen Meer nach dem stillen Ocean herzustellen, soll endlich zur Thatsache werden. Ein Franzose, Alphonse Morel, der seit mehreren Jahren auf der Landenge wohnt und die Terrainverhältnisse genau erforscht hat, hat von der Regierung von Neu-Granada ein Privilegium zur Ausführung des projectirten Canalbaus erhalten. Statt der allerdings große Hindernisse bietenden Linie zwischen Puerto Belle und Panama hatte man eine andere weit leichtere — von Chagres nach Panama — gefunden, bei der man auf einer bedeutenden Strecke das Bett zweier ansehnlichen Flüsse benützen konnte. Statt der himmelhohen Marmorberge traf man hier ein nur von Gehölz, Wiesen, Morästen und zahlreichen Gewässern durchschnittenes Thal. Dieses Thal, welches die beiden Endpunkte der projectirten Linie, die Städte Chagres östlich und Panama westlich, von einander trennt, ist Hrn. Morels Angaben zufolge, wenn man dessen Krümmungen folgt, etwa 80 Kilometer lang. Die Linie beginnt mit dem Fluß Chagres, der in das westindische Meer mündet, den Ausgang derselben auf der andern Seite bildet der Fluß Rio Grande, der sich in den stillen Ocean ergießt; beide müssen ausgetieft und vermittelst ihrer Nebenflüsse, die ungefähr in der Mitte der zu durchlaufenden Entfernung ziemlich nahe zusammentreten, durch einen Canal von etwa 16 bis 20 Kilometer Länge und entsprechender Breite und Tiefe, um auch große Seeschiffe ohne Schwierigkeit aufnehmen und durchlassen zu können, in Verbindung gesetzt werden. Mit Dampfschiffen rechnet man die ganze Entfernung in 10 bis 12 Stunden zurücklegen zu können. Die Kosten der Ausführung werden auf 16 Millionen Franken angeschlagen.

(Hamburg, 25. Mai.) Das hiesige, des Sklavenhandels verdächtige Schiff Louise, mit einem englischen Officier und zehn Matrosen besetzt, ist Sonnabend in Curhaven angekommen. Einer unserer geschicktesten Advocaten war dort, nach einigen als Consulent des Capitäns, nach andern als Rechtsbeistand der Engländer. Das Handelsgericht will sich nicht gern mit der Untersuchung des Schiffes Louise befassen, man glaubt daher, daß das Forum durch Rath und Bürgerschluß zu bestimmen sei. Seit langer Zeit hat hier keine Rechtsfrage so viel Sensation erregt, als diese.

(Fräulein Bremer,) die geistvolle Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben, hat die Lesewelt mit einem neuen Gemälde der Häuslichkeit beschenkt, das den Titel führt: „Streit und Friede.“ Vor einigen Wochen ist davon eine deutsche Übersetzung erschienen, der es auch hier nicht an Leserinnen und Lesern fehlen wird.

(Verbreitung der Homoopathie.) Es soll nun auch Berlin eine homöopathische Heil-Anstalt, ein Hospital, erhalten, welches insofern wichtig ist, als nur eine systematisch im Großen geübte Klinik zur Gewinnung derjenigen Resultate führen kann, welche in Vergleich gesetzt mit den allöopathischen, dann die eigentlich competenten Richter in dieser noch immer schwebenden Ange

legenheit sind. Wünschenswerther erscheint eine solche Einrichtung für Berlin noch aus dem Grunde, da Berlin nächst Wien als das Haupt-Quartier der Medicinal-Lehranstalten zu betrachten ist, und auch in dieser fraglichen Branche gegen andre Orte Deutschlands nicht zurückstehen soll. Gegenwärtig ist für Deutschland Leipzig der Centralpunkt der Homöopathie und das dortige homöopathische Hospital, unter Leitung des einsichtsvollen Dr. Noack, die Normal-Anstalt. Die bisher dort gemachten Erfahrungen stellen sich für die neue Lehre in Praxis sehr günstig heraus, so daß — um das Wesentlichste anzuführen — auf 500 bis 600 jährlich aufgenommene Kranke nur 5 Procent Gestorbene kommen. Nächst Leipzig hat Wien, wo noch vor zehn Jahren strenge Beschränkungen der homöopathischen Heilfreiheit statt fanden, sich für dieselbe günstig aufgethan und das daselbst gegründete homöopathische Hospital der „barmherzigen Schwestern" ist kürzlich bedeutend erweitert worden. Im Jahre 1840 wurden 624 Kranke darin aufgenommen, 3166 ambulatorische Kranke erhielten unentgeltlich Medicamente; acht theils in-, theils ausländische Ärzte besuchten die Anstalt, um sich als Homöopathen auszubilden. — In Prag wird ebenfalls zur Errichtung eines homöopathischen Krankenhauses geschritten; auf den Universitäten Gießen, Freiburg, Zürich, Jena bestehen für das neue Heilverfahren eigene Lehrstühle.

(Eine Doktorin.) In Versailles ist am 15. Mai eine Frau gestorben, die sich mit ausgezeichnetem Erfolg der Heilkunde gewidmet hatte, die Wittwe Boivin, Doktor (-in) der Medicin, Verfasserin des „Handbuchs der Geburtshülfe" und anderer geachteten Schriften, ehemalige Oberaufseherin des Geburtshauses, und zuletzt der königlichen Heilanstalt in Paris. Eine Lähmung durch Schlaganfall hatte sie vor einigen Jahren gezwungen diese Stelle aufzugeben; zugleich verlor sie durch ein Falliment ihr ganzes erspartes Vermögen. Seitdem lebte sie in Versailles von dem Ertrage einer geringen Unterstützung aus öffentlichen Kassen. Mad. Boivin war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in Frankreich und im Ausland, und mit der preußischen goldenen Verdienstmedaille decorirt. Ihre Schriften, von denen die wichtigste in verschiedene Sprachen übersetzt wurde, und mehrere Auflagen erlebte, haben die Fortschritte der Wissenschaft nicht unwesentlich gefördert.

(Man schreibt aus Berlin:) Daß Schelling wirklich kommt, ist allen Freunden und Unbefangenen höchst erfreulich, und sie hoffen, daß er hier in seinem unbeschränkten Gebiete sich bleibend gefallen wird; so wie Rückert, der kräftigste Volksdichter, dessen deutsche Gedichte (Freimund Reimar's) in den wahren Freiheitskriegen wirklich eine Macht waren, nun gewiß der Unsrige ist. Auch hat die Akademie der Wissenschaften Schlegel aus Bonn herberufen, welcher als Mitglied derselben an der würdigen Ausgabe der Werke des großen alten Königs Theil nehmen wird. Tieck ist schon früher aus Dresden zum Sommerlager des Königs in Sanssouci berufen worden, wo der romantische Dichter und Dramatiker zur Aufführung antiker Schauspiele mitwirken dürfte. Wie anziehend, ja rührend wird es dann sein, vier noch geistkräftige Männer und Freunde, Schelling, Steffens, Tieck und Schlegel, wieder beisammen leben und wirken zu sehen, die bald das 50jährige Jubelfest ihres freundlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Zusammenwirkens in Jena (wo auch Humboldt damals weilte,) feiern können. Die Jungen möchten sie zwar gern schon für veraltet ausgeben: aber wie innerlich frisch und jung sind noch immer diese reichen Geister gegen unsere altkluge Jugend, die ihnen mehr verdankte als sie weiß! Cornelius Berufung hängt zugleich mit einer neuen belebenden Einrichtung der Akademie der Künste zusammen, wonach er Director der Abtheilung für Malerei sein wird: so wie Felix Mendelssohn, endlich heimberufen, zum Director der noch nicht lange bestehenden musikalischen Abtheilung der Kunst-Akademie bestimmt ist.

(Galvanische Vergoldung.) Der früher nur verderbliche Blitz des Himmels, die Elektricität, ist jetzt in den mannigfaltigsten Formen nützend und fördernd auf die Erde herabgestiegen und hilft uns in Wissenschaft, Kunst und Industrie immer weiter. Den Galvanismus wendet man jetzt auch mit entschiedenem Vortheil zum Vergolden an, was viel leichter, wohlfeiler und zugleich für den Arbeiter nicht so schädlich ist, als die Vergoldung mit Feuer, wobei sich giftige Dämpfe entwickeln. Der Fabrikant Reinecke in Stuttgart soll diese Art der Vergoldung besonders kultivirt haben.

(Schmuggelei in einem Luftballon.) Die Schleichhändler sind unerschöpflich in Auffinden von sinnreichen Mitteln, um die wachsamen Grenzbeamten zu hintergehen. Ausgehöhlte Baumstämme und Steinkohlen oder doppelte Böden in den Wagen sind abgenutzt, auch mit den Hunden geht der Schmuggel nicht mehr und alle Nebenwege werden von Zollwächtern besetzt. Nun sind die Pascher darauf verfallen, die Luft zu ihrem Zwecke zu benutzen. Die Debats erzählen nämlich Folgendes: „Ein Handelsreisender schreibt uns, er habe in einem einsam liegenden Weiler auf der französisch-schweizerischen Grenze einen ungeheuren Luftballon gesehen, auf welchem Waaren, namentlich aber Nadeln, nach Frankreich eingeschwärzt werden. Derselbe hatte schon zwei glückliche Luftreisen gemacht, und da er jedes Mal hundert Kilogramme Nadeln einnahm, welche das Kilogramm acht Franks achtzig Centimes Eingang kosten, auch guten Profit gebracht. Sobald der Wind günstig ist, ladet der Schleichhändler die Waare in das Schiff unter dem Ballon, läßt denselben aufsteigen und lenkt ihn an einem starken, aber dünnen Seile nach seinem Bestimmungsorte; meistentheils geschieht es in der Dunkelheit."

☞ Die zu gegenwärtiger Nummer des Bürgerfreundes gehörige Beilage kann erst Montag ausgegeben werden. Sie enthält das für Herrn Theaterdirektor Friedr. Rottmaier sehr ehrenvolle Resultat einer von der Direktion des Theatervereins angestellten Untersuchung über Ausgabe und Einnahme der Theaterunternehmung, samt den Belegen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 47.

Bremen, Sonntag den 13. Juni 1841.

Gestorben:

Nro. 540. Den 9. Juni. Die Dienstmagd Anna Ahlers 24 Jahr; Neuen Steinweg Nro. 9.

— 541. Den 9. — Des Arbeitsm. Wohlert Frese Sohn (todtgeb.); Paulsberg Nro. 73.

— 542. Den 9. — Des Kaufmanns Herm. Bernhard Gellermann Ehefr., geb. Greiber, 36 Jahr; Geeren Nro. 46.

— 543. Den 10. — Der Küper Joh. Friedrich Koch, 28 Jahr; Krankenhaus.

— 544. Den 10. — Des Cigarrenmachers Joh. Daniel Focke Sohn, 1¾ Jahr; Burhoffs Hof N. 1.

— 545. Den 10. — Der Kahnschiffer Joh. Kortlang, 75 Jahr; Armenhaus.

— 546. Den 10 — Der Arb. Carl Philipp Kratzer, 40 Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 225.

Nro. 547. Den 10. — Des verst. Tonnenmachers Carl Moritz Wittwe, geb. Schultz, 38 Jahr; Behrmanns Gang Nro. 6.

— 548. Den 10. — Des Schullehrers Johann Christ. Heinr. Grabau Sohn (gleich nach der Geburt gestorben); Oelmühlenstraße Nro. 6.

— 549. Den 11. — Des Zuckerfabrikanten Friedrich Feldhusen Ehefr., geb. Haar, 40½ Jahr; Tiefer Nro. 55.

— 550. Den 11. — Des Fuhrmanns Peter Behrens Sohn, 13 Jahr; Schweinestraße Nro. 50.

— 551. Den 11. — Der Kaufmann August Langer, 75 Jahr; Hohenthorsstraße Nro. 7.

— 552. Den 11. — Des Maurergesellen Joh. Hinr. Behrens Sohn, 4 Jahr; Düsternstr. N. 27.

Geboren:

Nro. 714. Den 8. Juni. Des Arb. Arnold Willstein Ehefr., geb. Pape, Runken; v. e. Knaben.

— 715. Den 8. — Des Kaufmanns Adolph Christoph Stohmann Ehef., geb. Overbeck, Schlachte Nro. 15; von einem Knaben.

— 716. Den 8. — Des Grobbäckers Friedrich Anton Tasche Ehefr., geb. Hünecken, Knoopstraße Nro. 36; von einem Knaben.

— 717. Den 8. — Des Arb. Aug. Goeber Ehefr., geb. Havighorst, Kunst-Hof Nr. 4 (kleine Sortillenstraße); von einem Knaben.

— 718. Den 9. — Des Arb. Wohlert Frese Ehefr., geb. Gefers, Paulsberg Nro. 73; von einem todten Knaben.

— 719. Den 9. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Plettner Ehefr., geb. Hurlebusch, kleine Hundestraße Nr. 1; von einem Knaben.

— 720. Den 9. — Des Arb. Claus Warnken Ehefr., geb. Beyer, Schwachhausen; von einem Mädchen.

Nro. 721. Den 10. — Des Schneidermeisters Christian Friedrich Eickemeyer Ehefr., geb. Lampe, Neuenstraße Nr. 92; von einem Knaben.

— 722. Den 10. — Des Glasers Ulrich Hoyer Ehef., geb. Stallmann, Sögestraße Nro. 42; von einem Mädchen.

— 723. Den 10. — Des Schneidermeisters Carl Friedr. Wilh. Gehle Ehefr., geb. Wagener, Bonspforte Nro. 6; von einem Knaben.

— 724. Den 10. — Des Arb. Joh. Albert Reinken Ehefr., geb. Börjer, gr. Fischerstr. N. 14; von einem Mädchen.

— 725. Den 10. — Des Tischlers Peter Friedr. Ludw. Ibbecken Ehefr., geb. Wolpmann, große Sortillenstraße Nr. 42; von e. Mädchen.

— 726. Den 10. — Des Schullehrers Joh. Christian Heinr. Grabau Ehefr., geb. Siedenburg, Oelmühlenstraße Nro. 6; von e. Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 273. Der Pastor an der St. Nicolai Kirche zu Oldenburg Joh. Phil. Friedr. Anton Gröning und Jane Isabelle Schramm hieselbst.

— 274. Der Galanteriehändler Friedr. Ranke und Johanna Sophie Henriette Hemker. Beide von hier.

— 275. Der Schlosseramtsmeister Joh. Diedr. Meyer und Anna Helena Tietzel. Beide v. hier.

— 276. Der Küpergesell Joh. Hinr. Wilhelm Freytag und Regina Margaretha Weber hieselbst.

— 277. Der Musicus Joh. Hermann Ickler und Lena Jürgens. Beide von hier.

— 278. Der Cigarrenmacher Joh. Raber und Magdalena Bachmann. Beide von hier.

— 279. Der Schneider Joh. Andreas Hohmann hies. und Marg. Elisab. Allmers aus Cassebruch.

— 280. Der Arb. Joh. Gerd Voß, genannt Taslo und Anna Sophia Margarethe Göbber aus Warpe, Amts Hoya.

Nro. 281. Der Arb. Joh. Heinr. Schröder und Metta Johanna Berck hieselbst.

— 282. Der Arb. Cord Hinr. Christ. Ludw. Voß und Marie Sophie Elisab. Riesen hieselbst.

— 283. Der Schiffszimmermann Claus Blanke und Elisabeth Siegmann hieselbst.

— 284. Der Speisewirth Carl Ernst Martin Fensch u. des verst. Schuhmachers Herm. Friedrich Hanning Wittwe, Lotte Dorothee geb. Contumin, genannt Bluhm, hieselbst.

— 285. Der Schuhmacher Friedr. Boschen hieselbst und Sophie Charlotte Dorothee Fischer zu Stolzenau.

— 286. Der Gärtner Engelbert Claussen und Helene Donner hieselbst.

— 287. Der Arb. Cord Bollmann zu Hastedt u. Christina Hendel.

— 288. Der Arb. Wilh. Ohlssen zu Hastedt u. Metta Brandt zu Habenhausen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 48.

Bremen, Donnerstag den 17. Juni 1841.

Lied

von Werner von Tegernsee.

(Aus dem XII. Jahrhundert, in versüngter Sprache.)

Du bist mein, ich bin dein;
Dessen sollst gewiß du sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein;
Du mußt stets darinnen sein.

Marie.

(Fortsetzung.)

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß Marie eine Änderung ihres harten Loses erhalten, ohne daß sie jemals Klagen oder Vorwürfe ausgesprochen hätte. Ihrer Wohlthäterin, so nannte sie die Frau von Benevent, wurde stets achtungsvoll von ihr erwähnt. Sie sagte: Mir geziemt es nicht, die Beschützerin zu beurtheilen oder beurtheilen zu lassen, ich bin ihr überaus großen Dank schuldig. So aufrichtig dachte und empfand sie, und überall war sie wegen ihrer Güte und Schönheit beliebt. Der Bischof liebte sie wie eine Tochter und war oft über die harte Laune seiner Schwester betrübt, aber er konnte diese Quälereien nicht leicht verhüten, vergrößerte sie sogar oft durch seine Vorsorge.

Bloß wenn Lydoria nach Tische einige Augenblicke schlummerte, war Marien eine kurze Frist vergönnt, dann öffnete sie die Fenster ihres kleinen Zimmers und schöpfte frische Luft, denn die Gräfin verlangte, daß alle Fenster fest geschlossen blieben. Das kleine Fenster ging auf einen mit Bäumen bepflanzten Markt, und sie konnte rechts in das Haus eines Tuchhändlers blicken, dessen Laden „zum rothen Baume" der besuchteste von Soissons war. Der gefangenen Waise bot dies häusliche Leben der friedlichen Familie einen Anblick voll Reiz dar. Der Tuchhändler hieß Johann Pastelot, und die Mutter half ihm im Haushalt, die Schwester im Geschäft. Sie gab Auskunft, maß das Tuch und führte die Bücher, was damals eine große Seltenheit war, weil die meisten Mädchen weder lesen noch schreiben gelernt hatten; aber Johanne, die bei dem Tode ihres Vaters vier Jahre alt war, hatte die Pflege ihres Bruders redlich vergolten, und viel von ihm gelernt, wofür sie ihn auch von ganzem Herzen ehrte und liebte. Sie hatte nur einen Gedanken: ihren Bruder zu erfreuen und von ihm zu hören, daß sie eine gute Schwester sei; dann war Freude im Hause, und Frau Pastelot ruhte eine Weile aus, um die Eintracht ihrer Kinder zu genießen und deren Zärtlichkeit zu theilen.

Täglich machten sie nach Tisch im kleinen Garten hinter ihrem Hause einen Spaziergang. Zu der Zeit kamen nie Käufer, weil alles am Speisen oder am Verdauen war, und dann ruhten sie aus, plauderten zusammen, begossen die Blumen oder setzten sich in eine Laube von Weinranken. Wie glücklich waren diese drei Wesen, und Mariens Herz empfand dies tief. Könnte sie doch auch einen Bruder umarmen, ihn freundlich anlächeln, ihm in spielender Schäkerei Rosenblätter zuwerfen und dann fliehen, um von ihm erreicht einen Kuß auf die Stirn zu erhalten. Und wie schön wäre es, eine alte Mutter zu stützen, welche Gott für die Tüchtigkeit ihrer Kinder dankte und ihnen nie Vorwürfe zu machen hatte. Wie gern hätte sie der Alten in der Haushaltung

geholfen, denn Arbeit und Ruhe — alles war dort im Hause voll Glück.

Marie betrachtete emsig die Zerstreuungen der Familie Pastelot. Gewöhnlich wurde sie durch die heisere Stimme der Gräfin von dem schönen Anblick fortgerufen und sie mußte dann in ihr trübes enges Alltagsleben zurückkehren, mußte die Launen und Quälereien Lydoriens erdulden, die ihr stets mehr zur Pein wurden, je mehr sie Glück und Friede geschaut hatte!

Einst lief Johanne, um ihren Bruder zu vermeiden, dem sie die Wangen mit Kirschensaft bestrichen hatte, in den Garten. Marie bog sich zum Fenster hinaus und wurde von dem fröhlichen Paare entdeckt, das sich fast schämte, von einer Dame aus dem bischöflichen Palast in seinen kindischen Vergnügungen überrascht worden zu sein. Johanne verbarg sich hinter der Laube, Johann stellte sich, als ob er aufmerksam eine Rose betrachte. Marie zog sich schnell zurück, doch hatte er schon ihre Schönheit bemerkt und in ihr die Hausgenossin des Bischofs entdeckt, dem er neulich Sammet für eine Stola gebracht hatte. Er betrachtete sie deste schärfer, je mehr er von der bischöflichen Dienerschaft über die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit Mariens vernommen hatte.

Marie war noch hinter dem Fenster verborgen, voll Theilnahme und Bewegung, als Lydorie, deren Ruf sie nicht gehört, eintrat und über diesen Anblick erfreut, schrie: So mißbrauchen Sie mein Zutrauen, so benutzen Sie meinen Schlummer? Wonach haben Sie aus dem Fenster zu sehen?

Sie blickte selbst zum Fenster hinaus, sah Johann, da Johanne von den Ranken verborgen war, und fuhr fort: Intriguen durch das Fenster! Verbindung mit einem jungen Mann! Heilige Jungfrau! Schöner Scandal im bischöflichen Hause! Das nenne ich Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, die ich erweise! Die alte Aebtissin muß Ihnen über die Schamhaftigkeit junger Damen seltene Ideen eingeprägt haben. Das kann nicht lange so bleiben, ich gehe zu Sr. bischöflichen Gnaden und will mich mit ihm über solchen Vorfall berathen.

Marie wußte, daß, wenn Lydoria ihren Bruder erwähnte und ihn bischöfliche Gnaden nannte, etwas Besonderes zu folgen pflege.

Um des Himmels willen, sagte Marie, verklagen, verurtheilen Sie mich nicht ungehört. Ich habe bloß durch Zufall in den Nachbarhof gesehen und die Bewohner haben mich erblickt.

Lügen sie nicht noch zu Ihren Intriguen hinzu, erwiederte Lydoria, führte sie in ihr eigenes Zimmer, schloß dies ab und eilte zum Bischofe.

Viertes Kapitel. — Der Zufluchtsort.

Frau Lydoria fand ihren Bruder träumerisch im Lehnsessel, doch, als er seine Schwester wahrnahm, wurde sein Anblick anstatt der heiteren Miene, plötzlich kalt. Ich bin dir zur Last, sprach sie mit wutherstickter Stimme, aber hier gilt kein Aufschub. Unser Haus ist entehrt, das muß aufhören, oder ich gehe fort.

Das wolle Gott, dachte der Bischof.

Aber er sagte dies nicht, sondern zog einen Sessel für die Gräfin heran und horchte zu; sie indessen war allzu aufgeregt, um sich zu setzen, sie rannte im Zimmer auf und ab, trat fest auf den Boden und hätte sonst schwerlich sprechen können, so wüthend war sie.

Marie, schrie sie endlich — Marie, Dein Liebling — eben habe ich sie getroffen, daß sie Blicke austauscht mit einem jungen Menschen, mit dem Tuchhändler Johann Pastelot; ich habe sie vom Fenster gerissen, in mein Zimmer geschleppt und hab' ihr so schlechtes Benehmen nach Verdienst vorgehalten — Nun — Du lächelst? Erfreut dich die Schande Deines Hauses? Bei der heiligen Lydoria, ich werde noch toll!

Wirklich war der Bischof heiter geworden, als er von der sogenannten Liebschaft Mariens mit dem Tuchhändler gehört, rieb sich die Hände, näherte sich dem Heerde und wärmte sich seine Füße. Erst über die gewaltsame Behandlung der Gräfin wurde er unzufrieden.

Du hast Alles verdorben, Schwester! sagte er ernst. Hättest Du das übersehen, so würde in einigen Wochen Johann Pastelot feierlich bei mir um ihre Hand angehalten haben. Er ist ein redlicher Mann, der meinen Schützling gewiß nur ehrlich liebt; er ist fromm, ordentlich und liefert Tuch und Sammet für uns. Jetzt hast Du Alles verdorben, hast die Vögelein bei ihrem Liedertrillern eingeschüchtert und wir werden sie schwer wieder zum Gesange locken.

Was sagst Du?

Ich sage, daß Pastelot ein guter Mann für Marie ist, und will sehen, daß ich Dein Versehen wieder gutmache.

Sorgst Du so für Dein Haus, kennst Du gar nicht

Deine Pflicht, so weiß ich, was ich zu thun habe, schrie die Gräfin und schlug die Thüre des Zimmers so heftig zu, daß das ganze Haus bebte. —

Der Bischof kümmerte sich darum nicht, pfiff und befahl seinem Pagen, den Tuchhändler Pastelot aus dem „rothen Baume" sogleich zu ihm zu rufen; wenn er nach dem Grund frage, so solle es heißen, man wolle Bestellungen bei ihm machen.

Der Page lief und der Bischof trat an den Kamin, denn Schwester und Page hatten beim Öffnen der Thür viele Kälte hereingelassen.

Kaum waren zehn Minuten verflossen, als Herr Pastelot sich, dem Befehl des Bischofs zufolge, einstellte. Der Prälat konnte nicht umhin, die Heiterkeit des jungen Mannes zu bemerken.

Aha! dachte er bei sich, der Schelm ist weniger unerfahren als ich glaubte. Die Partie ist schwerer zu spielen, als es schien.

Willkommen, Herr Pastelot! sagte er, indem er dem jungen Manne, der auf die Knie gesunken war, den Segen ertheilte und ihm winkte aufzustehen und sich neben ihn zu setzen. Nun, mein Junge, wie befindet sich Ihre achtbare Mutter und Ihre hübsche Schwester Johanne?

Der Herr Bischof erweist ihnen und mir viele Ehre; antwortete der Tuchhändler.

Es fehlt Ihnen zu Ihrem vollkommenen Glücke nur eine Frau und ein Kind, wenn Sie die hätten, würden Sie hienieden nichts mehr zu wünschen haben.

Der Herr Bischof hat Recht.

Warum heirathen Sie denn nicht?

Weil ich noch jung genug bin, um noch warten zu können, Herr Bischof, und dann ist das Heirathen keine leichte Sache.

Warum? Sie sind ein schmucker Junge, der gute Manieren hat. In ganz Soissons ist kein so reichhaltiges Magazin, wie im „rothen Baum", und ich weiß, daß Sie vier Häuser mit guten Einkünften besitzen. Ich kenne, bei Notre Dame von Soissons, keine Bürgerin, ja selbst kein adeliges Fräulein, welches sich nicht glücklich schätzte, Sie zum Manne zu haben. Sie mögen um die Hand derjenigen bitten, welche Ihnen am meisten gefällt, und an demselben Tage werden Sie eine Braut haben.

Der Herr Bischof behandelt mich mit zu viel Güte. Aber aus welchem Grunde haben Sie mich rufen lassen?

Seht mir den geschickten und verwegenen Burschen; murmelte der Prälat. Beim heiligen Jakob, seine Kaltblütigkeit würde dem kühnsten Cavalier an Heinrich's II. Hofe Ehre gemacht haben. Nun, Bursche, wir wollen nichts hinter dem Berge halten, man weiß Alles! Man hat gesehen, daß Sie mit einem allerliebsten Mädchen, welches bei Gott! Ihrer Wahl nicht unwürdig ist, Zeichen und Blicke gewechselt haben.

Herr Bischof, ich schwöre Ihnen, daß ich kein Wort von Allem, womit Sie mich beehren, verstehe.

Der Bischof wurde durch die Kaltblütigkeit Johann's erschüttert.

Nun, sagte er, haben Sie nicht noch eben ein sanftes Augenspiel mit meiner Mündel, Marie, getrieben?

Der Tuchhändler konnte nicht umhin, zu lächeln.

Herr Bischof, antwortete er, eben scherzte ich mit meiner Mutter und meiner Schwester in meinem Garten. Johanne hat gesehen, daß eine Dame aus einem Fenster ihres Palastes uns beobachtete, und wir gaben unsere Spiele auf, da wir uns schämten, bei solchem Scherze von Ihrer geehrten Schwester, der Gräfin von Penevent, und nachher von Fräulein Marie belauscht zu werden.

Jetzt lächelte der Bischof; aber er unterdrückte dabei einen Seufzer, denn er sah wohl ein, Johann Pastelot rede die Wahrheit.

Ich sehe, daß hier Irrthum im Spiele ist, mein Herr, und daß weder für meine Schwester noch für meine Mündel Augenspiele stattfanden. Herr Johann, entschuldigen Sie mich. Morgen werde ich meinen Schneider in Ihren Laden schicken, um mir Stoff zu einem neuen Rock zu holen. Auf Wiedersehen!

Johann kniete nieder, um den bischöflichen Segen, den der Prälat ihm ertheilte, zu empfangen, dann lief dieser, während der junge Mann sich entfernte, so schnell, als seine alten Beine es erlaubten, in das Gemach seiner Schwester.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Thaten des Sieges-Herzogs Espartero, gegenwärtigen Regenten Spanien's.

(Fortsetzung.)

In der Unmöglichkeit, die Insurgenten noch länger auf Kosten der baskischen Provinzen zu unterhalten, unternahm Negri einen unglücklichen Streifzug. Mit einer be-

trächtlichen Streitmacht drang er gegen Castilien vor. Aber überall stellten sich ihm die Bürger-Milizen entgegen; die übrigen Einwohner flohen oder verbargen sich und vernichteten alles, was seinen Soldaten hätte nützlich sein können. Sie sahen also vor sich nichts als eine Wüste und hinter sich den Tod. Eine unvermeidliche Folge davon war Entmuthigung. Das Heer verminderte sich von Tag zu Tag, und die Officiere vermochten die Ausreißer nicht mehr zurückzuhalten. Unter solchen Umständen wurde es Espartero leicht, das ganze Corps zu zerstreuen und seines Gepäckes wie seiner Artillerie sich zu bemächtigen. Negri entkam mit vieler Mühe, nachdem er beinahe 5000 Mann verloren.

Durch diese letzte Niederlage wurde die karlistische Armee vollkommen demoralisirt und der Grund ihrer Vernichtung gelegt. Durch den Einfluß des Bischofs von Leon, Paters Larraga, Echeverias und einiger andern Fanatiker wurde Guergue zum Oberbefehlshaber der noch übrigen Streitkräfte ernannt. Er zog mit 15,000 Mann aus zur Vertheidigung der Stadt Penacerrada, welche Espartero belagerte. Obgleich er zum Ersatz zu spät kam, wagte er dennoch ein Treffen, worin er besiegt wurde. Bald nachher unternahm der Graf von Luchana die Belagerung von Estella. Indeß wurde Draa vor Morello geschlagen; ein unvorhergesehenes Ereigniß, das die Christinos sehr entmuthigte. Espartero beschränkte sich nun wieder auf seinen Beobachtungskrieg, d. h. er verhielt sich lange passiv, bis der durch die erlittene Niederlage hervorgebrachte Eindruck verwischt war.

Doch verlor er seine Zeit nicht ganz, sondern setzte vielmehr geheime Unterhandlungen fort, die er früher begonnen hatte. Guergue war abgesetzt worden und Maroto, ein Ayacucho und ehemaliger Waffengefährte Espartero's, hatte den Oberbefehl der karlistischen Truppen erhalten. Obgleich unter verschiedenen Fahnen dienend, hatte der politische Kampf dennoch die Bande der alten Freundschaft und jener Art Freimaurerei nicht zerrissen, welche die Besiegten der bolivischen Insurrection umschlangen. Es wurde daher nicht schwer über verschiedene Punkte sich zu verständigen, und während der Dauer der Unterhandlungen blieben die Feindseligkeiten auf beiden Seiten eingestellt.

Man versichert, daß eines Abends zwei Reiter von entgegengesetzten Punkten in einer vereinzelt liegenden Meierei sich eingefunden; ihre Unterhaltung beim Kartenspiel wurde in einer Sprache geführt, welche keiner der übrigen Anwesenden verstand. So viel scheint gewiß, daß die vorzüglichsten Paragraphen des berühmten Vertrags von Bergara bei dieser Gelegenheit zwischen ihnen festgestellt wurden und daß man es dem Zufall des Spieles überließ, ob Don Carlos oder Isabella Beherrscher von Spanien sein solle. Vom Glück begünstigt, errang Espartero auch diesmal den Sieg; und wäre diese Angabe begründet, würde Moroto weniger als ein Verräther, denn als ein unglücklicher Spieler zu betrachten sein. Obgleich über diesen Punkt sich keine authentischen Belege beibringen lassen, so ist das Gerücht von einer solchen Entscheidung der Sache doch zu allgemein im Volke verbreitet, als daß man es nicht andeuten sollte, wäre es auch nur der Seltenheit wegen. Das in einer Partie Tresillo von zwei ehemaligen Ayacucho's entschiedene Schicksal Spanien's wäre auf jeden Fall ein Ereigniß so sonderbarer Art, daß es wohl in der Geschichte einen Platz finden dürfte.

Die Unterhandlungen waren noch nicht beendet, als Espartero durch einen Sieg ihnen den Ausschlag zu geben beschloß. An der Spitze von 30,000 Mann griff er im Mai 1839 die für uneinnehmbar gehaltenen Stellungen von Penna del Moro, Ramalis und Guardamino an, welche die Karlisten mit Muße befestigt hatten, und wodurch die Wege nach Santander und Castilien ihnen offen standen. Die Positionen wurden nach einem hartnäckigen Widerstande genommen. Der Titel eines Siegesherzogs und die Grandezza erster Classe waren die Belohnungen, welche Espartero für diese Unternehmung erhielt. Der Gang seiner Unterhandlungen mit den Karlisten wurde dadurch nur noch beschleunigt. Obgleich davon unterrichtet, vermochte Don Carlos dennoch nicht sie zu hintertreiben. Die Mißstimmung der Basken vermehrte sich von Tag zu Tag. Die Factionen geriethen in Zerrüttung und die Umtriebe oder die apostolischen Verbrechen, deren die eifrigsten Prätendenten sich schuldig machten und wovon die schrecklichen Hinrichtungen zu Estella ein genug bezeichnendes Beispiel aufstellen, brachten auch die blindesten Anhänger einer Sache, die man endlich wohl verloren geben mußte, zum Nachdenken.

So viel ist gewiß, daß die erste öffentliche Zusammenkunft Espartero's und Moroto's den 26. August stattfand, und daß drei Tage nachher der Vertrag von Bergara unterzeichnet wurde. Don Carlos konnte sich von jetzt an nicht länger halten und war gezwungen, Spanien zu verlassen.

Der Siegesherzog vereinigte nun alle seine Streitkräfte gegen den einzigen Rebellen, den er noch zu bekämpfen hatte, gegen Cabrera, der auch bald das Feld räumen mußte. Da dessen Hülfsquellen erschöpft waren und heftige körperliche Leiden ihn verhinderten, die noch übrigen Truppen selbst in's Feuer zu führen, so wäre es nicht schwer gewesen, ihn mit einem Schlag zu vernichten. Allein sein schlauer Feind ließ noch einen Winter verstreichen, bevor er ihn ernstlich angriff. Die Insurrection bestand noch in Arragonien und in Katalonien. Ein Wuthgeschrei über Verrath erschallte von Berga bis Morella. Der Graf d'Espanna selbst wurde der Mäßigung beschuldigt, abgesetzt und auf Befehl der fanatischen Junta von Berga ermordet. Espartero ließ das alles geschehen; er wartete geduldig und das Ende der Ereignisse rechtfertigte sein Begehen.

Während er sich ganz ruhig verhielt, erschöpften sich seine Gegner durch innere Zerwürfnisse. Sein Feldzug im nächsten Frühling war im Grunde nichts als ein militairischer Spaziergang. Eine Stadt, ein fester Punkt nach dem andern fielen ihm beinahe ohne Widerstand anheim. Nichts vermochte seinen jetzt sehr überlegenen Streitkräften zu widerstehen. Die Kämpfer der arragonischen Faction wurden mit dem Bajonet nach Frankreich getrieben, und die Ruhe war von diesem Augenblicke in Spanien vollkommen wieder hergestellt.

Damit erreicht die militairische Laufbahn Espartero's ihr Ende. Seine persönliche Tapferkeit verbirgt nur zur Hälfte die Mittelmäßigkeit seiner Combinationen. Alle seine übrigen Eigenschaften sind nicht ausgezeichneter und die Langsamkeit der von ihm in Anwendung gebrachten Maaßregeln, die für jeden andern nachtheilig ausgefallen sein würde, hat nur der Zufall bei ihm zum Vortheil seiner Sache gewendet. Als Feldherr gehört er also einem untergeordneten Range an; sehen wir, ob er als Politiker einen höhern bekleidet.

Bei der Auflösung der Cortes im November 1839 wünschten einige Mitglieder der letzten die Idee eines 18. Brümaire geltend zu machen und stellten Espartero als das Werkzeug einer so energischen Maaßregel auf. Es war nicht möglich einen ärgern Fehlschuß zu machen. Man hat gesehen, was Espartero beim Beginn der bürgerlichen Zwistigkeiten war. Seine Unzulänglichkeit ziemlich gut ermessend, verhielt er sich ganz ruhig. Erst nach den Ereignissen zu La Granja wagte er einen öffentlichen Schritt. Durch seine Umtriebe und Fahrlässigkeit wurde das Ministerium Calatrava gestürzt. Er weigerte sich, in das sich nun bildende gemäßigte Ministerium einzutreten; dagegen schwärzte er seinen Freund, den General Alair, in dasselbe ein.

Nicht entschiedener war sein Benehmen bei der Auflösung der Cortes und wie, wenn alles, was er that und nicht that, vorausbestimmt gewesen wäre, zu seinem Vortheil sich zu wenden, betrachtete man ihn gerade deswegen, weil er nicht Kraft genug fühlte, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, für einen tiefblickenden Politiker. Alle Parteien stritten sich um seine Beistimmung. Die Ministeriellen versicherten, daß die Bildung des neuen Cabinets seine Beistimmung habe, die Uebetspannten dagegen behaupteten, er sei so mißvergnügt als sie selbst. Die neuen Wahlen ergaben eine gemäßigte Mehrzahl. Espartero's Eitelkeit empörte sich nun dagegen, daß sein Name, dessen sich die Exaltados als Aegide bedient, nicht wirksamer gegen das Ministerium sich bethätigt habe. Das Cabinet seinerseits hielt sich für stärker als es wirklich war. Es machte sich einiger Verstöße gegen den Siegesherzog schuldig, welche diesem die Meinung geben konnten, daß man ihn als einen Besiegten behandeln wolle.

(Der Schluß folgt.)

Ueber Sternschnuppen und Meteore.

Die Frage über das Wesen dieser Erscheinungen hat in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit so lebhaft beschäftigt, daß nachfolgende Bemerkungen vielleicht nicht ohne Interesse gelesen werden; sie sind von einem Hrn. Galloway, der über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse eine Mittheilung an die astronomische Gesellschaft in London machte. Man hielt diese Erscheinungen früher fast durchaus für atmosphärische Phändmene, und Chladni machte im Jahre 1794 zuerst darauf aufmerksam, daß diese Meteore kosmische Massen seien, welche sich durch die Planetenräume mit einer der Geschwindigkeit des Planeten nahekommenden Schnelle bewegen, und wenn sie in die Erdatmosphäre kommen, durch den Widerstand und die Reibung sich entzünden, manchmal zerspringen und Massen von Stein und Eisen auf dem Boden umherstreuen. Diese Meinung ward zuerst verlacht, aber spätere Beobachtungen überzeugten endlich auch die ärgsten Zweifler. Die ersten correspondirenden Beobachtungen wurden in Deutschland im Jahre 1798 von Brandes und Benzenberg angestellt, im J. 1823 wiederum von Brandes,

im J. 1824 von Quetelet in Brüssel, und im J. 1838 von Wartmann und einigen andern in Genf. Die Höhe der beobachteten Meteore und die Geschwindigkeit derselben waren gleich sehr verschieden.

Bei den correspondirenden Beobachtungen von Benzenberg und Brandes konnte die Höhe von 22 berechnet werden: 7 waren unter 45 engl. M., 9 zwischen 45 und 90 M., 6 über 90, und ein Meteor hatte eine Höhe von 140 Meilen. Bei zweien konnte man die Geschwindigkeit berechnen, die bei dem einen Phänomene 25 M., bei dem andern zwischen 17 und 21 M. in der Secunde betrug. Bei der zweiten Beobachtung von Brandes berechnete man aber die Höhe des einen auf mehr denn 150 M., die Geschwindigkeit von dreien derselben auf 23, 28 und 37 engl. M. in der Secunde. Bei den Beobachtungen in Genf fand man die mittlere Höhe sämmtlicher beobachteten Phänomene 550 M., und die absolute Geschwindigkeit des einen 220 engl. M. in der Secunde, oder 11mal so groß als die der Erde. Brandes wies auch schon die völlige Gleichheit zwischen Feuerkugeln und Sternschnuppen nach; ebenso beobachtete er schon im Jahre 1798, daß mehrere Meteore aufwärts, somit von der Erde abwärts sich bewegten; die Bahnen waren nicht gerade, sondern bald vertical, bald horizontal gekrümmt, bald sogar schlangenförmig, und die vorherrschende Richtung ist von Nordost gegen Südwest, also der Bewegung der Erde in ihrem Lauf um die Sonne entgegen. Es ist nach den bisherigen Beobachtungen unmöglich, die absolute Größe der Meteore zu bestimmen, ihre Scheingröße aber ist sehr verschieden; die größte Anzahl gleicht Sternen dritter oder vierter Größe, viele aber sind Sternen erster Größe gleich und übertreffen sogar Jupiter und Venus an Glanz. Auffallend ist, daß die größten auch die höchsten sind, und daß nur die kleineren bis auf 20 oder 40 M. der Erde nahe kommen. Ein weiterer auffallender Umstand ist die periodische Wiederkehr, namentlich in den Nächten vom 10. bis 15. November. Im Jahre 1832 war die Zahl der an verschiedenen Orten in Amerika und Europa beobachteten Sternschnuppen so groß, daß Arago ihre Gesammtzahl auf 240,000 berechnete. In den Jahren 1835, 1836 und 1838 waren sie in den Novembernächten wieder sehr zahlreich, in den zwei letzten Jahren aber, wo man sie mit Sicherheit erwartete, wurden diese Erwartungen völlig getäuscht. Eine andere ungewöhnlich reichliche Periode sind die beiden ersten Wochen des Augusts.

So seltsame Erscheinungen mußten natürlich den Forschergeist wecken, und man hat eine Menge Hypothesen zur Erklärung aufgestellt; sie lassen sich auf folgende fünf reduciren. Diese Phänomene sind aus Mondesvulkanen ausgeworfene Substanzen; es sind Trümmer eines großen Planeten (nach Olbers); sie haben ihren Ursprung vom Zodiacallicht (nach Biot); die vierte ist die Ansicht Chladni's, welche jetzt auch die von Arago und andern Astronomen ist, daß Myriaden kleiner Körper in den planetarischen Regionen sich um die Sonne drehen, und endlich fünftens die so ziemlich damit übereinstimmende Ansicht Capocci's aus Neapel, demzufolge Nordlicht, Sternschnuppen, Meteorsteine und Kometen sämmtlich gleichen Ursprung haben, und aus einer Anhäufung kosmischer Atome bestehen, welche durch magnetische Anziehungskraft vereint werden, und in Streifen oder Zonen vorhanden sind, welche die Erde auf ihrem Wege um die Sonne durchschneidet. Alle diese Ansichten aber lassen noch eine Menge sehr gegründeter Einwürfe zu.

Dreisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Es dränget sich in nie gekannten Massen
Nunmehr heran die unberufne Schaar,
Sie will der Leistung Höhepunkt erfassen,
Die inn're Stimme drängt sie wunderbar!
Hinan, hinan, ich muß sie noch erringen,
Die Gunst, die meine Wirksamkeit gebar,
Und läßt das Vorurtheil sich nicht bezwingen,
So hau' ich wohlverdient mir selber den Altar.

Die beiden letzten Sylben.

Ein heh'res Bild enthüllt sich deinen Blicken,
Erwägest du der beiden Sylben Werth,
Nicht Macht, nicht List kann fürder dich berücken,
Und hoch im Staate jedermann sie ehrt;
Weh' uns, wenn dieser starke Arm sich senkte,
Weh' uns, wenn dieses Wort verfallen klingt,
Wenn rohe Kraft nur die Geschicke lenkte
Und nicht das Sylbenpaar Entscheidung bringt.

Das Ganze.

Zum schweren Amte drängen sich so Viele,
Zum Amte, das durch viele Saiten klingt,
Und in der Leistungen durchkreuzendem Gewühle
Auf Redlichkeit und treue Würd'gung dringt. —
Hält sich das Ganze in der Wahrheit Schranken,
Hat man des Biedermannes Wort erkannt,
So wird auch unser Urtheil niemals wanken,
Mit Achtung wird das Ganze dann genannt.

Miscellaneen.

(Die deutsche Flagge.) Man lies't in einem Schreiben aus Hamburg: „Man müßte versteinert und jedes Selbstgefühls beraubt sein, wenn man von den Unbilden nicht tief gekränkt wäre, welche die deutsche Flagge fast allerwärts zu erdulden hat; aber warum immer nur über die Engländer murren, warum nicht alle Völker vor den Richterstuhl unsrer beleidigten Rechte ziehen? Die Spanier z. B. bevortheilen ihre eigene Flagge nicht nur im Mutterlande, sondern auch in ihren Colonien; die deutschen Rheder, welche früher eine einträgliche Beschäftigung im Handel nach Cuba gefunden haben, sind nun größtentheils daraus verdrängt; deutsche Fabrikate können schon gar nicht anders als in spanischen Schiffen dahin gebracht werden, und doch wird die spanische Flagge in Deutschland unter denselben Bedingungen wie unsre eigenen Fahrzeuge aufgenommen. Wäre es eine erfreuliche Arbeit, so könnten wir auch die Franzosen und Holländer vor die Schranken fordern, selbst das kleine Schweden und das winzige Portugal der Ungerechtigkeit beschuldigen; aber dazu gebricht uns das Herz, und dem Leser vielleicht der Muth, diese Last zu tragen. Ja, wir sind Heloten in vielen Theilen dieser schönen Erde, aber Spartaner auf unsern Schiffen. Unsre Fahrzeuge, unsre Mannschaft sind tüchtiger, als jene der meisten andern Völker. Unsre Schiffe liegen wie Schwäne auf der Tiefe der Wellen; und was aus uns als seehandelndes Volk zu werden vermag, das ahnen jene nicht, welche den Scepter über uns schwingen. Aber die Kraft ist erwacht, der Stoß gegeben; und was der Augenblick uns nicht vergönnt, wird die Zukunft zum Erstaunen Aller enthüllen. Das kleine Bremen hat jetzt 212 Schiffe auf dem Meer, alle Werften sind besetzt, und 3,782,000 Rthlr. in Gold bilden das schwimmende Capital."

(Dampfschifffahrt nach Prag.) Man schreibt aus Dresden vom 27. Mai: Wir wurden durch die unerwartete Ankunft des ersten Prager Dampfboots „Bohemia" überrascht. Heute früh ist auf der Brühl'schen Terrasse ꝛc. fortwährend eine große Menge versammelt, dies herrliche Dampfboot anzuschauen, welches durch seine glückliche Ankunft ein neues großartiges Unternehmen durch den schönsten Erfolg gekrönt hat. Das Dampfboot ist überaus zweckmäßig für unsern Elbestrom, nach Zillerart (flachbodenartig) gebaut. Die Erbauer sind die beiden rühmlichst bekannten englischen Ingenieurs P. Andrews nnd Rustaun, welche es unter Mitwirkung des k. k. Schiffsbaumeisters A. Lanna bei Prag vollendeten. Seine mit einem beweglichen Cylinder versehene Maschine ist von J. Penn und Sohn. Es ist 120 Wiener Fuß lang, 15 1/2 breit, kann in beiden Salons und auf dem Verdeck 140 Reisende aufnehmen. Mit 60 Personen beschwert geht es nur 16 1/2 Zoll im Wasser. Alle Zweifel über die Möglichkeit der Durchführung des schönen Unternehmens sind gelöst!

(Dampfschifffahrt auf der Mosel.) Man berichtet aus Metz: Die Dampfschifffahrt zwischen hier und Coblenz ist jetzt vollkommen etablirt. Täglich fahren zwei Schiffe von Metz ab, eines nach Trier, das andere nach Nancy. Sie sind nicht groß, aber elegant, leicht, und brauchen wenig Wasser, was bei einem Flusse wie die Mosel nöthig ist. Das Schiff, welches den Dienst zwischen Coblenz und Trier versieht, hat diese Vorzüge nicht, es ist zu groß, und stößt daher oft auf Hindernisse, die seinen Lauf auf kürzere oder längere Zeit unterbrechen. Auch ist die Rede davon, dasselbe durch ein anderes, welches in Nantes gebaut werden soll, zu ersetzen. Die Verbindung mit dem Rhein wäre dann regelmäßig, was in diesem Augenblick, wo der Handelstractat mit Holland der Moselschifffahrt eine größere Thätigkeit verheißt, für uns von der größten Wichtigkeit ist.

(Eine Belgische Eisenhütte.) Ein wahrhaft riesenmäßiges, industrielles Etablissement ist die Eisenhütte Couillet an der Sambre, eine halbe Stunde von Charleroi (Belgien). Sie hat 8 Hochöfen und kann täglich für 80,000 Fr. Eisen herstellen, nämlich 70,000 Kilogramme von verschiedenen Sorten. Daneben kann sie noch im Jahre eine Anzahl von Dampfmaschinen liefern, welche zusammen der Kraft von 1230 Pferden entspricht. Zur Eisenguß-Darstellung verbraucht sie täglich 240,000 Kilogr. Eisenerz, 320,000 Kilogr. Kohlen und 80,000 Kilog. Kalkstein, also 640,000 Kilogr. Materialien zusammen. Im Jahre 1829 producirte Belgien im Ganzen 45 Millionen Kilogramme Gußeisen, und Couillet kann allein 30 Millionen Kilogramme darstellen, also 2/3 von der damaligen Gesammtproduction. Jetzt beträgt die Gußeisenproduction von Belgien das Doppelte, nämlich 90 Millionen Kilogramme, und folglich liefert Couillet davon das Drittel. Die Steinkohlengruben von Marzinelle gehören zu dem Eisenhüttenwerk. Die ganze Förderung dieser Gruben consumirt dasselbe nicht allein, sondern auch noch einen Theil der Gewinnung der Bergwerke von Chatelet, wird von seinen Hochofenschlünden verspeist. Das kolossale Werk besitzt in seinen verschiedenen Verzweigungen 27 Dampfmaschinen, mit einer Gesammtkraft von 1035 Pferden; 17 bis 17,000 Arbeiter finden in seinen Hütten und Bergwerken ihre Beschäftigung.

(Die Eisenbahn) von Warschau nach Krakau schreitet unglaublich rasch vorwärts, es arbeiten auch über 7000 Menschen ununterbrochen daran.

(Die Manchester-Birminghamer Eisenbahn) geht auf 26 hohen Bögen über die Stadt Stockport hin. Dieser Bogenweg ist 1786 Fuß lang, und geht auch, in einer Höhe von 111 Fuß, über den Merseyfluß weg. Die Kosten betrugen 70,000 Pfund.

(Die Berlin-Anhaltische Eisenbahn) wird in dieser Woche bis Jüterbogk dem Publicum eröffnet. In Jüterbogk hält die Post Personenwagen bereit, um die Ankommenden nach Dresden zu befördern.

(Epidemische Krankheit im Jura.) Zu Siögs, einer kleinen Gemeinde des Jura, drei Meilen südlich von St. Claude, herrscht eine Epidemie, welche namentlich die jungen Leute ergreift.

und sie in einigen Tagen wegrafft. Das Uebel fängt mit Schmerzen im Kopf und im Herzen an, so wie mit Aufschwellen der Zunge; und nach dem Tode wird die Leiche schwarz.

(Englische Gaunerei.) Kürzlich gewahrte man in einer Kirche Londons einen Mann, der, in brünstiger Andacht auf den Knien liegend, beide Hände gefaltet hielt und ganz in sich verloren schien. Bei dem großen Gedränge im Tempel bemerkten Viele der Anwesenden erst nach ihrer Nachhausekunft, daß ihre Taschen geleert waren. Durch einen Zufall entdeckte man endlich, daß die gefaltenen Hände des Gauners nur wächserne gewesen waren, indeß seine wahren unbemerkt in den fremden Taschen ihre Entdeckungsreisen anstellen konnten.

(Herr Pastor Schläger) zu Hameln, heißt es in der A. Z., „hat Sr. Majestät dem König von Hannover ein Exemplar seiner Predigt „über die Heiligkeit des Eides" überreicht und, wie man hört, dafür ein kostbares Geschenk erhalten."

(Neue Diamantengrube.) Auf der Insel Sumatra hat man eine solche Grube entdeckt, die große und schöne Diamanten liefert, in einer Menge, daß man auch Köchinnen und Hausmädchen Hoffnung machen kann, ihre „Schwanenbusen" und „Lilienhände" damit zu schmücken: denn Diamanten werden ja beinahe das Einzige sein, was den dienstbaren Schönen an ihrem Putz noch fehlt.

(Seltsame Schenke in London.) Man liest auf dem Schild eines Weinhändlers in London die Worte: **dead drunk for six pence; fresh straw in the cellar** (todtbesoffen für 6 Pence; frisches Stroh im Keller.) Die Anziehungskraft dieser Ankündigung war so groß, daß die Coroners binnen 10 Tagen den Tod von 13 Menschen zu constatiren hatten.

(Statt des Kieses für Gartenwege.) Campesche- und Fernambukholz geben, in kleine Späne zertheilt, nachdem die Farbe aus ihnen gezogen ist, ein vortreffliches Surrogat für den Kies in den Wegen in Gärten, die sie so warm, weich und elastisch wie Teppiche machen. Als Material zum Straßenbau sind solche ohnehin schon längst in manchen Gegenden Belgiens benutzt worden, und besonders vortheilhaft haben sie sich da gezeigt, wo man sie statt des Straßenpflasters anwendete.

(Ein Beduine im Theater.) In Bordeaux besuchte kürzlich ein Beduine, der erst vor nicht langer Zeit aus Afrika angekommen war, das Theater, und als man ihn nach Beendigung der Vorstellung fragte, wie es ihm gefallen, antwortete er: „Als ich zuerst die dünnen Stimmchen (die Violinen) hörte, dachte ich bei mir: Allah, ist es möglich, daß die Leute daher kommen können, um solche Musik zu hören? Als aber um mich her Alle pfiffen und in die Hände klatschten, wurde ich anderer Meinung, und mein Herz war erfreut." Der gute Beduine hatte geglaubt, das Pfeifen und Klatschen des Publikums gehöre mit zu dem Schauspiele.

(Hohes Alter.) In Warschau ist am 8. Mai der Unter-Rabbiner Hirsch Himmelblau, 105 Jahr alt, gestorben. Er hinterläßt an Kindern, Enkeln, Ur- und Urenkeln eine Nachkommenschaft von mehr als 150 Seelen. Er bedurfte nie einer Brille, und war bis zum letzten Augenblicke seiner sämmtlichen Sinne und Geisteskräfte mächtig.

(Hohes Alter der Russen.) Bulgarin bemerkt in seinem neuesten Werke über Rußland: „Es sterben in Rußland nicht weniger als 20,000 Greise über 80 Jahre, und über 900 in einem Alter von mehr als 100 Jahren. (Es ist bloß von Männern die Rede.) Fast in jedem Jahre starben 50 — 55, die über 120 Jahre alt geworden sind, 20 über 130, 8 über 135, und gewöhnlich auch einige jährlich einige bis 145 und 155 hinauf. Dagegen findet sich die größte Sterblichkeit bei Kindern unter 5 Jahren. Über die Hälfte aller jährlich Sterbenden sind Kinder unter 5 Jahren.

(Zufall.) Vor Kurzem ereignete sich folgender merkwürdige Fall in Cincinati, am Bord des Dampfschiffes Elisabeth. Der Kapitän und ein anderer Mann, dessen Namen die darüber sprechenden Blätter nicht erwähnen, geriethen in einen heftigen Wortwechsel, und im Verlaufe desselben zog der Letztere ein Pistol aus dem Busen und legte auf den Kapitän an. Ein nahe stehender Mann schlug hierauf unter die Pistole, sie ging los und traf unwürdiger Weise den Mann in den Kopf, welcher im Begriff gewesen war, das Leben seines Mitmenschen in Gefahr zu bringen.

(Ein weißer Fuchs) ist nahe an der Stadt Gotha geschossen worden. Sein Pelz wurde für 10 Thaler verkauft.

(In Wien) hat sich ein neuer Violinvirtuos, Sivori, hören lassen. Er ist ein Schüler Paganini's, leistet Erstaunliches und wird sich bald einen europäischen Namen machen.

(Die Herzogin von Richmond) ist durch den Schmerz über den Verlust ihres Sohnes, der sich auf dem „Präsident" befand, wahnsinnig geworden. Tag und Nacht steht sie am Fenster und starrt, ihres Sohnes Rückkehr erwartend, in die Ferne.

(Die Mäßigkeitsvereine) zählen jetzt in London ungefähr 20,000, in den Provinzen Englands 40,000, in Schottland 150,000 und in Irland 5½ Millionen Mitglieder, die sich verpflichtet haben, keinerlei geistige Getränke zu genießen.

(Am Todestage) des Königs Friedrich Wilhelm III. begab sich dessen Nachfolger, begleitet von allen Mitgliedern des königlichen Hauses und der Fürstin von Liegnitz in das Mausoleum in Charlottenburg, legten frische Blumenkränze auf den Sarkophag des geschiedenen Königs und der Königin Luise und verrichteten ein stilles Gebet.

(Brittische und fremde Bibelgesellschaft.) Auf der Jahresversammlung wurde angegeben, daß die Austheilung von Bibeln und Neuen Testamenten dies letzte Jahr größer gewesen sei als je, nämlich 900,912 Exemplare, was seit der Errichtung der Gesellschaft über 13 Millionen Exemplare ausmacht, abgesehen von 9 Millionen andern, die auf dem Continent und in Amerika ausgetheilt wurden.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jontzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. Nr. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 48.

Bremen, Donnerstag den 17. Juni 1841.

Gestorben:

Nor. 553. Den 13. Juni. Des Cigarrenmachers Johann Ebbers Sohn (todtgeb.); gr. Annenstraße Nro. 99.

— 554. Den 13. — Der Weisbäcker Herm. Tölken, 41 Jahr; Westerstraße Nro. 73.

— 555. Den 14. — Der Kaufmann Johann Heinrich Warnke, 67 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 46.

— 556. Den 14. — Der Cigarrenmacher Heinr. Wilh. Neddermann, 50 Jahr; auf dem Häfen Nro. 8.

— 557. Den 14. — Blanka Großmann, 19½ Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 96.

— 558. Den 14. — Des Schuhmachers Joh. Frey Tochter, 12 Tage; Steinthor Nro. 74.

Nro. 559. Den 14. — Des Arb. Ant. Philippi Tochter, 8 Wochen; Bollands Gang Nro. 7.

— 560. Den 14. — Des Lotterie Collecteurs Georg Wilhelm Abbes Ehefrau, geb. Ehlers, 62 Jahr; Osterthorswallstraße Nro. 93

— 561. Den 14. — Des Blechenschlägermeisters Friedr. Dieckmann Sohn, 12 Wochen; kl. Krankenstraße Nro. 13.

— 562. Den 14. — Der Strumpfweber Justus Vogt, 61 Jahr; Armenhaus.

— 563. Den 16. — Des Tabackarbeiters Friedrich Wilhelm Steinkamp Tochter, 2½ Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 51 B.

Geburten:

Nro. 730. Den 12. Juni. Des Schuhmachermeisters Joh. Geerken Ehefr., geb. Stupian, kl. Rosenstraße Nr. 14; von einem Knaben.

— 731. Den 12. — Des Kutschers Joh. Heinr. Oltmann Ehefr., geb. Grambart, Pelzerstraße Nro. 19; von einem Mädchen.

— 732. Den 12. — Des Arb. Joh. Ludw. Montignon Ehefr., geb. Buch, große Sortillenstraße Nro. 21; von einem Knaben.

— 733. Den 12. — Des Arb. Joh. Anton Michaelis Ehefr., geb. Bödeker, Osterthorstraße Nro. 25; von einem Mädchen.

— 734. Den 12. — Des Zimmergesellen Joh. Carl Ludw. Isern Ehefr., geb. Brunsche, Düsternstraße Nro. 93; von einem Mädchen.

— 735. Den 12. — Des Cigarrenfabrikanten Joseph Eltzinger Ehefr., geb. Grimm, Hermanns Hof Nro. 12; von einem Mädchen.

— 736. Den 13. — Des Arb. Joh. Meyer Ehefr., geb. Röpers, Buntenthorssteinweg N. 129; von einem Knaben.

— 737. Den 13. — Des Tischlermeisters Heinrich Joh. Ahlers Ehefr., geb. Schäfer, Geeren Nro. 19; von einem Knaben.

Nro. 738. Den 13. — Des Cigarrenmachers Joh. Ebbers Ehefr., geb. Jachens, große Annenstraße Nr. 99; von einem todten Knaben.

— 739. Den 13. — Des Arb. Heinr. Engelb. Wellmann Ehefr., geb. Buse, Stavenstraße Nro. 8; von einem Knaben.

— 740. Den 13. — Des Kaufmanns Gustav Werner Grote Ehefr., geb. Meyerdirks, Braustraße Nr. 11; von einem Knaben.

— 741. Den 14. — Des Gärtners Ernst Friedrich Wagener Ehefr., geb. Brünings, kl. Weidestraße Nro. 6; von einem Mädchen.

— 742. Den 14. — Des Tabacksfabrikanten Otto Henr. Christ. Bernhard Ehefr., geb. Ratjen, Ansgariithorsstraße Nr 13; v. e. Knaben.

— 743. Den 14. — Des Bäckers Herm. Heinr. Ellerbrock Ehef., geb. Speck, Neuenmarkt N. 22; von einem Knaben.

— 744. Den 15. — Des Küpergesellen Daniel Sengstacke Ehefr., geb. Schmäding, alten Steinweg Nro. 32; von einem Knaben.

— 745. Den 16. — Des Friseurs Joh. Wilh. Schenk Ehefr., geb. Francke, Buchtstraße Nr. 19; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 49.

Bremen, Sonntag den 20. Juni 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 20. Juni.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 U. Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Loel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Hassest Gesellschaft du,
Bleibst gern für dich in Ruh',
Scheuest den Ehestand,
Weil er ein Doppelband;
Zieh'st dich vom Freund zurück,
Suchst nur in dir dein Glück;
Und bleibest ganz allein,
Dann wird's das Erste sein.

Zweite Sylbe.

Oft kommt es hoch herab,
Oft ist es nur ein Grab,
Oft bricht's ein Bein entzwei,
Oft steht man frank und frei.
Siehst du's Freund in der Schweiz,
Hat es dort großen Reiz;
Und in Amerika
Steht es noch größer da.

Das Ganze.

Bin gar veränderlich,
Kindskopf oft nennt man mich; —
Jagt mich der Mann hinaus,
Bin bei der Frau zu Haus.
Heute hier, morgen dort,
Dauernd an keinem Ort;
Gut und schlecht, klug und dumm,
Fahr' ich im Kopf herum.

Marie.

Von Henri Berthoud.

(Fortsetzung.)

Alles ist ein Mißverständniß, sagte der Bischof, indem er sich setzte, denn die Eile, mit welcher er ankam, um seinen Schützling zu rechtfertigen, hatte ihn außer Athem gebracht. Nicht das kleinste Einverständniß ist zwischen Johann und Marie. Pastelot glaubte, fügte er hinzu, indem er ein Lächeln unterdrückte, daß Du, meine Schwester, am Fenster gewesen.

Das Lächeln des Bischofs entging dem Blicke der Frau von Penevent nicht, sie wurde vor Wuth noch bleicher als zuvor aber sie beherrschte sich und antwortete:

Es liegt mir nicht viel daran, ob Du Dich von dem Tuchhändler Johann betrügen läßt. Ich habe keine Zeit, mich mit seinen Ränken und seinen noch unverschämteren Entschuldigungen abzugeben.

Du weißt also, wie ich, die Wahrheit?

Ich weiß, daß ich diejenige, die sich nicht geschent hat, Schande über uns zu bringen, aus dem bischöflichen Palaste gejagt habe.

Marie! Marie verjagen! Dieses arme Kind, welches kein anderes Unrecht begangen hat, als Deine Bosheit und Deine verläumderische Laune ersonnen, aus meinem Hause zu jagen! Bei Notre-Dame, da wird nichts draus! Wo ist sie? Ich will, daß sie hier bleibe! Und was soll aus dem armen Kinde werden, welches keine andere Stütze hat, als mich? Wie? Du verläumdest sie schimpflich und wirfst sie auf die Straße, um Dein Unrecht wieder gut zu machen? Ich habe Deine Launen bis jetzt ertragen, aber, bei dem heiligen Opfer der Messe, es soll nicht so bleiben.

Und er verließ so seine Schwester, welche ganz bestürzt war, daß ihr Bruder zum erstenmale seit 10 Jahren ihr zu widersprechen wagte.

Die Gräfin war, als sie von ihrem Bruder kam, ganz außer sich in das Zimmer zurückgekehrt, in welches sie Marie eingeschlossen hatte. Ohne ein Wort zu sprechen, hatte sie den Arm des jungen Mädchens ergriffen, sie bis zur äußeren Thüre des bischöflichen Palastes geführt oder vielmehr geschleppt, wo sie sagte, indem sie auf die Schwelle wies:

„Wenn Sie diese Steinplatten wieder betreten werden, wenn Sie versuchen, in dieses Haus zurückzukehren, so werde ich Sie mit Peitschenhieben hinausjagen lassen, denn anders verdienen es Mädchen, wie Sie eins sind, nicht. Mögen Sie jetzt Strafe für ihre Ränke finden, aber sprechen Sie weder meinen oder meines Bruders Namen aus, wenn nicht der Henker Sie aus dieser Stadt jagen soll, wie ich Sie jetzt aus diesem Hause jage."

Mit diesen Worten ging sie fort, und ließ Marie gebrochen, vernichtet, sterbend, allein. Sie fiel auf die Treppe nieder und fing an zu schluchzen, indem sie ihr Gesicht in ihre Hände verbarg. In diesem Augenblick trat Johann Pastelot heraus, so lebhaft beschäftigt mit der Unterhaltung, welche er mit dem Bischof gehabt hatte, daß er ohne es zu wissen das junge Mädchen mit dem Fuße stieß. Mechanisch erhob sie den Kopf und Johann erkannte den Schützling des Bischofs.

Fräulein Marie! rief er.

Diese antwortete nur mit Schluchzen.

Ich verstehe Alles, sagte er, diese böse Frau hat Sie für ihren groben Irrthum strafen wollen, und ich bin die unschuldige Ursache Ihres Unglücks. Nun, fügte er sanft und gütig hinzu, was wollen Sie thun? was haben Sie vor? denn es ist meine Pflicht, Sie nach Kräften zu unterstützen, und Ihnen zu rathen. Wohin soll ich Sie führen?

Ach! das weiß ich selbst nicht; Ich kenne Niemand auf der Welt. Ich habe keinen Zufluchtsort und keinen Beschützer. Es bleibt mir nichts übrig, als zu sterben!

Ach, das soll nicht gesagt werden, antwortete der junge Mann, der von solcher Betrübniß gerührt worden war, das soll es nie heißen, daß es soweit kommen muß. Aber da dieser Ort und dieser Augenblick nicht zu unserem Geschäfte passen, so schenken Sie mir die Ehre und gehen mit mir in die Wohnung meiner Mutter. Da werden Sie einen besseren und passenderen Schutz finden, als ich Ihnen bieten kann. Trocknen Sie Ihre Thränen, Fräulein, denn ich schwöre Ihnen auf mein Antheil am Paradiese, weder meine Mutter noch ich werden Sie jemals verlassen.

Gut gedacht! gut gesprochen! unterbrach ihn eine sehr theilnehmende Stimme, die keinem andern als dem Bischof gehörte. Der Prälat hatte sich leise zu Johann und Marie geschlichen und ihre ganze Unterhaltung gehört. Gut gedacht und gut gesprochen! Ich habe Alles gehört. Sie sind ein braver Bursche, Herr Pastelot, und Sie, Marie. Sie werden, trotz der albernen und ungerechten Vorurtheile meiner Schwester, in den Palast zurückgehen, und sie muß ihr Unrecht eingestehen.

Marie nahm eine erschrockene Miene an, und nahte sich unwillkührlich dem Tuchhändler.

Das Leben, welches Sie bei meiner Schwester führen, ist in der That unerträglich, und was sich heute zugetragen hat, macht es nicht besser. Andererseits wird meine Schwester triumphiren, wenn Sie bei Herrn Pastelot Aufnahme finden, und vergebens mag ich die Wahrheit sagen, die Verläumdung wird doch ihren Gang gehen und wird fragen, warum Sie gerade bei demjenigen einen Zufluchtsort suchen, den zu lieben Sie beschuldigt werden. Es muß also ein anderes Mittel gesucht werden, um Alles anzuordnen.

Herr Bischof, dieses Mittel ist ganz einfach, fiel ihm Johann ins Wort.

Ei was! rief der Bischof überrascht, haben Sie dieses schon gefunden? Welchen Eifer und welche Ergebung, dachte er bei sich, wenn die Liebe bis jetzt noch nicht im Spiele war, so hat sie sich jetzt hineingemischt. Und was ist das für ein Mittel, mein Herr?

Herr Bischof, Sie müssen Fräulein Marie zu meiner Tante Catharina Marguerin, der Schwester meiner Mutter, bringen, diese hat ein großes Lager von Leinwand auf dem großen Platze, sie führt das Schild „zur goldnen Perle." Sie müssen den Wunsch äußern, daß das Fräulein das Geschäft erlerne, und sie darum gerne bei ihr in die Lehre ginge. Ihre Empfehlung wird alle Schwierigkeiten beseitigen, und meine Tante würde weit schwierigere Sachen als diese bewilligen, wenn Sie sie selbst besuchen.

Was sagen Sie zu diesem Vorschlag? liebe Marie, fragte der Bischof.

Ach, ich nehme ihn dankbar an.

Gut, sehr gut sprach der Prälat; die Berathung unter freiem Himmel ist hiermit aufgehoben. Trocknen Sie Ihre Thränen, Marie, und stützen Sie sich auf meinen Arm. Und Sie Herr Nachbar kehren in Ihren Laden zurück; ich bitte Sie, über den ganzen Vorfall zu schweigen. Er soll ein Geheimniß zwischen uns vier bleiben, meine Schwester verläßt ihre Wohnung nicht, ich werde schweigen, und ich verbiete Ihnen beiden ein Wort darüber zu sagen, weder Ihrer Tante, Johann, noch Ihrer Mutter, und Ihrer schönen Schwester Johanne noch weniger. Gott sei Dank, während unserer Unterredung ist Niemand hier vorbeigegangen, und ich bin darauf bedacht gewesen, Sie hinter diesem Pfeiler zu verstecken. Adieu, Herr Pastelot.

Der Tuchhändler verbeugte sich vor dem Bischof bis zur Erde, und Marie ging mit ihrem Beschützer in den Laden der Leinwandhändlerin.

Madame Marguerin war eben beschäftigt, einige Kunden zu bedienen als der Prälat eintrat. Alsbald fielen alle Anwesenden auf die Knie und der Bischof ertheilte ihnen den Segen. Man kann sich das Erstaunen und die Freude der Kaufherrin denken als sie einen so hohen Besuch empfing.

Ich freue mich, Sie so wohl zu sehen, Madame Marguerin, sagte der Bischof, daß alle reichen Bürgerinnen die im Laden waren es hören konnten, denn er wußte wie jene sich dadurch geschmeichelt fühlte. Ich komme um von Ihnen einen Dienst zu verlangen. Da ist ein junges Mädchen, das ich wie mein eigenes Kind liebe, sie denkt an nichts als an den Leinwandhandel, und da habe ich denn gedacht, daß sie keine bessere Herrin bekommen würde, als Sie. Ich bringe sie Ihnen also, Madame Marguerin, Ihre Bedingungen nehme ich im Voraus an, übrigens werde ich meine Mündel oft besuchen und mit Ihnen plaudern.

Er segnete die knieende Gesellschaft abermals, grüßte Madame Marguerin, küßte Marie auf die Stirn, und verließ die Frau, welche ganz außer sich vor Stolz und Freude war. Sie bediente schnell ihre Käufer, darauf ging sie zu ihrer neuen Gehülfin, und erlaubte sich sie zu küssen. Durch diese freundliche Zuvorkommenheit gewann Madame Marguerin bald die Liebe des armen Mädchens, welches früher von der furchtbaren Schwester des Bischofs so unbarmherzig behandelt worden war.

Nach diesen Freundschaftsbezeigungen brachte sie Marie auf ein reinliches Zimmer, das beste im Hause, und beschäftigte sich nachher mit der Kleidung ihrer Gehülfin, denn die feinen Kleider Mariens paßten nicht zu ihrem jetzigen Stande. Dann schnitten sie beide ein Kleid aus grobem Tuche zu, und noch vor Einbruch der Nacht hatten sie ein Kleid gefertigt, wie es zu dieser Zeit in Soissons getragen wurde. Am andern Morgen wußte man in der ganzen Stadt, daß der Bischof seine Mündel zu Madame Marguerin in die Lehre gebracht hatte, und jeder beneidete diese, besonders als der Bischof die glückliche Frau vor aller Augen zum zweitenmale besucht, ganz vertraut sich in das Hinterstübchen gesetzt und sogar ein Gläschen Stachelbeer-Essenz nicht verschmäht hatte, welche sie, wie der Bischof ihr sagte, besser zubereitete, wie irgend eine Hausfrau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Fünftes Kapitel. — Wo Herr Pastelot sich eine Frau nimmt.

Frau Catharina Marguerin, die Tochter eines wohlhabenden Bürgers zu Soissons, hatte sich mit einundzwanzig Jahren an einen Leinenhändler verheirathet, den sie schon seit ihrer Kindheit kannte und der in der Nachbarschaft wohnte. Niemals hatte die kleinste Uneinigkeit ihre reine und lautere Liebe getrübt, ihre Verbindung machte sie eben so glücklich als zufrieden. Arbeit und Zärtlichkeit war ihr Leben, bis zu dem traurigen Tage, wo der Tod Herrn Marguerin nach 15 Jahren ihrer Verbindung abrief. Catharina glaubte ihrem Schmerze unterliegen zu müssen, und ohne die eifrigen Sorgen ihrer Schwester, der Frau Pastelot, hätte die Verzweiflung sie in's Grab gebracht; aber die

zärtliche Zuneigung der vortrefflichen Frau fesselte sie an das Leben, und sie faßte sich bald über die grausame Trennung, welche sie in einer solchen Trauer und Einsamkeit zurückließ.

Frau Catharina hatte seit den 10 Jahren, in welchen dieses Leid sie heimgesucht hatte, die Wittwentracht nicht abgelegt, sie trug noch ihr Trauerkleid und ihren schwarzen Schleier, aber nach und nach war ihre Heiterkeit zurückgekehrt. Sie hatte, da sie immer in ihrem Laden allein war und während der Woche nur des Morgens ausging, um die Messe zu hören, noch nie gegen den göttlichen Willen gemurrt. Aber sie seufzte doch, wenn ein Paar alte Gatten vorbeigingen, oder wenn ein kleines Kind mit runden rothen Wangen auf ihrer Schwelle spielte oder an der Hand seiner Mutter spazieren ging. Zwar hätte sie sich nach Marguerin's Tode wieder vermählen können, denn sie war trotz ihrer 45 Jahre noch frisch und schön, aber sie schlug alle Anträge entschieden aus und erwiederte, sie wolle bis zum Tode den Namen des Mannes führen, welcher sie 15 Jahre lang so sehr beglückt habe. Sie lebte immer in derselben Weise, nur hatte sie eine alte Dienstmagd genommen, die ihr gerade nicht viel Hülfe leisten konnte, aber ihr doch Gesellschaft bot. So läßt sich denken, daß Marie bei dem seiner frühern Zuneigung beraubten Herzen die beste Aufnahme fand. Catharina liebte sie gleich wie ein eigenes Kind. Marie fand in dieser einfachen Zärtlichkeit, was ihr weder der rohe Schutz der Gräfin, noch das sorglose Wohlwollen des Bischofs, noch die neidische Kameradschaft der Klostergefährtinnen, ja nicht einmal die Zuneigung der alten Aebtissin gewährt hatte. Denn sie wurde von jener so ehrfurchtsvoll behandelt, daß es zum Herzensergusse nicht kommen konnte. Catharina liebte aber ihre Schülerin wie ihres Gleichen, es war ihr wohl, wenn Marie zugegen war und sie suchte alles auf, um ihr eine Freude zu machen.

Beide standen mit Tagesanbruch auf: zuerst hörten sie eine Messe in der Kirche, dann sorgten sie mit der alten Magd für die Haushaltung, und kleideten sich für das Geschäft an. Die schönen bleinden Haare der Frau Catharina waren noch nicht gebleicht und ihre schwarzen Augen strahlten noch von Jugendfrische. Sie war keine hohe Dame, aber eine liebenswürdige Bürgersfrau, die man höchstens 35 Jahre alt gehalten hätte. Mariens Schönheit trat durch Auszeichnung der Form und der Sitten hervor. Die Käufer fragten sie ungern um den Preis der Leinwand, denn sie glich einer Königin. Sie verständigten sich besser mit Catharina, doch hatten sie erst die sanfte Stimme der Gehülfin gehört, so mochten sie lieber mit dieser zu thun haben. Marie hatte zu Catharina's Entzücken alles leicht begriffen, auch wurde gleich ein alter Trunkenbold der früher Abends die Handelsbücher führte, entlassen. Außer der Tischzeit war man den ganzen Tag im Laden thätig, aber nicht ermüdet und bei den vielen Kunden war Abwechselung genug vorhanden. Abends ruhten sie sich aus, sie ließen sich an einem großen Tisch nieder, indeß Marie die Rechnungen führte oder nähte, strickte Catharina und erzählte viele Sachen, über welche sich das so lange eingesperrte Mädchen freuete. Sie wußte so wenig vom wirklichen Leben daß selbst die Kaufherrin sich wunderte: bis acht Uhr wurde so geplaudert; dann ging man an das Abendbrod, und um neun Uhr beteten beide vor einem Crucifix. Dann zogen sie sich in ihr Kämmerlein zurück und schliefen ruhig und glücklich ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Thaten des Sieges-Herzogs Espartero, gegenwärtigen Regenten Spanien's.

(Schluß.)

Ein unerwarteter Umstand bewies, wie groß sein Mißtrauen in dieser Beziehung war. Ein Quasi-Beauftragter, den das Ministerium nach Frankreich schickte, langte eines Tages mit einer gewissen Geheimhaltung von Madrid in Saragossa an. Espartero bildete sich ein, daß dieser Mann abgesandt sei, die Truppen gegen ihn aufzuwiegeln und ihm den Oberbefehl über dieselben zu entreißen. Sogleich ließ er sich desselben bemächtigen und ihn einkerkern. Arizaneta (so hieß dieser Agent) wollte sich eines diplomatischen Passes bedienen, welcher die bürgerlichen und Militairpersonen verpflichtete, ihm in allem dienstbar zu sein. Dadurch noch mehr in seiner Vermuthung bestärkt, ließ ihn der Siegesherzog in sein Quartier bringen, wo er erschossen werden sollte. Glücklicherweise wollte der politische Vorsteher zu einem solchen Verfahren seine Zustimmung nicht geben. Er schrieb an den Minister des Innern und erhielt von diesem den Befehl, den Gefangenen sogleich frei zu lassen. Espartero schwor sich dafür zu rächen, und die Uebespannten bemüheten sich, seine Stimmung zu ihren Zwecken zu benutzen.

Bei Eröffnung des Feldzuges gegen Cabrera, den man

noch für furchtbar hielt, machte sich Espartero's Einfluß abermals gegen das gemäßigte Ministerium geltend. Einige Mitglieder desselben mochten die Anmaßlichkeit des Oberbefehlshabers, die nicht den mindesten Verweis erlitt, nicht länger ertragen und nahmen ihre Entlassung. Dieser jedoch, dadurch noch nicht befriedigt, verlangte, daß hinfort sich alles vor ihm beuge. Seine Eitelkeit, die sich an die täglichen Schmeicheleien der überspannten Zeitungen gewöhnt, welche ihn ohne Weiteres über alle ältern und neuern Helden erhob; seine Gewaltmaßregeln, die keine Controlle ertrugen, überhaupt sein ganzes Benehmen, stand mit jeder regelmäßigen Staatseinrichtung in Widerspruch. Man konnte ihm unter solchen Umständen nur noch ein Ministerium antragen, das er nicht mochte, weil die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit ihm zuwider war. Man konnte ihn also nur noch mit der untergeordneten Macht eines Generalcapitains in Friedenszeiten belehnen.

Die Königin hatte nicht wenig zu leiden bei diesen kleinen Kämpfen, die einen früher so ergebenen Diener immer mehr von ihr entfernten. Sie kannte den Siegesherzog wenig oder gar nicht. Es schien ihr, daß ein hoher Beweis von Vertrauen, eine unvorhergesehene Näherung, einige vertrauliche Unterhaltungen, wo ihr Einfluß als Frau und Königin sich gleichzeitig fühlbar machen konnte, einen so hochmüthigen Geist und eine bis zur Empörung gesteigerte Eitelkeit wieder gewinnen mußten. Die Reise nach Barcellona wurde eben so schnell in Ausführung gebracht, als Christine dazu den Entschluß gefaßt, aller Vorstellungen der Minister ungeachtet, deren Voraussicht bald gerechtfertigt wurde. Die Verschiedenheit der Meinungen war so groß, daß der Weg selbst, den die Königin verfolgen sollte, ein Gegenstand ernster Erörterungen zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Cabinette wurde. Die Minister wünschten, daß die Königin sich zuerst nach Valencia und von da nach Lerida begebe, wo Espartero sie erwarten sollte. Der letzte dagegen verlangte, daß die Reise direct über Saragossa und durch Arragonien bewerkstelligt werde. Vielleicht hätte man ihm nicht gewillfahrt, wäre nicht sein Einfluß plötzlich durch den Sieg von Morella verdoppelt worden. Die Königin-Regentin hielt es nun für unumgänglich nothwendig, so schnell als möglich bei der Armee sich einzufinden.

Der nichtachtende und schimpfliche Empfang, welcher ihr zu Saragossa zu Theil ward, wie ihre Zusammenkunft mit dem Ritter von La Mancha zu Lerida und Esparragu-erra, wo jede Idee von Aussöhnung vor der mehr oder weniger beleidigenden Haltung des letzten in den Hintergrund treten mußte; der Aufstand in Barcellona endlich, als dessen Urheber man ihn wohl betrachten darf, weil er ihn nicht mißbilligte, sondern vielmehr sich zum Organ desselben machte, das alles sind noch zu wohlbekannte Ereignisse, als daß man umständlicher dabei verweilen dürfte.

Die Häuptlinge des gemäßigten Ministeriums, Perez de Castro Eleonard, deren Leben bedroht war, mußten sich nach Frankreich flüchten. Espartero behauptete sich in seiner neuen Stellung. Man darf jedoch nicht übersehen, daß er eine gefahrvolle Bahn betreten hat, daß er nur Souverain geworden durch einen Aufstand und daß er im Namen einer Minderheit herrscht. Eben so wenig darf man vergessen, welches die Zusammensetzung der letztes Cortes war, wo sich eine überwiegende Mehrheit für die gemäßigte Partei erklärte, obgleich die Wahlen nach der Constitution von 1812 und nach wesentlich demokratischen Formen stattgefunden hatten. *)

Die Abdankung der Königin Christine überließ dem neuen Regenten alle Macht, ohne ihm irgend eine Beschränkung oder andere Bedingungen vorzuschreiben. Es würde sich gegen eine so vollendete Thatsache nichts wesentliches einwenden lassen, wenn Espartero mit seinem eigenthümlichen Genie eines Menschenhirten ausgerüstet wäre, womit die Vorsehung nur einige auserwählte Geister begabt, welche sie zum Heil der Völker bestimmt. Allein durch welche wohlwollende Züge hat der Dictator Spanien's einer solchen Mission bis jetzt sich würdig erwiesen und was hat man Heilbringendes von ihm zu erwarten? Muß man seine politische Ueberlegenheit in jenem Gemisch knechtischer Unterwürfigkeit und hochfahrender Eitelkeit suchen, welches sein ganzes bisheriges Betragen characterisirt? Darf man einen Washington in diesem Mann erblicken, der den Bürgerkrieg nur deshalb in die Länge zieht, um seine Macht zu bewahren und seine Wichtigkeit zu befestigen? Oder darf man einen Napoleon in diesem Urheber und Verlängerer beständiger Auflehnungen bezeichnen? Oder einen Cromwell in diesem

*) Die Regentschaft hat diesen Umstand dadurch anerkannt, daß sie die Cortes bis zum März 1841 vertagt. Sie hat sich auf solche Weise für einige Zeit eine unbeschränkte Dictatur gesichert. Obgleich nun die revolutionairen Juntas eine solche Maßregel als für sich günstig betrachten dürften, sind dennoch schon zwischen ihnen Spaltungen entstanden, die in der Folge leicht noch weiter gedeihen dürften.

Gegner des Ayuntamiento Gesetzes, dem einzigen, das der spanischen Regierung eine gewisse Einheit und Stärke zu verleihen vermag? Wer wird es wagen, so etwas zu behaupten? Die nächste Zukunft wird beweisen, ob wir uns irren oder nicht. Es giebt zwei Proben, denen kein angemaßter Ruf zu widerstehen vermag; die stärkste derselben ist der Tod, und die schnellste die Popularität. Der Siegesherzog ist jetzt der populärste Mann in ganz Spanien.

Espartero zeichnet sich aus durch sein kriegerisches, beinah heldenmüthiges Ansehen. Obgleich nur von gewöhnlicher Größe ist er gut gewachsen und vom starkem Körperbau. Sein Gesicht ist verbrannt und mit Flecken bedeckt. Ein buschiger Schnurr- und Backenbart verbirgt den größten Theil seiner weniger scharf gezeichneten Züge. Obgleich erst in einem Alter von 47 Jahren, haben doch die beständigen Körperleiden, welche eine unheilbare Krankheit (eine langwierige Blasen-Entzündung) ihm verursacht, sein Gesicht verzerrt und sehr gealtert. Seine gewöhnliche Höflichkeit wird von Zeit zu Zeit durch heftige und gefährliche Zornausbrüche gestört; glücklicherweise sind sie nicht von langer Dauer. Er ist immer noch ein leidenschaftlicher Spieler. Genöthigt während einem Theil des Jahrs das Bett zu hüten, läßt er vor dasselbe einen Tisch stellen und gewinnt den Officieren seines Generalstabes ihr Geld ab. Sein Adjutant Linage spielte sonst für ihn; jetzt da er General und Milizinspector geworden, ist wahrscheinlich ein anderer untergeordneter Officier mit dieser wichtigen Verrichtung beauftragt. Vor langer Zeit hat sich Espartero eine eigene Leibwache gegeben, welche er aus den ihm am meisten zugethanen Soldaten gebildet hat. Man nennt sie das Leibregiment von Luchana.

Palästina.

Zu den Stimmen, welche sich seit einiger Zeit im Interesse des gelobten Landes vernehmen lassen, gesellt sich nun auch eine einflußreiche aus Frankreich. In der That könnte diese Macht ihren Wiedereintritt in den Senat der europäischen Pentarchie nicht schöner bezeichnen als durch ein ernstes Votum für die Zurückgabe der alten Wiege des Christenthums an die christliche Welt. Wie freilich dies auf eine befriedigende Weise, zumal in Einklang mit dem Julinsvertrag und dem durch denselben neusanctionirten Princip der Integrität des osmanischen Reichs, bewerkstelligt werden soll, ist schwer zu sagen. Wenn eine unlängst erschienene Flugschrift aus der Feder des bekannten Philantropen Gustav v. Eichthal, die „Unabhängigkeit Palästina's und dessen freien Besitz für alle biblische Religionen" fordert, wenn deutsche Publicisten auf Gründung eines christlichen Königreichs unter einem deutschen Fürsten antragen, wenn ein italienischer Prinz sich zur Nachfolge Gottfrieds von Bouillon berufen fühlt, oder man in Rom der Idee eines jerusalemischen Stadts unter der Aegide des Johanniterordens das Wort redet, so sind es lauter Vorschläge, von denen sich nicht absehen läßt, mit welcher Miene die Schutzmächte der Pforte die Ueberzeugung beibringen wollten, daß das keine Zerstückelung sei. Selbst die Constituirung eines halbsouverainen Staates nach dem Muster der Donaufürstenthümer könnte ihre Bedenklichkeiten wohl nicht heben. Denn die Oberherrlichkeit, die ihr dort geblieben ist, was ist sie anders als eine vertagte Unabhängigkeit? Wie viel mehr müßte dieß der Fall sein in Palästina, dessen politische Wiedergeburt nicht ausgesprochen werden könnte ohne das Erwachen von Sympathien in ganz Europa? Die Erklärung dieser Vasallenschaft wäre augenblickliche Emancipation.

Eine andere Meinung, und diese scheint die diplomatische Unterstützung zweier östlichen Großmächte erhalten zu haben, ist daher, den Zweck zu erreichen unter der Souveränetät des Sultans. Freilich politisch betrachtet, wäre es die bequemste Auskunft, wenn sich eine wohlthätige Veränderung erzielen ließe ohne eigentliche Verrückung des Statusquo, ob aber damit allein viel gewonnen wäre, daß die Pforte aus Palästina sammt dem Hafen und der Stadt Jaffa eine besondere Provinz machte mit einem unmittelbar von ihr ernannten Statthalter und einer Besatzung türkischer Kerntruppen, unter Anerkennung der Rechtsgleichheit für alle Einwohner sowie der Schutzverbindlichkeit für die abendländischen Pilger, wenn auch noch eine Commission für kirchliche Angelegenheiten, bestehend aus dem Pascha, dem Patriarchen von Jerusalem, den Prioren der lateinischen und armenischen Klöster und einem römischen Prälaten dazu käme, das ist sehr die Frage. Die französische Stimme möchte zwar dieses Minimum einer Concession der bloßen türkischen Restauration vorziehen, in der sie nur die Ueberlieferung des Landes an die Invasionen arabischer Horden erblicken kann, denn diese halb türkische, halb europäische, halb griechische, halb katholische Regierung, obschon mit Inconvenienzen genug, mit Consularintriguen und Eifersüchteleien verknüpft, wäre doch ein Anfang zum Bessern. Aber ohne daß sie sich deutlich darüber erklärt, was nach ihrer Ansicht geschehen sollte, ist ihr Sinn leicht zu errathen, wenn sie den europäischen Mächten zuruft: „Eure Intervention hat bis jetzt nur die Unordnung und die Anarchie in Syrien wieder eingesetzt, sie hat den Tod, die Fäulniß des Orients beschleunigt. Der Tod kommt sonst den Erben zu gut, aber im Orient ist kein Erbe. Das Morgenland zerstört was werden will, Regierungen, Reichthum, Bevölkerung, Städte, Dörfer, Handel, Ackerbau und Industrie, ihr versichert, nichts für euch zu wollen, und überantwortet Alles dem Nichts. Erbarmt euch doch aus Mitleiden!"

* Concordia.

Die Actionaire des Stiftungshauses Concordia haben am 18. Juni den Herrn Johann Heinrich Philipp Schroder zum Oeconomen erwählt. Die getreue und uneigennützige Sorge, welche der Genannte schon seit vielen Jahren für die betreffenden christlichen und gemeinnützigen Zwecke bewiesen hat, läßt diese Wahl als eine sehr glückliche und zweckmäßige erscheinen.

Miscellaneen.

(Ein Schneider in Leipzig) empfiehlt sich folgendermaßen dem Publikum: „Meines Ateliers kunstgerechte Fabrikate, Producte originell phantasiellen Aufschwunges und wissenschaftlicher Combination, können kühn in die Schranken treten mit der Seinestadt Nadelerzeugnissen, und werden jederzeit fränkische Anmaßungen beschämend die heimathlichen Eichenwälder verherrlichen!"

(Augsburg.) Im — schen Bräuhause erzählte Jemand einem alten Studenten seine Abentheuer zur See, wie das Schiff einen Leck bekommen und er habe pumpen helfen. „Herr," sagte er — „mich hätten sie sollen pumpen sehen, das war groß!" — „Herr," sprach der Student, „mich hätten Sie in Tübingen sollen pumpen sehen, das war noch größer!"

(Accise.) Ein Wirthschaftsbeamter fährt in die Stadt; an seiner rechten und linken Seite sitzen seine holden erwachsenen Töchter. Wegen der Accise läßt er im Thor halten. Der Aufseher frägt, was er Accisbares mit sich führe. „Nichts, als zwei Gänse," sagt der Beamte, rechts und links deutend, denn in den Seitentaschen des Wagens befanden sich die Gänse. — Der Aufseher: „„O, ich bitte! bitte! nur weiter!"" — (Er hatte geglaubt, der Beamte mache einen Spaß über seine Töchter.)

(Paris.) Die so gut gemeinte, in durchaus versöhnlichem Geiste geschriebene „Friedensmarseillaise" des Hrn. v. Lamartine bringt hier eine der Absicht des Dichters geradezu entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Nationalleidenschaften, welche Herr Lamartine desavouirt, lehnen sich mit Ungestüm gegen seine Autorität auf. Die Friedensmarseillaise, weit entfernt den geringsten Anklang zu finden, ist der Gegenstand des bittersten Tadels, grimmiger Ausfälle, hämischer Verdächtigungen. Jeder Tag bringt eine Parodie oder ein Gegenstück derselben, in welcher die „ächt französischen Gefühle" gegen die Zugeständnisse des großen Dichters protestiren. Bei dieser Gelegenheit kommt denn auch natürlich das Rheinlied Becker's wieder zur Sprache, dessen Ton die gelindesten Kritiker unbescheiden und herausfordernd finden. Eine Herausforderung in den Worten: Ihr sollt unser rechtmäßiges Eigenthum nicht haben!! So urtheilen, wie gesagt, die Verständigen, die Gemäßigten; die Aeußerungen der Andern lassen sich nicht wiederholen. Die neueste dichterische Antwort auf das Rheinlied ist ein Gedicht Alfred's de Müsset, dessen Anfang wir als Probe der Auffassung der Frage durch die eleganten Geister Frankreich's mittheilen.

Nous l'avons eu, votre Rhin allemand,
Il a tenu dans notre verre
Un couplet qu'on s'en va chantant
Efface-t-il la trace altière
Du pied de nos chevaux marqué dans votre sang?

Der Dichter steigert in dem Folgenden seinen Ton bis zu einer Höhe der Frechheit und der Brutalität, zu welcher es uns unmöglich ist, ihm zu folgen. Alle gehässigen Erinnerungen werden in seinen Versen mit einer Rohheit angeregt, welche bei Leuten von einigem Geschmack den äußersten Ekel erregen muß. Es fehlt blos, daß Hr. de Müsset die Mordbrennereien des großen Königs in der Pfalz unter die Heldenthaten seiner Nation gegen Deutschland aufzählt. Wer Frankreich haßt, wer es der Erbitterung der Nationen und zumal Deutschland's von neuem preisgegeben sehen möchte, aber auch wer Deutschland liebt und zur Hebung deutschen Nationalgefühls beitragen will, der helfe das Gedicht des Hrn. Alfred de Müsset bekannt machen.

(London, 3. Juni.) Der berühmte Virtuose Liszt wurde vorgestern in seinem Kabriolet durch den Stoß eines vorbeifahrenden Wagens umgeworfen. Man hob ihn bewußtlos auf und brachte ihn nach Hause, wo er in Folge geeigneter Mittel bald wieder zu sich kam. Zum Glück sind die Verletzungen nicht gefährlich; doch mußte ein Aderlaß angewendet werden, und eine Verrenkung des Handgelenkes wird den Virtuosen eine Zeit lang außer Stand halten, die Töne hören zu lassen, welche alle Dilettanten Europa's entzücken.

(Eine interessante Bemerkung.) „Wenn man einem Tonstücke große Aufmerksamkeit schenkt," sagt Albert Schiffner (in der neuen Zeitschrift für Musik vom 5. Februar d. J.), „so modificirt sich unser Pulsschlag, wenn er nicht schon anfänglich ein übereinstimmendes Tempo haben sollte, alsbald nach dem Tacte der Musik — und ist dieses wegen ursprünglich allzugroßer Abwechslung unmöglich, so hält es doch wenigstens Schritt mit dem jedesmaligen zweiten oder dritten Tacte." Er machte an sich selber oftmals diese Bemerkung in der katholischen Kirche in Dresden, und fügt hinzu, daß das As jene Kirche am heftigsten bewegt, nächst dem Gis, E und G. Diese Wahrnehmung ist in physiologischer Hinsicht wichtig und interessant, und wir zweifeln nicht, daß es Mancher versuchen werde, dieselbe bei guter Gelegenheit am eigenen Pulse zu machen.

(London.) Am 1. Juni wohnte die Königin mit dem Prinzen Albert dem Eton Montem bei. Die von Heinrich VI. im Jahr 1440 gestiftete Erziehungs-Anstalt zu Eton (21 engl. Meilen oberhalb London, an der Themse) zählt, neben 70 von dem Könige aufgenommenen Zöglingen, selten weniger als 300 weitere Zöglinge aus den höheren Ständen, und ist die Hauptpflanzschule des in England in voller Blüthe stehenden klassischen Wissens. Alle drei Jahre findet das Montemfest statt. Es hat seinen Namen dadurch erhalten, daß es in einer **Processio ad Montem**, einer Procession nach dem auf der Straße nach Bath liegenden „Salzhügel", besteht. Die Musiken der zu Windsor liegenden Regimenter eröffneten den Zug; nach ihnen kamen die Zöglinge (Eton boys), mit dreieckigen Federhüten, die in den oberen Classen (forms) in scharlachrothen, die in den unteren in blauen Röcken. Der Primus (Captain,) Romens Thring, trägt scharlachrothen Rock, Stülphut mit Federn und Degen. Nach ihrer Ankunft auf dem Salzhügel schwang der Bannerträger das Festbanner. Mittlerweile waren andere der Zöglinge, die Salzträger (salt-bearers), mit

müßig. In Maskenkleidung, als Griechen, Polen, Türken, Tscherkessen, Hochländer ꝛc., hatten sie sich nach allen Richtungen zu zerstreuen und von den Zuschauern Geld einzufordern, was sie denn auch mit großer Genauigkeit vollführten. Jeder, welcher seinen Beitrag bezahlt hatte, erhielt ein Billet, das man gewöhnlich, um vor weiteren Anforderungen frei zu sein, auf dem Hute trägt. Nach der Feierlichkeit begann das Essen und Trinken in Bothmann's Gasthof, worauf der Spaziergang in den Wirthschaftsgarten folgte. Hiebei wurden, wie gewöhnlich, alle Bäume und Blumen zerstört. Der Primus erhielt diesmal als Ertrag der Sammlung 3000 Pfd., wovon er aber die Kosten des Tags, die etwa die Hälfte dieser Summe betragen, zu decken hat.

(Seltsame Grabschrift.) In der Marienkirche zu Lübeck liegt der Bürgermeister Kerkering begraben, und die Weise, wodurch seine Zeitgenossen sein Andenken zu erhalten gesucht haben, ist so einzig in ihrer Art, daß sie der Sonderbarkeit wegen wohl verdient, bemerkt zu werden. — Ueber dem Grabsteine steht ein Crucifix. Unter demselben eine Heerde Lämmer, die an das Crucifix hinauf gaffen. Mitten unter diesen Lämmern liegt in vollem Ornate der Bürgermeister Kerkering, welcher krumme Beine gehabt haben muß, betend auf den Knieen und gleichfalls an das Crucifix hinaufsehend. Unten lies't man folgende plattdeutsche Inschrift:

Hier unner liegt Hans Kerkering
De so schep up de Föte ging.
O Here! mak em de Schinken liek
Und help em in din Himmelriek!
Du nimpst die ja de Lämmer an,
So lat den Buck doch ok mit gan!

(Genf, im Mai.) Ein reicher Engländer treibt schon monden lang sein Spiel auf dem Lac Leman: für hohen Preis hat er ein bewimpeltes Schiff gemiethet und zwei Matrosen in Sold genommen; mit diesen ist er Tag und Nacht beschäftigt, auf dem See zu kreuzen, ruft die anlangenden Schiffe an: „He Schooner!“ und hißt die Flagge auf, wenn sie „bon ami“ erwiedern, wo nicht, so schießt er seine Böller los, als Zeichen feindlicher Gesinnung. Den aufgehenden Tag und den Abend bezeichnet er durch einen Schuß, schläft oft in der engen Kajüte und steigt in Matrosentracht nach tagelangem Umherirren an's Land, um sich in Rum zu berauschen und dann bewußtlos wieder auf sein Element tragen zu lassen.

(Paris.) Das zweite Kriegsgericht der 1. Militär-Division hat einen Corporal, der sich so weit vergessen hatte, einem Soldaten eine Ohrfeige zu geben, zu einem einjährigen Gefängniß, zur Absetzung und zur Unfähigkeit, einen Grad in der Armee zu bekleiden, verurtheilt.

(Wien.) An der Josephstädter Bühne hat sich der traurige Fall ergeben, daß durch Nachlässigkeit des Requisiteurs eine scharf geladene Pistole liegen blieb, die, von einem Statisten aufgehoben, losbrannte, und eine Choristin in der Nähe des linken Auges so beschädigte, daß die Erhaltung des Auges noch sehr zweifelhaft ist. — Wahrscheinlich hatte auch der Requisiteur zu viel geladen.

(Amusantes.) In *** wurde im Theater kurz zuvor, ehe die Vorstellung begann, indem die bestimmte Zeit zum Anfangen, laut der Bekanntmachung, längst verflossen war, auf dem obersten Range der Gallerie ein gewaltig großer Lärm und Unfug gemacht. Hierüber schrie Jemand vom Parterre aus, voll Zorn und Wuth, nach oben hinauf: „Seid ruhig, Ihr Ochsen!“ Eine Stimme von oben antwortete hierauf: „Verzeihen Ihro Gnaden, hier oben ist der Heuboden, der Stall ist unten!“

(Der überraschte Taschenspieler.) Als Döbler vor Kurzem im Salon eines der vornehmsten Aristokraten in Petersburg eine Vorstellung gab, wurde ihm folgende sinnige Aufmerksamkeit. Aus dem Hute, der ihm so eben als Blumen-Füllhorn gedient hatte und den er zufällig wieder ergriff, blitzten ihm — auch ein Döbler kann überrascht werden! — plötzlich zahlreiche Diamanten entgegen. Der berühmte Herenmeister sieht nach und findet ein Sträußchen von Brillanten, mit der Devise: „Dem Blumenspender! Noch ein Sträußchen: Zur Erinnerung an St. Petersburg.“

(Archimedes.) Bekannt ist der dem Archimedes zugeschriebene Ausspruch: er würde die Erde aus ihren Angeln heben, gäbe man ihm außerhalb derselben einen festen Standpunkt. Hätte Archimedes nun diesen Standpunkt, ein Hebezeug zu diesem Zwecke gefunden, und hätte er dabei mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel, 480 engl. Meilen in einer Stunde, heben können, so würde er doch in 44,963,540,000,000 Jahren die Erde nur um einen Zoll hoch gehoben haben!

(London, 5. Juni.) Das „Hof-Journal“ meldet, daß die verwittwete Königin die französische Schauspielerin, Demoiselle Rachel, welche gestern Abends zum ersten Male nach der Wiederherstellung von ihrer Unpäßlichkeit als Camilla in Corneille's Horatiern wieder auftrat, dieser Tage zu sich eingeladen, eine halbe Stunde mit ihr in geläufigem Französisch über die französische Literatur gesprochen, und beim Abschiede ihr einen Shawl von 300 Guineen an Werth um die Schultern gehängt habe. Ein Journal bemerkt, daß mit dieser Summe 30 armen englischen Handwerkerfamilien aus der Noth geholfen werden könne.

(Mission.) Unter den deutschen Missionaren, die in Asien wirken, hat seit lange keiner mit so viel Glück gearbeitet, als der Missionar Schwarz aus dem Kurfürstenthum Hessen. Seit zwei Jahren hat er auf der Nordküste von Celebes gegen 10,000 Heiden zum Christenthum bekehrt und getauft. Was seinem Werke großen Vorschub leistet, ist, daß er auch einen Fürsten (Radscha) mit seiner jungen Braut bekehrte. Er hat auch bereits eine Kirche dort erbaut und läßt eben die Bibel in die Landessprache übersetzen.

(Hiebei als Beilagen: Die Civilstandsliste, und Bericht über das Bremer Stadt-Theater unter Rottmayers Direction.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Extra-Beilage zum Bürger-Freund № 49.

Bremer Stadt-Theater

unter Direction des Herrn Friedr. Rottmayer.

Bei Beurtheilung der Theaterverhältnisse hat der Bürgerfreund nicht selten Aufsätze angenommen und veröffentlicht, welche andeuteten, daß die Einkünfte des Unternehmens den erforderlichen Unkosten wohl entsprechen möchten, mit welcher Andeutung denn unverkennbar auf denjenigen Theater-Director ein böses Licht geworfen wurde, welcher aus dem Grunde unzulänglicher Einnahmen seine Zahlungsunfähigkeit erklärte und entschuldigte. Ueberhaupt gewöhnte man sich im Publicum seit einiger Zeit bei aller Lobpreisung der Kunstleistungen des letzten Directors, doch dem bezeichneten Herrn diejenige Anerkennung seines moralischen Werthes zu versagen, welche ein Jeglicher mit Recht bis zu bestimmten Beweisen des Gegentheiles ansprechen darf. Um so mehr freuen wir uns dem Publicum die nachfolgenden Mittheilungen machen zu können, aus denen der moralische Character des Herrn Friedrich Rottmayer völlig gerechtfertigt hervorgeht. Schillers herrliche Worte:

„Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben,
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis;
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern,
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbau'n — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus.
Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten! —"

gelten wahrlich nicht allein für die künstlerische, sondern auch für die moralische Genugthuung, und man darf Herrn Rottmayer jetzt nicht mehr das Zeugniß versagen — er habe in beider Rücksicht mit Erfolg gestrebt. Wie demnach die hiermit dem Publikum vorgelegten Papiere zur Rechtfertigung eines mit Unrecht beleidigten Künstlers dienen, so dürften sie auch wichtige, bei Einrichtung des Theaterunternehmens im neuen Hause sehr zu berücksichtigende Materialien darbieten.

Die Redaction.

Erstes Theater-Jahr, beginnend mit 15. October 1837, endend am 31. August 1838.

Einnahme.			**Ausgabe.**		
An baare Cassen- und Abonnements-Einnahme . . . . . Rt.	25786	2	Per Reisegelder für Mitglieder, Decorationen, Garderobe, Gagen, Musicalien, Bücher, Honorare für Manuscripte und Opern, Copialien von Rollen ꝛc., Musiken zu Tanzproben, Musicalien und Bücher-Miethe, Instrumenten-Miethe und stimmen derselben, div. Buchdruckerkosten, als Extra-Theaterzettel, Billets, Zeitungs- u. andere Inserate, Militär-Statisten, Billeteurs u. Polizei-Wache, Festerungs-Bedarf, Brief- u. Paquet-Porto u. s. w. . . . . Rt.	18761	62
An Einschüsse der Direction . . . . . =	2448	36	- Benefiz-Antheile und Gastrollen-Honorare . . . . . =	2710	41
An Differenz, welche sich durch Anleihe von Anonyme ergiebt, und welche später auch so wieder abbezahlt ist, hier als Saldo geltend . . . =	479	29	- Orchester, für Gagen u. Extra-Musiken laut Rechnung . . . . . =	3208	—
			- Beleuchtung an den Theatermeister =	1512	—
			- Miethe des Schauspielhauses: für 182 Vorstellungen im Abonnem. à 9 Rt. . . . . Rt. 1638 34 Vorstel. im Suspendu à 12½ Rt. . . . Rt. 425	2063	—
			- Rückzahlung an die Direction auf geleistete Einschüsse . . . . . =	458	36
Rthlr.	28713	67	Rthlr.	28713	67

Zweites Theater-Jahr, beginnend mit 1. September 1838, endend am 6. May 1839.

Einnahme.			Ausgabe.		
An baare Cassen- und Abonnements-Einnahme . . . . . Rt.	23771	18	Per Abtragung der Anleihe von Anonyme so im vorigen Theater-Jahre als Differenz zum Saldiren aufgeführt . . . . . Rt.	479	29
An Einschüsse der Direction . . . . . =	1865	9	- Reisegelder, Gagen, Decorationen ꝛc. wie oben . . . . . =	16630	44
			- Benefiz-Antheile u. Gastrol. Honor. Rt.	2429	24
			- Orchester, für Gagen und Extra-Musiken, laut Rechnung . . . . . Rt.	2780	60
			- Beleuchtung an den Theatermeister =	1281	—
			- Miethe des Schauspielhauses: für 4 Vorstel. à 5½ Rt. 22 3 dº. Suspendu à 12½ Rt. . . 37. 36 178 dº. im Abonnem. Suspendu à 9 Rt. 1602	1661	36
			- an die Direction auf Einschüsse zurückgezahlt . . . . . =	325	—
			- Saldo zum Vortrag auf nächstes Theater-Jahr . . . . . =	48	50
Rthlr.	25636	27	Rthlr.	25636	27

Drittes Theater-Jahr, beginnend mit 14. Septbr. 1839, endend am 5. Septbr. 1840.

An Saldo vom vorigen Theater-Jahre . . . . . Rt.	48	50	Per Gagen, Reisegelder ꝛc. wie oben Rt.	25099	20
An baare Cassen- u. Abonnements-Einnahme . . . . . =	35287	62	- Benefiz-Antheile u. Gastrollen-Honorare . . . . . =	294	55
An Einschüsse der Direction . . . =	1974	—	*Orchester, für Gagen u. Extra-Musiken laut Rechnung . . . . =	4123	3
			**Beleucht. an den Theatermeister =	1884	34
			- Miethe des Schauspielhauses: für 170 Vorstell. v. Septbr. bis ult. April 1840 à 9 Rt. 1530 =		
			100 Vorstel. v. Mai b. ult. August à 4½ Rt. 450 =	1980	—
			- Rückzahlung an die Direction auf Einschüsse . . . . . =	1200	24
			- Saldo zum Vortrag . . . . . =	67	18
			- Deficit . . . . . =	7	29
Rthlr.	37310	40	Rthlr.	37310	40

Viertes Theater-Jahr, beginnend mit 6. Septbr. 1840, endend am 16. April 1841.

An Saldo vom vorigen Theater-Jahr Rt.	67	18	Per Reisegelder an Mitglieder, Gagen, Decorat. Garder. ꝛc. wie oben	14463	68
- baare Cassen- u. Abonnements-Einnahme . . . . . =	20535	14	- Benefiz-Antheile u Gastrol. Honor. Rt.	2635	42
- Ertrag von 3 Maskenbällen . . =	1536	51	- Orchester, für Gagen u. Extra-Musiken laut Rechnung . . . . =	2582	30
- Einschüsse der Direction . . . =	2976	44	- Beleuchtung an den Theatermeist. =	1176	50
- Extra-Unterstützung durch Subscription . . . . . =	400	—	- Miethe des Schauspielhauses . . =	1165	36
			- Rückzahlungen an die Direction auf Einschüsse . . . . . =	2677	48
Transport auf nebenstehender Seite. Rt.	25515	55	Transport auf nebenstehender Seite. Rt.	24701	58

Transp. von voriger Seite. Rthlr.	25515	55		Transp. von voriger Seite Rthlr.	24701	58
				Per Reinertrag der Vorstellung für die Ueberschwemmten, so an Herrn Senator **Dr.** Berck abgeliefert. Rt.	41	1
				- Unkosten dieser Vorstellung . . =	40	53
				- desgl. von drei Maskenbälle . . =	658	23
				- Saldo . . . . . =	69	47
				- Deficit . . . . . =	4	17
Rthlr.	25515	55		Rthlr	25515	55

*Kosten des Orchesters laut specific. Rechnung
**Kosten der Beleuchtung ditto

Einnahme. BILANCE. Ausgabe.

Die Gesammt-Einnahme der obigen 4 Abschlüsse beträgt . . . . . Rt.	107317	3		Gagen und Anschaffungen ꝛc. . . . . Rt.	74955	50
Verlust der Unternehmung . . . . . =	4521	32		Benefiz-Antheile und Honorare . . . =	10724	29
				Für Orchester . . . . . =	12694	21
				= Beleuchtung . . . . . =	5854	2
				= Miethe des Schauspielhauses . . =	6860	—
				Der Reinertrag der Vorstellung für die Ueberschwemmten . . . . . =	41	1
				Die Kosten derselben . . . . . =	40	53
				= = der 3 Maskenbälle . . . =	658	23
Rthlr.	111838	35		Rthlr.	111838	35

Debet. *Herr Friedr. Rottmayer.* Credit.

An auf Einschüsse zurückempfangen . Rt.	4661	36		Per Einschüsse. . . . . Rt.	9264	17
= Verlust der Unternehmung . . . =	4521	32				
= Deficit. . . . . =	11	46				
= Saldo der Cassa. . . . . =	69	47				
Rthlr.	9264	17		Rthlr.	9264	17

Herr Friedrich Rottmayer, welcher seit October 1837 dem hiesigen Stadttheater als Director vorgestanden und das Theaterunternehmen hierselbst für seine Rechnung geführt hat, über dessen Vermögen aber seit dem 17. April d. J. ein Debitverfahren eröffnet ist, hat sich an die Direction des hiesigen Actien-Vereins zum Theater-Neubau mit der Bitte gewandt: die über seine Geschäftsführung vorhandenen Rechnungsbücher nebst den Belegen einsehen und ihm ein Zeugniß über deren Befund ausstellen zu wollen. Wenn nun gleich eine Prüfung dieser Rechnungsführung nicht zu dem Geschäftskreise der erwähnten Direction gehört, so hat dieselbe doch den Bitten des Herrn Rottmayer nachzugeben sich veranlaßt gefunden, und die ihr vorgelegten Bücher und Scripturen durch die aus ihrer Mitte dazu ausgewählten Herrn Aeltermann Delius, Herrn Aeltermann Löning und Herrn Clemens Talla näher einsehen lassen.

Die Rechnungen sind für das 1ste, 2te und 3te Theaterjahr durch den beeidigten Cassirer Kannengießer zwar nicht ordnungsmäßig geführt, derselbe versichert aber auf seinen Eid, daß sie nachträglich mit Treue und Gewissenhaftigkeit aus den vorhandenen Belegen und Scripturen zusammengestellt seien. Die Rechnung für das 4te, wegen Debitverfahrens des Directors abgebrochene Theaterjahr ist durch den beeidigten Cassirer Bernhard der Ordnung gemäß **au courant** gehalten und jetzt abgeschlossen; auch versichert derselbe auf seinen Eid, daß er für ihre Richtigkeit und Treue einstehen wolle.

Nachdem nun auf die erwähnte Weise die Einsicht der Bücher und Scripturen vorgenommen ist, hat sich nicht allein der Inhalt derselben als in allen Stücken harmonirend und in Ordnung dargestellt, sondern es ist auch in der ganzen Rechnungsführung gar nichts aufgefunden, welches irgend einen genügenden Grund abgeben könnte, die Rechtlichkeit des Herrn Rottmayer überhaupt und namentlich in Beziehung auf die Geschäfte seines hiesigen Theaterunternehmens in Zweifel zu ziehen.

Indem die Unterzeichneten dieses hiedurch mittelst ihrer Namens-Unterschrift bezeugen, müssen sie ihr aufrichtiges Bedauern ausdrücken, daß es Herrn Rottmayer nicht gelungen ist, ein Unternehmen, welches nach den vorgelegten Rechnungsbüchern vom 15. October 1837 bis zum 17. April 1841 eine Gesammteinnahme von 107,317 Rthlr. 3 Gr. ergeben hat, auch ferner aufrecht zu erhalten.

Bremen, den 11. Juny 1841.

(Gezeichnet) **G. Caesar Dr., D. H. Wätjen, Everh. Delius, J. F. W. Löning, Oelrichs Dr., C. Talla.**

* Orchester an Herrn Helfrich
vom 3. Theater-Jahre.

			Rthl.	Gr.
1839.				
		Gage vom 16. bis 30. Septbr. . . .	158	36
October	7	Laut Rechnung	4	36
	9	„ „	80	—
		Gage vom 1. bis 15. Octbr. . . .	158	36
	17	Laut Rechnung	2	36
		Gage vom 16. bis 31. Octbr. . . .	158	36
		„ „ 1. „ 16. Novbr. . . .	158	36
Novbr.	22	Laut Rechnung	5	—
	27	„ „	16	—
		Gage vom 16. bis 30. Novbr. . . .	158	36
		„ „ 1. „ 16. Decbr. . . .	158	36
Decbr.	20	Laut Rechnung	2	—
	21	„ „	14	48
	28	„ „	16	—
		Gage vom 16. bis 31. Decbr. . . .	158	36
1840.				
Januar	2	Laut Rechnung	20	36
		Gage vom 1. bis 16. Januar . . .	158	36
	25	Laut Rechnung	18	—
	31	„ „	5	—
		Gage vom 16. bis 31. Januar. . .	158	36
Februar	4	Benefiz laut Rechnung	129	27
	12	Laut Rechnung.	18	36
		Gage vom 1. bis 16. Februar . . .	158	36
		„ „ 16. „ 29. „ . . .	158	36
März	1	Laut Rechnung	7	—
		Gage vom 1. bis 16. März	158	36
		„ „ 16. „ 31. „	158	36
April	1	Laut Rechnung	8	—
		Gage vom 1. bis 16. April	158	36
	25	Laut Rechnung	18	60
	29	„ „	19	60
		Gage vom 16. bis 31. April . . .	158	36
May	6	Laut Rechnung	19	60
		Gage vom 1. bis 16. May.	158	36
	19	Laut Rechnung	14	12
	20	„ „	2	36
	27	„ „	20	24
	30	„ „	17	60
		Gage vom 16. bis 31. May	158	36
Juny	3	Laut Rechnung	19	60
	7	„ „	3	—
	10	„ „	18	60
		Gage vom 1. bis 16. Juny.	158	36
	16	Laut Rechnung.	1	36
	17	„ „	19	60
	20	„ „	18	60
		Gage vom 16. bis 30. Juny. . . .	158	36
July	8	Laut Rechnung	19	24
	—	„ „	2	24
		Gage vom 1. bis 16. July.	158	36
	30	Laut Rechnung	15	60
		Gage vom 16. bis 30. July	158	36
August	5	Laut Rechnung	19	24
	12	„ „	19	24
	15	„ „	3	36
		Gage vom 1. bis 16. August. . . .	158	36
	26	Laut Rechnung.	14	12
		Rthlr.	4123	3

** Theatermeister Budelmann für Beleuchtung
vom 3. Theater-Jahre.

			Rthl.	Gr.
1839.				
Septbr.	13	Laut Rechnung	56	—
	21	„ „	35	—
	28	„ „	28	—
October	5	„ „	35	—
	12	„ „	35	—
	19	„ „	35	—
	26	„ „	42	—
Novbr.	2	„ „	49	—
	9	„ „	35	—
	16	„ „	35	—
	23	„ „	35	—
	30	„ „	42	—
Decbr.	7	„ „	34	12
	14	„ „	34	12
	21	„ „	34	12
	28	„ „	34	12
	—	„ „	9	48
1840.				
Januar	4	„ „	41	—
	11	„ „	34	12
	18	„ „	34	12
	25	„ „	34	12
Februar	1	„ „	41	—
	8	„ „	34	12
	15	„ „	41	—
	22	„ „	34	12
	29	„ „	34	12
März	7	„ „	34	12
	14	„ „	34	12
	21	„ „	34	12
	28	„ „	34	12
April	4	„ „	34	12
	11	„ „	34	12
	18	„ „	20	36
	25	„ „	27	24
May	2	„ „	47	60
	9	„ „	41	—
	16	„ „	34	—
	23	„ „	41	—
	30	„ „	41	—
Juny	6	„ „	47	60
	13	„ „	34	12
	20	„ „	41	—
	27	„ „	41	—
July	4	„ „	34	12
	11	„ „	41	—
	18	„ „	35	—
	25	„ „	35	—
August	1	„ „	42	—
	8	„ „	42	—
	15	„ „	42	—
	20	„ „	35	—
Septbr.	4	„ „	20	—
		Rthlr.	1884	24

Anmerkung. Wie vorstehende, als Beispiele angeführte, Specificationen für Orchester und Beleuchtung, sind, ohne Ausnahme, alle Posten mit Belegen versehen.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 49.

Bremen, Sonntag den 20. Juni 1841.

Gestorben:

Nro. 564. Den 12. Juni. Der Schreiber Carl Georg Otto, 59 Jahr; Arbeitshaus.

— 565. Den 15. — Anna Hencke, 21 Jahr; Marterburg Nro. 1.

— 566. Den 16. — Der Schneideramtsmeister Johann Wilh. Hollmann, 49 Jahr; Laves Gang Nro. 6.

— 567. Den 16. — Des Zimmergesellen Joh. Diedr. Stamann Ehefr., geb. Hollmann, 70 Jahr; auf der Brake Nro. 4.

Nro. 568. Den 17. — Der Arb. Jacob Tietjen, 42 Jahr; Krankenhaus.

— 569. Den 17. — Der Kaufmann Franz Anton Schröder, 72 Jahr; Osterthorstraße Nr. 37.

— 570. Den 17. — Des Bleichers Christ. Heinrich Trautmann Sohn, 3 Monat; im Barckhof Nro. 5.

— 571. Den 18. — Des Kaufmanns Gustav Theodor Dreier Tochter, 1 Jahr 2 Monat; Schlachte Nro. 28.

Geboren:

Nro. 748. Den 13. Juni. Des Arb. Hermann Siemer Ehefr., geb. Behnken, Buntenthorsteinweg; von einem Knaben.

— 749. Den 15. — Des Spiegelbelegers Joh. Martin Ludwig Wagener Ehefr., geb. Vogelsang, Schmidts Gang Nro. 3; von einem Knaben.

— 750. Den 16. — Des Cigarrenmachers Michael Lampe Ehefr., geb. Nolten, Düsternstraße Nro. 32; von einem Knaben.

Nro. 751. Den 17. — Des Arb. Joh. Christ. Kuhlmann Ehefr., geb. Kramer, Osterthorsteinweg Nro. 32; von einem Knaben.

— 752. Den 18. — Des Arb. Joh. Diedr. Schäfer Ehefr., geb. Wellinghausen, im Sack Nro. 2; von einem Mädchen.

— 753. Den 19. — Des Küpergesellen Anton Daniel Deppe Ehefr., geb. Beyer, Düsternstraße Nro. 79; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 289. Der Kaufmann Carl Ludwig Vogeler und Henriette Charlotte Meyer hieselbst.

— 290. Der Kaufmann Conrad Vasmer und Johanna Conradine Veronica Hunicke. Beide von hier.

— 291. Der Kreis-Amts-Accessist zu Altenburg Dr. juris Christ. Aug. Hesse und Antoinette Wilhelmine Selbo hieselbst.

— 292. Der Friseur Joh. Gottfried Ibe hieselbst und Gesina Lampe aus Woltmershausen.

— 293. Der Schuhmachermeister zu Apenrade Hinrich Ingermann und Catharina Maria Fricke aus Eitzendorf, Amts Hoya.

Nro. 294. Der Schneidergesell Joh. Friedr. Hauswirth und Anna Margar. Harting hieselbst.

— 295. Der Grobbäcker Joh. Vöge und Anne Sophie Carstens aus Deedesdorf.

— 296. Der Schlosseramtsmeister Arnold Tervehr, genannt Fehrmann, und Dorothea Juliane Louise Schilling. Beide von hier.

— 297. Der Färber zu Neuhaldensleben, bei Magdeburg, Christ. Herm. Wilhelm Jaeger und Catharina Meyer zu Hastedt.

— 298. Der Arb. zu Walle Johann Dietrich Hinrich Wienberg und Angenese Marg. Bohn hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 50.

Bremen, Donnerstag den 24. Juni 1841.

„Die Marseillaise des Friedens."

Antwort auf Nicolaus Becker's Rheinlied

von Alphons von Lamartine.

Frei rolle fort und stolz, Rhein, Nil des West! es winken
An deinem Bett der Labung Kelche aller Welt,
Und von den Völkern, die dein lebend Wasser trinken
Verscheuch' den Ehrgeiz, daß die Kampflust fällt!
Nie wird besiecken der crystall'nen Wogen Schimmern
Des Franken dunkleres, des Deutschen heller Blut,
Nie werden vom Geschütz die Brücken mehr zertrümmern,
Die, zweier Völker Hand, sich strecken auf der Fluth!
Haubitz' und Bombe nie, der Schlachten Himmelsbogen,
Sich zischend löschen mehr an Deinem Uferstrand;
Zerriss'ne Leichen sieht, vom Strom dahergezogen,
Das Kind von Mauerhöh'n nicht mehr auf deinen Wogen,
Noch ragen eine todte Hand!

Frei rolle fort und klar, ein Spiegelbild uns schenkend
Von mancher alten Burg, die Epheu rings umgiebt,
Verdüsternd deine Felsen, wie, die Brauen senkend,
Noch eine letzte Wolk' ein Frieden-Antlitz trübt.
Dein Lauf wird von den Schiffen, die beseelt, belebet
Durch Dampf, gleich einer feur'gen Mähne ganz bedeckt,
Indeß der Schaum vom Ruderschlag sich zischend hebet,
Und deines Himmels Blau des Rauches Wirbel leckt.
Der Reisenden Gesang, die sanft dein Schwanken wieget,
Zu deiner Fluth Europa's sieben Sprachen spricht,
Und wenn der Einen Sinn in gier'gem Handel lieget,
Der Andern Geist zu jenem Bergesneste flieget,
Wo Gott die erste Bahn dir bricht.

Frei rolle fort, gesegnet! Der sie schuf die Quelle,
Wo einer Eichel Schaale dir kann Hülle sein,
Der Gott vergrößerte nur also deine Welle
Zu deiner Söhne Zwietracht nicht — nur zum Verein!
Warum denn streitend auch uns Berg und Thal verwehren?
Leicht ist ja unser Zelt, vom Winde umzuweh'n,
Die Tafel ist noch voll, wo wir das Brod verzehren,
Wenn uns der Tod gebiet'risch rufet: aufzusteh'n.
Nach jeder Furche muß der Pflug die neue wecken,
Der Sonne Glanz erschöpfet nie ihr hellster Schein,
Die unbebaute Erde darf die Saat nicht schrecken;
Fehlt, die gestorbenen Geschlechter zu bedecken,
Den Völkern denn der Leichenstein?

Frei rolle — spendend — fort an der Getrümmer Fuße,
Fluß des Arminius, des Galliers, des German's,
Es trank der große Karl von deinem Überflusse
Und Cäsar, lagernd auf den Hügeln dein's Plan's!
Und warum hassen uns und zwischen unsre Fluren
Den Markstein setzen, da ihn Gott verschmäht?
Seh'n wir am Himmel einer Gränze Spuren,
Wo in der Wölbung Mitte eine Mauer steht?
Nationen! Prahlend Wort, um Barbarei zu sagen!
Hört denn die Liebe auf, wo euer Schritt sich bricht?
Zerreißt die Banner, eine Stimme hört ihr klagen:
Mit einem Vaterland kann Selbstsucht nur sich tragen
Und Haß, doch die Verbrüd'rung nicht!

Frei rolle fort und königlich! Dein Strom mag lenken
Zu uns sich allbefruchtend, doch er frage nicht:
Hat der, den deine Wogen schaukeln oder tränken,

Dein östlich oder westlich Ufer im Gesicht!
Die Meere, Grade, Flüsse sind nicht mehr die Schranke,
Die zwischen Menschenerbe eine Scheidung reiht,
Die einz'ge Gränze ist, wo endet der Gedanke,
Erleuchtend sich, hebt sich die Welt zur Einigkeit.
Mein Vaterland ist da, wo Frankreichs Strahlen schweifen,
Wo die Gesetze seiner Sprache anerkannt;
Das thät'ge Wissen wird sein Klima in sich greifen,
Mitbürger bin ich stets, wo denkend Geister reifen,
Die Wahrheit ist mein Vaterland!

Frei rolle fort und friedlich zwischen starken Stämmen,
Von deren Geist und Stahl dein brausend Naß umringt;
Den alten Groll — laß schmelzen ihn in deinen Dämmen
An des Jahrhunderts Sonne — wie dein Eisgang sinkt!
Des ernsten Deutschlands edle Söhne mögen leben!
Die Ruhe ihrer Stirn bedecket glüh'nde That;
Die Ritter, denen Karl den Königsstuhl gegeben,
Sind ihre Fürsten — Nestorn in des Westens Rath!
Die Sprach' ist groß wie eines Königsmantels Falten,
In's Unermess'ne steiget ihr Gedank' hinab,
Ihr Herz ist wie im Brunnen der Sirenen Walten,
Die Alles, sei es Liebe, Haß, sei's Wohlthat, halten,
Was man hineinwirft, wie das Grab.

Frei rolle fort und treu in deinen edlen Archen,
Du zwar belehnter Strom, doch eigner Kraft beseelt,
Umgrün' den lieben Scepter dreier Patriarchen,
Das Joch ist Freiheit noch, das man sich selbst gewählt!
Und Frankreichs Bienenschwärme hoch! Die stets sich geben
Als Gottes Vorhut, die vorangehn seinem Schritt!
Wie Reisende, die nur von ihrer Hoffnung leben,
Stren'n sie die Saat der Erd' und erndten doch nicht mit.
Der Grund, den sie berührt, muß frei und fruchtbar sprossen,
Sie retten ohne Lohn, beren'n die Wunde nicht,
Des Stolzes Kinder, deren Herzen unverdrossen
Mit Hast den Bogen zieh'n, der, wenn er losgeschossen,
Vernichtung sendet oder Licht!

Frei rolle, segnend Beider Blut mit deiner Welle,
Für Alle denke stets an deines Schöpfers Hand,
Und wie der Adler und der stolze Stier an deiner Quelle,
So nah' einander Mensch und Mensch an deinem Rand!
Seht, Freunde, dort hinab! Die Erd' ist groß und eben,
Der öde Orient steigt mit der Sonn' herauf,
Nomadenvolk kann nicht den wüsten Raum beleben,
Vom unermess'nen Schlaf wacht Einsamkeit nicht auf!
Erstorb'ne Völker ließen hier die leeren Matten,
Und mancher Reiche Staub bedecket Furchen nur;
Gleich gold'nem Zeiger dort der Pyramiden Schatten
Weist die erstarrte Zeit auf bleichen Sandesplatten,
Der Wüste nackte Sonnenuhr!

Frei rolle zu den Meeren an des Euphrat Munde,
Daß aus der Erde Adern sich ein Netz nun spinnt;
Gieb Gras und Vließ zurück dem dankvergess'nen Grunde,
Das ein Volk sei der Mensch, die Flüss' ein Wasser sind!
Wenn ein zu zahlreich Volk die Waffen noch will schärfen,
Zuerst vom Athemhauch des Morgens fortgeweht,
Dann wollen wir die weißen Menschenschwärme werfen
Dorthin, wo knorr'ge Ceder, schlanke Palme steht!
Wie Joseph wollen wir, wie alle seine Brüder
Zum Schlamm des Nil, den Apis einst bestellt,
Weil ihre schwache Erndte schlug die Hoffnung nieder,
In fremde Länder ziehen und zur Heimath wieder
Mit Garben kehren, reich geschwellt.

Frei rolle nieder, von bestirnten Alpenklüften
Trag' uns den schlanken Baum, zum Maste ausersieh'n,
Den Hanf, das Linnen auch aus deinen fetten Triften —
Als Brücken aller Zonen deine Fichten stehn!
Dorthin! — doch ohne einen Bruder einzubüßen,
Ein seufzend Volk zu geben in des Pein'gers Hand,
Ohn' auch den Gott des Patriarchen zu begrüßen
Heimkehrend, statt des Sohns, mit blutigem Gewand!
Wir bringen Korn zurück und Wolle, Gold und Seide
Mit unsrer Freiheit, die an jedem Ort gedeiht,
Und weben wollen wir aus Ruhe, Freundschaft, Freude
Ein allversammelnd Banner, daß die Welt sich weide
Am Wappen Gottes — Einigkeit!

Frei rolle fort und schwelle deine Frühlingswogen,
Daß der Begeist'rung Schaum um deine Ufer schlägt,
Daß uns'rer Banner siebenfarb'ger Bogen
Sich als ein Friedensband in deine Wasser prägt!

A. Grün.

Marie.

(Fortsetzung.)

Am Montage war Marie zu Frau Marguerin gekommen, am Sonnabend merkte sie noch nicht das Ende der Woche, die ihr so schnell verflogen war wie noch nie im Kloster oder bei der harten Schwester des Bischofs.

Nun Kind, sagte Catharina, als der Laden am Sonnabend Abend geschlossen war und Marie sich nach alter Gewohnheit an den Tisch setzen wollte, heute haben wir nichts zu schaffen; morgen kommt meine Schwester mit den beiden Kindern und da müssen wir alles dafür einrichten. Wir kleiden uns aus und backen einen schönen Kuchen, denn mein Neffe liebt besonders die Kuchen und zwar in großen Stücken. Der Johann ist ein prächtiger Bursche und wird Dir gefallen.

Marie erröthete, doch stand Catharina im Hinterladen und merkte nichts von der unschuldigen Verwirrung. Marie stand ihr bei der Verfertigung des Kuchens mit besonderer Geschicklichkeit bei, dann wuschen sie sich und gingen zu Bette, aber Marie schlief diesesmal später ein.

Bei Pastelot war man eben so neugierig: die Mutter und Johanne sprachen von der neuen Gehülfin der Frau Marguerin, und dem Johann klopfte unbewußt das Herz. Endlich kam es so weit, Frau Pastelot ging mit ihren Kindern zum Hochamte, wo sie ihre Schwester und Marie fand. Beide begrüßten sich, Marie verbeugte sich und verbarg ihr Erröthen hinter dem Gebetbuche. Johann war an dem Tage gar nicht sehr aufmerksam, immer blickte er nach Marien hin.

Endlich ging man zu Frau Marguerin, die beiden jungen Mädchen zusammen, Johann führte die Tante und die Mutter. Catharina rühmte auf dem ganzen Wege ihre Schülerin und vergaß nicht, daß der Bischof sie in vier Tagen dreimal besucht hatte.

Abends fand Johann, daß der Tag sehr schnell verflossen sei, Johanne war über Marie entzückt, Frau Pastelot ganz hingerissen. Die ist nicht stolz, sagte sie, weil sie nicht daran dachte, daß es die Schülerin ihrer Schwester sei, sondern eine Überlegenheit Mariens fühlte. So verging ein ganzes Jahr. Der Bischof kam oft; er ließ die Sänfte vor dem Hause des Schöffen anhalten, schlich sich die Mauer entlang in den Laden, wo er Marie sah, Frau Marguerin erfreute und mit den Kunden plauderte. Johann hatte immer etwas zu besorgen, um ein- oder zweimal wöchentlich, dann täglich, dann mehreremale des Tags zur Tante zu gehen, wo er ganze Stunden zubrachte. Catharina lächelte, Marie sehnte sich nach ihm, und freute sich, sobald seine schöne Gestalt erschien.

Eines Sontags fiel Johanne Marien um den Hals und Frau Pastelot zog sie zärtlich in den Laden der geschlossen war. Liebe Marie, sagte sie, Johann liebt Dich, willst Du seine Frau werden?

Marie verbarg ihr Antlitz an der Schulter der alten Frau und weinte, aber Freudenthränen. Gleich darauf faßte Frau Pastelot sie an die Hand, führte sie zu Johanne zurück und sagte: Johanne, küsse Deine Schwester! Die beiden Mädchen umarmten sich, Johann küßte die Hand seiner Mutter, es war ein Jubeltag und es gab ein herrliches Mittagessen nach der Verlobung.

Nach Tisch ging man im Garten auf und ab, Johann bot Marien den Arm und fragte sie, ob sie ihn immer lieben werde. Sie legte schüchtern ihre Hand in die seinige, neigte ihr Haupt auf seine Brust, doch erhob sie sich gleich wieder und sagte: „Was soll ich es Dir verhehlen? Ich liebe Dich, Johann!“ Er wußte sich kaum zu fassen und als Beide in das Haus zurückkehrten, strahlten ihre Mienen von reiner Wonne.

Am anderen Tage besuchte Herr Johann Pastelot in Festkleidung den Herrn Bischof von Soissons. Offenbar wußte dieser darum oder hatte es errathen, denn gleich nach dem Segen sagte er: Jetzt hältst Du junge Mädchen nicht mehr für alte Wittwen. Du siehst sie an und möchtest sie gern noch näher sehen.

Da Sie darum wissen, so genehmigen Sie wohl, daß...

Ich Dir Marien zur Frau gebe? Seit einem Jahre denk' ich schon daran. Ja, ich gebe sie Dir und wünsche mir Glück, daß ich sie einem würdigen jungen Manne anvertrauen kann.

Johann verneigte sich tief vor dem Bischof.

Wollen Sie also das Hochzeitsfest beehren?

Und mit meiner ganzen Geistlichkeit in der bischöflichen Kirche Dich segnen. Noch nach hundert Jahren soll man von Deiner Hochzeitspracht reden.

Der Bräutigam dankte, wollte um den Segen bitten und nach Hause eilen, als ihn der Prälat festhielt und sagte: Aber wir vergessen doch noch etwas.

Was meinen Sie?

Nun nach der Frau selbst das Wichtigste: die Mitgift.

Daran habe ich schon gedacht! Ich werde meiner Frau in einem Ehecontracte 4000 Thaler aussetzen.

Ohne die 12000, die sie Dir als Mitgift bringt und ohne mein Hochzeitsgeschenk, das Dir gewiß gefallen wird. Wie? Bist Du über solches Vermögen nicht entzückt?

Ich war reich genug für uns Beide und ich hätte gewünscht, daß Marie mir alles verdanke.

Du bist brav, sagte der Bischof. Aber Marie verdankt Dir genug und 12000 Thaler sind nicht übel. Wann ist die Hochzeit?

In zwei Wochen.

Johann theilte Marien und der Familie diese guten Nachrichten mit, alle vier Frauen arbeiteten nun mit Eile, die Mädchen an der Aussteuer, Frau Pastelot für die Wohnzimmer des jungen Ehepaars und Frau Marguerin dachte an das Hochzeitsessen, welches außerordentlich sein mußte, da ein Bischof zugegen sein wollte. Endlich brach der Tag heran. Um Mittag kamen zwei Sänften mit der bischöflichen Livree: die Braut mit den drei Frauen bestieg die eine, Johann und drei seiner Freunde die andere. Der Bischof harrte ihrer an der Kirchenthüre und reichte ihnen das Weihwasser, dann führte er sie an den Hochaltar, die Syndiken der Tuchhändler- und der Leinwandhändler-Innung hielten den Baldachin. Nach der Einsegnung wurde vom Bischofe eine lange Rede gesprochen und dann ging es zur Tafel: acht Tage lang sprach man bloß von dieser Hochzeit.

In der nächsten Woche trakkirte er die Familie Pastelot in seinem Hause: seine Schwester Lydoria war in Familienangelegenheiten schon einen Monat lang zu Paris.

Sechstes Kapitel. — Entsagung und Entwickelung.

Zehn Jahre veranlaßten keine Veränderung in der Lage der Dinge, bloß Frau Lydoria war in Paris gestorben und der Bischof gewann eine Freiheit, die er kaum zu ertragen vermochte. Doch genoß er endlich ein angenehmes Leben und besonders sorgte für ihn Johann Pastelot und die ganze Familie, mit Einbegriff von Johanna, die einen Goldschmied geheirathet hatte. Frau Marguerin hatte ihr Geschäft verkauft und sich bei Johann niedergelassen. Der Bischof lud die Familie zu sich oder speiste bei Johann, und dann vergaß er alle Rücksichten. Er erzählte vom Hofe Heinrich's II. und hatte nur eine Klage, daß er noch nicht Pathe bei einem Kinde des Tuchhändlers werden könne.

Dieser einzige Segen fehlte dem guten Pastelot, denn jetzt trieb er das Geschäft mehr, um nicht unthätig zu sein, als um noch reicher zu werden. Marie war von 9 bis 5 Uhr im Laden, dann schloß man diesen, ging in die Kirche und holte den Bischof. Der „rothe Baum" stieg immer mehr in Achtung.

Im Jahre 1603 gegen den Monat Juni mußte der der Hochaltar ausgebessert werden; der Bischof trug die geheiligten Gefäße und geweihten Hostien selbst fort. Dort fand er auch ein goldnes Kistchen mit dem Siegel des Bischofs seines Vorgängers, das er mit nach Hause nahm, und da der Bischof 20 Jahre lang todt war, ohne Unrecht öffnen zu können glaubte. Er fand darin eine Haarlocke in einem goldenen Medaillon, und zwei Pergamente. Eins war folgender Taufact:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Ich Ludwig Hieronymus, Bischof der Diöcese Soissons, habe am 10. Februar des Jahres des Heils 1568 die heilige Taufe der hohen und sehr mächtigen Demoiselle Marie Stuart, ehelichen Tochter Ihrer allerchristlichsten Majestät Maria, Königin von Schottland und England, und von Jakob, Grafen von Bothwell, ertheilt. Das Kind haben über die Taufe gehalten der sehr hochwürdige Bruder Mac Mahon, vom Orden des heiligen Benedict, und die sehr hochwürdige Dame Marie Mowbray, Aebtissin der Abtei von Notre-Dame von Soissons.

Zur Beglaubigung unterzeichnet

† Hieronymus, Bischof."

Der dem Taufschein beigefügte Brief besagte:

„Liebe, hochwürdige Frau Marie!

Ich schreibe diesen Brief als Gefangene im Schloß Lochleven, eben nach der Entbindung von einer Tochter. Ich habe für das Leben des armen Kindes große Angst, wie ich schon aus Liebe zu ihm viel gelitten habe. Am 18. Juli d. J., als mein Gemahl Graf von Bothwell nach Norwegen geflohen, haben mir die geheimen Staatsräthe von Schottland vorgeschlagen, ich solle die Verbindung mit dem Grafen verläugnen und sie für erzwungen und ungesetzlich erklären, aber wenn dies auch wahr ist, da man mich mit dem Dolch an der Kehle zu dieser Ehe gezwungen, so habe ich doch diesen Vorschlägen durchaus kein Gehör gegeben, weil ich in gesegneten Umständen mein Kind nicht entehren gewollt. Ich habe an meine Familie von Lothringen geschrieben, die mich wegen meiner mütterlichen Hartnäckigkeit getadelt hat, so daß nur Sie mir als getreue Freundin ver-

bleiben, der ich das unter Elend in der Gefangenschaft geborne Kind anvertrauen könnte. Erziehen Sie es heimlich in der Abtei, ohne irgend Jemand, selbst ihr nicht, das Geheimniß ihrer Geburt zu offenbaren. Sollten bessere Tage kommen, so nehme ich das Mädchen zu mir. Trifft mich ein Unglück, so ist es besser, daß sie im Dunkel bleibe, und von ihrem königlichen Ursprunge nichts wisse, denn eine Krone kostet gar viel. Doch lassen Sie sie erst nach meinem Tode in das Kloster eintreten. Leben Sie wohl, liebe gute Marie, theure Gefährtin meiner Jugend am schönen Hofe von Frankreich, leben Sie wohl! Ihnen vertraut eine arme, von ihrem Bruder gefangene Königin ihren kostbarsten Schatz an. Ein treuer Freund, den ich aus Besorgniß für ihn nicht nenne, überbringt Ihnen das Kind auf Gefahr seines Lebens. Leben Sie wohl!

Maria, Königin.

Als der Bischof diese Papiere las, war er eben so überrascht, als beängstigt.

Endlich sagte er: Bei Notre-Dame, da habe ich etwas Schönes angerichtet, ich habe die Tochter der Königin von Schottland und die Schwester des Königs Jakob, der nach dem Tode der Königin Elisabeth den Thron England's besteigen wird an einen Tuchhändler verheirathet. Gebe Gott, daß kein Unglück daraus entstehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spitzfindige Prozesse.

Eine alte Fabel, welche zu vielen Nachbildungen in Poesie und Prosa Veranlassung gab und noch in der neuesten Literatur zuweilen mit anderer Zurichtung wieder aufgetischt wird, ist die hier zu erwähnende: ein fingirter Rechtsfall, zur Uebung im Quästiren und Glossiren erfunden. Doktor Martin Luther war es, der den drolligen Casus zuerst an's Licht zog und ihn Anno 1546 zu Eisleben erzählte. Sie findet sich in seinen Tischreden und besagt: „— daß ein Müller hätte einen Esel gehabt, der wäre ihm aus dem Hofe gelaufen, und an's Wasser kommen. Nun steiget der Esel in einen Kahn, so im Wasser stand, und wollte daraus trinken. Dieweil aber der Kahn von dem Fischer nicht angebunden war, so schwimmt er mit dem Esel davon, und kommt der Müller um den Esel und der Fischer um den Kahn, war also Schiff und Esel verloren." — Der Müller klagte nun den Fischer an, daß er den Kahn nicht angebunden, und dasselbe dem Müller wegen seines Esels vorwerfend, brachte der Fischer zu seiner Entschuldigung vor. Nach unserer neuen Gesetzgebung und juristischen Gewandheit würde dieser Fall freilich weniger Kopfbrechens verursachen; im vorigen Jahrhundert beschäftigte er aber noch lebhaft den Witz haarspaltender Rechtsgelehrten. Am Tische Luther's, der in seiner ironischen Weise hier die Jurisprudenz an den Berg stellen wollte, entschied sich bald ein Justizmann dahin: daß im vorliegenden Falle das Versehen auf beiden Seiten gleich sei; beim Fischer, daß er den Kahn nicht angebunden, beim Müller daß er seinen Esel habe laufen lassen. Strafe könne daher auf keine von beiden Seiten fallen. — Luther aber war der Meinung, in dergleichen Fällen sei der mathematische Punkt des Rechts niemals zu finden; die kleinsten Nebenumstände veränderten die Hauptsache und es könnte allermeist nur die Billigkeit entscheiden.

Der Ursprung dieser Fabel ist endlich durch Savigny entdeckt worden, der ihrer in seiner „Geschichte des Römischen Rechts" erwähnt. Sie steht in den Büchern eines berühmten Scholastikers, Raimundus Lullus, welche sich in Handschriften erhalten haben, die Luther eingesehen haben muß. Lullus entscheidet über den Fall ganz in der schwerfälligen und sophistischen Art seiner Zeit; daß hier die Objekte (Sachen) des Streites nach ihren Fakultäten betrachtet werden müßten und der Herr des Esels vier Fünftheile, der Eigenthümer des Kahns ein Fünftheil des Schadens tragen soll. Die Motivirung dieses Urtheils stellt er sonach folgendermaßen: „weil der Esel dem Herrn des Kahns den Schaden zu ersetzen schuldet aus viererlei Ursachen: die elementaire, vegetative, sensitive und imaginative, aus welchen er zusammengesetzt ist. Der Kahn dagegen schuldet den Schaden nur vermöge seiner elementairen Eigenschaft." — Diese komische Entscheidung und den ganzen Fall hat der bekannte Geheimrath K. F. Goeschel in seinen „Zerstreuten Blättern" (1835) einer erschöpfenden Analyse unterworfen, welche für Juristen interessant nachzulesen ist (II, 439), weil hier mit der eigenthümlichen Quellenkenntniß des Autors alle Seiten herangezogen werden.

Goeschel läßt den Fall unentschieden, insofern er mit mathematischer Bestimmtheit nicht zu schlichten wäre; sonst hält er sich, wie natürlich, an die Personen, die Subjekte des Streites und läßt Vergehen und Strafe sich gegenseitig aufheben. So läßt er auch Luther'n sein Rech-

widerfahren, wenn dieser sagt, daß jeder Rechtsfall per accidentia, d. h. was drum und drahn hängt, anders wird. Minima circumstantia variat jus in ejus applicatione. Der kleinste Umstand wandelt das Recht in seiner Anwendung. — Wenn z. B. — sagt Goeschel — der Esel aus der offnen Hofthür seines Herrn in die offene Gartenthür des Nachbars läuft, und dort die Gartengewächse, aber an diesen zugleich sich selbst zu Schanden frißt, so scheint die Klage auch, aus gleichen Gründen wie bei obigem Fall, auf beiden Seiten cessiren zu müssen und doch lassen sich hier schon eine Menge kleiner Nebenumstände denken, die für einen oder den andern Theil die Strafe überwiegen machten.

Theater.

Den zahlreichen Opernfreunden müssen wir leider die betrübende Mittheilung machen, daß der neue Theater-Director sich die Erlaubniß ausbedungen hat, keine Opern zu geben. Freilich zeigt das bisherige Fortspielen der Schauspieler-Gesellschaft, daß ein nothdürftig besetztes Drama die Kosten des Unternehmens aufbringt, und möchte also dem Theater-Director, welcher sich mit einem nothdürftigen Einkommen begnügen will, der eingeschlagene Weg nicht zu verdenken sein, — allein dies ist denn doch wahrhaftig nicht der Haupt-Gesichtspunkt bei einer öffentlichen Kunstanstalt! Wenn nach der bisherigen Erfahrung das Drama nur sehr selten ein volles Haus giebt, der Hauptbesuch vielmehr der Oper gilt, wenn die Masse der Abonnements-Billets ebenfalls durch die Opern eingeht, so möchte man doch, auch abgesehen von der durch alle Städte verbreiteten Musikliebhaberei, die Behauptung aussprechen dürfen, daß Bremens Publicum von dem Theater-Unternehmer vorzugsweise die Oper begehrt, daß eine Kunst-Anstalt also von der wesentlichsten Seite unvollständig ist, welche die gerechte Hauptforderung des Publicums unbefriedigt läßt. Es liegt wahrlich in solcher Beschränkung eine Herabwürdigung Bremens, welches dadurch auf gleiche Linie mit kleinen Städten gesetzt wird. Nicht minder wolle man berücksichtigen, wie nachtheilig die Ausschließung der Oper auf die musikalische Cultur, wie auf das Bestehen derjenigen Bürger einwirken muß, welche sich der Musik-Ausübung als Geschäft gewidmet haben. Die Orchester-Einnahme ist hier durchaus unentbehrlich, und wird die Direction nach Hinwegfallen der Oper sicherlich die Künstler verabschieden, und sich mit der Tanz-Musik irgend eines Verkehrs begnügen; denn für die Musik in den Drama-Zwischenacten reichen solche Leute aus, und die schmale Kasseneinnahme muß alle irgend möglichen Kostenersparungen nothwendig hervorrufen. Wie viele Kunstfreunde, welche das Theater eben nur wegen der Oper besuchen, werden sich auch während der langen Oper-Entbehrung ganz vom Theater entwöhnen, und ist es denn doch immer die Frage, ob das Unternehmen im neuen Hause sie wieder herbeiruft. Wahrhaftig — es erscheint überflüssig, noch mehr Gründe für das Verkehrte der erwähnten Beschränkung anzuführen. Jeder Kunstfreund wird einstimmen, daß es eine für Bremen unwürdige Barbarei ist, welche auf die Dauer fortgesetzt, nothwendig abermals zum Ruin führen muß. Hoffentlich vereinigen sich alle Opernfreunde zeitig zu der Erklärung — der neuen Direction jegliche Unterstützung zu versagen, sobald sie dabei beharrt, das Publikum mit der magern Kost von Dramen und Lustspielen abspeisen zu wollen.

Das große Rundgemälde von St. Petersburg.

Dieses, wirklich schöne Kunstwerk des Herrn Lera wird den öffentlichen Anzeigen zufolge, nur noch bis zum 2. M. gezeigt, und es sind in unserer Stadt gewiß Viele, die es noch nicht gesehen haben; möchten diese es doch nicht versäumen, sich für einen mäßigen Eintrittspreis ein überraschendes, angenehmes Vergnügen zu verschaffen, zumal da dies die Einzige Gelegenheit ist, St. Petersburg von diesem Punkte aus (dem Gerüste beim Aufbau der Alexandersäule) zu besehen und wir wohl kein Panorama dieser Kaiserstadt hier wieder zu erwarten haben. Wie wir hören, wird Herr Lera das Panorama von Paris nicht hier aufstellen, die geringe Theilnahme, die ihm hier geworden, hat ihn entmuthigt. Es ist doch Schade, daß der Künstler nicht mehr Anerkennung bei uns gefunden. A.

Berichtigung.

In der Extra-Beilage zum Bürgerfreund Nro. 49 (Bremer Stadt-Theater unter Hrn. R. Direction) muß es S. 3 in der Bilanz (Ausgabe) heißen: Miethe des Schauspielhauses 6870 Rthlr., nicht 6860, wie sich dies auch aus der Zusammenziehung der Summen 2063, 1661 Rthlr. 36 Gr., 1980 und 1165 Rthr. 36 Gr. deutlich ergiebt.

Auflösung der Charade in Nro. 48.

Kunstrichter.

Auflösung der Charade in Nr. 49.

Einfall.

Miscellaneen.

(Schiller's allererstes Gedicht.) In Eduard Boa's „Nachträgen zu Schiller's Werken" (Stuttgart, Scheible) findet man Schiller's erstes Lied, vom Jahre 1775, seinem sechzehnten Lebensjahre, mithin älter als der „Abend," den man bisher für sein erstes hielt. Der Herausgeber verdankt es dem Prediger Becker zu Donaueschingen. Es hat die prosaische Überschrift: „Schilderung des menschlichen Lebens, und malt quälerische, engbrüstige Schulstubengedanken, mit einer grotesken Kraft, die in ihrer Wirkung in's Komische überschlägt.

Schiller's allererstes Gedicht:

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammersöhne
Sind wir höchst gepriesne Herr'n der Welt,
Von Geburt an, bis die letzte Thräne
Aus der armen Schächer Auge fällt.

Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne;
Alles Elend fühlen wir voraus.

Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Beut uns Jugend ihre Rosenhände,
Welche Güter bringt die Zaub'rin dar?
Mädchen, Schulden, Eifersucht, am Ende
Hörner, oder die Pistolen gar.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel,
Ehrgeiz heißt er, oft auch heißt er: Weib.
Nahrungssorgen quälen, so wie Zweifel
Einen Narrenschädel, unsern Leib.

Kommt das Alter endlich angeschlichen,
Sagt, was hat der arme Greis wohl da?
Husten und Verachtung, Spott und Siechen,
Brustweh, Langeweil' und Podagra.

Um das Maß des Jammers voll zu füllen,
Müssen wir des Erben Lächeln seh'n. —
Lohnt es sich um dieses Plunders willen
Wohl der Müh', aus Mutterleib zu geh'n?"

(Das Auspeitschen in der englischen Flotte.) Ein Unglücklicher, der die gräßliche Strafe des Auspeitschens erleiden soll, die bekanntlich auf den englischen Schiffen noch häufig in Anwendung gebracht wird, trägt nur seine Beinkleider. Die Peitsche hat neun Enden (weshalb sie die Katze mit neun Schwänzen — **cat o'-nine-tails** — heißt.) Vielleicht hat der Verurtheilte 600 Hiebe zu empfangen, was 5400 Striemen giebt. Wird die Strafe in einem Hafen ausgetheilt, so erhält er auf jedem Schiffe, das in demselben liegt, einen gewissen Theil der Hiebe. Man bringt ihn in ein Boot mit der dazu gehörigen Mannschaft und einem Tambour, der auf der Fahrt von einem Schiffe zum andern den „Hallunkenmarsch" schlägt; ein Boot nach dem andern empfängt ihn. Der Delinquent wird an ein besonderes Instrument befestigt, während er die Strafe erleidet. Das jämmerliche Geschrei um Gnade, während die schreckliche Katze sein Fleisch zerreißt, wird von seinen Peinigern nicht beachtet; man läßt nicht ab von der Qual und sendet ihn nicht eher in das Hospital, bis er fast todt ist. Erholt er sich, so wird er nie wieder, was er früher war; er hegt Haß gegen seine Vorgesetzten, Mißachtung gegen sein Vaterland, das eine so schreckliche Strafe duldet, und Abscheu gegen den Dienst, dem er angehört. Während des letzten Krieges war es nicht selten, daß in einem Hafen zu gleicher Zeit sieben solcher Böte mit Unglücklichen, die ihre Strafe erhalten sollten, oft wegen geringer Vergehen gegen die Disciplin, von einem Schiffe zum andern fuhren.

(Unbelohnte Galanterie.) Eine Dame, welche den Wettrennen beiwohnte, die vor Kurzem zu Chantilly gehalten wurden und die ganze Modewelt von Paris versammelten, wünschte einen weißen Fliederzweig zu haben. Nach drei Stunden war derselbe angekommen. Ein galanter Herr überbrachte ihr denselben. „Wo haben Sie ihn gefunden?" fragte sie. — „Vier Stunden von hier." — „Wie kamen Sie dahin?" — „Ich jagte in Galopp fort und ließ mir ein Pferd von dem Herrn . . . dazu leihen." — „Ach," entgegnete die Dame, „Herr . . . ist sehr liebenswürdig; danken Sie ihm in meinem Namen."

(Die Geburtsstätte des Königs von Schweden.) Pau ist die Geburtsstadt von Bernadotte, Königs von Schweden, und derselbe hat die Absicht, das Haus, worin er geboren ist, anzukaufen, und es der Stadt Pau unter der Bedingung zu schenken, daß sie es unterhalte und alten Militärs zur Wohnung einräume. Das einzige Hinderniß, welches der Ausführung des Planes in den Weg tritt, ist die unverschämte Forderung der Eigenthümer, welche für das alte verfallene Haus die ungeheure Summe von 80,000 Franks wollen. Man weiß nicht, ob der ehemalige Soldat der Republik, welcher als König keine so große Civilliste besitzt, wie der französische Bürgerkönig, sich jener Bedingung unterziehen wird.

(Tulpenzwiebeln.) Für eine Tulpenzwiebel „Viceroi" wurden im Jahre 1637, als die Tulpomanie ihren Kulminationspunkt erreicht hatte, 2 Last Waizen, 4 Last Roggen, 4 Ochsen,

8 Ferkel, 12 Schafe, 2 Orhoft Wein, 4 Tonnen Acht-Gulden-Bier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, ein Bündel Kleider und ein silberner Becher bezahlt. — Im Jahre 1763 gab ein Particulier in Lille für eine neue Tulpe ein großes wohleingerichtetes Brauhaus hin. Seit jener Zeit hieß dieses Brauhaus „die Tulpe" und jene Tulpe „das Brauhaus."

(Sonderbare Wette.) Vor Kurzem stritten zwei Obstverkäufer zu Palermo um den von Lord B . . ausgesetzten Preis von zehn Guineen, wer mehr Feigen essen könne. Der Sieger verzehrte deren 281, sein Mitbewerber hatte es nur auf 211 bringen können.

(Drei Fische in Einem.) Graf W . . . machte vor einigen Wochen einen Ausflug nach Salò, am Gardasee. Dem Vorschlage des dortigen Gastwirthes gemäß, begab er sich zu einem großen Fischweiher, um aus demselben einen Hecht für das Mittagsmahl zu wählen. Ein mächtiges Ungethüm ward herausgezogen, und allgemein war das Erstaunen, als man aus dem Rachen desselben die Schwanz-Flossen eines zweiten Hechtes, den er verschluckt hatte, hervorgucken sah; noch höher steigerte sich dasselbe aber, als man beim Aufschneiden des zweiten Fisches in dem Rachen desselben einen dritten Fisch fand, der ebenfalls eine Beute der Gefräßigkeit dieses Raubthieres geworden war.

(Emancipation des Pferdefleisches.) In der liberalen Stadt Königsberg hat Dr. W. Motherby ein Werkchen über das Pferdefleisch und dessen Wohlgeschmack für den menschlichen Gaumen so eindringlich und überzeugend geschrieben, daß sich sofort ein Verein von Hippophagen (Pferdefleischesser) bildete, der, bereits aus mehr denn 60 Mitgliedern bestehend, Freitag am 29. Mai eine große Versammlung hielt und die durch den Kochkünstler Schöneberg wohlzugerichteten Pferdefleisch-Gerichte mit dem besten Appetite und Humor verzehrte. Dr. Motherby, der Held (ohne Ironie sei's gesagt), welcher den Muth gehabt, das Pferdefleisch ehrlich zu sprechen und so erfolgreich zu emancipiren, hielt dabei eine Rede, worin er den praktischen Nutzen dieses Fortschrittes kräftig aussprach. Der Königsberger Correspondent, der dies berichtet, fügt hinzu: „Wenn sich die Menschen nur immer so zusammenfinden könnten, wie die Hippophagen, um ihre Kräfte zur Erreichung eines hohen Ziels und zur Überwindung feindlich entgegenstehender Vorurtheile zu vereinigen, so dürfte neben der Emancipation des Pferdefleisches auch endlich die des Menschengeistes erreicht werden.

(Pariser Gaunerei.) Ein junger Mann, bei seiner Tante in Paris zum Besuche und mit derselben auf der Promenade, wird von einem Unbekannten beleidigt, der ihm Genugthuung verspricht und seine Adresse giebt. Am andern Morgen fährt zur bestimmten Stunde der junge Mann in die ihm bezeichnete Straße, hört aber hier, daß es drei Straßen dieses Namens in Paris gebe, die in ganz verschiedenen Stadttheilen liegen. Hierauf sucht er jede derselben auf, ohne jedoch die Wohnung des Unbekannten zu finden. Unterdeß kommt ein gut gekleideter Herr zu der obengenannten Tante und sagt: „Erschrecken Sie nicht, Ihrem Neffen ist ein Unglück geschehen." — „Er ist doch nicht im Duell gefallen?" rief die Tante — „Nein, er hat vielmehr seinen Gegner erstochen und muß augenblicklich Paris verlassen." — „Er kann nicht einmal Abschied von mir nehmen, der arme Junge?" — „Er wird sich dadurch in Lebensgefahr stürzen; er bittet Sie daher um Reisegeld." — „Hier, mein Herr, sind 2000 Fr., doch ich bitte Sie um Gottes Willen, machen Sie schnell, damit mein Neffe so schleunig wie möglich Paris verläßt. Haben Sie tausend Dank für ihre Bemühung." Der Fremde entfernte sich. Bald darauf trat der Neffe lachend in's Zimmer. „Ach!" rief die Tante: „Du begiebst Dich in Lebensgefahr, um mich noch einmal zu sehen." — „Wie? was wollen Sie damit sagen? Tante!" Und nun kam es zur gegenseitigen Aufklärung. Die Tante war um 2000 Fr. betrogen worden.

(Das erste Prager Dampfboot, die „Bohemia") ist am 26. Mai in Dresden eingelaufen. Dasselbe ist überaus zweckmäßig für den Elbestrom, nach Zillerart (flachbodenartig) gebaut, 120 Wiener Fuß lang, 15½ Fuß breit, kann 140 Reisende aufnehmen, und geht, mit 60 Personen beschwert, nur 16½ Zoll im Wasser. Die Ausstattung ist elegant und bequem. Der Preis des ersten Platzes von Dresden bis Prag wird 8 bis 9 fl. C. M. sein.

(Droschken in Neapel.) In Neapel giebt es einige tausend Droschken, oder wie man sie in Wien nennt, Fiaker, theils mit zwei Pferden, und theils mit einem, und zwar sind es im letzteren Falle zweirädrige Karikel (curricoli). Gewöhnlich sind die Droschkenführer Lazzaroni, und darum sehen sie auch meistens sehr zerlumpt aus. Ohne Kopfbedeckung und in Hemdermeln sitzt ein solcher Kerl oft auf einem eleganten Wagen, der einen seltsamen Kontrast zu ihm bildet. Die Pferde sind in der Regel klein und und sehr behend und bedürfen nur eines Winkes, um über Stock und Stein davonzufliegen. Die Karikel werden meistens von Knaben geführt, die es dem Passagier überlassen, ob er selbst kutschiren will, in welchem Falle sie sich dann zu seinen Füßen niederkauern. Indessen hört der Kleine dabei nicht auf, das Pferd durch seinen Zuruf anzutreiben oder zu lenken. Er schreit fast fortwährend, besonders in so lebhaften Straßen, wie in der Via Toledo, wo man sich in einem Labyrinthe von Wagen, Fußgängern, Verkäufern, unter freiem Himmel arbeitenden Handwerkern und müssigen Lazzaroni befindet, und dennoch geschieht es nur äußerst selten, daß durch Wagen irgend ein Unfall vorgeht.

(Eine Reliquie von Shakespeare.) In London wurde vor Kurzem eine eigenhändige Schrift Shakespeare's, ein Handkauf, öffentlich versteigert und einem Liebhaber solcher Dinge für elfhundert Thaler zugeschlagen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 50.

Bremen, Donnerstag den 24. Juni 1841.

Gestorben:

Nro. 572. Den 19. Juni. Der Dienstknecht Friedr. Luttmann, 23 Jahr; Langenstraße Nro. 64.

— 573. Den 19. — Der Waarenagent Christ. Pralle, 64 Jahr; Westerstraße Nro. 70.

— 574. Den 20. — Des Arb. Ludw. Friedr. Daniel Runge Tochter, 9 Jahr; Steinern Kreuz Nro. 8.

— 575. Den 20. — Des Cigarrenfabrikanten Mathias Goosmann Tochter, 4 Wochen; vor Stephanikirchhof Nro. 8.

Nro. 576. Den 20. — Der Tischler Johann Straube, 48 Jahr; alten Steinweg Nro. 11.

— 577. Den 21. — Der Weisbäcker Joh. Heinrich Conrad Busch, 63 Jahr; Buchtstr. Nr. 3.

— 578. Den 21. — Des Schönfärbers Carl Johann Friedr. Spatz Ehefrau, geb. Loebeling, 52 Jahr; Schafkoben Nro. 2.

— 579. Den 23. — Der Höker Lüdeke Bolte, 45 Jahr; kl. Rosenstraße Nro. 12.

Geboren:

Nro. 756. Den 17. Juni. Des Gärtners Joh. Heinrich Borcherding Ehefr., geb. Fahrenbrink, Düsternstraße Nr. 34; von einem Knaben.

— 757. Den 19. — Des Malers Carl Herzog Ehef., geb. Beckmann, Weerder Nro. 34; von einem Knaben.

— 758. Den 19. — Des Krameramtsgenossen Johann Heinrich Siemer Ehefr., geb. Meyer, gr. Krummenstraße Nr. 26; von e. Mädchen.

— 759. Den 19. — Des Lotterie Collecteurs Nicolaus Jacobi Ehefr., geb. Battermann, Buchtstraße Nro. 35; von einem Mädchen.

— 760. Den 20. — Des Krameramtsgenossen Gerh. Rud. Küncken Ehefr., geb. Hoß, Weerder Nro. 35; von einem Mädchen.

— 761. Den 20. — Des Knopfmachers Joh. Daniel Siebert Ehefr., geb. Teschner, Hutfilterstraße Nro. 26; von einem Knaben.

— 762. Den 20. — Des Küpermeisters Joh. Herm. Schriever Ehefr., geb. Buschmann, Neuenstraße Nr. 44; von einem Mädchen.

Nro. 763. Den 20. — Des Kahnschiffers Diedr. Frohböse Ehefr., geb. Uppendahl, Knoopstraße Nro. 20; von einem Knaben.

— 764. Den 21. — Des Schneidermeisters Joh. Carl Launspach Ehefr., geb. Rebbe, Ansgarithorswallstr. Nr. 19 B; von e. Mädchen.

— 765. u. 766. Den 21. — Des Branntweinbrenners Christ. Heinrich Schwartze Ehefr, geb. Müller, Plünkenstraße Nro. 11; von Zwillingen; einem Knaben u. e. Mädchen.

— 767. Den 22. — Des Schuhmachers Friedr. Heinr. Künning, Ehefr., geb. Benecke, Kuhlmanns Gang Nro. 1; von einem Knaben.

— 768. Den 22. — Des Arb. Joh. Rogge Ehefr., geb Rust, gr. Sortillenstraße Nro. 37; von einem Knaben.

— 769. Den 22. — Des Barbiers Johann Valentin Krauß Ehefr., geb. Blume, Brautstraße Nro. 7; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 51.

Bremen, Sonntag den 27. Juni 1841.

Bremen, den 25. Juni 1841.

Am 23. d. M. entschlief hieselbst der Senior im Collegium der Aeltermänner Herr Ludwig von Kapff. — Er ward geboren am 30. Juli 1765 und zum Aeltermann erwählt am 6. October 1807.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 27. Juni.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.
1 Uhr Hr. Past. Teel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Dreisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Ein großer Meister lebt' ich hier,
Bald bin ich wohl vergessen;
Ich war der Kirchen große Zier,
Kennt' mich mit jedem messen.
Ich eile meinen Weg in Ruh'
Und murm'le nur im Stillen,
Manch' Herzchen hört mir schmachtend zu,
Läßt Thränen sich entquillen.

Die beiden Letzten.

Ich bin ein aufgespreiztes Ding,
Bald Kunst und bald vonnöthen,
Der Hochmuth hält mich nicht gering,
Ich kann nicht leise treten.
Ich bin der Kinder frohes Spiel
Und zeig' mich nur erhaben,
Die Mädchen schreck' ich allzuviel,
D'rum bin ich nur für Knaben.

Das Ganze.

Ich kokettire schlank einher,
Man will mich nutzlos schelten,
Ich hüpf' und ruhe nimmermehr
Und kann für zierlich gelten.
Du kennest wohl ein Vögelein,
Das sich behende wendet,
Sich selt'ner zeigt bei Sonnenschein,
Und ohne Singen endet.

Marie.

(Fortsetzung.)

Während er die Pergament-Titel der Geburt Mariens prüfte, meldete ein Page, daß die Aebtissin des Klosters von Notre-Dame zu Soissons ihn bitten ließe, sogleich wegen einer sehr ernsten und wichtigen Angelegenheit sich in das

Kloster begeben zu wollen. Sie ersuche ihn, nicht zu säumen, ungeachtet der kaum achtungsvollen Art dieser Botschaft. Ein mächtiges Vorgefühl regte sich in dem Bischof, er ahnte, daß es sich um das Geheimniß handeln würde, welches der Zufall ihm eben entdeckt hatte, und mit diesem Gedanken beschäftigt, begab er sich in die Abtei. Er fand die Vorsteherin in der größten Bewegung, und in Gesellschaft eines jungen Herrn, welchem sie die unterthänigsten Ehrfurchtsbezeugungen erwies.

Kaum hatte sie den Bischof bemerkt, als sie sagte: Herr Bischof, Se. Königliche Hoheit der Prinz von Wales erkundigt sich in unserm Kloster nach einem jungen Mädchen, welches ungefähr vor 35 Jahren hierhin gebracht sein soll. Wissen Sie vielleicht etwas über sie, ich erinnere mich dessen nicht mehr.

Sie wurde bleich und zitterte an allen Gliedern, als sie diese Worte sprach.

Sie müssen sich doch wohl noch dieses Mädchens erinnern, unterbrach sie der Bischof, der sich selbst nicht wohl fühlte, aber dennoch auf Kosten der Aebtissin sich rechtfertigen mußte, Sie müssen sich dessen gerade so gut erinnern, als ich. Sie haben das arme Mädchen trotz meinen Gegenvorstellungen aus dem Kloster vertrieben, unter dem Vorwande, daß nichts, selbst nicht das Zeugniß, welches die vorige Aebtissin noch auf ihrem Sterbebette aussprach, die Rechtmäßigkeit ihrer Geburt verbürge, und daß sie weder den Schleier in dieser Abtei nehmen könne, noch auf längere Zeit in diesem Kloster als Pensionärin wohnen dürfte.

Die Aebtissin wäre fast vor Schrecken gestorben, denn der junge Prinz, dessen Physiognomie von Natur schon sehr ernst war, heftete Blicke voll bitterer Unzufriedenheit auf sie.

Was ist denn aus dieser unglücklichen Vertriebenen geworden? forschte der Prinz.

Der Bischof antwortete schnell: Ich habe sie in meinem Hause aufgenommen, und wenn Ihre Königliche Hoheit erlauben, werde ich Ihnen alles sagen, was aus ihr geworden ist, und sie Ihnen sogar vorstellen. Aber, fügte er hinzu, ich meine, daß diese Sache geheim gehalten werden muß, und wenn mein bischöflicher Palast nicht ein unwürdiger Aufenthalt für den Erben der Krone England's ist. . . .

Ich nehme Ihre Gastfreundschaft an, Herr Bischof, aber lassen sie uns eilen, denn ich verlange die genauen Umstände dieser Umstände kennen zu lernen, da dies für mich von der größten Wichtigkeit ist.

Bevor er fortging, wandte er sich noch einmal an die Aebtissin, indem er sagte:

Madame, Sie haben sich ein großes Unrecht in dieser Sache vorzuwerfen. Wenn Sie dazu noch meinen Namen und die Beweggründe meines Besuchs nicht geheim hielten, würde der König von Frankreich Sie auf das Strengste bestrafen.

Der Bischof erzählte dem jungen Prinzen, der mit ihm die Sänfte bestiegen hatte, unterwegs alles, was aus Marie geworden war, jedoch ohne etwas über die Entdeckung der Pergamente zu sagen, denn der Prinz von Wales schien ein Geheimniß aus der Geburt derjenigen zu machen, welche er im Kloster Notre-Dame hatte aufsuchen wollen.

Der Prälat sah, daß die Stirn seines Gastes sich verfinsterte, als er ihm die Heirath der Tochter der Maria Stuart erzählte, und er stutzte noch mehr, als er hörte, daß ihr Gemahl ein Tuchhändler sei, der das Schild „zum rothen Baum" führe. Lange ging er mit großen Schritten auf und ab, indeß der Bischof in der größten Angst sich Gott anbefohlen hatte.

Endlich stand der Prinz still, stellte sich dem Prälaten gegenüber, und fragte ihn:

Sie wissen also weiter nichts über die Geburt dieser Frau? und er heftete dabei so durchdringende und mächtige Blicke auf den Bischof, daß dieser zum Altar ging und die Pergamente holte. Der Sohn Jakob's I. stampfte heftig mit dem Fuße auf die Erde, als er sie las und stammelte Worte des Zorns, welche, ob sie zwar englisch waren, den Bischof doch nicht wenig erschreckten.

Und, fragte er weiter, hat diese Frau die Pergamente gelesen?

Erst vor ungefähr zwei Stunden habe ich sie entdeckt. Sie weiß nicht, daß sie da sind.

Der Prinz las sie nochmals durch, und schien lange Zeit bei sich selbst zu überlegen, was er thun sollte. Endlich entschloß er sich, Marie zu sehen, und nichts zu entscheiden, bis er sie gesprochen hatte, er befahl also dem Bischof, sie sogleich rufen zu lassen.

Damit sie nichts argwöhne, sagte der verwirrte Prälat, will ich ihr sagen lassen, daß ich einige Stücke Sammt zu sehen wünsche.

Das Gesicht des Prinzen nahm den Ausdruck eines solchen Zorns an, daß der Bischof vor Furcht fast niedersank.

O mein Gott! murmelte er, indem er sich die Stirn abtrocknete, o mein Gott! was wird das werden?

Marie kam sogleich. Der Prinz wurde bei dem Anblick ihrer edlen Haltung und ihrer reinen und heiteren Schönheit schon etwas entwaffnet. Er nahm seinen betreff'ten Hut, welchen er bis dahin aufbehalten hatte, ab, und grüßte sie stillschweigend. Marie betrachtete ihn überrascht, indem ihr das bestürzte Gesicht des Bischofs nicht entgangen war. Sie wurde indessen nicht verlegen, fragte, was dem Herrn zu Befehl stände und welchen Dienst sie ihm leisten könnte.

Madame, sagte der Prinz, welcher plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben schien, ich wollte Sie um Rath fragen.

Von mir? einen Rath von mir? fragte Marie lächelnd.

Setzen Sie sich und hören Sie mich an. In einer Stadt Frankreichs lebt eine Frau von berühmtem Geschlecht, wir wollen noch mehr sagen, von königlichem Geschlecht vielleicht .... Diese Frau verheirathet sich an einen Bürger, sie thut dies aber, ohne zu wissen, von welcher Familie sie abstammt .... Verstehen Sie mich wohl?

Ich verstehe, Herr, ich höre genau zu; antwortete sie bewegt.

Heute entdeckt man dieser Frau das Geheimniß ihrer Geburt. Was meinen Sie nun, was sie thun würde?

Wird sie ihre Mutter sehen? fragte Marie mit Herzklopfen.

Ihre Mutter ist todt.

Mariens Augen füllten sich mit Thränen.

Und ihr Vater? fragte sie mit erstickter Stimme.

Ihr Vater — er verdient weder ihre Zärtlichkeit, noch ihre Achtung. Er ist auch todt.

Und was soll denn diese Frau thun?

Ihr unpassendes Bündniß brechen, weil es nicht rechtmäßig ist, da sie noch nicht wußte, wer sie war, als sie es abschloß.

Und was wird denn diese Frau dafür bekommen, daß sie ihre Verbindung bricht?

Einen Platz neben einem Throne.

Mein Herr, antwortete sie, indem sie sich erhob, mit fester Stimme, wenn diese Frau ihrem Gatten untreu würde, und daran dächte, aus ihrer glücklichen Unwissenheit herauszutreten, so würde ich sagen, daß sie nur Verachtung verdiente.

Und als Karl sie mit Erstaunen betrachtete, sagte sie:

Ja, Verachtung, denn sie würde den, welcher keinen Augenblick gezögert hat, sie bis zu sich zu erheben, mit ihr sein Vermögen und seinen Namen zu theilen, als sie nur eine arme Bettlerin, ohne Zufluchtsort, war, nun in Schmach und Verzweiflung zurücklassen. Nicht wahr, Herr Bischof, wäre das nicht eine Feigheit?

Der Bischof that, als ob er nichts höre, und schien in sein Gebetbuch, welches er durchblätterte, vertieft zu sein.

Madame, wenn es sich nun um Sie handelte, würde dann nichts Ihre Gefühle ändern?

Ich weiß, daß es mich betrifft, Ihre Worte haben mir die geheimnißvollen Worte der würdigen Aebtissin, welche mich bei sich aufgenommen hatten, erklärt. Jetzt weiß ich, warum die heilige Frau mich so ehrfurchtsvoll behandelte, mit welchen verzweiflungsvollen Ausdrücken sie mich küßte, an dem Tage, als man in dem Kloster für die Seelenruhe der Königin von Schottland, Maria Stuart, betete.

Der Prinz war erstaunt über so viel Muth und so edle Gesinnungen.

Sie fuhr fort:

Wenn Sie beauftragt sind, mir das Geheimniß meiner Geburt zu offenbaren, so weiß ich es schon. Sie kommen von König Jakob, meinem Bruder, um mir einen Platz am Throne anzubieten; ich bin gerührt über sein frommes Andenken, aber ich kann seine Anerbietungen nicht annehmen. Ich will als Frau des achtbaren Mannes, der mich seit so vielen Jahren beglückt, leben und sterben. In Soissons giebt es keine Maria Stuart mehr, nur die Frau Johann Pastelots soll bleiben. —

Der Prinz Karl barg sein Gesicht in seine beiden Hände. Der Bischof glaubte, er wäre der Spielball eines Traums, und bewegte sich krampfhaft in seinem Sessel.

Jacob's I. Sohn stand jetzt auf und kniete vor Marie nieder.

Ich bin der Enkel Ihrer Mutter, sagte er, der Prinz Karl von Wales. Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Hand küsse, denn Sie sind ein edles und würdiges Geschöpf. Ich reise jetzt wieder nach London ab, und werde dem Könige, meinem Vater, Alles berichten, was ich eben gehört habe; ich werde ihn bitten, Ihren Gemahl zu sich zu berufen. Wer so edle Liebe verdient hat, soll kein geringer Mann bleiben; mein Vater wird ihm Adelsbriefe geben und ....

Nein, mein Herr! sagte sie, Johann Pastelot ist nur ein schlichter Bürger; der Adel, die Titel und die Hoheit würden ihn schlecht kleiden. Ich liebe, achte und verehre

ihn, für mich sind seine kleinsten Wünsche Befehle; aber ich würde klagen und seufzen, wenn ich ihn unter großen Herren sehen würde, welche über seine Dummheit lachen und seine freien Manieren bespotten würden. Mein Herr, erlauben Sie mir, daß ich Sie, den Sohn meines Bruders, ein einziges Mal küsse, und ich werde Gott um nichts weiter zu bitten haben, als daß er mich einst im Himmel wieder mit meiner Mutter vereine. Im Himmel giebt es weder Könige noch Bürger, sondern nur Beglückte, gleich vor Gottes Barmherzigkeit.

Sagen Sie dem Könige, meinem Bruder, Worte des Segens und der Liebe von mir! Sagen Sie ihm, daß seine Schwester, die bescheidene und arme Kaufmannsfrau, alle Tage für ihn zum Allmächtigen bitten wird. Die Könige haben die Gebete nöthiger als andere Menschen, nicht wahr, mein Herr?

Ja, antwortete der junge Prinz, die Krone ist eine schwere, oft unheilbringende Last. Vielleicht thun Sie klug daran, sich derselben nicht zu nähern. Leben Sie wohl, Madame, ich will dem Könige, meinem Vater, Alles berichten, was ich eben gesehen und erfahren habe, seine Weisheit wird den großmüthigen Entschluß, welchen Sie gefaßt haben, zu würdigen wissen. Leben Sie wohl liebe Tante!

Und er küßte sie liebevoll auf beiden Wangen, dann, als er sich schon entfernt hatte, kam er noch einmal zurück.

Haben Sie keine Bitte an mich zu richten, fragte er, bevor wir uns trennen?

Zuweilen an mich zu denken.

Niemals werde ich Sie vergessen, edle und großherzige Seele; aber ihr Vermögen?

Wir haben mehr als wir brauchen.

Wenn Sie von dem Könige, meinem Vater, oder von mir eine Gnade verlangen, so soll sie Ihnen, nach Ihrer ersten Bitte, bewilligt werden, das schwöre ich.

Danke Karl! — Ich danke für Ihre Freundlichkeit.

Wollen Ihre Königliche Hoheit mir sagen, was ich mit diesen Pergamenten thun soll? fragte der Bischof, indem er dem Prinzen die Papiere übergab.

Geben Sie dieselben meiner Tante.

Von meiner Mutter! Ein Brief von meiner Mutter! Ach! geben Sie mir, geben Sie mir!

Und sie las den Brief unter Schluchzen; darauf, als sie ihn durchgelesen hatte, sprach sie:

Ich muß noch eine Pflicht erfüllen. Diese Haare meiner Mutter werde ich als ein heiliges und kostbares Kleinod aufbewahren, aber mit diesem Taufschein und diesem Brief meiner Mutter will ich dies thun —

Bei diesen Worten warf sie die beiden Pergamente ins Feuer, wo die Flammen sie verzehrten.

Und jetzt empfehle ich mich Ihrer Gnade, mein Prinz.

Der Prinz ging fort und der Bischof blieb mit Marie, welche die Haare ihrer Mutter an ihre Lippen preßte, allein.

Der Bischof unterbrach das Schweigen. Johann Pastelot wird überrascht und dankbar sein, sagte er, wenn er diese wunderbare Begebenheit und Ihre großmüthige Entsagung erfährt.

Johann Pastelot wird niemals etwas davon erfahren, antwortete sie.

Der Bischof nahm Marien's Hand, küßte sie achtungsvoll, und benetzte sie mit einer Thräne der Bewunderung. Sie sind die edelste und heiligste der Frauen, sagte er. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Dampfschifffahrt.

Wir können unsern Lesern ein Circular mittheilen, welches den löblichen Zweck verfolgt, eine genügende Dampfschifffahrt auf der Oberweser herzustellen. Möchte der Plan doch eine Bremens würdige Theilnahme finden! —

Durch die Fortschritte, welche die Dampfschifffahrt in der letzten Zeit gemacht, hat es sich ausgewiesen, daß viele der Schwierigkeiten, welche früher als unüberwindlich betrachtet wurden, jetzt, mit Anwendung der gehabten Erfahrungen, leicht beseitigt werden können. Namentlich ist dieses auch mit der Dampfschifffahrt auf Flüssen, die man für untauglich dazu hielt, der Fall; unter andern sind als Beispiele anzuführen: die Ober-Donau, die Mosel, die Loire und die Garonne, deren Ufer-Bewohner jetzt die Annehmlichkeiten und den Nutzen regelmäßiger Verbindungen durch Dampfschiffe genießen.

Nicht weniger als eben benannte Flüsse eignet sich die Ober-Weser, von Bremen bis Preußisch Minden und Hameln, und von Hameln bis Hannöv. Münden, zur Dampfschifffahrt, und die Gegenüberstellung der Schwierigkeiten dieser Fahrt — durch Sachkundige aufgegeben — mit den Mitteln, die erfahrenen und gewandten Schiffsbaumeistern zu Gebote stehen, hat Unterzeichneten überzeugt, daß man nunmehr mit vollem Vertrauen zur Ausführung

des von so Vielen gehegten Wunsches, eine Dampfschifffahrt auf der Ober-Weser zu besitzen, muthig schreiten kann, wenn man zur Erbauung der dazu benöthigten Dampfschiffe sich an die rechte Quelle wendet.

Es liegt in der Natur der Sache, daß, so gewandt auch ein Schiffsbaumeister ist, er unmöglich im Stande sein kann, solche Dampfschiffe zu liefern, deren ganz besondere Eigenschaften nur durch vieljährige, wiederholte praktische Erfahrungen erlangt worden sind. Darum sind die vielfältigen Versuche gescheitert, die man bereits in dieser Hinsicht in Bremen selbst gemacht hat, und wenn auch England sonst die besten Dampfmaschinen zu liefern im Stande ist, so hat dieses Land, vermöge seiner küstenreichen Beschaffenheit und der zahlreichen Kanäle und Eisenbahnen, womit es durchschnitten ist, — in Betreff von Dampfschiffen von flachem Tiefgang, nicht diejenigen Anstrengungen gemacht, welche Frankreich, bei einer größeren Landfläche, und ohne Eisenbahnen und viele Kanäle, zur Benutzung seiner seichten Flüsse hat machen müssen.

In Frankreich hat man demnach Alles aufgeboten, diesen Zweck zu erreichen, und die Dampfschifffahrt auf der Loire und auf der Ober-Garonne, welche gewiß alle Schwierigkeiten, welche auf der Ober-Weser vorhanden sind, vereinigt, beweist, daß man dort das gewünschte Ziel erreicht hat. Dieses erfreuliche Resultat, das Werk von Schiffsbaumeistern an der Loire und an der Garonne, hat die Aufmerksamkeit derjenigen Ufer-Bewohner solcher Flüsse auf sich gezogen, die unter gleichen Umständen, die natürlichste aller Communicationen, die Wasser-Communication nutzbar zu machen suchten, und sind bereits in Nantes und in Bordeaux Dampfschiffe von ungewöhnlich flachem Tiefgang für verschiedene Bestimmungen, namentlich für die Mosel und für die Ober-Donau gebauet worden (in Bordeaux für letztere Bestimmung) und haben die gelieferten Dampfschiffe zur vollkommenen Zufriedenheit die strengsten Erfordernisse erfüllt.

Zur Befahrung der Ober-Weser durch Dampfschiffe sind nun, nach eingezogenen genauen Erkundigungen, folgende Eigenschaften an denselben erforderlich:

1) Sie dürfen, ganz beladen, keinenfalls über 24 Zoll tief gehen, und müssen deswegen auch von Eisen sein.
2) Sie dürfen, wegen der starken Buchten an der Weser nicht länger, wie circa 120 Fuß sein.
3) Die Breite der Schiffe, die von Bremen bis Preuß. Minden zu fahren bestimmt sind, darf wegen der Brücke in Hoya mit Einschluß der Schaufel-Räder nicht über 25 bis 26 Fuß sein.
4) Deren Schornsteine müssen ebenfalls wegen der Hoyaer und anderer Brücken beweglich sein (**cheminée renversable**).
5) Die ganze Höhe der Dampfschiffe, von der Wasserfläche ab an, mit den Räderkästen, nebst allen auf dem Verdecke befindlichen Gegenständen, darf aus demselben Grunde für den Nothfall, nicht ca. 11 bis 12 Fuß übersteigen.
6) Sie müssen eine solche Kraft besitzen (30 Pferdekraft, Niederdruck-Maschine) daß sie nicht allein die stärksten Strömungen (nach unten beigefügter Tabelle A) überwinden, sondern auch im Durchschnitte 1 bis 1½ deutsche Meilen in der Stunde zurücklegen können.
7) Sie müssen 2 Cajüten für zahlreiche Passagiere,
8) den nöthigen Raum für den Kohlenbedarf, und außerdem
9) Raum für 6 bis 7 Last kleine Güter haben.

Diese Erfordernisse, der Prüfung der gewandtesten Dampfschiffs-Baumeister in Bordeaux vorgelegt, sind von denselben gehörig geschätzt worden und haben diese sich bereit erklärt, jene in allen Punkten genau erfüllen zu wollen, indem sie in beigefügter Aufgabe B. ihren Anschlag darüber mittheilen.

A. Über die Entfernungen auf dem Wasserwege der Weser, zwischen Bremen und Pr. Minden und über die verschiedene Stroms-Schnelligkeit auf derselben.

SECTIONEN	Lage der Sectionen. Fuß-Maaß.	Lage der Sectionen. in Meil.	Mittlere Geschwindigkeit.
Bremen — Eitermünde . . .	71,600	2,98	4,5
Eiter- — Allermünde	64,300	2,68	5,0
Aller- — Hoya	78,700	3,28	5,0
Hoya — Nienburg	101,000	4,21	6,0
Nienburg — Stolzenau . .	78,000	3,25	6,5
Stolzenau — Minden	121,300	5,05	6,5
Ganze Länge	514,900	21,45	5,79

Nach obiger Tabelle ist die Entfernung von Bremen bis Hoya 8⅞ Meilen (geogr. Meile zu 24000 Fuß) und von Bremen bis Preuß. Minden im Ganzen 21½ Meilen.

Die Stromschnelligkeit ist schon auf dieser Strecke sehr

verschieden' — 4 bis 6 Fuß pr. Secunde — durchschnittlich 5¼ Fuß.

Die Entfernung von Bremen bis Minteln würde 25½ bis 26 Meilen, bis Hameln 28 Meilen und bis Hannöv. Münden im Ganzen circa 48 geogr. Meilen sein.

Die Stromschnelligkeit oberhalb Minden ist durchschnittlich weit stärker als von hier bis Hoya, und besonders bei den sogenannten Gossen, bei Blotho und an der Dölme, ebenso auch bei den sogenannten Köpfen, wo die Weser sich oft als ein Waldstrom zeigt.

(Schluß folgt.)

† Theater.

Wenngleich wir nicht glauben, daß der neue Herr Theater-Director bei einmal gefaßtem Entschlusse, ein mühevolles Unternehmen nach vorher wohlüberlegtem und bestimmtem Plane durchzuführen, sich durch die einzelne Stimme in einem Tageblatte wird in seinem Wege irre machen lassen, so halten wir es doch für geeignet, der in der vorigen Nummer des Bürgerfreundes enthaltenen Ansicht, der zufolge aus dem Aufgeben der Oper der neuen Direction das ungünstigste Horoscop gestellt wird, die unsere mit dem Bemerken gegenüberzustellen, daß wir den Schluß jenes Artikels, welcher die Opernfreunde auffordert, unter solchen Umständen dem Unternehmen ihre Unterstützung zu versagen, nur mit Bedauern haben lesen können, indem er uns zu lebhaft an das Betragen von Kindern erinnert, welche, wenn ihnen ein kleinrer Theil, als sie ihn erwartet, geboten wird, unwillig schreien: dann will ich lieber gar nichts haben!

Wir erklären demnach hiemit, wie es schon seit Jahren unsere feste Ueberzeugung gewesen ist, daß nur auf dem von dem neuen Director betretenen Wege es möglich sein wird, in Bremen eine Bühne in's Leben zu rufen, welche der hehren Kunst der Mimen würdig entspricht, und nicht unter äußerem Flitter den Wurm, der ihr den Untergang bringt, von vorn herein am Herzen nagen fühlt. Es scheint uns eine absurde Erwartung, daß irgend ein Director, ohne selbst dabei zu Grunde zu gehen, es hier soll möglich machen können, Oper, Lustspiel und Drama alles zugleich gut besetzt zu halten, in Allem — denn das verlangt man auch — nur das Neuste und Beste zu liefern, kurz, mit Hannover, Cassel, Braunschweig gleichen Schritt zu halten, ohne sich ähnlicher unterstützender Zuschüsse zu erfreuen zu haben, wie es an jenen Orten der Fall ist. Bei den gegenwärtigen hiesigen Mitteln, das beweist die von Herrn Dr. Oelrichs geführte Rechnung sowohl, als der Status des in hohem Grade zu bedauernden Hrn. Rottmayer, ist eine solche Vollständigkeit nicht möglich, und es bleibt nur der Ausweg, nach einander zu genießen, was auf einmal nicht angeschafft werden kann.

Ob die Opernfreunde Recht haben, in ihrer Liebhaberei die wesentlichste Stütze unseres Theaters zu suchen, oder ob diese doch wider Erwarten derselben im Drama und Lustspiele zu finden sei, wird dann die Folgezeit entscheiden. Es steht nichts im Wege, daß in einem andern Jahre der Versuch mit einer guten Oper gemacht wird, wie wir ihn jetzt zunächst mit den weniger Aufwand erfordernden Schauspielen zu gewärtigen haben. — Die Erfahrung allein kann hier richten, nicht voreiliges Absprechen aus irgend einem individuellen beschränkten Gesichtspunkte, und wir könnten es nur als höchst wünschenswerth erachten, wenn auch die Opernfreunde sich ruhig dem Ausspruche dieser dereinst unterwerfen, bis dahin aber nicht gehässige Saat im Publicum ausstreuen wollten. —

Ohne uns auf eine Abwägung des relativen Reizes der Opern, an denen auch wir uns innig zu erfreuen wissen, im Vergleiche zu den Schauspielen einzulassen, wollen wir nur im Allgemeinen bemerken, daß, wenn die Würde der Bühne als einer bildenden, veredelnden, erhebenden moralischen Kraft in Frage kommt — und aus solch' höherem Standpunkte möchten wir sie gern in unserm Deutschland wieder wie in den schönen Tagen Weimars betrachtet wissen — wir nur mit Leidwesen Opern und Ballets auf den Repertoirs unserer Hauptstädte so sehr begünstigt erblicken. Der Sinn für Musik wird noch auf vielfache sonstige Weise in unserer Vaterstadt mit Liebe genährt, und an ihrer Würde verliert dieselbe sicher nichts, wenn sie den dichterischen und sittlichen Werth der Darstellungen einstweilen statt des musikalischen, als leitende Richtschnur bei der Wahl der in ihren Mauern stattfindenden Aufführungen gelten läßt.

18..

* Panorama.

In Beziehung auf den Artikel im letzten Bürgerfreunde sprechen mehrere Liebhaber des Panorama's den Wunsch aus, daß Herr Lera doch ja nicht unterlassen möge, die Ansicht von Paris aufzustellen. Der Unternehmer wird alsdann einen ganz andern Besuch erfahren als ihm in Beziehung auf die beiden Russischen Hauptstädte zu Theil geworden. Wir Bremer haben nun einmal wenig Sympathie für den Norden, uns zieht es nach dem milden Clima, zu den belebteren Erdensöhnen hin, — und wer würde nicht die Gelegenheit benutzen einen Eindruck von der Weltstadt Paris zu empfangen! — Die Art wie Herr Lera das Geschäft betreibt, ist auch wohl eben nicht zu seinem Vortheil gereichend. Er müßte für jedes Bild eine bestimmte nicht zu lange Zeit ansetzen, und dann auch die ersten Preise festhalten, sonst wartet Jeder auf die Preisermäßigung und endlich kommt in den letzten Tagen ein übermäßiges Gedränge, welches die Luft in dem umschlossenen Gebäude verdirbt. Auch ist es fatal an der Thüre zu lauern, wenn der Beschreiber darin noch nicht fertig ist. Diese Übelstände vermeide man also künftig.

Miscellaneen.

(Vereinigte Staaten von Nordamerika.) Dem neuesten amtlichen Census zufolge ist die dermalige Bevölkerung der Vereinigten Staaten 17,100,572 Seelen, worunter 2,369,553 Negersklaven und 371, 606 freie Farbige. Im Jahr 1830 war die Seelenzahl 12,856,407.

(Eine Dampffregatte.) Am 5. Mai ward in New-York die prachtvolle Dampffregatte „Mississippi" vom Stapel gelassen. Sie ist 244 Fuß lang, hat Maschinen mit 600facher Pferdekraft, und erhält Kanonen à la Paixhans.

(Dampfschifffahrt zwischen England und Brasilien.) Diese Dampfschifffahrt ist zu Bristol organisirt worden. Eine Dampfbootlinie wird zwischen Lissabon und Brasilien hin und her gehen, und sich an die Linie zwischen Portugal und England anschließen.

(Man schreibt aus Berlin:) Thorwaldsen bildet in diesem Augenblick den Mittelpunkt unsers geselligen Lebens. Der geistige Umschwung, welchen Berlin seit Jahresfrist genommen, die erhöhte Regsamkeit für künstlerische und wissenschaftliche Elemente, seit diese ihren Centralpunkt auf dem höchsten Gipfel des äußern Lebens überhaupt finden, müssen besonders gegen die große Erschlaffung und Ermattung während des letzten Jahrzehnts, wo ein großer Mann nach dem andern still vom Schauplatz trat, glänzend abstechen. Wolff, Schleiermacher, Hegel, Gans wurden zu Grabe getragen, und ihr Verlust ward kaum empfunden, so hatte man sich in jene geistige Bequemlichkeit hineingelebt, wo das Bedeutende fast unbequem wird. Erst die allgemeine Leere empfand sich mehr oder weniger dunkel. Jetzt kommt man durch einige helle Gegensätze zum Bewußtsein derselben. Geistige Größen werden wieder die Namen des Tags. Hatte irgend eine Persönlichkeit in der Kunstwelt darauf Anspruch, so war es der biedere, nordisch kräftige Greis Thorwaldsen, dem der Himmel die ewig geistige Jugend als ein vergeltendes Attribut verliehen zu haben scheint, da er so viele Götter und Halbgötter in ewig göttlicher Jugend geschaffen. Thorwaldsen ist nicht bloß ein Künstler dem Talent, er ist es auch dem Charakter nach; er lebt und glüht ganz in der Kunst, sie ist ihm das Erste, das Einzige. Mancher, dem der Himmel reiche Schöpfungsgaben verliehen, denkt doch so klein und künstlerisch unwürdig, daß er seinen Künstlerrang für einen Titel, für einen Orden weggäbe. Gerade an der Ansicht haben wir zu leiden, nach der die Kunst gewissermaßen einen Beamtenstand bildet. Deshalb wirkt Thorwaldsens ganz unabhängige künstlerisch freie Persönlichkeit mit doppelter Kraft. Alles drängt sich um ihn mit Verehrung und Liebe; er steht gerade aufrecht vor dem Thron, und reicht dem Künstler herzlich die Hand.

(Fouqué.) Der Kranz von Gelehrten, Dichtern und Künstlern, mit dem der König von Preußen sich umgiebt, erweitert sich immer mehr. Auch der greise Sänger de la Motte Fouqué ist von Halle nach Berlin gerufen worden, um den Rest seines Lebens in der Nähe des Königs hinzubringen.

(Preis auf Originallustspiele.) Die preußische Staatszeitung schreibt: „Der fühlbare Mangel an neuen guten Originallustspielen hat die Generalintendantur der k. Schauspiele in Berlin veranlaßt, eine Preisbewerbung zu eröffnen. Die einzusendenden Stücke müssen einen Zeitraum von 2½ — 3 Stunden ausfüllen, nicht nach ältern Stücken oder aus einer fremden Sprache übertragen sein, und sich durch gut gezeichnete Charakteristik, interessante Handlung, gewandten, in der Sphäre des gebildeten Lebens sich bewegenden, humoristischen Dialog auszeichnen. Für dasjenige, welches von der Prüfungscommission als Preisstück anerkannt wird, soll ein Honorar von 100 Ducaten, und für das zunächst stehende 60 Ducaten gezahlt werden. Der letzte Einsendungstermin ist der 1. Nov. d. J. Auf jedes Manuscript muß das Motto gesetzt, und dasselbe Motto mit dem Namen und Wohnort des Verfassers versiegelt beigefügt werden.

(Göttingen.) Nach der jetzt vollendeten amtlichen Zählung beträgt die Zahl der hier gegenwärtig Studirenden 703, nämlich 492 Landeskinder und 211 Ausländer. Gegen das Wintersemester hat sich die Zahl der Landeskinder um 19 vermehrt, die der Ausländer um 20 verringert, die Gesammtzahl um 1 vermindert.

(Sie sollen ihn nicht haben.) Den magischen Einfluß, welchen der majestätische Rhein auf jedes deutsche Herz übt, beweist folgender, als wahr verbürgter Vorfall. Eine deutsche Heeresabtheilung der österreichischen Armee stürmte im Befreiungskriege die Berge von Hochheim. Unaufhaltsam warf die wackere Truppe den französischen Haufen zurück, bis sie auf den Abhang gelangte, der den deutschen Strom weithin überschaut. Plötzlich hörte der Donner der Kanonen, das Knattern des Kleingewehrfeuers auf, das muthige Feldgeschrei verstummte, und das ganze siegende Corps hielt an, in den großartigen Anblick versunken. Fürst Schwarzenberg, welcher die schöne Ursache dieser Zögerung nicht kannte, sprengte heran, und nun erhoben die tapfern Krieger ein dreimaliges Hurrah, und stürzten sich mit solcher Erbitterung auf den Feind, daß der größte Theil der Franzosen in den Fluß getrieben wurde, und elendiglich ertrank.

Lenkung des Luftballons:) Der **Moniteur Parisien** enthält nachstehende wichtige Nachricht. Ein Experiment von der größten Wichtigkeit wurde bei dem Schlosse Billetaneuse in der Nähe von St. Denis gemacht. Ein Hr. S. und sein Sohn hatten seit einiger Zeit öffentlich angekündigt, daß es ihnen geglückt sei, Ballone in der Luft nach Gefallen zu lenken, und kleine Proben im Hofraume der **Ecole militaire** zu Paris waren völlig gelückt. Eine größere Probe am 17. Mai bestätigte alle ihre Hoffnungen. Der jüngere S. stieg in einem von ihm und seinem Vater erbauten Ballon zu einer Höhe von 250 Metres auf, setzte dann den sinnreichen Mechanismus in Bewegung und fuhr gegen Westen, obwohl ein starker Wind von dieser Seite her wehte. Er kehrte dann zurück, fuhr in verschiedenen Richtungen hin und her, ließ den Ballon nach Gefallen steigen und fallen, ohne daß

man eine Anwendung von Ballast bemerkt hätte. Diese Proben dauerten drei Stunden lang, worauf Hr. S. unter dem Beifallklatschen der Zuschauer sich herabließ.

(Hamburg.) Die bretternen Buden fallen jetzt auf dem Hamburger Berge und steinerne, zum Theil imposante Gebäude treten an ihre Stelle. Es geht dadurch sehr viele Romantik verloren. Die Poesie des Trödels, des Flitters, des Ephemeren, wie sie uns eigenthümlich ergötzt, wenn wir in Faustischer Stimmung durch die hölzernen Buden und die wogende Menge streichen, muß vergehen, wenn die hohen, steinernen Gebäude auf uns niederstarren, denn sie erzählen von langer Arbeit, von sauren Tagen und kargem Lohne, während die Bretterbuden uns leicht erscheinen, als habe der Moment des Jubels sie jubelnd und schnell zusammengezimmert.

(Vergrößerung von Paris.) Man kann sich nur schwer einen Begriff machen, wie ungeheuer die Bevölkerung von Paris alle Jahr steigt; auf ihrem ganzen Umfange nimmt die Stadt mit jedem Augenblick zu, und selbst im Innern ist kein auch noch so kleiner Platz, der nicht die Beute der Bauunternehmer wird. Außerhalb und innerhalb, überall wird gebaut, überall errichtet man neue Stockwerke über den alten Häusern. Man kann die Bewegung dieser ungeheuren Bevölkerung aus nachstehender Thatsache entnehmen. Es hat sich eine Compagnie gebildet, welche es unternommen hat, bis zum Ende der Saison 254 Häuser auf den Boulevards Mont Parnasse und Santé zu erbauen. Diese neuen Häuser sollen den Namen Cité Napoléon und Cité Marie Amélie führen.

(Der bekannte Thierbändiger van Amburgh,) der sich mit seiner großtentheils trefflich abgerichteten Menagerie gegenwärtig in Windsor befindet, wäre dieser Tage bald das Opfer des Löwen geworden, als er mit diesem und dem Tiger in einem und demselben Käfig die gewohnten Zähmungskunststücke ausführte. Beide Thiere hatten kurz vor der Vorstellung eine tüchtige Balgerei mit einander gehabt, nachher schien jedoch alle Erbitterung zwischen ihnen verschwunden. Während van Amburgh nun neben dem Löwen und mit dem Kopfe dicht an dessen Rachen lag, versetzte ihm plötzlich des Raubthieres gewaltiger Fangzahn eine Wunde auf der Stirn, gerade über dem Auge, so daß alsbald das Blut in Menge über das Gesicht herabströmte. Der Thierbändiger verließ eiligst den Käfig, und die Vorstellung hörte auf. Zum Glück war die Wunde nicht gefährlich, und er ist jetzt völlig hergestellt, so daß er seine gefährlichen Kunstproben schon einigemal wieder vorgeführt hat.

(London.) Die deutsche Oper gefällt fortwährend, und Tichatscheck, der ausgezeichnete Tenor, Staudigl und die Stöckl-Heinefetter ziehen das Publicum an. Der Berichterstatter in Galignani's Messenger kann die Darstellung von Weber's Euryanthe nicht genug rühmen. Die Oper, sagt er, sei so durchaus vortrefflich gegeben und so aufgenommen worden, daß ohne Uebertreibung behauptet werden könne, eine solche Darstellung biete jeder Nacheiferung und Rivalität Trotz. Sie habe in dem dichtgedrängten und höchst fashionable besetzten Hause ein wahres Entzücken erregt.

(Daguerreotypie.) Man schreibt aus München: Herr Isenring hat in der Kunst, mittelst des Daguerreotyps zu porträtiren, neuerdings bedeutende Fortschritte gemacht. Er fertigt jetzt in zwei Minuten sieben Porträts an, von denen im Durchschnitt fünf gelungen sind. Die glücklichste Anwendung dieser Art zu porträtiren scheint übrigens in der Anfertigung winziger, und dabei doch beispielloss treuer Porträts zu liegen, die sich für Busennadeln, Ringe &c. eignen. Hr. I. beabsichtigt eine Kunstreise an den Rhein und nach Sachsen, und wird gewiß überall willkommene Aufnahme finden.

(Witterung.) Aus Norden und Süden kommen Klagen über die rauhe winterliche Witterung, die seither herrschte. Aus dem Wonnemond scheinen wir in den veränderlichen April zurückversetzt zu sein, denn Regenschauer, Stürme und Kälte sind die Tagesregenten. An manchen Tagen des Juni war die Kälte so empfindlich, daß man einheizen und in der Nähe des Ofens seine Arbeit verrichten mußte. In den größeren Städten wie München, Berlin und Wien hat die ungünstige Witterung vielerlei Krankheiten, besonders gastrische Fieber hervorgerufen.

Auf den Badeverkehr hat die seitherige ungünstige Witterung keinen guten Einfluß gehabt. Sowohl in den böhmischen als auch in den Taunusbädern und in Kissingen ging es sehr still zu. Die Badegäste blieben im Zimmer.

(Vermehrung der Briefe in England.) Die Zahl der bei dem Londoner Postamt, welches ein Drittheil aller Briefe im Lande erhält, aufgegebenen Briefe betrug in den 12 ersten Wochen des Jahres 1839 nur 4,800,000, in der entsprechenden Zeit des Jahres 1840 bereits 10,100,000, und im Jahre 1841 15,000,000, also mehr als das Dreifache.

(Toleranz.) Am Sonntag Jubilate feierten Protestanten und Katholiken zu Neidnitz in Schlesien unter freiem Himmel in brüderlicher Eintracht einen festlichen Gottesdienst. Von den Kirchthürmen beider Confessionen hatten die Glocken die Versammlung zusammengerufen und es galt der hundertjährigen Jubelfeier der Religionsduldung. Ein protestantischer Geistlicher hielt die Predigt und ein katholischer sprach den Segen. Mehr als 6000 Zuhörer hatten sich in der allgemeinen Naturkirche eingefunden.

(Der Census von Paris) geht gegenwärtig rasch vor sich. Man versichert, die Bevölkerung, welche im Jahre 1836 nur 900,126 Seelen betrug, sei jetzt über eine Million.

(Jean Paul's zehn Fuß hohes Erzbild,) von Schwanthaler modellirt und in Guß vollendet, soll am 25. November, dem Todestage des Dichters in Bayreuth enthüllt werden.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 51.

Bremen, Sonntag den 27. Juni 1841.

Gestorben:

Nro. 580. Den 23. Juni. Der Arb. Joh. Jacob Schmidt, 68 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 2.

— 581. Den 23. — Der Korbmacher Gerh. Heinrich Timm, 48 Jahr; Hastedt Nro. 27.

— 582. Den 23. — Des Kochs Bernh. Buschmann Sohn, 5 Jahr; Molkenstraße Nro. 16.

— 583. Den 23. — Der Aeltermann Ludwig von Kapff, 76 Jahr; am Wall Nr. 83 B.

— 584. Den 24. — Der Handlungsdiener Heinrich Gottfr. Kettner, 23 Jahr; St. Willhadi Nro. 1.

— 585. Den 24. — Der Friseur Diedrich Meyer, 84 Jahr; kl. Hundestraße Nro. 13.

— 586. Den 24. — Wilhelm Grelsdorf, 5 Jahr; Sandweg Nro. 2.

Nro. 587. Den 24. — Des Gärtners Joh. Hinr. Borcherding Sohn, 8 Tage; Düsternstraße Nro. 34.

— 588. Den 24. — Des Cigarrenmachers Johann Christ. Wendel Tochter (todt geb.) Dobben Nro. 12.

— 589. Den 25 — Des Zimmergesellen Gerh. Heinr. Eggers Sohn, 1 Jahr; Düsternstraße Nro. 73.

— 590. Den 25. — Des Landmanns Hinr. Friedrich Eylers Tochter, 1 Jahr 7 Wochen; Neuenlande Nro. 29.

— 591. Den 26. — Johanne Justine Elisab. Rabe, 30¼ Jahr; Buchtstraße Nro. 9.

Geboren:

Nro. 775. Den 19. Juni. Des Schweineschlachters Christ. Gottlieb Mohlmann Ehefr., geb. Nolte, Schnoor Nro. 38; von einem Mädchen.

— 776. Den 20. — Des Kaufmanns Herm. Gerhard Gerdes Ehefr., geb. Trentel, a. dem Häfen; von einem Mädchen.

— 777. Den 21. — Des Arb. Joh. Gottl. Hermann Ehefr., geb. Meyer, Nienabers Gang Nro. 3; von einem Mädchen.

— 778. Den 22. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Wilh. Fuhrmann Ehefr., geb. Seelkopf, Martini Nro. 15; von einem Mädchen.

— 779. Den 22. — Des Cigarrenmachers Joh. Hinr. Christian Dreyer Ehefr., geb. Fricke, am Siel Nro. 3; von einem Knaben.

— 780. Den 23. — Des Matrosen Joachim Constabel Ehefr., geb. Fassmers, alten Steinweg Nro. 79; von einem Knaben.

— 781. Den 23. — Des Malers Albert Brockmann Ehefr., geb. Ruckel, Neuenstraße Nro. 39; von einem Knaben.

Nro. 782. Den 24. — Des Branntweinbrenners Heinr. Christ. Wilh. Oestmann Ehefr., geb. Schumacher, gr. Krummenstraße Nro. 40; von einem Kaben.

— 783. Den 24. — Des Steuermanns Johann Kiesel Ehefr., geb. Gödecke, Hankenstraße Nr. 28; von einem Knaben.

— 784. Den 24. Des Cigarrenmachers Johann Christ. Wendel Ehefr., geb. Lankau, am Dobben Nro. 12; von einem todten Mädchen.

— 785. Den 24. — Des Arb. Daniel Lange Ehefr., geb. Albers, Heerdenthorswallstraße N. 77; von einem Mädchen.

— 786. Den 25. — Des Schlesenmachers Joh. Hinr. Jacobs Ehefr., geb. Henselers, im Sack; von einem Mädchen.

— 787. Den 25. — Des Mobilienhändlers Bernhard Friedrich Fehr Ehefr., geb. Hoyermann, Geeren Nr. 14; von einem Mädchen.

— 788. Den 25. — Des Cigarrenmachers Johann Matthias Eitzen Ehefr., geb. Eickhoff, Knoopstraße Nr. 43; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 299. Der Sattlergesell Georg Hermann Rust und Anna Meta Margar. Bruns hieselbst.

— 300. Der Schuhmacheramtsmeister Christ. Henrich Reincken und Wobetha Thiele hieselbst.

— 301. Der Maurergesell Georg Gottfr. Albrecht und Friederike Dorothea Niemeyer hieselbst.

302. Der Drechsleramtsmeister Hinr. Gerh. Schellstede und Anna Catharina Martens hies.

Nro. 303. Der Schneider zu Empede, Amts Neustadt am Rübenberge Heinr. Friedrich Philipp Ludwig Büsing und Dorothea Sophia Bock hieselbst.

— 304. Der Schuhmacheramtsmeister Joh. Heinrich König und des verst. Schuhmacheramtsmeisters Dietr. Wilh. Carl Dodt Wittwe, Anne Catharine Marie geb. Blase hies.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Zweites Quartal.

№ 52.

Bremen, Donnerstag den 1. Juli 1841.

Rheinlied des Alfred de Musset *)

Aus dem Französischen.

Wir haben ihn gehabt, den deutschen Rhein!
Frankreichs Pokal hat ihn umschlossen.
Was ihr jetzt singt, ein Liedelein,
Vertilgt's die Spur von unsern Rossen?
Es zeichnete ihr Huf in euer Blut sie ein.

Wir haben ihn gehabt, den deutschen Rhein!
Die Wunde ist noch nicht geheilet,
Als Condé eurem grünen Rhein
Im Siegstriumph das Kleid zertheilet.
Wo Wege fand der Ahn, zieht wohl der Enkel ein.

Wir haben ihn gehabt, den deutschen Rhein!
Was that die Tugend der Germanen,
Als unsers Cäsars Heeresreihn
Das Land bedeckt mit Siegesfahnen?
Wo sank denn damals wohl „des letzten Manns Gebein?"

Wir haben ihn gehabt, den deutschen Rhein!
Seid ihr so flüchtige Vergesser,
Bewahrten eure Mägdelein
Gewiß das Angedenken besser.
Sie haben uns credenzt den schlechten bleichen Wein.

Wenn er auch angehört, der deutsche Rhein,
Zur Wäsche mögt ihr ihn denn haben;
Doch bildet euch darauf nichts ein.
Wie viel denn waret ihr der Raben,
Losstürzend auf den Aar in wüthendem Verein?

Er ström' in Frieden hin, der deutsche Rhein,
Und eure goth'schen Dome mögen
Bescheidentlich sich spiegeln d'rein.
Doch euer Toben — wollt's erwägen! —
Die Todten könnt' es noch aus blut'ger Ruhe schrein.

*) Nachdem bei uns die politischen Rheinlieder beinah verklungen sind, fangen die Franzosen erst recht an, indem die Friedens-Marseillaise Lamartine's [siehe Bürgerfr. Nr. 30] das Wespennest der Feuilletons-Dichter aufgestört hat, welche nun die bekannten Rodomontaden, die wir unlängst in Prosa zu lesen hatten, in Reime bringen. Wir würden das höchst mittelmäßige Gedicht Musset's, dessen Muse sonst nur in Boudoirs Bescheid weiß und hier ein patriotisches Lied hinwirft, wie Spielsächelchen für eine Grisette, nicht übersetzt haben, da es, an und für sich betrachtet, der Mühe nicht lohnt, hätten nicht die Zeitungen, welche viel Aufhebens davon machten, die Neugier darauf gespannt. Und etwas läßt sich auch daraus lernen. Die Redaction.

Marie.

(Fortsetzung.)

Wir müssen jetzt viele Jahre vorübergehen lassen, und uns in den Monat Februar 1649 versetzen. Marie und Johann Pastelot sprachen neben einem hohen Kamine von vergangenen Zeiten, und lachten noch über die zärtlichen und sanften Erinnerungen derselben. Ihnen zur Seite saßen eine Frau von ungefähr 40 Jahren und ein junges Mädchen von seltener Schönheit, welches höchstens 17 Jahre zählte. Es waren die Tochter und die Enkelin der beiden alten Pastelot's, die niedliche Franziska, welche schon Braut

von Heinrich Raparlier war, dem sein Vater als Heirathsgut eine Tuchfabrik gab, welche die schönsten Wollenzeuge in ganz Frankreich machte. Das junge Mädchen, das zu Füßen ihrer Großmutter auf einem Schemel saß, lieh den Erzählungen von der Hochzeitfeier, die der Bischof von Soissons zu Ehren der Heirath seiner Mündel mit Johann Pastelot gegeben, ein aufmerksames Ohr. Die sanften und ehrwürdigen Züge der alten Frau belebten sich bei diesen Beschreibungen, und Johann fühlte, daß eine Thräne aus seinen 90jährigen Augen rann. Er stand auf und ging an's Fenster, um seine Rührung zu verbergen, seine Haltung war noch nicht gebeugt, sein Gang war noch fest und sicher, seine schönen Haare, welche wie weiße Seide aussahen, fielen reichlich auf seine Schultern. Als Frau Pastelot aufgehört hatte, ging er zu ihr, neigte sich über die Rücklehne ihres Sessels, und drückte auf die noch fast glatte Stirne Mariens einen Kuß.

Und seit diesem feierlichen Tage, sagte er, hat mir Deine Mutter, liebe Tochter, liebe Franziska, unter den wenigen Sorgen, welche die göttliche Vorsehung in mein verborgenes Dasein geflochten hat, keinen Kummer bereitet. Als sparsame, thätige und arbeitsame Hausfrau, als zährtliche und liebevolle Mutter, als ergebene Gattin, hat sie das Glück mit vollen Händen auf die Personen, welche sie umgaben, verbreitet. Alle, die wir liebten und welche uns liebten, sind vor uns in den Himmel gegangen. Wir haben geweint, aber weinend haben wir Gott gedankt, denn wenn seine Barmherzigkeit sie uns fortnahm, so hat er sie ja zu sich in das ewige Paradies berufen. Von allen diesen Freunden, von dieser ganzen Familie sind nur deine Großmutter und ich geblieben. Ohne Furcht und stündlich erwarten wir den Augenblick, wo wir vor den ewigen Richter gerufen werden; er hat uns so lange Zeit gegeben und uns so wenigen Prüfungen unterworfen, daß wir undankbare und strafbare Christen gewesen wären, wenn wir seine Gebote übertreten hätten.

„Vater, sprich doch nicht von jenen traurigen Gedanken an Trennung in dem Augenblicke, wo ich heirathen will, besieh lieber meine reizenden Gewänder und alle die schönen Sachen, die meine Mutter und meine Großmutter zu meiner Hochzeit haben anfertigen lassen. Und dann — mein Bräutigam, mein lieber Heinrich, wollte Dir nicht sagen, daß der Bischof von Soissons uns morgen einsegnen wird; aber ich kann vor Dir kein Geheimniß haben, Du bist ja auch von einem Bischof eingesegnet worden, lieber Großvater!"

„Als der Herr Bischof erfuhr, daß Heinrich mich heirathen wollte, hat er gesagt:"

„„Ich will meinen Vorgängern nachahmen, sie haben die Großmutter und die Mutter Ihrer Braut verheirathet, ich will an dem Kinde das Gleiche thun. Sie sind der Sohn des Syndikus der Tuchhändler, und Herr Pastelot ist der achtbarste Bürger meiner Diöcese.""

Der Greis zitterte vor Freude bei dieser glücklichen Nachricht. Er ließ sich dieselbe wiederholen, als der einzige Dienstbote der Familie einen jungen Herrn anmeldete, welcher Madame Pastelot zu sprechen wünsche.

Meister Pastelot befahl, man solle denselben hereinführen, und man sah einen jungen Mann von 19 Jahren eintreten, der ganz in Schwarz gekleidet war, und dessen Trauerkleider nur zu sehr zu seinem bleichen und leidendem Gesichte paßten. Er näherte sich der alten Dame, indem er auf ein Knie vor ihr niedersank, zog aus seiner Brieftasche einen schwarz gesiegelten Brief und konnte sein Schluchzen nicht unterdrücken. Frau Marie erbrach das Siegel und antwortete den Thränen des jungen Mannes mit Thränen; dieser warf sich in die Arme der Dame und so beweinten sie lange ihren Verlust. Die Zeugen dieser Scene, selbst Pastelot, betrachteten sie erstaunt.

Wie! rief endlich Marie aus, die Unglücklichen haben ihren Herrn und Fürsten nicht einmal geachtet! Ihn haben sie getödtet. Ach, ich wußte nichts in der Verborgenheit meines bescheidenen Lebens von der Gefangenschaft und den Gefahren meines Neffen, da mir die weltlichen Dinge fremd sind. Karl! Dich, den Edeln und Großmüthigen, haben die Henker ermordet!

Ja, meine edle und vielgeliebte Tante! Ja, Elisabeth hat dem Volke gezeigt, wie man ein königliches Haupt abschlägt, indem sie die Königin, Ihre Mutter, ermorden ließ. Das Volk hat diese Lehre aufgefaßt, und den Enkel, wie sie die Großmutter, behandelt.

(Schluß folgt.)

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

B. Aufgabe der Schiffs-Baumeister in Bordeaux über eiserne Dampfschiffe nach den Angaben von Hrn. Ichon in Bremen zur Fahrt auf der Ober-Weser eingerichtet.

Länge	110 bis 120	Fuß,
Breite zwischen den Rädern	13	„
Höhe zwischen Kiel und Verdeck	6½	„
Tiefgang unbeladen	—	„ 20 Zoll.
dito beladen	—	„ 24 „

für zahlreiche Passagiere in 2 Cajüten, 1ten und 2ten Ranges, und für 12 bis 15 Tonnen kleine Güter. — Mit einer hinlänglichen Anzahl von eisernen Knieen versehen, um dem Schiffe die größte Festigkeit zu geben. Die Bekleidung des Verdecks etc. etc. von Holz, der eisernen Fläche genau angepaßt.

Das Ameublement und die Decorationen im modernsten Geschmack würden das gehörige Comfort darbieten.

Die Maschine, doppelt, (Niederdruck) von zusammen 30 Pferdekraft, würde das Schiff 14,000 Mètres in der Stunde zurücklegen lassen (in stillem Wasser.)

Diese Maschine, aus den besten englischen oder französischen Fabriken genommen, würde dem Schiff genau angepaßt werden. Der Preis eines solchen Dampfschiffes, mit allen Erfordernissen zur Flußfahrt versehen, würde 125,000 Frcs. betragen; von dieser Summe ist indeß der Rückzoll von 33 pCt. auf dem Preise der Dampfmaschine abzuziehen, und mag derselbe wohl 16 bis 20,000 Frcs. betragen.

N. B. Das letzte von diesen Schiffs-Baumeistern gebaute eiserne Dampfschiff, welches dieser Tage seine Probefahrt auf der Garonne gemacht hat, hat ihre Geschicklichkeit bewährt, und bei einer Niederdruck-Maschine von 30 Pferdekraft gegen Strom 12,000 Mètres (ca. 7½ engl. Meilen) in einer Stunde zurückgelegt. Nach diesem Versuche haben die Schiffs-Baumeister den Herren J. B. & E. Ichon in Bordeaux wiederholt erklärt, daß sie, unter Beibehaltung derselben Dimensionen und Eigenschaften, für die Dampfschiffe zur Fahrt auf der Ober-Weser, den Tiefgang derselben ganz beladen auf 24 Zoll beschränken wollten. Mit dem Strom war die Geschwindigkeit 20,000 Mètres, die Durchschnitts-Geschwindigkeit ist also 16,000 M.

Es ist gegen den Anschlag der Bordeaurer Schiffs-Baumeister die Einwendung gemacht worden, daß andere Schiffs-Baumeister am Rhein, gleiche Dampfschiffe unter billigern Bedingungen zu liefern sich erboten hätten. Es ist aber bei der Preisforderung der Bordeaurer Schiffs-Baumeister zu bemerken, daß die von ihnen zu liefernden Maschinen aus den ersten Fabriken Englands und Frankreichs genommen werden, und daß überhaupt Alles an ihren Dampfschiffen auf's sorgfältigste versehen und bearbeitet wird. Setzt man hinzu, daß man bei Erstern auf die Erfüllung der vorgeschriebenen Erfordernisse mit Sicherheit rechnen kann, so ist allein der Zeitverlust, den man bei einem Mißlingen des Versuchs mit den billigern Offerten der Letztern erleiden würde, mehr wie überwiegend, da wiederum ein ganzes Jahr verstreichen würde, ehe man die Dampfschifffahrt auf der Ober-Weser eröffnen könnte. Was die Zweckmäßigkeit der Dampfschifffahrt der Ober-Weser selbst anbetrifft, so ist dieselbe allen denjenigen, die mit den Verhältnissen der angränzenden Länder bekannt sind, gewiß einleuchtend genug, als daß es erst einer Auseinandersetzung der Vortheile, die sie darbieten würde, bedürfen sollte. Ein Blick auf die Tabelle

C. Über die Städte und Ortschaften an der Weser und in deren Nähe mit Angabe der Bevölkerung.

An der Weser.		Angränzend.	
Münden (hannov.)	4300	Cassel	30,000
Carlshafen (hess.)	1200	Göttingen	11,000
Beverungen (preuß.)	1950		
Höxter (preuß.)	3400		
Holzminden (braunschw)	3300		
Bodenwerder (hannov.)	1450		
Hameln (hannov.)	6400		
Oldendorf (hess.)	1300		
Rinteln (hess.)	3200	Lemgo	3800
		Detmold	2500
Blotho (preuß.)	1950	Herford	5200
		Bielefeld	7900
Minden (preuß.)	8200	Bückeburg	2200
		Lübbecke	2400
Petershagen (preuß.)	1800		
Stolzenau (hannov.)	1700		
Drackenburg (hannov.)	800		
Nienburg (hannov.)	4500	Bruchhausen	1500
Hoya (hannov.)	2100	Verden	4900
Bremen	48,000	Achim	1000
	96,550		72,004
		Obige	96,550
Bewohner von kleinern Ortschaften und Landbewohner rechne			81,050
		zusammen	250,000

wird überzeugen, daß zur Belebung dieser Dampfschifffahrt die Zahl der nächsten Bewohner der Weser-Ufer allein hinreichend ist, derselben hinlängliche Nahrung zu geben, und diese Unternehmung zu einer vortheilhaften zu machen; rechnet man nun alle Reisende hinzu, die aus naher und ferner Gegend dieser natürlichen und bequemen Handelsstraße zuströmen, — diejenigen, die in der schönen Jahreszeit die anmuthigen Ufer der Ober-Weser besuchen würden, so liegt es außer jedem Zweifel, daß nicht allein die ersten Dampfschiffe ein segensreiches Resultat herbeiführen würden, sondern daß auch eine vermehrte Zahl derselben ein gutes Bestehen zu haben nicht verfehlen könnte. Die ganze Wichtigkeit dieser neuen Verbindungsmittel kann durch die projectirten Eisenbahnen, die östlich und westlich Pr. Minden erreichen sollen, nur vielfach gewinnen, und würden dieselben später wahrscheinlich sogar gänzlich unentbehrlich werden. Wünschenswerth wäre es, daß zur Befahrung der Ober-Weser von Bremen ab an bis Pr. Minden und Hameln, und von Hameln bis Hannov. Münden gleich 3 Dampfschiffe in Gang gebracht werden könnten, da vermehrte wechselseitige Beziehungen das Unternehmen nur noch mehr befördern können. Zwei Dampfschiffe würden nämlich für die Strecke zwischen Bremen, Pr. Minden und Hameln gebraucht werden und das dritte müßte, wegen der Schleuse in Hameln, oberhalb derselben zum Dienste bis Hannov. Münden verwendet bleiben. Man sieht hieraus leicht, daß zu einem täglichen Verkehr zwischen Bremen und Hannov. Münden 6 Dampfschiffe erforderlich wären. Wenn man aber auch durch Actien-Zeichnung erst die Mittel zur Anschaffung von nur zwei Dampfschiffen vereinigen kann, so würde man sofort nach den mit denselben angestellten Versuchen zur Weiter-Ausdehnung der begonnenen Dampfschifffahrt leicht fernere Mittel auftreiben können. Nach erhaltenen Mittheilungen ist es nicht zu bezweifeln, daß binnen Kurzem hinreichende Actien-Zeichnung zur Erbauung des einen dieser Dampfschiffe im Oberlande selbst stattgefunden haben werden, und dürfte es von wesentlichem Nutzen sein, wenn dieses eine Dampfschiff unter preußischer Flagge führe, damit die preuß. Regierung sich, zur Erlangung der in vieler Hinsicht für die Dampfschifffahrt auf der Weser wünschenswerthen Erleichterungen bei den betreffenden Regierungen der verschiedenen Weser-Ufer-Staaten, kräftig betheiligt. — Die Lieferung des ersten Dampfschiffs würde in ca. 7 bis 8 Monaten, die des zweiten in 8 bis 9 Monaten geschehen können, so daß, wenn die Bestellung im Laufe dieses Sommers gegeben werden sollte, die Dampfschiffe ihre Fahrt auf der Weser im Frühjahr 1842 würden eröffnen können. Aus diesem Grunde wäre es sehr wünschenswerth, wenn die gehörige Anzahl von Actien in möglichst kurzer Frist untergebracht werden könnte, und ist es auch bei dem lebhaften Interesse, welche für diesen Gegenstand schon vorhanden ist, und welches bei Annäherung der Ausführung sich nur noch vermehren kann, zu erwarten, daß es der Fall sein wird. — Sobald das genügende Capital zur Erbauung eines Dampfschiffes zusammengebracht wäre, würden die Actionaire aus ihrer Mitte eine Direction zu wählen haben, welche das Interesse der Gesellschaft zu vertreten haben würde.

J.

---

* Vorschlag.

(Eingesandt.)

Indem die künftige Theaterdirektion den Aufwand dazu scheuend, keine Opernvorstellungen geben will, so wäre es wünschenswerth, wenn einige Dilettanten sich vereinigten, um Opern oder Scenen und Acte daraus dem Publicum vorzuführen. Ein passendes Local für die Aufführung dürfte leicht gefunden sein; allgemeine Theilnahme und der Dank aller Gesangfreunde würde diesem Unternehmen nicht fehlen.

P. P.

Räthsel.

Kennst du das Wesen, das in seinem Busen
Die eig'nen Kinder still bewahrend trägt?
Stumm sind sie, aber weithin über Meere
In fernes Land dringt ihrer Stimme Ruf.
Sie spricht, zu wem sie will und in der Ferne
Vernimmt er sie, und niemand hört sie doch.

Auflösung der Charade in Nr. 51.

Bachstelze.

---

* Theater-Anzeige.

Versprochene Nachweisung über Einnahme und Ausgabe im 2. Abonnement der vereinigten Bühnen-Mitglieder.

A. Einnahme.

		Rt.	Gr.
1)	Einnahme durch das Abonnement. Es abonnirten:		
a.	59 Abonnenten zu den Logen mit 538 Billets à 20 Gr.	149.	32.
b.	5 d°. zu den Logen mit 36 Billets à 18 Gr.	9.	—
c.	23 d°. zu den Logen par tout à 2 Rt.	46.	—
	Davon ist jedoch abzusetzen an Decort von einem Abonnenten wegen späteren Eintritts im 1. Abonnem.	1	45.
d.	161 Abonnenten zum Parquet mit 1264 Billets à 14 Gr.	245.	56.
e.	5 d°. zum Parquet par tout à 1½ Rt.	7.	36.
f.	13 d°. zum Parterre mit 145 Billets à 9 Gr.	18.	9.
	Summa der Einnahme durch das Abonnement	474.	61.
2)	Einnahme an den Cassen im Theat.		
a.	den 25. Mai 1841, Vorstellung „Lorbeerbaum und Bettelstab"	9.	45.
b.	= 27. = = „Tony"	6.	60.
c.	= 28. = „Stille Wasser sind tief"	2.	42.
d.	= 31. = = „Abellino"	34.	66.
e.	= 1. Juni „Lorbeerb. u. Bettelst.	58.	66.
f.	= 3. = = = „Die Rosen d. Hr. v. Malesherbes"	9.	12.
g.	= 4. = „Das Gut Sternberg"	3.	48.
h.	= 6. = „Otto v. Wittelsb."	33.	69.
i.	= 7. = = = „Richard's Wanderleben"	7.	3.
k.	= 10. = „Hahn und Hector	10.	20.
l.	= 11. = = = „Der Pole und sein Kind"	7.	14.
m.	= 13. = = = „Drei Tage aus dem Leben"	65.	20.
n.	= 14. = „Hahn und Hector"	22.	57.
o.	= 15. = „Das Goldne Kreuz"	56.	57.
p.	= 17. = „Tony"	14.	65.
	Summa der Cassen-Einnahme	344.	6.
	Summa der gesammten Einnahme	818.	67.
	Die Ausgabe beträgt wie nebensteht	289.	44.
	Bleibt zu vertheilender Überschuß	529.	23.
	Davon ⅛ für das Orchester mit	88.	16.
	= ⅞ = die vereinigten Mitglieder	441.	7.
		529.	23.

B. Ausgabe.

		Rt.	Gr.
1)	An Tageskosten für die nebenbemerkten Vorstellungen, und zwar		
a.	de 25. Mai Billeteure, Ankleiderin	2.	18.
	Miethe fürs Schauspielhaus nebst Utensilien	4.	36.
	Beleuchtung	7.	6.
	Theaterarbeiter	3.	—
	Requisitrice und Requisiten	1.	19.
	Fegefrau	—	12.
		18.	19.
b.	de 27. Mai	17.	66.
c.	= 28. =	17.	69.
d.	= 31. =	17.	54.
e.	= 1. Juni	18.	57.
f.	= 3. =	17.	54.
g.	= 4. =	17.	70.
h.	= 6. =	17.	67.
i.	= 7. =	18.	23.
k.	= 10. =	17.	54.
l.	= 11. =	18.	21.
m.	= 13. =	20.	41.
n.	= 14. =	17.	57.
o.	= 15. =	18.	41.
p.	= 17. =	18.	10.
	Summa	273.	55.
2)	Bureaukosten an Miethe, Copialien, für Rollen, Buchdruckerkosten, Schreibmaterialien und dgl. laut Rechnung	15.	61.
	Summa der gesammten Ausgaben	289.	44.

Bremen, den 24. Juni 1941.

Der Vorstand der vereinigten Bühnen-Mitglieder

G. Sympher. G. F. Lemke.

BILANCE.

zur Nachricht für die bei der Bühnen-Vereinigung betheiligten Mitglieder.

	Einnahme.	Rt.	Gr.	Ausgabe.	Rt.	Gr.
A.	Laut 1. öffentlicher Abrechnung de 28. v. M. war die Einnahme vom 1. Abonnement	448.	54.	Laut 1. öffentlicher Abrechnung de 28. Mai Unkosten	285.	26.
	und Cassen-Einnahme	277.	43.	vertheilter Überschuß	440.	71.
	Laut 2. Abrechnung de 24. Juni Einnahme vom 2. Abonnement	474.	61.	Laut 2. Abrechnung de 24. Juni Unkosten	289.	44.
	und Cassen-Einnahme	344.	6.	vertheilter Überschuß	529.	23.
	An Überschuß der letzten Abrechnung vor dem Abonnement	1.	5.	Ebenfalls ist vertheilt der nebenstehende Überschuß aus der Abrechnung vor dem Abonnement	1.	5.
	Summa der gesammten Einnahme	1546.	25.	Summa der gesammten Ausgabe	1546.	25.

		Rt.	Gr.		Rt.	Gr.
B	Wie obensteht war an Überschuß zu vertheilen laut Rechnung de 28. Mai	440.	71.	Es sind vertheilt: laut Extracts und Quittung de 16. Mai	306.	58.
	= = de 24. Juni	529.	23.	laut Extracts und Quittung de 1. Juni	320.	64.
	auch der oben bemerkte Überschuß ad	1.	5.	= Generalrechnung und Quittung de 16. Juni	343.	48.
	Summa	971.	27.	An Differenz	—	1.
				Summa	971.	27.

C. Von der ad B. zu vertheilenden Summe von . . . . . Rt. 971. 27 Gr.
Hatte das Orchester zu empfangen $\frac{1}{3}$ mit 161. 64½ } . . . . . = 971. 27
und die vereinigten Mitglieder $\frac{2}{3}$ mit 809. 34½ }

Es haben empfangen:

	1. Das Orchester.	Rt.	Gr.	2. Die Mitglieder.	Rt.	Gr.
a.	Laut Theilungs-Extracts und Quittung de 16. Mai	51.	14.	. . . . .	255.	44.
b.	Laut dgl. de 1. Juni	53.	24.	. . . . .	267.	40.
c.	Laut dgl. de 18. Juni	57.	20.	. . . . .	286.	28.
	Summa	161.	58.	. . . . .	809.	40.
	An Differenz zu wenig	—	6½.	desgleichen zu viel		5½
	Rt	161	64½.		Rt. 809.	34½.

W. Michaelis,
Buchhalter.

Miscellaneen.

(Hamburger Musikfest.) Ein Correspondent des Hamburger Telegraphen spricht sich in Bezug darauf folgendermaßen aus: „Die Zurüstungen zu dem Musikfeste werden eifrig betrieben! Die Proben zum Händel'schen Messias haben unter der Leitung eines Clavierlehrers begonnen. Auf dem Walle beim Ferdinandsthor ist ein Gebäude aus Brettern errichtet und schreitet seiner Vollendung näher. Die leichte Bauart desselben dürfte manchen Ängstlichen vom Besuche des darin zu gebenden Concertes abhalten. Die Comitee des Musikfestes, die sich selbst constituirt hat, veröffentlicht in den hiesigen Nachrichten ein ausführliches Programm aller beabsichtigten Festmahlzeiten und zeigt dabei an, daß am ersten Concerttage Händels Messias aufgeführt werden solle. Die Preise der Eßfeste und der Einlaßkarten zu den Concerten sind bestimmt, was aber die Zuhörer in den beiden zweiten Concerten für das sehr hohe Legegeld vom 3 Mark 12 Sch. und 4 Mark 8 Sch. die Person zu erwarten haben, weiß man aber noch nicht. Die Committee will baldthunlichst das Nähere mittheilen. Dies scheint auffallend, hat aber seinen Grund im Mangel der Solosänger. Unsere einheimischen namhaften Künstler — deren Mitwirkung man sich im Fall der Noth versichert glaubte, sind theils abwesend, theils werden sie als Aushelfer nicht dienen wollen. Im höchsten Nothfall werden Fräulein Schultz und Herr Fischer aus Berlin Sopran und Baßsoli übernehmen und von einigen Dilettanten abgelöst werden. Die Tenorparthien dürften dann von Herrn Schäfer, früher zweitem Tenoristen am hiesigen Stadttheater — hier in Hamburg als Componist des Rheinliedes bekannt — ausgeführt werden. Wer die Altsoli übernehmen wird, wissen wir nicht, vielleicht streicht man die paar Altsoli im Messias. In einer Handelsstadt wird Alles einem Tarato unterworfen. Dies hat leider die unangenehme Folge gehabt, daß die bedeutendsten hiesigen Künstler ihre, im guten Glauben gegebene Zusage der Mitwirkung zurückgenommen haben. Kein Verständiger tadelt alle die jetzt Zurücktretenden." Die Redaction bemerkt dazu: „Als vor zwei Jahren Hamburgs Schwesterstadt, das nahe Lübeck, das erste norddeutsche Musikfest, von wahrem Enthusiasmus beseelt, veranstaltete, gestand jeder Theilnehmer, drei herrliche, wonnevolle Tage im gastfreien Lübeck verlebt zu haben. Lübecks Mittel sind schwach und unbedeutend im Vergleich zu denen Hamburgs, aber demungeachtet glaube ich nicht, daß das Hamburger Musikfest jenes Interesse hervorbringen kann, welches das Lübecker vor zwei Jahren erregte. In Lübeck, wo die Idee zu einem norddeutschen Musikfeste still gefaßt wurde und sich allmählig verbreitete, um zur Realisirung zu gelangen, in Lübeck war das Musikfest ein wirkliches Volksfest, und die ganze Stadt und ihre 24,000 Einwohner nahmen daran den unmittelbarsten Antheil. Im großen Hamburg kann das Musikfest immer nur exclusiv, immer nur die Sache Einzelner sein. Die Vorkehrungen zum Feste haben in Hamburg etwas Ausschließendes, in Lübeck hatten sie etwas enthusiastisch Verbindendes."

(Dampfschiff Britannia.) Das englische Dampfschiff Britannia ist in Havre eingetroffen. Bekanntlich fuhr dasselbe das französische Dampfschiff Phönix in den Grund. Auf deshalb abseiten der französischen Dampfschifffahrtsgesellschaft gegen die englische Dampfschifffahrtsgesellschaft erhobene Klage verurtheilte das Handelsgericht von Havre die letztere zum vollständigen Schadenersatz wegen des von der Britannia in den Grund gebohrten Schiffes, ein Urtheil, das von dem königlichen Gerichtshof von Neuem bestätigt wurde. Die englische Dampfschifffahrtsgesellschaft hat nunmehr von dem Zugeständniß des Gesetzes Gebrauch gemacht, sich dadurch gegen die Vollziehung der Klage zu schützen, daß der Beklagte das strafbare Schiff, sammt seiner Fracht, dem Kläger überläßt. In Folge dessen hat der Director der französischen Dampfschifffahrtsgesellschaft die Britannia von London nach Havre abgeholt.

(Auf dem Ludwigscanal) beabsichtigt man die Einführung kleiner, von Pferden im Trab gezogener Passagierschiffe von eisernem Gerippe und hölzernem Kiel und Bord.

(Heidelberg.) Das Adreßbuch der Hochschule für das jetzige Halbjahr zeigt einen Zuwachs in der Zahl der Studirenden, die von 614 im vorigen Winter auf 654 gestiegen ist. Hievon sind 177 Inländer, 477 aber Ausländer.

(Weimar.) Es war ein schöner Gedanke unserer Großherzogin, einen Theil des hiesigen Residenzschlosses vaterländischen Erinnerungen, namentlich unsern vier großen Dichtern zu weihen, die es früher oft in seinen gastlichen Mauern empfangen hat. Mit Freuden sieht man das edle Werk fördern. Meyer führt bereits in der von Schinkel architektonisch und decorativ geordneten Goethegallerie seine Bilder aus. Zwischen zwei großen, Scenen aus Faust bestimmten Feldern schwingen sich die begeistert aufgefaßten Hymnen des großen Dichters arabeskenartig auf — ein herrlicher Gedanke; über jenen Feldern sind je drei kleinere, Balladen darstellende, von denen eine namentlich, der Garten zur „Braut von Korinth" die gelungenste poetische Conception zeigt. Der Maler erscheint ganz seiner Aufgabe gewachsen. Preller führt das letzte Feld im Wielandzimmer aus; er ist mit Kaiser außerdem beschäftigt Landschaften aus vaterländischen Gegenden zu dem großen Entréesaal der Dichterzimmer zu malen: seine Wartburg — vor 600 Jahren — wird allgemein bewundert, wie denn Preller von Sachkennern zu den vorzüglichsten Landschaftsmalern gerechnet wird. Simon, der geistvolle und originelle Maler der Arabesken im Wielandzimmer, hat wegen gewisser Differenzen leider die Ausführung des Herderzimmers, eine für ihn so geeignete Arbeit, aufgegeben. Seit einigen Jahren leitet er für den Erbgroßherzog mit Geist und Sachkenntniß die Wiederherstellung der Wartburg, wie das alte Stammschloß der sächsischen Fürsten zur Zeit der Minnesänger gewesen.

(Hermanns-Denkmal.) Der Verein für das Hermanns-Denkmal macht folgendes bekannt: „Die Arbeiten an dem Her-

manns-Denkmale im Teutoburger Walde sind jetzt so weit vorgerückt, daß der Unterbau sich bereits 34 Fuß über den Gipfel des Teut erhebt, und das Standbild ebenfalls fast zur Hälfte vollendet ist. — Auch verbürgt die allgemeine Theilnahme, welche sich durch ganz Deutschland fortwährend für dies vaterländische Werk ausspricht, den ferneren rüstigen Fortgang. Die Schließung des Grundsteingewölbes kann daher über den Herbst dieses Jahres nicht mehr ausgesetzt werden. Zur Feier derselben ist der 8. September dieses Jahres festgesetzt. Alle Freunde und Theilnehmer dieses Werkes ersuchen wir, die für den Grundstein noch bestimmten Einlagen, und die sonstigen Beiträge zu dieser Feier spätestens bis Ende des Monats August dieses Jahres an uns einsenden zu wollen." —

(Brand des Astley-Theaters zu London.) Das neben der Westminsterbrücke gelegene große Astley-Amphitheater ward am 8. Juni Morgens ein Raub der Flammen. Man vermuthet, das Feuer sei dadurch ausgekommen, daß bei der Vorstellung eines Spectakelstücks unter dem Namen „die Kriege Oliver Cromwells," wo der Brand von Woodstock vorgestellt ward, das unter der Bühne aufgehäufte Sägemehl sich entzündete. Der Verlust wird auf 30,000 Pf. St. geschätzt, der Unternehmer, Herr Ducrow, hat für 10,000 Pf. St. Werth eingebüßt. Eine Magd kam in den Flammen um, desgleichen eine Anzahl Pferde. 250 Menschen, die von dieser Bühne lebten, sind plötzlich brodlos geworden. Es war das drittemal binnen 50 Jahren, daß dieses Schauspielhaus durch Feuer zerstört wurde (das letztemal im J. 1805). Seit dem Brande der Börse war dies die größte Feuersbrunst in London. Gegen 20,000 Menschen mögen als Zuschauer des furchtbar schönen Schauspiels auf dem Platze gewesen sein.

(Russische Dampfschiffe bei Petersburg.) Auf der Newa und an der Seeküste gehen jetzt 31 Dampfböte, wovon 15 der Regierung und 16 Privatleuten gehören. Durch die Privatdampfböte wird der Verkehr zwischen Petersburg, Kronstadt, Peterhof, Oranienbaum und Schlüsselburg unterhalten. Außer diesen unterhalten 7 Seedampfböte eine fortdauernde Verbindung zwischen Petersburg, Lübeck, Kopenhagen, Havre, London und Stockholm, und legen unterwegs in Reval, Helsingfors und Abo an.

(Trauriger Schiffbruch. Verlust von 148 Menschenleben). Der „Quebec Mercury" vom 22. Mai enthält folgende Unglücksnachricht: Vier von der Mannschaft und vier Passagiere der Brigg „Minstreel", Capitän Outerbridge, welche gestern hier einkrafen, haben die Trauerkunde überbracht, welche wir nachstehend in einer genauen Mittheilung zusammen fassen. Der „Minstreel" segelte den 21. April von Limerick in Irland mit 140 Passagieren, welche nach Canada auswandern und sich dort niederlassen wollten, nach Quebec ab. Das Schiff hatte eine leidliche Fahrt bis zum letzten Dienstage Morgens 4 Uhr, wo es an dem Red Island Riff aufstieß. Die See ging gerade sehr stark; doch wurden die Boote ins Meer gelassen, und an die vorderen Ketten befestigt. Über 100 Passagiere sprangen hinein, aber ihr Untergang war schnell entschieden; das Schiff senkte sich hinten in die Tiefe, und ging mit dem hintern Theile voran so plötzlich unter, daß die Taue der Boote nicht losgemacht werden konnten, und die Leute in denselben zugleich mit ihren Unglücksgefährten an Bord des Schiffes umkamen, vier Passagiere und vier von der Mannschaft ausgenommen, welche allein von mehr als 156 Personen übrig blieben, um das traurige Schicksal ihrer Genossen zu verkünden. Diese acht hatten sich in den Schiffsnachen begeben, welcher hinten am Schiffe befestigt war, dessen Seil jedoch zu ihrem Glücke zerriß als das Schiff unterging. Es gelang ihnen, nach White Island zu rudern, von wo sie später nach Quebec gebracht wurden. Der Capitän benahm sich während der kläglichen Catastrophe höchst edel. Er erklärte, nicht eher das Schiff verlassen zu wollen, bis seine Passagiere geborgen seien, und er war der letzte, den die 8 Geretteten im Gig auf dem rasch sinkenden Schiffe erblickten. Die umgekommene Mannschaft bestand aus dem Capitän, Steuermann und 9 Matrosen. Die verunglückten Passagiere bestanden in 47 Männern, 41 Frauen, 18 Mädchen und Knaben unter 14, 21 unter 7 Jahren, und 10 kleinen Kindern.

(Hundeverfolgung.) Unter der Aufschrift: Oertliches, bildet der Dresdener Anzeiger eine unentgeltlich zu benutzende Freistätte für alle die Stadt betreffenden Vorschläge und Rügen, wenn letztere nur einigermaßen ohne grobe Verletzung des Anstandes ausgesprochen werden. Schon seit vielen Wochen füllen die vierfüßigen Mitbürger, die Hunde, oder vielmehr die Fragen über ihr Sein oder Nichtsein, beinahe den ganzen Raum dieser Freistätte aus. Der allerdings im Feuer des Zorns etwas barbarisch ausgefallene Wunsch der Ausrottung des ganzen hiesigen Hundevorraths hatte die Freistätte plötzlich zu einer förmlichen Arena umgestaltet. Die zahlreichen Hundefreunde erhoben sich in Masse dagegen. Die Widersacher der Hunde traten ebenfalls bewaffnet auf, und so gab es beinahe Tag für Tag Kämpfe im Anzeiger, die vermuthlich noch weit verletzender sich gestaltet hätten, wären nicht vielleicht die vielverwünschten Scheeren der Redaction und der Censur bedacht gewesen, die giftigsten Auswüchse herauszuschneiden. Auch die Poesie ist bei den Haaren in diesen Streit gezogen worden. Sie nimmt sich daher freilich nicht sonderlich aus, mag sie als Gegnerin, oder als Beschützerin der Hunde agiren. Vom allgemeinen, wirklichen Hundetodtschlage sind jetzt die Hundefeinde selbst zurückgekommen. Deste halsstarriger scheinen sie auf einem, allerdings nicht unkräftigen Surrogate zu bestehen. Sie wollen nämlich, daß die Hundesteuer von dem seitherigen zweidrittel Thaler auf vier Thaler jährlich erhöht werden solle.

(Professor Dr. Gustav Schwab,) seit einigen Jahren Pfarrer in Gomaringen bei Reutlingen, ist zum Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche in Stuttgart ernannt worden.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 51.

Bremen, Donnerstag den 1. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 592. Den 26. Juni. Des Arb. Joh. Heinr. Heidmann Ehefr., geb. Ficken, 25 Jahr; kl. Helle Nro. 25.

— 593. Den 26. — Des Krameramtsgenossen Johann Christ. Müller Sohn, (todtgeb.) Schüsselkorb Nro. 21.

— 594. Den 27. — Des verst. Soldaten Joh. Georg Wilhelm Ahrens Wittwe, geb. Steffens, 76 Jahr; Lawes Gang Nro. 13.

— 595. Den 28. — Des verst. Küpers Hinrich Wilh. Freygang Wittwe, geb. Thienken, 75 J.; Bleicherstraße.

— 596. Den 28. — Des Steinhauers Joh. Conrad Ludw. Schrage Sohn, 2½ Jahr; Bonspforte Nro. 6.

— 597. Den 28. — Des verst. Matrosen Hieronymus Pump Wittwe, geb. Eckenberg, 46 Jahr; Jonnsen Gang Nro. 1.

— 598. Den 28. — Des Cigarrenmachers Otto Krukemeyer Sohn (todtgeb.); Löschen Hof Nr. 5.

Nro. 599. Den 28. — Des Gastwirths Joh. Hinr. Tons Ehefr., geb. Krull, 63 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 1.

— 600. Den 28. — Des Arb. Joh. Heinr. Wilhelm Hencke Sohn, 16 Wochen; gr. Annenstraße Nro. 48.

— 601. Den 29. — Des Schweineschlachters Heinrich Gottfried Spies Sohn, 1 Jahr; Obernstraße Nro. 41.

— 602. Den 29. — Der Schirrmeister an der Königl. Hannöv. Post Christoph Dünnemann, 55 Jahr; Paulsberg Nro. 44.

— 603. Den 29. — Der Schneider Nicolaus Heinrich Warnken, 32 Jahr; Bleicherstraße N. 41.

— 604. Den 29. — Christina Elisabeth Huntemann 77 Jahr; Hohethorstraße Nro. 42.

— 605. Den 30. — Des Küpermeisters Hinr. Alten Tochter, todtgeb.); Langenstraße Nr. 66.

Geboren:

Nro. 792. Den 24. Juni. Des Schuhmachers Jos. Keberle Ehefr., geb. Bertram, Tiefer Nro. 54; von einem Mädchen.

— 793. Den 25. — Des Kahnschiffers Joh. Hinrich Büssenschütt Ehefr., geb Jachtens, Heinkenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 794. Den 25. — Des Hökers Gerh. Diedr. Nordbruch Ehefr., geb. Rohlfs, kl. Sortillenstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 795. Den 25. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedrich Wilh. Rust Ehefr., geb. Höper, auf Stephanikirchhof Nro. 1; von einem Mädchen.

— 796. Den 25. — Des Arb. Gerke Block Ehefr., geb. Plöger, Klosterkirchenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 797. Den 26. — Des Cigarrenmachers Georg Wilh. Brüggemann Ehefr., geb. Schwerdtfeger, Walldammstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 798. Den 26. — Des Krameramtsgenossen Johann Christian Müller Ehefr., geb. Bernhard, Schüsselkorb Nro. 21; von einem todten Knaben.

Nro. 799. Den 26. — Des Küpermeisters Hinrich Coresmeyer Ehefr., geb. Schier, Fedelhören Nro. 17; von einem Mädchen

— 800. Den 27. — Des Sattleramtsmeisters Arend Meyer Ehefr., geb. Spüring, Knochenhauerstraße Nro. 5; von einem Knaben.

— 801. Den 27. — Des Tischlers Joh. Hinrich Hellmich Ehefr., geb. Wisroth, Schmiedestraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 802. Den 28. — Des Gastwirths Johann Hinrich Bosmeyer Ehefr., geb. Feibe, Düsternstr. Nro. 58; von einem Knaben.

— 803. Den 28. — Des Schuhmachermeisters Christ. Spilker Ehefr., geb. Bensen, Beneckers Gang Nro. 5; von einem Mädchen.

— 804. Den 29. — Des Polizei-Commissairs Berend Schumacher Ehefr., geb. Ottmann, Weerder Nr. 19 A; von einem Knaben.

— 805. Den 29. — Des Schneiders Zacharias Höner Ehefr., geb. Blasius, Theerhof Nro. 37; von einem Mädchen.

— 806. Den 30. — Des Küpermeisters Hinrich Alten Ehefr., geb. Landgrebe, Langenstr. N. 66. von einem todten Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 53.

Bremen, Sonntag den 4. Juli 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 4. Juli.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Krummacher.
12 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Vieter.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Gondellied.

(Für Musik geschrieben.)

Hinaus, hinaus in's blaue Meer
Laß uns die Gondel lenken,
Und was uns drückte tief und schwer
In seinen Grund versenken!

Die Gondel wiegt uns leicht und lind
Auf schaukelndem Gefieder,
Den Kummer weht uns fort der Wind,
Wir werden Kinder wieder!

Und all' der Kindheit herzig Glück
Wird schmeichelnd uns umspielen,
Wir werden ihren Augenblick
Noch Einmal lange fühlen.

Dann lass' uns von der Wellen Schaum
Die Ruder sich erbeuten,
Uns aber ob dem schönen Traum
In's Meer bewußtlos gleiten.

Hinaus, hinaus in's blaue Meer
Laß uns die Gondel lenken,
Und was uns drückte tief und schwer,
Uns selbst darein versenken!

Marie.

(Schluß.)

Pastelot und die Kinder hörten mit Bestürzung diese Offenbarung der hohen Abkunft Mariens. Aber sie selbst war so in Schmerz versunken, daß sie die Verwirrung der Ihrigen nicht bemerkte.

Sie haben ihn gerichtet! Sie haben ihn verurtheilt! Sie haben ihn enthauptet! Er hat sich, als er den bittern Leidenskelch an seine Lippen setzen sollte, Ihrer erinnert, deren Weisheit das Glück Ihres Gemahls und ein verborgenes, ruhiges Dasein, der unglücklichen Größe der Königswürde vorgezogen hat! Den Brief, welchen Sie erhalten, hat er am Abend vor seiner Marter geschrieben, ein ergebener Diener hat ihn mit Lebensgefahr empfangen, um ihn

mir mit nicht weniger Schwierigkeiten zuzustellen. Lesen Sie ihn, meine liebe und geehrte Tante! Lesen Sie ihn, Tochter der Maria Stuart, damit ich noch einmal die Worte des königlichen Märtyrers höre.

Frau Maria las mit zitternder Stimme:

„Liebe und theure Schwester meines Vaters, ich will Ihnen am Abende, bevor ich vor Gott, meinem ewigen Richter, erscheinen muß, das letzte Pfand meiner Zärtlichkeit und meines Andenkens geben. Ich weiß, daß Sie noch leben, und nichts Ihr weises und glückliches Leben gestört hat, denn indem ich Ihr Geheimniß immer verschwiegen, habe ich mich in meiner Einsamkeit immer mit Ihnen beschäftigt, und ein treuer Bote hat mir jedes Jahr von Ihnen Bericht erstatten müssen. Mein Sohn wird Ihnen diesen Brief und diese Haarlocke von mir, welche ich in denselben einschließe, überbringen. Legen Sie solche zu der Haarlocke Ihrer Mutter, die, wie ich, gemordet ist. Und dann trösten Sie meinen Sohn, die arme Waise! Wiederholen Sie ihm, daß er vergeben soll, wie ich denjenigen vergebe, durch welche ich mein Leben verliere. Leben Sie wohl, liebe und sehr theure Tante, im Himmel werden wir uns wiederfinden.

Karl, König,"

Jetzt, da ich die Pflicht welche mein Vater mir auferlegt hat, erfüllt habe, bitte ich Sie, liebe Verwandte, um ihren Segen, und empfangen Sie meine Wünsche für Ihr Wohl.

Abreisen! Sie wollen schon abreisen?

Ich will das Königreich meines Vaters wieder erobern.

Sie wollen sich mitten unter die Mörder stürzen! Aber Sie werden auch ermordet werden!

Was liegt daran? Das Leben hat für mich keinen Reiz mehr. Der Marquis von Ormand begiebt sich an die Spitze einer mächtigen Partei, um Cromwell zu besiegen, da ist auch mein Platz. Leben Sie wohl!

Herr, sagte die alte Frau, indem sie kniete, während alle Anwesenden ihr nachahmten, Herr, ich weiß nichts von weltlichen Dingen, und ich weiß mich nicht genug vor deinen unerforschlichen Rathschlüssen zu demüthigen, aber wenn die Stimme einer armen Frau bis zu dir dringt, mein Gott! so höre die demüthigste deiner Dienerinnen, und beschütze diese Waise!

Darauf erhob sie sich, und mit freier Würde legte sie ihre Hände auf die Stirn Karl's II., machte das Zeichen des Kreuzes darauf, und sagte:

Sire, gehen Sie jetzt und erfüllen Sie Ihre Pflicht.

Der verbannte Monarch wollte gehen, als Johann Pastelot sich ihm ehrfurchtsvoll näherte und zu ihm sagte:

Sire, ich bin nicht reich, aber meine junge Enkelin heirathet jetzt. Also, wenn ich würdig bin, Ihre edlen Absichten mit 300,000 Livres zu unterstützen . . .

Ach! das ist edel, Johann! das ist gut! rief Marie.

Sire, fügte Franziska's Mutter hinzu, ich theile die Gefühle meines Vaters, und wir würden freudig unser letztes Geld für Sie dahingeben. Wenn ich einen Sohn hätte, würde er nur für Sie leben.

Ach! rief Karl II. aus, ein königliches Blut verläugnet sich niemals; Sie sind Alle edle und großmüthige Stuarts; Ich danke Ihnen, denn Sie trösten mein leidendes Herz. Ich habe nicht nöthig, Ihre treuen Anerbietungen anzunehmen, da der König von Frankreich beträchtliche Summen für mich ausgesetzt hat. Leben Sie Alle wohl! Beten Sie für König Karl.

Und er entfernte sich.

Darauf näherte sich der alte Pastelot Marien und faßte ihre beiden Hände in die seinigen.

Marie, Du hast mir Dein Geheimniß verschwiegen, Du hast den bescheidenen Tuchhändler nicht verlassen wollen, um Dich dem Könige, Deinem Bruder, zur Seite zu setzen!

Hat denn der Tuchhändler mich nicht als eine arme namenlose Waise geheirathet, welche aus dem bischöflichen Palast vertrieben worden ist?

Aber warum hast Du mir das unermeßliche Opfer, welches Du mir brachtest, verschwiegen?

Weil der Gedanke an dasselbe, welches mir nicht schwer geworden war, Dein Glück getrübt haben würde, weil Du gedacht haben würdest, daß ich mich in einen Rang wünsche, an welchen ich nicht dachte.

Sie brach kurz ab und schloß: Kommt Kinder wir wollen in die Küche gehen. Es ist Zeit, daß wir daran denken, Hochzeitkuchen zu backen. Trotz meiner 80 Jahre will ich noch Hand daran legen und den Teig ankneten.

Züge aus dem Leben La Tour-d'Auvergnes.

König Karl IV. von Spanien hatte Frankreich am 28. December 1792 vergeblich seine Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß das Leben seines unglücklichen

Verwandten, Ludwig's XVI., verschont bliebe; vergebens ließ er während des Verlaufs des traurigen Prozesses die Unterhandlungen wieder anknüpfen, nichts wollte helfen; da gab er dem gerechten Zorne nach, welchen das Verfahren des Conventes dem Nachkommen Ludwig's XIV. einflößen mußte, und veröffentlichte am 23. März 1793 in Madrid eine Proclamation, welche den Krieg gegen den Convent erklärte und seine Unterthanen aufforderte, mit allen Kräften zum Erfolge seiner kriegerischen Unternehmungen beizutragen.

Mehrere Monate schon war die republikanische Regierung auf diesen Krieg vorbereitet und eine Armee unter dem Befehl des Generals Servan stand vollkommen organisirt an der spanischen Grenze. Der Befehl, die Operationen zu beginnen, folgte der Kriegeserklärung des Königs von Spanien auf dem Fuße nach. Am 31. März Morgens früh setzte sich die französische Armee, obgleich der Zahl nach der zusammengebrachten Armee Spanien's keineswegs gewachsen, in zwei Colonnen in Bewegung und rückte in das Arran-Thal ein.

La Tour-d'Auvergne kam mit seinem Regimente zu der Armee der West-Pyrenäen, und fand in dem Generale Servan einen Mann, der seine Tapferkeit, seine Erfahrungen und seine militairischen Talente gebührend zu würdigen verstand. Der General rückte mit einer der Zahl nach schwachen, jungen und unerfahrenen Armee in's Feld und es war also nöthig, die Soldaten zu gleicher Zeit zu unterrichten und an den Gehorsam zu gewöhnen; er vertheilte daher seine Truppen in mehrere verschanzte Lager, wo er die Recruten, aus denen sie bestanden, in der Disciplin übte. Schon beim Beginne des Feldzuges wußte er die fortwährende Weigerung La Tour-d'Auvergnes, sich befördern zu lassen, indem dieser durchaus seine Grenadier-Compagnie in dem ehemaligen Regimente Angoumois nicht verlassen wollte, auf geschickte Weise zu umgehen. Er übertrug ihm die Function eines Generals, ohne seine Bescheidenheit zu verletzen. Zu diesem Zwecke brachte er einen Gebrauch aus der Zeit Ludwig's XIV. und XV. wieder auf, und vereinigte unter dem Namen „Division der Vorhut" alle Grenadier-Compagnien der Armee der West-Pyrenäen, die zusammen ungefähr 2000 Mann betrugen, zu einem Corps, dessen Commando La Tour-d'Auvergne, als der älteste Capitain der Armee, erhielt. Er war damals schon 49 Jahre alt, aber von hoher Statur und einer durch außergewöhnlich mäßiges Leben stark erhaltenen Leibesbeschaffenheit, vereinigte er alle körperlichen Eigenschaften in sich, um in einem solchen Alter die Anstrengungen und Entbehrungen ertragen zu können; seine männlich entschiedenen, dabei angenehmen und ausgezeichneten Gesichtszüge ließen seine schönen und edlen Eigenschaften errathen, und flößten zu gleicher Zeit Denjenigen, welche unter ihm dienten, Achtung und unwillkürliche Scheu ein.

An der Spitze dieser Grenadier-Division, welche sich im Verlaufe dieses rauhen Feldzuges den glorreichen Namen der Höllen-Colonne (colonne infernale) erwarb, leistete La Tour-d'Auvergne große Dienste in Spanien und den Pyrenäen. Fast immer hatten sie die Spanier schon geschlagen, wenn die französische Armee auf dem Kampfplatze eintraf. Die Colonne strebte unter seinem Befehle nach allen Ansprüchen auf kriegerische Unerschrockenheit, Menschlichkeit und Disciplin. „Die colonne infernale," sagt der Generallieutenant Foy in seiner Geschichte der Kriege auf der Halbinsel, „beobachtete eine Disciplin welche an das Benehmen der römischen Heere in den schönsten Zeiten der Republik erinnert; einstmals campirte sie in Biscayen, in Weingärten, die mit Kirschbäumen angefüllt waren, und die Soldaten wagten nicht, die Früchte zu pflücken, welche von den Bäumen herabhingen . . . Friede den Hütten! war der Denkspruch, den sie von ihrem Chef erhalten hatten, und ihre Achtung für das Eigenthum schützte eben so wohl die Wohnung des Reichen, wie die des Armen."

Bevor die ersten Operationen dieses denkwürdigen Feldzuges begannen, wurde La Tour-d'Auvergne in den Kriegsrath der Generale berufen. Dort entwickelte er einen sowohl combinirten, in so hohem Grade Kühnheit mit Klugheit vereinigenden Angriffsplan, daß derselbe einstimmig genehmigt und die Ausführung auf sein Begehren ihm übertragen wurde; zu bemerken ist dabei, daß er jedes Mal, wenn er im Kriegsrathe seine Meinung entwickelte, seinen Vortrag mit der lakonischen Bemerkung schloß: „Res, non verba. Was ich in Vorschlag bringe, verpflichte ich mich, mit meinen Grenadieren auch zur Ausführung zu bringen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine schöne Handlung des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland *).

Ich wurde mit mehreren jener berühmten, unglücklichen Verbannten bekannt, welche, durch die Vermittelung des edelherzigen Großfürsten Alexander, auf dessen Reise durch Sibirien begnadigt, vor Kurzem aus den traurigen Gegenden, wohin sie, Polen so wie Russen, lebenslänglich exilirt waren, im Kaukasus angekommen waren; — die Ersteren für ihren voreiligen, unglücklich ausgefallenen Versuch, ihr Vaterland aus den Händen des übermächtigen Herrschers zu retten, die Letzteren wegen des eitlen und durchaus unsinnigen Versuchs, eine constitutionelle Regierung in einem Lande, wo neun Zehntel der Bevölkerung nicht einmal die Bedeutung des Wortes kennen, einzuführen. Bei Beiden entkamen, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Schlechten, Ehrlosen der Strafe, welche auf die Edlen, Ritterlichen und Uneigennützigen fiel, und so waren diese die Berühmtesten, Reichsten und Ersten vielleicht an Geburt und Talent im ganzen Reiche, welche aus ihrem traurigen Verbannungsort in die fernen Gegenden des Kaukasus geschickt wurden, um daselbst als gemeine Soldaten zu dienen.

Unter den Edelsten jener verbannten Schaar befand sich eine Person, die zu der Zahl derjenigen gehört, deren Gegenwart überall das Gefühl von Achtung erweckt, welches Tugend und Rechtschaffenheit, die vom Unglück verfolgt wird, einflößt, — es war die berühmte und einst schöne Madame N —. Da ihre, zur Zeit, als die damit verbundenen Begebenheiten sich ereigneten, in ganz Europa bekannte Geschichte jetzt vielleicht vergessen ist, und der Verlauf derselben, welcher ein so schönes Licht auf den jungen Großfürsten-Thronfolger wirft, nie bekannt geworden ist, so wird eine Erzählung dieser Begebenheit wohl nicht ganz ohne Interesse sein.

Unter den Oberhäuptern der geheimen Verbindungen, welche während der letzten Regierungsjahre des Kaisers Alexander durch das ganze russische Reich verzweigt waren, befand sich der Oberst N — von den moskauischen Grenadieren der kaiserlichen Garde, dessen Einfluß durch die hohe Achtung, die alle Parteien, sowohl der waghälsige Abenteurer ohne Grundsätze, als der edle, aber irregeführte Schwärmer, seinem Charakter zollte, unbegränzt war. Beim Ausbruch des unglücklichen Aufstandes, zur Zeit, da der jetzige Kaiser die Regierung antrat, war dieses Corps das erste, in welchem sich der Geist der Insubordination zeigte; es griff zu den Waffen, und sein Beispiel ermuthigte die anderen. Als die Insurrection unterdrückt war, ward der Oberst N —, nebst den andern Anführern derselben, vor Gericht gestellt und verurtheilt; aber seine Familie, sein Rang und Stand und vor Allem seine Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit, so wie seine anderen moralischen Verdienste und die von allen Seiten her für ihn einlaufenden Verwendungen bewogen den Kaiser, ihn eventuel zu begnadigen und die Todesstrafe in lebenswierige Verbannung nach Sibirien zu verwandeln. Er war erst seit einigen Jahren mit seiner Gattin, die er leidenschaftlich liebte, vermählt; diese warf sich dem Kaiser zu Füßen und flehte ihn um die Erlaubniß an, Vermögen, Verwandte, Wohlleben, kurz, alles, was Rang und Reichthum gewähren, verlassen, ihrem Gemahl folgen und dessen Schicksal, in welchem er den Rest seiner Tage verleben sollte, theilen zu dürfen. Ihre Bitte ward ihr gewährt, und trotz der Gegenvorstellungen ihrer Familie, ja, ihres Gatten selbst, trotz ihres schwachen Gesundheitszustandes, welcher sich in dem strengen Klima immer mehr verschlimmerte, harrte sie neun Jahre aus.

Während der, auf Befehl seines Vaters, auch nach diesem Theil des Reichs unternommenen Reise des Großfürsten-Thronfolgers ward diesem unter andern auch die so eben erzählte rührende Geschichte mitgetheilt. Er nahm wie es schien, fast gar keine Notiz davon, sandte aber sogleich heimlich einen zuverlässigen Courier mit einer dringenden verdeckten Bittschrift an den Kaiser wegen Begnadigung des Obersten N — ab nach Petersburg, mit dem Bemerken, daß er sich nicht eher von hier entfernen werde, als bis seine Bitte gewährt worden sei. Diese Mittheilung ward dem Feldjäger, mit der Instruction, sie in des Kaisers eigene Hände abzuliefern und selbst die Antwort zurückzubringen, anvertraut; dagegen sollte eine werthvolle Belohnung seinen Eifer und seine Mühe bezahlen; jedenfalls sollte er, im Fall der Czar abwesend wäre, die Depesche behalten, dem Kaiser, wo derselbe auch sein möchte, nachreisen und den Großfürsten von seinen Schritten benachrichtigen. Der Courier reis'te nach Petersburg, der Kaiser aber war nach Berlin gegangen; jener folgte ihm, nachdem er den Czarewitsch davon unterrichtet hatte, und überlieferte seine Depeschen gleich

*) Aus: „Erlebnisse und Ausflüge in Georgien, Tscherkessien und Rußland, vom Oberstlieutenant Poulet Cameron."

nach seiner Ankunft in der Hauptstadt Preußens dem Selbstherrscher aller Reußen.

Inzwischen hatte der junge Prinz, ohne gegen Jemanden etwas von seinen Absichten zu äußern, immer neue Gründe um seinen Aufenthalt in Sibirien zu verlängern. Er hatte die Zeit der Rückkehr seines Boten berechnet und ritt an dem bestimmten Tage demselben entgegen. Eine kurze Strecke vom Orte traf er auf den Courier, dessen Schlittenpferde von der wüthenden Hast, mit der dieser gereis't, über und über mit Schaum bedeckt waren. Der Großfürst riß dem ermüdeten Reisenden, der sich vor Mattigkeit kaum vom Sitze erheben konnte, die Depesche aus der Hand, erbrach das Siegel und fand, neben einigen Zeilen seines Vaters an ihn selbst, die Begnadigung des Obersten N — mit dem Befehl, daß derselbe sogleich zu einem der kaukasischen Regimenter stoßen solle. Der edle junge Fürst gab sogleich seinem Pferde die Sporen, jagte der Hütte der Verbannten, wo er Madame N — allein fand, zu, und sprang rasch vom Pferde. Einige Worte reichten hin, ihr seine frohe Botschaft mitzutheilen; er war verschwunden, ehe die verwunderte, noch halb zweifelnde Dame Worte finden konnte, die tiefe, herzliche Dankbarkeit, welche alle ihre Versuche, ihre Erkenntlichkeit auszusprechen überwältigte, an den Tag zu legen.

Welch ein glücklicher, seliger Abend! Und obgleich schon manche Segnung dem jungen Czarowitsch, über dessen Liebenswürdigkeit und Edelmuth nur Eine Stimme im ganzen russischen Reiche herrscht, vordem und späterhin auf seinen Wegen folgte, so fragt es sich doch, ob diese inniger oder nur eben so tiefgefühlt waren, als die frommen Wünsche, welche die dankbaren Bewohner jener sibirischen Hütte zum Himmel für ihn schickten.

Goethe und Bettina.

Bettina, das Kind, diese personificirte Romantik, das wunderbare Gemisch von südlicher Lebenslust und nordischer Beschaulichkeit, wen hat sie nicht ergötzt, wenn sie an der Seite der „Frau Rath“ Goethe plauderte, wenn sie neckisch und doch immer liebenswürdig die steifen Hecken der Convenienz durchbricht und der Etikette kreuz und queer in den Weg hüpft, — welch Interesse gewann sie bei allen Verehrern Goethe'scher Poesie, wenn sie sich dem Greise gleich einem Gebilde seiner Dichtung anschmiegt, wenn sie Jugendfeuer in seine Lieder flößt und die versiegende Phantasie mit neuem Stoff erfüllt!

Aber unsere Theilnahme wird auf einmal sehr erschüttert, und der Wahrheit gebührt die Ehre, wenn sie auch nicht willkommen ist. Der Hofrath Riemer, der langjährige Hausgenosse und Amanuensis Goethe's hat in seinen vor kurzem erschienenen Mittheilungen über Goethe mit philosophischer Genauigkeit nachgewiesen, daß „der Briefwechsel des Kindes ein Roman sei, der von der Wirklichkeit, Zeit, Ort und Umstände entlehne.“ — „Das Ganze,“ bemerkt Riemer, „ist ein großes musivisches Gedicht, eingelegte Arbeit in poetischer Prosa, eine Art Heroide, worin die Heldin die Rolle einer Sulamith, Sappho, Suleika, Heloise und Mignon in abwechselndem Durcheinander zu spielen für gut befunden hat.“ — „Was zuvörderst die Sonette betrifft, die Bettina sich bona fide als an sie gedichtet und gerichtet, aneignet, so hat Goethe solche weder an sie noch auf sie gedichtet, an sie gesendet eins oder das andere, das ist möglich“ u. s. w. Der Verfasser giebt dann zu verstehen, daß er darum weiß, an wen die Sonette gerichtet waren. Ferner weis't er durch Angabe der Jahrzahlen nach, daß die Lieder an Suleika erst einige Jahre nach dem entschiedenen Bruch mit Bettina gedichtet worden sind, und Bettina in den Briefen, die sie für das Fundament der Goethe'schen Gedichte ausgeben möchte, die Goethe aber nie empfangen hat, weil es spätere Compositionen sind, nur eben diese Goethe'schen Gedichte in Prosa aufgelöst hat. Endlich geht der Verfasser so weit, Bettina nicht undeutlich der Fälschung und Erdichtung der Goethe'schen Briefe zu beschuldigen. Es fragt sich nun, wie Bettina nach solchen Anklagen ihre Ehre wird retten können. Wie Goethe sich gegen Bettina's zudringliche Geschwätzigkeit benahm, davon erzählt Riemer bei einer andern Gelegenheit folgende charakteristische Anekdote: „Er kam ihr nämlich bei abendlichen Besuchen im Herbste 1811 beständig dadurch in die Queere, daß er sie auf den Cometen, der damals wunderschön am Abendhimmel stehend in seiner völligen Größe und Pracht zu sehen war, aufmerksam machte und dazu ein Fernrohr nach dem andern herbei holte, und sich des Breiteren über dieses Meteor erging.“ „Daher klagte denn auch Bettina gegen Riemer, daß sich Goethe so wunderlich und sonderbar gegen sie zeige.“ — Wir werden auf Riemer's reichhaltiges Werk gelegentlich noch wieder zurückkommen.

---

*Theater.

Wir empfehlen den Bürgerfreunds-Mitlesern einen sehr wohlgedachten und gut geschriebenen Aufsatz in der Union Nro. 26, welcher ebenfalls die obschwebende Frage behandelt — soll das Publicum sich den theatralischen Schmachtriemen gefallen lassen, oder aber nicht? — Das Ausland gab unserer guten Stadt bisher wenig Ruhm in höhern geistigen Angelegenheiten, aber man mußte doch einräumen, daß Bremen ein Hospitium Ecclesiae und ein Hospitium Musicae sei. In der Ecclesia sind während der neuern Zeit arge Dissonanzen laut geworden, und es scheint wirklich als ob mit der goldenen Brücken-Inschrift auch die goldene Sache selbst verschwunden sei, aber die Musica waltete dafür desto harmonischer. Es gab hier keine Gluckisten und Piccinisten, — Anhänger von Mozart und Beethoven, Liebhaber von Rossini und Auber erkannten sich als Genossen einer großen Brüderschaft, und man erblickte im Theater regelmäßig dieselben frohen und begeisterten Gesichter, mochten Opern eines streng-ernsten oder eines leicht-tändelnden Componisten gegeben werden. Jetzt aber wird auch dieses Hopitium zerstört. Mozart, Beethoven, Weber, Spohr, Rossini, sind vom Tempel ausgeschlossen, und Kotzebue, Raupach, Dame Weißenthurn und der verdeutschte Scribe nehmen jubelnd die Bühne in Alleinbesitz. Goethe und Schiller dürfen hier nicht genannt werden, denn durch oftmalige Lectüre sind diese dramatischen Meisterwerke mit allen ihren hohen Schönheiten den Gebildeten so bekannt, daß der Sperrsitz ein Folterbrett wird, wenn man die idealen Gestalten droben von mittelmäßigen Schauspielern entweihet sieht. Niemand kann daher leugnen, daß Stücke von Schiller und Göthe auf der Bühne zu sehen nur dann möglich war, wenn Mimen wie Seydelmann, die Bauer u. s. w. alle Jubeljahr einmal Bremen besuchten. Man erinnere sich nur wie schauderhaft die so wichtigen Nebenrollen in Maria Stuart, Johanna von Orleans, Egmont oftmals besetzt waren! Die Musik wird nun also gänzlich aus dem Bremischen Theater verbannt, oder wenn die Direction eine gar zu große Sehnsucht im Publicum verspürt, so kann sie nichts geben als Melodramen — die Waise und der Mörder, Yelva oder die Russische Waise und wie diese grausigen französischen Machwerke alle heißen. Der Unwille im Publicum wird daher schon immer lauter, ein Jeder fragt sich, wann bin ich denn eigentlich ins Theater und zu welchem Zweck gegangen? und die Antwort lautet — die Oper besuchte ich regelmäßig und fand dort den Genuß, das Schauspiel sich mich nur einzeln, der Abwechslung wegen, oder wenn ich einen Abend sonst nicht ausfüllen konnte. Nicht minder klagen die Mitglieder des Theater-Vereins: also dazu haben wir die theuern Opern angeschafft, daß sie drei Jahre im Pulte unbenutzt liegen sollen, dazu haben wir unsern Vorstehern volle Gewalt gegeben, um nun die Kränkung zu erleben, daß wir, ein Verein, der das Theaterwesen Bremens heben und lenken will, nicht einmal von der neuen Theater-Direction gefragt werden, ob wir denn auch mit einer solchen magern Anstalt zufrieden sind! Ferner gewahrt man ernsthafte Betrübniß in einem Stadtviertel, der von dem Theaterpersonal grade so sein Bestehen hat, wie eine Universitätsstadt von den Studenten. Dort also heißt es jetzt: „diese wenigen Schauspieler können nicht viele unserer Locale miethen, wir sind seit langen Jahren darauf eingerichtet ein zahlreiches Opernpersonal zu logiren, zu beköstigen und sie mit allem Lebensbedarf zu versehen. Auf diese Weise kam der Goldstrom der reichen Kaufleute durch die Theatercasse auch in unsere Häuschen. Jetzt aber fällt das weg. Diese paar Schauspieler mit ihrer knappen Gage können uns wenig helfen." Das Interesse der Orchester-Künstler ist schon von einer anderen Feder hervorgehoben worden, wir wollen daher die Zahl der Benachtheiligten heute nicht weiter aufzählen, sondern nur noch erwähnen, daß auch ein Stand sehr vergnügt ist, und das sind die Clubwirthe, welche bereits mit gutem Grunde mehrere neue Spieltische bestellt haben, und auf ein brillantes Kartengeld rechnen. Es thut uns wahrhaftig leid, daß wir über eine Direction, deren erste Bewerbung uns mit großer Freude und Hoffnung erfüllte, solche Beschwerden erheben müssen. Aber es geht doch nicht anders. Wenn man uns die liebste Freude des Winters rauben will, so mag und darf nicht geschwiegen werden. In die Privat-Concerte kann schon des kleinen Raumes wegen nur ein geringer Theil des Publicums gelangen, für die Mehrzahl geht also der reinste und edelste geistige Genuß verloren!

Noch ist es Zeit, sämmtliche Theaterfreunde zu vereinter Unterstützung zu gewinnen. Die Direction engagire eine gute Oper und suche bei dem Theater-Verein und den wohlhabenden Musikfreunden um Beisteuer für einen guten Tenor, eine ausgezeichnete Sopranistin nach, und sie wird keine Ablehnung erfahren. Eine Theater-Direction, die eine gute Oper hat, und Ordnung in den Büchern hält, muß und wird in Bremen floriren, — und dies wünschen wir Niemand lieber als grade dem landsmännischen Director! —

Druckfehler.

In Nro. 52 des Bürgerfreundes S. 1 Sp. 2 Z. 6 von oben lese man euch statt auch.

Auflösung des Räthsels in Nro. 52.

Der Brief.

Miscellaneen.

(Demoiselle Rachel.) Die französischen Blätter enthalten in Folgendem eine Schilderung des Gastspiels der Demoiselle Rachel zu Windsor. Die berühmte Schauspielerin der alten französischen Tragödie begab sich Donnerstag, den 10. Juni, nach Windsor. Neun Uhr Abends wurde ihr eine königliche Equipage zugesendet, die sie zum Palais führte. Dreihundert Personen ungefähr waren in dem zur Darstellung bestimmten Saal versammelt. Die Königin, welche an demselben Tage ein Diner von 100 Couverts gab, befand sich noch an der Tafel, als die Künstlerin in der Gallerie erschien. Eine lebhafte Bewegung der Neugier durchlief die Reihen der Anwesenden und wandte Aller Blicke auf Demoiselle Rachel. Bald meldete man die Königin. Jedermann erhob sich. Die Königin schritt langsam durch die Gallerie; der glänzendste Hofstaat schritt ihr vor und folgte ihr. Sie nahm ihren Platz einer kleinen Estrade gegenüber, die elegant decorirt und als Bühne hergerichtet worden war. Tiefe Stille herrschte unter den Zuschauern. Einige Augenblicke später, nachdem alle Zuschauer sich gesetzt hatten, sprach der Oberkammerherr in französischer Sprache zu Demoiselle Rachel: „Die Königin wartet." Die Künstlerin schritt vor; sie war sehr blaß, sehr bewegt; die in ihrer Nähe Stehenden mußten sie aufmuntern. Auf Befehl der Königin begann das Schauspiel. Ein junger Schauspieler der französischen Gesellschaft war der Künstlerin in den verschiedenen Scenen, die sie darstellen wollte, beigegeben. Zuerst sprach sie die Scene des zweiten Acts, zwischen Roxane und Bajazet; später die des vierten Acts der Andromache, zwischen Herminen und Pyrrhus. Kaum hatte sie die erstere dieser beiden Scenen geendet, als die Königin das Zeichen des Beifalls gab, der lange Zeit anhielt. Dieselben Acclamationen begleiteten die Scene aus der Hermine. Die große Scene des dritten Acts von Maria Stuart schloß die Vorstellung. Inmitten des Beifalls und Bravorufs von allen Seiten führte man die junge Schauspielerin zur Königin, die solches verlangt hatte. „Mademoiselle, — sagte die Königin — ich bin entzückt gewesen, als ich Sie bei der Königin Wittwe sah, ich bin heute Abend noch mehr hingerissen." Mit diesen Worten übergab J. Maj. der Künstlerin ein prachtvolles Armband, auf welchem die Worte eingravirt waren: „Victoria an Rachel. 10. Juni 1841." Demoiselle Rachel sprach in tiefer Bewegung einige Worte des Dankes. Sie verbeugte sich und die Königin begab sich in ihre Appartements. Man servirte nunmehr der Künstlerin ein glänzendes Souper; sie stand indeß vom Tische auf, ohne etwas genossen zu haben. Am nächsten Morgen wurde sie in einem königlichen Wagen an die Londoner Eisenbahn zurückgeleitet. Die Menge folgte den Schritten der jungen Celebrität, die in Windsor eine so schmeichelhafte Aufnahme gefunden hatte. Am verflossenen Montag fand die Benefizvorstellung der Rachel Statt. Ohne daß die Logenpreise erhöht worden waren, brachte dieser Abend 30,000 Francs ein. Man gab Maria Stuart. Die Beneficiantin wurde den ganzen Abend hindurch mit Beifall überschüttet. Blumenbouquets und Kränze flogen nach der Vorstellung von allen Seiten auf die Bühne. Die Königin, die dieser Vorstellung nicht beiwohnen konnte, hat um eine Wiederholung derselben gebeten, der sie beiwohnen wird. Demoiselle Rachel wird ihren Aufenthalt zu London bis zum 15. Juni ausdehnen. Die Königin hat es übernommen, den Schadenersatz von 15,000 Frcs., den die Künstlerin dem Director von Marseille schuldet, für sie zu zahlen.

(Macht der dramatischen Kunst.) Ein englisches Journal vom 8. Juni berichtet Folgendes: „Donnerstag Abends war das Victoria-Theater in London von Zuschauern gefüllt, denn man gab das Drama „Simar Lee", welches jetzt sehr beliebt ist. Die Heldin dieses Stückes, Miß Vincent, ist fortwährend bis zum Ende vom Unglück verfolgt, wo dann, wie gewöhnlich, die Tugend belohnt wird. Plötzlich in einer der pathetischsten Scenen, als alle Frauen weinten, und die Männer sich zur Rührung gestimmt fühlten, erhebt sich ein Zuschauer mitten aus dem Orchester, und ruft mit von Seufzen halb erstickter Stimme: „Gott wird verhüthen, daß Sie, so lange ich noch einen Schilling besitze, Noth leiden werden." Dann zog er eine Hand voll Geld aus der Tasche und warf es auf die Bühne zu den Füßen der unglücklichen Heldin. Als der Großmüthige hierauf noch fortfuhr, zu gestikuliren, und Miß Vincent seiner Ergebenheit zu versichern, erschien ein Polizeibeamter, und bat ihn, sich herauszubegeben. Am andern Tage erschien der arme Teufel, der ein Seemann und aus Brasilien gekommen ist, vor dem Polizei-Bureau von Union-Hall, angeklagt, das Schauspiel gestört zu haben. Es wäre überflüssig zu sagen, daß die Behörde, sobald sie sein freimüthiges Geständniß gehört hatte, augenblicklich seine Freilassung befahl.

(Tod eines Königs.) Wohl selten ist ein König so ruhig und besonnen seiner letzten Lebensstunde entgegen gegangen, als Friedrich Wilhelm I., der Vater des großen Friedrich's. Sein Tod hat etwas Großartiges. Nachdem er dem Sohne die Reichskleinodien und seine letzten Instructionen in Betreff seines Leichenbegängnisses übergeben hat, läßt er sich vom Propste Roloff eine feurige Straf- und Ermahnungsrede halten und aus seinem Lehnstuhl zu Bette bringen. Er ruft den Arzt, Hofrath Ellert, zu sich, und fragt ihn, ob er nun bald überstanden haben werde. Der Arzt, von so viel Seelenstärke gerührt, antwortet: „Bald." — „Und wenn dann der Todeskampf beginnen wird," nimmt der König das Wort, „wird der mir auch noch lange zu schaffen machen? Spreche er unverholen, wird der schwere Kampf bald eintreten?" — Der Arzt antwortet: darüber sich auszusprechen, liege gegen seine Pflicht. — „Nun so befehle ich ihm denn bei meiner Ungnade," spricht der König sich ermannend, „mir seine Meinung zu sagen. Ich will von dieser Hoffnung nichts mehr wissen, ich habe Abschied genommen von dieser Welt und meine Hoffnung steht auf Jenseits. Sag' er mir offen die Wahrheit, er ist ein vernünftiger Mann und spricht ja zu keinem Kinde." — Der Arzt erwiedert nun mit festem Tone: „Eurer

Majestät wird der letzte Augenblick leicht werden. Sie haben Ihren letzten Kampf schon angetreten." — „Woher weiß er das?" fragt der König. — „Der Puls hat sich bereits zurückgezogen; die Extremitäten sind kalt, ich fühle ihn jetzt schon hier unterhalb des Ellenbogen" — sagte der Arzt. Unterhalb des Ellenbogens? wiederholt der König ernst. „Das ist doch seltsam! Aber wo bleibt doch am Ende der Puls?" — „Er zieht sich immer weiter nach dem Herzen zurück, bis auch dieses still steht," spricht dumpf der Arzt; „in einer halben Stunde werden alle Leiden geendet sein." — Der König seufzt tief auf, lehnt den Kopf in die Kissen zurück und sagt sehr vernehmlich: „Gottes Wille geschehe!" — Mit dieser Klarheit, dieser Gewissensruhe, diesem Drange nach Wissen und Aufklärung, dieser heroischen Stärke eines gläubigen Christen starb Friedrich Wilhelm I. In seinen letzten Instructionen heißt es noch ausdrücklich: „Man soll mich in den Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben."

(Regensburg, im Juni.) Der Bau der Walhalla schreitet rasch voran und der obere Tempel ist seinem Aeußern nach vollendet. Mit Ungeduld sieht man dem Augenblick entgegen, wo die Gerüstwand verschwinden und der hehre Anblick dieses Denkmals in seiner ganzen Fülle gewährt sein wird. In außerordentlicher Großartigkeit kündigt sich der Unterbau in der Terrassenmauer an, welche, in einer Länge von etwa 350 Fuß und fast 40 Fuß hoch schon vollendet, der ersten 65 Fuß breiten Treppenrampe zum Stützpunkte dient. Sie ist nach cyclopischer Art ganz in genau gefügten Polygonblöcken gebaut. Schon erhebt sich über ihr die zweite Abtheilung des Unterbaues in mächtigen Quadern, und auch dieser soll im gegenwärtigen Sommer fertig werden. Das Innere des obern Tempels ist bis auf die enkaustischen Färbungen, Vergoldungen, den Fußboden und die Aufstellung der Statuen und Büsten vollendet. Die Originalität der ganzen Form und das mit dem feinsten Sinn eines viel erfahrenen Meisters genau abgewogene Wechselverhältniß der einzelnen Massen; die Reinheit der Profilirungen und Ornamente, so wie der Reichthum des Ganzen machen schon jetzt einen wunderbaren Eindruck. Von besonders glücklicher Wirkung ist die ganz constructive Anordnung der Decke, welche ganz aus Bronzeplatten besteht, die vergoldet werden und deren Balkenfelder theils mit azurblauem Sterngrunde, theils mit einer in reiches Ornament eingefaßten Darstellung der Hauptgestalten nordischer Mythologie ausgefüllt sind. Wir glauben über dieses gigantische Kunstwerk nur sagen zu dürfen, daß im Ganzen und Einzelnen seine Form und Materie der Größe des Gedankens entspricht, welchen zu verkörpern sein Zweck ist.

(Webers „Freischütz") ist nun wirklich auf dem großen Operntheater in Paris zur Aufführung gekommen. Die Darstellung wird im Ganzen sehr gelobt; namentlich waren Chöre und Orchester ausgezeichnet; an den Solopartien tadelten die anwesenden Deutschen, daß sie nicht in der ursprünglichen Einfachheit aufgefaßt, sondern von den Darstellern zu sehr auf Theatereffekt berechnet wurden, was freilich kaum anders sein kann, wenn eine so echt deutsche Musik von französischen Sängern vorgetragen werden soll. Die Recitative von Berlioz (statt des Dialogs) fand man schleppend, die Decorationen schön, die Wolfsschlucht aber weniger gut scenirt, als auf den deutschen Bühnen, und das darin eingelegte Divertissement jedenfalls unpassend.

(Im Hamburger Casperle-Theater,) allwo aber nicht hölzerne Figuren, sondern Leute von Fleisch und Bein Komödie spielen, geht es wirklich lustig her. Die Schauspieler zeigen sich, wenn ihnen auf der Bühne zu warm wird, sehr häufig in ihrem Kostüm vor der Thür, spielen allenfalls auch den Zuschauern draußen einige Scenen vor. Die ersten Liebhaberinnen bieten in den Pausen Semmel, Schnaps u. s. w. in Person feil — zu Zeiten sammelt der Komiker auch noch Etwas für sich apart ein. Das Haus ist in der Regel gut besetzt. Das Publikum besteht meist aus Matrosen und Dirnen.

(Chateaubriand,) der berühmte Sänger des „Martyrs", hat vor Kurzem das Grab-Kästchen geöffnet, in welchem seine „Memoires d'Outre-Tombe" ruhen. Er nahm ungefähr hundert Seiten heraus, welche erst die Nachwelt zu lesen bekommen sollte; ein kleines, gewähltes Auditorium konnte die große Stimme hören, welche von jenseits sich erheben wird, um ihr letztes Wort auszusprechen. Nur wenige erfreuten sich der Gunst, zu dieser Lesung zugelassen zu werden: die Herren v. Noailles und v. Kergorlay mit ihren Gemahlinnen, Mmes. Girardin und Augustin Thierry; dann die Herren Sainte-Beuve, Magnin, Ampère, Lenormand, Michaeli und noch einige Andere unter den Selbstständigsten und Unabhängigsten in der Literatur und Politik gewählten Namen. Eine Abtheilung las Hr. Lenormand, die andere Hr. Ampère. Die Gegenstände waren: die hundert Tage in Gent und Paris, dann die Geschichte der Kindheit und Jugend des Hrn. v. Chateaubriand. Was man von den Anwesenden erfahren konnte, ist, daß die „Memoires d' Outre-Tombe" dem Inhalte nach die ganze Poesie unserer Epoche umfassen, und daß sie der Form nach eines der schönsten Meisterwerke des Hrn. v. Chateaubriand sein werden.

(Eine Sara im verjüngten Maßstabe.) Das „Pesther Tageblatt" schreibt aus Palota: „Wir haben hier eine Sara im verjüngten Maßstabe. Eine Frau, welche bereits in einer 25jährigen unfruchtbaren Ehe lebte, beschenkte vor Kurzem ihren 62 Jahr alten Gatten zur silbernen Hochzeit zu seiner unaussprechlichen Freude mit einem Söhnlein und Stammhalter.

(Bier-Production in München.) Im letztverflossenen Sudjahre 1840/41 wurden daselbst 95,666 Scheffel Malz zu Bier verbraut.

(Die Statistik der Kriegsschiffe der Mächte des Erdballs) giebt an, daß sie im Ganzen 1262 Kriegsschiffe mit mehr als 60,000 Kanonen besitzen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 53.

Bremen, Sonntag den 4. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 606. Den 30. Juni. Des Matrosen Joachim Constabel Sohn, 8 Tage; alten Steinweg Nro. 79.

— 607. Den 2. Juli. Des Arb. Johann Hinr. Bohlmann Sohn, 10 Monat; gr. Annenstraße Nro. 63.

Nro. 608. Den 2. — Des Friseurs Ernst Wilh. Luchting Ehefr., geb. Stolte, 24 Jahr; Papenstraße Nro. 16

— 609. Den 3. — Des Detaillisten Johann Wätjen Ehefr., geb. Ficke, 49 Jahr; Osterstraße Nro. 33.

Geburten:

Nro. 810. Den 29. Juni. Des Stuhlmachers Conrad Friedrich Casemir Wulfken Ehefr., geb. Sievers, Bellois Weg Nro. 5; von einem Mädchen.

— 811. Den 29. — Des Fuhrmanns Carl Heinrich Becker Ehefr., geb. Frundt, Neustadtswall Nro 6; von einem Mädchen.

— 812. Den 30. — Des Lohndieners Joh. Friedrich Philipp Rud. Wicke Ehefr., geb. Vogelsang, Anegariikirchhof Nro. 5; von einem Mädchen.

Nro. 813. Den 30. — Des Waarenagenten Joh. Georg August Blöcker Ehef., geb. Klinner, Neuenmarkt Nro. 14; von einem Mädchen.

— 814. Den 1. Juli. Des Gastwirths Diedrich Hespe Ehefr., geb. Schörling, Steinthorssteinweg Nro. 10; von einem Mädchen.

— 815. Den 1. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Wilh. Arncke Ehefr., geb. Fiecken, Grützmacherstraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 816. Den 1. — Des Arbeitsm. Joh. Diedr. Abbes Ehefr., geb. Kämena, auf der Kuhlen Nro. 2; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 305. Der Maurergesell Aug. Ludw. Zucker zu Hannover und Johanna Justina Sempf hies.

— 306. Der Musiklehrer Joh. Wilh. Rinze und des verst. Mäklergehülfen Friedr. Wilh. Uhrlaub Wittwe, Amalie Juliane Wilhelmine Louise geb. Schmidt hieselbst.

Nro. 307. Der Segelmacher Joh. Friedr. Gallmeyer und Adelheid Wilhelmine Reinhardt hieselbst.

— 308. Der Schneider Heinr. Friedr. Christoph Reimers und Johanne Margrete Schütte am Buntenthorssteinwege.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 54.

Bremen, Donnerstag den 8. Juli 1841.

Der Scheik am Sinai.

„Tragt mich vors Zelt hinaus sammt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber seh'n! — Heut' kam die Karavane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vors Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„„Auf Algiers Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch die Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern flieh'n die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durchs Gebirg' der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilé, Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerrißnen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sie durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis ans Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schau'n dünn und schlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Gesegnet ist das Land des Bey's von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glüh'n die Lunten;
Die Salve kracht — so grüßen sie!""

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenschlacht! o, Tag des Ruhms, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furth. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? sah'st du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisenthür.
Doch ihres Sultans Haupt sieh'st du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir!""

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sei, dem er die wüsten Wege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht."

Freiligrath.

Die Empörung der Spahi's in Vellore *).

Von einem Augenzeugen.

Seit dem in der Überschrift bezeichneten schrecklichen Ereignisse, das in der Geschichte Ostindiens, seitdem die Briten dort herrschen, wohl ohne gleichen ist, sind nun beinahe volle 35 Jahre verflossen, und doch hat es der Zufall so gefügt, daß wir jetzt erst eine umständliche Schilderung davon erhalten. Diese ist aus der Feder des Militair-Wundarztes, Dr. John Dean, geflossen, der mit seinem bereits verstorbenen Collegen, Dr. Jones, von Anfang bis zu Ende Zeuge der blutigen Katastrophe gewesen und an dem Kampfe thätigen Theil genommen hat.

Die Veranlassung dieses Aufstandes erfahren wir nicht; vielleicht war er nur eine Todeszuckung des thatkräftigen Patriotismus der Hindu's, ein letzter, zwar sehr vereinzelter, aber um so verzweifelterer Versuch, das damals noch nicht so gewohnte Joch der ausländischen Beherrscher abzuschütteln.

Das ruhmwürdige Benehmen des Dr. Dean an jenem heißen Tage ist durch unverwerfliche Zeugnisse festgestellt, und seine hier folgende schlichte Erzählung zeugt schon wegen der anschaulichen Lebendigkeit ihrer Details, bei sehr lockerem Zusammenhang und ziemlich verwahrlostem Stile, von der Unmittelbarkeit der Eindrücke des Verfassers, der es seinen Lesern überläßt, sich einen übersichtlichen Standpunkt selbst zu wählen.

* * *

Die Garnison von Vellore stand damals unter dem Befehle des Obersten John Fancourt vom 34. Regimente. Es waren 4 Compagnien des königlichen 69. Regimentes 6 Compagnien vom 1. Bataillon des 1. Spahi-Regimentes *); das 2. Bataillon des 23. Regimentes Infanterie (ebenfalls Spahi's) und einige invalide europäische Artillerie. Die Gesammtzahl der eingebornen Soldaten in der Festung betrug etwa 1500 Mann. Von einer Mißstimmung der Letzteren war durchaus nichts bekannt, und die Ereignisse des 10. Juli 1806 kamen so unerwartet und ungeahnt, als nur irgend sonst etwas.

Ich hatte den Abend vorher bei meinem Chef, dem Obersten Mackerras, gespeist; und als ich darauf über den Parade-Platz nach Hause ging, fand ich eine ungewöhnliche Heiterkeit im Palaste. Der Mahall **) war illuminirt, eine festliche Musik ertönte, und ich ließ mir nicht träumen, daß die Hand, die ich noch vorhin freundlich gedrückt, in wenigen Stunden und nicht weit von dem Orte, wo ich stand, so kalt wie der Tod sein würde.

Am Morgen des 10. Juli weckte mich ein Gewehrfeuer vor meinem Hause. Ich eilte ans Fenster und sah mehrere Leute in weißen Jacken hin und her laufen. Wenige Minuten später kamen kamen zwei junge Offiziere von demselben Bataillon, zu dem ich gehörte (die Lieutenants Woschip und Jolly), in meine Wohnung und sagten mir, sie vermutheten, das 69. Regiment sei ausgerückt und feure auf die Spahi's. Ich äußerte ihnen meine Absicht, sogleich mich anzukleiden und mit ihnen nach den Kasernen der Spahi's zu gehen, da wir ohne Zweifel bald die Trommel hören würden, die zu den Waffen riefe; sie entgegneten mir aber, daß sie gleich wieder nach Hause gehen wollten, indem sie überzeugt seien, ihre Leute würden sie beschützen, was auch vorfallen möchte. Dann eilten sie wieder fort.

Einen Augenblick später — ich zog eben meine Stiefeln an — kam Lieutenant Cuteliffe vom 1. Regiment und sagte mir, er sei in die Schulter geschossen worden; als das Schießen in der Nähe seines Hauses anfing, habe er aus

*) Vellore (Wellohr) liegt im Süden der indischen Halbinsel, in der langen und schmalen Landschaft Karnatik, deren Saum die Küste Koromandel heißt. Die Entfernung der Stadt von dem östlich und am Meere liegenden Madras beträgt ungefähr 80 englische Meilen.

*) Das Wort Sepoy ist nichts Anderes, als eine kleine Verderbung von Spahi oder Sipahi, was im Persischen und Hindostanischen zunächst Reiter und dann Truppen überhaupt bezeichnet; daher z. B. Sipahdâr, Chef einer Armee.

**) Mahall (Ort des Verweilens und Ort überhaupt) gehört zu den arabischen Wörtern, die mit dem Islam nach Ostindien gekommen sind. Es ist hier augenscheinlich ein öffentliches Gebäude, vielleicht der Palast selbst, oder ein Theil desselben, gemeint.

dem Fenster sehen wollen, und in demselben Augenblick habe ein Spahi nach ihm gefeuert. Die Kugel war ihm durch die linke Schulter gefahren, und seine Verletzung war gefährlich. Ich führte ihn durch ein enges Gäßchen hinter meinem Hause in die benachbarte Wohnung des Bataillons-Chirurgus, Dr. Jones. Dieser sagte uns, es müsse etwas sehr Ernsthaftes vor sich gehen, im nächsten Hause seien mehrere Offiziere versammelt, und wir würden wohl am besten thun, wenn wir Alle zusammenblieben. Da Herr Jones keine Instrumente zur Hand hatte, so kehrte ich auf demselben Wege in mein Haus zurück, brachte die nöthigen Instrumente, und Lieutenant Cuteliffe's Wunde wurde verbunden.

Jetzt begaben wir uns in das nächste Haus, wo der Adjutant des 1. Bataillons (1. Reg. der Spahi's) wohnte, Hier fanden wir den Capitain M'Lauchlan, drei Subalterne des 69. Regiments, den Sergeantmajor Brady und den Adjutanten Ewing vom 1. Regimente. Es waren unser neun, mit Einschluß unseres verwundeten Gefährten. Wie gewöhnlich, war eine indische Wache, aus einem Corporal und drei Spahi's bestehend, im Hause, um die Urkunden des Regiments u. s. w zu verwahren. Wir entwaffneten diese Wache sogleich, nahmen ihre Gewehre nebst Munition an uns und luden die Gewehre. Ich bekam eines derselben, und da wir jetzt nicht mehr zweifeln konnten, daß eine sehr bedenkliche Empörung ausgebrochen war, bereiteten wir uns auf das Schlimmste vor. Diejenigen von uns, die keine Gewehre hatten, gürteten Säbel um.

Unterdeß wurde das Gewehrfeuer in allen Theilen der Festung sehr heftig, und von Zeit zu Zeit glaubten wir einen Kanonendonner zu unterscheiden. Wir hörten das Getrappel ganzer Haufen Leute, die vor dem Hause über die Straße liefen, und beschlossen, unsere Flurthür halb offen zu lassen, damit wir Jeden sehen könnten, der etwa zum Thor hereinkäme.

Bald darauf stürmte wirklich ein Menschentrupp, den wir nach dem Geräusche, das er machte, auf ungefähr 20 Köpfe schätzten, von der Straße her in die vordere Veranda. Sobald sie in den Flur hineindringen wollten, gaben wir Feuer; der Haufe stürmte gleich wieder fort und schleppte, wie es uns schien, seine Verwundeten oder Todten mit sich. Wir blieben in unserer Stellung und hörten nichts weiter von ihnen.

Es war noch finster, und nach einiger Berathung kamen wir zu dem Ergebnisse, das erste Haus rechter Hand (das des Herrn Jones) eigne sich besser zur Vertheidigung. Es lag in der Nähe der Kaserne des 69sten Regiments und konnte im Hintergrunde besser vertheidigt werden.

Wir versuchten mehrmals mit dem 69sten Regiment in der Kaserne in Verbindung zu treten; allein das ganze Gebäude war von insurgirten Spahi's umlagert, und alle Versuche scheiterten.

Endlich graute der Tag, und wir hörten große Trupps von Spahi's, die hinter unserem Hause ab und zu patrouillirten. Als es schon ganz hell geworden war, hörten wir, wie ein großer Haufe der Empörer über die Mauer der Außengebäude hereinstieg, und rüsteten wir uns zur Vertheidigung.

Nur eine Thür war im Hintergrunde unseres Gemachs, und eine nach vorn, die durch den Flur auf die Straße führte.

Sobald wir die Spahi's über die Mauer steigen und herankommen sahen, drückten wir unsere Gewehre gegen sie ab und vertheidigten den Eingang. Sie drangen uns so schnell zu Leibe, daß wir nicht zum zweiten Male laden konnten; so zogen wir, die Empörer mit Säbeln und Flintenkolben von uns abwehrend, nach der vorderen Veranda zurück, während sie gegen uns feuerten. In dem Handgemenge am Eingange war ich niedergeworfen worden und hatte meinen Hut verloren.

Unterdeß riefen uns Leute vom 69sten Regiment aus den Fenstern ihrer Kaserne, wir möchten zu ihnen herüberkommen. Als wir dies thaten, folgten die Empörer uns in die Veranda nach, hörten aber auf zu schießen, da die Soldaten des 69sten Regiments aus verschiedenen Fenstern der Kaserne einen Hagel von Kugeln gegen sie schickten. Wir gelangten alle unbeschädigt und mit unserem verwundeten Kameraden durch ein Fenster in die Kaserne.

Hier erfuhren wir, sämmtliche Soldaten von der Hauptwache seien ermordet, drei Kanonen aus dem Zeughause in die alte Kaserne gebracht — zwischen dieser und der Kaserne des 69sten Regiments lag ein schmaler, wenige Fuß breiter Weg — von wo man mit großen und kleinen Kugeln beständig gegen das 69ste Regiment gefeuert habe; die Fahne von Mysore sei aufgepflanzt worden; große Insurgentenhaufen hätten sich nach dem Quartier der Officiere begeben, um sie zu ermorden, und die ganze Festung befände sich in den Händen der insurgirten Spahi's.

In der Kaserne herrschte gräuliche Verwirrung. Die Soldaten hatten es in der Frühe versucht, das Thor zu verrammeln, da aber die Kanonen es völlig beherrschten, und zwar in einer Distanz von wenigen Fuß, wurden sie haufenweise niedergeschmettert, was wir deutlich sehen konnten. Endlich gelang ihnen die Verrammelung des Thores dennoch; aber ein Hagel von Flintenkugeln schlug auf verschiedenen Stellen unaufhörlich in die Fenster der Kaserne, und für den Augenblick war man nur hinter Pfeilern sicher.

Capitain M'Lauchlan verlor keine Zeit: er befahl, den ganzen Vorrath an Munition zu sammeln; und Jeder, der sich rühren konnte, mußte zu einem Ausfalle fertig sein. Diejenigen Fenster, durch welche das Regiment nach und nach hinaussteigen sollte, wurden, bis auf den Mittelrahmen, der zu stark war, eingestoßen, und nun ging es langsam vorwärts. Nur zwei Mann konnten gleichzeitig hinaus, und auch diese nur mit einiger Anstrengung.

Neben dem Vortheil, den dieser Theil der Kaserne uns bot, hofften wir noch, wir würden durch den Patschu, eine niedrige Reihe Hütten, in denen die Weiber und Kinder der verheiratheten Soldaten wohnten, eine Strecke weit vor dem feindlichen Feuer geschützt sein. Außerdem näherten wir uns dem kleinen Magazine, das die Munition des 69sten Regimentes enthielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus dem Leben La Tour-d'Auvergnes.

(Fortsetzung.)

Ein Theil der Grenadiere La Tour-d'Auvergnes bestand aus Biscayern und Basken. In Folge der Herrschaft, welche er sich über sie durch seine Kenntniß ihrer Sitten, Sprache und ihres Landes verschafft hatte, gelang es ihm, die Desertionen und selbst die momentanen Entfernungen dieser kühnen Bergbewohner zu verhindern; mitten in seinem kriegerischen Zusammenleben mit den Basken, die er wegen ihrer Gewandtheit, ihrer Bravour und ihrer großen Ähnlichkeit mit seinen geliebten Bretagnern liebte, studierte er sorgfältig ihre Sprache Behufs seiner Forschungen über den Ursprung der Völker und ihre Beziehungen zu einander.

Als am Anfange des Feldzuges die Spanier und Franzosen nur noch durch die Bidassoa von einander getrennt waren, beschossen die Vorposten einander häufig mit wahrer Wuth, obgleich die Befehlshaber beider Armeen dies untersagt hatten; man weiß zur Genüge, daß passiver Gehorsam im Jahre 1793 von den Soldaten nicht leicht zu erlangen war. La Tour-d'Auvergne war der Einzige, der sich im Stande befand, dieser tadelnswerthen Insubordination ein Ende zu machen; er gab mit Entschiedenheit den französischen Truppen den Befehl, diese Füsilladen zu unterlassen, und fand immer Gehorsam.

Im März 1793 hielten die spanischen Truppen eine verschanzte Linie längs der Pyrenäen-Gränze besetzt, während die Franzosen sich langsam in Perpignan und Toulouse organisirten und dem Feinde gegenüber nur eine geringe Truppenzahl aufgestellt hatten. Nichtsdestoweniger erhielt eine französische Colonne Befehl, auf Bagnères de Luchon und Saint-Beat vorzurücken und die Spanier an einem Sonntage anzugreifen. La Tour-d'Auvergne nimmt mit den Grenadieren Angoumois an dieser ersten Bewegung Theil. Die Vorposten gerathen aufeinander und die Spanier, von so großer Kühnheit und Heftigkeit überrascht, verlangen vergebens zu parlamentiren.

Die Besitznahme des Arran-Thales, welche, um den Erfolg unserer Operationen zu sichern, unbedingt nothwendig war, konnte dadurch verzögert oder gar gefährdet werden, und während die Vorposten noch aufeinander feuern, marschirt daher La Tour-d'Auvergne, welcher das Terrain genau erkundet hatte, mit seinen Grenadieren den mit Eis bedeckten Bergabhang des Portillon hinab, kommt dem Feinde in den Rücken auf Wegen, welche derselbe für ungangbar gehalten hatte, läßt auf die auf dem freien Platze vor einer Kirche aufgestellten spanischen Truppen anlegen, befiehlt ihnen, die Waffen niederzulegen, findet Gehorsam und säubert durch die Schnelligkeit seiner so trefflich combinirten Bewegung und durch die Kraft seines Angriffes das ganze Arran-Thal von den Feinden.

Der spanische General Don Ventura Caro griff am 30. April mit beträchtlichen Streitkräften das Lager zu Sare an, und bevor noch der das Lager kommandirende Oberst Lachapellette Maaßregeln zur Zurückweisung des Feindes getroffen hatte, waren die äußeren in der Fronte gelegenen Verschanzungen des Lagers von den Spaniern erstiegen. Die Franzosen, fast lauter junge Soldaten, von diesem unvorhergesehenen nächtlichen Ueberfalle und durch das Feuer der Spanier, das in ihre schlecht formirten Reihen große

Lücken riß, erschreckt, flohen und zerstreueten sich; die Spanier nehmen alle Außenwerke und zwei Kanonen weg. Inzwischen beordert der Oberst Lachapellette ein Detaschement von hundert Mann seines Regimentes (des 80. Infanterie-Regimentes, vor dem Angoumois), unter dem Befehle La Tour-d'Auvergne's, die Spanier beim Uebergange aus den Redouten in das Lager selbst aufzuhalten; er selbst stellt sich an die Spitze von hundert andern aus den im Lager befindlichen Freiwilligen-Bataillons ausgewählten Soldaten, um seinen tapferen Grenadier-Capitain, dem er jene schwierige Aufgabe gestellt hatte, zu unterstützen.

La Tour-d'Auvergne besetzt rasch eine Anhöhe, läßt die feindlichen Colonnen ruhig herankommen und befiehlt erst, als sie bis auf zwanzig Schritte herangerückt sind, Feuer zu geben; die Spanier machen einen augenblicklichen Halt, aber neu verstärkt greifen sie den Posten mit mehr als tausend Mann an. Nach halbstündigem Gefechte wird La Tour-d'Auvergne gezwungen, sich mit seiner kleinen Schaar in's Lager zurückzuziehen, das er in der größten Verwirrung findet, ungeachtet der verzweifelten Anstrengungen des Obersten Lachapellette seine Freiwilligen zu sammeln, welche auf dem Wege nach Ainboué entfliehen und ihre vier Geschütze im Stiche lassen. La Tour-d'Auvergne, der allein durch seine Energie und seine Kaltblütigkeit seine Grenadiere vor dem panischen Schrecken zu bewahren gewußt hatte, ließ Angesichts des Feindes die Artillerie-Pferde vorspannen. Mit unglaublicher Anstrengung gelingt es ihm, drei von jenen Geschützen zu retten; das vierte, welches nicht mehr bespannt werden kann, wird vernagelt und demontirt. La Tour-d'Auvergne deckte allein den Rückzug der Franzosen bis Ustaritz, wo sie sich wieder sammelten und ihm allgemein ihre Bewunderung über sein Betragen äußern. Die Franzosen verloren in dem Gefechte mehrere Officiere, die sich mit außerordentlicher Tapferkeit geschlagen hatten.

Im Juni entschloß sich der General Servan, ungeachtet der geringen Zahl seiner Armee, die Spanier anzugreifen und sie über die Bidassoa zurückzutreiben. Er dirigirte zu dem Behufe drei Tausend Mann in drei Colonnen nach verschiedenen von den Spaniern besetzten Punkten. La Tour-d'Auvergne befand sich bei der mittleren Colonne, welche nebst der linken Colonne bestimmt war, gewisse mit schwerer Artillerie besetzte Redouten zu nehmen, die von den Spaniern auf dem Abhange des Berges Ludwig's XIV. aufgeworfen worden waren.

Jenseits der Bidassoa waren die Feinde in einem mit Schießscharten versehenen Hause verschanzt, von wo aus sie uns den Zugang zu dieser seit dem Pyrenäen-Tractate von 1659 berühmten Position verwehrten. La Tour-d'Auvergne erhält den Befehl sie aus dem Hause zu vertreiben; er rückt unter dem Geschütz- und Kleingewehr-Feuer bis an die Thüre vor, schlägt diese eigenhändig mit einem Beile ein, droht den Feinden Feuer anzulegen, wenn sie länger Widerstand leisten, und die Besatzung ergiebt sich seiner kühnen Aufforderung.

Nun blieb noch der wichtige Posten auf dem Berge Ludwig's XIV. zu nehmen, von wo aus die Spanier mit großem Vortheile das Geschützfeuer der Franzosen beantworten. Letztere verlangen mit lautem Geschrei, mit gefälltem Bayonet den Berg hinaufgeführt zu werden. Nach einem erbitterten Gefechte von mehr als einer Stunde, ersteigen die Franzosen die Verschanzungen und nöthigen den Feind zum Rückzuge. In diesem sehr mörderischen und für unsere Waffen überaus glorreichen Kampfe wurde der tapfere La Tour-d'Auvergne von fünf Kugeln getroffen, welche indeß nur seine Kleider durchlöcherten, weshalb die ganze Armee behauptete, daß er durch einen Zauber kugelfest gemacht sei. Obgleich stets auf den gefährlichsten Punkten fechtend, ist er doch nie verwundet worden. Er starb an seiner ersten Wunde im Jahre 1800 nach mehr als dreißigjährigem Dienste.

Im Juli 1804 hatte der Marquis de Saint-Simon, dem von dem Grafen Calomera, dem Vicekönig von Navarra, der Befehl über 7000 Spanier anvertraut war, den Auftrag, Berderitz und Mizpier in Schach zu halten und die Stückgießerei zu Eguy, so wie das äußere Ende des Bastan-Thales zu decken. Am 9. jenes Monats griff ihn der General Moncey, welcher die cantabrischen Jäger befehligte, in seiner Stellung zu Orquinzum, an und wurde dabei durch La Tour-d'Auvergne unterstützt, welcher ihm eine Verstärkung von zwanzig Grenadier-Compagnien zugeführt hatte. Eine starke Colonne rückt gegen die Fronte des Lagers vor, während La Tour-d'Auvergne an der Spitze seiner Grenadiere denselben in den Rücken fällt: aber von heftigem Geschützfeuer empfangen, geräth die französische Colonne in Hitze und stürzt sich, ohne abzuwarten, daß La Tour-d'Auvergne sein ebenso kühnes als gut combinirtes Manoeuvre vollendet, mit gefälltem Bayonet vorwärts, gelangt mitten durch den Kartätschenhagel bis zu der Verschanzung des Feindes und

zwingt den Marquis de Saint-Simon seinen Rückzug in aller Eile anzutreten. Dieser rasche Erfolg war den Spaniern günstig, denn wenn die französische Colonne ihren ungeduldigen Eifer während der gehörigen Zeit zu mäßigen gewußt hätte, so wäre La Tour-d'Auvergne mit seiner colonne infernale eingetroffen, hätte die Feinde im Rücken genommen, während sie mit der Vertheidung in der Fronte beschäftigt gewesen wären, hätte dann auf sie einhauen und sie vielleicht sammt und sonders gefangen nehmen können. Jetzt vermochte er nur den Rückzug der Spanier zu beschleunigen und ihnen einige Leute abzunehmen. Den Franzosen verschaffte dieses Gefecht treffliche Positionen und öffnete ihnen endlich den Eingang in das Bastan-Thal.

(Schluß folgt.)

Ueber Oper und Schauspiel.

Herr Hagen, den wir als einen vortrefflichen Clavierspieler kennen zu lernen das Vergnügen hatten, ist, sicherm Vernehmen nach, von der neuen Theater-Direction als Musikdirector, oder wie man auch sagt, als Capellmeister engagirt worden, woraus wir die Folgerung machen dürfen, daß sie diesen Musikdirector auch beschäftigen wird, denn einen solchen Mann zu engagiren, ohne ihm einen Wirkungskreis anzuweisen, dürfen wir von einer vor- oder umsichtigen Theater-Direction nicht erwarten. Es kommt nun aber Folgendes in Frage: Hat die Direction sich besonnen und will sie doch Opern geben? Hat sie nie daran gedacht, keine Opern zu geben? War es Alles nur blinder Lärm voreiliger Schreier und Schwätzer? War es ein Irrthum einiger um das Wohl und Wehe der Oper zu sehr Besorgter? oder war es Verläumdung? — Da es nun nicht wohl möglich, daß Herr Hagen engagirt ist, um das Schauspiel zu dirigiren, so thäten die Opernfreunde wohl am Besten, wenn sie ruhig der Eröffnung des Theaters entgegen sehen wollten, sich nicht durch überflüssige, voreilige Klagen das Leben verbitterten, sondern vielmehr getrost dem Winter entgegen gingen, der, wenn er denn auch arm an Opern sein würde, darum noch nicht arm an musikalischen Genüssen sein dürfte, denn außer der Theater-Direction giebt es auch noch eine Concert-Direction.

F.

Theater.

Die Redaction ist durch ein Schreiben beehrt worden, in welchem von der Direction des Vereins für den Theater-Neubau die in Nro. 53 des Bürgerfreundes vorkommende Andeutung abgelehnt wird, als habe der Verein die dem neuen Director ertheilte, den bremischen Musikfreunden so mißfällige Concession verhüten können. Es wird uns vergönnt sein aus diesem Schreiben auch folgende Stelle hervorzuheben, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen sehr wesentlichen Punkt hinrichtet. Wer sich zur Ehre unserer Stadt und für den geistigen Genuß seiner Mitbürger keine Mühe an Zeit und Geld verdrießen läßt, hat gewiß auch das Recht ein freimüthiges Wort öffentlich laut werden zu lassen.

— — „Ich theile übrigens ganz die Ansicht des Verfassers, daß unser Publicum den Hauptgenuß entbehren wird, wenn keine Opern gegeben werden; doch dieses ist eine Angelegenheit, die sich von selbst erledigen dürfte, wenn Herr C. für sein Schauspiel keine Abonnenten findet; wer wird aber die Miethe für das Haus zahlen, und wird sich ein Pächter für das Buffet finden?

Ich fühle bei dieser Gelegenheit, daß unsere Stellung zu der Inspection des Theaters eine höchst unwürdige ist, und daß es wohl an der Zeit sei, diese mal in ernstliche Erwägung zu ziehen. Wenn die Commissarien des Senats es nicht der Mühe werth halten die Direction des Theaters und die Repräsentanten der Eigenthümer über die Wahl des Schauspiel-Directors und die Bedingungen der Concession zu consultiren, so dürfte es besser sein den Bau eines neuen Hauses ganz aufzugeben.

Ich hoffe, Sie werden die Güte haben, im nächsten Bürgerfreunde einige Worte über diese Angelegenheit zu sagen, damit die Direction des Theater-Neubau wenigstens gerechtfertigt wird." —

Die Redaction hofft, daß auch diese Stimme den neuen Director überzeugen möge, wie sein Beschränkungs-Versuch kein geduldiges Publicum finden werde.

Miscellaneen.

(Fühllosigkeit des Auges für gewisse Farben.) Diese merkwürdige Erscheinung ist vermuthlich eine besondere Krankheit des Auges. Der Fehler ist von keiner Unvollkommenheit des Gesichts und von keiner localen Krankheit des Auges, wenigstens von keiner bekannten, begleitet, denn man hat ihn bei Leuten gefunden, die ein sehr gutes und selbst durchdringendes Auge hatten. Hr. Huddart citirt einen Schuster, Namens Harris, aus Maryport in Cumberland, der für alle Farben, außer Schwarz und Weiß, völlig unempfindlich war. Das erstemal, als er diesen Fehler seines Gesichts bemerkte, hatte er nicht mehr als vier Jahre. Er hatte auf der Straße den Strumpf eines Kindes gefunden, und brachte ihn ins Nachbarhaus, um ihn zurückzugeben; Jedermann sagte, der Strumpf sei roth, er aber begriff nicht, was man mit dem Worte roth sagen wollte. Auch bemerkte er, daß die andern Kindern behaupteten, sie unterschieden die reifen Kirschen von den Blättern durch die Farbe, während er keinen Unterschied, als den der Form und der Größe sah. Auch fand er, daß dieselben Kinder die Kirschen in viel größerer Entfernung unterschieden als der, der doch so weit sah, wie sie. Derselbe Harris hatte zwei Brüder, bei denen sich dieselbe Unvollkommenheit des Gesichts fand; der eine derselben wurde von Huddart selbst ausgefragt, und dieser fand, daß er Grün für Gelb nahm, und Orange für Grasgrün. Ein Hr. Scott, der gleichfalls verschiedene Farben nicht von einander unterscheiden konnte, beschrieb diesen Mangel der Sehkraft in den **Philosophical Transactions**: er behauptete, er sehe nichts Grünes in der Welt; was man karmoisin und blaßblau nenne, sei für ihn dasselbe. Ein schönes Roth und ein schönes Grün hatten oft für ihn denselben Schein. Der Vater Hrn. Scotts, sein Oheim mütterlicher Seits, eine seiner Schwestern und seine beiden Söhne hatten dieselbe Unvollkommenheit des Auges. **Dr.** Nichol erwähnt eines Marineofficiers, der eine blaue Uniform und rothe Hosen kaufte, und sich ganz gleich in einerlei Farbe zu kleiden glaubte. Herr Harry führt einen Schneider an, der schwarze Seide mit einem Stück karmoisinrother ausflickte, und es ist beachtenswerth, daß der berühmte Dugald Stewart, Dalton und Broughton dieselbe Schwierigkeit hatten, die Farbe zu unterscheiden. Dalton konnte zwischen blau und karmoisinroth keinen Unterschied finden; für ihn hatte das Sonnenbild nur zwei Farben, gelb und blau. Broughton sah nach Sir **Dr.** Brewster dunkelkarmoisinroth und glänzendes Orangegelb als einerlei Farbe an, und das Grün kam ihm blau vor, so daß er nur blau und gelb unterschied.

(Maschine zum Ausgraben.) Vor Kurzem wurde auf der Insel Locroix bei Rouen eine Probe angestellt mit einem **terrassier locomoteur**, d. h. einer mit Dampf getriebenen Maschine zum Grabenziehen, welche in 24 Stunden die Arbeit von 100 Menschen ausführt. Der Erfinder, Hr. Gervais, behauptet, mit einer einzigen dieser Maschinen, die von 40 Menschen bedient sei, könne man in einem Jahre, d. h. in 300 Arbeitstagen, einen Graben von 8 Metres Breite, 3 Metres Tiefe und 2500 Metres Länge ziehen. Das Memorial von Rouen behauptet, diese öffentlich angestellten Proben ließen keinen Zweifel mehr an der Möglichkeit, Terrassirungsarbeiten mit Hülfe des Dampfes auszuführen.

(Man schreibt aus Danzig:) „Der 6jährige Sohn eines hiesigen Barbiers ist „pyrenäischer Bergsänger" geworden."

(Wie viel?) Die Frauen vom Sultan, 700 an der Zahl, brauchen 450 Köche! Wir möchten wissen, wie viel Frauen diese 450 Köche brauchen.

(London, 22. Juni.) Die Königin fuhr gestern Nachmittags 1 Uhr mit dem Prinzen Albert und zahlreichem Gefolge nach dem Werft von Woolwich ab, um den „Trafalgar" vom Stapel lassen zu sehen. Auch der Herzog von Cambridge begab sich mit seiner Familie dahin, sowie überhaupt aus London und andern Orten eine Unzahl von Neugierigen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß nach Woolwich strömte. Hier, wie zu Greenwich, waren Triumphbögen erbaut und Festschmuck aller Art angebracht. Für etwa 3000 Personen waren Sitze zum Zuschauen, und außerdem eine Menge Brettergerüste errichtet, die sämmtlich gedrängt voll waren. Der „Trafalgar" selbst war aufs Prächtigste verziert, und auf seinem Hauptverdeck standen die Pensionäre von Greenwich, welche der Schlacht von Trafalgar beigewohnt hatten. Vor dem Werft lagen weithin die Yachten, Dampfschiffe und eine Menge Fahrzeuge aller Art, mit wehenden Flaggen, vollgepfropft von Menschen und in ihre heitersten Farben gekleidet. Um 1 Uhr wurden die Thore des Werfthofes geöffnet, und viele Tausende füllten sogleich den weiten Raum. Um 2 Uhr verkündeten Geschützsalven die Ankunft der Königin, welche von gewaltigem Jubelrufe empfangen wurde, der sich auf dem Flusse und am gegenüberliegenden Ufer wiederholte. Die Königin ging mit ihrem Gemahl und Gefolge um das Schiff herum, besah die Zurüstungen zu dem bevorstehenden Acte, und nahm ihren Platz in dem prachtvollen, an beiden Enden des Werfts neben dem Schiffe errichteten Pavillon. Hierauf ging die Ceremonie der Taufe vor sich, welches noch ein eigenthümliches Interesse dadurch gewann, daß die Gräfin Nelson am Morgen den Behörden eine Flasche Wein übersandt hatte — eine Reliquie des Flaschenkellers, welchen Nelson in der Schlacht von Trafalgar am Bord des „Victory" hatte. Diese Flasche nun wurde, nach üblicher Weise, auf den Bug des Schiffes zerschlagen, als dasselbe seinen Namen empfing. Auf dem Hüttendeck gedrängt standen die alten Veteranen aus der Schlacht von Trafalgar, von einem Officier angeführt, der in derselben ein Bein verlor, und schauten der Taufe, welche von der Gattin des Capitäns Hornby und einigen jüngeren Damen ihrer Familie vollzogen wurde, etwa 100 an der Zahl, mit sichtbarem Interesse zu. Außer ihnen waren etwa 400 Personen auf dem Schiffe. Nach geschehener Taufe wurde den Booten das Signal gegeben, sich bei Seite zu ziehen.

Dies geschah augenblicklich; auf ein zweites Signal wurden die letzten Hemmnisse weggezogen, welche das kolossale Schiff hielten, und unter dem Jubelrufe der Tausende, dem Klange der Musik und dem Donner der Kanonen begann der großartige Bau sich zu bewegen und glitt leicht und majestätisch, wie mit Leben begabt, in die schäumenden, fortan zu seiner Heimath bestimmten Wellen, während Capitän Leigh, ein Veteran von Trafalgar, auf seinem hintern Maste die Unionsflagge sich entfalten ließ. Es war ein wahrhaft erhabener Anblick, und immer erneutes Jubelgeschrei erfüllte die Lüfte, als der gewaltige Bau, unter den ihn umgebenden Schiffen wie ein Riese unter Pygmäen erscheinend, seinen festen Standpunkt nahm. Kaum war dies geschehen, als der bisher heitere Himmel sich verdunkelte, und der Regen in Strömen floß, was die Königin zur Aufgabe ihres Vorhabens, an Bord des „Trafalgar" zu gehen, und zur schnellen Rückfahrt nach London vermochte, worauf die ungeheure Zuschauermasse sich ebenfalls entfernte. Kein Unfall trübte die Feier des Tages.

(Die Spielpächter in den berühmtesten deutschen Bädern) sind: in Baden-Baden Benezat, in Ems und Wiesbaden Chabert, in Pyrmont Devaux, in Spaa Davelon, somit durchgehends Franzosen. Wie vordem im Kriege, so wollen diese jetzt im Frieden Geld in Deutschland holen, und selbst der große Deputirte und Redner Mauguin fehlt in der Reihe jener Herren nicht; er war bis 1840 bei dem Pacht in Baden betheiligt, und es wurde ihm dieser Antheil erst im selben Jahre von Benazet mit 300,000 Franks abgekauft.

(Dampfwagenfahrt auf Landstraßen.) Dieser Tage sind in London mit zwei Dampfwägen von Andersen und Rogers sehr gelungene Versuche auf Landstraßen gemacht worden. Einer derselben, der mit den 60 Passagieren 5500 englische Pfund weg, fuhr die höchsten Hügel mit einer Schnelligkeit von zehn englischen Meilen auf die Stunde hinauf und hinunter.

(Merkantilisches.) Die Lieferung von 3 Millionen Kil. ausländischen Tabacks für die französische Tabackregie, ist am 9ten Juni einem Hrn. Wodianer aus Pesth, zum Preis von 80 Fr. 64 Cent. für den metrischen Zentner oder 100 Kil. zugeschlagen worden.

(Amusantes.) In einem scherzhaft entworfenen alten Zeugniß für einen Studenten heißt es von den Betheiligten: Er hat überall Nefas, hier in Heidelberg aber Faß studiert.

(Der Vaccine-Verein in Paris) hielt im Mai unter dem Vorsitze des Herrn Larochefoucault Versammlungen. Dr. James erstattete darin Bericht über die Arbeiten des Vereins, welche darin zu bestehen scheinen, daß er die echten Schutzpocken verbreiten will. Dr. James hat es viel mit einem sogenannten vacein régénéré zu thun, und will den gewöhnlichen Kuhpockenteiter nicht für echt anerkennen. So viel ist gewiß, daß viele mit Kuhpockenstoff geimpfte Personen in Paris in den letzten Jahren dennoch die Blattern bekommen haben. Dr. James meint, der Eiter habe seine Wirksamkeit verloren, und man müsse deshalb zum echten ursprünglichen Eiter seine Zuflucht nehmen. Um diesen zu bekommen, hat er schon lange eine Subscription eröffnet. Im Artikel Jenner des neulich erschienenen 68 Bandes der Biographie universelle wird dem englischen Dr. Jenner die Erfindung der Einimpfung der Schutzblattern bestritten, und einem Franzosen (dem protestantischen Pastor Rabaut-Pomier zu Montpellier) zugeschrieben, welcher vor funfzig Jahren Engländern seine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der Kuhpocken mitgetheilt haben soll. Nach dem Berichte des Dr. James und einer kurzen Anrede des Vorstandes an's Publikum, hatte der Vaccine-Verein dem Auditorium nichts weiter zu sagen. Dagegen hatte Dr. James eine Art von Concert veranstaltet, womit der übrige Theil der Sitzung zugebracht wurde.

(Ein kecker Gaunerstreich.) Der Staatskasse in Paris wurden vor einiger Zeit Anweisungen auf bedeutende Summen präsentirt, die man für falsch erklärte und deshalb zurückwies. Jetzt ist auch entdeckt worden, woher diese Anweisungen rühren. Vor einigen Wochen erschien ein angeblicher Herr Hely de Beaumont mit einem Schreiben des Generalgouverneurs von Algier, in dem ihm aufgegeben wurde, sehr viel Blei für die Armee in Spanien einzukaufen, in verschiedenen Städten Spaniens bei den französischen Consuln, von denen keiner den Betrüger erkannte, der vielmehr von allen in seinen Unternehmungen begünstigt und unterstützt wurde. In Gibraltar kaufte er für mehr als 200,000 Fr. Blei, wofür er Anweisungen auf die Staatskasse in Paris gab; in Cadix führte ihn der Consul selbst herum und besorgte sogar die Einschiffung des erkauften Bleies. Der Betrüger nahm da für 40,000 Fr. gab eine Anweisung auf 50,000 und ließ sich die 10,000 Fr. darüber baar herauszahlen. Nachdem die Ladung eines Schiffes, 2000 Zentner, vollständig war, ging es unter Segel; zum Glück aber wurde es von dem Sturm in den Hafen von Algier getrieben. Dort konnte es sich nicht ausweisen und die Sache kam an den Tag. Der Betrüger selbst befand sich nicht am Bord. Das Blei soll übrigens für den ärgsten Feind der Franzosen, für Abd-el-Kader, bestimmt gewesen sein, und es ist also um so pikanter, daß der Betrüger die französischen Consuln benutzte, dem Abd-el-Kader Munition gegen die Franzosen zu verschaffen.

(Kunst) hat in Weimar den Carl Moor zu Pferde gespielt; er wurde gerufen, erschien und bedankte sich zu Pferde! Ist der Goethe'sche Geist denn so ganz von dir gewichen, erinnerungsreiches Ilm-Athen? Der Hund des Aubri vertrieb den Dichter, das lederne Voltigirpferd eines Kunst wird bewundert und angebetet, wo Tasso einst schwärmte und lebte.

(Newyork) hat nach der letzten Volkszählung 314,000 Einwohner. Jedes Jahr werden über 1000 neue Häuser erbaut. Seit 1835 hat sich die Bevölkerung um 45,000 Einwohner vermehrt.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 54.

Bremen, Donnerstag den 8. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 610. Laut Decret des Obergerichts vom 3. Juli d. J. ist für todt erklärt: Der Steuermann des Schiffes „Louise“ Nicol. Ernst Högemann, und ist das Jahr 1836 als das Sterbejahr angenommen.

— 611. Den 4. Juli. Der Schenkwirth Johann Hinr. Castendieck, 43 Jahr; Schwachhausen.

— 612. Den 4. — Elisabeth Carolina Johanna Mathilde Poser, 27 Jahr; kurze Wallfahrt Nro. 3.

— 613. Den 5. — Der Arb. Gerhard Kellermann, 56 Jahr; kl. Payekengang.

Nro. 614. Den 5. — Des vst. Zimmergesellen Herm. Otten Wittwe, geb. Hespe, 50 Jahr; Muggenburg Nro. 40.

— 615. Den 5. — Des Rademachers Wilh. Kracke Tochter, 1½ Jahr; Hastedt Nro. 99.

— 616. Den 6. — Des verst. Hermann Kück Wittwe, geb. Kück, 63 Jahr; Bleicherstraße N. 17.

— 617. Den 6. — Der Arb. Segelke Ahlers, 44 J.; Dreckort Nro. 27.

— 618. Den 7. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Lankenau Sohn, 1¾ Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 14 A.

Geburten:

Nro. 820. Den 2. Juli. Des Arbeitsm. Conrad Rudolph Ehefrau, geb. Benken, alten Steinweg Nro. 82; von einem Knaben.

— 821. Den 2. — Des Küpergesellen Joh. Georg Meyer Ehefr., geb. Schau, Knoopstraße Nro. 29; von einem Knaben.

— 822. Den 3. — Des Musikus Friedrich Gottlieb de Clercq Ehefr., geb. Feldhusen, gr. Johannisstraße Nro. 156; von e. Mädchen.

— 823. Den 3. — Des Kaufmanns Gustav Gerhard Ulrichs Ehefr., geb. Kort, Langenstraße Nro. 30; von einem Mädchen.

— 824. Den 3. — Des Kimmkermeisters Berend Henr. Garves Ehefr., geb. Schierenbeck, Pelzerstraße Nr. 18; v. e. Mädchen.

— 825. Den 3. — Des Küpergesellen Joh. Philipp Meyer Ehefr., geb. Lindemeyer, Obernstraße Nr. 54; von einem Knaben.

— 826. Den 3. — Des Schweineschlachters Johann Gerh. Biskanter Ehefr., geb. Falke, Osterstraße Nr. 46 A; von einem Knaben

— 827. Den 4. — Des Schweineschlachters Johann Diedrich Struß Ehefr., geb. Claussen, Neuenstraße Nr. 61; von e. Mädchen.

Nro. 828. Den 4. — Des Lehrers an der Handlungsschule Jean Charles Louis Pompée Ehef., geb. Hoppe, Dechanatstraße Nro. 1 B; von einem Knaben.

— 829. Den 5. — Des Leinewebers Joh. Gottfried Beyer Ehefr., geb. Elmers, Hastedt N. 88; von einem Mädchen.

— 830. Den 5. — Des Stuhlmachers Georg Heinr. Conr. Friedr. Holste Ehefr., geb. Hendrichs, Elms Hof Nr. 2; v. e. Knaben.

— 831 Den 5. — Des Cigarrenmachers Adolph Friedr. Klohs Ehefr., geb. Osterloh, Fehrfelde; von einem Knaben.

— 832. Den 5. — Des Arb. Eduard Ziegler Ehefr., geb. Walter, Osterthorswallstraße N. 55; von einem Knaben

— 833. Den 6. — Des Musicus Carl Aug. Friedrich Casdorff Ehefr., geb. Westendorff, Neuenmarkt Nr. 1; von einem Knaben.

— 834. Den 6. — Des Kaufmanns Carl Ludwig Erdmann Ehefr., geb. Cassens, Domshof Nro. 19; von einem Knaben.

— 835. Den 6. — Des Stuhlmachers Heinr. Anton Gercken Ehefr., geb. Berlitz, gr. Johannisstraße Nro. 195; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 55.

Bremen, Sonntag den 11. Juli 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 11. Juli.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Cand. Deetjen.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Dreier.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Frerichs aus Dythausen.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Erwiederung auf Musset's Rheinlied.

Ihr hattet einst ihn, unsern deutschen Rhein,
Und dennoch ist er ewig deutsch geblieben;
Ihr hattet einst ihn, unsern deutschen Rhein,
Doch deutsche Kraft hat euch von ihm getrieben!
Von Condé sprichst du, eurem tapfern Führer?
Wir weih'n als Feldherrn willig ihm Verehrung,
Doch mittelbar ward er der Flamme Schürer
In Deutschlands dreißigjähriger Verheerung.
Der Zwietracht Pfeil habt damals ihr entsendet,
Warum denn galt's in unser Reich zu brechen? —
Von fremdem Volk ließt ihr euch das versprechen,
Was ihr von unserm Eigenthum entwendet!

Ihr hattet einst ihn, unsern deutschen Rhein,
Doch eure Herrschaft trug euch keine Ehre,
Denn Druck und Willkür zogen mit euch ein,
Und Mann und Weib griff gegen euch zur Wehre.
Was euer mächt'ger Cäsar hat geschaffen,
Groß war's und blutig — doch nicht ungerächet!
Wie stimmt, was damals thaten eure Waffen,
Mit dem, was prahlend ihr von Freiheit sprechet?
Begeistert haben wir uns frei gefochten,
Zurück erobert, was ihr frech besessen —
Nie werden deutsche Mädchen es vergessen,
Daß sie dem deutschen Sieger Kränze flochten!

Ihr hattet einst ihn, unsern deutschen Rhein,
Doch nimmer sollt ihr wieder ihn besitzen;
Denn allzusehr könnt' unser weißer Wein
Die übermüth'gen Köpfe euch erhitzen.
Verlöschen nicht den Hufschlag eurer Rosse
Soll unser Lied, da ihr den Siegszug hieltet,
Erinnern nur euch an die lust'ge Posse,
Die ihr bei Roßbach unserm König spieltet.
Und wenn Europa euch den Kaiser raubte,
So hat er selbst der Feinde Zahl verschuldet;
Denn nur zu lange war er schon geduldet,
Der Frevel, den zu kühn er sich erlaubte.

Fest halten wir ihn, unsern deutschen Rhein,
Der deutsche Treu' in jedem Sturm bewähret,

Doch unsre Arme sollen offen sein,
Daß eure Gluth mit unserm Ernst sich paaret.
Zwei starke Völker zogen wir zum Siege,
Wie jedem grad' ein Feldherr ward gegeben;
Ist euer Land des raschen Muthes Wiege,
So ist beharrlich unser kraftvoll Streben.
Nie gab's zwei Völker, die, sich zu ergänzen,
Von der Natur so reich beschenket worden,
Und diese sollten nun sich wüthend morden,
Da sie vereinigt höher — mächt'ger glänzen?

Laßt ruhig fließen unsern deutschen Rhein,
Und bei der blut'gen Todten Angedenken
Laßt uns in seiner Fluthen Grab hinein
Das gegenseit'ge Grollen tief versenken!

A. Gtz.

Die Empörung der Spahi's in Vellore.

Von einem Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

Ich muß hier noch bemerken, daß unsere Mannschaft nicht einmal Zeit gehabt hatte, etwas mehr als ihre Beinkleider anzuziehen. Herr Jones und ich setzten Beide Soldatenmützen auf, nahmen Jeder ein Gewehr und marschirten mit den Soldaten vorwärts. Unser verwundeter Gefährte wollte uns lieber folgen, als in der Kaserne zurückbleiben. Als die ganze Mannschaft dieses Gebäude verlassen hatte, schaarten wir uns zwischen den Hütten, so gut es die Umstände erlaubten.

Je näher wir dem Walle kamen, desto mehr waren wir blosgestellt; doch fühlte ich mein Herz bei dem Gedanken erleichtert, daß man uns wenigstens nicht mehr wie Schafe in einer Hürde zusammenwürgen konnte.

Beim Magazin angelangt fanden wir die Thür offen und allen Kugel-Proviant durch die Insurgenten fortgeschafft. Jeder von uns erhielt einen Bündel blanker Patronen, und als wir sie empfangen hatten, stiegen wir an der innern Seite den Wall hinan. Capitain M'Lauchlan hieß uns in einer Bastion niedersitzen, bis unsere Mannschaft stärker sein würde. Die Pagode beherrschte hier den Wall, gegen den die Insurgenten, ohne eigene Gefahr, ein sehr heftiges Feuer unterhielten. Ein starkes Detaschement der Empörer besetzte die uns gegenüberliegende Bastion.

Als eine bedeutende Anzahl Leute eben auf dem Wall war, gab Herr M'Lauchlan den Befehl zum Aufbruch, stürzte aber bald, am Unterleibe schwer verwundet, zu Boden. In demselben Augenblicke stieß Capt. Barrow, der in einem Hause unter dem Walle wohnte, zu uns. Wir erstürmten sehr bald und mit mäßigem Verluste an Leuten die feindliche Bastion, in welcher ich mit Herrn Barrow mich begrüßte und ihm versprach, unter seinem Befehle zu bleiben. Capt. M'Lauchlan wurde mit andern Verwundeten hierhergebracht und unter Obhut zurückgelassen.

Capt. Barrow führte uns an den Eingang der Bastion, wo uns gleich ein sehr lebhaftes Feuer aus der Pagode, die auch diesen Theil des Walles vollständig beherrschte, und aus anderen benachbarten Gebäuden bestrich. Die Insurgenten hatten das Zahlungs-Amt geplündert, und ganze Beutel mit Rupien lagen über den Wall verstreut. Da es an Kugeln fehlte, so rief ich unseren Leuten zu, sie möchten es mit Rupien versuchen, und bald hörte ich einen Unteroffizier, der so glücklich gewesen war, einen Insurgenten mit einer Rupie, die er in sein Gewehr geladen, zu erschießen, triumphirend ausrufen: „Wechsle mir das Geldstück wenn du kannst!"

Auf dem Walle standen mehrere Häuser. Vor einem derselben lag sein Besitzer, der Capitain David Willison, auf grausame Weise gemordet. Im Eingang eines anderen Hauses, wo die Familie des Lieutenants Elley wohnte, fanden wir den verstümmelten Leichnam eines von den Kindern. Von Zeit zu Zeit ließen sich in verschiedenen Theilen des Forts und auf dem Parade-Grund große Abtheilungen Spahi's blicken; und die Mannschaft am Eingang der Bastion hatte von dem mörderischen Feuer der Insurgenten viel zu leiden. Eine Kugel fuhr dem Lieutenant Mitchell durch die Handwurzel, und der starke Blutverlust machte ihn ganz unfähig, noch ferner am Kampfe Theil zu nehmen. So blieben nur noch Capt. Barrow, Herr Jones und ich als Befehlshaber bei der Mannschaft.

Wir ließen auf den verschiedenen Querwällen und am Thorwege der Bastion eine starke Wache zurück und brachen dann mit Capt. Barrow auf, um das bombenfeste Magazin an der entgegengesetzten Seite des Forts zu erreichen. Gerade vor uns lag eine Winkel-Bastion, von welcher die Insurgenten sogleich ein lebhaftes Feuer gegen uns eröffneten. Capt. Barrow und ich wurden zu gleicher Zeit ver-

wundet — ich am Hacken, doch unerheblich; aber Herrn Barrow fuhr eine Kugel dicht über dem Knie durchs Bein. Da er ohne Beistand nicht mehr weiter konnte, zog die Mannschaft an uns vorüber. Ein Soldat half mir, den Capitain unterstützen; er fragte mich, ob ich verwundet wäre, und als ich dies verneinte, sagte er: „Dann ziehen sie um Gottes willen mit der Mannschaft weiter.“ Ich gehorchte, und schloß mich den Leuten an, als sie eben in die Winkel-Bastion einrückten. Der Insurgenten-Haufe, der dieses Werk besetzt gehalten, floh nach allen Richtungen.

Die Soldaten fragten mich sogleich, ob Capt. Barrow kampfunfähig sei, und als ich dies bejahte, sagten sie mir, sie seien jetzt ohne Befehlshaber. Ich versicherte ihnen, der Capitain habe mir und Herrn Jones zur Pflicht gemacht, ihn zu vertreten, und das beruhigte sie.

Hier ereignete sich eine Scene, die, so bedenklich unsere Lage war, vielen Stoff zum Gelächter gab. Einer der Kranken aus dem Hospitale, das unterhalb des Walles an die Bastion sich lehnte, kam zu uns; dieser Mann erzählte, die Spahi's hätten das Hospital überfallen, sämmtliche Preßhafte, die sich von der Stelle bewegen konnten, hinausgetrieben und die Zurückbleibenden barbarischer Weise gemordet. Er selbst hatte sich während dieser Gräuel versteckt, und es bedurfte geringer Scharfsinnigkeit, um zu errathen, was für ein Ort sein Asyl gewesen. Der parfümirte Flüchtling, der sich über das Gelingen seiner List ganz läppisch freuete, war für Augen und Nase eine so fatale Acquisition, daß Wenige den Muth hatten, ihm nahe zu kommen, und ein Soldat ihm zurief: Du brauchst, hol' mich Dieser und Jener, keinen Spahi zu fürchten — rücke ihm nur dicht auf den Leib, und ich wette, er rennt davon, wie ein Hase!

Indessen verstärkte sich unser Trupp noch bedeutend; wir ordneten uns und brachen auf, um aus der Bastion auf den Weg nach dem Magazin zu kommen. Aus dem Thorweg einer Scheune unten am Wall, an der wir vorbei mußten, wurde gefeuert. Wir stiegen sogleich den Wall hinab und stürmten allzumal in das Thor. Ein Spahi, auf den ich losging, schoß mir die Mütze vom Kopf. Dieser Mann gehörte zu demselben Bataillon, wie ich, und war mir sehr bekannt, da er oft ins Hospital gekommen. Ich rief fast unwillkührlich: „Was! Adam Chan?!“ (dies war sein Name). Jetzt erkannte er auch mich und entgegnete: Sajib, Sajib, — mhuf kiro! (Ach, verzeiht mir, Herr!)

Acht Insurgenten waren im Thorweg, und nur einer von ihren Schüssen hatte getroffen — so wurden wir der Scheune leicht Meister. Wir legten unseren verwundeten Kameraden auf die Kornsäcke, und ich versprach, seiner zu pflegen, falls ich mit dem Leben davonkäme. Als ich aber nach einigen Stunden dahin zurückkehrte, fand ich, daß unser Schießen die Kleider der Spahi's in Brand gesteckt und daß die Flamme auch die Kornsäcke ergriffen hatte. Wahrscheinlich war unser armer Kamerad den gräßlichen Feuertod gestorben, denn sein Körper und die Körper der Spahi's waren beinahe in Kohlen verwandelt. Diese Entdeckung schmerzte mich sehr, ich hatte aber wenigstens jede Vorkehrung getroffen, welche die Umstände erlaubten. Als wir wieder auf den Wällen ankamen, empfing uns die Mannschaft mit jauchzender Freude.

Wir rückten nun gerade auf das Magazin los, das wir bald erreichten. Ich stieg mit wenigen Leuten den Wall hinab, um, wo möglich, die Thür zu erbrechen. Das Magazin war von einer niedrigen Mauer umgeben, deren Pforte wir offen fanden; wir traten hinein und hatten gleich einen sehr traurigen Anblick. Die ganze europäische Wache war ermordet; die Schildwache hatte man einige Ellen weit von ihrem Posten gezogen; allein der Korporal war schlafend durch den Kopf geschossen worden, und auch die Übrigen lagen so, daß sie keinen Wiederstand geleistet haben konnten. Wir versuchten mit unseren Bajonetten u. s. w. das Vorlegeschloß des Magazins zu sprengen, allein vergebens. Als ich Jones davon in Kenntniß setzte, bat er mich, wieder herauf zu kommen, stieg dann selbst hinab und zeigte mir bald an, daß es ihm gelungen war. Ein Fäßchen Munition wurde auf den Wall gebracht; es enthielt aber nur loses Pulver.

Da unser Versuch, einen Vorrath an Munition zu erhalten, gescheitert war, beschlossen wir, nach dem Thorwege der ersten Bastion, die wir erobert hatten, umzukehren und die Flagge von Mysore im Vorübergehen herunter zu nehmen. Drei Mann erboten sich zu diesem Wagestücke. Der erste wurde erschossen, als er erst wenige Staffeln hinan war; der Zweite, Sergeant Macmanus kam unter einem fürchterlichen Feuer glücklich hinauf; der Dritte aber blieb am Fuße der Leiter stehen, um, falls dem Sergeanten etwas begegnete, sofort hinanzusteigen. Als mein Freund Jones aus den Händen des Sergeanten Macmanus die Flagge empfangen hatte, zogen wir weiter. Am Thorwege angelangt, erfuhren wir, Capt. Barrow sei in den Cavalier zurückgebracht worden,

wo auch M'Lauchlan lag, und seine Frau und Kinder seien dort zu ihm gekommen. Aus dem Hause des Obersten Mackerras brachte uns ein Soldat etwas Wein und Ananas. Bald hörten wir einen Freudenruf der Wache auf der Cavallerie-Bastion; da man von dort auf diesem Posten sehen konnte, was von Arkot her kam, zweifelten wir nicht, daß ein Hülfs-Corps in Anmarsch sei*); und wenige Augenblicke später erschienen Oberst Gillespie und Capt. Wilson vom 19ten Dragoner-Regiment im Thorwege. Was ich in diesem Augenblicke fühlte, ist nicht zu beschreiben.

(Schluß folgt.)

Züge aus dem Leben La Tour-d'Auvergnes.

(Schluß.)

Am 2. August 1794 griff General Moncey an der Spitze seiner Division den feindlichen Posten bei Passages an; er vertrieb ihn von dort nach kurzem Widerstande und benutzte den Vortheil, unverweilt vor San Sebastian zu rücken. Dort eingetroffen, bemächtigte er sich der Anhöhen, welche die Stadt beherrschen und in gleicher Höhe mit den Batterien der Citadelle liegen. San Sebastian hatte eine Garnison von 2000 Mann, seine Wälle waren mit einer furchtbaren Artillerie besetzt und die kleine französische Division erwartete Verstärkungen und befand sich ohne Belagerungsgeschütz.

In diesem Zustande der Dinge erbot sich La Tour-d'Auvergne, welcher ebenso wie General Moncey der Ansicht war, daß die Niederlagen der spanischen Armee Schrecken in der Stadt, verbreitet haben müßten, denselben durch Drohungen noch zu vermehren. Er begab sich in die Stadt, deren Einwohner und Besatzung durch Meinungsverschiedenheit entzweiet waren. Der tapfere und gelehrte Capitain besaß außer der Kenntniß der spanischen Sprache eine sehr überredende kriegerische Eloquenz; er hielt an das Volk auf dem öffentliche Platze eine Anrede, conferirte mit dem Alcalden Michelena, setzte den Gouverneur durch eine Schilderung der französischen Streitkräfte in Schrecken und drohete ihm, daß die Artillerie der Franzosen unverweilt die Stadt in Asche legen werde. Die auf ihre Anzahl vertrauende Garnison wollte sich durchaus zur Wehre setzen, aber der Gouverneur gab den Besorgnissen der durch La Tour-d'Auvergne Drohungen erschreckten Einwohner nach und entschloß sich, obgleich mit großem Widerwillen und nach langem Bedenken, zu capituliren. Endlich sagte er dem französischen Parlamentair: „Aber, Capitain, Sie haben noch nicht einen einzigen Schuß gegen meine Citadelle gerichtet; thun Sie mir die Ehre an, sie zu begrüßen, widrigenfalls kann ich, wie Sie selbst einsehen werden, sie Ihnen nicht überliefern." La Tour-d'Auvergne kehrt in's Lager zurück und läßt den einzigen Achtpfündner, den die französische Armee besitzt, anfangen zu feuern; die Batterien der Stadt antworten darauf durch einen Kugelhagel. Der unerschrockene Capitain kehrt nun sogleich nach San Sebastian zurück und veranlaßt den Gouverneur, ihm die Schlüssel der Festung zu überliefern.

Die Capitulation von San Sebastian wurde am 4. August unterzeichnet; die Garnison zog mit allen Kriegsehren ab, blieb aber kriegsgefangen. Die Einwohner empfingen die Franzosen mit Freuden, während die spanischen Soldaten, unzufrieden darüber, sich ohne alle Gegenwehr ergeben zu haben, nach Oyazun abgeführt wurden. Die Spanier hatten ungeheure Vorräthe an Kriegsmunition, Getreide und Reis in San Sebastian aufgehäuft. Unsere damals so ärmlich ausgestattete Marine fand überdies noch große Vorräthe von Leinewand, Hanf, Kupfer, Eisen, Pulver, Blei und hundert und vier und zwanzig Schiffskanonen.

Dieser merkwürdige Erfolg, welcher die Franzosen zum Herrn von Guipuzcoa machte, war das Werk des bescheidenen Capitain La Tour-d'Auvergne, der bei dieser Gelegenheit bewies, daß er ein ebenso gewandter Unterhändler wie unerschrockener Officier sei.

La Tour-d'Auvergne bewirkte einige Zeit nach der Einnahme von San Sebastian die Vereinigung seiner Grenadier-Division mit der Colonne des Centrums durch das Bastan-Thal, überschritt für unersteigbar gehaltene Berge, um den Feind zu überrumpeln, nahm demselben durch rasch ausgeführte, kühne Handstreiche alle Redouten, welche die Vertheidigungswerke der Spanier auf diese Linie bildeten, und machte bei dieser glänzenden Expedition 9000 Gefangene.

Diese Erfolge des französischen Heeres zwangen den König von Spanien um Frieden zu bitten, der ihm denn auch gewährt und am 16. Juli 1795 in Basel unterzeichnet wurde.

*) Arkot liegt nur wenige deutsche Meilen südöstlich von Vellore und an demselben Flusse.

Helgolander und Helgolanderinnen*).

(Von Theodor von Kobbe.)

Die Helgolander bilden ein originelles, imposantes Völkchen. So viele Köpfe man auf der weiten Insel erblickt, so viele Männer im moralischen Sinne des Wortes sieht man auch. In jeden ist ein fester Charakter eingegraben, ein tiefer Lebensernst liegt auf aller Gesicht; sie kommen Einem zuweilen vor wie politisch religiöse Flüchtlinge, ihre körperlichen Bewegungen, die Art und Weise sich auszudrücken, sind die eines würdevoll vornehmen, durch manches Unglück gebeugten Mannes. Oft erschienen sie mir wie Königssöhne, welche von einer großen Insel angezogen sind, und Fürstentöchter entfernter Länder sich geholt haben, die aber, zurückgekehrt, den größten Theil ihrer unermeßlichen Insel durch einen bösen Geist weggezaubert sehen, und nun mit ihren schönen Weibern auf dem übriggebliebenen Felsblock zu plebejischer Arbeit und plebejischem Mangel verurtheilt sind. Da hilft kein süßes Schmeicheln der Frauen, welche willig die Last des Tages tragen; bei seinem Anbruch verläßt der Helgolander sein Lager und starrt bis zur einbrechenden Nacht in das weite Meer, als ob er den Moment erwarte, wo der Zauberer die geraubte Insel wieder emportauchen läßt, damit auch er seiner Frau einen würdigen königlichen Sitz, das Erbtheil der Väter, bieten könne.

In der That treiben die Helgolander ein solches dolce far niente, wie dies die Italiener nur immer unter ihrem milden Himmel thun mögen. Wenn sie nichts mit ihrem Fischfange und ihrem Lootsengeschäft zu thun haben, starren sie den ganzen Tag in das weite Meer hinein und dulden es mit orientalischer Ruhe, daß ihre armen Weiber und Kinder, namentlich auch die kleinen Mädchen, alle häuslichen Arbeiten, ja sogar die Tagelöhnerdienste, ausschließlich verrichten, und auf diese Weise selbst den Unterhalt der Männer erwerben. So schleppen die armen Frauen jetzt sämmtliche Mauersteine, welche zu einem Bau unfern des Leuchtthurms verwandt werden sollen, hinauf. Acht dieser Backsteine ist eine gewöhnliche Tracht, doch werden die kleinen Mädchen sogar angelernt, wenigstens einen zu tragen.

Übrigens finden die Helgolanderinnen ein solches Joch billig und gerecht. „Unsere Männer," pflegen sie zu sagen, „wagen Leib und Leben auf der See für uns, es ist daher „billig, daß wir die Zeit, da sie auf der Insel leben, für „ihre Ruhestunden ansehen, in denen ja jeder Moment sie „zu ihrem großartigen und lebensgefährlichen Beruf wieder entbieten kann." Die Helgolanderinnen sind von seltener Schönheit und trotz der Arbeit, welche sie in den zartesten Kinderjahren zu beschäftigen anfängt, von zierlicher, ich möchte sagen, vornehmer Bildung. Da es nur wenig vermögende, aber auch wenig unverheirathete unter ihnen giebt, so kann man sicher annehmen, daß nirgends mehr Ehen aus reiner Liebe geschlossen werden als hier. Jede Neigung der Helgolanderinnen trägt den Charakter von Egmonts Klärchen oder des Käthchens von Heilbronn. Die früh geschlossene Ehe verändert nicht die schwärmerische Verehrung, die unbedingte Hingebung der freudig gehorchenden Braut. Gleichwohl will es mir vorkommen, als ob diese Liebe der Helgolanderinnen von ihren Gatten nicht in demselben Maaße erwiedert werde; mag dies zum Theil in dem egoistischen Charakter der Männer, welche durch eine unbedingte Klärchenliebe zu leicht ermüdet werden, oder auch in dem baldigen Verblühen der jungen Frauen liegen. Diese traurige Metamorphose hat wenig Ausnahmen und es ist in der That auffallend, wie schnell, fast wie in einer Raimundschen Zauberoper, sich meistens diese Verwandlung zeigt. Indessen concurriren hierfür mehrere Gründe; schnell auf einander folgende Wochenbetten der neu Vermählten, die schwere Männerarbeit, welche auf ihre zarten Schultern gelegt wird, die unzureichende Nahrung, welche gewöhnlich nur aus getrockneten Fischen und Kartoffeln besteht, vor allen Dingen aber die Herzensangst, welche die jungen Frauen ergreift, wenn ihre Männer im Wellengebraus mit dem menschenmörderischen Sturm kämpfen. Alle diese Umstände tragen gewiß das Ihrige dazu bei, um so früh die Blüthen der Schönheit von den rosigen Helgolanderinnen abzustreifen.

*) Aus: „Die Ost- und Nordsee von Th. v. Kobbe und W. Cornelius", einer Abtheilung des Werkes „das malerische und romantische Deutschland."

Riemer's Mittheilungen über Goethe.

Das Interesse der Deutschen für ihren größten Dichter ist schon zum Uebermaaß ausgebeutet worden; es ließ sich sogar das endlose Geschwätz des sechsbändigen Zelter'schen Briefwechsels gefallen, um die Goldkörner herauszulesen,

obwohl manchen Leser dünken mochte, man könne auch das Gold zu theuer kaufen. Herr Riemer scheint versucht zu haben, wie viel die deutsche Geduld ertrage. Nehme keiner das Werk zur Hand in der Erwartung, Geist und Gemüth im Anschaun einer großartigen Dichternatur zu erfrischen und durch diese „Mittheilungen“ tiefer in das Weben und Wirken derselben eingeführt zu werden. Irrthümlich nannten wir das Werk ein reichhaltiges; uns täuschte das Aushängeschild und der vielversprechende Eingang.

Die Größe wird nur von der Größe ganz verstanden, und es kann deshalb noch wohl ein Jahrhundert vergehen, ehe Goethe einen, seiner würdigen, Biographen findet. Auch das für Hohes und Schönes empfängliche, durch Selbstsucht noch nicht verkrüppelte Gemüth vermag durch Liebe sich ihr zu nähern und den Eindruck der Totalität wiederzugeben; so hat sittliche Größe stets in weiblichen Seelen den reinsten Spiegel gefunden, weil nur sie groß genug sind, sie zugleich zu fassen und nicht zu beneiden. Wenn aber ohne Ahnung von diesem geistigen Ganzen das Charakterbild eines Mannes aus tausenderlei Kleinigkeiten, einem Lexikon gleich, zusammengetragen wird, da wenden wir uns unwillig ab und nicht einmal die scheinbare Liebe zu dem Geschilderten kann uns damit aussöhnen, weil sie bei so kleinlich gesinnten Menschen mehr Eitelkeit als Liebe ist, und im Grunde mit der splitterrichtenden Polemik auf einem und demselben Boden wächst.

In der bezeichneten kleinlichen Manier ist das Riemer'sche Werk (zwei Bände von mehr als 1200 Seiten) von Anfang bis zu Ende gearbeitet. Der erste Band schildert, vom Körperlichen anhebend, das Wesen des Dichters nach seinen Aeußerlichkeiten. Die einzelnen Fächer „Persönlichkeit, Gesundheit, Charakter, Gesinnung, (als wäre nicht Gesinnung das A und O des Charakters) Thätigkeit u. s. w. gleichen Zettelkästchen, die vor uns ausgeschüttet werden. — Stellen aus Goethe's Schriften (aus denen z. B. eine Stelle angezogen wird, um den Satz zu erhärten, daß jeder Mensch seine Schwächen habe), Citate aus alten Classikern bei den handgreiflichsten Dingen, hin und wieder ein pikantes Anekdötchen, (z. B. unter der Rubrik „Eigenheiten“ erfahren wir, daß Goethe nicht leiden konnte, daß Oehlenschläger mit allen fünf Fingern knackte und Heinrich Voß „mit dem einen Beine beständig schütterte“ und endlich ein unerquickliches, breites Räsonnement. Denn welcher verständige Mann schreibt wohl drei Seiten über die Gründe von Goethe's Hundefeindschaft? Wir Deutschen haben doch jetzt wohl an wichtigere Dinge zu denken. — Der zweite Theil bringt uns ein in ähnlicher Weise componirtes Leben Goethe's seit seiner Ankunft in Weimar. Wem damit gedient sein soll, sieht man nicht ein; denn es ist mit Ausnahme einiger unbedeutenden neuen Beiträge aus gedruckten und allgemein bekannten Werken, meist Briefen Goethe's, zusammengesetzt. Ueberdieß macht dem Verfasser die Polemik gegen Schiller, dem beinah jedes gegen Goethe's Ansichten vorgebrachte Wort als Undank angerechnet wird, eben so wenig Ehre als sie dem Angegriffenen schaden kann. Ergötzlich ist, daß der Verfasser unter der Rubrik „Wohlthätigkeit“ nicht vergessen hat einzutragen, daß Goethe Wagen und Pferde herlieh, um Schiller bei seiner Uebersiedelung von Jena nach Weimar herüberzuholen. Unbegreiflich ist, daß der Verfasser, der sich eines 30jährigen Umgangs mit Goethe rühmt, nicht im Stande war, mehr Mittheilungen von Werth zu machen. Was diesen Namen verdient, z. B. die Aufschlüsse über Bettina's Briefwechsel, ließe sich bequem auf ein Paar Bogen bringen. Eine häusliche Scene während der Besetzung Weimars nach der Jenaer Schlacht werden wir unsern Lesern in der nächsten Nummer unseres Blattes mittheilen.

* Hamburger Schiff Louise.

In Beziehung auf das genannte Schiff schreibt ein Hamburger Rechtsgelehrter unter dem 6. Juli d. J.: „Ihren Wunsch in Betreff des Schiffs Louise anbelangend, kann ich Ihnen für jetzt nur mittheilen, daß der Vice-Präsident unseres Handelsgerichtes am vorigen Freitag als Commissar nach Cuxhaven gegangen ist, um die Instruction der Sache einzuleiten. Unsere neueste, für diesen Fall speciell erst gegebene Gesetzes Vorschrift, nach welcher die Angelegenheit dem Handelsgerichte überwiesen, wird von der Mehrzahl der hiesigen Juristen für sehr unpassend gehalten. Man ist dadurch auch schon einigermaßen in Verlegenheit gerathen. Nachdem nämlich der Prisenmeister erklärt hat, er wolle nicht klagen, ihn kümmere überhaupt die einzuleitende Proceedur ganz und gar nicht, er erbitte sich Empfangschein und hiemit sei seine Function zu Ende, — nachdem derselbe hierauf ohne Weiteres abgereiset ist, hat man sich genöthigt gesehen die Sache dem öffentlichen Ankläger — hier allemal Einer der Syndici — zu überweisen. Es steht dahin, ob die Sache noch bis zu den Ferien (15. Juli) vorkommen wird.“ —

Theater.

In Beziehung auf den Artikel Theater im letzten Bürgerfreunde ist als Berichtigung zu bemerken, wie das dort erwähnte Schreiben nicht von der gesammten Direction des Vereines für den Theater-Neubau, sondern vielmehr von einem Mitgliede derselben ausgegangen ist.

Die Redaction.

Miscellaneen.

(Katholiken in Nordamerika.) Der erste katholische Bischof in den vereinigten Staaten Nordamerika's wurde im Jahre 1790 erwählt. Seitdem hat die Zahl der Katholiken durch die Erwerbung des ehemals französischen Louisiana's und die europäischen Einwanderungen sich außerordentlich vermehrt. Gegenwärtig haben sie bereits 12 Diöcesen, 1 Erzbischof, 13 Bischöfe, 198 Prediger, 300 Kirchen, 143 Stationen, 12 Seminarien, 37 Akademien für das weibliche Geschlecht, 23 Nonnenklöster und 37 wohlthätige Anstalten.

(Industrie.) Ein Papierfabrikant in Gent, Hr. Dierier, läßt alle Spargelabfälle in Gasthöfen und großen Häusern sammeln, und verfertigt daraus Papier, das sehr weiß und stark sein, und nur die Hälfte des Lumpenpapiers kosten soll.

(Der Optikus Christeinicke in Lübeck) zeigt einen electromagnetischen Telegraphen. Er hat die normale Größe, macht die Zeichen sowohl sichtbar als hörbar und schreibt im eigentlichen Sinne des Wortes die Nachrichten buchstäblich nieder, in jeder beliebigen Sprache, mit oder ohne stenographische Zeichen.

(Chromatische Pauke.) Wir können uns nur auf Pauken-Concerte und Pauken-Virtuosen gefaßt machen; in Amiens hat Paul Fermany eine chromatische Pauke erfunden, die aus funfzehn Fellen zusammengesetzt ist, welche die ganzen und halben Töne einer Octave hervorzubringen im Stande sind.

(Leipzig, 24. Juni.) Mehr Rosen als gestern und heute werden wohl in unsern hiesigen Gärten im ganzen Jahre nicht wieder gebrochen werden, alle zum Schmucke der Grabstätten unseres Friedhofes, welchem auch am Johannistage die Bewohner von Stadt und Umgegend in dichten Reihen zuwandern. Diesem jährlich wiederkehrenden Feste gesellt sich diesmal die Erinnerung an die vorjährige, heute begonnene Jubelfeier der Guttenbergskunst, welche durch Ausgabe der vom Festcomité veranstalteten ausführlichen Festbeschreibung, so wie durch eine Ausstellung aller dabei verwendeten Fahnen und anderer Insignien und der hiesigen Buchdruckerinnung zugekommenen, der Feier gewidmeten Gegenstände, recht passend angeregt worden ist.

(Die Leipziger,) welche in den Pfingsttagen Hamburg besuchten, haben sich jetzt über die Prellereien beklagt, denen sie vielfach ausgesetzt waren.

(Heizungs-Verein.) Noch ein Verein, ein grandioser! — man könnte ihn einen erhabenen nennen, wenn er nicht eine Meile tief in die Erde dringen wollte. In Paris nämlich hat sich Hr. Mülot, der Sohn dessen, der den artesischen Brunnen in Grenelle gebohrt hat, mit vielen speculativen Köpfen vereinigt, um über 28,000 Fuß, d. h. über eine Meile tief in die Erde zu bohren und von da die gehoffte Glühhitze durch feuerfeste Röhren in die Werkstätten und Oefen der Wohnzimmer zu leiten. Also analog der Gas-Compagnie eine Heizungs-Compagnie. Hr. Mülot gedenkt die Sache mit Hülfe von Dampfmaschinen in fünf Jahren zu einem glücklichen Ende zu bringen. Warum sollt' es nicht möglich sein, die Erde, die zuweilen ihren Überfluß an innerm Feuer gewaltsam und vernichtend durch einzelne Krater treibt, zu vermögen, auf eine kunstgerechte, nutzreiche Weise ihren Wärmestoff herzugeben? Kann man ihre feurige Poesie des Herzens nicht benutzen zum Heizen? Die Holznoth hat dann ein Ende, die Romantik der feuerspeienden Berge und Erdbeben verschwindet und der Winter verliert seine Macht.

(Das Karbolein.) Der neue Brennstoff, das Karbolein, besteht aus nichts als gewöhnlicher pulverisirter Holzkohle, vermischt mit irgend einem Oel, gleichviel ob aus Theer- oder Pflanzenstoff. Die Masse wird in harte Blöcke zusammengedrückt und giebt dann eine fünfmal stärkere Hitze als die besten Steinkohlen. Die Ersparniß soll sehr bedeutend sein. Die Versuche in Paris sind ganz gelungen.

(Ein Sonderling aller Sonderlinge.) Dies war unstreitig der Kaufmann Demitof in Moskau, ein Mann von einem unermeßlichen Vermögen, von dem man der Anekdoten unzählige hat. Hier eine davon: Ein gewisser Mäder war in seinen Vermögens-Umständen sehr zurück gekommen, konnte sich selbst nicht helfen, und glaubte, Demitof werde ihn aus seiner Verlegenheit retten. Er ging nach Moskau, suchte Demitof auf, und eilte zu ihm im bloßen Hemde von grober Leinwand. „Wer bist Du?" — „Ich heiße Mäder und bin ein Mäkler." — „Was willst Du?" — „Demitof hören und sehen, der seinen Ruf durch so schöne Handlungen gegründet hat." — „Wie bist Du nach Moskau gekommen?" — „Auf einem Schlitten." — „Bist Du ein guter Reiter?" — „Ja, mein Herr." — „Du siehst auch ganz darnach aus. Aber ich hätte Lust, eine Probe zu machen." — „Das hängt bloß von Ihnen ab." — „Allons, Mäder, stelle Dich auf Hände und Füße, ich will Dein Reiter sein." — Als Demitof es überdrüssig war, ihn im Hofe im Schnee herum galoppiren zu lassen, sagte er zu ihm: „Gut, Du bist mein Mann, komm' mit mir herauf, Du wirst Hunger und Durst haben, bist Du ein guter Trinker? was trinkst Du gern? — „Was Ihnen beliebt; wir wollen mit Punsch anfangen." Sogleich läßt Demitof seine schönste und prachtvollste Terrine mit Punsch füllen, gießt ein Glas voll und reicht es Mäder. „O!" sagte dieser, „so trinke ich nicht." — „Wie trinkst Du sonst? Nun gut, so trink' auf Deine Weise." Mäder ergriff die Terrine, setzte an und leerte sie aus, warf sie mitten in's Zimmer, daß die Scherben um Demitof's Kopf flogen und schrie laut: „Es lebe Demitof! hoch lebe Demitof!" Demitof hierüber ganz entzückt, fiel Mäder um den Hals und umarmte ihn zärtlich. „Zum Teufel, Du bist ein Kerl von meinem Schlage," rief Demitof, „Du bist zu meinem Glücke geboren; kann ich etwas für Dich thun, so sage es mir geradezu." Nachdem Mäder ihm seine Lage geschildert und geäußert hatte, daß 40,000 Rubel solche verbessern könnten, äußerte Demitof, ihn an's Herz drückend: „Ist's weiter nichts? Freund, Bruder!" Er zahlte ihm sogleich 40,000 Rubel und „nun, Mäder, mach' mich noch einmal glücklich." —

„Wohl zehn Mal.“ Demitof befahl, die zweite schönste Terrine, mit Punsch gefüllt, zu bringen. Man brachte sie. „Nun Mäder, halt' Wort.“ — „Demitof soll leben!“ schrie Mäder, leerte die Terrine, warf solche vor Demitofs Füßen in Stücke, und fing diesen, der freudetrunken in seine Arme fiel, auf! „Das war der glücklichste Tag meines Lebens!“ rief Demitof aus, als er wieder zu sich selbst kam, und beurlaubte sich, ohne daß Mäder ihn je wieder sah.

(Gutzkows Patkul) ist in Berlin mehrmals hinter einander mit großem Erfolg gegeben worden; der Dichter ward stürmisch hervorgerufen. Die Macht des unmittelbaren Eindrucks war bedeutend und überwand die kritischen Häkeleien, die sich jetzt schon etwas voreilig breit machen. Gutzkow hat die gräßliche Geschichte dadurch zu einer tragischen gemacht, daß er den Helden als einen Demokraten am Hofe schildert, der bei der Schlechtigkeit damaliger Politik durch diese selbst seine reinen Zwecke für Liefland erreichen will, und dadurch schon, daß er in russischer Uniform seine Posa-Ideen vorträgt, den Keim des Zwiespalts enthüllt, der seinen Untergang motivirt. Die leichtsinnige Zerstörungssucht des Kurfürsten, die allein einen solchen Bruch des Völkerrechts möglich machte, erscheint besonders in der Liebe zu Patkuls Braut; hiedurch wird der entscheidende Moment herbeigeführt und eine Effectscene für das Theater gewonnen. Der Charakter des Kurfürsten ist gut gezeichnet und seine Wendung zum Bessern wohlthuend. Einzelne herrliche Stellen entschädigen für andere, die nicht gehörig hervortreten. Wir müssen mit Dank die baldige unverstümmelte Aufführung dieses Werks anerkennen, das ein schönes Zeugniß freien Sinnes, ernsten Strebens und reichen Talentes ist. Bei der neuen weitverbreiteten Regsamkeit für dramatische Poesie bedarf es eigentlich keiner Preisaussetzung, sobald das Gute, was die Dichter schon selbst bieten, sich rasch erfolgender würdiger Darstellung zu erfreuen hat.

(Ein seltsamer Prozeß.) Fast alle holländischen Journale enthalten seit einigen Tagen sehr weitläufige Angaben über einen Prozeß, der vor 14 Tagen vor dem Gerichtshofe zu Amsterdam verhandelt wurde; und seines Gegenstandes wegen die Neugierde des Publicums sehr reizte. Es war wirklich komisch, vor Gericht verhandeln zu sehen, ob der Mantel, den die Königin bei Gelegenheit der Huldigung trug, von echtem Hermelin war, oder nicht. Ein Pelzhändler der Stadt hatte diesen Mantel geliefert, und ein anderer, der auf die einem Collegen zugewendete Gunst neidisch war, ließ in den Journalen anzeigen, jener Lieferant lasse sehr mit Unrecht öffentlich den angeblichen Hermelin rühmen, den er der Königin verkauft, da das, was er für Hermelin ausgegeben, weiter nichts als Wiesel wäre. Darum wurde er wegen Verleumdung verklagt und vor Gericht zitirt, um Ehrenerklärung zu geben. Der Vertheidiger erbot sich, durch Sachverständige zu beweisen, daß der Mantel der Königin wirklich nicht von Hermelin sei, das Gericht sah aber ein, daß, um diese Untersuchung anstellen zu lassen, der Mantel der Königin vor Gericht gebracht werden müsse, und daß dieselbe dies sehr wohl verweigern könnte. Auf der andern Seite sah aber auch das Gericht in den Anzeigen des neidischen Pelzhändlers keineswegs etwas Verleumderisches, und der, welcher den Mantel lieferte, konnte also die Ehrenerklärung nicht erlangen, auf die er angetragen hatte.

(Falsche Banknoten.) Seit geraumer Zeit kamen viele falsche Banknoten an die Nationalbank zu Wien und alle Mühe, die Spitzbubenquelle zu entdecken, war vergebens. Jetzt ist sie gefunden, eine angesehene Kattunfabrik zu Kuttenberg in Böhmen war auf diese Weise zu großem Reichthum gekommen. Die Thäter sind verhaftet und haben eingestanden, daß sie für 80,000 Gulden C. M. falsche Banknoten in Umlauf setzten.

(Über die Verfälschung der Lebensmittel in England.) Ein englischer Arzt, Namens Curtis, hat eine Schrift über den Einfluß der Gesundheit auf die Gehör- und Gesichtsorgane herausgegeben, da er namentlich als Ohrenarzt an einem Krankenhause angestellt oft Gelegenheit hatte, die schlimmen Folgen einer mangelnden Gesundheitspolizei zu sehen. Unter andern Nachtheilen kommt er auch auf die Verfälschung von Lebensmitteln, und bemerkt hierüber Folgendes. „Gegenwärtig wird die Verfälschung von Bier, Brod, Wein, Thee und Caffee in einem wirklich schamlosen Grade betrieben, und dies hat einen sehr ausgedehnten, wenn auch unbeachteten Einfluß auf die allgemeine Gesundheit und auf die Gehör- und Gesichtsorgane. Würde z. B. die Malz- und Hopfensteuer abgeschafft, so wäre die Hauptveranlassung zur Verfälschung des Bieres entfernt, und man könnte dasselbe erhalten ohne Beimischung von Brechnuß, Kokelskörnern und dergleichen, die jetzt so vielfach angewendet werden. Eine schwere Abgabe auf diese Verfälschungsmittel und strengere Strafen gegen diejenigen, welche über der Anwendung derselben ertappt werden, würden das Übel bedeutend mindern und dem Volk eine gesündere Nahrung sichern. Die Ausdehnung, in der die Verfälschung betrieben wird, ist einer der vielen Beweise für die Nothwendigkeit einer Medicinalpolizei, deren Pflicht es wäre, alles, was der öffentlichen Gesundheit nachtheilig sein kann, zu verhindern. Es ist seltsam, daß England, dessen Bewohner im Rufe stehen, hinsichtlich ihrer Gesundheit sehr vorsichtig zu sein, das einzige Land ist, das ein solches Institut nicht kennt, und daß man also fortdauernd der Gefahr einer Verfälschung der Lebensmittel, des Verkaufs von ungesundem Fleisch und Fischen, der Quacksalberei und dergleichen ausgesetzt ist — lauter Übel, gegen welche man sich auf dem Continent möglichst zu schützen sucht. Ein sehr großer Theil der Krankheiten und der Sterblichkeit in England ist solchen künstlichen Ursachen zuzuschreiben, die man ganz entfernen oder wesentlich vermindern könnte, und wodurch wahrscheinlich in England und Wales jährlich 30,000 Menschen weniger sterben und eine bedeutende Zahl weniger erkranken würde.“

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 55.

Bremen, Sonntag den 11. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 620. Den 14. Juni 1841 starb auf der Reise von Tampico nach Bremen: der Steuermann des Schiffs „Felicie" Johann Tegeler, 25 Jahr; von hier gebürtig.

— 621. Den 7. Juli. Der Maurergesell Diedr. Docke, 33 Jahr; auf der Kuhlen.

— 622. Den 7. — Des Arbm. Herm. Meyer Tochter, 11 Jahr; Elhornstraße Nro. 32.

— 623. Den 8. — Des Tischlers Johann Rennig Holze Sohn, 11 Wochen; gr. Johannisstraße Nro. 99.

— 624. Den 8. — Der Landmann Berend Garbade, 50 Jahr; Hastedt Nro. 6.

— 625. Den 8. — Des Küpergesellen Joh. August Rischmüller Tochter, 3 Monat; Bornstraße Nro. 13.

— 626. Den 9. — Anna Ellert, 17 Jahr; Faulenstraße Nro. 49.

Nro. 627. Den 9. — Des Küpergesellen Hinrich Albrecht Ficke Ehefr., geb. Schultze, 77 Jahr; Knoopstraße Nro. 44.

— 628. Den 9. — Des Getraideagenten Johannes Friedr. Mertz Sohn, ¾ Jahr; Schleifmühle Nro. 1.

— 629. Den 9. — Anna Döring, 6 Tage, Jockels-Gang Nro. 3.

— 630. Den 9. — Des Bockfahrers Johann Heinrich Caspar Knoche Ehefr, geb. Weismeyer, 41 Jahr; Stangen Gang Nro. 4.

— 631. Den 9. — Des Schullehrers Julius Silckenstaedt Tochter (todtgeb.); gr. Annenstraße Nro. 4.

— 632. Den 10. — Die Näherinn Anna Margar. Platen, 23 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 33.

Geboren:

Nro. 838. Den 4. — Des Steuermanns Heinr. Müller Ehefr., geb. Freudenberg, a. d. Häfen Nro. 24; von einem Knaben.

— 839. Den 4 — Des Kahnschiffers Joh. Conr. Grotheer Ehef., geb. Spilmer, gr. Krummenstraße N. 42; von einem Knaben.

— 840. Den 5. — Des Knochenhauers Martin Anton Friedr. Falckenburg Ehefr., geb. Giesken, Sielpfad Nro. 6; von einem Knaben.

— 841. Den 6. — Des Schuhmachers Joh. Cord Warnken Ehefr., geb. Schlüter, Schmiedings Gang Nr. 1; von einem Knaben.

— 842. Den 6. — Des Zimmergesellen Ludw. Stürken Ehefr., geb. Tietjen, Steinthor N. 60; von einem Mädchen.

Nro. 843. Den 7. — Des Maurergesellen Joh. Sengstacke Ehefr., geb. Harjes, Fedelhören Nro. 13; von einem Mädchen.

— 844. Den 8. — Des Tuchhändlers Joh. Abraham Ludw. Säumenicht Ehefr., geb. Becher, auf dem Häfen; von einem Mädchen.

— 845. Den 8. — Des Arb. Herm. Friedr. Hülsemann Ehefr., geb. Alschwede, a. d. Stephanithor Nr 20; von einem Knaben.

— 846. Den 8. — Des Arbeitsm. Joh. Friedr. Kalkhorst Ehefr., geb. Windhorn, Eckhardts Gang Nro. 8; von einem Mädchen.

— 847. Den 9. — Des Schullehrers Julius Silckenstaedt Ehefr., geb. Silckenstaedt, gr. Annenstraße Nr. 4; von einem todten Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 309. Der Kupferschmiedeamtsmeister Ernst Hinrich Kahrweg und Susanna Welbrock hies.

— 310. Der Consumtions-Einnehmer Rudolph Daniel Vögeler hieselbst und Sophie Magdalena Amalia Thormählen aus Glückstadt.

— 311. Der Cigarrenmacher Gerh. Friedr. Alexander Stikkelmann hies. und Anna Carolina Hallerstede zu Oldenburg.

— 312. Der Kirchendiener Gerh. Meyer und des verst. Küpers Franz Georg Adler Wittwe, Gesche Marie geb, Cordes hieselbst.

Nro. 313. Der Cigarrenmacher Friedrich Ackermann und Margar. Lucia Cassal hieselbst.

— 314. Der Zimmergeselle Henrich Peters hieselbst und Friederike Luise Blume aus Blotho.

— 315. Der Maurergeselle zu Hamburg Joh. Andreas Friedr. Hahn und Anna Margar. Elisab. Niemeyer hieselbst.

— 316. Der Maurer Herm. Woltmann, gen. Meyer, zu Schwachhausen und Becka Stühmeyer am Gröplingerdeich.

Anzeigen von Schuld- und Verbindlichkeiten und von Proklamationen der Stadt Bremen.

Die Beilage zum Bürgerlichen Gesetzbuch Art. 35.

Bremen, Ostern 1900.

Inhalt:

Nr. 1. — Der Kaufmann Heinrich Müller, Inhaber der Firma „Heinrich Johann Ziegler, Getreide“, hat hier 25 Jahre; von hier gebürtig.

Nr. 2. — Der Kaufmann Wilhelm Gerhard, Inhaber der Firma „Wilhelm Gerhard, Getreide“, hat hier 15 Jahre; auf der Neustadt.

Nr. 3. — Der Kaufmann Johann Friedrich Ziegler, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Ziegler, Getreide“, hat hier 11 Jahre; Osterstraße Nr. 12.

Nr. 4. — Der Kaufmann Heinrich Wilhelm Schulz, Inhaber der Firma „Heinrich Wilhelm Schulz, Getreide“, hat hier 10 Jahre; Osterstraße Nr. 14.

Nr. 5. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 9 Jahre; Osterstraße Nr. 16.

Nr. 6. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 8 Jahre; Osterstraße Nr. 18.

Nr. 7. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 7 Jahre; Osterstraße Nr. 20.

Nr. 8. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 6 Jahre; Osterstraße Nr. 22.

Nr. 9. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 5 Jahre; Osterstraße Nr. 24.

Nr. 10. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 4 Jahre; Osterstraße Nr. 26.

Nr. 11. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 3 Jahre; Osterstraße Nr. 28.

Nr. 12. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 2 Jahre; Osterstraße Nr. 30.

Nr. 13. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 1 Jahr; Osterstraße Nr. 32.

Nr. 14. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 34.

Nr. 15. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 36.

Nr. 16. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 38.

Nr. 17. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 40.

Nr. 18. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 42.

Nr. 19. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 44.

Nr. 20. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 46.

Nr. 21. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 48.

Nr. 22. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 50.

Nr. 23. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 52.

Nr. 24. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 54.

Nr. 25. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 56.

Nr. 26. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 58.

Nr. 27. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 60.

Nr. 28. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 62.

Nr. 29. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 64.

Nr. 30. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 66.

Nr. 31. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 68.

Nr. 32. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 70.

Nr. 33. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 72.

Nr. 34. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 74.

Nr. 35. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 76.

Nr. 36. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 78.

Nr. 37. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 80.

Nr. 38. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 82.

Nr. 39. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 84.

Nr. 40. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 86.

Nr. 41. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 88.

Nr. 42. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 90.

Nr. 43. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 92.

Nr. 44. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 94.

Nr. 45. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 96.

Nr. 46. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 98.

Nr. 47. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 100.

Nr. 48. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 102.

Nr. 49. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 104.

Nr. 50. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 106.

Nr. 51. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 108.

Nr. 52. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 110.

Nr. 53. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 112.

Nr. 54. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 114.

Nr. 55. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 116.

Nr. 56. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 118.

Nr. 57. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 120.

Nr. 58. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 122.

Nr. 59. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 124.

Nr. 60. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 126.

Nr. 61. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 128.

Nr. 62. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 130.

Nr. 63. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 132.

Nr. 64. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 134.

Nr. 65. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 136.

Nr. 66. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 138.

Nr. 67. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 140.

Nr. 68. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 142.

Nr. 69. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 144.

Nr. 70. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 146.

Nr. 71. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 148.

Nr. 72. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 150.

Nr. 73. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 152.

Nr. 74. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 154.

Nr. 75. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 156.

Nr. 76. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 158.

Nr. 77. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 160.

Nr. 78. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 162.

Nr. 79. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 164.

Nr. 80. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 166.

Nr. 81. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 168.

Nr. 82. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 170.

Nr. 83. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 172.

Nr. 84. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 174.

Nr. 85. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 176.

Nr. 86. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 178.

Nr. 87. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 180.

Nr. 88. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 182.

Nr. 89. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 184.

Nr. 90. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 186.

Nr. 91. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 188.

Nr. 92. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 190.

Nr. 93. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 192.

Nr. 94. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 194.

Nr. 95. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 196.

Nr. 96. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 198.

Nr. 97. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 200.

Nr. 98. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 202.

Nr. 99. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 204.

Nr. 100. — Der Kaufmann Johann Friedrich Wilhelm Müller, Inhaber der Firma „Johann Friedrich Wilhelm Müller, Getreide“, hat hier 0 Jahre; Osterstraße Nr. 206.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 56.

Bremen, Donnerstag den 15. Juli 1841.

„Warum?"

Warum, wenn milde Weste kosen,
Des Sturmes Droh'n im Hintergrund? —
Warum an allen Erdenloosen
Die Freude nur mit Schmerz im Bund?
Warum von Ahnung nur ein Schauer?
Von Wonne nur ein Silberblick?
Treu bleibt dem Herzen seine Trauer,
Und treulos flieht sein Glück zurück.

Erröthend tritt in's Frühlingsleben
Der Rose süße Huldgestalt,
Von Träumen, die ihr Engel weben,
Von Liebesmelodien umwallt;
Doch kaum kann sie sich recht besinnen
Mit ihrer Seele, dornumhegt,
Ihr Traum und Seele schon von hinnen
Des Todesengels Fittig trägt.

Warum so kurzes Rosenleben?
So lang des Unglücks Seufzerbahn?
Beschwingt sieht man die Lust entschweben,
Der Jammer schleicht den Berg hinan.
Warum der flücht'ge Tag gegattet
Mit einer langen Winternacht?
Warum das Auge grammumschattet,
Das eben Seligkeit gelacht?

„Warum?" Warum des Undanks Frage?
Sie spricht der höchsten Güte Hohn.
Willst du an deinem Läut'rungstage
Die schlackenlose Freude schon?
Warum, so laß mich lieber fragen,
Willst du nicht gottdurchglüht und still
Das Ziel erstrebend, würdig tragen,
Was deines Schöpfers Meinung will?

Nimm mit Vertrau'n was dir beschieden,
Und ringe muthig im Orkan,
Die schrecklichste Gefahr hienieden
Droht auf des Zweifels Ocean.
Nur in des Glaubens goldnem Kahne
Bist vor Versinken du geschützt,
Nicht in dem thöricht stolzen Wahne,
Der sich auf eigne Weisheit stützt.

Du darfst ja nur ein wenig warten,
Bis höh'res Wirken dich beglückt,
Wie es, im hochgebauten Garten,
Als höh'res Sein die Seele pflückt;
Dort in der Heimath uns'rer Träume,
Die vorwärts winket und hinauf,
Blüht dir am heiligsten der Bäume
Auch aller Fragen Lösung auf.

Die Empörung der Spahi's in Vellore.

(Fortsetzung.)

Nachdem die herzlichsten Begrüßungen ausgetauscht, waren, sagte ich dem Obersten, welche Maßregeln wir ergriffen hätten, um Munition zu erlangen, und daß wir, ob

schon dieser Versuch verunglückte, im vollen Besitz der Thorweg-Fronte geblieben seien. Wir wußten nicht, ob im Fort noch Jemand lebte, durften aber nicht erwarten, daß man der Gesunden geschont hatte, da selbst die Spital-Kranken getödtet worden waren. Ich folgte dem Obersten auf sein Gesuch nach dem Cavalier, wo Capt. Barrow lag. Als wir ins Bereich der Pagode kamen, feuerte man auf uns, doch blieben wir unverletzt. Wir fanden Capt. Barrow mit seiner Gattin und seinen drei Kindern, wie auch Capt. Lauchlan. Auf die Kunde, daß ihr Gatte verwundet sei, hatte Mistreß Barrow sogleich ihre Wohnung verlassen und war an den Wällen hingegangen, während die Empörer von der Pagode aus auf sie feuerten; ihr alter Bedienter (ein Soldat), der das jüngste Kind trug, wurde durch den Hals geschossen, hielt sich aber so lange aufrecht, bis er den Cavalier erreichte, wo er niedersank.

Jetzt näherte sich die Cavallerie von Arcot mit ihren Kanonen der Barriere, und Oberst Gillespie sprach scheidend zu Capt. Barrow: „Ich werde Sie rächen, so wahr ein heiliger Gott lebt!“

Wir kehrten nach dem Thorwege zurück, wo man die bereits angekommenen Kanonen gegen die innere Pforte richtete. Diese wurde von der ersten Explosion zertrümmert, und der Oberst ließ nun das kampffähige Fußvolk — es waren höchstens 50 bis 60 Mann — in Marschordnung treten. Wir schritten in drei sehr schwachen Abtheilungen den Wall hinab und dem Parade-Platze zu; Oberst Gillespie befehligte die erste Abtheilung, ich die zweite und Sergeant Brady die dritte. In diesem verhängnißvollen Augenblicke war, wenn ich nicht sehr irre, keines unserer Gewehre mit Kugeln beladen — wir konnten uns nur auf unsere Bajonette verlassen. Ein Trupp Dragoner und ein Trupp eingeborner Reiterei bildeten den Nachtrab.

Wir bewegten uns in festem Schritte der Fronte des Palastes zu, und bald begrüßte uns eine gewaltige Ladung aus kleinem Gewehr, die hinter dem Gitterwerk abgefeuert wurde. Viele unserer Leute stürzten todt und verwundet zu Boden; und hätten die Empörer so viel Geistesgegenwart besessen, die Pforten des Palastes zu verrammeln, so würde ihr fortgesetztes Feuer uns bald vernichtet haben. Wir kamen in Unordnung, und Oberst Gillespie erhielt von einem verwundeten Dragoner-Pferde, das aus dem Gliede sprang, einen Stoß, der ihn zu Boden warf. Sergeant Brady und ich halfen ihn wieder empor; er war unverletzt.

Jetzt formirte sich die Reiterei, galoppirte über den Parade-Platz gegen die Ausfall-Pforte und säbelte alle Spahi's, die zu entkommen suchten, nieder. Oberst Marriet eilte uns aus seiner Wohnung entgegen, wir begrüßten einander und traten zusammen in den Palast, von dessen Terrasse ein Theil der Insurgenten gegen uns feuerte, aber sehr schlecht zielte. Im nächsten Augenblicke suchten sie zu entfliehen; der Oberst Gillespie befahl mir, sie gefangen zu nehmen und einige Mannschaft vom 69sten Regimente hereinzubringen.

Da nun ein Theil der Empörer seine Flinten von sich warf, so hieß ich den Uebrigen ein gleiches thun und dann abziehen — zuvor hatte ich aber Schildwachen an den Eingang gestellt, damit sie nicht entschlüpfen konnten. Wir nahmen ihnen darauf ihre Gewehre ab und fanden in den Patrontaschen einige Munition, mit der wir sofort unsere Gewehre luden.

Oberst Gillespie ging in den Palast und ließ mich mit der strengen Ordre, keinen Gefangenen entrinnen zu lassen, im Hofe zurück. Als die Reiterei den Eingang erreicht, wurden einzelne Detaschements um das Glacis nach der Ausfall-Pforte geschickt, wo sie viele entflohene Insurgenten niederhieben. Da der Einzug ins Fort von sehr glücklichem Erfolge gewesen und einzelne Trupps abgeschickt waren, um die Spahi's aus ihren Verstecken zu vertreiben, so hatte das Feuern hier sehr bald ein Ende; dagegen hörten wir im Arsenal einige Schüsse fallen, denen bald tüchtige Salven nachfolgten. Der Oberst sagte mir: „Ich betrachte Sie jetzt als einen Officier und beauftrage Sie, dorthin abzugehen und zu erkunden, was sich zuträgt.“

Ich eilte über den Parade-Platz der Pagode zu, unter welcher der Eingang zum Arsenal war. Ein Wachtmeister von den Dragonern kam durch das Pförtchen und beschwor mich um Gottes willen draußen zu bleiben, indem das Arsenal nach wenigen Minuten auffliegen würde. Ich ging, trotz seiner Warnung, durch das Pförtchen hinein und sah, wie ein kleiner Trupp demontirter Dragoner mit einem Haufen Spahi's in Kampf gerathen war. Die Spahi's steckten hinter Zelt-Umhängen, die man hier befestigt hatte, um die angestrichenen Lavetten vor Staub zu schützen, und feuerten hindurch, bis die Umhänge in Brand geriethen. Lieutenant Blackstone (der Ingenieur) war beschäftigt die Tücher aufzurollen, damit das Feuer nicht weiter um sich greife. Es war ein Augenblick der entsetzlichsten Gefahr; ganze Tonnen mit Patronen — darunter einige offene — lagen in allen

Richtungen, und das Arsenal enthielt Pulver genug, um, wenn nur eine Patrone losging, die ganze Festung in die Luft zu sprengen!

Eine Abtheilung demontirter Dragoner war abgeschickt, um von Innen und von Außen die Pagode hinabzusteigen und die Spahi's zu vertreiben. So hörte das Schießen bald auf; aber ein Spahi, der den Dragonern nicht in die Hände fallen wollte, sprang von der Plattform der Pagode und lag zerschmettert am Boden.

Nach und nach kamen alle diejenigen Officiere, welche der Wuth der Insurgenten entkommen waren, zum Vorschein. Ich begab mich aus dem Palast nach meiner Wohnung, um zu sehen, wie man dort gewirthschaftet hatte, und fragte im Vorbeigehen nach dem Befinden des Garnison-Chirurgus und seiner Familie. Alle befanden sich wohlbehalten in ihrer Wohnung; der Mann war genöthigt gewesen, ein Versteck zu suchen, aber ein Hawildar vom 23sten Regiment hatte Frau und Kinder nach der Spahi-Kaserne gebracht und ihnen dort persönlichen Schutz gewährt. Die Frau sagte mir, sie habe beim Eintritt in die Kaserne über die Leichname meiner beiden Freunde Winship und Jolly (s. oben) hinwegschreiten müssen; diese waren in ihren Wohnungen zu Gefangenen gemacht und in der Spahi-Kaserne erschossen worden.

Mein Haus war geplündert; ich fand aber meinen Bedienten, der sich sehr freute, mich unverletzt zu sehen. Er stellte mir meine Uhr zu, die er unter dem Kopfkissen hervorzog. Ein großer englischer Bücher-Koffer stand in meinem Schlafgemach. Die Empörer hatten, da sie das Schloß nicht aufbrechen konnten, durch denselben geschossen und den Deckel zerschmettert. Meine Pferde waren unverletzt, aber auf meinen Jacken fehlten die Epaulette's und mein Schreibpult war fort. Ich blieb nur so lange, bis ich mich gewaschen und angekleidet hatte, bestieg dann mein Pferd und kehrte auf die Parade zurück.

Die Vorbereitungen zur Hinrichtung der Gefangenen waren bald getroffen; man brachte die tragbaren Kanonen bis auf wenige Schritte von den meutrischen Spahi's, die jetzt für ihre Abscheulichkeiten bestraft werden sollten. Es waren etwa 60 Mann; die mit Kartätschen geladenen Kanonen wurden gegen sie abgefeuert und in wenigen Augenblicken athmete Keiner von Allen mehr. Am Nachmittage schleppte man noch einen Haufen Spahi's herbei; diese wurden auf die Leichname der Anderen gestellt und gleichfalls niedergeschossen.

An jenem Tage glaubte Jedermann, das 23ste Regiment sei Urheber der Meuterei gewesen; daher man auch einigen Spahi-Officieren, die mit den Uebrigen erschossen werden sollten, aus dem einzigen Grunde, weil sie zum ersten Regiment gehörten, das Leben schenkte. Bald aber ergab sich's, daß die Schuld der Urheberschaft vielmehr auf dem ersten Regimente lastete, und in Folge dessen wurden die bisher verschont gebliebenen Spahi-Officiere vor ein Kriegsgericht gestellt und nach empfangenem Urtheilsspruche theils mit Kanonen erschossen, theils füsilirt oder aufgeknüpft..

Von den Gefangenen erfuhr man, daß bei der Ablösung der Schildwachen, um 12 Uhr, jede Schildwache ein scharf geladenes Gewehr und die Ordre hatte, sobald das Feuern auf der Hauptwache beginnen würde, jeden Europäer, der ihr in den Wurf käme, niederzuschießen. Alle eingebornen Soldaten auf der Hauptwache waren in solcher Verfassung, daß sie, auf ein gegebenes Zeichen, den blutigen Anschlag ausführen konnten, und es gelang ihnen nur zu gut. Doch gab es einige Ausnahmen von der Regel: ich sah bei der Hauptwache einen Soldaten und einen Spahi, die einander gegenseitig mit ihren Bajonetten erstochen hatten, todt am Boden liegen.

(Schluß folgt.)

Abenteuer auf dem Wallfischfang.

Von einem gewesenen Matrosen.

(Aus dem Französischen.)

Man kennt das berühmte Distichon:

Quid levius pluma? Pulvis. Quid pulvere? Ventus.
Quid vento? Mulier. Quid Muliere? Nihil.

Wenn nichts leichter ist, als das Weib, was ist denn betrügerischer, als die Welle? Welche Zauberin vergangener oder gegenwärtiger Zeiten hat jemals mächtigere Verführungsmittel gehabt, ein falscheres Lächeln, gefährlichere Liebkosungen? Betrachtet das Meer, wenn kein Hauch seine Wellen kräuselt; ist es nicht der Spiegel des Himmels? Klar und still, ist sein Busen mit den glänzenden Reflexen des Azur das Bild der Ruhe. Welches süße Lächeln, welche sanfte Haltung, wie einladend ist sie! Indeß, was ist beweglicher, als die Physiognomie des Meeres. Wehe dem Unglücklichen, der, nicht ahnend, daß diese scheinbare Ruhe Stürme birgt, in thörichter Lust sich an den stillen Busen dieser launigen

Geliebten wirft. Alle Elemente werden bald nicht Töne genug besitzen, um diese beklagenswerthe Ehe zu feiern. Blickt euch nun die Vermählte an. Erkennt ihr sie noch? Sie, die sonst so sanft, so friedlich war, raset als eine Bacchantin einher: ihr Blick ist schrecklich, die Stimme stark und drohend, entsetzliche Convulsionen durchzucken sie; sie springt, heult, windet sich und schäumt vor Wuth. Liebt ihr sie ungeachtet ihrer Unbeständigkeit, ihrer schrecklichen Launen, ihres ausschweifenden Cynismus und ihrer tödtlichen Liebkosungen noch, so verdient ihr ein Triton zu sein.

Welcher Küstenbewohner hat nicht oft, auf einem Felsen sitzend, dessen Fuß die Wellen schlugen, stundenlang zugebracht, seine Blicke über die wellenkräuselnde Bewegung des Meeres zu senden. In diesem Schauspiele liegt unendlicher Reiz. Wollet ihr träumen, so findet ihr dort Stoff zu tausend und ein Erzählungen in Hoffmann's Weise; nichts regt mehr zur Melancholie an, als das Meer. Bald glaubt man in dem Geflüster und Rauschen der Wogen eine überraschende Analogie mit den Anstrengungen und den letzten Seufzern eines sich Ertränkenden wahrzunehmen; bald glaubt man ein Concert Todesröchelnder zu hören. Wie viel erstorbenes Leben ruhet nicht unter den Gewässern! wie viel erhabene Hingebung, welcher Kampf der Verzweiflung, welche entsetzliche Dramen haben sich dort zugetragen und werden ewig unbekannt bleiben.

Hier giebt es kein Echo. Der Ocean öffnet sich, um das Opfer zu verschlingen, es in sein feuchtes Leichentuch einzuhüllen. Er schließt sich, wenn dies geschehen ist, und damit ist Alles gesagt. Auf diesem beweglichen Grabe lies't man keine Inschriften, es ist so stumm, wie der Himmel. Nicht die kleinste Spur des Unglückes erblickt man hier. Die Wogen rollen einen Tag wie alle, und der Reisende, der sie durchfurcht, hat keine Ahnung, daß er über ein ungeheures Grab dahinfährt. Ohne sein Wissen entweiht er die Wohnung der Todten, aber schon der Gedanke daran ist fern von ihm. Das ist das Bild des Seemanns: seinem Geschick vertrauend, von den Empfindungen des Herzens losgerissen, gleichgültig gegen die Scenen der Natur, die Gefahr aus Gewohnheit, wenn nicht aus Muth verachtend, manchmal gläubig, öfterer an Allem zweifelnd, folgt er mechanisch dem Eindruck des Zufalls, und nichts hält ihn auf, wenn nicht der Tod.

Unter denen, die ein Handwerk daraus machen, gegen Winde und Wellen zu kämpfen, giebt es keinen, dessen Existenz so gefährdet ist, wie die des Wallfischfängers. Was er leidet, die Entbehrungen, deren er sich unterziehen muß, um das Riesenthier des Meeres in seinen fernen Schlupfwinkel zu verfolgen, ist nichts, in Vergleich mit den Gefahren, die ihn unaufhörlich umgeben. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, daß er eine über jede Probe erhabene Unerschrockenheit besitzt, daß er mit dem Tode, wie ein Kind mit seiner Kinderklapper, spielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe und die französische Einquartierung.

(Aus Riemer's Mittheilungen.)

Dienstag den 14. October 1806 des Morgens um 7 Uhr hörte man in Weimar ganz deutlich die Canonade der Schlacht bei Jena. In G's Hausgarten vernahmen wir diesen Donner pelotonweise, weil die Morgenluft den Schall in gerader Richtung dahinbrachte, der, wie der Tag zunahm, sich verminderte und aufzuhören schien. Wir setzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tische, wie gewöhnlich um 3 Uhr etwa, aber wir hatten kaum angefangen von den Speisen zu genießen, als wir Kanonenschüsse erst einzeln, darnach mehrere hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunigst abgeräumt; G. entfernte sich durch die vordern Zimmer, ich eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf- und abgehend. Während dessen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeschlagen.

Ich eilte durch den Hof ins Haus zurück, mich in den untern Räumen aufzuhalten. Während dessen ging die preußische Retirade hinter dem Garten dicht an der Ackerwand weg, in der gräßlichsten Verwirrung.

Ich sah sie nicht, sondern hörte nur das Geschrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwankend.

Unter Angst und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effecten der bisherigen Preußischen Einquartierung, war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine furchtbare Stille die Straßen und den Platz vor G's Hause erfüllte.

Da kamen einzelne französische Husaren ans nahe Frauenthor gesprengt, spähend ob Feinde in der Stadt wären.

Einer wagte sich etwas weiter herein; wir eilten, G's. Sohn und ich, mit Bouteillen Weins und Biers auf sie zu und reichten ihnen diese Erfrischungen, die sie aber nicht eher annahmen, als bis wir ihnen versicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erste und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis etwa an die Wohnung des Kaufmanns Martini, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markt führt, absehen kann, und als er alles leer sah, gallopirte er und mehrere ihm nach in die Stadt hinein.

Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß G. zu Fuße an der Seite eines Husarenoffiziers nach dem Markte zu, also vermuthlich auf das Schloß ging. Erst lange nachher erfuhr ich, dieser Offizier, der mir als ein Bekannter G's. bezeichnet wurde, habe sich sehr geheimnißvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron von Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lilli als G's. frühere Geliebte berühmt gewordenen Fr. v. Türkheim geb. Schönmann.

G. ließ uns vom Schloß ins Haus sagen, wir würden zur Einquartierung den Marschall Ney bekommen und außerdem noch einige Kavalleristen, sollten aber sonst Niemand hereinlassen.

Es lagerten sich auch bald sechzehn derselben, meist Elsasser, in das Bedientenzimmer, waren aber so ermüdet von dem sechzehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie sie sagten, daß sie nach Nichts als Streu verlangten und das angebotene Essen und Trinken beinahe ablehnten, und sich rasch nur an einigen Bouteillen Weins und Biers erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen; es brannten mehrere Häuser in der Nähe des Schlosses, höchst wahrscheinlich, ja gewiß durch die Franzosen selbst angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzugs in Weimar gaben, und daher auch zur Löschung selbst wieder beitrugen.

Während dessen herrschte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinströmen immer neuer zahlreicher Truppen, die auf den Plätzen der Stadt bivouakirten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuser drangen, um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

G. war indeß zurückgekommen, allein der Marschall erschien immer noch nicht, ungeachtet die Tafel für ihn und seine Begleiter schon lange bereit war. Die Elsasser schliefen indessen fest. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf der Hausflur hin und wiederrennend auf, um gleich zur Hand zu sein, wenn der Marschall käme, indessen aber andres Volk, das sich eindrängen wolle, abzuhalten, und im Nothfall die Hülfe der schlafenden Reiter anzurufen.

Während ich so allein auf der Diele des Hauses auf- und abgehend verweilte, ohne Licht und nur von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuser die nöthige Hellung empfangend, waren in einem Zimmer des Hinterhauses eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die geflüchtet vor der Wuth und den Mishandlungen der Plünderer hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derselben waren der Wirthin in Bereitung der Speisen und der Heraufschaffung des nöthigen Kellervorraths für den erwarteten Marschall und sein Gefolge behülflich; Andere jammerten über das wie ein Blitz hereingebrochene noch nie erfahrene Unglück und Elend, und vermehrten so die Bestürzung und Unruhe der Hausgenossen, die den Kopf zusammenzunehmen hatten, um das Nöthigste und Geeignetste in dieser Bedrängniß nicht zu verfehlen.

Es war schon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Posten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenstöße an die Hausthür donnerten und, auf mein endliches Wer da! rufen, Einlaß verlangt wurde. Ich schlug ihn ab, mit der Bedeutung, das Quartier sei schon für den Marschall in Beschlag genommen, dessen Ankunft man jeden Augenblick entgegensehe, und außerdem mit 16 Reitern belegt. Mein Einwenden wollte nichts helfen; ich weckte daher einen Reiter, einen Elsasser, eben den, der gleich bei seinem Eintritt ins Haus so viel Gutmüthigkeit hatte blicken lassen, daß ich mit Vertrauen, er werde über diese Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, seinen Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für sie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen sei. Er stand auch auf, ohne ungehalten zu sein, öffnete das Fenster, schalt sie aus und verwies sie wieder an ihr Bivouak zurück, wo sie eben herkommen mochten, um sich eine bessere Lagerstatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen sie fort, und ich glaubte mich und das Haus schon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, so pochte es wieder an die Thür, diesmal höflicher, und verlangte mit sanfter Bitte Einlaß. Es waren die Vorigen. Sie wollten sich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen, und was sie sonst noch mitleiderweckendes vorbringen mochten. Ich wies sie demnoch

ab, zwar mit Bedauern, aber doch mit der geschärften Bemerkung, der Marschall sei bereits da, und es fände sich nirgends Platz für sie mehr. Nun wurden sie heftiger, drohten die Thür einzuschlagen; und da sie vollends die niedrigen Fenster nebenan gewahrten und durch diese bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, so machten sie Anstalten, das Fenster einzuschlagen und sich mit Gewalt in das verweigerte Asyl zu setzen. Nun hielt ich es nicht für gerathen den Widerstand weiter zu treiben; ich schob daher den Riegel zürück und ließ sie ein. Es waren zwei kleine Kerls, von der damals spottweis sogenannten Löffelgarde, eigentlich Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als sie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorstellung, und öffnete zum Beweis die Thür des Zimmers, wo die Reiter schliefen. Sie überzeugten sich durch Einblick und schienen gelassener, indem sie nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speise und setzte es auf einen bereitstehenden Tisch ihnen vor. Schemel waren auch zur Hand, und so nahmen sie bald Besitz von dem allen und sprachen der Flasche weidlich zu. Der Wein schien ihnen zu munden, sie wurden heiter und gesprächig, fragten nach diesem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entschuldigte seine Abwesenheit, und mochte ihnen scheinen die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender ihn zu sehen; ich mußte befürchten, sie möchten sich selber den Weg zu seinem Zimmer suchen, und es ihn dann empfindlicher entgelten lassen. Ich eilte also zu G. hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, sich den Leuten zu zeigen und sie mit mehr Gewicht abzuweisen als ich es gekonnt hätte.

Er that es auch, ohne betroffen zu sein oder zu scheinen. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutschen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutschen komme, und wie er sich in Alles zu finden und zu fügen wußte, so auch in dieses *). Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock — der sonst scherzhaft Prophetenmantel von ihm genannt wurde — schritt er die Treppe herab auf sie zu, fragte was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten was sie billiger Weise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respect einzuflößen, sie waren auf einmal wieder die höflichen Franzosen, schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn mit ihnen anzustoßen. Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Umständen gemäß und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechselten Reden entfernte er sich wieder; sie schienen zufrieden und beruhigt, und sprachen den Flaschen von Neuem zu; bald aber schienen sie schläfrig sich nach einer Ruhestatt umzusehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten sie die nahe Treppe, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und gehen sehen. Ich eilte ihnen nach, sie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marschalls standen, und drangen hinein. Widerrede half Nichts, Widerstand war so unmöglich wie thöricht, ich mußte es geschehen lassen, in der einzigen Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigstens und mit erfolgreichern Mitteln sie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war; mein erstes Wort bei seinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß sein Zimmer und Bett bereits von zwei Maraudeurs eingenommen worden sei, die sich auf keine Weise hätten abhalten lassen. Wüthend stürzte er die Treppe hinauf, und in das Zimmer dringend, fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlassen konnten. Ich sehe sie noch vorübereilen, und war damals nicht ohne Besorgniß, sie möchten noch etwas von Silbergeschirr und dergleichen haben mitgehen heißen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marschall, da die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung stellte sich ein, und ich erfuhr in der ersten Unterredung mit den übrigen Hausgenossen: daß, während ich die beiden Maraudeurs in den Betten glaubte, sie dem Hausherrn auf das Zimmer gerückt wären und sein Leben bedroht hätten. Da habe seine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieser habe G. von den Wüthenden befreit, sie hinausgejagt, die Thüren seines Zimmers und Vorgemachs verschlossen und verriegelt.

G. selbst ließ sich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig bestürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wissen und Gedenken geschwebt hatte.

Indeß bewahrte G. von diesem Tage an eine treue Dankbarkeit sowohl gegen seinen Retter, als gegen die Frau, die überhaupt in diesen Schreckenstagen sich mit großer Standhaftigkeit und Gewandheit, ungeachtet sie nicht französisch sprach, zu nehmen wußte, und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den sowohl die Soldaten als der Marschall und seine verschwenderischen Köche verursachten, ihr Hauswesen doch so beisammenhielt, daß sie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

*) „Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen: man gewöhnt sich von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen."

Miscellaneen.

(Der König von Preußen.) Zu den charakteristischen Aussprüchen des Königs von Preußen, deren bereits sehr viele erzählt werden, fügt die Schlesische Zeitung hinzu: „Auf der letzten Reise in der Altmark wurde der König von der berittenen Schützengilde der Stadt S. eingeholt. Der Oberst der Gilde, ein Brauer, hielt eine Anrede an den Monarchen, in welcher er auch um Bewilligung einer militairischen Besatzung für den Ort bat. Der König erwiederte, wie ihm die Lage dieser Angelegenheit in dem Augenblicke nicht gegenwärtig sei; er würde sich die Acten aber vorlegen lassen; wenn er sich jedoch recht erinnere, so hätte die Stadt vormals um Abnahme der gehabten Garnison als einer Last gebeten, und in diesem Falle würde die Wiederbewilligung nicht angehen. Da fuhr der Bittsteller mit der Querfrage heraus: „Ei warum denn nicht?" Der Gebieter schwieg, stellte aber nach etwa einer Secunde die Frage an den Obersten: „Welches Gewerbe treiben Sie?" „Ich bin Brauer." „Welche Biere brauen Sie?" „Weißes und braunes." „Auch bairisches?" „Nein!" „Warum nicht?" „Ich kann es nicht, weil ich es nicht verstehe." „Ich kann auch nicht Alles!" entgegnete der König und beurlaubte den Redner."

(London.) Auf der Kunstausstellung der königlichen Akademie wurde dieser Tage eine freche Frevelthat begangen, welche allgemeine Entrüstung erregt hat. Als die Portiers nämlich gegen Abend durch die Säle gingen, um sich zu überzeugen, daß alle Besucher fort seien, glaubten sie auf einem Gemälde von Simpson Staub zu erblicken, fanden aber bei näherer Besichtigung, daß irgend ein Schuft die Augen sämmtlicher Figuren auf dem Gemälde vollständig ausgekratzt hatte. Bei genauer Durchsicht fand sich, daß an drei Gemälden anderer Künstler dasselbe Bubenstück begangen worden war. Drei von diesen vier Stücken hofft man restauriren zu können, bei dem vierten zu stark beschädigten wird dies schwerlich angehen. Es sollen jetzt, um das zu nahe Herantreten an die Gemälde zu verhindern, Riegel gezogen und überdies die Aufsicht bedeutend geschärft werden.

(Helgoland) hing wahrscheinlich in uralter Zeit mit dem Festlande zusammen. Der Statthalter Heinrich Ranzau erzählt, Helgoland habe früher sieben Kirchen gezählt, von denen in seiner Zeit nur noch eine vorhanden. Ein Verzeichniß vom Jahre 1240 führt noch drei Kirchspiele, ein Kloster und die Spuren dreier heidnischer Tempel an. Gegenwärtig besteht Helgoland nur aus der Klippe von Keuper-Mergel und einer Sandinsel. Die Fluth durchbrach im Jahre 1720 die schmale Erdenge und machte die nur eine Viertelmeile vom Felsen liegende Düne zur Insel. Seit 1653 hat Helgoland immer mehr abgenommen; damals ward der Umfang noch zu einer kleinen Meile angegeben, im Jahre 1720 betrug er nur 9200 Fuß. (v. Kobbe.)

(Eisen im Freien vor Rost zu bewahren.) Die allgemeine Zeitung für Landbau giebt folgende Anweisung: Man mischt Pech und Theer zu gleichen Theilen und schüttet der Schwärze wegen eine hinreichende Menge Kienruß hinzu. Mit dieser Mischung überstreicht man die Eisenarbeiten, Stangen, Geländer und Einfassungen mit Hülfe eines kurzen Pinsels und trägt nach Belieben den Ueberzug ein- oder zweimal auf. Wenn die Mischung im Frühjahr aufgetragen wird, so verhärtet sie sich bei der allmählig zunehmenden Wärme in solchem Maaße, daß ihr die nachherige starke Sonnenhitze nicht mehr schaden und die Masse nicht schmelzen kann. Sie bekommt einen firnißartigen Glanz und sichert bei ihrer Dauer vor dem Roste besser als Oelfarbe, welche bald Risse bekommt.

(Ein französischer Arzt) wurde Nachmittags drei bis vier Meilen von Montpellier auf ein Landgut geholt, und blieb die Nacht dort; aber der Kranke starb. Am andern Morgen bestimmt der Arzt das Honorar und fordert zehntausend Franken. „Das scheint mir etwas zu viel," erwiederte die Wittwe. „Madame," entgegnete der Doctor, „ich begebe mich nie in die Umgegend ohne Entschädigung von zehntausend Franken." „Es ist mir sehr lieb," nimmt schnell gefaßt die Wittwe das Wort, „daß unsere Grundsätze sich hier begegnen, ich würde sonst kaum den Muth gehabt haben, Ihnen meine Art und Weise zu bekennen. Da mein Schloß kein Gasthaus ist, so gebe ich Niemanden ohne dreitausend Franken Wohnung; auch Nachtquartier und Frühstück kostet bei mir dasselbe. Das macht in Summa neuntausend Franken. Sie bekommen also noch tausend Franken." Sie überreichte ihm eine Anweisung und der verdutzte Doctor fuhr ab.

(Boerhave) der berühmte Professor der Medicin zu Leyden, war nicht nur ein scharfer Denker, sondern er hatte auch eine große Charakterfestigkeit. Als er einst das Hospital besuchte, sah er mehrere junge Mädchen, welche beim Anblicke einer an der Fallsucht leidenden Kranken von den schrecklichsten Convulsionen befallen wurden. Boerhave suchte sie durch sanfte Worte zu beruhigen. Vergebliche Mühe. Indeß verlor er den Muth nicht. Er befahl, einen Rost mit glühenden Kohlen in den Saal zu bringen. Hierauf faßte er ein Brenneisen, machte es glühend, und es über seinem Kopfe schwingend, rief er mit einer Donnerstimme: „Wer jetzt noch von Zuckungen befallen wird, den brenne ich mit diesem Eisen in's Gesicht." Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor. Die Zuckungen hörten augenblicklich auf.

(Naive Antwort.) Als Wilberforce, der bekanntlich sein ganzes Leben den Bestrebungen widmete, der Negersklaverei ein Ende zu machen, für York in das Parlament gewählt worden war, folgte eine ungeheure Menschenmenge der Tochter des Erwählten bis an die Thür ihres Hauses und rief da jubelnd aus: „Miß (Fräulein) Wilberforce für immer!" (Die englische Art, Jemanden hochleben zu lassen.) Die junge Dame, die eben die Stufen vor dem Hause betrat, drehte sich um und erwiederte: „Nein, meine Freunde, wenn es Ihnen recht ist, nicht für immer Miß Wilberforce." Lauter Jubel und allgemeines Bravo folgte dieser naiven Antwort.

(Die Keimkraft der Pflanzen) ist sehr groß, wie man vor Kurzem wieder die Erfahrung gemacht hat. In dem Londoner Institut für Literatur und Wissenschaft wies ein Herr Pettigren Waizenkörner vor, die Sir Gardiner Wilkinson in einem Grabmale zu Theben in Aegypten in einer hermetisch verschlossenen Vase gefunden hatte. Hr. Pettigren hatte von diesen Körnern zwölf gesäet und daraus eine Pflanze entstehen sehen, welche eine Höhe von fünf Fuß erreicht hat und jetzt vollkommen reifen Waizen enthält. Die aufgefundenen Körner haben demnach wahrscheinlich 30 Jahrhunderte gelegen, ohne ihre Kraft zu verlieren.

(Spreng-Apparate bei Eisenbahnen.) Um den Staub auf der Eisenbahn zu beseitigen, hat man jetzt in Brüssel einen mit dem Wasser-Reservoir der Locomotive verbundenen Spreng-Apparat in Anwendung gebracht.

(Der Verein gegen Thierquälerei in London) hielt am 13. Mai seine siebzehnte Jahres-Versammlung und übertrug der Königin das Patronat, welches sie auch annahm. Der Verein hat im verflossenen Jahre 300 Personen wegen Grausamkeit gegen Thiere von den Gerichten bestrafen lassen, was sehr vortheilhaft auf Fuhrleute und dergleichen Menschen gewirkt haben soll. Er hat, wie er meldet, bereits die Stiergefechte abgeschafft und auch die Hahnengefechte schon ziemlich ausgerottet.

(Zum Gedächtniß des vierten Jubiläums) der Erfindung der Buchdruckerkunst sollen alle in Beziehung darauf erschienenen Schriften und künstlerischen Darstellungen in der deutschen Buchhändlerbörse zu Leipzig aufgestellt werden. Der Vorstand des Börsenvereins fordert deshalb die deutschen Buchhändler und Buchdrucker zur Einsendung der dahingehörenden Verlagsartikel auf.

(Berlin.) Aus den Papieren des vormaligen Kanzlers Beyme hat sich herausgestellt, daß der verstorbene König Friedrich Wilhelm III. Schiller eingeladen habe, in Potsdam mit 3000 Thalern Gehalt und freier Hofequipage zu wohnen; Schillers Krankheit und baldiger Tod vereitelten diesen Plan. Die Ausführung würde dem deutschen Lande und seinen Fürsten manchen herben Tadel erspart haben, der in Betreff des großen Dichters ihnen für alle Zeiten nachläuft. (Herr Riemer ist wohl der einzige, der es Schillern verargt, daß er sich aus Weimar weggesehnt habe.)

(Das Schloß Malmaison.) Eine in den Straßen von Paris angeschlagene Bekanntmachung verkündet die Feilbietung des Schlosses Malmaison, des ehemaligen Wohnsitzes von Napoleon und Josephine. Der Zuschlag wird am 14. August Statt finden; das Aufgebot ist 300,000 Franks.

(Die Reiterstatue des Herzogs von Wellington,) das kolossalste aller Standbilder dieser Gattung, wird von Hrn. Wyatt in London gefertigt. Sie wird 32 Fuß Höhe über das Piedestal haben, und 50,000 Pfd. wiegen. Man hofft, sie ganz aus den vom Herzog eroberten Kanonen gießen zu können. Es sind zwei Jahre von dem Comité zu ihrer Vollendung bestimmt, von denen schon eilf Monate verflossen sind.

(Fanny Elsler.) Am 11. Mai brachten Fanny Elsler's Verehrer in New-Orleans ihr eine Serenade. Während die Musikstücke vorgetragen wurden, fuhren die von einer Feuersbrunst zurückkehrenden Spritzenleute mitten durch die Musikanten hindurch, und machten durch die Schellen an ihren Wagen und durch Geschrei zu Ehren der großen Künstlerin einen solchen Höllenlärm, daß diese die Musik in den Hof kommen ließ. An demselben Abend hatte die „köstliche Fanny" unter einem Regen von Blumen und Kränzen ihre Abschiedsrolle gegeben, und dann ihren Freunden ein großes Souper veranstaltet. Sie hat sich auf dem Dampfboot „die Königin des Westens" nach Cincinnati eingeschifft. Ihre Einnahme in New-Orleans belief sich auf 15,000 Doll., in Amerika überhaupt bis jetzt auf 75,000 Dollar.

(Der englische Componist Balfe.) Endlich wieder einmal eine englische Oper, d. h. eine Oper von einem englischen Componisten. Balfe, bisher fast noch immer der einzige Tondichter von Bedeutung, gräbt sich indeß jetzt selbst das Grab seines besseren Rufes. Er tritt in seiner neuesten Oper: „Keolanthe, or the unearthly Bride" förmlich als Schüler und Nachahmer Donizetti's auf. Grundgütiger Himmel, als ob wir nicht schon zur Genüge von dem Meister Donizetti musikalisch maltraitirt worden wären! Und nun will auch Englands musikalische Elite zu dem Bergamer Vielschreiber in die Schule gehen!

(Ein Elephant als Schneider.) In einer Pariser Menagerie wird gegenwärtig ein Elephant gezeigt, dessen Dressur wohl Alles übersteigen mag, was bisher in dieser Art gezeigt worden ist. Dieser Elephant fädelt nämlich mit seinem Rüssel ein Seidenschnürchen in die feinste Nadel, macht in die Seidenschnur sehr geschickt am Ende einen Knoten, und flickt auf Begehren seinem Wärter die aufgesprungene Nath seines Rockes zusammen.

(In der Armenschule zu Mainz) unterrichtet ein angestellter Schneidermeister die Knaben im Ausbessern alter Kleider, was gewiß eine dem Armen sehr zu statten kommende Geschicklichkeit und allgemeiner Nachahmung werth ist.

(Stahlfederverbrauch.) J. Gillot in Birmingham hat in einem Jahre 35,808,432 Stück Stahlfedern in den Handel gebracht.

(Stecknadelverbrauch.) Aus einer officiellen Untersuchung ergab es sich, daß in England täglich vierzig Zentner Stecknadeln verfertigt werden.

(Theeverbrauch.) Man nimmt an, daß in ganz Europa jährlich an 42 Millionen Pfund Thee consumirt werden. China führt jährlich an 32 Millionen Pfund aus.

(Das schönste Mädchen auf der Welt) soll dermalen im Harem des Königs von Persien leben. Ihre Schönheit soll so außerordentlich sein, daß viele Haremswächter bereits wahnsinnig geworden sind.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 56.

Bremen, Donnerstag den 15. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 633. Den 10. Juli. Des Tuchhändlers Joh. Abraham Ludwig Säumenicht Ehefrau, geb. Becher, 37½ Jahr; auf dem Häfen.

— 634. Den 10. — Der Schuhmacher Carl Christoph Sachse, 71 Jahr; Brünings Gang N. 2.

— 635. Den 10. — Des verst. Arb. Joh. Anton Hohnhold Wittwe, geb. Harmßen, 62 Jahr; Auforths Gang Nro. 1.

— 636. Den 10. — Der Gürtler Carl Joh. Gotthelf Lehnert, 38 Jahr; Klosterstraße Nro. 5.

— 637. Den 11. — Des Schmiedemeisters Johann Philipp Bartel Ehefrau, geborne Riefel, 40 Jahr; Molkenstraße Nro. 61.

— 638. Den 11. — Des Maurergesellen Joh. Friedr. Mylyus Tochter, 1 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 47.

— 639. Den 11. — Des Syndicus Dr. juris August Arnold Ferdinand Iken Sohn, 12½ Jahr; am Wall Nro. 83 A.

Nro. 640. Den 11. — Der Rademacher Herm. Hinrich Christian Arnholz, 69 Jahr; Bornstraße Nro. 17.

— 641. Den 12. — Des Maurergesellen Franz Wilh. Lutjen Sohn, 9 Wochen; Rünken Nr. 40.

— 642. Den 12. — Der Strümpfweber Caspar Harding, 72 Jahr; Marterburg Nro. 16.

— 643. Den 13. — Des Kaufmanns Adolph Conrad Ristenpart Ehefr., geb. Boelsch, 36½ Jahr; Obernstraße Nro. 31.

— 644. Den 14. — Des Arbeitsm. Johann Klaussen Sohn, 4 Jahr; Dreckort Nro. 12.

— 645. Den 14. — Des Strumpffabrikanten Gerhard Hagemann Tochter, ½ Jahr. Knoopstraße Nro. 5.

Gebürten:

Nro. 849. Den 6. Juli. Des Kaufmanns Herm. Döhle Ehefr., geb. Siebenmeyer, am Brill N. 2; von einem Mädchen.

— 850. Den 10. — Des Polizeidieners Joh. Nicol. Krülle Ehefr., geb. Behrens, Grützmacherstraße Nr. 19; von e. Mädchen.

— 851. Den 10. — Des Arbeitsm. Herm. Dühnfort Ehefr., geb. Almers, Polnischen Bock Nr. 2; von einem Knaben.

— 852. Den 10. — Des Schullehrers Herm. Wilh. Tögel Ehefr., geb. Hamcken, Neuenstraße Nr. 1; von einem Knaben.

— 853. Den 11. — Des Hökers Wenzelans Heinrich Wiencken Ehefr., geb. Bramlage, kleine Krankenstraße Nr. 7; von e. Mädchen.

— 854. Den 11. — Des Cigarrenmachers Anton Gerh. Timmermann Ehefr., geb. Ahrens, kl. Krummenstraße; von einem Mädchen.

— 855. Den 11. — Des Tischlers Johann Friedrich Schüttger Ehefr., geb. Vogt, Albutenstraße Nr. 2; von einem Knaben.

Nro. 856. Den 11. — Des Küpermeisters Joh. Friedr. Schmidt Ehefr., geb. Sauer, Häschenstraße Nr. 8; von einem Knaben.

— 857. Den 11. — Des Arbm. Cord Hinrich Lampe Ehefr., geb. Rothers, Heerdenthorswallstraße Nr. 52; von einem Knaben.

— 858. Den 12. — Des Cigarrenmachers Albert Wilh. Lürßen Ehefr., geb. Marquis, Georgs Hof Nr. 4; von einem Mädchen.

— 859. Den 12. — Des Weinküpers Herm. Becker Ehefr., geb. Wöhlke, Rolandstraße N. 13; von einem Knaben.

— 860. Den 12. — Des Cigarrenmachers Cord Heinr. Meyer Ehefr., geb. Krullhagen, Rolandstraße Nr. 8; von einem Knaben.

— 861. Den 13. — Des verst. Cigarrenmachers Andreas Friedr. Lamcken Wittwe, geb. Neuwirth, Hanewinkelsgang Nr. 7; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 57.

Bremen, Sonntag den 18. Juli 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 18. Juli.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Dreyer.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Frerichs aus Dokhausen.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Cand. Dreyer.

Armenhauskirche.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Heerdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,

Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Freiligrath.

Die Empörung der Spahi's in Vellore.

(Schluß.)

Auf den ersten Lärm war der Oberst Fancourt herabgekommen; man fand ihn am Morgen tödtlich verwundet vor seinem Hause. Er lebte bis zum Nachmittag. Seine Ordonnanz war ebenfalls getödtet. Oberst Mackerras, der im benachbarten Hause wohnte, versuchte, in die Kaserne seines Bataillons zu gehen und wurde auf dem Paradeplatz todt gefunden. Er muß heftig gekämpft haben, denn sein Körper war an vielen Stellen von Bajonetten durchstochen und einige seiner Finger waren weggeschossen. Die Insurgenten hatten sich am Morgen in das Haus des Kriegscommissärs begeben und die Schlüssel zum Arsenal verlangt, die er jedoch ohne Ordre des Obersten Fancourt nicht herausgeben wollte. Sein Körper schwamm des Morgens im Festungsgraben, und als er herausgezogen wurde, fand man einen seiner Schenkel zerschossen. Sein nächster Nachbar, der Zahlmeister, einer der harmlosesten Menschen, die wohl je existirt haben, lag grausam verstümmelt in seiner eigenen Wohnung.

Ein junger Lieutenant, Namens Smart, hatte ein wahrhaft trauriges Schicksal. Sein Vater, (Oberst Smart) war Befehlshaber eines Bataillons des 3ten Regiments gewesen, und der Spahi, der seinen Sohn erschoß, war im Knabenalter mit dem Letzteren erzogen worden, aber bald zum 1sten Regiment gekommen, wo der junge Smart nachmals wieder mit ihm zusammentraf. An jenem unglücklichen Morgen kam Capt. Miller, der mit den Lieutenants Smart und Tichborne in demselben Hause wohnte, an einem Fuße verwundet heim und erzählte, was vorgefallen. Alle Drei versteckten sich in ein Bad, wo sie, wie ihr Bediente erzählte, mit Tüchern sich zudecken ließen; sobald aber Lieutenant Smart die Stimme des jungen Spahi's, seines ehemaligen Gespielen, hörte, sprang er hervor und rief: „Wir sind gerettet — da kommt Tschawaß Chan!“ Allein dieser Elende entgegnete mit einem gemeinen Schimpfwort, feuerte sein Gewehr gegen Smart ab, und der Trupp mit dem er ankam, metzelte die drei Unglücklichen bald nieder. Sie waren am Morgen beinahe zu Asche verbrannt. Ich sah den Tschawaß Chan vor dem Kriegsgerichte, das ihn zum Tode verurtheilte, und glaube nie einen scheußlicheren Kerl gesehen zu haben.

Der Baron Montalembert, damals Capitain beim 69. Regiment und Adjudant unseres Chefs, begleitete mich einmal nach den verschiedenen Gefängnissen, wo die Meuterer eingesperrt waren. Ich zeigte ihm einen Menschen, der seinen Offizier getödtet hatte; der Bursche hörte meine Bemerkung, erhob seine Hand, militairisch grüßend, zum Kopfe und sprach: „Ja, mein Herr — und wann soll ich dafür sterben?“

Oberst Gillespie ersuchte mich, den jungen indischen Koch, der uns treu geblieben war, wo möglich, ausfindig zu machen; allein ich suchte in allen Gefängnissen vergebens. Er überlebte den ganzen Kampf, mußte aber ohne Zweifel mit manchem anderen Unschuldigen das endliche Schicksal der Meuterer theilen; denn der bloße Ruf: „Hier ist ein Spahi!“ war schon genug. Der Hawildar, welcher an der Gattin unseres Garnisons-Chirurgus so edel gehandelt hatte, wurde zum Glück noch gefunden und als Dschemadar pensionirt.

Nur gegen Einen Offizier hatten die Spahi's sich menschlich bewiesen. Major Charles Trotter — der Major des 23. Regiments — wohnte zwei englische Meilen von dem Fort entfernt. Als die Kunde von der Meuterei zu seinen Ohren drang, ließ er sogleich sein Pferd satteln, ritt nach dem Fort und verlangte unverzüglich Einlaß. Die am Eingang stehenden Empörer ermahnten ihn, sich wieder zu entfernen, und sagten sie wollten ihm nicht gern ein Leid zufügen, aber hereinlassen könnten sie ihn auf keinen Fall. Dieser Mann war so allgemein beliebt, daß man ihn wirklich ungekränkt entließ.

Das 69. Regiment erlitt bei dieser unglücklichen Affaire einen ungeheuren Verlust. Die als Garnison in Vellore

liegenden Compagnien dieses Regiments waren beinahe vollständig und beliefen sich auf ungefähr 400 Mann: von diesen wurden über 200 getödtet und verwundet — der Todten allein zählte man mehr als 100. Die Insurgenten ermordeten auch das ganze invalide Artillerie-Corps, darunter selbst einen Mann, der drei Jahre vorher in der Schlacht bei Argaum ein Bein verloren hatte.

Von den Insurgenten kamen, wenn ich nicht irre, etwa 450 im Fort ums Leben. Es bedurfte mehrerer Tage, um die Leichname aus dem Fort zu schaffen, die man auf Wagen lud und etwa 1½ engl. Meilen von der Festung in tiefe Höhlen verscharrte. Der Unteroffizier, welcher einen dieser Karren begleitete, hörte einmal ein Geräusch, blickte um sich und sah, wie ein Spahi, der ein paar Tage unter den Todten gelegen hatte, davonlaufen wollte. Er schoß ihn sogleich nieder und berichtete, was er gethan, als er wieder im Fort war. Man bedeutete ihm, er hätte den Spahi unter solchen Umständen nicht tödten sollen; er aber entschuldigte sich damit, sein Befehl habe dahin gelautet, daß er die Spahi ordentlich begraben lassen sollte; aber lebendig dürfe Niemand begraben werden.

Die Sensation, welche dieses Ereigniß in Karnatik und in der ganzen Kolonie erregte, ist unbeschreiblich; aber die furchtbare Ahndung der Frevelthat schreckte vor künftigen Schändlichkeiten dieser Art ab, und es ist seitdem keine meuchlerische Empörung mehr ausgebrochen.

Abenteuer auf dem Wallfischfang.

Von einem gewesenen Matrosen.

(Aus dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Es sind einige Jahre her, als ein dreimastiger Wallfischfänger von Havre, der an den Küsten von Patagonien und Chili eine gehörige Wallfischladung eingenommen hatte, sich, um dieselbe zu vervollständigen, nach den in dieser Hinsicht wohlrenommirten Gewässern von Neuseeland begab. Einen ganzen Monat hindurch lavirte der Wallfischfänger im Osten der Insel Ika-Na-Mawi, ohne daß sich der kleinste Wallfisch gezeigt hätte, während die Sandbänke mit jenen rothen Insecten überfüllt waren, die diesen Thieren als Nahrung dienen. Nur ein Dutzend Wallfische fehlte noch, um die Ladung voll zu machen. Die Thiere aber schienen — was häufig vorkommt — um der mörderischen Harpune zu entfliehen, einen anderen Seestrich aufgesucht zu haben; denn entgehen konnte der Wachsamkeit unseres Wallfischfängers nichts: man würde einen Delphin in einer Entfernung von einer Lieue entdeckt haben.

Man begegnete somit an Bord nur traurigen Gesichtern, und um so traurigeren, als der Himmel verkündete, daß sich das Wetter ändern werde. Die Sonne ging am Horizonte blässer, als an anderen Tagen unter, und ein leichter Dunst verbreitete sich aus der untergehenden Sonne, sich nach und nach wie eine blutbefleckte Draperie entrollend. Die ganze Mannschaft hielt aus Zeitvertreib, die Ellbogen auf das Schiffsgeländer gestützt, die Blicke auf diese Scene gewendet.

Irre ich mich, oder das wird uns ein bischen aufthauen, sprach ein alter Matrose zu seinem Nachbar — auf das rothe Gewölk hinweisend und seine Pfeife sorgsam ausklopfend und in die Mütze verbergend.

Meiner Treu, ich habe denselben Gedanken, denn Du, antwortete dieser, darin muß etwas stecken. Übrigens dauert die Stille lange genug; ein wenig Wind, um uns aus diesen Meeresstrichen ohne Wild fortzublasen, würde uns nicht übel thun.

Kaum war dieses Gespräch geendet, als die durchdringende Stimme eines Novizen, der auf dem Mastkorb Schildwache hielt, einen Wallfisch! anzeigte. Ein elektrischer Schlag wird keine plötzlichere und allgemeinere Wirkung veranlassen. Man hätte sehen müssen, wie rasch alle besorgten Gesichter sich aufklärten, welcher glückliche Zug sich über diese Physiognomieen ausbreitete, welche Bewegung plötzlich der Ruhe folgte, um sich einen Begriff von der wahrhaft magischen Gewalt jenes Wortes auf einen seit lange unthätigen Wallfischfänger zu machen.

Wo? von welcher Seite? schrien einige dreißig Stimmen, die die Freude hell und zitternd machte, durcheinander.

Hinter dem Steuerbord, antwortete die Wache, er ist ungeheuer groß.

Die Tinten der untergehenden Sonne hatten allmählig einer graubläulichen, einförmigen Färbung Platz gemacht. Diese Dunstmasse war so trübe und undurchsichtig, daß man sie leicht für eine Bergkette hätte halten können, hätten die schrägen Strahlen der Sonne nicht ihren oberen Rand vergoldet, der von einem Goldsaum eingefaßt schien. Im Osten erhob sich die Mondscheibe, unverhältnißmäßig durch

den Wiederstrahl vergrößert, aus der Tiefe der Gewässer, gleich einer großen Feuerkugel.

Herbei! rief der Capitain. Schon eilten ein Dutzend Matrosen zu den Böten.

Aber, Capitain, murrte zitternd und beschämt ein großer Matrose mit rothen Haaren, der seine Blicke nicht von dem Punkte am Horizont abgewendet, den die Schildwache aus dem Mastkorbe als einen Wallfisch angezeigt hatte; es ist schon lange her, daß die Sonne untergegangen ist. (Es ist nämlich nicht Brauch, daß man auf den Wallfischfang nach Sonnenuntergang ausgeht.)

Schweig, altes Thier! antwortete ihm jener Harpunier, den wir eben seine Pfeife haben ausklopfen sehen. Dieser Prahlhans ist nur gut um Einspruch zu thun.

Komm, immerhin, Mathurin, fügte ein Lieutenant hinzu, der gerade vorüberging, Pierre Legrand hat Recht, Du kannst morgen Einspruch thun, für jetzt laßt uns das Boot bemannen helfen.

Mathurin ließ sich murrend in das kleine Fahrzeug hinab; ich gehe nicht gern. Hündische Fischerei — noch dazu ein Freitag.

Alsbald entfernte sich das Boot von dem Dreimaster, von einem zweiten gefolgt, das, im Falle eines Unglückes, Hülfe leisten sollte.

Unsere unerschrockenen Fischer hatten bald den Raum durchschifft, der sie von dem signalisirten Gegenstand trennte: sie erblickten den größten Wallfisch, den ihr Auge jemals gesehen hatte: wie sein Umfang Achtung empfahl, rieth er auch zu einer Verdoppelung der Vorsichtsmaßregeln an. Ein ungestümer Windstoß, der in die Kronen eines Baumgebüsches fährt, oder durch die Masten des Schiffes pfeift, erregt nicht mehr Geräusch, als die beiden Wassersäulen, die, gleich wasserhosigen Doppelraketen, aus seinen Zuglöchern emporstiegen. Man stelle sich eine plötzlich aus dem Ocean auf der Oberfläche erscheinende Insel vor, und man wird einen Begriff von dieser ungeheuren Masse haben, die auf dem Ocean etwas atmosphärische Luft einathmen will, und die demnächst, vor ihrem Verschwinden, ihren ungeheuren Schwanz zu einem Fächer ausbreitet. Dieser Schwanz ist die einzige Vertheidigungswaffe, die dem Wallfisch die Natur gegeben hat; aber sie ist furchtbar. Wehe dem zerbrechlichen Wallfischboot, das sich nicht mit Geschicklichkeit bewegt ihn zu vermeiden. Es ist bald zusammen gedrückt, es und die kühne Mannschaft. Häufig indeß hat es sich ereignet, daß die Bemannung mit der Furcht und einer heftigen Kreisbewegung davon kommt; aber das Boot wird stets zertrümmert. Der Lieutenant, der dasselbe befehligte, obschon jung, war dennoch zu erfahren, um sich unvorsichtig dem Schwanze zu nähern, und umschrieb deshalb einen langen Umkreis, bevor er den Feind von Angesicht zu Angesicht angriff.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bremischer Staatskalender von 1741.

Man hat in gegenwärtiger Zeit eine solche Verliebe für Jubiläen bewiesen, daß es vergönnt sein wird auf das hundertjährige Jubiläum hinzudeuten, welches der Bremische Staatskalender in diesem Jahre feiert. Anno 1741 hatte nämlich die Wittwe Janien den guten Gedanken, einen solchen Staatskalender herauszugeben, und erlangte sie darüber ein Conclusum, welches dem gedachten ersten Staatskalender in folgender Fassung vorgedruckt steht:

„Demnach auf der Wittwe Janien geziemendes Ansuchen beliebt worden, derselben zu verstatten, daß sie einen sogenannten Staats-Calender zum Druck befördern und debitiren möge; So ist darüber gegenwärtige Resolution und Bewilligung ausgefertigt.

Conclusum Bremae in Pleno, den 10. Aug. 1740.

H. G. Schumacher, Dr.

Demzufolge erschien also 1741 der erste Jahrgang, in welchen wir einige Blicke werfen wollen. Es interessirt gewiß manchen Leser zu erfahren, welche Namen damals in Staat und Kirche an der Spitze standen, welche Familien in Blüthe geblieben, welche andern gänzlich vom Schauplatze verschwunden sind. Zugleich erhält der Leser aus vergleichenden Hinweisungen auf den jetzigen Staatskalender Gelegenheit über das Sonst und Jetzt Betrachtungen anzustellen.

Man hielt damals noch für nöthig, dem Kalender durch Beifügung erzählender Artikel beim Publikum Interesse zu geben und so findet sich im Anfange:

„Kurze Nachricht von dem zu Cassel gehaltenen prächtigen Einzug und der Vermählung."

Einzug und Vermählung der hohen Verlobten Friedrich, Erbprinz von Hessen-Cassel und der Prinzessin Maria von England wird hier sammt allen Festlichkeiten, Aufzügen und Kleider-Details beschrieben. Auch erscheint dabei noch „eine Compagnie von der hiesigen französischen Bürgerschaft, als

Dragoner zu Pferde, mit ihren propern Fest-Standarten, und einer Bande Hautboisten, sammt 2 Tamboms," und erst nach dieser kommt „eine Compagnie aus der hiesigen teutschen Bürgerschaft zu Pferde," ꝛc.

Sodann folgt „Beschreibung der solennen Beisetzung und Leichen-Conduct des Höchst-selig-verstorbenen Königs in Preußen."

Es wird hier das Ableben Friedrich Wilhelms, Vaters des großen Friedrich, erzählt, und gleich wie bei ähnlichen Vorfällen in neuerer Zeit der herbeigerufenen Aerzte besonders gedacht. Die Stelle lautet sehr naiv also:

„Die rühmliche Vorsicht der Medicorum brachte es zwar so weit, daß man zu verschiedenen mahlen von Deroselben Besserung gesprochen, allein solche war von keiner besondern Dauer."

Das Leichenbegängniß ward mit den noch jetzt üblichen besonders militairischen Feierlichkeiten vollzogen, erwähnt werden sollen aber zwei Gemälde: „Hinter dem Catafalco, die von der Erden biß an das oberste der Kirchen reichten. Das unterste stellte zwischen verschiedenen illuminirten Säulen ein Frauenzimmer mit einer ausgehenden Lampe, und das obere einen Engel vor, der mit Ihro Königl. Majestät Namen nach dem Himmel flog." Der Verfasser des Artikels hat in Beziehung auf den neuen König, Friedrich II, nicht das Mindeste gesagt, das man als eine Prophezeiung auf dessen glorreiche Regierung hervorheben könnte.

Darauf folgt nun: „Genealogisches Register der lebenden Durchlauchtigsten Höchst- und hohen Häuser des Welt-Kreyses" — eine Rubrik, die im jetzigen Staatskalender bis hinter die Thorsperre zurückgeschoben ist, — und endlich die Hauptsache unter dem Titel „Bremischer Staat oder Verzeichniß der gegenwärtigen Verfassung in Policey-, Kirchen- und Militair-Sachen daselbst.

Die Mitglieder „Eines Hoch-edeln und Hochweisen Rathes" sind damals folgende Herren: die Herren Bürgermeister „Sr. Magnificentz Herr Johannes Holler, J. U. D. Henricus Meyer, J. U. D., Daniel von Büren, J. U. D. und Jacobus Hüneken, J. U. D.; dann Stadt-Syndicus Ihro Hoch-Edelgebohrnen Herr Everardus Otto, J. U. D.; endlich die Herren des Raths, Ihro Hoch- und Wolweißheiten, Herr Hermann Backer, Didericus Meyer, J. U. D. Johann Nonnen, Johann Duntze, Christianus Schöne' J. U. D., Dethardus Düsing, J. U. D., Henricus Coch, J. U. D., Casparus a Rheden, J. U. D., Henricus Gerhardus Schumacher, J. U. D., Johannes von dem Busch, J. U. D., Johannes Rhode, J. U. D., Johann Ter Helle, Daniel Weitsel, Johannes Coch, J. U. D., Franciscus Behrens, J. U. D., Henricus Lampe, Georg Löning, Volchardus Mindemann, Dionys Schombart, Engelbert Wichelhausen, Daniel Meinerzhagen, Hieronymus Klugkist, J. U. D., Henricus Köhnen, J. U. D., Christian Meyer. Unter dem Namen eines jeden Herrn stehen schon grade wie jetzt die ihm besonders zugewiesenen Geschäftsfächer. — Archivarius ist Herr Hermannus Post, J. U. D.; Secretäre sind: Henricus Alers, Gerhardus Meyer, Theodorus Düsing, Henricus Hüneken, auch kommen zwei Notare: Arnoldus Duntze und Petrus Dücker als Cancellariae Adjuncti vor. Der Procuratores sind nur vier: Hermannus Otto Butjenter, procurator fiscalis, Telstede, Wortmann, Bruggemann. Sie sind sämmtlich auch Notarii. Gerichtsdiener oder Kirchspiels-Boten sind ebenfalls vier Personen. Unter den Gerichten kommen noch vor „das kaiserl. Gast-Gericht, das Borgfeldische Gericht, das Drosten-Gericht zu Blumenthal und Neuenkirchen, die Gohgräfen-Gerichte, das Kriegsgericht, das Wachtgericht, das Seegericht — letzteres besetzt mit zwei Rathsherren und drei Schiffern. — Wir wollen hier für heute mit der Frage schließen, wann und warum ist dies Seegericht eigentlich abgeschafft? Offenbar hätte darin der Keim zu einem auszubildenden Handelsgerichte gelegen. Wir bitten Sachkundige eine Darstellung des Verfahrens bei dem ehemaligen Seegerichte in diesen Blättern geben zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Offenes Schreiben an Hrn. Engelken.

Mein Herr!

Sie haben kürzlich, wie ich gehört, die Concession als hiesiger Theater-Direktor erhalten, und werden sich natürlich alle nur erdenkliche Mühe geben, das Ihnen anvertraute herrliche Kunstinstitut in seinem allbekannten Glanze zu erhalten.

Sie wollen aber im nächsten Winter keine Oper geben — haben Sie das bedacht, mein Herr?! — Ich habe eigentlich keine so tiefe Einsicht in die Kunst, auch überall keine besondere Erfahrungen in Theater-Verwaltungen (ich habe etwas anderes um die Ohren); aber ich habe doch manchmal Abends

nach Tisch in den Journalkasten meiner Frau gesehen, und mir aus den theatralischen Correspondenz-Nachrichten allerlei Notizen herausgeholt; auch bin ich in früherer Zeit zuweilen mit Devrient bei Lütler und Wagener gewesen, und habe — worauf denn doch am Ende Alles ankommt — eine ungeheure Portion gesunden Menschenverstand, der mir den sogenannten gebildeten Blick, ästhetische Bildung ꝛc., natürlich als einen albernen Krims-Krams, als ein wahres Larri-Farri erscheinen lassen.

Dieser wirklich enorme Menschenverstand hat mir denn auch immer ein gewisses nobles Selbstvertrauen gegeben, und ich habe daher stets mitgeredet, und mich im Stillen bewundert oder mich laut bewundern und begesundheiten lassen.

Ach Sie kennen wohl nicht das selige Gefühl, nach einem guten Diner und einer guten Flasche grand vin chateau Lafitte der Gegenstand einer gar nicht endenden Möge-Gesundheit gleichgestimmter Seelen zu werden!

Nicht allein aber die hohe Stufe auf der ich geistig stehe, sondern die wirklichen reellen Opfer, welche ich alljährlich der Kunst bringe, berechtigen mich, Ihnen meinen Rath zu geben.

Ich habe stets abonnirt, d. h. ich habe zwar keine ganze Loge genommen, aber doch ein halbes Abonnement, und das läuft sich des Jahrs wohl auf ein 50 bis 60 Rthlr.; außerdem bin ich stets bemüht gewesen, das Parterre auf meine Kosten anständig zu füllen, denn ich habe im Winter, wenn die Diner's mich in Anspruch nahmen und ich mein Whist spielte, Abonnements-Billetts an Schulknaben, Hausmamsellen, Comptoirlehrlinge ꝛc. vertheilt, die auch immer hingegangen und die Zahl der Bewunderer der edlen Mimenkunst und die der Apfelkauer oder Nußknacker sehr angenehm vermehrt haben.

Wenn Sie sich — mein Herr — nun sehr viele Mühe geben, so wird sich die Zahl der Gönner, die sich die Sache, wie ich, etwas kosten lassen, sehr bedeutend vermehren und Sie werden wirklich sehr gute Geschäfte machen; aber ich gebe Ihnen mein Wort, ich abonnire nicht, wenn Sie keine Oper geben! Ich höre gerne Musik, und wenn gleich ich nichts von Noten weiß, so habe ich doch sehr viel Gehör und natürliches Gefühl.

Ich schwöre Ihnen — ich bin ordentlich mal ergriffen gewesen, als die Catalani das God save the king sang!

Natürlich müssen Sie für eine gute Oper sorgen, d. h. hübsche Mädchen im Chor und einige frische jugendliche Stimmen für Solo-Parthien, einen guten Tenoristen, Bassisten, Baritonisten ꝛc. Was kann das denn Großes kosten. Offenbar nicht viel, das sagt ja schon der gesunde Menschenverstand!

Ja, wenn ich eine Oper wie in London verlangte, das wäre etwas Anderes; aber das fällt mir nicht ein, und ich muß daher darauf bestehen, daß Sie mein Herr, eine ordentliche Oper anschaffen, oder — wie gesagt — ich abonnire nicht!

Ihr

ergebenster

Gönner.

* Ferien-Gerichte.

Während der vom 15. Juli bis 1. Sept. dauernden Gerichts-Ferien finden für eilige Sachen folgende Sitzungen Statt:

Obergericht: an den Mittwochen 28. Juli und 11. Aug. Nachmittags 3 Uhr.

Pupillen-Commissionen: an denselben Tagen Nachmittags 4 Uhr.

Untergericht, für Sachen über 30 Rthlr.: Mittwoch, den 4. und 18. August, Nachmittags 2½ Uhr.

Untergericht, für Sachen unter 30 Rthlr.: an denselben Tagen, Nachmittags 3 Uhr.

Criminalgericht für Injurien-Sachen: Freitag, den 13. Aug. Nachmittags 3 Uhr.

* Local-Neuigkeiten.

Zu den neuesten, sowohl für alle flachen Gegenden überaus nützlichen, als auch zum allgemeinen Besten dienenden Anlagen, gehört folgende eines hiesigen Bürgers und Brauereibesitzers. Derselbe läßt nämlich, unter Mitwirkung eines Technikers, hieselbst ein großes zum Hemmen der Gährung und zum Aufbewahren leicht verderbender Sachen dienendes Gebäude errichten, und hofft dadurch die in bergigten Gegenden gebräuchlichen Felsenkeller möglichst zu ersetzen.

Dem Vernehmen nach wird über die nähere Einrichtung dieses Gebäudes demnächst ein Mehreres veröffentlicht werden, und wünschen wir dem Unternehmer, daß seine mit vielen Kosten und Mühe verknüpfte Anlage, mit dem besten Erfolge gekrönt werden möge.

— n. —

Miscellaneen.

(Elektro-Magnetismus.) Saul suchte seines Vaters entlaufene Eselin und fand ein Königreich. Ähnlich ist es Jacobi zu Petersburg gegangen: er suchte nach einer bewegenden Kraft im Elektro-Magnetismus und fand — die Galvanoplastik. Auch diese ist zwar noch nicht das geworden, was sich die Enthusiasten sogleich von ihr versprachen und sie wird auch Vieles bleiben lassen, was man von ihr geleistet zu sehen hoffte; dennoch enthält sie praktische Facultäten und läßt allerlei nutzreiche Anwendungen in der Technik zu. — Ganz anders wird es sich aber mit der elektro-magnetischen Kraft als **Movens** verhalten. Wir haben es hier mit einem Element zu thun, dessen Wirkungen wir seit Jahrtausenden mehr oder weniger beobachtet haben; auch hat die Physik die Haupt-Bedingungen, an welche diese Wirkungen geknüpft sind, hinlänglich aufgedeckt. Was die künstliche Erzeugung dieser Kraft fordert, ist ausgemacht. Sie ist gebunden an chemische und dinamische Agenzien, welche als Materien ein gewisses Volumen und ein gewisses Gewicht voraussetzen, auf welches es bei der Anwendung des Elektro-Magnetismus auf die mechanische Bewegung hauptsächlich ankommt. Denn in dem Maaße, als größere Kraft hervorgebracht werden soll, muß auch das Volumen des Apparates vergrößert werden. Das Gewicht und der Umfang wachsen aber im Cubus, während die elektro-magnetische Gewalt nur im Quadrat wächst. Das heißt mit andern Worten, während die Maschine oder der zu bewegende Körper um das achtfache vierundsechzigfache Gewicht wächst, erreicht die hervorgebrachte Kraft nur das vierfache, sechzehnfache u. s. w. — Bis hieher aber ist bekanntlich die Wagnerische Erfindung nur gekommen, und was ihr im Modell gelungen, wird ihr im Großen unausführbar sein. Wenn z. B. das Modell sechs Cubikfuß groß ist und von einer Maschine von zehn Pfund Wirkung umgedreht wird, so würde, bei einem gleichen Verhältniß des Wachsens zwischen Last und Kraft, eine Locomotive von 720 Cubikfuß Größe eine Kraft von 1200 Pfunden nöthig haben. Da sich jedoch der Apparat im Verhältniß nicht vergrößern, sondern auch im Großen sich wie 6 zu 10 verhalten müßte, die Last sich aber im Cubus vergrößert, so würde sich dieses Verhältniß zwischen Kraft und Last, welches im Modell wie 10 zu 6 steht, umgekehrt nur wie 6 zu 36 stellen, und auf eine Fortbewegung keine Aussicht sein.

(Doppel-Satire.) **Dr.** Lannoy heißt der Pariser, der unter dem Titel; „Ein neues Reich" entweder das unsinnigste oder tiefsinnigst-satirische Werk geschrieben hat. Der Herr theilt vollständig den Plan zu einem neuen Israel, einem neuen Palästina, einem Actien-Königreiche, einem vollendeten Staate mit, der nicht auf Ideen, wie der platonische, nicht auf Intelligenz wie der preußische, nicht auf dem Rücken des Volkes, wie — gewisse, sondern auf den wahren Jacob aller Herren — auf Geld gebaut werden soll. Er meint, die Franzosen hätten nicht Geld und Muth genug, um seinen Staat zu realisiren, deshalb wendet er sich an die Juden, welche die Bausteine zu seinem Reiche in den Händen haben. Ihnen zu Ehren will er es auch das „neue Israel" nennen. Er eröffnet Subscriptionen. Wenn 30 Millionen Francs unterzeichnet sind, geht die erste Flotte von zehn Kriegsschiffen ab, um den Boden des neuen Reiches, irgend eine Insel, zu erobern. Er ist dann der Monarch. Wer die größte Summe unterschrieben hat, wird Kronprinz, und nach Höhe und Zahl der Actien werden dann Grafen, Barone und Adelige ernannt. Jeder, wer eine Fabrik errichtet, kriegt den Baronstitel. Jeder, der das Land hat erobern helfen (wozu man aber wenigstens 2000 Francs unterzeichnet haben muß), wird ein Adeliger. Ein König durch Actien? Welche Apotheose des Actienwesens! Ein neuer Staat, erbaut auf dem Olymp der modernsten Welt, dem Gelde? Welche Vergötterung des goldenen Kalbes! Auf dem Gelde der Israeliten, wobei jedoch jeder Glaube zugelassen wird, wenn er nur unterzeichnet und zahlt? Welcher Cosmopolitismus! — Man hat das Buch als ein **Non plus ultra** von Verrücktheit verschrien; ich glaube, es ist eins der gescheidtesten, nur muß man unter dem Eselsfelle den satirischen Doppelfuchs hervorgucken sehen.

(Taubenflug.) In Versailles hat unlängst eine neue Probe mit dem Taubenflug stattgefunden. Tages zuvor hatte man mit den Taubenliebhabern zu Berchem, bei Antwerpen, in der Mairie 40 Tauben erhalten. Diese Vögel waren auf der Diligence angekommen, in einen großen Korb eingeschlossen, so daß sie von dem Weg, den man mit ihnen eingeschlagen hatte, keine Kenntniß haben konnten. Am nächsten Tage, 7½ Uhr Morgens, hat man 39 derselben aus dem Hof der Mairie auf ein Mal losgelassen, nachdem man denselben zuvor einen Zettel mit der Stunde ihres Ausflugs umgehängt hatte. Die vierzigste war kurze Zeit zuvor entwischt, und durch ein Fenster, das sie zerbrochen hatte, ins Freie entkommen. Die befiederte Truppe erhob sich zu einer bedeutenden Höhe, indem sie einen großen Kreis beschrieb, und nachdem die 39 Vögel die Position durch den wunderbaren und unerklärlichen Instinct, der ihnen eigen ist, erkannt hatten, flogen sie in die gehörige Richtung (Nord-Nord-Ost.) Die erste Taube ist um 12 Uhr und 15 Minuten in ihrem Taubenschlag angekommen; die 38 andern sind einige Minuten später nach und nach gefolgt. Die Entschlüpfte ist erst Abends eingetroffen. Somit haben diese Thiere binnen 4 Stunden 46 Minuten bis 5 Stunden 10 Minuten einen Raum von ungefähr 225 Kilometer in gerader Linie durchgemacht, was der größten Schnelligkeit der Eisenbahnen gleichkommt, vorausgesetzt, daß die Maschine, ohne anzuhalten, eine ähnliche Entfernung durchfahren könnte. Am nämlichen Tage noch waren 36 der von Versailles angekommenen Tauben bereits auf dem Wege einer andern Excursion.

(Eine Kabinets-Ordre.) Noch im Jahre der Thronbesteigung Friedrich des Großen wandten sich die Geistlichen der Mark Brandenburg durch den Etats-Minister Brand (am 2. September 1740) an ihn und baten, daß ihnen das zu ihrem Gehalte gehörige Deputat-Korn wieder in **natura** entrichtet würde, statt

daß dafür, wie unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I., der Scheffel Roggen und Gerste mit 12 Groschen und Hafer mit 8 Groschen bezahlt worden wäre. Als Antwort schrieb Friedrich an den Rand der Eingabe:

„Nein, es Mus bei des Seligen Königs verfaßungen bleiben; wenn auch 100 pristers heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wieder kriegen. Soldaten krigen brodt, aber prister leben von den Himlischen Mana, was von da oben kömt und ist ihr Reich nicht von dieser Welt, sondern von genes; weder petrus oder paulus haben brodt-Korn gekrigt, und ist im Neuen-Testamente Kein apostel-Magasin zu finden.

Fch."

(Eisenbahnen.) Der Plan, eine Eisenbahn von Halle über Cassel und Lippstadt an den Rhein zu bauen, ist nicht aufgegeben, sondern wird mit erneutem Eifer aufgenommen. Die Hauptschwierigkeit, das Unternehmen durchzuführen, soll ein bedeutender Tunnel sein, der bei Driburg nöthig wird. Die Ingenieurs sind auf dieser Linie sehr thätig beschäftigt.

In Altenburg wurde der Grund zu dem Bahnhof für die sächsisch-baierische Eisenbahn unter Musik und Kanonendonner gelegt. Der Minister von Braun hielt die Weiherede, die mit einem Hoch auf die drei Souveräne, die an der Spitze dieses Nationalunternehmens stehen, schloß.

Die Nürnberger kommen nun auch in einen ähnlichen Fall, wie die Leipziger, in Bezug auf die Eisenbahn. Es verlautet nämlich, die sächsische Eisenbahn solle an der Westseite der Stadt vorbeigeführt werden und dort in die Augsburger einmünden. Dadurch würden die Reisenden nicht gezwungen sein, durch Nürnberg zu passiren, auch würde die Spedition der Güter wegfallen. Das ist nun den Nürnbergern, wie natürlich, gar nicht lieb.

(Das Studiren nimmt in Deutschland sehr ab.) In den Jahren 1838 und 1839 gab's auf den deutschen Universitäten ungefähr 11,000 Studenten, während früher im Jahre 1830 noch 14,000 waren. Die Zahl der Theologen hat um 41 Procent, die der Juristen um 20, die der Philosophen um 14 Procent abgenommen, nur Mediciner giebt's noch immer genug. Die bei dem erhöhten Lebensbedarf verhältnißmäßig geringen und nicht mehr zureichenden Besoldungen, die gesteigerten Forderungen bei den Prüfungen, die längere Dienstzeit ohne Besoldung, die Richtung der Zeit auf das Materielle und einige innere Gründe geben den Schlüssel zu dieser Erscheinung.

(Merkwürdige Umgehung eines Heirathsgesetzes.) Im Jahre 1832 meldete ein Neger nebst einer Weißen sich bei der Obrigkeit des Staates Indiana, um einander zu heirathen. Der Richter widersetzte sich der Verbindung, weil das Gesetz des Staates zwischen Weißen und Farbigen keine Heirath gestattete; aber er ließ merken, das Gesetz finde keine Anwendung, wenn die Frau schwören könne, es sei schwarzes Blut in ihr. Dieser Wink wurde verstanden: dem Neger wurde eine Ader geöffnet, die Liebende sog das Blut ein, leistete den erforderlichen Eid, und das Paar ward zur großen Zufriedenheit aller Theile vereinigt.

(Brod aus weißen Rüben.) Nach mehreren gemachten Versuchen können auch die weißen Rüben mit großem Vortheile zum Brodbacken verwendet werden, so, daß man daraus ein gutes, nahrhaftes, wohlschmeckendes und sich lange haltendes Brod erhält. Die weißen Rüben werden zu diesem Ende mit Wasser rein gewaschen, und roh sammt der Schale auf einem Reibeisen gerieben, davon wird dann die Hälfte oder ein Drittheil mit Roggen- oder Gerstenmehl vermengt, wie gewöhnlich zu Teig gemacht, gehörig gesäuert, und wie anderes Brod gebacken. Auf 3 Pfund weiße Rüben und 3 Pfund Roggenmehl erhält man auf diese Art 9 Pfund gutes Brod, welches sich mehrere Monate geschmeidig erhält.

(Curiosum.) Gerichtlicher Revers eines sächsischen Edelmannes, sich in Zeit von sechs Wochen nicht wieder zu betrinken:

Altenburg, den 6. Juni 1792.

Demnach ich Endesunterzeichneter wegen gestern übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und Leben, meinem armen Weib und Kind zum höchsten Schaden hätte kommen sollen, mich nunmehro resolvirt habe, zwischen hier und Jacobi, also den 25ten Juli, mich mit dergleichen Laster niemals zu überladen, auch zu desto steifer, fester Haltung derselben, da ich mich etwa binnen dieser Zeit dazu veranlassen dürfte, verpflichte ich mich zu allen Malen ein Paar gute Maulschellen von meinem gnädigen Herrn, oder wenn es ihr Gnaden Jemandes von den Ihrigen anbefehlen wollte, zu erhalten, oder mich sonsten mit einer ungewöhnlich adlichen Strafe belegen zu lassen. Zu mehrerer Bekräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben.

Wolf Dietrich von Brandenstein.

(Oper.) Conradin Kreutzer, gegenwärtig in Leipzig, hat eine neue Oper „das Armband" vollendet. Kreutzer ist sehr fleißig seit dem „Nachtlager" hat er die „Höhle von Waverley", die beiden „Figaro" und „Fridolin geliefert. Die erste und letzte Oper fielen in Wien durch. Wir wünschen dem Armband mehr Glück, auf daß es in der Gunst des Publicums fester hängen bleibe.

(Der Theaterdirector in Boulogne) hat ein neues Mittel ausfindig gemacht, um die Meinung des Publikums über neu auftretende Schauspieler zu vernehmen: es besteht darin, daß die Zuschauer, nachdem der Debütant abgetreten ist, mit Aufstehen und Sitzenbleiben abstimmen.

(Im Morgenlande) besteht der Wahn, daß ein Kranker immer essen müsse; selbst die im Todeskampf befindlichen werden von ihren Angehörigen gezwungen noch Nahrung einzunehmen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 57.

Bremen, Sonntag den 18. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 646. Den 14. Juli. Des verst. Arbeitsm. Carl Nicol. Gade Wittwe, geb. Reuter, 57 Jahr; Bellois Weg Nro. 4.

— 647. Den 14. — Des Kaufmanns Johann Caspar Friedr. Wehmüller Sohn, 3 Jahr; Sögestraße Nro. 19.

— 648. Den 15. — Der Schuhmacher Johann Matthias Pohlmann, 17 Jahr; Schnoor N. 9.

Nro. 649. Den 15. — Herm. Diedr. Lampe, 20½ Jahr; Osterthorsstraße Nro. 8.

— 650. Den 15. — Des Fuhrmanns Cord Klinge Tochter, 3 Monat; Dreckort Nro. 11.

— 651. Den 16. — Der Küpermeister Georg Diedrich Seehusen, 43 Jahr; Jacobikirchhof.

— 652. Den 16. — Christina Uphoff, 2 Jahr; Buntenthorsteinweg Nro. 126.

Geburten:

Nro. 862. Den 9. Juli. Des Schuhmachers Diedrich Heinrich Schmidt Ehefr., geb. Linberg, Buntenthorsteinweg Nro. 184; von einem Mädchen.

— 863. Den 13. — Des Schauspielers Carl August Traugott Graefe Ehefr., geb. Peters, Heerdenthorswallstraße Nro. 17; von einem Mädchen.

— 864. Den 14. — Des Arb. Alb. Buse Ehefr., geb. Siemerling, Paulsberg Nro 48; von einem Mädchen.

— 865. Den 15. — Des Seilers Hartje Drefes Ehef., geb. Anken, Buntenthorsteinweg Nr. 124; von einem Mädchen.

Nro. 866. Den 15. — Des Arbeitsm. Joh. Ernst Blohme Ehefr., geb. Böse, Walldammstraße N. 5; von einem Knaben.

— 867. Den 15. — Des Küpergesellen Gerh. Dayelsberg Ehefr., geb. Bellois, Bellois Hof Nr. 2; von einem Knaben.

— 868. Den 15. — Des Knochenhauers Joachim Falkenburg Ehefr., geb. Dieckmann, Westerstraße Nr. 49; von einem Mädchen.

— 869. Den 15. — Des Arbeitsm. Caspar Carl Hermann Ehefr., geb. Weyland, Buntenthorsteinweg Nr. *; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 617. Der Pastor zu Schönhagen, Amts Nienover, Gerh. Carl Ludw. Schleicher und Louise Dannemann hieselbst.

— 618. Der Kaufmann Benjamin Pearkes und des verst. königlich Großbrittannischen Vice-Consuls Georg Ernst Papendiek Wittwe, Dorothea Charlotte Catharina, geb. Papendieck hies.

— 619. Der Schmiedemeister Henrich Philipp Wilke und des verst. Kochs Johann Carl Lange Wittwe, Anna Metta, geb. Neumann, hieselbst.

— 620. Der Schuhmacher Friedrich Knochenhauer und Margrethe Bach hieselbst.

Nro. 621. Der Tonnenmacheramtsmeister Hieronymus Georg Harting und Rebecca Louise Tietzel hieselbst.

— 622. Der Leinenhändler Friedrich Wilhelm Robert und Marie Elisabeth Schröder aus Dorfmark.

— 623. Der Arbeitsm. Joh. Friedr. Ludwig Balthasar und Gesche Block am Gröplingerdeich.

— 624. Der Arb. zu Walle Warneke Block und Rebecca Dorothea Margaretha Ehley aus Bücken.

— 625. Der Arb. Brüne Frese, genannt Dettmer, und Christine Margaretha Haase hieselbst

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 58.

Bremen, Donnerstag den 22. Juli 1841.

Der Hauptmann von Kapernaum.*)

oder

die Leitsterne des Christen.

Matthäi 8, 5 — 10.

Es glänzen drei Sterne am Himmel schön,
Verknüpft mit göttlichem Bande,
Sie richten hinauf zu den himmlischen Höh'n
Den Blick aus der Sterblichen Lande;
Sie füllen mit Licht und mit Freude das Herz,
Sie lindern und stillen den bittersten Schmerz.

Der erste, die „Liebe." Im himmlischen Licht'
Verbindet sie innig die Herzen,
Ihr ist es die süßeste, heiligste Pflicht,
Den Brüdern zu stillen die Schmerzen;
Sie findet im Glücke der Mitwelt ihr Glück
Und trocknet die Thräne im leidenden Blick'.

Die „Demuth," ein zweiter und himmlischer Stern,
Sie glänzet bescheiden im Stillen,
Bekennet die eigene Schwachheit sich gern,
Sucht sie nicht der Welt zu verhüllen.
Sie schläget mit Reue die bebende Brust
Und ist sich vor Gott ihrer Sünden bewußt.

Doch was uns die Liebe und Demuth nicht zeigt,
Das findet das Herz in dem „Glauben,"
Der ewige Güter uns Sterblichen reicht,
Die Unglück und Tod uns nicht rauben;
Er leuchtet, beglückend, mit tröstendem Licht'
Noch hell, wenn das Auge im Dunkel schon bricht.

*) Wir theilen unsern Lesern hier eine Probe mit aus dem bei A. D. Geisler erschienenen: „Christlicher Meerestempel von Eduard Bohn."

Der Mädchensprung.

Es war ein heißer schwüler Tag im August 1810, der Abend brach ein und die Stadt Erivan schien sich kaum noch von der Alles überwältigenden Hitze des Morgens erholen zu können.

In den verschiedenen Gärten, den allgemeinen Zusammenkunftsorten der Perser nach Sonnenuntergang sah man einige Gruppen in eifrigen Gesprächen über die Möglichkeit eines russischen Angriffs auf die Stadt (denn der Krieg war im vollsten Gange) und ob des Surdars neue Operationen, als räuberische Excursionen, mitternächtliche Überfälle, Abschneiden der Zufuhren, überhaupt eine wilde und verwüstende Kriegsführung von Erfolg gewesen sein, die Hülfsquellen des Feindes geschwächt habe, so daß selbst der Versuch außer dem Bereiche seiner Macht stehe. Obgleich man alle diese Möglichkeiten zugestand, so blickte man doch auf die düstere Festung, welche sich in einiger Entfernung vor ihnen erhob; so meinte man doch, daß in diesem Augenblick ein Angriff der Moscowiten leichter von Erfolg gekrönt werden könne, als früher, wo sie nach mehreren unglücklichen Versuchen und wiederholten schweren Verlusten sich zum Rückzuge gezwungen sahen.

Im Palaste jener düstern, traurigen Wohnung der tyrannischen Macht, in einem reich ausgeschmückten, geräumigen

Zimmer, welches die höchste sarazenische Eleganz bot, im Andernun oder den Gemächern der Frauen, dessen Fenster nach dem Abgrund, woran die eine Seite der Festung gebaut, führten, auf einem Divan vom reichsten Kaschemir halb in dessen Kissen verborgen, ruhte eine weibliche Gestalt, still und regungslos, die man für leblos hätte halten können, wenn nicht halb unterdrücktes Schluchzen von dem Dasein ihres Lebens gezeugt hätte.

Plötzlich erhob sich die Traurige: eine schöne weibliche Gestalt von mehr als Mittelgröße, mit der der kaukasischen Race so eigenthümlichen Regelmäßigkeit der Züge, mit einem Antlitz so weiß wie Marmor und außerordentlich schön, trotz dem Ausdruck der tiefsten Verzweiflung.

Was mochten wohl die Gedanken jenes schönen Wesens sein in den einsamen Stunden? Sie gehörten ganz ihrem geschwundenen Glücke und entsetzlichen Elende an, obgleich sie sich auch ihren armen Eltern zuwendeten — und ihm, dem sie ihre Liebe zugesagt, dessen Braut sie hatte werden sollen, an dem Morgen, ja! in derselben Stunde, wo sie ihren Eltern, den Armen ihres Geliebten entrissen ward, um eine Bewohnerin dieses verhaßten Harems zu werden, und einer Bestimmung entgegenzusehen, woran sie ohne Schaudern nicht denken konnte. Wie lebhaft rief sie sich den schrecklichen Moment zurück. Nur wenige Minuten noch und die Feierlichkeit sollte beginnen; auf die Schultern ihres geliebten Aleris gelehnt, erwartete sie die Ankunft der Freunde und Verwandten und lauschte mit Entzücken den leidenschaftlichsten Geständnissen, die der Geliebte ihr ins Ohr flüsterte, als plötzlich die friedliche Wohnung mit feindlicher Cavallerie umringt war.

Ihr Geliebter focht wie ein Löwe, und nachdem sie gesehen, daß er und ihr alter Vater bewußtlos niedergestürzt, kam die arme Miriam erst wieder zur Besinnung, um sich als Bewohnerin des Zenana und als Gefangene in den Händen des gefürchteten, blutdürstigen Anführers, dessen Namen sie nie ohne Schaudern vorher gehört hatte, wiederzufinden.

Es war am zweiten Abend nach ihrer Ankunft in der Festung, als sie sich von ihrem Lager erhob, auf dem sie umsonst ihre gequälte Seele zu beruhigen gestrebt; ihre Hände waren fest zusammengeballt, und wilder Fieberwahn strahlte aus ihren Augen. Doch plötzlich endigte dieser, sie warf sich auf die Kniee, die Hände hingen an der Seite herab, um sich zu brünstigem langem tiefgefühltem Gebete aufzuschwingen.

Sie erhob sich ziemlich beruhigt, und traurig und unglücklich blickte sie aus dem Fenster auf die weite Gegend vor ihr.

Ein leises Geräusch in einer Ecke des Zimmers störte sie, während beinahe im selben Augenblicke etwas zu ihren Füßen niederfiel. Das Zimmer hatte einen geschlossenen Balcon, mit großen gemalten Fenstern an beiden Seiten, so daß er eine kleine Stube bildete, von wo aus man das ganze große Zimmer übersehen konnte, und von dort aus sah sie eine Hand winken und dann verschwinden. Sie beugte sich, um den niedergefallenen Gegenstand aufzuheben; es war ein in Papier gewickelter Stein, und Worte vermögen nicht zu schildern, was Miriam empfand, als sie folgende Zeilen las:

„Sei vorsichtig und klug, Du hast einen Freund bei der Hand, der Alles für Dich wagen wird, um Dich Deinen Freunden und Verwandten zurückzugeben. Wenn Du fest und entschlossen bleibst, wird keine Gefahr bei dem Unternehmen sein, dessen Gelingen ganz von Dir abhängt. Drei Stunden nach Sonnenuntergang sei zur augenblicklichen Flucht bereit."

Welch ein Übergang aus dem tiefsten Abgrunde der Verzweiflung zu den höchsten, schönsten Hoffnungen! — Nur einen Augenblick kam ihr der Gedanke an Verrath, er war indeß sogleich aufgegeben. Welch schlimmeres Schicksal konnte ihr auch noch werden, als das sie bedrohende, mit dem verglichen der schmerzlichste Tod ihr ein Glück schien? Nichts beschäftigte also ihre Seele, als Liebe und Glück.

Langsam und schwerfällig kam die Zeit heran; war es ihr doch, als wolle die Stunde gar nicht schlagen. Endlich erschien sie, die Sonne versank langsam hinter fernen Hügeln; bald senkte sich Dunkelheit nieder, und mit klopfendem Herzen zählte das junge Mädchen die verstreichenden Minuten.

Als der Augenblick herannahete vernahm sie ein leises Pochen an der Stubenthüre, ihr Herz schlug heftig. Das Zeichen ward wiederholt, der Vorhang theilte sich und eine verschleierte weibliche Gestalt, den Finger zum Zeichen des Schweigens erhebend, holte einen blauen Yaschmak oder Schleier, den die Frauen auf dem Lande tragen, hervor, und gab ihr zu verstehen, ihn anzulegen.

Diesem Winke gehorchte Miriam sogleich und die Frau gab ihr dann ein Zeichen, ihr zu folgen.

Eilig und schweigend schritten sie dahin, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen. Auf irgend eine Weise mußten alle Störenden entfernt worden sein. Endlich traten sie aus dem Andernun oder den Frauengemächern hervor in einen langen, engen, düster erleuchteten Gang, wo eine Thür ihre Schritte hemmte; die Führerin zog den Riegel zurück und sie befanden sich in der freien Luft, bei dem geheimen Eingange außerhalb des Palastes.

Töne der Freude und lautes Lachen drangen aus der Ferne herüber und deuteten an, daß der Surdar bei einem jener Festgelage gefesselt sei, denen er sich so häufig hingab, und Miriam fühlte ein unwillkührliches Zittern, als das Licht aus den obern Fenstern auf eine in groben Barumah gehüllte Gestalt fiel, welche, als sie aus der Thüre heraustrat, auf sie zuschritt.

Nach einigen zwischen ihrer Führerin und dem Fremden schnell gewechselten Worten wurden die Schleier der Letzteren gelüftet und Miriam konnte einige Augenblicke Beide beobachten. Es war eine ältliche Person mit dunkelen Zügen, und als der Mantel einen Augenblick von der Schulter der anderen Gestalt herabsank, erblickte sie einen Knaben in der reichen Kleidung eines circassischen Pagen. Nach geendigter Unterredung nöthigte die Führerin sie wieder vorwärts, während der Fremde mit leiser und inniger Stimme den gewöhnlichen türkischen Segensspruch oder das Lebewohl „Khodah sacklah“ über sie aussprach und gleich darauf verschwand.

Jetzt ging es rasch weiter, oft beinahe die Schritte zum Laufen beschleunigend, bis sie das Thor ders Forts erreicht hatten; es war offen, die Zugbrücke niedergelassen; eine Minute darauf waren sie hinüber und in der Ebene, wo Miriam ein Dankgebet zum Himmel sandte für die Befreiung, die sie gesichert glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf dem Wallfischfang.

(Fortsetzung.)

Unterdessen waren die letzten Lichter der Dämmerung ausgelöscht worden, ein weiter und dichter Nebelvorhang erhob sich aus der untergehenden Sonne, während der Mond unseren Fischern von der entgegengesetzten Seite wie eine kolossale, in dem Takelwerk ihres Schiffes angehängte Laterne leuchtete. Kaum unterschieden sie das andere Boot, das sie auf ihrer gefahrvollen Fahrt zu begleiten bestimmt war; es glitt in großer Faulheit, wie die Flossen eines Haifisches, in weiter Ferne über die Oberfläche der Wellen. Man hätte es erwarten sollen, aber der Anblick des Himmels, der sich immer mehr verfinsterte, bestimmte die Mannschaft, den Kampf sofort zu beginnen.

Auf ein Wort des Lieutenants hielt der Harpunier sein Ruder an und ergriff mit sicherer Hand eine der neben ihm liegenden Harpunen, sich anschickend, sie auf den Wallfisch zu werfen, würde derselbe, der augenblicklich untergetaucht war, wieder auf der Oberfläche des Wassers erscheinen. Bald darauf durchschnitt der scharfe Stahl pfeifend die Luft, um sich ganz und gar in dem Körper des Thieres zu verbergen. Aber dieses ist nur ein Vorspiel des Kampfes. Der Enterhaken wird nun an den Feind befestigt und die Ehre ist dem Officier, Mann gegen Fisch, mit demselben zu kämpfen und ihm einen Lanzenstich nach dem andern beizubringen, bis der Tod erfolgt. Der Harpunier muß die Leitung des Boots versehen.

Zuerst hielt der Wallfisch, von dem gewaltigen, unvorhergesehenen Streich, den er erhalten hatte, betäubt, in seinem Laufe an, als wolle er sich wegen dessen, was mit ihm sich zugetragen, sammeln; aber dieser Zustand der Erstarrung dauerte nicht lange: man sah ihn bald zusammenschaudern und sich vergebens schütteln, um sich von dem fremdartigen Körper zu befreien, dessen schmerzhafte Berührung er empfand, dann aber mit betäubender Schnelligkeit fortschießen, das Boot mit sich reißend, das durch das Harpunierseil mit ihm zusammenhing.

Diese Lage war nicht sehr angenehm. Der Nebel, der die Hälfte der Atmosphäre verhüllte, überzog bereits den Raum zwischen den Wallfischfängern und ihrem Gegner. Hätte man der Vorsicht Gehör gegeben, man würde das Seil zerhauen haben, um zurück zu kehren. Nicht so unsere Wallfischfänger. Officier und Harpunier waren keine Leute, die sich durch die Furcht einschüchtern ließen; sie würden sich entehrt gehalten haben, hätten sie ihr Heil in feiger Flucht gesucht. Indem sie daher nur ihrem blinden Muth, oder besser einer Einflüsterung des Schicksals Gehör gaben, entschieden sie, nur mit ihrer Beute an Bord zurückzukehren.

Indeß das zweite Boot theilte die Hartnäckigkeit des ersteren nicht. Mathurin Rouge (der Rothkopf), den wir bereits bei der Abfahrt des Boots, unglückweissagende Worte

haben sprechen hören, konnte sich seiner Ahnungen auch im Laufe des Kampfes nicht entschlagen; er hörte nicht auf mit Seufzern, und jeden Augenblick vernahm man die Wiederholung der Worte:„ Um diese Stunde — und ein Freitag —". Mochten diese Jeremiaden Eindruck auf seine Gefährten machen, oder mochten sie sich von selbst die Todeschancen deuten, die sie liefen, genug, es fand sich Einer, der der Ansicht des Lieutenants und des Harpuniers war; aber aus Eigenliebe wollte, mit Ausnahme Mathurin's, nicht Einer Furcht an den Tag zu legen, und somit ließen sie sich in dumpfer Erwartung von dem pfeilschnell dahin schießenden Ungethüm fortreißen. Vergeblich wandte man alle Mittel an, ihm eine entgegengesetzte Richtung zu geben, es gelang nicht, so wenig wie jene Versuche, mit einer scharfen Schaufel die Flechsen des furchtbaren Schwanzes zu durchschneiden. Der Wallfisch durchlief solcherweise mehrere englische Meilen in gerader Linie, und die Fahrt des hinweggerissenen Bootes war so schnell, daß das Wasser, welches von beiden Seiten gleichsam über das Boot hing, keine Zeit hatte in dasselbe zu stürzen.

Dieser nächtliche Kampf gewährte einen erhabenen Anblick. Die Wellen leuchteten in dieser Nacht dergestalt, daß man von einem Feuermeer hätte sprechen können. Insonheit konnte man nichts Blendenderes erschauen, als den Wirbel, den der Wallfisch hinter sich ließ, er sah wie ein langer Kometenschweif aus. Bei jedem Schlage, den das Thier mit seinem Schwanze auf die Oberfläche that, stoben tausend Funken nach allen Seiten hin und fielen wieder in den Schooß des Meeres zurück. Solche Scenen übersteigen Alles, was die Einbildungskraft Originelles und Phantastisches gebären kann. Unsere Fischer genossen auf offener See den Anblick vulkanischer Eruptionen, denn keinen anderen Vergleich ließe dieses Schauspiel zu, als den eines feuerspeienden Berges inmitten dunkler Nacht, oder vielmehr zweier; wenn das wüthende Thier zwei Wasserstrahlen in die Lüfte sandte, glaubte man in der That, zwei Krater auf der Oberfläche zu erblicken. Später rieselte eine leuchtende Feuchtigkeit über den Rücken des Thiers, wie siedende Lava an den Seiten eines schwarzen Berges herabströmt. Endlich verschwand der phantastische Vulkan, um sich bald darauf, mit denselben Schönheiten und Gaukeleien geschmückt, wieder zu erheben.

Dieses Schauspiel, dessen Pracht unsere Helden nicht sehr beachteten, war in der That nichts Ungewöhnliches für dieselben. Zudem konnte das geringste Versehen ihren Tod nach sich ziehen; sie hatten an ganz andere Dinge zu denken, als an ein phosphorleuchtendes Phänomen. Den Feind necken, ermüden und ihm den Tod zu versetzen, indem man seinen Streichen auswich, das war der Gedanke, der ausschließlich unsere Schiffer beschäftigte. So lange der Wallfisch geraden Laufs einherschoß, um zu entfliehen, alle Kraft seiner Floßfedern und seines Schwanzes entwickelnd, brauchte man nur auf das Seil zu achten und dasselbe wechselweise anziehen oder streichen zu lassen; aber ganz anders war es, als plötzlich das Thier eine entgegengesetzte Richtung versuchte und jetzt mit aller Kraft seines Gewichts auf das Boot zu stürzen drohte, das hinter ihm darein fuhr. Einen Augenblick hielt man sich für verloren, indeß wich man durch eine geschickte rückgängige Bewegung, dem verderblichen Streich aus, und unsere Seelente jubelten Victoria! als der Lieutenant, im Fliehen, den Feind an seiner verwundbarsten Stelle mit der Harpune traf. Der Wallfisch röthete die Wogen mit seinem Blute in starken Tinten, die ganze Mannschaft war auf jenen Augenblick gespannt, wo er, wie man glaubte, seinen letzten Pas machen würde — so nannten sie die letzten Zuckungen des Todeskampfes.

Er taucht unter, rief plötzlich der Lieutenant. Laßt das Tau schießen, Jungen, und öffnet das Auge — immer nachgegeben mit dem Tau — immer nachgegeben.

Ein Matrose goß unaufhörlich Wasser über den Strick, um zu verhindern, daß er Feuer fange.

Wird er bis morgen den Grund suchen? Tau nach, Tau nach!

Aber in diesem Augenblicke ertönte aus dem Boote ein Schreckensschrei, den Alle nur zu sehr begriffen. Das Tau hatte sich verwickelt. Ein gewaltiger Stoß traf das Schiff, ohne es jedoch umzuwerfen.

Das Tau durch! hieß es mit Bestürzung von allen Seiten. Aber der Lieutenant tappte vergebens im Finstern herum, er konnte das zu diesem Ende bestimmte Beil nicht finden.

Schon drang das Wasser in das Schiff, die Todesangst malte sich auf Aller Gesichter, während die Bemannung des Bootes sich instinktmäßig in den Hintergrund drängte, um den unglücklichen Augenblick um eine Sekunde zu verzögern. Bleich, mit wild über die Stirn herabhängenden Haaren, mit kaltem Schweiß übergossen, schlossen mehrere selbst die Augen, um den Tod nicht zu sehen. Aber der Tod

hatte für den Augenblick andere Dinge zu thun, denn es war mittlerweile dem Harpunier gelungen, ein großes Messer zu erhaschen, und das Tau zerriß, wie eine Peitsche knallend, während das Boot sich schnell aufrichtete: es schien vor Freude zu zittern.

Unsere Fischer, so schnell sie waren, richteten unwillkürlich den Blick zum Himmel. So standen sie lange Zeit sprachlos. Auch um sie her war Alles stumm: Schiff, Mond, Himmel, Alles war vom Nebel verschleiert, nur mit Mühe hätten sie ein Schiff in einer Entfernung von vier Faden wahrnehmen können. Aber die Gefahr, der sie entronnen waren, war so groß, daß es ihnen schien, als könnten sie nie in eine traurigere Lage kommen. So ist der Mensch. Der Tod ist ihm stets das größte Uebel, ist er ihm entgangen, so glaubt er nichts mehr zu fürchten zu haben. Der Erste, der das Wort ergriff, war Mathurin. Nachdem er den längsten Seufzer, der jemals seiner Brust entquollen war, ausgestoßen hatte, hörte man die Worte von ihm: Ich hatte es wohl vorhergesehen — man muß toll sein, um in dieser Stunde auf einen Wallfisch Jagd zu machen, und noch dazu an einem Freitag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bremischer Staatskalender von 1741.

(Fortsetzung.)

Im jetzigen Staatskalender folgt auf die Gerichte das Verzeichniß der Advokaten und Notare. Dasselbe findet sich aber nicht in dem betrachteten alten Jahrgange. Bekanntlich waren damals die Advokaten ganz unabhängig von den Gerichten, indem sie nicht zugleich wie jetzt die Procuratur ausübten. Sie arbeiteten nur die Schriften aus, welche dann von den Procuratoren im Gerichte übergeben wurden. Der Notare werden 1741 wohl nicht mehr als die vier oben erwähnten Procuratoren und die Canzlei-Adjuncten gewesen sein. Die Rubrik „Beeidigter Übersetzer" findet sich gar nicht.

Nach „I Weltlicher Staat" folgt nun „II Geistlicher Staat" — offenbar ein mehr würdevoller Ausdruck als die jetzige Rubrik „Kirchliche Angelegenheiten". Die modernen „Commissionen des Senats für die Ausübung des protestantischen Episcopalrechts und juris circa sacra" finden sich vor hundert Jahren nicht, vielmehr eröffnet sich der geistliche Staat sofort mit dem „Hoch- und Wol-Ehrwürdigen Ministerium." Zu demselben gehören 17 Prediger, nämlich die bei den städtischen und vorstädtischen Pfarrkirchen angestellten. Der Titel ist „Ihro Hoch- und Wol-Ehrwürden," sie haben das „Herr" immer vor dem Namen.

Den gegenwärtig bei den Kirchen Angestellten wollen wir nunmehr Gelegenheit geben, ihre Antecessoren vor hundert Jahren kennen zu lernen. (Hoffentlich veranlaßt dies künftig den Bürgerfreund in seinem 126sten Jahrgange ganz auf gleiche Weise der jetzt Waltenden vor den Augen der Urenkel zu gedenken.)

a) Zu U. L. Frauen, Prediger: Eilardus Wagner, Henricus Ahasverus, Theol. Dr., Nicolaus Nonnen, Th. Dr.; Bauherren: Herr Johannes Rhode, J. U. D.; Eltermann Joh. Bendleben; Diaconi: Ludwig von Kapf, Gerh. Hanewinkel, Peter Beere, Joh. Kattau, Jacob Friedr. Schultz, Caspar Kraegelius, Arp Martens, Henrich Apiarius.

b) Zu St. Martini, Prediger: Anthonius de Cuyper, Fridericus Casimirus Heilmann, Ehrn Johannes Fridericus Treviranus, Pastor extraordinarius; Bauherren: Herr Hermann Backen, Eltermann Lüder Tidemann; Diaconi: Rudolph von Hemsen, Johann Neckelmann, Gerhard Hoffham, Johann Oelrichs, Gerds Sohn, Johann Friedrich Lange, Johann Nonnen, Werner Gerdes.

c) Zu St. Angarii, Prediger: Albertus Schumacher, Th. Dr., Jacobus Meyer, Th. Dr., Fridericus Johannes Arnoldus Schuhmacher, Th. Dr., Herm. Henricus Schumacher, Th. Dr.; Bauherren: Herr Daniel Weitsel, Eltermann Hermann Meyer; Diaconi: Friedrich Elmken, Hermann Didrich Rump, Christian Ludwig Behr, Christian Niclaus Schöne, Jacob Meyer, Albrecht d'Erberfeldt, Lüder von Horn, Joh. Everhard Pavenstedt.

d) Zu St. Stephani, Prediger: Conradus Iken, Th. Dr., Everardus Keßler, Godofredus Jüngst; Bauherren: Herr Dionys Schombart, Eltermann Burchard Deucken; Diaconi: Niclaus König, Hermann Nettmann-Arnold Runge, Johann Bensen, Arnold Tidemann, Ludwig Focke, Henrich Sengstake, Johann Lange.

e) Zu St. Johannis: Petrus von Rheden, Pastor;

1) an der Armen-Kirche: Ehrn Johann Fridericus Lucae, Pastor.

2) bei der französischen Colonie in der St. Johannis-Kirche: Ehrn Philippe Pelisson, Pastor. Aelteste und Diaconi: Gaspar Beschon, Etienne Trappier, Jean Rougere, Daniel Collignon.

(Diese Organisation läßt auf einen ziemlich bedeutenden Umfang der französischen Colonie schließen, und jetzt nach hundert Jahren, wissen die meisten Leute in Bremen nicht mehr, daß eine solche vorhanden gewesen!)

f) Zu St. Pauli in der Neustadt. Prediger: Ludovicus Georgius Treviranus, Dethardus Düsing; Baumeistere: Johann Vagelmann, Albert Stubbemann. Diaconi: Jacob Mullershausen, Henrich Focke, Johann Stubbemann, Henrich Kock, Johann Meyer, Lübert Schröder.

i) Zu St. Michaelis, in der Vorstadt: Daniel von Ransfeld, Pastor. Diaconi: Evert Wulffken, Henrich Eggers, Cord Runge, Dierich Krudup.

k) Zu St. Remberti in der Vorstadt: Didericus Jacobs, Pastor. Diaconi: Harmen von Bremen, Claus Thormann, Jacob Achgelis, Heyn Morisse.

k) Die Prediger auf dem Lande. Zum Blumenthal: Ehrn Gerhardus Brockmann; zu Borgfeld: Gerhardus Drage; zu Mittelsbühren und Gramke: Johannes Fridericus Treviranus; zur Wasserhorst: Arnoldus Brünings; zu Neuenkirchen: Henricus Segelken; zum Ober-Neulande: Johann Henrirus Tiling; zu Seehausen: Christianus Sigismundus Meiners; zum Horn: Michael Harmes; zu Arsten; vacat.

Die Schullehrer und Organisten sind nicht angegeben.

(Schluß folgt.)

Vegesacker Hafen.

In gegenwärtiger Zeit wird Vegesack, dieser Mittelpunkt der Bremer Schweiz, dieser heitre Strand, von wo unsere beschwingten Seerosse in die Wogen springen, von zahlreichen Ferien Gästen bewohnt. Tritt erst der hoffentlich nicht ferne Augenblick ein, wo ein Anschluß an den großen Deutschen Zoll-Verein die Hindernisse aus dem Wege räumt, welche jetzt noch der Anlegung einer Eisenbahn nach Vegesack entgegenstehen, so wird der Ort eine reizende Vorstadt, zu den man in 15 Minuten vom Domshof aus gelangen, und woselbst man seinen Wohnsitz nehmen kann, um während der Geschäftszeit das Comtoir in der Altstadt zu besuchen. Es möchte also Interesse finden, wenn wir jetzt über den Vegesacker Hafen einen früher schon gedruckten Aufsatz mit der betreffenden Erlaubniß hier abermals den Lesern vor Augen stellen.

Die erste Anlage des Vegesacker Hafens fällt in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Roller erwähnt in seiner beliebten Kürze zum Jahre 1600: „Auch fieng man an den Hafen zum Vegesack zu bauen" — und hernach zum Jahre 1619 ebenfalls, fast mit denselben Worten: „Auch fieng man an den Schiffshaven zum Vegesack zu graben." — Daß der Gedanke der Ausführung um eine geraume Zeit voranging, erhellt allerdings aus einer von den Elterleuten als Verwalter der Tonnen- und Bakencasse abgelegte Rechnung von 1601, wonach in jenem Jahre einige aus ihrer Mitte, zum Theil in Gesellschaft von Herren des Raths, zu verschiedenen Malen das „Aumunder Tief" besuchten und besichtigten, „um einen Hafen allda zu machen," — Kunstverständige dahin mitnahmen, dasselbe mit einer Leine richtig abmaßen, zuletzt auch zwei Friesen bei sich hatten, die das Werk wohl anzunehmen begehrten." Allein erst 15 Jahre später scheint auf wiederholte Vorstellungen der Schiffer Ernst in der Sache geworden sein. Sie klagten, daß es ihnen so ganz an einem sicheren Orte fehle, wo sie den Winter über die Schiffe hinlegen könnten und diese also vieler Gefahr und Verlust vieler kostbarer Taue ausgesetzt seien. Als geeignete Stellen für die Einrichtung eines solchen Liegerlagers brachten sie mehrere Punkte in Vorschlag, vor allem die Maschhorne (das Blumenthaler Vorland), dann das Aummunder Tief, endlich auch die Anlage einer Schleuse in dem Leßumer-Brook. — Das Aumunder Tief erhielt den Vorzug. Im Sommer 1618 wurde mit zwei niederländischen Werkmeistern, Wilken Unkes van Vernesen, zu Gröningen wohnhaft, und Dirick Jansen von Leerdam dahin contrahirt, daß sie zuvörderst zur Ableitung des Wassers aus dem Tief einen Graben schießen und zu demselben Zweck daneben 2 Roßmühlen setzen sollten, sodann im Frühling 1619 den Hafen auszugraben hätten, 500 Schuh lang, 250 Schuh weit und 12 Schuh tief, dazu an der Mündung 36 Schuh weit, holländisches Maaß. Für jede holländische Ruthe wurde ihnen 200 Mark lübsch zugesagt. — Der Bau geschah auf Kosten und unter Aufsicht der Seefahrt, die in den Jahren 1619 — 1622 über 10,000 Rthlr. aus ihren Mitteln zu Vollendung des Werkes herschoß, und mehrere Jahre nacheinander durch ihre dazu verordneten vier Vorsteher und zwei beigegebene alte Schiffer allein die Verwaltung führte, „bis dieselbe," wie es in einer Suplik der Schiffer heißt, „zu mehrer ihrer Autorität und besserer der seefahrenden Leute Disciplin, von einem Wohledlen ꝛc. Rath zwo Herren aus dero Mittel zu Beiständen und Inspectoren bekommen."

Sowohl für den Abtrag des Anlagecapitals als um die laufenden Bau- und Besserungskosten zu bestreiten, unterwarfen sich die Schiffer verschiedenen Hafenabgaben und entrichteten aus freier Übereinkunft, auch wenn ihre Schiffe des Hafens sich nicht bedienten, dennoch davon die übliche Winterlage. In der ersten Zeit müssen diese Einkünfte sehr beträchtlich gewesen sein; es wird gerühmt, daß sie soviel abgeworfen, um damit nebenbei auch den Bau des Hafenhauses und dessen Zubehörungen bestreiten zu können, und daß von dem Jahre 1651 an, wo die Überschüsse zuerst in das gemeine Gut geflossen, bis 1665 mehr als 6000 bremer Mark erübrigt worden seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellaneen.

(Darmstadt, 6. Juli.) Die ältesten Glieder unsers fürstlichen Hofes werden zuweilen durch traurige oder freudige Ereignisse in eine Zeit ihrer Jugend zurück versetzt, die im schönsten Sinne eine glanzvolle war. Dieser Glanz bestand nicht in einer schimmernden Hofhaltung, zu der ohnehin die Kräfte des kleinen, von den drohenden Wogen des bereits begonnenen Revolutionskriegs umgebenden Landes nicht hinreichend gewesen wären; der Hof glänzte durch Einen Schmuck, den auch die ärmste Bauernhütte bergen kann: durch schöne Frauen. In der kleinen Residenz hielt, neben der Hofhaltung des Landgrafen Ludwig X., des nachherigen Großherzogs Ludwig I., dessen Tante und Schwiegermutter, die Wittwe seines verstorbenen Onkels, ihren kleinen Hof, der durch nichts glänzte, als durch drei reizende Enkelinnen, Töchter der an den Herzog von Mecklenburg-Strelitz vermählten und bereits verstorbenen Tochter, deren Erziehung die Großmutter übernommen hatte. Die Königin von Hannover war eine dieser Enkelinnen. Ihr Ableben erinnert an jene Zeit des Glanzes durch Jugend und Schönheit. Goethe erzählt uns, wie er Zeuge der Belagerung von Mainz im Jahre 1793 gewesen. Dort sah er zwei dieser fürstlichen Kinder, die ihren Onkel, den an der Spitze seiner Truppen der Belagerung beiwohnenden Landgrafen, besucht hatten, und so auch an dem waffenumgebenen Hofe Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, in seinem Hauptquartier, erschienen und jugendliche Herzen entzündeten: die Fürstentöchter, die bald den preußischen Königshof verherrlichen sollten. Er erzählt uns: „Gegen Abend war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartiere zu Bodenheim bei J. Maj. dem Könige gespeist, und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftete mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und niedergingen, auf das genaueste beobachten. Und wirklich, fügt der galante Dichterkönig hinzu, konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird." Der landgräfliche Hof ist als großherzoglicher glänzender geworden und zeigt Sterne genug; allein jene Sterne, die damals glänzten, sind für immer untergegangen.

(Leipzig) scheint bestimmt, allen Neuerungen in der Medicin die Weihe zu geben. Früher hat es die Homöopathie ans Licht gebracht, und jetzt errichtet es gar der Hydropathie Tempel. Es befindet sich nämlich an der öffentlichen Promenade, nahe dem Augustus-Platze, ein Brunnen, mit einem allerdings ziemlich unpoetischen Namen, Bettelbrunnen genannt, welcher theils wegen seines vorzugsweise frischen und klaren Wassers, theils wohl auch der Mode halber, von früh bis zum Abend, und in jeder Jahreszeit, von zahlreichen Besuchern aus allen Ständen und Classen der hiesigen Gesellschaft umgeben ist. Der Bettelbrunnen und seine Umgebungen enthalten eine ganze Geschichte Leipzig's im Kleinen und sind ein wesentlicher Zug im Bilde der Stadt. Auch die Industrie, — und wohin dränge diese in Leipzig nicht? — hat sich hier eingefunden; ein sauberes Mädchen bietet, gegen eine kleine Abgabe, Gläser aller Farben und Formen zum Schöpfen dar. So groß ist die Leidenschaft unserer guten Leipziger für das Wasser, oder ihre romantische Anhänglichkeit an die schattigen Umgebungen des Bettelbrunnens, daß, wenn man an einem schönen Abend während der Ostermesse den unfern davon gelegenen Platz besuchte auf welchem sich alle Sehenswürdigkeiten und alle materiellen Genüsse der Messe zusammendrängen, man die zahlreichen Stapelplätze geistiger Getränke fast leer und den ganzen Platz äußerst schweigsam fand, während gleich daneben am Bettelbrunnen, sich eine dichte und heiterbelebte Menge drängte. Bei dieser Berühmtheit des genannten Brunnens mußte es natürlich die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen, als plötzlich der Zugang zu dem Heilquell versperrt und Anstalten zu einem Bau getroffen wurden, welcher sich denn bald zu einer zierlichen, tempelartigen Ueberdachung des, zugleich nunmehr in Stein aufgemauerten, Brunnens gestaltete. Die Promenade hat unstreitig durch diese Veranstaltung, — eine Galanterie der städtischen Verwaltung gegen das Publicum — eine neue Zierde gewonnen, ob aber nicht etwa die Romantik des Orts und der Reiz der Gewohnheit durch diesen fremdartigen Schmuck leiden werden, muß die Zeit lehren.

(Die deutsche Oper) hat London verlassen, um in Birmingham, Liverpool und Manchester eine Reihe von Vorstellungen zu geben, jedoch nur mit einem Theile des Personals, von welchem der andere in den nächsten Tagen nach Deutschland zurückkehrt. Das Publicum ist im Allgemeinen mit den Vorstellungen außerordentlich zufrieden gewesen; nur einige wenige Vorstellungen, z. B. Titus, Belmonte und Constanze sind mißlungen; andere dagegen weit vorzüglicher gegeben worden, als es die weltberühmten Italiener vermochten. Jedenfalls hat die deutsche Kunst einen Triumph gefeiert, zu dem namentlich Staudigl das Meiste beigetragen hat. Selbst Lablache hat ihn für den vorzüglichsten aller jetzt lebenden dramatischen Bassisten erklärt, und wenn er sich selbst ausnimmt, da er nun schon bejahrt ist, während Staudigl in der Fülle der Kraft steht, so hat er zuverlässig recht gehabt. Am meisten zogen das Publicum der Freischütz und Robert der Teufel an. Aus der Morning Chronicle ersehen wir, daß noch in den letzten Tagen die deutschen Sänger sich in einem Hofzirkel bei der Königin hören ließen. Es sang die Löwe unter anderm Beethoven's Adelaide; und nebst Staudigl und Tichatscheck ein Trio von Haydn; Tichatscheck Lachner's „Bewußtsein," die „Nixen" von Reissiger und „an Laura" von Rastrelli. Staudigl sang: den „Wanderer" von Schubert, „Tiefunten" von Müller und Breyer's „Mitternacht." Ueberhaupt gefallen deutsche Lieder und namentlich Balladen dem englischen Publicum ungemein.

(Maria Stuart.) Einverstanden sind alle Englischen Blätter darüber, daß die Lebrun'sche Bearbeitung der Schiller'schen Maria Stuart, in welcher die Rachel zu London auftrat, eine Ver-

ballhornung unter aller Kritik ist. Der Beurtheiler in den Times sagt: „Hr. Lebrun verfiel in Nervenzuckungen, als er seine Tragödie Maria Stuart beendigt hatte. Tief erfüllt von allen bienséances der alten französischen Bühne hatte er es gewagt Schillern zu folgen — ja sich erkühnt einmal das Gesetz der „Einheiten" zu verletzen. Wäre er dem ernsten Teutonen ganz gefolgt, so hätte er als lächelnder Sieger auf verjährte Vorurtheile zurückblicken mögen; aber er wagte nicht so weit zu gehen, sondern versuchte eine Art Compromiß zwischen Schiller und Racine, was ihn, und zwar sehr natürlich, in zaghaftem Zweifel ließ, ob er die Freunde des einen oder des andern befriedigt habe. Maria Stuart gehört nicht zu Schillers besten Werken (doch wohl!), sie ist mit vielem schweren prosaischen Stoff überladen, der philosophische Historiker thut dem Dramatiker Eintrag, aber dennoch ist sie ein edles Denkmal von dem Geist ihres Verfassers und seiner idealen Charakterauffassung. Leicester ist ein Meisterstück; der alte Paulet, der junge feurige Mortimer, der staatskluge Burleigh, der weise und tugendhafte Talbot sind alles edel vollendete Kunstschöpfungen, d. h. als Ideale, nicht (die ohnehin ungeschichtlichen Personen, Paulet und Mortimer ausgenommen) als Wesen von Fleisch und Blut. „Je dois cette tragédie à Schiller," sagte Lebrun; Schade ist es nur, daß er dem Deutschen nicht noch mehr schuldig wurde. Aber der Franzose besaß eine unglückliche Geschicklichkeit seinem Original den Lebensnerv auszuschneiden, das Lebensblut abzuzapfen. Mortimers flammende Liebe für Maria war in Lebruns Augen eine Indecenz; so mußte die Liebe wegfallen, und Mortimer ward ein hohler Schwärmer, die Schattengestalt eines Rebellen. Schlegel hat an Mortimer auch einigen Anstoß genommen, aber wir zweifeln, daß dieser große Kritiker ihn auf eine solche Wassergrütze diät setzen wollte wie Hr. Lebrun. Der rauhe pflichtstrenge Protestant Paulet ist unter Lebruns Händen eine matte Figur geworden, und selbst die schöne Zeile, in welcher der alte Mann mit die rauhe Schale durchbrechender Gutherzigkeit von der zum Tode gehenden Königin Abschied nimmt, hat Lebrun gestrichen; der Mann verstand sich nicht auf solche Feinheiten" u. s. w. — Ein anderer Beurtheiler regt die auch von der deutschen Aesthetik noch lange nicht genügend beantwortete Frage an, in wie weit es einem dramatischen Dichter gestattet sei von der Wahrheit der Geschichte abzuweichen. Er meint, der Dichter sollte sich wenigstens keine für seine Kunstzwecke unnöthigen Abweichungen erlauben, eine solche sei aber z. B. die Zumuthung der Königin Elisabeth an Mortimer, die Stuart zu vergiften. Diese Erfindung, bemerkt der Engländer mit einiger Indignation, sei ein unverzeihliches Pasquill auf den Charakter der Königin Elisabeth, welche mindestens die Schleichwege der Tyrannei verschmäht habe. Unerheblich scheint dagegen die Bemerkung, daß Maria, als sie am 8. Februar 1587 enthauptet wurde, 45 Jahre alt, durch Gram und sitzende Lebensart ganz ergraut und umgestalt geworden war, also schwerlich mehr eine leidenschaftliche Neigung einflößen konnte. Noch wird gerügt, daß Schiller in seinem Drama die Stadt Londen und Fotheringhayschloß (bei Peterborough in der Grafschaft Northampton) als ganz nahe bei einander liegend annimmt, während die Entfernung nach der damaligen Art zu reisen mindestens drei Tagreisen betrug. Das sind aber Freiheiten, wie sie jeder Dichter sich gestattet hat.

(Eisenbahnen.) Auf die Bemerkung, daß es von gewissen Eisenbahnen wieder ganz still sei, wird jedoch glaubwürdig versichert, daß dies wenigstens von der Eisenbahn von Coburg nach Meiningen, Eisenach, Gotha und Weimar nicht gelte und recht ernstlich daran gearbeitet werde. Im Herzogthum Coburg-Gotha sind unter Leitung des Herrn Bauinspectors von Clemens-Mülwitz die Nivellements vollendet und man ist mit den Anschlägen beschäftigt. In Meiningen sind acht Ingenieure und Geometer unter Leitung des Herrn Baurath Buttmann in voller Thätigkeit. In Weimar leitet Herr Baurath Coudray, in Eisenach der Herr Ing.-Hauptmann Batsch die Messungen. Es ist natürlich, daß bei den vielen concurrirenden Regierungen die Verhandlungen manchen Aufschub erleiden, aber der Wille ist überall der beste und die Aussichten auf die für ganz Deutschland höchst wichtige Bahn sind erfreulich.

Der König von Hanover hat einen Vertrag mit Preußen und Braunschweig wegen der Anlegung einer Eisenbahn über Braunschweig, Hannover und Minden abgeschlossen. — Ueberhaupt sind die Absichten der Regierung hinsichtlich der Eisenbahn großartig und höchst erfreulich. Es sollen auch Bahnen nach Celle, Lüneburg und Hamburg, desgleichen nach Bremen ausgeführt, und im Ganzen 45 Meilen für 9½ Mill. Thaler gebaut werden. Die Staatskassen garantiren für die Zinsen 3½ Procent, wer aber 5 Procent nimmt, hat Theil an dem Mehrgewinn bis zu 6 Procent. Die Verwaltung ist Sache des Staats.

(Mechanische Schreibringe.) Allen Kakelfuß-Malern, d. h. allen jenen, deren Handschrift aus einem chaotischen pêle-mêle ungeregelter, hieroglyphisch formirter Buchstaben besteht, die nach allen Windgegenden ihre mißgestalteten Leiber ausstrecken, dann allen jenen, die in unwirthschaftlichem Leicht- und Schnupfsinn schwarze Gedanken gegen den Finger hegen, oder beim Weglegen der Feder die schwarze Fluth auf dem Tisch ergießen, nicht minder allen jenen, die durch das feste Halten der Feder beim Schreiben zittern, können wir eine neue, ausschließlich privilegirte Erfindung, die Schreibringe des Hrn. Mechanikers Kratochville in Wien empfehlen, durch welche nicht nur eine gleichförmige, gradlinige Schrift, sondern auch alle obigen Untugenden und Mängel gehoben und beseitigt werden. Besonders aber sind diese Schreibringe zum Gebrauche für Anfänger zu empfehlen, welche sich mittelst derselben an eine ordentliche Federhaltung gewöhnen können.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Zöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 58.

Bremen, Donnerstag den 22. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 653. Den 17. Juli. Des Cigarrenmachers Conrad Albrecht Tochter, 6 Monat; hinterm Paulsberg Nro. 77.

— 654. Den 17. — Die Näherinn Becka Rumpsfeldt, 42 Jahr; auf den Häfen Nro. 28.

— 655. Den 17. — Des Armenvoigts Herm. Heinr. Schloen Tochter, 2 Jahr; Töpken Gang Nro. 4.

— 656. Den 17. — Des Gastwirths Jacob Seekamp Ehefr., geb. Siemers, 42 Jahr; Hastedt.

— 657. Den 17. — Des Schiffszimmermanns Friedr. Bergmann Tochter, 12 Jahr; große Johannisstraße Nro. 176.

— 658. Den 18. — Des verst. Schmiedeamtsmeisters Gerhard Rabba Wittwe, geb. Fluck, 71½ Jahr; Osterthorstraße Nro. 12.

Nro. 659. Den 19. — Des verst. Küpers Georg Bernhard Nicolaus Riemann Wittwe, geb. Vogemann, 42 Jahr; gr. Fuhrleutestraße Nro. 24.

— 660. Den 19. — Des Cigarrenmachers Gerh Phil. Focke Tochter, 6 Monat; Georgs Hof N. 18.

— 661. Den 19. — Wilh. Heinr. Jordan, 16 Jahr; hinterm Brill Nro. 4.

— 662. Den 20. — Des Arb. Johann Friedr. Meyer Sohn, 1 Jahr; Behrmanns Gang N. 4.

— 663. Den 20. — Der Steinhauer Friedrich Bolte 25½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 119.

— 664. Den 20. — Des Küpergesellen Joh. Heinrich Gerlach Sohn, ¾ Jahr; Sandberg N. 13.

— 665. Den 21. — Des Schirmmachers Christ. Hederich Tochter, 3¾ Jahr; große Johannisstraße Nro. 150.

Geburten:

Nro. 871. Den 16. Juli. Des Aufladers Arend Hartwig Ehefr., geb. Budelmann, kl. Annenstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

— 872. Den 16. — Des Kaufmanns Carl Diedrich Christ. Westenfeld Ehefr., geb. Schramm, Rembertikirchhof; von einem Mädchen.

— 873. Den 16. — Des Cigarrenmachers Christoph von Horn Ehefr., geb. Moritz, Neustadtswall; von einem Mädchen.

— 874. Den 16. — Des Steuermanns Joh. Plander Ehefr., geb. Schaub, Stephanibollwerk Nro. 7; von einem Mädchen.

— 875. Den 17. — Des Cigarrenfabrikanten Christian Abraham Pröhl Ehefr., geb. Lessel, Neuenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 876. Den 17. — Des Seidenhutfabrikanten Ernst Moritz Falke Ehefr., geb. Ebing, Schnoor Nro. 16; von einem Mädchen.

— 877. Den 17. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Wilh. Rosemeyer Ehefr., geb. Corßen, Paulsberg Nr. 44; von e. Mädchen.

Nro. 878. Den 17. — Des Arb. Hinr. Meybohm Ehef., geb. Hugo, Punkendeich Nro. 14; von einem Knaben.

— 879. Den 18. — Des Dr. juris und Obergerichtsanwald Simon Herm. Tidemann Ehefr., geb. von der Hellen, alten Wall Nro. 5; von einem Knaben.

— 880. Den 18. — Des Cigarrenpackers Gerhard Heinr. Niemeyer Ehefr., geb. Kirchhoff, Schnoor Nro. 35; von einem Mädchen.

— 881. Den 18. — Des Thierarzts Philipp Ulrich Vinnen Ehefr., geb. Abelmann, Osterstraße Nr. 35; von einem Mädchen.

— 882. Den 18. — Des Arb. Joh. Hermann Meyer Ehefr., geb. Wohlers, Elhornstr. Nr. 32; von einem Knaben.

— 883. Den 18. — Des Kaufmanns Joh. Hermann Strohm Ehefr., geb. Hoffmann, Sögestraße Nro. 34; von einem Knaben.

— 884. Den 18. — Des Kaufmanns Joh. Christian Vincens Meyer Ehefr., geb. Wilkens, gr. Wagestraße Nro. 2; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 59.

Bremen, Sonntag den 25. Juli 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 25. Juli.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Cand. Dreyer.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

Armenhauskirche.
Vorlesung.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Rothes und blaues Blut.

„Sobald wir wollen, so wird der Rhein,
— Ruft Herr Musset — doch unser sein!" —
. . . . Monsieur Musset, laßt euer Schrein,
Es wird der Rhein nicht euer sein!
Habt ihr so sicher den deutschen Rhein,
Was schließt ihr Paris in Mauern ein?
Monsieur Musset erklärt mir dies:
Warum befestigt ihr Paris? —
Ihr meint, wir schauen auf euch mit Neid;
Ihr Franken, nehmt drauf den Bescheid:
Und bötet ihr uns noch einen Rhein,
Wir möchten doch nimmer Franzosen sein!
Wenn heut' ihr thürmet Stein auf Stein,
Am nächsten Tag stürzt's wieder ein;
Die Kirche fangt ihr an beim Thurm,
Ihr säet Wind und erndtet Sturm;
Verachtet königlichen Brauch,
Liegt vor dem Pöbel auf dem Bauch;
Herzt, statt der Freiheit schönen Leib,
Ein frech, betrunken, feiles Weib!
Ich sag' ein Wort euch, frei und frank,
Ich weiß gewiß, ihr habt mir's Dank:
Was euer, bleib' euch ungestört,
Versucht's und nehmt, was uns gehört!
Die alte Schuld, mit der ihr prahlt,
Ich meine, sie sei zurückgezahlt!
Ihr habt getrunken von unserm Wein,
Wir schenkten uns baß den euern ein;
Ihr habt uns manchen Schlag versetzt,
Und bißt vor uns ins Gras zuletzt;
Ihr habt gewonnen manch gutes Spiel,
Und habt zuletzt behalten nicht viel;
Ihr war't bei uns und wir bei euch,
Ich dächte die Würfel lägen gleich.
Drum sorge jeder zu Hause fein,
Und laßt uns gute Nachbarn sein!

Der Mädchensprung.

(Fortsetzung.)

Jetzt erst richtete sie einige Fragen an die Führerin, welche dieselbe in einer noch nie gehörten Sprache beantwortete; es war weder Persisch noch Türkisch, und mußte Kurdisch sein, was die dunkeln Züge der Frau bestätigten.

Sie vermieden die Stadt, sich rechts wendend, und nachdem sie 3 Werste zurückgelegt, brachte eine Krümmung des Wegs sie zu einem Manne, der ungeduldig auf und abschritt vor zwei gezäumten und gesattelten Pferden, die an einen Baum befestigt waren.

Eine Minute später fand sich Miriam von den Armen ihres Geliebten umschlungen; es war Alexis, der einen Beutel von großem Werth ihrer Führerin aufzwang, schnell die Braut auf ein Pferd setzte, sich selbst auf das andere schwang, worauf dann Beide bald die gefürchtete Stadt weit hinter sich ließen.

Da sie, um ihre Pferde nicht allzusehr anzustrengen, später den schnellen Galopp hemmten, konnte Alexis seiner Braut die Umstände ihrer Befreiung mittheilen.

„An jenem unglücklichen Morgen, begann er, der unsere schönsten Hoffnungen so grausam zerstörte, dauerte es lange, ehe ich von dem Kolbenschlage eines persischen Soldaten wieder zum Bewußtsein erwachte. Ich blutete stark, doch war ich sonst nicht sehr verletzt; Dein Vater war indeß viel gefährlicher durch einen Säbelhieb verwundet.

„Ich eilte nach dem nahen Dorfe, um Hülfe zu holen; doch noch mehrere Leichen, die ich auf dem Wege fand, zeugten deutlich von dem Vorgefallenen. Das Dorf war angegriffen und geplündert worden von derselben Bande, welche unsere friedliche Heimath so grausam zerstört hatte, und nur das glücklich verbreitete Gerücht von einem sich nahenden russischen Piket hatte sie zum schnellen Rückzug getrieben; aber Dich, meine Miriam und die Beute, die sie schon gesammelt, führten sie mit sich fort.

„Nachdem ich für die Pflege Deines verwundeten Vaters gesorgt, war mein erster Gedanke, die Spur der Räuber zu verfolgen und Deine Rettung zu wagen. Im ersten Augenblick wollte ich mich zu dem nächsten russischen Vorposten begeben; aber reiflichere Überlegung zeigte mir das Nutzlose dieses Schrittes. Denn hätte sich auch der commandirende Offizier sogleich aufgemacht, um ihnen nachzusetzen, so pflegten doch die Angriffe und Rückzüge der Surdarischen Streitkräfte immer mit solcher Schnelligkeit ausgeführt zu werden, daß, ehe noch ein einziger Kosak in dem Sattel saß, der Feind schon weit außer dem Bereiche eines Angriffs war. Unter diesen Umständen fühlte ich, daß List und Klugheit bewerkstelligen müsse, was die Gewalt nicht durchführen konnte.

„Demzufolge versah ich mich mit einem flinken Pferde und schlug wohlbewaffnet den Weg nach Erivan ein, den die Räuber gewiß mit solchem Raube sogleich genommen hatten. Schon am andern Morgen hörte ich von nichts, als von dem kürzlichen erfolgreichen Streifzuge des Surdars nach Georgien, wovon sie erst am Abend zurückgekehrt waren, und man sprach von der schönen Gefangenen, die sie unter andern Früchten ihres Unternehmens mitgebracht.

„Bis dahin hatte die Anstrengung der Reise und der fieberische Zustand meiner Gefühle mich verhindert, an meine Contusionen zu denken. Jetzt aber fühlte ich Schwindel und eine gänzliche Schwäche, die bis zur Ohnmacht sich steigerte. Mit vieler Mühe kroch ich nach einem nahen Garten, und nachdem ich Kopf, Hals und Hände in einen denselben durchströmenden Fluß getaucht, ward mein fieberndes Körper etwas abgekühlt und ich versank in tiefen Schlaf.

„Sehr erfrischt erwachte ich mit viel ruhigerer Seele, und nachdem ich mich mit den Früchten erquickt, die in reicher Menge da wuchsen, setzte ich meinen Weg nach der Festung weiter fort.

„Welche schmerzlichen Gefühle belebten mich, als ich immer wieder das Fort umwanderte und dann ermüdet zusammensank, und auf dessen dunkle, kahle Mauern blickte, in der vergeblichen Hoffnung, daß irgend ein Zufall mir Mittel zum Verkehr mit meiner verlorenen Miriam an die Hand geben würde; oft fürchtete ich, mein Verstand werde unter den qualvollen Gedanken erliegen.

„So verbrachte ich zwei Tage; die Nacht brach ein, doch noch zögerte ich, ich konnte mich nicht losreißen und die Dämmerung des folgenden Tages fand mich noch immer an derselben Stelle.

„Zwei Stunden vor Mittag näherte sich mir eine weibliche Gestalt; Niemand war in der Nähe, denn die Hitze hatte Alle in die Wohnungen getrieben. Im Anfange bemerkte ich sie nicht, als sie aber näher kam und behutsam umgeblickt hatte, warf sie ihren Schleier bei Seite und zeigte die dunklen Züge einer Frau in mittleren Jahren. — Es war dieselbe, welche uns diese Nacht bei unserer Flucht be-

hülflich war und welche ich, noch ehe sie mich anredete, für eine Kurdin erkannte.

„Da sie sah, daß ich kein Kurdisch verstand, suchte sie sich auf Türkisch verständlich zu machen, was sie so schlecht sprach, daß ich sie kaum verstehen konnte, bis sie den Namen Miriam nannte.

„Dieser Laut war wie ein elektrischer Schlag. Ich sandte einen flehenden Blick in ihre Züge, sie lächelte und dann gelang es mir mit einiger Schwierigkeit zu verstehen, was sie wollte, nämlich, daß ich mich entfernen sollte, da mein Hierbleiben leicht Verdacht erregen könne; doch sollte ich sie am andern Tage an derselben Stelle und zur selben Stunde erwarten. Vor Allem rieth sie mir aber, mich zu erfrischen und auszuruhen, da ich dessen sehr benöthigt sei.

„Mit freudigem Herzen versprach ich zu gehorchen, und obgleich ich nur mit Mühe meine Ungeduld bezähmen konnte, so stellte ich mich doch nicht früher, als zur bestimmten Stunde ein.

„Bald darauf kam auch sie und überreichte mir eine Papierrolle, worauf sie schnell verschwand. Ich las Folgendes: „Du hast einen Freund in diesen Mauern; ich habe die Schritte beobachtet, und was ich erst aus Selbstsucht beabsichtigte, muß nun auf jede Gefahr aus Mitleid und Bewunderung für Dich und Deine Braut vollbracht werden. Sei wachsam und still, drei Stunden nach Sonnenuntergang halte Dich mit zwei raschen Pferden auf der Straße nach Tiflis, bei dem Garten des Kaufmanns Futteh Ali Bey bereit, wo Allah in seiner Barmherzigkeit die verlorene Geliebte Dir in die Arme führen wird."

„Das war in der That ein Glücksfall, der meine sanguinischsten Hoffnungen überstrahlte; ich kannte den bezeichneten Ort vor den Außenwerken Erivan's und eilte zurück nach der Stadt; nachdem ich jede Art von Pflege meinem eigenen Pferde hatte ngedeihen lassen, beschäftigte ich mich den ganzen Tag mit Ankauf eines andern und den nöthigen Vorbereitungen und begab mich dann zu dem bestimmten Rendezvous. Das Uebrige, meine Miriam ist Dir bekannt."

Hier endigte seine Erzählung; ein freundlicher, doch inniger Händedruck verkündete das tiefe Interesse der Zuhörerin. Ein Umstand bei ihrer Rettung beschäftigte indeß Beide; wer nämlich wohl der mächtige, unbekannte Freund sei, dessen Einfluß so zur rechten Zeit eingegriffen, und der so allmächtig war, daß selbst das dem Muselmann so heilige Zenana unter seiner Controle stand; denn daß die alte Frau nur auf höhern Befehl gehandelt, lag klar am Tage.

Selbst Miriam konnte hierüber keine Aufklärung geben, da von dem ersten Augenblicke ihres Aufenthaltes in des Surdar's Harem sie außer drei oder vier weiblichen Sclaven keinen der Bewohner gesehen hatte.

Sie reis'ten die ganze Nacht hindurch, und als der Morgen anbrach, befanden sie sich in der Mitte einer weiten, großen Ebene. Aleris stützte sich an den Sattel seiner Braut, mit glühender Leidenschaft und Zärtlichkeit sie anblickend, als er plötzlich erbleichte und der Angstschweiß ihm auf der Stirne perlte. Erschrocken folgte Miriam der Richtung seines Auges, und auch ihrer bemächtigte sich der größte Schmerz, als sie die Veranlassung seines Entsetzens gewahrte.

Am fernen Horizonte sah man erst einen, zwei, dann eine Schaar von sieben Reitern in höchster Eile ihnen nachjagen. „Verloren, verloren!" rief das unglückliche Mädchen, und drückte ihre bleichen Lippen auf einen Augenblick an die ihres verzweifelnden Geliebten. Sein Erstarren war indeß nur momentan; er gewann schnell seine ganze Gegenwart des Geistes wieder, gab schnell seinem Pferde die Sporen, setzte mit einem derben Peitschenhieb das andere in Lauf und mit Blitzesschnelle flohen sie.

Sie flogen dahin — doch bald vernahmen sie nähernden Hufschlag ihrer Verfolger. Wie konnte es auch anders sein, ihre eigenen Pferde waren schon neun Stunden unterwegs gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf dem Wallfischfang.

(Fortsetzung.)

Pierre Legrand war bereits wieder zu so guter Laune gekommen, daß er sich über den Aberglauben Mathurin's lustig machen konnte. Du bist ein guter Bursche, Mathurin, aber ein wenig bigot, und der Teufel soll mich holen, wenn Du es nicht bist, der uns Unglück bringt.

Nachdem man sich so gut wie mögtich zu einem Nachtlager auf den Bänken des Boots eingerichtet, vergaß man bald Mühen, Sorgen und Angst des Tages und überließ sich dem Schlafe, der seine Kraft bald durch ein allgemeines Schnarchen, das über die ganze Mannschaft verbreitet war,

an den Tag legte. Nur Mathurin schlief nicht, er war nicht minder schläfrig, als die Anderen, er würde im Wasser geschlafen haben, aber er beunruhigte sich wegen des nächsten Tages, und die Gedanken, welche sein Gemüth durchkreuzten, gestatteten ihm nicht, die Süßigkeit des Schlafs zu kosten. Somit brachte er die Nacht mit Gebeten hin.

Das Wetter war am nächsten Morgen dasselbe. Nach allen Seiten erblickte man Nebel. Man vertröstete sich gegenseitig auf die Strahlen der Sonne, die später unfehlbar durchdringen würden und frühstückte einstweilen von dem holländischen Käse und dem Schiffszwieback, den man mitzunehmen nicht versäumt hatte, mit großem Heißhunger.

Allein die sehnlichst erwartete Sonne ließ vergeblich auf sich warten und die Besorgnisse der Verlassenen gewannen von Neuem Oberhand. Selbst der Harpunier, so nachdrückliche Flüche er auch ausstieß, schien die Ängstlichkeit seiner Cameraden zu theilen.

Mit diesem hündischen Nebel, sagte der Lieutenant, die Ohren spitzend, als habe er ein Geräusch vernommen, können wir an Bord kommen, ohne es zu wissen. Hört einmal! ist es nicht, als läute eine Glocke.

Aber eine fürchterliche Stille herrschte ringsum. Vergebens horchte man nach allen Seiten hin, kein Ton traf das Ohr. Der Rest des Tages wurde damit zugebracht, hier- und dorthin zu rudern, und man war, beim Einbruch der Nacht, von den Mühen des Tages überwältigt, aber schlaflos. Die Nacht schien den Unglücklichen so lang, so schwarz und undurchdringlich, wie der Nebel am Tage.

Indeß die erste Dämmerung gab zu neuer Hoffnung Veranlassung. Der Horizont schien freier, von einem Augenblick zum andern erweiterte sich der Gesichtskreis; endlich schien Alles darauf hinzudeuten — um einen Vergleich von Peter dem Großen anzuwenden — als werde der Nebel von der Sonne gefressen werden. Freudigen Muthes frühstückte man die Ueberreste des Schiffszwiebacks.

In der That stieg die Sonne bald über den Nebel hinweg, wie eine Fackel sich über einen Vorhang emporschwingt, und ihre Strahlen, nach und nach die feuchte Hülle durchdringend, reichten binnen Kurzem bis zum Boote. In diesem Augenblick hätte man die bewegliche Physiognomie unserer Fischer sehen müssen, welche unruhige und gierige Blicke sie um sich warfen, während die Atmosphäre diesem Reinigungsproceß unterlag. Jeder Dunstfetzen, der sich ablöste, schien ihnen ein Schleier; später sank die Täuschung eben so schnell, wie der Nebelstreifen, der sie veranlaßt hatte.

So lange der Horizont nicht gänzlich frei war, konnte man dafür halten, der noch nebelverhangene Theil der Atmosphäre berge den Gegenstand ihrer Nachforschungen; aber als, gegen zehn Uhr, die Aussicht keinen anderen Gegenstand gewährte, als den Himmel, der allenthalben blau und heiter aussah, zog die Verzweiflung von Neuem über die Mienen unserer unglücklichen Seefahrer.

Man wandte, nachdem der erste Eindruck der unabsehbaren Leere des Meeres, die den armen Seefahrern, statt des gehofften Schiffes, vor Augen getreten war, vorüber war, von Neuem alle Versuche zur Rettung an. Ein Mast wurde aus drei Rudern zusammengefügt, und der Leichteste der Mannschaft kletterte dreimal täglich hinauf und eben so oft herunter, ohne etwas entdeckt zu haben. Waren die Unglücklichen bereits über ihr Schiff hinaus gekommen? Hatte sie der Wallfisch westwärts gezogen? Sie wußten es nicht. Wie am Tage zuvor späheten sie nach allen Seiten hin, aber nichts begrenzte den Horizont, als das blaue Meer in weiter Ferne. Schon regte sich der Hunger und verzweifelnd lagen sie, beim Einbruch der Nacht, auf den Bänken des Boots. Der Himmel erstrahlte in ungewöhnlichem Sternenglanze, aber was kümmerte sie die Schönheit der Natur, die mit ihren Leiden um so grausamer contrastirte. Plötzlich erhob sich Mathurin, als sei ihm ein ungewöhnlicher Gedanke gekommen; er rief im Tone der Inspiration: Hört!

Bei diesem Worte richtete sich Jedermann rasch auf. Warum, fuhr Mathurin fort, sollen wir hier Hungers sterben? Ist denn das Land so weit entfernt, daß wir es nicht erreichen zu können glauben sollen? Diese Frage brachte einen unbeschreiblichen Eindruck hervor.

Mathurin hat Recht, erwiederte der Lieutenant: Neuseeland ist 140 Stunden entfernt. Das ist sicherlich weit, unser Proviant ist erschöpft; aber man hat noch wunderbarere Fahrten erlebt. Erhebt sich Ostwind, so sind wir gerettet.

Die tröstende Antwort des Lieutenants war für die armen Bootfahrer Oel auf der Lebenslampe. Sie greifen von Neuem zu ihren Rudern und gehen mit Eifer ans Werk. Nicht hin und her, in zielloser Fahrt, sondern westwärts lenken sie des Schiffes Lauf.

(Schluß folgt.)

Bremischer Staatskalender von 1741.

(Schluß.)

Unter III folgt „das hiesige Illustre Gymnasium," an dessen Spitze ein Rector Magnificus steht. Die 3 Professoren der Theologie sind städtische Pastoren, die 6 Professoren der Jurisprudenz der Mehrzahl nach Rathsherren, unter den 4 Professoren der Medicin kommt ein Hermannus Heinecken, Med. Dr., vor, für das Fach der Philologie ist ein Professor bestellt, ebenso für Mathematik und Eloquenz. Sodann kommt das „hiesige lateinische Paedagogium." Die 9 Lehrer heißen Collegen, und führen gänzlich verschwundene Namen.

Unter IV erscheinen die bürgerlichen Collegia: 1) Das Collegium der Elter-Leute, es sind folgende Personen: Hermann Jacobs, Senior, Niclaus Jacobs, Sub-Senior, Niclaus Steineken, Lüder Tidemann, Burchard Deneken, Henrich Rouwe, Hermann Meyer, Hermann Schlichting, Johann Friedrich Gildemeister, Schottherr und Eltermann Henrique Delrichs, Blasius Reuter, Henrich Wohlt, Joh. Bendleben, Diderich Düsing, Jacob Heltmann, Christian Schacht. Wie wenige dieser Namen haben sich in den verstrichenen hundert Jahren erhalten! Unter 2) kommen die 20 Bürger-Compagnien der Alten Stadt. Als Beispiel geben wir die Chargen der ersten Compagnie: Eltermann Johann Friedrich Gildemeister, Lieutnant; Gottfried Meyer, Fändrich; Gerhard Hanewinkel, Wachtmeister; Hermann Rudolph Watermeyer, Führer; Jacob Friedrich Schultz, Sergeant major; Caspar Krägelius, Sergeant minor. — Die Neustadt zählt 5 Bürger-Compagnien, die Vorstadt gleichfalls.

Unter V werden „Ansehnliche Deputationen" aufgeführt: 1) Accise ꝛc. Unter 16) kommt die Rubrik Köhr-Herr: Herr Hermann Backe.

Bei 18) Kriegs-Cammer, wird Johann Georg Hofschläger als einer der bürgerlichen Zahl-Commissarii erwähnt. Unter 20) sind die Namen der damaligen „Mäklere" diese: Geld- und Wechsel-Mäkler: Jacob Martens, Berend Hacke, Henrich von Lingen, Wilhelm Wermelskirchen, Johann Ratjen, Franz Adam von Lingen, Henrich de Gode. b) Korn-Mäkler: Johann Martens, Conrad Würdemann, Arend Kulenkamp, Gerhard Smid. c) Waaren-Mäkler: Hieronymus Johann Kattenhorn. d) Schiffs-Mäkler: Henrich Kock. — Wie man noch wohl von älteren Personen die Deiche als Teiche aussprechen hört, so sind sie auch im alten Staatskalender unter 33) als „Teiche" gedruckt, und war der Bürgermeister Dr. Daniel von Büren Teich-Gräfe. Im Weinkeller, Rubrik 41) ist Johann Philipp Wilhelmi Hauptmann. Unter 42 kommt eine besondere Deputation für die „Weser-Austiefung" vor.

Nummer VI enthält die Patroni ꝛc. der Kirchen, Klöster, publiquen Häuser ꝛc.

Nummer VII die Aemter, Societäten, Brüderschaften und Wittwen-Cassen. Auch unter den Vorstehern der Societäten und Zünfte findet man sehr wenige der noch jetzt bekannten Namen. Es möchten diese nur folgende sein: „Blechenschläger:" Henrich Reder, Jungmeister; „Drechsler:" Henrich Brunßen, Jungmeister; „Glaser:" Frantz Hermann Hoyer, Jungmeister; „Gürtler:" Johann Ehmken, Altmeister, Johann Rudolph Ehmken, Jungmeister; „Knochenhauer:" Cord Tallah, Jungmeister; „Lakenhändler-Societät:" Eltermann Henrich Runge; „Lohgerber:" Jacob Achgelis, Elteſter; „Schmiede:" Henrich Nabba, Jungmeister; „Zimmer-Amt:" Engelke Poppe, Jungmeister. — Unter VIII folgen „Brüderschaften," unter IX der „Kriegs-Staat," Obrist und Commendant ist Herr Christoph Ludwig Mets; Major, Johann von Aschen. Dann folgen noch 22 Officiere, und von der Artillerie 4 Officiere.

Der Staatskalender ist damit zu Ende. Angehängt findet sich noch das Verzeichniß der Posten und dabei die Bemerkung: „Wann aber die Wege schlimmer werden-kommen alle diese Posten nach gerade was später an," was denn in der damaligen chausseelosen Zeit häufig genug eingetreten sein mag.

Dieser Artikel schließe mit dem Wunsche, daß auch bis 1941 die Löwen auf dem Titelblatte den Bremer Schlüssel so fest und sicher halten mögen, wie im vergangenen Jahrhundert, und daß sie aus etwaigem abermaligen Kampfe mit Adlerklauen ebenso siegreich hervorgehen sollen!

* Theater-Anzeige.

Versprochene Nachweisung über Einnahme und Ausgabe im 3. Abonnement der vereinigten Bühnen-Mitglieder.

I. Einnahme.

			Rt.	Gr.
A. Einnahme durch das Abonnement.				
1,	526	Billets zu den Logen à 20 Gr.	146.	8.
2,	36	do. = = = à 18 =	9.	—
3,	23	Sperrsitz par tout à 2 Rt.	46.	—
4,	1334	Parquetbillets à 14 Gr.	259.	28.
5,	5	Parquets par tout à 1½ Rt.	7.	36.
6,	1	do. do. à	1.	18.
7,	142	Parterrebillets à 9 Gr.	17.	54.
			487.	—
B. Einnahme an den Cassen im Theater.				
1,	den 18. Juni auf:	„Lorbeerbaum u. Bettelstab"	3.	27.
2,	= 20. = =	„Der Reisewagen des Emigranten.	26.	69.
3,	= 21. = =	„Pauline"	13.	60.
4,	= 24. = =	„Das Alpenrösl.	6.	27.
5,	= 25. = =	„Hahn u. Hector"	6.	54.
6,	= 27. = =	„Wilhelm Tell"	39.	69.
7,	= 28. = =	„Freien nach Vorschrift"	4.	69.
8,	= 29. = =	„Drei Tage a. dem Leben e. Spiel.	67.	67.
9,	= 1. Juli =	„Das letzte Mittel	5.	39.
10,	= 2. = =	„Hedwig, d. Banditenbrant"	6.	67.
11,	= 4. = =	„Der Mann des Ruhmes"	39.	—
12,	= 5. = =	„Freien nach Vorschrift"	10.	56.
13,	9= . = =	„Donna Diana"	16.	56.
			249.	12.
		Summa der gesammten Einnahme	736.	12.
		Die Ausgabe beträgt wie nebensteht	269.	15.
		Bleibt zu vertheilender Überschuß	466.	69.
		Davon bekommt das Orchester ⅔ mit	77.	59½.
		u. die vereinigt. Bühnen-Mitglieder ⅔ mit	389.	9½.
		Summa äqual	466.	69.

II. Ausgabe.

			Rt.	Gr.
A. An Tageskosten für nebenbemerkte Vorstellungen, und zwar:				
1,	für die Vorstellung vom 18. Juni:			
	a. Billeteure u. Ankleiderin		2.	18.
	b. Miethe für das Schauspielhaus ꝛc. . . .		4.	36.
	c. Beleuchtung		7.	6.
	d. Theaterarbeiter		3.	—
	e. Requisitrice ꝛc		1.	2.
	f. Fegefrau			12.
			18.	2.
2,	für die Vorstellung vom 20. Juni		20.	62.
3,	= = = =	21. =	17.	54.
4,	= = = =	24. =	18.	2.
5,	= = = =	25. =	17.	57.
6,	= = = =	26. =	19.	25.
7,	= = = =	28. =	17.	60.
8,	= = = =	29. Juli	20.	16.
9,	= = = =	1. =	17.	57.
10,	= = = =	2. =	19.	39.
11,	= = = =	4. =	25.	68.
12,	= = = =	5. =	17.	63.
13,	= = = =	9. =	17.	54.
			248.	55.
B. Bureaukosten, an Miethe, Copialien, Eincassiren der Abonnementsgelder, Inserate, Porto, Schreibmaterialien und dergleichen, laut Rechnung			20.	32.
Summa der gesammten Ausgabe			269.	15.

Bremen, den 20. Juli 1841.

Der Vorstand der vereinigten Bühnen-Mitglieder:

G. Sympher. G. F. Lemke.

W. Michaelis,
Buchhalter.

Miscellaneen.

(Verheerungen einer Wettersäule.) Graf Gasparin theilte der französischen Akademie nach einem Schreiben seines Bruders die nachfolgenden Nachrichten über eine furchtbare Erscheinung mit, welche am 30. Mai d. J. einen großen Theil des südlichen Frankreichs verheerte. Diese Wettersäule ging von Languedoc aus und verheerte namentlich die Insel Piboulette, wo sie die Bäume ausriß und auf dem Platze zusammendrehte; sie durchzog sodann den Süden des Districts Orange, erreichte die Stadt Courtijon und zerstörte ihre Wälle, die sie in die Höhe hob, und ohne Spuren im Flusse zurückzulassen, auf die andere Seite desselben in eine Wiese warf, wo sie aufrecht stehen blieben. Ein Mensch wurde 25 Schritte weit geworfen und an einer Mauer zerschmettert. An demselben Tage fand im Departement du Gard, aus dem die Wettersäule kam, ein furchtbares Gewitter statt. Der Wind blies aus allen vier Ecken, regte ungeheure Staubwolken auf und ein entsetzlicher Hagel folgte nach. Dasselbe Gewitter durchzog das Departement Vaucluse von Westnordwest und Südsüdost, und zwischen 5 und 6 Uhr Abends sammelten sich schwarze Wolken, die vom Gebirge von Languedoc her aufstiegen, mit andern, die von Orange herkamen, zwischen St. Estèphe und Mornas. Eine Wettersäule, die daraus hervorging, rückte unter einem furchtbaren Getöse die Rhone hinab, und warf vier große Hagelstücke umher. Die Säule durchzog die Insel Grammont und das Gebiet von Caderousse, riß die Bäume aus, hob die Dächer ab u. s. w. Sie setzte dreimal über die Rhone, und riß hier einen ungeheuren Pappelbaum aus, den zwei Männer kaum umspannen konnten. Ein großes Fischerboot, das an einer eisernen Kette lag, wurde fortgerissen, ohne daß man wußte, was daraus geworden. An den vorhergehenden Tagen tobte eine Reihe von Gewittern im Süden Frankreichs, am 25., 26., 27. und 28. im Departement del l'Ardèche, am 30. Mai waren heftige Gewitter in Toulouse und der Umgegend. Der elektrische Zustand der Atmosphäre scheint sich also über eine weite Strecke verbreitet zu haben.

(Der König von Preußen und die Berühmten.) Man lies't in einem Correspondenzartikel aus Berlin: „Daß, wie Einige hoffen, Andere fürchten, des Königs Umgang mit berühmten Geistern in der Art, wie zu Friedrichs Jugendzeit in Sanssouci, Fortgang haben werde, ist zur Zeit wohl noch nicht in Aussicht. Arbeiten und Sorgen anderer Art dürften den Monarchen noch längere Zeit fesseln, ehe er sich dieser Muße wird hingeben können. Auch mit Tiecks Ankunft, der hier sechs Wochen verweilen soll, und für den schon die Zimmer bereitet werden, dürfte diese glückliche Mußezeit noch nicht eintreten. Freuen wir uns vorerst am Factum, daß deutsche Geister, und die gerühmtesten der Nation, von Preußens Könige in Sanssouci gern empfangen und bei ihm weilen werden, ohne andere positive Resultate zu fordern. Schon sollen einige Schwierigkeiten sich zeigen, wenn man nach der eigentlich positiven Beschäftigung für die Herberufenen fragt. Cornelius wartet noch, weniger auf eine Aufgabe, als auf einen Ort, wo er Fresken malen kann, Was Rückert soll, ob dichten, oder Orientalia dociren, ist eben so ungewiß. Schelling kommt nur auf ein Jahr zum Besuche und um seine Erholung fortzusetzen. Aber Felix Mendelssohn, der gern thätig sein und seine Jugendkräfte benutzen will, soll an seine Anstellung die Bedingung einer positiven, ihm anzuweisenden Beschäftigung geknüpft haben. Ueber Meyerbeers Anstellung ist noch nichts entschieden. Schlegel ist nur ein Gast, und sein Antheil an der Herausgabe der Friederikanischen Werke dürfte, da schon Herausgeber und Köpfe genug vorhanden sind, höchstens ein mitberathender sein.

(Landplagen in Nordamerika.) Der Reisende Buckingham erzählt folgende hochst interessante Fälle. „In dem westlichen Theile des Staates New-York sind zwei Ursachen der Zerstörung eingetreten, welche Aufmerksamkeit verdienen. Die eine ist die Canada-Distel, welche vor etwa 20 Jahren aus Canada nach den Vereinigten Staaten herüberkam, und sich jetzt allmählig mit einer außerordentlichen Regelmäßigkeit gegen Süden ausbreitet. Der Same wird aus den Pflanzen auf dem Boden umhergeweht, hat sich jetzt über den ganzen nördlichen Theil des Staates verbreitet und thut dem Anbau ungemeinen Schaden. Die Landleute behaupten, alle ihre Bemühungen, die Distel auszurotten und ihre Verbreitung zu hindern, seien bis jetzt umsonst gewesen. Die andere Ursache der Zerstörung ist ein Insect, daß man hier den Bohrer nennt, ein kleiner Wurm, wovon eine starke Colonie sich vor etwa zehn Jahren in dem östlichen Theile des Staates bemerklich machte, indem er die Rinde und das Holz des Akazienbaumes (locust tree, robinia pseudo-acacia) durchbohrt und in Staub verwandelt. Sein Fortschritt westwärts ist so allmählig und sicher, daß er noch jedes Jahr etwas weiter westlich gezogen ist. Der Wurm greift nur den Akazienbaum an, aber diese werden so vollständig zerstört, daß Manche glauben, in 50 Jahren werde es keinen solchen Baum mehr geben. So allmählig sind die Zerstörungen dieses Wurms, daß die Bäume im östlichen Theile der Stadt Rochester zwei Jahre früher, als die im westlichen Theile angefallen wurden, und allenthalben, wo Straßen, die von Norden nach Süden laufen, mit Akazienbäumen besetzt waren, ist die östliche Reihe zuerst durchbohrt worden, ehe der westlichen auch nur das Geringste zustieß.

(Die Daguerreotypie) schreitet still, aber rasch und sicher vorwärts. Man ist schon so weit gekommen, daß man zum Darstellen eines Bildes mittelst eines Sonnenlichts nur eine Minute braucht, ja daß eine halbe Secunde schon hinreicht, um das Bild eines Menschen oder eines Gegenstands auf der Platte zu fixiren. Wenn das Licht nur einen Augenblick durch das Glas auf die zubereitete Platte fällt, zeigt sich darauf noch gar kein Bild des Gegenstandes; setzt man aber dann dieselbe Platte unter einem rothen Glase dem unmittelbaren Sonnenlichte aus, so kommt das Bild auf der mit Quecksilberdampf behandelten Platte sogleich und treu zum Vorschein. Zwar gelingen nicht alle Bilder, aber man

kommt immer hinter die Geheimnisse des Lichtes und der äußern Einflüsse. — Die neueste Verbesserung ist die Anwendung der Elektricität, wodurch das Bild in dem Millionentheile einer Secunde (!) erzeugt wird.

(Calotype.) Der durch seine Bemühungen um die photogenische Zeichnung (Daguerreotypirung) bekannte F. Talbot ist auf eine neue Art, das Papier zur Aufnahme der Lichtbilder zuzubereiten, verfallen. Das ausnehmend schnell erhaltene Bild ist anfangs unsichtbar, tritt aber vermittelst eines chemischen Processes stärker als nach der jetzigen Methode hervor. Er nennt diese Methode Calotype. Die chemische Bereitung des Papieres und dessen spätere Behandlung ist angegeben, die Theorie des Verfahrens aber gleichfalls noch unerklärt.

(Seltsames Testament) Zu Vendome ist eine Engländerin gestorben, die, obwohl gesund und von rüstigen Kräften, binnen ihren sechs letzten Lebensjahren ihre Wohnung nicht verlassen und mit Niemanden Umgang gepflogen hat. Ihre einzige Gesellschaft waren ein Hund und zwei Katzen. Den letzten beiden hat sie eine Rente von 4000 Frcs. legirt, der Hund erhält eine Rente von 2000 Frcs. Stirbt eine der Katzen, so fällt die ganze Rente an die andere. Die Erblasserin hat auch die Descendenz dieser interessanten Creaturen nicht vergessen und hinsichtlich derselben directe und Seitenerbfolge festgesetzt. Diejenige Person, welche die genannten drei Thiere versorgen und überwachen wird, soll eine Rente von 200 Frcs. erhalten. Die Erblasserin nannte sich Miß Topping. Der Universalerbe ist ein Herr des Maisons. Ob derselbe die Legatarien anerkennen wird?

(Von Bettina) ist ein neues Buch unter der Presse; der König hat bereits gestattet, daß ihm dasselbe gewidmet wird. Die Theilnahme für die Verfasserin wird durch seinen Inhalt nur gesteigert werden, da es unter mehreren größeren Aufsätzen von allgemeinem Interesse eine Reihe von Gesprächen mit Frau Rath Goethe, Briefe derselben und viele Tagebuchblätter aus der Zeit der Correspondenz mit Goethe bringen soll.

(Die Protestanten in Leipzig) haben den dortigen Katholiken, deren Kirche in der Pleißenburg dem Einsturz nahe ist, aus freiem Antrieb die evangelische Neukirche auf so lange zur Mitbenutzung überlassen, bis ihr Gotteshaus wieder hergestellt ist.

(In Frankreich) nehmen die Klöster schnell zu. In den Jahren 1837—39 sind deren 105, und seit den letzten 6 Monaten allein 30 errichtet worden.

(Die Witterungsnachrichten) sind sehr verschieden. Bei uns ist der Sommer so naß wie in den letzten Jahren; in Rom hat die naßkalte Witterung aufgehört und es ist eine unerträgliche Hitze eingetreten. In Rußland war's im Juni warm, nun ist's kalt. In Thüringen hatte man viele Stürme. In Frankreich und Unteritalien verspürte man starke Erdbeben, doch ist hier die Getraideerndte glücklich beendet, man ist sehr damit zufrieden und erwartet auch vom Weinstock eine reiche Erndte.

(Die Feuerversicherungsbank in Gotha), deren würdiger Stifter Arnoldi vor Kurzem gestorben ist, zahlte in diesen Tagen an die bei ihr Versicherten, von einem reinen Ueberschuß von 584,677 Thal. 21 Gr. des Jahres 1840 eine Dividende von 60 Proc. aus. — Seiner Lebensversicherungsbank sind im letzten Jahre über 1000 Personen beigetreten, und mehr als 10,000 sind mit 16½ Mil. Thaler versichert. Arnoldi's Andenken wird im Segen bleiben, und er wird des Marmor-Denkmals nicht bedürfen.

(Mad. Laffarge) arbeitet im Gefängnisse an ihren Memoiren, wofür sie von einem Pariser Buchhändler ein bedeutendes Honorar empfangen hat und die derselbe in drei Octav-Bänden erscheinen lassen will.

(Schiffe von Leinwand.) Unlängst hat man auf der Seine mit den Schiffen von der Erfindung Leclercs einen Versuch gemacht. Diese Schiffe, aus wasserdichter Leinwand, sind so leicht, daß sie, ungefähr 40 Kilogramm wiegend und mit 6 Mann besetzt, kaum 8 — 9 Centimeter Wasser ziehen. Sie fahren ziemlich schnell. Man gab auch ein Schauspiel eines Schiffbruchs mit diesen Schiffen, und zwar in folgender Weise. Eines jener Schiffe schlug auf der Seine, stromaufwärts fahrend, um. Plötzlich eilte ein Mann, der ein anderes Leinwandschiff trug, vom linken Seineufer herbei, entrollte dasselbe, setzte es in Wasser und fuhr in das umgestürzten Schiffe zu, die Bemannung rettend und es selbst wieder aufrichtend.

(Gefräßigkeit einer Schlange.) Im September vergangen Jahrs brachte ein Capitän zwei getigerte Boa's von Calcutta nach England in den zoologischen Garten von Regentspark. Sie lebten längere Zeit in guter Eintracht. Plötzlich aber fand man die eine nicht mehr, während die andere unmäßig dick geworden war, so daß man nicht anders vermuthen kann, als daß die gesunde die kranke Schlange verschlungen hat.

* **Anzeige.**

In der Expedition des Bürgerfreundes sind folgende neue Tänze zu haben:

Heinemann, C. Agrafinen & Sicilianer Schottisch à 6 Gr.

Von denselben Verfasser sind erschienen:

Anton (Schottisch) 6 Gr. **Peter** (Czar-Galopp) 6 Gr. **Cramolini-Galopp** 9 Gr. **Bremer Favorit-Märsche** 9 Gr.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 59.

Bremen, Sonntag den 25. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 666. Den 28. Mai starb auf der Reise von Port au Prince nach Bremen: der Kaufmann Franz Köcheln, 22 Jahr 5 Monat; von hier gebürtig.

— 667. Den 21. Juli. Des Cigarrenmachers Cord Heinr. Meyer Sohn, 10 Tage; Rolandstr. N. 8.

— 668. Den 22. — Die Haushälterin Christina Wubetha Geerssen, 54 Jahr; Contrescarpe Nro. 3.

— 669. Den 22. — Der Schuhmacher Joh. Caspar Bonn, 46 Jahr; Brünings Gang Nro. 1.

— 670. Den 23. — Gerhard Dannemann, 73 Jahr; Sielpfad Nro. 1.

Nro. 671. Den 23. — Des Stuhlmachers Conrad Friedr. Casimir Wulfken Tochter, 1 Monat; Bellois Weg Nro. 5.

— 672. Den 23. — Des Arb. Joh. Christian Iteritz Ehefr., geb. Klemm, 47 Jahr; Sielpfad Nro. 8.

— 673. Den 23. — Des Tabacksarbeiters Hermann Hohn Ehefr., geb. Springer, 41 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 11.

— 674. Den 23. — Der Schlachter Gottlieb Heuerhusen, 21 Jahr; Grünenstraße Nro. 110.

— 675. Den 23. — Der Arbeitsm. Johann Heinrich Helmering, 47 Jahr; im Krankenhause.

Geburten:

Nro. 885. Den 19. Juli. Des Arb. Friedrich Möhring Ehefr., geb. Schierenbeck, Hastedt N. 14; von einem Mädchen.

— 886. Den 20. — Des Arb. Joh. Heinr. Conrad Lüdersen Ehefr., geb. Wohlers, Hastedt Nr. 16; von einem Mädchen.

— 887. Den 20. — Des Oberländischen Schiffers Joh. Conr. Böndel Ehefr., geb. Meyer. Theerhof Nro. 18; von einem Mädchen.

— 888. Den 20. — Des Amtsfischers Herm. Klevenhusen Ehefr., geb. Belmer, Wendts Gang Nro. 7; von einem Mädchen.

— 889. Den 20. — Des Küpergesellen Herm. Fasmers Ehefr., geb. Dörbaum, Düsternstraße Nr. 18 A; von einem Knaben.

— 890. Den 21. — Des Buchbinders Joh. Biskanter Ehefr., geb. Pletscher, Osterstraße N. 31; von einem Knaben.

— 891. Den 21. — Des Musikus Heinrich Ludwig Sastedt Ehefr., geb. Eggers, Seemannsstraße Nro. 9 B; von einem Mädchen.

Nro. 892. Den 21. — Des Arb. Joh. Heinr. Garlisch Ehefr., geb. Sievers, Mühlenstraße N. 7; von einem Mädchen.

— 893. Den 21. — Des Arb. Joh. Heinrich Caspar Block Ehefr., geb. Werzola, Fangthurm Nro. 2; von einem Knaben.

— 894. Den 21. — Des Cigarrenmachers Tillmann Fien Ehefr., geb. Vogt, Düsternstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

— 895. Den 22. — Des Wechselmäklers Joh. Martin Wolde Ehefr., geb. Köncke, Langenstraße Nr. 110; von einem Knaben.

— 896. Den 22. — Des Arb. Joh. Christ. Wiedau Ehefr., geb. Mehrtens, Düsternstraße Nro. 9; von einem Mädchen.

— 897. Den 22. — Des Cigarrenmachers Conr. Aug. Loges Ehefr., geb. Heyer, Blumenstraße Nro. 7; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 626. Der Blechenschlägeramtsmeister Joh. Büssenschütt, gen. Bohlmann, und Anna Louise Hartmann hieselbst.

Nro. 627. Der Schlossermeister zu Harpstedt Joh. Leideck u. Anne Cathar. Elisab. Poppe daselbst.

— 628. Der Weisbäcker am Buntenthorssteinweg Wilh. Hagens u. Adelh. Hüchting zu Kattenthurm.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 60.

Bremen, Donnerstag den 29. Juli 1841.

* Sehnsucht *).

Seh' ich die Lerche, die mit Lust
Die Flügel auf zur Sonne schwingt,
Und dann herabschwebt unbewußt
Vor Wonne, die ihr Herz durchdringt:
Ach, welche Wehmuth faßt mich an,
Wenn ich ein Wesen fröhlich seh';
Es nimmt mich Wunder, daß mir dann
Das Herz nicht schmilzt vor Sehnsuchtsweh!

Ach, wie viel glaubt' ich zu verstehn
Vom Leben — was versteh' ich nun?
Sie, die ich niemals werd' erflehn,
Kann ich zu lieben nimmer ruhn.
Sie stahl mein Herz, mein ganzes Ich,
Und sich, und alles ird'sche Glück;
Und als auch sie mir noch entwich,
Blieb nichts als Sehnsucht mir zurück.

Der Mädchensprung.

(Fortsetzung.)

Je näher indessen die Gefahr, je fester war die Entschlossenheit des jungen Georgiers; er nahm sein Gewehr zur Hand und mit energischem Blicke maß er die schwindende Entfernung zwischen ihm und seinen Gegnern. Sein fester Entschluß war, zu siegen oder zu sterben.

Er drückte seine Geliebte ans Herz, vielleicht zum letzten Male, und sagte mit fester Stimme: „Reite zu, geliebte Miriam, und laß mich zurück, Deine Flucht zu decken. Nein, sprich nicht, Du raubst mir alle männliche Kraft. Unsere beiderseitige Sicherheit, Alles hängt vom Zeitgewinn ab, wodurch wir vielleicht auf russische Vorposten stoßen können."

Das unglückliche Mädchen blickte ihn flehend an, doch fühlte sie zu sehr, daß er das Rechte ihr angegeben, um sich eine Erwiederung zu erlauben. Mit einem zärtlichen, heißen Kusse trennten sie sich, und während sie vorwärts eilte, hielt Aleris die Zügel an und hemmte für einen Augenblick den Schritt seines Pferdes, um seine Waffen in Ordnung zu bringen. Der nächste seiner Verfolger war nur noch drei Ruthen weit von ihm entfernt, hinter diesem kam ein anderer, der ein halbes Dutzend Pferdelängen hinter dem ersten blieb, während andere seiner Gefährten diesem dicht auf die Fersen folgten.

Als der Erste endlich einen halben Musketenschuß ihm genaht war, wandte sich der Jüngling im Sattel, und ohne sein Pferd anzuhalten, schoß er los. Das Pferd des Persers sprang wild in die Höhe und stürzte dann zusammen; es war durch die Brust getroffen, während der Reiter besinnungslos vom Sturze daneben lag.

Dieser Unfall hielt für einen Augenblick die Verfolger auf und Aleris flog weiter, im Reiten sein Gewehr wieder ladend. Nur einen kurzen Augenblick hatte sich der erste Reiter bei dem gestürzten aufgehalten, die andern zwei stießen zu ihm und nun jagten alle drei dem Jünglinge nach.

Als sie in kurzer Entfernung waren, feuerte Aleris

*) Nach dem Provençalischen des Bernart von Ventadour. Der Dichter starb in dem Kloster Dalon in seinem Vaterlande Limousin, wahrscheinlich im Jahre 1195.

noch einmal. Ein schwacher Seufzer verkündete das Resultat dieses Schusses, da der Anführer der drei in der Mitte vom Pferde stürzte. Dieser zweite Fall lehrte indeß die Gegner, wie thöricht es sei, sich den Schüssen des Gegners auszusetzen, und kaum hatte seine Kugel getroffen, als einer, sich auf seinem Pferde in die Höhe richtend, auf ihn losdrückte.

Aleris hatte wieder sein Pferd angespornt, als das Thier zu erzittern begann und nach wenigen Schritten zu Boden stürzte. Herabspringen und den Säbel ziehen, war das Werk eines Augenblicks; allein der Widerstand war ganz hoffnungslos, da noch drei andere Gegner hinzukamen. Ein kurzer Kampf erfolgte, denn der Jüngling focht wie ein Held, obgleich er nichts gegen die Ueberzahl vermochte. Ein Schlag von hinten streckte ihn nieder, während in demselben Augenblicke die unglückliche Miriam sich vom Pferde herabstürzte, und in tiefer Ohnmacht über den leblosen Körper ihres unglücklichen Geliebten sank.

Eine eiserne Hand riß sie hinweg, und schon waren zwei Säbel erhoben, um ihn zu tödten, als eine gebietende Gestalt diese eilig mit seinem eigenen auffing, und ihnen zurief, abzustehen.

Es dauerte lange, bevor der unglückliche Aleris sich so weit erholte, um sich des neuen Unglücks bewußt zu werden. welches ihn befallen und zugleich so große Gefahr über die schöne, hochherzige Miriam gebracht hatte, deren Befreiung nun eine strengere Gefangenschaft, wenn nicht ein viel schrecklicheres Schicksal herbeigeführt haben konnte.

Er war kurz nach seinem Falle auf einen Moment zu sich gekommen, um sich als Gefangenen in einem am Wege gelegenen Dorfe wiederzufinden, wo die Feinde beschäftigt schienen, für die Verpflegung ihrer dahingebrachten verwundeten Cameraden Befehle zu ertheilen. Er verfiel jedoch sogleich wieder in eine Bewußtlosigkeit, woraus er erst nach mehreren Stunden erweckt wurde, so daß er lange Zeit von allem sich in seiner Nähe Zutragenden nichts bemerkte.

Der letzte — und einzige Umstand, der sich fest und unauslöschlich seinem Gedächtniß eingeprägt hatte, war die leblos vor ihm dahingestreckte Gestalt seiner Verlobten, die eine Art von Barriere bildete zwischen ihm und dem in glänzendem Stahl gekleideten Manne mit der gebieterischen Stimme und der großen, kriegerischen Gestalt, dessen mächtiger Arm das drohende Schicksal abgewendet hatte. Die Sonne war schon beinahe ganz am Horizonte niedergesunken, als er zum völligen Bewußtsein seiner Lage erwachte, und das Vorgehende beobachten konnte.

Während der Ohnmacht war das Blut von seinen Wunden abgewaschen, der Kopf verbunden worden, und Alles zeugte von der Sorgfalt einer rauhen aber freundlichen Hand. Er fühlte sich mit Sattelgurten auf das Pferd gebunden, doch so, daß es ihm weder Schmerz noch Unbequemlichkeit verursachte. Sein Pferd ward von einem der zwei, einige Ruthen vor ihm Herreitenden am Stricke nachgeführt; ein Dritter ritt neben ihm, und auf diesen Letzten war seine Aufmerksamkeit hauptsächlich gerichtet.

Er hatte nämlich diesen auf den ersten Blick für denjenigen erkannt, dem er sein Leben zu verdanken, der ihn vor dem Schwerte seiner Verfolger geschützt hatte, und aus diesem Umstande erwuchs die mehr als gewöhnliche Neugierde, womit er ihn jetzt beobachtete. Es war ein reich gekleideter Kurde von gigantischer Größe und ganz colossalen Gliedern, und obgleich sein Pferd ein Turkomane mit starken Knochen, so erschien es doch unter dem herkulischen Reiter ganz klein; sein Ausdruck war wild, aber nicht böse, und wenn auch die unbeugsamste Entschlossenheit sich darin aussprach, so trug es doch jenes Gepräge der Milde und Güte, das man so oft bei Personen seiner Art findet.

Als der Jüngling endlich wieder zum völligen Gebrauch seiner Sinne gelangt war und seine Beobachtungen vollendet hatte, ließ sein Begleiter seinen scharfen, festen Blick auf ihm ruhen, und sich ihm nach und nach nahend, fragte er ihn mit leiser Stimme: „Farsee ‚margoyeed? – Sprechen Sie Persisch?“ Aleris bejahete diese Frage. „Dann rief der Begleiter in dieser Sprache laut, gleichsam, als sei ihm durch diese Entdeckung ein Stein vom Herzen gewälzt, dann kann ich ohne Zwang zu Ihnen sprechen, da keiner jener Männer diese Sprache versteht.*) Hören Sie: Wenn Sie Erivan erreichen, ehe des Surders jetzige Stimmung vorüber ist — und er ist ein Mann, dessen Zorn sich nicht in einer Stunde legt, — so ist Ihr Schicksal besiegelt, und

*) Es ist vielleicht nöthig, zu bemerken, daß alle jene wandernden Stämme und beinahe die ganze Bevölkerung des nördlichen Persiens, die sich bis ans südliche Ende der Provinz Azerbidschan hinzieht, Thors sind, und Nachkommen der zu verschiedenen Perioden aus den Ebenen der Tartarei und von Turkomanien ausgewanderten Horden, unter deren niederer Classe die persische Sprache beinahe ganz unbekannt ist, und nur von den Vornehmen und Gelehrten gesprochen wird.

wenn Sie tausend Leben hätten, so würden diese ihm doch nur ein geringes Opfer seiner Rache dünken. Nun merken Sie sich, was ich sage. Gegen Einbruch der Nacht oder noch etwas später werden wir an einem dichten Wald vorbeikommen. Ein Versuch wird Sie belehren, daß Sie leicht die Hände aus den Sie fesselnden Riemen befreien können. Ich will dann den Strick, voran diese Leute Sie führen, so weit durchschneiden, daß ein tüchtiger Ruck ihn zerreißen wird. Das ist die einzige Weise, wie ich Ihre Flucht sichern kann, denn wenn man nur einen Augenblick dieselbe für ganz durch den Zufall herbeigeführt hielte, so würde das Leben dieser Männer und auch vielleicht das meinige verscherzt sein. Im Augenblicke also, wo wir an dem Ihnen bezeichneten Orte angekommen sind, machen Sie sich die Hände frei, ziehen das Pferd mit aller Gewalt an dem Zügel rückwärts und stürzen sich dann in das Dickicht; das Übrige überlassen Sie mir. Haben Sie verstanden?" Er sprach noch mit einem bedeutungsvollen Blicke in rauher, harter Stimme weiter, da er bemerkte, daß seine Begleiter sich nach ihm umsahen.

Der Jüngling verstand sogleich seine List, und antwortete in unterwürfiger und sich entschuldigender Stimme, worauf die Kurden weiter ritten. Und Alexis, der ein ängstliches Auge für alle Bewegungen seines Freundes hatte, sah mit klopfendem Herzen, wie er geschickt den Strick mit seinem Dolche zerschnitt.

Die Nacht war eingetreten, noch ehe sie den bezeichneten Ort erreicht hatten, und es war so dunkel, daß unter andern Umständen der Georgier den Ort wahrscheinlich nicht würde erkannt haben; doch hing zu viel davon ab, als daß es des Zeichens seines wachsamen Schutzpatrons bedurft hätte, welcher ihm zuflüsterte: „Allah gebe Euch Eile."

In diesem Augenblicke bäumte sich das Pferd, im Schmerz über einen plötzlichen starken Ruck des schweren Gebisses, und ein Schrei des Unmuthes des den Strick haltenden Soldaten verrieth das Resultat, während der Jüngling mit der Schnelligkeit des Blitzes in dem Walde verschwand.

Der Kurde gab sogleich seinem Pferde die Sporen, feuerte ein Pistol ab, und schlug in Begleitung seiner Leute die entgegengesetzte Richtung ein, dem Anschein nach den Entflohenen verfolgend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf dem Wallfischfang.

(Schluß.)

Dieser Eifer, so natürlich er war, konnte indeß nur eine Zeitlang in solchem Maße anhalten. Es war eine fieberhafte Aufregung gewesen, ein Krampf der Lebensrettung, der sich der Unglücklichen bemächtigt hatte, er dauerte während der Nacht fort, aber die Morgenröthe erblickte bereits die Lethargie an der Stelle der Thatkraft. Da zeigte der Himmel leichte Wölkchen und Anzeichen, daß es *wehen* werde, wie der Schiffer sich ausdrückt, und neue Hoffnungen traten aus dem düsteren Bewußtsein der Unglücklichen.

Man stellte den Mast wieder her und das Segel erwartete den wohlthätigen Wind, der Alles wieder belebte und das Boot behend und schnell über die hüpfenden Wellen trug. Drei Tage mit diesem Wind, und wir sind gerettet, sprach der Lieutenant; aber was sind drei Tage, wenn man bereits vom Hunger gefoltert wird und keine andere Nahrung, als die Hoffnung hat.

Es war Montag, und hätte der Wind dieselbe Kraft beibehalten, die er während der ersten 24 Stunden bewies, so würde man am Donnerstag Abend an der Küste von Neuseeland haben landen können, denn er blies so gewaltig in die Wogen, daß das Meer in der That eine aufgeregte See genannt werden konnte, und unsere Schiffer vollauf zu thun hatten, um das von allen Seiten die niedrigen Schiffswände überstürzende Wasser auszuschöpfen. Aber die Brise ließ nach und erst am Freitag Mittag erblickte man die Küsten von Neuseeland. Was man bis dahin gelitten, mag hier um so weniger ausgemalt werden, als es bekannt ist, daß der Hunger in solchen Fällen sich bis zu den Schuhsohlen herabläßt und diese, in Ermangelung eines Besseren, verschlingt. Auch unsere Seefahrer machten alle Phasen eines solchen Zustandes durch. Man kann sich daher das Entzücken und den Jubel denken, als die Umrisse des Landes dem matten Auge immer deutlicher wurden. Die Leute glichen Leichnamen, denen die Kraft des Magnetismus Bewegung giebt. —

Mathurin, im Angesicht des Landes von verdoppelter religiöser Hingebung befallen, that aus tiefstem Herzen ein Gelübde an die Kapelle der heiligen Jungfrau seines Landes. Ein Anderer schwor, sich an dem fetten Rücken eines Wallfisches rächen zu wollen, und, um alle seine Leiden zu vergessen, binnen acht Tagen den ganzen Verdienst seiner Reise zu verzehren.

Bald gelangte man zu kleinen gebüschbewachsenen Hügeln,

auf Felsspitzen, unter denen einzelne verkrüppelte Bäume bemerkbar waren, gegenüber. So unfruchtbar und unerquicklich dieser Anblick war, so schien er doch unseren Seefahrern ein Eldorado. Wie entsetzlich wirkte daher eine unumfahrbare Felsenreihe, die sich quer vor der Küste in unabsehbarer Länge hinzog und über welche die Wogen in wilder Brandung zusammenstürzten, auf die armen Seefahrer. Ihr Entschluß war bald gefaßt, sie versuchten eine Einfahrt zu erspähen, indem sie längs der Felsenmauer hinschifften; aber wohin das Auge blickte sah man nur Schaum und Brandung. Die Sonne ging hinter den Bergen unter und der Himmel, mit dicken Wolken umzogen, schien die stürmischste Nacht anzudeuten. Es waren 8 Tage, daß sie um dieselbe Stunde ihr Schiff verlassen hatten; seit fünf Tagen hatten sie nicht getrunken und gegessen. Nach allen diesen Leiden sahen sie jetzt, im Angesichte des Landes, nur den Tod vor Augen.

Meine Freunde, sprach der Schiffslieutenant, mit so schwacher Stimme, daß man ihn mehr errieth, als hörte, wir haben nur zwischen zweien Dingen zu wählen; zu sterben indem wir von den Felsen ablenken, oder — er redete nicht, aber streckte seinen Arm gegen die Felsen aus, indem er einen matten, sterbenden Blick auf seine Gefährten warf. Diese bejahten kopfnickend, ohne ein Wort zu reden, wie Leidende, die den Todesstoß erwarten, und das Wallfischboot fuhr inmitten der Felsenbrandung hinein.

Ein Schleier von Schaum und Wellen hüllte Menschen und Schiff ein.

In welcher schrecklichen Lage befanden sich die Unglücklichen auf dem steinigen Bette, auf das sie hingeworfen wurden, welche matten Anstrengungen machten sie, um sich von dem feuchten Leichentuche zu befreien, das sie zu ersticken drohte! Die ganze Mannschaft glaubte sich dem Tode verfallen und in der That gelang es nur Dreien, zerquetscht, blutbesudelt, mehr todt, als lebend, das Ufer zu erreichen. Diese Drei waren der Lieutenant, der Harpunier und ein gewisser Felix. Daß diese Drei zu solchem unglaublichen Erfolg gelangten, läßt sich nur aus der zähen Natur der Seeleute erklären, an welcher der Tod sich häufig die Zähne zerbeißt.

Arme Menschen, welche Anstrengungen kostete es nicht, sich bis zu den Wurzeln und den magern, in Meersalz eingetauchten Farrenkräutern, fortzuschleppen, die der Wind, jenseits der Felsen, einladend hin- und herbewegte. Eine Quelle rettete sie von übermäßigem Genusse des unverdaulichen Mahles; wie die Unglücklichen das Murmeln derselben vernahmen, stürzten sie in wilder Gier zu dem Wasser und tranken so hastig und viel, daß sie trunken und ohne Verlangen und Kraft, mehr zu essen, zu Boden sanken. Man erräth, welche Folgen eine solche Mahlzeit, nach so langer Enthaltsamkeit, veranlassen mußte: die heftigste Kolik, die in Convulsionen und Krämpfe ausartete, befiel sie.

Sie brachten die schrecklichste Nacht ihres Lebens zu. In ihre persönlichen Leiden und Schmerzen mischten sich die Elemente mit grausen Accorden, nie konnten die ausgelassenen Winde mit mehr Wuth an diesem wüsten Ufer gebrüllt haben, und der Regen fiel in heftigen, ungestümen Strömen auf die dem Tode Nahen hernieder, deren Klagen von dem Donner und der gewaltigen Stimme des Oceans übertönt wurden.

Wenn die leuchtenden Blitze das Leichentuch, das um den Himmel gelegt schien, zerrissen, so glich die plötzlich erhellte Küste einem ungeheuren Feuerheerd und ihre nackten und winkeligen Felsen, inmitten welcher der Blitz spielte, eben so vielen mächtigen feurigen Kohlen. Selbst die Bäche die den Boden nach allen Richtungen durchfurchten, schienen nicht minder als die dürren Seiten der Berge im Feuer zu stehen.

Mit Tagesanbruch legten sich die Schrecken der Natur, der Regen hatte aufgehört, der Donner schwieg, nur das Meer konnte sich noch nicht von jener Verwirrung erholen, in welche es der Sturm versetzt hatte. Nichtsdestoweniger war der Himmel trübe und die Atmosphäre nebelig.

Pierre le Grand erholte sich zuerst aus der Erstarrung, in die er mit seinen Gefährten, in Folge der Gefräßigkeit des verflossenen Tages, versunken war. Der Schiffslieutenant lag neben ihm. Er rief ihn; keine Antwort. Er schläft noch, dachte er, rufen wir lauter, und ließ seine Stimme so mächtig ertönen, als es sein Zustand erlaubte. Nichts fruchtete. Jetzt rückte er ihm näher, berührte ihn, rüttelte seinen Arm, Alles vergeblich. Der Unglückliche lag mit dem Gesichte zur Erde, wahrscheinlich vom Schlage getroffen. Genug der junge Schiffslieutenant war todt.

Unser Harpunier glaubte allein dem Tode entgangen zu sein, wollte sich jedoch dieser Thatsache vergewissern, und schleppte sich mühsam zu dem dritten Gefährten, der indeß, wie aus einem bösen Traum erwacht, am Boden lag und ihn starr anblickte. Einen Augenblick später stiegen Beide

zum Meeresufer hinab, um mit Seekrebsen und Muscheln ihren Hunger zu stillen. Dort am steinigen Gestade stießen sie auf die Leichen der Gefährten, die das Meer über die Felsen ans Land geworfen und die, jämmerlich zerrissen und entstellt, kaum noch kennbar waren. Mit Hülfe großer auf dem Strand gefundener Muscheln grub man den Unglücklichen ein gemeinschaftliches Grab.

Gegen den Abend hatten die beiden Ubriggebliebenen, Dank dem vom Regen erweichten Boden, dieses Werk vollendet; sie schritten schweigend, von abergläubischem Grauen erfaßt, das vielleicht auch Aufgeklärte nicht verschont haben würde, zur Einsargung an diesem wüsten und wilden Ufer. Der Himmel war den ganzen Tag hindurch bedeckt gewesen, und die dunkle Tinte der Wolken gab den umliegenden Felsen eine Trauerfarbe, die das Rührende und Leichenhafte dieser Scene hob.

Mathurin hatte eine Medaille mit einem Bilde von Notre-Dame-de-Bon Secours um den Hals.

Der Harpunier meinte, die gute Dame habe sich eben nicht hülfreich bewiesen.

Nachdem die letzte Scholle auf das Grab geworfen worden war, erblickte man eine große Thräne in dem Auge des alten Harpunier's, der nicht eben zu den Gläubigsten gehörte, und sein jüngerer frommer Gefährte weinte laut auf.

Ohne die Augen zu schließen, harrten die scheinbar Geretteten, an den frischen Grabhügel gelehnt, des wiederkehrenden Tages. Als er anbrach, holte Felix, der jüngere, aus den Trümmern des Boots am Strande zwei Holzstücke und fügte sie zu einem Kreuze, dieses Zeichen auf die letzte Ruhestätte der so elend gestorbenen Wallfischfahrer pflanzend. Nachdem auch dieses Werk vollbracht, begaben sich Beide nackten Fußes in die nördliche Richtung, wo sie sicher einen von Wallfischfahrern besuchten Hafen zu finden hofften.

Ich sage nicht, was sie Alles litten auf dieser letzten beschwerlichen Reise, vielleicht der beschwerlichsten ihres Lebens. Genug, sie kamen gänzlich nackt bei einer der Baien von Neuseeland an. Hier fanden sie fünf bis sechs französische Wallfischfahrer: einer der Beiden nahm sie auf, und acht Monate später kehrten sie nach Havre, wo ihr Schiff bereits eingetroffen war, zurück.

Vegesacker Hafen.

(Fortsetzung.)

Die Jahre darauf (1666 wurde Bremen zum zweitenmale von den Schweden berannt) brachten Kriegsbeschwerden und nahrlose Zeiten; die Schifffahrt ging schläfrig und an Hafengebühren kam wenig ein. Daher im Jahre 1671 der Gedanke bei dem Rath um so leichter Eingang gefunden haben mag, die gesammten Nutzungen des Hafens an Zeitpächter zu überlassen, gegen die Verpflichtung ihn in gutem Stande zu erhalten und jährlich 200 Rthlr. in die Rhedercasse zu bezahlen.

Gegen diese Verpachtung war die vorerwähnte Supplik der Schiffer gerichtet, welche es bei der alten Fundation zu lassen baten und überhaupt die Verwendung der überschießenden Hafeneinkünfte zum Besten des gemeinen Wesens statt zu dem der Seefahrt insbesondere, höchst ungern sahen. Aus ihren Anführungen geht hervor, daß Brake schon damals ein gefährlicher Concurrent des bremischen Hafens zu werden begann. Dafern nämlich etwas Widriges ferner hierin vorgehen möchte, erklärten sie sich nicht mehr gehalten, mit ihren Schiffen eben in diesem Hafen zu liegen noch auch die Winterlage und andere sich selbst auferlegte Satzungen abzutragen. Sie würden es vielmehr vorziehen, in den anderen Sieltiefen, als zu Brake ihre Schiffe zu legen, woselbst der Vogt sich erboten, das Tief dermaßen zu aptiren, daß funfzig und mehr gute Schiffe sicher darin liegen könnten. „Welches denn auch unsern Schiffsrhedern und uns selbsten, indem die Weser so sehr verläuft, und mit Sanden verunsiefet wird, daß da vor diesem ein Schiff 10 bis 12 Fuß tief gangen, jetzo kaum ein Schiff, so nur 8 Fuß tief gehet, herauf in den Hafen zum Vegesack gebracht werden kann, viele erträglicher fallen und keine so schwere Unkosten mit herauf- und hinunterzubringen verursachen würde."

Die Verpachtung des Hafens wurde aller Einwendungen ungeachtet im Jahre 1671 dennoch durchgesetzt und dem damaligen Hafenmeister Henrich Pundt zuerst übertragen. Man scheint sich damals zu einem Mittelwege verstanden zu haben, der auch die Schiffer zufrieden stellte; wenigstens finden sich 5 Jahre hernach zwei derselben, welche die vorgedachte Bittschrift mit unterzeichnet hatten, als Hafenpächter aufgeführt. Aus einem anfänglichen Gebrauch wurde es bald zu einer festen gesetzlichen Regel, daß die Pächter des Hafens mit dem Amte eines Hafenmeisters unzertrennlich verbunden sei und Beides nur einem Bremischen Bürger,

der mehrere Jahre zur See gefahren, zu Theil werden könne. Selten daß man späterhin von dieser Regel in einzelnen Fällen abging, und es geschah dies meistens nur zu Gunsten von Wittwen, wenn die Pachtjahre des verstorbenen Hafenmeisters noch nicht abgelaufen waren. In seinen amtlichen Functionen hing der letztere zunächst von dem Drost zu Blumenthal und, nach dem Stader Vergleich von 1741, von dem Richter zu Vegesack ab; die Oberaufsicht über den Hafen selbst blieb jedoch daneben den dazu verordneten Herren aus Rath und Bürgerschaft überlassen. Die Pachtsumme war ein für allemal auf jährliche 200 Rthlr. angesetzt, wogegen der Staat nur in Kriegsläuften oder wenn andere Ursachen eine gänzliche Stockung der Hafeneinkünfte herbeiführten, sowie bei großen Verwüstungen durch Eisgang und dergl. zum Nachlaß oder Schadenersatz verpflichtet war. Im Uebrigen war der Pachter gehalten, alle Reparaturen und kleinen Anschaffungen zu besorgen, wenn erforderlich, den Hafen auszumuddern, jährlich 40 neue Pfähle zu schlagen u. s. w., wofür ihm dann sämmtliche Einkünfte zufielen. Als besondere Gerechtigkeit waren mit der Stelle außerdem noch verbunden: Bewohnung des Hafenhauses, Schenkfreiheit darin, Benutzung des Graslandes um den Hafen und freie Fischerei in demselben, ein Punkt, bei dem es nicht ohne vielfache Streitigkeiten mit dem Fischeramte abgehen konnte.— Mit vieler Mühe erhielt sich dieses Verhältniß bis zum J. 1695; da machten aber die gehäuften Klagen über den Verfall, worin ein Pachter nach dem andern den Hafen gerathen ließ und die nie endenden Nachlaßgesuche der letztern eine andere Einrichtung nothwendig. Die Sorge für Bau und Besserung wurde jetzt von der Verwaltungsbehörde selbst übernommen und dem Hafenmeister verblieb nur die Unterhaltung des zur Ausbesserung der Schiffe erforderlichen Materials. Eine so wesentliche Erleichterung mußte die Pachtsumme beträchtlich steigern. Gleich bei dem ersten öffentlichen Ausgebot belief sie sich auf 775 Rthlr., 1703 wurden bei einer neuen Verpachtung 950 Rthlr. geboten. Später stieg und sank die Abgabe zu 825, 975, 900, wieder 975, 800, 950 Rthlr., wobei es von 1775 bis 1785 verblieb, endlich 925 Rthlr. bis zum Jahre 1790. Inzwischen hörten die Pächter nicht auf zu klagen über die mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts immer spärlicher eingehenden Einkünfte von Seiten der Schiffe, welche laut der ursprünglichen Rolle auch ohne Benutzung des Hafens Hafengelder und Winterlage entrichten sollten. Zuletzt scheinen wirklich nur die Vortheile der Wirthschaft der Annahme dieser Stelle einigen Werth verschafft zu haben. Die öffentlichen Cassen hatten sich ebensowenig finanzieller Vortheile zu erfreuen.

(Schluß folgt.)

Die Ost- und Nordsee von Th. von Kobbe und W. Cornelius.

Es ist ein natürlicher Trieb des Menschen, das Schöne in der Ferne zu suchen. Was uns nahe liegt und leicht zu erreichen ist, was alltäglich geworden ist und nichts Neues mehr bietet, erscheint als klein und verächtlich gegen die Reize, womit fern von unserer Heimath die Natur sich schmückt. Dankbar haben wir es daher anzuerkennen, wenn unser Sinn für die Schönheiten der nächsten Umgebung durch Bild und Schilderung geschärft und erneut wird, wie es in der (in diesem Blatte schon erwähnten) Abtheilung des malerischen und romantischen Deutschlands, betitelt: die Ost- und Nordsee von Th. von Kobbe und W. Cornelius geschehen ist. Bis jetzt sind zwei Lieferungen erschienen. Die denselben beigegebenen Stahlstiche geben theils Ansichten von den Städten Altona, Hamburg, Bremen (letzteres am flüchtigsten gezeichnet, indem hinter dem Segel eines Kahns die Neustadt und hinter dem Rauch eines Dampfschiffs die ganze obere Stadt sich versteckt hat) — theils führen sie uns zu den Küsten und Inseln der Nordsee. Auf diesen Bildern erblicken wir nicht die freundlichen, lockenden Scenen, wenn über die leichtgehobenen Wellen das Lastschiff und der Fischerkahn mit ausgespanntem Segel dahinschweben und die See als die Ernährerin ihrer Inseln und Küsten, als die Vermittlerin der Cultur erscheint. Hier stellt sie sich in ihrer Wuth und Menschenfeindlichkeit dar, und die sich ihr anvertraut, sehen wir ringen, um ihr das bedrohte Leben zu entreißen. Diese Scenen könnten daher wohl minder entschlossene Leute von den im Buche so eindringlich empfohlenen Lustfahrten nach den Nordseeinseln abschrecken. Der bis jetzt erschienene Text verbreitet sich über die Inseln Helgoland, Föhr und Wangeroge; im dritten Heftchen wird die Beschreibung von Norderney folgen. Wir glauben in diesen Heften die gewandte Feder des Herrn von Kobbe zu erkennen. Wahrscheinlich haben sich die beiden auf dem Titel genannten Verfasser so in die Arbeit getheilt, daß Herr von Kobbe die Darstellung der Nordseeufer, Herr Cornelius die der Ostseeküsten übernommen hat. Nach dem auf dem Umschlag befindlichen Verzeichniß der noch zu liefernden Stahlstiche darf man erwarten, daß uns die Beschreibung die ganze Ostseeküste entlang, von Holstein bis Ostpreußen führen wird, wo vornehmlich die Insel Rügen mit den steilen, waldbewachsenen Uferfelsen, die nicht von Meereswellen allein, sondern auch von uralten Sagen von Tempeln, Opferfesten und versunkenen Städten umrauscht sind, ein Lichtpunkt in der Darstellung und der würdigste Schluß in der Reihe der malerischen und romantischen Partieen Deutschlands sein wird.

Miscellaneen.

(Thorwaldsen.) Man liest in einer Correspondenz aus Berlin: Auf unsern Straßen zeigte sich vor einiger Zeit ein fremder Mann von seltsamem Aussehen. Die Leute blieben stehen und sahen ihm verwundert nach, und wo er verweilte, verweilten sie und freuten sich des wunderbaren Anblicks. Es war ein Greis, aber in voller Frische der Manneskraft, über gewöhnliche Größe, mit scharfen, durchdringenden Augen, aber einem der gutmüthigsten, wohlwollendsten Blicke. Auf wem er weilte, der fühlte ein Wohlbehagen und ein inniges Vertrauen. Man wünschte auch weilen zu können, um, sei es auch nur eine stumme Unterhaltung mit ihm zu pflegen. Das lange weiße Haar, das ihm auf die Schultern fällt, imponirte selbst dem gemeinen Manne, und wo er aus dem Wagen stieg, sammelte sich die Menge und begleitete seine Schritte und wartete, ob er sich nicht am Fenster zeigen oder wieder herauskommen werde. Von allen Seiten zischelte man sich zu: Wer ist es? — „Es ist Thorwaldsen." Ich sah, wie die Antwort elektrisch Leute durchzuckte, welche ich einer geistigen Aufregung, die ein bloßer Name hervorbringt, für unfähig hielt. Doch es ist nicht der Name, denn Viele mögen ihn zum erstenmale hören, es ist der Zauber einer unkräftigen, ursprünglichen Natur. Wie er auf der Straße wirkte, so fesselte er in der Gesellschaft noch wunderbarer. Es ist ein Etwas, das freilich nicht dahin gehört, aber in seiner Persönlichkeit ist ein Zauber, der auch die widerstrebenden Elemente anzuziehen weiß. Freilich war es auch der noch nicht gesehene „lion", den sie anstarrten, dessen Erscheinung so bedeutend war, als sein Ruf groß; aber es war in dem Auffallenden und Großen auch das rein Menschliche, welches über das Verbildete und Conventionelle den Sieg davon trug. Man setzte ihn wie einen Götzen in die Mitte des Saals, umringt von Bewunderern, aber seine Kindlichkeit füllte sogleich die Kluft, er entfernte die Bewunderer und rief die Menschen zu sich heran. Der arme Thorwaldsen in Berlin! Es war ein förmlicher Concurs über seine Zeit hier eingeleitet, und nach dem Prioritätsverfahren wurde er von Bewunderern, Gönnern, Freunden und selbst Speculanten an sich gerissen; nur daß zuweilen ein höheres Machtgebot die Ordnung verwirrte. Sobald der Greis aufgestanden, wimmelte sein Zimmer von verehrenden Besuchern, er wurde umhergeführt zum Besehen, vielleicht auch zum Bewundern. Vom Diner ihm zu Ehren muß er einen Abendzirkel besuchen, wo auch schon Künstler harren, um seine Blicke zu belauschen und sie zu Papier zu bringen; oft dann klopft schon am nächsten Morgen in der Frühe ein anderer Maler, die Mappe und das Bleistift in der Hand, um Thorwaldsen in Berlin zu zeichnen. Er selbst soll geäußert haben, wenn das so fort ginge auf der Reise, hätte man ihn bis Rom todt gehetzt und gegessen.

(Green's Luftfahrt.) Man schreibt aus London vom 13. Juli: Gestern Abend war eine gewaltige Menschenmasse versammelt, um Hrn. Green's 278ste Luftfahrt in seinem riesigen Ballon zu sehen, welche er um 6 Uhr in Begleitung seiner Schwiegertochter, zweier Capitäne und zwei anderer Herren antrat. Wenige Minuten nach dem Aufsteigen entdeckte Hr. Green, daß das Ventil nicht wirken wollte, und machte vergebens den Versuch, diesem schlimmen Umstande abzuhelfen. Er erklärte sogleich, daß möglichst schnelles Niederlassen nöthig sei; da aber der Ballon gerade über einer Kirche schwebte, so mußte er, um nicht auf diese zu gerathen, Ballast auswerfen, wodurch der Ballon auf 6 bis 7000 Fuß Höhe stieg. Weil Hr. Green kein Gas herauslassen konnte, so öffnete er den Hals des Ballons, damit möglichst viele atmosphärische Luft einströme, was so glücklich wirkte, daß der Ballon rasch, aber stufenweise sank, und Hr. Green denselben nach fünfviertelstündigem Verweilen in der Luft auf einem Kleefelde in der Grafschaft Kent unversehrt zur Erde brachte. Da der Ballon noch sein volles Gas führte, so hatte der Aeronaut viele Mühe, dasselbe herauszulassen, traf aber doch noch mit seiner Gesellschaft vor dem Schlusse der Abendunterhaltung im Vauxhallgarten ein. Er gestand, noch bei keiner Fahrt einen so gefährlichen Zufall erlitten zu haben; die vollständige Ueberwindung desselben aber macht seiner Kunst und Zuverlässigkeit um so mehr Ehre.

(Dresden.) Wir zählen jetzt einen Mitbürger zu den unseren, einen wohlbekannten und gefürchteten Kritikus, den Dr. Arnold Ruge aus Halle, der jüngst mit seiner Familie herüberzog, und sich hier, wo er mehrfache Verwandte findet, ganz einheimisch machen will. Von hier aus wird er nun im Verein mit Dr. Echtermeyer, der schon seit längerer Zeit hier lebt, die ehemals Hallischen, jetzt deutschen Jahrbücher, im ferneren Verlag von Otto Wigand in Leipzig, fortredigiren. In unsern Zeiten der Ueberläuferei und der feilen Verkäuflichkeit muß man es gewiß doppelt lobenswerth finden, wenn ein Mann, und noch dazu ein Schriftsteller, der so sehr von den Launen des Publicums abhängt, lieber sein Vaterland als seine Ueberzeugung aufgiebt. Man sieht es übrigens dem noch jugendlichen Manne mit blonden Haaren und blauen Augen kaum an, welch kritischer Bayard in ihm wohnt. Nur wenn ein gewisses spöttisches Lächeln über die Oberlippe hineilt, merkt man den Mephisto.

(Staatsschulden.) Man sprach von Staatsschulden und warf unter anderem die Frage auf: Ob es wohl irgend einen Reichen gebe, der durch Ankauf von Staatspapieren, ein Gläubiger aller verschuldeten Staaten sei? Da zog ein alter Herr aus der Schreibtafel ein Verzeichniß seiner Staatspapiere, bemerkend, daß er eine Art von Liebhaberei darin finde, von jeder Sorte der Staatsschuldscheine wenigstens einen zu besitzen — daß ihm sogar brasilianische nicht fehlten. — „Sind Sie vermählt?" fragte ihn ein junger Herr. — Nein — war's auch nie. — „Nun, so fehlen Ihnen gleich zwei Hauptsorten von Staatsschuldscheinen." — Und welche? — „Schneider- und Putzmacherzettel der Damen. Das sind die gefährlichsten Staatsschulden — das ist eine wahre Lernäische Hydra, welcher zwei Köpfe wachsen, wenn der Haus-Herkules einen abschlägt... Diese Unvertilgbaren

zu tilgen, werden nicht selten Cassen angegriffen und Bankerotte gemacht — und so mancher Wackere muß bonis cediren, Ehre und Ruhe im Stiche lassen, solcher Staatsschulden wegen.

(Die Verschönerungen der Umgegend von Potsdam) schreiten rasch vor. Man ist in eifrigster Arbeit, die Wasserkünste herzustellen, und hat bei den Aufgrabungen mancherlei Fundamente aus der Fridericanischen Zeit gefunden, welche jetzt wieder zu brauchen sind. Vielleicht daß Sanssouci schon im nächsten Jahre ein anderes, belebteres Ansehen gewonnen hat. Der König hat Sacrow, ein Gut, nördlich von Potsdam, auf einer Halbinsel im See angekauft, welches mit den Anlagen um die Stadt verbunden werden soll. Von andern Ankäufen weiß man zur Zeit von dem des Gutes Steglitz zwischen Potsdam und Berlin.

(Aus Berlin) berichtet ein Correspondent der allgemeinen Zeitung: Der bekannte Krummacher ist hier und hat einigemal unter großem Zudrang Gläubiger und Neugieriger gepredigt. Die Rede, die ich ihn vortragen hörte, kann als ein ziemlich vollständiges Manifest gelten und charakterisirt seine Richtung und Manier. Er schied zwischen den Seinen und den Weltkindern, und redete bald die einen, bald die andern mit wechselndem Ton an; er mischte griechische und deutsche Wörter, suchte den Handwerkern plausibel zu machen, daß die Philosophie mit ihrem verkümmerten Ideenschatz im besten Fall den Punkt als Ende finde, wo sie mit ihrer Weisheit anfingen, und begleitete seine Citate aus der Bibel mit einem Commentar, in welchem seine Redensarten von Affairen, Chimären, Realitäten ꝛc. neben dem Kerndeutsch Luthers sich gar seltsam ausnahmen. Interessant war, wie Krummacher den Weg schilderte, auf dem die Gnade zum Durchbruch kommt. Gott richte mich! soll der Mensch beten, bis ihm sein ganzes Leben wie ein Buch erscheint, dessen sämmtliche Seiten schwarz mit Sünden beschrieben sind. Dann soll er nicht denken, daß er das und jenes doch nicht so schlimm gemeint oder in guter Absicht gethan habe, sondern er muß in sich zerknirscht Lebewohl sagen der Welt mit ihrer Lust, der Poesie mit ihren farbigen Bildern, der Musik mit ihren süßen Tönen, den Freunden mit ihrem geselligen Kreise, und allein dem Heiland folgen und anhangen. Und dann sagt er wieder: Gott, richte mich! Aber er sagt es nur mit der getrosten Zuversicht, daß der Herr ihn loben wird und zu ihm sprechen: Ei du frommer und getreuer Knecht, mein liebwerther Daniel! — Krummacher besitzt ein vortreffliches Organ, und spricht bald mit gepreßter Stimme, bald mit ironischer Geschmeidigkeit, bald donnernd.

(Gesangfest zu Bamberg.) Bei dem großen Gesangfest in Bamberg am 9. Juli wirkten nahe an 600 Sänger und Instrumentalisten mit. Es wurden Webers Jubelouverture, zwei Psalmen, drei andere Lieder, Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?“, König Ludwigs bayrischer Schützenmarsch unter Leitung des Musiklehrers Dietz ausgeführt. Nach dem Mittagsmahl zogen die Sängerchöre mit Fahnen und Musik auf den Marktplatz, wo sie einen Kreis schlossen und das Festlied zu Ehren der Königin Therese sangen, und von da auf die Theresienwiese, wo noch einmal Arndts Volkslied ertönte. Hierauf begann das Waffenspiel von 32 Rittern mit 40 Trabanten in den Farben des königlichen und des herzoglich sachsen-altenburgischen Hauses, so wie der einzelnen Provinzen des Königreichs.

(In Unterellen,) 3 Stunden von Eisenach gerieth ein Knabe von ungefähr 8 Jahren über ein Branntweinglas, das von den Arbeitsleuten auf die Seite gesetzt worden, trank daraus, und starb wenige Stunden darauf. Der dasige Pachter sieht den Jungen unfern des Glases liegen und scheinbar schlafen. Er will ihn auf die Seite legen, hört nun aber von den nicht fern arbeitenden Leuten, daß er betrunken sei und nur ausschlafen müsse, aber — es war der ewige Schlaf.

(Belgien,) das sich geographisch wirklich und scheinbar ideell an Frankreich anlehnt, fühlt jetzt wohl mehr Sympathie für Deutschland. Es sind von der Regierung zwei junge Gelehrte, Welfers, Privat-Docent in Löwen, und Delcourt, Tribunal-Richter, nach Deutschland geschickt worden, um deutsche Wissenschaften zu studiren.

(Die Sängerin Hähnel.) Die beliebte und verdiente Sängerin Hähnel aus Wien, deren Engagement bei der Hofbühne sich unter der vorigen Regierung unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellten, wird jetzt das Königsstädtische Theater verlassen, um nun bei jenem für immer engagirt zu werden. Sie erfreut sich der besondern Gunst unserer Königin. Mit ihrem Abgange dürfte sich die deutsche Oper in der Königsstadt ganz auflösen.

(Etwas Griechisches.) Vor einigen Jahren wurde in der Stadt Brix von einer wandernden Schauspiel-Gesellschaft ein Stück gegeben, worin Griechen vorkamen. Da nicht genug Schauspieler vorhanden waren, so sollten ein Dutzend Buben aus dem Orte die Griechen vorstellen. Der Regisseur instruirte sie, daß sie, wenn er riefe, auf der Bühne erscheinen sollten. — Nun kam die Scene. Der Schauspieler rief: Heraus Griechen! Und aus den Coulissen kamen die zwölf Buben auf allen Vieren herausgekrochen.

(Der König von Bayern) ließ die schöne Griechin Botzaris durch seinen Hofmaler Stieler abmalen und in seine Gallerie weiblicher Schönheiten aufnehmen.

(In England) darf kein Hund mehr angespannt werden, da dergleichen Hunde leicht toll werden.

(In Bayern) giebt's viele tolle Hunde, die großen Schrecken anrichten.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 60.

Bremen, Donnerstag den 29. Juli 1841.

Gestorben:

Nro. 676. Den 24. Juli. Des Tonnenmachers Joh. Peter Freytag Ehefr., geb. Sanders, 55 Jahr; gr. Johannisstraße.

— 677. Den 24. — Der Waarenagent Friedr. Aug. Wolters, 46 Jahr; Doventhorsdeich N. 5.

— 678. Den 25. — Der Maler Christoph Zufall, 45 Jahr; Stangen Gang Nro. 3.

— 679. Den 25. — Des Arbeitsm. Hermann Friedrich Hülsemann Sohn, 16 Tage; a. d. Stephanithor Nro. 20.

Nro. 680. Den 25. — Des Weinküpers Hinrich Tewes Ehefr., geb. Krüll, 37 Jahr; Westerstraße Nro. 24.

— 681. Den 26. — Des verst. Convoidieners Gerhard Wilkens Wittwe, geb. Slichting, 74 Jahr; am Wall Nro. 22 B.

— 682. Den 26. — Des Schlossers Joh. Georg Stetz Tochter, 18 Wochen; Hastedt Nro. 72.

— 683. Den 27. — Der Landmann Claus Meincken, 57 Jahr; Neuen Steinweg Nro. 13.

— 684. Den 27. — Der Detaillist Joh. Heinr. Poggenburg, 67 Jahr; gr. Krankenstraße Nr. 10.

Geboren:

Nro. 897. Den 22. Juli. Des Commissionairs Adolph Gottfried Theodor Rocholl Ehefr., geb. Lange, Hankenstraße Nro. 10; von einem Knaben.

— 898. Den 24. Juli. Des Consumtions-Einnehmers Gottfried Jacob Wolff Ehefr., geb. Siemer, Gröplingerbaum; von einem Knaben.

— 899. Den 24. — Des Schneidermeisters Hinrich Rabe Ehefr., geb. Emme, Brautstraße Nro. 4; von einem Knaben.

— 900. Den 24. — Des Tischlers Johann Adam Brechtelsbauer Ehefr., geb. Raschen, Buntenthorsteinweg Nro. 1; von einem Mädchen.

— 901. Den 24. — Des Arbeitsm. Meinert Dahle Ehefr., geb. Fechtmann, Stephanithorswallstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

— 902. Den 24. — Des Instrumentenmachers Albert Joseph Roedel Ehefr., geb. Hildebrandt, Molkenstraße Nro. 46; von einem Mädch.

Nro. 903. Den 24. — Des Arbeitsm. Joh. Bosselmann Ehefr., geb. Tackenberg, Kohlhökerstraße Nro. 1 A; von einem Mädchen.

— 904. Den 25. — Des Arbeitsm. Cord Drewes Ehefr., geb. Brüning, Buntenthorsteinweg Nro. 24; von einem Mädchen.

— 905. Den 26. — Des Arbeitsm. Eimer Fedden Ehefr., geb. Koch, Rövekamp Nro. 40 A; von einem Knaben.

— 906. Den 26. — Des Schiffscapitains Hermann Fägels Ehefr., geb. Havemann, Kaufmanns Mühlenkamp Nro. 1; von einem Mädchen.

— 907. Den 27. — Des Arbeitsm. Johann Wilhelm Sollbusch Ehefr., geb. Gottmann, Bleicherstraße Nro. 38; von einem Mädchen.

— 908. Den 27. — Des Hökers Joh. Heinrich Wilh. Deicken Ehefr., geb. Wöltjen, Osterthorsteinweg Nro. 59; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 61.

Bremen, Sonntag den 1. August 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 1. August.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Dreyer.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Cand. Pabst.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Daniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Pabst.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
Vorlesung.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Schwierig ist es, ohne mich zu handeln,
Und unmöglich, ohne mich zu wandeln.

Die zweite Sylbe.

Immer bin ich nur ein Theil des Ganzen
Sei's im Reich der Thiere oder Pflanzen.

Das Ganze.

Geld, so nicht besteht, nur Werth bezeichnet!
Das der Marktverkehr sich angeeignet.

Der Mädchensprung.

(Fortsetzung.)

Die unglückliche Miriam war während dieser Zeit in ihr früheres geräumiges Gefängniß zurückgebracht worden; sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und die oft wiederkehrenden Krampfanfälle schienen jeden Augenblick ihr Leben zu bedrohen. Gegen Mittag war sie ruhiger; ihre Augen starrten kalt und ohne Ausdruck vor sich hin, und ihr Athem war schwach und undeutlich; Alles schien das Herannahen ihrer letzten Stunde zu verkünden.

Da ward eine Thüre geöffnet, die Schaar der sie umstehenden Frauen theilte sich und machte einer schönen Knabengestalt Raum, der in der reichen Kleidung eines Pagen sich dem Lager näherte. Er nahm ihre Hand, blickte traurig die schöne Kranke an, sprach zu ihr mit freundlicher Stimme und suchte ihr Muth einzuflößen. Doch diese sanfte Stimme verhallte, ohne von der, an die sie gerichtet war, vernommen zu werden.

Plötzlich drang der Ton einer Bergpfeife von unten herauf; es war eine besonders schöne Melodie, ein Nationaltanz und Gesang der Georgier, und diese durch die Entfernung geschwächten Töne, erklangen sanft im Zimmer. Sie brachten eine plötzliche überraschende Wirkung auf die Kranke hervor. Mit einem Sprunge hatte sie die liegende Stellung verlassen und das Fenstergesims erreicht, wo sie mit wahnsinnigem Lächeln von der schwindelnden Höhe hinabschaute.

Ein schneller Blick genügte. Auf der Brücke des am Fuße des Felsens strömenden Flusses sah man einen Mann, der mit ausgestreckten Armen irgend einem Ideale oder geisterartigem Phantome ein ewiges Lebewohl zu sagen schien.

Er war nicht zu verkennen, nach ihrer Meinung konnte kein Anderer ihm ähnlich sein. Noch einmal suchte ihr Auge die geliebte Gestalt, dann schlug sie es gen Himmel, und während die erschrockene Dienerschaft, in Furcht erstarrt, sich unter einander ansah, sprang das unglückliche Mädchen mit einem wahnwitzigen Lachen, schnell wie der Blitz von der entsetzlichen Höhe hinab!

Man vernahm ein Rauschen durch die Luft, diesem folgte ein Schrei des Entsetzens, der bis zu den nächsten Vorstädten der Stadt drang, und die erschrockenen Einwohner wußten nicht die ungewohnten Töne zu deuten.

Das Ganze trug sich in solcher Schnelligkeit zu, daß der Page, der allein seine Gegenwart des Geistes zu behaupten schien, obgleich er so schnell vorsprang, daß er Gefahr lief, das Schicksal zu theilen und mit hinabgerissen zu werden, nur ihr Musselinkleid erfassen konnte, welches natürlich zerriß, da der so dünne Stoff ihre Schwere nicht tragen konnte.

Schrecken und Verwirrung herrschte jetzt überall, nicht allein im Palaste, sondern auch in der ganzen Festung. Viele eilten nach dem Fuße des Abgrundes, und dort fand man den unglücklichen Freund, der eben so bleich und einem Todten ähnlich, wie die leblose Gestalt, die er in den Armen trug, sie mit seinen Küssen ins Leben zurückzurufen bemüht war. Sie war zwar bewußt- und regungslos, doch, so unwahrscheinlich es auch scheinen mag, mit Ausnahme einiger leichten Verletzungen unbeschädigt. Zwei große starke Weiden hatten sie im Fallen aufgehalten (man sieht noch immer deren Stämme), und so war sie von einer zur andern sicher hinabgeglitten *).

Nun versammelte sich eine zahlreiche Volksmenge an der Stelle, und man vernahm Zeichen des Mitleids und der Bewunderung, als eine Schaar von des Surdars Wachen erschien. Doch auch unter diesen, den ewig dienstfertigen Sclaven des despotischen Willens, äußerten sich leise Spuren von Gefühl, die leblose Gestalt des jungen Mädchens ward sanft der Umarmung ihres unglücklichen Geliebten entwunden und der Dienerschaft des Zenana übergeben, während er selbst als Gefangener streng bewacht, nach der andern Seite der Festung gebracht wurde.

In einem der innern Gemächer, rechts vom Dewan-Khana, einem der zu geheimen Consultationen bestimmten Zimmer, saß der wilde Beherrscher der Provinz, von dessen Wort Leben, Glück und Vermögen von Tausenden abhing.

Mehr als gewöhnliche Strenge war auf seiner breiten, in Falten gezogenen Stirn zu lesen, und das tiefliegende Auge in düstern Gedanken auf den reichen Teppich gerichtet, während er den Dampf einer kostbaren, mit Diamanten besetzten Chibouque einathmete.

Im Zimmer befanden sich außer ihm noch zwei Personen, wahrscheinlich Diener, deren Züge, obgleich ganz von den seinen verschieden, doch denselben düstern Ausdruck mit dem der größten Besorgniß vereinigten. Der eine war der riesige Kurde, dessen wir schon früher erwähnten, welcher mit in einander geschlagenen Armen, mit dem Rücken gegen die Mauer des Zimmers, dem Surdar gegenüber lehnte. Der Andere war der circassische Page, der neben ihm stand und dessen reiche, prachtvolle, eng anliegende Kleidung seine leichte, anmuthige und elegante Gestalt äußerst vortheilhaft bezeichnete. Wir sagten: seine Gestalt? — Hinweg mit der unnützen Verstellung! — Wer nur einen Augenblick in jene feinen, dunkelolivenfarbigen Züge geblickt — den reichen Schnitt des stolzen Mundes betrachtet — und den tiefen, milden Glanz des dunkelblauen Auges, worin sich Muthwillen und Liebe, Trotz und tiefes Gefühl, jetzt die höchste Seelenangst verrieth, wer dann diese braunen, nachlässig auf den Hals herabwallenden Locken bemerkt, wird das Geschlecht des Pagen sogleich errathen.

(Schluß folgt.)

*) Auch wehte ein starker, heißer Wind, und Viele meinten, daß dieser sich in ihr Gewand gefangen und so ihren Fall gehemmt habe.

Schiffbruch und Gefangenschaft einer Engländerin in China, *)

von ihr selbst beschrieben in einem Briefe aus Ningpo vom 19. Februar 1841.

Mein ewig theurer Freund! Letzten Sonntag erhielt ich mit der glücklichen Friedenszeitung und der frohen Hoffnung baldiger Befreiung aus dem Gefängniß Eure gütige Zuschrift, in welcher Ihr der Heimathlosen so freundlich eine Heimath bietet. Der Allmächtige allein, der die Herzen prüft, ermißt die Tiefe der Empfindungen meiner Erkenntlichkeit für die überreiche Güte, die Ihr mir beweiset in

*) Anne Noble, Gattin des Capitains der Brigg Kite, eines Schiffs im Dienste der ostindischen Compagnie.

meiner Trübsal; weil mir aber nur gestattet war offene Briefe abzuschicken, konnte ich meine Gefühle nicht ausdrücken. Ich hoffe, Ihr habet mich darum nicht für undankbar gehaltet. Jetzt, da ich unbefangen schreiben darf, will ich versuchen Euch die traurigen Einzelnheiten des schrecklichen Untergangs des Kite und die folgenden Begebenheiten zu erzählen, so weit mein Gedächtniß und die wenigen Notizen, die ich von Zeit zu Zeit zu Papier bringen konnte, es mir erlauben. Möge der Allmächtige mich zu dieser wahrhaft melancholischen Aufgabe gnädig stärken. Amen. Auf Eure Nachsicht für den Gemüthszustand, in welchem ich schreibe, darf ich rechnen.

Damit Ihr, theurer Freund! die Sachen im Zusammenhang vernehmet, muß ich auf den 10. Sept. zurückgehen, den Tag, an welchem sich der Kite wieder auf dem Wege nach Tschusan befand. Bis zum 15. ging Alles gut und wir hofften in zwei Tagen in Tschusan zu sein. Ach, wie sind die menschlichen Erwartungen so trügerisch! Gegen Mittag, 12 Uhr, fuhr das Schiff auf eine schauerliche Sandbank (quicksand), die in keiner Karte angegeben war. Der Stoß war so plötzlich als furchtbar. Alle Bemühungen wieder los zu kommen waren umsonst, und in wenigen Augenblicken, fast ehe wir denken oder sprechen oder ich, wehe! selbst nur Zeit hatte mein holdes Kind aus der Cajüte zu holen, schlug das Schiff unter gräulichem Gekrach auf die Seite, und jede Creatur an Bord, mit Ausnahme meines armen Kindes, wurde mit unglaublicher Heftigkeit ins Meer gestürzt. Der Augenblick war so furchtbar, daß ich nichts sah. Ob mein geliebter Gatte, der bis zuletzt Befehle ertheilt hatte, in die Cajüte rannte, um sein Kind zu retten, oder ob er mit den Uebrigen ins Wasser fiel, ich weiß es nicht. Aber, ach! es wurde von ihm nichts gesehen, nichts mehr gehört. Seine letzten Worte an mich waren: „Halt fest, Anne!“ Ich werde sie nie, nie vergessen. Mein Kind muß in der Wiege umgekommen sein. Ich zittre, wenn ich an beider Loos denke. O! wie oft habe ich gewünscht, ihr Grab zu theilen, doch Gott wollte es anders. Ich weiß, ich hatte Unrecht gegen seine Vorsehung zu murren, aber wenn Ihr meine fast beispiellosen Leiden kennt, vielleicht daß Ihr mich dann nicht zu streng beurtheilt. Was mich betrifft, so zerkämpfte ich mich einige Zeit unterm Wasser, als es mir gelang eine der eisernen Stangen zu fassen, an welchen das hinten befestigte Boot aufgehängt war, und daran klammerte ich mich an, mein Körper war noch im Wasser und die Wogen brachen sich über mir mit großem Ungestüm. Ein armer kleiner Hund hatte sich auf meine Brust geflüchtet, ich vermochte es nicht über mich ihn abzuschütteln, aber erschöpft mußte ich wohl. Mein herziges Kind fiel mir wieder ein, o hätte es das Ungefähr so in meine Arme geführt, ich wäre tausendmal lieber gestorben. Lieutenant Douglas hatte sich dicht neben mir erhoben, und obwohl er mir nicht gleich helfen konnte, so wird es mir doch stets in dankbarer Erinnerung bleiben, wie gütig er mich tröstete, während er mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart die nöthigen Anordnungen machte zur Rettung Aller Leben. O! könnte ich Euch die Scene dieses Augenblicks schildern: das Schiff auf der Seite, Masten und Segel in die Fluthen getaucht, eine Menge Personen emporklimmend und sich anklammernd an das Wrack, Entsetzen auf allen Gesichtern und dazu das gräßliche Getöse der Brandung. Es ist zu viel davon nur zu erzählen und ich mußte alles erleben; nie, nie vergesse ich diesen Anblick. Lieutenant Douglas mit dem ersten Officier, Herrn Witts, und zwei Schiffsjungen hatten endlich ein Boot flott gemacht, ich immer schwebend besaß just so viel Kraft einen Fuß auszustrecken, einer dieser Herren erwischte mich daran, zog so das Boot herbei und hob mich hinein. Da das Boot schier voll Wasser war und die Wogen fortwährend darüber weggingen, so mußten sie, um das Sinken zu verhindern, das Tau abschneiden und unmittelbar wurde es von der Strömung ergriffen, vom Wrack fortgerissen. Die Leute hatten sich jetzt auf der obern Seitenwand des Schiffs festgesetzt. Vergebens strengte ich meine Augen an, diejenigen unter ihnen zu entdecken, die mir so theuer waren. Ich sah alle, nur sie nicht. Ich zerraufte mein Haar in Verzweiflung, ich rief ihnen zu, bis sie mich nicht mehr hören konnten, sie möchten nach meinem Gatten suchen, nach meinem Kinde. Stunde um Stunde sah man noch das Wrack, bald verloren wir es gänzlich aus dem Gesicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vegesacker Hafen.

(Schluß.)

Schon 1730 wird geklagt, daß die Einkünfte kaum mehr ausreichten zur nothdürftigen Unterhaltung, größere Reparaturen nahmen außerordentliche Vorschüsse aus andern Stationen in Anspruch, 1781 verstand sich die Bür-

gerschaft zu der Uebernahme der bedeutenden Schuld des Vegesacker Hafens. — Im Jahre 1790 wurde eine dritte Einrichtung in der Verpachtungsart vorgenommen, welche dem Wesen nach auch jetzt noch besteht, die nämlich, dem Hafenmeister gegen eine billige Pacht das Hafenhaus mit der Wirthschaft, zugleich den Steinkrahn und die Vermiethung der Guinen und Blöcke zu überlassen, auch ihm eine Recognition von 125 Rthlr. für seine amtlichen Mühwaltungen auszuzahlen, dagegen die Einkünfte des Mastenkrahns und der Winterlage der Administration von demselben auszahlen zu lassen, welche letztere dann auch das Hafengeld, das lange Jahre hindurch fast nur an der Schlachte entrichtet worden war, fortan selbst und für eigene Rechnung erhob. Gegenwärtig beträgt die Pacht für das Hafenhaus 410 Rthlr., und hinsichtlich der dem Hafenmeister zu zahlenden Recognition, sowie der ihm überlassenen kleinern Nutzungen ist es bei der zuletzt beliebten Abänderung geblieben.

Aus vorstehender Darstellung ergiebt sich zur Genüge, daß mit Abrechnung der ersten glänzenden Zeit nach Gründung des Hafens, deren die Schiffer in ihrer Supplik von 1671 erwähnen, diese Anstalt niemals so viel eingetragen hat, um aus eigenen Mitteln vollkommen bestehen zu können, und daß daher von einem eigentlichen Flor dieser Station, wie man sonst zu sagen pflegte, selten oder nie die Rede sein konnte. Die Hauptursache dieses Mißverhältnisses lag in der Unmöglichkeit, dem Hafen alle die Einkünfte in ihrem ganzen Umfange zufließen zu lassen, womit man ihn dotirt hatte. Wie schon erwähnt, hatten sich die Bremischen Schiffer bei Anlegung des Hafens anheischig gemacht, Hafengeld und Winterlage zu entrichten, auch wenn sie des Hafens sich nicht bedienten. Dieselbe Auflage traf auch alle fremde Schiffe, welche die Weser besuchten. Lange Zeit hindurch enthielt die Hafenrolle in ihrem 13. Artikel die ausdrückliche Bestimmung, „daß kein Schiffer oder Kahnführer, so unsern Strom und Hafen mit seinem Schiffe berühret, davon wieder abfahren solle, er habe denn vorher sein Fahrzeug nach Rockenlasten richtig angegeben.“ Von jeder Last hatten für jede Reise die Einheimischen 3 Gr., die Fremden 5 Gr. zu entrichten, mit der Moderation, daß von der gesammten Lastenzahl ein Fünftel abgezogen und nicht in Rechnung gestellt wurde. „Diejenigen aber, welche ihre Winterlage auf dem Weserstrom, an der Schlachte oder in dem Hafen halten, sollen, ehe sie wieder abfahren und durch den Baum gelassen werden, dann von einem Schiffe von 10 — 20 Last 1 Rthlr., von 20 — 50 Last 2 Rthlr., von 50 — 75 Last 2½ Rthlr., von 75 — 100 Last 3 Rthlr. bezahlen.“ Die Kähne waren von dieser Abgabe nicht betroffen, wenn sie als Leichterfahrzeuge dienten und die untenliegenden Schiffe dieselbe bereits erlegt hatten; dagegen wurden sie, nachdem man begonnen hatte, sie bis zu 20 Lasten trächtig zu bauen und mit ihnen Frachtfahrten nach Emden und Hamburg zu unternehmen, durch eine Verordnung von 1703 schärfer als bisher in Anspruch genommen. Im 17. Jahrhundert zeigten sich diese Verfügungen noch ausführbar; vom Beginn des 18. an folgte aber eine Ausnahme der andern. Mit den Hoheitsansprüchen auf die ganze Unterweser war nicht mehr durchzudringen; der Hafen selbst wurde immer weniger benutzt und die Abgabe dadurch von Jahr zu Jahr mehr fiscalischer Art, da sie in den meisten Fällen auf einer bloßen Fiction beruhte. Am frühsten fand das Ansinnen zur Errichtung der Winterlage Widerspruch, wenn die Schiffe auf dem Strome unterhalb Vegesack liegen blieben; viele Bremische Schiffe wußten sie zu umgehen und bei den Schiffen der benachbarten Uferstaaten verstand sich die Weigerung nach gerade von selbst, so daß 1750 auf das unnatürliche Princip ganz Verzicht geleistet wurde. Mit der Entrichtung des Hafengeldes ging es wenig besser; den Schiffen und Kähnen der Nachbarstaaten mußten eine Menge Befreiungen und Gleichstellung mit den einheimischen zugestanden werden, und wenn auch im Uebrigen der Stadt das Recht zur Erhebung dieser Abgabe für alle Schiffe, welche mit Kaufmannsgütern für Bremen befrachtet in die Weser einliefen, nicht abgesprochen werden konnte: so war es doch aller Controle ungeachtet (die außer zu Vegesack, auch an der Schlachte und später selbst zu Elsfleth gehalten wurde) nicht möglich tausenderlei Umgehungen, zumal der Kähne und Wattenfahrer, und unrichtigen Angaben der Schiffslasten vorzubeugen — noch weniger die Rückstände außerhalb des Bremischen Gebiets beizutreiben. Mit der bedeutend vermehrten Lastenzahl der durch den Bremischen Handel nach der Weser gezogenen Schiffe hatte sich bald nach der französischen Zeit auch der Ertrag des Hafengeldes beträchlich gehoben und man kann denselben in den 10 Jahren von 1814 bis 1824 durchschnittlich zu 2000 Rthlr. annehmen. Allein der Umstand, daß der Name dem Wesen jetzt schlechterdings nicht mehr entsprach, weil der Hafen fast ausschließlich nur zum Liegeplatz für überwinternde oder der Ausbesserung bedürftige Schiffe benutzt wurde, war Ur-

sache, daß nach dem Grundsatze der Weserschifffahrtsacte, nur dann wenn die Hafenanstalten wirklich benutzt würden, die Schiffe dafür besteuern zu dürfen, im Jahre 1824 das Hafengeld gänzlich aufgehoben wurde und der Vegesacker Hafen damit seine Hauptdotation verlor.*) Sind demselben gleich seit jener Zeit einzelne kleine Intraden neu zugewiesen worden, nämlich außer dem schon vormals bestandenen Winterlagegeld (4 — bis 10 Rthlr. für Schiffe von 50 Last und darunter bis zu 200 Last) und den Gebühren des Mastenkrahns, noch ein Sommerlagegeld, eine Abgabe für das Laden und Löschen der Schiffe, desgleichen für das Einlegen von Holzflößen und das Oeffnen und Schließen der Drehbrücke — so sind doch die Ansätze dafür so niedrig gestellt und ist die Benutzung so spärlich geworden, daß in den letzten 5 Jahren die gesammten Hafeneinnahmen zwischen 2 und 300 Rthlr. geschwankt haben. — Es ist jedoch dabei nicht außer Acht zu lassen, daß die Pachteinkünfte der Hafengebäude nicht mehr hinzugerechnet werden und im Budget eine andere Stelle einnehmen.

Griechischer Volkscharakter **).

Man hat den Griechen in der That wehe gethan. Zuerst glaubte man, die alten Republiken von Athen und Sparta lebten im Geheim noch immer fort; da spräche noch an bestimmten Wochentagen von der Pnyx herab ein Demosthenes zum Volke und unten in der Akademie säßen noch platonische Professoren; auch die jungen Leute von Sparta ließen noch nackt am Eurotas umher, und die Herakliden seien noch immer Könige und Bürgermeister allda. Man glaubte, das Alles sei in Europa nur nach und nach im Geschäftsdrange so vergessen worden, aber im Stillen blühe da unter türkischem Schutze noch das ganze Alterthum. Eine Schlacht bei Marathon werde Hellas wieder befreien und übers Jahr dann der Kampf wieder beginnen um die Hegemonie zwischen Sparta und Athen; die großen Politiker der alten Zeit würden wieder auftreten, die drei Tragiker wieder über die Bühne schreiten, und Apelles und Praxiteles in den Journalen ankündigen, daß ihre Ateliers wieder eröffnet seien. Die Wahrheit, die das Frühjahr von 1821 aufdeckte, entsprach denn freilich nicht diesen Bildern, aber das war unsere Schuld. Um aber unsere Einfalt an den Griechen zu rächen, traten sofort Scribenten auf, die an den Neuhellenen kein gutes Haar mehr ließen und ihren Leumund um so schrecklicher zerzausten, als sie sich mit der Furcht schmeichelten, sie würden Verfolgungen auszustehen haben und Märtyrer werden um der Wahrheit willen, während das Publikum doch ganz gleichgültig zusah und die Gelehrten sich freuten, daß es wieder etwas Neues gab.

Indessen fanden sich doch wieder Einige, die in ihrer Betrachtung unbefangen waren, und diese kamen denn darauf, daß das griechische Volk im Kerne nüchtern und fleißig, rechtlich, vaterlandsstolz und menschenfreundlich sei. Dabei wird's bleiben, wenn auch Einer oder der Andere noch dagegen ausschlägt. Es ist spaßhaft zu bemerken, wie sich manche Touristen zu schämen scheinen, hier etwas Anerkennung fallen zu lassen, obgleich es in Griechenland, wo man wegen Mangels an Postchaisen und abschließenden Wirthshäusern in beständiger Berührung mit den Eingebornen steht, gar nicht schwer ist, ihre guten Eigenschaften heraus zu finden, andere Volkscharaktere werden mit so viel Liebe aufgefaßt; hier ist man mit etwas Hast gleich fertig. Wir Deutschen bilden uns nicht wenig darauf ein, Alles, was nicht deutsch ist, recht zu achten und so recht billig zu würdigen — die Spanier haben ihre Lobredner; für die Franzosen stehen Viele auf, zu beweisen, daß sie nicht so fast leichtfertig, liederlich und unnütz sind, als vielmehr freisinnig und hochherzig; ein Anderer geht nach Italien, empfiehlt uns die Wirthe, die Kellner, die Cicerone und die Banditen, bittet uns sie zu studieren, verspricht uns wenig Mühe und viel Genuß. Die Slaven, die sich nun auch rühren und uns einladen, ihre Sprache zu lernen, damit wir sehen mögen, wie wir uns in ihren Übersetzungen ausnehmen, auch die Slaven können sich schon ihrer deutschen Kämpen rühmen — überall hin spritzen wir das Weihwasser unserer Achtung, nur die Griechen möchten wir gerne leer ausgehen lassen.

Wenn wir Großhändler allseitiger Anerkennung für dieses Volk keine Fonds zur Verfügung haben, so darf es

---

*) Sämmtliche, unter verschiedenen Benennungen bestandenen Seeschifffahrtsabgaben sind bekanntlich durch die Verordnung vom 12. Juni 1826 (in Gemäßheit des Staatsbeschlusses vom 26. Mai desselben Jahres) auf eine einzige reducirt, die resp. ¾ oder 1½ Groten pr. Schiffspfund von allen für Bremen bestimmten Gütern beträgt, jenachdem die Flagge, unter welcher sie eingebracht werden, zu den vertragsmäßig der bremischen gleichgestellten gehört oder nicht.

**) Aus Ludwig Steub's Bildern aus Griechenland (Leipzig bei Brockhaus 1841).

freilich Niemand wundern, daß auch Andere gegen sie so knickerisch sich geberden. So sträubt sich zum Beispiel auch Urquhart, das rechte Wort auszusprechen. Er bedauert die „verführten" Griechen um ihren Aufstand, der sie mit einem Male um alle ihre Fortschritte gebracht und sie für immer von den Segnungen ausgeschlossen habe, die ihnen, zwar spät, aber doch, unter dem türkischen Fittig hätten erblühen müssen. Mancher Leser bedauert sie zuletzt auch mit, denn in seinem Buche, welches ein hochpoetisches Gemälde aller der Beglückungen ist, die mit einer stupiden Regierung verbunden sind, oder doch sein könnten, stellt er uns das türkische Reich so weise eingerichtet, so prächtig dar, daß man im Zweifel ist, soll man mehr über die Weisheit und Pracht oder mehr darüber erstaunen, daß bei alledem nie ein Glück aufkommen konnte, als bei verschlossenen Thüren, nie eine Menschlichkeit als aus Faulheit, Keiner wohlhabend werden, als von dem man's nicht wußte, Keiner frei, als den man fürchtete, und daß der ganze Koloß jetzt über seinen zerfressenen Knochen zusammenstürzt.

Griechenland dagegen lebt sich in einen schönen Frühling hinein, wenn wirs auch nicht merken wollen, wenn wir auch mit weiser Beständigkeit auf dem Worte beharren, es sei eine „verunglückte Schöpfung". Eine Ungebührlichkeit, ein Scandal, ein Verbrechen — ein Raub, ein Mord, den uns alle halbe Jahre die allgemeine Zeitung aus Griechenland berichtet, erfüllt ganz Deutschland mit Entsetzen, und die Klugen sprechen dann: Sie sind Türken geworden in der Länge der Zeit, und unserer Theinahme noch nicht würdig, noch nicht reif zum Eintritt in die Völkerfamilie Europas. Aber unsere Blätter bringen täglich derlei Dinge, die unter uns selbst sich zugetragen, und die Leute lesen sie ohne Schaudern und meinen: das thue dem Fortschritt der Zeit gar keinen Eintrag. Nach solchen Unthaten machen wir unser Urtheil, aber den Fleiß des Landmanns, die Regsamkeit des Handels, die Zunahme der Schiffahrt, die stillen Studien der Jugend, den wissenschaftlichen Eifer der Älteren, und das, was diesem entspricht, die frisch umgelegten Felder, das wachsende Geld in den Truhen, die Thätigkeit auf den Werften, die Neubauten in den Städten und in den Dörfern, die Bildung des Herzens und des Geistes, die von Tag zu Tage kräftigeren Aufschwung nimmt: das lassen wir außer Computation, weil es uns nicht alle Wochen vor Augen gelegt wird, und weil wir es, wenn es geschieht, schnell wieder vergessen. Ach ja, es ist wahr, die Nation ist mehrere Jahrhunderte schlafend, träumend und weinend im Heu gelegen, und davon stecken ihr noch die Halme in dem Haar, — aber das edle Antlitz ist nicht zu verkennen — die feurigen Augen, die in die Zukunft schauen, die herrliche Stirne, die denkt und schafft, und der liebliche Mund, der so viel verspricht.

∴ Bremensianen.

2. Heft: Kerner der Sauhirt, genannt Martin Husch.

Von Dr. Jonas im Bauche.

Auch dieses zweite Heft zeigt große Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des Volksgeistes in den unteren Classen unserer Stadt, und die Anordnung wie die Darstellung der einzelnen Scenen ist dem Verfasser gut gelungen. Das Object selbst war minder dankbar als die Heldin des ersten Heftes, indeß ist doch mit „Wahrheit und Dichtung" ein als Volks-Lecture empfehlenswerthes Schriftchen zu Stande gebracht worden. Wir möchten dem Verfasser rathen ein Plattdeutsches Bremer Lustspiel, in der Art wie das Hamburgische Kwatern zu schreiben und aufführen zu lassen. Sprache und Charakter-Zeichnung hat er offenbar in seiner Gewalt, es käme nur darauf an eine gute Fabel zu finden oder zu erfinden. Würde dann ein geeigneter Contract mit der Schauspiel-Direction geschlossen, und erlangte das Stück Beifall, so müßte sich die angewandte Mühe sicher reichlich lohnen.

* Droschkenwesen.

Die Einrichtung der Droschken ist nur dann von Nutzen für das Publikum, wenn der privilegirte Unternehmer die Verpflichtung hat, auf den ihm von der Polizeibehörde angewiesenen Halteplätzen zu allen Tageszeiten Droschken bereit zu halten. Seit einiger Zeit aber sind Domshof und Heerdenthor die einzigen Sammelplätze der Droschken und nur hin und wieder trifft man eine in dem unteren Theile der Stadt. Ob es in der Neustadt besser ist, weiß Einsender nicht anzugeben. Auch von dem Halteplatz am Ansgariikirchhof, wo man früher eine zu treffen pflegte, sind die Droschken so gut wie ganz verschwunden. Wie sich's jetzt gestaltet hat, haben wir durch die Droschkeneinrichtung nicht viel mehr erlangt, als was in andern Städten schon alte Sitte war, nämlich daß an den Thoren bespannte Wagen halten, die man auf der Stelle benutzen kann. Einsender möchte daher die betreffende Behörde auf diese Mißbräuche aufmerksam machen und zugleich den Wunsch aussprechen, der Taxe größere Verbreitung zu geben. Vielleicht verstehen sich die Herausgeber der Kalender dazu, diese Tabelle neben die der Thorsperre einzurücken.*)

Thorschluß.

Vom 1. — 15. August 8½ Uhr.

*) Anmerk. Ist bereits in dem bei Verleger dieses ersch. Hausbedarf aufgenommen.

Miscellaneen.

(Mlle. Rachel in London.) Ein französisches Journal scherzt, in Bezug auf die Triumphe der Schauspielerin Rachel in London, auf folgende Weise: Hermione hat alle brittischen Herzen zerrüttet, alle parlamentarischen Interessen getödtet, die Getraide- und Zuckerfrage, Mac-Leod, den Präsident, den Orient, China erstickt. Die transatlantischen Ovationen, die Fanny Elßler erhält, sind ein Kinderspiel gegen die gigantischen Triumphe der Mlle. Rachel. Das ganze Parlament liegt zu den Füßen Melpomenen's; ein anderes Bataillon von Lords antichambrirt, um einen Blick von der jungen Israelitin zu erhalten, und ihr den Saum des Kleides zu küssen. Man schickt der Tragödin nicht mehr Shawls, kostbare Stoffe und Edelsteine, sondern Besitzungen von 30,000 Metres, Wälder, Dörfer, Marktflecken, mit einem Worte, England verliert ganz den Verstand; Mlle. Rachel hat das Bischen Vernunft, welches John Bull noch hatte, ganz erschüttert. Indem wir ihm Mlle. Rachel schickten, haben wir Albion in einen Zustand von Geistesabwesenheit versetzt. Aber ihr meint vielleicht, dieser Enthusiasmus unserer Nachbarn über dem Kanal gründe sich auf Achtung vor dem Talente unserer jungen Hermione? Keineswegs! Es ist damit bei ihnen wie mit der Musik. Sie hören Rubini und Tamburini aus **genre**, applaudiren aus **fashion**. London äfft die elegante Welt von Paris und druckt den französischen **bon ton** nach, wie Brüssel die Pariser Politik nachäfft, und die französische Literatur nachdruckt. Die Aufnahme, welche John Bull den Künsten angedeihen läßt, entsteht nicht aus einer wirklichen Verehrung für dieselbe; bei ihm ist Alles gemacht, conventionel, falsch; Alles entspringt dort aus einer Quelle: aus idiopatriotischem Hochmuth. Vergebens erschöpfen sich die englischen Journale in Bewunderung, vergebens begrüßt das Publicum des Londoner Theaters die reine und correcte Sprache unserer jugendlichen Tragödin, so wie die unnachahmliche (?) Poesie unserer Klassiker; das englische Publicum versteht weder unsere Werke, noch ihre Dollmetscher. Um den Sinn der Racine'schen und Corneille'schen Tragödien zu fassen, muß der brittische Zuschauer mit einem Buche in der Hand kommen, und folgt dem Autor und der Aktrice von Vers zu Vers. Zu diesem Geschäfte reicht aber ein Individium allein nicht hin; drei oder vier Zuschauer müssen sich, wie man sagt, vereinigen, um den Sinn des Autors zu errathen. Stellt Euch eine der letzten Darstellungen der Rachel vor. Drei Engländer hören die „**Andromache**" mit dem Buche in der Hand.

Hermione:

Non, non, il les verra triompher sans obstacles
Il se gardera bien de troubler ce spectacle.

Erster Engländer (zu seinem Nachbar):

What is it? (Was heißt das?)

Zweiter Engländer:

She would put the trouble in this play house.
(Sie wird dies Haus in Unruhe versetzen.)

Hermione:

Il peut me conquerir à ce prix de danger,
Je me livre moi même et ne puis me venger!

Dritter Engländer:

What is it: Je me livre moi même?

Erster Engländer:

I am a book myself. (Ich bin selbst ein Buch.)

Hermione:

. . . . . Tais toi, perfide
Et n'impute qu'à toi ton lâche parricide.

Erster Engländer:

Beautiful (Schön), (zu seinem Nachbar) **What is it: N'impute?**

Zweiter Engländer:

It is a new french word I don't know.
(Das ist ein neues französisches Wort, welches ich nicht kenne.)

Und so geht es immerfort. Jede Erklärung wird von einem Enthusiasmusschrei begleitet. Urtheilt hieraus, was man von den ungeheuren Ovationen, welche der Mlle. Rachel in London zu Theil werden, halten soll. Köstliche Nation! Mög' ihr das Roastbeef leicht sein!

(Weber's „Freischütz") („Freschüß" sagen die Pariser), macht in der großen Oper immer mehr Furore. Das Theater ist bei den Vorstellungen dieses herrlichen Werkes jedesmal gedrängt voll. In der früheren unter dem Titel: „**Robin des Bois**" stattgehabten Aufführung dieser Oper, gefiel den Parisern außer dem Jägerchor, dem Bauernwalzer und dem Allegro der Ouverture, welches sich in Agathens Arie wiederholt, nichts an dem ganzen Werke; jetzt isis anders, jetzt hat man schon Sinn für die noch übrigen zahllosen großen Schönheiten dieser Meisterschöpfung.

(Das Skelett in der großen Oper zu Paris.) Im zweiten Acte des gegenwärtig in Paris oft zur Aufführung kommenden „Freischütz", in der Scene der Höllenbeschwörung, bewegt sich ein Skelett auf der Bühne, welche Erscheinung auf das Publicum immer eine gewisse Sensation macht. Es ist nämlich ein wirkliches Skelett, dessen Geschichte nicht ganz uninteressant ist. Im Jahre 1786 befand sich ein junger Mann von 18 Jahren, Namens Boismaison, als überzähliger Zögling an der Tanzschule der Oper. Dieser verliebte sich in Mademoiselle R. Dorval, eine Tochter der Beschließerin der Loge des Grafen von Artois. Mlle. Nanine gab dem jungen Manne Hoffnungen, bis an den Tag, wo ihr der schöne Schnurrbart eines gewissen Mazurier, des Sergeant-Majors der sechzig Garden, welche den Dienst bei der Oper hatten, besser gefiel. Boismaison sann auf Rache. Als eines Abends die Wache abzog, paßte er in einer Ecke der Rue Saint-Nicaise auf, und überfiel seinen Rivalen. Mazurier wollte Anfangs seinen Angreifer auf der Stelle tödten; allein dessen Jugend und kleine Statur flößten dem galanten Soldaten ein lächelndes Mitleid ein. Er ließ drei Männer die Riemen vom Gewehr nehmen, und den jungen Wagehals unter dem Säulengange

des Opernhauses festbinden, wo er so geknebelt die ganze Nacht zubrachte. Den andern Tag fand ihm Demeru, der Theaterwächter, band ihn los, vernahm von ihm sein Abentheuer, lachte und ermangelte nicht, die ganze Komödianten-Gesellschaft damit zu unterhalten. Boismaison wurde viel von seinen Kameraden geneckt, kränkte sich darüber so sehr, daß er bald darauf starb. In seinem Testament vermachte er seinen Leichnam Herrn Lamairan, Theater-Arzt an der großen Oper, welcher in dem Theatergebäude ein Kabinett hatte, mit der Bitte, sein Skelett in jenem Kabinette aufzustellen, damit er noch nach seinem Tode derjenigen nahe sei, die er so sehr geliebt hatte. Dieses Skelett ist bis jetzt erhalten worden, und es beginnt nun für dasselbe wieder ein neues Theaterleben.

(Ein Frosch, die Ursache zweier Selbstmorde.) Der französische „Courrier" bringt folgende Erzählung, deren tragischer Inhalt als Wahrheit verbürgt, und selbst von den Behörden des Städtchens Bouffy (Cote d'or in Frankreich), in allen Umständen bestätigt wird. Ein Bewohner des Städtchens Bouffy ging auf den Froschfang aus, und kehrte Abends mit reicher Beute belastet nach seiner Wohnung zurück. Am Thore begegnet ihm Hr. Armand, ein junger, erst seit Kurzem verheiratheter Kaufmann, und unser Froschfänger macht sich den Spaß, einen Frosch in die Rocktasche des genannten Hrn. Armand gleiten zu lassen. Dieser erwacht in derselben Nacht, einen eisigkalten Gegenstand auf seiner nackten Brust fühlend; zu gleicher Zeit vernimmt er unheimliche, röchelnde Töne, die von jenem Gegenstande auf seiner Brust herzurühren scheinen. Entsetzt springt Armand aus dem Bette, macht Licht, weckt seine junge Frau, die Nachsuchungen beginnen, allein der nächtliche Ruhestörer ist nicht zu finden. Armand legt sich wieder zu Bette, und das Gestöhn beginnt von Neuem. Daß dabei an ein Schlafen nicht zu denken war, versteht sich von selber. Morgens erhält Hr. Armand einen Brief aus Paris, daß sein Onkel, mit dem er längere Zeit in Unfrieden gelebt, ohne ihm verziehen zu haben, vom Schlage gerührt, gestorben sei. Armands wahnerfülltes Herz bringt nun die Schrecken der vergangenen Nacht mit dem plötzlichen Tode des feindlich gesinnten Onkels in Verbindung, und hält die nächtliche Ruhestörung für eine Geistermahnung. Er begiebt sich zum Pfarrer des Orts, theilt diesem den ganzen Hergang mit, und dieser bestätigt, daß allerdings abgeschiedene Seelen ihren Angehörigen zürnend erscheinen könnten, durch Gebete aber und gute Werke zu versöhnen wären. So kehrt Armand aufgeregter denn früher in seine Wohnung zurück. Die Nacht kommt, und mit ihr das klägliche Gestöhn. So fließen für Armand und seine Gattin acht schreckensvolle Nächte hin, denn in jeder Nacht wiederholt sich dasselbe unheimliche Aechzen, nur immer schwächer werdend. Der Frosch, der sich in eine Spalte der Fußboden-Diele eingenistet hatte, und der Nahrung, wie seiner gewohnten Lebenselemente beraubt, die dumpfen Klagelaute ausgestoßen, brachte, immer schwächer werdend, auch desto kläglichere Sterbenslaute hervor. Armand aber sieht in dem nächtlichen Spuk die Strafe des Himmels für den Unfrieden, in dem er mit dem verstorbenen Onkel gelebt. Verstört, bleich, abgemagert geht er im Städtchen herum — das Leben ist ihm zur Last. Eines Morgens früh, es war am neunten Tage der furchtbarsten Seelenfolter, verläßt er die Wohnung, und wird am Abend im nahen Wäldchen mit zerschmettertem Kopfe gefunden. Er hatte sich erschossen. Die junge Frau, vernichtet durch den Selbstmord des geliebten Gatten, schließt sich in ihr Gemach ein. Am anderen Morgen fand man sie todt in ihrem Bette, sie hatte sich durch Kohlendampf erstickt. In der Mitte des Zimmers aber lag der unselige Frosch, den der Kohlendampf aus seinem Verstecke im Todeskampfe hervorgetrieben und ebenfalls getödtet hatte. Der Bewohner Bouffys, der Armand den Frosch im Scherze in die Rocktasche gleiten ließ, hat sich nach diesem tragischen Vorgange, von Gewissensbissen gemartert, freiwillig der Behörde gestellt.

(Artistisches.) Napoleon bestellte zur Zeit seiner Krönung (2. Dec. 1804), bei seinem Maler David zwei Gemälde, welche dieses denkwürdige Ereigniß vorstellen sollten, eines war für das Louvre bestimmt, und befindet sich gegenwärtig in Versailles, das Andere für das Museum in Mailand. Für dieses letztere sollte der Künstler 75,000 Franken erhalten. Es ist eben so groß als jenes in Versailles, und enthält eben so viele Figuren. Am Rande desselben steht: „Angefangen in Paris 1808, beendigt in Brüssel 1812, während meines Exils. David." Dieses, von einem so berühmten Maler verfertigte Bild, das einen solchen Gegenstand zum Vorwurfe hat, mit 56 Porträts von Personen, welche der Weltgeschichte angehören, mit einer seltenen Genauigkeit in den Kostumes, wurde kürzlich nicht höher als 2,300 Fr. in Paris, im Versteigerungswege verkauft, und zwar an Kuriositätenhändler. Der Schätzungspreis war 20,000 Fr. Man mußte aber zurückgehen.

(Ein Goldenhochzeitgeschenk) wurde in Baselandschaft von dem Reg. Rath einem Ehepaar dekorirt, welches bis jetzt einundsechzig Jahre in der Ehe lebte.

(Frankreich.) Im Durchschnitt der Jahre 1830 — 39 betrugen an amtlichen Werthanschlage:

Die Einfuhren Frankreichs für seinen Verbrauch.	Frcs.	Die Ausfuhren Frankreichs an Landeserzeugnissen u. Fabricaten.	Frcs.
Aus Preußen	13,769,162.	Nach Preußen	7,345,851.
— den Hansestädten	6,440,259.	— den Hansestädten	12,518,970.
— dem übrigen Deutschland	25,786,334.	— dem übrigen Deutschland	35,769,696.
Zusammen	45,995,755.	Zusammen	55,634,427.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Zönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 61.

Bremen, Sonntag den 1. August 1841.

Gestorben:

Nro. 685. Den 28. Juli. Maria Brodrecht, 18½ Jahr; Neuenmarkt Nro. 34.

- 686. Den 28. — Des Cigarrenmachers Hermann Lemke Tochter, ¾ Jahr; Neustadtswall Nro. 8 A.
- 687. Den 28. — Der Arbeitsm. Christoph Schröder, 44 Jahr; Rövekamp Nro. 5.
- 688. Den 28. — Des versl. Packers Carl Friedr. Sauerberg Wittwe, geb. Eigbers, 77 Jahr; gr. Weidestraße Nro. 10.

Nro. 689. Den 29. — Des Kaufmanns Joh. Georg Vasmer Ehefr., geb. Müller, 42 Jahr; Philosophen Gang.

— 690. Den 30. — Des Schiffszimmermanns Martin Tyd Ehefrau, geb. Lehmann, 25 Jahr; Reeperbahn Nro. 8.

— 691. Den 30. — Des Arb. Cord Drewes Tochter, 6 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 240.

— 692. Den 30. — Des Schuhmachers Conrad Wohlers Ehefr., geb. Hüsing, 41 Jahr; Hastedt Nro. 50.

Geburten:

Nro. 917. Den 25. Juli. Des Arb. Ludwig Berninghausen Ehefr., geb. Bredhorst, Schwachhausen Nro. 9; von einem Mädchen.

- 918. Den 27. — Des Färbers Gerh. Högemann Ehefr., geb. Penter, Süsterstraße Nr. 6; von einem Knaben.
- 919. Den 27. — Des Kaufmanns Johann Jacob Wolfgang Kister Ehefrau, geb. Eylers, Brautstraße Nro. 15; von einem Knaben.
- 920. Den 28. — Des Cigarrenmachers Joh. Conrad Carl Kriete Ehefr., geb. Arens, Wiggers Gang Nro. 2; von einem Knaben.
- 921. Den 28. — Des Lohndieners Johann Heinrich Meyer Ehefr., geb. Hespe, Brautstraße Nro. 4; von einem Mädchen.
- 922. Den 29. — Des Kaufmanns Moritz Wilhelm Wedemeyer Ehefr., geb. Overbeck, Weerderstraße Nro. 45; von einem Knaben.

Nro. 923. Den 29. — Des Cigarrenfabrikanten Friedr. Aug. Kahle Ehefr., geb. Wahrens, Paulsberg Nro. 80; von einem Mädchen.

— 924. Den 29. — Des Cigarrenmachers Peter Anton Wennemann Ehefr., geb. Bartels, Sielwall Nro. 3; von einem Mädchen.

— 925. Den 29. — Des Küpergesellen Joh. Hinrich Weber Ehefr., geb. Rischmüller, Osterthorssteinweg Nro. 21; von einem Mädchen.

— 926. Den 29. — Des Vergolders Johann Georg Schmidt Ehefr., geb. Plander, a. d. Häfen; von einem Knaben.

— 927. Den 29. — Des Schuhmachermeisters Carl Martin Bathmann Ehefr., geb. Köhler, kleine Hundestraße Nro. 5; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 629. Der Tischler Johann Schnakenberg und Johanna Catharina Margaretha Helberg hieselbst.

- 630. Der Decorations-Maler Anton Heinrich Cläre hieselbst und Sophie Louise Christiane Hillert aus Göttingen.
- 631. Der Mühlenbauer Hermann Wiche und des verstorbenen Schiffszimmermannes Friedr. Schrör Wittwe, Johanna Catharina geb. Schell hieselbst.
- 632. Der Zimmergesell Johann Kallenberg und Gesche Imhoff zu Hastedt.

Nro. 633. Der Arbeitsm. am Buntenthorssteinwege Ahlert Nullmeyer und Anna Christina Mangels aus Schönebeck.

— 634. Der Arbeitsm. am Buntenthorssteinwege Daniel Winter und Marie Catharine Louise Ehrich hieselbst.

— 635. Der Weißbäcker aus Habenhausen, Kirchspiel Arsten, Johann Meier und Gesche Flömer zu Arsten.

— 636. Der Blechenschlägeramtsmeister Anton Hers und des verstorbenen Blechenschlägeramtsmeisters Wilhelm Meyer Wittwe, Anna Margaretha Elisabeth, geb. Schewel.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 62.

Bremen, Donnerstag den 5. August 1841.

Der Mädchensprung.

(Schluß.)

Die Stimme des Surdars unterbrach die ringsum herrschende Stille, und die festen, bestimmten, den unerschütterlichen Entschluß verrathenden Töne verkündeten, daß jede Gegenvorstellung fruchtlos sei, und ein Schauer durchrieselte die Zuhörer, als er ausrief: „Bringt den Gefangenen!“

Ein tiefer Schatten lagerte sich über das Antlitz des Kurden, als er nach kurzem Zögern durch eine Seitenthüre verschwand, während der Page die Hände in Todesangst faltete und an die glühende Stirn drückte.

Nach einigen Minuten kehrte der erste zurück, und von zwei der Eunuchen des Serails geführt, deren einer den unseligen Strick trug, folgte der unglückliche Alexis. Er war todesbleich, doch sein Auge war muthig, und sein matter Schritt war mehr Folge der erduldeten Schmerzen des Körpers und der Seele, als der Furcht.

Nachdem der Surdar ihn einige Minuten aufmerksam geprüft, sagte er: „Also, junger Mann, war ein Versuch noch nicht genug, Du mußtest abermals das Heiligthum des Hauses eines Moslem stören. Wenn das Gesetz des Propheten dem seinen Nachbar Entehrenden den Tod zuerkennt, sollte da die Wohnung des Fürsten und Edeln weniger heilig sein und geringere Ansprüche auf Achtung haben, als die Hütte des geringsten Bauern? — Herr, antwortete der Jüngling fest, aber mit Achtung, Euer Sclave bittet Euch, in Betracht zu ziehen, daß, indem er das Weib seines Herzens, das wenigstens im Angesichte Gottes schon das seinige war, wieder zu erlangen strebte, er zwar das Gesetz der Muselmänner übertrat, jedoch jenem Gesetze gehorsamte, welches das höchste Wesen, vor dem Christen und Mohamedaner die Kniee beugen, ihm in die Brust gelegt. — Der Khan entgegnete mit einem spöttischen Lächeln: Voreilig hast Du Leben und Vermögen auf einen Wurf gesetzt, dessen beinahe gewisses Mißlingen Dir einen gewissen Tod gebracht. — Mein Leben, erwiederte der Georgier entschlossen, doch noch immer in dem Tone der höchsten Achtung, mein Leben war auf's Spiel gesetzt für ein Wesen, für welches ich jeden Augenblick freudig und dankbar mein Blut tropfenweis vergösse, während mein letztes Gefühl noch ein Dankgebet sein würde für das mir vergönnte Opfer, wenn ich wüßte, daß sie, für die ich Alles gewagt, in Ehren und Sicherheit ihren Eltern zurückgegeben und mein Blut und Leben nicht umsonst dargebracht wäre.“

Der Surdar bedachte sich einige Augenblicke, ehe er weiter sprach. „Knabe, sagte er endlich langsam und bedächtig, das sind die heißen, frischen, fieberhaften Gefühle der Jugend. In spätern Jahren wirst Du die Thorheit eines solchen Opfers einsehen. — Höre jetzt an, was ich Dir sage, fuhr er weiter fort, ihn scharf ansehend, als wolle er seine ganze Seele durchschauen; dieses Sclavenmädchen muß mein sein. — Nun, fahre nicht so auf! — Ich habe es gesagt. Doch ich biete Dir hier Dein Leben und Deine Freiheit mit sicherem Geleite in Dein Land, unter der Bedingung, daß Du Dich durch einen Eid verbindlich machst, nie und unter keinen Umständen mit ihr Gemeinschaft zu haben.

Es trat eine tödtliche Pause ein, athemlose Angst sprach sich in allen Zügen aus; auf einen Augenblick ergoß sich dunkle Röthe über des Jünglings Angesicht, und verschwand plötzlich vor einer noch tieferen Blässe. Es war ein un-

würdiger nur einen Augenblick auftauchender Gedanke an seine Eltern und an seine glückliche Heimath, doch war derselbe schnell verschwunden, als er mit lauter und fester Stimme ein bestimmtes: Niemals! aussprach. Bei dieser Antwort entwand sich den Lippen des Pagen ein halb unterdrückter Schrei.

Der Surdar zog die Brauen erzürnt zusammen und sagte: „Gut, so komme denn Dein Blut auf Dein eigenes Haupt! Du kennst die Folgen, und die letzten Tröstungen Deiner Religion sollen Dir zu Theil werden. Ruft den Kessîsch (Priester) herbei."

Während einer der Diener das Zimmer verließ, um diesem Befehle zu gehorchen, warf sich der Page mit Thränen in den Augen zu des Tyrannen Füßen, jedoch ein strenger Blick wies ihn zurück, und die Hände in stummem Schmerz faltend, nahm er seine frühere Stellung wieder ein.

Der Kurde, welcher während einiger Augenblicke im Nachdenken gestanden, that einen Schritt vorwärts. „Khan, sagte er, mit der diesem Volke eigenthümlichen raschen und schlichten, mit den blumenreichen Reden der höfischen Perser so contrastirenden Weise: Euer Landsmann und treuer Begleiter, Euer Milchbruder und demüthiger Freund, der in Ergebenheit und Diensteifer für Euch keinem nachsteht, der immer in Gefahr Euch zur Seite stand, wenn das Schlachtgewühl am dichtesten war, er hat ein Gesuch vorzutragen — das erste, das er je geäußert, und das, wenn Ihr es ihm gewährt, auch das letzte sein soll; gewiß werdet Ihr es nicht einem alten, lang geprüften Diener verweigern — Ya Allah! rief der Surdar ungeduldig, ist jetzt die Zeit zu Gesuchen? Trage Dein Anliegen morgen vor, und da ist nicht zu befürchten, daß es Dir geweigert werde. — Morgen, erwiederte der Soldat barsch, morgen ist es zu spät, was ich bitte, muß jetzt gleich in diesem Augenblick gewährt werden."

Das Auge des Surdars funkelte und es schien, als ob seine bis jetzt mühsam zurückgehaltene Wuth in furchtbare Heftigkeit ausbrechen wolle; doch nahm er sich mit aller Gewalt zusammen und sagte streng: „Muß? — Youssaff-Bey, weißt Du, mit wem Du sprichst? — Ja, muß, Khan, das ist mein Wort. Du weißt wohl, daß der verächtliche Wortschwall Deiner Kuzzillashischen Lieblinge mir nicht eigen, und ich wiederhole es Dir, wenn die vom lange geprüften und treuen Diener, von seinem Freunde und Herrn erbetene Gnade gewährt werden soll, so muß es geschehen, ehe es zu spät ist. Khan, als einzigen Lohn für meine seit 20 Jahren geleisteten Dienste, bitte ich um das Leben dieses edeln Jünglings. — Bei dem Barte des Propheten, rief der Surdar, wie es scheint kann ich in dieser Angelegenheit nur denken und handeln, wie es Anderen beliebt."

Weitere Erklärungen wurden durch die Ankunft des Priesters eines ernsten, ehrwürdigen Mannes, verhindert. Eine Todtenstille herrschte bei seinem Eintritt ins Zimmer, und die Stimme des Khans sank beinahe zu einem Flüstern herab, als er im tiefen, fürchterlichen Tone fragte: „Kennst Du diesen Mann, und weißt Du, warum er hier ist? Stolz sich zusammennehmend antwortete der Jüngling, dessen Muth höher stieg, je unvermeidlicher das Schicksal war, und ohne nur einen Augenblick sich von der Gefahr abzuwenden, mit fester Stimme: „Ich kenne ihn und bin bereit."

Da zitterte keine Muskel, und nur seine Lippen bewegten sich im stillen Gebete. Man sah deutlich, daß er sein Leben als geendigt ansah. Der Surdar blickte ihn lange und scharf an, und seine harten despotischen Züge verwandelten sich plötzlich in den Ausdruck der Bewunderung und des Erstaunens. „Junger Mann, sagte er langsam, bedächtig und freundlich, Du hast eine schwere Prüfung bestanden, doch wie das reiche Metall reiner aus dem Schmelzofen hervorgeht, so ist auch Deiner Rechtlichkeit und Deinem Werthe, die Du bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt, reicher Lohn beschieden; Du bist frei, doch mußt Du noch einige Zeit unter uns verweilen, da es sich nicht passen würde, wenn Du von uns schiedest, ehe Du das Gastrecht genossen, das würde dem Rufe des Surdar von Erivan eben so sehr, als dem des Hussein der Kurden schaden. Und was Dich betrifft, fuhr er weiter fort, sich an Youssaff wendend: O, Vater der Dummheit, wann wird denn dieser harte Kopf den ihn umgebenden schlauen Schurken nur etwas Verstand ablernen? Wie konntest Du glauben, daß ich einem so ergebenen und treuen Diener, wie Dir, irgend etwas verweigern könnte, dessen Gewährung in meiner Macht stünde? Und auch Du, Shirene, fuhr er fort, sich an den Pagen *)

*) Dieser Umstand mit dem Pagen wird den meisten Reisenden im Oriente, die die Strenge der orientalischen Etiquette in Betreff der Frauen seltsam und unwahrscheinlich dünken. Diese zu beschwichtigen, müssen wir auf des Surdars seltsamen Charakter hinweisen, der, wenn sein Sinn auf irgend eine Maßregel gerichtet ward, weder durch Gesetz und Herkommen, noch durch die ehrwürdigste Sitte von dem Vollführen abgehalten werden konnte. Die einzelnen Umstände in Betreff der Lebensgeschichte jener jungen Person wurden mir und dem Gra-

wendend indem er freundlich dessen Hand ergriff, auch Du mußtest in dieser Sache meinem Willen entgegen handeln — nein, wende nicht Dein Gesicht ab — indem Du ihr, deren Reize Dir eine Deine Macht bedrohende Nebenbuhlerin verriethen, bei der Flucht behülflich warst. Ich weiß, was Du mit dem stolzen Blicke des Selbstbewußtseins — jenem Sinnbilde Deines wilden Blutes und stürmischen Geistes — sagen willst, daß höhere und edlere Motive Dich dazu vermocht. Gut es sei, erinnere Dich nur, daß es immer gefährlich ist — selbst im Scherze des Löwen Wuth zu reizen, und daß es viele Thaten augenblicklichen Zorns giebt, welche den Saamen zu später Reue ausstreuten, die dann vergebens das vollbrachte Übel um jeden Preis ungeschehen machen möchte. So hätte Dein unzeitiges Einmischen leicht dem jungen Manne das Leben kosten, und viel Unglück über Andere bringen können. Und nun, ehrwürdiger Herr, fuhr er weiter fort, sich an den Priester wendend, nun ist es an Euch, das Werk, wozu Ihr hierher berufen worden, zu vollenden."

Auf ein Zeichen des Khans verließ ein Diener das Zimmer und kehrte bald darauf mit einer reichgekleideten, doch verschleierten weiblichen Gestalt zurück.

Der Surdar erhob sich von seinem Sitze und ging ihr höflich entgegen, zog den Schleier hinweg und enthüllte die Züge Miriam's. — Sie war noch immer bleich, doch schöner als je, und ihre großen, vollen, dunkeln Augen strahlten Liebe und Zärtlichkeit ihrem Geliebten zu, dann senkten sie sich verschämt zu Boden.

„Die Gesetze der Christen, sagte der Khan, während ein Lächeln seine rauhen Züge mit einem gütigen Ausdruck belebte, erheischen bei solchen Gelegenheiten die Gegenwart der Eltern oder des Vormundes des Mädchens. Ich werde die Stelle des Letztern vertreten, und habe auch für die Geschenke des Bräutigams gesorgt."

Ein Eunuch näherte sich und brachte auf einem Präsentirbrett von massivem Silber mehrere Shawls von bedeutendem Werthe mit einer Krone von großen, schönen Perlen. Letztere ward dem jungen Mädchen aufgesetzt, während der Surdar einen Diamantring vom Finger zog, den er dem Priester überreichte. Dann nahm er ihre Hand und legte dieselbe in die des erstaunten Geliebten, dem der ganze Vorgang wie ein Traum erschien; „nun, sagte er dem Priester, thue Deine Pflicht."

Die heilige Handlung war bald vollbracht, und erst dann erwachte Aleris zum völligen Bewußtsein seines unerwarteten Glücks.

Die Neuvermählten sanken zu den Füßen ihres Wohlthäters, und während der Jüngling sich umsonst bemühte, seine Danksagungen zu stammeln, ergriff Miriam des Khans Hand und bedeckte dieselbe mit Küssen und Thränen der Freude. Dieser Auftritt rührte sogar die apathischen, an den Anblick des Schmerzes gewöhnten Sclaven des Harems, und der Page brach in Schluchzen aus, während der rauhe Soldat sich abwendete, um seine Gefühle zu bergen. — Doch er selbst, der Anführer mit dem strengen, dunkeln Angesicht, der diesen schnellen Wechsel von Elend und Kummer zu Glück und Freude veranlaßt? Als er auf das junge, knieende Paar blickte, sah man im Augenblicke eine krampfhafte Rührung über seinen Zügen auftauchen, vielleicht die erste, die je in diesem wilden Antlitz gesehen worden, doch war sie schnell zurückgedrängt, als er so ruhig und ernst, wie vorher, das Zimmer verließ und mit kurzen jedoch nicht strengen Worten den Befehl ertheilte, daß eine auserwählte Schaar für den andern Tag in Bereitschaft gehalten werde, um seine Gäste in Ehre und Sicherheit über die Gränze nach den russischen Vorposten zu geleiten.

---

fen N. — meinem Reisegefährten, von dem Prinzen M. O. — einem georgischen Edelmanne, mitgetheilt, der bei den verschiedenen Friedensangelegenheiten, oder vielmehr bewaffneten, zuweilen an der Gränze Statt findenden Waffenstillständen, Surdar's Tischgast gewesen. Er beschrieb sie in der malerischen Kleidung der Kaukasier, als eine außerordentlich schöne, aber eigensinnige und launige Person. Man hielt sie allgemein für ein Weib von kurdischer Abstammung und aus dem Stamm des Surdar's. Der Khan hing mit ganzem Herzen an ihr, und sie besaß einen großen Einfluß über ihn, den sie, zu ihrer Ehre sei es gesagt, stets zu Gunsten der Unglücklichen anwandte.

Schiffbruch und Gefangenschaft einer Engländerin in China.

(Fortsetzung.)

Ihr werdet glauben, ich habe all die Zeit geweint und geklagt? Mein Schmerz war zu überwältigend, mein Herz hätte mögen brechen, aber ich konnte keine Thräne vergießen. Regungslos wie eine Bildsäule saß ich da, meine Augen starrten dahin, wo das Wrack verschwunden war. Der kleine Anker des Boots ward ausgeworfen und mauergleich brauf'te die Fluth auf zu beiden Seiten unseres Fahrzeuges. Allerlei Gegenstände vom Wrack trieben vorüber. Gegen 4 Uhr drehte

sich die Strömung zu unsern Gunsten und nach etlichen ängstlichen Stunden wurden wir des Wracks wieder ansichtig. Als wir näher kamen, fanden wir das Schiff in den Sand eingesunken, bloß der obere Theil des Takelwerks ragte noch hervor und da hingen die armen Schiffbrüchigen herum. Wir gaben uns alle mögliche Mühe das Wrack zu erreichen, es war unmöglich. Lieutenant Douglas sagte zu den Männern, sie sollten einen Floß machen, er hoffte ihnen am andern Morgen einigen Beistand zu leisten. Wir verließen nun das Wrack wieder und die Nacht brach herein. Die Herren legten sich nieder auf den Boden des Boots, ich saß und wachte beim Sternenlichte. Es war eine schöne mondhelle Nacht, aber ich brauche nicht zu sagen, daß sie mir sehr lang wurde und oft fing ich an mit Lieutenant Douglas zu reden, der nur sehr wenig schlief.

Mittwoch den 16. fuhren wir in aller Frühe zu dem Wrack zurück, vermochten aber so wenig als vorher zu der armen Mannschaft zu gelangen. Einige Worte wurden gesprochen, dann entführte uns die Strömung ins Weite. Nachmittags wiederholten wir den Versuch zum letztenmal, wir wechselten nochmals einige Worte und wurden wieder getrennt. Was wir fühlten, kann sich nur vorstellen, wer in ähnlicher Lage war. Zum zweitenmal sank die Nacht herab, und ich hielt wieder meine traurige Wacht. Nun konnten wir das Wrack nicht mehr finden, und wir mußten zu dem traurigen Schluß gelangen, die ganze Mannschaft sei umgekommen oder von den Chinesen vom Wrack weggenommen worden. Das Gefühl, ich sei eine verlassene Wittwe, ich sei jetzt einsam und allein auf der Welt, wurde mir nachgerade zur Gewißheit. Noch hofft' ich, der Hoffnung, die vor mir zu fliehen schien, zum Trotz. Lieutenant Douglas, der nicht müde wurde mir Beweise seiner Güte zu geben, nährte in mir die süße Täuschung. Ich kann nicht sagen, für was alles ich diesem edlen Mann verpflichtet bin. Als mir das Herz brechen wollte, richtete er mich durch die Bemerkung auf: „Glaubet doch, liebe Frau Noble, der Allmächtige hat Euch für eine bessere Zukunft erhalten." So hatte er für mich stets ein sanftes freundliches Trosteswort, der Balsam träufelte in mein betrübtes Gemüth. Versetze man sich einen Augenblick in unsere Lage. Unser fünf in einem kleinen Boot, wenig bekleidet, die Männer in einem leichten Anzuge, ich in einem Morgenkleide, ohne Hut, ohne Shawl, ohne Schuhe (denn diese waren von der Fluth weggespült worden); wir alle ohne Lebensmittel, ohne Wasser, ohne Segel, bloß mit zwei Rudern versehen und in der Nähe Feindesland. An diesem Tage begegneten wir einem Fischerboot; es waren wackere, aber arme Leute, die gaben uns etwas trocknen Reis, ein wenig Wasser und eine alte Matte, um es zu versuchen ein Segel daraus zu machen. Bald nachher wurden wir ein kleines englisches Fahrzeug in der Ferne gewahr; nie vergesse ich die Freude, die wir darüber empfanden, und wieder die Traurigkeit, als sich nach einiger Zeit zeigte, wir hätten uns geirrt. Gegen Abend fingen wir im Meer eine kleine Melone auf, davon aß ich einen kleinen Bissen, und das war die erste Nahrung, die ich seit dem Schiffbruch zu mir nahm. Während wir so dahin getrieben wurden von Winden und Wellen, meinten wir wieder ein Dampfboot zu sehen; wir hielten, um uns bemerklich zu machen, ein Ruder in die Höhe und hatten darauf ein Nothsignal aufgesteckt, und wiederum hatten wir uns geirrt. In der Nacht brachen sich die Wogen mit solcher Wuth über unserm schwachen Kahn, daß wir schon erwarteten, er müsse sinken. Eines unserer Ruder wurde fortgerissen: wir waren durchnäßt. Aber auch dießmal erhielt uns der Allmächtige; gepriesen sei sein heiliger Name! Lieutenant Douglas und ich beteten mit einander; wir dankten Gott für alle Barmherzigkeit, die er an uns gethan, und flehten um seinen ferneren Schutz. Uns fror sehr, wir fühlten uns aber gestärkt. Am Donnerstage begegneten wir abermals einem Boote; wir baten uns nach Tschusan zu nehmen, die Chinesen wollten das Versprechen geben, aber der Schiffsmeister verweigerte es. Indeß liefen sie mit uns in einen Canal ein und sagten uns, das sei der Weg. Hier begann es ein wenig zu regnen, und gegen die Nacht befanden wir uns in einer kleinen Bucht mitten unter einer Menge Chinesen. Sie schienen gutgesinnt und brachten uns gekochten Reis. Sonderbar — wir waren so lange ohne Nahrung gewesen, und doch hatte Niemand im Boote über Hunger geklagt, auch jetzt wurde wenig von dem Reis gegessen. Der Regen fiel immer stärker; wir legten uns im Boote auf den Boden und spannten die alte Matte als Dach über uns aus. Um 12 Uhr hörte ich Fußtritte; da ich aufblickte, sah ich gegen zwanzig Chinesen, die näherten sich uns mit Laternen. Bestürzt weckte ich Lieutenant Douglas, aber sie schienen harmlos und gaben uns noch mehr Lebensmittel. Am Morgen war es sehr naß. Wir gingen barfuß in das Haus eines Chinesen, da saßen wir kurze Zeit; es hieß, man wolle uns etwas zu essen holen und uns dann nach Tschusan

bringen. Wir folgten: man geleitete uns zum Unterstehen vor dem Regen nach einem Tempel, daselbst verließ uns einer der Führer; wir schöpften Argwohn, daß nicht alles in der Ordnung sei, und machten uns auf nach unserm Boot. Ach, es war zu spät! Wir waren kaum mit einem Fuß in der Barke, als wir hinter uns eine starke Abtheilung mit Soldaten erschauten mit einem Mandarin und vielem Volk, die uns nachsetzten. Wir sahen nun deutlich, wir waren verrathen; Flucht war unmöglich, Widerstand vergeblich. Ich lehnte mich auf Lieutenant Douglas' Arm; er stellte sich kühn zu meiner Vertheidigung hin, aber es half nichts, denn auch auf mich schlugen sie mehrmals. Hernach legten sie jedem von uns eine Kette um den Hals, und eiligst ging's fort auf einem Pfade, der keine drei Fuß breit war, nach einer großen Stadt und in allen Straßen herum. Die gaffende Menge umwogte uns zu Tausenden, so daß wir kaum durch konnten. Ihr wildes Geschrei war schrecklich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Thorwaldsen in München.

(Thorwaldsen im Knorrbraukeller.)

Wer sich unter dem Sommerkeller eines Münchener Brauers etwa einen Keller vorstellen wollte, wie ihn die übrige Welt auch hat, der läge in einem großen Irrthum. Es sind dieß keine von jenen kleinen Grüften, wo die Hausfrau ihre Weinfäßchen aufstapelt und ihr Flaschenbier, etwas Kartoffeln nebenher für den Winter und ein paar aromatische Käse, sondern vielmehr ungeheure Gewölbe, in die man allenfalls vierspännig einfahren kann, und die auf ihrem Rücken mächtige Gebäude, wie Edelsitze und Schlösser tragen, welche weitausstreckende Arme haben, mit Sommerwohnungen für den Eigenthümer, kühlen Hallen für die Hundstage und netten gemalten Zimmerchen für die „Abonnirten." Diese Burgen stehen in einem weiten Gehöfte, das gar Mannichfaltiges aufzuweisen hat. So vor allem die vielen, vielen Ruhebänke für die labedurstigen Gäste, malerisch auf die schönsten Plätze hingestellt, unter das Dach alter Linden oder stolzer Kastanienbäume; und dann denke man sich noch einen kleinen Wald dazu, durch den einsame Kiespfade ziehen oder auch die breite Heerstraße für die Bierwagen, im Gehölze selbst wieder Blumengärtchen, Rosenhecken, Stachelbeergebüsche, grünes Geländer, ländliches Treppenwerk, ein paar verliebte Lauben, ein paar geheimnißvolle Eremitagen, und endlich eine wundervolle Aussicht über die Campagne ins Abendroth oder auf die blauen Züge der fernen Alpen. In einem solchen Keller nun, und zwar in einem der schönsten, bereiteten am 19. Juli die Künstler in München dem großen Thorwaldsen ein Fest. Der lange Sommertag begann sich zu neigen, und der Keller, reichlich geschmückt mit Laubbögen unten, mit wallenden Flaggen oben auf den Zinnen, war voll Harrender, voll von Jüngern der Kunst aus allen deutschen Gauen, voll von andern Herren und Damen und voll lieber Jugend. Eine sanfte Rampe führt aus der waldigen Thalenge, welche die Einfahrt bildet, allmählich hinauf gegen die Plattforme, in welche die Portale des Kellergebäudes ausmünden. Hier sammelte sich nun, als der gefeierte Gast von der hohen Warte, die das Dach krönt, erspäht war, der Reigen der Festgeber, voran auf grünem Rasenvorsprunge ihre jungen Frauen, deren sie sehr schöne haben, hinter ihnen die kunstliebenden Münchener, die den Wundermann erschauen und sein Bild zur unvergeßlichen Erinnerung mit nach Hause nehmen wollten. Der Wagen rollte unter Böllerkrachen vor; Thorwaldsen, der stattliche Nordländer, mit dem Löwenkopfe und den langen Silberhaaren, begleitet von den ersten künstlerischen Celebritäten, die mit ihm gekommen waren, schritt jugendlich, alle Blicke auf sich ziehend, die Rampe herauf, während alle Häupter sich entblößten, Alles sich verneigte und ein donnernder Willkomm ihm entgegenscholl. Hier oben bot ihm auch der gastfreundliche Herr des Kellers seinen Gruß, den der schöne Greis mit kraftvollem Händeschütteln erwiederte. Jetzt ging's mit fröhlichem Drängen hinein in die Banketthalle. Dazu war die unermeßliche Hausflur eingerichtet worden, die das Erdgeschoß des Kellergebäudes bildet — eigentlich ein Vorrathshaus für die tausend Fässer, die dieser Brauherr nöthig hat, aber jetzt in ihrem Festschmucke konnte sie niemand mehr dafür erkennen. Über die Wände spannten sich jene schönen, alten Hautelissetapeten, welche die Thaten Otto's, des großen Wittelsbachers, darstellen, wie er für Kaiser Friedrich focht in den italienischen Schlachten, wie er die Klause bei Verona stürmte, oder wie er die Griechen von Byzanz vertrieb aus der Mark von Ancona. Den Plafond verschönerte eine glückliche Improvisation decorativer Malerei; die rauhen Dielen des Bodens verdeckte frisches Grün; in der Höhe zogen duftende Blumengewinde durch den Saal. Von dem vorjährigen Dürerzug, wo die ganze Pracht des spätern Mittelalters wieder aufstand, ist den hiesigen Malern und Bildnern eine große Vorliebe geblieben

für den Geschmack jener gepanzerten Zeiten, und Waffenglanz und gothisches Geräthe gilt nicht mit Unrecht als der schönste Schmuck für ihre Trinksäle. Demgemäß starrten die Pfeiler von ritterlichen Rüstungen, Harnischen und Pickelhauben, von Tourniersperren, Panieren und alten Flambergern. Ein paar Dutzend Lustres hingen hellleuchtend von der Decke; unter ihnen zog sich unübersehbar die festliche Tafel hin, reich verziert mit goldglänzenden Armleuchtern, Blumensträußen und mit einer mehrere hundert Mann hohen Fronte von glänzenden Champagnergläsern. Auf der langen Zeile jener Tische, wo die „Löwen" saßen, prangten die vergoldeten Statuetten der Wittelsbacher nach Schwanthaler, auf der andern die der großen Maler des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts von demselben Meister, gigantische Humpen mittelalterlichen Ansehns standen nachbarlich neben diesen Bildern. Zu Handen des Gefeierten war ein goldener Pocal zu sehen von reicher gothischer Arbeit, vor ihm ein kleines Bronzebild der Reiterstatue Maximilian's, ihm gegenüber auf der parallelen Tischreihe ein verjüngter Gypsabguß des Schillerstandbildes — hinter diesem aber und so gerade im Angesichte des Gastes war in einem Haine von Lorbeerbüschen und Pomeranzenbäumen die Büste des Königs aufgestellt. Alles das glänzte und funkelte herrlich durcheinander, und wer weiß, ob der pilgernde Heros auf seinem Triumphzuge durch Deutschland eine Festhalle betreten hat, die dieser an überraschender Gewalt des Eindrucks gleichstehen mochte. In diesen einladenden Räumen setzten sich also die Tischgenossen zur Tafel. Was München von artistischen Berühmtheiten aufzuweisen hat, war da zusammengekommen, um mit dem großen Meister des Abends froh zu werden — auch mancher Staatsmann und mancher Gelehrte von Credit hatte sich eingefunden; doch erlassen Sie mir die Namen! wer wird auch gerade prätendiren, neben dem isländischen Phidias genannt zu werden? In das fröhliche Summen der heitern Zecher traten nach und nach belebend die Toaste ein, ausgebracht in feierlicher Stille, die nur von dem Puffen der Champagnerpfröpfe unterbrochen wurde, wogegen donnernde Vivatrufe und schmetternde Trompetenstöße ihr folgten. Nun muß man aber wissen, daß es unsere Maler an solchen Tagen bei gemüthlichem Zusammentrinken nicht bewenden lassen, sondern immer auch zur Erhöhung des Jubels dramatische Maskeraden in das Treffen führen, die geistreich erfunden mit drastischer Komik an uns vorübergehen. So gab's denn heute einen Schwank, den wir laut des Libretto: Schiedsrichterliches Urtheil des alten Vater Zeus in Sachen Stuttgart, Mainz und Consorten wider Ritter Thorwaldsen betiteln dürfen. Er traten da Main, Stuttgart, Kopenhagen, Amerika, München und Rom repräsentirt durch die Bildwerke, die sie von dem Meister besitzen, als Gutenberg, Schiller, Maximilian — dieser gar zu Pferde — u. s. w., angemeldet von Merkur als Gerichtsboten in köstlichstem Aufputz vor den lächelnden Feiergast und begannen in humoristischer Motivirung darüber zu hadern, wer von ihnen ihn sein nennen dürfe. In das Plaidoyer mischte sich zuletzt auch die weißarmige Juno vom hohen Stuhle herab, leichter erkenntlich an dem Fächer von Pfauenfedern, mit dem sie agirte, als an dem braunen Schnurrbarte, der ihren Göttermund beschattete. In Anbetracht des letztbedachten Charakteristicums klang es komisch genug, wenn sie in sonorem Basse also perorirte:

Was woll'n die Menschen in dieser Sache
Mit ihrer Rede confusem Sinn,
Fürchten sie nicht meine glühende Rache,
Wissen sie nicht, daß ich Juno bin?
Wissen sie nicht, daß Du all' meine Söhne
Mit der Wahrheit durchdringender Macht
Nachgebildet in strahlender Schöne,
Wie's noch kein Sterblicher jemals vollbracht?
Wissen sie nicht, daß ich Mutter bin?

Den Streit schlichtet Zeus der schreckliche Donnerkeile schwingt, und entscheidet inappellabel wie folgt:

„Nein, dieser Mann gehört nicht Einem Lande,
Nicht Einer Stadt allein gehört er an,
Denn er umfaßt mit seines Geistes Bande
Die ganze Welt, nur ihr, der Welt gehört er an!"

eine Sentenz, die von stürmischem, begeistertem Jubelrufe begrüßt wurde. Kaum war der Vater der Götter und Menschen mit seiner keuschen Gemahlin, mit den klagenden Parteien und mit dem Gerichtsboten Merkur wieder abgetreten, so brach der Liederkranz herein, zweiundsechzig Männer, denen süßer Wohllaut in der Kehle schläft, an der Spitze Meister Kunz, der treffliche Musikus. Die richteten sich in der Mitte des Banketsaales ein und sangen nun zum Nachmahle ihre schönen Lieder, vor allem das inspirirte „Walhalla" mit seinen Heldentönen, das bei uns bereits ein Volksgesang geworden ist. So ging es fort in herrlichster Fröhlichkeit; Toaste, Vivatrufen, lustige Scherze, prächtige Lieder und Musikstücke wechselten mit einander ab, bis endlich nach Mitternacht Thorwaldsen in freundlicher Rührung dankend Abschied nahm. Wie einen jungen Hochzeiter begleiteten sie mit spielenden Musicanten, jauchzend und jubelnd, den Meister an seinen Wagen und unter Alles überhallendem Lebehoch fuhr er aus ihrer Mitte.

Miscellaneen.

(Eine Serenade.) Zwei einander unbekannte Reisende befanden sich an einem schönen Herbsttage in dem Hintersitze der Diligence von Caen. Sie schienen Beide von gleichem Alter, ungefähr fünf und dreißig bis vierzig Jahre; Beider Gesichter waren frisch und heiter, und ihr sich bildendes Embonpoint deutete auf gleiche Gesundheit, und doch hatten die beiden Männer, welche sich zum ersten Male sahen, gar nichts Gemeinschaftliches in Geschmack, Temperament, Character. Die schwerfällige Diligence war schon zwei Meilen von Paris, woher sie abgefahren, und unsere beiden Reisenden hatten noch kein Sterbenswörtchen mit einander gewechselt. Endlich wurde Einer des langen Schweigens überdrüssig, und beschloß, es zu brechen. Er fädelte ein Gespräch ein, die Vertraulichkeit steigerte sich immer mehr, und einer der Reisenden theilte dem Andern das Geheimniß mit, daß eine Serenade ihm ganz sicher zu der Wahl verhelfen könnte, der er sich in Caen unterziehen wollte. „Wenns nichts sonst als das ist," antwortete der Andere, der es vorzog, anonym zu bleiben, „so verspreche ich Ihnen eine, jedoch müssen Sie dafür erkenntlich sein." Der künftige Deputirte kam in Caen an, und zweifelte sehr an seiner Nachtmusik; aber welche Ueberraschung! Hundert Musiker vereinigten sich, und ein prächtiges Concert wurde ausgeführt!! — Der Ouvertüre aus „Wilhelm Tell" folgte jene aus „Graf Ory u. s. w. Der Deputirte warf sich an den Hals seines Retters: „Was kann ich für Sie thun?" — „Sobald Sie wiedergewählt sind, werde ich es Ihnen schreiben. Gute Nacht." Der Deputirte wurde wieder gewählt. Alles war erstaunt über diese Nachtmusik. Man lief zu dem Musikchef, um sich zu erkundigen. Dieser antwortete, daß er dem Deputirten keine Nachtmusik gebracht habe, sondern einer andern hochstehenden Person, deren Namen er jedoch nicht verrathen dürfe. Wer war also dieser Fremde, welcher in einer Stadt, wo man ihn nicht kannte, also befehlen konnte? Ein Brief, welchen der Deputirte nach einigen Tagen erhielt, klärte Alles auf. Er lautete: „Mein Herr! Sie brauchten eine Nachtmusik; ich habe sie Ihnen verschafft, ich cedirte Ihnen nämlich diejenige, welche mir bestimmt war. Der Capellmeister von Caen wollte mir die Ehre dieser Auszeichnung erweisen, ich machte zur Bedingung, daß Niemand außer ihm wissen dürfe, wem sie bestimmt sei. Er schwieg, und Sie wurden gewählt. Sie haben mir versprochen zu thun, was ich wünsche, wenn Sie wieder gewählt würden; ich verlange Nichts, als daß Sie im Departement Calvados eine Singschule errichten. Wenigstens wird die Kunst etwas durch unser elektorales Manövre gewonnen haben. Leben Sie wohl, ich wünsche Frankreich Glück, Sie zum Repräsentanten zu haben, denn ich habe in Ihnen einen ehrlichen und ordnungsliebenden Mann erkannt, mich freut es aber besonders, Ihnen in etwas dienen gekonnt zu haben.

Rossini."

(Versammlung der Naturforscher und Aerzte.) Die Versammlung der Naturforscher und Aerzte, welche in diesem Herbst in Braunschweig am 18. September und den folgenden Tagen Statt finden wird, scheint sehr zahlreich und von hervorragenden Notabilitäten besucht zu werden. Es haben daher die beiden Geschäftsführer, Hr. Geheimerath von Strombeck und Hr. Dr. Mannsfeld, deren Bestreben vorzugsweise darauf gerichtet ist, den wissenschaftlichen Zweck der Versammlung kräftigst zu fördern, sich veranlaßt gesehen, jeden Zweig der Naturwissenschaften und der Medicin durch Anordnung einer größeren Anzahl von Sectionen zu berücksichtigen. Dieser Sektionen werden acht sein: 1) für Chemie, Physik und Pharmacie; 2) practische Medicin; 3) Anatomie und Physiologie; 4) Astronomie und Geographie; 5) Zoologie; 6) Botanik; 7) Geographie und Mineralogie; 8) Land- und Forstwissenschaft. Auf diese Weise wird jeder wissenschaftlich gebildete Mann, der sich für irgend einen Zweig der Naturwissenschaften interessirt, durch gegenseitigen Ideenaustausch gewiß eine reiche Fülle des Interessanten und Belehrenden in der Abtheilung finden, zu welcher Beruf oder Neigung ihn führt; denn die früheren Versammlungen der Naturforscher bürgen dafür, daß auch dieses Mal Niemand dieselbe unbefriedigt verlassen wird. Die wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen unserer Stadt werden, wenn sie auch nicht denen von München, Wien und Berlin zur Seite gestellt werden können, dennoch die Versammlung überzeugen, daß man in Braunschweig keineswegs hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben ist. Se. Durchl. der Herzog und das herzogl. Staatsministerium haben schon seit einer Reihe von Jahren durch die beträchtliche Erweiterung der Lehrgegenstände und durch Anstellung tüchtiger Lehrer am Collegium Carolinum das Studium der Naturwissenschaften vorzugsweise begünstigt, und noch in diesem Jahre die vorhandenen Sammlungen des anatomischen Instituts durch den Ankauf der trefflichen, anatomisch-pathologischen Präparate und der medicinischen Bibliothek des verstorbenen Oberstabsarztes Pockels bedeutend vermehrt. Mit gleicher Liberalität ist die herzogl. Regierung den Wünschen der oben genannten Geschäftsführer für die Verherrlichung des Festes entgegen gekommen, so daß deren großartige Pläne auf eine würdige Weise ausgeführt werden können; auch wird die bekannte Gastfreundschaft der Braunschweiger dazu beitragen, den Gästen ihren hiesigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Nach Beendigung des ernsteren Geschäfts wird sich daher eine große Mannigfaltigkeit von erheiternden Erholungen den zum Feste herbeigekommenen Fremden darbieten, sowohl in der Stadt selbst, als in der Umgebung, zu welcher vermittelst der Eisenbahn nicht allein Wolfenbüttel mit seinen wissenschaftlichen Schätzen, sondern sogar der Harz mit seinen Naturschönheiten gezählt werden kann. Den höchsten Glanzpunct unter den für jene Zeit angeordneten Festlichkeiten wird das große Oratorium: „das Weltgericht," von Schneider, bilden, welches, von dem berühmten Componisten in eigener Person dirigirt, an einem Abend in der brillant erleuchteten Aegidienkirche aufgeführt werden wird, deren großartige Räume jetzt nur den Wissenschaften und Künsten gewidmet sind.

(Der Vater der Homöopathie, Dr. Hahnemann) hat von seiner Geburtsstadt Meißen das Ehrenbürgerrecht erhalten, und ist ihm das Diplom an seinem 86sten Geburtstag durch den sächsischen Gesandten in Paris überreicht worden.

(Der Vater der Dlle. Rachel.) Der „Temps" theilt mehrere Anekdoten über den Vater der Dlle. Rachel, welcher früher Knöpfe fabricirte und jetzt seine Tochter in alle aristokratische Cirkel begleitet, mit, wobei auch eine Conversation desselben mit Lord Melbourne vorkommt. Hierbei ereignete sich eine Molières würdige Bouffonnerie, indem Hr. Rachel England mit Frankreich versöhnen und verknüpfen wollte, und den englischen Minister fragte, warum sie diese Angelegenheit nicht unter sich abmachen könnten?

(Wallfischfang.) Die Anzahl der Schiffe aus den vereinigten Staaten, welche den Wallfischfang im stillen Ocean betreiben, beläuft sich in diesem Jahre auf 460, welche zusammen 200,000 Tonnen halten und 12,000 Matrosen beschäftigen. Das Capital, das zu diesem Zweige der Industrie angelegt ist, beträgt zwischen 50 und 70 Millionen Dollars.

(Staudigl.) In einer Uebersicht der dramatischen Saison in London, welche ein französisches Journal enthält, lies't man auch Nachstehendes: „Staudigl, der deutsche Sänger, ist einer der Lieblinge **en vogue**. Die sentimentalen Ladies sind ganz außer sich über die Schubert'schen Lieder, deren wahren Sinn sie erst durch ihn kennen lernen. Dieses Künstlers glänzende Erfolge sind übrigens nicht bloß auf die Bühne beschränkt, sondern sie werden ihm in den Salons in eben solchem Maße zu Theil."

(Der berühmte Violoncellist Batta) aus Paris wird eine Reise nach Deutschland unternehmen. Er wird Baden, Spa, Ems, Berlin, München und Wien besuchen; zuvor jedoch einige Zeit in Brüssel verweilen. Zum Winter wird Batta nach Paris zurückkehren.

(Die Teltower Dauerrüben,) welche, nach der bekannten Brief-Literatur, der Dichter Goethe sich wöchentlich ein Paar Mal serviren ließ, sind jetzt ein Leibgericht der nord- und südamerikanischen Feinschmecker geworden. Es gehen viele tausend Scheffel jährlich über Hamburg dorthin. Bei einer festlichen Mahlzeit dürfen sie dort so wenig fehlen, wie bei unsern Festen die Trüffel- und die Gansleber-Pasteten. Sie steigen daher hier jährlich im Preise, und vermehren auf eine merkwürdige Art den Wohlstand der etwa 1500 Einwohner zählenden Stadt Teltow und ihrer Umgegend. Merkwürdig, daß die Versuche, diese Frucht anderwärts zu bauen, bis jetzt nie gelingen wollten, indem es ihr an Süße fehlte, und sie in eine größere Rübenart ausartet.

(Man meldet aus Philadelphia:) Viele Müller in der hiesigen Umgegend, wahrscheinlich Mitglieder der Mäßigkeits-Vereine, haben sich geweigert, auf ihren Mühlen Korn für die Branntweinbrenner zu schroten, weil das Gewerbe der Letzteren der Menschheit zu viel Schaden thäte. Da nun aber ein Gesetz besteht, welches die Müller zum Schroten für jedermann zwingt, so hat es mehrere Processe deshalb gegeben, die aber durch Aufhebung dieses Gesetzes zu Gunsten der Müller entschieden sind.

(Wiesbaden.) Ungeachtet die Saison schon bedeutend vorgerückt ist, so ist die Frequenz der Kurgäste, im Vergleich zu anderen Jahren, doch noch sehr gering, und die Behauptung, daß Wiesbaden aus der Mode gekommen und von seiner Rivalin Baden verdrängt worden, gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit. — Die Eisenbahn zwischen Frankfurt, Mainz und Wiesbaden, erfreut sich fortwährend einer außerordentlichen Frequenz. Es ist kein seltener Fall, daß an Sonn- und Feiertagen Hunderte von Menschen wegen Mangels an Platz, zurückgewiesen werden müssen.

(Amusantes.) Ein junger Rabbiner brachte dem Ober-Rabbiner einen Commentar über die Klagelieder Jeremiä. Dieser gab ihm darüber folgendes Urtheil: „Ich bedaure bei dem Werke nur Eins, daß Jeremias nicht noch lebt, um über den Commentar neue Klagelieder singen zu können."

(Kurioses.) Ein Engländer, Namens Campbell, hat berechnet, daß ein Mensch, welcher siebenzig Jahr alt werde, durch tägliches Rasiren die Zeit zur Erlernung von sieben Sprachen verliere.

(Lamartine.) Man hat sich in Frankreich und in Deutschland darüber lustig gemacht, daß Herr von Lamartine in seiner bekannten Friedens-Marseillaise das Blut der Franzosen roth und das Blut der Deutschen blau gefärbt sein läßt. Da es an Spöttern nirgend fehlt, so wurde neulich in einer Gesellschaft, wo sich Herr Dumas, der berühmte Chemiker, befand, über diese Phrasen des Herrn von Lamartine gelacht, bis dieser Gelehrte aufstand und bemerkte, daß, was dem großen Lesepublicum so komisch, den Naturforschern ganz richtig scheine, weil nämlich vielfache Experimente gezeigt hätten, daß die Farben des menschlichen Blutes nach den verschiedenen Klimas, Lebensarten, Charakteren ꝛc. verschieden seien, und daß auf diese Art im Blute des Franzosen das rothe, im Blute des Deutschen das blaue Princip vorwalte.

(Ein dreihundertjähriger Prozeß.) Nächstens wird zur Entscheidung des geheimen Obertribunals zu Berlin ein Proceß gelangen, in dem der Graf Egmont († 1568) als Zeuge vernommen ist. Er hat freilich mit vielen Ruhepuncten sich durch volle drei Jahrhunderte bei den deutschen Reichsgerichten fortgeschleppt, um als grauenvolles Gespenst von der deutschen Gründlichkeit Zeugniß abzulegen. Er schwebt zwischen zwei fürstlichen Familien, und hat Ansprüche aus Ehepakten zum Gegenstand.

(Sicherheits-Cabriolets.) Man sieht jetzt seit einigen Tagen in Brüssel sogenannte Sicherheits-Cabriolets, welche unumwerfbar sein sollen. Sie haben ein Pferd und vier Sitze. Der Kutscher sitzt hinten und die Zügel gehen über die Imperiale.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 62.

Bremen, Donnerstag den 5. August 1841.

Gestorben:

Nro. 693. Den 31. Juli. Der Handlungsdiener Franz Hermann Poser, 17¾ Jahr; kurze Wallfarth Nro. 3.

— 694. Den 31. — Der Höker Nicolaus Riekers, 28 Jahr; alten Steinweg Nro. 2.

— 695. Den 31. — Des Arb. Ernst Heinrich Leonhardt Sohn, 7 Tage; Neeperbahn Nro. 20.

— 696. Den 1. August. Des Arb. Friedr. Holtz Wittwe, geb. Wätjen, 73 Jahr; Bauernstraße.

— 697. Den 1. — Des Zimmergesellen Diedr. Wilh. Stubmann Tochter (todtgeb.); Fedelhören Nro. 42.

— 698. Den 1. — Des verst. Buchdruckers Simon Ernsting Wittwe, geb. Osmers, 68 Jahr; im Wittwen-Hause, Molkenstraße.

— 699. Den 1. — Des Vergolders Joh. Georg Schmidt Sohn, 3 Tage; a. d. Häfen.

— 700. Den 1. — Des Commissairs Marcus Heinr. Ruhkiek Wittwe, geb. Uhlhorn, 74 Jahr; Punkendeich Nro. 8.

Nro. 701. Den 2. — Des verstorb. Senators Bernhard Tiele Fr. Wittwe, geb. Tiling, 65 Jahr; am Wandrahm.

— 702. Den 2. — Des Cigarrenmacher Diedr. Meyer Ehefr., geb. Zincke, 37 Jahr; große Johannisstraße Nro. 136.

— 703. Den 2. — Die Dienstmagd Susanna Wilken, 21 Jahr; am Panzenberg.

— 704. Den 2. — Des verst. Kunstdrechslers Martin Claussen Wittwe, geb. Apiarius, 91 Jahr; Steinthor Nro. 45.

— 705. Den 3. — Des Hornisten zu Celle Aug. Meyer Sohn, 3 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 116.

— 706. Den 3. — Der Arb. Franz Heinr. Kenneweg, 44 Jahr; kl. Annenstraße Nro. 7.

— 707. Den 3. — Des Cigarrenmachers Christoph v. Horn Tochter, 3 Wochen; Neustadtswall.

— 708. Den 3. — Der Arbm. Adam Ludwig Büring, 52 Jahr; Armenhaus.

— 709. Den 4. — Der Gastwirth Diedrich Hespe, 45 Jahr; Steinthorssteinweg Nro. 10.

Geburten:

Nro. 929. Den 24. Juli. Des Schiffszimmermannes Martin Tyd Ehefr., geb. Lehmann, a. d. Neeperbahn Nro. 8; von einem Mädchen.

— 930. Den 29. — Des Kaufmanns Johann Friedrich Gotte Ehefr., geb. Wessels, Westerstraße Nro. 87; von einem Mädchen;

— 931. Den 30. — Des Weißbäckers Joh. Friedrich Kruse Ehefr., geb. Meyer, Osterthorstraße Nr. 5; von einem Mädchen.

— 932. Den 30. — Des Consumtionsgehülfen Heinr. Wilhelm Hollmann Ehefr, geb. Mahlcke, Landweg Nro. 9; von einem Mädchen.

— 933. Den 30. — Des Kistenmachers Heinr. Wührmann Ehefr., geb Bischoff, Buntenthorssteinweg Nro. 260; von einem Mädchen.

— 934. Den 30. — Des Schirmfabrikanten Franz Bernhard Weis Ehef., geb. Gibon, Obernstraße Nro. 51; von einem Knaben.

— 935. Den 31. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Julius Windels Ehefr., geb. Kielenbeck, Belloisweg Nro. 2; von einem Knaben.

— 936. Den 31. — Des Arbeitsm. Hermann Elfers Ehefr., geb. Sempf, Hastedt; von einem Mädchen.

Nro. 937. Den 31. — Des Arb. Carl Heinrich Grewe Ehefr., geb. Schäfer, Theerhof Nro. 28; von einem Knaben.

— 938. Den 1. August. Des Zimmergesellen Diedrich Wilhelm Stubmann Ehefr., geb. Marcks, Fedelhören Nr. 42; von Zwillingstöchtern (Eine todt geboren.)

— 939. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Diedrich Hermann Zincke Ehefr., geb. Brockmann, Paulsberg Nro. 13; von einem Knaben.

— 940. Den 1. — Des Cigarrenfabrikanten Friedrich Reinh. Waltjen Ehefr., geb. Oehm, gr. Sortillenstraße N. 12; von einem Knaben.

— 941. Den 2. — Des Agenten Georg Heinrich Halven Ehefr., geb. Arnoldi, Martini Nr. 46; von einem Mädchen.

— 942. Den 3. — Des Schumachermeisters Diedrich Hermann Thewes Ehefr., geb. Meinken, Stavenstraße Nro. 13; von einem Mädch.

— 943. Den 3. — Des Blechenschlägermeisters Carl Koch Ehefr., geb. Beling, Molkenstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

— 944. Den 4. — Des Küpergesellen Hinrich Lampe Ehefr., geb. Schierenbeck, Heerdenthorswallstraße Nro. 32; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 63.

Bremen, Sonntag den 8. August 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 8. August.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Lampe.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Pautel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Müller.
1 Uhr Hr. Cand. Lampe.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Dreyer.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
Vorlesung.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Schiffbruch und Gefangenschaft einer Engländerin in China.

(Fortsetzung.)

Von da führten sie uns in einen Tempel, der war angefüllt mit Soldaten, und einer der Bösewichte riß mir meinen Trauring vom Finger, den einzigen Besitz von Werth, der mir übrig geblieben war. Ach, ich hatte kein anderes Pfand der Liebe meines Gatten mehr, und auch dies sollte ich missen! Sie brachten nun einen Tisch herbei und fingen an chinesisch zu schreiben, uns fragend, ob wir es verstünden. Bis dahin war Lieutenant Douglas mein einziger Freund, und ich darf wohl sagen, wir erleichterten einander wechselseitig unsere Leiden. Aber wir sollten bald scheiden. Die Soldaten schnürten ihm die Hände auf den Rücken und banden ihn an einen Pfosten, und in dieser Lage mußte ich ihn verlassen. Wir nahmen von einander zärtlich Abschied wie Freunde, die in der Erwartung sind, daß sie sich hienieden nicht wieder begegnen und daß ihr Wiedersehen nur im Himmel sei. Er gab mir sein schwarzseidenes Halstuch, daß ich es solle als Gürtel umbinden, und ich werde es immer aufbewahren als eine Erinnerung an diesen schmerzlichen Augenblick.

Wir waren auf den Tod gefaßt, auf den Tod in seiner grausamsten Gestalt, und ich fühlte mich jetzt wieder so allein. Herr Witts, einer der Schiffsjungen und ich wurden nun im Regen weiter geschleppt, meine bloßen Füße glitten bei jedem Tritt aus und sie waren zuletzt genöthigt mir ein Paar Strohsandalen zu geben. Ich konnte nicht anders, als daß ich mich an den Rock des hochstämmigen Soldaten hängte, der mich an der Kette hielt. Wir müssen äußerst elend ausgesehen haben! unsere Kleider waren mit Koth bedeckt und vom Regen durchnäßt. Mein Haar flatterte aufgelöst um meinen Nacken. In diesem Zustande wanderten wir wenigstens 20 Meilen durch Städte ohne Zahl, überall scholl uns ein betäubendes Geschrei entgegen. Zweimal mußten wir im Wasser waten beinahe bis an den Leib. Nachdem wir einen Tempel erreicht hatten, durften wir auf einigen Steinen ausruhen. Sie gaben uns Gefängnißkleider und Nahrung. Nachts breiteten sie einige Matten aus nebst einer Decke an beiden Seiten eines großen Tempels. Herr Witts und der Schiffsjunge nahmen auf der einen Seite Platz und ich auf der andern. Unsere Halsketten waren an der Wand befestigt. Nach einem kurzen Gebet zu dem all-

mächtigen himmlischen Vater legte ich mich nieder, aber nicht zum Schlaf. Könnt' ich Euch ein Bild dieser Scene entwerfen! Denkt Euch unsere elenden Lagerstätten und unsere noch elenderen Personen in einem mit Laternen schön beleuchteten Tempel, dazu die dunkeln Gesichter der finster blickenden Chinesen (ich glaube es waren deren acht), den aufqualmenden Rauch aus ihren langen Pfeifen, das Geräusch der Gongs und anderes Gelärm während der ganzen Nacht. Lang, sehr lang schien diese Nacht. Endlich dämmerte der Morgen und die Wächter brachten uns etwas Wasser, was für uns eine große Wohlthat war. Sodann führten sie uns in einen offenen Hof zur Ausstellung für die zahllosen Zuschauer, die den Tag über kamen. Hier wurde eine Personalbeschreibung von uns gemacht: man maß die Höhe unserer Gestalt, die Länge unseres Haars, zeichnete jeden Zug genau auf und ließ uns eine Erzählung des Schiffbruchs des Kite niederschreiben. Am Abend ward ich zu des Mandarin Frau und Töchtern gebracht; obgleich meine Erscheinung wohl sollte Mitleiden einflößen können, so erzeigten sie mir doch nicht die geringste Theilnahme, sondern behandelten mich eher als einen Gegenstand der Verachtung. Ich fühlte es um so mehr, als ich ihnen verständlich machen konnte, daß ich zumal Gatten und Kind bei dem Schiffbruch verloren. Wir blieben hier zwei Tage und drei Nächte, verhöhnt und verspottet von Allen um uns. Am Morgen des 21. faßten sie unsere Ketten und hießen uns folgen. Sie thaten unsere Bettfahrniß in kleine Käfige, etwa von geeigneter Größe für ein reißendes Thier. Das meinige war keine drei Fuß hoch, zwei Fuß lang und anderthalb breit. Die Thür war oben. Da wurden wir hineingehoben, unsere Halsketten an der Decke festgemacht. Mittendurch wurde ein langes Bambusholz gesteckt, zwei Männer nahmen es an beiden Enden auf die Schultern, und in dieser Art wurden wir von Stadt zu Stadt getragen, preisgegeben dem Hohn des Pöbels, der uns allenthalben mit entsetzlichem Geschrei empfing. Aber mein Gott hatte mich nicht vergessen, und obgleich Wittwe und in den Händen bitterer Feinde und in Erwartung des Todes in jedem Augenblicke, rief ich mit Lust mir die Worte des Erlösers zurück: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, soll leben, wenn er gleich stürbe," und so hatte der Allmächtige mir Gnade verliehen, daß ich ihn laut lobpreisen konnte. Ich brauche Euch nicht zu sagen, theurer Freund, wie oft ich an meine einst so liebliche, so glückliche Familie dachte und an mein gutes, vaterloses Kind! und mit welcher Inbrunst ich zum Gott der Barmherzigkeit betete, der mich so wunderbar aufrecht gehalten hatte in meinem Leiden, daß er auch ferner seinen Segen gebe. Der Tod war für mich nichts, ich ersehnte ihn eher, um bei meinem Heiland zu sein, um vereinigt zu sein mit meinem geliebten Gatten, meinem holden Kinde, den beiden Wesen, die mir mehr waren als das Leben. Körperlich war ich jetzt sehr schwach, denn ich hatte seit dem Schiffbruch kaum was der Rede werth von Speisen genossen, aber mein Geist war stark in dem Herrn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wangeroge *).

Wangeroge hat seinen Namen von dem Küstenreiche „Wangerland," mit dem es einst verbunden war. Die großen Cimbrischen Fluthen, welche zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung große Strecken von den Nordseeküsten abrissen und durch weitere Vertiefung der Strömung eine Menge selbstständiger Inseln bildeten, mögen auch Wangeroge zur Insel gemacht haben.

Der Wangeröger selbst nennt seine Insel nur das „Eiland", altfriesisch „Euland", d. h. Wasserland, während Andere diesen Namen von den Eiern der Seevögel ableiten, die sich auf dieser Inselgruppe in zahlloser Menge finden.

Die Insel Wangeroge, welche gegenwärtig ungefähr fünf bis acht Minuten breit, und von Westen nach Osten eine Stunde lang ist, hatte vor fünfhundert Jahren einen wohl sechsfach größeren Umfang. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts finden wir ihre Rhede bedeckt mit Raubschiffen des kühnen friesischen Häuptlings Edo Wiemken, und die Thürme ihrer beiden Kirchen zur Aufbewahrung der Beute und Gefangenen dienend, die der wilde Seekönig den Holländern abgenommen. Denn diesen Myn heers hatte er ewigen Haß geschworen, seitdem ihn die List eines holländischen Kaufmanns in Gefangenschaft gelockt, aus der ihn nur ein, für jene Zeiten ungeheures Lösegeld von 14,000 baierschen Gulden, losgekauft hatte, die seine Unterthanen aufbringen mußten. Endlich überfielen die Holländer Wangeroge. Sie verbrannten die Dörfer und äscherten die Kirchen ein, nachdem sie alles rein ausgeplündert; die wenigen auf der Insel befindlichen wehrhaften

*) Aus: Die Ost- und Nordsee von Th. v. Kobbé u. W. Cornelius.

Männer wurden erschlagen, Weiber, Kinder und Mägde gefangen weggeschleppt.

Zwar erholte sich die Insel allmählig von diesem Unglück, die Kirchen wurden wieder aufgebaut und Ackerbau und Viehzucht, die der fruchtbare Boden außerordentlich begünstigte, verbunden mit den Vortheilen des Seeraubes, stellten bald die alte Wohlhabenheit wieder her. Allein wiederholte kriegerische Ueberfälle und vor Allem die Gewalt des Meeres, welches durch die immer weiter vorrückenden Deiche des gegenüber liegenden Festlandes mit stets anwachsender Gewalt gegen die Nord- und Westseite, die fruchtbarsten und kultivirtesten Theile der Insel, getrieben wurde, vernichteten langsam aber sicher das Gewonnene. Heftige Nordweststürme zerrissen die Sanddünen, welche die blühenden Felder des Kirchdorfs Oldenoge, im Norden der Insel, schützten, und bald wälzte die wilde See ihre sturmgepeitschten Fluthen hoch über den Wohnungen der unglücklichen Bewohner. Nicht besser erging es bald darauf dem westlichen Kirchdorf. Die Einwohner sahen sich gezwungen, erzählt Dr. Chemnitz, der verdienstvolle Badearzt der Insel, in seiner kleinen Schrift: „Wangeroge und das Seebad", ihre Häuser bei Zeiten abzubrechen, und sie weiter südwestwärts hinter den neu entstandenen Dünen wieder aufzubauen. Bald darauf ward die verlassene Stätte sammt der Kirche ein Raub der Wellen. Noch im Jahre 1760 waren zur Ebbezeit die Trümmer der Kirchen und die Abtheilungen der Aecker zu sehen; im Jahre 1806 noch ganz deutlich die Brunnen und Häuserstellen, und selbst vor zwanzig Jahren noch eine Menge von Backsteintrümmern. Gegenwärtig sind auch noch diese letzten Spuren verschwunden, die Fluth bietet dem Auge nur Wasser und die Ebbe gelbweiße platte Sandfläche dar.

Als Ersatz für die beiden Kirchthürme, die den Seefahrern als Signale gedient hatten, erbaute Graf Johann von Oldenburg zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einen länglich viereckigen, über 200 Fuß hohen Thurm mit zwei Seiten- und einer hohen Mittelspitze. Auf der letzteren brannte zur Nachtzeit eine große eiserne, mit Rüböl gefüllte Lampe, die ihren Schein durch 48 Fenster weit hinaus auf das Meer warf. Außer der oben erwähnten Bestimmung, die jetzt durch einen eigenen Leuchtthurm ersetzt ist, hatte der Thurm, oder hat er noch vielmehr, zwei andere. Das obere Stockwerk nämlich diente als Verwahrungsort des Strandgutes, auch wohl als Gefängniß, das mittlere aber bildet die Kirche, in welcher noch, vor gar nicht langer Zeit, der Pastor jedes Mal im Schlußgebete Gott die Bitte vorlegte, „daß er den Strand segnen" d. h. recht viel Schiffe in der Nähe stranden lassen möge. Denn was von solchen die Wellen an das Ufer trieben, oder die Insulaner auffischten, war gute Prise. In neuester Zeit fand man dies Gebet unchristlich und schaffte es ab. Gegenwärtig hat übrigens die Regierung das Strandrecht an sich gezogen, und während früher die Einwohner noch ein Drittel des Ertrags erhielten, nimmt jetzt der Vogt Alles für herrschaftliche Rechnung, nur die Pastorei wird in Gelde entschädigt.

Eben so compendiös wie der Thurm war auch die Verwaltung der Insel eingerichtet. Denn der Vogt welcher sie repräsentirte, war nicht nur die höchste und alleinige Justiz- und Polizeiperson, sondern auch zugleich der einzige Kaufmann und Gastwirth auf der Insel. Und, wenn die Burschen des Winters in seiner Trinkstube Händel anfingen, die mit blutigen Köpfen endeten, so verwandelte sich flugs der Schenkwirth in Schaarwache, Zeuge und Richter, und der Proceß war jedenfalls auf diesem Wege der kürzeste, der sich denken läßt.

Nach allen jenen Verwüstungen war indessen die Insel um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, zur Zeit des noch im gesegneten Andenken seines Volkes lebenden Grafen Anton Günther von Oldenburg, sehr verschieden von ihrem jetzigen verödeten Zustande. Ihre Breite betrug damals noch ½, ihre Länge 1½ Meile. Statt der jetzigen öden, von Sanddünen umgebenen Fläche, deren spärliche Vegetation kaum für ein Paar hundert Schafe die nothdürftige Nahrung gewährt, boten ihre reichen Wiesengründe (deren Pracht der damalige Pastor Johann Hoffmann in seinem „geistlichen Ehrengedächtniß von Wangeroge" preiset) die üppigste Weide für zahlreiche Heerden, die man sogar vom gegenüber liegenden Festlande nach der Insel hinüber brachte, um sie hier zu mästen.

Eine noch vorhandene Karte der Insel vom Jahre 1730 verzeichnet über 200 Matten üppige Weide und 70 Matten geringere. Allein von da an nahm die Insel in dem Maaß an Umfang ab, als sich die Eindeichungen an der Küste des Festlandes gegenüber vermehrten. Es schien, als wolle sich das Meer für das ihm dort Entrissene hier schadlos halten. Vorzüglich richtete es seine Angriffe gegen den Norden und Westen der Insel, deren Bewohner endlich, als bei dem allmähligen Verschwinden des fruchtbaren Lan-

des die Viehzucht aufhören mußte, mehr und mehr in die größte Armuth geriethen. Ja die ganze Insel verdankte ihre Erhaltung nur den Bemühungen des Fürsten Friedrich August von Anhalt-Zerbst, in dessen Besitz Wangerege mit der Herrschaft Jever durch russische Vermittlung gelangt war. Um die Gefahr abzuwenden, welche durch die gänzliche Vernichtung des Eilandes für das feste Land entstehen mußte, verwandte er auf die Erhaltung der Insel die größte Sorgfalt. An den Stellen, wo stürmische Winde und hohe Wasserfluthen Oeffnungen und Verständungen verursacht hatten, wurden queer gegen den Windstrich in schlängelnder Richtung aus belaubtem Strauchholz geflochtene Zäune befestigt, um den Sand aufzufangen und den Verlust wieder zu ersetzen.

Der letzte furchtbare Schlag traf die Insel während der großen Wasserfluthen des Jahres 1825, welche auch die Schutzdeiche des Festlandes durchbrachen und meilenweite Strecken des fruchtbarsten Marschlandes in eine öde Wüstenei verwandelten, Häuser und Stallungen zertrümmerten, ja, manche sammt Grund und Boden fortrissen und weithin wieder absetzten, Schiffe über die Deiche weit in das Land hinein schleuderten und Hunderte von Menschen und zahlreiche Heerden in den Fluthen begruben, oder die auf Deichtrümmer Geretteten vor Hunger und Kälte umkommen ließen. Die Gewalt des Wasserschwalles, der von Norden her auf die Insel einstürmte, durchriß die hohen Sanddünen, verschlang Gärten und Wiesen und den Kirchhof an der Nordseite, zertrümmerte den festen Feuerthurm (Feuerbaake), und schleuderte die Trümmer bis in die Mitte der östlichen Dünen. Noch jetzt sind zwei Stellen dieses Einbruchs durch eine Lücke in den Dünen bezeichnet. Die Gärten wurden an die Wadseite verlegt, und obschon der fruchtbare Kleiboden jetzt bis auf die letzte Spur unter einer mehrere Fuß hohen Sanddecke verschwunden ist, so gedeihen doch in diesen kleineren, zum Schutz gegen die Uebersäubung mit Plankenzäunen von Schiffstrümmern umgebenen Gärten, bei einiger Pflege, die Gemüse und Küchengewächse vortrefflich. Auch Obstbäume, z. B. die portugiesische Kirsche, erhalten sich, wenn sie vor den Winden geschützt sind, was freilich nur an wenigen Stellen möglich ist. Die Anlagen, welche das Conversationshaus umgeben, der Vogtei- und Predigergarten beweisen dies. Die Insulaner selbst aber haben für Baumpflanzungen und Gartenanlagen wenig Sinn und scheuen die nöthige Mühe.

Gegenwärtig besteht die Insel aus lauter wellenförmig sich hebenden und senkenden Sandhügeln und Niederungen. Die ersteren erheben sich gegen das Ostende hin mehr und mehr. Der höchste befindet sich am Nordstrande. Von ihm übersieht man von der einen Seite die rauschende Nordsee, die fernen Inseln Spikeroge, Langeroge und an hellen Tagen taucht selbst Helgolands rother Felsblock am Horizonte, dem scharfen Auge auch unbewaffnet erkennbar, hervor. Nach Osten hin bietet sich zur Ebbezeit der Anblick einer unabsehbaren Sandfläche, die uns in die afrikanische Wüste versetzt, und deren Stille nur von dem fernen Rauschen des Meeres und dem heisern Schrillen der Möven und Seeschwalben unterbrochen wird. Südlich und westlich erblickt man die ganze Insel mit ihren Häusergruppen und Thürmen, die Küsten des Festlandes mit ihren Mühlen und grün umbuschten Häusergruppen, das Wad (Watt), die Rhede, die zur Zeit der ungünstigen Winde mit zahlreichen Schiffen bedeckt ist, zu denen man während der Ebbe fast trocknen Fußes gelangen kann. Die äußersten Dünen sind nur mit Helmt (Strandhafer) bewachsen, und die spärlich umgrünten Kuppen sind von weisgelblichen Sandwellen umschlossen, auf deren fester Kruste man oft kaum die Spur der Tritte bemerkt. Die mehr innerhalb liegenden Hügel überdeckt ein spärlicher Rasen, der nur in den tiefen Thalschluchten und Gründen zu einem dichteren reichbeblümten Teppich anwächst. Diese Dünengegend ist das Ziel gemeinsamer Spaziergänge oder Fahrten der Badegesellschaft. Auf den Hügeln oder in den Thälern lagern sich die bunten Gruppen; von den höchsten Kuppen wehen die Fahnen und Flaggen, erschallt Musik und Hörnerklang, und schreckt die silberweißen Seeschwalben und die grauen Möven von ihren Nestern, die dann hoch über den bunten Gruppen der Friedensstörer ihrer einsamen Oede, schillernd und blitzend im Sonnenglanze ihr melancholisches Schrillen ertönen lassen; bis mit der sinkenden Sonne die Gesellschaft aufbricht und zu Wagen, zu Esel oder zu Fuß den Heimweg ins Dorf antritt. —

In den Niederungen zwischen der Osterdüne und dem am Westende gelegenen Dorfe finden die Schafheerden der Insulaner, so wie ein halbes Dutzend Kühe und die vier Pferde des Vogts, die einzigen auf der Insel, die zum Transport der Reisenden und ihres Gepäcks an die Fährschiffe, so wie zu Spazierfahrten dienen, ihre Weide, die gegen das Dorf hin, wo die Hügel allgemach verschwinden, mit weißblumigem Klee geschmückt ist. Die Zahl der Häu-

ser des Dorfs beträgt, mit Ausschluß einer im Jahre 1832 von einem Oldenburger Kaufmann in der Mitte der Insel angelegten Salzsiederei, gegenwärtig 56, zu welchen die Gebäude des alten und neuen Conversations- und Logirhauses gehören. Das Dorf selbst liegt auf der höchsten Sandfläche, deren Veränderlichkeit durch Wind und Sturm man mittelst künstlicher Vorrichtungen, Bestickung des Bodens mit Stroh, Besäung mit Grassamen und Belegung mit festen Kleisoden überwunden hat.

Ueber Kinderbewahranstalten.

Der vor kurzem durch den Druck veröffentlichte dritte Jahresbericht des Vereins für die Kinderbewahranstalten in Bremen (erstattet in der Generalversammlung am 9. Juni d. J.) bringt überaus erfreuliche Nachricht von der Wirksamkeit und dem Gedeihen dieser wohlthätigen Anstalten, welche noch vor einigen Jahren unter uns kaum dem Namen nach bekannt waren. Wer die Nothwendigkeit erkannt hat, den moralischen Zustand der niedern Volksclassen dadurch zu bessern, daß man bei der Wurzel anfängt, daß man das Kindesalter vor Ansteckung und Verwahrlosung schützt und die zarten Keime vorm Zertreten sichert, wer sich des Guten freut, wo es gedeihen mag, ob auf dem Markte des Lebens, ob in den unscheinbaren Kreisen der Kinderwelt, der wird diese wenigen Blätter, in denen die Direction mit eben so viel Bescheidenheit als Wärme sich über den Zustand der Anstalten äußert, nicht ohne die innigste Theilnahme an dem Wirken derselben, nicht ohne die dankbarste Anerkennung des uneigennützigen Bemühens der Gründer und Förderer aus der Hand legen. Es liegt hier ein Beweis vor, wie viel sich bei aufrichtigem Wollen und einsichtsvoller Leitung auch mit geringen Mitteln ausführen läßt.

Daß die Direction die Berichte über die Wirksamkeit, den Hindernisse und Fördernisse der Anstalten veröffentlicht, ist sehr zu loben und verdient zur Nachahmung empfohlen zu werden. Man hat hiesigen Ortes große Scheu vor der Publicität, was denn die natürliche Folge hat, daß mit dem Tadelnswerthen auch das Gute verschwiegen bleibt. Aus allen bedeutenden Städten Deutschlands (Oestreich etwa ausgenommen) finden sich in Journalen und öffentlichen Blättern Berichte und Notizen über Waisenhäuser, Blinden- und Taubstummeninstitute, Kinderbewahranstalten, niedere und höhere Lehranstalten; Bremen dagegen läßt höchst selten etwas von sich vernehmen, und das Wenige fließt in der Regel aus trüber Quelle. Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die jungen Herren von der Feder, welche nun einmal über Alles schreiben müssen und überall und nirgends zu Hause sind, von Bremen nichts zu sagen wissen, als den durch eine spitze Feder beliebt gewordenen Refrain: Cigarren und Mysticismus? Ist das zu verwundern, wenn unsere Handelsartikel und Anathema's das Einzige sind, wodurch das Ausland von uns erfährt? Aber wenn wir auch bescheiden genug sein wollen, von unseren Instituten — wir haben uns wahrlich ihrer nicht vor den Augen des Auslandes zu schämen — zu schweigen, so würde größere Oeffentlichkeit auch selbst zu ihrem Gedeihen nicht wenig beitragen. Der Gemeingeist, die allgemeine Theilnahme würde mehr geweckt werden, milde Gaben würden ihnen reichlicher zufließen. Wie viele Bürger geben ihre Geldbeiträge für Waisenhäuser, Taubstummenanstalt ꝛc., und wissen von diesen Anstalten nicht mehr, als daß sie noch nicht aufgehört haben zu existiren?

Doch ich kehre nach dieser Abschweifung zu den Bewahranstalten zurück. Was der Bericht über die Frequenz derselben mittheilt, liefert den Beweis, daß sie im fortwährenden Zunehmen sind: die Eltern sehen mehr und mehr die Wohlthat ein, das Vertrauen wächst und Vorurtheile verschwinden. Die Anstalt am Stephanithor zählte am Schlusse des vorigen Rechnungsjahres 90 Kinder, diesmal schon 124, nämlich 84 aus der Vorstadt und 40 aus der Altstadt. Die Gesammtkosten für dieselbe betrugen 707 Rthlr. 12½ Gr. In der Neustadtsanstalt stieg die Zahl der Kinder von 70 auf 126; die Kosten betrugen 692 Rthlr. 20½ Gr. Es hat sich längst die Nothwendigkeit herausgestellt, die Zahl der Anstalten zu vermehren und zunächst eine dritte in der Osterthorsvorstadt zu begründen, wozu schon ein geeigneter Platz angekauft worden ist. Um aber diese zu errichten und hernach erhalten zu können, bedarf es noch bedeutender Zuschüsse. Es ist zu erwarten, daß die Thätigkeit der Herren Directoren bei dem Wohlthätigkeitssinn ihrer Mitbürger gehörige Unterstützung finden werde. Aus obigen Angaben geht hervor, daß eine vollzählige Anstalt von etwa 100 Kindern einen jährlichen Kostenaufwand von nahe an 700 Rthlr. nöthig macht, eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe.

Ueber die Wirksamkeit der Anstalten und die Principien

derselben lassen wir lieber einige Stellen des Berichts selbst sprechen:

„Es ist der Natur der Sache nach von einer Anstalt, wie die unsrige, nicht zu erwarten, daß ihre Früchte schon nach dem kurzen Zeitraume von wenigen Jahren in ihrer ganzen Reife vor Augen liegen: welche Vortheile den aufgenommenen Kindern und durch sie mittelbar der Gesammtheit ihrer Mitbürger aus ihrem jugendlichen Gewöhnen an Zucht und Ordnung, Freundlichkeit und Sitte erwachsen werden, kann erst die spätere Folgezeit hervortreten lassen. Inzwischen wird es dem kundigen Auge und dem sinnigen Gemüthe nicht entgehen, was sich unter ferneren günstigen Einflüssen von einer Jugend erwarten läßt, welcher in ihrem sechsten Jahre die Beschäftigung mit dem Guten, Nützlichen, und Sittlichen ein heiteres Spiel geworden ist, nach welchem sie sich mit aller Innigkeit der kindlichen Neigung und oft mit thränenreichen Augen zurücksehnt. Daß aber ein solcher Geist in unsern beiden Anstalten durchgehends vorherrscht, und die Aufseherinnen derselben die ihnen hierin gestellte Aufgabe glücklich zu lösen gewußt haben, davon wird auch ein flüchtiger Besuch Jeden überzeugen können, dessen Theilnahme an der Kinderwelt und dessen Bekanntschaft mit derselben groß genug ist, um die Bedeutung ihres fröhlichen Thun und Treibens gehörig aufzufassen und zu verstehen. Die Kinder erscheinen beim Lernen, wie beim Spielen, im Zimmer, wie im Freien heiter und zufrieden, und kein Beispiel ist uns vorgekommen, daß, nachdem die erste Scheu vor der neuen ungewohnten Umgebung — nach selten mehr als vierzehn Tagen — überwunden war, nicht ein durchaus lebhaftes Vergnügen an dessen Stelle getreten wäre. In so fern dürfen wir also wohl annehmen, unsere nächsten Zwecke in Bezug auf die uns anvertrauten Kinder, sie zu bewahren und sie auf die Bahn körperlichen und geistigen Wohlergehens hinzuleiten, im Wesentlichen nicht verfehlt zu haben und werden uns die bis dahin befolgten Grundsätze auch fernerhin zur Richtschnur dienen müssen.

Die Erziehung, welche wir im Auge haben, muß von früher Jugend an beginnen. Nicht ein verfrühtes Lernen, ein Anregen oder Ausbilden des Verstandes ist es, was wir zunächst berücksichtigen, oder von irgend einer Seite als Maaßstab des Wirkens unsern Anstalten angelegt wissen möchten, sondern nur ein einfaches Gewöhnen an Ordnung, Folgsamkeit, Offenheit und alle die Tugenden des Herzens, mit denen wir das kindliche Alter so gern als von Natur selbst geschmückt betrachten. Diese sind es, welche jedem Stande und jedem Berufe zur Zierde gereichen, und welche wir in ihrem weitesten Umfange erhalten, fördern und ausbilden können, ohne dadurch je zu dem Bedenken Veranlassung zu geben, ob auch eine, das künftige Glück der Zöglinge gefährdende Ueberbildung die unerwünschte Folge unserer Erziehung werden möchte.

Denken wir uns nun die Kinder so vorbereitet, und in gleichem Sinne auch für ihre ferneren wichtigen Lebensjahre mit Lehre und Beispiel versorgt, wozu bereits die gesetzlichen Bestimmungen in ernste Erwägung genommen worden sind und in's Leben zu treten hoffentlich nicht lange mehr säumen werde; denken wir uns ferner, daß eine entsprechende Aufsicht ihnen auch in der gereifteren Jugend, wo sie sich für ihren künftigen bürgerlichen Beruf, ein jeder auf seine Art, ausbilden, nicht mangelt, wozu wir die hie und da getroffenen Vorkehrungen gleichfalls mit freudigem Gefühle zu begrüßen im Stande sind, — läßt sich dann wohl bezweifeln, daß wir unter Gottes Beistand dahin gelangen werden, durch Hunderte von Wesen, welche so in Seinem Geiste aufgezogen wurden, diesen Geist in einem weiten Kreise zu dem herrschenden zu machen, einem Kreise, der seinen eigenen verhältnißmäßig geringen Erziehungsmitteln überlassen, unter den Lockungen, welche das Thun und Treiben in größeren Städten meistens mit sich führt, große Gefahr gelaufen haben würde, für einen mehr oder minder bedeutenden Abschnitt oder auch für die ganze Dauer des Lebens von der Bahn des Rechten weit seitab gelenkt zu werden?

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, glauben wir denn auch keine Fehlbitte zu thun, wenn wir die Aufrechthaltung und möglichste Ausbreitung zunächst unserer Kinderbewahranstalten der kräftig unterstützenden, wohlwollenden Theilnahme ferner angelegentlich empfehlen. Was auf zweckmäßige Weise für sie geschieht, wird dereinst an vielen Stiftungen, die sich die Abhülfe leider schon ausgebildet vorhandener Uebel zur Aufgabe gemacht haben, entbehrlich werden. Straf- und Armeninstitute haben von einer frisch, fröhlich und fromm aufwachsenden Jugend geringere Ansprache zu gewärtigen, und es wird die schönere menschliche Weise, den Leiden und Fehlern in Liebe vorzubeugen, gewiß nicht verfehlen, sich am Ende auch als die materiell gewinnreichste, als die ökonomischste zu bewähren."

Auflösung der Charade in Nr. 61.

Kopfstück.

Miscellaneen.

(Die Ausbreitung der Dampfschifffahrt.) Die Kette von Dampfschiffen, welche binnen kurzer Frist die entferntesten Theile der Erde in Verbindung setzen wird, ist in der That zum Erstaunen. Die englischen Dampfboote zur Beförderung der Reisenden und der Briefpost nach Westindien rücken rasch ihrer Vollendung näher, und sehr wahrscheinlich wird das erste im September seine Fahrt antreten. Die Gesellschaft (**West Indian Steam Navigation Company**) hat sich erboten, ihren Wirkungskreis bis nach Puerto-Bello auszudehnen, wohin sie den Weg von Jamaica in drei Tagen zu machen gedenkt. Rechnet man von England nach Jamaica 20 Tage, 3 nach Puerto-Bello, 3 über die Landenge von Darien und 12 Tage von Panama nach Valparaiso, wo bereits eine Dampfverbindung stattfindet, so können wir Briefe von dorther in 38 bis 40 Tagen erhalten. Zur Verbindung zwischen Valparaiso und Neuseeland sind nun ebenfalls ernstliche Schritte geschehen, und es dürfte wohl nicht mehr lange währen, so werden vier Dampfschiffe, jedes von 240 Tonnen Trächtigkeit, auf den englischen Werften liegen, welche alle Monate eine Reise zwischen Valparaiso und der Bay of Islands machen werden. Dies würde den Weg bedeutend verkürzen, und die Dauer der Ueberfahrt von England auf 70 bis 73 Tage beschränken. Die englische Postverwaltung hat bei der Beförderung der Felleisen durch Dampfschiffe zwischen Liverpool, Halifax und Boston einen großen Vortheil gegen die Paketschiffe gefunden, welche auf dieser Linie früher von Falmouth ausgingen, und einen jährlichen Verlust verursachten, während jetzt bereits 20,000 Pf. St. gewonnen sind. Aus diesem Grunde werden nun auch die Paketschiffe nach Brasilien aufgehoben und durch Dampfschiffe ersetzt werden, welche ihre Abfahrt von Lissabon bewerkstelligen sollen, wohin Briefe und Reisende mit den nach Portugal fahrenden Dampfschiffen zu gehen haben. Es ist wahrscheinlich, daß die Reise von Lissabon nach Rio künftig in 24 Tagen gemacht werden wird.

Es soll jetzt eine Dampfpaketbootverbindung zwischen Marseille und Algier ins Leben treten, die diese Distance binnen 48 Stunden zurücklegt. Die Ueberfahrt auf dem letzten Platz wird nur 30 Francs kosten. Haben die Pariser erst eine Eisenbahn nach Marseille, so werden sie die afrikanische Colonie binnen drei Tagen besuchen können.

(Ein Blitzstrahl.) Die Preuß. Staats-Zeitung berichtet: Am 8. Juli schlug ein Blitzstrahl in das im Bau begriffene neue Schulhaus zu Pouch im Bitterfelder Kreise, ohne zu zünden, und warf einen Maurergesellen und zwei Handarbeiter, welche im oberen Theil des Gebäudes beschäftigt waren, und zufällig dicht nebeneinander standen, zu Boden. Vom Blitze getroffen war jedoch nur der Erstere, welcher besinnungs- und bewegungslos am Boden liegen blieb, und an dem man außer den fortdauernden Pulsschlägen kein weiteres Lebenszeichen bemerkte. Nachdem der vom Blitz Getroffene in sein Quartier geschafft worden war, kehrten Besinnung, Bewegung und die übrigen Lebenszeichen nach etwa einer halben Stunde wieder zurück. Er sah jedoch sehr roth und erhitzt aus; die Haare am Hinterkopf und im Nacken waren mehr oder weniger weggesengt, die hintere Halsfläche rosenroth gefärbt, angeschwollen und heiß und an drei bis vier kleinen runden Stellen fehlte die Oberhaut. Eben so war der Unterbauch, jedoch ohne Oberhaut-Entblößungen, geröthet. Ein Theil der Weste und des Hemdes war schwarz gesengt und eine aus dünnem Messingdraht geflochtene Uhrkette, welche er um den Hals trug, war in mehrere Stücke zerrissen, wovon sich nur noch einzelne Reste vorfanden. Aus dem silbernen Einfassungsringe des Uhrglases war ein rundliches Stück in der Größe einer Linse ausgeschmolzen, und ein Theil des Uhrglases so wie der Uhrfläche, welche unmittelbar unter der herausgeschmolzenen Stelle lag, mit schwarzem Ruß bedeckt. Die Uhr war anfänglich stehen geblieben, nachher aber regelmäßig fortgegangen und das Uhrglas unverletzt geblieben. Als einige Stunden darauf der Arzt hinzukam, klagte der vom Blitz Getroffene nur noch über Schwere im Vorkopf und Taubheit der Zunge; und scheint sonach ein bleibender Nachtheil für die Gesundheit desselben nicht zu befürchten zu sein."

(Das Comité des Mozart-Denkmals) macht in öffentlichen Blättern die Anzeige, daß wegen des römischen Mosaikbodens, der auf dem Michaelsplatze, gerade auf der dem Fundamente des Denkmals bestimmten Stelle, gefunden wurde, und der weiteren Ausgrabungen, zu denen diese Entdeckung Veranlassung gegeben, die Aufstellung und feierliche Enthüllung des Denkmals im Jahre 1841 nicht mehr stattfinden könne. Übrigens ist der Guß des Standbildes Mozart's vollendet, jener der Basreliefs an dem Piedestale wird vorbereitet, die Bausteine zum Fundamente sind gebrochen, der Marmor zum Piedestale vollständig bearbeitet, und so darf das Comité hoffen, das Denkmal sicher im Laufe des Jahres 1842 aufstellen und ein würdiges Enthüllungsfest feiern zu können. Bei diesem Anlasse glaubte das Comité auch seinen Dank für die Beiträge abstatten zu sollen, die seit der Bekanntmachung des letzten Verzeichnisses ihm zugekommen. Se. Majestät der König von Baiern haben die zum Piedestal nöthigen Marmorblocke von kolossalen Dimensionen allergnädigst aus den Steinbrüchen am Untersberg unentgeltlich abzugeben befohlen, nur die Arbeitskosten waren zu vergüten. Anerkennend werden die Bemühungen des k. b. Herrn Bauconducteurs und Kammerjunkers, Frhrn. v. Prielmayer zu Reichenhall, bei Vollziehung dieses allerhöchsten Auftrages erwähnt. Herr Capellmeister August Pott zu Oldenburg, einer der Gründer und thätigsten Mitglieder des Comité's, giebt zum Besten des Denkmals ein musikalisches Album heraus, zu welchem bereits von den berühmtesten Künstlern Beiträge geliefert worden sind. Die Summe aller dem Comité bisher zugekommenen Geldbeiträge beläuft sich auf 25,254 fl. 44 kr. R. W.

(Ausbrüten der Schlangen.) Der „Moniteur" meldet: „Man hat sich in der Menagerie des Museums der Naturgeschichte in Paris kürzlich überzeugt, daß bei dem Auskriechen der jungen

Schlange aus dem Ei einer **Boa** (Riesenschlange) die Mutter, obschon keine Wärmeentwickelung bei ihr statt findet, sich doch auf die Eier legt, wie ein brütender Vogel, sie gegen jede Hand, die sie ihr nehmen möchte, vertheidigt, und ihnen die höhere Temperatur bewahrt, worin sie während der ganzen Dauer dieser Art von Brütung verharren, die von der Brütung der Vögel so sehr verschieden ist, da letztere die Eigenschaft besitzen, ihre Eier aus sich selbst zu erwärmen. Die Reptilien haben als kaltblütige Thiere keine andere Temperatur, als die des umgebenden Mediums, in dem sie leben: hier nun aber trug die Mutter, die so warm wurde, wie der Boden der Kiste, worin sie eingeschlossen war, dazu bei, für alle Eier eine zur Ausbrütung derselben günstige Gleichheit der Temperatur hervorzubringen. Inzwischen kamen von funfzehn von ihr bebrüteten Eiern nur acht zum Ausschlüpfen, und zwar fand das Ausschlüpfen aus dem ersten am 57. Tage nach der Brütung statt. In diesem Augenblick verließ nun auch die Mutter die Eier und fraß, was seit zwei Monaten nicht mehr geschehen war. Sie fraß ein Kaninchen und zwei Kilogramme Ochsenfleisch. In Zeit von vier Tagen, in verschiedenen Zwischenräumen, schlüpften alle diese jungen Schlangen aus ihrer Schale, der sie sich mit ziemlicher Schwierigkeit entledigten. Kaum geboren, zeigten sie doch schon eine Länge von 55 bis 70 Centimetres, waren von der Dicke der gewöhnlichen Natter, schienen den Gebrauch aller ihrer Sinnorgane zu besitzen, bewegten sich mit großer Gewandtheit und suchten mit ihren Kinnladen zu beißen, oder vielmehr zu picken. Sie waren regelmäßig gefleckt, glichen ganz ihrer Mutter und schienen sich ganz gut zu entwickeln. Das Beobachten ihres Wachsthums dürfte um so interessanter sein, da man dabei vielleicht einige Zeichen finden würde, die, genau beobachtet, später zur Bestimmung des Alters dieser Thiere dienen könnten."

(Erfüllter Traum.) Der Arzt P. V. Zecchini versichert, während seines Aufenthaltes zu Milo im Jahre 1831, aus dem Munde des dortigen französischen Consuls Brest vernommen zu haben, daß er die Entdeckung der unter dem Namen der Venus von Milo bekannten, nun in dem königlichen Museum zu Paris befindlichen, und allgemein als außerordentliches Kunstwerk anerkannten Statue, einem Traume verdanke. Hrn. Brest träumte nämlich in zwei verschiedenen Nächten, daß er an einem ihm im Schlafe deutlich vorschwebenden Orte der Insel nachgegraben, und dort nebst mehreren Statuen, auch jene einer außerordentlich schönen Venus gefunden habe. Dieses Traumgebildes nicht achtend, wiederholte dasselbe sich in einer dritten Nacht, und deutlich bemerkte der Consul, immer träumend, nun an der ihn erschienenen Stelle Spuren eines auf derselben angezündeten Feuers. Am andern Morgen begab er sich dahin, fand jene Stelle, die Feuerspuren, begann die Nachgrabungen, und entdeckte die Venus und mehrere andere werthvolle Statuen.

(Messenmäkler.) Man lies't in einem französischen Blatte: Ein Mann verheirathete kürzlich seine Tochter und gab ihr 300,000 Franken mit. Man wußte nicht, woher er das Geld habe. Endlich erfuhr man, daß er lange Messenmäkler **(courtier des messes)** gewesen war. Er durchreiste Stadt und Land, Schlösser und Hütten und wandte sich überall an die frommen Leute, welche gewohnt sind, Messen lesen zu lassen; er übernahm dies unter Vorausbezahlung und ließ dann die Messen von armen Dorfpfarrern lesen, wobei er 30 Centimes von der Messe gewann. Er trieb sein Gewerbe in der Bretagne und der Nieder-Normandie, hielt Rechnung und Bücher in der besten Ordnung und erwarb sich ein Vermögen von 800,000 Franken.

(Bouquets in Ballsälen.) In einer wissenschaftlichen Vorlesung in London wurde kürzlich die Thatsache angegeben, daß Blumen, welche den Tag über Sauerstoffgas von sich geben, das zur Erhaltung des Lebens dient, in der Nacht kohlensaures Gas ausdünsten, das eines der verderblichsten und giftigsten Gase ist, die man kennt. Die Kopfschmerzen und andere Zufälle, die gewöhnlich auf einen Ball folgen, wo die Damen jetzt mit großen Bouquets erscheinen, sollen nun die Folge jenes von den Bouquets ausgedünsteten kohlensauren Gases sein.

(Dannecker,) der Bildner der Ariadne, des Christus und der Schiller-Büste, welche sicherlich der vollendetste Abdruck des wahrhaftigen Dichters ist, lebt, nahe an 87 Jahre alt, in Stuttgart, er ist körperlich gesund, beim Verlust aller Geisteskräfte, so daß er zum Kinde geworden. Ein betrübtes Gegenstück zu dem geisteskräftigen Thorwaldsen.

(Ein Sonderling.) Dieser Tage starb in Verona ein Sonderling; 18 Jahre hatte derselbe seine Wohnung nicht einen Augenblick verlassen, — die Drohung eines Mannes, dem er eine etwas zu hochgestellte Almosen-Forderung verweigerte, und welcher die Drohung, ihn zu tödten aussprach — war der Beweggrund zu dieser fixen Idee. —

Anzeige.

Der **Comtoir-Kalender** auf das Jahr **1842**
mit dem richtigen Postenverzeichniß ist zu 6 Grote, auf Pappe zu 10 Grote,
der **Tafel-Kalender**
à 2 Grote zu haben

Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 63.

Bremen, Sonntag den 8. August 1841.

Gestorben:

Nro. 712. Den 3. August. Der Schmiedegeselle Herm. Conrad Haake, 23 J.; am Wall Nro. 39 A.

— 713. Den 4. — Des Zimmergesellen Diedr. Wilh. Stubmann Ehefr., geb. Marcks, 40 Jahr; Fedelhören Nro. 42.

— 714. Den 4. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. Meyer Sohn, 15 J.; am Wall Nro. 29 C.

— 715. Den 4. — Der Packer Carsten Lankenau, 86 J.; Rembertistraße Nro. 46 A.

— 716. Den 4. — Der Tischlergesell Johann Grötsch, 21 J.; große Krummenstraße Nro. 7.

— 717. Den 4. — Die Dienstmagd Sophie Specketer, 30 J.; am Gröplingerdeich Nro. 20.

Nro. 718. Den 4. — Die Nätherin Dorothea Meier, 26 J.; Hastedt.

— 719. Den 5. — Des verst. Pensionairs Heinrich Ludwig Lackmann Wittwe, geb. Fander, 68 J.; Hohethorstraße Nro. 33.

— 720. Den 5. — Des Lehrers an der Hauptschule Ferdinand Wilhelm Virgien Tochter, 1 J.; Ansgarii Kirchhof Nro. 15.

— 721. Den 6. — Des Uhrmachers Johann Peter Conrad Burchard Ehefr., geb. Heinemann, 61 J.; Wachtstraße Nro. 2.

— 722. Den 7. — Des verst. Uhrmachers Conrad Plump Wittwe, geb. Meinardus, 74 J.; gr. Annenstraße Nro. 97.

Geboren:

Nro. 947. Den 25. Juli. Des Grobbäckers Heinrich Fasmer Ehefr., geb. Matthies, Panzenberg Nro. 12; von einem Mädchen.

— 948. Den 30. — Des Arbeitsm. Christ. Münnich Ehefr., geb. Stolte, Steinthor Nr. 101 B; von einem Knaben.

— 949. Den 3. August. Des Cigarrenmachers Johann Friedrich Georg Frese Ehefr., geb. Blendermann, Lingen Gang Nro. 5; von einem Knaben.

— 950. Den 3. — Des Arb. Herm. Heinrich Heyn Ehefr., geb. Schäfer, gr. Payeken Gang Nro. 3; von einem Knaben.

— 951. Den 3. — Des Arbeitsm. Joh. Ehlers Ehefr., geb. Ebeling, gr. Johannisstraße Nr. 48 C; von einem Knaben.

— 952. Den 4. — Des Stuhlmachers Wilh. Christel Osterloh Ehefr., geb. Mahlstedt, gr. Johannisstraße Nro. 178; v. einem Knaben.

— 953. Den 4. — Des Kaufmanns Johann Conrad Cattus Ehefr., geb. Bley, Grünenstraße Nro. 23; von einem Mädchen.

Nro. 954. Den 4. — Des Tischlers Johann Heinrich Wischhusen Ehefr., geb. Stegens, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 955. Den 5. — Des Arbeitsm. Johann Diedrich Schomburg Ehefr., geb. Dreyer, kleine Rosenstr. Nro. 11; von einem Mädchen.

— 956. Den 5. — Des Stuhlmachers Georg Christ. Theodor Millahn Ehefr, geb. Mahlstedt, Hohethorstr. Nro. 12; von einem Mädch.

— 957. Den 6. — Des Cigarrenmachers Christ. Wilh. Burhorn Ehefr., geb. Lüring, Buntenthorssteinweg Nro. 245; von einem Knaben.

— 958. Den 6. — Des Dr. juris und Obergerichtsanwalds Joh. Daniel Noltenius Ehefr., geb. Meyer, Buchtstraße Nro. 58; von einem Knaben.

— 959. Den 7. — Des Landmanns Diedrich Krudup Ehefr., geb. Klatte, Fedelhörn Nro. 29; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 637. Der Salineschreiber zu Rothenfelde Christian Ludewig Schwanecke und Charlotte Sophie Emilie Warnecken aus Buer.

— 638. Der Kappenmacher zu Liebenau Heinr. Christ. Heise und Betha Gehle hieselbst.

— 639. Der Maler Ludwig Friedrich Busch und Dorothea Charlotte Löseke hieselbst.

— 640. Der Kohlhöker Christ. Friedrich Lentz und des verstorbenen Kohlhökers Johann Carl Alexander Plappert Wittwe, Gesche Margarethe, geb. Woltmann hieselbst.

Nro. 641. Der Arbm. Joh. Friedr. Christ. Thiele hieselbst und Margar. Sophie Luise Bartels aus Mandelsloh.

— 642. Der Lein- und Baumwollenweber am Buntenthorssteinwege Christian Heinrich Friedrich Ernst Baerold und Anna Cathar. Margr. Wellmann aus Wildeshausen.

— 643. Der Arbeitsm. am Buntenthorssteinwege Heinr. Lars und des verstorbenen Malers das. Johann Hinr. Wilhelm Bothe Wittwe, Gesche Margar., geb. Justefeld.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 64.

Bremen, Donnerstag den 12. August 1841.

Sehnsucht der Liebe.

Sehnsucht der Liebe, die laut hier spricht,
Sehnsucht der Liebe, wer kennt dich nicht;
Wer nicht die Schmerzen, die glühende Lust,
Wer nicht die Seufzer der schwellenden Brust?
Sehnsucht der Liebe, die laut hier spricht,
Sehnsucht der Liebe, wer kennt dich nicht?

Stunde des Scheidens, so trüb und bang
Tönst du der Seele, wie Grabgesang.
Ach und das Lächeln, den seligen Blick,
Bringst du noch einmal so schmerzlich zurück.
Stunde des Scheidens, so trüb' und bang
Tönst du der Seele, wie Grabgesang.

Wehmuth der Liebe, die laut hier spricht,
Wehmuth der Liebe, wer kennt dich nicht!
Nur wenn der Hügel mich kühlend umbaut,
Kann ich vergessen die liebliche Braut.
Wehmuth der Liebe, die laut hier spricht,
Wehmuth der Liebe, wer kennt dich nicht?!

„Sein Leben für die Geliebte."

Aus dem Leben Calderon's.

„Dar su vida por su dama" ist der Titel eines spanischen Drama's, welches zuerst im Jahre 1627 aufgeführt wurde, und das man in einer, gleichzeitig in Madrid herausgekommenen Sammlung dramatischer Werke findet, deren Verfasser sich nicht genannt hat. Die Ausarbeitung dieses Stücks und dessen Aufführung waren von so ganz besondern Umständen begleitet, daß sie wohl erzählt zu werden verdienen.

Im Anfange des Monats Februar des eben genannten Jahres hatten sich zwei Männer in einem Kabinet des königlichen Schlosses zu Madrid eingeschlossen. Der eine davon mochte ungefähr dreißig Jahre zählen, und war mit einem Kleide von dem kostbarsten Goldstoff angethan; der andere, höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, hatte einen zierlich feinen Wuchs, noch durch die Artillerie-Uniform gehoben, die er trug. Der Erstere, finster und stolz, stützte sich auf eine seiner Hände, während die andere nachlässig mit der Uhrkette spielte; die kleinen lebhaften, sprechenden Augen des Letztern waren auf ein Manuscript geheftet, dessen Inhalt er eifrig seinem Ehrfurcht gebietenden Zuhörer vorlas. Das Manuscript enthielt eine dramatische Arbeit und der Vorleser war eben bis zu den letzten Scenen gekommen.

„Gut, gut, in der That, sehr gut!" sagte wiederholt der Herr in dem goldstoffenen Kleide, und sein finsteres Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Die Begeisterung des jungen Offiziers für das Werk, welches er vorlas, wuchs bei den kurzen, abgebrochenen Lobsprüchen seines Zuhörers; er fühlte sich dadurch gehoben wie ein edler Diener durch die Liebkosungen seines Herrn, und oft geschah es, daß er, anstatt zu lesen, ganz frei vortrug, vorzüglich die rührenden und erhabenen Stellen.

Als der junge Mann bis zu der Entwickelung des Stücks gekommen war, bat er um die Erlaubniß, seine Vorlesung abbrechen zu dürfen, und setzte ehrerbietig die Unentschlossenheit auseinander, in welcher er sich darüber befinde

wie er das Stück schließen wolle. Der Held des Drama's war ein zärtlicher Liebhaber, welchen der Gegenstand seiner Leidenschaft nach und nach auf sehr harte Proben gestellt hatte. Sein Leben schwebte sogar in Gefahr und der Autor war nun darüber zweifelhaft, ob er seinen Helden solle sterben lassen, oder nicht. Der Vorleser neigte sich zu der erstern Alternative, sein Zuhörer dagegen war anderer Meinung. „Niemals," sagte der Herr in dem goldstoffnen Gewande, mit sehr zuversichtlichem Tone, „niemals hat ein Weib den Tod eines Mannes herbeiführen wollen." Der Held des Stücks scheint mir daher genugsam auf die Probe gestellt, und seine Geliebte muß endlich nachgeben. Sollte die Sache noch weiter getrieben werden, so würde die Treue und Hingebung des Liebhabers als unwahrscheinlich sich darstellen."

Der erste Einwand hatte den Soldaten ergriffen, der zweite verletzte noch obenein seinen Edelsinn, und gab ihm den Muth zum Widerspruch; mit eben so viel Geist als Feuer entwickelte er die Möglichkeit, daß ein Liebender sein Leben opfern könne, um seine Liebe zu beweisen. Erstaunt und in Bewunderung hörte ihm sein Gegner zu, und rief endlich: „Nun wohlan, junger Mann! so bestehe die letzte Probe. Deine begeisterte Ueberzeugung wird eine herrliche Scene mehr hervorrufen."

„Und das Stück soll heißen: „Sein Leben für die Geliebte!" fügte der Offizier echt ritterlich hinzu. Zugleich fuhr der Jüngling in seiner Vorlesung da fort, wo er stehen geblieben war, und deklamirte nun die letzte Scene aus dem Stegreif, so, wie er sie aufgefaßt hatte.

„Vortrefflich, vortrefflich!" rief sein Zuhörer, entzückt von dieser Ueberraschung. „Ich bin sehr mit Ihnen zufrieden, junger Mann!" fuhr er fort, und bemächtigte sich dabei des Manuscripts; „ich verspreche Ihnen dafür, daß dieses Stück noch vor Ablauf eines Monats auf dem königlichen Privat-Theater in Madrid aufgeführt werden soll."

Glühend vor Freude und Stolz erschöpfte sich der junge Soldat in Dankbezeugungen; doch der ernsthafte Herr ihm gegenüber unterbrach ihn schnell und bemerkte in einem gebieterischen Tone: „Eine einzige, aber ganz unerläßliche Bedingung knüpfe ich an diese Gnaden-Bezeugung; ich verlange nämlich" (und diese Worte sprach er nur halblaut), „daß kein Mensch auf der Welt, verstehen sie mich wohl, kein Mensch auf der Welt erfahren darf, daß dieses Stück aus Ihrer Feder hervorgegangen ist."

So erfreut der junge Mann einen Augenblick vorher gewesen, in eben so große Bestürzung versetzten ihn die letzten Worte seines Zuhörers; er wollte einige Einwendungen gegen diese Bedingung hervorstottern, aber ein Blick dessen, welcher ihm gegenüber stand, machte ihn verstummen; er versprach sich dem Willen seines Beschützers unterwerfen zu wollen, ohne zu hören, daß ihm dieser noch eine ansehnliche Gratifikation auf die königliche Kasse zusicherte.

Der junge Lieutenant, welcher hier so eben eine dramatische Arbeit vorgetragen hatte, war: Don Pedro Calderon de la Barca, derselbe, von dem hundertundzwanzig dramatische Meisterwerke, denen das hier erwähnte nur der Vorläufer war, vorhanden sind. Calderon's große Freude darüber, daß sein Stück auf dem königlichen Privat-Theater aufgeführt werden solle, ist eben so begreiflich, als die Unterwerfung unter eine so auffallende Bedingung, als die ihm hier gestellte, wenn man die Person kennt, deren Urtheil er seine Arbeit anvertraut hatte. Es war dies nämlich kein Anderer, als Philipp IV., König von Spanien, von welchem wir nun auch wissen, wodurch er sich die Mittel verschaffte, als dramatischer Schriftsteller auftreten zu können.

Man hat dem berühmten Zeitgenossen Philipp's, dem Cardinal Richelieu, ein ähnliches Verfahren Schuld gegeben; vergleicht man indeß die Handlungsweise beider Männer, so fällt diese Zusammenstellung zum Vortheile Richelieu's aus, denn dieser beschränkte sich doch darauf, seine Stücke Corneille zur Umarbeitung zu geben, während Calderon's Beschützer den Schriftstellern, welchen er sein Vertrauen schenkte, nur ganz kurz den Gegenstand, über den geschrieben werden sollte, andeutete, und dann die hiernach von denselben ausgearbeiteten Stücke für seine Arbeiten gelten ließ. Lope de Vega hatte längere Zeit dem Könige in solcher Art gedient, fand es aber dann angemessen, sich in diesem Posten durch einen Andern ersetzen zu lassen. Er lernte den jungen Calderon kennen, dieser hatte ihm seine Entwürfe zu mehreren dramatischen Arbeiten mitgetheilt, und Lope de Vega davon Veranlassung genommen, Calderon dem Könige als einen geistvollen Menschen, welcher zu den größten Erwartungen berechtige, vorzustellen. Auf diese Weise war der junge Artillerie-Lieutenant, aufgemuntert und geschmeichelt durch seinen erhabenen Beschützer, dahin gediehen, daß er, ohne dieß zu ahnen, in die Nothwendigkeit versetzt wurde, für den König von Spanien ein Drama schreiben zu müssen. (Fortsetzung folgt.)

Schiffbruch und Gefangenschaft einer Engländerin in China.

(Fortsetzung.)

In einer andern Stadt wurde Halt gemacht und wir aus unseren Käfigen herausgenommen, aber nur um uns schwere eiserne Fesseln an die Beine zu legen. Herr Witts und der Knabe hatten auch Handschellen an, mir ließ man die Hände frei. Die erstern wurden an Bord eines Bootes, ich auf ein anderes gebracht, und so wurden wir zwei Tage und drei Nächte auf einem Canal fortgeführt, während welcher Zeit ich keinen Bissen kostete, weil sie mir aus keinerlei Ursache erlauben wollten, nur einen Augenblick den kleinen Käfig zu verlassen. Ihr könnt Euch vorstellen, was wir zu leiden hatten. Ich glaube es war Mittwoch, den 23., als wir in Ningpo eintrafen. Wie glücklich war ich, hier meinen edelmüthigen Freund Lieutenant Douglas zu finden und, wie freute es mich zu hören, daß er weit besser behandelt worden sei als ich. Er war kurz vor uns angekommen. Auch erfuhr ich mit Freude und Dank, daß die gesammte Mannschaft des Kite von den Chinesen gerettet und gefangen in der Stadt sei. Aber, ach! mit all diesen guten Neuigkeiten wurde auch meine schlimmste Furcht bestätigt, alles was mir lieb und werth war, lag im Ocean begraben. Was soll ich sagen? Mein liebes Kind hätte in einem offenen Boote nicht leben können, noch ertragen, was ich ertrug, und mein Gatte, der so zärtlich an den Seinigen hing, der einen heißen Kopf und ein warmes Herz hatte, hätte nicht leben können und mich so leiden sehen, und wie müßte es mein Herz zerrissen haben, wenn ich diese Wesen, die mir zehntausendmal theurer waren als mein eigenes Leben, in diesen Drangsalen hätte sehen müssen. Ich bitte demüthig die Vorsehung, mir so viel Kraft zu schenken, daß ich sagen kann: dein Wille geschehe! Gott hat in seiner Güte und Barmherzigkeit die kostbarsten Gegenstände meiner Liebe zu sich genommen — er, der für sie mehr thun konnte als ich darum bitten oder denken kann. Und ob ich gleich einsam und verlassen in der Welt und fern von der Heimath bin, so hat er doch in seiner Gnade Euch, mein wahrhaft christlicher Freund! nebst vielen Andern zu meinem Troste erweckt, wofür ich den Erlöser preisen werde in Zeit und Ewigkeit, und mag auch über mich ergehen was da will, stets werde ich ein Herz bewahren voll Dankgefühl.

Zu Ningpo that es mir leid noch einen anderen Gefangennen zu finden, Capitain Anstruther, von der Madras-Artillerie, der sich mir seitdem als ächter Freund bewährt hat. Hier war auch der Euch wahrscheinlich nicht unbekannte Comprador. Meine grausamsten Leiden waren nun zu Ende, um so tiefer fühlte ich mein trauriges Loos. Doch vergönnte mir die Vorsehung manchen süßen Trost. Capitain Anstruthers Gefängnißthür war unweit von der meinigen und ich sah ihn oft. Die Mandarinen gaben mir einige chinesische Gewänder von den buntesten Farben, und so wenig dieser Glanz im Einklang war mit meinen Empfindungen, so mußte ich sie tragen, auch wurde ich (wie der Kerkermeister es nannte) in ein sauberes Gefängniß gebracht, und mir ein Weib zur Bedienung beigegeben. Nachdem ich in der Behausung der Mandarinen gefrühstückt, wanderte ich in meine einsame Zelle — es war ein enges schmutziges Gemach, auf zwei Seiten bloßes Sparrenwerk, hie und da das Tageslicht durchblickend; das ganze Geräth eine Lampe, ein alter Tisch, ein Stuhl und mein Käfig, die Schlafstätte bei Nacht und der Behälter, in den man mich hineinsetzte, so oft ich zu den Mandarinen mußte. Zum erstenmal seit dem Schiffbruch konnte ich mich umkleiden und meine Haare flechten. Noch wurde mir das Vergnügen zu hören, daß für die drei Officiere ein geräumiges Zimmer hergerichtet wurde, in welchem sie fortan zusammen wohnten, denn Lieutenant Douglas hatte bisher alle Pein des gemeinen Gefängnisses durchgemacht. Zwar kam ich dadurch um die Gesellschaft meines Freundes, denn wir trafen uns jetzt nur noch, wenn wir bei den Mandarinen speisten, was anfangs häufig geschah, später, nach befriedigter Neugierde, selten. Ueber Tisch unterhielten sie sich mit Ausfragen über die Königin und die Regierung, über die Stärke unserer Land- und Seemacht, den Rang und das Einkommen der Officiere. Oft mußte ich meine traurige Geschichte wiederholen, besonders wenn irgend ein vornehmer Beamter in die Stadt kam, und dies war für mich eine harte Prüfung, namentlich wenn ich wieder allein war. Ihre Ausforschungen über unsere Familien waren höchst umständlicher Art: so ob wir Verwandte wären von der Königin Victoria und ob ich ihre Schwester sei, was ich sein mußte, ich mochte auch noch so sehr widersprechen. Es würde eine endlose Arbeit sein, wollte ich Euch alle die närrischen Fragen erzählen, die sie an uns richteten. Gleichwohl schrieben sie alle unsere Antworten auf. Capitain Anstruthers Zeichnenkunst wurde fleißig in Anspruch genommen; ich bin überzeugt, daß wir

seinen Talenten, wie seiner unermüdlichen Bereitwilligkeit manche Erleichterung zu verdanken hatten, und gerne verweile ich bei diesen hellern Schatten meines traurigen Lebens. Dagegen war es immer mit Bedauern, wenn ich Befehl erhielt in meinen Käfig zu steigen. Fast täglich empfing ich aus dem Officiersgefängniß einen Brief. Der Comprador wohnte ganz in meiner Nähe und bewies mir viele und große Gefälligkeiten. Zwei Tage nach der Wegversetzung der Officiere aus dem gemeinen Gefängniß wurden alle übrigen Gefangenen unter dem Vorwande besserer Unterkunft, mit Ausnahme zweier, die krank waren, nach einem sehr entfernten Kerker gebracht. Ich hatte wenigstens die Genugthuung, sie an meiner Thür vorbeiziehen zu sehen, aber sprechen durfte ich nicht mit ihnen, mein Herz blutete beim Anblick ihrer niedergeschlagenen Haltung und ihrer einfallenden Gestalt.

Am 8. October erhielt Capitain Anstruther einige Effecten aus Tschusan mit Briefen, welche uns Hoffnung machten zu baldiger Erlösung. Er überschickte mir gütig einen großen Theil des Empfangenen. Der Comprador war inzwischen von mir entfernt worden, was mich sehr betrübte, da ich nun keinen Menschen mehr hatte, mit dem ich sprechen konnte. Dafür bekam ich eine Bettstelle, welch mir ein großer Luxus schien, da ich bisher entweder in dem Käfig oder auf dem schmutzigen Boden hatte schlafen müssen. Zuweilen wurde mir vergönnt die kranken Gefangenen zu besuchen, wir konnten uns dann doch über unsere schreckliche Vergangenheit unterhalten und ich fühlte darin einen leidigen Trost. Oft wurden die Wunden meines Herzens wieder schmerzlich aufgerissen durch die verschiedenen Erzählungen über den Tod meines Gatten und Kindes. Einmal wurde mir gesagt, man habe ihn nach der Cajüte gehen sehen, um sein Kind zu retten, und nachher habe man ihn todt gesehen mit dem Säugling an der Brust. Solche Erzählungen machten mir manche schlaflose Nächte, doch fand ich in der Folge, als ich mit allen Gefangenen bei den Mandarinen zusammenkam und sie über den Thatbestand genau befragte, daß dieses Gerücht ungegründet war, denn sie hatten den Capitain, nachdem das Schiff überschlagen, nicht wieder gesehen. An diesem selben 8. October war ich sehr unwohl. Zwei Tage litt ich an einer heftigen Kolik und konnte mich die ganze Nacht nicht niederlegen vor Schmerzen: dabei drohten sie mir immer mit Handschellen und nur eine Nacht, wo mir gar zu übel war, hatten sie dieselben ganz weggethan. Am 9. hatte ich doch wieder eine angenehme Ueberraschung — der Comprador war zurück gekommen, die Mandarinen hatten ihn nach Chinhae gesandt, um sich zu versichern, ob der brittische Delegirte, der wegen unserer Freilassung unterhandelte, wirklich Capitain Elliot sei und damit, wenn dies nicht der Fall wäre, das Individuum, welches unter diesem Namen zu erscheinen wagte, festgenommen würde. Am 14. bekam ich ein zweites Weib zur Aufwartung mit einem ungezogenen Buben von etwa vier Jahren, der den ganzen Tag schrie. Dies war für mich eine harte Probe, da ich keinen Augenblick für mich hatte, und was mich am meisten bekümmerte, mein stiller Verkehr mit Gott wurde dadurch gestört. Das andere Weib brachte jetzt auch ihr Mädchen und so waren vier schmutzige Geschöpfe in meinem schmutzigen Loch. Das war kaum auszuhalten; doch nach vielen Bitten und nach Verlauf einer geraumen Zeit wurden die Kinder entfernt. Sonntag den 18. erfuhr ich den Tod eines unserer Seeleute — es war einer der Schiffsjungen, den ich mehrere Male hatte sehen dürfen. Sein Aufkommen war mir von Anfang an sehr unwahrscheinlich, und so wurden die wenigen Augenblicke, die ich mit ihm sprechen konnte, der Unterhaltung mit erhabenen Dingen gewidmet. Obgleich zum Skelet abgemagert und schwach wie ein Kind, mußte er die Fesseln tragen bis zu seinem letzten Athemzuge. Einen oder zwei Tage vor seinem Tode äußerte er gegen mich, er fühle, daß er nicht mehr genesen werde, aber seine Seele sei ruhig und in ihm das Vertrauen, daß der Heiland mit ihm sei. Als ich zuletzt von ihm Abschied nahm, sagte er: „Gott segne Euch, gute Frau.“ Dieser Worte werde ich mich stets erinnern, sie sind erfüllt worden, denn Gott hat sich meiner erinnert. Die zwei kranken Seeleute waren über den Hingang des armen Jungen sehr betrübt und es freute mich, ihnen einige Erleichterung zu bieten, weltliche und geistliche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Du, Ihr, Er, Sie in der Anrede.

Der bei den Römern häufige Gebrauch des Wir statt des Ich ging in den Geschäftsstil der fränkischen Könige über und drang allmählich in die Schreiben der Bischöfe,

*) Nach den durch Jacob Grimm's Forschungen ermittelten Resultaten.

Aebte, Fürsten, Grafen und Freiherren ein. Hieraus entstand die Anrede mit Ihr, welche schon im 9. Jahrhundert den Königen gegeben ward und nach und nach als höfliche Auszeichnung auch in anderen Verhältnissen in Gebrauch kam. Im 13. Jahrhundert, der Zeit des ritterlichen Ceremoniells, gelten folgende Regeln: 1) Gegenseitiges Duzen gilt unter Seitenverwandten und vertrauten Freunden; 2) Eltern geben den Kindern Du, der Vater empfing von Sohn und Tochter Ihr, die Mutter vom Sohne Ihr, von der Tochter gewöhnlich Du; 3) Eheleute ihrzen sich; 4) Liebende, um Liebe Werbende nennen sich Ihr, gehen aber leicht in das vertrauliche Du über; 5) der Geringere giebt dem Höheren Ihr und erhält Du zurück; 6) Frauen, Geistliche, Fremde erhalten Ihr; 7) personificirte Wesen werden vom Dichter geihrzt, doch Tod und Traum erhalten Du; 8) leidenschaftliche Rede achtet der Sitte nicht und entzieht bald trauliches Du, bald höfliches Ihr.

Im 14. 15. 16. Jahrhundert nahmen die Titel Majestät, fürstliche Gnaden u. dgl. überhand und verhinderten beim Beginn der Rede das unmittelbare Ihr. Aus der dritten Person ging man aber im Verfolg der Rede in die directe zweite über. Auch die Benennung Herr und Frau sank im Beginn des 17. Jahrhunderts zu einem Höflichkeitszeichen herab. Nun fing man an, sie gleich den übrigen Titeln indirect in der dritten Person zu verwenden, und bald nachher das bloße Er und Sie statt der directen Anrede zu setzen. So z. B. beginnt Opitz die Dedication eines Bandes seiner Gedichte „dem Hochedlen Herrn Dieterichen von dem Werder" mit folgenden Worten: „Ich gestehe es, hochgeehrter Herr Obrister, es ist genug, daß er meine Reime lieset und könnte ich ihn wol mit dem Schreiben verschonen; aber er wolle solches auch lesen u. s. w." Dieses Er und Sie überbot die Höflichkeit des Ihr, welches fortan eine bloße Mittelstufe der Vertraulichkeit oder Geringschätzung abgab, während Du die unterste Stufe ausdrückte. Gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts ersann man eine neue Steigerung, die zwischen 1730 und 1740 den Sieg gegen die früheren davontrug und durch den jetzt mächtig eintretenden Aufschwung der Prosa in unserer Sprache, leider, befestigt wurde. Nämlich in jener Zeit kam als die feinste Höflichkeit auf, das Er und Sie der dritten Person aus dem Singular in den Plural zu rücken. Wenn Grimm dies als eine baare Versündigung wider Sinn und Geschmack bezeichnet, so stimmen ihm darin wohl alle Verständigen bei; aber steht es zu ändern? Soweit ist man indeß zur einfachen, deutscher Gemüthlichkeit entsprechenden Sitte zurückgekehrt, daß das unnatürliche Sie mehr und mehr aus vertraulichen Verhältnissen verdrängt wird.

---

† Bescheidene Anfrage.

Es haben mehre achtungswerthe Bürger die traurige Erfahrung gemacht, daß Einer der Herren Prediger an der Domkirche in den zur Confirmation vorbereitenden Unterrichts- oder Prüfungsstunden eine Rangordnung unter den Kindern beobachtet, welches schon manchen, minder reichen Bürger aufrichtige Betrübniß gemacht hat.

Da nämlich wahrscheinlich die Anzahl der Kinder zu groß ist, um bequem vom Herrn Prediger übersehen werden zu können, oder vielleicht im Hause desselben nicht Raum genug vorhanden ist, um alle Kinder gleichzeitig aufzunehmen, so hat der Herr Pastor die Einrichtung getroffen, sämmtliche Kinder in zwei Abtheilungen zu theilen: eine, welche den Unterricht Vormittags und die andere, welche ihn Nachmittags genießt. — Sollte es nun nicht zweckmäßiger und minder anstößig für die weniger bemittelten Eltern sein, wenn die Theilung nach den Kenntnissen der Kinder geschähe, und nicht, wie es dem Herrn Pastor beliebt, die Kinder der reichen und angesehneren Eltern in die erste Klasse (diejenige Abtheilung, welcher Vormittags der Unterricht ertheilt wird) und die Kinder der minder reichen Eltern in die zweite Klasse zu bringen?

Es ist nur zu deutlich zu erkennen, daß es hier auf die Bezahlung ankömmt, wornach sich die Herren Prediger doch gewiß am aller wenigsten richten sollten! — Sind wir doch vor Gott Alle gleich!

Mehrere Bürger.

---

* Correspondenz-Nachricht.

Münden, den 5 August.

Der Aufenthalt in Münden gefällt mir ungeachtet des ungünstigen Wetters ausnehmend. Trotz des Regens wird, nach Benutzung der vorgeschriebenen Bäder und bei dem Trank des herrlichsten Quellwassers, die nächste Umgebung der Stadt zum Promeniren benutzt, ganz besonders aber das von der Natur so sehr begünstigte Meyer'sche Werder. Einige schöne Tage gaben aber auch Gelegenheit die nahe belegenen

Berge zu besteigen und sich an den wirklich schönen An- und Aussichten, welche sich bei jeder andern Richtung erneuen, zu laben. Trank und Bad bekommen mir ausnehmend gut und die sorgsame Aufmerksamkeit des Herrn Dr. Lachmund kann ich nicht genug rühmen. Beschränkt sich die Zahl der Kurgäste jetzt zwar noch auf 30, so wird sich doch diese noch bedeutend vermehren, wenn das Wetter nur erst wieder freundlicher wird. Excursionen nach dem Neuen-Hause, nach Volkmershausen und den nahe belegenen Orten, sind höchst amusant und billig zugleich; denn für 3 — 4 Grote bekommt man Milch und Butterbrot vollauf und die Abendmahlzeit wird damit geschlossen. Die Mündenser kommen den Fremden höchst freundlich entgegen und führen die Landpartien an. Ist freilich strenge Diät ein Erforderniß bei der Kur, so braucht doch Niemand zu fürchten, daß er nur auf Wasser-Kost reducirt werde. Nein, die Wasser-Kur erfordert vielmehr nahrhafte Kost und diese wird hier in aller Maaße zu wöchentlich 2 Thlr. verabreicht. Freilich ist dabei kein Wein erlaubt, aber man lernt ihn auch sehr leicht entbehren. Auch die Wohnungen sind hier billig und höchst bequem. Genug, es ist hier gut sein.

Ein Kurgast.

Theater.

Die Freunde des Landlebens waren am letzten Freitage gerne zur Stadt gekommen, um sich für die Ungunst der Natur im ewig heitern Gebiete der Kunst zu entschädigen. Wie genügsam nimmt man auch mit einer abgerissenen Arie vorlieb, wenn man in Gefahr steht, die ganze Oper auf mehrere Jahre zu entbehren! — Madame Duflot-Maillard trat in drei Rollen auf. Die erste — Rosine aus dem Barbier von Sevilla — war offenbar unpassend gewählt, weil die Stimme nicht mehr die Jugendfrische und natürliche Fülle hat, welche der schalkhaften Mündel des Doctor Bartolo nicht fehlen darf, und weil das Musikstück zu einfach ist, um durch Kunst verdecken zu lassen, was die Natur nicht mehr giebt. Die Ouverture wurde nicht in dem lebhaften Tempo ausgeführt, wie man es bei Koßmaly gewohnt war, namentlich möchte es keinen Beifall finden, daß die bekannte sanfte Stelle plötzlich in einem langsameren Tempo genommen wurde. Es ist dies weder vorgeschrieben, noch der Stelle angemessen. Der scherzhafte Doppelschlag, den die Violine schließend anbringt, läßt mit Sicherheit annehmen, daß Rossini sich den Satz nicht sentimental gedacht hat. Wir möchten überhaupt rathen die lebendigen Tempi von Koßmaly beizubehalten, wenn nicht auf lange Zeit — (O Königin, Du weckst der alten Wunde erneutes, schmerzliches Gefühl!)

In der zweiten Rolle, Norma, war die Sängerin besser an ihrem Platze. Diese majestätischen Recitative wurden meisterhaft vorgetragen, und die Kenntniß aller Künste und Künsteleien der Italienischen Gesangschule nachgewiesen und ausgeführt. Rauschender Beifall und Hervorrufen war die Wirkung. Den Deutschen Orovist der Italienischen Tochter gegenüber mußte man sich schon gefallen lassen. Die letzte Rolle — Irene aus Donizetti's Belisario — gab ebenfalls Gelegenheit, ein Musikstück von großartigem Character vorzutragen, was der Künstlerin, wie schon bemerkt, besser gelingen muß, als einfache Stücke, wo die Stimme mehr als der Gesang den Ausschlag giebt. Die Künstlerin wurde auch hier noch lebhafter und rauschender hervorgerufen, als das erste Mal. Madame Gliemann hatte die Italienischen Recitative zufriedenstellend eingeübt. In Betreff der dermaligen Neben- und künftigen Hauptstücke — Rosen des Herrn von Malesherbes, und Ahnenstolz in der Küche — ist zu bemerken, daß Herr Engelken den Vatel sehr gut spielte und nach Verdienst herausgerufen wurde. Nicht minder erwarb Demoiselle Thate anerkennenden Beifall und berechtigt sie allerdings zu künstlerischen Hoffnungen. Im Parquet erzählte man sich, es solle beim Auftreten des Herrn Engelken die Einrichtung der Oper auf nächsten Winter begehrt werden, es ist dies aber ebensowenig Bremischer Stil als das zur Schaustitzen von Actionairen zwischen zwei Lichtspiegeln, und in beiden Punkten kam also nichts zum Vorschein. Eine Art Beschwichtigung sollte wohl in der Rede des Herrn Engelken liegen, „daß er nicht eher beurtheilt werden möchte, als er Gelegenheit gehabt zu zeigen, was er bieten wolle." Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden, allein in dem reichlich besetzten Hause lag doch deutlich die Erklärung — das Publikum wünscht Opern zu hören — und wenn nun doch eine ausweichende Antwort gegeben wurde, so darf das Publikum sich doch der Täuschung nicht hingeben, daß in jener Rede das Versprechen der Oper habe liegen sollen. Es wäre aber sehr verkehrt, wollte man Herrn Engelken deshalb anfeinden; warum soll er ein ihm so bequem gegebenes Monopol nicht mit dem wenigsten Aufwande nutzbar zu machen versuchen? Es sorge immerhin ein Jeder zunächst für sich selbst. Allein wenn das Bremer Publikum — nachdem die Zauberklänge der Oper noch im Ohr wiederhallen — durch Abonnement erklärt, wir sind zufrieden mit Kotzebue und Scribe, mit diesen Liebespärchen und diesem Küchenfeuer, wir verzichten freiwillig auf Mozart, Bellini u. s. w., dann hat wahrlich das Lamm aufgehört das erste Symbol der langmüthigsten Geduld zu sein! —

Miscellaneen.

(Eisenbahn von Cöln nach Antwerpen.) Man schreibt aus Brüssel vom 18. Juli: Ein königlicher Beschluß vom 21. v. M. verordnet, daß künftig der Director der Eisenbahnbauten seine Sorgfalt ausschließlich der Strecke von Ans, bei Lüttich, bis an die preußische Gränze zuwenden soll. Er wird zu diesem Ende in Lüttich wohnen. Die Arbeiten auf dieser Strecke wurden zwar schon seit einiger Zeit mit größtem Fleiße betrieben, werden aber nun einen noch kräftigern Impuls erhalten. Man fühlt die Nothwendigkeit die Handelsverbindung zwischen Antwerpen und Cöln auf diesem Wege bald möglichst zu Stande zu bringen, da Holland seinerseits sehr thätig ist, die Rheinschifffahrt zum Vortheil seines Handels mehr als bisher auszubilden, wovon sein mit Frankreich jüngst abgeschlossener Handels- und Schifffahrtsvertrag ganz besonders Zeugniß giebt. Wie man vernimmt, wird die Bahn von Aachen nach Köln im bevorstehenden September eröffnet werden. Die dortige Eisenbahngesellschaft wird alsdann ebenfalls alle ihre Thätigkeit der Strecke von Aachen bis zur Gränze, auf welcher nicht minder Schwierigkeiten zu überwinden sind, als auf der diesseitigen Strecke, ungetheilt zuwenden können, so daß von beiden Seiten das großartige Unternehmen mit schnellerm Schritte seiner Beendigung zueilen wird.

(Eisenbahn zwischen Köthen und Bernburg.) Auf Staatskosten soll von Köthen nach Bernburg ein Eisenbahnzweig gebaut und der Bau nach vollbrachter Erndte begonnen werden. Das dazu nöthige Expropriationsgesetz ist bereits erschienen.

(Schnelligkeit auf Eisenbahnen.) Ein neues Beispiel von der ungeheuren Geschwindigkeit des Verkehrs auf Eisenbahnen erzählt der „Sun“ in einem Falle vom 30. Juni. Ein besonderer Train von Birmingham nach London wurde aus einem Wahlanlaß um 12 Uhr Mittags abgefertigt, und kam (das Anhalten und sonstigen Aufenthalt von 18 Minuten einbegriffen) im Bahnhof an Custom-Square (London) um 11 Minuten nach 3 Uhr an, hatte somit die ganze Distanz zwischen Birmingham und London (112¼ englische Meilen) in 2 Stunden und 57 Minuten zurückgelegt!

(Eine Anekdote vom König Friedrich Wilhelm III.) Ein Lakai des Königs, der während der Tafel im Vorzimmer stand, benutzte die Gelegenheit, von einer Flasche rothen Wein den Korkstöpsel zu ziehen, und sich an ihrem Inhalt gütlich zu thun. Unglücklicherweise überraschte ihn der Hofmarschall, und erschrocken zieht er die Flasche so schnell vom Munde, daß er sein Vorhemd, die weiße Weste und Unterkleider damit überschüttet. Der Hofmarschall äußert seinen Zorn darüber sehr laut und droht mit Verabschiedung. Dieses Gespräch im Vorzimmer zieht die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, er tritt in das Vorzimmer und fragt: „was giebt's?“ Der Hofmarschall erzählt den Vorfall und der Lakai fleht fußfällig um Verzeihung. Der König, lächelnd über die rothgeköperte Weste und Beinkleider des Lakaien, sprach: „Aufstehen und künftig weißen Wein trinken.“

(Am 3. August), dem Geburtstage des verewigten Königs von Preußen, ist das demselben von der Stadt Töplitz auf dem sogenannten Spittelberg (von nun an Friedrich-Wilhelms-Promenade genannt) errichtete Monument enthüllt worden.

(Eigenthümlichkeiten von New-York.) In New-York, wie überhaupt in allen amerikanischen Städten ist es Sitte, daß die da Wohnenden die angekommenen Fremden zuerst besuchen; dieser Besuch muß dann erwiedert werden, ehe der Fremde eine Einladung in das Haus erhält. Auf den Karten, welche die Besuchenden bei dem Fremden zurücklassen, ist indeß niemals die Wohnung angegeben, so daß es ihm sehr schwer wird, seine Freunde ausfindig zu machen. — Ein Gebrauch herrscht in New-York, der überall Nachahmung finden sollte; wenn sich ein Besuch meldet, und man ist nicht vorbereitet oder nicht gemeint, Gesellschaft zu sehen, so läßt man sich keineswegs verläugnen, sondern sagen, man sei beschäftigt. Da diese Antwort gegeben wird, ohne daß man weiß, wer der Besuchende ist, so findet man darin auch keine Beleidigung.

(Monumente.) Man berichtet aus Frankfurt: Unser Senat hat nun die Genehmigung ertheilt, daß das von Launitz auszuführende Gutenberg-Fest-Monument auf dem Roßmarkt aufgestellt werden darf. Die auf circa 30,000 fl. berechneten Kosten sind weit über die Hälfte durch Unterzeichnungen bereits gedeckt. Nicht weit davon soll das Goethe-Monument aufgestellt werden, was jedenfalls ein Mißstand ist; für letzteres sollte man eine passendere Stelle suchen.

(Die Gall'sche Schädellehre) findet in Schottland große Verehrer. In Edinburg besteht eine zahlreiche, phrenologische Gesellschaft, die sich wöchentlich zwei Mal versammelt, und welche. Schädel junger Personen betastend, Organe entdeckt und deutet. Letzthin wurde ein junges Mädchen von etwa acht Jahren eingeführt, und aus der Untersuchung ihres Kopfes ergab es sich, daß der Musiksinn bei ihr stark vorherrschte. Die Gesellschaft gab das Mädchen einem Musiklehrer zum Unterricht, und es zeigte sich nach einigen Unterrichtsstunden, daß die Schülerin außerordentliche Fortschritte im Klavierspiel und Gesang machte. Sie war im Stande, jedes noch so künstlich componirte, ihrer Stimme angemessene Gesangstück, nachdem man es ihr einige Male vorgesungen hatte, nachzusingen. Miß Vinner hat ein so außerordentliches musikalisches Gedächtniß, daß man sie als ein Wunderkind betrachtet, und der Schädellehre ihr Recht nicht streitig machen kann. So nimmt auch der berühmte Rossini keine Schüler in seine Gesangschule auf, wenn er nicht zuvor an ihrem Schädel eine bemerkbare Erhebung des Musiksinns aufgefunden. Rossini, so oft des leidigen Geizes beschuldigt, giebt vielen Kindern armer Eltern, insofern ihre Organe sich qualificiren, unentgeltlich Sing-Unterricht.

(Regenschirm als Blitzableiter.) Man liest in einem französischen Blatte: Der Pfarrer von Bretoux entging kürzlich nur durch einen der glücklichsten Zufälle dem Tode. Er ging

während eines heftigen Gewitters durch eine große Ebene; er hatte seinen Regenschirm aufgespannt und ging schnell. Plötzlich fällt der Blitz mit einem schrecklichen Geräusch auf seinen Schirm und verbreitet sich zu seinen Füßen in Feuerflocken, ohne seinen Schirm zu verbrennen und ohne ihm ein anderes Uebel zuzufügen, als daß er ihm eine sehr starke Erschütterung und eine Blendung verursachte, die mehrere Stunden dauerte.

(Ein Steinregen.) Dem „Eco del Commercio" wird aus Navalcarnero geschrieben: „Am 3. Juli, Nachmittags um 3 Uhr, hatten wir eine fast unerträgliche Hitze, welche bis 4 Uhr und einige Minuten dauerte. In diesem Moment erhob sich ein fürchterlicher Sturm, welcher bald einen schreckbaren Steinregen herbeiführte. Unsere Gegenden sind ein Thal der Zerstörung, wo man nichts als Jammer und Klagen hört. Das schauderhafte Unwetter ließ erst um 6 Uhr nach. Von der Stadt aus sah man das Feld ganz weiß, als wenn ein großer Schnee gefallen wäre. Die schönen Weinberge von Manzanar sind unter den Steinen begraben, die Häuser sind ohne Dächer, die Erndten sind dahin, und die unglücklichen Einwohner sehen mit Schrecken dem Schicksale entgegen, welches sie im nächsten Winter zu erwarten haben."

(Fanny Elßler) bleibt noch ein gutes Jahr in Amerika. Die Theater-Directoren der neuen Welt engagiren nicht auf sehr lange Zeit, aber sie erneuern das Engagement oft bei Künstlern, welche ihrem Publikum gefallen. Fanny Elßler hat in ihrer Tasche eine Masse von Engagements auf 10 — 30 Tage, die einem Capital von 250,000 Fr. gleichkommen.

(Mayerbeer,) welcher sich noch immer in Berlin befindet, hat eine neue Oper vollendet, zu deren erstem Akt er mehrere Musikstücke aus den hinterlassenen Papieren Karl Maria v. Webers benutzt hat. In Paris wird diese Oper nächstens zur Aufführung kommen. Mayerbeer hat den Gewinn dieser Oper großmüthig für die Familie seines verstorbenen Freundes, Karl Maria v. Weber, bestimmt.

(Der Namenlose.) In dem Gefängniß zu Aix sitzt ein Individuum, das bisher hartnäckig verweigert hat, seinen Namen zu nennen, und deshalb und wegen Vagabundirens zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt worden ist. Im Gefängniß heißt er der Unbekannte. Nach abgebüßter Strafe vor einigen Monaten in Freiheit gesetzt, konnte man ihm keinen Paß geben, weil er, in seinem System verharrend, weder seinen Namen noch seinen Geburtsort nannte. Man sperrte ihn deshalb auf's Neue ein. Seitdem hat der Unbekannte mehrere Strafen dieser Art abgebüßt, Regelmäßig am Ende derselben in Freiheit gesetzt, wird er am selben Tage wegen mangelnder Legitimation wieder verurtheilt und eingesperrt. Man zerbricht sich den Kopf über den Beweggrund seines Schweigens. Einige meinen, er habe sich eines großen Verbrechens schuldig gemacht. Aber alle dahin unternommenen Untersuchungen waren fruchtlos. Sein Signalement ist an alle Gerichte Frankreichs geschickt worden, ja, es heißt, man habe ihn lithographiren lassen und sein Bild mitgeschickt. Aber ohne Resultat. Jetzt wird die ministerielle Entscheidung über diese schwierige Angelegenheit abgewartet.

(In Liverpool) lagern gegenwärtig über 600,000 Ballen Baumwolle allein aus Nordamerika. Man machte die Bemerkung, daß diese, nebeneinander gelegt, einen Weg bedecken würden von Elberfeld nach Berlin (nämlich jeder Ballen einen Schritt breit, macht 6000 Schritt auf die Stunde, gerade 100 Stunden Wegs); der Länge nach gelegt, würden sie einen bequemen Fußpfad für die weiland große französische Armee ungefähr bis Moskau gebildet haben.

(London.) In den Times vom 20. Juli machte ein Spaßvogel bekannt, in dem Hause Nro. — in der South-Street, Großvenor-Square, werde eine Köchin gesucht. Das Haus gehört dem Viscount Melbourne, dessen oftmalige Einladung zur Hoftafel bisher einen stehenden Scherz in den Torypzeitungen abgeben mußten. Da hieß es, „wenn Lord Melbourne in seinem Haus ein kühles Plätzchen suche, so gehe er in seine Küche," „er habe sein Haus aus der Brandassecuranz nehmen lassen" und dergl. Obige Bekanntmachung sollte andeuten, dies werde nun bald anders werden. Der Zudrang von Bewerberinnen, sagt die M. Post, sei unermeßlich gewesen.

(Man schreibt aus Göttingen:) Ein Lehrer aus Weinheim bei Heidelberg kam mit seinen Zöglingen, von einer Harzreise zurückkehrend, durch unsere Stadt, und hatte sich Abends in gemischter Gesellschaft unvorsichtig über die hiesige Regierung geäußert. Es war Anzeige davon gemacht, doch ehe die ihm nachgeschickten Gensd'armen ihn einholten, hatte er die hessische Grenze erreicht.

(Sklavenemancipation in Tunis.) Auf Anstehen des englischen Consuls, Sir Thomas Reade, hat der Bey von Tunis alle seine Sklaven freigelassen, und seinen Unterthanen empfohlen, dasselbe zu thun. In gleicher Zeit hat er alle Aus- und Einfuhr von Sklaven verboten.

(Witterung jenseits des Oceans.) Während wir in Europa uns über Kälte und Feuchtigkeit beklagen, findet jenseits des atlantischen Oceans, in den vereinigten Staaten, eine außerordentliche Hitze Statt. In Neworleans sind mehrere Personen am Sonnenstich gestorben.

(Lachsfang.) An den Küsten des biscaischen Meeres fängt man in diesem Jahre so viel Lachse, daß in den französischen und spanischen Küstenorten alle Tische damit besetzt sind, und das Pfd. Lachs nur 30 Centimen kostet.

(Hundswuth.) Es ist auffallend, wie viele Fälle von Hundswuth man dieses Jahr hört. In Wien hörte man fast täglich von tollen Hunden.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 64.

Bremen, Donnerstag den 12. August 1841.

Gestorben:

Nro. 724. Den 7. August. Maria Therese Hachez, 36 Jahr; Sandstraße Nro. 4.

— 725. Den 8. — Des Arb. Diedr. Seemann Tochter, 8 Jahr; Langendeich Nro 3;

— 726. Den 8. — Des Detaillisten Bernhard Adolph Münster Ehefrau, geb. Gurtz, 30 Jahr; Westerstraße Nro. 54.

— 727. Den 8. — Des verst. Malers Herm. Diedrich Petersen Wittwe, geb. Behrens, 67 Jahr; Buchtstraße Nro. 25.

Nro. 728. Den 9. — Der Arbm. Joh. Heinr. Christoph Kolster, 41 Jahr; Michaeliskirchhof Nr. 16.

— 729. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Wilhelm Fuhrmann Tochter, 7 Wochen; Martinistraße Nro. 15.

— 730. Den 10. — Des Cigarrenfabrikanten Matthias Andreas Schröder Ehefr., geb. Schwedovius, 33 Jahr; am Wandrahm Nr. 17.

— 731. Den 11. — Des Senators Arnold Duckwitz Tochter, 16 Wochen; am Deich Nro. 59.

Geboren:

Nro. 960. Den 1. August. Des Arbm. Conrad Hermann Hartung Ehefr., geb. Budde, Nienabers Gang Nro. 8; von einem Mädchen.

— 961. Den 6. — Des Schneidermeisters Andreas Krug Ehefr., geb. Görcks, Abbenthorsstraße Nro. 52; von einem Mädchen.

— 962. Den 7. — Des Lohndieners Johann Bitter Ehefr., geb. Stellmann, Osterstr. Nr. 14; von einem Mädchen.

— 963. Den 7. — Des Kaufmanns Albert Lahmann Ehefr., geb. Koch, Geeren Nro. 24; von einem Mädchen.

Nro. 964. Den 8. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. Diedr. Friedr. Wienberg Ehefrau, geb. Sauer, Weges-Ende Nro. 10; von einem Knaben.

— 965. Den 9. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Schierenbeck Ehef., geb. Graffstedt, Großenstraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 966. Den 9. — Des Lichtziehers Hermann Heinr. Müller Ehefr., geb. Dornbusch, zweite Schlachtpforte Nro. 2; von einem Knaben.

— 967. Den 10. — Des Cigarrenmachers Heinrich Meyer Ehefr., geb. Hurrelmeyer, gr. Johannisstraße Nro. 73; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 65.

Bremen, Sonntag den 15. August 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 15. August.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Pst. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Cand. Menken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
Vorlesung.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe.
Gezähmet und wild,
In Wappen und Schild
Ein fürstliches Bild!

Die zweite Sylbe.
Mein Wunderorgan
Eröffnet die Bahn
Für Weisheit und Wahn.

Das Ganze.
Zwar Gold ist es nicht;
Doch, wem es gebricht,
Ist immer ein Wicht.

„Sein Leben für die Geliebte."

(Fortsetzung.)

Die Entdeckung, welche er so eben gemacht, war um so betrübender und niederschlagender für ihn, als dadurch ein Plan vereitelt ward, der sich an diese seine erste Arbeit auf das Engste anschloß. Er liebte nämlich eine der schönsten Frauen an dem spanischen Hofe, die Gräfin Antonie d'Aralos, und hatte sich vorgenommen, ihr an dem Tage seine Liebe zu gestehen, wo sie aus seinem Drama gesehen haben würde, wie vortrefflich er sich auf die Liebe verstehe. Bei diesem Vorhaben war es wohl sehr natürlich, daß er alle Gaben seines Geistes und Herzens auf dieses Stück verwendete. Die Erhabenheit der Entwickelung und der ritterliche Anstrich des Titels hatten nur diesem Plan ihre Entstehung zu verdanken. Alle die herrlichen Erfolge, von denen er geträumt, waren nun für den unglücklichen Calderon verloren; alle Vortheile wollte der grausame König ziehen, der da glaubte, er könne den jungen Dichter mit einer Gratifikation abspeisen. Anfänglich wollte sich der empörte, und in seinen theuersten Interessen schwer verletzte Jüngling gegen eine so ausgesuchte Grausamkeit auflehnen; aber Lope de Vega machte ihm begreiflich, daß er sich durch einen solchen Schritt zu Grunde richten werde, und so entschloß er sich denn, selbst im Hinblick auf die Gefühle seines liebenden Herzens, das ihm auferlegte Schweigen zu beobachten.

Das Stück wurde nun einstudirt, und zwar ohne allen Zeitverlust, wie dies Philipp IV. versprochen hatte. Die Proben leitete Vega, und der König überwachte sie auf das Sorgfältigste. Der Verfasser — so hieß es — wollte unerkannt bleiben; aber die dienstfertigen Höflinge rannten sich

schon leise den Namen des hohen Autors in das Ohr. Bei der tückischen, heuchlerischen Gemüthsart des Königs lag ihm Alles daran, den Verdacht als ob er ein Plagiat begehen könne, zu vermeiden, obgleich er vor dem Verbrechen selbst keineswegs zurückbebte. Er hütete sich daher sorgfältig, von irgend einem Stücke einzugestehen, daß er der Verfasser sei, wohl aber freute es ihn königlich, wenn er dies von andern Personen sagen hörte. In Bezug auf das Stück, von welchem wir hier sprechen, sei es nun, daß in dem Könige selbst ein gewisses Schamgefühl sich geltend gemacht hatte, oder daß diejenigen, welche den Proben beiwohnten, Verdacht schöpften, kurz, es wurden Vermuthungen, wie die eben angedeuteten, in weit geringerem Umfange als bei andern ähnlichen Vorgängen laut, so daß selbst an dem eigentlichen Tage der Vorstellung bei weitem die geringere Anzahl der Zuschauer eine Ahnung davon hatte: wer wohl der Verfasser des Drama's sein möge.

Calderon empfing an dem Tage der Vorstellung eine Verfügung, die ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt zusicherte, welcher aus der königlichen Chatulle gezahlt werden sollte, und am Abend wurde ihm der ehrenvolle Platz hinter der für den König bestimmten Estrade als eine ganz besondere Auszeichnung angewiesen. Er war ungewiß, ob er hierin wirklich eine Gnadenbezeugung finden, oder sie als Zeichen des Mißtrauens von Seiten des Königs betrachten sollte. Indeß kümmerte dies den jungen Offizier gar wenig; ihn beschäftigten ganz andere Dinge. Er erblickte nämlich, zugleich zu seiner Freude und zu seinem Schmerz, ganz in der Nähe des Königs die Gräfin Antonie d'Aralos, so nah, daß er jede ihrer Bewegungen und den Eindruck wahrnehmen konnte, welchen die Vorstellung auf sie machte. Natürlich verlor er sie, während des Stücks, keinen Augenblick aus den Augen, und las in ihren reizenden Zügen unzweideutig jede Gemüthsbewegung, in welche die schöne Gräfin nothwendig gerathen mußte durch die Darstellung des Meisterwerkes, die darin herrschende edle Sprache und die hinreißendste Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit. Ihm entging die Bewunderung nicht, womit sie die interessanten Auftritte, namentlich die, worin sich die Leidenschaft der Liebe malte, verfolgte. Oft bemerkte er, wie die Gräfin im Begriff war, Beifall zu klatschen, und dies gar gern gethan hätte, wenn des Königs Bescheidenheit ihn nicht hinderte, dazu die Erlaubniß zu geben. Endlich kam es zu der Entwickelung, und nun verdoppelte der Dichter seine Aufmerksamkeit. Bei der letzten Liebesprobe, die der Held des Stücks bestand, ward es ihm klar, welch tiefen Eindruck dies auf die Gräfin machte, und er sah ihre Thränen fließen, für die er gern sein Blut hätte hinströmen lassen! Er sah, wie stürmisch sich ihr Busen hob, und wie ihre zierlichen kleinen Hände, in dem Augenblick, wo der König, unter dem Vorwande, einem Schauspieler Muth einzuflößen, alles Ceremoniell aufhob, eifriger und ergriffener als die aller andern Zuschauer Beifall klatschten. So beglückt, wie Calderon sich in diesem Augenblick fühlte, dachte er nicht daran, daß er sich dieses Glücks nicht freuen dürfe, und er wurde aus dem Meer von Wonne, worein ihn der Anblick und die Bewegungen Antoniens versenkten, erst dadurch aufgeschreckt und der faden Wirklichkeit zurückzugeben, als der erste Schauspieler vortrat, um, dem Gebrauche gemäß, den Namen des Verfassers zu nennen. Seine Freude, sein Entzücken verwandelte sich in stechenden Schmerz, als dieser, anstatt den Namen des Dichters wirklich auszusprechen, sich der Redensart bediente deren Sinn dem ganzen Hofe bekannt war: „Der Verfasser ist ein Schriftsteller, welcher in der Hauptstadt lebt und um Nachsicht für die Fehler bittet, die er vielleicht begangen hat.“

Ein Schriftsteller in der Hauptstadt! — dies war der Schleier, unter welchem sich der König verbarg, hinter dem aber die Hälfte des Hofes ihn deutlich erblickte. Calderon hatte keinen andern Wunsch, als daß unter den tausend Blicken, die sich jetzt auf den König richteten, ein einziger sich ihm zuwenden möge. An den leuchtenden Blitzen seiner Augen, seinem bis zur Stirn gerötheten Gesicht, der Verwirrung und Aufregung, welche sich in seiner ganzen Person malte, hätte Antonie gewiß den erkannt, der die süßen Bewegungen hervorgerufen hatte, von denen sie so eben ergriffen worden war. Aber — wie sollte sie ihn wohl unter der Menge herausfinden, ihn, einen so kleinen unbedeutenden Punkt unter den vielen Größen, den ärmlichen Stern, der unter dem Glanze der königlichen Sonne erblaßte? Wendete sie sich wohl zufällig zu ihm, und erblickte sie ihn, wie er zitternd unter der Gewalt der Gefühle, die ihn erdrückten hinter seinem Sessel stand? Indeß gönnte der Himmel dem armen Calderon diese kleine Schadloshaltung. Vermöge der, den Frauen ganz eigenthümlichen Geschicklichkeit, die Nähe derer zu ahnen, welchen sie Liebe einflößen, und ihrer nicht minder großen Fertigkeit, Alles zu bobachten ohne den Schein zu erregen, als ob sie beobachten wollten,

hatte die Gräfin d'Aralos während der Vorstellung mehr als ein Mal den jungen Artillerie-Offizier bemerkt. Von da an war ihr die Aufmerksamkeit des jungen Mannes in keiner seiner Bewegungen, in keinen Empfindungen, die sich in seinen Blicken spiegelten, entgangen, und gern mochte sie die Ursache davon ergründen. Hierzu kam, daß ihr die literarischen Eigenschaften des Königs etwas verdächtig geworden, auch war ihr Calderon schon als ein talentvoller Mann bekannt. Entweder sie ahnte bereits die Wahrheit, oder sie wollte den jungen Militair für die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, die er ihr gewidmet, einigermaßen belohnen, kurz, sie wendete sich, als sie ihren Platz verließ, zu ihm und sprach, indem sie ihm fest in das Auge sah, mit ihrer lieblichen, ausdrucksvollen Stimme: „In der That, dieses Stück macht sowohl dem Geist, als dem Herzen dessen, der es geschrieben, die größte Ehre! ich gäbe viel darum, wenn ich den Schriftsteller der Hauptstadt kennte."

In Calderon's Seele hieß dies so viel als: ich würde diesen Autor lieben, und unwillkürlich antwortete er mit einem Blick, der sein inniges Dankgefühl an den Tag legte. Aber ein unglücklicher Umstand drängte ihn sogleich wieder in die ihm aufgezwungene Rolle zurück und erlaubte ihm nicht, näher zu untersuchen, in wie weit seine stumme Antwort verstanden worden sei. Der König nämlich hatte Antoniens Worte vernommen, und von ihnen so entzückt wie Calderon, näherte er sich ihr lebhaft und in dem halblauten Gespräch, welches sich nun zwischen Beiden über seine Arbeit entspann, mußte der Unglückliche sich überzeugen, wie der König alle jene zarte und köstliche Huldigung sich zueignete, die doch nur Calderon gebührte.

„O! das ist doch zu viel!" dachte er zornig bei sich, und legte maschinenmäßig die Hand an den Griff seines Degens, gleichsam als wolle er sich durch diesen für die ihm widerfahrene Unbill rächen; „für einen König kann man wohl seinen Namen und seinen Ruhm, nicht aber seine Liebe opfern! Das hieße das Unmögliche verlangen —"

Als Antonie, geführt von dem Könige, an ihm vorüberging, traf sie noch einer seiner tiefen ausdrucksvollen Blicke.

(Schluß folgt.)

Schiffbruch und Gefangenschaft einer Engländerin in China.

(Fortsetzung.)

Am 26. wurden wir alle vor die obern Mandarinen gefordert. Ich ging sehr kummervoll hin, ich war ganz allein, dachte nicht, welche Freude mir konnte vorbehalten sein. Briefe und Kisten mit Kleidern waren aus Tschusan angekommen, Kleider die Fülle für mich und auch für mein armes verlornes Kind, ich hatte nichts derlei zu erwarten und wurde erst später inne, daß die treffliche Frau Proudfoot mich so beschenkt hatte. Der Anblick der für meinen kleinen Liebling bestimmt gewesenen Kleider überwältigte meine Empfindungen. Möge der Allmächtige der Edlen es lohnen! Außer dem Obigen empfing ich auch einen lieben Brief mit einem willkommenen Geschenk von Schuhen von meinem Freund Capitän Baily. Die Officiere empfingen von Admiral Elliot einen reichlichen Kleidervorrath, Wein, Ale und andere Artikel, nebst 300 Dollars, und an alle Gefangenen wurden Kleider vertheilt. Außer den beiden Kranken waren alle Engländer anwesend. Zu unserer großen Zufriedenheit wurden uns die Fesseln abgenommen und wir benachrichtigt, wir würden binnen fünf oder sechs Tagen zuverlässig frei sein. Freude durchdrang jede Brust, aber die meinige war mit bittern Leid gemischt bei dem Gedanken, wie ich kurz zuvor glückliche Gattin und Mutter war und nun verwaist zurückkehrte und allein. Doch konnte ich nicht anders als dankbar sein, daß ich frei war von meinen Ketten. Ich hatte sie, wenn ich recht zähle, zweiunddreißig Tage getragen. Auf dem Weg nach Haus, wenn man unsere elenden Gefängnisse so nennen kann, war es uns einmal wieder leichter ums Herz und wir begannen Vertrauen zu setzen in die frohen Zeitungen. Wir hätten uns nicht träumen lassen, daß wir unser Dasein noch vier lange Monate hinschleppen sollten an diesem gräßlichen Aufenthaltsorte. Ich schritt nun rüstig ans Werk, um mir bequeme Kleider zu verfertigen und bald hatte ich diese Arbeit vollendet. Wenn Briefe ankamen, so war ich gewöhnlich die erste Person, welche die Mandarinen holen ließen, damit ich sie mit dem Inhalt bekannt machte. Die Officiere unterstützten mich freigiebig mit Geld, daß ich meine Trauertoilette vervollständigen, auch den Kranken einige Erleichterung verschaffen konnte.

Gegen November war öffentlich davon die Rede, ich solle allein nach Tschusan geschickt werden, die Officiere nach

Canton. Auf dieses Gerücht schrieben sie Briefe an ihre Freunde, die ich mitnehmen sollte, aber wie so manche frühere Gerüchte, so zeigte sich auch dies ungegründet. Nach einiger Zeit wurden die beiden kranken Seesoldaten in ein anderes Gefängniß versetzt. Einer von ihnen war so schwach, daß er, obgleich von einem Chinesen gestützt, auf dem Wege dahin einmal umfiel und man fürchten mußte, er werde das Gefängniß nicht mehr erreichen, sondern auf der Straße sterben. Wenige Tage später hörte ich auch, er sei todt. Trotz aller Vorstellungen des Lieutenants Douglas waren diesem armen Manne seine Fesseln bis an sein Ende nicht abgenommen worden. Das Gefängniß war so außerordentlich eng, daß keiner sich umdrehen konnte, ohne den andern zu behelligen; ihr Befehlshaber verwandte sich nachdrücklich, daß man sie wenigstens auch in den Hof herausgehen und frische Luft genießen lassen möchte, aber er konnte für sie schlechterdings keine Milderung erwirken. Ich schrieb den Jungen häufig einige Zeilen, denn ihr Schicksal, wie das der Mannschaft überhaupt, erregte meine tiefste Theilnahme. Lieutenant Douglas war jetzt im Stande sie mit Geld zu versehen, aber je besorgter er war, ihre Lage zu verbessern, desto mehr wurde ihm alles erschwert. Während der ganzen Gefangenschaft wurde ihm nur einmal erlaubt seine Leute zu besuchen. Für mich lag ein wohlthuendes Gefühl in der Wahrnehmung seiner edlen Bemühungen für die Mannschaft des Kite, die so hartes zu erdulden hatte. Unaussprechlich aber war unsere Freude, als ein Canal der Privatmittheilung mit unsern Freunden in Tschusan eröffnet wurde und ich von Euch, theurer Freund, den ersten Brief empfing, der mir zu so reicher Beruhigung gereichte (29. Dec.) und dem bald darauf zwei andere Briefe nachfolgten (9. Jan.). Ein um so unschätzbarerer Schatz in diesen Anfechtungen war für mich das Exemplar der Bibel, daß Eurem ersten Brief beigeschlossen war. Ich hatte mich so lange nach diesem Buch gesehnt, jetzt war es mein geheimer Schatz und beständiger Begleiter, und um die Entdeckung zu vermeiden, las ich nur bei Nacht darin.

Wie oft hörten wir von unserer schleunigen Befreiung und wie oft wurden wir getäuscht! Am 2. Febr. wurden die Officiere wieder vor die Mandarinen gefordert, um Kleidungsstücke und Briefe zu empfangen. Mit pochendem Herzen wartete ich den ganzen Nachmittag jeden Augenblick auf einen Besuch von ihnen, doch mußte ich mich gedulden bis zum andern Morgen, als ich vor die Mandarinen gerufen wurde, die mir wieder einen liebevollen Brief von Euch zustellten, theurer Freund! mit einer ansehnlichen Sendung von Kleidern und Wäsche und allem, was ich mir nur wünschen konnte zu meiner Behaglichkeit. So dankbar ich dafür war, so führte es mich doch zu traurigen Betrachtungen, wenn ich dachte, so viele Dinge würden mir nicht geschickt worden sein, wenn meine Gefangenschaft sich nicht verlängern würde. Der Dolmetscher suchte mich jedoch wieder aufzuheitern durch die Versicherung, in drei Wochen oder einem Monat werde ich frei sein. Man behandelte mich bei dieser Gelegenheit mit großer Artigkeit und ich wurde eingeladen eine Mandarinenfrau zu besuchen, die gab mir Früchte und künstliche Blumen — das erste Zeichen weiblicher Güte, die mir in China zu Theil ward. Ich durfte bleiben bis zum Abend, war aber ungleich erfreuter, als ich hernach mit meinen lieben Landsleuten zusammentraf, die mich in meinem Gefängniß besuchen durften, um die Antworten auf unsere Briefe zu schreiben.

Am 8. Febr. machten mir einige chinesische Seeofficiere einen Besuch: sie sagten, wir würden in vierzehn Tagen von Ningpo abreisen. Wir setzten einiges Vertrauen in diese Nachricht, waren aber doch unserer Sache nicht eher gewiß, als bis mir am 14. auch von Euch, theurer Freund, diese Botschaft zukam. Was wir empfanden läßt sich nicht beschreiben. Ich glaubte, die Officiere wüßten schon alles, daher war unsere Begegnung am andern Tage im ersten Augenblicke nicht so freudig als sie sonst wohl gewesen wäre, aber kaum hatten sie meinen Brief gelesen, als wir uns auf die wärmste und herzlichste Art beglückwünschten und ich hatte wieder das Glück sie in meinem armen Gefängniß zu empfangen, wo wir die Antworten an unsere Freunde schrieben. Wir sprachen jetzt von nichts mehr als von unserer bevorstehenden Befreiung. Ich selbst vermochte nicht eher daran zu glauben, als bis ich auf dem Wege nach Tinghae war. Am 22. endlich trat meine Dienerin an mein Bett mit den Worten: „Chinhae! Tschusan! Aufgestanden!“ Zugleich hörte ich die Stimme des Compradors, der mir zurief, es gehe wirklich nach Chinhae. Ach, der arme Geselle zweifelte nicht, daß er von der Gesellschaft sein werde! Ich bin gewiß, Ihr glaubt es mir, wenn ich Euch sage, daß ich nicht wußte, was ich zuerst thun sollte. Eine Menge Volks versammelte sich um das Gefängniß, und ich mußte, um sie abzuhalten, die Thür schließen. Ich verrichtete meine Morgenandacht und dann half mir der

Comprador packen. Während er so beschäftigt war, ließen ihn die Mandarinen kommen, um ihm zu sagen, er sei nicht wie die andern Gefangenen, sie würden ihm deshalb nicht erlauben sie zu begleiten, sondern ihn nach Canton schicken. Dieser Zwischenfall verdüsterte meinen Geist, und es war mir innig leid um ihn, als ich ihn wieder ins Gefängniß sperren sah. Er war lange mein Freund gewesen in der Widerwärtigkeit! Mit Mühe wand ich mich durch das Gedränge hindurch nach dem Gefängnisse der Officiere, wo man mich herzlich willkommen hieß. Capitain Anstruther bestand darauf, den Comprador vor der Abreise noch zu sehen, um ihm eine Summe Geldes einzuhändigen; es kostete ihm viele Mühe, von dem Mandarin diese Erlaubniß zu erhalten, da er ihn nicht wenig beleidigt hatte durch eine Zeichnung, in welcher derselbe dargestellt war, wie er sich gegen uns nicht aufs feinste benahm.

(Schluß folgt.)

Französische Zeiten.

Es ist wunderbar, wie schnell die herben Lehren der Geschichte für den Menschen verloren gehen. In den Leiden der französischen Zeit hatte auch der friedfertigste und bequemste Bürger die Erfahrung gemacht, daß Vernachlässigung der eigenen Wehrhaftigkeit mit der Schmach und den Lasten fremder Einquartierungen, die Ersparung von Hunderten bei der Kriegsrüstung mit gezwungenen Contributionen von hundert Tausenden gebüßt werden, — und doch scheint dies alles nach dreißig Jahren schon wieder vergessen.

Das vierte Bataillon der Bürgerwehr, diese treffliche Vorschule, um aus der Bürgerwehr mehr als ein Polizei-Institut oder ein Parade-Stück zu machen, wurde vernichtet, die Geldmittel, welche früher für die Feuer-Uebungen der Bürgerwehr bewilligt waren, fast auf null reducirt, und endlich hält man die Wehrpflicht für die Conscription, während doch die Deutschen Conscribirten grade deshalb in der Beresina elendiglich umkommen mußten, weil sie nicht wehrhaft gewesen, um dem fremden Zwingherrn am Rhein und an der Weser entgegen zu treten.

Auf diese Gedanken wurden wir geführt als uns kürzlich die Proclamation des Präfekten von Arberg zu Gesicht kam, durch welche die Ablieferung jeder Art von Waffen bei Todesstrafe geboten wird. Zu Nutz und frommen der jüngeren Generation möge das Schreckenbild jener Tage hier noch einmal vorüberziehen:

Der Präfekt

des Departements der Weser-Mündungen, Kammerherr des Kaisers, Offizier der Ehrenlegion, Groß-Kreuz des Kaiserlichen Ordens der Reunion, Reichsgraf,

Nach Ansicht der Befehle Sr. Hoheit des Fürsten von Eckmühl vom 19. d. M.;

Beschließt wie folgt:

Art. 1. Es ist allen Einwohnern des Wesermündung-Departements, mit Ausnahme der constituirten Autoritäten, geboten, an den Maire ihrer respectiven Gemeine sofort abzuliefern:

1) Alle Feuer- und sonstige Gewehre, z. B. Flinten, Pistolen, Carabiner, Büchsen, Windbüchsen, Säbel, Klingen, Degen, Jagdmesser ꝛc.

2) Sämmtliche Vorräthe von Pulver, Patronen, und andere Kriegs-Munitionen, die sich bei ihnen befinden möchten.

Art. 2. Um die Ausrichtung dieser Befehle zu beschleunigen, sind die Herren Maires angewiesen, die Waffen und Pulvervorräthe direct von den Einwohnern in Empfang zu nehmen. Sie sind bei persönlicher Verantwortlichkeit gehalten, sich in ihrer Gemeinde von der genauen Ausführung der besagten Befehle zu vergewissern, und sofort und unverzüglich alle Waffen und Vorräthe, welche an sie abgeliefert worden, an den Hauptort des Departements bringen zu lassen.

Art. 3. Der Herr Capitain des Reserve-Corps des Departements ist beauftragt, von den Herren Maires die besagten Waffen und Vorräthe in Empfang zu nehmen. Er wird sich von dem Herrn Maire von Bremen ein zur Aufbewahrung des Depots passendes Local anweisen lassen. Die Einwohner der Stadt Bremen werden ihre Waffen und Pulvervorräthe an den besagten Herrn Capitain direct abliefern.

Art. 4. Die Waffen sollen numerirt und mit den Pulvervorräthen von jedem Maire auf einem Etat eingezeichnet werden, welcher die Namen der Eigenthümer enthält. Dieses Verzeichniß wird dem mit der allgemeinen Empfangnahme beauftragten Hauptmanne behändigt werden, welcher gleichfalls einen namentlichen General-Etat aufnimmt, um den Eigenthümer jeder Waffe kennen zu können; er wird

den Herren Maires die Empfangsbescheinigung auf dem Duplo des ihm von ihnen zuzustellenden Etats geben. Den Einwohnern von Bremen ertheilt er solche einzeln für jede Ablieferung von Waffen und Pulvervorräthen.

Art. 5. Den constituirten Autoritäten wird zu ihrer persönlichen Vertheidigung eine Flinte und ein Paar Pistolen zugestanden: sie müssen die Waffen declariren, die sie dieser Erlaubniß zufolge behalten, und die, welche sie überdem besitzen, abliefern.

Art. 6. Es ist jedem im ganzen Departement verboten, Waffen von den obbenannten Arten oder andere zu verfertigen und zu verkaufen.

Art. 7. Vier und zwanzig Stunden nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses werden die Localbehörden Haussuchungen bei den Einwohnern vornehmen.

Art. 8. Jeder, der einem Artikel des gegenwärtigen Beschlusses zuwider handelt und überführt werden wird, der verbotene Waffen und Pulvervorräthe verheimlicht, deren verfertigt oder verkauft zu haben, wird als Verräther angesehen, vor eine Militair-Commission gezogen, gerichtet und mit dem Tode bestraft werden.

Art. 9. Die Herren Maires und der Herr Capitain vom Reserve-Corps des Departements sind, in so fern es einen jeden von ihnen betrifft, mit der Ausführung des gegenwärtigen Beschlusses beauftragt, welcher bekannt gemacht und in beiden Sprachen allenthalben, angeschlagen werden soll.

Gegeben zu Bremen im Hotel der Präfectur,
den 20. April 1813

von Arberg.

* Concert des erblindeten Döge.

Dem hochgeehrten hiesigen musikalischen Publikum erlaube ich mir, aufgefordert von auswärtigen Musikfreunden und Kennern, hierdurch die Anzeige zu machen, daß allhier der Flötenist, Herr Traugott Döge, welcher als freiwilliger preußischer Jäger in dem Befreiungskriege das Unglück hatte, durch die Explosion eines Pulverwagens beide Augen zu verlieren, und so des schönsten Sinnes beraubt zu werden, wofür er von seinem Könige mit dem eisernen Kreuze und der Verdienstmedaille belohnt wurde, angekommen ist, um mit seinen beiden Töchtern, seine Schülerinnen und allgemein belobte Virtuosinnen auf der Flöte, von Hamburg und Lübeck hochgerühmt an mich empfohlen, gewilligt sind, in unserer Tonkunst liebenden Stadt mit hochobrigkeitlicher Bewilligung ein Concert zu geben. Indem nicht allein die bekannte Liebe zu der schönen Tonkunst, ausgeübt durch verdienstvolle Künstler, wie diese Virtuosen von allen Orten, wo sie sich hören ließen, einstimmig gerühmt wurden, sondern auch der hohe Wohlthätigkeitssinn der Bremer, dem Leidenden seine Leiden durch freundliche Unterstützung zu versüßen, hinlänglich erprüft ist, braucht es wohl weiter keiner Empfehlung und Bitte zur Hülfe des Herrn Döge, als die Wiederholung der nachfolgenden Empfehlungsworte des gleichfalls erblindeten Herrn Georg Lotz in Hamburg, an das dortige Publikum:

Concert des augenlosen Döge.

Indem ich meine geneigten Leser benachrichtige, daß der erblindete Herr Traugott Döge, welcher in dem deutschen Freiheitskampfe durch die Explosion eines Pulverwagens seiner beiden Augen beraubt wurde, nächstens ein großes Vokal- und Instrumental-Concert zu geben gedenkt, richte ich diese meine Anzeige nicht bloß an die Musikfreunde, sondern an alle Menschenfreunde überhaupt. Ich will nicht nur das Kunst-, sondern auch das Mitgefühl anregen, denn es gilt, das Schicksal eines Dulders zu erleichtern, der im Kampfe für das Vaterland den edelsten aller Sinne einbüßte; es gilt eine Blume zu streuen auf den dunklen Pfad eines Unglücklichen, der geschmückt mit den Ehrenzeichen seines Monarchen, und vertrauend auf sein Talent als Flötenspieler, wozu er in dem Blindeninstitute des verdienstvollen Professors Zeune in Berlin gebildet wurde, augenlos unser Deutschland durchwandert. Die Theilnahme guter Menschen ist die Sonne des Blinden; sie ist es, die ihm leuchtet; sie ist es, die ihn erwärmt. Wem also von meinen freundlichen Lesern der Subscriptionsbogen zu dem Concerte unsers erblindeten Virtuosen vorgelegt werden sollte, der greife rasch zur Feder, und nehme es mit der Zahl der Billetts nicht allzugenau, sondern lasse dieselbe immerhin nur von seinem Herzen bestimmen; Saat, von diesem gestreuet, hat noch immer für den Säemann die belohnendsten Früchte getragen.

Hamburg. Georg Lotz.

Dieser Empfehlung und der des Herrn Superintendenten Dr. Maas bin ich so frei die meinige an das hiesige hochgeehrte Publikum für die Döge'sche Familie hinzuzufügen; möge meine Bitte um zahlreiche Unterstützung dieser Künstlerfamilie gütigst aufgenommen werden, dann sind meine Wünsche mit Segen gekrönt und die Döge'sche Familie wird Bremen in ewiger dankbarer Rührung, verlassen wohin sie sich hoffnungsvoll begab, und ich mich erfreut fühlen, einem unglücklich leidenden Künstler einige Freude bereitet zu haben *).

Hofrath Dr. Schütte.

Bremen, den 12. August.

*) Eine Empfehlung von Seiten des bewährten Musikkenners, Herrn A. Münter, in welcher besonders das ausgezeichnete Spiel der Töchter hervorgehoben wird, ist uns leider zu spät eingesandt.
Die Redact.

Miscellaneen.

(Die Banknote. — Pariser Gerichtsscene.) Jeder kennt die interessante Fabel, in welcher ein Greis, dem Sterben nahe, seinen Söhnen einen Bündel zu zerbrechen giebt, um ihnen die Gewalt der Einigkeit zu zeigen. So lange die Stäbe verbunden sind, ist es unmöglich sie zu zerbrechen, werden sie aber getrennt, so ist es ein Leichtes. Heute wurde diese Lehre vor dem Friedensgerichte des 4. Arrondissement, erneuert. Vier Brüder Tiollard stehen vor dem Friedensrichter. — Der erste Bruder: Ich verlange Geld von meinen jüngern Brüdern, sie sind mir solches von der Erbschaft meines Vaters her schuldig, der letztverflossene Ostern gestorben ist. — Der zweite Bruder: Er ist uns Geld schuldig, er selbst (nämlich der erste Bruder.) — Der dritte Bruder: Ihr seid mir alle Beide schuldig. — Der vierte Bruder: Wir sind uns alle vier schuldig (allgemeines Gelächter.) — Der Richter: Das ist eine sonderbare Streitigkeit ... Laßt sehen, der Aelteste soll sprechen ... Wovon ist die Rede? — Der erstere Bruder: Die Sache ist diese: es sind jetzt vier Jahre verflossen, seitdem wir uns alle vier entzweit haben, und nicht wieder miteinander sprachen ... Unser in Gott ruhender Vater, wollte uns oft versöhnen, aber es gelang ihm nicht. In seiner Sterbestunde rief er uns zu sich, vereinigte uns, und sagte: ihr wollt euch nicht versöhnen, nicht wahr? ihr werdet aber gezwungen werden, es zu thun, denn es ist der letzte Wunsch eures sterbenden Vaters ... Es genüge euch zu wissen, daß ich über meine kleinen Ersparnisse verfügt habe: seid ihr getrennt, könnt ihr nichts davon erben; seid ihr hingegen vereint, wird euch auf der Stelle das kleine Erbtheil in klingender Münze ausgezahlt weaden. — Der Richter: Was that euer Vater, um dieses Versprechen zu erfüllen? — Der zweite Bruder: Als der gute Mann todt war, übergab man Jedem von uns einen Brief ... Errathen Sie, was er enthielt? einen Gegenstand, der nur Werth hat, wenn wir vereinigt sind. — Der Richter: Von welcher Beschaffenheit war derselbe? — Der dritte Bruder: Unser Vater hinterließ tausend Franken, die unter uns vertheilt werden sollten; aber wissen Sie, was er gemacht hat? Er zerschnitt eine Banknote von tausend Franken in vier Stücke, und gab Jedem von uns ein Stück. (Gelächter und Beifallbezeugung.) Der vierte Bruder: Da ein Stück der Banknote allein keinen Werth hat, und keiner von uns die ersten Schritte der Versöhnung thun wollte, so haben wir uns alle hierher begeben, damit Sie die Wiedervereinigung der vier Stücke der Banknote verordnen mögen; denn Sie wissen, daß die Bank jede zerrissene Note auszahlt, wenn die Stücke davon vorgezeigt werden. — Der Richter mit Würde: Ich kann nichts verordnen, nichts entscheiden in dieser Angelegenheit. Euer Vater ist Euer Richter; er hat Euch durch eine treffliche List gegenseitig von einander abhängig gemacht. Verständiget Euch daher unter einander, meine Herren, ihr seid nicht böse von Natur, ihr seid nur eigensinnig. Ihr haßt Euch gewiß nicht, hab' ich nicht recht? — Die Brüder: Nein! wir hassen uns nicht! — Der Richter gerührt: Wohlan Kinder eines und desselben Blutes, reicht Euch die Hände, und genießet zusammen die Stunden dieses kurzen Lebens in Glück und Einigkeit: theilet den Werth dieser Banknote, welcher nur Eure Eintracht Werth verleiht. Getrennt ist das Glück für Euch unerreichbar, und das Unglück würde Euer Loos sein. Vereint werdet Ihr die Freuden des Lebens besser genießen und Mißgeschick leichter ertragen. (Lebhafte Rührung im Auditorium.) — Die vier Brüder Tiollard verlassen, sich die Hände reichend, mit einander den Saal.

(Ein intimer Freund Talma's.) Talma reis'te einst durch Bezieres, um sich nach Montpellier auf Gastrollen zu begeben. Während man einige Beschädigungen an seinem Wagen zurecht machte, nahm er an der Table d'Hôte des Gasthofes Platz. Es befanden sich daselbst 6 — 7 Personen, von denen ihn keine einzige kannte. Unter denselben war auch ein Handelsreisender, welcher das Wort führte und ungeheuer aufschnitt. Talma brachte das Gespräch auch auf die Pariser Theater, spielte jedoch bloß den Frager, indem er sich für einen Kaufmann aus Beaucaire ausgab, der niemals in der Hauptstadt gewesen. Der Handelsreisende spreizte sich an seiner Elle, und ließ alle Autoren, Schauspieler und Schauspielerinnen, deren Bekanntschaft er auf dem Theaterzettel gemacht hatte, die Revue passiren. Talma ließ auch seinen Namen mit einschleichen, indem er fragte, was denn von dem Rufe dieses Schauspielers zu halten sei? Seine Eigenliebe wurde sehr zufriedengestellt, der Handelsreisende ließ sich mit großem Lob über ihn aus, und fügte zur großen Verwunderung seiner Zuhörer hinzu, daß er Talma zu seinen intimsten Freunden zähle, daß er zu ihm auf die Bühne und nach der Vorstellung in sein Ankleidezimmer komme; daß er daselbst auch noch mit den andern guten Freunden: Lemercier, Lagrenée, Coupigni und sonstigen Künstlern zusammenkomme; endlich sagte er sogar, daß er dem großen Schauspieler sogar manche Winke und Rathschläge über verschiedene Gegenstände gegeben. Talma schwieg, beschloß jedoch, den Freund noch mehr hinein zu ziehen, indem er ihn auf ein anderes Terrain führte. Er citirte die Titel mehrerer neuer Werke. Unser Handelsreisende hatte Alle gelesen, ließ jedoch erkennen, daß er nur von Hörensagen etwas von ihnen wisse. Talma frug ihn endlich, was er denn von dem Allerneuesten: „Eugène de Rothelin" halte. Der Kritiker sprach sich mit Lob darüber aus; worauf Talma meinte, daß nach seiner Ansicht der zweite Theil dem ersten vorzuziehen sei. Der Handelsreisende stimmte dieser Meinung bei, und sprach entzückt von den vielen Schonheiten dieses Theils. Nach dem Diner trennte man sich, fragte sich einander um den Namen, Talma nannte sich bloß François. In Montpellier angekommen, gab Talma dem Handelsreisenden eine kleine Lektion, indem er ihm schrieb: „Wenn ich mir die Ehre nehme, Ihnen zu schreiben, so geschieht es bloß, um Ihnen zu bemerken, daß „Eugène de Rothelin" niemals aus mehr als einem Theile bestand. Wenn

Sie andrerseits mich im nächsten Winter mit der Ehre Ihres Besuches beglücken wollten, so will ich Sie sehr gerne auf der Bühne oder in meiner Ankleideloge empfangen, und ich würde mich besonders glücklich schätzen, wenn Sie mir über so Manches Rath ertheilen wollten, ich nehme solchen stets gerne an." Darunter stand: François Talma.

(Dlle. Rachel.) Bei Gelegenheit der Abbrennung des Astley'schen Circus in London, gaben verschiedene Theater daselbst für den Pächter Duerow Vorstellungen. Auch wurde Dem. Rachel um ihre Mitwirkung gebeten, und wollte zusagen, als ihr Vater für die auf vielleicht zehn Minuten berechnete Leistung seiner Tochter ein Honorar von hundert Guineen forderte. Die Künstlerin scheint unablösbar an ihres Vaters Willen gebunden, denn trotz ihrer und der Bittsteller Vorstellungen blieb es bei der conditio sine qua non. Die Petenten wendeten sich der Thüre zu, als die Rachel plötzlich eine diamantene Brosche vom Busen löste, und sie den zwei Herren mit der Bitte überreichte, den Werth derselben der Benefiz-Einnahme für Hrn. Duerow beizufügen. In der Ueberraschung der beiden Herren und deren verzögertem Zugreifen wahrscheinlich einen Zweifel an ihrer Dispositionsfähigkeit erblickend, setzte sie hinzu: „Nehmen Sie, meine Herren, die Brosche ist mein freies Eigenthum." Ein Kuriositätensammler bezahlt die Brosche vielleicht königlich. Ihr einfacher Werth wurde auf 150 Thaler geschätzt.

(Heine.) Auf Heine's zwei Erklärungen in der „Allgem. Zeit.," worin er den richtigen Empfang einer Ohrfeige nicht bestätigen will, erklären in derselben Zeitung die Herren Dr. Kolloff, Dr. Schuster (aus Hannover) und Anton Hamberg auf ihre Ehre, daß es mit dem Backenstreich doch seine Richtigkeit habe. Was wird nun Heine darauf sagen? Kann er die Bestätigung des Vorfalls durch diese drei Männer Lügen strafen? Ein Dritter macht hierbei die Bemerkung, daß jene Herren nicht erklärten, wie sie persönlich bei dem Vorfalle anwesend gewesen, welcher Umstand auch sehr unwahrscheinlich. Ein glaubhaftes Zeugniß liege also noch nicht vor.

(Wahl-Anekdote aus England.) Der „Derby-Mercury" erzählt folgendes Beispiel von „Wählerunabhängigkeit:" „Als dieser Tage Lord Waterpark und seine Agenten in Newhall Stimmen warben, trafen sie auf einen Mann mit einem Eselskarren; ersterer trug ein blaues (torystisches), der Esel ein gelbes (Whig-) Band. Befragt, warum er und sein Thier verschiedene Farben trügen, antwortete der Kärrner: „Ei, ich übe keinen Zwang aus; wir thun Beide, wie uns beliebt; er geht mit seiner Parthei, ich mit der meinigen."

(Noch eine Bemerkung Talleyrand's.) Der Fürst von Talleyrand, ein vollendeter Gutschmecker, machte einmal bei Tafel die Bemerkung, um ein vollkommenes Diner geben zu können, müsse man einen französischen Koch zu den Suppen, Entrées und Zwischengerichten haben, einen englischen zum Braten und einen Italiener für das Desert; wo diese drei Köche nicht zusammen arbeiteten, würde an einem Diner stets etwas zu tadeln sein. Leider, setzte er hinzu, 'hat uns die Revolution die Mittel entzogen, diese Künstler im Dienst zu haben, und wir essen jetzt, weil es die Natur verlangt, während wir sonst aßen, weil es ein Vergnügen war zu essen. — Ursprünglich war es auch Talleyrand, der die Bemerkung machte, der Caffee müsse, wenn er gut sein solle, schwarz sein wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe.

(Windsorpark.) Zu den Sehenswürdigkeiten im Windsorpark zu London gehört auch ein Monument, das die Königin Victoria ihrem Liebling, einem Wachtelhund, errichten ließ. Unter dem wohlgetroffenen Bildniß, das in Marmor gehauen ist, steht die Grabschrift: „Hier ruhet Dasch, der Lieblingshund der Königin Victoria, welche dieses Denkmal ihm hat errichten lassen. Er starb den 20. Decbr. 1840, 9 Jahr alt. Seine Zuneigung war ohne Selbstsucht, seine Munterkeit ohne Bosheit, seine Freundschaft ohne Trug. Leser, willst du geachtet leben und bedauert sterben, so nimm dir an Dasch ein Exempel."

(Das Branntweintrinken.) Schaudererregend sind die Mittheilungen aus den amerikanischen, englischen und deutschen Zucht- und Irrenhäusern, über das Branntweintrinken. Die Commission, welche das Parlament in England über den Branntweingenuß anordnete, fand aus actenmäßigen und also zuverlässigen Angaben, daß vier Fünftel aller Criminal-Processe, drei Viertel aller Armen und über die Hälfte aller Wahnsinnigen vom Branntweintrinken herrührten.

(Eisenbahnen.) Auf der Mannheim-Heidelberger Bahn sind im Juli d. J. gefahren 30,923 Personen. — Die ganze Bahnstrecke von Basel nach Straßburg ist vollendet. Die Entfernung von 17 deutschen Meilen wird in vier Stunden zurückgelegt. Daß noch so wenig Aussicht auf eine Bremische Eisenbahn vorhanden, liegt wohl nicht an diesseitigen Ursachen; allein man sollte doch die Gründe der Bürgerschaft mittheilen.

(Ole Bull,) welcher Kopenhagen vor nicht gar langer Zeit verlassen, hat neulich auf seiner Reise in Norwegen das Unglück gehabt, daß sein Wagen einen Abhang hinunterstürzte und in Stücke ging, doch kamen er, seine Frau und sein Kind glücklich davon.

(Ein neuer Name.) Ein Hoforgelblasbalgtreter in München, der lauter musikalischen Wind macht, hat einen neuen Mädchen-Namen erfunden. Er ließ seinem großen Collegen zu Ehren, seine Tochter Mozartine taufen, und das Kind schreit bereits aus allen Tonarten.

(Hoffnungsvolle Jugend.) In Paris hat man eine Diebsbande entdeckt, deren Anführer zwei Knaben von 14 und 15 Jahren waren.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemann östr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 65.

Bremen, Sonntag den 15. August 1841.

Gestorben:

Nro. 732. Den 10. August. Des Arb. Friedrich Adolph Decker Sohn, ¾ Jahr; Tiefer Nro. 15.

— 733. Den 11. — Des Hökers Heinr. Behr Ehefr., geb. Behr, 38 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 146.

— 734. Den 12. — Der Grobbäcker Johann Strothoff, 62 Jahr; Hutfilterstraße Nro. 37.

— 735. Den 12. — Der Arb. Martin Graff, 42 J.; Degen Gang Nro. 11.

Nro. 736. Den 12. — Peter Behrens, 18 Jahr; Schweinestraße Nro. 50.

— 737. Den 12. — Des Arb. Herm. Heinrich Hein Sohn, 9 Tage; gr. Payeken Gang Nr. 3.

— 738. Den 14. — Des Kuchenbäckers Martin Engelbert Friedrich Weber Tochter, 1 Jahr; Geeren Nro. 37.

Geburten:

Nro. 970. Den 9. August. Des Lichtziehers Hermann Heinrich Müller Ehefr., geb. Dornbusch, 2te Schlachtpforte Nro. 2; von einem Knaben.

— 971. Den 9. — Des Weißbäckers Heinrich Solte Ehefr., geb. Wortmann, Faulenstr. Nro. 26; von einem Mädchen.

— 972. Den 10. — Des Cigarrenmachers Heinrich Meyer Ehefr., geb. Hurrelmeyer, gr. Johannisstr. Nro. 73; von einem Knaben.

— 973. Den 10. — Des Tischlers Johann Anhalt Ehefr., geb. Blanke, Neustadtswall; von einem Mädchen.

— 974. Den 10. — Des Arbeitsm. Johann Heinrich Friedr. Tiefermann Ehefr., geb. Buschmann, Schmiedingsgang Nro. 2; von einem Mädchen.

— 975. Den 11. — Des Zimmergesellen Arnold Meyer Ehefr., geb. Stichnath, hinterm Paulsberg Nro. 27; von einem Knaben.

Nro. 976. Den 12. — Des Malers Hermann Nipper Ehefr., geb. Kaufmann, auf den Häfen Nro. 16; von einem Mädchen.

— 977. Den 12. — Des verst. Waarenagenten Joh. Diedr. Werpup Wittwe, geb. Schröder, Molkenstr. Nro. 26; von einem Mädchen.

— 978. Den 12. — Des Arbeitsm. Johann Friedrich Heinrich Curtius Ehefr., geb. Siöver, Gurts Hof Nro. 4; von einem Knaben.

— 979. Den 12. — Des Buchbinders Ludwig Friedr. Bleidorn Ehefr., geb. Burhop, Hastedt Nr. 56; von einem Knaben.

— 980. Den 13. — Des Schneidermeisters Joh. Heinr. Dierkes Ehefr., geb. Keßler, Jacobistraße Nr. 22; von einem Mädchen.

— 981. Den 14. — Des Schuhmachermeisters Conrad Philipp Dünzelmann Ehefr., geb. Lüdeke, Albutenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 644. Der Kaufmann Bernhard Heinrich Mardfeldt und Ilsabetha Wilhelmina Johanna Wienholt hieselbst.

Nro. 455. Der Buchdrucker Johann Conrad Friedr. Wilh. Mack und Henriette Marie Albrecht hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 66.

Bremen, Donnerstag den 19. August 1841.

* Miene Belävnisse upp den lustigen Dag tor Vahr.

Dom Dickkopp Klock half siebe säh
Als Naber Claus mie wecken däh.
Wie hefft'n Hus umm'r enen Dack;
Ick hör'd't also mit Gemack.
He reep, et is all hooge Tied,
Sonst sund wie use Freide kwiet;
Stah upp et fangt all an to dagen.
Kann di de Slap nu noch behagen?
Ick siemde nu nich lange meer,
Unn kreeg slink Rock un Bocksen her;
Ick dachte an dat groot' Vergnögen,
So oft wie use Weesen seegen.
Wenn se dar utmascheeren doht,
Et kleed se ganz besunners goot.
It is sied langer, ohler Tied
Von jeher so dat Bremerlied:
„Upp'n luther'schen lust'gen Dag dar geiht
De sonst nich mal von Stohl uppsteiht,
Un alles wat man krupen kann
Finnt hüte siene Freide dran.“
Hör Harm, et deiht all siebe slahn,
Reep Claus, ick säh, nu mät wie gahn.
Et durte nu nich lange meer,
Do keemen all de Weesen her;
De Trummeln kund'ten us all an,
De Upptogg scholl jetzt vor sick gahn.
Et weer en furchterlich't Gedränge;
Ick weer recht midden inner Klemme,
Un släp'de mie mit Been un Ohr
Doch glucklich bet an't Heerendohr.
Dit is dat allerslechste Dohr,
Ick treck de annern alle vor,
Et ward indeß bald anners weeren
De Stadt lett jetzt so väles kehren;
Se is bedacht upp wicht'ge Saken;
Se lett von Ohl'n väl Nees maken;
Se ward ok dit nich äbergahn,
Un laaten dat ohle Dohr so stahn.
Hüt will wie doch us nich dran kehren
Un leeber de Musik anheeren.
Wie bleben dicht bie Hagens stahn,
Un leeten de Kinner voräber gahn.
Se maakt sick wurklich fix un nett,
De Oberst von de Mannschaft heit
Väl schöne, goll'n un sulberne Saken,
He deiht sick as Gen'ral hier maaken.
De sienen, kostbarn Epoletzen,
De Timmerlüde mit de Exen,
De Reg'ments Tambour mit den Stock,
De maakten sick besonners goot.
De Tambours trummelten mit Macht,
Als gung it forts hinin tor Slacht;
Doch maakten se et nich so dull,
Dat ick darum in Am'dam full.
Nu kummt de eerste Cumpanie,
Da is sel'gen Jan sien Hinnerk bie;
De kähnt verhaftig exerceeren,
Als wenn et Stadsoldaten weeren;
De annern Cumpanien ook
De maakt sick hier nich minner goot,

De Reformeer'den schät woll lopen,
Wenn se seht dissen tappern Hupen;
Un scholl hier mal 'ne Slacht losgahn
Se mosten säker glooben dran.
De Oberst maakt hier all 'ne Miene,
As vormals Vaader Blücher siene,
Dat ganze Heer is so verdehlt,
As wenn de Feend tror Vahr verweehlt.
Et sund doch rechte goode Saaken
De Kinner exerceern to laaten!
Wenn se mal eerst henmöt nan Loosen
Un anteen soone witte Hoosen,
So ward so een glicks eerst Soldat
Na sien stillswiegen Weesenformat. —
De Deerens in Kranz und Flitterstaat
Beslut't den Togg so sien un glatt.
Vien Tollhus kehrden wie nu um
Un drunken eerst en lütjen Rum.
Unn'r Wegens begegn'den us noch väl,
De eene roth, de annre gähl
Mit Korff un grooten Knutteldook
De Klaben drin de röken goot.
Klock säben keemen wie vort Dohr,
Dar stund 'n grooten Wagen vor
Dree Lüde steegen vorne upp
De annern folg'ten achter nupp.
Alls ick doch wedder keem to Hus,
Weer'd da so stille as 'ne Mus,
De Tied wahr'de hüte mie recht lang,
Bet ick wedd'r keem nan Wesenklang.
Den Namdag endlich Klocke veer
Stund fertig ick vor miener Dähr.
Frund Claus, de weer all lang' vornt
Ick haal'de also Trin' mien Brut
Wie gung'n den ganzen Weg to Foot;
Dat Wär weer hüte jo recht goot
Noch väle Lüde gungen hen,
Um alles wat pusseert to sehn.
Wie keemen endlich ok gottloff
Vor d' Vahr hen twuschen den groten Hoff.
As wie en beeten vorward's keemen
Kreegen wie all glicks wat Nees to sehen.
Dree Keihe maakten 'n Hupp, Hupp, Hupp
Dat alles schreede: u gutt! u gutt!
Twee Hunne leepen hen un her
De Keihe sprungen Kriez un Queer.
Een junger Minsch däh us erklären
Dat wie jetzt in de Hunnsdag' weeren
Väl Lüde leepen trugge ut,
Alleen wie gungen vorwards rut.
Wie twaalden nu na Meiers henn,
Da weert 'n rechtet Leben denn,
De Weesen mosten just jetzt singen
Dat et so wunnerscheen däh klingen;
It weer furwahr so antoheeren,
As wenn et Opernsängers weeren.
As de Gesang vorbie nu was,
Steek ick de Näse in dat Glas.
De Kummel weer verhaftig goot,
He reinigt' mie dat dicke Bloot,
Wie snack'den nu na Bultmanns hen
Un sedden us in Gahren denn
De Koffee däh so fein us smecken!
Obgliek wie seeten achter'd Hecken,
As weert en Buddel blauen Tweern,
Denn drinkt mien Brooder Chrischan geern.
De Hoff de seet so prammend vull.
Dat hüte alles bräcken wull
Wie gungen ok mal nin na'n Saal
Un sedden upper Bank us dahl.
Da weer'n noch mehre goode Bekannten
Von Trina ähre Anverwandten.
Dicht bie mie stund 'n fromden Kutscher
De fodderde Trina upp toon Rutscher
Ick nehm em dit verdüweld krumm
Doch sloog ick mie nich glicks darum.
Ick maak et nich alls siene Damen
De sick gar doht um Shippers slagen.
Dat is 'ne sunnerbare Art,
De hier doch nimmer annahm ward;
It is ok sonst hier nich de Fall
Bie Bremer Damens äberall,
Sick in Vereenen to verteeren;
Dat mutt man still vor sick trackteeren.
De Hitze weer im Saal so dull,
Dat Trina bienah flau weern wull.
Wie stierden nu den Hoff entlang.
Da weer ok leddig kiene Bank.

Et waarte nu nich lange meer
Da keemen all de Wagens her
De Weesen sedden sick darupp,
Un nu gung'd forts ook in Galopp,
Een Fohrmann, dicht vor Bultmanns Saal
De fullt rejell achtern Peere dahl.
Väl Lüde reepen hen un her,
Dat ditt 'n Reformeerden weer.
Wie hefft nu noch mal Koffee nahm'
Un sund von da wedder trugge gahn,
Upp'n Weg kreeg'n wie noch väl to sehn,
Da gungen Groote un ok Kleen',
De Wagens jag'ten rein vor dull
As wenn'r nicks von blieben schull.
Ick weer so kribbelieg in Kopp,
Un ok nich resolut to Foot.
Bet endlich wie mal wedder keemen,
Wie Trina ähre goode Möhmen.
Klock elm keem ick vor'd Heerendohr
Un leet mien letzten Heller dar.
As ick nu uppen Walle keem
Dar trüfelt' da'n Keerel henn,
Bald upper Bank, bald in dat Gras,
Ick geef em 'n lütjen ut mien Glas,
Dat uppenmal he keem to Foot,
Ick seeg sien Näse un sien Oog',
Un wenn mie nich de Maanschien droog,
So weer et Claus, mien eerste Naber —
Vor hüt' is de Geschicht' voraber.

Harm Luttersch.

„Sein Leben für die Geliebte."

(Schluß.)

Die Gräfin befand sich zwischen dem Dichter und dem König in einer ganz eigenthümlich seltsamen Lage. Beide machten ihr gleichzeitig ganz entschieden den Hof: der Eine öffentlich, der Andere heimlich; die Liebe führte Beide dem nämlichen Ziele entgegen: Beide wollten der Dame ihres Herzens unter gleichem Titel gefallen. Während Phlipp jede schmeichelhafte Aeußerung der Gräfin in seiner eitlen Anmaßungen auf sich bezog, schien sie Calderon schweigend ebenfalls für sich in Anspruch zu nehmen; wenn es aber darauf ankam, sich deutlicher auszusprechen, so wußte stets der König geschickt zu entschlüpfen.

Anfangs machte diese echt spanische Verwirrung der schönen, jungen, durch ihre Geburt und ihren Reichthum ganz unabhängigen Gräfin viel Vergnügen, so wie sie aber zu errathen anfing, daß die Zurückhaltung des Königs nur durch sein schlechtes Gewissen, die des jungen Kriegers aber durch die Scheu vor seinem Herrn und Gebieter herbeigeführt sei, wuchs ihre Theilnahme für den Letzteren und ihr Mißtrauen gegen Ersteren. Sie beschloß nun, Calderon um jeden Preis zum Sprechen zu zwingen; sie belagerte ihn zu dem Ende förmlich, und benutzte alle ihr zu Gebote stehende List und Verführungskunst, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Bei den Gefühlen unendlicher Liebe für die Gräfin, von denen der junge Mann durchdrungen war, wurde es ihm äußerst schwer, sein dem Könige gegebenes Wort zu halten und den Angriffen eines, ihm so theuren Wesens zu widerstehen. Nichts desto weniger vertheidigte er sich tapfer eine ganze Woche hindurch, zum größten Mißvergnügen der Gräfin, und es bedurfte in der That eines echt romantischen Ereignisses, um dieses dramatische und Liebesspiel seiner Entwickelung entgegen zu führen.

Philipp IV gab eine Jagd in der Umgegend von Madrid und die Gräfin d'Aralos und Calderon waren, nebst einem großen Theil des Hofes, von der Parthie. Nachdem der König lange Antonien unter dem Haufen seiner Höflinge mit den Augen verfolgt hatte, gelang es ihm endlich, in ihre Nähe zu kommen, und sie entfernten sich allmählich von ihrer Begleitung. Er wollte gern den möglichsten Nutzen von dieser Gelegenheit ziehen, und überhäufte sie mit Schmeicheleien und poetischem Redeschwall. Da unterbrach plötzlich ein fürchterlicher Zwischenfall die zärtliche Unterhaltung, ein, von den Jägern aufgestörter Eber brach unerwartet, ganz in der Nähe des Königs und der Gräfin, hervor. Bei dem Anblick dieses furchtbaren Thieres, welches sich wüthend und mit emporgesträubten Borsten ihnen näherte, wurden die Pferde scheu, und Antonien warf das ihrige zur Erde. Die erste Bewegung des Königs bestand darin, seiner schönen Begleiterin zu Hülfe zu eilen; als er aber in dem nämlichen Augenblicke sah, mit welcher Wuth sich der Eber auf seine Beute stürzte, wankte er, von Schrecken und Ueberraschung besiegt, zurück. Für einen Dichter, der so eben die herrlichsten Verse über Treue und Ergebenheit deklamirt hatte, war dies Benehmen gewiß sehr befremdend; doch Philipp IV. war weniger unerschrocken als klug, und er zog es daher vor, mehr seine Geschicklichkeit als seine Großmuth zu ent-

wickeln. Er stieß also lebhaft in sein Horn, um dadurch Hülfe herbei zu rufen, und indem er sich auf die Seite des wilden Thiers begab, schoß er eine Kugel auf dasselbe ab, in der Meinung, er werde hierdurch die Gräfin retten. Allein er täuschte sich in dieser Voraussetzung höchst unglücklich: das verwundete Thier ward eben durch die erhaltene Wunde nur noch wüthender, so daß die junge Schöne, schon von ihm zur Erde geworfen, ohne allen Zweifel seinen wüthenden Angriffen erlegen sein würde, wenn nicht ein muthigerer Ritter, als der König, in diesem Augenblicke auf dem Kampfplatze erschienen wäre und den Streit entschieden hätte. Er stürzte sich, den Degen in der Faust, in demselben Moment auf das wüthende Thier, als es eben sein Opfer zerfleischen wollte, fing den Stoß auf, welcher Antonien gegolten hatte, und stieß dem Eber seinen Degen in den Leib. Beide stürzten zu gleicher Zeit zur Erde, der Eber todt, Calderon verwundet. Die Gräfin erkannte, als sie aus hrer Ohnmacht erwachte in ihrem Retter Calderon. — Von dem Augenblicke an, wo der König mit Antonien sich von dem Gefolge entfernte, hatte sie der eifersüchtige Liebhaber nicht aus den Augen verloren, und war ihnen unabläßig gefolgt. So kam es denn, daß er sich in der Nähe befand, um die Geliebte retten zu können, und er dankte Gott für die herrliche Gelegenheit, die sich ihm darbot. Diese heldenmüthige Hingebung hätte ihm leicht das Leben kosten können, doch floß nur sein Blut; die Geliebte war gerettet und unbeschädigt; das Uebrige ließ ihn gleichgültig. Nachdem die, durch solchen Unglücksfall gestörte Jagd wieder ihren Fortgang genommen hatte, kam nun an Calderon die Reihe, die Gräfin zu unterhalten. Tief gerührt über seine edle Hingebung, fragte sie ihren Retter: „Was konnte Sie aber wohl bewegen, für mich ein solches Opfer zu wagen?

Begeistert antwortete der Dichter: „Meine Liebe zu Antonien!“

„Dar su vida por su dama?“ (Sein Leben für die Geliebte) antwortete die Gräfin. „Ich sehe wohl, Sie lassen Ihrem Vorbilde auch die Thatfolgen, und nun kenne ich den Schriftsteller in der Hauptstadt.“

„Si!“ rief Calderon erröthend, indem er um sich sah, ob der König in der Nähe sei.

„Beruhigen Sie sich,“ erwiderte Antonie, „Ihr Geheimniß soll treu bewahrt werden.“

Bei diesen Worten legte sie die eine Hand auf das Herz und reichte die andere dem Dichter zum Kuß.

Die Liebe, nicht der Ruhm und die Ehre, war sein erster Lohn als Schriftsteller.

* Zurechtweisung.

Der Pseudonymus: Gotthold Volkhart Apiarius (die Ableitung dieses Namens von dem heiligen Apis der Aegypter, oder von apium, so viel als Kohl, dürfte der von apis, d. h. Biene, aus überwiegenden Gründen vorzuziehen sein!) hat Seite 24 — 26 seines, im Tractätchentone angestimmten, und unter dem Titel: Sollte es wirklich schon an der Zeit sein, ernste Maßregeln zur Unterdrückung des Pietismus zu ergreifen? — kürzlich bei Heyse erschienenen Jargon eines Citates aus dem Kirchenvater Hieronymus Erwähnung gethan, das sich Seite 72 des Bremischen Magazins für evangelische Wahrheit, und auch in der 2. Abtheilung 1. Bandes der Geschichte der christlichen Beredsamkeit meines jetzt eben abwesenden Freundes und Collegen Paniel findet. Er brüstet sich damit, nicht blos einen Druckfehler entdeckt zu haben, sondern auch wiederholt versichern zu können, „das Citat sei ganz falsch“ und „von einer angeblichen Dummheit des Apostels Paulus finde sich bei jenem Kirchenvater kein Wort“ erwähnt. — Jene Freude will ich ihm gern lassen, zumal da die betreffende Stelle bereits in der 1. Abtheil. 1. Bandes der Paniel'schen Geschichte ꝛc. Seite 35, Anmerkung 25 ganz richtig angezeigt steht. Die letztere aber muß ich ihm nehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Apisdiener die von Paniel angeführten Worte des Hieronymus vor dem 12. Mai d. J., wo im hiesigen Ministerio vier Candidaten examinirt wurden, noch nicht gehört gehabt. Um so mehr hätte es ihm geziemt, in der, von Hieronymus gegebenen Auslegung des Galaterbriefes zum allerwenigsten doch das dritte Capitel ganz zu lesen, bevor er sich's einfallen ließ, meinen Collegen vor dem Publicum zu verdächtigen, als habe sich derselbe durch jenes Citat einer gewissenlosen Interpolation schuldig gemacht, und zugleich von den Pietisten (S. 26) den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit abzuwenden. Denn wirklich finden sich dort jene Worte und lauten vollständig nach der, in der hiesigen Stadtbibliothek befindlichen Baseler Ausgabe Tom IX. pag. 176 B. zum 15. Verse des 3. Capitels im Galaterbriefe, folgender-

maßen: „Apostolus, qui omnibus omnia factus est, ut omnes lucrifaceret, debitor Graecis ac barbaris, sapientibus et insipientibus, Galatis quoque, quos paulo ante stultos dixerat, factus est stultus. Non enim ad eos his usus est argumentis, quibus ad Romanos, sed simplicioribus, et quae stulti possent intelligere, et paene de triviis. Quod ne videretur imperitia et non arte fecisse, prudentem placat ante lectorem, et quae dicturus est, temperat praefatione praemissa.“ — Wen nun, neben dem erneueten Vorwurfe der Unwissenschaftlichkeit auch noch der weit schwerere der Fahrlässigkeit, der Gewissenlosigkeit und der Verdächtigungssucht mit Recht treffe, das entscheide der Leser selbst. — Da sich's einzig und allein um die Rechtfertigung eines, an seiner literarischen Ehre mit Unrecht gekränkten hiesigen Bürgers handelt, so wird der Bürgerfreund gegenwärtiger Zurechtweisung hoffentlich gern eine Spalte einräumen.

Bremen, am 12. August 1841.

Pastor Dr. Rothe.

---

* Nachricht für Musikfreunde.

Wir erinnern uns noch des Concerts, in welchem vor einigen Jahren der auf einer Kunstreise begriffene — im Kampfe für Deutschlands Freiheit durch eine Pulverexplosion erblindete Krieger Traugott Döge uns durch sein ausgezeichnetes erst nach dessen Erblindung ausgebildetes Flötenspiel ergötzte. —

Er ist jetzt wieder hier, dieser Unglückliche, und Dank sei es der Vorsehung! unter günstigern Verhältnissen als damals:

„Es sind ihm zwei blühende Töchter herangewachsen, welche durch den Unterricht des Vaters zu tüchtigen, aber höchst bescheidenen Virtuosinnen ausgebildet wurden. — Sie blasen ihre Concert-Duetten, daß der Hörer dabei alle Sorge des Daseins, sogar das Unglück des Vaters vergißt, und sich auf den Wellen der Töne mit Wohlgefallen schaukelt.“ —

So schreibt Herr Friedrich Hofmeister in seiner „Notiz für Musikfreunde,“ in Nro. 32 letzten Jahrganges des Leipziger Tageblattes. —

Mir ward vor ein paar Tagen der Genuß, diese jungen Künstlerinnen zu hören, und ich gestehe, nie auf solche Weise überrascht worden zu sein wie diesmal; nicht allein die große Fertigkeit, sondern auch der liebliche, gediegene, exakte Vortrag dieser jungen Virtuosinnen nahm meine Aufmerksamkeit während ihres Spiels beständig in Anspruch. —

Diese achtungswerthe Künstlerfamilie beabsichtigt, hier ein Concert zum Besten des unglücklichen Vaters zu geben, und so habe ich denn nicht unterlassen können, und es gern übernommen — nicht allein rücksichtlich des seines Augenlichts beraubten Vaters, sondern hauptsächlich auch des Kunsteifers und der ausgebildeten Talente seiner Töchter wegen, obige wenigen Worte an unser musikliebendes Publikum zu richten, fest überzeugt, daß das zu veranstaltende Concert jeden Zuhörer genußreiche Stunden verschaffen wird.

Bremen, im August 1841.

A. Münter.

---

* Madame Elisabeth Fry.

Obgleich die Kürze der Zeit es mir nicht erlaubt über das Erscheinen dieser seltenen Frau in unsrer Stadt Ausführlicheres mitzutheilen, so kann ich die kurze Anzeige doch nicht unterlassen, daß das nächste Blatt Näheres über sie und ihr Leben und Wirken enthalten wird. Der Name dieser herrlichen, von einer unaussprechlichen Liebe zu ihren Nebenmenschen beseelten Dame, wird einem großen Theil unserer Leser bekannt sein, eben so ihr segensreiches Wirken unter den armen gefallenen Brüdern, deren trauriges Loos sie zu mildern, deren Ketten und Bande sie ihnen zu erleichtern suchte und erleichterte, und was mehr ist als alles das, deren Seelen sie dem ewigen Verderben entriß und sie ihrem Herrn wieder zuführte. Nicht allein in England, ihrem Vaterlande, wirkte sie von dieser Liebe getrieben, auch alle größeren Gefängnisse des Festlandes ward sie gedrungen zu besuchen, auf eigene Kosten machte sie diese große Reise noch in ihrem Alter und so kam sie am vergangenen Sonnabend auch in unsere Stadt, wo sie durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit Aller Herzen gewann, die das Glück hatten ihr näher zu kommen. Am Sonnabend Nachmittag besuchte sie das Arbeitshaus, am Sonntag Morgen das Zuchthaus, erkundigte sich nach allen Einrichtungen, die sie denen in manchen andern großen Städten vorzog, un-

terhielt sich mit den Sträflingen mit der ihr eigenthümlich gewordenen Liebe, theilte vieles mit aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen, ihre Rathschläge, ihre frommen Wünsche, und hat sich auch hier, wie überall die Liebe, den Dank und den Segen der Armen erworben.

Am Sonntag Abend von 7½ bis 9 Uhr hielt sie und ihr durch eine tiefe gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneter, von einem wunderbar lebendigen Glauben erfüllter Bruder, Herr J. Gurney, vor einer zahlreichen Versammlung eine Vorlesung in englischer Sprache, die von Herrn Charlier auf Deutsch wiedergegeben wurde; die Rede der Mad. Fry bezog sich besonders auf die Erfahrungen, die sie während eines 30jährigen Umgangs mit Gefangenen gesammelt, die des Herrn Gurney auf die wichtigsten Angelegenheiten des christlichen Glaubens und sein Wirken als Missionar in Westindien. Ein köstliches kräftiges Gebet der würdigen Matrone, dem ein herzlicher Dank Namens aller Anwesenden und der armen Gefangenen, von Herrn Pastor Mallet mit dem ihm eigenthümlichen Feuer tief ergreifend gesprochen folgte, schloß — diese Feier. Ja, so will ich's nennen, es waren schöne Stunden die ich in der Nähe der theuren Familie verlebte, das schöne Bild derselben wird stets im dankbaren Herzen fortleben und man muß alle die bedauern, die nicht Gelegenheit hatten sie kennen zu lernen. U.

Ein Bruchstück über Deichwesen.

(Eingesandt.)

In älterer Zeit mag Jeder seine Ländereien durch Deiche vor Ueberschwemmungen nach Gutfinden gesichert, und es in seiner Willkühr gestanden haben, die gemachten Deiche zu unterhalten oder nicht. Nachdem immer mehr Land eingedeicht worden, und Deich an Deich schloß, mußte es Pflicht werden, daß Jeder seinen Deich im guten Stande erhielt, weil ein Durchbruch desselben verursachte, daß nicht allein seine, sondern auch die Ländereien seiner Nachbarn vom Wasser überströmt wurden. Geschah ein Durchbruch, und der Eigner konnte den Deich nicht wieder machen, so wurde auf sein Land ein Spaten gesteckt; wer denselben zog mußte den Deichbruch wieder ausfüllen, und erhielt dafür das Land, bei welchem er verpflichtet war, den Deich zu unterhalten.

Dieses Auskunftsmittel brachte Manchen an den Bettelstab, es geschah auch wohl, daß sich Niemand fand den Spaten zu ziehen, wo dann auf eine andere Art gesorgt werden mußte, den Deich herzustellen. Daß in der Folge dergleichen nicht vorkommen möge, gab Anlaß einen Deichverband zu gründen, dieser enthielt jeder Deichbruch, der im Bereich des Bundes entstände, bis auf Wassershöhe auf Bundeskosten gemacht werden mußte. Den Deich zu vollenden, blieb dem Deichinhaber überlassen, vermuthlich in der Absicht, daß er nicht laß werden möge, seinen Deich in möglichst gutem Stande zu erhalten. Wie wir vernehmen sind einige diesem Bund nicht beigetreten, und bei vorgekommenen Brüchen haben sie sich geweigert, ihre Quote zu zahlen. Vergangenes Frühjahr ist einem von ihnen sein eigener Deich weggespült. Zur Wiederherstellung hat er den Deichverband in Anspruch genommen. Letzterer hat dagegen Protest eingelegt, jedoch des allgemeinen Beste willen, ihren Beitrag zur Ausfüllung des Bruches auf niederfällige Kosten geleistet.

Durch den Deichverband ist Ein Schritt geschehen, das Uebel eines Durchbruches weniger empfindlich zu machen. Ausschlüsse davon dürfen indeß nicht zugelassen werden, die nur Unannehmlichkeiten und kostspielige Prozesse herbei führen.

Wir wünschen, daß diesem Einen Schritte bald der zweite folgen, und der Deichbund beschließen werde, jeden Durchbruch des ihnen gehörenden Deiches ganz auf ihre Kosten wieder herzustellen, dann dürfte der Dritte auch nicht ferne sein, die Deiche auf gemeinschaftliche Kosten in gutem Stande zu erhalten.

Wir sehen gerne, wenn in diesen Blättern das Für und Wider gegen den zweiten und dritten Schritt erörtert werde, um das Bessere zu finden und auszuüben.

Meinung.

Wir hegen die Ansicht, daß durch Herstellung des vierten Bataillons die Forderungen des deutschen Bundes, in Ansehung der Mannschaft aufs vollkommenste, und mit der geringsten Aufopferung genügt werden könne. Im Fall eines Ausmarsches bildete die Mannschaft des vierten Bataillons als Voltigeure den linken Flügel des Contingents in ihrer sonstigen Uniform.

Auflösung der Charade in Nr. 65.

Leumund.

Miscellaneen.

(Theaterzettel-Charlatanerie.) In Saalfeld, einem stillfriedlichen westpreußischen Städtchen, gab kürzlich eine Schauspieler-Gesellschaft Vorstellungen. Unter Anderm führte sie auch das Drama von Zedlitz: „Herr und Sclave“ auf, welches sie folgendermaßen ankündigte: „Herr und Sclave, oder: Tyrannei und Sclavenrache, oder: Niederträchtigkeit und Menschlichkeit.“ Der folgende Theaterzettel stammt aus dem Anfange dieses Jahrhunderts: Mit hoher Bewilligung wird die im Gasthofe im Hirschen sich delectirende Schauspieler-Gesellschaft die Ehre haben aufzuführen und zwar auf allgemeines Begehren: Ritter Adelungen und Klara von Hoheneichen, oder: Er liebt sie, und wird wegen ihr eingesperrt und sie liebt ihn und kann ihn nicht habhaft werden.“ Original-Trauerspiel von Hrn. Spieß, Verfasser von Kotzebue's „Sonnenjungfrau“ und „Menschenhaß und Reue,“ in 5 Abtheilungen. Seitenstück zur „Agnes Bernauerin“ von Iffland. Personen: Ursmar, Graf von Adelungen, Ritter allda: Hr. R. — Klara von Hoheneichen, ermordete Wittwe weilands Hugo von Hoheneichen, seine heimliche Inclination: Mad. S. — Benjamin, ihr kleiner Sohn, Kind von zwei Jahren: die siebenjährige Tochter der Directrice. Ritter Bodo, der Neidhart, schlechter Charakter, voller Tücke, Vorsicht, Hinterlist und Nebenabsichten: Hr. k. — William, alter Knabe und Knappe, Trunkenbold, jedoch händelsüchtig: Hr. R. — Otto, ein unbekannter Ritter, dessenungeachtet offenherzig und freundschaftlich: Hr. F. Der Gefangenwärter auf Heinrich's Veste, eitler Mann, jedoch interessirt, aber äußerst riegelsam: Hr. S., Vater. Adeline, Klaras Zofe, folgt ihr in Noth und Tod, etwas langsam: Hr. G. d. ä. Erster Knappe, redet nichts: Hr. G. d. j. Knappen, Ritter, Knechte Volk. Wer im 3. Act auf dem Theater einen Reisigen macht, kann den 4. umsonst sehen. — Anfang um 6 Uhr, Ende um 10 Uhr, wenn es voll ist, ansonst um 8 Uhr.“

(Die angeführten Diebe.) Zwei Ballenbinder mit weiten, blauen Zeugkitteln angethan, traten neulich zu Paris in eine Weinschenke, und ließen sich ein Gabelfrühstück auftischen, zu dem sie anfänglich eine Flasche ordinären Weines tranken. Später zogen sie unter ihren Kitteln vier wohl gepfropfte und mit Pech verwahrte Flaschen hervor, auf denen die Worte: „Clos de Vougeot, Constanzia-Wein, Haut-Sauterne“ zu lesen waren. „Herr Wirth“, sprach einer der Beiden, „wir haben hier Flüssigkeiten bei uns, nach denen Ihnen der Mund wässern wird, wenn sie einmal davon gekostet haben. Holen Sie ein Glas und machen Sie uns die Freude, mit anzustoßen.“ Bei diesen Worten ließ er den Pfropf einer Flasche springen, und füllte die Gläser, die in einem Augenblicke geleert waren. „Pfui Teufel!“ rief der Wirth, sich schüttelnd, „Euer Constanzia-Wein ist ein abscheuliches Gift.“ — „Wo denken Sie hin?“ versetzte Jener, schnitt aber nichts desto weniger ein saures Gesicht; „das ist eben ein sehr zarter Wein, der wahrscheinlich einen kleinen Stich bekommen hat; wir wollen von einem andern kosten, um uns den herben Geschmack zu vertreiben.“ — Eine zweite Flasche wurde angestochen, allein die Trinker vermochten von ihrem Inhalte kaum ein Paar Tropfen über die Lippen zu bringen. Noch einige Augenblicke und alle drei wurden weiß wie Kreide, denn sie empfanden plötzlich die fürchterlichsten Leibschmerzen, die mit jeder Minute an Heftigkeit zunahmen; so daß man sich beeilen mußte, einen Arzt herbeizurufen. Endlich ließ die Krisis nach; aber da sich alle Symptome einer Vergiftung gezeigt hatten, so wurde der Policeicommissär von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, und dieser nahm die Trinker in's Verhör. Da stellte sich's denn heraus, daß sich die Unglücklichen in die Magazine des Kaufhauses geschlichen, und in der Meinung, feine Weine zu stehlen, eine ansehnliche Quantität Brech- und Laxirmittel entwendet hatten, deren man sich häufig in den Kolonien bedient, die aber, da solche als Geheimmittel angesehen werden, von dem Versender mit falschen Etiketten versehen worden waren. Als die Trinker sich wieder ganz erholt hatten, ließ sie der Commissär auf die Policei-Präfektur führen, wo man sie in sichern Gewahrsam brachte.

(Ein Unfall in der Londoner Menagerie.) In „Zoological Gardens“ in London befinden sich mehrere Schlangen, unter Andern eine enorme Boa, von mehr als 20 Fuß Länge und 200 Pf. Schwere. Die Wärter lassen sie oft baden, und suchen sie zu zähmen. Manchmal gehen sie sogar in den Käfig der beiden Boas hinein, um ihn zu reinigen: während sie dieses thun, kauern die Schlangen in einem Winkel. Unlängst aber geschah es, daß, als der Wärter Blackburn diesen Reptilien ihr in lebendigen Kaninchen bestehendes Futter verabreichte, sich die eine größere Boa aufrichtete, und den Arm des Mannes umfaßte. Dieser beeilte sich, rücklings aus dem Käfig zu stürzen, zog jedoch einen Theil des Reptils mit, welches alsbald den Leib des Wärters mit seinen ungeheuren Ringen umschlang. Blackburn war allein, und wäre ohne seine Geistesgegenwart und seine ungewöhnliche Muskelkraft unfehlbar verloren gewesen. Er drückte was er nur konnte, den Hals der Schlange zusammen, und dadurch gelang es ihm, sich von derselben frei zu machen, den Käfig schnell zuschließen zu können. Als er zu seinen Kameraden kam, war er ganz blaß, und fiel gleich ohnmächtig nieder; die Boa hätte ihn durch ihre Umschnürung bald erstickt. Später erholte er sich jedoch wieder.

(Dampfboot- und Luftballon-Verbindung.) New-Yorker Blätter enthalten einen sehr günstig abgefaßten Bericht über die neue Erfindung eines Hrn. Richardson, der zur Erzielung einer größeren Geschwindigkeit der Dampfboote, diese mit einem Luftballon in Verbindung gebracht hat. Das neue „Eil-Dampfboot,“ sagt der „New-York Tattler,“ besteht aus einem, oder vielmehr zwei Booten mit den Schaufelrädern in der Mitte, und einem Ballon darüber, von hinlänglicher Kraft, um das Boot zu heben, so daß nichts als die Knie und Räder, und diese nur 12 bis 14 Zoll tief, im Wasser bleiben. Durch diese Vorrichtung wird demnach der Widerstand des flüssigen Elements besiegt, wäh-

rend dieses als Leitungs- und Forttreibungsmittel, dieselbe Wirksamkeit, wie sonst, behält; folglich hat das Boot nur gegen die atmosphärische Luft, welche 800 Mal leichter ist, als Wasser, zu kämpfen, so daß seine Eilkraft nothwendig außerordentlich groß sein muß; 50 bis 80 engl. Meilen (ungefähr 10 — 16 deutsche) auf die Stunde kann, wie man versichert, als eine mäßige Berechnung angesehen werden. Der Ballon oder Gasbehälter, welcher sich nicht hoch über das Boot erhebt, wird in fischähnlicher Form, 300 Fuß lang sein, und in der Mitte einen Durchmesser von 60 Fuß haben. Dieser wird 125 Pfd. Gas enthalten, in sehr vielen gänzlich getrennten Abtheilungen, so daß ein irgend einen derselben treffender Unfall auf die übrigen nicht einwirken und nur sehr geringe Unbequemlichkeit verursachen kann. Das Ganze wird nur 25,000 Dollars kosten — kaum ein Drittheil dessen, was man für ein Paketboot ersten Ranges, von der jetzigen Bauart, bezahlt — obgleich das von der neuen Erfindung eben so groß und dreimal so wirksam sein wird.

(Man schreibt aus Frankfurt, den 5. August:) Obgleich ein sehr schöner Tag auf einen beinahe acht und vierzig Stunden anhaltenden Regen folgte, fand dennoch die Vorstellung der Oper: der Liebestrank von Donizetti, am 5. August, so ziemlich zahlreichen Zuspruch. Dem. Gued trat als Gast in der Rolle der Adine auf. Diese Sängerin besitzt keinen großen Umfang der Stimme, dafür aber viel Intensität derselben; es wäre nur zu wünschen, daß die einzelnen Tonchorden edleren und gerundeteren Ausdruck hätten, da in letzterm doch eigentlich die Seele des Gesanges zu suchen ist. Einzelne Momente in der Gesangsausführung gaben indessen Beweise von dem richtigen Schattiren musikalischer Perioden. Die Durchführung der Rolle war gut, obgleich die wahre Würze, das naive Princip derselben, fehlte; doch möchte dieses hauptsächlich darin seinen Grund finden, daß die Sängerin mit der Partie selbst noch nicht recht im Klaren war. — Die Unterstützung der übrigen Mitglieder verdient Anerkennung.

(Die Ehestandslustreisen.) In den „Österl. Blättern" liest man: „Es ist Ton, wenn man sich verheirathet hat, unmittelbar danach eine Ehestandslustreise zu machen. Es ist jetzt der merkwürdige Fall vorgekommen, daß an den letztverflossenen Pfingstfeiertagen fünf verschiedene Leipziger neue Paare auf dieser ihrer Antrittsreise arg in's Pech geriethen. Das Erste befand sich auf einem Kahne, der bei Dresden auf der Elbe umschlug; beide Liebende wurden gerettet. Vom Zweiten bekam die Frau in Töplitz die Masern. Vom Dritten stürzte die Frau in der Gegend von Dresden aus dem Wagen, und beschädigte sich arg am Fuße. Das Vierte wäre bald in einem Gasthause zu Torgau verbrannt, und wurde nur mit Gefahr gerettet. Dem Fünften erging es am drolligsten, es hatte eine Lustreise nach Hamburg vor; der Wasserstand war aber so niedrig, daß beim Landen Gatte und Gattin Arm in Arm bis an die Knie im Schlamm waten mußten. — Aller Anfang ist schwer, Ihr Neuvermählten! Unter dem fünfblättrigen Kleeblatte befanden sich ein berühmter Schriftsteller und ein Buchhändler.

(Plötzliches Reichwerden.) Auf der Insel Java heirathete kürzlich ein Deutscher, Georg Lehmann, eine junge Holländerin aus dem Staatswaisenhause, wo alle Waisen des Landes erzogen werden, während ihr Vermögen von der Landesregierung verwaltet wird. Als er sich um die übliche Staatsmitgift von 500 fl. meldete, war er nicht wenig überrascht, als man ihm eröffnete, von der Regierung sei die Nachricht eingegangen, daß seine Braut ein Vermögen von drei Millionen besitze. Auch die Waisenhausverwaltung hatte nichts davon gewußt.

(Das freie Amerika.) In einer Zeitung der Stadt Albany (Staat New-York) empfiehlt ein Hr. Sherard den Bürgern von Alabama und Mississippi seine auf die Aufspürung und den Fang entlaufener Neger bestens abgerichteten Hunde. Die Taxe pr. Tag ist 5 Dollars, und wenn der Hund den Neger fängt, noch eine Prämie von 15 Dollar.

Anzeige.

Auch auf das Jahr **1842** sind erschienen:

Verbesserter Sedez- oder Wasch-Kalender

der freien Hansestadt Bremen, enthaltend:

den gewöhnlichen Kalender, Bauern-Praktik, von den Jahreszeiten, Finsternissen, Zeitrechnung, Fluth bei Bremerhaven und Elsfleth, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten, Thortabelle, Recepte und Anekdoten Preis 2 Grote.

Der **Schürzen-Kalender,**

ein Schenkmädchen, auf deren Schürze ein Kalender. „ 8 Grote.

Ferner:

Der **Comptoir-Kalender,**

mit dem Postenverzeichniß, Zins- u. Discontotagen und Notizen „ 6 Grote.

Der **Wand- und Tafel-Kalender** „ 2 Grote.

und zu haben Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 66.

Bremen, Donnerstag den 19. August 1841.

Gestorben:

Nro. 739. Den 14. August. Der Schuhmachermeister Albert Fincke, 31 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nr. 6.

— 740. Den 14. — Der Kaufmann Johann Conrad Schierenberg, 73 Jahr; Ansgariithors-Contrescarpe.

— 741. Den 15. — Des Arbeitsm. Joh. Gottl. Heinr. Tellmann Wittwe, geb. Stegen, 67 Jahr; Meyers Gang Nro. 5 (Neustadt).

— 742. Den 15. — Der Müller Jacob Wessels, 84 J; Neeperbahn Nro. 22.

Nro. 743. Den 15. — Des Kaufmanns Georg Friedr. Wilhelm Schrader Tochter, 16 Wochen; Geeren Nro. 47.

— 744. Den 16. — Des Schuhmachers Helmerich Jacob Meyer Sohn, 7 Monat; Hastedt N. 72.

— 745. Den 17. — Des Hökers Joh. Heinr. Faber Ehefr., geb. Seidenzahl, 21 Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 55.

Geburten:

Nro. 983. Den 12. August. Des Arbm. Franz Heinr. Pöhle Ehefr., geb. Held, Nienaberegang Nro. 2; von einem Knaben.

— 984. Den 12. — Des Arbeitsm. Isaac Warnken Ehefr., geb. Wiegmann, in der Wisch; von einem Mädchen.

— 985. Den 13. — Des Kaufmanns Diedr. Motz Ehefr., geb. Heidmann, Contrescarpe; von einem Mädchen.

— 986. Den 13. — Des Schuhmachermeisters Johann Christian Severin Ehefr., geb. Winckelmann, Spitzenkiel Nro. 3; von einem Knaben.

— 987. Den 14. — Des Drechslermeisters Joh. Heinr. Carl David Dettmer Ehefr., geb. Fehrmann, Neuenstraße Nro. 41; von einem Knaben.

— 988. Den 14. — Des Arb. Gerhard Schröder Ehefr., geb. Hemsoth, Mühlendamm Nro. 8; von einem Knaben.

— 989. Den 14. — Des Kaufmanns Joh. Christoph Dubbers Ehefr., geb. Helmken, Osterstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

Nro. 990. Den 15. — Des Lohgerbergesellen Diedrich Glade Ehefr., geb. Lohmann, Müggenburg Nro. 43; von einem Mädchen.

— 991. Den 15. — Des Arb. Johannes Lindenschmidt Ehefr., geb. Hein, im Schnoor Nro. 30; von einem Knaben.

— 992. Den 15. — Des Malers Bernhard Glaatz Ehefr., geb. Wrampelmeyer, Kohlhökerstr. Nro. 7; von einem Mädchen.

— 993. Den 16. — Des Seegelmachers Franz Tecklenborg Ehefr., geb. Brandorff, Geeren Nro. 36; von einem Mädchen.

— 994. Den 16. — Des Arbeitsm. Friedr. Wilhelm Freis Ehefr., geb. Meyerricks, Oreckort Nro. 54; von einem Knaben.

— 995. Den 16. — Des Schiffszimmermanns Johann Timmermann Ehefr., geb. Köhrin, Theerhof Nro. 37; von einem Knaben

— 996. Den 17. — Des Cigarrenmachers Nicolaus Sengstacke Ehefr., geb. Hilgerloh, Neeperbahn Nro. 6; von einem Knaben.

— 997. Den 17. — Des Zimmergesellen Franz Friedr. Ludwig Poppe Ehefr., geb. Niestermann, Hülsberg Nro. 14; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 67.

Bremen, Sonntag den 22. August 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 22. August.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Hr. Cand. Victor.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Pst.pr.D.Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
Vorlesung.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Klage nicht!

Ob wieder welken diese Blüthen,
Die in dem warmen Frühlingslicht,
Eh' du's noch ahntest, auferglühten —
Willst du's beklagen? Klage nicht.

Sie haben rasch ihr schönes Leben
Gelebt in voller Frühlingspracht,
Sie haben — nun, so laß dies Leben
Verblühen wieder über Nacht.

O laß sie welken all' die Blätter!
Warum, daß dich ihr Fall bewegt?
Fühlst du, daß herbstlich Todeswetter
Auch an dein Herz prophetisch schlägt?

Nicht über Blatt und Blüthe traure,
Ein jedes hat die Zeit erfüllt;
Ob dieser Lenz nicht überdaure,
Bald treibt ein neuer lind und mild.

Und klag' auch nicht, daß du zu Ende
Mit deinen Blüthen allen gehst,
Weil doch in rascher Sonnenwende,
O Mensch, du gleichfalls auferstehst.

Und klag' auch nicht, daß über Jahren
Kein Fuß dein einsam Grab betritt,
Hast du nicht lebend Lieb' erfahren?
Nahmst du die Liebe denn nicht mit?

Du hast gelebt und Frucht getragen,
Ein kleines Reis — was willst du mehr?
O Mensch, was wolltest du's beklagen! —
Du hast geliebt, was willst du mehr?

Lebens-Contraste.

Es war eine wilde Winternacht. Unheimlich strich der Nordwind durch die menschenleeren Straßen; nur hier und da rollte dumpf eine wohlverwahrte Karosse über das gefrorene Pflaster. Der junge, reiche und lebenslustige Graf Stanis-

saus gab einen der glänzendsten Bälle der ganzen Saison; die Creme des Adels der russischen Residenz war geladen. Der Palast des hohen Festgebers glich einem Feenschlosse. Weithin leuchteten die goldenen Perlenschnuren des prachtvoll illuminirten Portals in die Nacht hinaus und die Wärme der flammenden Pechpfannen und zahllosen bunten Lampen verbreitete, dem harten Winter zum Trotz, eine behagliche Atmosphäre rings um den schönen Palast. Die zahlreich aufgestellten Militär- und Polizeiwachen hatten alle Mühe, die Volkshaufen zurückzudrängen, welche neugierig heranwogten, um sich an dem ungewohnten glänzenden Schauspiele zu ergötzen.

Gewährte aber das Palais des Grafen Stanislaus nach Außen einen bezaubernden Anblick, so überbot die Einrichtung seines Innern Alles, was man in dieser Art zeither erlebt hatte. Die Wohlgerüche der zahlreichen Orangerien und einer südländischen Flora durchdufteten die glanzerfüllten Räume und die glücklichen Beschauer wurden fast gezwungen an Zauberei zu glauben, wenn sie des nordischen Himmels gedachten, der außen sein eisiges Haupt schüttelte. Graf Stanislaus war nämlich einer der Ersten, der mit ungeheuerm Kostenaufwande die später so beliebt gewordenen Wintergärten in's Leben rief.

In den zunächst dem Eingange gelegenen Zimmern blühten noch die Bäume des mittlern Deutschlands. Schritt man weiter, da erschlossen sich schon die Glocken und Kelche eines südlichern Himmels. Hier und da leuchtete ein Granatapfel im dunklen Laube. Man durchwanderte die kältere Region der Alpen, immer sparsamer ward die Vegetation, bis sie endlich ganz erstarb und nur hier und da eine einsame Alpenblume zurückließ. Bald aber ward es wieder wärmer, die Aussicht erweiterte sich, in der Ferne glänzte der blaue Meeresspiegel, und der erstaunte Wandrer befand sich im Himmelssaal Italien, im Lande der Orangen und Madonnen, im Lande des „dolce far niente" und der Mollaccorde Bellini's. Durch einige Nebengemächer gelangte man in das ernstere klösterlich-stille Spanien; Guitarrenklang flüsterte durch die Ruinen Alhambra's. Endlich that sich das Morgenland auf mit seinen Palmen und Minarets mit seinem Rosendufte und heiligen Lotosblumen. Vermöge zahlreich angebrachter Dioramen und kunstreicher Benutzung der Perspectiven ward die Täuschung auf das Ueberraschendste hervorgebracht. Die Zauberei erhöhten mannigfache künstlich verborgene Orchester, welche charakteristische Melodien aufspielten.

Einen nicht minder interessanten Anblick als die sinnreich und malerisch dekorirten Säle gewährte aber auch das geladene Ballpublikum und namentlich der weibliche Theil. Die schönsten Blumen der nordischen Residenz schwebten hier zephyrartig in Gaze und Spitzen auf und nieder, und die zarten in Atlas gekleideten Füßchen schienen den Fußboden kaum zu berühren. Die Herrenwelt bestand größtentheils aus jungen vornehmen Edelleuten in stattlichem Ballcostüm, so wie aus Officieren der Garde, deren geschmackvolle Uniform weithin durch die Säle funkelten und leuchteten.

Aber nicht bloß für das Auge und das Ohr waren Ergötzlichkeiten in reichem Maße geboten, auch für die Befriedigung des Gaumens hatte man überschwänglich gesorgt. Die zahlreichen Büffets, bald in Grotten, in Kiosks, in Lauben reizend angebracht, strömten über von den seltensten Weinen südlicher Zone, und was die auserlesensten Confituren anlangte, so hatte die Kunst Alles aufgeboten, auch den eigensinnigsten Gourmand zufrieden zu stellen.

Es herrschte ein verklärtes Leben in den Apartements des Grafen Stanislaus. Ueberall Heiterkeit und Frohsinn, Scherz und Laune; nur hinter den Sälen des Morgenlandes hatte eine finstere Leidenschaft ihren Sitz aufgeschlagen. Hier, ganz versteckt der übrigen Ballwelt und nur den Eingeweihten bekannt, hielt der italienische Graf Fiorello Pharaobank. Tausende wurden hier gewonnen und verloren. Bank und Pointeurs gingen mit dem Golde um, als seien es eben Zahlpfennige, und wenn dieser oder jener der Spieler einige hundert Louisd'or verloren hatte, kehrte er, als ob nichts geschehen sei, nach den Ballsälen zurück; denn fast sämmtliche Gäste gehörten der reichen Klasse an, wo ein für jeden Andern höchst bedeutender Verlust weiter nicht empfunden ward.

Die Winternacht ward immer grausiger, die Kälte erreichte eine furchtbare Höhe, die Sterne funkelten doppelt so hell als gewöhnlich durch die eisige Atmosphäre. Das gaffende Volk vor dem Palaste hatte sich verlaufen und die Wachen waren eingezogen worden.

Dem Hotel des Grafen Stanislaus schräg gegenüber*)

*) In einigen nordischen Hauptstädten findet man nicht selten unmittelbar neben den prachtvollsten Palästen die ärmlichsten Hütten.

stand ein halb verfallenes hüttenartiges Häuschen, wo die bitterste Armuth wohnte neben Schmerzen und Herzeleid. Unheimlich pfiff der Nordwind durch die übelverwahrten Fenster und das schwache, dem Erlöschen nahe Licht einer Lampe beleuchtete ein Bild des höchsten Jammers. Auf ärmlichem Strohlager lag die todtkranke Mutter und daneben knieeten zwei blasse Engel, die eilfjährige Marie und das siebenjährige Klärchen. In dumpfem Schmerze saß in einer Ecke der vierzehnjährige Theodor. Das schwache Feuer in dem Windöfchen war längst ausgegangen, die letzten Kohlen längst verglommen; immer grimmiger drang die harte Kälte der Winternacht durch die luftigen Fenster. Den ganzen Tag war kein Bissen trockenes Brod in's Haus gekommen; vergebens waren Marie und Theodor schlotternd durch die Straßen und bewohnten Zirkel der Stadt geschlichen; keine mildthätige Hand hatte sich geöffnet, den Armen eine Gabe zu reichen. Von Kälte erstarrt, von Hunger gepeinigt waren die vaterlosen Waisen mit gefrorenen Thränen zur geliebten Mutter zurückgekehrt; aber sie lächelten mit blutendem Herzen, sagten nichts von ihrem Hunger, um der Todtkranken ihre Leiden nicht zu vergrößern.

Von den Thürmen tönte die eilfte Stunde durch die Nacht. Wie ein paar rosenrothe Augenblicke waren dem Ballpublikum die Stunden der Vormitternacht verflossen, während wenige Schritte davon im ärmlichen Stübchen die Minuten zu qualvollen Stunden wurden.

Noch immer beteten die beiden Mädchen bei der kranken Mutter, noch immer saß Theodor frosterstarrt in der Ecke. Da schlug plötzlich das militairische Kommandowort, welches die Wachen bei dem gegenüberliegenden Palast einberief, an sein Ohr. Ein letzter Hoffnungsstrahl durchzuckte die Brust des armen Knaben.

„Vielleicht," dachte er bei sich, „daß es jetzt möglich ist, Eintritt in das Hotel zu erhalten und irgend einen der goldbetreßten Diener um ein Stück Brod zu bitten."

Leise, damit er Mutter und Schwester nicht störe, verließ Theodor Stube und Haus. Seine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen. Die Wachen waren eingezogen und das stattlich beleuchtete Portal stand offen. Die furchtbare Noth besiegte diesmal die sonstige Schüchternheit des Knaben. Er betrat zitternd die festlichen Hallen und gelangte, ohne daß er aufgehalten worden war, bis in eine der Gallerien des ersten Stocks. Hier stand ein reichgekleideter Herr, welcher einem Kammerdiener eine Menge Goldrollen übergab, die er so eben im Spiel gewonnen hatte. Der Herr sah so gutmüthig und menschenfreundlich aus. Theodor faßte sich ein Herz, sank vor ihm auf die Kniee und flehte um ein Stück Brot.

Der glückliche Spieler warf einen mitleidigen Blick auf die armselige Gestalt des Knaben.

„Armer Teufel," sprach er, „Brot habe ich nicht, aber da, kauf Dir welches."

Mit diesen Worten warf er dem Bittenden mehrere Goldstücke in die erstarrten Hände und eilte davon, um das ihm zulächelnde Glück von Neuem zu versuchen.

Thränen stürzten dem glücklichen Knaben aus den Augen; so reich, so unermeßlich reich war er im Leben nicht gewesen. Er sprang auf, um die Worte seines Wohlthäters in Ausführung zu bringen und Brot und Holz zu kaufen. Bald hatte er den Palast im Rücken und eilte die kalte öde Straße dahin. Der Gedanke, seine Lieben bald speisen und erwärmen zu können, stärkte seine todmatten Glieder. Er langte außer Athem bei dem kleinen Kramladen an, wo seine Familie ihre geringen Lebensbedürfnisse mit wenigen Kreuzern zu kaufen pflegte — aber ach, welcher Schreck, Alles war verschlossen. Vergebens klopfte und rüttelte seine schwache Hand eine lange Zeit an dem Laden. Es war bereits zu spät — Niemand öffnete. Eisig wehte die Nachtluft daher. Die Mitternachtstunde hallte von den Thürmen: Theodor war in seiner Verzweiflung noch mehrere Straßen auf- und abgelaufen. Alle Häuser, wo am Tage Brot, Fleisch und Holz in reicher Menge zu finden war, waren finster und öde. Die Bewohner lagen im tiefen Schlafe. Kein Rufen und Klopfen half etwas. Was half dem Armen sein Gold und sein Reichthum!

Mit der ersten Morgenstunde stieg die Kälte und erreichte einen furchtbar hohen Grad. Der Athem gefror vor dem Munde und Theodor erreichte nach langem vergeblichen Umherirren halb todt seine Wohnung.

Als er wieder in das ärmliche Stübchen trat, war die Lampe erloschen und rings herrschte ein tiefes Schweigen. Mutter und Schwestern schlummerten sanft auf ihrem kalten, harten Lager.

Todesmatt sank Theodor zu Boden. Die Goldstücke entrollten der erstarrten Hand und ein unwiderstehlicher Schlaf bemächtigte sich des Dulders.

Und draußen stieg die Kälte immer höher. —

Als am andern Morgen der Wirth mit dem Gerichts-

personal in das Gemach der Wittwe trat, um die den Miethzins schuldende Familie auf die Straße zu werfen, fand er vier Leichen. Der Vater im Himmel hatte sich seiner von den Menschen verlassenen Kinder erbarmt und sie zu sich genommen. Die funkelnden Goldstücke lagen zerstreut am Boden.

„Das Bettelvolk ist erfroren," sprach gleichgültig der Hausbesitzer; aber das Gold erblickend rief er verwundert: „Aber warum hat das dumme Volk nicht eingeheizt, es ist nie reicher gewesen."

Der Hartherzige, er hatte wahr gesprochen. Die Armen waren nie reicher gewesen als jetzt, wo sie im Schooße ihres himmlischen Vaters ruhten.

Als nach einigen Tagen sich Karosse an Karosse vor dem Palais des Grafen Stanislaus drängte, woselbst die Ballgäste die übliche Visite abstatteten, begegnete den fluchenden Kutschern ein einfacher mit einem groben schwarzen Tuche überhangener Leichenwagen, welcher die Särge der armen Familie nach der letzten Ruhestätte brachte. —

Schiffbruch und Gefangenschaft einer Engländerin in China.

(Schluß.)

Noch mußten wir geraume Zeit im Gefängnißhof verweilen, bis man uns einen Weg eröffnete durch die Zuschauer, daß wir in unsere Palankins steigen konnten. Als wir über den Fluß fuhren, warf ich einen letzten Blick auf die unermeßlichen Volkshaufen, auf die Mandarinen von jedem Rang, die uns noch sehen wollten, auf die unbeschreibliche Aufregung, in welcher die ganze Stadt war. Wir hatten eine zahlreiche Wache zur Bedeckung. Der Weg nach Chinhae führte hauptsächlich am Ufer des Flusses hin; unsere Reise war nichts weniger als bequem, der Pfad so schmal, daß ich in beständiger Angst war, unsere Träger möchten ausgleiten und uns fallen lassen. Bei Chinhae stolperte auch einer von ihnen, mein Palankin fiel auf den Boden und ich stieß den Kopf an. Doch wurde ich mehr erschreckt als beschädigt. Unterwegs holten uns mehrere Boten ein, die zur Eile trieben, was uns natürlich höchst willkommen war. In Chinhae wurden wir von den Mandarinen mit ziemlicher Aufmerksamkeit behandelt. Wir hatten noch nicht gefrühstückt: als nun einer der Officiere zu essen begehrte, kam alsbald ein — freilich schmutziger — Bursche und brachte eine Schürze voll Kuchen, und nachher jedem ein Becken mit Fleisch. Capitän Anstruther hatte eine Unterredung mit einem Commissär, und kehrte zurück mit der Nachricht für uns, daß wir nach einander dieselbe Geschichte würden zu hören bekommen — nämlich daß wir unserm Admiral sagen sollten, er möchte die Schiffe schleunigst zurückziehen, weil eine Masse Soldaten bereit sey Tschusan zu besetzen, sobald die Engländer es geräumt hätten, übrigens daß wir ohne Besorgniß seyn dürften, denn sie hätten keine feindselige Absicht. Da die Mandarinen zuerst bestimmt hatten, Lieutenant Douglas solle mich nach Tschusan begleiten, indeß Capitän Anstruther geblieben wäre bis zur Einschiffung der Mannschaft, so bat ersterer, man möchte ihn bei seinen Leuten lassen und dem Capitän meine Begleitung übertragen. So wurde dann entschieden, beide Officiere sollten bleiben und nur Hr. Witts mein Begleiter sein. Ich stellte jede Nachforschung an nach meinem einzigen Hut und anderen Gegenständen, welche die Mandarinen zur Besichtigung vorausgeschickt hatten, konnte sie aber nicht mehr zurückbekommen. Bald darauf verabschiedete ich mich von den Officieren, stieg wieder in meine Sänfte und gelangte so an den Strand, wo mir der Dolmetscher einen Schirm verehrte. Bei der Wohnung der Mandarinen hatte ich noch einmal das Vergnügen gehabt, alle meine Mitgefangenen zu sehen und im Vorbeigehen einige Worte an sie zu richten; dieß war für mich eine große Beruhigung, da ich sie seit mehreren Monate nicht gesehen hatte, auch nicht wußte, daß sie schon von Ningpo herabgebracht worden waren. Im weiterem Verlauf kamen wir zu den Soldatenzelten; es war bereits spät und ganz dunkel, so konnte ich nur wenig davon sehen, aber sie schienen mir zahlreich und nahmen einen sehr großen Platz ein. Die Mandarinen, die mich begleiteten, bewiesen mir jetzt jegliche Aufmerksamkeit. Sie ließen mich bis dicht an die Seite des Bootes tragen und befestigten zu meiner Bequemlichkeit einen Stuhl auf dem Sampan. Das Boot lag einige Stunden vor Anker, damit die andern Gefangenen auch Zeit hatten sich einzuschiffen, und in der Nacht ging es nach Tschusan unter Segel. Am 26., Morgens 7 Uhr, war ich so glücklich, wieder einmal ein englisches Segel zu erblicken. Bald hielten uns zwei Seeofficiere an, und Herr Johnson war der erste, der mich in der Freiheit willkommen hieß. In kurzem sahen wir mehrere andere Schiffe, die auf dem äußern Ankergrund lagen. Noch einige Augenblicke, und wir hatten die ganze Flotte vor uns. Tschusan kam mir

so verändert vor wie ich mir selbst. Die Zelte waren nicht mehr auf den Höhen — Alles schien mir fremdartig. Als das Boot näher trieb, sandte mir Capitain Bourchier von der Blonde seine Schaluppe entgegegen, um mich an Bord zu holen, und ich betrat sie mit dem frohen Gefühl, für immer eines Volkes los zu sein, unter dem ich so bittere Erfahrungen gemacht hatte. Auf dem Verdeck der Blonde wurde ich von Capitain Brouchier und den vielen Freunden, bei denen man mich einführte, aufs wärmste beglückwünscht. Was ich in diesem Augenblicke fühlte, kann nur ahnen, wer selbst in langer Gefangenschaft war. Jedermann schien an meiner Freude Theil zu nehmen, auf jedem Gesicht war der lächelnde Ausdruck des Mitgefühls. Man setzte mir ein comfortables Frühstück vor, aber mein Herz war zu bewegt, um jetzt zu essen und zu trinken. Ich blieb am Bord der Blonde bis zur Ankunft meiner Mitgefangenen, die nicht lange auf sich warten ließen. Mit Kummer betrachtete ich die bleichen abgemagerten Gestalten, doch sie hatten ja ihre Leiden überstanden, und die Güte, die ihnen Jedermann erzeigte, berechtigte zu der Hoffnung, daß sie mit Hülfe Gottes bald ihre vorige Kraft erlangen würden, und ich habe auch den Glauben, daß die Lehre der Trübsal nie aus ihrem Gedächtniß erlöschen wird. Da mich sehr nach Euch verlangte, theurer Freund! und Dr. Lockhart sich mir zum Gefährten anbot, so verlor ich keine Zeit, um nach dem Schiff Blondell zu eilen, wo ihr so gute Vorsorge für meine Unterkunft getroffen hattet. Mein Freund Douglas verließ mich nicht früher, als bis ich wohlbehalten an Bord war, und kaum befand ich mich auf dem Verdeck, so begrüßte mich die gesammte Mannschaft mit einem lauten und herzlichen Hoch, welches, da ich darauf nicht vorbereitet war, in Verbindung mit dem Willkomm Trails und seiner Officiere, mich völlig außer Fassung brachte. Die Scene des Weiteren zu beschreiben wäre nutzlos — sie ist unauslöschlich eingegraben in das Herz eines Jeden, aber ich kann nicht schließen, ohne einen ernsten und feierlichen Ausspruch des Preises und Dankes gegen den allmächtigen Vater, den gnädigen Erlöser und den allwaltenden Geist, daß so treu erfüllt ward die Verheißung: „Ich will dich nicht verlassen, dich nicht vergessen!“

Anne Noble.

Elisabeth Fry.

(Biographisches.)

Nur Oberflächlichkeit oder Gemüthlosigkeit wäre im Stande, die aus reinster Menschenliebe hervorgegangene, hochherzige Thätigkeit einer Elisabeth Fry mit der selbstsüchtigen Ostentation und Proselytenmacherei des Sectenwesens in Eine Classe zu werfen. Während hier so leicht die Formen, welche menschliche Beschränktheit sich ersonnen hat, für das Göttliche selbst, dessen Gefäß sie nur sein sollen, genommen werden, ist in jener edlen weiblichen Seele der Geist des Christenthums, die alles Wirken verklärende Liebe, der alles Streben stützende, alles Irdische mit dem Himmlischen verknüpfende Glaube, in seiner ganzen beseligenden und segenschaffenden Fülle lebendig geworden. Leicht ist es, Almosen zu geben vom Ueberfluß, doch schön und ehrenwerth. Aber die Genüsse, zu denen Stand und Vermögen berechtigten, von sich zu weisen, um in die Höhlen des Lasters hinabzusteigen, um den Funken bessern Gefühls da zu wecken, wo er verglommen zu sein schien, und aus dem Auswurfe der Menschheit wieder Menschen zu bilden, das ist ein schweres Werk. Hier galt es nicht bloß flüchtige Versuche; es mußte das ganze Leben daran gesetzt werden. Was durch solche Aufopferung gewonnen worden ist, lehrt die Vergleichung des jetzigen Zustandes der Gefängnisse in der christlichen Welt mit denen des vorigen Jahrhunderts.

Obwohl ein anderer Referent bereits im vorigen Blatte in der Kürze über ihren Aufenthalt in Bremen berichtet hat, so glauben wir doch davon Gelegenheit nehmen zu müssen, von der Wirksamkeit der Mistreß Fry noch ausführlicher zu reden. Zu dem, was dort über ihren Besuch in den hiesigen Gefangenhäusern gesagt wird, fügen wir nur noch dies Eine hinzu, daß die mit Milde gepaarte Hoheit, die ganze eminente Persönlichkeit dieser ehrwürdigen Matrone auf die Gefangenen unsers Zuchthauses, sowohl Männer als Frauen, einen Eindruck machte, der ans Wunderbare grenzte; Spott und Leichtsinn verriethen sich nicht einmal in den Mienen, selbst da nicht, als Herr Gurney in gebrochenem Deutsch die Geschichte vom verlorenen Sohne vorlas.

Zu dem folgenden Bericht, der wegen Mangels an Raum auf das nächste Blatt verspart werden muß, benutzen wir einen vom Hofrath Winkler 1825 verfaßten Aufsatz und ein Schriftchen der Mistreß Fry, das unter dem Titel „Eli-

sabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands" als Manuscript 1840 gedruckt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Protest gegen eine unverdiente Zurechtweisung.

Abermals habe ich die Freude, mit Herrn Pastor Dr. Rothe zusammenzutreffen, welcher mich aus den Kirchenvätern eines Bessern belehren will. Diesmal aber hat derselbe keine Uebersetzung, sondern die Originalworte des Kirchenvaters selbst gegeben. Da aber die meisten Leser des Bürgerfreundes doch eine Uebersetzung wünschen möchten, so gebe ich dieselbe: Also Hieronymus sagt zu Gal. 3, 15. „Der Apostel, welcher Allen Alles geworden ist, um Alle zu gewinnen, ein Schuldner der Griechen und Barbaren, ist auch den Galatern, welche er kurz zuvor Thoren genannt hatte, ein Thor geworden. Denn bei ihnen bedient er sich nicht derselben Argumente, wie bei den Römern, sondern einfältigerer, die auch Thoren verstehen könnten, und fast von der Straße genommener. Damit es aber nicht scheine, er habe dies aus Unkunde und nicht mit Absicht gethan, beschwichtigt er zuvor den einsichtigen Leser, und mildert, was er sagen will, durch Voraussendung der Vorrede: Lieben Brüder, ich will nach menschlicher Weise reden; denn was ich sagen will, sage ich nicht nach göttlicher Weise, sage es nicht nach der verborgnen Weisheit, und denen gemäß, welche feste Speise genießen können, sondern denen gemäß, welche wegen der Schwäche des Magens sich von flüssiger Milch nähren und hohe Dinge keineswegs zu hören vermögen." Zu größrer Deutlichkeit habe ich die Uebersetzung noch etwas weiter gegeben, als Herr Dr. Rothe das Original. Es bleibt bei dem, was ich als Apiarius Seite 24 gesagt habe. Das Citat, welches angab, Hieronymus habe über den Apostel Paulus das verächtliche Urtheil gefällt „er war der Rede unkundig, und mit den dummen Galatern dumm geworden" ist falsch. Hieronymus ist nicht so dumm, den großen Heidenapostel für dumm zu halten. Was ich aber Seite 26 sagte, „von einer Dummheit, oder Thorheit des Apostels Paulus könnte Hieronymus nur etwa in dem Sinne reden, „der Apostel habe sich zu der Schwachheit der Schwachen herabgelassen und einfältig zu den Einfältigen geredet" — das wird durch dies Citat des Herrn Dr. Rothe vollkommen bestätigt. Darum stimme ich völlig der Aufforderung desselben bei: „Wen nun, neben dem erneuerten Vorwurfe der Unwissenschaftlichkeit auch noch der weit schwerere der Fahrlässigkeit, der Gewissenlosigkeit und der Verdächtigungssucht mit Recht treffe, das entscheide der Leser selbst."

Bei dem Candidatenexamen am 12. Mai war ich nicht gegenwärtig; durch eine Mittheilung über die interessanten Vorfälle bei demselben könnte Herr Dr. Rothe mir eine angenehme Stunde bereiten; ich bitte ihn darum.

Uebrigens muß ich demselben mittheilen, daß der Name Apiarius nicht von dem Aegyptischen Ochsengott Apis herrührt. Dieser Versuch, den Pietismus aus dem Heidenthum abzuleiten, schlägt fehl. Ich bedaure, die sprachgelehrten Herren erst über folgende einfache Dinge aufklären zu müssen. — Gotthold ist Uebersetzung des hebräischen Namens Johann; Volkhard ist eine Anspielung auf den griechischen Namen Nikolaos, denn die eigentliche Uebersetzung konnte hier nicht gegeben werden, wenn ich mich nicht sogleich selbst verrathen wollte; Apiarius aber ist eine Latinisirung des altplattdeutschen Namens Tiele, und giebt meinen Gegnern treffliche Gelegenheit über Bienen und Bären zu scherzeln. — Pseudonym kann man demnach meine letzte Schrift eigentlich nicht nennen; denn eine bloße Namensübersetzung gilt nach altem Brauch nicht für Pseudonymität. — Ich habe diese Benennung nicht gewählt, um als Verfasser verborgen zu bleiben, sondern nur um dem whim zu befriedigen, von mir selbst in der dritten Person zu reden. Hoffentlich wird durch diese Laune das kleine Schriftchen dem Publicum nicht uninteressanter geworden sein.

Ich benutze diese Gelegenheit, um einen Druckfehler in dem Schriftchen anzuzeigen, der mir bei der Correctur entgangen war. Seite 23, Zeile 4 von unten statt „Oppositen" lies „Apposition." Ich schließe mit den Worten des Herrn Dr. Rothe: „Da sich's einzig und allein um die Rechtfertigung eines an seiner literarischen Ehre mit Unrecht gekränkten hiesigen Bürgers handelt, so wird der Bürgerfreund gegenwärtigen Protest hoffentlich gern eine Spalte einräumen."

J. N. Tiele.

Frage.

Als es verlautete Frankreich wolle Belgien mit in sein Zollsystem aufnehmen, wetteiferten die deutschen Tagesblätter, den Nachtheil, dem sich Belgien durch Anschluß an Frankreichs Zollsystem aussetzen würde, der Welt vor Augen zu legen. Hingegen als sich deutsche Fürsten auf Ansuchen Preußens geneigt zeigten, ihre und des Landes Hoheit dem Zoll Preußens zu opfern, schwiegen in- und ausländische Blätter. Welches mögen die Ursachen davon gewesen sein?

Briefkasten.

Die Aufnahme des eingesandten Gedichtes „An die Erbauer des Hermannsdenkmals" ist nicht gestattet worden. D. Red.

Miscellaneen.

(Ueber den Fischregen,) der in Ukermark während der Nacht vom 29. auf den 30. Juni auf dem Gute des Herrn von Holtzendorff-Jagow bei einem heftigen Gewitter Statt fand, und dessen die Blätter nur kurz erwähnten, theilt jetzt die Preuß. Staatszeitung vom 10. August Ausführlicheres mit. Direktor Professor August statiete nämlich in der „Gesellschaft naturforschender Freunde" in Berlin am 20. Juli über dieses Phänomen folgenden Bericht ab: „Schon gegen Abend zog sich im Westen des Dorfes Jagow ein Gewitter zusammen, das sich nach einigen schwankenden Bewegungen gegen Norden endlich in der Richtung aus West-Nord-West näherte, fast eine Stunde im Zenith verweilte und sich gegen 9 Uhr wieder verzog. Darauf zeigten sich nur noch Blitze im fernen Westen; gegen 11 Uhr wurde auch Donner hörbar; der Regen hatte aufgehört. Plötzlich stürzte um 2 Uhr Nachts (30. Juni) ein heftiger Regen nieder und hielt anderthalb Stunden so lebhaft an, daß der Ort auf eine den ältesten Bewohnern unerhörte Art überschwemmt wurde. Am 30. Juni Abends brachten Hirten in ihren Hüten eine Menge kleiner Fische mit nach Hause, um ihre Enten damit zu füttern. Sie hatten dieselben auf der Schaafweide auf den höchsten Hügeln in den daselbst vom Regen gefüllten Vertiefungen aufgelesen und erzählten, daß sich den Tag über mehr als 60 Störche, eine Unzahl von Krähen und andern Vögeln dort von den Fischen gesättigt hätten, und in den Regenlachen wären überall noch sehr viele lebende Fische. Der Gutsherr, welcher dies erst am 1. Juli erfuhr, konnte sich erst am 2. Juli an Ort und Stelle von dem Vorgange überzeugen. Er fand aber auch dann noch viele Fische an den bezeichneten Stellen, die größesten 5 Zoll lang, größtentheils als Brut einheimischer Gattungen erkenntlich. Die kleinen Lachen, in denen sie munter umherschwammen, waren auf dem hochgelegenen Brachlande sichtlich erst durch den erwähnten Regen entstanden und hatten durchaus keine Verbindung mit irgend einem fischreichen Wasser. Die Ausdehnung des Raumes, auf dem sich die Fische vorfanden, hatte über 200 Schritt Länge und 50 Schritt Breite und erstreckte sich der Länge nach in der Richtung des Gewitterzuges. Die von dem Herrn von Holtzendorff angestellten Untersuchungen setzten es außer Zweifel, daß diese Fische durch die Luft an jene Stelle gebracht sein mußten. Merkwürdig ist, daß die Wasserhose, die sie fortwirbelte, keine Spuren sonstiger Windverheerungen zurückgelassen hat, daß auch in der Nacht kein erheblicher Wind bemerkt wurde, sondern der Regenstrom ruhig herabzufallen schien. Im Dorfe selbst und an allen übrigen überschwemmten Stellen, die mit Wiesenbächen und durch diese mit näheren oder entfernteren Teichen und Seen zusammenhangen, fand sich keine Spur solcher Fische. Die von dem Herrn von Holtzendorff mit diesem Berichte zugleich eingeschickten Fische sind in unseren Landseen gewöhnliche, als Hecht (**Esox Lucuis**), Barsch (**Perca fluviatilis**), Plötze (**Cyprinus rutilus**), Stichling (**Gasteroteus pungitius**), wie ein anwesendes Mitglied, Herr Dr. Troschel, der sie genau untersucht hatte, angab."

(Liszt in Curhaven.) Man schreibt aus Curhaven vom 3. August: Am Freitage bleibt Sturmes halber das holländische Dampfschiff in Curhaven. Fünf Herren steigen an's Land, und langweilen sich über alle Maaßen, da der Regen keine Secunde aufhört; endlich gegen Abend lassen sie den Schauspieldirector der Truppe, die jetzt dort spielt, holen, und erkundigen sich, was am Abend gegeben wird? — Es ist kein Theatertag! — Ob der Director wohl geneigt sei, für eine bestimmte Summe einige Lustspiele zu geben? — Er zeigt sich bereit, und außer den fünf Herren, finden sich zwar nicht viele Zuschauer ein, doch darunter einige hübsche junge Damen, aus dem Lande Hadeln und Wursten. Die Herren sind heiter und galant und wissen ein Gespräch anzuknüpfen; die Damen beklagen sich, daß in den Zwischenacten Musik fehle. Einer der Herren ruft: „Besorgen Sie ein Clavier, so spiele ich, ich bin der Musikus Liszt." Liszt?! Ist es Scherz, ist es Ernst? nein, es ist Ernst, er ist es wirklich! und spielt auf dem schnell herbeigebrachten Clavier, wiewohl dies wahrhaftig kein Erard'scher Flügel war. Nach dem Theater schlug er den Damen vor, ihnen nun auch zum Tanz zu spielen; doch darein willigten sie nicht; dagegen möchten sie mit ihm tanzen, deß wollten sie sich gerne rühmen können. Auch dazu zeigte er sich bereit. Schnell wird Musik besorgt, und ein Dutzend Schöne, aus Ritzebüttel und der Marsch, holen Liszt der Reihe nach zum Tanz. Das Gerücht seiner Anwesenheit verbreitet sich schnell; vor dem Wirthshause, worin er wohnt, erschallen Musik und „Vivats," während er drinnen fröhlich ißt und trinkt, und sich seines Triumphes in diesem Erdenwinkel freut.

(Vereine für entlassene Gefangene.) In Berlin, wo bereits zwei Vereine für entlassene Strafgefangene bestehen, an deren Zusammentreten man arbeitet, soll nun auch ein Verein für weibliche Gefangene gegründet und damit ein Magdalenenstift, ähnlich dem in London und Hamburg, als Asyl für sittlich Gefallene, denen das Leben selbst in der Regel jede moralische Erhebung und Rückkehr zu Sitte und redlichem Brod-Erwerb unmöglich macht, verbunden werden. Mehrere wohlwollende, bemittelte Frauen haben sich schon längst zu solchem Zweck vereint und arbeiten, unterstützt von der betreffenden Obrigkeit, an Verwirklichung dieses Instituts, dessen sittliche Nothwendigkeit sich besonders jetzt herausgestellt hat, wo sich bei größerer Aufmerksamkeit ergab, daß Viele, nur durch Augenblicke des Sichselbstvergessens oder durch Brodlosigkeit ꝛc. in die Abgründe der Sittenlosigkeit geschleudert, vergebens bemüht waren, durch eigene Kraft sich wieder zu erheben. Auch in Hannover hat sich ein Verein für entlassene Strafgefangene gebildet. (In Bremen besteht ebenfalls ein Verein zu ähnlichen Zwecken.)

(Tieck in Berlin.) Man schreibt aus Berlin vom 9. Aug. Ludwig Tieck las am vergangenen Sonnabend auf Sanssouci dem König und der Königin Gothe's Tasso vor. Einer Einladung unserer Gelehrten und Künstler zufolge kam der gefeierte Dichter gestern Morgen von Potsdam herüber, um dem ihm veranstalteten

Diner beizuwohnen, woran die ausgezeichnetsten Männer unserer Hauptstadt Theil nahmen. Der Cultus-Minister Eichhorn, welcher als Theilnehmer unterzeichnet hatte, war dringender Staatsgeschäfte wegen verhindert, zu diesem heitern Feste zu erscheinen. Hingegen verherrlichten dasselbe noch durch ihre Gegenwart der Kriegsminister v. Boyen, so wie sehr viele hohe Militair- und Civil-Beamten. Am späten Abend erst trennte sich die Gesellschaft, worauf Tieck noch den letzten Act des Ballets: „Robert und Bertram" besuchte. Auffallend war es, daß Schlegel, Tiecks intimster Jugendfreund, dem Ehrenfeste nicht beiwohnte.

(Die Werke Friedrichs des Großen.) Man berichtet aus Berlin: In Bezug auf den höchst erfreulichen Fortgang, welchen die Herausgabe der Werke Friedrichs II. nimmt, ist ein Brief aus St. Petersburg, welcher durch die hiesige russische Gesandschaft in diesen Tagen an die Akademie gelangte, von hohem Interesse. Er meldet der zur Herausgabe verordneten Commission, daß Se. Maj. der Kaiser alle Papiere Friedrichs des Großen in den St. Petersburger Archiven zu ihrer Disposition stellt; zugleich giebt ein beigefügter Katalog eine Uebersicht desselben. Auf diese Weise sehen wir durch die allgemeine Theilnahme der Cabinette und Privatpersonen ein wirkliches Nationalwerk entstehen, dem die Kenntniß und der Eifer der damit beauftragten Gelehrten die größeste Correctheit sichert.

(Bertha und Clara Stich.) Man schreibt aus Berlin: Demoiselle Bertha Stich, Tochter unserer gefeierten Schauspielerin Mad. Stich-Crelinger, wird sich mit dem Schauspieler Krusemann verheirathen. Auch trägt man sich mit dem Gerücht herum, Dem. Clara-Stich werde Herrn Seydelmann heirathen. Wie diese Heirath aber zu Stande zu bringen sei, wissen wir nicht, da Seydelmann katholisch und bereits verheirathet ist. Auch wundert man sich, wie Seydelmann, der drei Decennien älter ist, als Dem. Clara, noch auf so sonderbare Heirathsgedanken verfiele. Übrigens sollen bereits Erörterungen der unangenehmsten Art zwischen der jetzigen Mad. Seydelmann und der Mad. Seydelmann in spe stattgefunden haben.

(Zur Warnung.) In einer Vorstadt von Marseille, le **Chemin de Rome** genannt, trug sich dieser Tage ein seltener Vorfall zu. Eine Frau hatte ihr Kind, der Hitze wegen, unbedeckt in die Wiege gelegt, und sich dann vom Hause entfernt, um mit Nachbarinnen zu plaudern. Bald darauf hört man einen Schrei des Kindes, allein die Mutter achtet nicht darauf. Als das Kind zum zweiten Male schreit, eilt sie jedoch zu ihm, und erblickt beim Eintritt ins Zimmer einen großen Hund, der ein Stück Fleisch verzehrt. Die unglückliche Mutter naht bebend der Wiege, und nimmt den Knaben, der, von Blut triefend, ohnmächtig, und von dem Zahn des Thieres furchtbar zerfleischt ist, in ihre Arme. Man hat nur wenig Hoffnung, das Kind zu retten.

(Neue Zerstörungsmaschine.) Man schreibt aus Berlin: Ein Rittmeister außer Dienst, Herr von Bismark, soll eine furchtbare Zerstörungsmaschiene erfunden haben, eine Kugel, die nicht allein einschlägt, sondern auch den getroffenen Gegenstand mit unauslöschbarem Feuer verzehrt; es soll in diesen Tagen damit bei Spandau ein Versuch gemacht werden. Gelingt er: gute Nacht dann aller Krieg!

(Mausoleum zu Charlottenburg.) Zur königlichen Kapelle, welche bei dem Mausoleum zu Charlottenburg, worin das verewigte Königspaar ruht, jetzt errichtet werden soll, werden bereits Baumaterialien angefahren. Die Kosten des Baues sind auf 300,000 Thaler veranschlagt, doch dürften diese sich noch höher belaufen, da das Innere der Kapelle majestätisch ausgeschmückt werden soll.

(Die Branntweinpest.) Ein Reisender schreibt, daß in einigen Gegenden von Norddeutschland die Pest des Branntweintrinkens dergestalt um sich greife, daß er z. B. in einem Hannover'schen Dorfe sogar auf betrunkene Schulkinder gestoßen sei.

Anzeige.

Auch auf das Jahr **1842** sind erschienen:

Verbesserter Sedez- oder Wasch-Kalender

der freien Hansestadt Bremen, enthaltend:

den gewöhnlichen Kalender, Bauern-Praktik, von den Jahreszeiten, Finsternissen, Zeitrechnung, Fluth bei Bremerhaven und Elsfleth, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten, Thortabelle, Receyte und Anekdoten. Preis 2 Grote

Der **Schürzen-Kalender,**

ein Schenkmädchen, auf deren Schürze ein Kalender. „ 8 Grote

Ferner:

Der **Comptoir-Kalender,**

mit dem Postenverzeichniß, Zins- u. Discontotagen und Notizen. „ 6 Grote

Der **Wand- und Tafel-Kalender**

„ 2 Grote.

und zu haben Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 67.

Bremen, Sonntag den 22. August 1841.

Gestorben:

Nro. 746. Den 18. August. Joh. Heinrich Krouel Wittwe, geb. Kochs, 76 Jahr; Armenhaus.

— 747. Den 18. — Des Arbeitsm. Joh. Hinr. Möllering Tochter, 5 Jahr; Neuen Gang Nro. 5 (Großenßraße).

— 748. Den 19. — Der Küpergesell Siegmund Tobias Stumpe, 33 Jahr; Bleicherstraße Nr. 19.

Nro. 749. Den 20. — Des Kaufmanns Johann Christian Stüve Ehefr., geb. Beckhusen, 38 Jahr; Grünenstraße Nro. 85.

— 750. Den 20. — Des Zimmergesellen Wilhelm Rickmann Sohn, 9 Wochen; Laves Gang Nro. 6.

Geburten:

Nro. 1001. Den 9. August. — Des Dr. Med. Carl Ludw. Leonhardt Ehefr., geb. Hoffschläger Geeren Nro. 38; von einem Mädchen.

— 1002. Den 17. — Des Küpergesellen Hermann Chr. Nolte Ehefr., geb. Ewe, Grünenstraße Nro. 96; von einem Knaben.

— 1003. Den 17. — Des Cigarrenmachers Ludwig Schilling Ehefr., geb. Hansen, Heerdenthorwallstraße Nro. 10; von einem Mädch.

— 1004. Den 17. — Des Buchdruckers Joh. Friedr. Daniel Kothe Ehefr., geb. Hartmann, gr. Johannisstraße Nr. 234; v. ein. Mädch.

— 1005. Den 18. — Des Arbeitsm. Wilh. Logemann Ehefr., geb. Cyriaks, Hastedt Nro. 31; von einem Mädchen.

Nro. 1006. Den 19. — Des Stuhlmachers Friedr. Wendel Ehefr., geb. Zincke, Punkendeich Nro. 23; von einem Knaben.

— 1007. Den 20. — Des Gerichtsboten Julius Gottlieb Hemmelmann Ehefr., geb. Jatho, Werder Nro. 24; von einem Knaben.

— 1008. Den 21. — Des Tischlermeisters Joh. Friedr. Dolder Ehefr., geb. Müller, Schüsselkorb Nro. 12; von einem Knaben.

— 1009. Den 20. — Des Arbeitsm. Hermann Hinrich Wilh. Siebers Ehefr., geb. Gätjen, Buntenthorsteinweg Nro. 184; v. e. Knaben.

— 1010. Den 20. — Des Kaufmanns Johann Julius Christian Wipperling Ehefr., geb. Ehlers, Johannisstraße Nro. 16; v. e. Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 646. Der Schiffskapitain Heinrich Osterloh und Gesche Margarethe Leusler hieselbst.

— 647. Der Schlosseramtsmeister Nicolaus Dodt hies. und Johanna Christina Lust aus Plätjenwerbe bei Leesum.

— 648. Der Schneideramtsmeister Wilhelm Claus hies. u. Margar. Hedwig Stupp aus Ritterhude.

— 649. Der Cigarrenmacher Julius Schnaars und Sophia Margaretha Wilkens. Beide von hier.

Nro. 650. Der Cigarrenmacher Gregorius Kaufmann und Margar. Martens. Beide von hier.

— 651. Der Schiffszimmermann Friedrich Wilhelm Hilhusen, gen. Meyer, und Metha Margaretha Ordemann hieselbst.

Vom zweiten Aufgebot sind dispensirt:

— 652. Der Schiffskapitain Lüder Mensing und Albertine Lahmann. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 68.

Bremen, Donnerstag den 26. August 1841.

Der Rhein.

Gedicht von Prutz *).

Der deutsche Rhein —! Wie klingt das Wort so mächtig!
Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtniß unsrer Siege,
Du mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die im heil'gen Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft! —

Ich sah ihn auch —: es war ein böses Zeichen,
Novemberwolken hingen drüber hin;
Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen,
Die goldne Fluth, wie eine Bettlerin:
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf!

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn!
Ließ weit hinaus mein staunend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erschien.
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Thal und Felsen mir bereit;
Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht wagen,
Das freie Wort, Ihr wißt es, ist gefeit! —

Wer hat nun Recht, zu sagen und zu singen
Vom deutschen Rhein, vom freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so muthig klingen,
Beim ew'gen Gott! sie dünken mich wie Hohn.
Ja, wolltet Ihr erwägen und bedenken,
Welch stolzes Wort von Eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja die Augen niedersenken
Mit bittern Thränen, voller Zorn und Scham.

— Es gilt nicht Dir, der Du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen —
Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich ein!
Aus voller Brust ist Dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht hast Du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thatest Recht! und das ist Sängerart.

Euch ruf' ich an, Ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt! —
Euch Deutschen gilt es, nah und fern, Euch allen,
So weit ein Hauch von deutschem Munde fliegt.
Mit Euch zuerst müßt Ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst Ihr selber deutsch und frei.

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd schon gesehn,
Ich meine wohl, Ihr würdet bald erfahren,
Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu bestehn.

*) Dies Gedicht hat gleich dem Becker'schen Rheinliede fast durch alle deutsche Blätter die Runde gemacht. Wir entnehmen es einem Preußischen Blatte. Die Red.

Nicht jene Burgen würden niedersteigen,
Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir, würden schweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

's giebt einen andern kräftigern Genossen,
Als jener Trümmer bröckelndes Gestein:
Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
Der siegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer ist's, das unauslöschlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt:
Drum frisch gewagt und Euch mit ihm verbündet —
Es ist der deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, Ihr Herr'n auf Euren Thronen,
So wird das Andre sich von selbst befrein.
Wagt's und vertraut! In allen Euren Kronen,
Wo strahlt ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif — ich wag's und sag' es laut:
Auf Eure Weisen baut, auf Eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größ'res auch vertraut! —

Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den Du selbst unwürdig Dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, grad aufwärts mußt Du blicken,
Vom eignen Muth gesittigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht —
Ein offnes Auge! so geziemt es Allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
Denn dann gelang's, ihn ewig fest zu flechten;
Die goldne Freiheit soll die Fessel sein!
Dann lohnt es sich bis in den Tod zu fechten,
Denn, deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein.

Gretry.

(Aus der Revue de Paris. Juli 1841.)

Es war im Juli des Jahres 1726, als ein alter deutscher Pfarrer, angehender Stiftsherr von Unsern lieben Frauen in Preßburg, auf einer Reise nach Lüttich das Oertchen Blegnez passirte, und plötzlich, bei der Erinnerung an eine geliebte Nichte, welche hier ihre Tage in den Beschwerden des Landlebens zubrachte, im Dorfe stillstand. Es war Sonntag und bereits nach der Vesper. Der alte Geistliche, der noch so eben von fern die freundlich feierlichen Töne der Vesperglocke vernommen hatte, hörte nun auf einmal die lustigen Accorde einer Geige. — „Das ist er — sagte er zu sich — ja, ja, dieser Satansmensch tröstet sich und seine Frau für die Mühseligkeiten des Lebens, indem er Violine spielt. Lieber Herr Gott, vergieb ihnen die Sünde!" — Während dieser Worte näherte er sich immer mehr den muntern Tönen, als ihm ein Landmann begegnete. „He, mein Freund — redete er ihn an — dort unten, auf der andern Seite der Kirche, am Ende der Hecke wohnt ja wohl Jean Noë Gretry?"

„Zu dienen, Herr Pfarrer! — erwiederte der Bauer, der eben nicht auf festen Füßen zu gehen schien — das beste Wirthshaus in der Gegend! Meiner Treu, Ehrwürden trinken dort, wenn Sie Lust haben, Bier oder Liqueur, wie Sie nur wünschen können, — und wenn Sie Spaß d'ran finden, läßt es sich auch mit den hübschen Kerrmädels ein Stückchen tanzen! Na, Nichts für ungut!" —

Der Pfarrer setzte seinen Weg weiter fort. „Zum Kuckuck — rief er, mein Neffe ist mir ein schöner Heiliger! betäubt da seine Nächsten auf alle mögliche Art und Weise! Das ist eine schlecht angebrachte Nächstenliebe! — Je nun, — fuhr er nach einem Weilchen fort, — ein wenig Freude ist diesen armen Creaturen wohl zu gönnen: das ist eine Sünde, die am Ende Gott selbst lächelnd absolvirt. — Laß sehen!" —

Als er am letzten Pfeiler der Kirche vorbei war, bot sich seinen Augen, wie durch einen Zauberschlag, ein Schauspiel, wie er es wohl nicht zu sehen gewohnt war. Stellt Euch eine Landschaft von Berghem, oder besser, ein ländli-Fest von Teniers vor, erinnert Euch des ländlichen Schmuckes, der naiven Freude, der lärmenden Lustigkeit, der pittoresken Ungezwungenheit desselben, und Ihr habt eine kleine Idee von der Ueberraschung unsers alten Pfarrers aus der düstern Cathedrale von Preßburg. Auf den ersten Blick durch die

alten Ulmen sah er auf einem üppig grünenden Rasenplatz seinen Neffen Jean Noë Gretry, der, auf einer Tonne sitzend, seine Violine spielte, und selbst den sauertöpfigsten Flamänder aus der Fassung gebracht hätte. Die ganze blühende Jugend des Ortes tanzte in ausgelassener Freude um ihn herum, und es gab hier und da sogar einige gesetzte Frauen, und ganz überlebte Liebespaare, welche ihr Alter in grotesken Entrechats vergaßen. — Man kann sich nichts Belebteres, nichts Fröhlicheres, nichts Liebenswürdigeres denken, als diese Scene. Doch dies war noch nicht das ganze Gemälde: Vor der niedlichen Hütte, welche während der Woche die einfache Wohnung eines kleinen Pächters, Sonntags aber der Versammlungsort der vergnügungssüchtigen Dorfbewohner war, standen zerstreut ein halbes Dutzend Tische, an welchen die Tänzer nach jeder Tour eine Pinte Bier leerten, und hier und da eine Schnitte Schinken dazu genossen. Im Innern der Hütte saßen die ältesten, tüchtigsten Trinker, und plauderten von der Vergangenheit, und in einiger Entfernung spielte der Hirt des Dorfes, um doch auch Theil an der allgemeinen Freude zu haben, seinen Dudelsack, indem er die braunen Kühe und brüllenden Stiere dem Stalle zutrieb. — Von Zeit zu Zeit ließ der Kuckuck seinen komischen Ruf, der Dompfaff seinen eintönigen Gesang erschallen. — Der Himmel hatte ein, für diese Gegend reizendes Blau, und die sinkende Sonne schien der ländlichen Feier zuzulächeln. Der laue Abendwind verbreitete rings die Wohlgerüche der blühenden Wiesenkräuter; — wahrlich, es fehlte nichts an dem Gemälde. —

Ich könnte die Ausgelassenheit der Tänzer, und das Geschrei und Gelächter der Trinker noch besser ausmalen, allein Eure Einbildungskraft ist reicher, als meine Feder; darum zurück zu unserm alten Pfarrer! — „Mein Gott! mein Gott!“ murmelte er zwischen den Zähnen, sich dem Herrn empfehlend, und kam, unvermerkt an der Scheuer hinschleichend, ungesehen während eines Contretanzes an die Hausthüre seiner geliebten Nichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elisabeth Fry.

(Fortsetzung.)

Elisabeth war die dritte Tochter des John Gurney von Carlham Hall in der Grafschaft Norfolk in England, und ward im Jahre 1780 geboren. Frühzeitig verlor sie ihre Mutter, und blieb also schon in der ersten Jugend sich selbst überlassen. Ihr Vater war ein Mitglied der Secte der Freunde, gewöhnlich Quäker genannt, aber er hielt nicht eben aufs Strengste an den Vorschriften dieses Vereins, so daß auch seine Kinder deshalb in größerer Freiheit erzogen wurden, als es bei andern aus derselben Verbindung der Fall zu sein pflegt. So ward denn auch Elisabeth in der großen Welt und für dieselbe erzogen, indem sie alle Vortheile genoß, welche Geburt, Vermögen und Erziehung ihr gewährten. Man reiste mit ihr nach London, zeigte ihr dort alles Sehenswerthe, führte sie in die vornehmsten Kreise ein, ließ sie die rauschendsten Vergnügen genießen, und begab sich dann nach Norfolk zurück. Sie war damals 16 Jahr alt. Wie ganz änderte sich aber plötzlich die Scene, als kurze Zeit nach ihrer Rückkehr, nach den Gebräuchen der Quäker, und wie in der Regel nicht selten zu geschehen pflegt, einige Geistliche aus dieser Secte nach Carlham kamen, und dort einen Familienbesuch machten. Alles nahm jetzt auf dem Schlosse einen ernsten Anstrich an, und Jedermann bestrebte sich, eines so ehrwürdigen Besuchs sich werth zu bezeigen. Es war das erstemal seit Elisabeth's Heraustreten aus der Kindheit, daß Männer dieser Art auf längere Zeit in ihrem väterlichen Hause verweilten, und die Würde, wie der Ernst derselben machten auf das jugendliche Gemüth des Mädchens, das so eben aus den rauschenden, aber doch auch so ganz nichtigen Vergnügungen der Hauptstadt zurückgekehrt war, einen tiefen Eindruck. Mehr, als jemals, drangen die Lehren des Evangeliums, welche die Prediger durch Wort und That verkündeten, in ihr zum Glücke noch unverderbenes Herz. Aber dieses Herz war auch zugleich des dauernden Festhaltens tieferer Empfindungen fähig, und so war dieser wohlthätige Eindruck nicht bloß vorübergehend, sondern blieb zurück, als auch die Veranlassung dazu sich nicht mehr in ihrer Nähe befand. Sie war jedoch zu aufgeklärt, zu wahrhaft fromm, um sich dabei auf ein bloßes Wortgepränge zu beschränken, ihr edles Herz verlangte etwas Höheres, Besseres, das Ausprägen des Gefühls in würdigen Thaten. Und so bat sie ihren Vater um die Erlaubniß, einen der Säle seines Schlosses in eine Schule für arme Kinder umwandeln zu dürfen. Mit Vergnügen gab er seine Einwilligung dazu, und nach und nach versammelten sich dort 80 solcher Verlassenen, mit denen sie sich täglich mehrere Stunden beschäftigte. Außer der Ertheilung des Unterrichts in weiblichen Arbeiten, las sie in denselben die Bibel mit ihnen, und erklärte ihnen dieses heilige Buch. Aber auch in ihrem Aeußern ging von dieser Zeit an eine

Veränderung vor. Sie legte die glänzenden Gewänder der neuesten Mode, welche sie bis dahin getragen hatte, ab, und kleidete sich ganz in die Tracht der Quäkerinnen, während sie zugleich auf alle öffentlichen Vergnügungen und Feste Verzicht leistete.

So nahte sich das zwanzigste Jahr ihres Alters, und sie verehelichte sich in demselben Jahre mit Herrn Fry, der sie nach London, wo er lebte, führte, und ihr dadurch den größern Wirkungskreis öffnete, in welchem sie so einflußreich auf Tausende geworden ist. Durch Güte des Herzens, rechtlichen Sinn und Liebe zur Wohlthätigkeit, rechtfertigte jener würdige Gatte die Wahl, welche Elisabeth getroffen hatte. Denn er war bereit, sie in Allem zu unterstützen, was sie für ihre leidenden Mitmenschen that, und überließ ihr jährlich eine bedeutende Summe zu eigener willkürlicher Verwendung, die sie ganz für das Beste der Armen anlegte. So blieb Elisabeth's Leben auch in der Hauptstadt ganz dasselbe, wie es in der letzten Zeit auf dem Schlosse ihres Vaters gewesen war, und ist es bis jetzt geblieben, nur der Häuslichkeit und der Ausübung guter Werke gewidmet. Doch jetzt kommen wir auf das besondere Verdienst, welches sie sich um den bis dahin so höchst beklagenswerthen Zustand der Gefängnisse für Frauen in Newgate erwarb. Kaum hatte sie nämlich von dem Verderben, das dort verwaltete, und unrettbar Seele und Leib ergriff, gehört, als sie sich an den Gouverneur wandte, um die Erlaubniß zu erhalten, diesen Ort besuchen zu dürfen. Dieser ließ ihr antworten, daß sie dabei große Gefahr laufen werde, und daß er selbst es nicht wage diesen Aufenthalt des Lasters und der Unordnung zu betreten, daß die Reden, welche sie hören, und die Gräßlichkeiten, welche sie erblicken würde, sie mit Ekel und Abscheu erfüllen müßten, und daß er es für seine Pflicht halte, ihr davon abzurathen. Elisabeth schrieb ihm wieder, daß sie recht wohl wisse, welchem Anblicke sie entgegengehe, daß sie aber gewiß sei, ihn zu ertragen, und nur um die Erlaubniß zum Eintritte bitte. Der Gouverneur bewilligte solche endlich, jedoch mit dem Anrathen, daß sie weder Börse, noch Uhr mit dahin nehmen solle. Als Elisabeth ihm persönlich dafür dankte, sagte sie zu ihm: „Ich danke Dir für Deine Warnung, aber ich fürchte mich nicht, und werde Uhr und Börse nicht ablegen."

Und so begab sie sich in das, als der Abgrund aller Nichtswürdigkeit erkannte Gefängniß. Als man sie in ein Gemach desselben führte, fand sie darin 160 Weiber beisammen, sowohl solche, welche bereits verurtheilt waren, als solche, über welche noch erst Gericht gehalten werden sollte. Alles war hier vermischt unter einander, und die Kinder, welche in der Schule des Lasters auferzogen worden waren, und nur gotteslästerliche Reden hörten und wiederholten, vermehrten noch das Grausende dieses Aufenthalts. In demselben Gemache kochte man, aß man, schlief man; kurz, Newgate hatte ganz das Ansehen einer Höhle wilder Horden. Elisabeth ließ sich aber davon nicht abschrecken, und das Vertrauen auf Gott hielt sie aufrecht. Trotz einer sehr zarten Gesundheit, welche überdieß damals noch besonders sehr geschwächt war, beharrte sie in ihrem frommen Vorhaben.

Die Frauen in Newgate betrachteten und hörten sie mit Staunen. Diese schöne, edle, zarte Gestalt, in so ruhiger, fester Haltung schien wie durch Zauber ihre Wildheit zu mäßigen. Kann doch dem Blicke der Tugend selten der Lasterhafte widerstehen, und hier schien Freundlichkeit und jeder höhere Sinn sich in die Gestalt Elisabeth's verkörpert zu haben, und ihre wohlthuende Stimme, brünstigem Gebete gleich, zu trösten und hinzuführen zum Heile. „Ihr scheint mir sehr unglücklich zu sein," redete Elisabeth die sie umgebenden entarteten Gestalten mit Theilnahme und Milde an; „Kleider fehlen euch und Pflege. Säht ihr es denn nicht gern, wenn man freundlich für euch sorgte und eure Noth zu lindern suchte?" — „Ei ja wohl!" antworteten Alle; „wir verlangen ja nichts weiter; aber Niemand nimmt sich unserer an! Wo sollten wir einen solchen Wohlthäter finden?" — „Ich bin hierhergekommen, für euch zu thun, was ich nur kann," entgegnete Elisabeth, „und wenn ihr mir beistehen wollt, so hoffe ich, euch helfen zu können." Und nun sprach sie Worte des Friedens zu ihnen, und ließ die Hoffnung schimmern in die traurige Nacht ihres Kerkers. Nicht von ihren Verbrechen redete sie, denn sie stand ja unter ihnen als die Dienerin des Gottes der Liebe, war da um zu trösten, zu beten, nicht um zu richten, zu verdammen. Als sie sich entfernen wollte, drängten die Frauen sich schon um sie her, und wollten sie nicht fortgehen lassen. „Ach, Sie kommen nun nicht wieder!" sagten sie zu ihr. Aber Elisabeth versprach, wieder zu kommen.

Und in der That war sie bald darauf wieder mitten unter ihnen. Sie war mit dem Vorsatze in das Gefängniß gegangen, einen ganzen Tag dort zuzubringen. Die Pforten desselben schlossen sich hinter ihr, und sie blieb mit den Gefangenen allein. Da sprach sie zu ihnen: „Ihr könnt

wohl glauben, daß ich nicht zu euch gekommen seyn würde, ohne höheren Beruf dazu. Dieses Buch hier, — sie zeigte ihnen die Bibel, welche sie mit sich genommen hatte, — der Führer meines ganzen Lebens, hat mich auch zu euch geleitet. Es befiehlt mir, die Gefangenen zu besuchen, und mich der Armen und Bedrängten anzunehmen. So bin ich denn bereit, zu thun, Alles, was ich nur vermag, aber mein Bemühen würde eitel und vergeblich sein, wenn ihr mir nicht darin beiständet. Darauf fragte sie die Frauen, ob sie nicht wünschten, einige Worte aus dem Buche anzuhören, das ihr Leitstern zu ihnen gewesen wäre? Sie waren es zufrieden. Elisabeth wählte nunmehr die Parabel vom Hausvater aus dem 20. Kapitel Matthäi, und als sie zu dem Arbeiter kam, der um die eilfte Stunde gemiethet ward, rief sie aus: „Auch euch hat jetzt die eilfte Stunde geschlagen! Der größte Theil Eures Lebens ist verloren, aber Christus ist gekommen, um die Sünder zu erretten.“ Welche Erscheinungen boten sich ihr hier dar! Einige fragten, wer Christus sei? Andere meinten, zu ihnen wäre er doch nicht gekommen, das sei vorbei, und sie könnten doch nicht mehr gerettet werden. Elisabeth erwiederte darauf, daß Christus gelitten habe, daß er auch arm gewesen sei, und daher alle Leidende und Arme Zuflucht und Hoffnung bei ihm hätten.

Elisabeth brachte es dahin, daß die Kinder, welche sich in Newgate vorfanden, in eine Schule geschickt wurden, welche man im Gefängnisse selbst einrichtete, und sie dort Unterricht in der christlichen Religion bekamen. Trotz der gewohnten Verworfenheit und Lasterfülle ergriffen die Gefangenen doch mit Freuden den Gedanken, daß man das Schicksal ihrer Kinder zu verbessern im Begriff stehe. So empfanden diese Verlornen bereits dort das erste Gefühl der Natur, Mutterliebe, wieder, und es war schon viel dadurch gewonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Friedricke.

Wohl alle Leser und Leserinnen von Goethe's „Wahrheit und Dichtung,“ welche sich an den unübertrefflich schönen Schilderungen, die der Dichter von seinem Zusammensein mit Friedrike, der Pfarrerstochter zu Sesenheim, entwirft, erfreut hatten, haben bedauert, von den weiteren Schicksalen des reizenden Mädchens keine Nachrichten zu finden; wer etwas davon zu wissen glaubte, pflegte solche Nachträge zu geben, welche das Interesse für sie sehr schwächen mußten, so daß sich das alte Wort Hamlet's wiederholt: „Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst doch der Verleumdung nicht entgehen!“ Besonders hat die Schrift des verstorbenen Professors Näke, „Wallfahrt nach Sesenheim,“ ihr Andenken befleckt. Der Professor war weniger schuld daran, als Varnhagen von Ense, der sie nach seinem Tode herausgab. Denn Näke hatte Anstand genommen, die Schrift zu publiciren, nachdem durch einen seiner Zuhörer, Herrn Kr*, welcher 1835 an Ort und Stelle neue Erkundigungen eingezogen und in Niederbronn eine jüngere Schwester Friedrikens (die Goethe nicht erwähnt), Sophie Brion noch am Leben gefunden hatte, alle die üblen Nachreden sich als Verleumdung ausgewiesen hatten. Daß Varnhagen dennoch dieses Fundes sich freute und ihn publicirte, rührt weniger von seiner Liebe zu allem, was sich auf Goethe bezieht, her, als von dem schadenfrohen Tik, der ihm in seinen Mittheilungen über berühmte Namen so bereitwillig piquante Mediscancen zuführt. Diese Schrift veranlaßte mehrere Aufsätze in Zeitschriften, worin die Verdächtigung zurückgewiesen und das wahre Sachverhältniß dargelegt wurde. Daran schließt sich ein kürzlich erschienenes Schriftchen von einem Herrn Pfeiffer: „Goethe's Friedrike,“ das diese Aufschlüsse durch allerhand Einschiebsel und Räsonnements zu einem, übrigens anziehend geschriebenen, Büchlein erweitert. Denn vergebens sucht uns der Verfasser einzureden, daß er den Inhalt eigenen Erkundigungen verdanke, indem man nur vom Straßburger Münster die Gegend von Drusenheim überblickt zu haben braucht, um sich zu überzeugen, daß er mit der Localität des Elsasses gar nicht vertraut ist. Dessenungeachtet wird diese Schrift dazu dienen, das Richtige allgemeiner bekannt zu machen. Da den meisten unserer Leser die von Herrn Kr* gegebenen Notizen unbekannt geblieben sein dürften, so möge hier, was Sophie Brion von ihrer Schwester berichtete, noch eine Stelle finden:

„Friedrike hat nach der Eltern Tode mit ihrer Schwester im Steinthal eine Zeit lang einen kleinen Handel mit Steingut getrieben, zu anderer Zeit sich mit Kinderunterricht beschäftigt. Später wurden beide Schwestern von einer Frau v. Dieterich gastlich aufgenommen und freundschaftlich behandelt. Mehrfache Heirathsanträge sind ihr gemacht worden. Sie trug die hohe Liebe zu Goethe wandellos als Kleinod im Herzen und wies um seinetwillen ehrenvolle Werbungen

zurück. Welches Herz von Goethe geliebt worden, war ihre Rede, das kann keinem Manne weiter angehören. Salome, die Goethe'sche Olivia, schloß eine Ehe mit einem Pfarrer, aus der sie ein einziges Kind, eine Tochter, hinterließ. Auf dem Sterbebette nahm sie Friederiken das Versprechen ab, dieses Mädchen zu erziehen. Friederike erlebte es noch, daß sich ihr Pflegling verheirathete. Nach der Hochzeit sagte sie zu Sophie: Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Mein Feierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, bleibe bei mir. Die jungen Leute leben für sich: ich fühle mich so allein. Sechs Wochen darauf starb sie. Sie war abgelebt, ohne zu altern. Noth im eigentlichen Sinne hat sie nie gelitten. Ihr heiterer Sinn blieb ihr bis ans Ende."

Die Briefe Goethe's an Friederike waren von Sophie im Mißmuth verbrannt, doch waren noch manche Handschriften vorhanden, unter Anderm ein Bändchen Gedichte, theils von Friederike, theils von Goethe geschrieben, von denen sich ein Theil jetzt in der Sammlung der Goethe'schen Lieder befindet. Folgendes schöne Lied verdient vor allen der Vergessenheit entrissen zu werden, wenn es auch zweifelhaft sein mag, ob es Goethe zum Verfasser hat. Es hat mehr Uhland'sche Weichheit, als Goethe'sche Frische.

Das letzte Roth am Himmel wich:
Da ging ich liebevoll im Grünen;
Ich ging und lobte Gott für dich
Und für die Sterne, welche schienen.

Und plötzlich kam ein Wolkenheer
Und riß hinweg die goldnen Sterne;
Gelinde Lüfte wurden schwer
Und Donner rollten aus der Ferne.

Die Stürme heulten auf mich zu,
Die Donner wollten mich erschrecken,
Ich aber ließ in frommer Ruh'
Ein Lorbeerbäumchen mich bedecken.

Da saß ich in der tiefen Nacht
Und lobte durch die Finsternisse
Den Gott, der jenen Blitz gemacht
Und dieses Herz und deine Küsse.

---

* Auszug aus Nro. 33, 6. Jahrgang 1841, der Zeitschrift: „Thalia."

Das Concert der Flöten-Virtuosinnen Fräulein Döge.

Wir haben in diesen Blättern schon einmal ausgesprochen, daß unser Mitgefühl auf das Lebhafteste in Anspruch genommen wird, wenn wir die beiden Töchter des im Freiheitskampfe erblindeten Kriegers Döge den Unglücklichen auf seinem dunkeln Wege als Führerinnen begleiten und trösten sehen. Diese Stimmung hätte uns für jede musikalische Leistung ein nachsichtiges Urtheil in das Concert mitbringen lassen. Wie sehr aber waren wir überrascht, als wir nach Anhören der beiden Fräulein Döge die Ueberzeugung gewannen, daß wir, um ein Urtheil über sie zu fällen, jede Pietät und Nachsicht hätten vor der Thür lassen können. Es handelt sich hier nicht um die von dem blinden Vater unterrichteten Töchter, welche erträglich Flöte blasen, und denen man aus Mitleid applaudirt, sondern um zwei ausgezeichnete Künstlerinnen, an die man den strengsten kritischen Maßstab legen darf. — Es ist zu bewundern, zu welcher Stufe der Vollkommenheit sie es auf einem, den Damen sonst widerstrebenden Instrumente gebracht haben, und wer mit geschlossenen Augen diese Sicherheit, diese klangvolle Tiefe, diese Doppelzunge hörte, würde schwerlich auf den Gedanken verfallen, daß zierliche Damenlippen solche Schwierigkeiten überwinden, und daß diese Stärke und Dauer des Athems einer Mädchenbrust zuzuschreiben sind. Die Aufnahme war nach Verdienst glänzend, und der anhaltende Applaus, welcher die Flötistinnen belohnte, schien sie aufmuntern zu wollen, sich öfter zu produciren. Wo sie auch sich hören lassen möchten, ihr großes Talent und — das rührende Schicksal ihres Vaters würde es an zahlreichen Zuhörern nicht fehlen lassen!

Berichtigung.

In der letzten Nummer dieses Blattes ist in dem Protest in der Uebersetzung der Worte des Hieronymus nach „Barbaren" noch hinzuzufügen „der Weisen und der Unweisen." Die Auslassung dieser Worte ist jedoch keineswegs Druckfehler, sondern zwar weder Unwissenschaftlichkeit, noch Gewissenlosigkeit, noch Verdächtigungssucht, aber allerdings Fahrlässigkeit von Seiten des Uebersetzers. Ferner ist in demselben Aufsatz als Druckfehler zu bemerken, Zeile 2 von unten: gegenwärtigem Protest statt gegenwärtigen.

J. N. Tiele.

Briefkasten.

Herrn L. W. danken wir für das Eingesandte und werden es mit nächstem benutzen. — Die Entgegnung des Herrn Dr. R. auf den Protest des Herrn Past. T. und der Aufsatz „**Sapientibus et insipientibus**" dürfen nicht aufgenommen werden.

Die Redaction.

Miscellaneen.

(Hungertod oder Gefängniß.) Vor einigen Tagen erregte folgende Scene des Elends große Theilnahme im Gerichtssaal von Guildhall. Ein armes altes Weib, dessen Aussehen den höchsten Grad von Mangel und Elend zeigte, wurde vor den Alderman Kelly in London gebracht, unter der Anschuldigung des Bettelns. Kaum war diese ausgesprochen, als die unglückliche Gefangene ausrief: „Gut, wenn ich bettele, ist dies nicht besser als ich stehle? Eines oder das Andere muß ich thun oder ich muß verhungern. Ich habe keinen Bissen zu essen. Ich habe keinen Platz wohin ich mein Haupt lege. Ich habe keinen Fetzen anzuziehen. Was soll ich thun?“ Sie schrie und ihre Stimme drang durch den Saal und durch Mark und Bein. Alderman Kelly war sehr ergriffen und sichtbar verlegen, ihre Frage zu beantworten. Seht mich an, sagte sie, indem sie ihre Arme erhob, welche in alte Strümpfe gesteckt waren, und drehte sich dann auf der Stelle rund um, zeigte Brust und Rücken, wie sie mit einem Stück zerrissener Leinwand bedeckt war, ohne Kleider und Schuhe. „Nun sagt mir, rief sie mit großer Heftigkeit, während ihr die Thränen über die gefurchten Wangen herab strömten: Was soll ich thun? Ich könnte kleine Waaren verkaufen, aber sie müssen gekauft sein, und wenn ich das Geld zu erbitten gehe, werde ich aufgegriffen und in's Gefängniß gesetzt.“ Alderman Kelly: Wo ist Eure Heimath? Gefangene: Sagte ich nicht, daß ich keine habe? Kelly: Aber Ihr wißt doch, woher ihr kommt! Gefangene: O ja, ich weiß das. Ich komme von Hunslet. Einer der Gerichtschreiber bestätigte, daß sie vor einiger Zeit dort her kam, aber zurückkehrte. Kelly: Warum kommt Ihr wieder? Gefangene: Ich will Euch sagen, warum. Meine Tochter, mein einziges Kind von dreizehn, ward hier in London festgenommen und transportirt. Sie war unschuldig, Herr, ich weiß, sie war es, so gut, wie Ihr, der sie niemals sah. Aber bevor sie ging, kam ich nach London sie zu sehen. Das war keine strafbare Handlung; war es eine? Kelly: Habt Ihr keine Freunde in Hunslet? Gefangene: Nein. Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Gatte und Kinder, Alle sind fort. Ich habe keinen Freund in der Welt, als Gott den Allmächtigen da oben, und manchmal denke ich, er ist hart, daß er mir Alle wegnahm und mich zurück ließ. Der würdige Alderman befahl dem Schließer einige Tage für sie zu sorgen und ihr Kleider zu verschaffen. Nachher müßte man sehen, wie Etwas für sie zu thun wäre. Eine Sammlung wurde für die arme Frau veranstaltet, welche mehrere Pfund ertrug, und der würdige Alderman versicherte, daß sie in den Stand gesetzt werden solle, einen kleinen Kram auf der Straße zu halten.

(Die deutsche Oper in London.) Man schreibt aus Mainz vom 14. August: Gestern traf unsere Oper, nach fünfmonatlicher Abwesenheit, von ihrer Wanderung nach England, glücklich wieder in Mainz ein, und das Publicum empfing die Gesellschaft auf eine rührend freundliche Weise. Director Schumann hat in London 38, in Manchester 12 und in Liverpool sechs Opernvorstellungen während dieser Abwesenheit gegeben, unter großem Beifall; aber Schumann hat leider mehr Lorbeeren als Gold mitgebracht. Für die diesmaligen Verhältnisse, wo die Wahlbewegungen so nachtheilig auf die Geschäfte der deutschen Oper einwirkten, war die Unternehmung zu splendid und zu großartig begonnen, so daß es unmöglich war, Nutzen daraus zu ziehen. Schumann hat indeß, nachdem er nun zum zweitenmal eine Oper nach England geführt, so viel Erfahrung gesammelt, daß er weiß, was einer deutschen Oper in England noth thut, und kein anderer als Schumann kann mit Hoffnung auf Erfolg in der Zukunft dieses Unternehmen wagen. Die berühmten Gäste, welche Schumann mit nach England nahm, z. B. Mad. Stöckl-Heinefetter, Mad. Schedel, die HH. Staudigel, Haitzinger, Tichascheck, sind schon zu Anfang dieses Monats hier eingetroffen und haben bedeutende Summen von dieser Kunstreise mitgebracht. Für die nächste Saison hat Schumann das Theater Covent-Garden in London gemiethet.

(Hundesammlung des Prinzen Albert.) Der Gemahl der Königin Victoria hat eine Menagerie aller möglichen seltsamen Hunde angelegt. Diese Phantasie-Hunde, **fancy dogs**, sind in Adelaide-Lodge, 100 Schritt vom Schlosse von Windsor, untergebracht, wo sich die sämmtlichen lieben Thiere von Seiten ihres erlauchten Besitzers und seiner königlichen Gemahlin besonderer Sorgfalt erfreuen; gegenwärtig nimmt eine Hündin von der seltenen Race der **turnspits** (wörtlich Bratenwender), welche von fünf jungen Hunden glücklich entbunden ist, ihre ganze Zärtlichkeit in Anspruch. Die neueste Acquisition für diese Sammlung ist eine gefleckte Dachshündin, die der Prinz für eine sehr bedeutende Summe vor einem Soldaten vom 60. Regiment Tirailleurs erstanden hat. Sie wiegt nur 2¼ Pfd. und dennoch gehen ihre Thaten gegen die Ratten in's Unglaubliche. Von Zeit zu Zeit giebt der **Morning-Herald** sehr gediegene Artikel über diese Bestien, und seinem letzten Artikel verdankt der Leser diese kurzen Notizen.

(Meteorologische Untersuchungen.) Ein Berliner Correspondent der allgemeinen Zeitung bemerkt über die Witterungsverhältnisse Folgendes: „Interessant ist es, daß sich in diesem Jahr auch jene Erscheinung des Jahrs 1816 wiederholt, zu welcher Zeit, während in ganz Mitteleuropa die Witterung kalt und naß und die Erndte schlecht war, im südlichen Rußland eine ungewöhnliche Hitze eintrat, und das Korn einen so guten Ertrag gewährte, daß von diesem Jahr ab der Getraidehandel und überhaupt die Blüthe von Odessa datirt. Ganz ähnliche Berichte sind über den diesjährigen Sommer aus dieser Stadt eingegangen, und so wird dadurch auch die Angabe bestätigt, die von mehreren Physikern, insbesondere von dem hiesigen Professor Dove in einer interessanten, der Akademie mitgetheilten Abhandlung über meteorologische Erscheinungen aufgestellt worden, daß nämlich in jedem Jahr ein gleiches Maaß von Wärme über die Erde verbreitet sei: daß, wenn es in einigen Gegenden derselben kälter als gewöhnlich, dafür zu derselben Zeit in andern Gegenden eine höhere Temperatur als die durchschnittliche anzutreffen, und daß endlich, wenn nur in der ganzen

Welt freier Handel wäre, nirgends ein Getraidemangel eintreten könne, da die schlechte Erndte in dem einen Lande sicher durch eine gute in dem andern vollständig gedeckt würde.

(Hagelwetter vom 9. August.) Von dem Hagelwetter am 9. August hat das Städtchen Freiburg an der Unstrut am meisten gelitten. Der ganze Erndtesegen ist vernichtet. Die Hagelstücke waren von solcher Größe und Härte, daß Pferde verwundet und Hasen und Rebhühner auf dem Felde getödtet wurden. Die Landleute in jener Gegend sind trostlos. — Bei Eilenburg in Sachsen hat der das Hagelwetter begleitende Orkan 14 Scheunen und drei Windmühlen umgerissen, wobei ein Mädchen erschlagen und mehrere andere Personen stark verwundet wurden. Von den vielen Landwirthen aus jener Gegend, deren Feldfrüchte total vernichtet sind, hatte nur ein einziger seine Güter in einer Hagelassecuranz versichert. — In Leipzig sind durch das Hagelwetter über 30,000 Fensterscheiben eingeschlagen worden; in der Brockhausischen Officin allein wurden 522 zertrümmert.

(Ruhrepidemie.) In vielen sächsischen Dörfern, besonders zwischen Leipzig und Wurzen wüthet die Ruhr und hat schon eine große Zahl von Todesopfern gefordert. Man schreibt diese Krankheit allgemein dem ungesunden Obst zu.

(Ueber Schnelligkeit der Bewegung) in einer Sekunde theilt ein Mathematiker in der „Warte“ die Berechnung mit, daß sich in einer Sekunde eine Schnecke nur 1/10 Zoll fortbewege, ein Dampfwagen könne bei größter Schnelligkeit in derselben Zeit 97 Fuß, eine Brieftaube hingegen 140 Fuß zurücklegen.

(Die Eisenbahn) von Straßburg nach Basel ist jetzt vollendet. Bei der Probefahrt wurde die Strecke von 17 deutschen Meilen in zwei Stunden zurückgelegt. — An der Eisenbahn von Nürnberg nach Bamberg und von da an die nördliche Reichsgrenze wird sehr thätig gearbeitet und man hofft, wenn genug Arbeiter aufzutreiben sind, schon bis zum Herbst eine Strecke fahrbar zu machen.

(Man schreibt aus Regensburg:) Der Bau der Walhalla schreitet rasch voran, und der obere Tempel ist seinem Aeußeren nach vollendet. Das Innere desselben ist bis auf die enkaustische Färbung, Vergoldungen, den Fußboden und die Aufstellung der Statuen und Büsten fertig.

(Photographie.) Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat die neuesten Fortschritte der Daguerreotypie geprüft und gefunden, daß man zwar im Stande sei, jetzt Portraits mit offnen Augen und Ausdruck des Lebens herzustellen; die Portraits erschienen aber immer noch etwas bleiern und wegen der scharfen Linien stets zu alt. Doch hofft man, daß bei den vielseitigen Bemühungen der Künstler und Mechaniker sich diese Uebel auch bald beseitigen lassen.

(Benker's Lampen.) Mit den von Benker und Rühl erfundenen Lampen, die man allgemein als einen bedeutenden Fortschritt in der Erleuchtung rühmt, hat man unlängst in Mainz den großen Saal des Gasthofes zu den vier Jahreszeiten erhellt. Eine einzige Hängelampe mit acht Flammen erleuchtete den ganzen Saal, zu dessen Beleuchtung man sonst mehrere hundert Stearin-Kerzen brauchte, auf das Glänzendste. Jetzt sollen auch die Straßen von Wiesbaden auf diese Weise erleuchtet werden.

(Tag- und Nacht-Telegraph.) Einen solchen Telegraphen hat ein Mechaniker in Perpignan erfunden. Die Arme sind weiß und arbeiten vor einem schwarzen Hintergrunde; bei Nacht wird der Apparat durch reflektirtes Licht erhellt, so daß die Arme wie Feuerlinien auf schwarzem Grunde erscheinen und weithin gesehen werden können.

(Man schreibt aus Paris:) Am 6. August Mittags um 12 Uhr gab die Kanone im Garten des Palais royal zum ersten Male seit 65 Tagen das Signal des wahren Mittags. Der Schuß mußte ganz eingerostet sein, denn er war so heftig, daß in den gegenüberstehenden Läden die Scheiben sprangen. Seit 65 Tagen also hatten wir am Sonnabend den ersten Sonnenblick um die Mittagsstunde.

(Hohes Alter.) In Montpellier ist dieser Tage ein lediges Frauenzimmer, Marie Gervais, 110 Jahre alt, gestorben. Sie war 1762 als Näherin in das Krankenhaus eingetreten, und hat dasselbe seitdem nicht mehr verlassen.

(An den berühmten Thiermaler James Howe) wurde ein Diener mit einem Auftrage geschickt und fragte bei seinem Eintritt: ob er der Mann sei, der das dumme Vieh male? „Der bin ich,“ antwortete Howe, „wollt Ihr etwa gemalt seyn?“

(Schwertfische.) Kürzlich ward in Bornholm (Dänemark) etwas nordwärts von Rönne, ein Schwertfisch angetrieben. Obgleich ein Stück von dem Schwert abgebrochen war, hatte es doch eine Länge von 1½ Ellen. Ehe Sachkundige kommen konnten, war der Fisch schon zerlegt, jedoch gelang es, den Kopf aufzubewahren, welcher an den Physiologen, Prof. Eschricht, gesandt worden ist. Ungefähr zu derselben Zeit hatte man von Hammer aus einer Schaar von 5 bis 7 dieser Fische sich auf dem Meer herumtummeln sehen.

(Eine blühende Aloe.) Wer nur irgend in London einen Platz auf der Eisenbahn bezahlen kann, der fährt jetzt nach Ham Green bei Bristol, wo eine große amerikanische Aloe, welche nur alle 100 Jahre blühen soll, in voller Herrlichkeit zu sehen ist. Der Blumenstengel mißt 23 englische Fuß mit 27 Zweigen, an denen über 3000 Blüthen sich befinden.

(Verein gegen Thierquälerei.) Auch in Berlin haben die an Thieren, besonders an Pferden so oft verübten Grausamkeiten, eine Anzahl Biedermänner veranlaßt, die Concession zur Bildung eines Vereins gegen Thierquälerei bei dem Polizeipräsidium nachzusuchen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 68.

Bremen, Donnerstag den 26. August 1841.

Gestorben:

Nro. 751. Den 21. August. Des Cigarrenmachers Joh. Friedrich Lehmann Sohn (todtgeb.); Stephanithorssteinweg Nro. 18.

— 752. Den 22. — Christian Milster, 10 Wochen; Ohlmeyershoff Nro. 4.

— 753. Den 22. — Des Arbeitsm. Heinrich Cornehlsen Ehefr., geb. Platte, 49 Jahr; gr. Rosenstraße Nro. 1.

— 754. Den 22. — Des Grobbäckers Johann Pralle Tochter (todt geboren); kurze Wallfahrt.

— 755. Den 24. — Des Arbeitsm. Caspar Heinrich Lemkemeyer Sohn, 2 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 78.

Nro. 756. Den 24. — Des Tuchstopfers Christian Grube Tochter (todtgeb.); gr. Fuhrleutestraße Nro. 26.

— 757. Den 24. — Des Cigarrenmachers Cornelius Hohn, Tochter, 8 Jahr; Brünings Gang Nro. 5.

— 758. Den 24. — Des verst. Gärtners Conrad Kammeyer Wittwe, geb. Oetjen, 69 Jahr; vor Stephanikirchhof Nro. 17.

— 759. Den 24. — Des Schlachters Barthold Ficke Sohn, 5 Monat; große Johannisstraße Nro. 225.

Geburten:

Nro. 1014. Den 20. August. Des Küpergesellen Gottfr. Wilh. Oeßelmann Ehefr., geb. Kramer, Steinthor; von einem Knaben.

— 1015. Den 21. — Des Küpermeisters Theodor Fangmeyer Ehefr, geb. Schröder, Großenstraße Nro. 22; von einem Mädchen.

— 1016. Den 21. — Des Kaufmanns Conrad Wilhelmi Ehefr., geb. Rothbar; Schlachte Nro. 20; von einem Knaben.

— 1017. Den 21. — Des Cigarrenfabrikanten Heinrich Wilhelm Ahues Ehefr., geb. Lürßen, gr. Annenstr. Nro. 36; von einem Knaben.

— 1018. Den 21. — Des Kaufmanns Carl Konitzky Ehefr., geb. Harmßen, Neustadtsdeich Nro. 50; von einem Mädchen.

— 1019. Den 21. — Des Theaterdieners Joh. Hinr. Behncken Ehefr., geb. Barber, Nadelgang Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1020. Den 21. — Des Arbeitsm. Joh. Kothe Ehefr., geb. Harmßen, Schwachhausen Nro. 6; von einem Knaben.

— 1021. Den 21. — Des Schuhmachers Chr. Heinrich Röhrs Ehefr., geb. Budelmann, Kirchenstr. Nro. 34; von einem Mädchen.

— 1022. Den 21. — Des Arbeitsm. Heinrich Schild Ehefr., geb. Hencke, gr. Annenstr. Nro. 70; von einem Knaben.

— 1023. Den 21. — Des Arbeitsm. Caspar Heinrich Lemkemeyer Ehefr., geb. Ehlers, Buntenthorssteinweg Nro. 78; von einem Knab.

— 1024. Den 22. — Des Stuhlmachers Friedr. Wilh. Chr. Bruns Ehefr., geb. Prehn, gr. Annenstraße Nro. 39; von einem Knaben.

— 1025. Den 22. — Des Küpergesellen Heinr. Jacob Brüning Ehefr., geb. Klages, Töferbohmstraße Nro. 1; von einem Mädchen.

Nro. 1026. Den 22. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Hinrich Lürßen Ehefr., geb. Eggers, auf dem Häfen Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1027. Den 22. — Des Grobbäckers Johann Pralle Ehefr., geb. Danelsberg, kurze Wallfahrt; von einem todten Mädchen.

— 1028. Den 22. — Heinr. Wilh. Bartels Ehefr., geb. Lehmann, Neuenmarkt Nro. 7; von einem Knaben.

— 1029. Den 22. — Des Arb. Nicolaus Detlef Böwing Ehefr., geb. Schrieser, kl. Fuhrleutestraße Nro. 3; von einem Mädchen.

— 1030. Den 23. — Des Stuhlmachers Joh. Diedrich Diers Ehefr., geb. Drewes, gr. Rosenstraße Nro. 18; von einem Mädchen.

— 1031. Den 23. — Des Schiffszimmermanns Gerh. Hollmann Ehefr., geb. Lehmkuhl, Müggenburg Nro. 16; von einem Knaben.

— 1032. Den 23. — Des Archivschreibers Joh. Franz Göbel Ehefr., geb. Stuken, am Wall Nro. 73; von einem Mädchen.

— 1033. Den 23. — Des Branntweinbrenners Arend Wilhelm Kunst Ehefr., geb. Kuhlmann, gr. Johannisstr. Nro 20; von einem Knab.

— 1034. Den 23. — Des Zwirnfabrikanten Julius Ludwig Schlodtmann Ehefr., geb. Wessels, Oberstr. Nro. 73 (Vorstadt); von einem Knaben.

— 1035 u. 1036. Den 24. — Des Bierbrauers Christ. Gottfried Tiedemann Ehefr, geb. Castens, auf der Hofe Nro. 7; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 1037. Den 24. — Des Tuchstopfers Christian Grube Ehefr., geb. Ackermann, gr. Fuhrleutestraße Nr. 26; von einem todten Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 69.

Bremen, Sonntag den 29. August 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 29. August.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passevant.
12 Uhr Hr. Cand. Schierenbeck.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Pst. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Wunsch.

Gedicht von P. J. W.

Hätt' ich Flügel, o so flög' ich
Ueber Berg' und Thäler zög' ich,
Unaufhaltsam eilt' ich hin; —
Eilte fort auf Sturmesschwingen
Um zu dir, zu dir zu dringen,
Meine Herzens-Königin!

Und umrankt von deinen Armen
An dem keuschen, liebewarmen
Busen ruht' ich hochentzückt!
Und aus deinen treuen Augen
Würd' ich süße Wonne saugen:
Mädchen, Mädchen, wie beglückt!

Und bis sich die nächt'gen Schatten
Mit der Abenddämm'rung gatten
Tauschten wir dann Kuß auf Kuß:
Und berauscht von meinem Glücke
Schwäng' ich jubelnd mich zurücke:
Mädchen, welcher Hochgenuß!

Hätt' ich Flügel, o so flög' ich
Ueber Berg' und Thäler zög' ich
Unaufhaltsam eilt' ich hin;
Eilte fort auf Sturmesschwingen
Um zu dir, zu dir zu dringen,
Meine Herzens-Königin!

Gretry.

(Fortsetzung.)

Es mochten wohl 10 Jahre her sein, seit Mademoiselle Deodat Campinado sich höchst gutwillig von Jean Noë Gretry hatte entführen lassen, und mit einer heiligen Resignation seinem abenteuerlichen Schicksal gefolgt war. Verheirathet vor Gott und dem Notar, hatten die jungen Eheleute doch kaum die Verzeihung der Familie Campinado erhalten können. — Der alte Pfarrer aber, der vor seinem Ende noch vergeben wollte, war in dieser Absicht im Dorfe geblieben. Allein Alles, was er so eben gesehen hatte, hätte ihn beinahe in seinem Vorsatze wankend gemacht. — Im Augenblick, wo er die Schwelle der Hütte überschreiten wollte, trat seine Nichte — früher das ehrbarste und furchtsamste Mädchen seines ganzen Capitels — in einem hübschen, aber sehr leichten Hauskleide, in jeder Hand einen Krug Bier

haltend, und den Refrain eines Liedes trällernd, ihm entgegen. — Beim Anblick ihres alten Onkels entfielen ihr die beiden Krüge, und das letzte Wort des Liedes stockte auf ihrer Zunge. „Herr Gott! mein Onkel!“ — schrie sie — „Noë! Noë! so komme doch geschwind unsern guten Onkel zu umarmen!“

Dies rufend, warf sie sich, ganz außer sich, an den Hals des alten Pfarrers. Der Violinspieler verließ, trotz seiner Leidenschaft für Musik und Tanz, augenblicklich die Tänzer und sein Instrument. — „Ach, mein armes Kind! — begann der Pfarrer — in welcher Hölle lebst Du hier!“

„Mein Seel! — erwiederte Noë — wenn's in der Hölle so fröhlich zuginge, so hättet Ihr Mühe und Zeit verloren, Onkel! — Aber, Ihr trinkt doch eine kleine Pinte Bier, nicht wahr? Doch was sage ich! Bier? ich vergaß, daß ich mit einem Pfarrer rede! Frau, geh' hinunter in den Keller, ganz in der Ecke im Sande liegen noch einige Bouteillen für die Festtage; und — der heutige ist doch wahrlich ein Festtag!“

Der Onkel wollte ohne Zweifel anfangen zu grollen, als etwa ein Dutzend Tänzer, die nicht wußten, was sie beginnen sollten, vielleicht auch aus Neugierde, sich an der Thür zeigten. — „Mein Gott! mein Gott! — brummte der Pfarrer — ist es denn noch nicht genug? Neffe, ich hoffe nicht, daß ich gezwungen werde, hier mit Euch zu tanzen!“ —

„Ei bewahre, Onkel! obgleich der liebe Gott nicht darüber zürnen würde; mögen sich Eure Beine deshalb nicht beunruhigen! Um Euch meinen guten Willen zu beweisen, überlasse ich Euch sogar meinen Platz, wo Ihr nach Belieben eine Rede an unsere jungen Mädchen halten könnt. — Das wird freilich anders lauten, als meine Geige, und ich stehe nicht grade für eine große Anzahl Bekehrter! — Inzwischen trinken wir einmal einen Schluck.“

Seine Frau brachte eben mit liebenswürdiger Grazie eine gesiegelte Flasche und Gläser, und Noë ließ mit vieler Geschicklichkeit den Pfropfen springen. Er schenkte ein, und unser alter Pfarrer mußte, wohl oder übel, hintereinander 2 Gläser von dem feurigen, eines deutschen Domherrn würdigen Weine leeren. —

„Nicht wahr, Onkel, — nahm Noë das Wort — mein Pathe hatte Recht, mir in der Taufe den Namen Noë zu geben. Habe ich auch die Traube nicht gepflanzt, so verstehe ich doch den Wein zu cultiviren! He? Doch nun, laß sehen, es ist nicht genug, sein Glas hier zu leeren, die Leute wollen auch noch ihr Tänzchen machen. Wo ist Jean?“

„Sieh — erwiederte die Frau mit mütterlicher Freude, — dort kommt er, und bringt ein Nest voll Vögel.“

Jean war ein lieblicher Knabe von 7½ Jahren, mit der ganzen Wildheit und Lebhaftigkeit seines Alters. Er liebkosete lächelnd die drei jungen Drosseln, ohne sich dem Anschein nach um den Herrn Pfarrer zu bekümmern. — „Komm, — rief Noë ihm zu — umarme Deinen Onkel; aber vor allen Dingen gieb den armen Thieren die Freiheit. Wie oft habe ich Dir das Abscheuliche des Vogelraubes vorgestellt!“ —

Der Knabe schien nicht darauf zu achten. — „Wenn Du gehorchst, erlasse ich Dir eine Lection.“ Der Knabe widerstand noch immer. — „Nun denn, Du darfst mit mir ein Stück zum Tanze spielen.“ — Dies verführte den Knaben. Er sah die Vögel nachdenkend an, und öffnete plötzlich die Hand; zwei Vögel flogen auf eine alte Ulme, der dritte mit Mühe auf die Scheuer. — „Gott schütze Euch,“ sprach Noë, indem er zu seiner Violine zurückkehrte. Der Knabe verlor indeß keine Zeit. Er kletterte wie eine Katze die Stiege hinauf zu seinem Kämmerchen, nahm eine alte Violine von der Wand, die sein Vater auf der Reise irgendwo aufgerafft hatte, und fing im Herabsteigen an zu präludiren. Der alte Pfarrer unterbrach ihn mitten in der Passage.

„Was! — rief er aus — eine Violine in der Hand eines siebenjährigen Kindes; In Deinem Alter soll man nur das Rauchfaß in Händen haben, soll man nur Loblieder des Herrn singen! Bist Du nicht Chorknabe?“ fuhr er fort, indem er die Hand auf des Kindes Locken legte.

„Ei, seht doch! Chorknabe!“ rief der Kleine, indem er den Mund spöttisch verzog; — „das ist gut für andere!“

„Es ist schrecklich mit dem Kinde, — klagte die Mutter — wir wissen gar nicht, was wir mit ihm anfangen sollen; er will von nichts anderem hören, als von der Violine.“

„Das ist nichts für ihn. Sag mir, Kind, — fragte der Pfarrer — möchtest Du wohl mit mir nach Preßburg gehen? Ich würde Dir dort ein Stipendium geben.“ —

„Was für ein hübscher kleiner Pater er werden würde“ meinte die Mutter.

„Ich, Pater?!“ schrie der Kleine, indem er die Flucht ergriff. — Wie ein Pfeil war er an seines Vaters Seite, und vor innerer Aufregung glühend, fing er an, aus allen Kräften einen alten Contretanz zu spielen. — Der alte

Pfarrer konnte nicht umhin, zu lächeln; er nahm die Hand seiner Nichte, und sprach mit einer ernsten, halb komischen Miene:

„Liebe Nichte! Arme Jeannette! Was habt Ihr für ein Kind! Das ist ja mit lauter Violinspielen auf dem besten Wege zur Verdammniß!"

„Ei, geht doch Onkel: Alle Wege führen nach Rom, und man kommt dahin sowohl mit einem Bogenstrich als mit einer guten Predigt. Ist es denn eine Sünde, den armen Leuten hier einmal in der Woche ein Vergnügen zu machen? Lassen wir das, und genießen wir lieber die Freuden des Wiedersehens!"

Der alte Herr nahm gerne Vernunft an; er drehte sich, ohne es zu wollen, nach dem Tanzplatze zu; ungeachtet der Gegenwart des Domherrn ging die Freude ungestört weiter; und er nahm auch weiter keinen Anstoß daran. Das Abendessen war des Festes würdig. Man kam mit dem gerühmten alten Weine ziemlich zu Ende und verzehrte einen Kaninchenbraten, dessen sich unser Alter noch bis an seinen Tod erinnerte. Am andern Morgen reiste er ab, sehr zufrieden mit der Gastfreundschaft seines Neffen, und die bescheidene Hütte segnend, welche der fröhlichen Familie Schutz gewährte. — Jean geleitete ihn bis zum nächsten Orte, auf dem ganzen Wege Kornblumen pflückend, und die Sperlinge verjagend. — „Leb wohl!" rief ihm scheidend der Onkel zu, indem eine Thräne in seinem Auge glänzte; „Möge die heilige Cäcilie Dich schützen, und Gott Dich durchs Leben geleiten!" — Einige Schritte entfernt sprach er noch zu sich selbst: „Diese Familie Gretry scheint für die Violine geboren zu sein."

Vier Jahre darauf erhielt unser kleiner Eulenspiegel im Alter von noch nicht 12 Jahren in Lüttich bereits den ersten Preis der Violine, zu damaliger Zeit ein wahres Wunder. — Da man noch keine Journale hatte, so passirte das Gerücht dieses Triumphes auch kaum die Gränze der Provinz Lüttich, und Jean Gretry gelangte zu jener Halbberühmtheit, welche meistens das Unglück auftretender Genies wird, doch war sie diesmal hinreichend, das Herz einer jungen Lütticherin von guter Herkunft zu gewinnen, welches sein schönster und sicherster Sieg war. Er heirathete sie in den stattlichsten Jugendjahren, und aus dieser Ehe stammt André Gretry, dessen Schicksal ich jetzt mittheilen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elisabeth Fry *).

(Fortsetzung.)

Wir geben in Folgendem die von ihr selbst entworfene einfache Schilderung wieder.

Das angefangene Werk ward regelmäßig jeden Werktag fortgesetzt. Zu dieser Zeit versammelte Elisabeth Fry mehrere Freunde und Freundinnen und erklärte: sie fühle Muth und Freudigkeit, für die siebzig Verurtheilten unter den Gefangenen eine Lese- und Arbeitsschule zu bilden, wenn sich einige gleichgesinnte Freundinnen mit ihr zu deren regelmäßigen Wartung verbinden wollten, und wenn die Vorsteher des Gefängnisses die Erlaubniß dazu gäben. Eilf Frauen aus der Gesellschaft der Freunde und Frau Steinkopf, die Gattin des deutschen Predigers der evangelischen Gemeinde in London, erboten sich, die Arbeit mit ihr zu theilen. Gerade als sie sich nach einer Oberwerkmeisterin umsahen, wurde ihnen eine Frau empfohlen, die eine ähnliche Stelle suchte, ohne daß sie, oder der, welcher sie sandte, von ihrem Vorhaben etwas mußte. Diese ihnen zugesandte Person ward sogleich angenommen, und hat treulich bei dem Werke ausgehalten, so lange sie lebte. Nun wurden die Vorsteher um die erforderliche Erlaubniß angegangen, und außerdem um eine Stube und Sold für die Oberwerkmeisterin, nebst einem Zimmer für die Frauen des Ausschusses. Die Vorsteher machten den Einwurf, daß ein solches Besserungs-Unternehmung hoffnungslos, das Gelingen bei so grundloser, sprichwörtlich gewordener Verdorbenheit der Londoner Sträflinge unmöglich sei: ohne ihre Zustimmung und freiwillige Unterredung sei die Sache außerdem nicht zulässig, und diese sei nicht zu erwarten. Elisabeth Fry erwiederte hierauf: „Laßt „uns den Versuch machen, seht selbst zu und dann entschei„det: wollen sie sich nicht freiwillig der Ordnung unterwer„fen, so wollen wir von unserm Vorhaben abstehen." Diesem Vorschlage gaben jene wohlwollenden Männer Gehör: der nächste Sonntag wurde zum Versuche anberaumt. Elisabeth Fry ließ die Siebzig in einem der Säle versammeln, und begab sich zur anberaumten Stunde dorthin, in Begleitung des Vorstandes. Kaum hatte sie die Sträflinge mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht, sie durch Unterricht und

*) Das wohlgetroffene, sauber lithographirte Bildniß derselben ist zu haben in der Expedition des Bürgerfreundes.

Beschäftigung zu bessern, wenn sie sich der dazu nöthigen strengen Zucht fügen wollten, als alle einstimmig ausriefen: sie wollten sich jeder von ihr vorgeschriebenen Ordnung unterwerfen. Die Vorsteher gaben hierauf den Frauen freie Hand den Versuch zu machen, obwohl sie auch jetzt noch an keinen Erfolg glaubten.

Ein angesehenes Handelshaus erbot sich, Arbeit zu liefern und sandte Arbeiter, um einen als Bügelzimmer benutzten Raum zum Arbeitssaale einzurichten. Als alle Siebzig in demselben versammelt waren, erhob eine der Frauen ihre Stimme und sprach: „Wir sind nicht gekommen, Euch ein „Joch aufzulegen: strenge Zucht und feste Ordnung muß „da sein, allein Ihr selbst sollt Theil nehmen an der Ein„richtung dieser Ordnung." Eine andere der Frauen erklärte nun ausführlicher Zweck und Mittel, und verlas dann einen einfachen Entwurf der zu gründenden Ordnung. Er bestand in zwölf kurzen Punkten, im Wesentlichen denselben, die jetzt noch dort und anderwärts als Gefängnißordnung bestehen. Jede dieser Vorschriften wurden einzeln verlesen, und den Gefangenen zur Annahme vorgelegt. Für jeden einzelnen Punkt erhoben alle die Hände, und zuletzt für die ganze Ordnung. Hierauf verlas eine der Frauen das funfzehnte Kapitel aus dem Evangelium Lucas, von dem verlornen Schafe und dem verlornen Sohne: ein kurzes Gebet ward dazu gesprochen, und so die Ordnung eingeweiht. Ueber je zwölf ward eine der Gefangenen, mit Zustimmung derselben, als Fürsprecherin gesetzt.

Man beschloß nun, einen Monat hindurch das Werk in aller Stille zu betreiben, um die nothwendige Erfahrung zu gewinnen. Der Herr bekannte sich zu dem Werke, das in Seinem Namen begonnen war. Der Erfolg war nicht ein allmähliger, sondern ein augenblicklicher. Wie von unsichtbaren Händen eingeführt, waren Stille und Ordnung in diese Stätte des Fluches und Zankes eingezogen. Die Kinder wie die erwachsenen Schülerinnen machten gute Fortschritte, und zeigten Eifer und Dankbarkeit. Die Arbeit ward von Allen als ein Segen angesehen, und eifrig betrieben.

Als der Monat verflossen war, wurden die Vorsteher eingeladen, den Saal in Augenschein zu nehmen. Sie kamen und trauten kaum ihren Augen: das Gefängniß, sagten sie, sei nicht verändert, sondern umgewandelt. Was sie gesehen, wurde dem Gemeinderath der Stadt London mit dem Ersuchen gemeldet: daß diese Einrichtung für einen Theil der stehenden Gefängnißordnung erklärt werden möge. Der Lord Major antwortete am nächsten Tage, und beraumte eine Stunde an für eine Zusammenkunft in Newgate. Zur bestimmten Zeit erschien er, begleitet von einem Theile der Rathsherren. Nachdem sie gehört und gesehen, was hier vorgegangen war, genehmigten sie sogleich, daß die eingeführte Einrichtung die stehende Ordnung des Gefängnisses werde: die Frauen des Vereins wurden ermächtigt, kleine Zuchtstrafen zu erkennen: die Stadt übernahm einen Theil der Kosten, welche die Anstellung der Oberwerkmeisterin verursachte.

Nach sechs Monaten baten die übrigen Gefangenen, welche noch nicht gerichtet waren, um Arbeit und Unterricht, nach derselben Ordnung. Ihrem Ansuchen ward willfahren: der Erfolg war jedoch weder so schnell, noch so schlagend, als bei den Verurtheilten: eine Erfahrung, die sich auch fernerhin bestätigt hat.

Die Frauen jenes Vereines fuhren fort, den Gefangenen in Newgate zu leben: und erfuhren dabei vielen Segen. Ähnliche Vereine von Frauen, zu regelmäßigem, wo möglich täglichem Besuche, bildeten sich in andern Gefängnissen der Hauptstadt. Die Frauen von Newgate dehnten ihre Besuche auch aus auf die zur Wegführung nach Australien verurtheilten weiblichen Sträflinge. Diese wurden nämlich vor der Abführung in ein besonderes Gefängniß gebracht. Hier pflegten sie die letzte Nacht vor der Abführung in unaufhörlichem Lärm und betäubenden Geschrei zuzubringen: am Morgen zogen sie mit gleichem wilden Lärmen aus, nachdem sie alles Zerstörbare in den Zellen zerschlagen und zerbrochen hatten. Ganz anders aber war es bei denen, welche von Newgate gekommen und von den Frauen auch in dem neuen Gefängnisse besucht waren. Die Wächter, schon verwundert, des Nachts keinen Lärm vernommen zu haben, fanden zu ihrem Erstaunen des Morgens alle Zellen unzerstört. Aber wie stieg ihre Verwunderung, als sie die Verurtheilten, nach erfolgtem Aufrufe, in ernster Stille zum Zuge hervortreten sahen, und sich selbst statt Verwünschungen Worte des Dankes und Segens zurufen hörten. Der wachhabende Officier ließ sogleich die Hälfte der gewöhnlichen bewaffneten Begleitung zurücktreten: Alles ging mit gleicher Ordnung und Ruhe von Statten. Auf dem Schiffe empfingen sie guten Zuspruch, Beihülfe zur

Reiseausstattung, und, wer lesen konnte, eine Bibel: die übrigen beeiferten sich auf der Seereise, die für sie bereit liegende zu verdienen.

(Schluß folgt.)

---

* Das vierte Bataillon als Reserve des Bundes-Contingents.

Es ist zu wiederholten Malen, und zuletzt in einer der jüngsten Nummern des Bürgerfreundes, so wie in einer Notiz in der „Union" die Frage aufgeworfen, ob nicht durch Wiedererrichtung eines vierten Bataillons Bürgerwehr den Forderungen des deutschen Bundes, hinsichtlich Bereithaltung der vertragsmäßigen Ersatzmannschaften und Reserven, am einfachsten und mit dem geringsten Kostenaufwande entsprochen werden könnte. Jenes Bataillon, setzt der Einsender der „Meinung" im Bürgerfreunde hinzu, könnte etwa im Fall eines Ausmarsches am linken Flügel unseres Contingents als Voltigeur-Bataillon eintreten.

Es dürfte an der Zeit sein, endlich einmal diesen oft laut werdenden Vorschlag zu beleuchten, und kommen dabei besonders folgende Fragen in Betracht:

Sind Kosten und Mühe in der That geringer, wenn statt der Reserven ein Bürgerwehr-Bataillon errichtet wird?

Würde ein solches Bataillon den vorliegenden Forderungen entsprechen?

Wie würde das Verhältniß dieses Bataillons zu den übrigen Truppen der hanseatisch-oldenburgischen Brigade sich herausstellen?

Was die erste Frage betrifft, so müßte ein solches Bürgerwehr-Bataillon doch wenigstens 5 — 600 Mann stark sein, für welche also Montirung, Lederzeug, Czakos, Gewehre — Alles anzuschaffen wäre.

Die Reserven sind gegen 300 Mann stark. Diese brauchen ebenfalls die ganze Ausrüstung und für etwa sechswöchentliche Dienstzeit Löhnung. Außerdem müssen sie mit Schuhen, Wäsche u. s. w. versehen werden, was bei der Bürgerwehr wegfällt.

Werden nun wirklich die geringe Lieferung und die zuletzt angeführten Artikel höher zu stehen kommen, als jener Mehrbedarf von ca. 300 Gewehren, Montirungen u. s. w?

Ferner, würde jenes Bataillon, wenn Aussicht zum Kriege ist, und also zum Ausmarsch für dasselbe, in der That leicht vollzählig zu halten, und also die Mühe geringer sein? — Wir glauben auf beides entschieden „Nein" antworten zu können.

Nun kommt die zweite Frage. Für den ersten Ausmarsch verlangt das Bundesgesetz nur das einfache Contingent, 2 Compagnieen und ½ Schwadron, von Bremen. Ein gleichzeitiges Ausrücken des Bürger-Bataillons wäre also überflüssig. — Nun aber muß jenes Contingent stets vollzählig erhalten werden, und die Mannschaften der Reserve müssen in die durch Krankheit und Tod gelichteten Glieder der Linien wieder einrücken. — An ein Zusammenbleiben der Reserve, als compactes Bataillon, ist also wiederum nicht zu denken. — Allenfalls könnte man aus jenem Bürgerwehr-Bataillon die entstehenden Lücken ergänzen; doch dann träten in die Linien der Füsiliere Leute, welche nie vorher militairische Erziehung genossen, und je stärker die Verlüste im Felde würden, je mehr solcher Eingeschobener eintreten müßten, desto militairisch — weniger ausgebildet würde unser im Felde stehendes Corps werden; also je dringender die Gefahr, desto unvollkommener die Mittel, sie abzuwehren.

Nun endlich drittens wollen wir annehmen, daß jenes Bürgerwehr-Bataillon wirklich als geschlossener taktischer Körper in die Brigade einträte; da würden sich komische Sachen herausstellen. Soll es ein leichtes, ein Voltigeur-Bataillon sein? — Es ist uns bisher nur bekannt, daß man die ausgebildetsten, gewandtesten, nach jeder militairischen Richtung hin am meisten vorgeschrittenen Truppen zum leichten Dienst verwendet, da ihnen besonders der Sicherheitsdienst, der wichtigste von Allen, obliegt. Könnten wir von anderen Staaten verlangen und zwar zunächst von den mit uns in einem Brigade-Verbande stehenden, daß sie das Wohl und Wehe ihrer als Soldaten dienenden Landeskinder von einem halb-ausgebildeten Bürgerwehr Bataillon abhängig machen? Schwerlich würden sie sich dazu verstehen. Eben so wenig dürften sie sich geneigt finden, die ganze Formation der aus fast fünf tausend Mann bestehenden Brigade zu Gunsten des kleinen Bremer Contingents zu ändern. In dieser Brigade bestehen aber keine besondere Voltigeur- oder Schützen-Corps, sondern die Flügelzüge eines jeden Bataillons sind ein für alle Mal dafür bestimmt. Diesem Quersatz müßte sich dann doch wohl das Bremer Bürgerwehr-Bataillon auch unterwerfen.

Doch, nach der Aeußerung in der schon erwähnten „Meinung" im Bürgerfreund sollte man schließen, daß durch

einen Druckfehler das Wort „Voltigeur“ für „Musketier“ steht. — Denn eines Theils sind Voltigeurs zum Einleiten des Gefechtes bestimmt, sie sind stets vorauf und daher ist ihr Platz weit eher vorne am rechten, als hinten am linken Flügel; anderntheils stimmt die diesem Bataillon zugedachte Stelle am linken Flügel unseres Contingents durchaus mit unserer Vermuthung wegen jenes Druckfehlers. Wir bilden nämlich in der Brigadeaufstellung das 3. Bataillon; jenes Bürger-Bataillon würde also das 4., und demnach gerade die Mitte von allen sieben der Brigade haben. Nun haben wir nie gehört, daß man leichte Truppen in's Centrum stellt, sondern dahin gehören gerade schwere Musketiers und Grenadiere.

Das Bürgerwehr-Bataillon könnte also als schweres angesehen werden. Aber solche Truppen sind bestimmt, durch unerschütterliche Ausdauer, durch unverwüstlichen Gleichmuth und Geschlossensein sich hervorzuthun, und diese Eigenschaften können nur durch einen dem Soldaten so fest inne wohnenden Geist der Subordination erlangt werden, daß derselbe ihnen gleichsam zur andern Natur, zum Instinkt geworden ist. Woher soll das aber bei der Bürgerwehr kommen?

So weit von der taktischen Brauchbarkeit. Wir können allenfalls noch als Beispiel und Beleg zu unsern Bemerkungen hinzufügen, daß 1813 die preußische Landwehr sich zwar auf das bravste schlug, durch ihre geringe taktische Ausbildung aber stets so große numerische Verlüste erlitt, daß man sie, wo es nur anging, vor die Festungen zu den Belagerungstruppen schickte, damit sie dort erst weiter ausgebildet wurden.

Nun aber ist noch eines Verhältnisses zu erwähnen. Gesetzt, ein Bremer Bürgerwehr-Bataillon rückte in's Lager oder ins Feld, und stände mit den übrigen Truppen der Brigade zusammen. Soldaten wollen die Bremer Bürger nicht sein. Sie werden also auf die Oldenburger, Lübecker, Hamburger Landeskinder, die in der Linie dienen, stolz herabsehn und denken: „Wir sind doch viel besser als ihr, denn wir sind Bremer Bürger!“

Man denke um Gotteswillen, welche heilige, treue Kameradschaft, welche Zuneigung der Kampfesgenossen, welche kräftige Verbrüderung für die Stunde der Gefahr daraus entstehen muß!

Und nun genug für heute. Möchten diese wenigen Andeutungen genügen! P. J. W.

* Die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth.

(Eingesandt.)

Diese, die erste der Art in der evangelischen Kirche, besteht seit dem Jahre 1836 und hat seitdem unter Gottes Schutze unaussprechlichen Segen gestiftet.

Der Hauptzweck dieser Anstalt ist Armen- und Krankenpflegerinnen, Gefangenwärterinnen und Lehrerinnen zu bilden; von den Krankenpflegerinnen (Diakonissen) sind bereits 17 ausgesandt in die Krankenhäuser und Familien, von den Lehrerinnen 43, die jetzt an 2000 Kinder leiblich und geistig pflegen.

In den Anstalten selbst werden 50 — 60 Kinder jedes Alters unterrichtet, in dem evangelischen Asyl, das schon beinahe 8 Jahre besteht und eine Zufluchtsstätte für entlassene weibliche Gefangene ist, sind in diesem Zeitraume 67 Pfleglinge gewesen, die theils gerettet, theils als unheilbar entlassen sind; in der Krankenanstalt sind nun bereits 400 Kranke, besonders arme Handwerksburschen, liebevoll gepflegt; viele sind gestärkt an Leib und Seele aus der Anstalt geschieden und ins bürgerliche Leben, einige in das ewige Heimath zurückgekehrt, nachdem sie auf dem Krankenlager den Weg kennen gelernt hatten, der zu demselben führt und den sie nicht kannten.

Zum Bestehen dieser Anstalt werden jährlich 4000 Rthlr. erfordert, aber, obgleich sie nur von freiwilligen Gaben besteht, hat ihr Bestehen und ihr Wirken täglich zu dem Lobe ermuntert, „daß der Herr ihr Großes gethan“, denn vieler Christen Liebe hat sich thätig an ihr erwiesen.

Diese aufs Neue zur Unterstützung der segensreichen Anstalt aufzufordern ist der Zweck dieser Zeilen und es ist ihr eine schöne Gelegenheit dazu geboten. Ein vorzüglicher Stahlstich, nämlich der barmherzige Samariter ist zum Besten derselben erschienen, er kostet 48 Grote, ohne der Mildthätigkeit Schranken zu setzen und ist in der Exped. des Bürgerfreundes zu haben, die sich erboten hat, das Bild ohne Nutzen in Commission zu nehmen. Das Bild ist hübsch und kann wohl empfohlen werden, aber die beste Empfehlung ist wohl der edle Zweck! Viel Schönes ließe sich von dieser Anstalt noch sagen, aber es würde zu weit führen; der Jahresbericht (2 Bogen in groß Octav) liefert Ausführlicheres. Nur das muß noch zur Empfehlung derselben erwähnt werden, daß die edle Elisabeth Fry und ihr Bruder Jos. Gurney diese Anstalt besuchten, und daß diese an Erfahrungen so reiche, evangelische Christinn voll Menschenliebe, Glaubensmuth, Weisheit und Edelmuth sich sehr zufrieden über dieselbe aussprach, so daß sie nach ihrer Rückkehr ins Vaterland in London den Verein für protestantische barmherzige Schwestern stiftete. —

Mögten diese wenigen Zeilen dazu dienen, auch unter uns die Theilnahme für diese Anstalt zu beleben, damit sie auch ferner reichen Segen bringe.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. September 7½ Uhr.
An den Werktagen bleibt das Thor für Fußgänger bis 8 Uhr geöffnet.

Miscellaneen.

(Die Strafe des Räderns.) Es ist bekannt, daß in Preußen die sogenannte Strafe des Räderns in der Strafe der Erdrosselung besteht, der nach einer bisher leider noch nicht völlig aufgegebenen criminalrechtlichen Theorie „zur Abschreckung" Anderer nach ein Zerschlagen der Glieder des Leichnams mit dem Rade hinzugefügt wird. So scheußlich diese Schärfung auch ist, so liegt wenigstens keine Grausamkeit darin, und da sie nur bei eben so scheußlichen Verbrechen zur Anwendung kommt, so findet sich keine Veranlassung sie grade vorzugsweise zu bekämpfen, sondern die Fürsprecher einem mildern Sitte suchen sie mit allen ähnlichen Ausstattungen der Todesstrafe samt der dieser zum Grunde liegenden Theorie aus der Anwendung zu bringen. Nach diesen Grundsätzen verfuhren die bessern Organe der deutschen Presse auch kürzlich, als ein Bischofsmörder die Strafe des „Rades von unten auf" d. h. der Strangulation und darauffolgenden Zerschlagung des Leichnams erlitt. Das gräuliche Verbrechen und die besondern Zeitverhältnisse machten in diesem Falle die Milderung einer gesetzlich bestehenden Strafe höchst unrathsam. Das Unzweifelhafte der Thatsache, daß der Verbrecher strangulirt wurde, und der Umstand, daß eine ausdrückliche Darlegung dieser Thatsache den auf größere Abschreckung gerichteten Zweck dieser Schärfung durchaus vernichten würde: veranlaßte, amtliche, wie wohlunterrichtete Journale, nur andeutungsweise davon zu sprechen und auch später auf einen so widerlichen Gegenstand nicht zurückzukommen. Ein ungarisches Journal „Hirnöck" erhebt nun seine Stimme für die beleidigte Würde der Menschheit folgendermaßen: „Im Jahre der Gnade 1841 wurde ein zum Tode verurtheilter Verbrecher in Europa, in Deutschland, in Preußen durch das Rad hingerichtet; die Execution wurde von unten hinauf vollzogen. Es zittert in der Hand des Schreibers die Feder, die Presse erröthet; aber umsonst — die unerbittliche Geschichte wird es aufzeichnen, wie die grauenhaften Gestalten des barbarischen Zeitalters aufs neue belebt werden, wie die von blutdürstiger Rachsucht eingegebenen Gesetze aufs neue hervorgerufen werden, in dem blühendsten Theile Europa's, in der Entwickelungsstätte der Civilisation, unter einem Volke, von welchem wir am ersten berechtigt sind, Theilnahme für Gesetze der Humanität zu fordern; in einem Lande, das uns in neuerer Zeit so oft als höchstes Muster und als nachahmungswerthes Beispiel des monarchischen Princips vorgeführt wurde. Während alle Bewohner der Erde auf der Bahn der durch den Ruf der Menschlichkeit gesänftigten Gefühle vorwärts schreiten und eine höhere, edlere Stufe zu erlangen streben, während die Völker die dem Sterblichen nicht zukommende Todesstrafe aus ihren Gesetzbüchern auszulöschen sich anschicken, zerschmettert man in Preußen die Menschen durch das Rad."

(Cigarren-Verfälschung.) In letzterer Zeit kamen auf englischen Plätzen so viele Beispiele von Betrug durch täuschend nachgeahmten ostindischen Thee vor, daß die Regierung sich die Entdeckung der Fälscher besonders angelegen sein ließ, welches ihr auch endlich glückte. Gegenwärtig war die Reihe der Fälschungen an die Cigarren gekommen, welches gewiß sich für die Surrogatfabrikanten um so ergiebiger zeigte, als das Tabackrauchen in England, der auf dem Taback lastenden Zölle wegen, nur den bemittelten Klassen möglich ist. Am 28. Juli wurde zu Birmingham eine derlei große Fabrik entdeckt, und die darin befindlichen Vorräthe, einem großen Spekulanten, Namens Dadford gehörig, mit Beschlag belegt. In dem Laboratorium der Anstalt fand man anstatt Tabacksblätter große Haufen Ampferkraut, Meerrettig, Salat und Rhabarbara-Abfälle, dann Kufen mit Beizflüssigkeiten und andern schädlichen Mischungen, die theils zum Beizen und Färben, theils zum Parfumiren des Rauchmaterials dienten! Ein Vorrath von Etiketten mit den Inschriften: „Maryland-, Virginia- und Cuba-Cigarren erster Qualität," befand sich gleichfalls dabei.

(Aus der Chronik von Norderney). Herr v. Kobbe erzählt in der Beschreibung von Norderney Folgendes: Im Jahre 1830 war das Schutzdach am Strande abgebrochen oder umgeweht. Da nun die Damen oft lange im Regen warten mußten, bis sie in eine Kutsche schlüpfen konnten, so brach unter dem schönen Geschlecht der haute volée eine Revolution aus. Einige der Dämchen hatten nämlich, aufgemuntert durch ihre Kammerkätzchen, nicht immer auf dem strengen Wege Rechtens, sich der Badekutschen bemächtigt, und sogar den großen Nummern durch Auslöschen der ersten Zahl ihren Vorspann gewonnen. Vergebens hatte der damalige liebenswürdige Badecommissair, ein Graf Wedel, diesem Unfug zu steuern gesucht, die Badewärterinnen weigerten den ferneren Dienst und wenn man ihnen täglich eine Pistole geben wollte. Da fiel Wedel auf ein originelles Mittel. Er postirte einen alten Hirten dicht hinter der letzten Düne, welche vor dem Badestrand der Damen liegt, keinen Ludwig an Höflichkeit, keinen Paris an Bestechlichkeit, mit dem Auftrage, sobald ein Streit unter den Damen entstehe, auf den Ruf der Badewärterin von seiner Höhe herunterzusteigen und den Strandrichter zu machen. Kaum war dies Edict bekannt, so vertrugen sich die Damen wieder wie die Engel.

Erfindung eines neuen Streichinstruments.) Man meldet aus Weilburg: Am 1. August ließen die als Instrumentenmacher rühmlichst bekannten Herren Gebrüder Greiner aus Wetzlar, auf ihrer Kunstreise nach Ems, Wiesbaden ꝛc. in einem hier veranstalteten Concerte ihr neu erfundenes Bogen-Streich-Instrument hören. Dieses mit Darmsaiten bezogene Klaviatur-Instrument hat die Form eines kleinen Stutzflügels und vereinigt in 6 Octaven, die Töne des Contrebasses, des Violoncells, der Alt-Viole und der Violine in entsprechender Nachahmung, daß alle Kunstkenner über diese außerordentliche Erfindung in größtes Erstaunen gesetzt wurden. Der Ton ist wunderschön, besonders in den drei untern Oktaven. Dabei hat das Instrument eine leichte und prompte Ansprache, so daß Sätze in allen Tempo's darauf ausführbar sind. Alle möglichen Abstufungen des Piano und Forte, Crescendo und

Decrescendo werden durch den mehr oder minder tiefen Niederdruck der Tasten effektuirt, der Ton hält unverändert aus, so lange die Taste berührt bleibt, und somit ist durch gegenwärtiges Instrument eine Aufgabe, an der die denkendsten Mechaniker bisher vergeblich gearbeitet hatten, in glänzender Weise gelöst. Jeder Klavierspieler, der sich mit dem eigenthümlichen Charakter desselben zu befreunden und darnach seinen Vortrag zu modificiren versteht, kann in kurzer Zeit dahin gelangen, dasselbe in adäquater Weise zu spielen.

(Gutzkow) wird, vielleicht schon in den nächsten Monaten, die Redaction des „Telegraph“ niederlegen und vorläufig sich nach Frankfurt a. M. übersiedeln. Seine Stellung in Hamburg behagt ihm nicht: die hiesigen Verhältnisse sagen ihm nicht zu und gewähren ihm keine Anhaltspunkte. Er steht hier ganz isolirt. Und wem sollte er sich auch anschließen? Die hiesigen Literaten, abgesehen davon, daß ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft eine sehr gedrückte ist, sind, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, keine sich hervorthuenden. Die Stelle eines Dramaturgen bei dem Darmstädter Hoftheater, die ihm angetragen war, hat Gutzkow abgelehnt; vielleicht entschließt er sich später zur Annahme eines solchen Amts, das freilich seiner schriftstellerischen Thätigkeit hinderlich sein würde.

(Maurer und Bischof.) In einem amerikanischen Blatte findet sich die wahrhaft erhebende Anekdote: „Neulich machte ich (schreibt Referent) mit einigen Freunden einen Ausflug in die Nähe von Bath. Dort fand ich einen einzigen Arbeiter an einer Capelle, einen ehrwürdigen Mann, der mir Achtung und Vertrauen einflößte. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein und sagte: „Um Vergebung, Meister! wer ist der Bauherr dieses Gotteshauses?“ — „Ich bin es, mein Freund!“ antwortete der mit Staub und Schweiß bedeckte Arbeiter. Auf meine Frage, wer der Maurer sei, entgegnete er abermals: „Ich bin es.“ — „Und wer ist der Pfarrer des Kirchleins?“ — „Ich!“ war die Antwort. — Und sieh! es erklärte sich, daß er auch der Bischof dieser Diöcese war, der kein Bedenken trug, das Gute und Nützliche auf alle mögliche Weise zu fördern, und das Haus des Herrn „im Geiste und in der Wahrheit“ zu bauen! — Der hochverehrte Mann ist Dr. Chance, Bischof von Natchez in Nordamerika.

(Wie die That, so der Lohn.) Frau D** hatte eine herrliche Katze, die ihr Liebling war; Herr G** machte sich das Vergnügen, das Thier todt zu schießen. „Fehlt es an Rehen, so schießt man Hasen, fehlt es an Hasen, — Katzen! So sagt man doch!“ dachte Herr von G** und erlegte das edle Vieh. Frau D** schwieg; doch sann sie auf Rache. Sie ließ in ihrem, wie in den Häusern der Nachbarn, Freunde und Bekannte eine Treibjagd auf — Mäuse anstellen, brachte glücklich einige hundert lebendige Exemplare zusammen, schloß dieselben in einen Koffer und schickte ihn an Frau von G**. Diese, eine Modedame, öffnet den Koffer eigenhändig, da sie glaubte, Frau D** schicke ihr einige Kleider nach der neuesten Mode zur Ansicht. Der Deckel ging auf, die Mäuse hüpften heraus, Frau von G** war einer Ohnmacht nahe. Die Dienerschaft stürzte herein, und die Mäuse verbreiteten sich im ganzen Hause. Als Herr von G** nach Hause kam, und wüthend den Koffer näher untersuchte, fand er am Boden desselben das Billet: „Gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl schoß zu seinem Jagdvergnügen meine Katze todt; ich erlaube mir jetzt Ihnen meine Mäuse zu schicken.“

(Die Stadt der Flora.) So nennen die Botaniker jetzt die blumenreiche von 400 Kunstgärtnern verherrlichte Stadt Gent. Die diesjährige Blumen-Ausstellung soll alle Begriffe und alle bisherige Blumen-Ausstellungen übertroffen haben. Die königliche Gesellschaft der Botanik hat einen besonderen, großen Saal dazu eingerichtet, wo die Ausstellungen alle zwei Jahre wiederholt werden. Die Gärtner verkaufen alljährlich nach Frankreich, Italien, Deutschland und andern Ländern für beinahe eine Million Thaler Blumen, Senker und Zwiebeln.

(Schmackhafte Journalistik.) Zu Bologna ist ein Schauspieler auf den Einfall gekommen, ein „Zwischenakts-Theaterjournal“ zu begründen, dessen Verleger ein Conditor ist. Das Journal wird nämlich nicht auf Lumpenpapier, sondern auf Zuckerteig gedruckt, der in niedlichen Blättchen, auf denen zuckerige Anekdoten und Witze stehen, in den Zwischenacten herumgereicht wird. Der Censor dieser Zeitschrift hat's sehr gut, statt bedenkliche Stellen zu streichen, verspeist er sie und giebt dadurch den Beweis, daß die gestrichenen Stellen gar nicht gefährlich sind.

(Industrielles.) In Petersburg wird gegenwärtig eine Fabrik begründet, die in so fern einzig in ihrer Art ist, als in derselben alle erdenkliche Gegenstände von Holz, sowohl zum Nutzen als zum Luxus, namentlich aber alle zu großen und kleinen Bauten benöthigte Utensilien, sowohl zur Construction der Gebäude als zur Ausschmückung, vermittelst ungeheurer Maschinen und Dampfkraft, fabricirt werden sollen. Die Dampfmaschinen zu dieser Anstalt liefert die Fabrik der Herren Gleichmann und Busse in Hamburg.

(Die dritte Lieferung) von „die Ost- und Nordsee von Th. v. Kobbe und W. Cornelius“ enthält die Beschreibung von Norderney, Bremerhaven und einen Theil der kurzgefaßten Geschichte Bremens; beigegeben sind die Ansichten von Neuwerk, Wyk auf Föhr und Norderney. Die hiesigen Buchhandlungen halten das empfehlenswerthe Werk vorräthig.

(Eisenbahnen.) Auf der Berlin-Anhalt'schen Eisenbahn wird vom 18. August an auch die Strecke zwischen Köthen und Roswig dem Verkehr übergeben. — Die Einnahme auf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn hat in der Woche vom 8. bis 14. August 10,746 Thlr. 29 Ngr. betragen.

(Kurioses.) Ein Landmann, Bernhard Petri, der mehrere Bücher über Landwirthschaft herausgegeben hat, nennt sich: „Oekonomie-, Guts- und reiner Original-spanischer Merinos-Stammschäfereien-Eigenthümer.“

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 69.

Bremen, Sonntag den 29. August 1841.

Gestorben:

Nro. 761. Den 23. August. Des Schenkwirths Johann Heinrich Waltjen Tochter, 3 Jahr; Grünenstraße.

— 762. Den 24. — Des Schneiders Johann Heinrich Rudolph Blanke Sohn, (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 259.

— 763. Den 25. — Des Cigarrenmachers Rud. Friedr. Wilh. Bischoff Sohn, 6 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 138.

— 764. Den 25. — Joh. Diedr. Bartling, 52 Jahr; Grasmarkt Nro. 8.

— 765. Den 26. — Der Arb. Carl Ludwig Bollhorst, 56 Jahr; Kiefstraße Nro. 17.

— 766. Den 27. — Des Arbeitsm. Michael Martens Sohn, 3 Jahr 4 Monat; Hastedt Nr. 32.

Nro. 767. Den 27. — Des Cigarrenmachers Aug. Peter Tauch Sohn, 1 Jahr 2 Monat; gr. Sortillenstraße Nro. 38.

— 768. Den 27. — Des Arb. Joh. Friedr. Bahlke Sohn, 1 Jahr; Kirchenstraße Nro. 36 (Neustadt).

— 769. Den 27. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Schlacke Tochter (todtgeb.); Bellotsweg Nro. 4.

— 770. Den 27. — Des Arb. Joh. Buchholtz Sohn (todtgeb.); Buntenthorssteinweg Nro. 95.

— 771. Den 28. — Der Küper Warnke Hinr. Meyer, 20 Jahr; alten Steinweg.

— 772. Den 28. — Anna Margar. Lemcke, 13 Jahr 4 Monat; Faulenstraße Nro. 72.

Geboren:

Nro. 1040. Den 23. August. Des Arbeitsm. Diedr. Wilh. Stock Ehefr., geb. Schwecke, kl. Krummenstraße, Wendelsgang Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1041. Den 24. — Des Schneidermeisters Johann Friedr. Blömer Ehefr., geb. Gröning, Catharinenstr. Nr. 14; von einem Knaben.

— 1042. Den 24. — Des Weißgerbers Wichmann Goosmann Ehefr., geb. Geercken, vor Stphanikirchhof Nro. 9; von einem Knaben.

— 1043. Den 24. — Des Musicus Georg Philipp Suck Ehefr., geb. Müller, Buchtstr. Nro. 54; von einem Knaben.

— 1044. Den 24. — Des Schneiders Joh. Heinrich Rud. Blanke Ehefr., geb. Hartmann, Buntenthorssteinweg Nro. 259; von einem todten Knaben.

— 1045. Den 25. — Des Buchhalters Joh. Heinrich Kothe Ehefr., geb. Hattorff, Hohethorstr. Nro. 59; von einem Mädchen.

— 1046. Den 26. — Des Cigarrenmachers Jürg. Heinr. Kriete Ehefr., geb. Prasse, gr. Johannisstr. Nro. 188; von einem Mädchen.

Nro. 1047. Den 26. — Des Arbeitsm. Gerhard Heinrich Wanckes Ehefr., geb Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 6; von einem Mädchen.

— 1048. Den 26. — Des Kaufmanns Joh. Ludwig Egestorff Ehefr., geb. Wilkens, Punkendeich Nro. 75; von einem Mädchen.

— 1049. Den 26. — Des Arbeitsm. Hermann Hinrich Teklenborg Ehefr., geb. Köhne, Langendeich Nro. 7; von einem Knaben.

— 1050. Den 26. — Des Tischlers Gevert Hartje Ehefr., geb. Flüger, kleine Krummenstr. Nro. 39; von einem Mädchen.

— 1051. Den 27. — Des Schneiders Joh. Friedrich Hauswirth Ehefr., geb. Harting, gr. Sortillenstr. Nro 46; von einem Mädchen.

— 1052. Den 27. — Des Zimmergesellen Joh. Carl Gottlieb Wartenberg Ehefr., geb. Spohler, hinterm Paulsberg Nro. 16; von einem Knaben.

— 1053. Den 27. — Des Schuhmachers Joh. Friedr. Schlacke Ehefr., geb. Hennina, Bellotsweg Nro. 4; von Zwillings-Töchtern.

— 1054. Den 27. — Des Arbeitsm. Johann Buchholtz Ehefr., geb. Bötjer, Buntenthorssteinweg Nro. 95; von einem todten Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 653. Der Krameramtsgenosse Heinr. Wilh. Friedr. Ludwig Beneke und Anna Catharina Rose hieselbst.

— 654. Der Arbeitsmann zu Hemelingen Friedrich Hogrefe und Caroline Magdalena Gieschen zu Vahr.

— 655. Der Drechslermeister zu Copenhagen Jörgen Gertner und Johanna Wilhelmine Hockemeyer hieselbst.

Nro. 656. Der Grobbäcker Gerhard Mindermann und Sophie Elisa Claussen hieselbst.

— 657. Der Detaillist Joh. Heinrich Bernhard Dahnert und Clara Sophia Mues hieselbst.

— 658. Der Cigarrenmacher Ernst August König und Dorothea Charlotte Homann hieselbst.

— 659. Der Arbeitsmann Johann Bindhammer und Anne Marie Ilsabein Heitkamp, genannt Husemann aus Blasheim.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 70.

Bremen, Donnerstag den 2. September 1841.

Am Flusse.

Leichtes Schifflein, sag', wohin
Blähst die Segel du?
Führst du einen müden Sinn
Zur ersehnten Ruh?

Oder trägst du junges Blut
Hoffnungsvoll hinaus
In des Lebens helle Glut,
Haß und Liebesbraus?

Möcht' ich so schon landen an?
Oder halb im Traum
Wieder stehn, wo ich begann?
Selber weiß ich's kaum.

Lust und Leid ward viel verthan,
Mag sie nicht auf's Neu';
Und auf rasch durchströmter Bahn
Blieb mir wenig treu.

Komm' denn, was noch kommen mag!
Noch im Mark ist Saft,
Noch von deinem Ritterschlag,
Geist, der Arm voll Kraft.

Geh' denn, Lebensschifflein, fort,
Wie du eben gehst,
Ob du hier nun oder dort
Einmal stille stehst!

Manches hab' ich hier bereut,
Manches wohl vollbracht.
Nach dem lauten Tage freut
Mich die stille Nacht.

C. Reinhold.

Gretry.

(Fortsetzung.)

André Gretry sah das Licht der Welt zu Lüttich am 11. Februar 1741. Noch sehr jung trat er schon in's thätige Leben oder vielmehr in's musikalische Dasein. Kaum vier Jahre alt, war er schon empfänglich für Wohllaut. Eines Tages, als er allein am Feuerherd saß, wurde er aufmerksam auf das eintönige Geräusch des im Kessel siedenden Wassers; in demselben Augenblick hörte er auch die Grille singen zwischen den Ziegeln und die Katze schnurren auf der Asche. Die Familien-Symphonie macht dem Knaben Spaß; er sieht sich um, ob niemand zugegen, läßt sein belebtes Auge auf dem blanken Zinngeschirr der Küchenbank, auf den gelben Vorhängen des Alcovens, auf zwei alte Geigen, die überm Kamine hängen, herumspazieren, und fängt an zu tanzen. Nun will er auch dem Geheimniß der lieblichen Töne auf die Spur kommen und stürzt den Kessel um in die Gluth des Steinkohlenfeuers; die Flamme schlägt in die Höhe, der arme Tänzer erschrickt, fällt, verbrennt sich so arg, daß man ihn halb todt wegbringen muß zur Großmutter, die nahe bei der Stadt wohnte. Hier verbrachte der Kleine zwei schöne Jahre; von keinem Schulmeister geplagt, jeder Sorge bar, als hübscher und artiger Knabe von Jedermann gern gesehen, hat er — soll man's ihm glauben?

— schon damals geliebt, versteht sich mehrere Mädchen zugleich. Was sich aber nicht versteht und was er glauben machen will, ist, daß er schon stark genug fühlte, um keiner der vorgezogenen Gespielinnen zu gestehen, daß sie nicht allein sein Herz besitze. Jean Gretry, der sich so lustig gemacht über die Chorknaben, der im siebenten Jahr ein so tüchtiger Philosoph war, hatte später alle Schwachheit der Philosophen. Sein André mußte Chorknabe werden an der Collegialkirche. Chorknabe! Gretry konnte später nur schaudernd daran denken. Das war aber noch nicht Alles; er wurde einem barbarischen Musiklehrer übergeben, der ihm jede erdenkliche Tortur anthat. In dieser Hölle verlebte der angehende Musiker vier Jahre. Dank dem Lehrer war er ein leidlicher Stümper in der Tonkunst geworden. Da kam ihm ein anderer Instructor, derselbe, dem alle großen Künstler das Meiste verdanken, der Zufall zu Hülfe. Eine Truppe italienischer Sänger passirte Lüttich; es wurden einige Opern von Pergolese aufgeführt; Gretry fehlte bei keiner Vorstellung; er ward leidenschaftlich für italienische Musik; der Vater, entzückt über die raschen Fortschritte, bestand darauf, er müsse eine Motette in der Kirche singen. Es war eine Arie auf die Worte der Jungfrau Maria: Non semper super prata casta florescit rosa (nicht immer blüht die keusche Rose auf der Wiese). O über das Wunder! Welcher kunstreiche Gesang! So hörte man die Leute rufen. Selbst der grämliche Lehrer mußte dem Kunstjünger Beifall zulächeln. Von da an sang Gretry mehrere Jahre über sonntäglich in der Kirche. Doch er konnte ja nicht dafür, daß ihm das Herz warm schlug im Busen; bald war er in alle blonde Flammänderinnen, die ihm andächtig zuhörten, sterblich verliebt, — am meisten in die, welche er nicht sehen konnte; es war mehr träumerische Sehnsucht als wahre Leidenschaft. Das Singen und die Kirche aufgebend, suchte er die Einsamkeit. Nicht soll hier erzählt werden von den kleinen Freuden und Abenteuern unseres Gretry, wie er als echter Dichter das Rauschen des Windes, des Regens, des Sturms, studirte, den Stimmen der Vögel manchen Zauber abhorchte, und dem Herzschlag eines deutschen Mädchens, das aus Liebe zur Tonkunst den Musiker liebte, sein Ohr lieh. Man muß nicht zu lange verweilen bei den Kinderspielen des Genies. Gretry's erstes ernsthaftes Werk war eine in Musik gesetzte Messe; damit war gleich sein Triumph in Lüttich entschieden; er ward zum Wunder des Landes. Doch es regte sich in ihm das Vorgefühl, wie nur an der Sonne Rom's die Blüthen seiner Kunst aufgehen würden. Am Sonntag der Charwoche sang er noch einmal in der Kirche; der Frühling war gekommen; die Mutter bereitete unter Thränen den ärmlichen Reisebedarf des Flüchtlings; zu Anfang April 1759 zog der Wandervogel aus, zu Fuß, das Felleisen auf dem Rücken, einen Stock in der Hand. Begleitet von den Segnungen der betrübten Eltern hatte er außer seinen frischen achtzehn Jahren und der Brust voll Hoffnungen auch einige Reisegefährten: zwei Pistolen, die man ihm mit den Worten: Rodrigo, hast Du auch Muth? zugestellt, einen Schleichhändler und zwei Studenten. Der Contrebandier hieß Remacle; es war ein alter Fuchs, der zweimal im Jahr von Lüttich nach Rom zog; er brachte die feinsten flandrischen Spitzen nach Italien und holte dort Reliquien, die guten Absatz fanden in den Klöstern der Niederlande. Gretry's Pilgerfahrt nach Rom gleicht einem Capitel aus Gilblas. Er kommt durch Tyrol auf den classischen Boden; auf blumenreichen Wiesen empfängt ihn der Gesang junger Mädchen; „das war" — sagt er in seinen Memoiren — „die erste Musiklection, die man mir in Italien gegeben hat; die Töne aus den Kehlen der schönen Milaneserinnen haben ein ewiges Echo in meinem Herzen gelassen. An einem herrlichen Junisonntag hielt er seinen Einzug in die Weltstadt; was er sah, was er hörte, war ihm entzückend neu; Paläste und Kirchen, von der Fama gepriesen, lange nur seiner Einbildungskraft Gebilde, standen nun in berauschender Wirklichkeit vor seinen Augen; und doch zog ihn am Abend, nachdem er seine Blicke gesättigt an den Gebäuden, die Wunder der Kunst, an den römischen Frauen, die Wunder der Natur, und an dem reinen blauen Himmel der eine Pforte des Paradieses zu sein scheint, — ein melancholischer Gedankenreiz zurück unter die Nebel seines geliebten Flanderns, zu den blonden Schönheiten Lüttich's, in die ruhige Heimath, zu den besorgten Eltern, an die Seite der Jugendfreundin. Das schönste Land der Welt ist eben dem Reisenden immer das, wo ihm das Herz zum erstenmal vor Liebe gepocht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Elisabeth Fry.

(Schluß.)

Schon im Jahre 1818 bildete sich in London ein Männerverein für die männlichen Sträflinge, auch hier aus Christen verschiedener Bekenntnisse. Der Herr war sichtbar

mit dem Werke, die Gefängnisse in Besserungsanstalten umzuwandeln durch christliche Ordnung und freie Liebe, verbunden mit regelmäßiger Arbeit. So drängte sich der Gedanke auf an eine allgemeine Verbrüderung thätigen Glaubens über den christlichen Erdkreis, zur Besserung, Bekehrung und Tröstung der Gefangenen, besonders durch die Frauen. Ermuthigende Zeichen kamen diesem Gedanken entgegen. Frauen aus den edelsten Geschlechtern in Petersburg und Turin boten dem Londoner Vereine die Hand, fragten um Rath und theilten lehrreiche und erbauliche Erfahrungen mit. So ward denn im Jahre 1821 beschlossen, einen stehenden Ausschuß in London zu bilden, vereinzelte Erfahrungen zu sammeln und die wichtigsten zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Bereits am Ende des Jahres sah sich dieser Ausschuß in Verbindung mit achtzehn Vereinen in Großbritannien: außerdem mit einzelnen gleichgesinnten Freundinnen in Petersburg, Turin, Genf und Bern. Im Jahre 1823 stellte sich die mildthätige Tochter König Georgs IV., Herzogin von Gloucester, als Beschützerin an die Spitze des Vereins: zwölf Frauen des hohen Adels traten mit ihr hinzu, um der Fürstin als Stellvertreterinnen beizustehen. Der Ausschuß selbst bestand und besteht noch aus zwölf oder mehr Mitgliedern, mit einer Rechnungsführerin und Kanzlerin. Er empfing alle an die „Gesellschaft der englischen Frauen zur Ausbreitung der Besserung weiblicher Sträflinge in London (St. Martin's Lane Charing Cross)" gerichtete Mittheilungen. Der Jahresbericht wird im Monate Julius in öffentlicher Versammlung vorgelegt. Alle drei Monate findet eine ordentliche Versammlung des Ausschusses, statt: fünf Mitglieder genügen, um einen Beschluß zu fassen.

Die Vereine breiteten sich allmählich über England und Schottland aus: bald wurden sie auch nach Irland verpflanzt. Auch der innere Kreis ihrer Wirksamkeit wurde erweitert. Für Gefangene, die ihre Strafzeit überstanden hatten, bildeten sich Freistätten und Rettungsanstalten, um den Entlassenen ein ehrliches Zurücktreten in die menschliche Gesellschaft zu erleichtern. Es war vorgekommen, daß die Sträflinge dem Tage ihrer Entlassung mit Entsetzen entgegensahen, und zu bleiben wünschten. Dagegen sah man zum Tode Verurtheilte ihrer Strafe mit ernster Reue, und mit frommen Muthe und gläubiger Ergebung entgegengehen, nachdem die Frauen des Vereines sie in die einsame Todeszelle begleitet, und hier die Zusprüche des Geistlichen unterstützt hatten. Für die nach Australien Abgeführten bildeten sich dort eigene Vereine, um das im Vaterlande begonnene Werk fortzusetzen.

In England selbst waren die Folgen nicht weniger sichtbar. Nach Newgate kam in mehreren Jahren von den Entlassenen nur Eine wieder in Haft. Das Verhältniß der weiblichen Gefangenen zu den männlichen, welches dort wie drei zu fünf gewesen war, sank auf eine gegen zwölf herab, nach den öffentlichen Listen, was eine Verminderung weiblicher Verbrecherinnen von sieben zu eins ergiebt, und ganz besonders dem Seltenwerden der Rückfälle zuzuschreiben ist.

Im Jahre 1824 erhob das großbritanische Parlament die Anstellung ausschließlich weiblicher Aufseherinnen für die weiblichen Sträflinge in den Gefängnissen des Reiches zum Gesetze. Die Behörden von Neu-Südwallis reichten wiederholt so günstige Berichte ein über die sichtbaren und auffallenden Spuren der eingetretenen Veränderung, daß die Regierung einen Theil der Kosten der dortigen Gefängnißschulen übernahm; bis dahin waren diese von den Vereinen allein bestritten worden."

Was weiter über die Einrichtung der Vereine und deren Einwirken auf die Gefangenanstalten berichtet wird, geht zu sehr ins Einzelne, um hier abgedruckt werden zu können. Doch können wir uns nicht enthalten, aus dieser Schrift noch eine Stelle folgen zu lassen, welche beweis't, wie sehr die geistvolle Frau unsere Zeit und ihre Aufgabe verstanden hat.

„Es geht ein Gefühl durch die ganze Welt, daß unsere Zeit nur die des Unterganges oder einer ganz neuen Wiederbelebung sein kann. Denn wahrlich nicht Gewöhnliches gehet vor um uns her. Das Festeste ist erschüttert: was für das Stärkste gehalten, wird schwach; lebendig Geglaubtes zerfällt in Asche vor dem Hauche der Gegenwart. Unbekannte Kräfte steigen aus dem Schooße der Gesellschaft und selbst der Natur. Oeffnen sich nicht täglich neue Wege, von denen wir nicht wissen, wohin sie führen? offenbaren sich nicht täglich neue Kräfte, welche tief eingreifen in die menschlichen Verhältnisse, ohne daß wir wissen wozu? Denn das glaubt Ihr doch wohl nicht, daß diese Entdeckungen und Erfindungen, daß diese Vervielfältigung der Kraft des Menschen, daß diese wunderbaren Fortschritte der Gewalt über die Natur ihre Kräfte in unserer Zeit nur deshalb zusammenströmen, damit die Menschen nun erst recht ihrer Selbstsucht fröhnen, recht in Stille und Friede ihren sinnlichen Genüssen

leben sollen? Dann müßtet Ihr glauben, daß hierin das Reich Gottes liege, denn für dieses geschieht alles, nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung. Ihr wißt aber das Gegentheil. Eben so wenig werdet Ihr glauben, daß alle jene Fortschritte Euch oder irgend einen Menschen weiser und besser, und also glücklicher machen können. Sind doch die Beispiele vor unser aller Augen, im Großen wie im Kleinen, daß die Kenntniß der Naturkräfte und die Gewalt über sie keine Macht giebt über die Leidenschaften und Begierden: daß kein wohl verstandener Eigennutz dem Menschen die Augen öffnet über die Thorheit des eigenen Herzens und Wahnsinn des Bösen: daß keine äußere Gesittung Menschen und Völker schützt vor der tiefsten sittlichen Erniedrigung: daß keine Freiheit der sogenannten öffentlichen Meinung ganze Völkerschaften hindern kann immer tiefer zu versinken. Aber wollet eben so wenig glauben, daß jene und alle ihnen verwandte Zeichen, daß alle die Bewegungen und alles Außerordentliche dieser Zeit, nothwendig Kämpfe des Todes und Zeichen des Unterganges seien. Wohl möchten sie es sein, ohne die wiederbelebende Kraft des Geistes des Christenthums: denn es sind der Schäden viele in Israel, und der größte von allen ist, daß sie nie gesucht werden, wo sie wirklich liegen; nämlich in dem Geiste, in dem Innern, und nicht in irgend einer Form.

Aber im lebendigen Glauben an die in Christo offenbarte sittliche Weltordnung, als eine ewige Ordnung der göttlichen Liebe, ist ein Hauch des Lebens, welcher die Gebeine neu zu beseelen, und dem neuen Leben neue Gestalt zu schaffen vermag. Dieser blendende Hauch ist der Athem des Geistes, der die Liebe ist. Ihm also neigt Euch zu, Ihr alle, welchen die Schwüle der Zeit die Brust beengt, welche die immer drückender werdende Schwere des äußern Lebens niederbeugt, und die Ihr Euch sehnet nach der Freiheit des Geistes. Sie ist keine andere als die Freiheit der Kinder Gottes. Der Glaube an sie aber ist nicht bloß ein duldender, er ist kein wehklagender, kein unthätig brütender, kopfhängerischer, oder in trägen Gefühlen matt zerfließender; nein, er ist eine Thatkraft Gottes, und muß thatkräftiger und thätiger werden, je größer und mächtiger die Naturkraft ist, die sich ihm entgegenstellt um überwunden zu werden. Ist denn nun in unserer Zeit eine unaufhaltsame Entwickelung von äußerer Kraft und fortschreitender Macht über die Natur und die Erde unverkennbar; nun so ist das ein klares, ein untrügliches, ein zugestandenes Zeichen, daß der Herr in seiner Gnade will, es solle eine noch nie gesehene, ja, als die Masse der Menschheit in Freiheit durchdringend, gar nicht geahndete Entwickelung der Liebe dadurch hervorgerufen werden. Das ist der Glaube, der die Welt besiegt hat, und immer wieder besiegen soll und wird. Ohne ihn allerdings können jene Regungen nur zum Tode, alle jene Fortschritte nur zum Abgrunde führen."

Wahrlich! giebt es etwas Heiligeres, als diesen Glauben an die trotz Hemmungen und Irrwegen zu höherer Vervollkommnung fortschreitende Menschheit? giebt es etwas Reineres, als diese Liebe, die nicht Zeter schreit über die Welt, nicht richtet, nicht verflucht, nicht verzweifelt, nein! die an der Hoffnung sich nährt, daß durch die fortschreitende Entwickelung unserer wissenschaftlichen Kenntnisse eine noch gar nicht geahnte Entwickelung der Liebe werde hervorgerufen werden?

---

*Einiges über Methodik der deutschen Sprachlehre.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß als Charakter der Gegenwart in so vielen Dingen ein Kampf um Principien sich herausstelle. Veraltete Formen sollen schwinden, das Neue ihre Stelle einnehmen und so allmählig das Bessere sich gestalten. Wohl unserer Zeit, die einen solchen Kampf hervorruft; denn ein Blick in die Vergangenheit und in die Sache selbst zeugt davon, wie erst durch Kampf der Sieg, durch Reibung das wahrhaft Gute ans Licht gefördert worden ist. —

Ein solcher Kampf herrscht jetzt ebenfalls in der Methodik der deutschen Sprachlehre vor, und die darin aufgestellten Principen gehen von entgegengesetzten Anfangspunkten aus. So hebt die eine Parthei bei Behandlung der deutschen Grammatik mit der Lehre vom Satz, also vom allgemeinsten Standpunkte ausgehend, an und zerlegt allmählig die Begriffe, von der Anschauung des Allgemeinen abwärts steigend, in ihre Theile. Eine andere Parthei geht progressiv von dem ersten Begriffe und Sprachtheilen aus und gelangt, allmählig immer mehr zum Gipfel der Wissenschaft hinanstrebend, aufwärts gehend, zur Lehre vom Satz hinauf. Bei einem jeglichen Lehrer erfordert es im Voraus eine Entscheidung, welchen Lehrgang er mit den ihm anvertrauten Sprachzöglingen zu nehmen Willens ist. Beide einander gegenüberstehenden Methoden führen, bei einem geist-

reichen und thätigen Lehrer, der die Sache zu handhaben versteht und sich einen Einfluß auf das geistige Vermögen seiner Sprachzöglinge zu verschaffen weiß, zum Ziel; jedoch bleibt es stets eine Hauptfrage, auf welchem Wege dasselbe am leichtesten erreicht werde.

Bei einer Vorliebe für die Gestaltung und Entwickelung der deutschen Sprachlehre bin ich stets mit einem lebendigen Interesse allen neuen Erscheinungen auf dem Sprachgebiete, sei's in der stereotyp-grammatischen Form, sei's in dem geistigen Bewegen der Sprache, gefolgt. Zweierlei hat sich mir indessen im Laufe der Zeit, der die Erfahrung zur Seite steht, als Wesentliches herausgestellt, daß nämlich 1) zum glücklichen Gelingen eines Lehrgangs der Deutschen Grammatik in Schulen ein guter Leitfaden erforderlich ist und 2) daß ein solch guter Leitfaden wenigstens nach der synthetischen Methode, die, wie oben angedeutet, von den ersten Anfängen der Grammatik anhebt und so in steter Entwicklung bis zur Lehre vom Satze fortschreitet, meines Bedünkens nicht vorhanden ist. Daß die kleine, hier meist eingeführte, kleine Schulgrammatik von Heyse keineswegs vollkommen ihrem Zwecke entspreche, darüber ist man wohl im Allgemeinen einverstanden, weil besonders der in diesem wie in den meisten solcher kleinen Lehrbücher genommene Weg keineswegs dem progressiven Entwicklungsgang des Kindes analog ist. Der Stoff des grammatischen Lehrgebäudes muß nach meiner subjectiven Ueberzeugung auf verschiedene Curse ordnungsmäßig vertheilt und so dem geistigen Fassungsvermögen, vom Leichtern zum Schwerern hinansteigend, vertheilt werden. Wenn gleich dieses hier aufgestellte Urtheil noch allerdings einer tieferen Begründung bedürfte, so würde es hier zu weit führen und deßhalb erlaube ich mir die Bitte, alle Freunde und Freundinnen des Unterrichtswesens, so wie dieses besondern Zweiges des Wissens, welches je länger um so mehr die Theilnahme und ein warmes Interesse eines jeden Gebildeten auf sich zieht, zu einer **Vorlesung** einzuladen, welche ich Freitag, den 3. September, also morgen, Abends pünktlich um 6 Uhr im obern Locale des Krameramthauses zu halten gedenke, ergebenst einzuladen. —

Ich habe nämlich in dieser Zeit eine kleine Deutsche Grammatik verfaßt, die, für Schulen entworfen, zum Drucke vorliegt, in welcher ich in der Behandlung und Vertheilung des Stoffes einen, wie es mir erscheint, geordneteren und leichter zum Ziele führenden Weg, also eine von den gewöhnlichen Methoden abweichende, eingeschlagen habe. Es liegt mir am Herzen, über die in dieser Sprachgrammatik aufgestellten Principien, wie überhaupt über Methodik der Deutschen Sprache in etwas mich öffentlich auszusprechen. Freilich weiß ich sehr wohl, daß eine solche Vorlesung meist nur in sterilen Formen sich bewegen kann, halte mich indessen doch einer lebendigen Theilnahme vieler meiner Mitbürger und Mitbürgerinnen versichert, da auch Deutsche Sprache wie in allen, so auch besonders in Real- oder Bürger- und Töchterschulen einen wesentlichen Zweig des Unterrichts ausmacht. Für solche nämlich ist besonders meine kleine Deutsche Grammatik bestimmt. Möge mein guter Wille, auch ein Scherflein zum allgemeinen Besten beizutragen, einen um so willkommneren Anklang finden, als ich die Ueberzeugung habe, einen Schritt zur Vereinfachung des in Deutschen Sprachgrammatiken vorherrschenden Regelnumfugs vorwärts gethan zu haben.

Dr. Arnold.

---

* An die Redaction des Bürgerfreundes.

Es ist meiner Meinung nach nicht mehr wie recht und billig, daß man öffentlich einen Tribut der Achtung zollt wenn man durch Erfahrung von dem Werthe einer Sache überzeugt geworden ist. Ich bin nämlich seit 25 Jahren mit vielen englischen, amerikanischen, französischen, spanischen, italienischen und schwedischen, ja selbst griechischen und russischen Schiffen gefahren, doch niemals mit einem bremer; indeß auf meiner Rückreise von New-York, hatte ich Gelegenheit am Bord eines bremer Packet-Schiffes den Unterschied der Behandlung der Matrosen, des Essens und Trinkens und des guten Vernehmens des Kapitains, der Steuerleute unter sich und der Mannschaft kennen zu lernen, und muß gestehen, daß ich mich gefreut habe, ein Augenzeuge dieser Ruhe im Commando, dieser Schnelligkeit zur Ausführung der Befehle ohne Murren und Widerwillen, so wie dieses Aufpassens von jeder Breeze den besten Vortheil zu gewinnen, gewesen zu sein, hauptsächlich da ich am Bord mehrerer obengenannten Schiffe so sehr an Fluchen und Toben und schlechter Behandlung der Mannschaft, ja selbst der Passagiere gewöhnt worden war. Ueberhaupt stehen die bremer Schiffe jetzt mit den schönsten amerikanischen schnellsegelnden in einer Reihe, daher man sie denn auch die Dutch Yankees nennt.

Wenn mich aber die auf der Reise von New-York gemachten Erfahrungen mit Freuden erfüllten, so überraschte mich die Ansicht des Bremerhavens eben so sehr.

Die vielen großen, neuen und schönen Schiffe, die ich im Hafen besah, erregten wirklich mein Erstaunen über die großen Fortschritte, die man seit 15 Jahren in dieser Kunst zu bauen und zu takeln gemacht, besonders gefiel mir die Aufmerksamkeit, die man den armen Auswanderern zollte, so wie das gute Essen und Trinken, welches man ihnen gab. — Ich weiß, wie es auf den liverpool-amerikanischen Packet-Schiffen hergeht und wie schändlich ein Zwischendeck-Passagier behandelt wird, darum kann ich denn auch Auswanderern nach Amerika die bremischen Schiffe mit Recht empfehlen. — Wenn Sie glauben, daß dieser Aufsatz einen Platz in ihrem interessanten Blatte verdient, so mögen Sie ihn mit meinem besten Wunsche für Bremens Wohl und glückliche Schiffahrt aufnehmen. Einstweilen empfiehlt sich Ihnen mit aller Achtung und Ergebenheit

ein alter Seemann.

* Bemerkungen.

Die hiesigen Nachtwächter riefen in meiner Jugend wenn es Abends 10 geschlagen hatte „die Glock' hat zehn geschlagen, zehn ist die Glock'; lobet Gott den Herrn, ihm sei Lob, Preis und Ehr'!!!" Jetzt rufen sie nur die Stunde. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ist dies nicht genug. Ich bin lange in den Vereinigten-Staaten von Nordamerika gewesen, wo die Wächter, nachdem sie die Uhr genannt, das Wetter anzeigen als:

a starlight weather,
a moonlight weather,
a cloudy morning,
a snowy morning,
a stormy morning etc.,

wäre es nicht besser, wenn auch dieses hier eingeführt würde?

Das Wort Mäkler oder Makler ist nach meiner Ansicht ein ganz unrichtiges Wort. Das französische Wort Courtier, und das englische broker sind weit edler. Denn der Unterhändler soll nicht mäklen oder maklen, sondern er muß hören, was der Verkäufer sagt, und dann, was der Käufer antwortet.

Anonymus.

∴ Recensiren.

Es ist nichts leichter als Stellen einer größeren Schrift aus dem Zusammenhange zu reißen, sie hin und her zu wenden, und dann zu demonstriren — sie enthielten Unsinn. Der Angegriffene ist dabei auch ziemlich wehrlos, denn er müßte zur Vertheidigung die ganze Schrift wieder in ihrem Zusammenhange vor Augen bringen, und dafür haben die wenigsten Leser, denen es nur um Neues und Piquantes zu thun ist, die erforderliche Geduld. Das Beste wäre eine eigene größere Schrift des Recensenten auf gleiche Weise zu maltraitiren, allein davor schützt er sich leicht durch Anonymität. Endlich — will der Kritiker unter dem Schein der Unparteilichkeit den B. recht zerfleischen, so giebt er erst mit Sammtpfötchen dem A. einige Streiche. Alles dies sind bekannte und allgemeine Dinge! —

* Correspondenz aus Bremen.

Findet man in einem auswärtigen Blatte einen Correspondenzartikel aus Bremen, so kann man gleich von vornherein auf eine Menge Unrichtigkeiten gefaßt sein. In den letzten Blättern des Morgenblattes macht ein Correspondent aus Bremen — vielleicht derselbe, der früher in demselben Blatte von unsern kirchlichen Streitigkeiten wie der Blinde von den Farben geurtheilt und die Neuigkeit beigebracht hat, daß bei uns die Kinder allesammt bis zu gewissen Jahren plattdeutsch sprächen — folgende politische Betrachtung: Beide Parteien (nämlich Aristokratie und Opposition) überzeugen Einen immer mehr, daß so kleine Staaten, wie Bremen, sich überlebt haben und selbst in einem mächtigen Staatenverbande ein nach Außen hin gedrücktes und im Innern phlegmatisch-alterschwaches Leben führen müssen." Wie vortrefflich sind doch unsere Interessen in der Journalistik vertreten!

Auch das ist uns Bremern bisher unbekannt geblieben, daß, wer sich mit dem Dampfschiffe der Stadt nähert, „den Ansgariikirchthurm aus Moor und Haide aufsteigen sieht;" außer dem Correspondenten hat sich wohl noch niemand dieses Aspects zu erfreuen gehabt.

Miscellaneen.

(Eine unglückliche Zahl.) Die Zeitung von Marseille erzählt kürzlich eine hübsche Anecdote von einem der ersten Kaufleute der Stadt. Dieser Kaufmann hatte einen Geschäftsfreund an der afrikanischen Küste und als Jemand aus seiner Familie mehrmals und lebhaft den Wunsch äußerte, einen Affen zu besitzen, schrieb er jenem Geschäftsfreunde, er würde ihm einen Gefallen erzeigen, wenn er ihm zwei oder drei Affen aus Afrika senden wolle und zwar von den schönsten und bewundertsten Arten, die zu erhalten wären. Der Zufall nun wollte es, daß der Kaufmann, als er das ou (oder) zwischen 2 und 3 schrieb, das o in dem Worte sehr groß, das u dagegen sehr klein machte. „Wie große Dinge aus kleinen Ursachen hervorgehen!" Einige Monate vergingen und endlich kam ein Hafendiener in voller Eile zu dem alten Handelsherrn, um ihm anzuzeigen, daß seine Menagerie angekommen sei. „Meine Menagerie!" wiederholte der Kaufmann. „Ja, eine Menagerie, eine ganze Ladung von Affen ist für Sie angelangt." Der Kaufmann wollte die Anzeige nicht glauben, bis ihm ein Schreiben von seinem Handelsfreunde übergeben wurde. In diesem Briefe entschuldigte sich der afrikanische Handelsmann, ein Mann von der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, im vollen Ernste, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, trotz aller Mühe, die er sich gegeben, mehr als 160 Affen aufzutreiben, statt der bestellten 203, versprach aber sobald als möglich die noch fehlenden nachzuschicken. Was der Kaufmann dabei empfand, läßt sich wohl errathen, als er selbst an den Hafen ging und sich mit eigenen Augen von dem Dasein seiner 160 Affen überzeugte, die alle bequem untergebracht waren und ihm die Zähne entgegenfletschten. Es war für ihn einer der Augenblicke, in welchem der Mensch nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll. (Man kennt eine ähnliche ältere Geschichte).

(Köln, den 24. August.) Ueber die am Mittwoch den 1. Sept. c. bevorstehende feierliche Eröffnung der Rheinischen Eisenbahn zwischen Köln und Achen können wir folgende Mittheilungen machen. Nach Inhalt des Festprogramms werden sich sämmtliche zur Eröffnungsfeier eingeladene Personen am 1. Sept. Morgens 9 Uhr auf dem festlich geschmückten Bahnhofe zu Köln einfinden, von wo nach begangener Inauguration die solenne Eröffnungsfahrt in den mit Laub und Fahnen verzierten Wagenzügen unter Geschützessalven und unter festlicher Musik um 10 Uhr statt finden wird. In Düren wird der Festzug von den städtischen Behörden bewillkommt werden, und nach kurzem Aufenthalte daselbst wird er gegen 1 Uhr in Achen eintreffen, wo die Ankommenden von einer Deputation des Stadtrathes von Achen und Burtscheid auf dem Stationshofe empfangen werden. Gegen 2 Uhr beginnt ein solenes Festmahl für Herren auf dem großen Rathhaussaale zu Aachen, worauf Nachmittags Reunion und Harmonie-Musik auf dem Louisberge folgen. Um 5 Uhr werden auf dem neu eingerichteten Rundplatze vor dem Belvedere auf dem Louisberge einige Volksspiele gehalten, wozu die Stadt Aachen mehrere Preise bewilligen wird, und Abends 6½ Uhr wird im Schauspielhause eine große Oper bei festlich decorirtem und erleuchtetem Hause gegeben. Nach der Oper wird vor dem Stationsgebäude ein Feuerwerk abgebrannt. Den 2. September, Morgens 10 Uhr, ist Wirtschenfahrt zur Besichtigung der interessantesten Plätze der Umgebung von Achen. Dejeuner im Belvedere auf dem Louisberg. Gegen 4 Uhr Nachmittags Reunion und Harmoniemusik im burtscheider Casino und Volksbelustigung. Abends 6½ Vorstellung im Theater bei festlich beleuchtetem und geschmücktem Hause. Um 9 Uhr **Ball paré** im großen Redoutensaal, wozu die Gäste und Notablen von der Stadt Aachen eingeladen werden. Die Rückfahrten für die von Köln und Düren eingeladenen Personen erfolgen: am 1. September, Nachmittags präcise 5 Uhr; am 2. und 3. Sept., Morgens präcise 9 Uhr. Sollten wir 1851 ein ähnliches Programm für die Einweihung der Eisenbahn nach Hannover veröffentlichen können?

(Rom, im August.) Overbeck hat so eben ein Madonnenbild beendigt, das zu den schönsten Leistungen dieses großen Meisters gezählt wird. Das Christuskind ruht im Schooße der heiligen Jungfrau, sie bedeckt es mit der Linken, als wolle sie es vor jedem Ungemach schützen und sichern. Neben ihr auf einem Felsen liegt ein Gebetbuch aufgeschlagen, am Schlusse der Psalmen gewahrt man ein rothes Kreuz als sinnige Andeutung künftiger Leiden. Im Hintergrund ein klarer stiller See mit einer herrlichen Berglandschaft; zwei auf einem geschlängelten Pfade daherschreitende Figuren beleben das Ganze auf eine höchst vortheilhafte Weise. Die Stimmung, welche in diesem Bilde herrscht, ist überaus harmonisch und friedenreich. Die geschmackvolle und weise Anordnung, die reine und schöne Zeichnung hat dieses Werk mit andern Bildern dieses Meisters gemein; in der Malerei aber will man Fortschritte bemerken, die überraschen und auf das glänzendste befriedigen. Dies ist das Urtheil von Künstlern und Kennern. Dieses herrliche Gemälde ist nach Wien bestimmt.

(Statistik der Dampfmaschinen in England.) Vor einem Jahre waren bereits in Großbritanien nicht weniger als 1600 Dampfmaschinen, von denen mehrere eine Kraft von 1000 Pferden besitzen, in Thätigkeit. Rechnet man durchschnittlich auf jede nur eine Kraft von 25 Pferden, so würde die Gesammtkraft gleich der von 400,000 Pferden sein. Ein Pferd verrichtet so viel als 5 — 6 Menschen, das Land besitzt also in seinen Dampfmaschinen eine Kraft gleich der von zwei Millionen Menschen. Jedes Pferd verbraucht jährlich den Ertrag von zwei engl. Morgen Land, so daß 800,000 Morgen Land für die menschliche Subsistenz mehr erspart werden, als wenn man keine Dampfmaschinen anwendete.

(Kosciusko) wollte einem Geistlichen zu Solothurn einige Flaschen guten Weines senden, und seinem Diener nicht trauend, gab er einem jungen Manne den Auftrag und überließ ihm dazu das Pferd, das er gewöhnlich selber ritt. Bei seiner Rückkehr sagte der junge Mann: er möge das Pferd nie wieder reiten, wenn Kosciusko ihm nicht zugleich seinen Geldbeutel gäbe. Auf Kosciusko's Frage: wie

er das meine? antwortete Jener: Sobald ein armer Mann auf der Straße den Hut abnimmt und um Almosen bittet, steht das Pferd sogleich still und geht nicht von der Stelle, bis der Bettler etwas erhalten hat. Ich hatte kein Geld bei mir und mußte thun, als gäbe ich Etwas, um nur das Pferd zu befriedigen.

(Woher stammt die Redensart: Ertrinkt einen guten Stiefel.) In der Umgegend Kreuznachs liegt ein angenehmes Dörfchen, Namens Lehr, das nach einer alten Sage, der Ritter Leos von Waldech durch ein Heldenstück ganz eigener Art erworben haben soll. Aufgefordert von dem Rheingrafen, auf dem Stein bei Münster seinem mit altem Rheinwein gefüllten großen Ritterstiefel zu leeren, zeigte er sich dazu bereit, wenn sein Wirth ihm dafür Hüffesheim erb- und eigenthümlich verschreiben wolle. Nach dem zu diesem Behufe schriftlich geschlossenen Vertrage, setzte er sich hinter den Humpen neuer Art, und trank und trank, bis der letzte Tropfen ausgeschlürft war. Dann aber stürzte er besinnungslos zu Boden, und hauchte seinen Geist aus, beruhigt durch das Bewußtsein, den Seinigen ein schönes Erbe ertrunken zu haben. Daher stammt auch wohl die Redensart: Er trinkt einen guten Stiefel.

(Vergnügungen.) Ein gelehrter braver Verein in Basel hat einen Preis ausgesetzt für den, welcher die beste Schrift mache über die Veredelung der Vergnügen der arbeitenden Klassen. Ein Mann, der schon einige gute Bücher geschrieben hat, die zu wenig bekannt sind, Professor Scheitlin hat sich nun über die Vergnügungen der Arbeitenden in Stadt und Land ausgelassen, nicht um sie, wie Viele thun, zu verkümmern, sondern um sie zu verbessern. Wir können die kleine Schrift, die den Preis erhalten hat, Allen, denen Gott das Wohl des Volkes an's Herz gelegt hat, empfehlen, damit sie auch einen Preis dadurch gewinnen.

(London, den 18. August.) Letzten Sonnabend brachte ein Arbeiter Namens Hall, wohnhaft zu Denstone-Heath bei Penkridge auf den Markt Stafford zum Verkauf — seine Frau, welche er an einem Strick um den Leib führte. Auf dem Markte zahlte er den Zoll, führte sie zweimal um den Platz und wurde dann mit einem anderen Arbeiter Handels einig um den Preis von achtzehn Pence (14 Gr.) und ein Quart Bier. Die Frau wurde dem Käufer übergeben und die Parteien gingen in ein Wirthshaus, um das Geschäft richtig zu machen; eine Menge Leute zogen ihnen nach.

„(Man zeigt jetzt in London)" einen zehnjährigen, über drei Fuß großen, gesunden Knaben, dessen ganzer Körper, außer dem Gesichte und dem Innern der Hände, mit Hornauswüchsen, gleich den Stacheln eines Stachelschweines bewachsen ist. Diese Stacheln fallen zu gewissen Perioden ab, können abgeschnitten oder abgebrannt werden, ohne dem Kinde Schmerzen zu verursachen, wachsen aber sogleich wieder bis zu 1½ Zoll Höhe; sie stehen dicht, und die Haut unter denselben ist weich und gesund. Der Knabe ist in Wales geboren, und das jüngste von zehn ganz gesunden Kindern.

(Der Bote aus dem Riesengebirge) enthält folgende naive Anzeige: „Ich, Peter Margreiter aus Tyrol, der in Warmbrunn die schönen Handschuh zu verkaufen hat, empfehle den hohen Herschaften und dem hochgeehrten Publikum: daß wer noch Etwas von Handschuhen oder seidenen ostindischen Tüchern braucht, der soll bald kommen, denn ich reise bis Sonnabend den 14., ab, nachher kriegt man bei mir die schönen Sachen nicht mehr, denn ich muß fort, sonst wird mir mein Schatz untreu."

(Ein Erzbischof) hielt sich einen Hofpoeten, der gewöhnlich an seiner Tafel speiste. Einstmals schickte ihm der Erzbischof einen Teller Fisch und ließ ihm durch den Bedienten sagen, er möchte sogleich einen lateinischen Vers machen. Sogleich rief er laut:

„Mittitur in disco mihi piscia ab archiepisco —

Zu Deutsch: Einen Teller Fisch
Schickt mir der Erzbisch — "

„Aber" — sagte der Erzbischof — „hier fehlt die Sylbe **Po.**"

Der Dichter versetzte:

„Po tunc addetur, potus mihi quando feretur
Of wird angestickt,
Wenn er mir Ofner schickt."

(Eisenbahnen.) Der König von Preußen hat sich nun wirklich dahin entschieden, daß die Eisenbahn von Halle nach Lippstadt über Naumburg, Weimar, Gotha, Eisenach und Kassel gebaut werden soll. Am 11. August ist im Auftrage der kurhessischen Regierung der Oberbergdirector Schwedes nach Berlin abgereist, um die Sache in Richtigkeit zu bringen. Zu gleicher Zeit sollen daselbst Abgeordnete aus den sächsischen Herzogthümern eintreffen. Dadurch gewinnen wir neue Hoffnung für unsere Werrabahn.

(Das Filztuch) wird bereits in vielen Fabriken in Schottland, Frankreich, England gefertigt und in Paris findet man schon in jeder Tuchhandlung Filztuche von allen Farben. Es ist weit billiger und soll viel dauerhafter und weicher, besonders zu Mänteln gut sein.

(Literarisches.) Angelo Mai in Rom, dem die wissenschaftliche Welt schon so werthvolle Entdeckungen neuer, klassischer Werke verdankt, hat so eben Fragmente von Dio Cassius im Vatikan aufgefunden, und sie sofort den Gebrüdern Didot in Paris zum Druck übergeben.

(Bei der israelitischen Gemeinde in Mainz) wird jetzt deutscher Gottesdienst eingeführt, wozu der durch theologisches Wissen und durch Predigertalente ausgezeichnete **Dr.** Franzdorf aus Norddeutschland dahin berufen worden ist.

(Anekdote.) In einem Gasthause wandte sich einer der Billard spielenden Gäste mit der Bemerkung an den Wirth: „daß die Queue's wirklich schon sehr schlecht seien." Höchlich erstaunt gab dieser zur Antwort: „Sechsunddreißig Jahre waren die Queue's gut, jetzt sollen sie auf einmal schlecht sein!"

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 70.

Bremen, Donnerstag den 2. September 1841.

Gestorben:

Nro. 772. Den 27. August. Des Landmanns Anton Heinr. Stuhldner Wittwe, geb. Fastüng, 57 Jahr; im Krankenhaus.

— 773. Den 28. — Des Bierbrauers Joh. Caspar Claussen Wittwe, geb. Albrecht, 86 Jahr; Wegens-Ende Nro. 15.

— 774. Den 29. — Anna Margar. Holty, 29 Jahr; Grünenstraße Nro. 57.

— 775. Den 29. — Heinrich Rumpsfeldt Tochter, 6½ Jahr; Walldammstraße Nro. 13.

— 776. Den 29. — Des Arb. Herm Hinrich Wilh. Siebers Sohn, 9 Tage; Buntenthorssteinweg Nro. 181.

— 777. Den 29. — Des Tischlers Daniel Rausch Tochter 2 Jahr; gr. Fuhrleutestraße N. 16.

— 778. Den 29. — Des verst. Maurergesellen Joh. Christoph Winters Wittwe, geb. Krudup, 42 Jahr; Rosenkranz Nro. 3.

Nro. 779. Den 29. — Die Dienstmagd Helena Cordes, 23 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 1.

— 780. Den 29. — Der Landmann Johann Heinrich Rüpke 75 Jahr; Paulsberg Nro. 31.

— 781. Den 30. — Gesina Meyer, 26 Jahr; auf dem Kamp Nro. 9.

— 782. Den 30. — Des verst. Bierbrauers Joh. Ant. Specht Tochter (todt geb.); Ansgariithorstraße Nro. 17.

— 783. Den 30. — Joh. Friedr. Heinr. Bödeker, 18 Jahr; Buchtstraße Nro. 40.

— 784. Den 31. — Der Maurergeselle Cord Vagt, 56 Jahr; Langenstraße.

— 785. Den 31. — Des Kaufmanns Carl Heinrich Winkler Sohn, 22 Wochen; Osterthorsstraße Nro. 6.

— 786. Den 31. — Der Lichtzieher Ludwig Sander, 33 Jahr; Molkenstraße Nro. 55.

Geboren:

Nro. 1059. Den 27. August. Des Schuhmachers Hermann Friedr. Städing Ehefr., geb. Blom, Kirchenstr. Nro. 1; von einem Knaben.

— 1060. Den 28. — Des Segelmachers Eberh. Breit Ehefr., geb. Hein, Fischerdeich Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1061. Den 28. — Des Bockschiffers Johann August Wilcke Ehefr., geb. Koopmann, Kunsthof Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1062. Den 29. — Des Arbeitsmanns Joh. Wilkens Ehefr., geb. Götte, Deichstraße Nro. 7; von einem Knaben.

— 1063. Den 29. — Des Cigarrenmachers Gerhard Heinr. Bindhammer Ehefr., geb. Wilkens, Dreckort Nro. 11; von einem Mädchen.

— 1064. Den 29. — Des Arbeitsm. Joh. Bothe Ehefr., geb. Bolte, Buntenthorssteinweg Nro. 107; von einem Knaben.

Nro. 1065. Den 30. — Des Schuhmachers Daniel Heinr. Kropp Ehefr., geb. Hamels, Schweinestr. Nro. 31; von einem Knaben.

— 1066. Den 30. — Des Schenkwirths Heinr. Wilh. Brümmer Ehefr., geb. Raschen; Osterthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1067. Den 30. — Des Schneidermeisters Joh. Conr. Schröder Ehefr., geb. Köhnenkamp, U. L. Fr. Kirchhof Nro. 8; von einem Mädch.

— 1068. u. 1069. Den 30. — Des verst. Bierbrauers Joh. Anton Specht Ehefr., geb. Oertzen, Ansgariithorstr. Nro. 17; von Zwillingstöchtern.

— 1070. Den 30. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Siefken Ehefr., geb. Kloppenburg, Grünenstr. Nro. 117 B; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 71.

Bremen, Sonntag den 5. September 1841.

Bremen, den 1. September 1841.

An die Stelle des verstorbenen Herr Aeltermanns Ludwig von Kapff wurde der hiesige Kaufmann Herr Ernst Ferdinand Gabain zum Aeltermann wieder gewählt.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 5. September.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Pst. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
1 Uhr Hr. Prediger Pressel aus Tübingen.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Männerwaffe.

Gedicht von J. G. Seidl.

„Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwerdt,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch andre Waffen giebt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leih'n ihm selbst im Sclavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der alles Niedre von sich weist,
Gekehrt zum Höchsten hin,
Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,
Ein Fels entgegenstarrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch eine Waff' ist sein Gefühl,
Sein volles, warmes Herz,
Verschlossen eitlem Thränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz;
Das echter Freude gern sich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und selbst für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergiebt.

Solch eine Waff' — es ist sein Wort,
Das Echo seines Sinn's,
Ein festes Schloß, ein sichrer Hort,
Kein Spielball des Gewinn's.
Zur rechten Stund' am rechten Platz
Da hält es ehern Stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und bess'rer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann
Zu führen wissen soll,
Mit diesen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeschüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einst mit sich in das Grab!"

Gretry.

(Fortsetzung.)

In Rom zeigte sich Gretry zuerst in der Kirchenmusik. Es begeisterten ihn der liebliche Casaly, der ernste Orischio, der edel-strenge Lustrini. Unter Benedikt XIV. war die Kirchenmusik in profanen Ton gefallen; Clemens XIII. aber, der damals im zweiten Jahr seines Pontificats stand, hatte den Mißstand reformirt. Die Kirchenmusik kehrte zurück zu dem ihr eigenthümlichen feierlich-frommen Charakter, das Herz der Sünder erschütternd und auf den Flügeln der Erzengel zum Himmel aufschwebend. Gretry ward, wie der göttliche Pergolese, in alle Geheimnisse dieser erhabenen Tonart eingeweiht. Er begann ein „De profundis," das an Größe und Feierlichkeit mit dem „Stabat mater" wetteifern sollte. Da er es aber bestimmt hatte, bei seinem Begräbniß gesungen zu werden, so eilte er nicht es zu beenden; wirklich hat er es unvollendet hinterlassen. Ein befreundeter Abbé nahm ihn mit zu Piccini; dieser spielte den großen Herrn dem jungen Flammänder gegenüber. Ohne ein Wort zu sprechen, fuhr er fort an einem Oratorium zu arbeiten. Nach einer Stunde war Gretry der stummen Audienz müde; er entfernte sich; die schnöde Aufnahme hatte ihn betrübt; doch ließ er den Muth nicht sinken; mit frischem Eifer ans Componiren gehend, muß er bald wieder nachlassen, weil er sich krank fühlt; er eilt ins Gebirg und findet eine ruhige Stätte in der Zelle eines Einsiedlers; drei Monate verbringt er im Schooße der Natur; was das Studium nicht vermocht hatte, gewährte ihm die kurze Pilgerfahrt; als er seine Thebais verläßt, fühlt er sich plötzlich ein großer Musiker; er sucht eine Weise zu Worten von Metastasio; wer malt sein Entzücken, als er sich endlich bewußt wird, Meister seiner Kunst zu sein? — Er beherrscht sie, er hat alle ihre Schlüssel im Besitz. Ah fra Mauro! ruft er seinem Cremiten zu — dein will ich gedenken bis zur Todesstunde! Nach Rom zurückgekehrt setzt er zum Carneval und für das Theater Aliberti die „Winzerinnen" in Musik. Die italienischen Componisten schrien über Scandal. Was, der kleine Abbé aus Lüttich ist herüber gekommen, uns aus dem Sattel zu heben und die Honorare wegzuschnappen! Gretry's Triumph ward nur um so mehr das Gespräch des Tages. Er vergaß dabei der Vaterstadt nicht. Als Mitbewerber um eine Capellmeisterstelle hatte er den Psalm Confitebor eingeschickt; er wurde gewählt, ging aber nicht nach Lüttich zurück. Doch verließ er bald darauf Rom und Italien. Genf war vorerst das Ziel seiner Reise. Dort angekommen, hörte er im Theater französische Musik, die ihm nicht zusagte. Hierauf eilt er nach Ferney. Voltaire empfängt ihn auf freundlichste. Ihr müßt nach Paris gehen — sagte der Philosoph — dort hat das Genie den Flug offen nach der Unsterblichkeit. — Ihr habt gut reden, versetzte Gretry, man sieht wohl, daß Ihr vertraut seid mit der Art Luftreisen. — Ich? entgegnet Voltaire, — ich gebe gleich hundert Jahre Unsterblichkeit für eine gute Verdauung. — Gretry bricht auf nach Paris, läßt aber den Genfern ein Andenken zurück in der Oper „Gertrude." Zu Paris fand er sich zu Anfang etwas fremd. Doch, da er jung, hübsch und gescheit war, gewann er bald Freunde, unter ihnen Greuze, Vernet, Suard, Arnault. So angenehm ihm diese Bekanntschaften waren, verzweifelte er doch an ein Publikum, das bei Rameau's Musik vor Entzücken Ohnmachten bekam. Der Prinz von Conti ließ ihm durch Vernet Etwas von seiner Composition abverlangen, fand sich aber beim Zuhören gelangweilt. Gretry, den Tod im Herzen, kommt nach Haus zurück; da findet er zwei anonyme Briefe, den einen aus Lüttich: „Verwegener! Du wagst es mit Philidor und Monsigny um die Palmen zu ringen?" — Den andern aus Paris: „Du wähnst also, ehrlicher Lütticher, daß es Dir beschieden, die Pariser zu bezaubern? Enttäusche Dich, Du Guter. Packe ein und gehe nach Lüttich, dort magst Du Deine wunderliche Musik aufspielen lassen." Auch anonyme Briefe, dachte Gretry, sollen mich abschrecken — ein Grund mehr, nicht den Muth zu verlieren. So ging ihm ein Jahr herum in den traurigsten Umständen. Da kommt Marmontel zu ihm mit der Oper „der Hurone;" Gretry, fast schon in trostloses Verzagen gesunken, ermannt sich und componirt die Musik dazu; sie ward ein Meisterstück; der Hurone kam zur Aufführung und gefiel. Zu Paris heißt es: Alles oder nichts! Gestern war Gretry ein armer Teufel ohne Ressourcen, ein Aben-

theurer ohne Aussicht, heute ist er ein beliebter, überall gesuchter, mit Beifall überschütteter Componist. Sein Triumph war vollständig; er konnte in der Nacht nach der Vorstellung nicht schlafen; er dachte an seinen Vater; aber in eben der Nacht war der alte Geiger zu Lüttich auf ewig eingeschlafen. Am Morgen kommt Freund Greuze; gehe ein wenig mit mir aus — das waren seine Worte — ich will Dir ein Bild zeigen, das Dir Freude machen wird. Und nun führt er ihn nach einer Straße beim italienischen Theater und weist mit dem Finger nach einem frisch gemalten Schilde. „Zum Huronen. Nicolle, Tabakhändler." Gretry, der nicht rauchte, ging gleich in den Laden und kaufte ein Pfund. — Welch kostbarer Taback war das! hat er oft nachher ausgerufen. — Der Leser soll nicht in die achtundvierzig Opern geführt werden, die Gretry componirt hat. Wer weiß nicht, daß die Musikstücke aus „Zemire und Azor," der „Caravane," „Richard Löwenherz," „Colinetti am Hofe," ein halbes Jahrhundert über auf allen Lippen wiedertönten, auf jedem Clavier lagen, in allen Theatern gehört wurden, alle Herzen erfreuten? Fontenelle sagte einmal in der Zerstreuung: „Drei Dinge giebt es auf der Welt, die ich sehr geliebt habe, ohne etwas davon zu verstehen: die Musik, die Malerei und die Frau — la musique, la peinture et la femme." Er mag recht haben; man liebt um so mehr, je weniger man versteht, — die Damen wissen davon zu erzählen. Fontenelle's artige Bemerkung warnt mich, nicht viele Phrasen zu machen über eine liebenswürdige, muntere, naive Musik. Gretry war fast ein großer Tonkünstler, grade wie Ostade fast ein großer Maler war. Es liegt in seinen Compositionen eine süße und zärtliche Erinnerung an Flandern und doch zugleich Pariser Grazie und Munterkeit. Er war von keiner Schule, hat aber eine gestiftet; d'Alleyrac und Della Maria haben sich nach ihm gebildet. Er strebte mehr nach Wahrheit als nach Effect; er hat mehr gefühlt als gelärmt; er ließ die Statue auf der Bühne und das Piedestal im Orchester. Heute geschieht es wohl, daß manche Componisten, die durch ihre rauschende Musik Gretry's Schatten erschrecken, dem „Rosenmädchen" und der „Colinetti nur ein spöttisches Lächeln gewähren; wer weiß aber, ob nicht noch an einem schönen Abend, trotz ihrem Lärm, Gretry's liebliche Musik sich von neuem in die Herzen einschmeicheln wird? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Herr Thiers in Berlin.

Bekanntlich hielt sich der Repräsentant des französischen Ministeriums in der preußischen Hauptstadt auf. Eine antizipirte Beschreibung seines Aufenthalts erschien schon vor einigen Wochen als Humoreske in der Leipziger Zeitschrift „die Eisenbahn", zunächst dazu bestimmt, das Treiben gewisser Zeitungscorrespondenten zu parodiren. Nachstehender Auszug dürfte nicht ohne Interesse sein. „Sobald ich — sagt der Referent von Thiers Ankunft in Holland hörte, wohin er zuerst ging, um für den in seinem Namen abgeschlossenen Handelsvertrag etwas Weihrauch zu erhalten, machte ich meinen Plan. Ich theilte dieses wichtige Factum in 5 Theile ein: 1) in die Nachricht seiner Ankunft; 2) Ankunft auf deutschem Boden; 3) Ankunft bei uns; 4) Aufenthalt, und 5) nach der Abreise. Ad 1. Herr Thiers kommt in Antwerpen an, besieht sich Belgien, und wird in Holland setirt; er studirt das Finanzsystem beider Länder in einem „Viertelstündchen", wie früher das englische. Allgemeine Neugierde zeigt sich; Herr Thiers bewundert Alles, ohne sehr viel davon zu verstehen. Bei Hofe wird er ausgezeichnet. Ad 2. Herr Thiers betritt den deutschen Boden. Hier „dürfte" er einen Witz über das „Sie sollen ihn nicht haben" machen, wobei aber sowohl Becker als Lamartine und Musset schlecht wegkommen; zugleich lasse ich ihn die gothischen Denkmale des Rhein bewundern, damit der Vortheil doch scheinbar auf unserer Seite ist. Zugleich überzeugt sich Herr Thiers, daß am Rheine Nichts für Frankreich zu hoffen sein „dürfte", und ist unwillig über die gegenseitigen „Aufhetzer." Ad 3. Herr Thiers hat unsere zweite Grenze überschritten. Er erstaunt überall über die Kultur, die Industrie, den stillen, soliden Sinn des Volks; Kunst und Wissenschaft lachen ihm von jedem Baume entgegen. Er besieht alle Denkmale, alle Schlachtfelder, wobei er stets von Napoleon spricht, und sich wie Jener gebehrdet. Er verräth eine stupende Kenntniß des Kriegs und der Schlachten. Erfahrene Officiere sind darüber außer sich, und bezweifeln nicht, daß er ein großer Feldherr werden „dürfte." Er prophezeihet dem deutschen Volke eine große Zukunft. Man spricht nun sehr viel davon, daß Herr Thiers Verfasser der Geschichte des Kaiserreichs, daß er Mitglied der Akademie, ein höchst geistreicher Redner ist, daß er mehrere große Orden hat, und sehr reich sein „dürfte". Er spricht mit Jedermann über Alles, wie Napoleon; er wird überall

mit der größten Bewunderung aufgenommen, und man soll nicht vergessen, „was man einem solchen Gaste schuldig ist.“ Der letzte Fingerzeig muß oft wiederholt werden. Ad 4. Ankunft an der „Quelle der Weltgeschichte.“ Ungeheure Sensation. Es ist ein, nein, es sind dreißig Ereignisse auf einmal. Es ist nicht zu leugnen, das diese Ereignisse einen entscheidenden Einfluß auf die künftige Gestaltung der Welt haben „dürften.“ Die Sympathien zwischen uns und den Franzosen sind von nun an unzerstörbar; denn man hat sich gegenseitig kennen gelernt. Er verweilt Tage lang vor den Planen unserer künftigen Größe, er schmeichelt Jedermann, giebt uns treffliche Lehren für die Vervollkommnung der Telegraphen, nimmt von unseren Militairs, die er anbetet (so wie er halb verrückt ist über unsere Paraden), mit Dankbarkeit Unterricht in der Befestigungskunst, und untersucht, wie ein echter Seemann die Spree, wobei er unserer Marine das erfreulichste Prognostiken stellt. Aus seinen Augen strahlt hoher Geist und Genie; Varnhagen wird vor Zerknirschung melancholisch; Bettina ist entzückt, und schreibt „die Dosne.“ Die Töpfer lassen 39 Zentner Thon vor der Wohnung des großen Kleinen anfahren, um seinen Kopf zu modelliren; sein Portrait hängt, schuhdick vergoldet, auf der Börse. Sämmtliche Franzosen hier sind in der heftigsten Exaltation über die Größe der großen Nation, und müssen Brausepulver einnehmen. Noch einmal, Herr Thiers verräth sehr viel Noblesse im Geben, im Bezahlen. Er ist ein geborner Seigneur. Dieser große Mann „dürfte“ sehr viel verleumdet worden sein, wie es denn allen ausgezeichneten Menschen so geht. Es ist natürlich, daß ein so hochbegabter Mensch eine Masse Neider und Feinde hat, die seine Ansichten und Handlungen stets verdächtigen. Wir „dürften“ daher in Zukunft etwas vorsichtiger im Aufnehmen solcher Anfeindungen sein. Herr Thiers hat den deutschen Geist außerordentlich klar aufgefaßt, und nennt uns ein schauderhaft gelehrtes und gründliches Volk; auch ist er nebenbei ganz und gar begeistert von den Schöpfungen unserer unsterblichen Tondichter: er hat sogar den Mozart einen „bon garçon“ genannt. Herr Thiers hat zu unserer freudigsten Ueberraschung drei deutsche Worte: „Witz,“ „Linden“ und „eenzigst,“ gelernt, die er schon in vier Tagen ziemlich richtig aussprechen konnte. — Durch und durch Genie und Staatsmann! — Die Theepreise sind im Steigen. — 3000 Gedichte sind erschienen, 79 Werke ihm dedicirt worden, und in dem oftmaligen Gedränge wurden 117 Menschen erdrückt. Die Begeisterung war so unerhört, daß nicht einmal ein Taschentuch gestohlen wurde!!! — Der Wirth wollte ihm durchaus keine Rechnung machen. Ueber alles das wurde Herr Thiers so erschüttert und gerührt, daß er weinend unsere Kokarde an den Hut heftete. Dieses „dürfte“ unmaßgeblich als das 31. Ereigniß bezeichnet werden. Ad 5. Abreise. Nachrufe. Aussprechen der Hoffnungen. Stolzes Bewußtsein. Hier ist ganz besonders die Zeit für Anekdoten, geistreiche Wortspiele und Bonmots, so wie für Erzählung der schönen Züge von edlem, großmüthigem Benehmen gegen Feinde, heimlichen Unterstützungen und bedeutungsvollen Geschenken. Man bringt auch wohl noch Artikel von hier aus mit schmeichelhaften Ausdrücken über ihn, von ausgezeichneten Personen herrührend, und von andern Städten datirt, worin Herr Thiers sich in der Ferne öfters bewundernd über uns geäußert haben „dürfte“; auch kann zuletzt noch verstohlen zu verstehen gegeben werden, daß man von beiden Seiten gewünscht hätte, „er möchte der Unsrige sind.“

Frederike Bremer.

Frederike Bremer, die Verfasserin der „Skizzen aus dem Alltagsleben“ (die Nachbarn, das Haus ꝛc.) hat durch die gemüthvolle Schilderung der Häuslichkeit die Herzen der deutschen Frauen schneller erobert, als die emancipationssüchtigen französischen Romanschreiberinnen; so viel näher ist uns der tieffühlende Germane des Nordens verwandt, als der leicht über die Tiefen des Gemüths und des Lebens hinweghüpfende Nachbar im Westen. In einem Briefe an den Buchhändler Brockhaus, welcher der zweiten Auflage der deutschen Uebersetzung der Skizzen beigefügt ist, giebt die Verfasserin einen kurzen Bericht über ihr Leben und ihren Bildungsgang; wir glauben demselben in diesem Blatte eine Stelle gönnen zu müssen; es ist das bescheidene Bekenntniß einer schönen Seele.

„Verehrtester Herr!

Ihr Brief hat Gefühle des Vergnügens und der Dankbarkeit in mir erregt, die ich Ihnen durch Erfüllung des von Ihnen ausgesprochenen Wunsches: „daß ich Ihnen Etwas über mein Leben und über den Gang meiner Bildung mittheilen möchte,“ bethätigen zu können wünsche. Allein dies hat seine Schwierigkeiten, da ich hier etwas Inneres

bloß äußerlich berühren kann, während grade in diesem Innern das Hauptsächlichste meiner Geschichte liegt.

Einst, wann ich der Erde nicht mehr angehöre, möchte ich als Geist zurückkehren und den Menschen das Tiefste erzählen von Dem, was ich gelitten und genossen, geliebt und gelebt habe. Und möge sich dann Niemand vor mir fürchten! Denn wenn ich zur mitternächtlichen Stunde zu einer strebenden, unruhigen Seele komme, so ist es nur, um ihr Gemüth ruhiger, ihre Nachtlampe heller und mich zu ihrer Freundin und Schwester zu machen.

Inzwischen mag man immerhin hier und da einen wohlwollenden Blick durch den Vorhang werfen, der ein in seinem äußern Geschick ziemlich gewöhnliches und unbedeutendes Leben verbirgt. Mag man sehen, daß ich an Aura's*) Strand geboren bin**) und einen guten Theil der ehrwürdigen und gelehrten Herren Akademiker von Åbo zu Pathen gehabt habe; und aus diesem Blick (wenn er Sehergabe hat) dürfte sich ein Rapport, ein Einwirken kundgeben, das — ich hier schwer näher erklären kann. In einem Alter von drei Jahren wurde ich aus meiner Heimat — Finnland fortgebracht und habe seitdem nur eine einzige Erinnerung bewahrt. Diese Erinnerung ist ein Wort, ein mächtiger Name; — in der Tiefe des Heidenthums sprach ihn das finnische Volk in Furcht und Liebe aus, und spricht ihn noch heutigen Tages mit denselben — jedoch vom Christenthum veredelten — Gefühlen aus; und oft glaube ich dieses Wort in Thor's Donner zu hören, der über die zitternde Erde schreitet, oder in dem lieblichen Wind, der sie tröstet und erquickt; das Wort heißt — — Jumala***).

Wenn Sie mir wohlwollend vom finnischen auf schwedischen Boden folgen (woselbst mein Vater Gutsbesitzer war, nachdem er seine Besitzungen in Finnland verkauft hatte), so will ich Sie nicht damit belästigen, mich weiter zu begleiten in die Kindheit und Jugend, in die innere Ueberfülle chaotischer Elemente, in den äußern Anblick des wenig interessanten und gewöhnlichen Gemäldes einer Familie, die jeden Herbst im Deckwagen von ihrer Besitzung auf dem Lande nach ihrer Wohnung in der Hauptstadt, und jeden Frühling aus ihrer Wohnung in der Hauptstadt nach ihrer Besitzung auf dem Lande reist, und im Hause junge Pächter hat, die Sonaten spielen und Romanzen singen, in schwarzen Kreiden zeichnen, Romane lesen, sich auf alle erdenkliche Weise bilden und sehnsuchtsvoll der Zukunft entgegen blicken, um Wunderwerke zu sehen und zu thun. In Demuth muß ich bekennen, daß ich mich stets als — Kriegesheldin sah.

Und wollen sie vielleicht einen Blick in den Familienkreis werfen, so werden Sie denselben in einem der großen Säle ihrer ländlichen Wohnung zu gemeinschaftlicher Lectüre versammelt finden und — wenn es Ihnen beliebt — den Eindruck bemerken, den einige literarische Gestirne Deutschlands auf eine der Töchter hervorbringen. Wenn man vor heftiger Gemüthsbewegung sterben könnte, so würde sie unfehlbar bei der Lectüre von Schiller's Don Karlos steintodt vom Stuhle gefallen sein oder — richtiger — sich aufgelöst haben und in einer Fluth von Gefühlen und Thränen plötzlich zerflossen sein.

Aber sie überlebte diese Gefahr. Sie lebte, um noch viel zu lesen und zu lernen von dem Lande, welches man mit Recht „Europa's Herz" nennen kann und aus dessen reichem Bildungsstrom sie noch heute reiche Nahrung schöpft.

Wollen Sie tiefer in ihre Seele blicken; — sehen Sie dann, wie eine schwere irdische Wirklichkeit allmählig ihre Wetterdecken über ihre glänzenden Jugendträume bereitet; wie Dämmerung die Wandrerin zeitig auf ihrem Wege überkommt; wie angstvoll — aber vergebens! — sie derselben zu entkommen sucht. Die Luft ist verfinstert wie vom dichten Schneefall, das Dunkle nimmt zu, es wird Nacht! Und in der tiefen unendlichen Winternacht hört sie klagende Stimmen von Ost und West, von Thier und Pflanzen, von einer sterbenden Natur, einer verzweifelnden Menschheit, und sie sieht das Leben mit all' seiner Schönheit, seiner Liebe, mit seinem klopfenden Herzen lebendig begraben unter feuchten Eislagen. — Der Himmel ist finster und leer, es findet sich kein Auge, und auch kein Herz. Alles ist todt — oder richtiger — Alles ist sterbend, außer — dem Schmerz.

Vielleicht haben Sie dem bedeutungsreichen Bilde Aufmerksamkeit geschenkt, mit welchem alle tieferen Mythologien beginnen. Man sieht im Beginn ein tiefes und warmes, göttliches Princip sich zum Dunkel, zum Nebel neigen (Ur-Stoff). Und aus dieser Umarmung von Licht und Dunkel, Feuer und Thränen erzeugt sich — ein Gott. Ich glaube, etwas Aehnliches geht in jedem Menschen vor, der zu einem tieferen Leben geboren ist; und etwas Aehnliches ging auch in Der vor, welche diese Zeilen schreibt.

Wenn Sie selbige etliche Jahre später sähen, so würden Sie finden, daß eine große Verwandlung mit ihr vorgegangen ist. Sie würden das seit langer Zeit thränen-

*) Der Name eines Flusses, welcher durch Åbo fließt.

**) Und zwar im Jahre 1802.

***) Der finnische Name Gottes in heidnischer und christlicher Zeit.

nasse Auge von unsäglicher Freude strahlen sehen; sie ist wie aus dem Grabe zu neuem Leben erstanden. Was ist es, daß diese Veränderung hervorgebracht hat? — Sind ihre glänzenden Jugendträume in Erfüllung gegangen? Ist sie Kriegsheldin, ist sie siegreich in Schönheit, Liebe oder Ruhm geworden? — Nein! Nichts von Allem. Die Jugendtäuschungen sind erloschen, die Jugendzeit ist vorüber. Und gleichwohl ist sie jetzt abermals jung, denn in der Tiefe ihrer Seele ist die Freiheit erstanden; über das dunkle Chaos ist ein: „Es werde Licht!“ ausgesprochen worden. Und das Licht hat die Nacht durchdrungen und hat auch sie erhellt; den Blick fest darauf gerichtet, hat sie unter Freudenthränen gesprochen: „Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg?“ —

Manches Grab hat sich seitdem geöffnet und Manche von Denen weggerafft, die sie zärtlich liebte; mancher Schmerz hat sie seinen Stachel fühlen lassen und läßt sie denselben noch fühlen; — aber das Herz schlägt noch frisch, die dunkle Nacht ist verschwunden. Ja, diese ist weg, aber nicht ihre Frucht; denn wie sich gewisse Blumen zuerst des Nachts öffnen, so geschieht es auch erst in den nächtlichen Stunden eines großen Leidens, daß sich die Menschenseele dem Licht der ewigen Sterne öffnet.

Vielleicht wünschen Sie hier Etwas von meiner Schriftstellerei zu hören. Diese nahm ihren Anfang, als ich im achten Jahre meines Alters den Mond also in französischen Versen apostrophirte:

„Oh corps céleste de la nature!“

Und während des größten Theils meiner Jugend fuhr ich fort, in demselben sublimen Geiste Dinge zu schreiben, mit deren Lectüre ich auch meine Feinde (falls ich deren habe) verschonen will. Ich schrieb im Drange jugendlicher unruhiger Gefühle, ich schrieb, wie die vom Winde erregten kleinen Wellen in der Bucht absichtslose Zeichen in den Strand schreiben; ich schrieb, um zu schreiben. Später ergriff ich die Feder aus einem andern Beweggrunde und schrieb — was Sie gelesen haben.

Heute, wo ich an der Grenze meines Lebensherbstes stehe, sehe ich noch dieselben Gegenstände um mich, die mich in meinen ersten Frühlingstagen umgaben, und bin glücklich genug, von vielen Lieben noch eine geliebte Mutter und Schwester zu besitzen. Die Wiesen welche unsere Wohnung umgeben und auf denen Gustav Adolph einst sein Heer musterte, bevor er als Befreier nach Deutschland zog, erscheinen meinen Augen jetzt nicht weniger schön, als sie in meiner Kinderzeit waren; sie haben an Interesse gewonnen, denn ich kenne jetzt ihre Gräser und Blumen besser.

Hinsichtlich meiner eignen Zukunft hege ich blos den einzigen Wunsch, die Arbeiten vollenden zu können, die ich mir vorgenommen habe, und zu denen meine bisherigen Schriften den Anfang bilden.*) Gelingt mir dies, so will ich mich einst der großen Güte, die man mir erwiesen hat, für weniger unwürdig halten, als jetzt. Und wenn mir dies gelingt, so mögen die Guten und Redlichen, deren Beifall mich belebt, dafür sich selbst zum großen Theil danken. Ich danke ihnen herzlich!

Empfangen Sie, mein geehrter Herr, diesen Ausdruck meiner Gefühle für Sich und zugleich für Ihre Landsleute und halten Sie Sich wahrhafter Hochachtung und Dankbarkeit versichert von

Austa, am 3. Mai 1841.

Frederike Bremer.

*) Den Ertrag ihrer schriftstellerischen Arbeiten wendet sie einer Erziehungsanstalt in Stockholm zu, deren Leitung ihre Sorge und Thätigkeit vorzüglich in Anspruch nimmt. Die Red.

---

* Das Concert der Geschwister Auguste und Emilie Döge

fand am verwichenen Mittwochen im Saale der Union statt.

Die jungen Künstlerinnen verstanden es, durch schönen lieblichen Ton, und gut durchdachten, praecisen Vortrag schon beim ersten Cramer'schen Doppel-Concert die Aufmerksamkeit des zahlreich versammelten Auditoriums in dem Maaße auf sich zu lenken, daß während ihres Spiels von Anfang bis zu Ende Alles Aug' und Ohr blieb. — So auch die jüngere Schwester Emilie beim Vortrage des Concertino's von Steinbrecher. War der Applaus der Zuhörer bis jetzt auch nicht so rauschend wie man erwarten durfte, so lag die Ursache vielleicht in den schon veralteten oben genannten Compositionen, da wir hier — auch für die Flöte — bessere Compositionen gewohnt sind.

In der schönen Concertante von Kalliwoda aber, und der meisterhaft vorgetragenen Cadence entwickelte unser gefeiertes Künstlerpaar ihr beneidenswerthes, großes Talent aufs Ueberraschendste — von der Höhe bis zur Tiefe des Instruments verstanden sie dasselbe zu behandeln, weshalb Sie denn auch durch allgemeinen rauschenden Beifall belohnt wurden.

Fräulein Emilie Döge trat heute zum erstenmale als Sängerin auf, und wünschen wir derselben zu diesem Versuch — wie sie es selbst bescheiden nannte — aus vollem Herzen Glück. —

Gefühl und Geschmack, verbunden mit Gewandheit im Vortrage waren auch hier durchaus nicht zu verkennen. —

Bei sorgfältiger Ausbildung ihrer Stimme haben wir dereinst etwas Ausgezeichnetes von dieser jungen 14jährigen Künstlerin als Sängerin zu erwarten, und wünschen den Eltern Glück zu so lieben und talentvollen Kindern.

Die Herren A. Ochernal und Fr. Nackemann trugen ihre Soli's, Ersterer ein air varié von de Beriot auf der Geige, und Letzterer eine Fantasie von Thalberg auf dem Pianoforte mit von ihnen gewohnter Virtuosität vor, daher auch hier der Beifall nicht fehlte.

Die Männer-Chöre unter Leitung des Herrn Heinemann zeichneten sich durch Kraft und Praecision aus.

Unser Orchester behauptete seinen alten Ruhm, wie immer. — Die Erleuchtung des Saals ließ manches zu wünschen übrig.

Miscellaneen.

(Badeleben in Ems.) Ein Kurgast schreibt aus Ems: Man kann es Niemanden verdenken, wenn er nicht ohne die größeste Noth nach Ems kommt. Der Aufenthalt ist hier, trotz der reizenden Natur und trotz der alljährlichen Bauten und Besserungen, womit man den Bedürfnissen des Bade-Publikums abzuhelfen sucht, doch sehr unerquicklich. An einem fröhlichen, gutmüthigen, ungenirten Badeleben fehlt es ganz und gar. Ueberall steife Abgemessenheit, überall mißtrauisches Absondern und dünkelhafter Hochmuth. Auf den Spaziergängen geht man so weit als möglich um einander herum; bei Tisch reicht man sich höchstens die Schüsseln, wenn man nicht etwa gar vorzieht, auf seinem Zimmer zu essen, und geräth man ja mit Einem oder dem Andern in eine Unterredung, so geschieht es mit solcher vorsichtigen Abgemessenheit, daß man glauben sollte, es seien Collegial-Beamte aus der weiland Zopf- und Haarbeutelzeit beisammen. Vor allen Dingen sind die Damen und Herren streng geschieden. Nur Verwandtschaft oder die genaueste Bekanntschaft rechtfertigt ein Zusammengehen. Wehe dem Herrn, der es z. B. wagt, sich auf eine Bank zu setzen, worauf schon ein Frauenzimmer Platz genommen! Er riskirt mindestens, daß die Schöne oder resp. Häßliche augenblicklich aufsteht, und ihm den Rücken zukehrt. Natürlich kann an eine eigentliche Geselligkeit nicht gedacht werden. Bälle, Reunionen ꝛc. finden nur dem Namen nach Statt. Größere Partien kommen fast niemals zu Stande. Vielleicht hat in langen Jahren kein gemeinschaftlicher Ausflug Statt gefunden, woran mehr als zehn oder zwölf Personen Theil genommen hätten. Und doch geben die schönen Umgebungen von Ems so mannigfache Veranlassung dazu! Und doch ist Heiterkeit ein so wesentliches Erforderniß zur gedeihlichen Förderung einer jedweden Kur!

(Aus Stockholm) erzählt ein Artikel aus der Allg. Zeit. unter Anderm Folgendes: Auch unsere Königin hat einen Besuch von einem kleinen Schornsteinfeger gehabt, doch auf anderem Wege als die Königin Victoria. Vor einigen Tagen traf es sich nämlich, daß ein im königlichen Schlosse mit dem Fegen beschäftigter Knabe in einer engen Pfeife sitzen blieb und nicht los kommen konnte; da man nicht genau erfahren konnte, wo er saß, wurden mehrere Oeffnungen an den Wänden der königlichen Gemächer gemacht, bis man ihn in der Seitenmauer eines Zimmers der Königin antraf und aus seinem schwarzen Gefängnisse befreite. Er war von dem unbequemen dreizehnstündigen Gefangensitzen fast ohnmächtig geworden, und die Königin, welche eben so wie der König, den lebhaftesten Antheil an dem Unglücke des Knaben genommen hatte, reichte ihm mit höchst eigener Hand eine Tasse Bouillon zur Stärkung dar, wozu später noch eine Geldsumme zum Lohn der ausgestandenen Angst gefügt worden ist. Es war schon mitten in der Nacht als der Knabe angetroffen wurde. Die Männer, welche in Gegenwart der Königin und ihres Hofstaats und im hellen Schein der Kronleuchter mit Aexten und Eisenstangen die goldenen und sammetnen Tapeten herunterrissen, die Feierlichkeit der Nacht, die Angst der Gegenwärtigen, endlich der gegen die glänzende Umgebung so grell contrastirende kleine Schwarzkopf, um dessentwillen man sich so ängstigte und über dessen glückliche Befreiung die Hoffräulein sich so sehr freuten, als er endlich aus seinem finsteren Loche hervorgezogen wurde: dies alles soll der Befreiungsscene etwas ganz eigenes Eigenthümliches gegeben haben, was wohl verdienen könnte, von irgend einem deutschen Lustspiel- oder Dramen-Verfasser benutzt zu werden. Eine Liebesgeschichte möchte ja wohl leicht hinzugefügt werden können.

(Donizetti.) In einer gewissen Pariser Straße befindet sich seit einigen Jahren ein sehr schöner Putzladen. Die Mademoiselles in dem Magazine bemerkten nun seit einiger Zeit eine lange, dürre Figur, welche jeden Abend eine Weile durch die Fenster sah. Anfangs nahm die Erscheinung die Putzmacherinnen nicht Wunder, sie schielten nach dem langen Dürren hin und machten über ihn hundert Anspielungen, die Fenstervisite müsse ganz gewiß irgend einen anziehenden Grund haben! Die Mädchen neckten einander, wurden aber allmählig ungeduldig und ungehalten, als der blöde Zuschauer nach fünf, sechs Wochen noch immer mit keinem Liebesbrief, keiner Liebeserklärung gegen die Eine oder Andere heranrückte. Jetzt wurde dem Gaffer der Prozeß gemacht. „Es ist zu arg, wir dulden die Frechheit nicht länger!“ hieß es unter den züchtigen Damen. — „Was gaffen Sie hier schon Monate lang alle Abende? Was wollen Sie?“ rief die keckste Schöne zum Fenster hinaus. — „Ich suche, schönes Kind!“ antwortete der lange Dürre. — „Sie suchen? Ei, was suchen Sie denn? Ich bin sehr neugierig, mein Herr, was Sie hier suchen?“ — „Ich suche das Finale des dritten Akts im Herzog von Alba!“ — Es ergab sich jetzt, daß der Gaffer niemand anders als Donizetti sei. Dies ist wirklich seine Art, Melodien zu finden! Donizetti schleicht Abends nachlässig durch die Gassen, gafft hier und dort, kehrt dann gemächlich nach Hause und componirt. Jeden Abend zwischen sieben und acht Uhr ist er auf der Tonjagd bald hier, bald dort in den Pariser Gassen zu finden.

(Schwimmschuhe.) Man schreibt aus Dresden vom 25. August. Bereits vor einigen Tagen wurden auch hier von einem jungen Mechanikus Versuche mit dem Wassergehen mittels einer künstlichen Vorrichtung gemacht. Zu gleicher Zeit cultiviren auch ein hiesiger Schwimmmeister und ein Fährmeister zu Loschwitz diese Kunst, jeder in etwas veränderter Art. Im Allgemeinen bedient man sich zweier, etwa je 6 Ellen langer und ungefähr eine Viertelelle ins Gevierte haltender Canots, die entweder fest oder wie ein Parallellineal mit Schienen verbunden, ein den in gehöriger Balance gehaltenen Körper tragendes Fahrzeug bieten, das mit letzterm durch eine Art Pantoffeln vereinigt, diesen ganz außer dem Wasser erscheinen lassen. Die Bewegung wurde von Einem durch ein doppeltes Ruder, von dem Andern durch eine schlittschuhartige Bewegung der Canots hervorgebracht. Um den schwedischen und russischen Mustern in keiner Art nachzustehen, rauchte ein jeder der

Wasserläufer eine Cigarre. Das Ganze, als Neuigkeit recht possirlich, dürfte sich aus dem Grunde, weil Keiner, der nicht gut schwimmt, dieses Experiment wagen darf, und da es keinen besonderen Nutzen verspricht, vielmehr sehr gefährlich werden kann, einer allgemeinern Verbreitung nicht erfreuen, und kaum das Aufsehen erregen, was vor nun fast einem Vierteljahrhundert die längst vergessenen Draisinen machten.

(Wien, 20. August.) Gestern fand im Theater an der Wien ein großartiges Schauspiel Statt. Es wurde die „Jungfrau von Orleans" bei Aufstellung eines sogenannten lebendigen Theaters gegeben. Dasselbe bestand durchaus aus frischen, großen Bäumen statt aller Hintercourtinen und Seitencoulissen. Ein herrlicher Garten mit wirklichen Springbrunnen und einem Throne unter riesigen Pappeln vertrat den Audienzsaal u. s. f. Es war etwas Herrliches, Imposantes, und Director Carl, der beiläufig wohl ein Dutzend Mal gerufen wurde, hat die Wiener elektrisirt. Das Theater an der Wien macht überhaupt famöse Geschäfte. Vor acht Tagen beschloß Beckmann aus Berlin seinen aus zwanzig Gastrollen bestehenden Cyklus. Der Beifall und Antheil, welchen dieser eminente Komiker erntete, war beispiellos. Das Theater war täglich, trotz der Hitze, überfüllt. Für das künftige Jahr soll Beckmann für dreißig Gastrollen gewonnen sein.

(Man schreibt aus Paris.) Den Parisern sind in diesem Sommer durch die ungünstige Witterung fast alle Sonntage verkümmert worden. Dreimal hat der Maire des Dorfes Meudon freien Zutritt zum Schloß daselbst, Musik und Feuerwerk zur Feier der Kirchweihe angekündigt; alle drei Sonntage zwang der Regen die vergnügungslustigen Pariser, auf die zu Meudon ihrer harrenden Lustbarkeiten Verzicht zu leisten und sich in Paris so gut als möglich zu belustigen. Nicht besser ging es in Versailles, wo ebenfalls drei Sonntage nach einander sämmtliche Wasserkünste zur Ergötzung der Pariser springen sollten; das Wasser des Himmels verhinderte die schönen Wasserkünste, welche nie ohne große Kosten in Stand gesetzt werden, ihre Schuldigkeit zu thun. Auf jeden Sonntag im Sommer fällt die Kirchweihe irgend eines Dorfes um Paris; diesen Sommer sind alle diese Feste so gut als nicht gewesen.

(Elektromagnetischer Drucktelegraph.) Im polytechnischen Institut zu London hat man Versuche mit dem „elektromagnetischen Drucktelegraphen" angestellt, die nichts zu wünschen übrig lassen sollen. Erfinder ist Alexander Bain, schon berühmt als Verfertiger guter Chronometer. Der neue Telegraph setzt eine Person in Stand, mit einer andern in beliebiger Entfernung und zwar so zu correspondiren, daß alles, was einer dem andern zu sagen hat, sogleich gedruckt zu lesen ist, und zwar so schnell, daß man von London nach Woolwich in einer Stunde correspondirt. Das Princip soll eben dasselbe sein wie bei den elektrischen Glocken und dem Elektrotelegraphen, von denen es aber, nachdem man auch außerhalb Englands viel davon geredet, wieder ziemlich still geworden.

(Themse-Tunnel.) Neulich stieg der zum Ritter geschlagene Herr Brunel bei Wapping in den Themse-Tunnel und kam auf der andern Seite zu Rotherhithe wieder heraus, wo er von den Arbeitern und vielen anderen Menschen mit lautem Jubel begrüßt wurde, als der erste Mann, der jemals unter der Themse weggegangen. Die letzte Strecke wird in einigen Wochen fertig und man hofft das Riesenwerk bis October für die Spaziergänger eröffnen zu können.

(Neues deutsches Volksbuch.) Jetzt wird für Deutschland ein „Allgemeines Adreß-Buch für Deutschlands Gasthäuser aller Art" angekündigt, wodurch die deutsche Literatur wieder einen großen Gewinn zieht. Das Meiste darin ist aber französisch, von hundert Gasthäusern haben 99 stets französische Namen und Speise-Karten, auf denen alles Fleisch vom deutschen Vieh französisch getauft ist.

(Rossini.) Der Herzog von Modena bot, wie der Temps meldet, Rossini 3000 Thlr. für eine einaktige Oper, mit welcher das neue Theater eröffnet werden sollte. Doch Rossini lehnte den Antrag ab und die Composition mußte einem andern Tondichter anvertraut werden. Rossini ist nicht mehr geizig, weder nach Geld, noch Ruhm, noch Ehre, er hat sich entschieden in den Ruhestand gesetzt.

(Amsterdam.) In der Kunstwollfabrik der Herren Sleumer und Kiersch ereignete sich am 13. August das Unglück, daß dem dem Herrn Sleumer, der sich einer Maschine zu sehr genähert hatte, durch die Achse die Kleider ergriffen und aufgerollt, er selbst aber in weniger als einer Minute so schnell rund gedreht und zerquetscht wurde, daß er, trotz schleuniger Hülfe, sogleich den Geist aufgab.

(Ein Geschlechtsbeamter.) Unter einer amtlichen Anzeige im „Nürnberger Correspondenten" unterzeichnete sich ein Herr Dohrer als „Geschlechtsbeamter." Dieser Titel scheint noch nicht dagewesen zu sein. Zur Aufklärung dient, daß der Genannte der Beamte des freiherrl. v. Redewitz'schen Familien-Geschlechts ist.

(Pastor Stephan.) Die Jesuiten haben ein würdiges Mitglied erhalten. Der von Dresden her berüchtigte Pastor Stephan ist, nachdem ihm die Altlutheraner ausgestoßen hatten, unter die Jesuiten in Amerika gegangen.

(Die Gräfin Rossi,) früher Henriette Sontag, erhielt bei ihrer Abschiedsvisite zu Peterhof vom Kaiser ein prächtiges Souvenir, 20000 Rubel an Werth.

(Die Königin Victoria) hat, wie man versichert, die beiden Gedichte Schillers „An Emma" und „Der Jüngling am Bache" in Musik gesetzt.

(Leipzig.) Man hofft noch in diesem Monate die ganze Bahnstrecke zwischen Berlin und Leipzig befahren zu können.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jontzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 71.

Bremen, Sonntag den 5. September 1841.

Gestorben:

Nro. 787. Den 1. September. Heinr. Büssenschütt, 8 J.; Reeperbahn Nro. 35.

— 788. Den 2. — Des Amtsfischers Hermann Rohde Tochter, 3 Jahr; kl. Payeken Gang Nr. 5.

Nro. 789. Den 2. — Des Schuhmachermeisters Johann Carl Plenge Ehefr., geb. Corssen, 34 Jahr; Bürgerstraße Nro. 6.

Gebuurten:

Nro. 1072. Den 31. August. Des Arbeitsmanns Friedrich Beyer Ehefr., geb. Brettmann, Schwachhausen Nro. 15; von einem Mädchen.

— 1073. Den 31. — Des Arbeitsm. Hermann Hinrich Lindemann Ehefr., geb. Kültz, Heerdenthorswallstr. Nro. 73; von einem Mädch.

— 1074. Den 1. September. Des Schneideramtsmeist. Johann Heinrich Büssenschütt Ehefr., geb. Witte, Knochenhauerstraße Nro. 37; von einem Mädchen.

— 1075. Den 1. — Des Arbeitsm. Hinr. Rauch Ehefr., geb. Lürssen, Hastedt Nro. 14; von einem Knaben.

Nro. 1076. Den 1. — Des Gärtners Engelbert Claussen Ehefr., geb. Donner, Brake Nro. 2; von einem Knaben.

— 1077. Den 3. — Des Arbeitsm. Joh. Hinr. Meyer Ehefr., geb. Wätjen, Schnoor Nro. 27; von einem Knaben.

— 1078. Den 3. — Des Jalousienmachers Georg Andreas Gans Ehefr., geb. Schütte, Heerdenthorswallstr. Nr. 3; von einem Knab.

— 1079. Den 3. — Des Arbeitsm. Franz Heinr. Kniep Ehefr., geb. Grimm, Theerhof Nro. 54; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 660. Der Oeconom in der Erholung Christ. Friedr. Thielebeule und Anna Henriette Antonette Eilers aus Neuenfelde bei Elsfleth.

— 661. Der Blechenschlägeramtsmeister Johann Carl Friedrich Bader und Gesche Pralle. Beide von hier.

— 662. Der Bootsmann Friedrich Behrens hies. und Charlotte Anna Maria Lampe aus Levern bei Minden.

— 663. Der Gastwirth am Gröplingerdeich Ludwig Bernhard Hempelmann und Margaretha Henriette Zetsche hieselbst.

— 664. Der Zimmergeselle zu Verden Joh. Friedrich Sauer und Anne Margar. Louise Besser aus Melle.

Nro. 665. Der Miethkutscher Johann Nicolaus Geerke hieselbst und Anna Gäbel aus Gröplingen.

— 666. Der Kistenmacher Herm. Heinrich Knake und Helena Antonette Marianne Pleus hies.

— 667. Der Arbeitsmann am Buntenthorssteinwege Johann Friedrich Diedrich Aukamp, genannt Poppe, und Catharine Sophie Ummelmann aus Jacobi-Drebber.

— 668. Der Dragoner im hiesigen Cavallerie-Contingent Johann Ludwig Friedrich Christian Stolze aus Beinrode und Louise Friederike Eleonore Gosewisch aus Nienburg.

— 669. Der Arbeitsm. zu Hemelingen Friedrich Hogrefe und Caroline Magdalena Gieschen zu Vahr, Kirchspiels Horn.

Der
Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 72.

Bremen, Donnerstag den 9. September 1841.

Das Ewige.

Aus dem Schwedischen des Esaias Tegnér.

Wohl formt mit dem Schwert sich der Starke die Welt,
Sein Ruhm hat den Aar zum Genossen.
Doch oft wird das wandernde Schwert zerschellt,
Und der Aar wird im Fluge geschossen.
Was Gewalt erschaffet, trägt kurzen Gewinn,
Und stirbt wie ein Sturm in der Wüste dahin.

Doch die Wahrheit lebt. Wie ein siegender Held
Steht sie ruhig, von Schwertern umgeben.
Sie führet dich treu durch die nächtliche Welt,
Und zeigt auf ein helleres Leben.
Die Wahrheit ist ewig; ihr heiliges Wort
Es pflanzt von Geschlecht zu Geschlechtern sich fort.

Das Rechte ist ewig. Nie wird es besiegt,
Wie Mächte der Willkür auch grollen.
Und wenn dem Bösen die Welt erliegt,
So kannst du das Rechte doch wollen.
Und wird es verfolgt von Gewalt und List,
Dein Busen ihm schützende Freistatt ist.

Und der Wille, der glühenden Brust vertraut,
Nimmt Götternatur und wird Handlung;
Das Recht gewinnt Arme, die Wahrheit wird laut,
Und die Völker erstehn zur Verwandlung.
Was hier du der Freiheit zum Opfer gebracht,
Es leuchtet wie Sonne aus Lethes Nacht.

Und die Dichtung ist nicht wie der Blume Duft,
Wie der Bogen in himmlischen Weiten:
Was Schönes du bildest, es trotzet der Gruft,
Und sein Antlitz verjüngen die Zeiten.
Das Schöne ist ewig: wir fischen sein Gold
Aus dem Strome der Zeit, wie er flüchtig entrollt.

So fasse die Wahrheit, so wolle das Recht,
Und bilde freudig das Schöne.
Nie sterben die Drei dem Menschengeschlecht,
Ob auch die Thorheit sie höhne.
Was die Zeit dir gab, du giebst es zurück;
Nur das Ewige schafft dir ein bleibendes Glück.

Gretry.

(Fortsetzung.)

Es geschah eines Tages, daß Geuze seinen Freund mitnahm in das Arbeitszimmer Grandon's, der sein Lehrer gewesen. Da fanden sich denn, wie in allen Ateliers, angelegte Skizzen aller Art; aber mitten darunter war auch eine Figur, entzückend, wie sie kaum Murillo hätte malen können. Es war Grandon's Tochter, ohne Frage sein Meisterstück. Gretry hatte keine Augen für die andern Bilder. Getroffen vom Strahl der Liebe rief er im Weggehen: Welch ein großer Meister, der Grandon! Zu jener Zeit endete Neigung, aus reinem Herzen entsprungen, gar bald in Ehe. Nach Besiegung mancher Hindernisse führte Gretry seine Jeannette heim. Der Traum seiner Jugend ward ihm nun zur Wirklichkeit; er ergriff das Glück mit beiden Hän-

den; wunderbar! es nahm Platz an seinem Herd, obschon der Ruhm da eingekehrt war. Jeannette sang, wie der Vogel im Frühling, von Morgens an die lieblichen Lieder des Gatten; sie copirte mit artiger Zerstreuung die Amors und die Schäferinnen Boucher's; in dem Amor war Gretry nicht zu verkennen, die Schäferin war ihr Ebenbild. Kurz es waren schöne Tage, voll Rosen und Lächeln, voll Küsse und Gesang. Bald kamen ihnen drei Töchter, herrliche Blumen im Familiengarten. Ich sage drei Blumen; ihr werdet erfahren, warum. Jeannette stillte sie alle drei; Gretry wiegte sie, als drei Träume der Liebe. Ach, es waren leider nur Träume! Der Mann genoß alle Freuden des ehelichen Bundes und des häuslichen Familienlebens; dem Künstler fehlten nicht die lärmenden Freuden des Stolzes; man sang seine Lieder durch ganz Europa; er war Mode zu Paris, ja am Hofe in Versailles, wo er für seine dritte Tochter eine Pathe fand. Der Königin gefiel Gretry's Figur, nach Vernet's Versicherung das treue Bild Pergolese's. Um diese Zeit war es, daß Gretry mit Rousseau zusammen kam, der ihm für den größten Mann Frankreich's galt. Bei einer Aufführung der „Falschen Magie" hörte er in seiner Nähe Jemand sagen: Das ist Gretry, Herr Rousseau, nach dem sie eben fragten. — Gretry stürzt auf Rousseau zu. Wie freue ich mich; Sie zu sehen! begrüßt ihn der Philosoph; ich glaubte, mein Herz sei erstorben; Ihre Musik hat es noch lebend wiedergefunden; ich will sie kennen lernen, oder vielmehr ich kenne Sie schon aus Ihren Opern; lassen Sie uns Freunde sein! Sind Sie verheirathet? — Ja. — Mit einer geistreichen Frau? — Nein. — Das dachte ich mir. — Sie ist die Tochter eines Malers, einfach, wie die Natur. — So recht! Ich liebe die Künstler; sie sind Naturkinder. Ich will die Bekanntschaft Ihrer Frau machen. — Jean Jaques drückte unserm Gretry die Hand; sie gingen zusammen weg; auf der Straße wollte Rousseau über einen Sandhaufen steigen, Gretry nahm ihn am Arm. — Nehmen Sie Sich in Acht, Herr Rousseau. — Jean Jaques, ärgerlich, daß ihm Gretry helfen will, zieht seinen Arm ganz barsch zurück. — Lassen Sie mich meine eigenen Kräfte brauchen! — Und damit ging er seines Weges, ohne sich um den Begleiter zu kümmern. Gretry hat ihn nie wiedergesehen. Wer sollte glauben, Rousseau, der Philosoph, habe so schnell in Aerger gerathen können?

Gretry war also glücklich, glücklich durch seine Frau, durch seine Kinder, durch seine alte Mutter, die aus Lüttich gekommen war, das Haus des Sohnes durch ihre ehrwürdige Gestalt zu heiligen, glücklich durch Wohlstand, glücklich durch Ruhm. So vergehen die Jahre schnell; ganz erstaunt hörte er eines Tages, daß seine Jenny schon funfzehn Frühlinge durchlebt hatte. Die arme Jenny! nach zwölf Monaten war sie nicht mehr, war mit ihr das Glück aus Gretry's Hause geschieden. Doch um die traurige Geschichte vorzubereiten, laßt uns zurückblicken in die Vergangenheit. Als unser Künstler zu Rom weilte, in den Tagen seiner Jugend, war es ihm oft ein erfreulicher Moment, wenn er im einsamen Klostergarten religiöser Inspiration nachhängen konnte. Da trifft er einmal auf einen alten Mönch, der mit nachdenklicher Miene Samenkörner aussucht und sich dabei oft des Microscops bedient. Zerstreut und in Gedanken vertieft nähert sich Gretry. Liebt Ihr die Blumen? fragt der Pater. — Gar sehr! — Aber in eurem Alter pflegt man nur die Blumen des Lebens; die des Bodens kommen an die Reihe, wenn der Mensch seine Aufgabe erfüllt hat; dann pflegt er in ihnen das Andenken entschwundener Tage; Blumen erinnern ans Vaterhaus, an den Familiengarten, an die erste Neigung; Ihr müßt das besser wissen als ich, der alle profanen Freuden dem Vergessen geweiht hat. — Ich weiß nicht recht, unterbricht ihn Gretry, zu welchem Zweck Ihr die Körner da sondert; scheinen sie mir doch alle gleich. — Seht nur durch das Vergrößerungsglas und Ihr werdet einen schwarzen Punkt auf denen sehen, die ich bei Seite lege. Doch, ich will meine Lection im Gartenbau noch etwas weiter ausdehnen. Und so nahm er eine Scherbe voll Erde, machte sechs Vertiefungen, pflanzte drei Samenkörner von den besten und drei andere von den fleckigen. — Behaltet nur, wie ich die Körner gesteckt habe; vergesset nicht, nachzusehen, wie die Stengel nach und nach aufschießen. — Gretry empfand ein melancholisches Vergnügen, öfter in den Klostergarten zurückzukommen; bei jedem Spaziergang warf er einen Blick auf den Blumentopf; anfangs gingen die sechs grünenden Stengel ganz gleichmäßig auf; bald nahmen die dem fleckigen Samen entkeimten einen Vorsprung; schon wollte er den Alten beschuldigen, er müsse wohl den Kopf verloren haben; wie aber staunte er, als seine lieben Stengel früher welkten; mit jedem Sonnenuntergang neigten sich mehr vertrocknete Blätter, während die Blätter der glücklicheren Samen bei jedem Winde, jedem Sonnenstrahl, jedem Thau, mehr und mehr gediehen. In Trauer versenkt stand er täglich vor jenen, bis sie endlich bis zum letzten

Blatt verwelkt waren. An dem Tage standen die andern in voller Blüthe. Dieser Naturzufall war ein grausames Heroscop. Dreißig Jahre später sah der arme Gretry unter einem andern Himmel drei andere prädestinirte Blumen welken und dem kalten Hauche des Todes erliegen. Den Namen der Blumen im Klostergarten zu Rom hatte er vergessen, aber im Sterben noch waren die Namen der andern auf seiner Lippe. Die drei Blumen waren seine drei Töchter — Jenny, Lucile, Antoinette. Ach, ruft der unglückliche Mann aus, indem er den Tod seiner Töchter beschreibt, ich habe die Gesetze der Natur verletzt, indem ich strebte, Genie zu erringen; ich habe die frivolste meiner Opern mit meinem Blute benetzt; Herz und Seele erschöpfend habe ich Ruhm erlangt; die Natur aber hat sich an meinen Kindern gerächt. Meine armen Töchter! Ich bin es, der euch, ehe ihr geboren wurdet, getödtet hat.

(Schluß folgt.)

Ein Morgen Peter's des Großen in Paris. 1717.

Von Emil Marco de St. Hilaire.

Peter der Große, der Besieger Karl's XII., der Mann, der eben so wenig vor einer Unmöglichkeit, als vor einem Hinderniß zurückbebte, der seinem noch halb rohen Volke die Wohlthaten der Civilisation schenken wollte, wünschte im Jahre 1689 nach Paris zu kommen, um dort neue Kenntnisse zu sammeln, und wandte sich deshalb an den französischen Hof. Ludwig XIV., entweder aus Eifersucht über einen Ruhm, der ja doch den seinigen nicht verdunkeln konnte, oder aus politischen Gründen, ließ ihm durch seinen Gesandten in St. Petersburg sagen, daß dieser Besuch ihm nicht angenehm wäre (que cette visite ne lui serait point pour agreable), worauf der Czar diese Reise bis auf Weiteres verschob; da aber Ludwig XIV. im Jahre 1715 gestorben war, kam Peter eines Tages im Monat Mai 1717 incognito an, und stieg im Hôtel de Lesdiguières beim Arsenal ab. Auf das Prächtigste empfing ihn der Regent Philipp von Orleans im Namen des noch minderjährigen Ludwig XV., und beeilte sich, ihm einige Kammerherren, die allenthalben, wohin er begehrte, als Gesellschafter dienen sollten, zu Begleitern zu geben; aber leider hat ein Held oft Launen! . . . Wollte der Czar in's Opernhaus gehen, gleich waren alle Tänzer und Musiker davon benachrichtigt! Ballettänzer und Sänger waren marschfertig . . . Aber Peter ging nicht in die Oper, statt dessen trieb er sich allein und zu Fuß in den zahlreichen Schenken, die damals in den **Porcherons** und **la Grenouillère** *) vorhanden waren, umher. Aeußerte er den Wunsch, einer Sitzung der vierzig Akademiker beizuwohnen, stracks wurden die Mitglieder der Akademie in ihren Wohnungen davon benachrichtigt, aber Peter als er einmal im Wagen saß, ließ sich in das naturhistorische Kabinet des **Jardin des Plantes** führen, nicht gerade, weil er ein Feind der Dichtkunst und Beredsamkeit war, sondern weil er mit Recht dachte, daß praktische Kunst und positive Wissenschaft sich für ein noch zu kultivirendes Volk besser paßten, als Gaukler und Redner. Und eben so trat er am **13. Mai 1717**, während man ihn zum ersten Male am Hofe zu Versailles erwartete, in's Invalidenhaus.

Peter trug kein äußerliches Abzeichen, woran man seinen fürstlichen Stand hätte errathen können. In einem Überrock aus grobem, dunkelgrünen Tuche, nach polnischer Mode geschnitten, ging er einher, sein Haupt war mit einer Pelzmütze von Astrachan bedeckt; er trug enganschließende, dammlederne Reithosen und hohe mit stählernen Sporen beschlagene Stiefel; ein lederner Gürtel, von dem, an einer Schnalle, ein mit kupfernem Gefäß versehener Degen herabhing, vollendete seine Toilette. So gekleidet hatte er den Haupthof des Invalidenhauses durchschritten und war, nachdem er nach der Wohnung des Gouverneurs gefragt hatte, bis in dessen Zimmer gekommen, ohne daß er bemerkt worden und ohne sich anmelden zu lassen.

„Mein Herr," — sagte er kurzweg zum Marschall de Belle-Isle, nachdem er ihn gegrüßt hatte — „ich wünschte Ihr Hôtel zu sehen. Lassen Sie mich also von einem Ihrer Leute in allen Theilen des Hauses herumführen; machen Sie aber schnell, ich bitte, denn ich habe Eile; ich muß noch heute nach Versailles."

Ihrer Aussprache nach zu urtheilen, mein Herr," — erwiederte der Gouverneur, über die Erscheinung dieses seltsamen Gastes erstaunt, sind Sie ein Fremder? (Peter nickte mit dem Kopfe). Ich bin aber gezwungen," — fuhr er fort — „Ihnen sagen zu müssen, daß ich unmöglich Ihrem Wunsche entsprechen kann. Die Befehle Sr. Königl. Hoheit

*) Jetzt **Faubourg Montmartre** und **Port de Bercy**.

des Regenten sind bestimmt. Ich darf das Invalidenhaus keinem Fremden, mag er sein, wer er wolle, ohne ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers zeigen. Verschaffen Sie sich erst einen solchen Erlaubnißschein und ich werde mir alsdann ein Vergnügen daraus machen, Sie allenthalben, wohin Sie nur wollen, führen zu lassen."

„Was!" — sagte Peter, indem er den alten Marschall schief ansah. — „Um das Invalidenhaus zu besichtigen, bedarf es eines Befehls des Kriegsministers!? (Der Marschall nickte jetzt gleichfalls mit dem Kopfe). Nun, ich habe keinen," — sagte der Czar leichthin — „aber heute werde ich ohne denselben das Hôtel besehen."

„Das wird Ihnen schwer fallen, mein Herr."

„Nicht so sehr, wie Sie glauben ... Holla!" rief Peter die Stimme erhebend — „man soll mich gleich in das Waffenhaus des Hôtels führen, da der Herr Gouverneur sich nicht selbst die Mühe geben will, mich dahin zu führen."

Zu gleicher Zeit schlug der Czar heftig mit seinem Säbel gegen die Thür.

„Halt, mein Herr," — rief der Marschall streng — „wissen Sie wohl, was Sie wagen, sich ein solches Betragen bei uns zu erlauben? das Invalidenhaus ist ein königliches Haus und . . ."

„Ich weiß es wohl," — sagte Peter — „und gerade deshalb will ich es sehen. . ."

„Noch einmal, mein Herr, die Pflicht meines Amtes gebietet mir, so zu handeln; ich muß es Ihnen abschlagen. Wenn Sie, wie ich Ihrem Aeußern nach urtheile, Soldat sind, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie die Achtung vor des Königs Willen sehr wenig kennen, und noch weniger die Höflichkeit, die ein Edelmann, wie ich, von einem Fremden, wie Sie, erwarten darf."

„Ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, daß ich dieses Hôtel sehen will, und obgleich ich von eben so gutem Abkommen, wie Sie, bin, so will ich doch für Sie nichts weiter als ein Soldat sein, der Soldaten besucht . . . Es soll nicht heißen, daß ich einen unnützen Weg vom Hôtel de Lesdiguières bis hierher umsonst gemacht habe," — entgegnete der Monarch, dessen Aufregung dem Zorne Platz machte.

(Schluß folgt.)

Das Reisen auf Eisenbahnen,

aus einer Humoreske Saphir's.

Meine theuerste Freundin, das Reisen hat aufgehört, es giebt keine Reisende mehr, es giebt bloß Abfahrende und Ankommende!

Wir gehen jetzt bloß als lebende Koffer, als Felleisen mit Händen und Füßen, als unsere eigenen Reise-Ranzen nach B**! Der Weg ist gar nichts für uns! Was ist ein Berg? Ein Thal? Eine Baumgruppe? Ein Waldschlag? Ein Wasserspiegel? Träume! Schäume! Vorübersliegende Schatten! Zerfließender Dunst!

Nichts giebts für uns mehr, keine schöne Gegend, keinen pittoresken Punkt, keine Waldeskühle, keine Höhe, keine Tiefe, nichts als Flachheit, Flachheit, Flachheit und Geschwindigkeit, und so reisen wir, und so leben wir, falsch und geschwind, und wir kommen schnell an — an den Bahnhof und an den Beinhof, und unsere Lebenslocomotive: Geschwindigkeit und Flachheit pfeifen ihren letzten Pfiff auf dem letzten Loch, und wir steigen von dem Beinhof hinein in den großen, runden, weichen Omnibus, wo wir bequem liegen, in dem sich kein Nachbar auf unserer Schulter breit macht, und in dem kein vis-à-vis uns mehr auf die Füße tritt!

Wenn einmal die Erde ganz wie ein Knäuelfaden in dem großen Strickbeutel der Eisenbahnen liegen wird, dann werden wir aneinander vorüber schwimmen, wie die Stockfische im Meere, nichts wird für uns mehr existiren, als der Punkt, wohin wir wollen! Abenteuer, lustige Zufälle, Begegnungen, Ueberraschungen, angenehme Berührungen in Nachtquartieren, kurz, das ganze Futter-Magazin für Novellisten und Lustspieldichter, alle die Bewegungen in Posthäusern und auf Landstraßen, alle Entführungen und Einholungen per Post, für welche Lafontaine, Clauren, Spindler einige hundert Millionen ausgegeben haben, Alles das hört auf! Und nun gar das so gesunde, von Hufeland so dringend empfohlene Stoßen und Rütteln im Wagen für Hämorhoidal-Reisende, und das Vergnügen der tausend neuen Gegenstände, und die Abstraktion täglich durch Postillone, Wirthsleute, Postleute u. s. w. für Hypochondrie-Reisende, das ist alles beim Guckguck! Und nun gar das Reisen, um sich zu bilden, um Etwas zu lernen, um Menschen und Länder und Sitten kennen zu lernen! Gehorsamer Diener! Von Menschen werdet Ihr die Kondukteure, von Ländern den Kies und den Holzdampf, und

von Sitten die Fahrpreise und das Schnauben der verschiedenen Lokomotive kennen lernen!

Vom außerordentlichsten Einfluß muß die Erfindung der Eisenbahnen auf die Uhrmacherkunst sein; wenn die Uhren nicht erfunden worden wären, die Eisenbahnen könnten nicht Statt finden! Wer keine Uhr besitzt, kann nicht mit der Eisenbahn fahren, und selbst im Fahren besteht das Athmen der Reisenden in einem ewigen auf die Uhr Sehen! Der Raum mit Allem, was er umschließt, ist für den Reisenden nichts, die Zeit Alles! Ich denke für kleine Länder müssen die Eisenbahnen ein demüthigendes Gefühl erregen! Welche Bescheidenheit muß es bei so kleinen Länderchen hervorbringen, wenn man um 11 Uhr von der nördlichsten Gränze ihrer Staaten abdampft, und um halb zwölf schon die südlichste Gränze ihres Reichs überlokomotivt hat! Wenn ich ein kleiner Fürst wäre, d. h. der Fürst eines kleinen Landes, mir dürfte man keine Eisenbahn durch mein Gebiet ziehen, ich würde nur die deutschen Gesellschaftswagen, die deutschen Eilwagen, oder überhaupt die deutschen Postwagen lieben, die bringen dem Reisenden eine ungeheure Idee von der Größe des Landes, welches man, bereis't bei!

✲ Ein Engländer über Schiller's Jungfrau von Orleans.

Bei uns Deutschen ist die Kritik über Schiller's Tragödien still geworden; die Nation hat sich so innig mit ihnen befreundet, daß man, wie bei vertrauten Freunden, deren Leben und Charakter mit dem unsern verwachsen ist, durch einzelne Mängel und Schwächen in dem Genusse nicht gestört wird, sondern sie mit diesen nur um so herzlicher liebt. Interessant ist es nun zu beobachten, wie diese Stücke den Ausländern zu Gesichte stehen, bei denen nicht der jugendliche Enthusiasmus, welcher uns auch noch in spätern Jahren nachhängt und für Schiller besticht, ein Vorurtheil begründet. In einer englischen Zeitschrift fällt ein Recensent der neuerschienenen (hier in der Schünemann'schen Officin gedruckten) Uebersetzung der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans" von Herrn N. J. Lucas folgendes Urtheil über diese Tragödie unsers Schiller:

„Obgleich die Jungfrau von Shakspeare nur gelegentlich vorgeführt wird, so ist sie doch in seinen Händen ein weit treuerer und anziehenderer Charakter. In dem ersten Theil der Schiller'schen Tragödie finden wir Johanna als begeisterte Schäferin, die in Folge ihrer wunderbaren Inspiration mit sehr emphatischen Reden auftritt. Die Maschinerie dieser Inspiration ist der größte Fehler des Stücks. Giebt man zu, daß sie das Werkzeug eines Wunders ist, so findet sich unsere natürliche Philosophie nicht zurecht, und die Geschichte ist verletzt. Es gab menschliche Motive, mehr als genug, um das Außerordentliche der Begebenheiten, sowohl im Erfolg als im Mißlingen zu erklären. Diese hätte der Dichter durchführen sollen. — Da das Stück in Deutschland so populär ist, so wüssen wir annehmen, daß die Deutschen einen andern Begriff von Tragödie haben, als wir. Es ist unleugbar, daß das Stück manche schöne und rührende Stellen und mehrere Schilderungen voll der schönsten Beredsamkeit enthält. Der größte Fehler ist der Mangel an Wahrscheinlichkeit von Anfang bis zu Ende."

Uebrigens wird der Uebersetzung, wie auch in andern englischen Blättern geschehen ist, das verdiente Lob ertheilt und besonders die lebendige Sprache und der schöne Fluß der Versification hervorgehoben. Wir benutzen diese Gelegenheit, auch den deutschen Freunden englischer Sprache diese Uebersetzung anzuempfehlen, indem die Vergleichung derselben mit dem Original am deutlichsten über den verschiedenen Geist und die abweichenden Wendungen beider Sprachen zu belehren vermag.

✲ Columbus Geburtsort.

Französischen Blättern zufolge, hat sich in den Registern der Stadt Calvi auf Corsika die Geburtsacte des Christoph Columbus gefunden: somit würde Corsika einen weltbewegenden Mann mehr den seinigen nennen können. Indeß ist es auffallend, daß ein vormaliger Präfect von Corsika schon seit langer Zeit das Document in Händen haben soll und es nur zu publiciren unterlassen hat. Es dürfte auch schwer werden, gegen andere, für Genua oder doch das Gebiet dieser Republik sprechende Zeugnisse die Echtheit dieses Documents zu beweisen. In seinem Testamente spricht Columbus von Genua als seiner Vaterstadt und legt für sie die zärtlichste Sorgfalt an den Tag; er trägt seinen Erben auf, die Wohlfahrt und den Wachsthum der Stadt Genua stets zu berücksichtigen; in einem Codicill macht er eine Schenkung zur Begründung eines Hospitals

in Genua. Im Jahre 1812 ernannte die Akademie der Wissenschaften und Künste eine Commission, um die Ansprüche Piemonts und Piacenza's strenge zu untersuchen; sie entschied zu Gunsten Genua's. Doch blieb noch bestritten, ob Columbus in Genua selbst oder in dessen Gebiet geboren sei; sechs benachbarte Ortschaften stritten um diese Ehre mit Genua und eine scharfsinnige Abhandlung des Advocaten Belloro in Savona suchte für diese Stadt den Beweis zu führen. Doch auch seine Beweisführung ist in einer weitläufigen Abhandlung des Dr. Spotorno in Genua widerlegt worden. Da bis jetzt keine Spur nach Corsika weist, so wird es mit der Echtheit jener Geburtsacte wohl nichts auf sich haben.

* Vorschlag.

Da sich die öffentlichen Anzeigen immer mehr häufen, so würde es höchst zweckmäßig sein, die sogenannten „wöchentlichen Nachrichten," statt dreimal in der Woche, täglich erscheinen zu lassen, wie es in andern großen Städten längst geschieht. Dann könnten diese Anzeigen auch einen richtigen Namen „Tageblatt" erhalten. Der Name „wöchentliche Nachrichten" ist natürlich ganz unrichtig. Ehemals erschienen sie nur am Montage, man nannte sie auch den „Montagzettel." Vor etwa dreißig Jahren kamen sie zuerst auch Donnerstags heraus, doch blieb der alte Name, und auch jetzt noch, wo sie dreimal wöchentlich erscheinen.

Anonymus.

* Wer siegte bei Leipzig?

Der bekannte Alexander Dumas hat mit gewohnter Behendigkeit vor kurzem ein Leben Napoleons geschrieben. Es ist ergötzlich zu sehen, wie die Nationaleitelkeit mit den geschichtlichen Thatsachen umzuspringen versteht. Nach Dumas Erzählung hatte Napoleon am 18. Oct. bei Leipzig völlig gesiegt, als ihm gemeldet ward, daß der Pulvervorrath zu Ende gehe, wodurch er sich zum Rückzuge genöthigt gesehen habe. „Zwei Siege," ruft Dumas pathetisch aus, waren umsonst erfochten, das Blut so vieler Tapfern vergebens vergossen!" Das giebt der deutsche Uebersetzer ohne Anmerkung wieder und der Verleger preis't diese allen Deutschen als die geistreichste Biographie des „großen" Mannes an! Es ist lächerlich, — und hat doch auch seine ernste Seite.

* Theater.

(Eingesandt.)

Das Unterhaltungsblatt, jetziges Organ der Theater-Direction, macht in seiner letzten Nummer bekannt, daß die Abonnements-Listen dieser Tage schon circuliren sollen. Wie kann aber die jetzige Direction erwarten, daß man abonniren werde? indem sie, wie noch keine, von vorne herein erklärt hat, keine Opern herzustellen. Es muß also ganz was Besonderes im Schauspiel geleistet werden, da genug Zeit zu Herbeischaffung tüchtiger Subjecte dazu gewesen ist, wenn man etwas hat anwenden wollen. — Da man nun Letzteres sehr in Zweifel zieht, so wird man sich doch zuvor durch einige Vorstellungen überzeugen müssen, ob es auch noch allenfalls der Mühe werth sei, unter diesen Umständen das Theater zu besuchen, wohl gar zu abonniren, versteht sich zu herabgesetzten Preisen, da, leider, uns die Oper nicht mehr ergötzen soll, und man zugleich ein Institut von Anfängern hergestellt haben könnte, um nur das Ersparungssystem zu verfolgen.

Mehrere frühere Abonnenten.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Trennend und einend lehrt die Chemie zwar unendliche Kräfte,
Doch mein Bindungsprinzip hat sie bis jetzt nicht erforscht.

Die zweite Sylbe.

Bist du von Hitze erschlafft und drückender Last des Berufes,
Fühlst du dich wieder gestählt, wenn dich mein Wirken umfängt.

Das Ganze.

Trauriges Mittel zum Zweck für Helden und für Banditen,
Werk des begeisterten Muths oder der tückischen List!

Miscellaneen.

(Berlin.) Die schöne Welt war dieser Tage voller Schrecken, denn man erzählte sich von entsetzlichen Dingen, die in den ersten hiesigen Schnittwaarenhandlungen vorgefallen, gerade in denen, wo die **haute volée** verkehrt. Eine Dame oder mehre Damen hatten gestohlen, und waren, wenn nicht **in flagranti**, doch bald darauf ertappt worden. Hier fehlt plötzlich in dem mit eleganten Besucherinnen überfüllten Laden einer Dame die Börse. Der Kaufmann läßt die Thüre schließen und visitirt, und in der Tasche der Unschuldigsten findet sie sich. Aber während sie in Ohnmacht sinkt, wie sich von selbst versteht, ist die wahre Thäterin auch schon ergriffen, welche glücklicher Weise eine zu bekannte Physiognomie und nicht dieselbe Geschicklichkeit beim Einstecken der Börse in die Tasche der Unschuldigen bewiesen, mit der sie vorhin dieselbe aus der Tasche der andern herausgezogen hatte. Eine andere Dame sucht und sucht unter schweren seidenen Stoffen und kann doch nicht finden, was sie sucht. Sie nimmt endlich das erste beste, um nur nicht den Kaufmann umsonst so lange aufgehalten zu haben, und wirft für die Kleinigkeit ein Goldstück hin, indem sie für den Ueberschuß gelegentlich etwas, was ihr mehr konvenirt, kaufen will. Der höfliche Kaufmann will es kaum annehmen, aber kaum daß sie hinaus ist, kommt ein Fremder herein und meldet, daß die Dame unter sehr verdächtigen Bewegungen in die nächsten Hausflur getreten sei. Der Kaufmann vermißt sogleich mehrere kostbare Stücke. Man eilt ihr nach und findet sie in einer zweiten Hausflur beschäftigt, in ihrer Diebstasche einen ganzen Waarenvorrath zu placiren. In ihrer Wohnung findet sich aber ein gar großes, herrliches Waarenlager, zu dem alle Läden Berlins contribuirt haben. Und diese große, kostbar möblirte Wohnung ist ein wahres Eldorado des Luxus und Comforts. Sie bietet Tausende, wenn man schweige. Sie ist eine reiche Frau, die Wittwe eines Banquiers von da und dort her; ihr Sohn ist Officier; nur um seinetwillen fleht sie, daß man schweige. Ihr halbes Vermögen will sie abtreten. Es war nicht Gewinnsucht, nur eine Monomanie des Seidenzeugstehlens. Ja sie ist sogar eine geheime Gräfin. Unsere Schönen zitterten schon, daß eine anständige Dame nicht mehr ohne Verdacht in einen Laden werde treten können. Da greift die criminalistische Zeitung ihnen trostreich unter die Arme. Alle die Gräfinnen und reichen Banquierswittwen sind eine einzige bekannte Ladendiebin, freilich eine der frechsten, welche existiren, eine, die alle beliebigen hohen Namen angiebt. Die Polizei hatte sie erfaßt, aber mit noch größerer Dreistigkeit, als sie in die Läden drang, ist sie auch aus dem Gefängniß als eine Zeugin, die man zu lange warten lassen, entschlüpft.

(Freie Auswanderung der Neger.) Mit Gewalt seit drei Jahrhunderten fortgeschleppt, haben die afrikanischen Neger jetzt angefangen, freiwillig auszuwandern, wodurch eine besondere Neger-Nation in Westindien sich gründet und unter englischem Schutze emporblüht. Hamilton, der Auswanderungs-Agent der Insel Trinidad, kam am 18. März in Sierra Leone an und verständigte sich mit dem Gouverneur über den Zweck seiner Sendung. Am 23. März begann er seine Werbung und hatte nach einigen Tagen schon gegen 300 Männer, Weiber und Kinder gewonnen, von denen er gegen 200 auswählte und sie, die ersten Freiwilligen, am 9. Mai nach Trinidad brachte, wo sie als freiwillige Arbeiter, als Menschen thätig sind, nicht mehr wie Lastthiere und Pferde unter der Peitsche.

(Ein Tagsbefehl Bonaparte's.) Ein tapferer Soldat von der ersten Compagnie der Garde-Grenadiere, Namens Jerome Gerdau, hatte sich am 11. Mai 1801, kurz nachdem das Heer von einem siegreichen Feldzuge zurückgekehrt war, durch einen Flintenschuß den Tod gegeben, weil er bei seiner Rückkehr die Geliebte, die er in der Heimath verlassen, mit einem Anderen verheirathet fand. Es wurde darauf der Garde Folgendes bekannt gemacht:

Tagesbefehl.

St. Cloud, 22. Floreal, Jahr IX der Republik (13. Mai 1801).

Der Grenadier Gerdau hat sich in Folge eines Liebesverhältnisses den Tod gegeben. Er war im Uebrigen ein gutes Subjekt. Es ist dies das zweite Ereigniß dieser Art, das beim Armee-Corps seit einem Monat sich zugetragen. Der erste Consul befiehlt, in den Tagesbefehl der Garde zu setzen: Daß ein Soldat den Schmerz und die Melancholie der Leidenschaften muß zu überwinden wissen; daß eben so viel wahrer Muth darin liegt, ein Seelenleiden mit Ausdauer zu ertragen, als unter dem Feuer einer Batterie ungerührt zu bleiben. Dem Harm sich ohne Widerstand überlassen, sich den Tod geben, um ihm zu entgehen, heißt so viel, als das Schlachtfeld verlassen, ehe man besiegt worden.

Gez. Bonaparte.

Contrasignirt: Bessières.

Der Tagesbefehl that seine Wirkung; von dem Tage an kam kein Selbstmord in der Armee vor.

(Probe des schwarzen Tuches.) Bei dem großen Verbrauche von schwarzem Tuche geschieht es gegenwärtig nicht selten, daß das Tuch nicht echt und in der Wolle, sondern erst im Stücke gefärbt ist. Da sich nun aber solches falschfärbiges Tuch sehr schnell abträgt und an der Sonne und Luft sehr schnell verfärbt, so ist es von großer Wichtigkeit, ein leichtes Mittel an der Hand zu haben, wodurch man einen solchen Betrug schnell entdecken kann. Ein solches Mittel gewährt nun die Sauerkleesäure, denn durch sie läßt sich leicht entdecken, ob das Tuch in der Wolle gefärbt wurde, und mithin einen haltbaren Indigogrund erhielt, oder ob es bloß mit Blauholz und Eisensalzen im Stück gefärbt wurde. Man löse nämlich etwas Sauerkleesäure oder sogenanntes Kleesalz in destillirtem Wasser auf, befeuchte einen Kork mit dieser Auflösung, und drücke diesen dann auf das zu untersuchende Tuch. Hat die Wolle einen Indigogrund erhalten, und ist sie folglich gutfärbig, so wird die Kleesäure nach einigen Minuten einen

grünlich-olivenfarbigen Fleck auf dem Tuche hervorbringen; wurde das Tuch dagegen ohne Indigo und bloß mit Blauholz und Eisen- oder Kupfervitriol schwarz gefärbt, so wird der Fleck, den die Kleesäure erzeugt, eine dunkel-orangengelbe oder fahle Farbe haben.

(Französische Moden.) Es verdient Beachtung, daß die französischen Moden, obgleich sie stets wechselten, sich nie in's Schöne, sondern stets in's Häßliche veränderten und im Ganzen nur eine Musterkarte alles möglichen Unnatürlichen, Ungesunden und Entstellenden geben. Von den Allonge-Perücken, Reifröcken und Manchetten unter Ludwig XIV. bis zu den Fracks und Pumsärmeln herab, bieten alle französischen Moden zusammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was sich in Kleidsamkeit, Würde, Schöne und Zweckmäßigkeit mit den ältern Nationaltrachten messen könnte. Es liegt eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte in der Fügsamkeit Europa's unter eine Gesetzgebung des Häßlichen.

(Literarisches.) Auch in Rußland drängt sich schon das schöne Geschlecht in die Literatur, und es muß bald auch in der russischen Sprache ein Ausdruck für Blaustrumpf geschaffen werden. Vor Kurzem ist ein Bändchen „Gedichte von der Gräfin Rostopein erschienen." Die Verfasserin ist die Gattin eines Sohnes des als Moskau'schen General-Gouverneurs bekannten Grafen Rostopein. Die in der russischen Literatur jetzt lebenden Schriftstellerinnen sind die Damen: Pawlow, Sukow, Isimow, Teplow u. s. w.; das Fräulein Durow (als Officier Alexandrow bekannt) wird zu den Männern gerechnet.

(Molière Monument.) Die Franzosen wollen ihrem größten Lustspieldichter ein Monument in Paris, seiner Geburtsstadt setzen, wozu dort bereits 211,000 Fr. zusammengebracht und noch 132,000 erforderlich sind. Wie haben sich die Zeiten geändert; als Molière am 17. Febr. 1763 starb, verweigerte ihm (dem Schauspieler) der Erzbischof in Paris hartnäckig ein christliches Begräbniß, obgleich Frauen fußfällig darum flehten, bis endlich es der König so weit brachte, daß Molière ohne Sang und Klang, ohne Geleit, in einem schlechten Sarge hinter der St. Josephskapelle eingescharrt ward. Diese Unduldsamkeit Schauspielern ein christliches Begräbniß zu verweigern, findet man in Frankreich übrigens auch jetzt noch oft.

(Ein deutsches Journal in London.) Seit dem 1. Juli dieses Jahres ist ein solches Unternehmen in London begründet. Das Journal erscheint drei Mal wöchentlich, unter dem Titel: „Die deutsche Presse, Zeitung für Politik, Literatur, Handel und Gewerbe." Die literarische Abtheilung der Zeitschrift führt noch den besonderen Titel: „Belletristische Blätter" und ist in ihrer Redaction, so wie in der Paginirung der Seiten, von der politischen Abtheilung ganz getrennt. Das Unternehmen soll bereits bei seinem Beginne einen so günstigen Erfolg gehabt haben, daß es als gesichert angesehen wird. Wer die Herausgeber sind, wird nicht gesagt, doch sollen einige namhafte deutsche Gelehrte dabei betheiligt sein. Englische Blätter sagen: „Papier und Druck dieser Zeitschrift sind vortrefflich, was man deutschen Journalen nicht immer nachrühmen kann."

(Mäßigkeitsvereine.) Der bekannte Pater Mathew nahm kürzlich zu Seago in Nord Irland binnen zwei Tagen unter freiem Himmel 22,000 Personen das Mäßigkeitsgelübde ab; die Zahl der aus mehreren Grafschaften herbeigeströmten Menschen betrug im Ganzen etwa 40,000, so daß, da der Mäßigkeits-Apostel am dritten Tage nach Dublin abreis'te, viele Tausende ihren Wunsch, das Gelübde abzulegen, vor der Hand unerfüllt sehen mußten.

(Für Botaniker.) In dem botanischen Garten im Löwen, blüht gegenwärtig eine große amerikanische Agave, welche bereits im vorigen Jahre geblüht hatte, jetzt zum zweiten Mal, und zwar hat sie statt des frühern einzigen Blumenstiels, in diesem Jahre fünf getrieben. Zugleich blühen einige kleine, drei Jahr alte Ableger des Hauptstammes, indeß nur mit kleinen Blumenstielen, bis höchstens drei Fuß Höhe. Der Fall scheint einzig in seiner Art. In ihrer Heimat blüht die Agave etwa alle 15 Jahre, und von den Blüthen der Ableger hat man eben so wenig je etwas vernommen.

(Neue Seidenspinnmaschine.) Der Besitzer einer Seidenspinnerei, in St. Petersburg, Kaufmann Heinrich Graf aus Mühlhausen, hat eine neue Maschine erfunden, welche in der Spinnerei Epoche machen wird. Er zwirnt nämlich die Seide durch eine einzige Operation auf einer einzigen Maschine, während die Fabrikation der gezwirnten oder Organsin-Seide bisher stets mehrere Maschinen und fünf verschiedene Operationen erforderte. Die neue Methode, die Seide ohne Spindeln zu drehen, ist viel einfacher, billiger und verlangt viel weniger Triebkraft (nur den 20. Theil), als die bisherige. Sie erlaubt ferner unausgesetzt zu spinnen und an einem Faden zwei verschiedene Drehungen, einmal rechts und einmal links, vorzunehmen. Dabei soll die Arbeit völlig so gut, wie die beste italienische und französische sein.

(Eine Amerikanerin über die Stimme der deutschen Frauen.) Die bekannte amerikanische Schriftstellerin, Miß Sedgwick, die Deutschland kürzlich besuchte und beschrieb, sagt in ihrem Buche: „habe ich Sie noch nicht auf den lieblichen Klang der Stimme der deutschen Frauen aufmerksam gemacht? Von der hochgebildeten Schauspielerin bis zu dem Kammermädchen herab, ist es ein musikalischer Genuß, sie zu hören. Liegt es in der Atmosphäre oder ist es der Hauch des ruhigen Temperamentes? Ich glaube das Letztere, da, als ich vor einem Augenblicke mein Tintenfaß umwarf und das Mädchen rief, dieses bei dem Anblicke des Unfalls die Hände zusammenschlug, lächelte und in einem flötengleichen Tone ein langgedehntes „Gott!" ausrief."

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 72.

Bremen, Donnerstag den 9. September 1841.

Gestorben:

Nro. 790. Den 4. September. Der Architect Friedrich Wendt, 25 Jahr 8 Monat; Wulwesstraße Nro. 1.

— 791. Den 4. — Des Arb. Joh. Heinr. Heidmann Tochter, 6 Monat; kl. Helle Nro. 25.

— 792. Den 5. — Der Maurergesell Johann Ahlers, 76 Jahr; Häfen Nro. 24.

— 793. Den 5. — Die Haushälterin Margar. Elisab. Tilly, 53 Jahr; gr. Krummenstraße Nr. 8.

— 794. Den 5. — Des Arb. Herm. Siems Tochter, (todtgeb.); Hastedt No. 85.

— 795. Den 6. — Der Maler Peter Heinrich Scharf, 32 Jahr; Krankenhaus.

— 796. Den 6. — Der Schuhmachermeister Joh. Friedr. Graf, 60 Jahr; Doventhorssteinweg Nro. 1 C.

Nro. 797. Den 6. — Des Hökers Friedr. Rudolph Bräunlich Ehefr., geb. Wendt, 31 Jahr; kleine Fuhrleutestraße Nro. 27

— 798. Den 6. — Der Zimmergesell Engelbert Ellmers, 52 Jahr; Rövekamp Nro. 25.

— 799. Den 7. — Der Mäkergehülfe Jacob Tute, 47 Jahr; Schlachte Nro. 21.

— 800. Den 8. — Des Küpermeisters Hinrich Herm. Böse Tochter, 1 Jahr; Oelmühlenstraße Nro. 1.

— 801. Den 8. — Der Steinhauer Joh. Heinr. Tackenberg, 43 Jahr; kl. Krankenstraße.

— 802. Den 8. — Der Blechenschlägergesell Nicolaus Dauber, 27 Jahr; Buchtstraße Nro. 50.

— 803. Den 8. — Die Näherin Anna Gesina Feuß, 38 Jahr; Hankenstraße Nro. 2.

Geboren:

Nro. 1081. Den 2. September. Des Kaufmanns Sophus Gustav Ferdinand von der Heyde Ehefr., geb. Meyer, Domshof Nro. 12; von einem Knaben.

— 1082. Den 3. — Des Zimmergesellen Albert Wessels Ehefr., geb. Brüngger, Georgs Hof Nr. 7; von einem Knaben.

— 1083. Den 3. — Des Arb. Arnold Gätjen Ehefrau, geb. Meyerholz, Buntenthorssteinweg, von einem Knaben.

— 1084. Den 3. — Des Cigarrenmachers Johann Diedr. Adam Gädecke Ehefr., geb. Behlmer, Reeperbahn Nro. 9; von einem Mädchen.

— 1085. Den 3. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Jacob Lindemann Ehefrau, geb. Früchtenicht; Hastedt Nro. 3; von einem Knaben.

— 1086. Den 4. — Des Arb. Joh. Matthias Wollens Ehefr., geb. Heins, Dreckort Nro. 33; von einem Mädchen.

— 1087. Den 4. — Des Arb. Johann Diedrich Knöpke Ehefr., geb. Erdmann, kl. Annenstraße Nro. 11; von einem Mädchen.

— 1088. Den 4. — Des Arb. Georg Grimmenstein Ehefr. geb. Lange; Bellosweg Nro. 3; von einem Knaben.

Nro. 1089. Den 5. — Des Dr. der Theol. und Pastor an der St. Petrikirche Ludw. Christian Knippenberg Ehefr., geb. Tissen; Osterthorsstr.; von einem Mädchen.

— 1090. Den 5. — Des Stuhlmachers Joh. Diedr. Buse Ehefr., geb. Reimers; Walldammstr. Nr. 20; von einem Knaben.

— 1091. Den 5. — Des Cigarrenmachers Joh. Daniel Leitgeb Ehefr., geb. Wohlens; Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1092. Den 5. — Des Arb. Hinr. Drewes Ehefr., geb. Lange; Hastedt Nro. 88; von einem Mädchen.

— 1093. Den 5. — Des Lohndieners Heinrich Wehe Ehefr., geb. Eitzen, Abbenthorswallstraße Nro. 25; von einem Knaben.

— 1094. Den 5. — Des Branntweinbrenners Johann Heinrich Meyer Ehefr., geb. Stierken, Neuenstraße Nro. 90; von einem Knaben.

— 1095. Den 5. — Des Buchhalters Christ. Friedrich Gotthold Ehefr., geb. Brüggemann, Langenstraße Nro. 139; von einem Mädchen.

— 1096. Den 5. — Des Buchdruckers Johann Heinrich Behnken Ehefr., geb. Sanders; Klosterkirchenstraße Nro. 4 A; v. einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 73.

Bremen, Sonntag den 12. September 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 12. September.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Pst. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Victor.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Werther und Lotte

im neunzehnten Jahrhundert.

Scene: Vor dem Potsdamer Thor zu Berlin.

Lotte.

Guten Abend, guten Abend, beim Mondenschein,
Es treffen die Geister pünktlich ein;
Sag', Werther, Werther, liebst Du mich noch?

Werther.

Na, Lotte, Lotte, frage doch!

Lotte.

Ich hab' geschlafen wohl viele Jahr,
Da unten in meiner kühlen Bahr'.

Werther.

Ich hab' mich seitdem gewaltig formirt,
Und vor einer Stunde bei Jagor soupirt.

Lotte.

So hast Du gelebt auf der sündigen Welt?
Ich glaubte Dein Lager da unten bestellt.

Werther.

Ich hab' gelebt in verschied'ner Gestalt,
Der Mensch bleibt jung, und die Welt wird alt.
Jetzt bin ich Studiosus der Medicin,
Drum ist das Rendez-vous hier bei Berlin.

Lotte.

Gedenkst Du noch an die seligen Stunden,
Die uns mit Thränen und Seufzen entschwunden?

Werther.

Ach, Lotte, wer seufzt denn heute noch?
Spanne die Saiten nicht gar so hoch.
Sprich nicht von Seufzern, die lassen wir Andern,
Wenn Du willst Hand in Hand mit mir wandern.

Lotte.

Es ist der Abend so lieblich, so mild,
Und mir ist die Brust von Erinn'rung erfüllt —
Sag', Werther, schwärmst Du bei Mondschein nicht mehr?

Werther.

Ja, wenn der Mond eine Börse wär'!
Man sah an dem Mond und den Sternen sich satt,
Auf den Plunder man keine Aktie hat!

Lotte.

So fühlen, so lieben die Männer nicht mehr?

Werther.

Sie fühlen nur noch, wo was zu gewinnen,
Und lieben höchstens nur Sängerinnen.
Ich hatt' vor einer mein Knie gebogen,
Doch sie ist vor Kurzem nach London gezogen;

Da ich nun just vom Liebchen befreit,
So kommst Du gerade zur rechten Zeit.
Du bist nicht übel im Geistergewand,
Komm, Lottchen gieb mir die weiße Hand!

Lotte.

Husch, husch, was rauscht da so graulich vorbei
Mit höllischem Pfeifen — das ist mir neu! —
Es jagt, gleich der Windsbraut, fürchterlich,
Ach, Werther, Werther, schütze mich!

Werther.

Willst Du Dich nicht wie ein Kind verstecken,
Und heut zu Tage vor etwas erschrecken! —
Sieh Dir die Windsbraut ruhig an,
Es ist die Potsdamer Eisenbahn.

Lotte.

Der Schrecken ergriff mich Schwache mit Hast,
Doch, Du bist bei mir, ich bin gefaßt.
Das Unthier wird uns ja weiter nichts thun,
Komm laß uns hier unter den Bäumen ruh'n.
So saßest Du oft an meiner Seite,
Wenn Klopstock's Lied unsre Herzen erfreute.

Werther.

Ach, Klopstock — Lotte, Du steigst aus dem Grab! —
Den kauft Dir kein Antiquar mehr ab.

Lotte.

Mit seinem Gefühl, so heilig und tief?

Werther.

Bei dem die Menge davon schon lief!
Wir brauchen jetzt anderen Schabernack,
Die Dichter tragen das Herz unter'm Frack,
Sie schnüren es recht nach der Mode ein,
Sie wollen nicht heilig, nein, witzig sein.

Lotte.

Verständ' ich nur alle die spitzigen Worte,
Ich stehe vor Dir, wie an dunkeler Pforte,
Ich suche den Werther, und find' ihn nicht mehr,
Ich klopf' an die Brust, und die Brust ist leer!
Wo ist denn die Liebe, so heilig und heiß,
Von Gluth-Gefühlen man nichts mehr weiß?

Werther.

Die hat uns die Tradition genommen,
Ich bin so fort mit dem Strom geschwommen.

Lotte.

So nahm sie Dir auch das theuerste Pfand,
Die Schleife, die Schleife von Rosa-Band?

Werther.

Ach, solche Schleifen verwahrt man nicht mehr:
Die Schleife zum Orden begehrt man sehr.

Lotte.

Du nahmst das Bändchen mit in das Grab,
Es war das Letzte, was Lotte Dir gab.
Ach, wertheſter Werther, besinne Dich nur,
Ich leite Dich bald auf die rechte Spur.

Werther.

Nein, Lottchen, Du mußt nicht so heilig thun,
Laß Deinen Werther in Gnaden ruh'n;
Ich meine, den von der vorigen Zeit,
Den eine Schleife vom Liebchen erfreut, —
Und gieb mir in allerkürzester Frist
Einen Kuß, bevor Du verschwunden bist.

Lotte.

Wie heiß, wie innig Du mich geliebt! —
Ich war wohl manchmal darüber betrübt,
Doch mußt ich den Freund so leiden seh'n,
Weil Albert wollte dazwischen steh'n.

Werther.

Das war wohl ein Lamm von Ehemann?
Den führt' ich heute wohlweislich an.

Lotte.

Erschreckt denn die Liebe vor Männern nicht mehr?

Werther.

Vermählte Schönen gefallen ihr sehr;
Ist eine Holde vorübergegangen,
Und blieb das Herzchen ein wenig hangen,
So zieht man schnell Erkundigung ein:
„Wer wohl die Promenade mag sein? —"
Hat sie 'ne Tante, ist's unangenehm,
Hat sie 'n Mann, — das find't man bequem.

Lotte.

So dachtest Du nicht in unseren Tagen,
Da konnte Dein Herz so glühend schlagen!

Werther.

Wie dacht' ich denn da, mein holdes Kind?
Es wird bald Tag — erzähl's geschwind'.

Lotte.

Du dachtest, auf der weiten Erden
Könnt' Lotte nie die Deine werden,
Und schossest das Gehirn Dir ein —

Werther.

Wie konnt' ich solch' ein Schafskopf sein!

Lotte.

So schießen die Männer sich nicht mehr todt?

Werther.

Sie fragen nicht mehr nach Pulver und Schroot, —
Sie knallen nur noch mit Champagnerflaschen,
Die Pistolen, die stecken sie in die Taschen.

Lotte.

Nein, Werther, sind alle Männer, wie Du,
Dann kehr' ich zurück zu der seligen Ruh';
(Sie verschwindet.)
Ich werfe den Geistermantel ab,
Und bette mich wieder in's kühle Grab,
Dort will ich bei Mond und Sternenschein
Durch Vater Goethe unsterblich sein!

CL. Schrader.

Gretry.

(Fortsetzung.)

Gretry's Töchter sind gestorben, als sie sechzehn Jahre alt waren. In ihrem Leben und in ihrem Tod liegt etwas Besonderes, was dem Denker wie dem Dichter auffallen muß. Diese Flamme des Geschicks, dieses Auseinanderreißen des Todes, diese Rache der Natur — wie erscheinen sie nicht mit aller Verführung des Romans. Jenny war eine bleiche, sanfte Jungfrauengestalt. Greuze, als er sie sah, äußerte: Soll ich jemals das offne arglose Gemüth (la candeur) malen, so ist Jenny mein Vorbild. — Dann müßt Ihr dazu thun, murmelte Gretry, traurigem Vorgefühl zum Raube. — Sie wird sich also vermählen? fragte Greuze. Gretry antwortete nicht. Nach einer Weile und als wolle er sich selbst blind machen, nahm er das Wort wieder auf: „Sie wird der Stab meines Alters sein; wie Antigone wird sie den Vater, wenn ihm der Lebensfunken bald erlischt, in die Sonne führen." — Tags darauf fand Gretry die Tochter blaßer, niedergeschlagener, als zuvor; sie saß am Clavier und spielte eine Arie aus dem Rosenmädchen von Saleney; der arme Vater glaubte Musik der Engel zu hören. — Es kam eine Freundin dazu. — Nun, Jenny, Du bist doch heute Abend auf dem Ball? — Ja, ja, versetzte Jenny; aber gleich darauf einen Blick nach dem Himmel gerichtet: — Nein, nein; ich habe ausgetanzt. Die Freundin ging weg; Gretry nahm das Mädchen an sein Herz. Jenny, Du leidest? — Es ist aus war ihre Antwort. Sie ließ den Kopf sinken und starb ohne Zucken in demselben Augenblick. Der Vater fragte: Schläfst Du, mein Kind? — Sie schlief bei den Engeln. — Lucile contrastirte mit Jenny; sie war ein schönes, muntres, neckisches Mädchen; des Vaters Ebenbild, hatte sie auch sein Herz, seinen Geist. Wer weiß, dachte Gretry, ob nicht ihr fröhlicher Sinn sie rettet. Zum Unglück war sie eins jener frühreifen genialen Wesen, die ihre Jugend verzehren; im dreizehnten Jahr hatte Lucile schon eine Oper componirt, die man überall hören wollte. Sie konnte früher Noten lesen als Buchstaben; sie war mit einem Worte ein musikalisches Wunder. Hätte nicht der Tod sie, wie ihre Schwester, im sechzehnten Jahr weggeholt, wer kann sagen, was aus ihr geworden wäre? Aber kaum war der Zweig wieder grün geworden, so brach er zur Stunde, als der arme Vogel anfing zu singen. Gretry vermählte seine Lucile. Die Freunde hatten ihm keine Ruhe gelassen; gieb ihr einen Mann, mahnten sie ohne Unterlaß; wenn ihr die Liebe eher kommt als der Tod, so ist sie gerettet. — Lucile nahm den Ring mit der Entsagung eines Herzens, das fühlt, der Ehebund werde sich bald lösen. Sie ward vermählt mit einem Künstler von der schlimmen Sorte; sie sah gleich in welche Wüste sie ihre Familie verbannt hatte; sie tröstete sich mit ihrer Harfe; aber der Mann ließ sie alle Ketten der Ehe fühlen. Sie wäre, wie Jenny, am Busen des Vaters gestorben; sie hätte ihm ihren Abschied von der Erde vorgesungn. So aber, Dank dem Barbaren, der ihr Gatte hieß, starb sie unter seinen Augen, d. h. ganz allein. Als sie den Tod schon fühlte, verlangte sie nach der Harfe. — Der Arzt will nicht, daß Du spielst — war die rohe Antwort. — Sie blickte flehend; ich sterbe ja doch! — Du kannst auch so sterben; — Lucile sank zurück auf das Kissen. Armer Vater! lispelte sie, ich wollte Dir auf meine Art Lebewohl sagen; — und damit streckt sie die Arme aus ins Leere, ruft mit gebrochener Stimme nach Jenny, und schläft, wie diese, auf ewig ein. —

(Schluß folgt.)

Ein Morgen Peter's des Großen in Paris. 1717.

(Schluß.)

Der Streit wäre noch heftiger geworden, wenn in demselben Augenblick der alte Marquis von Charnancé und der junge Graf von St. Florentin, die an jenem Tage den

Czar nach Versailles zu begleiten beauftragt waren, nicht in das Zimmer getreten wären.

„Lieber Marschall," — sagte der Marquis — „Seine Majestät, der Kaiser von Rußland braucht keinen besonderen Befehl, um das Invalidenhaus zu besuchen, der Sieger von Pultawa ist allenthalben in seinem eigenen Hause, wo es Helden und Ruhm giebt."

Bei diesen Worten erfolgte eine förmliche Revolution bei dem Herzog von Belle-Isle, welcher stutzte, die Augen weit aufriß, vor dem Czar ein Knie beugte und stotternd folgende Worte hervorbrachte:

„Was! es wäre möglich! . . . Ach, Sire! Wird Ew. Majestät mir je verzeihen . . . Ich wußte nicht . . ."

„Ich habe Ihnen schon verziehen, Herr Marschall," — unterbrach ihn Peter der Große, seine Hand ergreifend, um ihn aufzuheben. — „Jeder Andere, eben so wenig als Sie, würde unter diesem Soldatenrocke, den ich mit Ehren trage, einen Vetter des Königs von Frankreich erkannt haben. Ich müßte mich im Gegentheil bei Ihnen entschuldigen. Ich wollte diesen beiden liebenswürdigen Edelleuten, die mit so vieler Höflichkeit meine Launen ertragen, einen langen und langweiligen Weg sparen, den ich vom quartier l'arsenal, wo ich wohne, hierher zu Pferde gemacht habe. Ich habe ihren Diensteifer nicht täuschen können; aber ich weiß nicht, ob ich dieses Mal Recht gethan habe, denn wenn ich nicht Voraus gegangen wäre, hätten Sie mir wenigstens eine Grobheit erspart. „Meine Herren," sagte er sich zu Letzteren wendend — „ich bin nur ein Scythe, aber dieser Scythe hegt eine wahre Bewunderung und Liebe für den König von Frankreich und dessen Volk, glauben Sie es mir."

Zu gleicher Zeit traten alle Officire des Hôtels in großer Anzahl in das Zimmer, da der Graf von Florentin sie von der Anwesenheit des Kaisers von Rußland benachrichtigt hatte.

„Meine Herren," — sagte der Marschall, — „lassen Sie gleich den Generalmarsch schlagen, die Invaliden in's Gewehr treten, und sich in dem Ehrenhofe in Schlachtordnung aufstellen."

„Nein . . . Nein lieber Marschal," sagte der Czar lächelnd — „ich habe Ihnen gesagt, daß ich nur ein Soldat sei; ich wiederhole es Ihnen, daß ich heute als Soldat und nicht als Kaiser die alten französischen Soldaten besuchen will. Sie sollen diese tapfern Leute nicht stören. . . Wo sind sie jetzt," — fragte er lebhaft die Officiere.

„Sire," — erwiederte der Gouverneur — „es ist die Mittagsstunde, sie speisen im Saale."

„Im Saale werde ich sie also besuchen. Nun, meine Herren," — setzte er hinzu, indem er den alten Marschall unterfaßte — „gehen Sie mit uns, wenn Sie nichts besseres zu thun haben."

Peter stieg langsam die Treppen hinunter, denn der Marschall war nicht behende, und von dessen Generalstabe, dem Marquis von Charnacé, dem Grafen von St. Florentin und vielen Bedienten gefolgt, trat er in den großen Saal.

Beim Anblicke dieser langen Tische, wo 4000 Gäste eine gesunde und frugale Mahlzeit einnahmen, beim Anblicke der Sorgfalt, mit der man die Aeltesten und Gebrechlichsten behandelte, bei der Ruhe, die nur durch die Stimme des Unterofficiers unterbrochen wurde, der die Geschichte des großen Feldherrn vorlas, konnte Peter seine Bewegung nicht lange beherrschen; eine Thräne rollte auf seine Wange, und gerührt stützte er sich auf den Arm des alten Marschalls; aber bald nahm seine Bewegung zu, seine Thränen rannen häufiger, als er vernahm, daß die Schlacht bei Pultawa vorgelesen wurde, die er früher über Karl XII., König von Schweden, gewonnen hatte. Bei folgenden Worten aber: die der Unterofficier langsam und laut vorlas: „An diesem merkwürdigen Tage erwarb sich Peter einen unsterblichen Ruhm. Er schlug sich wie ein Löwe und nach dem Siege erstreckte sich seine Sorge auf die Verwundeten beider Partheien," standen alle Invaliden schweigend und mit einem Male, ihre Hand an ihre Hüte legend, auf, mit der Rechten aber erhoben sie ihren Becher und richteten ihre Augen auf Peter den Großen.

Dieser stummen, aber erhabenen Scene widerstand der Czar nicht länger. „Meine Freunde!" — rief er mit lauter Stimme — ein Glas!"

Ein die königliche Livree tragender Bedienter*) gab ihm einen silbernen Becher, und der Marschall wollte ihm Wein aus seinem eigenen Keller einschenken.

„Nein, nein!" — sagte der Czar, indem er langsam die Flasche des Gouverneurs abwies — „ich will einen gleichen Becher haben, wie diese Tapfern und auch vom nämlichen Weine."

Da gab ihm ein Sergeant seinen zinnernen Becher. Peter goß ihn selbst voll Wein; alsdann den Becher über

*) Zu jener Zeit wurde den Invaliden von königlichen Bedienten aufgewartet.

sein Haupt erhebend, rief er mit einer Stentorstimme aus: „Kammeraden! Peter von Rußland trinkt auf Eure Gesundheit!“

Und er leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Auf Peters Gesundheit!“ — schrien alle Invaliden; und alle salutirten.

„Wein!“ — rief der Czar, indem er von Neuem einen Becher dem Sergeanten, der ihm denselben gegeben hatte, reichte — „Freunde! Auf die Gesundheit des Königs! Auf Frankreichs Wohl!“

„Es lebe der König! Es lebe Frankreich!“ — entgegneten die Invaliden.

„Lebt wohl, meine Kammeraden,“ — sagte der Monarch, sich zurückziehend — „ich werde Euch nicht vergessen.“

In Begleitung seiner Eskorte besuchte der Czar alle Theile des Gebäudes. Sein Scharfsinn, sein tiefer Geist zeigten ihm besser als die Erklärungen, die man ihm gab, das Nothwendige und das, was im Ganzen im Invalidenhause zu verbessern war. Er wollte Alles sehen, die Schlafzimmer, die Keller, das Krankenzimmer, die Kirche, und selbst den Kirchhof, der damals die Gebäude des Hotels umgab und nachher in Spaziergänge verwandelt ward. Er war über die Ordnung und Reinlichkeit, die allenthalben herrschte, entzückt.

„Wenn mir Gott das Leben verleihet,“ — sagte er zum Gouverneur, „so will ich es versuchen, in St. Petersburg Ludwig's XIV. Werk nachzuschaffen; ich will dort ein Invalidenhaus gründen. Marmor, Holz, Eisen werden mir nicht fehlen, aber Männer, wie Sie, um einer solchen Stiftung vorzustehen, bedarf ich. Aber,“ setzte er seufzend hinzu — „kann ich dies Alles anfangen, ohne daß ich weiß, wer mir nachfolgen wird.“

„Gott, Sire,“ — erwiederte der alte Marquis von Charnancé — „der die großen Reiche beschützt, wenn die großen Männer nicht mehr am Leben sind.“

Der Gouverneur hatte ins Geheim den Befehl gegeben, die Invaliden, ehe der Czar das Hotel verließ, zu versammeln. Nach den Wanderungen des Czar führte ihn der Herr von Belle-Isle auf die Esplanade, wo die alten Krieger in Schlachtordnung aufgestellt waren. Der Czar, über eine solche Schnelligkeit erstaunt, sagte lächelnd:

„Wahrhaftig in Frankreich jagt ein Wunder das andere, wir Nordländer sind nicht so erfinderisch, darum ernenne ich Sie jetzt für's Erste zum Ritter des heiligen Andreas-Ordens, und werde Ihnen, wenn ich nach Rußland zurückgekehrt bin, funfzig Stücke Wein für das Hospital des Invalidenhauses schicken.“

Peter stieg, nachdem er die Fahnen, die sich vor ihm senkten, salutirt, dem Marschall die Hand gedrückt und den Soldaten einen Abschiedsgruß zugewinkt hatte, in den Wagen, den Charnancé und St. Florentin mitgebracht hatten, um nach Versailles, wo ihn der Hof erwartete, zu fahren.

Als die täglichen Gäste des Oel de Boeuf den russischen Monarchen in dem Kostüm, das er zu wechseln nicht für nöthig befunden hatte, in den Herkulessaal treten sahen, waren sie sehr erstaunt; dieses Erstaunen nahm aber noch zu, als man ihn gegen die königliche Familie ein stolzes Betragen, welches bewies, daß er die vor 28 Jahren ihm zu Theil gewordene abschlägige Antwort des vierzehnten Ludwigs nicht vergessen hatte, annehmen sah. Da er Ludwig XV. nicht vorangehen, einem Kinde aber auch nicht folgen wollte, so nahm er, zum großen Skandal der Hofleute, welche sagten, der russische Kaiser sei weiter nichts, als ein Barbar, den Knaben auf den Arm und trat mit ihm in die Gallerie.

Der Barbar hielt zwei Jahre später das im Invalidenhause gegebene Versprechen. Den Hausregistern zufolge, kamen am 14. September 1719, funfzig Stücke Eriwanwein in Havre an und wurden sogleich nach Paris geschickt, wo sie am 28. desselben Monats im Invalidenhause in Empfang genommen wurden.

∴ Theater *).

Die ländlichen Freuden hören auf, das heitere Walten der Kunst beginnt, und der Abonnements-Plan ladet das Publikum vor die Bretter, welche — wie der Dichter sagt — die Welt bedeuten. Diese Welt ist denn für den kommenden Winter sehr viel ärmer als sonst, denn es fehlt die „Macht der Töne,“ die „Weihe des Gesanges.“ Der Abonnementsplan drückt sich freilich so aus als sei nur die große Oper zeitweilig beseitigt, als sollten komische Opern gegeben werden, allein wenn wir zugleich lesen, daß „Maurer und Schlosser“ zu den beseitigten großen Opern gehören, so ist die Antwort sehr schwierig auf die Frage — welche kleineren komischen Opern bleiben denn wohl noch sonst übrig? Die Wahrheit ist also, daß die Oper überhaupt wegfällt. Die im Abonnements-Plane hiefür aufgestellten

*) Die letzte Nummer der Union enthält einen sehr lesenswerthen Aufsatz über denselben Gegenstand.

Motive leiden auch wohl keine starke Beleuchtung, denn die bisherigen Unternehmungen sind nicht deshalb gescheitert, weil das Publikum stets in das Schau- und Lustspiel ging, dagegen die theuren Opern unbesucht ließ; vielmehr weiß ein jeder Kunstfreund, daß Schau- und Lustspiele nur bei dem Auftreten besonderer Gäste mehr als mittelmäßigen Besuch veranlaßten, dagegen Abonnements-Billets und baare Cassa hauptsächlich einliefen, wenn Opern gegeben wurden. Die Oper hat also das Theaterschiff oben gehalten, nicht es zum Sinken gebracht. Die großen Opfer, welche Rottmaier für die Oper gebracht haben soll, möchten auch wohl nur darin bestehen, daß er drei erste Tenoristen hielt, von denen einer wenig mehr als drei Rollen sang, während der erste Baß eine lange Zeit nicht ordentlich, und die erste Alt-Stimme niemals besetzt war. Ein mit der größten Nachlässigkeit arrangirtes, an beständigen Wiederholungen leidendes Opern-Repertoir ließ dabei die vorhandenen Mittel gar nicht recht zur Wirkung kommen. Wie gesagt — es ist nichts falscher, als daß der mangelhafte Besuch der Oper im Gegensatz zum Schauspiel sollte eine Rechtfertigung sein können für die Ausscheidung der Oper und für die alleinige Herstellung des Schau- und Lustspieles. Allerdings muß aber zugegeben werden, daß es für den Schauspiel-Director vortheilhafter ist, die mehr kostende Oper zu beseitigen, wenn die Plätze sich schon bei den einfachen Schau- und Lustspielen füllen. Daß nun ein Director einmal diesen Versuch macht, darf ihm wahrhaftig im Hinblick auf den trümmervollen Strand, den er betritt, nicht verdacht werden. Es kann in der That sein, daß Bremen die Kosten von Schauspiel und Oper nicht aufbringt, — so möge denn nun dieser Versuch gemacht werden. Sollte das Publicum dabei ermüden und Abneigung zeigen, so bliebe denn im folgenden Winter der Versuch zu machen, — welches Resultat sich ergebe, wenn die Direction eine gute Oper (eine große Oper ist hier noch niemals gewesen, dazu gehören ganz bedeutende Chöre, Ballets u. s. w.) herstellte und dabei solche Lustspiele gäbe, wie sie von Operisten nebenbei können ausgeführt werden. Die Meinung, daß Letzteres dem Publicum viel lieber sei als der vorliegende Plan, möchte nicht wenige Anhänger finden. Ein solcher Plan ließe sich denn auch ganz gut motiviren, und brauchte man dazu die Hauptstellen der jetzigen Abonnements-Einladung nur umzukehren — zum Beispiel: „Die Erfahrung der bremischen Theaterfreunde ergiebt, daß über drei Viertel der Abonnements-Billets und über drei Viertel der baaren Cassen-Einnahme durch den Besuch der Oper eingingen, während — wenige Ausnahmen abgerechnet — das Schau- oder Lustspiel nur Sonntags ein volles Haus brachte. Fast sämmtliche Schau- und Lustspiele, welche jetzt auf den deutschen Theatern gegeben werden, sind dem Theaterbesucher so bekannt, daß er die Fabel des Stücks und fast das Einzelne des Dialogs auswendig weiß. Niemand sieht dasselbe Schau- oder Lustspiel deshalb häufig, während in der Oper eine solche Menge von Tonsätzen vorkommen, daß gerade häufiges Hören zum Genusse erforderlich ist. Die bedeutenden Schauspiele von Schiller und Goethe lassen das Haus am leersten, weil dabei ein Jeder die Lectüre vorzieht, dagegen befriedigen die neuen Raupach'schen Sachen und die von Uebersetzungs-Fabrikanten gelieferten ausländischen Schauspiele den Anforderungen der Kenner nicht.

Aus allen diesen Gründen dürfte es den Wünschen des Publikums am meisten entsprechen, das hochtrabende vor leeren Bänken spielende Schauspiel ganz wegzulassen, und Opern sammt solchen Lustspielen herzustellen, wie sich diese für eine Opern-Gesellschaft in großer Anzahl vorfinden." —

Um nun in die Gegenwart zurückzukehren, so möge denn die Erfahrung lehren, wohin die Wünsche des Publicums gehen, denn die Theater-Unternehmung ist doch gewiß wegen des Publicums da, und nicht das Umgekehrte anzunehmen. Dabei soll aber gleich im Anfang protestirt sein, daß keine Folgerungen gezogen werden dürfen, aus den Listen, welche der Direktor für diejenigen eröffnet hat, welche den Etat einer großen Oper decken wollen, — denn auf eine solche Einladung kann sich Niemand einlassen. Die ganze groß gedruckte Stelle wäre überhaupt besser weggeblieben, denn es hat schon Mancher den Eindruck empfangen als liege darin eine Hohn gegen die öffentlich laut gewordenen Stimmen mehrerer achtbaren Opernfreunde. Zur Unterzeichnung solcher Listen kann sich eben so wenig Jemand melden, als wenn im nächsten Winter ein Director käme, und mit Hinweisung auf das bisherige traurige Resultat lebender Gesellschaften die Einladung auf ein Marionetten-Theater-Abonnement eröffnete, dabei bemerkend — „Sollte sich indeß das Bedürfniß einer lebendigen Schauspieler-Gesellschaft in dem Maaße herausstellen, daß sich eine genügende Anzahl von Abonnenten zur Deckung des Etats findet, so wird der Director bemüht sein, nach Neujahr eine lebendige Gesellschaft zusammen zu bringen, und liegen dafür besondere Listen zum Unterzeichnen bereit." — Wir meinen, in solchem Fall werde auch Niemand die besonderen Listen unterzeichnen, sondern ein Jeder die Achtung gegen das Publicum verletzt finden. — Auf das Papier und Gedruckte kommt indeß wenig an, man schaue auf das Wirkliche, auf das Geleistete, und in dieser Hinsicht werden ja die ersten acht Tage durch Aufführung eines Schauspiels, eines Lustspiels und eines Vaudeville's darthun, ob eine Gesellschaft versammelt ist, welche uns die Winterabende erheitern und verschönern kann. Von vorn herein läßt gewiß die künstlerische Bildung und der gute Wille des Directors das Beste vermuthen. Findet sich diese Erwartung bethätigt, so mögen denn auch die eifrigsten Opernfreunde sich dem Abonnement nicht entziehen, denn für einen Winter kann die Oper wohl entbehrt werden, und daß derselbe Beschränkungs-Versuch 1842 abermals wiederholt werde, läßt sich im Hinblick auf die laut gewordene bedeutende Opposition gewiß nicht erwarten. So sei denn der nächste Winter ein neuer Beleg zu der bekannten Stelle aus Faust:

„Auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein Jeder, was er mag."

Auflösung der Charade in Nr. 72.

Blutbad.

Miscellaneen.

(Ein Theaterbrand in Petersburg.) J. G. Kohl gibt uns folgendes Gemälde eines Theaterbrandes in Petersburg; „Im ersten Augenblick des Feuerfangens hatten die hinter der Scene Befindlichen dem Publikum nichts gesagt, weil sie meinten, die Flamme wieder zu ersticken; als aber diese stärker wurde, hielten die Zuschauer die Beleuchtung für prächtig und beklatschten die Illumination. Da stürzte mit allen Anzeichen des Schreckens der Bajazzo hervor und rief: „wir brennen! wir brennen! rette sich, wer kann!" Das ganze Publikum lachte laut auf über den vom Bajazzo, wie es meinte, trefflich fingirten Schrecken. Darauf ließ der Theaterdirector, weil Niemand mehr in den jubelnden Lärm hineinsprechen konnte, rasch den Vorhang des Hintergrundes aufziehen, damit Jeder die Größe der Gefahr ermessen könnte, und dicker Rauch und Feuerarme schlugen dem Publikum entgegen. Da wandte sich plötzlich das Lachen in erblassenden Schrecken, und ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Brust von Tausenden, die noch eben von Fröhlichkeit bewegt worden. Krampfhaft ergriff Jeder, was er in der Menge liebte, und Alles stürzte den Ausgängen zu. Dieser aber waren für die Größe des Theaters nur sehr wenige, und nur äußerst langsam machten die Vordermänner den Hintermännern Platz. Desto rascher aber griffen die Flammen an den harzigen Tannenbrettern um sich, schwangen sich schnell von Coulisse zu Coulisse und leckten bald in den noch mit Menschen gefüllten Theaterraum hinein. — Die Polizei wollte (echt russisch) anfangs keine Privatleute zum Retten zulassen, um selbst die Leitung zu übernehmen, dennoch gelang es, als die Flammen überhand nahmen, einem Kaufmanne, mit einem aufgegriffenen Spaten trotz der abwehrenden Polizei auf der einen Seite des Theaters ein Bret loszubrechen und durch die Oeffnung noch 60 Halberstickte aus dieser Harlequinshölle hervorzuholen, was er mit großer, eigener Gefahr bewerkstelligte. Der Ehrenmann wurde für diese, eines Bürgers würdige That später auf eine, eines Kaisers würdige Weise von Nikolaus belohnt, er bekam einen Orden und, da er arm war, eine Pension von zweitausend Rubeln. — Als der Brand vorbei war, die Flamme und das Leben drinnen ruhte, und Alles in einem halb und ganz verbrannten und verkohlten Haufen da lag, machte man sich an das betrübte Geschäft, die Todten hervorzuziehen. Der Anblick soll über alle Begriffe traurig und schreckhaft gewesen sein, als sich nach Wegräumung der zusammengestürzten Balken und Bäume allmählig die Haufen der Erstickten zeigten, man zog sie mit langen Haken hervor, wie die Brode aus einem Backofen. Einige Leichname waren ganz verkohlt, einige nur angebrannt wie Kastanien, viele hatten nur versengte Haupthaare, viele waren bei gebrochenem Auge, bei gesengten Locken und schwarz verbranntem Angesichte mit den bunten Tüchern und Kleidern des Festtages geschmückt, welche die Flamme des dichten Gedränges wegen verschont hatte. Diese gewährten einen weit schmachvolleren Anblick als die ganz verbrannten. Da, wo ein Theil des Gebäudes noch aufrecht stand, fand man auch die dichtgedrängten Haufen der Todten noch aufrecht neben einander stehen, wie ein Heer von Schatten aus der Unterwelt. Ein Frauenzimmer fand sich mit dem Haupte über die Galerie geneigt, Hand und Taschentuch vor dem Gesichte. Ein Herr, der diese Todtenausräumung mit angesehen, sagte mir, er habe drei Tage hindurch keine Speise mehr anrühren können, so gräuliche Bilder hätten ihn nachher beständig verfolgt, und eine Dame, die auch von Weitem einen Blick hineingethan hatte, wäre bald über die ungeheure Gemüthsbewegung, die ihr der Anblick zugezogen, wahnsinnig geworden, sie redete noch mehrere Tage nachher im Schlafen und Wachen irre."

(Das Schweigesystem in Korrections-Anstalten.) Die „Times" bringen unter dem Titel „Das Schweigesystem" (**The silent system**) folgenden beachtungswerthen Artikel: „Sir P. Laurin zeigte im Mansion-House an, es freue ihn, das Publicum versichern zu können, daß das System der Penitentiary (wörtlich: „Bußanstalt," das bekannte große, nach dem stark modifizirten Vorschlag J. Bentham's angelegte Zucht- und Besserungshaus, worin alle Diebe, deren Strafzeit fünf Jahre nicht übersteigt u. s. w., eingeschlossen werden), welches von Menschenfreunden so scharf getadelt worden sei, nächstens gänzlich werde geändert werden. Er habe von ganz sicherer Autorität, daß man nach dem langen Probeversuch', welchen man in jener Strafanstalt mit dem Verfahren der Einzel- und Schweigehaft gemacht, endlich ausgefunden habe, wie die grausame Härte des Plans, die von demselben erwartete gute Wirkung nicht gehabt habe; wie das System der Einzel- und Schweigehaft, anstatt eine Besserung im Moralischen hervorzubringen, mehrere der unglücklichen, zum Schmachten in den Mauern jenes Gebäudes verurtheilten Missethätern des Gebrauchs ihrer Vernunft gänzlich beraubt habe, und wie die Regierung endlich wach gemacht worden sei für die Nothwendigkeit einer Gefängniß-Reform, insoweit solche jenen erschreckenden Strafort, das sogenannte Penitentiary, betreffe.

(Berlin.) Die Aufführung griechischer Trauerspiele im engern Kreise des Hofs soll den nächsten Winter zur Aufführung kommen und Mendelssohn hat den Auftrag erhalten, die betreffenden Chöre zu componiren; man wird wahrscheinlich zunächst an den Oedipus auf Kolonos gehen, obgleich sich namentlich Antigone und Elektra zur Darstellung vor einem modernen Publikum, dem die antiken Verhältnisse doch mehr oder weniger fremd sind, am meisten eignen möchten.

(Hr. Fanon) in Paris hat elastische Behältnisse erfunden, in welche Damenhüte gestellt und auf Reisen mitgenommen werden können, ohne daß sie die geringste Beschädigung erleiden. Diese „**boîtes des voyages**" sehen beinahe wie Luftballons aus, und sind in der That recht sinnreich combinirt.

(Auch in Dresden) ist man jetzt so fromm, daß man das Orgelspiel in der Kirche schon als störend verschreien möchte! — Der Dresdener Anzeiger, dieses Daguerreotyp Dresdener Gesinnung, bringt in seiner neuesten Nummer eine Beschwerde und Bitte um Abhülfe, wegen des dem Gottesdienst einleitenden Orgelspiels, das durchaus der Andacht hinderlich sei. Man kommt ja in die Kirche, sagt dies Blatt, um zu singen, zu beten und eine Predigt zu hören, nicht aber um den Orgeltönen zu lauschen. Und es ist natürlich, daß wenn die auf der Orgel gespielte Fuge, wie schön sie immer sei, jedesmal wenigstens 10 Minuten (!) dauert, diese Gefühle der Andacht gestört werden. „Man zieht seine Taschenuhr, man plaudert mit seinem Nachbar, und dies um so lauter und stärker, je stärker die Töne der Orgel erklingen." Schließlich wird um eine schleunige Abhülfe dieses Uebelstandes gebeten. — So weit ist es also schon mit der Frömmigkeit gekommen, daß die erhebenden Klänge der Orgel die Andacht stören können, wenn sie in jenen Weisen kirchlicher Fugen erklingt, an denen man sonst sich zu wahrer Andacht aufzuschwingen pflegt. Diese Frommen möchten hingehen in Sack und Asche zu beten, und zuletzt die jauchzende, singende und blühende Natur in ihrer Fröhlichkeit und pulsirenden Jugendlust eine Gotteslästerung nennen.

Der Professor Eckhardt) wurde von der Herzogin von Kurland veranlaßt, auf die Worte, welche sich auf amen endigen, ein Impromptu zu machen, und entwarf auf der Stelle folgendes:

Kennt Ihr, Freunde, wohl den Saamen
Alles Bösen? — Woher kamen
Alle Uebel, deren Namen
Jetzt nicht Zeit ist, auszukramen;
Kennt Ihr ihn, — der Herr'n und Damen,
So die Wilden, wie die Zahmen,
Selbst die Blinden und die Lahmen,
Fängt mit Angel und mit Hamen?
Seht ihn unter Glas und Rahmen,
Auf des Weltalls Panoramen,
In Komödien und Dramen
Sucht man seine ganz infamen
Kleinen Künste nachzuahmen, —
Und wie heißt er? — Amor! —

(Abyssinier in Rom.) In Rom sind 33 Abyssinier als Deputation an den Papst unter Führung des Missionars Abbate Jakob angekommen, und die neugierigen Römer sind nicht wenig erstaunt, die schwarzen Söhne Afrika's in ihrer Nationaltracht umherwandeln zu sehen. Der Alabaster, welchen Mehemet Ali zum Bau der St. Paulskirche schenkt, ist in drei kleinen Fahrzeugen in Civita Vecchia angelangt.

(Eine neue Tragödie von Jouy.) Wir haben diesen napoleonischen Dichter und Akademiker längst schon zu den Verstorbenen gezählt — wenigstens zu den Todten im Gebiet der Literatur — aber der Dichter der „Vestalin," des „Fernand Cortez" und des in alle Sprachen übersetzten „Eremiten" ist mit einem Male wieder aufgelebt. Im 72sten Jahre seines Alters hat Jouy eine Tragödie geschrieben: „Die Verschwörung von Amboise," die als ein Triumph des Romanticismus angesehen werden kann; denn der geschworene Feind aller romantischen Neuerungen, den Bewunderer und Nachahmer Voltaire's, hat in diesem Werke seiner alten Tage dem früher so beharrlich von ihm vertheidigten Prinzip drei Einheiten entsagt und sich darauf beschränkt, die Einheit der Handlung als Einheit des Begriffes, nicht aber der Thatsachen, zu betrachten, Einheit der Zeit und Einheit des Ortes dagegen ganz fahren zu lassen. Die Personen und die Ereignisse, so wie der Scenenwechsel häufen sich in diesem Drama, wie nur in irgend einem von Shakespeare, und wenn man Herrn Jouy vor fünfundzwanzig Jahren eine solche Tragödie gezeigt hätte, so würde er sie nicht allein eines Voltaireschen Schülers unwürdig gehalten, sondern auch für ein Werk der Barbarei erklärt haben. So ändern sich die Zeiten.

(Kuriosos.) Ein Philologe des neunzehnten Jahrhunderts verdeutscht also eine Stelle in Ciceros Rede für den Ligarius: „Ich hoffe, daß auch Du, der Du, oder da Du Dich auch (oder sogar) an gewisse andere Quästoren erinnerst, an die Quästur dieses da (dieses Ligarius) denken werdet." Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1840, Nr. 148. Dagegen ist ja die berühmte Periode: „Der, der den, der den Pfahl, auf welchem stand u. s. w." oder der Rede-Anfang: „O Du, der Du die das u. s. w." ein wahrer Blumenpfad durch Auen." Und auf solchem Knüppeldämmen führt man unsere Jugend nach Rom und Athen! Der Baumeister jenes Musters heißt Freudenberg, nicht ohne Ironie, und wohnt in Münstereifel.

(Ritter Ignaz von Seyfried,) rühmlich bekannt als Compositeur wie als Kapellmeister, ein klassischer Veteran, starb in Wien, in der Nacht vom 26. auf den 27. in einem Alter von 66 Jahren. Er war nicht nur einer der gelehrtesten Theoretiker und Lehrer vieler ausgezeichneten Musiker, sondern hat sich auch durch seine Werke dauernden Ruhm bei der Nachwelt erworben. — Friede seiner Asche! —

(Lindpaintner) hat Raupachs „Nibelungenhort" in Musik gesetzt.

(Gläserne Kirchenglocke.) Zu den neuesten Wundern der Industrie gehören jetzt gläserne Kirchenglocken. Kürzlich wurde eine in Schweden gegossen, deren Durchmesser sechs Fuß beträgt; ihr Klang soll heller und reiner sein, als der von irgend einer Metallmischung.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 73.

Bremen, Sonntag den 12. September 1841.

Gestorben:

Nro. 804. Den 8. September. Des Arbeitsm. Hermann Imhoff Sohn, 8 Monat; Marterburg Nro. 23.

— 805. Den 8. — Des Garnhändlers Cord Heinr. Bruns Ehefr., geb. Feldhusen, 33 Jahr; Ansgariithorswallstr. Nro. 1.

— 806. Den 8. — Des Clubwirths Joh. Friedr. Phil. Thiemann Tochter, 4 Monat; gr. Johannisstr. Nr. 105.

— 807. Den 9. — Des Weißbäckers Joh. Heinrich Petersen Sohn (todtgeb.) Wachtst. Nr. 18.

Nro. 808. Den 9. — Des Grobbäckers Johann Pralle Sohn 1½ Jahr; Kurze Wallstr. Nro. 4.

— 809. Den 10. — Der Schneidermeister Heinrich Mahne 61 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 34.

— 810. Den 10. — Des Cigarrenmachers Eduard Bricher Sohn (todtgeb.); Degengang Nro. 13.

— 811. Den 10. — Des Zuckerbäckers Hinrich Döhlen Wittwe, geb. Mahnken, 74 Jahr; Meinkenstraße Nro. 22.

Geburten:

Nro. 1099. Den 5. September. Des Arbeitsm. Hermann Siems Ehefr., geb. Siemerling, Hastedt Nro. 85; von einem todten Mädchen.

— 1100. Den 6. — Des Arb. Carl Ehlenbrok Ehefr., geb. Denker, Häschenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1101. Den 7. — Des Schenkwirths Joh. Diedrich Malchow Ehefr., geb. Kulenkamp, Westerstraße Nro. 19; von einem Knaben.

— 1102. Den 7. — Des Arb. Joh. Ferdinand Warnken Ehefr., geb. Krauskopf, Gurtz Hof Nr. 5; von einem Mädchen.

— 1103. Den 8. — Des Mäklergehülfen Lüder Müller Ehefr., geb. Sommer, Seemannsstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 1104. Den 8. — Des Landmanns Hermann Solte Ehefr., geb. Klatte, Buntenthorssteinweg Nro. 136; von einem Knaben.

— 1105. Den 8. — Des Detaillisten Heinrich Albr. Speckmann Ehefr., geb. Thene, Klosterstraße Nro. 19; von einem Knaben.

Nro. 1106. Den 8. — Des Fuhrmanns Hinrich Block Ehefr., geb. Peymann, kl. Weidestraße Nro. 4; von einem Mädchen.

— 1107. Den 9. — Des Privatlehrers Heinrich Harz Ehefrau, geb. Klages, Ansgariithorssteinweg Nro. 1 B; von einem Mädchen.

— 1108. Den 9. — Des Arb. Joh. Friedr. Kammeyer Ehefr., geb. Plump, Düsternstraße N. 96; von einem Mädchen.

— 1109. Den 9. — Des Buchhalters Johann Conrad Albrecht Ehefr., geb. Döring, Paulsberg Nro. 17 A; von einem Mädchen.

— 1110. Den 9. — Des Fuhrmanns Hinr. Rust Ehefr., geb. Wohlers, Michaeliskirchhof; von einem Knaben.

— 1111. Den 9. — Des Weißbäckers Johann Heinrich Petersen Ehefr., geb. Schad, Wachtstraße Nro. 18; von einem todten Knaben.

— 1112. Den 9. — Des Schneidermeisters Friedrich Wilh. Wilhelmi Ehefr., geb. Sellmann, Schwanenstr. Nro. 14; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 370. Der Kaufmann Wilh. Herm. Leupold hieselbst und Therese Mathilde Meyer zu Hamburg.

— 371. Der Rector an der Schule zu Varel Diedrich Sägelken und Barbara Wilhelmine Friedlein zu Erlangen.

— 372. Der Kaufmann Gustav Adolph Wolff und Metta Harmssen hieselbst.

— 373. Der Maler Hinr. Gerhard Schmidt u. Catharina Adelheid Busch hieselbst.

— 374. Der Kohlhöker Johann Christian Gottlieb Ferdinand Greten und Beke Budelmann aus Barrien.

— 375. Der Cigarrenmacher Johann Bauer, genannt Stietelberg, und Maria Elisabeth Carolina Bosselmann hieselbst.

— 376. Der Cigarrenmacher Johann Osmers und Sophia Dorothea Tietzfelbinger, genannt Sanders. Beide von hier.

Nro. 377. Der Fuhrmann Johann Hinrich Kenter hies. und Gebke Meyer zu Oberneuland.

— 378. Der Kimkeramtsmeister Heinrich Christian Osterloh und Anna Regina Walker. Beide von hier.

— 379. Der Schneidermeister Hinr. Friedr. Krumme hieselbst und Dorothea Ebeling aus Nienburg.

— 380. Der Bierbrauer Albert Harms zu Bruchhausen und Anne Meta Margaretha Karkbeck zu Neundorf.

— 281. Der Mascopsträger Hinrich Semke und Lucia Margar. Honholt hieselbst.

— 382. Der Arbeitsmann zu Walle Friedr. Block und Gesche Margar. Muhle zu Barrien.

— 383. Der Arbeism. Andreas Starcke hieselbst und Johanne Henriette Elmers zu Tenever.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 74.

Bremen, Donnerstag den 16. September 1841.

* An den Dichter der Friedens-marseillaise.

Des Sängers Frieden.

Wie, Vater Rhein, so soll an Deinen Wogen
Der wilde Krieg, das grause Blutvergießen,
Und Mord und Brand und alle Schreckniß sprießen?
Droht Unglück der umwölkte Himmelsbogen?

Nein jene Wolken sind vorbeigezogen;
Seht nur, wie meine Wellen ruhig fließen,
Wie meine Wasser schimmernd sich ergießen,
Mein Wächteramt hat diesmal mich betrogen.

Und horch, es schallen milde Fiedensklänge;
Ein Dichter sang sie Euch aus Frankreichs Gauen,
Fern von des Volkes wüthendem Gedränge.

So ist es Recht; des Sängers Blüthenauen
Zerstieben nicht durch wilde Schlachtgesänge,
Der holde Friede darf sie stets bethauen.

Gretry.

(Schluß.)

Antoinette hatte das sechzehnte Jahr erreicht; sie war schön und voll Lächeln, wie Aurora; sie sollte sterben, wie die Schwestern. Gretry, als er merkte, wie sie bläßer wurde, weinte und betete; aber der Tod läßt sich durch so Geringes nicht aufhalten: la cruelle qu'elle est, se bouche les oreilles, et nous laisse crier. (Verse von Malherde aus der wunderschönen Ode an Duperier.) Gretry hoffte dennoch; — Gott wird sich rühren lassen, sagte er, von meinen dreimal bittern Thränen. Er beschäftigte sich nicht länger mit Componiren, ließ Alles liegen, lebte nur für seine Antoinette. Er huldigte jeder ihrer Launen, brachte ihr Putzsachen und Bücher, führte sie spazieren, gewährte ihr jede Lust der Welt. Sie aber lächelte nur immer dazu mit jenem Lächeln, das für den Himmel gemacht scheint. Der Vater täuschte sich lange; doch eines Tages deckte ihm ein Wort der Tochter sein ganzes Unglück auf. „Meine Pathe ist auf dem Blutgerüste umgekommen; das ist in der That eine schlimme Vorbedeutung. Jenny ist im sechszehnten Jahre gestorben, Lucile im sechszehnten Jahre, und ich? — ich stehe ja auch im sechszehnten Jahre." — Antoinettens Pathe war die Königin Marie Antoinette. — Ein andermal stand sie am Fenster, das Blumenorakel befragend. Als sie der Vater sah, mit der Blume in der Hand, bildete er sich ein, sie lasse sich gehen in einem Traume der Liebe. Es war aber der Traum des Todes. Bald hörte er, wie sie vor sich hinflüsterte: Ich werde sterben — dieses Frühjahr? — im Sommer? — im Herbst? — im Winter? Da war sie am letzten Blatt; desto schlimmer! es wäre mir lieber, ich stürbe im Herbst. — Was sagst Du da, mein Engel, unterbricht sie Gretry. — Nichts, gar nichts, — ich spielte nur mit dem Tode; laß doch Dein Kind spielen. — Gretry dachte, vielleicht hilft eine Reise nach dem Süden. Er führte die Tochter nach Lyon; es ging eine Zeitlang besser; Antoinette wurde wieder munter; Gretry machte sich an die Composition der Oper Wilhelm Tell; jeden Morgen wartete er in der Tochter Zimmer auf den Moment der Inspiration. — Gegen den Herbst hin verlor Antoinette

aufs neue ihre natürliche, kaum wiedergefundene Munterkeit. Gretry nahm seine Frau auf die Seite. — Du siehst Deine Tochter! — Auf das einzige Wort überfiel eisige Kälte die unglücklichen Eltern; sie vergossen Ströme von Thränen; sie beschlossen, heimzukehren. — Wir gehen also wieder nach Paris, sagte Antoinette, — das ist schön, ich komme zu meinen Lieben zurück. Sie meinte die Schwestern! — Die zum Tode bestimmte Jungfrau hielt die Symptome der nahen Auflösung geheim; ihr Herz trauerte, auf dem Munde aber schwebte ein holdes Lächeln; sie wollte dem Vater den Schmerz bis zum letzten Augenblicke ersparen. Eines Tages sieht sie ihn heimlich weinen; sie nähert sich ihm mit heiterer Miene; — „Vater, Du weist, morgen gehe ich auf den Ball; ich möchte mich gerne recht schön putzen; ich brauche dazu eine Perlenhalsschnur; nicht wahr, Du sorgst mir dafür?“ — Sie ging auf den Ball; als sie mit der Mutter aufbrach, war Rouget Delisle (von dem die Marseillaise stammt) im Salon zugegen. Der sagte: Gretry Du bist ein Glückskind! Was hast Du da für eine charmante Tochter! Welche Grazie, welches sanfte Wesen! — Ja! lispelte ihm Gretry in's Ohr, sie ist schön, und liebenswürdiger noch als schön; sie geht auf den Ball, aber nach wenig Wochen werden wir sie begleiten auf den Kirchhof. — Welche schreckliche Idee! Du verlierst den Kopf! — Warum kann ich nicht das Herz verlieren! Ich hatte drei Töchter; sie allein ist mir geblieben; heute schon darf ich sie beweinen. — Einige Tage nach dem Ball legte sich Antoinette; sie fiel in liebliche Phantasien; sie hatte ihre Schwestern wiedergefunden und ging mit ihnen herum, die Hände verschlungen; sie tanzte mit ihnen; sie führte sie ins Theater; was mußte Gretry dabei fühlen? Kurz vor der Todesstunde kehrte ihr die Besinnung zurück; sie nahm des Vaters, der Mutter Hand, lächelte sanft, sagte mit leiser Stimme: ich sehe, man muß sich schon entschließen; ich fürchte den Tod nicht; aber ihr Beide, was wird aus Euch werden? — das waren ihre letzten Worte; sie neigte das Haupt, schloß die schönen Augen, ging zu ihren Schwestern.

Die Revolution hatte Gretry um sein Vermögen gebracht. Als der Sturm vorüber war, sang man seine Musik von neuem; er ließ die Glücksgöttin gewähren; sie ersetzte ihm bald, was er eingebüßt hatte. Doch was hilft aller Wohlstand, wenn das Herz verarmt ist! Bis dahin hatte er noch nicht den Kelch bis zum Boden geleert; auch diese Stunde schlug. Er sah Jeannette sterben; er mußte am Grabe der alten Mutter weinen. Nun erst war er allein. Um allein zu leben, muß der Mensch eine Einsiedelung suchen. Gretry fand eine ganz nahe bei Paris. Er zog nach der Eremitage, berühmt durch Rousseau's Genie und Unglück. Hier mochte er in stiller Nacht alle geliebten Schatten heraufbeschwören und den Tod in ruhiger Hingebung erwarten. Er fand da eine kräftige Natur, die ihn nach und nach wieder belebte; der Musik entsagend, wandte er sich zur Philosophie. Er sagt in seinen Memoiren: „Jean Jacques hat hier den Contrat social ausgedacht; mein Schreibtisch war der Altar des Genies; meine Lampe leuchtete ihm, als er die Briefe an Julien schrieb; ich bin der Sacristan dieser heiligen Reliquien.“ —

Gretry starb 1813 im Herbst, zugleich mit den Blumen seines Gartens. Er starb, Wohlthaten und Meisterstücke hinterlassend; er hatte Frankreich funfzig Jahre lang entzückt. Fraget eure Mütter, wie mit süßem Lächeln, wie mit fröhlichem Herzen, sie ihn gehört haben. —

---

* Sprech- und Denkübungen,

von G. L. Block, Candidaten des Predigtamts.

In Beziehung auf meine neuliche Anzeige, daß ich mit einigen Kindern Sprech- und Denkübungen anstelle und noch andere Kleine gerne an diesen Uebungen Theil nehmen lasse, möchte ich, da Manche mit dem bezeichneten Gegenstande, einer ihrer Neuheit wegen noch nicht in jeder Schule angewandten ersten Unterrichtsweise für Kinder, bekannt zu werden keine Gelegenheit hatten, über die Art und Weise, so wie über die mannigfaltigen Nutzen dieses Unterrichts einige Zeilen niederschreiben. Ich habe denselben nichts weiter vorauszuschicken, als daß sie nur längst Bekanntes, viel Durchdachtes und durch segensreiche Erfahrungen Bewährtes darlegen. Auch war nicht meine Absicht, hier irgendwie etwas Vollständiges zu liefern, sondern nur aus dem Wichtigsten, was die Sache betrifft, Einiges herauszuheben.

Die gewöhnliche Unlust der Kinder am Lernen, ihre Achtlosigkeit während des Unterrichts, die ermüdende Langsamkeit, mit welcher die Anfänge bei ihnen haften, die späterhin immer nothwendiger werden den Reiz- und Zwangsmittel, mit welcher die Lehrer den Schülern ihre Arbeiten abzulocken und abzuringen sich genöthigt sehen, die Freude, mit welcher insgemein die Kinder sich von dem Schulzwange und der

Schularbeitslast entbunden fühlen; späterer Mangel an Einsicht und eigentlichem Wissen bei reichlich beladenem Gedächtnisse; Unfähigkeit, einen großen Theil der aus der Schule mitgebrachten Kenntnisse im practischen Leben zu gebrauchen; dazu Gleichgültigkeit im geistigen Leben und Streben aller Art — all' diese Erscheinungen haben gewissenhafte Lehrer und Erzieher darauf geführt, der Quelle dieser Uebelstände nachzuspüren, und Tausende kommen jetzt in dem Geständnisse überein: „die Art und Weise des Unterrichts, die wir solange her befolgten, ist nicht die rechte!"

„Mit Buchstaben, sagen sie, mit gedruckten, todten Figuren soll das Kind zu lernen anfangen, während es Bilder und Dinge aus der wirklichen, lebendigen Welt anzuschauen, zu nennen und zu betrachten liebt? Wir wollen es zwingen, beim Anstarren dieser Figuren den Kopf Stunden lang gebückt zu halten, still da zu sitzen; während es, was es denkt, zu sagen, was es geistig erregt, auch sinnlich zu äußern sich getrieben fühlt? Wundern wir uns, wenn die Kinder lieber plaudern, als lernen; lieber die Bücher zerbeißen und zerreißen, als mit deren Inhalte sich beschäftigen, womit sie nichts anzufangen wissen und den sie nicht mögen, weil sie den Nutzen davon nicht einsehen? (Stricken und Nähen mögen die Kleinen gar gern, weil sie es schon weg haben, wozu das nützt. Und das eigne Schaffen und Fertigen erfreut dabei das Kind; es will eben selbst thun; merken was es thut und warum es das thut.) Glücklich, daß die Spannkraft des menschlichen Geistes doch am Ende die jahrelangen Torturen einer geisterlahmenden Methode überdauert und aus dieser Prüfungszeit noch etwas Frisches und Freies im Geiste mit herausbringt — vielleicht noch stark genug, die lästige Bürde alles Nichtverstandenen fahren zu lassen, dagegen das Nothwendige zu sammeln und gebrauchen zu lernen. Bei wie Vielen aber mag dieses Frische und Freie schon zu sehr unterdrückt worden sein!"

So die Selbstanklagen der Erzieher und ihr Staunen, wie man so sehr und so lange das Rechte, das Naturgemäße habe verkennen können.

Das Naturgemäße! Denn wenn wir die Menschengeschichte um Rath fragen, so lehrt sie uns, daß Gott den Menschen, was die Entwickelung seiner Geisteskräfte anbetrifft, so erzogen hat, daß die Welt und das Leben selbst, die Anschauung und Beobachtung beider die Kräfte seines Geistes übte und stärkte; daß er aus dem Leben, nämlich durch die hörbare lebendige Sprache der Menschen, wiederum sprechen lernte; und daß erst, nachdem die Menschheit zweitausend Jahre alt war, Gott für nöthig hielt, ihr das Sprachmittel der sichtbaren Schrift zu geben und somit Schreiben und Lesen nothwendig zu machen.

Man fing also mit dem für zweckmäßiger erkannten, naturgemäßen Lehrgang an. Man ließ versuchsweise halbe Stunden, dann ganze, die Bücher bei Seite und ließ die Kinder sprechen statt buchstabiren; aus der lebendigen Welt statt vom todten Blatte lesen; selbst anschauen, denken, mit eignem Geiste thätig sein in Wahrnehmung der umgebenden Welt, statt das Mund- und Lippenwerk (denn für die Zeit des unentwickelten Begriffsvermögens kann diese Uebung doch nichts Anderes sein) der Leseübung treiben. So hatte man Sprech- und Denkübungen eingeführt. Die Schreib- und Leseübungen folgten nun erst später. Man bemerkte, daß das Kind, so vorbereitet, mit geübterem Sinne, schärferem Wahrnehmungsvermögen, die Zeichen für die Sprache schneller fasset, wenn man ihm nun begreiflich macht, daß es, was es dem Gehöre verständlich machen kann, auch dem Auge soll bemerkbar machen und so äußern lernen, daß es auch ferne Menschen sehen und erfahren können. Mit dieser Aussicht lernt das Kind die vorgeschriebenen, vorgemalten oder gedruckten Zeichen der Sprache fröhlich und rasch; es möchte gern bald die eigne That üben*) — es begreift nun, warum diese Figuren da sind. — Nach dem Schreiben Lesen des Geschriebenen. — Bekanntmachung mit den Druckbuchstaben. — Lesen gedruckter Schrift.

*) Als ich mit dieser Unterrichtsmethode zuerst bekannt wurde und große Lust bekam, mich durch eigene Erfahrung zu überzeugen, machte ich mit einem kaum 5jährigen Mädchen den ersten Versuch. Nachdem ich ihr und einigen anderen theils im Buchstabenmalen schon etwas geübten, theils dazu noch zu jungen Kindern ein paar Wochen Anschauungsunterricht gegeben, fragte ich sie, ob sie mir die Sätze, welche sie mir als Product des eigenen Nachdenkens eben gesagt hatte, auch wohl möchte aufschreiben können? Ihre Freude war groß, dies thun zu dürfen. Ich sagte ihr wie schwer es sei, die Buchstaben schreiben zu lernen. „Die wolle sie schon bald können!" Nach einem Monate dictirte ich ihr ihre eigenen Sätze oder bekannte Bibelsprüche, ließ sie dieselben erst in die einzelnen Wörter, die Wörter in Silben, die Silben in Laute zerlegen und dann niederschreiben. Sie schrieb fehlerlos, weil sie richtig sprach, hörte und erst lautirte. Sie hatte wöchentlich 4 Unterrichtsstunden, deren erste Hälfte stets für Sprech- und Denkübung verblieb. Der gewöhnliche Refrain unserer Unterhaltungen von Seiten der Kinder war: Bitte, Onkel, dürfen wir nicht noch ein wenig?

Möge aber nun der Leser einen Blick in die Schule selbst thun!

Weil der Unterricht und das Denken der Kinder durch die eigene Anschauung soll belebt werden, so wird insgemein zunächst das Schullocal selbst, sammt seinem ganzen Inhalte, wovon freilich schon jeder einzelne Theil wieder ein reiches Material zu den Uebungen darbeut, zum Gegenstande des Sprechens und Denkens gemacht.

Die Kleinen werden gefragt: Wo seid Ihr jetzt lieben Kinder? K.: In der Schule (Stube. Anderes Kind: — Stuben." Lehrer: Nicht so! Sprich: Stu=be. K.: Stu=be.) L.: Sagt mit einander, wo Ihr seid. K.: Wir sind in der Stube. L.: Hannchen, sag' mir, wo Du bist. K.: Ich bin in der Stube. L.: Sprich: in der Stube. K.: spricht nach. L.: Sag' zu Friedrich, wo er jetzt ist. K.: Du bist jetzt in der Stube. L.: Erzähl mir, wo Friedrich jetzt ist. K.: Er ist in der Stube. L.: Sagt mir mit einander, wo Ihr seid. K.: Wir sind u. s. w. L.: Caroline, wie wirst Du allein zu uns Uebrigen sagen? K.: Ihr seid in der Stube. L.: Carl, erzähl' Hannchen, wo wir Uebrigen jetzt sind. K.: Sie sind in der Stube.

(Benennung der Dinge.) L.: Ist denn auch noch Andres in der Schule, als wir? Was seht Ihr hier? Nennt mir alle Dinge, die Ihr hier seht, und zeigt mir sie mit Euren Fingern. K.: Tisch, Stühle (L.: sprecht: Stüh=le, Bücher, Bübchen, Thür, für — Stühle.) Federn Matten, Pult, Balken, Fenster, Gardinen, u. s. w. L.: Nennt mir nun die Dinge so, als wenn von jedem nur Eines hier wäre. K.: Tisch, Stuhl, Feder, Matte u. s. w. L.: Stellt mir nun auch die Dinge, die Ihr bisher durch einander genannt, nach einer Ordnung auf. Z. B. Hannchen, Du siehst, den Tisch kann ich bewegen (L.: thut es), darum nenne ich ihn beweglich. Alle Dinge, die ich bewegen kann, alle Dinge, die bewegt werden können, sind bewegliche Dinge. Den Fußboden aber kann ich nicht bewegen (L.: versucht es mit dem Fuße), drum nenne ich ihn unbeweglich oder fest. Alle Dinge, die nicht bewegt werden können, heißen unbewegliche oder feste Dinge. Wornach kannst Du nun die Dinge unterscheiden? K.: Darnach, daß sie beweglich und unbeweglich oder fest sind. L.: Nenne mir jetzt einmal blos die beweglichen Dinge in dieser Stube, aber ordne sie zugleich nach ihrer Lage, erst die auf dem Fußboden, dann die an der Wand sind. Welche beweglichen Dinge sind auf dem Fußboden? K.: Stuhl, Tisch, Pult, Matten, Regenschirm, Ofen (L.: Ist der beweglich? K.: — — L.: Wer kann ihn wegnehmen? K.: Der Maurermann. L.: Ist der Ofen nun beweglich? K.: Ja, der Ofen ist beweglich. L.: Caroline, welche unbeweglichen oder festen Dinge siehst Du hier? Nenne mir sie aber nach der Ordnung von unten nach oben. K.: Fußboden, Bekleidung, Gesims, Fensterbank, Wand, Zimmerdecke, Balken. L.: Nennt mit einander die beweglichen Dinge, aber so, als wenn jedes Ding zwei= oder mehrfach da wäre. K.: Stühle, Tische (L.: sprecht: Tische — mit der Zunge scharf stoßen, so! L. macht es vor. K. sprechen nach.) Pult — Pulte, Pulter (L.: Behaltet: Pulte) Matten, Regenschirme. (Weitere Uebungen und Wiederholungen in der Ordnung nach verschiednen Gesichtspunkten nach Lage, Farbe, Stoff u. s. w. Nennt mir die Dinge, welche hangen, liegen, stehen. Nennt mir sie nach der Farbe, die weiß, schwarz, roth, blau sind. K.: Das Dintefaß ist schwarz, der Rock ist schwarz, die Stuhlkissen sind schwarz. L.: Was ist hier aus Holz gemacht? aus Stein? aus Glas? u. s. w.

(Beschaffenheiten der Dinge.) L.: Seht einmal die Thür und den Tisch an, ob wol Beide ganz gleich sind? K.: Ich weiß es, ich weiß es. Die Thür ist weiß, der Tisch sieht roth aus — der Tisch hat Füße, die Thür hat keine Füße — der Tisch ist niedrig, die Thür ist hoch. L.: Sind nun Tisch und Thür einander gleich? K.: Tisch und Thür sind einander nicht gleich. L.: Recht! Sie unterscheiden sich von einander. Dasjenige, wodurch sich die Dinge von einander unterscheiden, nennt man ihre Merkmaale oder Eigenschaften oder Beschaffenheiten. Wir wollen die Beschaffenheiten der Dinge kennen lernen. Sollen wir? Ihr könnt das schon, lieben Kinder. Ihr habt das gezeigt, als Ihr mir sagtet, daß Dinge weiß, blau, roth sind. Das sind die Eigenschaften der Dinge nach ihrer Farbe. Sollen wir nun die Dinge einmal einzeln vornehmen? Sagt mir wie ist das Pult? K.: Hoch — roth und schwarz — von Holz (L.: sag': hölzern) — neu, alt — breit — — (L.: wie ist's oben? Wie nennt man das, was nach der einen Seite hin niedriger ist?) schräg — — (L.: wird das Pult gebraucht? Wie nennt man das, was gut gebraucht werden kann?) branchbar — (L. was Nutzen schafft?) — nützlich. L. Karl, wiederhole alle Eigenschaften des Pultes. K. wiederholt, möglichst nach der genannten Ordnung. So auch andere Schüler, erst einzeln, dann mit einander. L.

Setzt zu jedem Eigenschaftsworte das Wort Pult selbst hinzu und sprecht: Das hohe Pult u. s. w. K.: das hohe Pult, das rothe Putt, das breite Pult u. s. w. L.: Hannchen, Du auch; doch so, als wenn's mehre Pulte wären. K.: Die hohen Pulte, die breiten Pulte u. s. w.

(Schluß folgt.)

---

† Ein Wort über die Herstellung eines 4. Bataillons.

Wenn in einer Sache das Für und Wider besprochen wird, stellt sich das Bessere heraus.

Welche Unannehmlichkeiten und Kosten die Conscription herbei geführt hat, ist bekannt. Mit einem 4. Bataillon wäre alles auf's Beste beseitigt. Ob unsere Bürgerwehr in drei oder vier Bataillone getheilt ist, macht nicht mehr Kosten, als was die Feldwebel und Tambours erhalten. In dem 4. Bataillon dienen die jungen Leute, und rücken nach einigen Jahren in die drei ersten. Wird Ersatzmannschaft erfordert, werden sie aus dem 4. Bataillon durch Freiwillige oder Loos, für den gegenwärtigen Dienst genommen. Ist solcher verrichtet, treten sie wieder in das Bataillon ein. Demnach erhalten die Eingetretenen nur so lange Sold, als sie wirklich im Dienst sind. Dagegen müssen die Conscribirten gleich bezahlt werden, und deren Bezahlung dauert ihre Dienstjahre fort, sie mögen im Dienst sein oder nicht. Welche von beiden Arten ist nun die wohlfeilste? Um den Eintretenden in das Contingent eine neue Uniform zu geben, formiren sie den linken Flügel, unter den Namen Voltigeurs. Ob sie Voltigeurs-Dienste verrichten, oder nicht ist gleichgültig. So hat man z. B. noch Grenadiere, die nie den Dienst von Grenadieren ausüben, noch ausüben können, weil keine Handgranaten mehr geworfen werden. Napoleon hatte bei jedem Bataillon Voltigeure. Sollten sie als solche gebraucht werden, wurden sie dahin beordert, wo man es zweckdienlich fand, sonst fochten sie in der Linie. Es dürfte wohl nie der Fall eintreten, daß das ganze 4. Bataillon zum Contingente stoßen müßte. Käme dieser Fall, und es erhielte seinen Platz im Centrum der Linie, was würde dieses schaden? Es wäre daselbst weder angeschlossen noch angepfählt, und könnte sich auf Kommando hin begeben, wo es für erforderlich gehalten würde, sei es in die Vor- oder Nachhut. Daß solches wegen schlechten Exercirens die ganze Brigade in Gefahr setzen könne, und die sich höflichst dafür bedanken würden es anzunehmen, ist nur eine Phrase. Hat unser 4. Bataillon früher nicht gut exercirt? Ist es anzunehmen, daß ein 4. Bataillon jetzt schlecht exerciren werde? jeder gesunde Mensch kann in vier Wochen als Infanterist zum Felde tauglich gemacht werden. Der sogenannte Parade- und Kamaschendienst mag freilich mehr Zeit hinnehmen. In der Schlacht ist er ohne Werth. Schlachten werden durch moralischen Geist — woran es Bremen nie gemangelt hat — Märsche und Kanonen, und nicht durch Subordination oder den Corporalsstock und kleine Gewehrfeuer, gewonnen.

Die Hälfte der Armee Napoleon's bei Leipzig bestand aus Conscribirten, die zum Theil keine 4 Wochen exercirt hatten. Sie schlug sich gut gegen die bärtigen lange exercirten und krieggeübten Gegner. Es ist die Frage, welcher Theil den Sieg errungen hätte, wenn die Sachsen Napoleon treu geblieben wären. Kleine Gewehrfeuer der Infanterie richten durch Treffen wenig aus. Das Knallen kann allenfalls Furcht einjagen, welche durch langes Exerciren und Subordination nicht getilget wird. Sehr oft sind schon die Zahl der Schüsse einer Schlacht und die Getödteten und Verwundeten angegeben, woraus folgt, daß kaum der hundertste Schuß, Menschen oder Pferde getroffen hat. Eine Kugel trifft so gut die Eliten einer Armee als die eben Eintretenden. Es ist ein Irrthum, wenn man meint, die Kugeln suchten Letztere auf, und richteten bei ihnen den mehrsten Schaden an. Daß Belagerungen die mehrsten Menschen kosten, ist bekannt. Es wäre daher zweckdienlich, daß die geübtesten Truppen dazu verwendet würden, wenn man des Glaubens ist, solche würden von Kugeln am wenigsten erreicht.

Bekanntlich führt der Infanterist 60 Patronen mit sich, schickt er sie auch in einem Treffen in's Weite, wie Viele werden davon getroffen? Träfen zwei Regimenter von gleicher Zahl Streitender im Fechten zusammen und verschössen ihre 60 Patronen, so müßten, wenn die sechzigste Kugel auch nur ihr Ziel erreichte, beide Regimenter nach Abschuß der 60 Patronen gänzlich vernichtet sein. Dem ist aber noch nie so gewesen. Man hat beiderseitig nur einige Todte und Verwundete gezählt.

Es ist gesagt, wenn die gebornen Bremer auf den linken Flügel unseres Contingents gestellt würden, so würde brüderliche Einigkeit fehlen. Wir wollen nicht entscheiden, in wiefern sich die fehlende Einigkeit einstellte, wenn sie unter das Contingent gemischt würden.

Bremen hat von jeher — wie die Geschichte ausweiset — sich tapfer für seine Freiheit geschlagen. Dieser

rühmliche Geist, ist von ihm, unsers Wissens nicht gewichen, und wer es wagen wollte seine Freiheit anzupreisen, würde es zu bedauern haben.

Nach obigem genüget ein 4. Bataillon allen Ansprüchen des Bundes, und ist wohlfeiler, als die Unterhaltung der Conscribirten, auch nicht so lästig unserer jungen Mannschaft. Sie brauchte als außerordentlich nur aufzumarschiren, wenn Inspection unserer Bundestruppen wäre, und eine Anzahl davon dann und wann ein Lustlager beziehen, nach dessen Endigung sie wieder in ihr Bataillon träten, bei jedem neuen Bedarf wäre auch eine neue Loosung u. s. w.

---

* Die Cassirer-Stelle beim Bremer Stadt-Theater.

Zur Sicherstellung desjenigen Theils unseres Publikums, welcher mit einer Direction des hiesigen Theaters in Geschäftsverhältnisse tritt (strenge genommen gehören also auch dahin die Abonnenten), wurde zur Zeit, als Rottmayer die Directionsführung übernahm, von Seiten der geehrten Theater-Inspection die sehr löbliche Bedingung in's Leben gerufen, daß von da an dem jedesmaligen Director ein von der Inspection zu beeidigender Cassirer zur Seite gestellt werden solle, der zu jeder, der Inspection convenirenden Zeit, wenigstens aber quartaliter, gehalten sein müsse, dieser die Bücher, Abrechnungen u. s. w. vorzulegen. Außerdem sollten sich die Functionen des beeidigten Cassirers auch darauf erstrecken, bei der Anwesenheit von Gästen, die auf Tantieme spielen, gewissenhaft dahin zu sorgen, daß diese die ihnen zustehenden Summen stets richtig und ohne Beeinträchtigung erhalten möchten. Dem Herren Rottmayer wurden zu diesem Ende nach einander die Herren Kannengießer und Bernhard zur Seite gestellt. Anerkannter Maßen ist der Letztere den Pflichten und Obliegenheiten, die diese Stelle ihm auferlegte, mit Pünktlichkeit, Treue und Diensteifer nachgekommen, weshalb keine Gründe vorhanden waren, daran zu zweifeln, daß die jetzige Direction den Herrn Bernhard als Cassirer beibehalten würde. — Indessen verlautet es jetzt, daß Herr Engelken einen sehr nahen Vetter von sich der Inspektion zu der Cassirer-Stelle in Vorschlag gebracht habe. — Nun ist es jedenfalls sehr rühmlich, für das Fortkommen seiner Verwandten zu sorgen, aber es fragt sich auch nun, ob die der Anstellung zum Grunde liegenden Tendenzen nicht etwa möglichen Falls mit den Rücksichten verwandtschaftlicher und befreundeter Verhältnisse in Conflict gerathen könnten. — Warum also gerade ein Vetter? — Ganz abstrahirt übrigens von der Person des Herrn Bernhard, der möglicher Weise nicht geneigt sein könnte, die Cassirer-Stelle wieder anzutreten, würden sich gewiß zahlreiche anderweitige Bewerber dazu vorfinden.

† † †

---

* Eingesandt.

Herr Redakteur!

Die zahlreiche Classe von Theaterfreunden, welche unter der Direktion des Herrn Rottmayer durch persönliches Abonnement beim Jahr die Hauptstützen des Instituts waren, sind dem Herrn F. Engelken besonders verpflichtet für sein Vertrauen in ihre Uneigennützigkeit, womit er dieselbe in seinem heutigen Abonnements-Plan so auszeichnend beehrt.

Obschon der neue Director seine Preise für 10 Vorstellungen in der nächsten Saison um respective 30 Gr. und 22½ Gr. für die Logen- und Parquets-Abonnenten heruntergesetzt hat gegen die Rottmayer'schen Preise, so beabsichtigt er doch die persönlichen Sperrsitz-Abonnenten 18 Gr. mehr für 10 Vorstellungen zahlen zu lassen. Ein jeder wird gewiß gern dieses kleine Opfer bringen und die Neuheit und Zweckmäßigkeit der Einrichtung des Herrn Engelken zur Vermeidung eigner Verlüste anerkennen; derselbe verhehlt uns nicht sein Verdienst, daß eine höhere Behörde durch sein Ansuchen bewogen worden ist die große Oper zu beseitigen. Die bevorstehende „Uebergangs-Periode zu einem künftigen bessern Zustande der Dinge" wird nicht verfehlen die Empfänglichkeit des Publikums zu erhöhen für die Kunstgenüsse, welche bis zur Eröffnung des neuen Theaters verspart werden sollen. Ueber das sehr zweckmäßig für diese Uebergangs-Periode „gewählte" „nicht übergroße" Personal giebt bereits das „Bremische Unterhaltungsblatt" einige Nachricht, und es ist nicht genug zu loben, daß einige unserer ansäßigen Künstler und Künstlerinnen ihre alte Anhänglichkeit an unsern Musentempel bis auf's Aeußerste bewahren.

Bremen, den 8. September 1841.

Ein ehemaliger Abonnent.

Thorsperre.

Vom 15. — 30. September 7 Uhr.

Miscellaneen.

(Der einzige Zuschauer im Theater.) Eines Abends war zur Zeit des Anfangs der Vorstellung das Theater Odeon in Paris völlig leer; es war kein einziger Zuschauer gekommen, obgleich „Zaire“ und „der Geizige“ auf dem Zettel standen. Die Direction entschloß sich natürlich, gar nicht spielen zu lassen, und dieser Entschluß war eben gefaßt, als ein Zuschauer ankam, der sich im Parterre niederließ. Bald darauf flog der Vorhang in die Höhe, der Regisseur trat vor, und sagte zu dem einzigen Anwesenden: „mein Herr, eben als Sie eintraten, wollten wir das Haus schließen lassen. Sie sehen, daß Sie allein da sind; für einen einzigen Zuschauer können wir aber keine Vorstellung geben.“ „Das thut mir leid,“ antwortete der Herr; „ich bin aus St. Germain en Laye bloß in der Absicht hergekommen, um „Zaire“ zu sehen; Sie haben Zettel angeschlagen und das Haus stand offen; ich habe mein Billet an Ihrer Kasse bezahlt und verlange, daß die Vorstellung Statt finde. Es ist dies mein Recht und ich werde es zu wahren wissen. Besprechen Sie sich mit dem Polizeikommissär, aber wenn er mir auch Unrecht geben sollte, so werde ich mich nicht dabei beruhigen, sondern mein Recht bei allen Behörden suchen.“ Der Kommissär legte seine Schärpe um und erklärte, der Herr habe Recht, es müsse gespielt werden. Das Trauerspiel begann also. Man kann sich denken, daß die Schauspieler wüthend waren. Einer besonders spielte aus Verdruß seine Rolle ganz verkehrt. Da zog der Zuschauer ganz ruhig einen Schlüssel aus der Tasche, und rief den Sünder mit einem kräftigen Pfiffe zur Ordnung. So wurde das Stück bis zu Ende gespielt; die Schauspieler vergaßen sich bisweilen, übersprangen ganze Scenen und machten Späße; der Zuschauer hatte immer den Schlüssel zur Hand, ließ nichts Ungehöriges ungerügt passiren, und übte so streng das Recht, das er an der Kasse erkauft hatte. „Vielleicht geht er nun, und wir brauchen das Lustspiel nicht aufzuführen,“ meinten die Künstler, welche in dem „Geizigen“ auftreten sollten. Der unbeugsame Zuschauer ging nach dem ersten Stücke eine kurze Zeit hinaus, nahm aber eine Kontremarke und kam bald zurück. Er wollte sich nichts entziehen lassen, und die Schauspieler mußten sich also ankleiden. Als der Vorhang aufging, als Valère und Elise erschienen, bemerkte der Zuschauer ihr Zögern, stand auf und sagte: „ich war nur gekommen, um Zaire zu sehen; da Sie mich aber eben chicanirt haben und mich nöthigen wollten, mein Geld wieder zu nehmen, so bleibe ich, und Sie werden das Lustspiel aufführen, wie Sie das Trauerspiel aufgeführt haben.“ Bei diesen Worten erschien der Polizeikommissär und sagte zu dem Zuschauer: „mein Herr, Sie haben das Stück gestört, indem Sie die auf der Bühne befindlichen Künstler laut anredeten, und ich befehle Ihnen, das Haus zu verlassen.“ „Aber,“ entgegnete der Zuschauer, „ich habe doch höchstens nur mich selbst gestört, da außer mir Niemand zugegen ist.“ „Wohl möglich,“ antwortete der Kommissär, „aber Sie haben so eben Ihr Recht gegen das Theater streng geübt, ich thue jetzt dasselbe gegen Sie. Sie haben das Stück unterbrochen, und deshalb müssen Sie nach den polizeilichen Bestimmungen aus dem Hause gebracht werden. Gehen Sie gutwillig, wenn Sie nicht wollen, daß ich die bewaffnete Macht zu Hülfe rufe.“ Dagegen ließ sich nichts sagen. Das Lustspiel wurde nicht aufgeführt und so siegte das Publikum und das Theater in diesem merkwürdigen Kampfe, in welchem das Odeon „Zaire“ vor einem einzigen Zuschauer spielte.

(Schachspiel.) Eine gegenwärtig in England erscheinende, lediglich dem Schachspiel gewidmete Zeitschrift, berichtete über folgenden merkwürdigen Fund, welcher kürzlich auf Lewis, einer in schottischen Gewässern gelegenen Insel, Statt gefunden und auf die früheste Geschichte des uralten merkwürdigen Spiels bald nach seiner Einführung in Europa ein helles Schlaglicht wirft. Im dortigen Kirchspiel Uig fand vor einigen Monaten ein Landmann beim Graben in einer Sandbank über achtzig Beinstücke, wovon die meisten Figuren von Königen, Bischöfen, Rittern zu Pferde und zu Fuß, vorstellten. Die Arbeit ist ganz vortrefflich, und das Costume sämmtlicher Figuren deutet an, daß sie aus grauem Alterthume stammen. Die wahrscheinlichste Conjectur däucht allen Alterthums- und Geschichtskennern, welchen dieser Fund zu Gesicht gekommen ist, daß die Figuren ursprünglich behufs des Schachspiels geschnitzt worden seien, und zwar für die Insassen irgend eines Klosters. Der Umstand, daß der Fundort unfern der versunkenen Ruinen eines ehemaligen Nonnenklosters gelegen, welche noch zur Stunde in der dortigen caledonischen Volkssprache **Taignir collechin dugh an Uig**, d. h. das Haus der schwarzen Frauen von Uig heißen, verleiht der Muthmaßung noch mehr Gewicht. Die Zahl dieser Schachfiguren beläuft sich auf 81, worunter 6 Könige, 5 Königinnen, 13 Bischöfe, 14 Ritter, 10 Thürme, 19 Bauern u. s. f. Es sind noch an mehreren der Hauptfiguren deutliche Spuren einstiger dunkelrother oder runkelrübenrother Färbung zu sehen, welche durch die jahrhundertelange Einwirkung des Seewassers größtentheils verwischt worden ist. Die Größe ist je nach den Spielen, wozu sie gehörten, verschieden, und obgleich, wie bereits erwähnt, deren eine so große Zahl vorhanden, so können doch nicht zwei Spiele daraus zusammengesetzt werden, deren Figuren der Größe nach ganz zu einander paßten. Der ganze für die Urgeschichte des europäischen Schachspiels höchst merkwürdige Fund ist fürs brittische Museum erstanden worden.

(Spielwuth.) Ein Bericht aus Baden-Baden erzählt von seltener Spiel-Energie. Ein junger Franzose, der ein sehr großes Vermögen geerbt hatte, verspielte alles bis auf eine Kleinigkeit. Damit begab er sich nach Holland, wo er sich viele Jahre lang anstrengend beschäftigte, um sich wieder Vermögen zu erwerben — und spielen zu können. Er erreichte seinen Zweck, erlangte ein ansehnliches Vermögen und fand sich diesen Sommer in Baden-Baden ein, wo er sein Vermögen wiederum verlor.

(Verschmähte Liebe und Erhebung.) Die Tochter eines spanischen Granden hatte sich in einen Korporal der bekannten Gastradores der königlichen Garde verliebt; ihr Vater, dem alle Vorstellungen gegen eine solche „Mesalliance" bei seinem von democratischen Ideen angesteckten Töchterlein nichts halfen, wandte sich an den allmächtigen Siegesherzog Espartero mit der Bitte, dem fraglichen Unterofficier im Gardecorps das Officierspatent zu geben. Espartero willigte ein; als man aber den jungen Krieger von seinem bevorstehenden Glücke unterrichtete, schlug er solches mit der Entschuldigung aus: Er fühle sich sehr geschmeichelt durch den Antrag, aber da er entschlossen sei, ein junges Dienstmädchen zu heirathen, das er seit lange liebe, so müsse er auf die ihm zugedachte Ehre verzichten.

(Wallfisch-Jagd-Abenteuer.) Das „Journal du Havre" erzählt, daß unlängst einem französischen Wallfischfahrer, Gustave, Kapt. Deglos, in den Gewässern von Neu-Holland ein merkwürdiger Fall begegnet sei. Ein Wallfisch war harpunirt worden, fuhr in die Tiefe und man erwartete sein Wiedererscheinen. Plötzlich aber gewahrte das Boot, in welchem der Haarpunirer war, auf jeder Seite eine Kinnlade des furchtbaren Wallfischrachens, der das Boot zwischen seine Zähne nahm, daß es bebte und krachte. Die Mannschaft war vor Schrecken außer sich und unfähig, etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen, bis allgemach die ungeheuern Kinnbacken wieder sanken und nach furchtbarem Reißen an den Seiten des Boots wieder in den Wellen verschwanden. Als die schreckliche Scene vorüber war, wurde einer der Seeleute ohnmächtig. Der Wallfisch wurde erlegt und lieferte 75 Tonnen Oel und Spermaceti. Das Boot trägt noch die Spuren des Wallfischrachens.

(Eine Vorrichtung zur augenblicklichen Entdeckung von Feuersbrünsten) ist in München von Prof. Steinheil erfunden worden. In der Nacht zum 18. v. M., wurde durch eine städtische Kommission der erste Versuch damit gemacht. Es wurden in Egolfing und Schwaigkasten zur bestimmten Stunde Feuer angezündet, und augenblicklich hatte man Gewißheit, wo die Brände Statt fanden.

(Noch ein Kartoffelfest.) Das Kartoffelfest, welches im vorigen Jahre zu Machern bei Leipzig begangen ward, findet Nachahmung. Am 7. August ward auch zu Wangen im Algäu ein Erdäpfelschmaus gefeiert, den der Verein zur Verbesserung der Kartoffelkultur veranstaltet hatte.

(Heine) hat, wie es heißt, eine Herausforderung von Dr. Riesser, in Hamburg angenommen. Dr. Riesser wird selbst nach Paris reisen, um die Ehre des beleidigten Theiles in der bekannten Streitsache zu retten. Heine hat bei dieser Gelegenheit wirklich seine Geliebte, Dlle Mira, geheirathet.

(Selbstverfertigte Grabschrift des Grafen Rostopschin.)

Hier ruht
Um auszuruh'n,
Mit matter Seele,
Gereinigtem Herzen
Und verbrauchtem Körper
Ein alter abgestorb'ner Kauz.
Meine Herren und Damen, belieben Sie vorüberzugeh'n.

(Wider das Lebendigbegraben.) Dr. Beez in Gotha schlägt als sicheres Mittel gegen Lebendigbegraben den — Herzstich vor; man soll nämlich vor der Beerdigung des wirklich (oder vermeintlich?) Todten zwischen dessen 5ter und 6ter Rippe 4—5 Zoll tief mit einem Messer bohren und das Herz durchschneiden; da kann Niemand wieder aufleben. Ist das ein sicheres Mittel? Ist's denn nicht noch sicherer, den ganzen Kopf abzuschneiden? Ist das ein Vorschlag, Jemanden todt zu stechen, nur daß er nicht im Grabe wieder aufleben könne?

Anzeige.

Auch auf das Jahr **1842** ist erschienen:

Bremischer Hausbedarf

für Bürger und Landleute.

Enthaltend: Den vollständigen Kalender: Bauern-Praktik. — Zeitrechnung. — Zeit- u. Festrechnung. — Von den Jahreszeiten. — Von den Finsternissen. — Zeitgleichnng. — Fluth bei Bremerhaven und Elsfleth. — Witterungskunde — Denksprüche. — Charaden und Räthsel. — Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte. — Gemeinnütziges, als: Zur Beförderung des Haarwuchses. — Heilart des Zahn- und Kopfwehs. — Die nachtheiligen Folgen des Schreckens zu verhüten. — Gegen die Seekrankheit. — Das Rauchen der Dochte zu verhindern. — Im heißen Sommer Fleisch mehrere Tage aufzubewahren. — Mißrathene Kartoffeln genießbar zu machen. — Bereitung der Harzkäse. — Zwei unfehlbare Mittel gegen Sonnenflecken. — Einfaches Mittel gegen das Schluchzen. — Den üblen Geruch aus dem Munde zu vertreiben. — Geheimmittel für die Zähne. — Trübe Weine zu klären. — Abgestandenen Wein wieder gut zu machen. — Kartoffelkäse zu machen. — Leichtes Mittel, aus einem Zimmer alle Fliegen, Mücken u. s. w. zu vertreiben. — Wohlfeile und gänzlich gefahrlose Nachtlampen ohne Oel. — Weihnachtslied. — Auflösungen der Charaden und Räthsel. — Droschkentaxe. — Fahrnißzeit. Ab- u. Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. — Thorsperr-Tabelle. — Vermischte Aufsätze, Erzählungen, Anekdoten mit 15 lithographirten Bildern etc. — Verzeichniß der ankommenden und abgehenden Posten in Bremen. —

Zu haben: Seemannsstr. Nr. 2. Preis: 6 Gr.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 74.

Bremen, Donnerstag den 16. September 1841.

Gestorben:

Nro. 812. Den 2. August d. J. starb auf der Reise von Havanna nach Bremen der Matrose des Schiffes Argonaut, Bernhard Clodius, 19 Jahr; von hier gebürtig.

— 813. Den 11. September. Des Schenkwirths Gabriel Friedrich Martens Tochter (todtgeb.), Fedelhören Nro. 19.

— 814. Den 11. — Des Altbinders Lüder Stöver Ehefr., geb. Wiegmann, 60 Jahr; gr. Johannisstr. Nro. 116.

— 815. Den 11. — Des Schuhmachermeisters Johann Friedrich Bohlmann Sohn, 9 Jahr; im Waisenhaus am Domshof.

— 816. Den 11. — Des Dr. juris u. Obergerichtssecretairs Carl von Lingen Sohn, 1 Jahr 3 Monat; am Wall Nro. 64 D.

— 817. Den 11. — Des Schiffskapitäns Hermann Hüsing Sohn, 4 Monat; Ooventhors Deich Nro. 3.

— 818. Den 12. — Des verst. Arbeitsm. Peter Frölitz Wittwe, geb Brinckmann, 87 Jahr; am Buntenthorssteinwege.

— 819. Den 12. — Der Lohndiener Johann Harm Clausen, 42 Jahr; gr. Rosenstr. Nro. 28.

Nro. 820. Den 12. — Des Stuhlmachers Joh. Diedrich Buse Sohn, 7 Tage; Walldammstraße Nro. 20.

— 821. Den 12. — Der Arbeitsm. Christian Meyer, 77 Jahr; Armenhaus.

— 822. Den 13. — Des Arb. Franz Hinrich Behrens Sohn, 5 Jahr; Hastedt Nro. 94.

— 823. Den 13. — Des Schullehrers Melchior Ernsting Sohn, 1 Jahr 4 Monat; gr. Johannisstraße Nro. 206.

— 824. Den 14. — Der Schirmmacher Heinr. Meyer, 48 Jahr; Obernstraße Nro. 37.

— 825. Den 14. — Des verst. Matrosen Hinr. Meyer Wittwe, geb. Schrör, 85 Jahr; auf dem Brinck Nro. 1.

— 826. Den 15. — Des Gastwirths Carl Ludwig Beißner Tochter, ¾ Jahr; Geeren Nro. 26.

— 827. Den 15. — Des Arbeitsm. Stephan Andreas Sanders Tochter, ¾ Jahr; Schweinestr. Nro. 10.

— 828. Den 15. — Des Moscopsträgers Simon Surhoff Wittwe, geb. Spille, 75 Jahre; Bremersgang Nro. 1.

Geburten:

Nro. 1117. Den 3. September. Des Segelmachers Diedr. Sanders Ehefr., geb. Walter, Schweinestraße Nro. 62; von einem Mädchen.

— 1118. Der 8. — Des Seidenhutfabrikanten Johann Heinr. Helmig Willigs Ehefr., geb. Lüssen, am Dom Nro. 2; von einem Knaben.

— 1119 u. 1120. Den 9. — Des Agenten Joh. Peter August Marbes Ehefr., geb. Suck, Kohlhökerstraße N. 20; von Zwillings-Knaben.

— 1121 u. 1122. Den 9. — Des Lohndieners Diedrich Anton Deetjen Ehefr., geb. Koch; Schwanenstr. Nr. 19; von Zwillings-Töchtern.

— 1123. Den 10. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedrich Höper Ehefr., geb. Behneke, Hohethorsstr. Nr. 57; von einem Mädchen.

— 1124. Den 10. — Des Tischlers Joh. Schnakenberg Ehefr., geb. Helberg, gr. Johannisstr. Nro. 220; von einem Mädchen.

— 1125. Den 11. — Des Schenkwirths Gabriel Friedr. Martens Ehefr., geb. Giesecke, Fedelhören Nro. 19; von einem todten Mädchen.

— 1126. Den 11. — Des Arbeitsm. Joh. Harm Meyer Ehefr., geb. Fricke, Buntenthorssteinweg Nro. 6; von einem Knaben.

1127. Den 12. — Des Kaufmanns Georg Friedr. Grosse Ehefr., geb. Murtfeldt, am Wall Nro. 64; von einem Knaben.

Nro. 1128. Den 12. — Des Malers Joh. Franz Rhode Ehefr., geb. Fette, gr. Annenstr. Nro. 7; von einem Knaben.

— 1129. Den 13. — Des Tischlermeisters Johann August Riechmann Ehefr., geb. Küster, Großenstraße Nro. 28.; von einem Knaben.

— 1130. Den 13. — Des Cigarrenmachers Wilhelm Ehrenbeck Ehefr., geb. Zurkuhle, Neustadtsdeich Nro. 64; von einem Mädchen.

— 1131. Den 13. — Des Schuhmachermeisters Diedr. Kruse Ehefr., geb. Schütte, Hastedt N. 82; von einem Mädchen.

— 1132. Den 13. — Des Graveurs Ludwig Wilhelm Bergfeld Ehefr., geb. Schüler, Obernstr. Nro. 49; von einem Knaben.

— 1133. Den 13. — Des Arbeitsm. Joh. Christoph Bauer Ehefr., geb. Webener, gr. Johannisstr. Nro. 141; von einem Knaben.

— 1134. Den 13. — Des Tischlers Hans Peter Ferdinand Christensen, genannt Glund, Ehefr., Theerhof Nro. 29; von einem Knaben.

— 1135. Den 14. — Des Kupferschmidts Joh. Chr. Pundsack Ehefr., geb. Dickelt, am Markt Nr. 7; von einem Knaben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 75.

Bremen, Sonntag den 19. September 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 19. September.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Pauli.
12 Uhr Schul-Examen.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Das bessere Land.

Aus dem Englischen der Felicia Hemans.

Ein besseres Land nennst du entzückt?
Seine Kinder, sagst du, sind reich und beglückt?
Mutter, wo mag sein Ufer scheinen?
Laß es uns suchen und nicht mehr weinen.
Ist's, wo im Myrtenhain rastet der Hirt,
Wo die Feuerfliege das Laub durchschwirrt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Ist es, wo schlank die Palme steht,
Das Haupt von gefiederten Büscheln umweht?
Auf Inseln in ewig heitern Zonen,
Wo duftende Wälder die Blüthenkronen
Schütteln, wo Weihrauch die Staude schwitzt,
Wo der Vogel des Paradieses blitzt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Ist es, wo über Geschiebe von Gold
Brausend die Welle der Ströme rollt?
Wo feurig im tiefen Dunkel der Minen
Diamanten funkeln und rothe Rubinen?
Wo die Perle glänzt am Korallenstrand?
O Mutter, ist dort das bess're Land?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Kein Auge sah es, mein Sohn! kein Ohr
Vernahm seiner Stimmen jauchzenden Chor.
Seine Pracht — kein Träumender sah im Schlummer
Solch Leuchten! — fern bleiben ihm Tod und Kummer!
Nie zerstört die Zeit seinen Glanz, seinen Duft;
Jenseits der Wolken, jenseits der Gruft
— Da ist's, da ist's, mein Kind!

Reise des Bremer Schiffs Virginia auf den Wallfischfang.

Unter der Ueberschrift „Reise des Bremer Schiffs Virginia unter Führung des Capitains Krudop auf den Wallfischfang in dem Austral-Meere während der Jahre 1836, 1837 und 1838" findet sich in H. Berghaus Almanach ꝛc. der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde vom Jahr 1841 ein lesenswerther Aufsatz, größtentheils Auszüge

aus dem Schiffsjournal des Capitains enthaltend. Da derselbe für Bremen von speciellem Interesse ist, so theilen wir ihn mit Weglassung des Einganges in diesem Blatte mit.

Der erste Versuch, von einem deutschen Hafen aus den Wallfischfang in der südlichen Hemisphäre zu betreiben, ist in den Jahren 1836 bis 1838 von dem Bremer Schiff Virginia, unter Commando des Capitains J. D. Krudop, ausgeführt worden. Um die Mannschaft mit der Betreibung des Wallfischfanges bekannt zu machen, gingen als Harpunirer vier alt gediente Amerikaner mit, und außerdem ein amerikanischer Capitain, Namens Fitch. Der Fang fiel im Ganzen recht gut aus, die Unternehmer, Gloystein und Gevekoht in Bremen, haben sich jedoch, wie es heißt, nach Rückkunft des Schiffs mit den Leuten wegen der verschiedenen Antheile an dem Segen nicht gut einigen können, was die Veranlassung gewesen ist, daß sie eine Wiederholung aufgegeben haben. Seitdem, so schreibt man mir aus Bremen (unterm 8. December 1840), ist Consul Heineken, der früher in Baltimore war, in diesem Geschäfte thätig, und außerdem haben Wätjen und Fritze jeder dieses Frühjahr ein Schiff nach der Südsee abgefertigt. Besonders ist das Schiff des zuletzt genannten Rheders sehr reichlich ausgerüstet, und hat auch einen jungen Naturforscher und einen Arzt mit an Bord.

So haben wir demnach von dieser Seite gewiß lehrreiche Beiträge zur Hydrographie und Naturgeschichte der Austral-Meere zu erwarten, und das Bremer Haus Fritze verdient den Dank der Physiker, daß es bei Abfertigung seiner Expedition die Interessen auch der Naturwissenschaften in's Auge gefaßt hat.

Das vor mir liegende Journal des Schiffs Virginia beginnt mit dem 30. September 1836 im 38° 8′ südlicher Breite und 28° 36′ westlicher Länge. Das Schiff befand sich hiernach ungefähr im Meridian der brasilianischen Insel Trinidad und etwa 24° eines größten Kreises oder 360 deutsche Meilen von der Mündung des Rio de la Plata entfernt. Hier sah man die ersten Wale, es waren Finnfische. Von hieraus wurde der Kurs ostwärts gesetzt, und fast immer auf einem und demselben Parallel — und ungefähr 36° der Breite — geblieben. Der Meridian von Greenwich wurde vom 11. auf den 12. November geschnitten in 36°¼ südlicher Breite, und der Meridian des Vorgebirges der guten Hoffnung den 25. desselben Monats unter 36° 35′ S. Da in diesen Breiten keine Wale zu sehen waren, so steuerte Capitain Krudop südlicher, wo der Fang alsbald sehr ergiebig wurde. Die höchste Breite, welche die Virginia im Indischen Meere erreichte, war 41° 23′ im 48° 23′ östlicher Länge, den 30. December 1836. Am Tage darauf heißt es im Journal: „Das alte Jahr beendigen wir mit heftigem Sturm (aus W.); wir haben bisher noch nicht viel Glück (im Wallfischfang) gehabt, aber ich hoffe, das neue Jahr werde uns günstiger sein."

Den 10. Februar 1837 ging Capitain Krudop, nachdem er 197 Tage lang ununterbrochen in See gewesen war, bei Rotten-Eiland, vor dem Schwanen-Flusse (West-Australien), vor Anker. Die lange Reise hatte den Mund- und Wasservorrath erschöpft, und es war dringend nothwendig für neuen Proviant zu sorgen. Capitain Fitch fuhr zu diesem Zweck nach Freemantle hinauf, wohin die Virginia am 13. Februar nachfolgte. Alle Lebensmittel waren aber hier und auf Rotten-Insel so theuer, daß sich Kapitain Krudop genöthigt sah, Geld aufzunehmen, um nur die dringendsten Bedürfnisse einkaufen zu können. Der erste Harpunirer lief hier davon; im Tagebuch wird er echt seemännisch naiv ein Schurke genannt, und bemerkt, der Capitain habe die von dem Entlaufenen hinterlassenen Effekten an die Schiffsmannschaft verkauft und werde bei glücklicher Ankunft in Bremen den Erlös an die HH. Gloystein und Gevekoht abliefern.

Am 20. Februar 1837 ging die Virginia wieder unter Segel, um, stets in östlicher Richtung, die Jagd auf die Ungeheuer der Tiefe fortzusetzen. Fünf Wochen später, den 27. März, war man bei Neu-Seeland. An diesem Tage „sahen wir die drei Kings-Eilande" (Manawi Jawi der Ingebornen), „mein Chronometer ist 4 Meilen zu westlich, also ziemlich richtig", bemerkt der Capitain. Zwei Tage später sprach er einen englischen Wallfischfänger, und erfuhr von demselben, „daß hier unter Land keine Wale sind; wir segeln ostwärts". Am 1. April befand sich das Schiff in 33° 30′ der Breite und 177° 54′ der Länge nach dem Chronometer, Lunar-Distanzen gaben 178° 13′ 15″ O. Vom 2. auf den 3. April passirte es in die andere Hemisphäre, indem in der Nacht der Meridian von 180° östlich von Greenwich geschnitten wurde. Weil aber in dieser Gegend kein ergiebiges Feld sich darzubieten schien, so kehrte Capitain Krudop bald um, und segelte nach Neu-Seeland zurück, dessen Ost-Kap, Wari Kacka der Ingebornen, er am 11. April zu Gesicht bekam. Er fuhr längs des Landes nach Süden

und erblickte am 15. um 6 Uhr Abends Kap Palliser, das südlichste Vorgebirge der Insel Eainomaw, welches die Neuseeländer Kaua Kaua nennen. Hier kommt im Journal abermals eine Uhr-Bemerkung vor: „Ich erfahre," sagt der Capitain, „daß mein Chronometer richtig ist, der Herren ihres hat sich sehr verändert;" vermuthlich ist ein, den Rhedern gehöriger Zeithalter gemeint. Drei Tage beständigen Kreuzens waren erforderlich, um in Cook's Straße zu kommen, endlich am 18. Nachmittags kam das Schiff vor Cloudy Bay auf 11 Faden vor Anker, und am folgenden Tage wurde es durch einen Lotsen in das Innere der Bucht geführt, wo es in derjenigen Abtheilung vor Anker ging, welche, im Schiffstagebuch, Kokepu Bay genannt wird; „wir banden die Segel ab und machten Alles fertig, um unsere Fischerei hier fortzusetzen."

In der Cloudy-Bay blieb die Virginia bis zum 6. October. Am Schluß des daselbst geführten Tagebuchs kommt die, in thiergeographischer Hinsicht interessante Bemerkung vor, daß die Wallfische sich vorzugsweise aufhalten, im

October nördlich von 35° Südbreite
November . . . . . 38° =
December . . . . . 39° =
Januar . . . . . 40° =
Februar . . . . . 41° =
März bis zu . . . . . 45° =

„und von dieser Zeit an gehen die Wales wieder in die (Cloudy) Bay, und dann ist hier an der Küste von Neuseeland sehr schlechtes Wetter." Später, am 5. Februar 183⁸, unter 45° Breite und 177° 40′ Ost-Länge, enthält das Journal die Bemerkung: „Hier in dieser Länge und Breite sind viele Wales, aber sie sind so wild, daß ihnen nicht anzukommen ist."

Am 7. October 1837 ging Capitain Krudop wieder unter Segel, und kreuzte zwischen den 36° und 46° der Breite, so wie zwischen der Ostküste von Neuseeland und dem Meridian von 193° östlicher Länge bis zum 17. März 1838, an welchem Tage zum ersten Male seit länger als fünf Monaten die Küste jenes Landes wieder erblickt wurde. Es war im 41° 38′ S. und 176° 33′ O. nach Chronometer, oder 176° 39′ nach Mondsabständen. Der Capitain kreuzte, um in die Insel-Bay zu kommen, was aber erst nach vierzehntägigen Anstrengungen am 1. April gelang. Hier fand die Virginia acht andere Wallfischfänger, 2 Engländer, 2 Franzosen und 4 Amerikaner. Sofort machte Capitain Krudop den Anfang mit dem Kalfatern des Schiffs und dem Ausbessern der Segel und der Takelage. Es wurde Wasserproviant eingenommen, Fleisch, Speck, Schweine und Alles zum Absegeln in Bereitschaft gesetzt.

Das Tagebuch schließt mit dem 23. April 1838, und da heißt es: — „Der Wind SO., das Wetter gut. Um 12 Uhr lichteten wir die Anker und gingen unter Segel; steuern veränderlichen Kurs; des Abends 6 Uhr Cap Brun SO. bei Compaß, nach Muthmaßung 1½ Meile von uns, wovon wir unsere Abrechnung nehmen; steuerten Ost bei Compaß. Cäp Brun liegt in 35° S. Br. und 174° 24′ O. Länge. Wir sind alle gesund und munter und setzen unsern Kurs round Cap Horn nach Bremen."

Capitain Krudop schrieb sein Journal zwar hochdeutsch, aber es laufen darin eine große Menge plattdeutscher und englischer Worte und Ausdrücke mit unter. Außer den Bemerkungen über Wind und Wetter kommen in demselben keine meteorologische, auch keine magnetische Beobachtungen vor: Barometer und Thermometer scheinen nicht an Bord der Virginia gewesen zu sein. Dagegen ist es erfreulich zu sehen, daß bei dieser ersten deutschen Reise auf den Wallfischfang die Chronometer nicht vergessen worden sind. Wünschenswerthe Beiträge zur Kenntniß der Strömungen in diesen südlichen Gewässern gewinnt man durch die Reise nicht; in dem vor mir liegenden Journale ist die geographische Stellung des Schiffs nur einfach angegeben; überhaupt glaubte ich blos ein Privat-Journal des Capitains vor mir zu haben, oder einen Auszug aus dem eigentlichen Schiffs-Tagebuch, der nach der Rückkehr von der Reise angefertigt wurde, allein mein Bremer Correspondent weldet mir unterm 12. Januar 1841: „Hinsichtlich des Wallfischfängers muß ich Ihnen leider noch bemerken, daß es nichts mehr und nichts weniger ist, als das Haupt-Journal des Schiffes, und nicht etwa eine flüchtige Skizze, wie Sie andeuteten."

---

* Sprech- und Denkübungen.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise wird das Kind mit der richtigen Benennung, mit den Eigenschaften, Wirkungen, dem Nutzen und Gebrauch der Dinge bekannt gemacht. — Nach diesen ersten Uebungen wird es in die Außenwelt geführt; die Menge der Gegenstände, welche dieselbe darbietet, wird aus der Erinnerung wieder vor Augen gebracht und wegen der

jetzt dem Kinde schon geläufigen Bezeichnung derselben nach Namen, Eigenschaften, Nutzen, Wirkungen schärfer und bestimmter aufgefaßt.

„Aber welch eine Arbeit, wenn Alles, was das Kind wissen soll, in dieser umständlichen Weise ihm soll bekannt gemacht werden!“ Nicht Alles; aus der ganzen Fülle der gegenständlichen Welt nur Einzelnes, daran sich der kindliche Geist — dies ist ja die Hauptsache! — versuche in eigner Kraft zu sammeln, zu ordnen, zu schätzen, das Gesammelte wieder auseinander zu legen und zu vertheilen ein jegliches nach seiner Art. Denn hat es einmal gelernt in dieser Welt und ihre Dinge nach dem ihm möglichen Maaße von Vollständigkeit, Genauigkeit und Ordnung zu betrachten, so wird dieses nach und nach seinem Geiste zum Bedürfniß, das zu befriedigen ihm fernerhin jeder Gegenstand selbst Veranlassung und Anweisung giebt. Man lernt aus Einem Buche lesen und kann's fortan bei allen.

Bald folgende Uebungen machen den Menschen selbst zum Gegenstande der Unterhaltungen. Das Kind wird mit dem Körper, den Theilen des Körpers, ihrer Lage und Ordnung, den Kräften des Körpers, den Sinnen (Stoff zu den belebendsten, erfreulichsten Uebungen!) den Eigenschaften des Menschen bekannt gemacht, von wo aus es dann den ersten Schritt in die Beobachtung der sittlichen Welt thut, erst sagen, dann durch Schärfung des eignen sittlichen Gefühles urtheilen lernt, wie es sein, wie es nicht sein soll.

Die Vortheile nun, welche diese Art des Unterrichts für Sprach- und Denkvermögen in formeller und materieller Beziehung gewährt, fallen dem Aufmerksamen in die Augen.

Eine reine Aussprache, scharfe Bezeichnung der Sprachelemente, so daß das Sprachorgan durch Unterscheidung der ähnlichen Laute an das Richtige gewöhnt und das Kind auf den Unterschied der Laute aufmerksam wird, ist des Lehrers nächstes Augenmerk. Das Organ wird möglichst von den Fehlern gereinigt, zu welchen die Fahrlässigkeit der Umgangssprache dasselbe schon verleitet hat. Eine weitere Folge, die sich aber erst späterhin bei den Schreibübungen zeigt, ist die, daß dem so geleiteten Kinde durch die einzige Rechtschreib-Regel: „Schreibe wie Du sprichst!“ eine ganze Reihe von orthographischen Uebungsstunden entbehrlich wird, weil nun das feinere Sprachgehör mit soviel größerer Sicherheit und Bestimmtheit nicht bloß in dem gesprochenen Worte die einzelnen Laute unterscheidet, sondern auch unter dem gedachten, weil es die Wörter so in der Seele hört, wie es sie selbst zu sprechen gewohnt ist.

Durch das fortwährende Suchen nach Wörtern und Bezeichnungen für die Dinge selbst, ihre Eigenschaften, Zustände und Thätigkeiten gewinnt das Kind einen großen Wörtervorrath, vermittelst dessen es bald seine Gedanken in größerer Mannigfaltigkeit und Klarheit auszudrücken im Stande ist. Es giebt hier vielfältige Gelegenheit, die Kinder auf den Unterschied der Wortbedeutung aufmerksam zu machen (hart, fest, — weich, schwammig, — dünn, flüssig.) Das lehrt sie, die Wörter mit Auswahl gebrauchen und macht ihre Vorstellungen und Begriffe klar und deutlich.

Der Umstand, daß bei diesen Uebungen die Betrachtung länger auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet und derselbe vielseitig, ja bis zu einer gewissen Vollständigkeit beobachtet und besprochen wird, soll das Kind zunächst darauf üben, dasjenige, was es künftig im Leben vornimmt, möglichst vollständig zu thun; es damit aber auch zur Geduld, Ausdauer und und Beharrlichkeit gewöhnen und in der kindlichen Freude so viel über ein Ding zu wissen und sagen zu können, den Vorschmack derjenigen Freude empfinden lassen, die dem Erwachsenen seine mit Muth, Kraft und beharrlichem Sinne vollendete Arbeit gewährt. Das Kind erfahre und fühle, was der gereifte Mensch erfährt und fühlt; nur in seinem Maaß und seiner Weise.

Daß bei der Anschauung der Dinge und ihrer Beschreibung nach Namen, Eigenschaften u. s. w. das Kind, obwohl ihm zuerst freier Spielraum gelassen und was es davon weiß, durcheinander, ordnungslos zu sagen erlaubt ist, dann aber vom Lehrer angehalten wird, das, was es zu wissen so eben bekundet hat, nun auch nach gewissen Gesichtspunkten zu ordnen (z. B. die Dinge selbst nach Größe, Form, Stoff u. s. w.; ihre Eigenschaften nach Farbe, Gefühl, Licht und Gewicht u. s. w.) — das leitet die Kleinen freilich zunächst an zur Ordnung im Denken; dann aber auch — wie dies die Folge jeder dem Geiste zur Fertigkeit werdenden Eigenschaft ist — zur Ordnung in allem äußern Thun, so daß, was vielfältiges und immer wiederholtes Ermahnen zur Ordnung am Kinde zu erreichen fruchtlos strebt, als eigne Lust und Gesinnung aus dem Kinde hervortreten und sich nach allen Seiten seines Thuns hin offenbaren wird.

Diejenigen Lectionen, worin das Woher? und Wozu? der Dinge zur Sprache kommt, oder worin über ihren Grund und ihre Ursache über die Menschen, welche sie gemacht und erdacht haben, über den Zweck, wozu sie bestimmt sind, gehandelt wird, versetzen den jugendlichen Geist in die unterhaltendste, erfreuendste, erweckendste Thätigkeit, und lehren die Kinder, weil sie gewöhnt werden, jedes Ding zugleich mit Beziehung desselben auf seinen Nutzen sich vorzustellen, Alles nach Werth in seiner Weise zu schätzen. — Ueberhaupt wird durch diesen Unterricht die Seele des Kindes, seine Einbildungskraft mit nützlichen Bildern angefüllt, sein Verstand zu deutlichen Vorstellungen gebildet; es empfängt eine Nahrung, die dem jugendlichen Geiste die Milch des Denkens reicht, und früh wird in seine Seele ein Stoff niedergelegt, der es im Verlauf der geistigen Entwickelung würdig und angemessen beschäftigt. Es mag undenkbar scheinen, aber es kann sich doch kaum anders verhalten: das Kind — möge es denn auch schon sechs- bis achtjährig sein — gelangt, ihm selber freilich noch halb unbewußt, zu Ideen; denn aus dem Begriff eines engern Kreises der Anschauung (Haus und Hausgenossenschaft) entwickelt leicht der Lehrer vor des Kindes Seele die Idee der größern Sphäre (der Familie, der Bürgerschaft, des Staates, welche Kreise alle mit all ihren einzelnen Verhältnissen, je im Hause vorgebildet sind), in die es später eintritt. In dem Maaße aber, als der Mensch seine Stellung kennt, hat er ein sicheres und gewisses Bewußtsein von seiner dabei ihm obliegenden Pflicht — ein Bewußtsein, welches zu der Geneigtheit, sie zu erfüllen, nothwendig stets der erste Schritt ist.

Es ist ein nothwendiges Ergebniß dieser Unterrichtsweise, daß sie, weil sie grade darauf ausgeht, dem Kinde zum eignen geistigen Leben und Streben zu verhelfen, auch vorzugsweise einen sittlichen Einfluß auf das Kind äußert. Oder liegt es nicht nahe, sich vorzustellen, daß jene Ordnung des Denkens, wozu der kindliche Verstand Anleitung empfängt, auch den Sinn der Ordnung auf den Willen übertrage? daß jenes Aushalten bei der Betrachtung einzelner Dinge für das Kind schon die erste Uebung der Geduld, Ausdauer und Beharrlichkeit sei — Tugenden, die der menschlichen Natur am schwersten, die aber, durch frühe Uebung einer geistigen Zucht, wie sie jene Weise des Unterrichts hauptsächlich anstrebt, wenn auch nur in zarten Anfängen dem Kinde zu eigen gemacht, das schönste, edelste, trefflichste Geschenk sind, welches den Kindern ohne ihr Wissen mitgegeben werden kann?

Wenn aber vor der Hand auch nichts weiter zu Gunsten dieser Unterrichtsmethode zu sagen wäre, wer wollte läugnen, daß ihre Haupttendenz, dem Kinde zur geistigen Selbstthätigkeit zu verhelfen, ihre vollkommen hinreichende Empfehlung sei? Dies ist die Natur, dies das Bedürfniß und das innerste Wesen des Geistes, selbstthätig zu sein, so sehr, daß, wo dieses Bedürfniß nicht zum Leben erwacht, nicht genährt und unterhalten wird, dem thätigen Geiste Mark und Nerv, dem Menschen jede wahre Kraft und Tüchtigkeit für das practische Leben fehlt.

(Schluß folgt.)

In Veranlassung des electro-magnetischen Telegraphen.

(Eingesandt.)

Da wir in einigen Tagen das Vergnügen haben werden den geschickten Optikus Christeinicke aus Lübeck wieder bei uns sehen, dessen viele Augenschwache sich mit Dankbarkeit für die von ihm gelieferten wohlthätigen Brillen erinnern, so möchte es nicht uninteressant sein eine Stimme in den „Neuen Lübeckischen Blättern“ über diesen liebenswürdigen talentvollen Künstler und seine Erfindung zu hören, und wir theilen den Lesern des Bürgerfreundes um so lieber nachfolgenden Aufsatz mit, als er die Hoffnung auf den hohen Genuß, den wir durch seine zu haltenden Vorlesungen zu erwarten haben, noch befestigt.

Schon früher einmal ist in diesen Blättern unsers talentvollen Landsmanns erwähnt worden, der uns das Vergnügen verschafft hat, ein von ihm selbst verfertigtes Hydro-Orygen-Gas-Mikroskop und die durch dasselbe sichtbare Wunderwelt kennen zu lernen. Daß derselbe auch seitdem in seinem Fache rastlos thätig gewesen ist und sich die neuesten Ergebnisse der Physik angeeignet hat, haben einem Theile des Publicums die Experimente bezeugt, die er vor nicht gar langer Zeit an mehreren Abenden ausführte. Ein Apparat, der eben so sehr durch seine Vollständigkeit als durch seine Sauberkeit und Zweckmäßigkeit ausgezeichnet war, die Mannigfaltigkeit der damit hervorgebrachten Experimente und die Geschicklichkeit, mit der sie sämmtlich ausgeführt wurden — Alles vereinigte sich, um den Anwesenden einen seltenen Genuß zu bereiten. Hat auch wohl Mancher Einiges schon früher gesehen, so war es doch gewiß nicht besser gesehen

worden, und eine große Menge der angestellten Versuche, namentlich die electro-magnetischen, waren allen Anwesenden neu und für Alle gleich überraschend. Aus den kunstvollen und fleißigen Händen desselben Mannes ist jetzt ein electromagnetischer Telegraph hervorgegangen, der erste, der in Norddeutschland verfertigt worden ist, und der Schreiber dieser Zeilen glaubt nur eine Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, wenn er das Publikum auf dieses Werk aufmerksam macht, und zugleich die regste Theilnahme für die Leistungen des Verfertigers überhaupt in Anspruch nimmt. Es ist gewiß nicht unwichtig, daß wir einen Mann in unserer Mitte zählen, der sich es zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der physikalischen Wissenschaften nicht bloß für sich kennen zu lernen, sondern der auch, wie es scheint, nicht ruht, als bis er alles selbst versucht und vollständig nachgemacht hat, so daß er seine Mitbürger damit bekannt machen kann. Das ist offenbar von doppelter Wichtigkeit. Auf der einen Seite muß es uns erfreulich sein und unser Interesse erregen, diejenigen Entdeckungen und Erfindungen rasch aus eigner Anschauung kennen zu lernen, die schon ihrem wissenschaftlichen Werthe nach so bedeutend sind, und von denen überall so viel geschrieben und gesprochen wird. Auf der andern Seite, da jetzt Wissenschaft und Leben gleichsam immer näher zusammenrücken, und man namentlich immer bemüht ist, neuen Entdeckungen in den Naturwissenschaften practische Anwendung zu geben, so dürfte es leicht auch für uns einmal von großer practischer Wichtigkeit werden können, mit solchen Entdeckungen vertraut zu sein. Denn was hindert, daß nicht auch Lübeck einmal zu den Städten gehöre, die das bisher nur im Kleinen Versuchte im Großen anwenden, und sich dadurch alle die Vortheile sichern, die es zu haben pflegt, daß man der erste ist. Aber auch abgesehen von dem, was gerade die neueste Zeit bietet, kann es nur sehr wünschenswerth und von wohlthätigen Folgen für unsere Industrie sein, wenn die Kenntniß der physikalischen und chemischen Wissenschaften hier recht allgemein und gründlich wird. Wir sprechen daher hier öffentlich den Wunsch aus, daß unser Landsmann in seinem Bestreben, sie uns, überdies in einer so anziehenden Weise vorzuführen fortfahren, und durch vielseitige Theilnahme seiner Mitbürger Aufmunterung dazu und Entschädigung für den bedeutenden Aufwand von Mühe und Kosten, zu den ihn sein Eifer veranlaßt, finden mögen.

* Blumenausstellung.

Mit dem 24. d. M. beginnt die Blumenausstellung des Herrn Westphal, und nach Allem, was uns darüber zu Ohren gekommen ist, dürfte sie den Verehrern Flora's einen gar reichen Genuß gewähren. Die Gärtnerei des Herrn Westphal erhebt sich immermehr zu einer ausgezeichneten Pflegeanstalt der lieblichsten Naturspenden, und es scheint uns Pflicht das Publikum den tüchtigen, in seinem Fache wohlbewanderten Mann in dem rastlosen Streben nach Vervollkommnung seines Instituts zu unterstützen.

Mit der größten Artigkeit wird Jedermann während des ganzen Jahres vom Herrn Westphal in seinem Blumenconservatorium empfangen, Niemand zahlt dafür, kein Besucher wird von dem unangenehmen Gefühl heimgesucht, als erwarte der Eigenthümer von ihm den Preis einer Blume oder Pflanze, und selbst Fremden zeigt man gern diese wahre Zierde der Vaterstadt.

Das sollte man doch billig anerkennen, und freudig die wenigen Grote opfern, die der bescheidene Mann für einen Genuß fordert, um den uns selbst größere Städte beneiden könnten.

Der Bremer hat nie ein Opfer gescheut, wo es die Ehre der Vaterstadt galt, und er wird wahrhaftig nicht 12 Grote scheuen, wo es sich um die lebenskräftige Erhaltung eines Instituts handelt, was wir mit Stolz das unsere nennen dürfen.

* Wunsch.

(Eingesandt.)

Das buntgefärbte Laub der Bäume erinnert lebhaft daran, wie nah' wir dem Winter sind, und im Voraus graut uns vor der langen Zeit, in der wir keinen grünen Baum zu sehen bekommen. Endlich kommt der Frühling und malt die Natur mit frischen Farben, aber nur wenige Lieblinge hat er, denen er seine erste Gunst zuwendet; unter diese gehört der Vogelbeerbaum (in vielen Gegenden Ebereesche genannt). Es ist der erste Baum, der uns mit zartem jungen Grün erfreut. Wenn auf unseren Wallanlagen deren mehrere in Gruppen zusammenständen, so würde dies im Frühling einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewähren, da dann noch alle andere Bäume todt aussehen. So einzeln wie aber jetzt die Ebereesche unter andern Bäumen versteckt steht, bemerkt man sie kaum. Es wird so viel zur Verschönerung unserer Anlagen gethan; sollte eine größere Anzahl solcher Bäume, die den lang ersehnten Frühling scheinbar früher als sonst zu uns führen, nicht denselben eine neue Zierde gewähren? Es ist der Zweck dieser Zeilen auf eine größere Anpflanzung dieser Bäume anzutragen, die zu jeder Jahreszeit eine Zierde des Walles sind. Wie schön nehmen sie sich später mit ihren weißen Blüthen aus, und wie reizend schimmern jetzt die rothen Beeren aus dem dunkeln Laube hervor!

Berichtigung.

In dem Aufsatz: Ein Wort über die Herstellung eines 4ten Bataillons in Nro. 74 d. B. lese man gefälligst, in der 20sten Zeile von oben, erste Spalte, statt: eine neue Uniform — keine neue Uniform; und 2te Spalte Zeile 4 v. o., statt: zum Felde — zum Feldbienste.

In der 3ten Spalte dieses Aufsatzes, Zeile 2 v. o., muß es statt: anzupreisen, — anzugreifen, heißen.

Miscellaneen.

(Eisenbahn von Harrisburg nach Pittsburg in Pennsylvanien.) Eine amerikanische Zeitung enthält den Bericht über den Bau einer ununterbrochenen Eisenbahn von Harrisburg bis Pittsburg in Pennsylvanien. Ein geschickter Ingenieur, Charles L. Schlatter, war bereits im August 1839 damit beauftragt worden, das Terrain für eine solche Anlage zu vermessen und nunmehr ist die Ausführbarkeit durch sehr ausgedehnte Vermessungen, die sich auf eine Strecke Wegs von nicht weniger als 1060 englische Meilen erstreckt haben, gründlich dargethan. Auf dem vorgeschlagenen Wege ist Pittsburg von Philadelphia nur 348 Meilen entfernt. Von dem Kanale zu Huntingdon bis nach Johnstown ist der Weg für eine Eisenbahn vermessen, auf welchem alle die steilen Stellen auf einem Umwege von blos vier Meilen vermieden werden können und die Erhöhung höchstens 45 Fuß per Meile beträgt. Wenn diese Bahn vollendet wird, dürfte sich ein großer Theil des ganzen Handels mit dem Westen, der jetzt über Newyork geht, nach Philadelphia ziehen.

(Der deutsche Handel.) Die Industrie hat sich in Deutschland, seitdem es Napoleon aus dem Schlafe gedonnert, durchweg gehoben. In der preußischen Monarchie zeugen darüber amtliche Nachrichten. Im Jahre 1825 gab es noch nicht viel über 22,000 und im Jahre 1835 schon über 45,000 Baumwollen-Webstühle; die Seiden-Webstühle haben sich seit 1822 von 4000 bis über 14,000 vermehrt; vor 1806 betrug der Werth der Tuchfabrikation ungefähr 13, jetzt schon über 32 Millionen, trotz der erniedrigten Preise; die Lohmühlen sind von 894 (im Jahre 1822) bis über 1100 gestiegen; an Glashütten gab es 1831 nur gegen 100, im Jahr 1837 schon 107; der Werth des preußischen Bergbauwesens, im Jahre 1837 noch nicht 24 Millionen, stieg 1838 über 25 und 1839 bis beinahe 28 Millionen Thaler, also in zwei Jahren eine Zunahme von beinahe 18 Procent. So ist in allen Zweigen der preußischen Industrie und respektive der deutschen eine ungemeine Zunahme erwiesen. Wir produciren bedeutend mehr, als wir brauchen, deshalb beruht unser commercielles Wohl auf tüchtigem, frischen, freien Absatz im Auslande. Hier aber liegen wir in Nöthen. Unser erhöhter Fleiß ist unser Verderben, wir gehen der Gefahr entgegen, in unsern eigenen industriellen Reichthümern zu ersticken, zu verhungern, wie Tantalus inmitten von Trank und Speise. Wir geben mehr aus für eingeführte Waaren als wir einnehmen für ausgeführte, inländische Produkte. Unsere Waaren stoßen, wenn sie sich in's Ausland Luft machen wollen, auf allerlei Hindernisse, bleiben liegen oder ringen sich doch nur mit Kosten und Schwierigkeiten durch, ihre Ueberfülle drückt die Preise herab, wodurch der Gewinn unmöglich wird; wir verhungern also in unsrer eigenen Fülle, wenn den inländischen Produkten nicht freie Abzugs-Kanäle geöffnet werden.

(Der Regenschirm.) In voriger Woche — erzählt ein englisches Toryblatt — hielten zu Cressed die Ladies aus der Umgegend eine Wohlthätigkeitsversammlung, welcher auch der Herzog von Wellington beiwohnte und beim Fortgehen seinen Regenschirm vergaß. Lady P... bemächtigte sich des Schirms und rief: „Wer zahlt 20 Guineen für des Herzogs von Wellington Regenschirm?“ Sogleich trat ein Kauflustiger auf und zahlte die 20 Guineen. Als dieser originelle Vorfall dem Herzog von einer der Damen erzählt wurde, sagte er: „Ich verpflichte mich, Ihnen so viele Regenschirme, wie Sie immer wollen, zu liefern, wenn Sie dieselben jedesmal so vortheilhaft zum Besten der Armen verkaufen können.“ —

(Schiffsbau in Baltimore.) Im Jahre 1840 sind auf den Schiffswerften von Baltimore erbaut worden: 1 Sloop, 54 Schooner, 11 Briggs, 4 Barken, 4 andere Fahrzeuge und 1 Dampfboot, im Ganzen 75 Schiffe mit einem Gehalte von 1356 Tonnen.

(Zahl der Regentage im Jahr.) In **J. F. Schouw, tableau du climat d'Italie (Copenhague 1839)**, findet sich folgende durchschnittliche Berechnung der Regentage in Europa.

a) Ebenes und Berg-Land zusammengenommen.

Auf Sicilien regnet es im Jahr an . . . . . Tagen	70
In den Apenninen	94
In Oberitalien	93
Am Südabhang der Alpen	148
Am Nordabhang der Alpen	159
Im Rhone-Thal nördlich von Lat. 44o	98
Im südlichen Frankreich	76
Im westlichen Frankreich.	135
Im nördlichen Frankreich und in Belgien	152
Im mittleren Rheinthale	161
Im südlichen Deutschland	131
In der Ungrischen Ebene	112
Im nördlichen Deutschland.	154
In den Niederlanden	170
Auf den Britischen Inseln	152
Im südlichen Skandinavien und Westrußland	149

b) Ebenes Land allein.

Italien südlich von Rom	71
Ober-Italiänische Ebene	88
Ungrische Ebene	112
Nord-Deutsche Ebene	154
Nördliches Frankreich und Belgien	152
Die Niederlande	170

(Man meldet aus Paris:) Die Handwerker beendigen in diesem Augenblick den prachtvollen Palast des Bankiers Hope, der, etwas größer als das Louvre, in Paris nicht seines Gleichen hat, und mit der innern Einrichtung etwa 15 Millionen Franks, kosten wird.

(Missisippi-Tunnel.) Die Zeitungen aus Luisiana melden, daß man jetzt damit umgeht, einen Tunnel unter dem Missisippi auszugraben, um die Stadt Neworleans mit dem gegenüberliegenden Ufer zu verbinden. Man beabsichtigt jedoch nicht, wie bei dem Tunnel unter der Themse in London, den Gang mit Steinen auszumauern, sondern das Gewölbe mit Gußeisen auszulegen.

(Musikalisches von großem Interesse.) Man hat in diesem Jahre die Originalmanuscripte Mozart's wieder aufgefunden. In den 12 Kästchen, worin die 280 kleinen und größern Werke Mozart's seit 40 Jahren aufbewahrt liegen, befinden sich sowohl bekannte, als noch nie im Verlag erschienene. Es genüge nur anzudeuten, daß unter den im Druck erschienen sich die Opern: Don Giovanni, Cosi fan tutte, Idomeneo, Zauberflöte, und unter den Unbekannten sich noch 8 Opern, (natürlich nicht im heutigen Zuschnitt, und zwei davon noch unvollendet) ein vollständiges Ballet zu Idomeneo, Chöre und Entr'acts, Concerte, Arien, Simphonien, Messen und Oratorien befinden, unter welchen letztern eines unsere besondere Aufmerksamkeit gewinnt, da es in einem Alter von 10 Jahren geschrieben wurde. Hofrath André in Offenbach, der bekanntlich im Besitze sämmtlicher Original-Manuscripte Mozart's ist, bietet sie nun ganz oder theilweise dem Publikum zum Verkaufe an.

(Die Bevölkerung der deutschen Bundesstaaten) beträgt gegenwärtig nahe an 40 Millionen Einwohner. Seit 1816 hat sie sich um 9 Millionen vermehrt.

(Ein wüthender Stier.) In der Nähe von Frühlingen in Rheinpreußen wurde kürzlich ein von Koveler heimkehrender Zug von Wallfahrenden von einem wüthenden Stier angefallen und eine Frau auf der Stelle getödtet; mehrere Personen wurden auf den Tod gehetzt.

(Eine respektvolle Räuberbande.) In der Gegend von Valladolid hat man den Schlupfwinkel einer Räuberbande ermittelt und bereits 38 Theilnehmer derselben verhaftet, darunter den Oheim und den Neffen des Cortes-Deputirten Cantalapiedra, so wie einen Don Manuel Gonzales. Acht von ihnen sind sehr reiche Gutsbesitzer.

(Etoffe de Thiers.) Unter diesem Namen bot ein berliner Kaufmann seine alte verlegene Waare als etwas Nagelneues aus und fand großen Absatz.

(Streit der Müller und Branntweinbrenner.) Eine große Anzahl der im Districte Wisconsin wohnhaften Müller hat sich geweigert, Getreide auf ihren Mühlen für die dortigen Branntweinbrenner zu schroten, weil sie der Meinung sind, daß das Gewerbe derselben der Gesellschaft große Nachtheile bringe. Den bestehenden Gesetzen zufolge dürfen sie sich indessen nicht weigern, für irgend Jemand zu schroten, und es wurden daher von den Branntweinbrennern mehre Processe wegen Schadenersatz gegen die Müller eingeleitet. Die Volksstimme aber hat sich allgemein zu Gunsten der Müller erhoben und verlangt die Aufhebung des Gesetzes, wodurch diese Classe von Bürgern in der Ausübung eines natürlichen Rechts beschränkt wird.

(Elektro-magnetischer Wagen.) Die „London Literary-Gazette" schreibt, daß in diesen Tagen eine Entfernung von 57 englischen Meilen (etwa 11 bis 12 deutsche) von einer mittelst elektro-magnetischer Kraft getriebenen Bathkutsche in anderthalb Stunden zurückgelegt worden sei. Der Lenker fährt täglich von St. Albans bis zur Bank von England, und braucht dazu nur eine halbe Stunde Zeit; der ganze Kostenbetrag ist 18 Kreuzer. Das Modell der Maschine war vor einiger Zeit in der Adelaidegallerie ausgestellt.

Anzeige.

Auch auf das Jahr **1842** ist erschienen:

Bremischer Hausbedarf

für Bürger und Landleute.

Enthaltend: Den vollständigen Kalender: Bauern-Praktik. — Zeitrechnung. — Zeit- u. Festrechnung. — Von den Jahreszeiten. — Von den Finsternissen. — Zeitgleichung. — Fluth bei Bremerhaven und Elsfleth. — Witterungskunde — Denksprüche. — Charaden und Räthsel. — Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte. — Gemeinnütziges, als: Zur Beförderung des Haarwuchses. — Heilart des Zahn- und Kopfwehs. — Die nachtheiligen Folgen des Schreckens zu verhüten. — Gegen die Seekrankheit. — Das Rauchen der Dochte zu verhindern. — Im heißen Sommer Fleisch mehrere Tage aufzubewahren. — Mißrathene Kartoffeln genießbar zu machen. — Bereitung der Harzkäse. — Zwei unfehlbare Mittel gegen Sonnenflecken. — Einfaches Mittel gegen das Schluchzen. — Den üblen Geruch aus dem Munde zu vertreiben. — Geheimmittel für die Zähne. — Trübe Weine zu klären. — Abgestandenen Wein wieder gut zu machen. — Kartoffelkäse zu machen. — Leichtes Mittel, aus einem Zimmer alle Fliegen, Mücken u. s. w. zu vertreiben. — Wohlfeile und gänzlich gefahrlose Nachtlampen ohne Oel. — Weihnachtslied. — Auflösungen der Charaden und Räthsel. — Droschkentaxe. — Fahrnißzeit. Ab- u. Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. — Thorsperr-Tabelle. — Vermischte Aufsätze, unter Andern die merkwürdigen Prophezeihungen und Weltbegebenheiten in den Jahren 1840 bis 50, Erzählungen, Anekdoten mit 15 sauber lithographirten Bildern etc. — Verzeichniß der ankommenden und abgehenden Posten in Bremen. —

Preis: 6 Gr.

Briefpapier, mit einer Ansicht von Bremen, mit Randbildern; zu haben:

Seemannsstraße Nro. **2**.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 75.

Bremen, Sonntag den 19. September 1841.

Gestorben:

Nro. 829, 830 und 831. Laut Decret des Obergerichts vom 13. September d. J. sind für todt erklärt: 1) Conrad Bachmann. 2) Joh. Heinrich Bachmann. 3) Joh. Heinrich Ludwig Lotz, und ist der 13. September 1841 als Sterbetag angenommen worden.

— 832. Den 15. September. Der Werkmeister Joh. Georg Meckseper, 69 Jahr; Armenhaus.

— 833. Den 15. — Des Arb. Joh. Friedr. Kammeyer Tochter, 6 Tage; Düsternstraße Nro. 96.

Nro. 834. Den 16. — Des Arb. Joh. Wilckens Sohn, 17 Tage; Deichstraße Nro. 7.

— 835. Den 17. — Des Schreibers beim Erb- und Handfesten-Amt Friedrich Hogrefe Sohn, 1 J. 11 Mon; Osterthorssteinweg Nr. 58.

— 836. Den 17. — Des Arb. Stephan Andreas Sanders Tochter, 9 Monat; Schweinestraße Nro. 10.

— 837. Den 18. — Des Cigarrenmachers Ferdinand Meyer Ehefr., geb. Schweers, 39 Jahr; alten Steinweg Nro. 21.

Geburten:

Nro. 1135. Den 13. Septbr. Des Cigarrenmachers Christ. Heinr. Wilh. Gade Ehefr., geb. Blümer, Bornstraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 1136. Den 14. — Des Cigarrenmachers Eimrich Rudolph Wessels Ehefr., geb. Bente, gr. Johannisstraße Nro. 129; von einem Knaben.

— 1137. Den 15. — Des Kistenmachers Nicol. Christ. Frischen Ehefr., geb. Schmidt, gr. Johannisstraße Nro. 61; von einem Knaben.

Nro. 1138. Den 16. — Des Tabacksfabrikanten Christian Friedrich Graff Ehefr., geb. Rohde, Osterstr. Nro. 75; von einem Knaben.

— 1139. Den 16. — Des Kahnschiffers Joh. Friedrich Windhusen Ehefr., geb. Dodts, Stephauithorssteinweg Nro. 4; von einem Knaben.

— 1140. Den 16. — Des Uhrmachers Joh. Friedr. Wicke Ehefr., geb. Nandorff, Neuenweg Nr. 9; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 384. Der Pastor an der St. Pauli-Kirche Georg Conrad Friedrich von Hanffstengel und Julie Marie Grote hieselbst.

— 385. Der Kaufmann Johann Friedrich Gustav Schmidt und Anna Dorothea Charlotte Focke hieselbst.

— 386. Der Arbeitsm. Johann Christoph Gerhard Mosees hies. und Catharine Sophie Luise Pape aus Steinhude.

— 387. Der Schuhmacheramtsmeister Gerhard Depken und Caroline Friederike Lampen, richtiger Lange, genannt Müller, hieselbst.

— 388. Der Lohndiener Diedrich Johann Heinrich Friedrich Kolkmann und Maria Margareta Luers hieselbst.

Nro. 389. Der Knopfmacheramtsmeister Hinrich Albrecht Rinne und Johanna Maria Boreen hies.

— 390. Der Zimmergesell Diedr. Stamann und Maria Schulze hieselbst.

— 391. Der Schuhmacheramtsmeister Johann Friedr. Corssen und Margaretha Dorothea Wehrenberg hieselbst.

— 392. Der Rademacher Andreas Ohlsen, richtiger Otzen, zu Hastedt, und Margaretha Meier aus Uiter-Wümme.

— 393. Der Arbeitsm. Lür Hilken und Anna Koorsmeyer hieselbst.

— 394. Der Arbeitsmann Hinrich Semke und Lucia Margaretha Hohnhold hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 76.

Bremen, Donnerstag den 23. September 1841.

Der Gesang.

Aus dem Schwedischen des Bischofs Tegnér.

Hast du gesehn der Dichtung Haine,
Wo goldne Frucht im Laube schwillt?
Den Bach mit seinem Silberscheine,
Der in der grünen Landschaft quillt?
Wie reizend spielt um Blumenbahnen
Das junge Morgenroth, wie schön!
Wie wallen grüne Hoffnungsfahnen
Auf lichtumfloss'nen Bergeshöh'n!

Und dennoch will der Sänger klagen?
Ward ihm das Höchste nicht verlieh'n?
Wie mag der Undankbare sagen,
Daß Edens Rosen ihm nicht blüh'n?
Nennt er nicht sein noch Edens Hallen
Voll goldnem Herbst, voll Frühlingslust?
Und singen Edens Nachtigallen
Nicht aus der Tiefe seiner Brust?

Entzückt umfängt der Gottgesandte
Das Leben froh wie eine Braut.
Was er als schön und wahr erkannte,
Er stellt es dar in Bild und Laut.
Die Welt, die in ihm lag gefangen,
Sie trat ans Licht, sie lebt und blüht;
Denn nicht ein ewiges Verlangen,
Ein ew'ger Sieg nur ist das Lied.

Hoch schwingt sich, über Thal und Hügel,
Der Genius ins Vaterland,
Die Morgenröthe ist sein Flügel,
Die Maienwolke sein Gewand.
Froh, wie im Hain des Vogels Kosen,
Stark wie der Donner, wenn er schlägt,
Und in den Locken, unter Rosen
Den Ring der Ewigkeit er trägt.

Er kennet nicht die dunkle Sage
Von Sehnsucht ohne Hoffnungsmuth;
Er weiß nicht von der weichen Klage;
Kein Mißlaut trübt der Töne Fluth.
Sein Sehnen ist ein Strom, der brauset
Melodisch zum gesuchten Meer;
Sein Seufzer Zephyrshauch, der sauset
Von kranzbehangnen Gräbern her.

Sein Tempel steht in Licht und Gluthen,
Ein Quell umspielt der Mauer Rand,
Dem All entströmen seine Fluthen,
In denen Kraft der Sänger fand.
Von bangem, schmerzenvollem Sehnen
Löscht aus sein Wasser jede Spur:
Er faßt ja nicht der Erde Thränen,
Er ist des Himmels Spiegel nur.

Wohlan, der Quell soll mich erquicken,
So lang' ich werth der Labung bin;
Hinein ins Leben will ich blicken
Mit klarem Aug' und frischem Sinn.
Das goldne Saitenspiel erklinge
Von keiner selbstgeschaff'nen Pein;
Des Sängers Sorgen sind geringe,
Des Liedes Himmel ewig rein.

So lange über tapfre Ahnen
Des Sternendomes Hymne schallt,
So lang' der Lenz aus blauen Bahnen
Zu Sweas Kindern niederwallt:
So lang' bewahre deine Lieder,
Du Brust im Nord, der Stimme Klang!
Und Berg' und Thäler hallen wieder
Des Nordens männlichen Gesang!

Der Gefangene.

Aus dem Courrier français.

I.

Eines Morgens rollte eine mit zwei herrlichen Pferden bespannte Carosse aus einem der schönsten Hôtels von Berlin, bog aus der Stadt heraus und schlug den Weg ein, der nach der Festung Spandau führt. In dem Wagen saßen zwei Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht. Die erste war ein außerordentlich hagerer, etwas gekrümmter Greis mit beweglichen Zügen, durchbohrendem und geistvollem Blick, dünnen, ironischen und bleichen Lippen. Sein gesticktes Kleid und der goldene Schlüssel, welcher auf seine Brust herabhing, ließen in ihm einen Kammerherrn Friedrich's II. erkennen, während seine hohe, breite und von tiefen Furchen durchzogene Stirn einen Mann ankündigte, der das Talent des Beobachters besaß und mit den Combinationen des Gedankens vertraut war.

Die zweite Person war eine junge Dame, deren Costüm und Manieren durch ihre Eleganz und Vornehmheit entzückten. Der anspruchvollste Künstler hätte ihrer Schönheit keinen Vorwurf machen können, welche der sanften und fortwährenden Melancholie ihrer Züge einen ganz besonderen poetischen Reiz entlehnte.

— Immer mit sorgenvoller Stirn, Frau Baronin, sagte der Kammerherr und sah sie aufmerksam an.

— Was wollen Sie? Ich bin kein Dichter, kein berühmter Schriftsteller, kein großer Mann wie Sie, mein Herr... Ich habe keine Könige, die mir den Hof machen, keine Kaiserin, die meine Schülerin ist, keine Welt, die mich bewundert!... In Mitten aller Freuden, welche ich genieße, giebt es eine Stelle für Thränen!....

— Bedarf man denn aber so viel, um glücklich zu sein?.. Ihr Vermögen....

— Ist unermeßlich... Das ist wahr, mein Herr.

— Ihr Gemahl betet Sie an.

— Und meine Liebe zu ihm ist nicht minder stark.

— Sie sind der Gegenstand aller Huldigungen, die Königin aller Feste.... Geist, Jugend, Schönheit, Sie besitzen Alles, was Bewunderung heischt, Alles, was den Neid rege macht, Alles, was Macht und Glück bildet... Sind so viele köstliche Vorzüge, so viele Gaben des Himmels nicht unvereinbar mit der Trauer?.... Beehren Sie mich, Madame, mit einem Vertrauen, nach welchem ich seit langer Zeit mich sehne; helfen Sie mir dies interessante Räthsel lösen.

Die junge Baronin verharrte einen Augenblick im Schweigen, sei es, daß sie Anstand nahm, irgend Jemanden in ihre Geheimnisse einzuweihen, sei es, daß sie blos ihre Erinnerungen zu sammeln suchte.

— Hören Sie mich, mein Herr und Sie werden sehen, daß nicht alle Leiden in dieses Gefängniß von Spandau eingeschlossen sind, welches Sie besuchen, um Ihren bewundernswürdigen Werken einige Seiten hinzuzufügen, ich um einiges Elend zu lindern... Vor zwölf Jahren lebte in einer der fruchtbarsten Provinzen Frankreich's, in dem lachenden Dorfe Saint-Luce, eine Familie, welche aus einem jungen Mädchen, ihrer Tante und ihrem Vater, einem achtbaren Pachter, bestand, der, was mehr werth ist als Reichthum, Wohlhabenheit besaß.... Louise war ihrem Vater mit tiefer, ausschließender Liebe zugethan, denn es war die einzige Liebe, welche Gott ihr gestattet, da ihre Geburt ihrer Mutter das Leben gekostet. Plötzlich starb ein Bruder des Pachters, der sich in Aachen niedergelassen und dort ein blühendes Handlungshaus gegründet hatte, und setzte den letzteren zu seinem Universalerben ein. François Aubert — so hieß der Pachter — war deshalb genöthigt nach jener Stadt zu reisen, um eine Erbschaft anzutreten, welche ihm so unerwartet zugefallen war. Die Trennung kostete dem armen Mädchen viele Thränen. Sie umarmte ihren Vater immer und immer wieder, begleitete ihn mehrere Meilen weit auf's Feld und kehrte zerrissenen Herzens nach der Pachtung zurück. Sechs Wochen — sechs Jahrhunderte — gingen vorüber; das war die Zeit, zu welcher François zurückkehren wollte. Louise erstieg eine Anhöhe, welche die Umgegend beherrschte, sah lange Zeit in die Ferne, so weit ihre Augen reichten und verließ den Ort nur, wenn die Dunkelheit über das Thal hereinbrach... Ein Monat, zwei Monate, mehrere Jahre verflossen, ohne die geringste Nachricht zu bringen, ohne die furchtbare Angst des jungen Mädchens zu

lindern. Was sie litt, ist unaussprechlich! Die Rosen ihrer Wangen erbleichten; der Schlaf floh von ihrem Lager und das Lächeln von ihren Lippen... Inzwischen verweilte ein reicher Ausländer, welcher Frankreich bereiste, einige Zeit auf einer eleganten Besitzung, welche in kurzer Entfernung von der Pachtung lag. Aus seinen edlen Zügen strahlte eine großherzige Seele und erhabene Gefühle. Er sah Louise zufällig, interessirte sich für ihre Betrübniß und versuchte sie zu trösten. Ein leidendes Herz öffnet sich leicht der Liebe. Louise überließ sich der sanften Neigung, welche sie zu ihrem Freunde zog.

— Verzeiht mir, sagte eines Tages der Fremde zu ihr, aber ich liebe Euch.... Eure Blicke haben Euch dies Geheimniß enthüllt, bevor noch meine Worte es Euch zu sagen brauchten... Ein geheimnißvolles Ereigniß hat Euch Euren Vater geraubt... Ihr seid unglücklich, allein, unter dem Schutze Eurer Tante, die nicht im Stande ist, Euch gegen die Verführungen zu sichern, welchen Eure Tugend unfehlbar ausgesetzt sein wird... Wollt Ihr diesen kleinen Meierhof gegen einen Palast vertauschen? Wollt Ihr reich und mächtig sein? Wollt Ihr Baronin werden und meinen Namen tragen?... — Sie errathen es, mein Herr, das junge Mädchen wurde geblendet — weniger freilich durch die Aussicht auf Luxus, auf Vergnügungen, auf Reichthum — als weil sie glaubte, es könne diese glänzende Lage ihr behülflich sein, den Schleier zu zerreißen der das Geschick ihres Vaters deckte. Aber ach! Diese Hoffnung war vergebens; alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos: mochte sie Gold mit vollen Händen streuen, nicht die geringste Spur warf einiges Licht auf dieses unerklärliche Verschwinden. Brauche ich es Ihnen zu sagen? Louise ist keine andere als die Baronin von Benkendorf. Ich bin es, mein Herr.... Deshalb ist unter Gaze und Seide, mitten im Geräusch der Welt, in dem Wirbel der Feste mein Herz unruhig und bekümmert; es ist ein Leiden ohne Trost... Sie wissen jetzt, warum ich traure!

In diesem Augenblicke hielt der Wagen: er war in die Mauern von Spandau eingefahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Sprech- und Denkübungen.

(Schluß.)

Da scheint es nun freilich, als bringe es darum diese Unterrichtsweise auch von selbst mit sich, daß das Kind müsse in beständiger geistiger Spannung erhalten werden und es werde demselben wohl eine zu große Anstrengung zugemuthet. Hierauf braucht aber nichts erwiedert zu werden, als: man prüfe nach den oben angegebenen Beispielen, wie bei diesem Unterrichte mit den Kindern verfahren wird und gestehe sich, daß solche Uebungen unmöglich dem Kinde eine Last sein können; oder lieber, man überzeuge sich durch eigne Anschauung, wie fröhlich die Kinder bei diesen Uebungen sind, wie freudig sie den Fragen des Lehrers mit ihren Antworten begegnen, und oft, wenn jener sie mit einem: „Genug, genug!“ zum Schweigen bringen will, ihre Antworten gleichwohl noch zu vervollständigen suchen, weil sie Stoff genug haben. Diese Freudigkeit der Kinder bei solcher scheinbar anstrengenden Beschäftigung, woher rührt sie? Weil ihnen nichts aufgedrungen, sondern eigentlich nur, was sie schon haben, ihnen abgefordert wird. Sie werden gefragt und immer wieder gefragt nach dem, was sie schon wissen; auf daß sie es besser wissen, und somit was sie haben, sicherer und vollständiger haben. Wo freilich dem Kinde beständig zugemuthet wird, etwas aufzunehmen, was es nicht mag, dem Gedächtnisse einzuprägen, was es nicht fasset, da ist der Unterricht allerdings dem Kinde eine Last, ein Joch; es bekommt einen Widerwillen am Lernen; ihm wird von vorn herein alle Lust dazu vielleicht für immer gewähret; weil Lernen ohne Verstehen der Natur des Geistes zuwider, wie denn auch solcher Unterricht gar kein Unterricht ist, vielmehr unterdrückt und knechtet, was er erheben und frei machen sollte.

Man sage also nicht, daß diese Sprach- und Denkübungen die Köpfchen der Kleinen zu sehr anstrengen; man höre vielmehr ihr fröhliches, erwartungsvolles Ja! wenn der Lehrer fragt: „Sollen wir nun davon sprechen? Wollt Ihr dies wissen? Soll ich Euch jenes sagen? Das Kind kann und soll nicht denken, wie der Erwachsene denkt. Aber sowohl von dem, der Wörter kaum leserlich auf Papier malt, als von dem vollendeten Schreibmeister sagt man: „er schreibt;“ so von dem erwachsenen Menschen und von dem, die ersten Vorstellungen sich zum Bewußtsein bringenden Kinde, ebensofern sie Beide was sie thun, mit Bewußtsein thun: „sie denken.“

Es ist gewiß, daß, weil dem Menschen nur bei geistiger Klarheit im Gemüthe wohl ist, nach solchen geistbelebenden und erfreuenden Uebungen dem Kinde in der Seele wohler sein und immer mehr werden muß, als

bei bloß mechanischen Beschäftigungen, bei denen der Geist mehr oder weniger in Unthätigkeit ist, und das Kind, wenn nicht zu seiner mechanischen Uebung die Erweckung zu geistiger Selbstthätigkeit hinzu kommt, zur Entwickelung und Ausübung der „argen Gedanken seines Herzens," die sich im Plaudern und Necken sattsam offenbaren, freien Spielraum hat. Nicht, als müßte ein fröhliches Treiben der Kinder unter einander gar nicht Statt finden; es soll nur von einem bessern Geiste durchdrungen werden und beim Unterrichte nicht geschehen. Dies bewirken aber auf eine ungewöhnliche Weise die Sprach- und Denkübungen, weil das Kind an dieser Art des Unterrichts und seinen Gegenständen selber Freude, in eben dem Maaße aber auch keinen Reiz hat abzuschweifen.

Der das wahre Interresse der Kinder versiehende Lehrer findet in jeder Stunde Gelegenheit, zugleich ihr religiöses Bedürfniß anzuregen und zu wecken, sie zu unterrichten von Dem, der den Steff der Dinge, die Welt schuf und erhält, der den Menschen die Gedanken ins Herz giebt, so viel Gutes und Nützliches zu erfinden, der ihnen Kraft verleibt, es auszuführen, und den Sinn, Einer dem Andern in Liebe mit seiner Kraft, Kunst und Weisheit zu dienen; die Kinder zu ermuntern, diesen liebevollen Vater im Himmel auch für ihren Vater zu halten, Ihn um alles Gute zu bitten, dessen sie bedürfen und Ihn durch fromme Liebe zu Ihm und allen Menschen zu erfreuen.

Doch da diese Zeilen nicht alles besprechen wollen, was hiebei der Erörterung werth wäre, so sei es hiemit genug. Daß aber die gepriesenen Wirkungen dieser Methode des Unterrichts überhaupt nicht bei allen Kindern, nicht bei Allen in gleichem Maaße, nicht bei Allen gleich schnell zur Erscheinung kommen, das hängt von dem Maaße ihrer geistigen Anlagen, von der Art, wie die Kinder bisher geleitet worden sind, von vielerlei mehr oder minder günstigen, insbesondere häuslichen Umständen und Verhältnissen, dem Grade der häuslichen Zucht, ohne welche die Arbeit des Lehrers meist vergebens ist, ganz besonders aber auch davon ab, mit welchem größern oder geringern Geschick ein Lehrer diese Methode zu handhaben, die eigentlichen geistigen Interessen der Kinder im Auge zu behalten und dafür zu sorgen weiß, daß diese freie Weise des Unterrichts nicht etwa auch wieder zum mechanischen Werk erstarre und Sinn, Muth und Lust der Kleinen mit erstarren machen; hinwieder aber, daß auch nicht etwa dem jungen Geiste, der wenig zu tragen vermag, zu viel zugemuthet, nicht etwas abgezwungen werde, was er nicht leisten kann. Es herrsche der Grundsatz, daß der Lehrer durch Hinweisen auf die nun zu behandelnden Gegenstände des Nachdenkens das Kind kommen, suchen, sagen lassen, was es weiß, durch Fragen helfe, wo es nicht genau weiß; so daß immer des Kindes Selbstthätigkeit Hauptangenmerk ist.

Es kann nicht fehlen, daß bei dem unter diesen Uebungen dem Kinde erwachsenden Gefühle der eignen Kraft auch das schwächste zu immer größerer Fertigkeit erwacht. Es spricht, denkt und lebt somit in das Leben sich hinein, bewegt sich freier und fröhlicher auf jeden Schritt und Tritt und legt für die Unterrichtsweise, durch welche es so gezogen wird, das beste Zeugniß ab, indem es sich in solcher Schule wie zu Hause fühlt.

Das todte Meer in Palästina.*)

Die Erscheinungen um das todte Meer sind der Art, wie man sie nach dem Charakter seiner Gewässer und der Gegend rings umher, — einer nackten öden Wüste, — erwarten muß. Es liegt in seinem tiefen Kessel, umgeben von hohen Klippen nackter Felsen und sieben oder acht Monate in jedem Jahr den unumwölkten Strahlen einer brennenden Sonne ausgesetzt. Auf nichts als Unfruchtbarkeit und Todtenstille der Natur ist daher an seinen Ufern zu rechnen, und nichts anderes ist auch hier zu finden, außer in den Theilen, wo Quellen oder Ströme frischen Wassers fließen. Dies ist der Fall zu 'Ain Jidy, in dem Ghôr nahe bei dem Südost Winkel des Meeres und auf der Landenge der Halbinsel; nicht zu gedenken des Jordan und der Quelle um Jericho im Norden. An allen diesen Stellen trifft man einen fruchtbaren Boden und reichliche Vegetation an; auch habe ich nie ein üppigeres Wachsthum gesehen, als zu 'Ain Jidy. Hier gab es auch Vögel in großen Schaaren in dem Dickicht, und wir sahen sie häufig über das Meer fliegen. Die Quelle von 'Ain Jidy scheint an der westlichen Küste die reichste an süßem Wasser zu

*) Aus: „Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 von Eduard Robinson, Doctor und Professor der Theologie in New-York, 2 Bände. Halle. 1841."

sein [1]); aber weiter nach Norden zu liegen die salzigen Quellen 'Ain Terâbeh, el-Ghuweir und el-Feshkhah (letztere sehr reich an Wasser) mitten in einem morastigen Boden längs dem Ufer, das mit Schilf und Rohr bedeckt ist und einer Unzahl von Fröschen zum Aufenthalte dient. Die Küsten des Meeres sind auch seit undenklicher Zeit bewohnt gewesen, und sind es zum Theil noch. Jericho, 'Ain Jidy und das südliche Ghôr sind noch immer menschliche Wohnsitze, und wenn dies jetzt weniger der Fall ist als früher, so ist der Grund davon vielmehr in den veränderten Umständen und Verhältnissen des socialen Lebens, als in der Natur der Gegend oder des todten Meeres zu suchen.

Ich habe alle diese Einzelnheiten angeführt, um zu zeigen, daß die so lange Zeit gangbaren Erzählungen von der verpesteten Natur des todten Meeres und seiner Gewässer eine bloße Fabel sind. [2]) Wir verweilten fünf Tage lang in der Nähe seiner Ufer und bemerkten nirgendwo, daß ein schädlicher Geruch oder verpesteter Dunst von seinem Busen aufstieg. Auch unsere Araber hatten nie von einer solchen Erscheinung etwas gesehen oder gehört. Rauch hatten wir allerdings oft oben auf den Höhen gesehen, der aber von arabischen Lagern oder bei Zubereitung von Holzkohlen emporstieg. Es muß auch natürlicher Weise eine ungeheure Ausdünstung von dem Meer selbst ausgehen in Folge seiner niedrigen Lage, bei welcher es der Sommerhitze stark ausgesetzt ist; und dies muß hinwiederum auf die Klarheit der umgebenden Atmosphäre dann und wann Einfluß haben. Aber der Charakter dieser Ausdünstung kann eben nicht von der irgend eines andern See's unter ähnlichen Umständen verschieden sein. [3]) Die egyptische Hitze des Klima's, welche man überall in dem ganzen Ghôr antrifft, ist an und für sich ungesund und giebt, in Verbindung mit den Morästen, im Sommer Anlaß zu häufigen Wechselfiebern, so daß die Ghawârineh oder eigentlichen Bewohner des Ghôr, mit Einschluß der Leute in Jericho, eine schwache und kränkliche Menschenklasse sind. Aber dies steht nicht in nothwendigem Zusammenhang mit dem todten Meere als solchem, und dieselben Erscheinungen würden wahrscheinlich in einem wenigstens gleichen Grade vorhanden sein, wenn das Wasser des Meeres frisch und klar wäre, oder sogar wenn es hier überhaupt kein Meer gäbe.

Die mineralischen Erzeugnisse der Umgegend des Meeres sind oft beschrieben worden. Die Masse der Gebirge besteht überall aus Kalkstein; ausgenommen Usdum, welches ganz von Steinsalz ist. [4]) Es ist mir nicht bekannt, daß schwarze Basaltsteine, deren es so viele um den See Tiberias giebt, je in dieser Umgegend aufgefunden worden sind. Man trifft hier jedoch an dem nördlichen Ende des Meeres einen schwarzen glänzenden Stein, welcher sich theilweise im Feuer entzündet und einen bergharzigen Geruch von sich giebt. Wir sahen deren einige, als wir von Ras el-Feshkah nach der Ebene hinabstiegen. Er wird in Jerusalem zu Rosenkränzen und andern kleinen Artikeln verarbeitet. [5]) Schwefel findet man in verschiedenen Theilen; wir lasen Stücke davon so groß wie eine Wallnuß nahe der nördlichen Küste auf, und die Araber sagten, man fände ihn in dem Meere nahe bei 'Ain el-Feshkah in Klumpen so groß wie eine Mannsfaust. Sie finden ihn in hinreichender Menge, um ihr Schießpulver daraus zu bereiten. Nahe bei Usdum lasen wir späterhin

[1]) Nahe bei der Mündung des Wady el-Ghâr giebt es eine bereits erwähnte Quelle, und eine andere in Wady Sudeir ein wenig nördlich von 'Ain Jidy, welche ins Meer fließt. Das Wasser von beiden soll süß sein.

[2]) „Mare illud semper fumum reddere, et nebulam in modum camini infernalis. — Quocumque vapor a mari illo ascendens impellitur, ibi terrae nascentia non secus quam si a pruina fuissent tacta emoriuntur"; Brocardus c. VII. S. 179. „Stagnum foetidissimum, infernalis nigredinis, tetrum habens odorem"; Willeb. ab Oldenborg am Ende. Selbst Quaresmius war einsichtig genug, alles dies auf das Zeugniß seiner eignen Sinne zu verwerfen. Band II. S. 760.

[3]) „Sobald wir zu dem Paß kamen, von wo aus man eine weite Aussicht über das todte Meer genießt, konnten wir die davon aufsteigende Ausdünstung beobachten, welche sich in großen durchsichtigen Dunstsäulen zu erkennen gab, dem Ansehn nach Wasserhosen nicht unähnlich, aber bedeutend größer." Irby and Mangles S. 447.

[4]) Irby und Mangles erwähnen: „Stücke von rothem und grauem Granit; grauem, rothem und schwarzem Porphyr", und viele andere Arten von Steinen, die längs des Ufers nach dem S. O. Winkel des todten Meeres zerstreut umherliegen und welche nach ihrer Voraussetzung Bruchstücke von den Gebirgen oben sind. Reisen p. 358. Nach Seetzen besteht das Gebirge nahe am südöstlichen Winkel des Meeres nicht weit nördlich von Wady el-Ahsy aus einem braunen Sandstein; Zach's Monatl. Corresp. XVIII. S. 435.

[5]) Der „Stinkstein" Burckhard's, S. 394. (684.) Maundrell unter dem 30. März. Pococke II. S. 37. fol. Hasselquist beschreibt ihn als: „Quarz in der Gestalt von Schiefer, eins der seltensten Mineralien, welches es auf seinen Reisen angetroffen habe." Reise S. 153.

kleine Stücke Salpeter auf.[1]) — Alle diese Umstände sprechen für den vulkanischen Charakter der ganzen Gegend, und dies wird auch bestätigt durch die warmen Quellen von 'Ain Jidy und el-Feshkhah im Westen, sowie durch die heißen Schwefelquellen des alten Callirrhoë an der östlichen Küste.[2]) Drei Wochen vorher hatte einer unserer Freunde, Herr Hebard, ein großes Stück Bimstein auf einer kleinen Anhöhe nahe bei der Mündung des Jordan gefunden.

Einer der eigenthümlichsten Umstände in dem Charakter des todten Meers ist die tiefe Lage seines Wasserspiegels unterhalb des mittelländischen Meers. Dies ist erst innerhalb der letzten paar Jahre entdeckt worden. Die Herren Moore und Beke waren die ersten, welche darüber im März 1837 vermittelst des Wasser-Siedepunkts Beobachtungen anstellten, und auf diese Weise fanden sie, daß die tiefere Lage ungefähr 500 englische Fuß betrage.[3])

* Wunsch.

In England, Frankreich, Italien, Spanien u. s. w. setzt man ein Denkmal gewöhnlich auf einem der lebhaftesten Plätze. — Wäre es daher nicht auch hier angebracht, um mit dem jetzigen Eifer für Denkmäler fortzuschreiten, daß man auf dem Domshof, (in der Mitte oder obenan), dem verstorbenen würdigen, biedern und berühmten Astronomen Dr. Olbers ein Denkmal errichtete?

Eine Subscription von allen Ständen würde leicht die Summe von 5 bis 6000 Rt. zusammenbringen; denn der genannte Ehrenmann steht noch in zu lebhaftem guten Andenken seiner Mitbürger, daß nicht ein Jeder wünschen würde, sein Scherflein zu einer solchen Zierde der Stadt beizutragen.

Ein alter Seemann.

[1]) Irby und Mangles fanden auch „Stücken von Salpeter und Schwefel, von der Größe einer Muskatnuß an bis zu der eines kleinen Hühnerei's" auf der westlichen Küste der langen Halbinsel. Reisen, S. 453.

[2]) Ebend. p. 467—469. Legh in Macmichael's Journey Chap. IV. Bibl. Repos. Oct. 1833. p. 648.

[3]) Journal of the Royal Geogr. Soc. Vol. VII. 1837. p. 456. Vol. IX. 1839. p. LXIV.

Buchstaben-Räthsel.

3 5 6 2.	Inhaltschweres Wörtchen, reich an Klippen.
1 2 3 4 1 6 2.	Lieblich tönend von der Freundin Lippen.
1 3 7 7 6.	Altes Mittel, Wege abzusperren.
1 2 3 5 3 7 1 6 7.	Schutz- und Prunkgeleite großer Herren.
5 3 2 5 6 7.	Leckerspeise sind wir frisch gebacken.
5 3 7 7.	Einstens beugt' ich manchen stolzen Nacken,
5 6 4 1 6.	Nur im Kriege bin ich noch gestattet.
2 6 7 7 6 7.	Wer mich übet, ist gar bald ermattet.
7 6 4.	Wicht'ges Wort für eitle Kleinigkeiten.
7 3 2 5 6 7.	Was geschmerzet, heilt im Lauf der Zeiten.
5 2 6 7 7 6 7.	Vorsicht brauche, willst du mich nicht fühlen.
1 2 6 5 6 2 7.	Schweine sieht man oft in ihnen wühlen.
5 2 3 1 6 7.	Jedem Hungerleidenden willkommen.
5 3 3 2.	Was ich bin, wird willig angenommen.
5 3 2 5 3 2 6 7.	Wüthriche, die niemals Mitleid kennen.
3 7 7 3.	Viele Damen hört man also nennen.
5 6 5 6 7.	Feigheit geb' ich kund und Angst und Schrecken.
2 6 4 1 6 2.	Schnell bereis' ich weite Länderstrecken.
6 5 6 2.	Grimmig wilder Sohn der dichten Wälder.
5 3 4 6 2.	Sclaverei in einem Prunkbehälter.
2 3 5 6 7.	Unheil melden unsre dunkeln Schaaren.
1 2 3 5.	Regel stets bei'm Reiten und bei'm Fahren.
2 3 4 1 6.	Wappen pfleg' ich deutungsvoll zu schmücken.
6 5 6 7.	Wo ich walte giebt es keine Lücken.
6 2 5 6 7.	Schnellste Art um Reichthum zu erlangen.
2 3 4 5 6 7.	Wehe! wer mich übet, wird gehangen.
1 3 4 5 6 2.	Meine Uferhügel schmücken Reben.
3 2 3 5 6 2.	Stolz und kräftig im Nomadenleben.
5 2 4 7 7 6 7.	Labung für den Wanderer am Wege.
5 3 2 1.	Wechselnd heißt die Mode meine Pflege.
5 3 2 2 6 7.	Wenige besitzen mich in Massen.
5 4 5 6 7.	Rangen stets, die Zucht und Ordnung hassen.
5 3 4.	Lob dem Meister, der mich rasch vollendet.
1 2 3 4 5 6 7.	Schöne Gabe, die der Himmel spendet!

Miscellaneen.

(Schreck- und Schauderliteratur.) Die L. F. Rieger'sche Buchhandlung in Stuttgart kündigt in einer Beilage zum Schwäb. Merkur jetzt einen ganzen Rattenkönig von Schauderstücken an. Schon die bloßen Titel können einem die Haare zu Berge steigen lassen, um wie viel mehr die Inhaltsangaben oder gar die Lectüre selbst. Leser, welche Nerven haben, auf welche sie sich verlassen können, starke Seelen, mögen sich z. B. folgenden Verlagsartikel der vorbenannten Buchhandlung empfehlen sein lassen: „Das Buch des Schrecklichen und Abenteuerlichen. Eine historische Gallerie der furchtbarsten Ereignisse aller Zeiten, Länder und Völker, in Erzählungen von Gräßlichkeiten, empörenden Rachenehmungen und Verbrechen; Biographien und Charakterzügen menschlicher Ungeheuer, Despoten, Wütheriche und Feinde des Menschengeschlechts; schauervollen Kriegsscenen; merkwürdigen Reise- und Jagdabenteuern zu Land und zu Wasser; schrecklichen Naturereignissen, Erdbeben, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen ꝛc. ꝛc.; Schilderungen von Hungersnoth, ansteckenden Krankheiten und andern Qualen; Berichten von Personen, welche mancherlei Ungemach erduldeten, eines gräßlichen Todes starben, und entsetzlichen, ungeheuern, außerordentlichen und seltsamen Begebenheiten aller Art. Von Eduard Morgan." Die 2 Bände nebst 2 Kupfern kosten nur 2 Rt.

(Das Lager bei Liegnitz.) Liegnitz ist nicht mehr zu kennen, seit der König darin residirt, die Häuser sind mit Blumen, Kränzen und Teppichen überkleidet, jede Hausthür bildet eine Ehrenpforte, jeden Abend sind die Wohnungen illuminirt. Das große königliche Zelt von Gußeisen ist bei Kapsdorf aufgeschlagen, innen prächtig ausdecorirt und mit den Wappenschildern aller preußischen Provinzen geschmückt, es können über 300 Personen darin essen. Es steht mit dem Schloß, wo der König während des Manövers residiren wird, unmittelbar in Verbindung. Die Truppen, 25,000 Mann stark, haben bereits das Lager bezogen. Nach der Revue findet der festliche Einzug in Breslau statt, wozu große Vorbereitungen getroffen werden. Gegen 200 junge Mädchen in altschlesischer Tracht, weißen Kleidern, schwarzen Miedern und rothen Häubchen werden dem König eine besondere Huldigung darbringen. — Im Lager wurde dem König ein alter Soldat von 105 Jahren, der unter Friedrich dem Großen gedient und den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, vorgestellt und von ihm königlich beschenkt.

(Frauen-Duell.) Vor einigen Tagen ging ein Flurwächter sehr frühe Morgens in seinem Amte, in den Umgebungen der Gemeinde Montmartre spazieren, als er in geringer Entfernung von sich zwei Pistolenschüsse fallen hörte. Er eilte sogleich der Stelle zu, woher der Schall gekommen war, und fand zu seinem Erstaunen am Saume einer Hecke zwei hübsche junge Parisserinnen, die so eben ihre Pistolen wieder luden, nachdem sie solche bereits einmal vergeblich im Duell aufeinander abgefeuert hatten. Er legte sich sogleich ins Mittel, um die Fortsetzung des Zweikampfes zu verhindern, und unter dem Vorgeben, die schönen Duellantinnen bis zur Barriere zu begleiten, um der Nichtwiederaufnahme ihres Kampfes sicher zu sein, führte er sie bis dahin, ließ sie aber auch sogleich dort verhaften. In der That brachten sie auch mehrere Stunden im Wachthause zu, ehe sie wieder freigelassen wurden.

(Das größte Gewächshaus in der Welt) wird gegenwärtig bei Chatsworth gebaut. Es ist dazu ein Platz von zwei Ackern Ausdehnung von Bäumen und Gebüschen gereinigt worden. Die mit Glas versehene Fläche wird 70,000 Q. Fuß Glas enthalten. Hier, unter diesem riesenhaften Dom will man die beste Gartenerde auf den Boden streuen und darin jedes Gewächs säen und pflanzen, das fortwährend höhere Wärme verlangt, als sie unser Klima zu geben vermag. Die Wärme wird durch warmes Wasser in mehreren hundert Fuß langen Röhren verbreitet, die so groß sind, daß ein Mann bequem in denselben gehen kann. Die verschiedenen Pflanzen, Büsche und Blumen will man in der künstlichen Atmosphäre in Haine und Beete ordnen, so daß sie aussehen, als wüchsen sie von selbst; kleine Bäche mit fließendem Wasser und stehende Teiche werden die nöthige Feuchtigkeit liefern, und geschlängelte Wege nebst einer breiten Straße in der Mitte hindurch und rund herum werden die Besuchenden bequem zu jedem Theile dieses in seiner Art einzigen Gewächshauses bringen.

(Denkmäler.) Schwanthaler arbeitet jetzt an der Goethestatue, die in Frankreich aufgestellt werden soll. Rauch arbeitet an dem lebensgroßen Marmorbilde des verewigten Königs von Preußen, welches neben dem der Königin Luise deren gemeinsames Grabmal schmücken wird. — Während in Deutschland nach jahrelangem Sammeln für das Denkmal eines Mannes wie Jean Paul kaum ein paar tausend Gulden zusammengebracht sind, wurden in einer neulichen ersten Versammlung in der Thatched House Tavern, die unter Sir R. Peels Vorsitz stattfand, gleich 1000 Pf. St. für das dem Maler Sir D. Wilkie zu errichtende Monument unterzeichnet. Darunter war Sir Robert mit 50 Pf., der Herzog v. Buccleuch mit 100, Lord J. Russel mit 25 u. s. w. England ist viel reicher als Deutschland — das „arme Deutschland," wie die Engländer sagen; aber so groß ist der Abstand in den pecuniären Mitteln denn doch nicht.

(Der Landsitz des Barons Rothschild zu Suresnes,) ist einer der reizendsten in der Umgegend der französischen Hauptstadt. Er dehnt sich längs den Ufern der Seine hin, und bietet in seinen frischen Blumenbeeten, in seinen üppigen Rasenplätzen den Spaziergängern einen höchst interessanten Anblick dar. Um die Gewächse alle, selbst in der größten Hitze in schönster Frische zu erhalten, hat der reiche Bankier kein Opfer gescheut. Am äußersten Ende der Gärten wurde in einem Glassalon eine elegante, wie das reinste Silber glänzende und schimmernde Dampfmaschine aufgestellt, welche das aufgenommene Wasser in

viele Kanäle vertheilt, die in verschiedenen Stellen der Gärten unter Blumen und Rosen versteckt ausmünden, und aus welcher mittelst einer eigenen Vorrichtung in wenig Augenblicken ein alle Gewächse erquickender Regen aufsteigt.

(Sclavenstolz.) Der Graf von Castelnau bereisete im vorigen Jahre die Vereinigten Staaten von America, kam mit philanthropischen Ideen dahin und besuchte sobald als möglich eine Negerauction. Statt die Schwarzen in Verzweiflung zu finden, wie er geglaubt hatte, schwatzten und lachten sie. Ein einziger weinte; er allein, meinte der Graf, erkennt seine entsetzliche Lage; er trat zu dem Neger und fragte ihn nach der Ursache seiner Thränen. „Herr," antwortete der Schwarze, „ich bin für nur 600 Dollars verkauft worden und für Jacob, der minder stark ist als ich, hat man 700 Dollars bezahlt. Ich bin entehrt auf immer!" — Ich war auf einmal seltsam beruhiget, setzt der Graf hinzu, und habe seitdem Tausende von Negern verkaufen sehen, ohne ein einziges Mal wieder zu meinen philanthropischen Ideen zurückkommen zu können.

(Flugmaschine.) Der „Berliner Neuigkeits-Bote" erzählt: In Philadelphia hat ein Herr Jakob Hestor eine Flugmaschine erfunden, welche dem Menschen die Flügel der Vögel ziemlich ersetzen soll. Man läßt sich durch einen Ballon in die Höhe ziehen, an welchen man so befestigt ist, daß man in der Richtung hängt wie ein fliegender Vogel. An den Armen sind zwei Flügel angebracht, mit welchen man sich eine beliebige Richtung geben kann. Wenn sich diese Erfindung bewährt, wäre auf einmal das Räthsel gelöst, welches schon so Viele beschäftigte und Schiller's poetischer Wunsch: „Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel" zur prosaischen Wirklichkeit geworden. Bis jetzt ist's freilich noch erlaubt, bei dieser Flugmaschine an ein Luftschloß zu denken.

(Dampf-Schlepp-Schifffahrt.) Man schreibt aus Mainz, daß hier ein Verein zur Gründung einer „Dampf-Schlepp-Schifffahrt" ins Leben tritt, und man hofft, daß er, seiner großen Wichtigkeit für den Handel wegen, allgemeinen Anklang finden wird. Er hat zum Zweck, den Transport von Gütern auf dem ganzen Rheinstrom und den Nebenflüssen, besonders aber auf dem Oberrhein, mittelst Schlepp-Dampfschiffen besser zu fördern, sei es durch zweckmäßige Uebereinkunft mit den den Rhein befahrenden Schiffern, oder durch Anschaffung eigener Güterschiffe.

(Bei der Eröffnung der Eisenbahn) von Aachen nach Köln wurde auch eine besondere Spazierfahrt für die Kinder des Waisenhauses und der Armenschulen veranstaltet. Mehr als 500 Kinder fuhren mit ihren Lehrern von Aachen nach Stolberg, wo ihnen ein Imbiß bereitet war. Da spielten und sangen sie im Freien, fuhren dann mit Birkenzweigen bekränzt wieder zurück und gedenken einmal ihren Enkeln davon zu erzählen, wie die erste Eisenbahn eröffnet worden ist.

(Taubstumme.) In einem französischen Blatte will Jemand berechnet haben, daß auf der ganzen Welt jetzt ungefähr 600,000 Taubstumme lebten und Frankreich hierzu wenigstens 25,000 beisteure. Die Anzahl der Taubstummeninstitute in den civilisirten Ländern beträgt gegenwärtig etwa 130; in Frankreich allein 30. Aber in diesen 30 Instituten werden kaum 1000 Taubstumme unterrichtet.

(Auf dem Berge Karmel) wurden am 12. Juni die irdischen Ueberreste der 1840 bei Acre gefallenen Franzosen, welche ein Carmelitermönch damals heimlich begraben hatte, wieder herausgenommen und in eine eigends erbaute Pyramide feierlich übertragen. Mehrere französische und englische Reisende wohnten der Feierlichkeit bei.

(Wieder ein Wunderkind.) Berichte aus Köln, Bonn und Ems sprechen sich enthusiastisch über die Leistungen des zehnjährigen Klaviervirtuosen Anton Rübinstein aus Moskau aus. Sie rühmen nicht nur die außerordentliche Fingerfertigkeit, womit derselbe Bach'sche Fugen und den sehr schwierigen chromatischen Galopp von Liszt executirt, sondern auch seinen seelenartigen Vortrag, den er in jedweder Composition bekundet.

(Eine Thurm-Nachtuhr.) Vom 4. September dieses Jahres, dem 10jährigen Feste der sächsischen Constitution an, ist der Thurm des Rathhauses zu Leipzig mit einer Nachtuhr versehen, die ein dortiger Uhrmacher der Stadt geschenkt hat. Das Zifferblatt ist von Glas und wird nach Einbruch der Dunkelheit mit Gas erleuchtet.

(In Lyon) zeigt man jetzt eine Kartoffelart, Bohnenkartoffel genannt, deren Knolle nicht größer als eine Haselnuß ist. Die Schale ist sehr dünn, Blätter und Blüthen sind klein und der Geschmack der Frucht soll vorzüglich sein.

(Eine christliche Kirche in Tunis.) Der Bey von Tunis hat den unter seiner Regentschaft wohnhaften Christen die Erlaubniß ertheilt, auf einem Platze zu Sfax sich eine Kirche zu erbauen. Am 13. Juni wurde der Grundstein dazu gelegt.

(Bei Liverpool) befindet sich eine Sodaasche-Fabrik, deren Schornstein der größte in der Welt ist. Er ist 417 Fuß hoch, unten 15, oben 9 Fuß breit, und wurde aus etwa 4 Millionen Backsteinen aufgeführt.

(Der niederländische Kriegsminister) hat der Armee bekannt gemacht, daß der König auf seinen Antrag den Officieren gestattet, außer dem Dienste Regenschirme zu tragen.

Briefpapiere
mit verschiedenen sauber lithographirten Ansichten von Bremen sind zu haben
Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigiret unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 76.

Bremen, Donnerstag den 23. September 1841.

Gestorben:

Nro. 838. Den 16. September. Die Dienstmagd Cathar. Margar. Dodt, 39 J.; U. L. Fr. Kirhof.

— 839. Den 18. — Des Tischlermeisters Blasius Andre Sohn, 10½ Jahr; außer dem Ansgariithor Nro. 6.

— 840. Den 18. — Sophia Henriette Cathar. Peters, 23½ Jahr; Degengang Nro. 13.

— 841. Den 18. — Des Hökers Friedr. Ludw. Heinr. Schultze Tochter, 1¼ Jahr; Mühlendamm Nro. 3.

— 842. Den 19. — Der Strumpfweber Caspar Windelken, 73 Jahr; Westerstr. Nro. 41.

— 843. Den 19. — Der Küpergesell Johann Meister, 29 Jahr; Obernstr. Nro. 12. (Vorst.)

Nro. 844. Den 19. — Des Schuhmachers Herm. Diem Sohn, 1 Jahr 5 Monat; gr. Johannisstraße Nro. 245.

— 845. Den 19. — Des Kaufmanns Johann Friedr. Menke Tochter, ¼ Jahr; Wachtstraße Nro. 23.

— 846. Den 19. — Des Landmanns Joh. Heinrich Luerssen Wittwe, geb. Luerssen, 64 Jahr; Hankenstr. Nro. 2.

— 847. Den 20. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Gotte Ehefr., geb. Wessels, 27½ Jahr; Westerstr. Nro. 87.

— 848. Den 20. — Der Kaufmann Johann Gerhard Gosewehr, 67 Jahr; Mannhaus.

Geburten:

Nro. 1141. Den 17. September. Des Tischlers Bernhard Heinr. Stahmer Ehefr., geb. Lürssen, Osterthorswallstraße Nro. 94; von einem Mädchen.

— 1142. Den 17. — Des Schneiders Heinrich Göring Ehefr., geb. Gerken, Marterburg Nr. 42; von einem Knaben.

— 1143. Den 19. — Des Schneidermeisters Michael Schmitt Ehefr., geb. Vollmann Piperstr. Nro. 8; von einem Knaben.

Nro. 1144. Den 19. — Des Federnhändlers Joh. Christ. Anthony Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nro. 191; von einem Mädchen.

— 1145. Den 20. — Des Kaufmanns Joh. Friedrich Lehmkuhl Ehefr., geb. John, Contrescarpe Nro. 2 E; von einem Knaben.

— 1146. Den 20. — Des Bierbrauers Andreas Müller Ehefr., geb. Tielbaar, Osterstraße Nr. 48; von einem Mädchen.

— 1147. Den 20. — Des Federposenarbeiters Johann Gottlieb Undütsch Ehefr., geb. Lemke, gr. Johannisstraße Nro. 207; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 77.

Bremen, Sonntag den 26. September 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 26. September.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

* Kriegerisches Abendlied *).

Kühl sinket der Abend am Himmel hernieder,
Es leuchtet der Sterne Heer,
Es hallet die Glocke vom Dorfe herüber,
Es wirbelt die Trommel, es schallt die Trompete
Zur Ruh' Kameraden! zur Ruh.

Ruht wohl aus ihr Söhne des grimmigen Krieges
Ihr habt eure Ruhe verdient,
Ruht sanft in den Armen des friedlichen Schlummers;
Vielleicht, eh' der Abend den Himmel vergoldet
Erhebt sich die donnernde Schlacht.

Der Thau des Himmels netzt unser Gezelt,
Es sausen die nächtlichen Winde,
Wir liegen auf Halmen und harten Tornistern,
Die tödtenden Waffen an unserer Seite;
Mühseligkeit ist unser Loos.

Der Bauersmann pflüget in lieblicher Stille
Den heimischen Acker der Väter,
Und kehrt er des Abends zur friedlichen Hütte,
So lächelt sein rosiges Weib ihm entgegen,
Den lallenden Säugling im Arm.

Dies stille Leben, dies kennen wir nicht,
Wir haben nicht bleibende Stätte;
Bald liegen wir hoch auf den luftigen Bergen,
Bald niedrig verborgen im sumpfigen Thale,
Und zieh'n sonder Rast durch die Stadt.

Knüpft ein Kamerad sich im süßesten Rausche,
Ein seidenes Band froher Liebe,
Wir ziehen nun weiter, das Band ist zerrissen;
Nehmt wohl euch vor Liebe in Acht, Kameraden!
Denn Scheiden vom Liebchen thut weh.

Was führet euch Brüder ins Schlachtgefilde,
Ist's nicht die zu hoffende Ehre?
Hoch wehen die Fahnen, wild stampfen die Rosse
Voraus ins Getümmel, laßt donnern die Feinde,
Wir säen, wir erndten den Tod.

Und fällt auch zu Erde ein blutender Freund,
Laßt liegen! dem Feind nur entgegen.

*) Dem gefälligen Einsender wurde dieses Gedicht von seinem Freunde Pestalozzi während seines Aufenthaltes in Göttingen 1811 mitgetheilt. Die Schweizer Democraten sangen es während des Revolutionskrieges in den neunziger Jahren.
Die Redaction.

Er ruht wie auf Rasen im dampfenden Blute,
Haucht muthig die fliehende Seele zum Himmel
Und wünschet uns sterbend noch Sieg.

Wohl denen, die liegen auf grünender Aue,
Sie sanken wie Blumen des Feldes.
Viel' sah ich der Jünglinge liegen im Blute,
Sie hätten die zärtlichsten Mädchen gefesselt
Im Tode noch kraftvoll und schön.

Wohl ihnen! Es drücket sie fürder nicht mehr
Der Gram der unglücklichen Liebe,
Laßt sausen den Sturmwind, er wecket sie nimmer,
Vielleicht streckt uns bald auch ein Schwertstreich zu ihnen,
Zur Ruh' Kameraden! zur Ruh'!

H. J. P.

Der Gefangene.

(Fortsetzung.)

II.

Der Kammerherr und die Baronin gingen, der eine mit der neugierigen Aufmerksamkeit eines Beobachters, die andere mit den Sympathien einer mitfühlenden Seele, durch das berühmte Staatsgefängniß, welches damals eine bedeutende Anzahl Verbrecher enthielt. Und in der That war das Gemälde, welches dieser Ort bot, wohl geeignet, das Herz aufzuregen und die Einbildungskraft in Anspruch zu nehmen. Wenn man so manche edle und stolze Züge neben verworfenen und entwürdigten Gestalten erblickte, so errieth man, daß nicht alle Urtheile eine strenge Justiz gesprochen habe, und daß es in diesem Gefängniß fast eben so viele Opfer als Verbrecher gebe.

Einer der Gefangenen vor Allem erregte durch seine verstümmelten Züge, seine leidende und düstere Miene, das Interesse der Besucher in ganz besonderer Art. Der Kammerherr trat zu ihm heran und fragte ihn mit liebreicher Stimme, in welchem Lande er geboren sei....

— In Frankreich.... antwortete der alte Gefangene und wendete seine erblindeten Augen dem Frager zu. Seit langen Jahren beweine ich hier mein Vaterland, meine Lieben, meine Familie!

— Und welches Verbrechen hat eine so furchtbare Strafe verwirkt?

— Welches Verbrechen! wiederholte der Gefangene mit Würde und Bitterkeit.... Nein, mein Herr, nein.... Mein Gewissen ist rein und mein Schlaf ruhig.... Ich bin ein Märtyrer und kein Verbrecher!

Die Wahrheit hat einen Ton, der weder nachzuahmen, noch zu verkennen ist. Der Kammerherr und die Baronin setzten sich neben den Gefangenen, der ihre Neugierde errieth und einen Augenblick nachher wieder begann:

— Sie haben gewiß von Friedrich Wilhelm I. sprechen hören, von seinem seltsamen Charakter, seinen gehässigen Launen, seinen Akten der Grausamkeit.... Dieser Fürst setzte seinen Ehrgeiz darein, eine Armee zu bilden, die aus den schönsten und stärksten Menschen, den besten Soldaten Europas, bestand. Durch Verführung, List, bisweilen selbst durch Gewalt, zogen sie alle Ausländer, deren Leichtgläubigkeit sie hintergehen konnten, unter die preußischen Fahnen... Ich wohnte damals in Burgund in glücklicher Behaglichkeit, von jeder Art häuslichen Glücks umgeben.... Aber lassen Sie mich von dem Glücke schweigen, dessen ich dort genoß.... für den Unglücklichen ist selbst eine vergangene Freude ein Leiden!.... Eine wichtige Angelegenheit nöthigte mich, Frankreich zu verlassen. Ich reiste ungern ab, denn eine Ahnung, gegen welche meine Vernunft sich auflehnte, sagte mir, ich werde Kummer und Schmerz finden, wo man mir Glück gezeigt; und kaum hatte ich den Fuß auf preußisches Gebiet gesetzt, so wurde ich verhaftet und nach Potsdam geführt, wo man mich trotz meiner Protestation, meiner Drohungen und meines Flehens, als gemeiner Soldat in ein Regiment steckte. Einen Monat nachher desertirte ich. Ich wurde fast sogleich wieder eingebracht, und vor den König geführt; zu Ehren der Disciplin und zur Erbauung meiner Kameraden ließ er mich 36 Mal Spießruthen laufen; im Blute schwimmend, führte man mich in's Gefängniß.... Was soll ich Ihnen sagen? Was ich liebte, befand sich in Frankreich!... Dort beweinte man ohne Zweifel meinen Verlust, mein Verschwinden, meinen Tod.... Ich entfloh von Neuem; von Neuem wurde ich eingebracht und nun dem Henker in die Hände gegeben. Diesmal, ohne Zweifel um die Strafe dem Verbrechen anzupassen, schleppte man mich verstümmelt nach Spandau.... Es sind viele Jahre, mein Herr, daß ich dies furchtbare Gefängniß bewohne, der Luft, der Sonne, und was mehr ist, der Hoffnung beraubt..... Wenn die Wuth den Tod brächte, so wären meine Leiden seit langer Zeit geendet!... Uebrigens,

Sie können es sehen, nutzt das Weinen die Augen ab.... ich bin blind!

— Scheußlich! rief die Baronin, welche dieser Erzählung bleich und gespannt zugehört hatte und gewissermaßen an den Lippen des Erzählers hing.

Ein Gefühl energischer Verachtung las man auf den ausdrucksvollen Zügen des Kammerherrn.

— Das ist also die Gerechtigkeit der Könige! murmelte er. Ist es aber möglich, daß Friedrich II. die Strenge seines Vaters nicht gut gemacht, daß er Euch nicht in Freiheit gesetzt hat?

— Ach, mein Herrr! vergebens haben die verwittwete Königin und der französische Gesandte Valory mich seiner Milde empfohlen.....

O! sagte die sanfte Stimme der Baronin von Benkendorf, was habt Ihr in diesen langen Jahren leiden müssen!.. Welch bitterer Haß, welch verzehrende Thränen, welch unendliche Qual!... Aber Geduld! der Himmel ist Euch glänzende Genugthuung schuldig und Sie werden sie erhalten, mein Herr, denn es giebt einen Gott!

Diese Töne klangen wie himmlische Musik in die Ohren des alten Gefangenen.

— Ich glaube an die Engel, Madame, wenn ich Sie höre, aber ich kann, ich will nicht an Gott glauben. Wenn es einen Gott gäbe und er die Martern zugelassen hätte, deren Opfer ich gewesen, so wäre er die Vorsehung des Bösen, der Genius der Verderbniß!

Der Kammerherr schien seit einigen Augenblicken einen Entschluß zu fassen.

— Hört, sagte er endlich, Friedrich II. kann Euch ohne Unehre hier nicht länger halten. Der Fürst, der den Machiavel widerlegt hat, der sich auf seine Duldung etwas zu Gute thut, der ein Gedicht über die Humanität geschrieben, der Nacheiferer, der Schüler, der Freund der Philosophen, wird sich nicht selbst so furchtbar widersprechen.... Ich werde zum Könige gehen.

— O ja, nicht wahr?... flüsterte die Baronin im bittenden Tone.

— Ich werde ihn um Eure Begnadigung bitten....

— Sie werden sie nicht erhalten, mein Herr.... Was würde sie mir auch nützen?... Wird man mir das Gesicht wiedergeben, welches ich verloren?... Wird man die unermeßliche Leere ausfüllen, welche die Jahre um mich gemacht... Sehen Sie mich an.... Sehen Sie diesen kahlen Kopf, dieses Gesicht, das nichts Menschliches mehr hat, diesen gebrechlichen, erschöpften Körper, der bereit ist in Trümmer zu fallen, wie ein Gebäude, welches keine Stütze mehr hält! Jetzt wäre meine Begnadigung Nichts weiter als das Recht, am Rande eines Grabens, im Winkel eines Eckſteins zu sterben, statt in einem Gefängniß, vergiftet von der Luft der Knechtschaft, zu enden.... Entsagen Sie Ihrem edelmüthigen Entschluß, Sie werden nur Ihr fruchtloses Flehen zu bedauern haben....

— Ich glaube indeß, daß ich zum Ziel gelange.

— Nach einem Botschafter und einer Königin.... Aber wer sind Sie denn, im Namen des Himmels?

— Ich heiße Voltaire.

— Voltaire! wiederholte der Greis und sprang auf; — denn dieser Name, den in Frankreich so viel Ruhm und verdientes Ansehen umgab, war in Spandau bekannt, wie er in Potsdam, in Berlin, in ganz Deutschland und in ganz Europa bekannt war. —

— Und ich, sagte langsam die junge Frau, ich bin die Baronin Louise von Benkendorf.

Der Gefangene öffnete die Augenlider weit, als wolle er die Dunkelheit durchdringen, welche sie für immer umhüllte:

— Louise,... murmelte er mit zitternder Stiimme.... Sie heißen Louise, Madame?

(Schluß folgt.)

---

* Erwiederung.

So lange nur in auswärtigen Blättern von der Reise des Schiffes Virginia, Capt. J. D. Krudop, auf den Wallfischfang in den südlichen Meeren die Rede war, bot sich wenig Veranlassung dar, Irrthümer in den Thatsachen sowohl, als auch durchaus unrichtige Ansichten der Verfasser solcher Artikel in Betreff dieser Unternehmung zu widerlegen. Nachdem jedoch die Nro. 75 des Bürgerfreundes dieselben zur Kenntniß unsers Publicums bringt, so ist es wohl an der Zeit, einige Worte darüber zu sagen.

Das Geschäft des Wallfischfanges gehörte lange Zeit zu denjenigen, von denen man sich übergroße Vortheile versprach, und deshalb zu den stillen Wünschen der Bremer Rheder. Die Befriedigung dieser Wünsche aber war nicht leicht, da den Amerikanern, die sich in Folge der Zollver-

hältnisse in England und Frankreich gerne zu dortigen Lehrmeistern verstanden, in unserm Vaterlande, wo kein schützender Zoll stattfindet, und wo sie deshalb die Bedürfnisse von Thran ungehindert befriedigen können, ein anderes Interesse vorliegt, und nicht allein, daß es nicht gelingen wollte, die Details zu bekommen, die geeignet waren, eine ungefähre Uebersicht des Resultats eines solchen Geschäfts zu bilden, so pflegte man auch gewöhnlich auf Versicherungen zu stoßen, daß dasselbe keineswegs lucrativ und eben so wenig geeignet sei, auf andern Heerden betrieben zu werden, als denen die Natur andere Hülfsquellen verschlossen habe. Wenn wir nun aber entschieden waren, selbst ohne das pecuniaire Interesse zu berücksichtigen, uns eigene Erfahrung zu schaffen, so war uns das Glück günstig, jene Unternehmung ins Leben treten zu lassen, die aus Gründen, die nicht hieher gehören, nicht wiederholt wurde. Während nun aber die Vereinigten Staaten fast das ganze Bedürfniß Deutschlands an Thran liefern, so konnte es niemals in unserm Interesse liegen, von dem, was wir gelernt hatten, unsern Mitbürgern ein Geheimniß zu machen und somit waren wir stets gerne bereit, denen die damit einen directen Zweck verbanden, und wo nicht bloße Neugierde zum Grunde zu liegen schien, mit jeglicher gewünschten Auskunft zu begegnen.

Wir sehen uns nun jedoch genöthigt, die Unwahrheiten zu berichtigen, die sich in den im Bürgerfreunde mitgetheilten Auszügen (aus H. Berghaus Almanach ꝛc. der Erd-Länder-Völker- und Staatenkunde vom Jahr 1841.) vorfinden, in sofern dieselben geeignet sein dürften, auf uns ein ungünstiges Licht zu werfen.

Wenn wir die Unternehmung nicht wiederholten, so war die Veranlassung dazu nicht, daß wir uns mit dem Volke wegen der verschiedenen Antheile an dem Segen nicht gut einigen konnten. Im Gegentheile theilten wir dem Volke unter Superintendenz des Wasserschouts mehr zu, als demselben nach der in der Musterrolle getroffenen Uebereinkunft zukam, und sind wir gerade in Betreff dieser Mehrvertheilung im Besitz der dieselbe anerkennenden Empfangscheine der Leute.

Es ist falsch und an keiner Stelle des Journals zu finden, daß am 10. Februar 1837, nachdem das Schiff 197 Tage lang ununterbrochen in See gewesen war, der Mundvorrath **erschöpft**, und es dringend nothwendig gewesen sei, für neuen Proviant zu sorgen. Das Geschäft des Süd-See Wallfischfanges, als wir es begannen, war hier durchaus ganz unbekannt, und die Anleitungen und Auskünfte, die wir uns zu verschaffen wußten, waren wohl geeignet, uns jegliche Zuversicht in Betreff des endlichen Resultats zu benehmen, uns aber desto mehr die allergrößte auf die Ausrüstung des Schiffes zu verwendende Sorgfalt zu empfehlen, damit uns selbst, im Falle des Mißlingens, kein eigener Vorwurf zur Last fallen könne. Wir wagen es deshalb zu behaupten, daß nie und von keinem Lande aus, eine bessere Ausrüstung beschafft worden ist, als die der Virginia, indem wir weder Geld noch Mühe sparten, von jeglichem Gegenstande nur das beste, wenn auch das theuerste, und im reichlichen Maße mitzugeben, weshalb denn auch von einem jeden Gegenstande des von hier mitgenommenen Proviants bei Rückkehr des Schiffes nach fünfundzwanzigmonatlicher Abwesenheit noch aufs beste erhaltene Vorräthe an Bord befindlich waren. Wenn die Virginia mehrere Male in Häfen einlief, so geschah dies nur, um sich die der Gesundheit der Leute zuträglichen frischen Gemüse und frische Fleischspeisen zu verschaffen, und auch, um den Matrosen einige Erholung von der fortwährenden Arbeit zu gönnen, keineswegs aber, weil es an Bord an Proviant mangelte.

Der erste Harpunier, ein Amerikaner, lief im Swan River davon, weil er hier und in Bremerhaven Schulden gemacht hatte, für welche wir uns nothgedrungen größtentheils hatten verbürgen müssen, da ein solcher Officier unentbehrlich war, während dieselben jedoch um ein Bedeutendes das äußerst Extreme überstiegen, welches ihm nach Rückkehr im glücklichsten Falle hätte zukommen können. Wie würde Herr Professor Berghaus wohl einen Mann nennen der auf solche Weise seine Schulden tilgt?

Wenn es erfreulich war zu sehen, daß auf jener Reise die Chronometer nicht vergessen waren, wie groß muß denn nicht die Freude werden, wenn man hört, daß sich nicht allein an Bord der Virginia zwei Chronometer befanden, sondern daß auch von den im Anfange dieses Jahres unter Bremer Flagge fahrenden Schiffen hundert und neunzehn mit Chronometern versehen waren, neben denen Thermometer und Barometer stillschweigend zu den Instrumenten gehören, die einer fortwährenden Beobachtung unterliegen.

Was nun endlich die Täuschung anbelangt, die Herr Professor Berghaus erfuhr, im Journale keine meteorologische oder magnetische Andeutungen vorzufinden, so muß es

jedem unpräjudicirten und sachverständigen Manne einleuchten, daß bei einer ersten Versuchsreise, wie diese doch in jedem Sinne des Worts war, von Instructionen für wissenschaftliche Zwecke keine Rede sein konnte, die auch schwerlich hätten im genügenden Maße befolgt werden können, da das Geschäft selbst fortwährend auf See die angestrengteste Arbeit und Aufmerksamkeit des Capitains und der ganzen Mannschaft erforderte.

Bremen, den 21. September 1841.

G. W. Gloystein. C. T. Gevekoht.

---

* Oper und Schauspiel.

Da die Wiedereröffnung des Theaters uns jetzt so mannigfach beschäftigt, so sind die Erwartungen, was dasselbe uns im kommenden Winter bieten wird, in diesem Augenblick sehr gespannt; zwei Umstände fügen gerade in diesem Winter den Erwartungen ein größeres Interesse hinzu; der Uebergang der Direction in eine andere Hand und die in Bremen noch nicht vorgekommene Einrichtung, daß wenigstens vorläufig keine Opern gegeben werden sollen. Das Theater nimmt unter den Wintervergnügungen gewiß den ersten Platz ein, denn keines ist so allgemein, wie dasselbe. Aber wir dürfen auch wohl hinzufügen, daß es zugleich von allen das edelste ist, indem es sehr wohl im Stande ist, einen nicht unbedeutenden moralischen und intellectuellen Einfluß mit gutem Erfolg zu äußern.

Nach einer Richtung hin wird das Theater uns in diesem Winter wenig oder nichts bieten, in musikalischer nämlich, und es hat sich bereits manche Stimme für und gegen diese Einrichtung erhoben. Ein unpartheiischer Ueberblick der Lage der Dinge scheint uns nicht überflüssig zu sein, da der Gegenstand bis jetzt noch keinesweges erledigt sein dürfte.

Wir können in Bremen haben, entweder
Oper und Schauspiel,
oder Oper allein,
oder Schauspiel allein.

Bis jetzt haben wir ersteres gehabt, Oper und Schauspiel. Wenn wir uns aber offen die Wahrheit gestehen wollen, so müssen wir bekennen, daß beide nicht genügten. Beide waren mittelmäßig, oft sehr mittelmäßig, und doch haben wir gesehen, daß keine einzige Direction, selbst bei dem, was sie gaben, bestehen konnte. Höchstens dauerte die Freude ein paar Winter, dann war ohnfehlbar der Concurs da, und es hielt oft schwer genug, einen Director wieder zu bekommen: sah er doch voraus, bei aller unsäglichen Mühe und Sorge, womit eine solche Stelle stets verbunden ist, am Ende nichts zu gewinnen, als etwa die Gage, welche er, als Mitglied einer andern Bühne, bei weitem leichter hätte verdienen können. Wenn eine solche Reihe trüber Erfahrungen immer nur dasselbe Resultat geliefert hat, so kann man dieses nicht den Directoren oder etwanigen, von ihnen begangenen Versehen zur Last legen; man muß zugeben, daß die Kosten, welche Oper und Schauspiel machen, selbst wenn sie nicht eben sehr viel leisten, dem nicht angemessen sind, was hier für das Theater gethan wird. — So weit vom Materiellen; weiter unten kommen wir auf die Leistungen und die dadurch dem Publicum gewährten Genüsse zurück.

Vorerst wollen wir die beiden anderen Chancen betrachten, welche wir auf der Bühne haben können.

Eine Oper allein würde für Bremen keinesweges passen; kaum bedarf dieses wohl einer weiteren Auseinandersetzung. Die Kosten derselben würden noch weit größer werden, als bei Schauspiel und Oper, weil jeder Spielabend dann eben mit einem großen Kostenaufwande verbunden wäre, was bei Oper und Schauspiel nicht der Fall ist. Diese Kosten würden noch weniger im Verhältniß zur Einnahme stehn, wie das erstere; und endlich würde die stets wiederkehrende Oper eine Uebersättigung der Musik ohnfehlbar herbeiführen. Also hierauf brauchen wir weiter nicht mehr zurückzukommen.

Nun ist drittens die Chance da, allein das Schauspiel zu haben, mit Ausschluß der Oper. Das Schauspiel macht wenig Kosten; die Hauptsache bleiben hier die Gagen der Schauspieler. Wenn wir nun vorläufig eine gleiche Frequenz des Theaters voraussetzen, wie bisher, so können alle Kosten, welche durch das theure In-Scene-Setzen der Oper erspart werden, auf die Gagen geschlagen werden, und es wird einem Jeden einleuchten, daß die Direction dann im Stande sein wird, ein sehr tüchtiges Personal zu engagiren. Dadurch wird also ein gediegenes, ehrenhaftes Schauspiel hergestellt, welches wohl im Stande sein dürfte, mit den bessern Bühnen Deutschlands zu concurriren, und so den Ruf der Bremer Bühne, der leider nur zu sehr gesunken, wieder in guten Schwung beim Ausland zu bringen,

eine Sache, die den Patrioten denn doch auch nicht ganz gleichgültig sein kann.

Somit wäre also nachgewiesen, was Bremen, bei der bisherigen Frequenz des Theaters, haben kann:

eine mittelmäßige Oper und mittelmäßiges Schauspiel zusammen, doch mit beständiger Angst und Noth,

oder ein gediegenes, würdiges Schauspiel allein.

Wir wollen nun sehen, was beide uns geleistet haben und leisten können.

Die Oper hat geleistet, was sie konnte, oder, besser gesagt, mehr als sie konnte, denn die Direction ist darüber zu Grunde gegangen. Und was war nun das, was sie uns gab? — Ich glaube, Kenner der Musik haben wenig ungetrübte Genüsse, wenig Abende gehabt, an denen sie durch die Oper vollkommen befriedigt wären. Wie oft sind wir aber nicht getäuscht worden, und ist es nicht oft, sehr oft vorgekommen, daß ein großer Theil des Publicums gerade bei den herrlichsten Opern, Don Juan u. s. w. mitten im Stücke das Haus verließ, weil's nicht länger auszuhalten war. Exempla sunt odiosa. Es ist aber kein angenehmes Gefühl, wenn man auch durch eine gut executirte Partie in die heiligen Regionen der göttlichen Tonkunst sich mit Herz und Sinn erhoben fühlt, und dann gleich wieder durch einen abscheulichen Vortrag an die Unvollkommenheiten des Irdischen erinnert, aus seinem Himmel herabstürzt, und wenn sich das gar öfter an einem Abend wiederholt, so dürfte der wahre Musikfreund lieber ganz verzichten, als sich von solchen Contrasten umherwerfen lassen. Anders geht es aber einmal nicht bei einer mittelmäßigen Oper. Aber Musik will man doch hören — Je nun, Concert? doch davon weiter unten.

Nach dem priviligirten Musikverständigen kommt der Laie, der gerne eine ansprechende Musik hört, und deshalb ungern die Oper entbehrt. Hier wagen wir zu behaupten, daß Musik in der Art, wie sie jetzt getrieben und geliebt wird, zum größten Theile nur Modesache ist; und daß eben diese zahlreichste Classe von Theaterbesuchern, wenn ihnen nur sonst Gelegenheit geboten wird, dann und wann sich an der Musik zu erfreuen, bei einem künftig repräsentirten Schauspiel bald dahin kommen wird, dasselbe mit großer Vorliebe zu besuchen. Wenn dies Publicum erst anfängt, nicht allein auf den Gang des Stückes, sondern mehr, und weit mehr, als dies bis jetzt in Bremen geschehen, auf die Art der Darstellung zu achten; wenn es anfängt, Partei für die Schauspieler zu nehmen; wenn es diesem in allen Nuancen seines Spieles genau folgen lernt, um ihn dadurch zu immer größerer Anstrengung zu ermuntern, dann bietet das Schauspiel Reize, welche hier bis jetzt nur äußerst wenig anerkannt sind. Daß ein Sinn dafür in Bremen herrscht, haben wir noch im letzten Winter bei den Gastspielen der Damen Crelinger und Stich, des Herrn Hendrichs u. s. w. gesehen. Aehnliche Genüsse können wir bei uns einheimisch machen, durch Unterstützung eines tüchtigen Schauspiels.

Es giebt noch eine Classe Theaterbesucher, dies sind die Besucher der niedern Plätze; es gehört aber auch mancher dahin, welcher auf weit theurern Plätzen sitzt, der aber doch füglich dahin gerechnet werden kann, solche Menschen, die ins Theater gehen, und den Abend hinzubringen, um sich die Nerven etwas kitzeln zu lassen u. s. w.

Diesen Leuten geht es wie Nähterinnen beim Romanlesen. Glanz, Flimmer-Decorationen, hie und da ein Triller, eine leichte Arie oder gar ein Galopp — das amüsirt sie; eben wie sie beim Roman rasch über die Seiten wegfliegen, die Fabel gierig verfolgen, die Handlung verschlingen und hie und da über eine hübsche de- oder wehmüthige Floskel lachen und weinen, die Poesie, die in den Gedichten liegt, die Schönheit der Charakterzeichnung u. s. w. aber durchaus unbeachtet an sich vorüber gehen lassen, weil sie sie nicht verstehen. Solche Leute weinen aber eben so gut bei „Hedwig die Banditenbraut;“ sie lachen bei einem grotesken Lustspiel gleich sehr wie bei der komischen Oper — kurz, solche Leute sind leicht zufrieden zu stellen; man gebe ihnen dann und wann eine Haupt- und Staats-Action, dann sind sie glücklich und froh.

Dies ist ohngefähr, was die Oper hier leistet. Ueber das Schauspiel, so wie es war und hier neben der Oper nicht besser sein kann, braucht nicht viel gesagt zu werden, denn wir haben zum Oefteren bei Gelegenheit der Gastspiele Gelegenheit gehabt, den Unterschied zwischen einer guten und einer mittelmäßigen Darstellung zu sehen.

Nun aber kommen wir auf das, was ein tüchtiges Schauspiel vermag, und dieser Punct muß uns ganz besonders interessiren, da Bremen ein solches haben kann und vielleicht haben wird.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 76.

Trauben.
1 2 3 4 5 6 7.

Miscellaneen.

(Eine wahre interessante Erzählung.) Ein Knabe von 12 bis 13 Jahren kehrte von Rheims nach Vieux zurück, mit einem Karren und einem wohlgespickten Gurt. Unterwegs wird er plötzlich von drei widrig aussehenden Männern umringt, die ihm seinen Beutel abfordern. Er antwortet in entschlossenem Tone, daß sie ihn nicht bekommen würden, und ruft einen großen, kräftigen Hofhund, der ihm nachfolgte, zu seiner Vertheidigung herbei. Der Hund aber erscheint nicht, und die Diebe fangen dem Knaben nun zu drohen an. Dieser besteht auf seiner Weigerung, und vergebens suchen die drei Banditen seinen Widerstand zu überwinden. — „Wir werden dich unter die Räder deines Fuhrwerks legen." — Das könnt ihr, aber mein Geld bekommt ihr nicht." — „Die Elenden führen wirklich ihre Drohung aus, und als der Knabe zu Boden liegt fordern sie ihm auf's neue sein Geld ab; er widersetzt sich immer noch und schreit nach seinem Hunde. Dieser kommt ihm nicht zu Hülfe; die Diebe aber werden durch die außerordentliche Festigkeit des Knaben in Furcht und Staunen gesetzt, und lassen, da sie sich nicht getrauen zu den äußersten Mitteln zu greifen, den unerschrockenen Fuhrmann seines Weges ziehen. — Bald langt er zu Hause an. Kaum ist er in seines Vaters Wohnung getreten, so geht er mit einer geladenen Flinte in den Hof, und streckt seinen Hund todt zu seinen Füßen nieder. Der Vater hört den Schuß, eilt hinzu: „Unglückskind, bist du toll!" schreit er. — „Nein, Vater, ich bin nicht toll." — „Du tödtest ja unsern Hund!" — „Ja, ich habe ihn getödtet, weil er feig und treulos war, während wir ihn für einen nützlichen und zuverlässigen Gefährten hielten." — Hierauf erzählt er seinem Vater, wie er so muthig seiner Pflicht Genüge geleistet und warum er denjenigen bestraft, der seine Schuldigkeit versäumt hatte.

(Im Camburgischen) hat man in diesem Jahre mehr als sonst auffallende Lufterscheinungen beobachtet. Die schwüle Hitze des 18. Juli vertrocknete auch dort hier und da das Laub an jungen Bäumen; am 18. August bemerkten mehre Personen zu Schmiedehausen bei Sonnenuntergang am westlichen Himmel die seltene Erscheinung einer Luftspiegelung (**fata morgana**). Man sah ganz deutlich ein schloßähnliches Gebäude und in dessen Nähe einige andere mit Thürmen, während andere Gegenstände nicht genau unterschieden werden konnten. Am 20. August beobachtete man gegen Mitternacht eine feurige Lufterscheinung, die sehr hell war, aber schnell vorüberging. — Rosen, Obstbäume, die zum zweitenmal blühen, und reife Erdbeeren werden in diesen Tagen häufiger bei uns gefunden.

(Die österreichische Regierung) hat von dem croatischen Schulmeister Lalich das Geheimniß, die Wasserscheu zu heilen, gekauft und bekannt machen lassen. Es sollen bereits 26 Personen damit geheilt worden sein. Hoffentlich werden wir unsern Lesern später Näheres über diese wichtige Entdeckung mittheilen können.

(Professor Dieffenbach) hat in Wien 450 Schielende glücklich operirt, die gefährliche Kunst aber, Stammelnde zu heilen, ganz aufgegeben.

(Cariolposten.) Um den Eisenbahnen nicht nachzustehen, hat man in Berlin von Seiten der Post Alles aufgeboten und besondere Cariolposten eingerichtet, die schneller gehen, als die schnellsten Eilwagen. Man fährt mit diesen Abends 7 Uhr in Berlin ab und kommt am folgenden Morgen schon in Leipzig an, während man auf der Eisenbahn, da nur am Tage gefahren wird, erst Nachmittags gegen 3 Uhr dort anlangt. — Sollten sich — bis zu Einrichtung von Eisenbahnen — diese Cariolposten nicht auch von Bremen nach Hamburg und Hannover nachahmen lassen?

(Bevölkerung.) Seit dem Jahr 1815 ist die Bevölkerung in Europa beinahe um ein Drittel gestiegen. Deutschland allein hat sich um fast 29 Procent vermehrt; nach dem letzten Friedensschluß zählte es kaum 31 Millionen Einwohner, jetzt hat die Bevölkerung sich bis auf 40 Millionen und darüber gehoben.

(Telegraph.) An dem elektromagnetischen Telegraphen hat ein Herr Bains eine sinnreiche Vorrichtung angebracht, mittelst welcher der telegraphische Bericht im Augenblick seiner Ankunft, mithin auch alsbald nach seinem Abgange nicht nur abgestattet, sondern auch in Druck abgefaßt werden kann. Ein alphabetisches Zifferblatt, auf welchem durch einen Zeiger das gemeldete Wort oder der betreffende Satz Buchstabe für Buchstabe angezeigt wird, steht durch die leitenden Drahte mit einem Rade in Verbindung, an dessen Rande entsprechende, erhaben gearbeitete Zeichen angebracht sind. Diese werden durch eine einfache Vorrichtung mit Druckerschwärze überzogen und durch einen mit dem Zifferblatte in Verbindung stehenden Drücker so abgepreßt, daß sie ihren Abdruck auf einem mit weißem Papiere bedeckten Cylinder zurücklassen. Die Operation scheint ganz sicher zu sein; ihre Schnelligkeit würde durch die Anwendung von Symbolen noch vermehrt werden; ebenso könnte man mit abkürzenden Charakteren die Einrichtung so vervollkommnen, daß man jedes Gesprochene fast in demselben Augenblicke 300 Meilen weit davon drucken könnte.

(Kartenspiel.) Ein merkwürdiger Kartenfall im Whist hat sich vor ein Paar Tagen in Wien, im Mose'schen Caffeehause ergeben. Nachdem die Karten gemischt, coupirt und gehörig ausgegeben wurden, hatte jeder der 4 Partners 13 Karten von einer Farbe, nämlich der Eine 13 Coeur, der Andere 13 Carreau u. s. w.

(In Preußen) soll die Branntweinsteuer sehr erhöht, dagegen die Biersteuer ganz abgeschafft werden.

(Ein Riesenrochen.) Unlängst wurde auf dem Fischmarkt in Gent ein außerordentlich großer Rochen verkauft. Er hatte sechs Fuß im Geviert und wog 175 Pfund.

(Anekdote.) Der bejahrte und geizige Baron R. in R—l hatte einen andern, jungen Baron J. eine Summe Geldes geliehen. Drei Jahre waren schon über den Termin der Zahlung

verflossen, und noch war der Wechsel nicht liquidirt. Herr v. R. versuchte verschiedene Mittel, die alle mißlangen, und wollte seinen Schuldner durch das Gefühl des beleidigten Ehrgeizes zur Zahlung bringen. Auf einem Balle hatte einst Herr v. J. den ganzen Abend über den **galant homme** gespielt, und war eben von mehreren ihn bewundernden Damen und Herren umringt, als der Baron R. sich ihm näherte, und plötzlich in die Worte ausbrach: „Wann werden Sie mir meine tausend Rubel zurückzahlen?“ Der Pfeil war abgeschossen, und von Schande vernichtet sollte der unglückliche Gegner in die Erde sinken. Doch war es anders. Lächelnden Antlitzes wandte er sich zum Alten, und mit einer schelmischen Miene mit dem Finger drohend, antwortete er: „Ei, ei, so alt — und noch so neugierig!“ Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, und das frühere Gespräch ward fortgesetzt.

(Die neue Börse in London.) Der Grundbau derselben ist nunmehr vollständig beendigt und das Bau-Comité hat den 6. d. M. die Offerten von vierzehn der namhaftesten Baumeister für die gänzliche Vollendung des Gebäudes entgegen- und das niedrigste darunter angenommen. Die Gesammtkosten werden, wenn der Bau mit Portlandsteinen ausgeführt wird, 115,900, und wenn mit Magnesia-Kalksteinen (so wie bei den Parlamentshäusern) 124,700 L. betragen.

(Pulver-Explosion.) Man meldet aus Braunschweig: Am 2. dieses Monats sind wir von einer großen Gefahr bedroht gewesen, welche jedoch glücklich vorüberging. In einem Gebäude, dicht neben dem Wachthause des Fallersleber-Thors, in welchem ein Artillerie-Laboratorium befindlich ist, war ein Feuerwerker mit Anfertigung von Zündröhrchen für Percussions-Kanonen beschäftigt und bog eben eine solche Zündröhre, als die Mischung explodirte und der Funken sich sogleich dem, im ganzen Gebäude verbreiteten Pulverstaube mittheilte. Einen Augenblick versuchte der Feuerwerker mit seinen Händen den fortlaufenden Feuerfaden zu ersticken; als dieser sich jedoch der Thür eines andern Gemaches, in welchem ein Vorrath von etwa 60 Pfd. Pulver in zwei offenen Gefäßen befindlich war, in großer Schnelle näherte, warf sich der Beängstigte instinktmäßig zu Boden und entging so der Gefahr durch den Luftdruck der sofort in kurzem Zeitraume erfolgenden beiden starken Explosionen, welche das ganze Dach in die Höhe sprengten und eine Seitenwand niederrissen, beschädigt zu werden. In einem nur sehr wenige Schritte davon entfernten Gebäude befand sich noch ein andere Vorrath Pulver von etwa 6—8 Centr., der, wenn ihn ein Funke getroffen hätte, die größte Zerstörung angerichtet haben würde.

(**God save the King!**) Ueber den Componisten dieses herrlichen Volksliedes ist schon viel hin und her gestritten worden. Außer mehreren englischen Prätendenten wird auch zwei berühmten Componisten Frankreichs und Deutschlands, Lully und Händel, ein Anspruch darauf verliehen. Gegenwärtig tritt nun ein Herr W. Clarke, von der Westminster-Abtei in London, mit der angeblichen Original-Handschrift des Componisten hervor. Der Name desselben ist echt englisch — nämlich Dr. John Bull. Zuerst soll das Lied bereits im Jahre 1607 bei einem Gastmahle gesungen worden sein, das eine Schneiderzunft (**Merchant Tailors Company**) dem Könige Jakob I. veranstaltet hatte. Die Melodie hat seitdem, wie Dr. Clark versichert, der übrigens auch bereits vor zwanzig Jahren eine Schrift über diesen Gegenstand herausgegeben, nur sehr unbedeutende Veränderungen erlitten.

(Th. Mundt) erzählt in seinen „Spaziergängen und Weltfahrten“, daß man in London, um überlästige Gruppen Abends los zu werden, nur die Bemerkung kühl hinwerfen dürfe: **I have no Zink**, welches Wort in der Kunstsprache jener Leute Geld bedeute. Nein, Herr Mundt, es soll heißen: **I have nothing** (Ich habe nichts), was, nach der engländischen Aussprache beinahe so klingt, wie **no Zink**.

Anzeige.

Auch auf das Jahr **1842** ist erschienen:

Bremischer Hausbedarf

für Bürger und Landleute.

Enthaltend: Den vollständigen Kalender: Bauern-Praktik. — Zeitrechnung. — Zeit- u. Festrechnung. — Von den Jahreszeiten. — Von den Finsternissen. — Zeitgleichung. — Fluth bei Bremerhaven und Elsfleth. — Witterungskunde — Denksprüche. — Charaden und Räthsel. — Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte. — Gemeinnütziges, als: Zur Beförderung des Haarwuchses. — Heilart des Zahn- und Kopfwehs. — Die nachtheiligen Folgen des Schreckens zu verhüten. — Gegen die Seekrankheit. — Das Rauchen der Dochte zu verhindern. — Im heißen Sommer Fleisch mehrere Tage aufzubewahren. — Mißrathene Kartoffeln genießbar zu machen. — Bereitung der Harzkäse. — Zwei unfehlbare Mittel gegen Sonnenflecken. — Einfaches Mittel gegen das Schluchzen. — Den üblen Geruch aus dem Munde zu vertreiben. — Geheimmittel für die Zähne. — Trübe Weine zu klären. — Abgestandenen Wein wieder gut zu machen. — Kartoffelkäse zu machen. — Leichtes Mittel, aus einem Zimmer alle Fliegen, Mücken u. s. w. zu vertreiben. — Wohlfeile und gänzlich gefahrlose Nachtlampen ohne Oel. — Weihnachtslied. — Auflösungen der Charaden und Räthsel. — Droschkentaxe. — Fahrnißzeit. Ab- u. Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. — Thorsperr-Tabelle. — Vermischte Aufsätze, unter Andern die merkwürdigen Prophezeihungen und Weltbegebenheiten in den Jahren 1840 bis 50, Erzählungen, Anekdoten mit 15 sauber lithographirten Bildern etc. — Verzeichniß der ankommenden und abgehenden Posten in Bremen. —

Preis: 6 Gr.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 77.

Bremen, Sonntag den 26. September 1841.

Gestorben:

Nro. 849. Den 21. September. Der Arb. Johann Carl Friedrich Lunkewitz, 67 Jahr; Neuen Steinweg Nro. 7.

— 850. Den 21. — Der Schuhmacher Friedr. Hinr. Spreen, 32 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 21.

— 851. Den 21. — Des Küpergesellen Joh. Friedrich Unverzagt Sohn, 5 Stunden; Deichstraße Nro. 10.

— 852. Den 22. — Des Schlossermeisters Joh. Steincke Ehefr., geb. Blohme, 45 Jahr; Schwanenstraße Nro. 29.

— 853. Den 23. — Des Arb. Christ. Philip Theodor Ernst Ehefr., geb. Schmidt, 61 Jahr; gr. Johannisstraße Nro. 129.

Nro. 854. Den 23. — Des Bäckers Johann Aumund Tochter, 10½ Jahr; Götz Hof Nro. 7.

— 855. Den 23. — Des Cigarrenmachers Lüder Osmers Sohn, 1 Tag; Steinthor Nro. 17.

— 856. Den 24. — Des Schuhmachers Diedr. Herm. Thewes Tochter, 7 Wochen; Stavenstr. Nro. 13.

— 857. Den 24. — Des Arb. Hinr. Schrör Sohn, 1 Jahr; Hastedt Nro. 1.

— 858. Den 24. — Des Schneidermeisters Carl Friedr. Speck Ehefr., geb. Thielbart, 28 Jahr; Böttcherstraße Nro. 14.

— 859. Den 25. — Des Zimmergesellen Albert Wessels Sohn, 3 Wochen; Georgs Hof.

Geburten:

Nro. 1149. Den 19. September. Des Arbeitsm. Friedr. Wiegmann Ehefr., geb. Ostermann, hinterm Stephanithorswall Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1150. Den 20. — Des Maurergesellen Gottfried Theodor Wagner Ehefr., geb. Quebe; Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1151. Den 21. — Des Küpergesellen Joh. Friedrich Unverzagt Ehefr., geb. Kothe, Deichstr. Nr. 10; von einem Knaben.

— 1152. Den 21. — Des Sattlermeisters Simon Hermann Cassebohm Ehefr., geb. Holtzhausen, Papenstr. Nr. 9; von einem Mädchen.

— 1153. Den 21. — Des Tischlermeisters Joh. Heinr. Mencke Ehefr., geb. Kirchhoff, Faulenstr. Nr. 61; von einem Mädchen.

— 1154. Den 21. — Des Schneiders Jacob Ludwig Diedrichs Ehefr., geb. Ritterbusch; Wegesende Nr. 13; von einem Knaben.

Nro. 1155. Den 21. — Des Schuhmachers Johann Babe Ehefr., geb. Ahlke von Salzen, Hastedt; von einem Mädchen.

— 1156. Den 22. — Des Bierbrauers Georg Friedrich Schmid Ehefr., geb. Pundsack; Tiefer Nr. 47; von einem Mädchen.

— 1157. Den 22. — Des Arb. Joh. Heinr. Moritz Ehefr., geb. Geffken, Häschenstr. Nr. 4; von einem Knaben.

— 1158. Den 22. — Des Glasermeisters Ernst Friedr. Adolph Thieß Ehefr., geb. Fincke, Langwedlerstr. Nr. 8; von einem Mädchen.

— 1159. Den 23. — Des Malers Georg Wilh. Abbes Ehefr., geb. Müller, Seemannsstr. Nr. 6.; von einem Knaben.

— 1160. Den 23. — Des Cigarrenmachers Lüder Oemers Ehefr., geb. von Salzen, Steinthor Nr. 17; von einem Knaben.

— 1161. Den 24. — Des Tonnenmachers Hinr. Duhn Ehefrau, geb. Würdemann, Sandberg Nr. 20; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 395. Der Pastor zu Wangeroge Johann Heinrich Eggerking und Amalie Reinken zu Ovelgönne.

— 396. Der zu Leer domicilirte Candidat der Theologie und Privatlehrer hieselbst Georg Ludew. Block und Adelheid Marie Catharine Bornemann hieselbst.

— 397. Der Kaufmann Georg Heinrich Lose und Anna Catharina Burhoff hieselbst.

— 398. Der Mühlenbauer Joannes Evangelista Rapp und Cathar. Margaretha Hartjen hies.

— 399. Der Districts-Commissair Conrad August Suffert und Margaretha Christine Holz hies.

— 400. Der Musicus beim hiesigen Infanterie-Contingent Carl Ernst Ludwig Rammelsberg und des verstorbenen Schullehrers Diedrich Winter Wittwe, Charlotte Anne, geb. Schläger.

— 401. Der Cigarrenmacher Johann Duhnenkamp und des verstorbenen Cigarrenmachers Ludwig Aleris Vedder Wittwe Wubeta Uffelmann hies.

— 402. Der Arbeitsm. Conrad Budde und Dorothea Margar. Adelheid Schierhold hies.

Nro. 403. Der Kappenmacher Johann Diedrich Bernard Debbeler und Sophia Gerdrut Bode hieselbst.

— 404. Der Cigarrenmacher Joh. Christian Schmidt und Maria Elisabeth Sievers hieselbst.

— 405. Der Landmann Herm. Bruns zu Schwachhausen und Gebecka Grabau zu Horn.

— 406. Der Aufwärter auf dem Dampfschiffe Heinr. August Christoph Dierks und Anna Werkmeister zu Vegesack.

— 407. Der Cigarrenmacher Jacob Schmidt u. Maria Charlotte Behrmann hieselbst.

— 408. Der Districts-Commissair Johann Hinrich Gerlach und Anna Dannemann hieselbst.

— 409. Der Cigarrenmacher Johann Meyer und Caroline Maria Amalia Kracke hies.

— 410. Der Kaufmann Carl Ludwig Knigge hies. und Susanna Wieneke zu Vegesack.

— 411. Der Cigarrenmacher Georg Gebert und Marianne Chamburgs hies.

— 412. Der Chaussee-Aufseher Helmrich Eberhard Harms zu Grambke und Anna Lange zu Lankenau.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Drittes Quartal.

№ 78.

Bremen, Donnerstag den 30. September **1841**.

Kreuzzug.

Wo bleiben Christi Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten
Und wird das heil'ge Grab erretten?
Novalis.

O Schmach und Schimpf Europa dir und deiner thatenlosen Ruh'!
In Flammen steht Jerusalem, und träge feiernd schaust du zu;
Das Grab, darin der Heiland lag, es ward der Muselmänner Spott;
Doch du verräthst in schnödem Geiz noch heut, wie Judas, deinen Gott.

Hätt' ich ein Lied, so roth wie Blut, und laut wie Kriegstrompetenschall,
Zu allen Thronen sendet' ich's, bis daß es fände Wiederhall,
Durch alle Völker sollt' es zieh'n des Abendlandes früh und spät,
Und werben für die heil'ge Stadt wie jener Mönch von Amiens that.

Ja, rufen sollt' es aus dem Grab die Zeit von Ruhm und Thaten voll,
Als von der Andacht mächt'gem Hauch hochflatternd jedes Banner schwoll,
Als, wo es Gottes Sache galt, der Greis der Narben nicht gedacht,
Und froh sein sechzehnjähr'ges Blut der blonde Knabe dargebracht.

Da wälzte sich lawinengleich durch Land und Meer der Kriegesruf,
Da funkelt' hell das Christenschwert, da klang des Christenrosses Huf;
Wie Juda's Wolkensäule zog das Kreuz den Streitern hoch voran,
Bis sie vom Oelberg Zions Burg im Morgenrothe vor sich sah'n.

Ei, wie so anders lenkt ihr Schiff die Staatskunst jetzt in schlauer Pflicht!
Am Steuer sitzt der Eigennutz, und die Devis' heißt: Gleichgewicht.
Jetzt wird auf morschem Minaret der rost'ge Halbmond klug gestützt,
Und mit der Feuerschlünde Wuth des alten Erbfeinds Reich geschützt.

O England, Meeresfürstin, wird dein weißer Fels nicht roth vor Scham,
Denkst du an Richard Löwenherz, der Ehre kühnen Bräutigam?
O Deutschland, rauscht auf deinen Höh'n der Wald nicht nach Prophetenart,
Dir zu verkünden, wie da starb dein Kaiser mit dem rothen Bart?

O Frankreich, ist in deinem Ohr denn klanglos das Gerücht verhallt,
Wie deiner Söhne Panzerschritt gen Sonnenaufgang einst gewallt?

Tönt aus gewölbter Königsgruft zu Saint Denys um Mitternacht
Des heil'gen Ludwig's Stimme nicht, und ruft zur Saracenenschlacht?

Das waren Helden! Ob am Gaum der letzte Tropfen war verdorrt,
Sie achteten des Durstes nicht, sie hielten fest und kämpften fort;
Die Wüste trank der Schlachten Blut, auf fahlen Flügeln kam die Pest,
Der Sandwind grub die Leichen ein, sie kämpften fort und hielten fest.

Jetzt gilt es nicht mehr, Jahrelang die dürren Steppen zu durchzieh'n,
Nicht mehr mit braunen Reitern steht entgegen euch ein Saladin;
Nur eines Winkes braucht's von euch, und eurer Feinde Thurm zerbricht,
Nur eines Winkes, und befreit ist Zion — doch ihr winket nicht!

O Schmach und Scham Europa dir und deiner thatenlosen Ruh'!
In Flammen steht Jerusalem und träge feiernd schaust du zu;
Das Grab, darin der Heiland lag, es ist der Muselmänner Spott;
Doch du verräthst in schnödem Geiz noch heut', wie Judas, deinen Gott.

Emanuel Geibel.

Der Gefangene.

(Schluß.)

III.

Als Voltaire die Festung verließ, warf er sich in einen Wagen, welcher, nachdem er rasch die wenigen Meilen zurückgelegt, die Spandau von Sans-Souci scheiden, vor diesem kleinen Palast still hielt. Der Dichter ging durch mehrere mit ausnehmender Einfachheit meublirte Gemächer, welche von Pagen, Heiducken und alten Dienern in fast eben so alten Kleidern gefüllt waren, und stand plötzlich in einem abgelegenen Zimmer, am äußersten Ende des Palastes, einem kleinen hageren Mann gegenüber, von linkischen Bewegungen, von gezwungener Haltung, in eine Uniform mit rothen Aufschlägen gekleidet, an welcher man das Band des schwarzen Adler-Ordens erblickte. Er liebkoste einen kleinen Jagdhund mit seidenartigem Fell, während ein Windspiel friedlich auf den Brettern einer reichen Bibliothek schlummerte. Die Büsten zweier Stoiker, Julians und Mark-Aurels, standen auf einem Kamin, neben Kupferstichen von Père.

Eine Flöte, mathematische Instrumente, mehrere Bücher, auf welchen man in goldenen Buchstaben die Namen Alembert und Montesquieu las, lagen durcheinander auf einem Gueridon, zwischen den Oden des Horaz und den Commentarien Cäsars.

— Ei, da sind Sie, Herr Aronet, sagte Friedrich II. und erhob sich in seinem Sessel.... Was wünschen Sie?

Voltaire benutzte die Gelegenheit sogleich, für den Gefangenen von Spandau zu sprechen. Er erzählte dem Könige den Besuch, welchen er mit der Baronin von Benkendorf in dieser Festung abgestattet; er wandte die ganze Gluth seiner Phantasie, die ganze Wärme seiner Beredtsamkeit auf, um Friedrich für den unglücklichen Gefangenen zu interessiren.

— Das Alles ist vortrefflich, sagte Friedrich II. ruhig, aber es vermag Nichts gegen die Gesetze.

Obgleich ihn der eisige Ton des Königs verwirrt machte, schickte Voltaire sich an, seine Bitten zu erneuern, als sich die Thür des Saals öffnete und die Baronin von Benkendorf, welche, Dank dem Range, den ihr Gewahl am Hofe bekleidete, von dem Gouverneur von Spandau gegen Bürgschaft einige Stunden Freiheit für ihren Schützling ausgewirkt hatte, eintrat, den alten Gefangenen unterstützend, welchen sie seit ihrem Besuche in der Festung nicht einen Augenblick hatte verlassen wollen. Friedrich blickte staunend auf die junge und mildherzige Baronin; bevor er aber Zeit fand, eine Erklärung zu verlangen, war sie vor ihm niedergekniet:

— Und auch ich, rief sie, vereinige mich mit Herrn von Voltaire.... Auch ich, Sire, bitte um die Begnadigung dieses Gefangenen. Im Namen der Gerechtigkeit! Im Namen Ihres Ruhms! sein Sie menschlich, sein Sie barmherzig!... Und diese Worte, ich werde sie täglich, im Hofe

des Palastes, in Mitten Ihrer Soldaten wiederholen.... im Thronsaale, in Mitten Ihrer Hofleute.... denn dieser Gefangene, Sire, welcher unwürdig verstümmelt, welcher in Ihren Gefängnissen alt geworden, in Ihren Bagnos ergraut ist... dieser Gefangene ist mein Vater!

— Ich begreife von dem Allen Nichts, sagte der König, dessen Erstaunen seinen Gipfel erreicht hatte.

— Ja, es ist mein Vater... mein Vater, den ich so sehr geliebt, so lange erwartet, so viel beweint. Ehe ich Baronin von Benkendorf wurde, war ich ein einfaches Landmädchen... Ich hieß Louise Aubert.

— O! Großer Gott! Großer Gott! rief der Greis, und streckte die Arme aus nach der, die er nicht sehen konnte....

O! Ja, Du bist es, Louise; Du bist es.... Schon als ich Dich sprechen hörte, sagte ich zu mir selbst: es ist die Stimme meiner Tochter.... Ich habe Dich an dem Klopfen meines Herzens erkannt!

Friedrich stand nachdenkend da, dann wandte er sich an den Gefangenen und sprach:

— Eure Gefangenschaft ist zu Ende.... Ich gebe Euch die Freiheit wieder, doch unter der Bedingung, daß Ihr Preußen nie verlaßt... Verdient oder nicht, Euer Unglück ist der Art, daß man es geheim halten muß; denn in den Augen der Welt gilt das geringste Unrecht der Könige für ein Verbrechen... Die Baronin von Benkendorf und ich werden streben, Euch Euer Unglück vergessen zu machen.

Der alte Gefangene verneigte sich; eine unaussprechliche Freude strahlte auf seinen Zügen, auf welchen sich seit 12 Jahren kein Lächeln mehr gezeigt; dann drückte er die Baronin an sein Herz und sprach:

— Ja! Du hattest Recht, meine Tochter.... Es giebt einen Gott!

---

* Oper und Schauspiel.

(Schluß.)

Für das wahrhaft gebildete Publicum ist ein gut repräsentirtes Schauspiel von ungemein viel höherem Werthe, als eine Oper; kaum bedarf das eines Beweises. Fast sind drei Jahrtausende verronnen, seit Aischylos die erste Tragödie schrieb, und noch jetzt lesen wir sie mit hoher Begeisterung, mit wahrer Erhebung. Und seit der ganzen gewaltigen Zeit hat die dramatische Muse in jedem Volke, in jeder Zunge sehr herrliche Meister gezählt. Wem sind nicht, um nicht gar zu weit zurückzugehen, die Bretter von Drury-lan bekannt, wo Shakespeares erhabene Gestalten, von einem Kean, einem Kemble u. a. m. dargestellt, das Volk zum entgreifendsten, tiefinnigsten Enthusiasmus hinrissen; wer nicht das Zimmer, wo Moliere seiner Haushälterin zuerst die herrlichen Blüthen seiner dramatischen Muse vorzulesen pflegte; wer betritt nicht mit einem unwillkürlichen Schauer das Schauspielhaus zu Weimar, wo noch die Geister Schillers und Göthes uns umschweben?

Stets war die Bühne der Ort, wo die schönsten Gaben des menschlichen Geistes über die entzückte und staunende Menge sich ergossen. Und sind wir denn jetzt so entartet, daß nur wir keinen Sinn, kein Gefühl für solch hohe Schönheiten besäßen? — O nein! andere Zufälligkeiten treten da als störende Dämonen in den Vordergrund. Zu diesen rechnen wir vorzüglich zwei. Der eine ist der Umstand, daß wir ein gutes Schauspiel zu wenig kennen, daß wir zu wenig daran gewöhnt sind, es mit gehöriger Würdigung in uns aufzunehmen, und zwar aus sehr natürlichem Grunde, aus demselben, weshalb man erst mehre Gemälde großer Meister, mehre vollendete Statuen gesehen, mit forschendem Auge betrachtet und studirt haben muß, um überhaupt für die Schönheiten der plastischen Kunstgebilde vollkommen empfänglich zu sein. Nicht uns Bremer allein beherrscht dieser erste Dämon, sondern leider ist er in unserer Zeit recht weit verbreitet, und zwar besonders durch Mithülfe des zweiten, nämlich durch die schon oben erwähnte leidige Modesucht für Musik. Für welche Musik! — der Leser verzeihe mir eine Episode! — da schwärmt man für die halsbrechenden Compositionen eines Chopin, eines Liszt; man hört mit Behagen die leichten, tändelnden Opern von Adam, Donizetti u. s. w.; ja man entblödet sich nicht, eine Oper, wie „Zum treuen Schäfer" auf die Bühne zu bringen. Und in derselben Zeit entsteht ein Volkslied, ein junger Dichter schreibt das Lied: Sie sollen ihn nicht haben u. s. w., welches in seiner einfachen Sprache, und weil der Deutsche sich freut, endlich einmal im Bewußtsein seiner wiedererwachten Kraft ein Wort des frohen Selbstgefühls zu haben, in den Herzen aller unserer Landsleute wiederhallet. Sie wollen es auch gern singen. Da geben sich hunderte von unseren gepriesenen Componisten an die Arbeit — — und kein einziger ist im Stande, eine volks-

thümliche Melodie zu Wege zu bringen, und das Volk singt in der Verzweiflung das Lied nach der Melodie des alten Dessauers! — Wahrlich, darin liegt ein trübseliger Beweis, wohin sich Geschmack verirren kann; denn nur was im Busen des Volkes erklingt, was in tausend und aber tausend Herzen wiederhallet — das ist der wahre, edle und reine! —

Doch zurück zu unserem Schauspiel. Für das gebildete Publikum bietet das Schauspiel reichen, überreichen Ersatz für die Oper; vorausgesetzt, daß der Verlust der letzteren durch Potenzirung der Kräfte, die dann im Schauspiel wirken, ausgeglichen wird.

Von den andern Classen des Publicums habe ich schon gesprochen. Ein ächtes, gediegenes Drama verfehlt auch auf das ungebildete rohe Gemüth sicher nicht seinen Eindruck. Und dann das Lustspiel. Ein gutes Lustspiel sieht Jeder gern; und es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß oft in einem solchen, wo der Satyr in seinen grotesken Sprüngen sich ergeht, wo Momus in der ausgelassensten Weise einher tobt und tollt, mancher Zuschauer sich recht herzlich amusirt, und redlich lacht, ob er gleich hernach darauf schilt und von Fadaisen und dergleichen spricht. Wir wissen recht gut, einen Unterschied zwischen höherem Lustspiel und grotesk komischen zu machen; wir wissen, daß ersteres nur wirklich Nahrung für den Geist gewähren kann. Aber wir rechnen den Abend nicht für verschwendet, in dem wir einmal tüchtig lachen können, und das kann man oft bei ganz unbedeutenden Possen. Es ist freilich Mode, darüber die Nase zu rümpfen, aber Mancher, der es sich im Herzen eingestehen muß, macht diese Mode mit, und darum verdient sie, gegeißelt zu werden.

So weit über das Schauspiel. Nun möchten wir noch einen Punct erwähnen. Es muß billig irgend ein Ersatz auch in musikalischer Hinsicht für den Verlust der Oper geboten werden, und dies muß natürlich durch Concert geschehen. Aber die Concerte liegen, unserer Meinung nach, noch gewaltig im Argen. Nicht daß sie in der Ausführung etwas zu wünschen übrig ließen, im Gegentheil, die Privat-Concerte in der Union zeichnen sich sehr vortheilhaft aus. Aber, wie schon der Name sagt, es sind Privat-Concerte, und die Zahl der Zuhörer ist durchaus in keinem Verhältnisse zu der Zahl der Bevölkerung Bremens. Warum werden überhaupt die Concerte dem größeren Volke noch immer vorenthalten, und zwar durch zu hohe Preise? Dies geschieht nicht allein hier, sondern fast allenthalben. Aber man versuche es einmal, — und in diesem Winter, wo unsere Musici durch Eingehen der Oper viel Zeit und weniger Einnahme haben werden, ist die beste Gelegenheit dazu, — man versuche es, großartigere Concerte zu geben. Man wähle ein Lokal, wo das große Publicum hinreichend Raum hat, etwa das Theatergebäude oder, wenn es angeht, eine Kirche; dann stelle man die Preise so niedrig, daß selbst der gemeine Mann daran Theil nehmen kann. Schon der Reiz der Neuheit wird Viele hinführen. Und wenn man dann eine zweckmäßige Auswahl der aufzuführenden Tonstücke trifft, so sind wir überzeugt, daß die Sache einen bedeutenden Aufschwung nehmen kann. Man wähle besonders kleinere Lieder, und hier würden vorzüglich alte, tüchtige Volkslieder sehr zu empfehlen sein. In unserem Norden mangelt uns gerade das Volkslied; der gemeine Mann singt auch bei uns gern, aber er ist oft sehr verlegen, was er singen soll. So reicht ihm durch derartige Concerte hülfreiche Hand, es ist in der That für den, der es mit der Musik gut meint, eine würdige Aufgabe, den Sinn des großen Publicums in dieser Richtung zu veredeln. Beweisen uns doch so manche Drehorgel-Lieder, wie leicht und gern ein Lied, das einige Male gehört ist, in den Mund des Volkes übergeht. Wenn nun ein tüchtiger Musiker sich daran macht, eine ansprechende Auswahl von jenen Volksliedern zu treffen, welche unter anderen in Schwaben in jedem Hause ertönen, so kann es nicht fehlen, daß ihnen auch hier Eingang zu verschaffen ist. Ein solches Concert wird gewiß auch der Gebildete, wenn er nicht vom Vorurtheil zu sehr befangen ist, gerne besuchen. Welcher Gelehrte ist z. B. wohl, der sich nicht noch gern und oft der alten rührenden Weisen erinnert, die er auf der Universität so oft gesungen? Singvereine und Liedertafeln haben wir ja genug, die gewiß ähnliche Zwecke mit ihren Kräften unterstützen würden.

Jene andern Concerte mögen daneben auch gern bestehen; sie sind sogar nöthig, denn große, kunstreiche Tonstücke gehören nicht in solche von uns vorgeschlagene Concerte, da dürfen nur einfachere, einen Jeden ansprechende Sachen zur Ausführung kommen.

Wir meinen, daß der gemachte Vorschlag wohl eines Versuches werth sein dürfte.

Jedenfalls wäre denn nach jeder Richtung gesorgt. Niemand könnte sich beklagen, daß ihm der Genuß der Musik durch Eingehen der Oper entgegen sei, vielleicht könnte

gar ein so reformirtes Concertwesen einen bedeutenden Aufschwung gewinnen und unsere Vaterstadt dann durch sein tüchtiges Schauspiel und durch seine musikalischen Leistungen bei den Betheiligten Zufriedenheit, dem Auslande gegenüber Ruf und Ehre erwerben.

P. J. W.

∴ Theater.

Nachdem die ersten Theater-Abende die Erwartungen des Publicums nicht befriedigt, sodann das komische Talent des Herrn Edmüller die Mißstimmung etwas wieder beseitigt, hatte man Montag Gelegenheit die Gesellschaft in einem Schauspiele höherer Gattung zu erblicken. Das Stück selbst zeugt, wie alle Arbeiten Gutzkow's, von einer reichen Gabe zu Erfindung interessanter Situationen, von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens und von dem Besitze einer schönen und geistreichen Diction. Wiederum dürfte aber auch hier wie beim Savage die Auflösung des Knotens nicht denselben Beifall finden, wie die Schürzung desselben, denn der Gedanke, die Marie den besten Freund des treulosen Geliebten heirathen zu lassen, hat doch sehr viel Unwahrscheinliches und Bedenkliches. Je weniger der Gatte den Gegenstand jener ersten Liebe kennt, je ferner und abgeschiedener die neue Welt ist, in welche die Getröstete eintritt, um so besser möchte das Vergangene ausgeglichen werden, und umgekehrt ist die Lösung und Beruhigung schwierig, wenn das neue Verhältniß so sehr an das alte mahnt, wie doch hier bei der fortdauernden Freundschaft zwischen Heinrich und Fels junior geschehen muß. Eine zweckmäßigere Ausgleichung hätte vielleicht darin gelegen, wenn Marie einen jungen Geistlichen heirathete, der sich in der Zwischenzeit um sie beworben, und welcher dann füglich ganz hinter der Scene bleiben könnte. Die künftigen Lebensverhältnisse wären hierbei auch so verschiedenartig und getrennt gewesen, daß Beruhigung und Vergessenheit, so weit solches überhaupt möglich, sich dem Blicke des Zuschauers eröffnet hätten. Bei der vorliegenden Auflösung findet ferner der plötzliche Entschluß Mariens nicht die mindeste Einleitung und Motivirung, eben so wenig wie die Sinnesänderung dieses Bonvivants gehörig vermittelt worden.

Den Heinrich von Jordan gab Herr Lemke und zwar recht brav. Da dieser Herr aber nicht für die ersten Liebhaber engagirt ist, so zeigt die Besetzung, daß die Gesellschaft keinen ersten Liebhaber hat, der die Rolle zu spielen im Stande wäre. Die erste Liebhaberin — Marie — gab Dem. Thate, und wenn gleich diese Dame eine angenehme Erscheinung macht, und ihrer Ausbildung gewissenhaften Fleiß widmet, so ist ihr Talent doch noch zu sehr in der beliebten „Uebergangsperiode", als daß sie befähigt wäre, die erste tragische Liebhaberin befriedigend darzustellen. Die Stimme hat auch für dieses Fach nicht Fülle genug, und erträgt daher die tragische Erhebung und Anstrengung nicht. In naiven Rollen muß ihr freilich alle Anerkennung zu Theil werden. Finden wir nun bei der neuen Gesellschaft ersten Liebhaber und erste Liebhaberin mangelhaft besetzt, so ergiebt sich klar, wie sehr die bei der Oper ersparten Mittel nur dazu verwandt werden, um ein gutes Schauspiel herzustellen. Als wir Oper hatten, fehlten uns bekanntlich Herr Seelig, Dem. Pichler und Mad. Ellenberger nicht! — Sehr gefallen hat uns Mad. Pogrell als Julie, namentlich ist die Dame in Besitz einer sehr zu Herzen gehenden Stimme. Herr Schlögell als Doctor Fels und Herr Sympher als Assessor Wolf fanden Beifall. Die Darstellung des Fels jun. trug aber nicht dazu bei, die Wahl Mariens erklärlich zu machen, und der adelstolze Präsident von Jordan war auch wohl nicht passend besetzt. Man muß indeß bei der Beurtheilung des neuen und ausschließlichen Schauspieles billig sein, und bedenken, daß noch manches allmählig gebessert werden kann. Wahrscheinlich befinden wir uns noch in der Uebergangsperiode zu der Uebergangsperiode. Daß Herr Director Engelken selbst als Figurant unter den Gästen erschien, und den Schauspielern ein Beispiel gab, wie man nicht blos in Parade-Rollen für das Ganze mitwirken müsse, ist sehr zu loben.

† Olbers-Denkmal.

Der in Nro. 76 des Bürgerfreundes gemachte Vorschlag, dem verewigten Dr. Olbers ein öffentliches Denkmal zu errichten, ist gewiß höchst beachtenswerth; denn wenn in andern Städten Dichtern und Componisten Denkmäler errichtet werden, warum sollte der Mann, der mit dem Blick des Genius die Sternenwelt durchdrang und die astronomi-

schen Wissenschaften unberechenbar förderte, es minder verdienen? Doch ist zu fürchten, daß einer solchen Gerechtigkeit erst ein späteres Zeitalter fähig sein und vor unsern Augen ein solches Denkmal sich nicht erheben werde. Zunächst möchte der Vorschlag Eingang finden, den unpassenden Namen „Sandstraße" in „Olbersstraße" zu verändern, was am füglichsten dann geschehen könnte, wenn diese Straße ein den daranliegenden Wohngebäuden angemessenes Pflaster erhält. In manchen oberdeutschen Städten hat man ganze Reihen von Straßennamen geändert, um unpassende und abgeschmackte Namen zu entfernen. Auch wir möchten auf solche Aenderungen Bedacht nehmen, und dann lieber beziehungsvolle Benennungen, als die nichtssagenden prosaischen wählen.

* Bemerkung.

Der im Bürgerfreunde, am vorigen Donnerstag, ausgesprochene Wunsch wegen eines Denkmals, zu Ehren unseres verstorbenen Dr. Olbers, wird von mehreren Bürgern beherzigt, doch glauben sie bemerken zu können, daß die Domsheide sich noch wohl eben so gut dazu eignet wie der Domshof. — Sollte dieser Wunsch nicht bei unserm edeldenkenden hohen Senat Anklang finden? um so mehr da gewiß alle Stände gern dazu beitragen würden die Kosten zu decken. —

Bremen kann stolz auf seinen verewigten Dr. Olbers als Astronom, Arzt, Bürger und als Mensch sein. — In andern Ländern errichtet man Tyrannen u. s. w. Denkmäler, warum sollte man hier in der glücklichen freien Hansa nicht ein Denkmal dem errichten, von dem man sagen kann: er hatte keinen Feind und war geliebt und geachtet von allen Ständen. —

Wer kann sich eines Aehnlichen rühmen?!

* Wunsch.

Herr Pastor Kottmeier aus Münster wird freundlich ersucht seine am Sonntag, den 19. dieses in der St. Petri Kirche gehaltene Predigt doch ja dem Druck zu übergeben, von

mehreren Zuhörern.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. October 6½ Uhr. Für Fußgänger 7 Uhr.

Der

neunzehnten Versammlung

deutscher Naturforscher und Aerzte

zum Abschiede

von

J. Minding.

vorgetragen

durch Herrn Leibchirurgus Dr. Holscher.

Es gährt die Zeit mit tausend Kräften auf,
Der Friede blüht und alle Geister streben;
Ein neues Wissen führt der Dinge Lauf
In glänzender Erkenntniß heim dem Leben;
Die Einsicht, die des Daseins Wahrheit faßt,
Gestaltet in des Wesens Augenblicke,
Entfesselt sich der altgewohnten Last
Und zeigt die Zukunft jedes Forschers Blicke.

Und, Deutsche, fühlen wir den edlen Stolz,
Daß wir, die Ersten den Altar errichtet,
Wo, wie die Knospe schwillt aus trägem Holz,
Der Dinge Gegensatz sich liebend schlichtet:
Zu sich gewendet und sein selbst bewußt,
Dem Lichte zugekehrt im frischen Regen,
Den Sinn erfüllt mit einer neuen Lust
Und einem freien Streben und Bewegen.

Gegrüßt, ihr Freunde aller heim'schen Gau'n,
Die, fest gesellt, für alle Zeit verkettet,
Den ew'gen Geist in seinem Wirken schau'n,
Der Wahrheit ist und der erlöst und rettet;
Gegrüßt — und Lebewohl! Wir sind vereint!
Ein Mann, ein Volk, ein Glauben, Hoffen, Wissen,
Dieselbe Sprache! Nur ein einziger Feind:
Die Finsterniß, der sich das Licht entrissen!

So gehet heim! Jedweder seinem Haus
Ein neuverjüngtes, neuentzündet Flammen,
Des Strahlen von dem Bema dieses Bau's,
Vom ewigen Altar der Wahrheit stammen.
Geht heim, Propheten einer neuen Zeit,
Und, auch getrennt, verbleibt im Geist verbunden;
Uns hat derselbe Genius geweiht,
Uns, seine Priester, hat der Gott gefunden.

Miscellaneen.

(Ein auf einer gewöhnlichen Straße in Bewegung gesetzter Dampfwagen.) Man schreibt aus Bordeaux: „Es war vor einigen Jahren, daß ein geschickter Mechanikus, ein Mann von tüchtigem, unternehmenden, aber nachdenkendem Geiste sich sagte, wenn ich den Dampf auf die gewöhnlichen Wege anwendete, würde ich meinem Lande eine neue Quelle der Wohlfahrt erschließen. Und dieser Mann hat, um zu seinem Ziele zu gelangen, Gesundheit, Vermögen, Jugend und Alles aufgeopfert. Er hat in einem fort, Tag und Nacht, in seinem Kabinet für seine Berechnungen, in der Werkstätte an der Ausführung derselben gearbeitet. Denn man hat diesen Mann zuerst nicht verstanden: aus einem Künstler hat er sich also in einen Arbeiter verwandelt, und dieselbe Hand, welche einen Augenblick vorher die Eingebung einer kühnen Denkkraft auf das Papier niederzeichnete, ergriff dann den Schmiedehammer, um die herrliche, aus seinem Geiste entsprungene Idee zu verwirklichen. Und dieser 30jährige Mann ist bei diesen Arbeiten alt geworden; seine Stirn ist von vielen Furchen durchzogen. Ihm sei Ehre! Ehre seinem Genie! — Hr. Karl Dietz hat die Belohnung, auf welche sein Verdienst Anspruch machen konnte, erhalten. Es war, man darf es sagen, ein Festtag, als die Stadt Bordeaux zum ersten Mal auf ihren Straßen die mächtige Maschine majestätisch, schneller oder langsamer, mitten durch die sich drängende Menge der erstaunten Bevölkerung sich nach allen Seiten hin bewegen sah. Waren wir nicht alle von Erkenntlichkeit und Bewunderung durchdrungen, als wir diese Lokomotive sahen, wie sie mit einem langen Wagenzug die regelmäßigsten Bewegungen, die schwersten Biegungen, ohne große Anstrengung sich fortbewegend, im Augenblick gleich anhaltend, vollführte. Diese Probefahrten des Hrn. Dietz sind mit Erfolg gekrönt worden. Man muß, um die Wichtigkeit und den Werth dieser merkwürdigen Entdeckung gehörig zu würdigen, den Dampfwagen gesehen haben, wie er mit der größten Leichtigkeit einen in vielfachen Krümmungen aufsteigenden Weg von einem mittlern Fall von 5 Centimeter auf den Meter, mit der Schnelligkeit eines im Galopp dahin sprengenden Pferdes hinaufklomm. So viele Mühen, ein so beharrlicher Eifer mußten ihre Belohnung empfangen. Auch ist unser Landsmann, der schon mit vielen Medaillen beehrt worden und eine zahlreiche Menge von Erfindungs- und Verbesserungs-Brevete erhalten, von dem Minister ermächtigt worden, zwischen Bordeaux und Libourne einen Dampfwagendienst, der bald im Gange sein wird, zu errichten.

(Seltsames Testament.) Zu Annapolis, im Freistaate Maryland, ward am 23. Mai d. J. ein dreiundachtjähriges Frauenzimmer zur Erde bestattet, das aus Widerwillen gegen das männliche Geschlecht den heldenmüthigen Entschluß ausgeführt hatte, das Leben unvermählt zu beschließen. Diese Heldin, die über ein ansehnliches Vermögen gebot und wegen ihrer Schönheit berühmt war, hieß Jane Murdoch. Obgleich im Allgemeinen sanftmüthig und höflich, besaß sie doch einen wilden, einen wahrhaft tigerartigen Charakter hinsichtlich der Männer, bei denen sie Absichten auf ihre Freiheit vermuthete. In ihrem letzten Willen hat sie ihre sämmtlichen Besitzungen ihren weiblichen Verwandten vermacht, mit gänzlicher Ausschließung aller männlichen Glieder ihrer Familie. Vierhundert Pfund Sterling hatte sie vier Männern von vierzig Jahren, gleichviel, wer sie sein möchten, zuerkannt, um ihre Leiche zu Grabe zu tragen, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß sie eidlich erklären müßten, niemals irgend einen Liebeshandel mit Frauen gehabt zu haben. Es war niemand zu finden, der diese Bedingung erfüllen konnte, weßhalb der Sarg von Mädchen zur Ruhestätte getragen werden mußte. In einem andern Artikel des Testaments verordnete sie, daß bei ihrer Begräbnißfeier keine andere, als Freuden-Gesänge angestimmt werden dürften; ferner, daß für sämmtliche Anwesende ein großes Gastmahl angerichtet werden und endlich, daß sechs Jungfrauen einen Tanz auf ihrem Grabe aufführen sollten, sobald dasselbe geschlossen sei. Man versichert, daß mehr als zweitausend Menschen bei dieser sonderbaren Feierlichkeit zugegen gewesen, und daß gegen Ende des Mahles nicht Einer gefunden worden, der nicht seinen Rausch gehabt. —

(Luzern.) Am 5. ereignete sich in Schötz folgender Unglücksfall: 4 Kinder von 8 bis 12 Jahren begaben sich in eine Griengrube, um allda zu spielen. Da unvorsichtigerweise die Aushöhlung in der Tiefe geräumiger, die überliegende Erde also unterminirt war und starker Regen die Unterlage locker gemacht hatte, so stürzte die Grube zusammen, und drei von den Kleinen fanden ein allzufrühes Grab. Das vierte, ein taubstummes, brachte die traurige Nachricht den Eltern, die zwar ihre Kinder mit emsig erschrockener Hand bald an's Tageslicht förderten, allein die Hoffnungsvollen waren bereits leblos.

Eine Kabinets-Verfügung von Friedrich Wilhelm I. „Nachdem Se. Königliche Majestät in Preußen unser allergnädigster Herr, unter andern die gnädigste Verfügung gemacht, daß das General- Ober- Finanz- Kriegs- und Domainen-Directorium niemals auseinander gehen soll, bis alle vorkommenden Sachen gänzlich abgethan sind, und daher resolviret, daß, wenn die membra des bemeldeten Directorii bis um zwei Uhr Nachmittags beisammen bleiben müssen, dieselbe mit Essen und Trinken aus der Küche und Keller versehen werden, der Küchenmeister auch jederzeit um 11 Uhr oben gehen, und durch den Kanzleidiener anfragen lassen soll, ob er Anstalt zur Tafel machen müsse oder nicht; als befehlen Sie Dero Ober-Marschall und Wirklichen Geheimen Etats-Minister von Prinz hiemit in Gnaden, die Verfügung zu treffen, daß so oft die membra des bemeldeten Directorii bis um 2 Uhr zusammen bleiben, sodann jederzeit eine gute Essen als: eine gute Suppe, ein Stück Rindfleisch und Verkost, eine gute Schüssel Fische, ein guter Rinder-, Hammel- und Kälberbraten und vor jede Person eine Quartbouteille guter Rheinwein gegeben werden. Es soll aber das Essen nicht immer einer-

sei sein, sondern damit abgewechselt und dahin gesehen werden, daß jederzeit eine gute und wohl zubereitete Essen, eben als wenn vor Se. Königl. Majestät selbst angerichtet würde, gegeben werde. Zur Aufwartung aber soll jederzeit nur ein Laquai sein, damit die Stube nicht mit Laquaien angefüllt werde; dann einem jeden gleich vier silberne Teller mit einem Glase vorgesetzt werden soll, und muß zugleich ein großer Korb zur Hand sein, darein das unreine Geschirr gesetzt werden könne.

Berlin, den 20sten Januar 1723.

Friedrich Wilhelm.

(Entschuldigung.) In einer Provinzialstadt, bei einer Landesfeier, an welcher auch die Bürgergarde Theil nehmen sollte, entschuldigt sich ein Bürgergardist mit folgenden briefischen Zeilen: „Da ich heut Nothgedrungen bin zu Schlachten und Würste zu machen nöth habe, um mein Geschäft dadurch keinen Schatten läuten zu lassen, indem ich keinen Knecht habe, und das ganze auf mir beruhe, so kann ich das Feuer der Bürgerkarte nicht mit machen, weshalb ich um Entschuldigung bitte. * * den 20. August 1841. N. N."

(Der Nachdruck) wurde im 16. Jahrhundert als Todsünde betrachtet, welche den Untergang der Seele zur Folge hat, also doch etwas härter bekämpft, als in unseren Tagen. Zum Beweise setzen wir eine „Verordnung des Pabstes Leo X.," die im 9. Bande der „Literatur und Völkerkunde" von J. W. v. Archenholz (Dessau und Leipzig 1786), Seite 22 finden, wörtlich her; sie lautet: „„Es wird hiermit anbefohlen, daß kein Buchhändler, Kaufmann, Buchdrucker oder Herausgeber von Büchern, er mag sein, wer er will, sich unterstehen soll, binnen hier und zehn Jahren zu drucken, das Werk, betitelt: die **Castigationes** und **notationes** über **Publius Virgilius Maro,** abgefaßt von **Johannes Pierius Vaterianus,** zu irgend einer Zeit, an irgend einem Ort, oder in irgend einer Form und Art, als allein mit seiner Bewilligung und Erlaubniß. Wer sich unterstehen wird, dieser Verordnung zuwider zu handeln, soll verdammt seyn und noch dazu eine Strafe von Einhundert Golddukaten erlegen. — Gegeben zu Sankt Peter in Rom und mit dem Fischerring besiegelt den 26. März 1521 im neunten Jahr Unsers Pontifikats.""

(Nemesis.) Bei einem reichen Specereihändler zu O—g im Innkreise brach Feuer aus. Sein Nachbar, ein Bauer, gab wegen Mangel an Wasser fünfzig volle Bierfässer Preis, in der Hoffnung, dadurch den Brand sogleich zu bewältigen, und somit auch sein Haus, auf dem ohnedies eine ziemliche Schuldenlast lag, zu erhalten. Nichts destoweniger gefiel es der bösen Laune des zerstörenden Elements, sich da, wo es entstanden war, ersticken zu lassen, und rachevoll auf das Brauhaus hinüber zu springen, dasselbe in Schutt und Asche zu verwandeln, und den Besitzer, der sich erst kürzlich angesiedelt und eingerichtet, zum Bettler zu machen. Es blieb ihm fast nichts mehr, als ein Paar hübsche Pferde — allein auf diese machte sogleich der besagte Spezereihändler Anspruch, denn er hatte von dem unglücklichen Nachbar 500 fl. C. M. zu fordern, und die Zahlfrist war bereits verstrichen. Die übrigen Gläubiger waren menschlich, ob sie auch des Geldes bedürftiger waren, als der wohlbegüterte Kaufmann. Einige verlängerten die Zahlfrist auf drei oder vier Jahre, Andere standen von ihrer gerechten Forderung für immer ab, und veranstalteten noch überdies eine Collekte, bei welcher zur Verwunderung oder vielmehr zur Ehre jenes Ortes, so viel einging, daß der verarmte, allgemein beliebte Brauer den Bau seines Hauses wieder beginnen konnte. Der Spezereihändler war ein zu harter Mann, um zum Emporkommen seines Nachbarn etwas beizutragen; allein eben diese Hartherzigkeit, dieser Geiz und Undank machten ihn allmälig so verhaßt, daß er eine Kundschaft nach der andern verlor, und ein seltsamer Unfall, den er in diesen Tagen erlitt, erfüllte ihn mit Grauen und Furcht, daß ihm auch der Himmel zürnen müsse. Er machte nämlich mit jenen zwei erpreßten Pferden eine Spazierfahrt — die Thiere schreckten sich, rissen aus, der Wagen zersplitterte an der Ecke seines eigenen Hauses, der todtbedrängte Mann stürzte und brach ein Bein — die tollgewordenen Pferde aber fielen in die große Kalkgrube vor dem Hause ihres ehemaligen Herrn — und verbrannten in dem frisch gelöschten noch siedenden Kalk in wenig Minuten. „Das ist eine Fügung und ein warnender Fingerzeig des höhern Richters über den Sternen," riefen alle Bewohner des Ortes, und nahmen sich diesen erschütternden Fall tief zu Herzen. Ueber den Kaufmann war das Loos geworfen, sein gebrochener Fuß wurde nicht wieder ganz wieder heil; sein Herz blutete unabläßig bei dem Grame, daß seine Handelsgeschäfte in Stockung geriethen, ein liederlicher Sohn, der die Handlung übernahm, und Gast auf allen Pferderennen war, erschütterte durch Luxus, Spiel und Wetten das väterliche Vermögen gänzlich; ergriff endlich die Flucht und hinterließ seinem alten armen Vater nicht einmal das Nöthige zum Unterhalte. Da nahm ihn der ehrliche Brauer, der inzwischen ein wohlhabender Mann geworden war, mitleidsvoll in sein Haus, nährte ihn bis an sein Ende, und ließ ihn auf seine Kosten anständig begraben. — Schreiber dieses kannte den Verstorbenen nicht, wohl aber den ehrlichen Brauer, der kein ähnlicheres Porträt hat, als jenen biedern Wirth in Goethe's „Hermann und Dorothea."

(Kurioses.) In Neapel werden einzelne Kühe und Ziegen von Haus zu Haus getrieben, der Führer verkündet sein Dasein durch einen die Stimme seines Thieres nachahmenden Ruf. Wer Milch bedarf, fängt sie in seinem Gefässe auf; mitunter läuft auch Seifen- oder Kalkwasser hinein, die der Verkäufer sehr geschickt aus einem im Hemd-Ermel verborgenen Schwamme auszupressen versteht, als ob sie dem gemelkten Euter entquellen.

(Hiebei als Beilage: Die Civilstandsliste.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 78.

Bremen, Donnerstag den 30. September 1841.

Gestorben:

Nro. 860. Den 23. September. Der Arbeitsm. Friedrich Weinberg, 60 Jahr; Heißenbüttels Gang Nro. 1.

— 861. Den 24. — Der Maurergeselle Heinrich Bahrlach, 56 Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 42.

— 862. Den 24. — Des Arb. Wilhelm Baum Sohn, 9 Monat; Hastedt.

— 863. Den 25. — Der Mobilienhändler Ludwig Oeste, 58 Jahr; Faulenstraße Nro. 18.

— 864. Den 25. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Lindemann Sohn, 3 Wochen; Hastedt Nro. 3.

— 865. Den 25. — Der Küpergesell Gottfried Friedr. Oesselmann, 29 Jahr; Steinthor Nr. 62.

Nro. 866. Den 26. — Die Näherin Metha Kulenkamp, 31 Jahr; Neuenstraße Nro. 83.

— 867. Den 27. — Der Schuhmachermeister Heinrich Müller, 47 Jahr; gr. Sortillenstr. N. 31.

— 868. Den 27. — Des Malers Joh. Friedrich Hinnicke Tochter, 13 Wochen; Paulsberg Nro. 26.

— 869. Den 27. — Henriette Hessens, 11 Monat; Hastedt Nro. 44.

— 870. Den 28. — Des Küpermeisters Theodor Fangmeyer Tochter, 5 Wochen; Großenstraße Nro. 22.

— 871. Den 28. — Des Arb. Christ. Witte Ehefrau, geb. Rauschenberg, 60 Jahr; am Buntenthorssteinwege Nro. 163.

Geboren:

Nro. 1163. Den 21. September. Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Lankenau Ehefr., geb. Döhling; kl. Fuhrleutestr. Nr. 14 A.; von einem Knaben.

— 1164. Den 23. — Des Kaufmanns Aug. Wilh. Ochs Ehefr., geb. Küster; Stavendamm Nro. 2; von einem Knaben.

— 1165. Den 25. — Des Maurergesellen Otto Christ. Castendieck Ehefr., geb. Ernst; Steinthor Nro. 56; von einem Knaben.

— 1166. Den 25. — Des Kaufmanns Diedrich August Meier Ehefr., geb. Rommel; Langenstr. Nr. 50; von einem Mädchen.

— 1167. Den 25. — Des Blechenschlägermeisters Albert Klusmann Ehefr., geb. Bomhoff; Schüsselkorb Nr. 26; von einem Knaben.

— 1168. Den 25. — Des Tischlermeisters Wilhelm Anton Kracht Ehefr., geb. Gödeke; Schnoor Nr. 14; von einem Knaben.

— 1169. Den 26. — Des Arb. Gerd Heinrich Gräper Ehefr., geb. Wagtschal; Eckhardsgang Nr. 3; von einem Knaben.

Nro. 1170. Den 26. — Des Leinwebers Christ. Heinrich Friedrich Ernst Bäroldt Ehefrau, geb. Wellmann; Buntenthorssteinweg Nr. 15; von einem Knaben.

— 1171. Den 26. — Des Kaufmanns Joh. Aug. Böving Ehefr., geb. Warner; am Markt Nr. 11; von einem Knaben.

— 1172. Den 27. — Des Maurergesellen Heinr. Friedr. Becker Ehefr., geb. Willmann; Jacobistr. Nr. 7; von einem Mädchen.

— 1173. Den 27. — Des Arb. Lür Müller Ehefrau, geb. Stehr; im Barkhof Nr. 5; von einem Mädchen.

— 1174. Den 28. — Des Cigarrenmachers Joh. David Bohlemann Ehefr., geb. Knoop; Buntenthorssteinweg Nr. 215; von einem Knaben.

— 1175. Den 28. — Des Weisbäckers Herm. Schweers Ehefr., geb. Sanders; Westerstr. Nr. 11; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 79.

Bremen, Sonntag den 3. October 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 3. October.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die treue Haut.

Von Nicolaus Becker.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Gutheit aus den Augen sah.
Ich fragte sie, was thut der hier?
Antworten sie: „Den nähren wir
Aus Christenpflicht, um Gottes Lohn,
Er wohnt bei uns seit Langem schon.“
Und priesen insgesammt ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Sie luden Gäst' in großer Zahl,
Sie sagten ihm: „Besorg' das Mahl!“
Da ist er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel stand.
Sie saßen freudig rings umher,
Am Katzentischchen selber er;
Doch priesen sie zum Schluß ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und als sie nun gefahren aus,
Sie sagten ihm: „Bewach' das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg' das Vieh,
Und halte gute Ordnung hie!“
Er hat es fleißig so vollbracht.
Sie kehrten heim in später Nacht,
Sein Licht sie nahmen, priesen's laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum'
Reif waren auf dem steilsten Baum,
Was sich begab in Ernst und Spaß,
Sie sagten ihm: „Thu' Dies und Das!
Und priesen, wenn's geschehn, ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Sie legten, als er krank und schwach,
Ihn in die Kammer unters Dach.
Sie sagten ihm: „Bist du gesund,
So thu' es uns nur eben kund.“

Doch hat er's nicht mehr kund gemacht;
Denn er verschied in selber Nacht.
Da klagten sie's den Nachbarn laut:
„Schad', daß er starb, die treue Haut!"

Des Vaters Degen.

1.

Obgleich seit dem Sturze der gräulichen Schreckens-Regierung und seit Einsetzung des Direktoriums der furchtbare Vulkan, der sich seit 1789 in Frankreich aufgethan, in seiner größten Wuth einigermaßen nachgelassen hatte, züngelten dennoch die lohen Flammen noch immer um seinen Krater: Paris. Die Gährung zeigte sich sogar von Neuem in einem um so stärkern Grade, je sichtbarer die Schwäche des Direktoriums ward. Die Regierung der Fünfmänner war durch Mäßigung und Milde, im Gegensatze zu dem Blutregimente der Schreckensmänner, bei dem dadurch verwilderten Volke in den Verdacht des Aristokratismus gerathen, und sie wurden geradezu „Pitts Söldlinge" genannt. Die Faktionen erhoben abermals, kühner als je, ihr Haupt, und der Bürgerkrieg entzündete sich mit erneuter Wuth. Der wahre Herd dieser Bewegung war Paris, besonders aber die Vorstadt St. Antoine, wo namentlich die fanatischsten Anhänger des sogenannten „Robespierre'schen Schweifes" ihren Sitz hatten, die öffentlich und insgeheim von der Nothwendigkeit der Wiederherstellung einer wahrhaft nationalen Regierung sprachen, unter der sie im Grunde nur die gräuliche Blutherrschaft verstanden. Diese Partei fand bei den untern Volksklassen, die bei jeder neuen Umwälzung auf Vortheile hofften, natürlich den lebhaftesten Anklang. Die friedlichen Bürger aber sahen mit wachsender Besorgniß das sich von Neuem immer furchtbarer erhebende Schlangenhaupt der Anarchie, und schlossen sich der Regierung der Fünfmänner an, die, wenn gleich schwach, ihnen dennoch wenigstens eine Art von Schutz gegen die Wiederkehr der so verabscheuten und gefürchteten Anarchie gewährten. Die Schreckensmänner bearbeiteten indeß in aller Stille die Pariser Nationalgarden, und wußten sie wider das Direktorium aufzureizen, während das Geld dazu die Royalisten hergaben, die sich mit jenen ihren Todfeinden widernatürlich verbündet hatten, um durch sie den gemeinsamen Feind beider, das Direktorium, und dann — die verhaßten Gegner selbst zu stürzen, wie jene nicht minder ihren Sturz in letzter Instanz bezweckten. Das Direktorium, voller Besorgniß wegen des unverkennbar in der Nationalgarde herrschenden aufrührerischen Geistes, verordnete die Auflösung dieser Bürgermiliz, und befahl zugleich derselben, ihre Geschütze und Waffen an die Commissionen der Regierung auszuliefern. Es war dies, wenn gleich nothwendig, nichts desto weniger eine höchst mißliche Maaßregel, da sich eben nicht erwarten ließ, daß die 40,000 Mann starke Pariser Nationalgarde sich diesem Befehl ohne Widerstand fügen werde, und dem Direktorium höchstens fünf bis sechstausend schlecht bewaffnete und wenig zuverlässiger Truppen zu Gebote standen. Laut murrten die Krieger ohnehin schon über den jungen, ihnen noch ganz unbekannten General, dem das Direktorium den Oberbefehl anvertraut hatte, und dessen Name ihnen noch nicht einmal recht geläufig war: denn bald nannten sie ihn „Bonpart," bald wieder „Beaupart."

„Warum geben uns wohl diese Advokaten einen solchen corsischen paille au nez zum Anführer?" murrten unwillig die Krieger. „Sie wollen wohl diesen Spießbürgern und Ellenrittern leichtes Spiel machen?"

„Freilich wollen sie das," sprachen wieder Andere zuversichtlich: „man müßte ja wahrlich mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu sehen, daß wir von diesen Satelliten Pitts an die Gewürzkrämer und Ellenritter verrathen und verkauft sind."

2.

Die Sturmglocken tönten von allen Thürmen; der Generalmarsch ward in allen Stadtquartieren geschlagen, und die Cohorten der Nationalgarden traten unter lauten Verwünschungen und Schmähungen wider das Direktorium auf ihren verschiedenen Sammelplätzen unter die Waffen. Mit dem tobenden Geschrei: „Nieder mit dem Direktorium! Es lebe der tugendhafte Robespierre!" sah man bereits die wilden Schaaren der Vorstädter mit bis an die Schultern aufgekrempten Hemdärmeln, rothen Mützen, in ihren nervigen Fäusten Aexte, Beile, Stangen und Spieße schwingend, in die Stadt ziehen. Gleich den Furien der Hölle umtanzten sie eine auf einem Karren aufgestellte Guillotine, mit gräßlichem Gebrülle das furchtbare Blutlied: „ah ça ira! ah ça ira!" anstimmend. Alle Läden und Hausthüren wurden geschlossen, und die ruhigen Bürger verbargen sich in den entlegensten Winkeln ihrer Häuser, in banger Erwar-

tung der Dinge, die kommen sollten, während die Muthigern unter ihnen eilten, sich, je nach ihrer politischen Gesinnung, entweder an die wilden Schaaren der Vorstädter, oder an das kleine Heer des Direktoriums anzuschließen.

Indeß hatten die Fünfmänner bereits seit Stunden in dem Palaste Luxemburg zagend und unentschlossen über die zu ergreifenden Maaßregeln gerathschlagt, ohne zu einem Entschluß kommen zu können, so dringend sie sich auch durch den immer mehr auf den Straßen wachsenden Lärm und Auflauf, durch das Läuten der Sturmglocken und durch die unter Schlagung des Generalmarsches bereits gegen den Palast Luxemburg anrückenden Nationalgarden dazu hätten aufgefordert fühlen sollen.

In einem der großen Säle des Palastes Luxemburg, wo in diesem kritischen Augenblicke die Regenten Frankreichs fassungslos saßen, sehen wir einen kleinen, hagern Mann, in einer einfachen grünen Uniform, mit über einander geschlagenen Armen nachdenklich an einen Pfeiler gelehnt stehen. Das schlichte, kurz und rund geschnittene Haar, das ihm, wie naß, um das Haupt und bis in die tiefen Schläfen hinabhing, warf auf das ernste, antik geschnittne, olivenfarbene Gesicht des kleinen Mannes einen düstern Schlagschatten, und gab demselben einen fast melancholischen Ausdruck. Gleichgültig und theilnahmlos starrte er in das in dem Saal rings um ihn herrschende Gewühl hinein, und schien den von Außen her immer näher heranrosenden ungeheuern Lärm kaum zu beachten. Zuweilen spielte jedoch vorübergehend ein halb spöttisches, halb verächtliches Lächeln über das unentschlossene, endlose Hin- und Herreden der Rathschlagenden auf dem starren Marmorgesichte des kleinen Mannes: Napoleon Bonaparte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Naturforscher, wie er — tanzt. *)

Meine Damen und Herren!

„Ein deutscher Naturforscher," pflegt der berühmte Beireis zu sagen, „muß überall naturforschen, nicht bloß in den Wäldern und auf den Fluren, diesen höchst akustischen Aegidiuskirchen der großen Welt, sondern auch in den Clubsalons der kleinen, bei der Auster, die er aus der Schaale und dem lebensverlängernden Zucker, den er aus der Westentasche, ja sogar bei der geisttödtenden Kartoffeltorte, die er aus befreundeter Damenhand *) verspeiset, bei der Mücke, die ihm in den Wein fliegt und beim Weintrinken selber." — Erlauben Sie mir, daß ich den ehrwürdigen Manen eines Mannes, der, obgleich wir noch bei keiner unserer Mittagstafeln seine Gesundheit getrunken, dennoch in diesem schönen Herzogthume niemals, in der übrigen wissenschaftlichen Welt aber sobald nicht sterben wird, eine kleine Aufmerksamkeit, Ihnen aber, meine hochverehrten Naturforscherinnen, einen kleinen Dienst erweise, indem ich das vorangestellte Requisit auf unsere schönen Abendunterhaltungen und auf Braunschweigs reizende Damenwelt anwende, und auf Ihre mir bei früheren Versammlungen gewährte Nachsicht rechnend, in die Versicherung einer geistreichen Braunschweigerin einstimme, daß es für einen Naturforscher unerläßige Bedingung sei, wenigstens theoretisch — tanzen zu können.

Vorab verzeihen Sie mir, daß ich, ohne der spiritualistischen Schule huldigen zu wollen, die unermeßliche Natur nach den Gläsern classificire, durch welche man sie ansieht, folglich

1) eine ganz große Welt unterscheide, die Welt der Tuben (d. h. der Planeten),
2) eine ganz kleine Welt, die Welt der Mikroskope (d. h. der Infusorien),
3) eine mittelmäßige Welt, die Welt der einfachen Brillen, die ein jeder auf eine andere Weise ansieht, weil es der Brillen unzählige giebt (d. h. die Stein-, Pflanzen-, Thier-, Menschen- und Damenwelt).

Lassen Sie, meine Hochverehrten Herren, diese drei Gläserwelten passiren, so erwachsen daraus für Sie, meine Höchstverehrten Damen, drei gleichlaufende Tanzwelten:

ad 1) eine große Planetenwelt, die Welt des Walzers,
ad 2) eine kleine Infusorienwelt, die Welt des Contretanzes,
ad 3) eine mittelmäßige Welt, welcher Sie mit Erlaubniß zu sagen, selbst angehören, und die, eben wegen ihrer mittleren Stellung, ein neutrales Mixtum compositum aus Walzern und Contretänzen ist.

*) Dieser humoristische Vortrag wurde in der Versammlung der zweiten Generalversammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig von Herr Dr. Joseph Hermann Schmidt aus Paderborn gehalten. Er wurde auf ausdrückliches Verlangen der Zuhörer dem Druck übergeben.

*) Bezieht sich auf eine Anekdote, welche dem großen Manne in der Residenz Braunschweig arrivirt ist.

Seit ein geistreicher Domherr *) uns gelehrt hat, daß der Gegensatz der Tage und Nächte, des Wachens und Schlafens, des Sommers und Winters, des Wachsens und Vergehens, kurz das ganze rhythmische Leben der Erde und ihrer Bewohner in der einfachen Theorie des Walzers seine Erklärung findet, ist nicht nur für die Section der Astronomen eine Potsdammer Oberrechnungskammer, sondern auch für die Physiologen ein Spermazet-Licht aufgegangen. Die Sonne steht, ein sobald nicht auslaufender Kronleuchter, am Plafond der Schöpfung, welchem die walzenden Erden bald das Gesicht, bald den Rücken zuwenden. Ganz anders ist es in der Welt der Mikroskope. Ich will zwar nicht behaupten, daß sie nach dem Ptolemäischen Systeme construirt sei; aber das Copernicanische gilt in ihr auch nicht viel. Die Infusorien tanzen niemals einfache Walzer, immer Contretänze, gerade wie die Politiker, die bekanntlich stets rhythmisch zwischen avant und tourner wechseln, ohne jemals aneinander zu kommen.

Dem Baron von Gleichen gebührt das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, daß im sonderbaren und bekanntlich etwas indecenten Treiben der Cercarien alle Touren zu finden sind, die ein Tanzlehrer seiner ungelehrigen Jugend zuruft; aber uns alle trifft der Tadel, daß wir für Dinge, die in der einfachen Tanzkunst die ungezwungenste Erklärung finden, übergelehrte, schwer verständliche Namen ermitteln. Darum belegen wir jenes große bewegliche Agens, welches in der weiten Planeten- und Infusorien-Welt seinen Anfang nimmt, im Damengeschlechte seinen Culminationspunkt erreicht, mit dem barbarischen, noch nie erklärten Namen — Lebenskraft.

Die Section der Physiologen hat schon oft auf dem Sprunge gestanden, durch ihr punctum saliens in den wahren Begriff des Lebens hineinzutanzen; die Section der Botaniker und Mineralogen ist (sans touche) am weitesten entfernt geblieben, weil in der Pflanzenwelt die Chainen und Ronden als Spiralwindungen und Treppengänge, in der Steinwelt die Quadrillen als Krystalle plastisch fixirt sind. Die Section der Physiker hat das avant deux und dos à dos der großen Natur Centripetal- und Centrifugalkraft, das chassé Pendelschwingung genannt, aber die Section der Chemiker hat es wohl begriffen, daß dasjenige, was man früher in dicken Büchern unter dem Namen Wahlverwandtschaften von Lavoisier bis auf Göthe vergeblich zu erklären versucht hat, nichts anders als — eine Vexirtour ist.

Könnten heute alle Sectionen sich darin einigen, Lebenskraft und Tanzkunst im gemeinschaftlichen Tageblatte für synonym zu erklären, so würde nicht nur dem großen Entdecker des Blutumlaufs, sondern auch dem großartigsten aller Naturforscher, dem Herculischen Copernicus, diesem Harvey auf den Blutkugeln des Universums, ein würdiges — Hermanns-Denkmal gesetzt.

Wir Aerzte, bekanntlich nächst den Moralisten am meisten geneigt, durch schwarze Brillen zu sehen, überhaupt der schwarzen Farbe zugethan (nicht aber, weil nach Blumauer schwarz die Farbe des Todes ist, sondern weil nach Newton und Holscher schwarz die meiste Wärme in sich aufnimmt), haben zur gerechten Indignation meines reizenden Tisch-vis-à-vis von gestern am meisten dazu beigetragen, daß die große cosmologische und psychologische Operation, die verehrungswürdige Tanzkunst, so lange in Miseredit blieb und mit einer wahrhaft Paganinischen Einseitigkeit betrachtet wurde. Zwar können wir die Systole und Diastole unserer Kranken keine Stunde entbehren, und ohne Unterricht im Musik und Tanz nicht einmal ein einfaches Wechselfieber, oder was sonst rhythmisch ist, begreifen; aber gewohnt, dasjenige zu verbieten, worin wir selbst laut hier abgelegter Proben praktische Stümper sind, waren wir ungalant genug, so oft eine unserer pflegbefohlenen Schönen ihr nach Peter Camper wohlgeformtes Füßlein zum sentimentalen Zephyr-Walzer anschickte, eben so oft von einer ätiologischen Schädlichkeit zu reden. Gleichwohl finden wir schon beim Hippocrates Andeutungen, daß bei gewissen Krankheiten, z. B. bei der noch heute besprochenen Bleichsucht, eine bescheidene Galopade unter Umständen besser sein kann, als das weltberühmte Driburg und Pyrmont, als Fußbäder und Klaproth's ätherische Eisentinktur, und daß bei gewissen Herzleiden der erste Walzer und der Cotillon mehr fruchtet, als Kreisig's Seidelbast und rother Fingerhut.

Nun hat sich vollends gestern noch eine ganz neue Section etablirt, die einen Namen an sich trägt, den man in einer Damengesellschaft nicht füglich nennen darf. Sie sorgt dafür, wie die Menschen in die Welt hereinkommen, während die Aerzte dafür sorgen, wie sie hinauskommen. Diese Section will von Tanzen nichts wissen. Da sie

*) Copernicus.

mich indeß mit der Mitgliedschaft, ja sogar mit dem Präsidio beehrt hat, so werde ich auf Vernichtung des alten Vorurtheils nach schwachen Kräften hinarbeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Agassiz's Besteigung der Jungfrau.

Bern, 11. September. Die Erwartungen, welche man über die von Agassiz, Professor in Neufchatel, unternommene Gletschererpedition hegte, sind nicht getäuscht worden. Die Besteigung der Jungfrau, der imposantesten Kuppe unserer Berner Alpen, 12,800 Fuß hoch, krönte das Werk. Nur zweimal vorher war dieser Gebirgsstock von Gemsjägern aus Grindelwald, noch nie aber von Männern erstiegen worden, welche dort mehr suchten, als nur den leeren Ruhm, droben gewesen zu sein. Wir sind in den Stand gesetzt, folgende nähere Umstände dieser Besteigung zu geben. Freitag den 28. August brachen die kühnen Gletscherwanderer, sechs an der Zahl, mit sechs Führern von dem Grimselhospiz Morgens in aller Frühe auf, durchzogen den Oberaargletscher in seiner ganzen Länge, überstiegen den zwischen 9 und 10,000 Fuß hohen Gebirgskamm zwischen Oberaar- und Vieschergletscher, und setzten ihren Weg über diesen letztern und den Kamm der Möriler Alpen bis zum großen Aletschgletscher fort, wo sie in den obersten Sennhütten in der Nähe des Aletsch- oder Mörilsees übernachteten. Obgleich ein Weg von vierzehn Stunden, den sie so zurücklegten, und ein schlechtes Nachtlager nicht die besten Vorbereitungen zu dem anstrengenden Marsche des folgenden Tages waren, so brach man dennoch mit den ersten Strahlen der Morgenröthe wieder auf, durchmaß mit raschen Schritten die unabsehbaren Eis- und Schneefelder, welche den obern Theil des Aletschgletschers in der Nähe der Grün- und Viescherhörner bilden, und langte bald an einer großen, den Führern noch von frühern Zeiten her bekannten Spalte an, welche an dem Fuße der Jungfrau die höheren Eisgebilde von den niederen trennt. Mit Hülfe einer Leiter wurde dieser Schrund überschritten, und der nun allmählich steiler ansteigende Weg fortgesetzt. Die Kuppe der Jungfrau selbst erschien hier so wenig ausgezeichnet, daß nur das feste Vertrauen in die Kenntnisse des Hauptführers, Jacob Leuthold, die Gesellschaft versichert halten konnte, daß keine falsche Richtung eingeschlagen sei. Auf dessen Rath hin hatte man auch so wenig Gepäck als möglich mitgenommen. Von allem zahllosen Apparat, Decken, Holz, Proviant ꝛc., welchen die Besteiger des Montblanc mit sich führen, keine Spur. Hacken, Seile, Leiter und etwas Wein und Brod war das wenigste, was man nehmen konnte, und mehr hatte man auch nicht. Durch diese Einrichtung war zwar die Schnelligkeit der Reise außerordentlich begünstigt, allein auch die Rückkehr zu den Sennhütten an demselben Tage, und somit die äußerste Eile geboten. Mehr laufend als gehend mußte man selbst die steilen Partien des Wegs zurücklegen. Einer der Gesellschaft kehrte mit einem Führer um.

Endlich nach unausgesetztem Marsche sah man sich gegen 1 Uhr Nachmittags auf der letzten Terasse, etwa 800 Fuß unter der keilförmig zulaufenden Spitze, auf dem 12,000 Fuß hohen Sattel, der dem nach Lauterbrunnen hinabziehenden Rotthal als äußerste Gränze dient. Ein zweites Glied der Gesellschaft, unfähig die letzte Anstrengung zu ertragen, mußte hier zurückgelassen werden, denn so gering auch eine Höhe von 800 Fuß, Leuten erscheinen mußte, welche schon fast ebenso viel tausend Fuß an demselben Tage erstiegen hatten, so beschwerlich erschien hier das Hinaufklettern. Tritt für Tritt, Staffel für Staffel mußte in die steile Eiswand mit der Art eingehauen werden, um endlich, nach stundenlanger mühevoller Arbeit, zu dem letzten Kamm zu gelangen, welcher in die höchste Spitze keilförmig endet. Gefährlich erschien dessen Ueberklettern. Links gähnte in ungeheurer Tiefe der senkrechte, dem Lauterbrunnenthale zugewandte nördliche Abgrund des kolossalen Gebirgsstockes; rechts tauchte der Blick über die steilen Schneegehänge hinab auf die zwischen Jungfrau, Mönch, Eiger und Vieschershörnern ausgebreiteten unermeßlichen Eisfelder. Nur gering, etwa 50 Fuß, erschien die Länge dieses Grates, aber so steil seine Abstürze nach beiden Seiten, daß man nicht wagen konnte, frei auf seinem Kamme einherzuschreiten, zumal da sich eine Schneewand über den nördlichen Abgrund hinaus angebaut hatte und denselben um mehrere Fuß überragte, so daß leicht ein unvorsichtiger Tritt den tödtlichen Sturz hätte herbeiführen können. Längs des südlichen Abhanges des Grates wurden deßhalb die Tritte eingehauen und mit Händen und Stock sich stützend und haltend kletterte man zum Gipfel empor. Um 3 Uhr Nachmittags ward er erreicht. Das Thermometer zeigte im hellen Sonnenschein zwei Grad unter Null. Nach Süden, Osten und

Westen war die Aussicht frei, gegen Norden durch eine ungeheure, senkrecht aus dem Grindelwaldthale aufsteigende Nebelwand verhüllt. Der Raum des Gipfels selbst ist so klein, daß stets nur einer der Gesellschaft nach dem andern hinaufgehen, sich an der Aussicht ersättigen und dann über den Grat zurücksteigen mußte, um einem Zweiten Platz zu machen. Ein Alpstock wurde in die etwa 15 Fuß dicke Eiskruste, welche den Gipfel überzieht, eingetrieben, ein rothes Sacktuch daran geheftet, am Fuße des Grates ein Glas Wein genommen und dann in fliegender Eile der Rückweg angetreten. Der hellste Mondschein begünstigte die sonst gefährliche Nachtfahrt über den Aletschgletscher zurück. Kurz vor Mitternacht erst wurden die gastlichen Sennhütten erreicht, wo alle, so gut als thunlich, von der ungeheuern Anstrengung des achtzehnstündigen Marsches ausruhten.

Außer den vier Führern hatten Prof. Agassiz von Neufchatel, Hr. Deser aus Friedrichsdorf in Hessen, Professor Forbes von Edinburg und Hr. du Chatelier von Nantes den Gipfel erreicht, und es zählten so die Schweiz, Deutschland, England und Frankreich, jedes seinen Vertreter bei der ruhmvollen Fahrt, die um so glücklicher endete, als nur einer der Gefährten eine mehrtägige Augenentzündung als Nachwehen davontrug. Viele, mit den Schwierigkeiten solcher Reisen bekannt, wollten an der Wahrheit der Thatsache zweifeln, da sie es für unmöglich hielten, in einem Tage von Möril aus den Gipfel zu erreichen und wieder zurückzukehren; allein die Ansicht der freilich nur improvisirten Fahne, welche kaum einige Tage, indeß doch lange genug wehte, um von Interlaken und Thun aus gesehen zu werden, belehrte sie eines Bessern. Heute langte Agassiz auf seiner Rückreise hier an. Möge noch ferner ein günstiger Stern über den Anstrengungen des Unermüdlichen leuchten!

* Freimarkt,

die Festzeit für uns Bremer — auf die Jung und Alt sich schon so lange gefreut, nach dem wir unsere Zeitrechnung bilden, naht wieder, und wir harren der Dinge die da kommen sollen. Den vorläufigen Berichten zufolge werden wir viel Neues, viele Wunderdinge zu sehen bekommen, mehr wie in den letzten Jahren, und so wird es denn in der schönen Zeit an Belustigungen für uns nicht fehlen.

In der neuen Reitbahn des Herrn Buchtenkirchen wird Herrn Lehmann's zahlreiche Gesellschaft, bestehend aus den ausgezeichnetsten Ballettänzern, Vorstellung geben, in einer Art wie wir es hier wohl lange nicht sahen. Herr Martin wird mit seinem berühmten, niederländischen Kunstkabinett kommen, in welchem mechanische Wachsfiguren, Automaten als Calligraphen, Zeichner und Clavierspieler, die Lafarge, Napoleon's Beisetzung in Paris ꝛc. zu bewundern sind. Ein Diorama, nach Dagnerre in Paris, mit vielen Tableaux wird aufgestellt werden, auf welchem durch Abänderung des Lichts Sonnen- und Mondschein dargestellt wird. Die Liebhaber von Pferden und equestrischen Kunststücken werden eine besonders reiche Augenweide finden in Hrn. Hildenbrock's Reitbahn, wo die berühmte Kunstreitergesellschaft des Herrn Franconi am Abende des 18. ihre Vorstellung beginnen wird. Einige Mitglieder derselben, als die Kennebel, Herr Chancelet stehen bei uns noch in gutem Gedächtniß; sie erwarben durch ihre ausgezeichneten Talente sich schon früher in Bremen ihre Lorbeeren; rauschender Beifall ist ihnen überall geworden, und so werden in dieser Hinsicht die nichts vermissen, die den Tourniairischen Leistungen im vorigen Freimarkt so manchen frohen Abend verdanken. Den holländischen und französischen Blättern zufolge muß auch die Dressur der Pferde vorzüglich sein und soll die Gesellschaft eine besonders schöne Garderobe besitzen. Auch französische Harlequinaden, englische Pantomimen und große Gymnastiker werden erwartet, wir können also den nächsten Wochen freudig entgegensehn; für unser Vergnügen ist reichlich gesorgt, und wenn es denn auch auf unser Geld dabei abgesehen ist, so schadet es ja nicht, denn Freimarkt ist nur einmal im Jahre.

U.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Willst Du alle Gräben überspringen,
Wird nicht immer der Versuch gelingen;
Drum wirst Du gar oft viel klüger handeln,
Im Vertrau'n auf mich einher zu wandeln.

Die zweite Sylbe.

Wenn des Lenzes Schauer Dich umfächeln,
Wenn Pomonens Töchter lieblich lächeln,
Und des Bacchus Kraft von mir umwunden,
Pflegt sich stets mein Walten zu bekunden.

Das Ganze.

Zögerst Du im Prüfen, Wägen, Sinnen,
Kann das Handeln oft zu spät beginnen;
Und, was kühn gedacht und rasch vollendet,
Wird aus meines Füllhorns Schatz gespendet.

Miscellaneen.

(Satirisches.) Ein Reisender, der vor einigen Wochen nach Dresden kam, bemerkte auf der Augustusstraße ein elegantes Becken von polirtem Blech, welches so eben von einem Mädchen ausgeschüttet, mit frischem Wasser gefüllt, und dann wieder an seinen alten Platz an die Gasse hingestellt ward. Er fragte nach dem Zweck des Beckens, und hörte, daß es für die Hunde bestimmt sei, wenn sie auf ihren Spaziergängen die Augustusstraße berührten. Eine hochherzige Thierfreundin hatte diese Anstalt getroffen, um den armen Hunden, die während der heißen Sommertage, in welchen man eben lebte, gewiß der Labung dringend bedurften, den beschwerlichen Weg an den Fluß oder das Aufsuchen eines Brunnens zu ersparen. „Fällt das nicht auf?“ fragte der Fremde, „oder macht sich die Thierfreundin mit ihrem Wasserbecken nicht lächerlich?“ — „Keineswegs,“ versetzte man ihm. „Sie zählt im Gegentheil gleichgestimmte Seelen in der Stadt, die sogar das Abtreiben des Bandwurms als Thierquälerei abgeschafft wissen wollen. In Kurzem dürften überhaupt eine Menge von heilsamen Maßregeln in's Leben treten. Vor Allem dringt man darauf, einen verpflichteten Aalschlächter anzustellen, da dies Geschäft nur zu häufig von den Köchinnen mit grausamer Ungeschicklichkeit ausgeübt wird. Ferner erwartet man das Verbot: Hunde für die Jagd zu dressiren. Das Abrichten und Zureiten der Pferde muß künftig an einem öffentlichen Orte und unter der Aufsicht eines Thierarztes geschehen. Die Kutscher erhalten Fliegenwedel anstatt der bisher üblichen Peitschen, und es ist nicht gestattet, sich der Pferde im Kriege zu bedienen, wo sie der Möglichkeit, verwundet zu werden, ausgesetzt sind. Für das Wild sollen im Winter trockene, heizbare Ställe offen stehen, wohin es sich bei starkem Froste oder Thauwetter zurückziehen kann. Das Essen der Krebse wird untersagt, bis ein Mittel erfunden ist, diese Thiere auf schmerzlose Weise zu tödten, bevor sie in den Topf kommen. Endlich soll ein Hospital für alte und kranke Katzen errichtet werden, wozu jeder Besitzer einer gesunden Katze beizusteuern hat.“

(Eine Anekdote.) Die Frau eines reichen Fremden wohnte kürzlich der Aufführung eines sehr komischen Vaudevilles in Paris bei, das sie sehr unterhielt. Der Dichter, ein geistreicher Mann in bedrängten Umständen, benutzte dies und schrieb am andern Tage an den Mann: „Mein Herr, Madame N. wohnte gestern der Aufführung eines meiner Werke bei; sie lachte für weit mehr als die 32 Franks, welche die Loge kostete, die sie gemiethet hatte, sie wird Ihnen sagen können, daß sie sich für 3000 Franks amusirte. Diese Summe bedarf ich gerade höchst nothwendig, und ich frage Sie deshalb, ob Sie mir damit unter die Arme greifen wollen. Sie sind so glücklich, mein Herr, daß es gar nicht unmöglich ist, daß Sie das Geld von mir nicht wieder erhalten.“ — Herr N. honorirte diese ganz neue Anweisung wirklich.

(Eine eigensinnige Holländerin.) Jedermann kennt das sogenannte Millionär-Dorf Broek bei Amsterdam und den Ruf der Originalität, in welchem die Bewohner dieses merkwürdigen Ortes stehen. Der Ruf mag übertrieben sein, Originalität giebt es aber immer in Broek. Kürzlich nun befand sich die Königin von Würtemberg mit ihren zwei Prinzessinnen, ihren Töchtern, in Broek, und äußerte den Wunsch, das Innere eines der Häuser zu sehen, deren Haupteingangsthüre nur bei sehr seltenen Gelegenheiten geöffnet wird. Man bezeichnete ihr das Haus einer sehr reichen Wittwe als das merkwürdigste. Sie ließ also die Wittwe ersuchen, ihr Haus einer fremden Dame zeigen zu wollen, die man nicht nannte; die Wittwe schlug es ab. Man glaubte nun, dieselbe nachgiebiger zu machen, wenn man ihr sage, die Königin von Würtemberg sei es, die um diese Gunst bitte; aber die Dorfbewohnerin beharrte bei ihrer Weigerung und setzte hinzu, es würde niemals eine fremde Person, und wäre es eine Königin oder Kaiserin, ihr Haus betreten, in welchem dieselbe nichts zu suchen hätte.

(Berlin.) Ludwig Tieck befindet sich noch immer theils hier, theils in Potsdam; er wird wahrscheinlich noch bis zur Mitte des Octobers bleiben, jedenfalls aber die Rückkehr des Königs erwarten. Noch immer erfreut er in wahrhaft unermüdlicher Kraft zahlreiche Privatkreise durch sein außerordentliches Vorlesetalent. Auch im Schauspiel sieht man ihn zuweilen; so besuchte er vor kurzem das hoffentlich nur aus zufälliger Flüchtigkeit so mißglückte Schauspiel Gutzkow's „Herz und Welt.“ Sein Urtheil darüber soll er nur durch einige lächelnde Sarkasmen, die er mit so ungemeiner Feinheit und Grazie auszusprechen pflegt, zu erkennen gegeben haben. Ein allgemeines Bonmot, welches den Nagel auf den Kopf trifft, sagt von dem Stücke: „Es heißt Herz und Welt, und ist ohne beides.“

(Steinmauern, 16. Sept.) Gestern stand im „Rastatter Wochenblättchen,“ daß ein Matrose vom Dampfschiffe Stadt Kehl als heute Nachmittags 4 Uhr „mit verbesserten Wasserschuhen“ von Steinmauern über den Rhein nach Münchhausen und wieder nach Steinmauern zurückkehren wolle. Ungeachtet des nicht ganz freundlichen Wetters versammelten sich zur angegebenen Stunde an beiden Ufern des Rheins über fünftausend Menschen, welche aus den benachbarten Orten und besonders aus Rastatt herbeigeeilt waren, um dem neuen Schauspiele zuzusehen. Die vierte und auch die fünfte Stunde kam, aber kein Wasserschuhläufer, und das wahrscheinlich von einem Witzling betrogene Volk kehrte getäuscht nach Hause. Doch sollen sich die hiesigen Wirthe nicht übel dabei befunden haben.

(Zu der Versammlung der Naturforscher zu Braunschweig) hatten sich 450 fremde Theilnehmer eingestellt. Oken, der Stifter des Vereins, hat die Einladung abermals abgelehnt und zwar aus dem Grunde, weil weniger das wissenschaftliche Interesse als das gesellige Vergnügen dabei berücksichtigt werde.

(Ein Apfelbaum in voller Blüthe.) Man schreibt aus den Rheingegenden vom 23. Sept.: An dem Wege von Hattersheim nach Okriftel, etwa 20 Schritte von der Taunuseisenbahn, vis à vis von der Hadamar'schen Mühle, steht jetzt ein Apfelbaum in voller Blüthe, so schön, als sie immer in Frühling zu sehen, während er zugleich noch die wenigen Früchte in ihrer Reife trägt, die ihm der Orkan vom 18. Juli gelassen. (Auch in unserer Nähe, in Elesteth ist solches Wunder zu sehen.)

(Ein Wortspiel des Königs von Preußen.) Auf der letzten Reise des Königs nach Breslau näherte sich bei Gelegenheit der Umspannung auf der letzten Station vor Liegnitz dem königlichen Wagen ein Reiter, mit dem Orden des eisernen Kreuzes geschmückt. Se. Majestät beglückte ihn durch huldvolle Ansprache und wünschte noch kurz vor seiner Abfahrt dessen Namen zu wissen. Der Angeredete sagte: „Liebich!" worauf der König ihn entließ und sich dann zur Königin wendend äußerte: „Lieb' ich?"

(Ein Methusalemstamm.) Zu Aspelaer, bei Alost (Belgien,) lebt eine Familie, deren vier Mitglieder, drei Brüder und eine Schwester, zusammen 357 Jahre zählen: Peter Barbier ist 93, Constant 90, Johann Baptist 86, und Marianne 88 Jahre alt. Johann Baptist, Bote seines Standes, macht noch sehr oft sechs Stunden Weges. Der Vater dieses Methusalemstammes starb im Alter von 99 Jahren.

(Untersuchung der Atmosphäre.) Es bildet sich in Paris eine wissenschaftliche Gesellschaft zu dem Zweck, die Eigenschaften und Erscheinungen der Atmosphäre mit Hülfe der Luftschifffahrt zu untersuchen. Der durch seine Arbeiten über die Elektricität rühmlich bekannte Physiker Peltier und der gewandte Luftschiffer Dupuis Delcurt sind bereit, ihre Kenntnisse, Erfahrungen und ihren Muth zur Verfügung der Gesellschaft zu stellen, sobald hinreichende Unterschriften zur Bestreitung der Kosten der anzustellenden Luft-Expeditionen vorhanden sind.

(Statistik der Zeitungen in Großbritannien.) In England, Schottland und Irland erscheinen gegenwärtig 469 Zeitungen: in London 111, in den Grafschaften 214, in Irland 70, in Schottland 66, in Wallis 8.

(Englische Premierminister in diesem Jahrhundert.) Die englischen Journale veröffentlichen ein Verzeichniß der englischen Premierminister, mit Angabe der Dauer ihrer Amtsführung. Als das Jahrhundert begann, war seit dem 27. December 1783 William Pitt Minister. Nach einer Amtsdauer von 17 Jahren und 80 Tagen wurde am 17. März 1801 Herr Addington (Lord Sidmouth) sein Nachfolger; dann folgte am 12. Mai 1841 William Pitt, am 8. Januar 1806 Lord Grenville, am 13. März 1807 der Herzog von Portland, am 23. Juni 1810 Spencer Perceval, am 8. Juni 1812 der Graf von Liverpool, am 11. April 1827 George Canning, am 10. August 1827 Lord Goderich, am 25. Januar 1828 der Herzog von Wellington, am 22 November 1830 Graf Grey, am 11. Juli 1834 Lord Melbourne, am 16. November 1834 der Herzog von Wellington, am 8. December 1834 Sir Peel, am 21. April 1835 Lord Melbourne, am 31. August 1841 Sir R. Peel.

(Vor hundert Jahren!) Eisenbahnen, allenthalben Eisenbahnen! heißt es jetzt. Vor etwa 100 Jahren hieß es: Kunststraßen statt Landstraßen! Würtemberg war darin vor allen andern Ländern thätig; es hatte auch vorzugsweise Grund dazu. Wie man damals reis'te, erzählt ein Schwabe im „schwäb. Merkur" in einem Artikel: „Eisenbahnen in Würtemberg" höchst ergötzlich. „Viele unter uns," sagt er, „erinnern sich noch, von ihren Vätern gehört zu haben, wie man in ganz Deutschland, in ganz Europa reis'te. Vier Tage brauchte der Postwagen von Stuttgart nach Frankfurt, nach Tübingen fuhr man von Stuttgart nur im hohen Sommer und in ganz gutem Wetter in einem Tage, gewöhnlich nur bis Waldenbuch, höchstens Dettenhausen. Ein jetzt längst verstorbener Rath pflegte, wenn von Widerstreben gegen wohlbegründete Neuerungen die Rede war, zu erzählen, wie er noch wohl wisse, eine Protestation des Stadtmagistrats von Waldenbuch im Referat gehabt zu haben, der gegen die Anlegung einer Kunststraße protestirte, „weil die Stadt Waldenbuch dadurch das althergebrachte Uebernachten der Reisenden und damit ihr Einkommen verlieren werde!" Indessen ging die Verbesserung der Verbindungswege, aller Protestation ungeachtet, rasch voran." Werden sich die Leute Anno 1941 über unsere Kunststraßen, ja vielleicht sogar über die Construction unserer Dampfschiffe und Eisenbahnen nicht noch mehr lustig machen?

(Diebesfrechheit.) Nirgends ist wohl die Frechheit der Diebe weiter gestiegen, als in Brüssel. Kürzlich wurde einem Polizeicommissär seine Schärpe vom Leibe weg gestohlen, und bei einer der letzten Sitzungen des Zuchtpolizeigerichtes fand ein Spitzbube Gelegenheit, den grünen Teppich, der den Tisch des Staatsanwalts bedeckt, zu entwenden, und unbemerkt zu entwischen.

(Die Macht der Liebe.) Die Macht der Liebe, erzählt Brantome, kann unmöglich weiter gehen, als bei einem Verliebten, den ich zu meinen Bekannten zählte. Er liebte eine Dame, die ihm, weil er ein großer Schwätzer war, befahl, gänzlich zu schweigen, wenn er ihre Liebe gewinnen wolle. Er sprach zu Jahre lang kein Wort, so daß selbst seine besten Freunde glaubten, er sei stumm geworden. Eines Tages endlich, in einer zahlreichen Gesellschaft von Freunden, rühmte sich die Dame, sie könne ihn heilen und sie that es, indem sie bloß sagte „sprechen Sie". Er erhielt natürlich sogleich die Sprache wieder, und zur Belohnung die Hand der geliebten Dame.

(Der erste von Dr. Jenner geimpfte Mann) lebt noch in England. Er nennt sich Bipps und ist Gärtner bei den Nachkommen des berühmten Arztes.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 79.

Bremen, Sonntag den 3. October 1841.

Gestorben:

Nro. 872. Den 29. September. Des Kistenmachers Gottlieb Witte Tochter, 1 Jahr 7 Wochen; kl. Annenstr. Nro. 10.

— 873. Den 29. — Des Hökers Gerhard Diedrich Nordbrock Tochter, 14 Wochen; kl. Sortillenstr. Nro. 14.

— 874. Den 29. — Der Zimmergesell Diedrich Bartels, 60 Jahr; Paulsberg Nro. 47.

— 875. Den 30. — Des Cigarrenmachers Heinrich Meyer Sohn, 7 Wochen; Kohlhökerstr. Nr. 54.

— 876. Den 30. — Des Schlachters Barthold Ficke Tochter. 6 Monat; gr. Johannisstr. N. 225.

Nro. 877. Den 30. — Des Arb. Lüder Rolffs Sohn, ¾ Jahr; Hastedt.

— 878. Den 30. — Der Segelmacher Andreas Christ. Marquis, 19 Jahr; Westerstr. Nro. 42.

— 879. Den 30. — Elisabeth Margaretha Rußmann, 75 Jahr; Petersgang Nro. 4.

— 880. Den 1. October. Des Arbeitsm. Wilh. Baum Sohn, ¾ Jahr; Hastedt.

— 881. Den 1. — Des Kistenmachers Heinr. Gottlieb Witte Sohn, 2 Jahr 7 Monat; kl. Annenstraße Nro. 10.

— 882. Den 1. — Des Landmanns Friedrich Eckhoff Sohn (todtgeb.); Rosenkranz Nr. 15.

Geburten:

Nro. 1175. Den 24. September. Des Kaufmanns Gerhard Friedr. Wilh. Poser Ehefr., geb. Jöntzen, Tiefer Nro. 9; von einem Mädchen.

— 1176. Den 28. — Des Arb. Friedr. Wilh. Dieckmann Ehefr., geb. Francke, Spielleutestr. Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1177. Den 29. — Des Amtsfischers Andr. Klevenhusen Ehefr., geb. Klevenhusen; Wichelnburg Nro. 11; von einem Mädchen.

— 1178. Den 29. — Des Malers Hinr. Gerh. Schmidt Ehefr., geb. Busch, Marterburg Nr. 16; von einem Mädchen.

— 1179. Den 29. — Des Küpermeisters Joh. Hinr. Kuhlmann Ehefr., geb. Ricker; Neustadtsdeich Nr. 37; von einem Knaben.

— 1180. Den 29. — Des Instrumentenmachers Carl Christian Seebohm Ehefr., geb. Schünemann, Pelzerstraße Nro. 45; von einem Mädchen.

Nro. 1181. Den 30. — Des Landmanns Diedrich Hagens Ehefr., geb. Bollmann, Steinthor Nr. 21; von einem Mädchen.

— 1182. Den 30. — Des Krameramtsgenossen Philipp Othmer Ehefr., geb. Borgfeld, Westerstr. Nro. 102; von einen Mädchen.

— 1183. Den 30. — Des Kaufmanns Friedr. Wilhelm Stallforth Ehefr., geb. Haase, am alten Wall; von einem Knaben.

— 1184. Den 30. — Des Weißbäckers Isaac Friedr. von Holtz Ehefr., geb. Beckmann; Pelzerstraße Nr. 51; von einem Knaben.

— 1185. Den 30. — Des Cigarrenmachers Johann Caspar Heinrich Holthusen Ehefr., geb. Streckfuß; Sielwall Nro. 13; von einem Mädchen.

— 1186 u. 1187. Den 1. October. Des Landmanns Friedr. Eckhoff Ehef., geb. Hilken; Rosenkranz Nr. 15; von Zwillings-Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 413. Der Kaufmann Gerhard Dannemann hies. u. Johanne Elise Ottilie Rothe aus Geldern.

— 414. Der Zimmergesell Hinrich Wilh. Poggenburg hies. und Anne Dorothea Rebecke Barlage aus Harpstedt.

— 415. Der Stuhlmacher Joh. Joachim Steinhoff hies. u. Johanna Sophia Lütjen aus Scharmbeck.

— 416. Der Reepschlägergesell Joh. Friedr. Schmidt u. Catharina Elisabeth Bonhagen hieselbst.

Nro. 417. Der Schuhmacheramtsmeister Hinrich Osmers und Catharina Margaretha Arens hieselbst.

— 418. Der Schuhmachermeister zu Oberneuland Joh. Diedr. Beckmann und Wübke Margarethe Janssen aus Tettens.

— 419. Der Landmann zu Osterholz Joh. Discher und Louise Charlotte Vandel aus Visselhövede.

— 420. Der Arb. Joh. Wilh. Franke und Chatharina Steffens hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 80.

Bremen, Donnerstag den 7 October 1841.

Trinklied.

Leert die Gläser, daß die Brust
Glühe von Gesangeslust!
Stimmt die Kehle, daß der Sang
Schalle zu der Gläser Klang!

Wer die Kehle trocken spürt,
Der den rechten Ton verliert,
Denn wir wissen's Alle schon:
In der Kehle sitzt der Ton.

Aber will's nicht recht heraus,
Klebt es wie die Schneck' im Haus,
Hindert uns, ich weiß nicht was,
Sitzt der Ton im vollen Glas.

Ist jedoch das Glas geleert,
Und die Lust noch nicht gemehrt,
Sag' ich frei dem Glas zum Hohn:
In der Flasche sitzt der Ton.

Aber da der Flasche Schlauch
Trinket aus des Fasses Bauch,
Wo es gährt das edle Naß:
Sitzt der Ton im vollen Faß.

Volles Faß, aus dir entspringt,
Was da schallet, was da klingt,
Was da bildet, was da schafft,
Steigt zu dir und schöpfet Kraft.

Born der Töne, wärst du leer,
Gäb' es keine Lieder mehr,
Wären alle Sänger stumm,
Und die Welt blieb öd' und dumm.

D'rum getrunken, daß die Brust
Glühe von Gesangeslust!
Drum gesungen, daß der Sang
Wecke neuen Gläserklang!

Gustav Pfarrius,
„das Nahethal in Liedern."

Des Vaters Degen.

(Fortsetzung.)

Ein ziemlich ansehnlicher, zierlich in Schwarz gekleideter, sorgfältig frisirter und gepuderter Mann nahte sich jetzt dem, gleich der Säule, an der er gelehnt, regungslos dastehenden General so eilig, als es nur irgend sein lahmer rechter Fuß, den er ein wenig hinter sich herschleifte, gestatten wollte: sein bleiches, blatternarbiges Gesicht hatte unverkennbar das Gepräge einer tiefen Schlauheit und Verschlagenheit.

„General," redete der Hinkende hastig Bonaparte an; „Sie hören selbst, diese Leute verlieren die Zeit mit Schwatzen, statt zu handeln. Gehen Sie und handeln statt ihrer: es ist keine Zeit mehr zu verlieren!" — „Wollen Sie es verantworten, mein Herr Minister, was auch immer daraus folgen mag?" entgegnete fragend der General, ohne seine nachlässige Stellung zu verlassen, und ihn zu gleicher Zeit

mit seinen kleinen, blitzenden Augen von oben bis unten messend.

„Bringen Sie's nur zu Ende, General! dann macht sich das Verantworten von selbst!“ antwortete ausweichend der Gepnderte. — „Wohlan denn,“ sprach rasch und entschlossen Bonaparte, „auf Ihre Verantwortung, mein Herr Minister der Republik!“ indem er einen ganz eigenthümlichen, fast spöttischen Accent auf das Wort „Republik“ legte, und den Saal verließ. „Kein Zweifel, er wird die Ellenritter schon zahm machen!“ sprach Talleyrand, — er war der Gepnderte, — dem Forteilenden mit seinen kleinen, grauen, blinzelnden Augen nachsehend, und sich vergnügt die Hände reibend. — „Gute Nacht dann aber auch mit dieser Farce von Republik! Er ist wahrlich nicht der Mann dazu, Einen neben sich, geschweige denn über sich zu dulden. Nun, wir werden sehen! wir werden ja sehen!“ — so kehrte er, leise vor sich hinmurmelnd, zu dem Tisch zurück, an dem die Directoren noch immer brütend saßen.

Napoleon ordnete indeß rasch sein kleines Heer, und stellte es mit einem zahlreichen und gut bedienten Geschütz an den die Zugänge zum Palast Luxemburg beherrschenden Punkten auf. Die chaotisch und regellos anstürmenden Massen der Nationalgarden und Vorstädter wurden mit einem kräftigen Kartätschenfeuer empfangen und niedergeschmettert, und flohen bald, in Unordnung gebracht, nach allen Seiten. In wenigen Stunden war der Sieg des Directoriums entschieden, und die Unterwerfung und Entwaffnung der Nationalgarden erfolgte nun ohne weitern Widerstand von Seiten derselben. Dieser Tag zog übrigens Bonaparte bei den ehrlichen Pariser Gewürzkrämern, Seifensiedern und Gevatter Handschuhmachern den Ehrentitel „le bourreau de Paris“ zu, den er in der Folge selbst durch die glänzendsten Siege nicht ganz verwischen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Athen vor acht Jahren und jetzt.

(Von Piscatory.)

Als ich am 6. September 1833 zum erstenmal den geheiligten Boden von Eleusis betrat und mein Blick von dem Gipfel des Parnassus hinschweifte über die Ebenen Attika's, bot Athen ein klägliches Schauspiel dar. Zerschmettert und verwüstet von der verheerenden Hand des Krieges, wand es sich in zerstreuten Trümmern her um das Hekatompedon der Minerva. Es dämmerte: die Masse der Ruinen, welche sich im Laufe der Zeiten auf diesem classischen Boden angehäuft hatte, tauchte langsam empor aus dem Schleier der Dunkelheit, der sie umschwebte. In den milden Tönen des aufsteigenden Lichtes zerschmolz die Rauhheit ihrer zackigen Formen, und die feinen Umrisse der ionischen Baukunst traten in erhabener Schönheit vors Auge. Damals erdröhnte der Tempel des Theseus von dem Wiehern der in seinem Heiligthum hausenden Pferde, und die Zelte der Albanesen erhoben sich auf den Mauern der Stoa. Von der Säule der Agora herab sah man die zum Trocknen aufgehängten weißen Gewänder junger Mädchen im Winde flattern, und eine Zigeunerfamilie hatte Wohnung genommen im Tempel des Aeolus. Die Propyläen waren in Pulvermagazine verwandelt; der Mosaikboden im Tempel des Zeus Olympios erzitterte unter dem Dreschflegel der Bauern; eine Moschee richtete ihr Haupt empor inmitten des Tempels der Minerva, während die Eulen, verscheucht von den ersten Strahlen des anbrechenden Tages, eilig Schutz suchten unter dem Dache ihrer alten Patronin. Und doch, obgleich die Wuth der Menschen dem zerstörenden Einfluß der Zeit treu zur Seite gestanden — obgleich schon Lysander der Nebenbuhlerin Sparta's unter dem Schmettern der Trompeten den ersten Todesstreich versetzt — obgleich die Macedonier, die Römer, die Gothen und die Osmanen nacheinander, ihre Angriffe auf die ruhmgekrönte Stadt gerichtet — und obgleich Lord Elgin mit ruchloser Hand ihre Ruinen geplündert — so zeigte dennoch die alte Stadt des Theseus imposante Spuren ihrer frühern Größe, während die römische die von den Cäsaren erbaute Stadt als einzigen Ueberrest ein Thor bewahrt mit der Inschrift: „Dieß ist Hadrians, nicht Theseus' Stadt.“

Es war am 12. April 1833, daß der türkische Befehlshaber, Osman Effendi, Athen den bayerischen Truppen übergab, und daß die Fahne der Griechen aufgepflanzt wurde auf der Spitze des Erechtheion. Damals gab es nur zwanzig bewohnbare Häuser darin, und der Raum zwischen den Ueberresten des Alterthums und den neuern Ruinen war ausgefüllt von den Zelten der Albanesen. Hie und da fiel der Blick auf einige schmutzige Kaffeeschenken und elende Buden, in denen die geraubten Vorräthe der Marseiller und Triestiner Waarenhäuser zum Verkauf ausgeboten wurden. Abends erschallte die Luft von dem Gebell zahlloser Hunde, oder dem Geschrei der Esel, welche in

dieser Wildniß die den ausgebrannten Boden bedeckenden Disteln abweideten, und ertönten die durch die aufgehäuften Ruinen sich dahin windenden engen und krummen Straßen von dem näselnden Gesang irgend eines herumziehenden Musikanten, der mit einer Art Klöppel auf seiner zweisaitigen Leier herumfuhr. Die einzige Locanda (Wirthshaus), die damals in Athen zu finden war, hielt ein alter Italiener Namens Cossali, der eine Wienerin geheirathet hatte. Es war ein originelles Paar, beide einäugig, und sehr auf ihren Vortheil bedacht, denn sie ließen sich ihr Ziegenfleisch, das sie unter allen möglichen Gestalten auf die Table d'hôte brachten, ziemlich theuer bezahlen. Sie schenkten, unter der pomphaften Benennung Burgunder, einen leichten Triester Wein aus, und für die vier Mauern eines Zimmers, sammt einem eisernen Bett, einem Sessel und einem Tisch forderten sie fünf Franken für den Tag. In der ganzen Stadt fand man nur Eine Platane, nur Einen Palmbaum und dieß war das einzige Grün in einer halben Meile im Umkreis.

Dieses düstere Gemälde stand noch in aller Lebendigkeit seiner Farbenarmuth vor dem Auge meines Geistes, als ich nach achtjähriger Abwesenheit an Bord der Gabarre Phönir wieder in den Meerbusen von Aegina hineinsegelte und dem Piräeus zusteuerte. Der Wind war ungünstig und wir mußten die ganze Nacht laviren. Der Mond warf seinen bleichen Schein auf die Gipfel des Hymettus, und die ganze Küste lag vor uns in weithingegossenem Licht, erhoben durch massige Schatten. Ich konnte eine lange Reihe im Halbkreis aufgebauter Häuser unterscheiden, und auf meine Frage nach dem Namen des Platzes hörte ich zu meinem Erstaunen, daß da, wo ich früher nur einige ärmliche Gebäude geschaut, jetzt der Piräeus stehe — eine neue Stadt mit 1500 Häusern.

Ich brachte die Nacht auf dem Verdeck zu, von wo ich endlich den aufgehenden Tag mit seinem rosigen Farbenschimmer schaute. Bald trat die Sonne über den Bergen hervor, der Wind ward frischer und unser Dreimaster segelte majestätisch in den Hafen. Wie groß war mein Erstaunen beim Anblick des Piräeus! Welche Thätigkeit! Welch' eine Menge Wagen und Boote kamen und gingen! Maulthiere und Cabriolette standen auf den Kaien und warteten der Reisenden, um sie auf einer vortrefflichen Straße in die Stadt zu führen. Die Fiaker fahren in scharfem Trott und sind äußerst wohlfeil. Wir machten mitten in einem Olivenwalde Halt, wo man in hölzernen Buden Erfrischungen erhalten kann. Für zwei Gläser Resinatowein und eine Cigarre zahlte ich zehn Leptas, oder ungefähr zwei Sous. Nach zehn Minuten Aufenthalt brachen wir wieder auf, und erreichten bald die Höhe der Akropolis, stiegen die Seiten der Pnyx hinan und sahen Athen vor uns. Wir standen am Anfangspunkt der neuen Hermesstraße und in einiger Entfernung zeigte sich das in fortschreitendem Bau begriffene königliche Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Naturforscher, wie er — tanzt.

(Schluß.)

Darin sind alle Gelehrten einerlei Meinung, daß Essen, Trinken und Medicineinnehmen die Prosa, Musikmachen und Tanzen die Poesie der Natur ist. Darum nennen auch die Dichter ihre Redeformen „Füße" (pedes), und darum ist jedem, der die morphologische Beziehung der Digitaten zu der einfacheren Form der Einhufer begriffen hat, so oft er einen geschickt stampfenden Masureck-Tänzer beobachtet, zu Muthe, als hörte er Herrn Virgilius hexametrisch versichern: **Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.**

Die Section der Zoologen hat es seit den ältesten Zeiten ausgesprochen, daß der Vorzug der Thiere vor den Pflanzen in einer Art Wolfenbütteler Locomotive, d. h. darin bestehe, daß letztere bloß essen, trinken und Medizin einnehmen, erstere auch tanzen können.

Wie aber die Naturforscher überhaupt von jeher geneigt waren, Defecte, Deformitäten und Varietäten als eigene Species und selbst genera aufzuführen, so zwar, daß der sel. Linné sich jetzt gar nicht wiederfinden würde wenn er auf einmal aus lauter Adjectiven Substantiva geworden sieht: also haben auch die Tanzforscher insbesondere sich zu sehr verleiten lassen, unter allerhand Namen, die von fremdartigen, aber gut tanzenden Völkern jenseits des Rheines und der Weichsel entnommen sind, allerhand neue Species aufzuführen, worin sich unser Eins, die wir hier im **juste milieu** zwischen beiden Strömen als deutsche Naturforscher zusammensitzen, heute Abend auf dem Casinoballe gar nicht zurechtfinden würde, wenn nicht

als Postscriptum zum gestrigen Pracht-Concerte eine theoretische Sichtung voranginge.

Ein guter Logiker kann wirklich nur drei Cardinaltänze passiren lassen: 1. den Walzer, 2. den Contretanz, 3. die Combination beider, den Cotillon.

Da aber die zarteste Rücksicht aus bekannten Gründen den älteren Damen gebührt, so setzt man noch zwei hinzu, und zwar nach dem Gesetz der sich berührenden Extreme und gesunden Polaritätslehre vor den ersten Walzer die Polonaise, hinter den Cotillon den Kehraus, jenen als captatio benevolentiae für die beaufsichtigenden Mütter, diesen in noch weiterer Ascendenz aus befremdetem Respect vor der historischen Schule; denn „als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam."

Alle übrigen Tänze sind entweder: ad 1. Deflexe des Walzers, oder ad 2. Varietäten des Contretanzes, oder ad 3. verkrüppelte Cotillons.

Die Auswüchse des Walzers sind theilweise rein gradativ (dazu gehört der Hopser und die Galopade), theilweise geographisch (dahin gehört der Nadewa und der schottische Walzer.) Bei allen ist die Bewegung rein planetarisch, einmal um die individuelle Achse des Tanzpaars (terrestrische Bewegung), und zweitens um den Gesammtmittelpunkt des gegebenen Raumes (solare Bewegung.) Wird hierbei das Gallilai'sche System nur im geringsten aus dem Auge verloren, so entstehen Stöße und Gegenstöße, wovon das Ende ist, daß die einzelnen Planeten sich gegen einander vereinigen und aus einander gehen. Begegnen sich am andern Tage die Sehwinkel wieder, so entstehen die freundlichsten Begrüßungen und so sag' ich z. B. heute zum sichtbaren Schrecken einer wunderschönen Naturforscherin „Guten Morgen, Vielliebchen!"

Die Varietäten des Contretanzes erscheinen bald nach dem Typus einer Parallellinie, wie ein langgestreckter Botriocephalus und heißen Ecossaise, bald nach dem Typus einer vervielfältigten Ellipse, wie eine Polinarie, und heißen Tampets, bald nach dem Typus einer polygonen Fläche, wie die Seesterne, und heißen dann im Westen Françaisen, im Osten Masureks. — Ueber die Kegel-Quadrille verliere ich kein Wort, da es nicht bloß ungerecht, sondern auch nicht naturhistorisch ist, daß der in der großen Natur so tief begründete Dualismus der Geschlechter in einem solchen übrigbleibenden s. g. Kegel verloren geht, über einen Kegel, der nur dadurch sich retten kann, daß er Raub treibt und im Widerspruche mit der Moral stets begehren soll seines Nächsten — Tänzerin.

Der Cotillon dagegen, diese Encyclopädie der Tanzkunst, die summarische Recapitulation alles dessen, was vorgekommen, dieser Gesammtball im Kleinen, diese personificirte Psychologie im Großen, dieser Tanz aller Tänze, dieses Papier ohne Ende, eine lange Lüneburger Haide für die bewachende garde des dames, gleichwohl noch viel zu kurz, eine wahre Harzburger Rutschbahn für die armen Bewachten, ist von hoher philosophischer Bedeutung, und es ist wirklich sehr unrecht, daß die meisten Naturforscher elandestine Hut und Stock fordern, ehe es zum Cotillon gekommen ist. Wie die ganze Natur ein anatomirter Menschenleib, also ist der ganze Ball ein zergliederter Cotillon. Der ganze Ball ist des Cotillons wegen geschaffen, gerade wie die Natur des Menschen wegen; alle übrigen Tänze sind nur Einleitungen zum Cotillon und einseitige Theilglieder desselben. Darum werden die meisten Ehen im Cotillon geschlossen, oft sogar mit electro-magnetischer Schnelligket nach der Daguerre'schen Methode. Wie aber letztere auf Reciprocität basirt ist, also auch der Cotillon, darum erscheinen hier die Rechte der in der Natur und den Auditorien so hochstehenden, und respective sitzenden Damenwelt in ihrem vollen Glanze. Die Polaritäten werden umgekehrt; die Auswahl ist auf Seite der Damen. Fühlt daher ein „blauer Engel" oder eine sonstige Schönheit ein „Bissele" Zuneigung für einen schwärmenden Verehrer, so holt sie ihn, fühlt sie eine große, so läßt sie ihn, wie jeder gute Psychologe weiß, bis zur Verzweiflung sitzen, und doch ist der betreffende Mann übel daran, wenn er auf ein solches Holen oder Nichtholen voreilige Folgerungen bauen will. Genug, der Cotillon ist der Tanz der Gerechtigkeit, worin die Damen mit ihren Taschentuchzipfeln und uns armen Männern machen können, was sie wollen; zuweilen süß, wie Braunschweiger Mumme und Honigkuchen, zuweilen eine Kaltwasserheilanstalt für voreilig Hoffende. Aus letzterm Grunde ist es heute Abend nicht unmöglich, daß die Krone des Balles einer zugesicherten Wahltour ungeachtet vor dem Cotillon eclipsiren und die Schmerzen des Abschiedes schuldig bleiben wird.

Nun, meine hochverehrten Damen, danken Sie all

Gott, daß meine Rede zu Ende geht. Erlauben Sie mir zum Schlusse nur noch mein Bedauern auszudrücken, daß der gewiß wohlbegründete Patriotismus der neuesten Zeit eine Redensart erfunden hat, die an sich unschuldig, wohlgemeint und ihrem Entdecker zur Ehre gereichend, dennoch nicht nur in der Musik bereits zu den unglücklichsten Compositionen mißbraucht ist, sondern von der ich auch im Munde der bewachenden garde des dames den größten Mißbrauch in Beziehung auf Tanzkunst insofern befürchte, als sie die schönste Wirkung der Tänze vereiteln kann. Diese Redensart heißt:

„Sie sollen ihn nicht haben."

---

* Confirmations- und Communions-Feier im Taubstummen-Institute

am 20. November 1840.

Allen Freunden unserer Taubstummen, die in christlicher Liebe meine Sorgen für unsere Pfleglinge theilen, widme ich folgende Nachricht mit dankerfüllter Seele, um Sie so auch zu Theilnehmern meiner Freuden an diesen, unsern sonstigen Aermsten und nun so Beglückten zu machen; indem ich Sie bitte, Sich im Geiste in meine Lage zu versetzen und es mit mir zu empfinden, wie der Allliebende sich auch dieser armen Unmündigen so gnädiglich erbarmet und ihrer sich in unserm Institute so väterlich angenommen hat.

Nachdem früher in vier Confirmationen zwei und zwanzig unserer Taubstummen beim Herrn Dr. Krummacher in unserer Kirche öffentlich ihr Taufbündniß bestätigt, und mit der Gemeinde das heil. Mahl empfangen hatten, haben wir dieses Mal, diese Doppelfeier in dem Betsaale des Instituts gehalten, um dieselbe den Taubstummen desto erwecklicher zu machen, und die Andacht der glücklichern, vollsinnigen Mitcommunikanten, nicht durch ihre Gegenwart zu stören, was früher leider geschehen sein soll.

In den beiden Vorsonntagen hatte ich die Taubstummen in den gewöhnlichen Andachtsstunden durch angemessene Vorträge zu diesem schönen Christenfeste vorzubereiten gesucht, und dabei mit Freuden bemerkt, wie meine früher entlassenen Zöglinge mit den hier arbeitenden fremden Taubstummen, einmüthig und lebhaft den Wunsch aussprachen, an dieser Feier Theil zu nehmen.

Um 9½ Uhr sah ich nun drei und zwanzig Taubstumme in unserm kirchlich geschmückten Betsaale um mich in Andacht versammelt.

Wir erhoben nun zuvor unsre Herzen einmüthig zu Gott, um uns im inbrünstigen Gebete seinen Segen für diese feierliche Stunde zu erflehen; dann erinnerten wir uns des heil'gen Doppelzwecks unsrer zwiefachen Feier, in einem ernsten Gespräche.

So nochmals vorbereitet übergab ich die Leitung unserer Andacht dem nun in der Versammlung erschienenen väterlich freundlichen Herrn Dr. Krummacher, der es genehmigte, daß ich alle seine Worte in der sinnvollen Muttersprache, der Pantomime, den Taubstummen lautlos vortrüge.

Auf diese Weise war es denn möglich, daß die Gehörlosen sein Gebet, seine Fragen, seine Belehrungen und Ermahnungen voll Geist und Leben wahrhaft lebendig in ihrem Herzen empfinden konnten. Der Kinder Blicke ruhten dabei unverwandt auf uns, und ihre bündigen Antworten gaben ein schönes redendes Zeugniß, daß sie Alles mit ihrem inneren Ohre, mit dem Herzen, wohl empfangen hatten.

Die Prüfung beschränkte der Herr Dr. Krummacher auf einige Fragen über das Wesen des Menschen, seine Bestimmung, seine Sündhaftigkeit im Spiegel des Gesetzes, seine Erlösung, Heiligung und Begnadigung im lebendig thätigen Glauben an Gott, in Jesum Christum.

Die Confirmanden gaben hierbei ihre christlichen Einsichten in verständigen lauten Antworten, wie in Anführungen aus den Hauptstücken unsers evangelischen Christenglaubens und mehrerer Bibelsprüche erfreulich zu erkennen, so daß unser Seelenhirte mit mir und den anwesenden Eltern und Verwandten die Ueberzeugung theilte: von diesen Unmündigen sei wirklich auch das innere, verborgene Wesen des Christen-Glaubens so erkannt, daß sie nun selbst den Bund der Taufe feierlich besiegeln und zur heil. Communion zugelassen werden könnten.

Schon in den Stunden der Vorbereitung und Prüfung hatten diese Confirmanden, gleich den früheren, den Herrn Dr. Krummacher mehrmals durch tiefgedachte und innig empfundene religiöse Begriffe auf eine überraschende Weise erfreut.

Nach der vollendeten Einsegnung, wobei die Confirmanden sechs Fragen laut beantworteten, ließ der Herr Dr. Krummacher mich mit den Taubstummen gemeinschaftlich Gott danken und zu ihm beten. Dann begann er die

Vorbereitung zur Communion und darauf wurde das heil. Bundesmahl in feierlicher Stille von ihnen mit uns gehalten und diese festlichen Stunden mit einem herzlichen Lob- und Dankgebete, dem Gebete des Herrn und mit dem apostolischen Segen beschlossen.

Nachmittags versammelten sich die sämmtlichen taubstummen Communicanten abermals im Institute, um mir ihren Dank zu bezeugen, daß ich ihnen sowohl durch meinen pantomimischen Vortrag, als durch die abgesonderte, ganz nach ihrem Bedürfnisse eingerichtete Feier, dieselbe höchst erwecklich gemacht hätte.

Unter kindlich offener Unterhaltung, wurde noch der Rest des Tages, von meinen taubstummen und eignen Kindern geschwisterlich vergnügt zugebracht.

Ich schließe diesen Bericht mit dem ergebenen Gesuche an die hochgeschätzten Freunde und Freundinnen unseres Instituts, geneigtest dann und wann unserer sonntäglichen Andacht beiwohnen zu wollen, um sich zu überzeugen, wie diese sonst geistig und leiblich Unmündigen nun wirklich Gott und ihren Erlöser mit Herz, Mund und That lieben, loben und danken; denn sowohl ihre innige Andacht, als ihre klaren Antworten, ihre blühende Gesundheit, wie ihr gebildetes Aeußere und ihre anständige Kleidung, gewähren hierfür eine sichre Bürgschaft und lohnen den theilnehmenden Besuchern mit erwünschter Befriedigung.

So bleibe denn auch diese milde Anstalt unseres Staates ferner, wie in den bald verwichenen 14 Jahren ihres Wirkens, ein gesegneter Gegenstand der Liebe und Güte Gottes und guter Menschen!! — D. Ortgies.

* Theater.

Die unzufriedene, mißwollende Stimmung, in welche das Publicum zu der neuen Theaterdirection durch die Operfrage gebracht worden ist, äußerte sich am Schluß der letzten Montagsvorstellung „der Kobold oder der junge Herr muß wandern“ auf eine Weise, zu der dem Publicum durchaus kein Recht zugestanden werden kann. Das Stück ist höchst fade, und der Geschmack, welcher an solchen Possen kein Gefallen findet, nur zu loben. Nun wohl — so läßt sich die Mißbilligung ohne Insultirung des Directors zu erkennen geben, das Stück fällt mit Manier durch und wird nicht wiederholt. Allein den Director wie vor ein Tribunal vorzufordern, mit Gepfeife zu empfangen und ihm vorzuwerfen, daß er dem Geschmack des Publicums Hohn spreche, indem er ein solches Stück auf die Bühne bringe, das heißt den Anstand, den das Publicum dem Theaterdirector schon als Menschen schuldig ist, ganz aus den Augen setzen. Herr Engelken schloß seine würdig und gewandt geführte Vertheidigung mit Recht mit den Worten, daß er nicht verdiene, so behandelt zu werden. Er war befugt, dies Stück auf die Bühne zu bringen, weil es in anderen großen Städten mit vielem Beifall gegeben worden war, weil der ausgezeichnete Liedercomponist Proch es für würdig gehalten hatte, die Musik dazu zu componiren. Auch wurden einige Lieder da capo verlangt und in einzelnen Partieen erwarben sich Demoiselle Ehrhardt und Herr Edmüller, indem sie aus ihren Rollen machten, was sich daraus machen ließ, den Beifall des Publicums. Was hat sich dieses nicht von Rettmayer gefallen lassen! Auch die neuen Decorationen verdienen alle Anerkennung.

Es ist allerdings zu wünschen, daß das Personal mehr vervollständigt und zunächst für die Helden- und Liebhaberrollen ein tüchtiger Schauspieler acquirirt werde. Allein es bedarf auch einige Zeit, bis das im Auslande discreditirte hiesige Bühneninstitut Vertrauen wieder gewinnen kann. Hoffentlich wird Madame Stein, die am Sonntage vortrefflich gespielt hat, für unser Theater gewonnen werden. Ein Abonnent.

* Theater.

Durch dreizehn Vorstellungen hindurch ein stummer Verehrer der frommen Langmüthigkeit unsers Publikums, war Schreiber dieses bei der Vorstellung des „Kobolds“ Zeuge von dem endlichen Erwachen der Theaterfreunde aus einem Schlafe, der anscheinend schon seine Fittige ausgebreitet hatte, um unsern Geschmack auf eine Bahn zu bringen, welche man für einen moralischen Todschlag zu erklären, keinen Anstand nehmen darf.

Durch Vorschlag der verehrlichen Inspection unsers Bühnenwesens haben wir in Herrn Engelken einen Director erhalten, der es versuchen darf, mit Hinweglassung der Oper, durch Schau-, Lust- und Singspiele die Theaterabende auszufüllen. Herr Engelken gab sein Versprechen (gute Vorstellungen in jenen drei Fächern zu liefern; das Personal aber in seiner Gesammtheit steht zu sehr unter der Stufe der Mittelmäßigkeit, um nur den bescheidensten Anforderungen entsprechen zu können. Ein weit besseres Ensemble findet man auf den Theatern zweiten, dritten und vierten Ranges in Hamburg, selbst in Bremerhaven, und mir scheint es Pflicht der verehrlichen Inspection unsern jetzigen Director zu der Erfüllung seines Wortes, und seiner Verpflichtung gegen die darauf ins Abonnement getretenen Theaterfreunde strenge anzuhalten.

Eine — mit sehr weniger Ausnahme — Entlassung des jetzigen, und Herbeischaffung eines andern tüchtigen Personals ist die erste und Haupt-Bedingung, damit das Publikum durch Aufführung klassischer Werke und edler Lustspiele doch einigermaßen Ersatz für die Entbehrung der Oper hat. Stücke, die voller Gemeinheiten und Veranlassung zu öffentlichem Unfuge geben können, hoffe ich, sind durch Beschwörung des dramatischen Koboldes auf immer zu Grabe getragen; Herr Engelken wird diese und ähnliche Produkte in Zukunft ruhig wandern lassen!

Von der Wahrheit des Gesagten kann sich jeder Unpartheiische überzeugen, wenn wir die Direction des Theaters hiermit auffordern uns folgende Stücke nächstens vorzuführen, als: „Don Carlos, die Jungfrau von Orleans, Hamlet, Clavigo, Maria Stuart;“ ferner „die Bekenntnisse, die Liebe im Eckhause, Donna Diana, Kean, der Landwirth, der Doppelgänger ꝛc.;“ die totale Unzulänglichkeit wird dadurch hinreichend bewiesen werden.

Solche „Uebergangsperioden“ — wie Herr Engelken Miene macht zu probiren — könnten weit eher Untergangsperioden jedes guten Geschmacks, ein Verderb für Sittlichkeit genannt, und wohl schwerlich dem Zwecke förderlich werden, für unser neues Theater eine allgemeine, rege Theilnahme hervorzurufen.

Miscellaneen.

(Eine neue Gauner-Spekulation.) Auf dem Quai de Archeveche in Paris sah man dieser Tage eine betrunkene Weibsperson auf- und abgehen. Ein schlecht aussehender Mann näherte sich ihr, und nach kurzem Gespräch begab er sich an das Ufer, während die Weibsperson, unter dem Vorwand, ihr Taschentuch zu waschen, einen Kahn besteigt, und alsbald in das Wasser fällt. Der Mann springt nach, gleichsam um sie zu retten; aber das Halstuch, an dem er sie festhielt, bleibt ihm in der Hand, und die Unglückliche wird von der Strömung unter dem Kahn durch nach dem andern Ufer hingetrieben, wo Jener sie endlich an's Land zog. Er lud sie nun auf seine Schultern, und trug sie in das nahe Wachthaus, um bei dem Polizei-Commissär die Prämie von 25 Frks. zu erhebrn, die für die Rettung eines Ertrunkenen bezahlt wird. Allein auf die Aussage der zahlreichen Augenzeugen, daß eine Verabredung zwischen Beiden Statt gefunden habe, wurde der Mann verhaftet, während man die Frau in's Spital schaffte.

(Für Kaffeetrinker.) Eine angeblich von Gräfe früher gemachte Erfindung kommt in Berlin in Anfnahme, nämlich die Kaffeebereitung auf kaltem Wege. Die Sache ist höchst practisch. Der Kaffee wird wie sonst (gut ist es, sehr fein) gemahlen, und alsdann kaltes Wasser, wie es vom Brunnen kommt, darauf gegossen. Mit zweimaligem Umrühren läßt man den Aufguß etwa eine Stunde ziehen, und man hat den schönsten Kaffee, den man entweder kalt genießen, oder durch den Zusatz warmer Milch erwärmen kann. Wenn man sich den Morgenkaffee durch einen Aufguß am Abend bereitet, so hat man am Morgen einen viel schönern und stärkern Kaffee, als auf dem bisherigen Wege. Die Sache wird, nachdem sie sich durchaus bewahrheitet hat, lebhaft aufgegriffen und verbreitet. In der That hat auch die Unabhängigkeit, in welche die kaffeetrinkenden Geschäftsleute dadurch von der Schläfrigkeit der Dienstboten und anderen Zufälligkeiten gerathen, viel Anziehendes.

(Kaufmännische Definition.) Ein Kaufmann gab kürzlich folgende Definition von Experimental- und Naturphilosophie: Experimentalphilosopie ist, wenn ein Mann von einem andern Geld borgen will; Naturphilosophie, wenn dieser es ihm abschlägt.

(Die Memoiren der Lafarge) sind nun wirklich in zwei Bänden erschienen. Der National und die Gazette des Tribunaux sprechen mit Entrüstung darüber. Man hat sie nun öffentlich verbrannt.

(Getraidehandel.) Man schreibt aus Hamburg: Der Getraideverkehr mit England über Hamburg scheint dieses Jahr eine nie gekannte Höhe zu erreichen. Man schätzt die Ausfuhr dahin bereits auf 36,000 bis 38,000 Last, welche, zu 11½ Quartier per Last, zwischen 408,000 und 430,000 Q. betragen. Unter Schloß mögen jenseits etwa 1,200,000 Q. Waizen und Mehl sich befinden.

(Ueber Webers Freischütz) urtheilt der französische Componist Berlioz folgendermaaßen: Es ist schwer, wenn man die alte und neue Schule durchforscht, eine Partitur zu finden, die durchweg eben so nutadelhaft, vom Anfange bis zum Ende, ebenso interessant wäre, als die des „Freischütz", eine Composition, deren Melodie in den verschiedenen Formen, die zu bekleiden ihr beliebt, mehr Frische hätte, deren Rhythmen ergreifender seien, die an hervorragenden harmonischen Erfindungen reicher, in der Anwendung der Stimmmassen und Instrumente ohne Anstrengung kräftiger, ohne Ziererei anmuthiger wäre. Von der ersten Note der Ouvertüre an bis zum letzten Accorde des Finale ist mir unmöglich, einen Takt zu finden, den ich anders wünschen möchte. Einsicht, Phantasie, Genie glänzen überall mit so mächtigem Strahl, daß nur Adleraugen davon nicht geblendet werden könnten.

(Der berühmte Vauxhallgarten in London), welcher in den letzten Jahren keine sonderlichen Geschäfte mehr gemacht hat, ist am 9. d. M., in Folge des Bankerotts der seitherigen Eigenthümer, welche ihn für 60,000 Pf. St. angekauft hatten, öffentlich versteigert worden. Anfangs wurden nur 10,000 Pfd. geboten; zuletzt wurde der früher so gefeierte und von der ganzen Modewelt des In- und Auslandes, so lange Jahre vorzugsweise besuchte Garten, der selbst in den letzten Monaten, da man das ihr bevorstehende Schicksal kannte, mehrmals 12,000 Personen an einem und demselben Abend vereinigt hatte, einem in den höheren Kreisen ganz unbekannten Herrn Fowler um 20,000 Pf. St. zugeschlagen. Die allgemeine Ansicht ist, daß der Letztere ihn in einzelne Baustellen parzelliren, und so mit einem nicht unerheblichen Gewinne wieder verkaufen wird. London verliert dadurch seinen schönsten öffentlichen Vergnügungsort. Die letzten Eigenthümer hatten außer der Ankaufssumme auch auf die Verschönerung des Vauxhallgartens eine sehr bedeutende Summe verwendet.

(Das Goethe-Monument.) Das vom Goethe-Comité zur Ausführung in Erz gewählte Modell Schwanthaler's, stellt den großen Dichter an einem Baume lehnend, in majestätischer Haltung mit weitüberschauendem Haupte dar. Das Monument wird dem Theater gegenüber am Ende der sogenannten Allee aufgestellt werden.

(Die größte Zeitung) ist die „Boston Quadruple Notion" mit 8 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite; der Inhalt einer Nummer, wollte man ihn in Octav, nach Art der gespreizten Romane drucken, würde ein Bändchen von 18 bis 20 Bogen geben.

(Der Fürst Pückler-Muskau), der sich durch die Anlegung des berühmten Parkes bei Muskau als den ausgezeichnetsten Landschaftsgärtner bewiesen hat, beschäftiget sich jetzt mit der Vergrößerung dieses Parkes, der dann eine Ausdehnung von zwei Meilen erhalten wird. Bekanntlich ist die dortige Gegend außerordentlich sandig, und die Anlegung eines Parkes demnach fast ein Wunder.

(Das Dampfschiff President.) Die Gerüchte über den verloruen „President" mehren sich wieder. Das M. Chronicle

enthält ein Schreiben, worin es heißt: „Auf unserer Fahrt am 29. Aug. in der Nähe der Azoren bemerkte mein Bruder, der auf dem Hauptmaste saß, in einiger Entfernung etwas, das einem ausgesetzten Boote glich. Er meldete es, der Capitain beobachtete den Gegenstand mit seinem Fernglase und ließ dann beilegen. Als wir näher kamen, fand es sich, daß es ein großes Fahrzeug war, das aber nur noch eine Seite hatte. Alle kamen darin überein, es sei das Wrack eines Dampfschiffes. Wenn, wie vermuthet wurde, der Präsident am Eise von Neufundland scheiterte, ist es wahrscheinlich, daß der große atlantische Strom, der zur Sommerzeit in südlicher Richtung geht, das unglückliche Schiff so weit südwärts getrieben hat. — Amerikanische Blätter theilen einen, angeblich auf hoher See unter dem 53 Grad 20 Min. Breite und 47 Grad 33 Min. Länge gefundenen, in einer Bouteille eingeschlossenen Brief mit, der „aus dem Eise von 17. März 1841" datirt ist. Es heißt darin, daß der „Präsident," nachdem er seit seiner Abfahrt von Newyork beständig mit Unwetter zu kämpfen gehabt, in der Nacht vom 14. März bei einem starken Sturm mit Schnee- und Hagelschauer bei dichter Finsterniß auf einen Eisberg gerathen, und so schnell mit Wasser angefüllt worden sei, daß die Passagiere sich mit Noth auf das Eis retteten. Einigen sei es gelungen, ihre Kleider mitzunehmen, darunter der unglückliche Norris, der nach 2 Tagen vor Kälte und Hunger gestorben sei. Außerdem seien sie noch alle am Leben; da aber das Eis täglich breche, dürften sie kaum mehr länger als zwei bis 3 Tage zu leben hoffen. Der Bauart des Schiffs, dem Capitain und der Mannschaft sei kein Vorwurf zu machen; die Kähne seien schon vor dem Unglück gescheitert, jedenfalls hätte man aber mit ihnen die See nicht behaupten können. Der Brief schließt: „Gestern waren wir so glücklich, einen kleinen Haifisch, der längs unseres schwimmenden Gefängnisses daher kam, nebst einigen Flaschen Wein zu erbeuten; das war unsere einzige Nahrung ... Meine Hände erstarren — ich kann nicht mehr schreiben." ... Ob dieser Brief echt oder eine der beliebten amerikanischen Aufschneidereien sei, bleibt noch unentschieden.

(Wort gehalten.) Ein junger Mann aus Belgien, welcher bei Mad. A..., Oberstin in Valenciennes wohnte, erhielt vor Kurzem einen gestempelten Brief aus Gent. Er hatte ihn kaum gelesen, so stieß er einen gewaltigen Schrei aus. Dlle. A... lief herbei. „Dlle.," sagte der junge Belgier, „da ist ein Brief, welcher mir eine Nachricht bringt, über die Sie wohl sehr erstaunen werden; in Folge des Ereignisses, das man mir meldet, bin ich Ihnen 40,000 Fr. schuldig." — „Wie so ist das möglich?" — „Ich habe ein Gelübde gethan, daß ich an dem Tage, an welchem ich von einer sehr reichen Verwandten erbe, derjenigen Person, bei welcher ich mich g'rade befinden werde, 40,000 Fr. geben werde." — „Mad. . . . und ihre Tochter vermochten kaum dies zu glauben, indessen klärte sich die Sache bald auf. Man vernahm nämlich, daß eine Dame in Gent gestorben sei, und ein Vermögen von 6 Millionen hinterlassen habe. Der junge Mann erbte davon 600,000 Fr. Um sein Gelübde ganz gewissenhaft zu erfüllen, ließ er gleich einen Notar holen, daß er ein passendes Haus suche, welches Mad. A . . . kaufen und er bezahlen werde.

(Napoleons Pelzmütze.) Ein Kürschner in Dresden, der dem Kaiser Napoleon bei seiner Rückkehr aus Rußland eine Pelzmütze hatte machen müssen, und im Besitz der alten vom Kaiser früher getragenen, die ihm zur Probe gegeben worden, geblieben war, hatte selbige als ein Andenken aufbewahrt und auf seine Familie vererbt. Der dermalige Besitzer derselben, als er hört, daß Thiers nach Dresden gekommen, macht schnell den Plan, ihm diese zum Kauf anzubieten. Er läßt zu diesem Zwecke sich ein Schreiben fertigen, worin er die Geschichte der Mütze vorträgt und wie sie aus Verehrung für den großen Mann als heilige Reliquie in seiner Familie betrachtet worden sei, die er hiermit ihm zum Kauf für den Preis von 15,00 Thalern anbiete. Herr Thiers antwortet jedoch, daß es ihm sehr erfreulich sei, in einer sächsischen Familie so viel Sympathie für den Kaiser anzutreffen, daß er aber eben deshalb um keinen Preis sie des kostbaren Kleinods berauben würde und daher den Ankauf verweigere. Man kann sich denken, wie der Anbieter bei seinen Zunftgenossen ausgelacht wird.

(Am Mississippi) hielt sich vor Kurzem eine Gauner- und Falschmünzerbande auf und verübte großen Schaden. Man beschloß daher, Jagd auf sie zu machen und es gelang, 60 bis 70 derselben habhaft zu werden. Ohne alles Verhör wurden die Gefangenen an einer unbewohnten Stelle theils erschossen, theils ertränkt, ihre Wohnungen niedergebrannt und ihren Angehörigen befohlen, sofort die Gegend zu räumen.

(Händels Messias.) Am 1. November soll in Halle das hundertjährige Jubiläum des Händel'schen „Messias" gefeiert werden. Händel war aus Halle gebürtig. 1741 war das Geburtsjahr seiner großen Tondichtung.

(Die Eisenbahn), welche die Stadt Newyork mit dem Eriesee zu verbinden bestimmt ist, wird 446 englische Meilen lang werden. Die Kosten der ganzen Strecke werden auf 9 Millionen Dollars angeschlagen.

Anzeige.

Den Herren Wirthen werden empfohlen: **Boston-, Whist- und Grabuge-Tafeln** bei hundert Stück zu billigem Preise; ferner: **Boston- und Whist-Tabellen**, sauber lithographirt, und sind zu haben

Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jontzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 80.

Bremen, Donnerstag den 7 October 1841.

Gestorben:

Nro. 883. Den 2. October. Der Dienstknecht Christian Schweers, 30 Jahr; Uthbremerstr. Nr. 13.
— 884. Den 2. — Der Arbeitsm. Johann Heinrich Stratmann, 49 Jahr; Westerstr. Nr. 7.
— 885. Den 3. — Des Küpergesellen Johann Conrad Geffken Sohn, 4 Jahr; Düsternstr. Nr. 9.
— 886. Den 3. — Des Kappenmachers Jacob Jung Tochter, 5¾ Jahr; Herrlichkeit Nro. 3.
— 887. Den 3. — Der Stuhlmacher Friedr. Wilhelm Meyer 71 Jahr; Duckwitz Gang Nr. 1.
Nro. 888. Den 5. — Der Bockfahrer Ludwig Dröge, 33 Jahr; Theerhof.
— 889. Den 6. — Der Schlossermeister Heinrich Asendorpf, 34 J.; Kirchenstr. Nr. 1. (Altst.)
— 890. Den 6. — Des Drechslermeisters Carsten Schröder Tochter, 7 Monat; kl. Fuhrleutestr. Nro. 18.
— 891. Den 6. — Des Amtsfischers Berend Rohde Ehefr., geb. Grotheer, 38 Jahr; Schmidts Gang Nr. 3.

Geboren:

Nro. 1188. Den 30. September. Des Arb. Friedr. Christ. Carl Oetting Ehefr., geb. Kämper, gr. Annenstraße Nro. 105 A; von einem Knaben.
— 1189. Den 1. October. Des Arb. August Christian Croon Ehefr., geb. Gerken, Borchers Gang Nro. 10; von einem Mädchen.
— 1190. Den 2. — Des Werkmeisters Hans Hinrich Steinkamp Ehefr., geb. Priwosnick, gr. Johannisstraße Nro. 33; v. e. Mädchen.
— 1191. Den 2. — Des Arb. Joh. Glade Ehefr., geb. Eggers, Müllers Hof Nr. 4; von einem Mädchen.
Nro. 1192. Den 3. — Des Zimmergesellen Wilh. Eggers Ehefrau, geb. Wätjen, alten Steinweg Nr. 15; von einem Mädchen.
— 1193. Den 3. — Des Lehrers Heinr. Wilh. August Kotzenberg Ehefr., geb. Thießen; am Wall Nr. 21; von einem Mädchen.
— 1194. Den 4. — Des Landmanns Hermann Ehlers Ehefrau, geb. Lampe, Doventhorsdeich Nr. 10; von einem Knaben.
— 1195. Den 4. — Des Zimmergesellen Fried. Behrens Ehefr., geb. Gardelmann; Bleicherstraße Nr. 23; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 81.

Bremen, Sonntag den 10. October 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 10. October.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Cand. Bietor.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

---

* Glaube, Liebe, Hoffnung.

Wenn am Abgrund des Grauens das trüg'rische Glück
Schon verschließet die rettenden Pfade,
Dann erhebt sich vertrauend des Leidenden Blick
Zu dem Thron der unendlichen Gnade;
Es entkeimet der Seele, vom Kummer umwölkt,
Der Palmzweig des Glaubens, der nimmer verwelkt.

Und es schmückt sich die Flur, mit erneueter Pracht
Ihn umlächelnd wie Edens Gefilde,
In dem Herzen da regt sich's mit zaubrischer Macht,
Aus den Blicken strahlt Anmuth und Milde,
Und es reichet am festlich bekränzten Altar
Ihm die Liebe den himmlischen Myrtenzweig dar.

Auch die Liebe am Grabe verwelkt und es sinkt
Jeder Glücksstern des irdischen Lebens,
Doch vom Jenseits des freundlichen Himmelblau's winkt
Ihm Gewißheit des besseren Lebens; —
Und es blüht, mag hienieden auch alles entflieh'n,
Noch der Oelzweig der Hoffnung in ewigem Grün.

Robert Ernst Hoffmann.

Des Vaters Degen.

(Fortsetzung.)

3.

In den nächst darauf folgenden Tagen war gewöhnlich ein großes Gedränge in dem Pariser Stadthause. Menschen von allen Ständen und Klassen strömten dahin, um die Waffen, die am Tage des Gefechts den fliehenden National-Garden entweder abgenommen, oder von ihnen weggeworfen, und von dem kommandirenden General dorthin gesendet worden waren, unter verschiedenen Vorwänden von den Commissarien der Regierung zu reclamiren; meist jedoch vergeblich.

„Nein", hörte man mitten aus diesem Chorus streitender und zankender Menschen die helle Stimme eines dreizehnjährigen Knaben; „nein, so laß ich mich nicht abweisen! Ich weiche keinen Schritt von hier, bevor Sie mir nicht den Degen meines Vaters zurückgegeben haben."

„Eine fürchterliche Drohung!" lachte der Beamte. „Aber sagt mir nur, junger Held, wer ist Euer Vater? Und wie kommt sein Degen unter die Waffen dieser Rebellen?"

„Wer mein Vater war, wollen Sie wissen?“ erwiederte mit großer Entschiedenheit der Knabe, „ein guter Franzose, das kann Ihnen genügen, dächt' ich. Wie sein Degen hieher kommt, weiß ich nicht; daß es aber sein Degen ist, weiß ich gewiß, denn ich habe ihn nur zu oft in Händen gehabt. Ich verlange ihn zurück, und Sie dürfen mir ihn gar nicht vorenthalten.“

„War denn Dein Vater Officier?“ fragte rasch vortretend Bonaparte, der bis dahin im Hintergrunde schweigend gestanden hatte, mit sichtlicher Theilnahme an dem entschlossenen Benehmen und Wesen des Knaben.

„Er war General, wie Sie, mein General!“ erwiederte der Knabe, ohne die mindeste Verlegenheit zu zeigen.

„Und ist er auf dem Schlachtfelde geblieben?“ setzte Bonaparte sein Examen mit dem Knaben fort, an dem er ein immer größeres Interesse zu gewinnen schien.

„Ach nein, dies schöne Loos ist ihm nicht geworden, sein Haupt fiel unter dem Fallbeil!“ schluchzte der Knabe mit erstickter Stimme.

„Ah! Ein Weißer also!“ entgegnete Bonaparte. „Und wie heißt er? Kenn' ich ihn vielleicht?“

„General Beauharnois“, erwiederte unwillig der Knabe, sich die Thränen trocknend, „war kein Verräther, der dem Auslande gedient hätte. Er war ein guter Franzose. Wer's anders sagt, sagt die Unwahrheit“

„Und was denkst Du denn mit dem Degen zu machen, mein junger Freund?“ fragte Bonaparte wieder, nach einem kurzen Schweigen.

„Ihn unter Ihrer Leitung, General, wider Frankreichs Feinde gebrauchen!“ erwiederte freudig der Knabe, Bonaparte's Hand ergreifend.

„So nimm ihn denn!“ sprach freundlich Bonaparte, indem er dem hoch erfreuten Knaben den Degen hinreichte. „Bist Du erst um ein Paar Jahr älter, so sollst Du ihn auch wider Frankreichs Feinde führen lernen.“

„Ich werde Sie an Ihr Wort erinnern!“ rief lebhaft der Knabe, den Degen an sein Herz drückend. „Doch ich muß zu meiner guten Mutter eilen, die schon besorgt um mich gewesen sein wird!“ und damit verneigte er sich gegen Bonaparte, der ihm freundlich die Backen klopfte, und machte sich eilends auf den Weg. An der Thür aber kehrte er plötzlich um, gleichsam als ob er sich noch auf etwas besonnen hätte, und drängte sich durch die Menge zu Bonaparte hin.

„Nun“, sprach dieser mit einer gewissen Hast, als er des Knaben ansichtig ward, und ehe ihn dieser noch anzureden vermocht hatte, „was ist? was soll's noch?“

„Das soll's noch“, erwiederte keck der Knabe, ohne sich durch die etwas scharf betonte Frage des Generals außer Fassung bringen zu lassen; „daß Sie mir versprechen müssen, General, meine gute Mutter zu besuchen. Sie würde es mir nie verzeihen, wenn sie dem großmüthigen Geber dieses kostbaren Geschenks“ — er deutete dabei auf den Degen — „nicht persönlich ihren Dank abstatten könnte.“

„Du bist ein wahrer Chevalier!“ lächelte Napoleon und klopfte abermals dem Knaben liebkosend die Backen: „Geh' denn, mein junger Freund, und sage Deiner Mutter, sie sollte unversehens einen Gast an mir haben, der sich in ein Boudoir paßt, wie ein Höfling auf das Schlachtfeld.“

„Ihre Hand darauf!“ rief der Knabe, Napoleon seine Hand hinhaltend.

„Nach Deiner ersten Waffenthat magst Du darum bitten!“ sprach trocken ablehnend Bonaparte, dem bestürzten Knaben den Rücken zukehrend, und sich angelegentlich mit dem Municipal-Beamten unterhaltend. „Geh' nur, mein Kind!“ wandte er sich wiedar zu dem noch immer verlegen und unentschlossen dastehenden Knaben, „Deine Mutter könnte sich um Dich ängstigen.“

Erröthend entfernte sich der Knabe, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Der wird uns, hoff' ich, mit Thaten zahlen!“ sprach Napoleon im Fortgehen zu seinem neben ihm schreitenden, etwas phantastisch gekleideten Adjudanten Mürat, der durch seine verwegene Kühnheit, mit der er an der Spitze von etlichen hundert Reitern in die dichten Massen der National-Garden eingebrochen war, nicht wenig zu dem schnellen und entscheidenden Siege über sie beigetragen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein österreichischer Baron als Renegat.

Als neulich die Nachricht, ein österreichischer Edelmann sei zu Konstantinopel öffentlich zum Islam übergetreten, in den Zeitungen erschien, wird sich, gleich mir, wohl Man-

cher nicht haben die Motive und Umstände erklären können, die heutiges Tages einen Mann von Bildung zu einem solchen Schritte verleiten konnten, da es, um in der Türkei sein „Glück zu machen", das heißt: eine amtliche Stellung zu erhalten, keineswegs mehr Bedingung ist, zur Volks-Religion zu schwören, es sogar nicht zu besonderer Empfehlung wird, als religiöser Ueberläufer seine Dienste dort anzubieten. Es gab eine Zeit, wo der Zug nach dem Orient, namentlich der Türkei und Egypten, durch die Verfinsterung der Aussichten zu Anstellungen und sonstigem Fortkommen in Europa, hauptsächlich in den Ostländern, bedeutend war. Diese Zeit fällt nach dem Frieden, von beiläufig 1817 bis 1826. Später richteten dann die Blicke der Glücksritter sich nach dem Westen, im spanischen Bürgerkriege ihr „Fortüne" zu suchen. In Deutschland erwies sich so allerdings ein Hang zu abenteuerlichen Auswanderungen als aus dem Mittelalter erhalten, aber daß ein christlicher Baron seine Religion mit dem Islam ohne alle Noth und Neben-Absichten vertauscht, steht damit nicht im Zusammenhange, es ist ein vereinzeltes Faktum. Welche andere Motive konnten also einen Mann von gutem Herkommen vermocht haben, sich selbst, seiner Familie und seines Vaterlandes also zu vergessen? Entweder das Motiv einer in Sinnlichkeit entarteten Phantasie, welche in den Genüssen des Harems sich trunken erhalten will, oder — Verschrobenheit.

Als nun der deutsche Familien-Name des Renegaten Achmed-Bey von den Zeitungen veröffentlicht wurde, konnte weder ich noch irgend Einer, der den Baron W. v. B. genauer kannte, zweifeln, daß man seinem Abfall von Vaterland und Christenthum das letztgenannte Motiv unterzulegen habe. — Baron W. ist der ältere Sohn eines reichen Mannes, der drei Söhne und eine Tochter mit einem ansehnlichen Erbtheil hinterließ. Die Tochter ist Gattin eines hohen Militairs, der jüngere Bruder hat in den Feldzügen mit Auszeichnung gedient und sich die seltene Dekoration des Marien-Theresien-Ordens erworben. Die Familie gehört zu den achtbarsten bis — auf den jetzigen Herrn Achmed-Bey, der längst von ihr seufzend als das ungerathene Kind des Hauses betrachtet wurde. Dieses Zeugniß im Auslande abzulegen, glaube ich gewissermaßen als ein Bekannter des Hauses verpflichtet zu sein. Dagegen werde ich, was das innere Privatleben des hier gedachten Baron W. v. B. betrifft, mich nicht weiter auslassen, als es zur Erklärung seiner öffentlich zur Schau getragenen Thorheiten und des gegenwärtig erfolgten Resultats desselben unumgänglich nothwendig ist.

Als ich ihn im Jahr 1828 in Wien nach langer Zeit wiedersah, war er hoch in den Vierzigen, hatte schon grau gemischtes Haar und einen guten Theil seines Vermögens mit verschiedenen Liebhabereien durchgebracht. Sein Leben und Treiben, welches geradewegs gegen die Formen des Ehestandes verstieß, hatte seine Frau bewogen sich von ihm zu trennen. Jetzt lebte er in Gesellschaft seiner Köchin, die er sich nicht scheute, modisch aufgeputzt, am Arme auf die Promenaden zu führen, ja in das Kaffeehaus in die Gesellschaft seiner Bekannten, die ihn deshalb flohen, mitzubringen. Ich selbst hatte das Glück, von ihm in Begleitung dieser Donna, welche bereits in Jahren vorgerückt und dazu grundhäßlich war, einen Besuch zu erhalten. Da ich ihm ziemlich ernsthaft die Bemerkung machte, daß ich auf „Damenbesuch" nicht eingerichtet wäre, ließ er sich vor der Hand nicht wieder sehen.

Um diese Zeit war seine Türkensucht schon im ersten Stadium. Er trug stets eine türkische Gramatik in der Tasche, las nur Bücher, welche von der Türkei handelten, mischte türkische Worte in das Gespräch, grüßte und dankte auf Türkisch. In Hinsicht seiner Lebensweise hatte sich die Manie fürerst auf die Methode des Rauchens aus den bekannten persischen Pfeifen und auf die Kunst, den Rauch hinunter zu schlürfen — das bei den Türken sogenannte „seine Pfeife trinken" — erstreckt. Was das Costüm betraf, so zeigte sich die Türkensucht nur an dem sehr kurz geschornen Haar, welches im Nacken bis zu dem Ohrsaum hinauf abrasirt war. Dabei war aber sein Anzug keineswegs der anderer vernünftigen Leute, sondern eine Art von Matrosen-Uniform, bestehend in einem Strohhut, einer hellblauen Jacke, weißen blangestreiften Pantalons, einer englisch rothen Schärpe und einem gelben Tuch, nachlässig um den offenen Hemdkragen geknüpft. In diesem Aufzuge ging er in der Residenz umher, zur Belustigung der Gasser und Straßenjungen.

Wir glaubten anfänglich, dies Treiben sei die Affektation des englischen Spleens, eine gewisse Originalität, wie schwache Geister sie gern zur Hülfe nehmen, um Aufsehen zu erregen; er aber äußerte bald, daß es ganz anders mit ihm kommen würde. Er erklärte sich höchst unzufrieden mit der europäischen Lebensweise und wie er nächstens seinen ganzen deutschen Hausrath zum Fenster hinaus werfen würde,

sobald er seine „Sendung" aus Konstantinopel bekommen. — Er hatte nämlich dorthin einen Commissionair und schweres Geld geschickt, dafür türkische Möbel, Teppich, Geräthe, Pfeifen und dergleichen einzuhandeln, indem er sein Quartier und seine ganze Umgebung türkisch umwandeln wollte.

Einige Monate darauf war dies wirklich ausgeführt; die Köchin wurde jetzt — wie er aller Welt erklärte — zur Kadün erhoben und zwei salope Mägde nannte er seine Odalisken. Ein Bekannter, der ihn auf seine Einladung eines Abends besuchte, fand ihn schon ganz türkisirt, in Kaftan und Lederstrümpfen, auf Polstern, umgeben von seinem ominösen Harem. Der Gast war auch auf ein „türkisches" Souper eingeladen, wie sehr erstaunte er aber, als eine der Odalisken, anstatt des gehofften Pillaw, eine Schüssel mit — Wiener Würsten vorsetzte!

Da ich selbst ein Stück der Türkei gesehen hatte, mußte ich in den Augen des Ueberspannten eine besonders werthe Bekanntschaft und gewissermaßen eine geweihte Person sein. Er gab mir davon auch bald einen Beweis, indem er mich einer größeren Aufmerksamkeit würdigte, wodurch ich jedoch in nicht geringe Verlegenheit gerieth. — Eines Morgens weckte mich ein seltsamer Straßentumult unter meinen Fenstern, welche auf eine der frequentesten Straßen der Leopoldstadt sahen. Der Pseudo-Türke hatte mir nämlich in vollem prachtvollen Costüm eines morgenländischen Emirs einen Besuch zugedacht und einen Haufen Neugieriger und Straßenpöbel hinter sich her gezogen, der nun vor dem Hause Posto faßte, um die merkwürdige Maske wieder abziehen zu sehen. Weil ich noch schlief, harrte er im Vorzimmer, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Fensterbank hinaus und vertrieb sich die Zeit damit, einige Scheidemünze unter das herbeigelaufene Volk auszuwerfen. Dadurch entstand nun noch eine mörderische Balgerei.

Ein Freund, der mit mir wohnte, unser gemeinschaftlicher Diener und ich, wir hatten nicht wenig Mühe, den geldspendenden Emir aus seinem Köschk in's Zimmer zurück zu zerren, ihm den Turban abzunehmen, einen Mantel umzuhängen und ihn so schnell als möglich in einem herbeigeholten Fiaker nach seiner Wohnung abzuführen, bevor die wachsame Polizei dies auf eine andere Weise gethan hätte. — Seit diesem Auftritt sah ich ihn nicht wieder, hörte später nur, daß er sein Domicil in Wien aufgegeben und nach Preßburg gezogen sei, wo er Haus und Garten am Wasser gekauft und, so gut es anging und seine Mittel es zuließen, nach türkischer Sitte eingerichtet hatte.

Achmed-Bey muß jetzt hoch in den Funfzigen sein, und sein Vermögen wird wahrscheinlich in dem Maaße abgenommen haben, als seine Thorheit zunahm. Aus den hier angedeuteten Zügen wird man aber wenigstens entnehmen können, welche Acquisition der Islam an ihm gemacht hat.

v. Sch.

Athen vor acht Jahren und jetzt.

(Fortsetzung.)

Die gegenwärtige Stadt erstreckt sich nordwestlich von der Akropolis 500 Meter jenseits der alten Ringmauer. Sie wird sich, mit dem Theseustempel in der Mitte, um den Pnyx und die Akropolis in einem Halbkreis herumziehen, der bei dem Tempel des Zeus Olympios endigen soll. Die Hermesstraße durchschneidet die Stadt in gerader Linie von Osten nach Westen, und ist 1200 Meter lang, 16 breit. Zwei Hauptstraßen laufen von Norden nach Süden: die Aeolusstraße, die vom Tempel der Winde ausgeht, und die Minervastraße, welche beim Säulengang Hadrians beginnt. Der Raum zwischen den Tempeln des Theseus und des Aeolus hat nur unregelmäßige Straßen, mit ärmlich aussehenden Häusern. Der schönste Stadttheil liegt zwischen dem Tempel der Winde und dem Grabe des Lysikrates. Besonders bemerkenswerthe Privathäuser gibt es keine; zwar finden sich einige große Gebäude, allein ihre Bauart zeigt keinen Styl und nur geringe Solidität.

Der königliche Palast wird erst in vier oder fünf Jahren ganz vollendet werden: es ist ein schönes Denkmal eines einfachen und gefälligen Baustyls und gewährt einen imposanten Anblick. Innerhalb Jahresfrist dürfte König Otto im Stande sein, mit dem ganzen Hofstaate seinen Wohnsitz darin aufzuschlagen. Seine gegenwärtige Residenz besteht aus zwei mittelst eines Bogenganges verbundenen Gebäuden, und kostet 20,000 Drachmen jährlichen Miethzins. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen Erwähnung ein äußerst hübsches kleines Theater, wo italienische Opern aufgeführt werden, das Bürgerhospital, die lithographische Druckerei, zwei Casernen, das Militärhospital, der Bazar, die Münze, das Schulhaus, die St. Irenenkirche und die Universität. Zwei Wasserleitungen sind wie-

der hergestellt worden und genügen für das Bedürfniß der Einwohner. Im Innern der Stadt sowohl, als in der Umgebung gibt es viele umzäunte Gärten, und eine Menge Canäle zur Abführung des Unraths sind im Bau begriffen.

Abends besuchte ich die Akropolis. Die untergehende Sonne schoß ihre goldenen Strahlen auf das Pantheon herab. Es ergriff mich ein Gefühl ehrfurchtsvoller Scheu bei dem Gedanken, daß gerade der Höhepunkt, auf dem ich stand, Zeuge gewesen des Gedankenganges so vieler großen Männer, welche bis zum heutigen Tage die Bewunderung und die Lehrer der Menschheit gewesen. Vielleicht hatte Sokrates an diesen Pfeiler sich gelehnt! Und jetzt sind die Trümmer jener großen Tage die Zeugen geworden des Eintritts einer neuen blühenden Zeit.

(Schluß folgt.)

.·. Theater.

Es heißt gewiß die Bedeutung des viel besprochenen stürmischen Theaterabendes verkennen, wollte man annehmen, es habe der Auftritt allein der Verbannung jenes „Kobold's“ gegolten, — Nein! — es lag darin vielmehr die lange zurückgehaltene Manifestation, daß nicht bloß „einige Federn“, sondern das gesammte theaterliebende Publikum mit dem Geiste, welcher in dem gegenwärtigen Bühnen-Unternehmen waltet, unzufrieden ist. Will man dies noch länger bestreiten, so mache die Direction einmal den Versuch, und sende bei ihren Abonnenten Listen umher mit den beiden Rubriken „zufrieden“ — „unzufrieden“ und bitte um gefällige Anzeichnung, — dann wird ein unumstößlicher Beweis für das oben Gesagte sich herausstellen. Von vorn herein wurde das musikliebende Publikum, zu welchem doch — bescheiden angenommen — die Hälfte der Theaterfreunde und Besucher gehört, durch „Beseitigung“ der Oper dem Unternehmen entfremdet, es blieben indeß noch die zahlreichen Gönner, welche für die Tonkunst minder empfänglich geboren sind, und welche darauf hofften, sich einmal an einer recht guten Schauspieler-Gesellschaft erfreuen zu können. Als nun aber auch diese eine bittere Täuschung erfuhren, als eine Gesellschaft erschien, die nicht besser war als die von Rottmayer zurückgelassenen und auf eigene Hand steuernden Trümmer, als statt guter Schauspiele meistens Possen, Schnurren und Trivialitäten aufgeführt wurden, als diejenigen blamirt dastanden, welche laut gesagt — wir bekommen nun statt der ohrenkitzelnden Oper ein Geist und Herz bildendes Schauspiel, da stieg der allgemeine Unwille immer höher, und jener Tropfen fiel, der das Gefäß zum deutlich sprechenden Ueberlaufen brachte.

Ist aber nicht die Direction unschuldig, und liegt die Ursache an dem „discreditirten“ Bremischen Publicum? Wir glauben darauf mit „Nein“ antworten zu dürfen. Zunächst ist ja immer der Unternehmer verantwortlich, welcher sich verpflichtet hat, ein gutes Werk herzustellen. Warum nahm er die Sache auf seine Schultern, ehe er sich der Mittel zur Untersuchung versichert hatte? Namentlich gilt dieser Ausspruch in einem Falle, wo Jemand von dem bisherigen Wege abweicht, und das gleich Anfangs Bedenken tragende Publikum durch Versprechungen und Versicherungen zum Geldzahlen willig gemacht hat. Dann, glauben wir ferner, hat grade die jetzige Direction zu dieser Discreditirung des Bremischen Publikums beim Auslande beigetragen, indem sie in die Welt meldete — „in Bremen kann Oper und Schauspiel neben einander nicht bestehen, ich streiche also die Oper.“ Hierbei mußten natürlich selbst die auswärtigen Schauspieler bedenklich werden, sie mußten fürchten mit einer Direction in Gemeinschaft zu treten, welche eine solche Beschränkungs-Nothwendigkeit verkündete. Man mußte die Bremer für wahre Böotier halten, welche gerade den Kunsttheil sich ruhig abschneiden ließen, nach welchem das ganze übrige deutsche Theater-Publikum vorzugsweise verlangt. Nicht minder durfte jeder erfahrene Schauspieler voraussagen — eine kleine Stadt, welche nie Opern gehabt, läßt sich freilich mit dem Schauspiel genügen, allein ein großes Publikum, das einmal den geistigen Zauber der Oper erfahren, erträgt die Eintönigkeit des recitirenden Drama's auf die Länge nicht, und dann geht das Unternehmen doch wieder schief.

Ganz anderen Eingang und Anklang würden die Engagements-Anerbieten des jetzigen Directors gefunden haben, mit viel größerer Zuversicht hätte man wagen mögen renommirte Schauspieler durch anständige Gagen herbeizurufen, wenn er mit Wahrheit hätte verkündigen dürfen: ich habe mit dem Theater-Verein und dem Theater-Neubau-Verein mich in die genaueste Verbindung gesetzt, ich habe die Wünsche dieser Vereine über Einrichtung des neuen Bühnen-Unternehmens eingeholt, die Ausführung derselben gelobt, und die Zusage der größtmöglichsten Unter-

stützung erhalten, wogegen ich natürlich die bisherige Geheimwirthschaft aufgebe und die Directionen jener Vereine über den Zustand der Theater-Finanzen stets in Kenntniß erhalte. Ich darf also hierauf gestützt ein gutes Personal für Oper und Schauspiel getrost engagiren." So ist es nun aber leider nicht gekommen, der Director hat ohne den Rath der einflußreichsten Theaterfreunde einzuholen einen Beschränkungs-Versuch gemacht, und damit sofort die Zuneigung des Publikums verscherzt. Es mußte gleich der (vielleicht irrige) Gedanke entstehen — es ist dem Manne nicht um die Kunst, sondern um die Kasse zu thun. Die nachtheiligen Folgen ließen sich dann leicht voraussehen, denn so leicht in Bremen Unterstützungen fließen, wenn die rechte Seite angeregt wird, so vorsichtig und unwillig zieht das Publikum sich zurück, sobald die Furcht einer Ausbeutung entsteht.

Die Hauptfrage ist nun aber — was muß geschehen, um das gute Vernehmen zwischen der Direction und dem Publikum wieder herzustellen? Einige Worte darüber mögen, da der heutige Artikel sonst zu lang wird, ein andermal gesagt werden. Vor allen Dingen wäre aber die musikalische Hälfte des Publikums mit der Versicherung zu besänftigen, daß die diesmalige „Beseitigung" der Oper baldmöglichst wiederum beseitigt werden solle. Die Entfernung der Oper ist wider den Zeitgeist, und dergleichen gelingt keinem Könige, viel weniger einem Theater-Director.

* Neues Kunstproduct.

(Eingesandt.)

In diesen Tagen ist ein geschickter Künstler mit einer neuen Art von Wagen, welchen derselbe, nach einer ganz neuen Idee, in einer nahegelegenen Residenzstadt hat verfertigen lassen, in einem hiesigen Gasthause angekommen, auf welchem sehr sinnreich alle Tage im Jahre, durch eine, im Lichtglanze hervortragende Farbe in besonderen Ziffern verdeutlicht sind; durch diese sind wiederum diejenigen Tage im Jahre, welche von gewissen Personen zu Gratulations-Tagen gewöhnlich benutzt werden, in einer zierlichen Einfassung besonders bemerklich gemacht; daher ist derselbe für Kunstliebhaber und Wagenbauer ein sehr sehenswerther Gegenstand. Der Künstler beabsichtigt, mit demselben in den ersten Freimarktstagen hieselbst, ein nach Art der alten Römer zu veranstaltendes Kunstrennen abzuhalten, wobei derselbe während dem stärksten Laufen der Pferde, auf dem zu diesem Zwecke mit Schwungkraft angebrachten Kutscherssitze, und natürliches Einfallen der Wagenräder in zufällige Vertiefungen, mehrere geschickte Kunstschwenkungen in der freien Luft ausführen, auch sodann zeigen wird, wie man in dieser Art Wagen, im Fall durch zu schnelles Laufen der Pferde, Lebensgefahr für die Fahrenden hierdurch entstehen sollte, mit leichter Mühe durch einen nur kurzen Sprung aus denselben sich aller weitern Gefahr entziehen kann.

Christeinicke's Vorlesungen.

Mit aufrichtiger Freude liest Ref. so eben in den heutigen wöchentlichen Nachrichten, daß Herr Karl Christeinicke aus Lübeck den vielfach an ihn ergangenen Aufforderungen nachkommen und am Sonntag und Montag Abends im Museo noch zwei Vorträge über Elektromagnetismus, Magnete-Elektricität und Galvanismus halten will, und kann er nicht umhin, diejenigen darauf aufmerksam zu machen, die bisher abgehalten wurden Herrn Christeinicke's Vorlesungen zu besuchen. Jedem, der Antheil nimmt an den Erfindungen und Entdeckungen im Reiche der körperlichen Natur, dem es daran gelegen ist, tiefere Blicke zu thun in das seltsame, erstaunenswerthe, ja unbegreifliche Leben derselben, müsse ja nicht die schöne Gelegenheit vorüber gehen lassen, seine Kenntnisse zu bereichern, und sich einen wirklichen Genuß zu bereiten; jedes Verlangen über Magnetismus, Galvanismus, Electricität ꝛc. sich Belehrung zu verschaffen, wird befriedigt werden.

Zu dem Interessantesten gehören unstreitig die mit dem von Herrn Christeinicke selbst verfertigten electro-magnetischen Telegraphen angestellten Experimente, dem ersten, der aus dem Norden Deutschlands hervorgegangen, und ist es gewiß sehr angenehm, eine Entdeckung selbst kennen zu lernen, von der uns bislang nur Zeitungs-Nachrichten erzählten und die doch von so hohem, wissenschaftlichen Werthe ist, da sie in das Leben der Völker und Staaten so lebendig eingreift.

Die Maschinen und Apparate sind mit der größten Sauberkeit und Eleganz, meistens von Hrn Christeinicke selbst gebaut; seine Vorträge sind gründlich und deutlich, und zeugen von einer ausgezeichneten Kenntniß der Physik; die an ihn gestellten Fragen beantwortet er aufs Freundlichste, und so kann Referent diese, seine kurz hier ausgesprochene Ueberzeugung von dem liebenswürdigen talentvollen Künstler nur mit dem Wunsche schließen, daß er uns seine künftigen Erfahrungen mittheilen und ihm überall die lebhafteste Anerkennung und Aufmunterung werden möge für sein Streben und sein Wirken.

Bremen, den 8. October 1841. U.

Auflösung der Charade in Nro. 79.

Stegreif.

Miscellaneen.

(Breslau.) Bei der am 13. und 14. Sept. in Breslau stattgefundenen Illumination bemerkte man einige originelle Inschriften. So zeigte ein Transparent einen Adler und Kanonen mit der Unterschrift: **Ultima ratio regum.** Ueber einem Tischlerschilde war eine illuminirte Tafel mit zwei Kronen und der Unterschrift angebracht:

Welten-Vater,
Hort und Rather,
Schütze du den Landesvater.
Betrieb ja auch des Gewerkes Kunst,
D'rum stehen wir Alle in seiner Gunst,
Er hoble
Noble.

Auf einem andern Transparente waren die Gesetztafeln (die zehn Gebote), von hellen Wolken umgeben, gegeneinander gelehnt dargestellt, und darunter diese Worte:

Die beste Konstitution
Gab Gott der Herr vom Himmelthron,
Der König, der die kennt und hält,
Der allerbeste ist der Welt.

Am Eingang der äußern Sandstraße las man die naiven Verse:

Wie der Baum den Boden liebt,
Der ihm Kraft und Nahrung giebt,
So liebt seinen König treu
Samuel Baum, Sand Nr. 2.

(Waadt.) Professor Colladon beschäftigt sich jetzt mit neuen anziehenden Versuchen über die Verbreitung des Schalls unter dem Wasser. Er hat jetzt ein eigenes Instrument, gleichsam ein Teleskop des Tons, erfunden und damit die genauesten Versuche gemacht. Es besteht in einem Gefäß aus ganz dünnem Metall, unten verschlossen, oben offen. Dieses wird ins Wasser gesetzt und an dasselbe schlägt der Ton aus den Wellen vernehmlich an. So braucht der Beobachter nicht unter dem Wasser zu sein, sondern sitzt ruhig in seinem Kahn, mit dem Ohr an dem Instrument, das aus dem See die Tonschwingungen aufnimmt, die sich mit der Geschwindigkeit von drei Secunden auf eine Meile verbreitet, also 4½ mal schneller als die atmosphärische Luft, in der der Ton auf eine Meile dreizehn Secunden braucht. Um einen solchen Messungsversuch zu machen, läßt Prof. Colladon in der Nacht eine Pulverflamme in dem Augenblick aufblitzen, wo ein starker Schlag an eine im Wasser aufgehängte Glocke geschieht, er selbst aber beobachtet dieses Signal in der Entfernung mehrerer Meilen. So wie er das Feuersignal sieht, läßt er den Zeiger seines Chronometers fortgehen, kurz darauf schlägt der schnell im Wasser fortgegangene Ton an das metallene Gefäß und in diesem Augenblick wird der Zeiger wieder angehalten, wo sich dann auf das genaueste die Zeit zeigt, welche der Ton vom Signal bis zum Ton-Teleskop durchlaufen hat. Colladon zweifelt nicht, daß man auf diese Weise bei günstigen Umständen auf 50 bis 60 Meilen weit im Meer mit einander communiciren könne, also in einer Entfernung, wo bisher alles Signalisiren unmöglich war.

(Gelehrte auf Reisen.) Die Herren Gelehrten können sich nicht mehr beklagen, daß sie zu viel am Studirtisch sitzen müssen, denn an Gelegenheit, Ausflüge in die Welt zu machen, fehlt's ihnen nicht. Die Herren Naturforscher und Aerzte amüsiren sich in Braunschweig, die Herren Philologen und Schulmänner kutschiren nach Bonn, die Herren Geistlichen aus Preußen, Sachsen, Altenburg und Anhalt haben einen großen Convent in Halle abgehalten, die Herren Apotheker sind noch in Braunschweig beisammen und die Herren Forst- und Landwirthe kaum von Doberan zurückgekehrt, wohnen schon wieder mehren kleinen Vereinen in Reußenland und Preußen bei. Nur die Herren Juristen kommen nicht zusammen, ob sie wohl auch nicht das ganze Jahr hinter den Acten sitzen.

(Mission aus Amerika.) Die Amerikaner können doch mehr als Geld erwerben. Aus den vereinigten Staaten, wo eine Gesellschaft zur Verbreitung des christlichen Glaubens besteht, hat man Missionaire nach Mesopotamien geschickt, welche da sehr glücklich lehren und bekehren sollen. Es sind zwei Geistliche, von denen sich der Eine in der Hauptstadt Mesopotamiens, Mossul, aufhält, der Andere aber sich in die Gebirge zu den rohesten Bewohnern begeben hat. Ein Interesse für Verbreitung des christlichen Glaubens in Amerika ist allerdings eine seltene Merkwürdigkeit.

(Reliquien von Schiller.) Dem Hrn. Regisseur Düringer, Mitglied des Schiller-Vereins in Leipzig, ist es durch die Vermittlung des Hrn. Schauspielers Döring gelungen, dem Vereine einige werthvolle und interessante Reliquien von Schiller zuzuwenden. Das Haus in Gohlis (bei Leipzig) nämlich, welches Schiller bewohnte, ist jetzt genau ermittelt worden und soll den 16. November durch eine Tafel bezeichnet werden. Auch das Zimmer, in welchem der Sänger das Lied an die Freude dichtete, ist noch vorhanden und dafür sind die Gegenstände bestimmt, die Herr Oberförster v. Schiller zu Lorch, jetzt der einzige noch lebende Sohn des Dichters, dem Vereine ausgeantwortet hat. Schiller's Erben wurden von ganz Europa um den Nachlaß des großen Todten geplündert. Nur wenig ist ihnen übrig geblieben und die Gabe erhält daher doppelten Werth. Sie besteht in einem Buche, in welches Schiller selbst den Titel schrieb, in einigen Blättern Manuscript zu „Don Karlos" und in einer Weste, die der Dichter getragen.

(Consumtion in der Stadt London.) Die Riesenstadt London verbraucht jährlich hundert und funfzig Millionen Apfelsinen; das Wasser muß ihr aus einer Entfernung von 20 (englische) Meilen zugeführt werden, und zwar täglich für die 200,000 Häuser 30 Millionen Gallonen. Acht Gesellschaften haben diese Wasserversorgung übernommen. Sonst wurde das Was-

fer durch Wasserträger in die Stadt gebracht; wollte sich London noch jetzt auf diese Weise versorgen, so würden kaum 800,000 Wasserträger hinreichen und die Kosten sich auf 70 Millionen Thaler belaufen, während man jetzt das Wasser für etwa 2 Millionen Thaler erhält. Milch braucht London jährlich 36 Millionen Litres, Butter 22 Millionen Pfund und Käse 30 Millionen Pfund. Die beiden letzteren Gegenstände, so wie die Millionen Eier werden ihm aus allen Welttheilen zugeführt. Zur Erzeugung des Gemüses und der Früchte, die sogleich genossen werden müssen, weil sie keinen weiten Transport vertragen, wie Kirschen, Erdbeeren ꝛc., sind in der Nähe von London funfzehntausend Acker Land verwendet, die ihren Besitzern jährlich 20 Millionen Thaler einbringen. Fleisch braucht London jährlich 2 Millionen Zentner oder für 84 Millionen Thaler und überdies mehr als 150,000 Tonnen (à 20 Centner) Fisch.

(Opitz und der Räuber.) In Leipzig lebt ein alter Theaterarbeiter mit Namen Köhler, der schon vor längerer Zeit sein funfzigjähriges Jubiläum feierte, bei welcher Gelegenheit ihn die Mitglieder der hiesigen Bühne beschenkten. Köhler hatte einst in den „Räubern“ Schiller's erste Statistenrolle, als der bekannte Opitz den Karl Moor gab. Es war in der Scene im Walde, wo der Hauptmann seine schlafende Bande durch einen Pistolenschuß weckt, den er mitten unter sie tretend, abfeuert. Alle springen plötzlich auf. Ein einziger Räuber bleibt regungslos am Boden liegen, wie zornig auch der Held auf ihn herabblickt. „Was, zum Teufel“, murmelt Opitz endlich auf den Seinigen hinab, „sind sie taub? warum scheren Sie sich nicht fort?“ — „Ich kann nicht,“ entgegnete der Liegende mit kläglicher Stimme, „Sie stehen ja auf meinem Zopfe, Herr Opitz.“ Die gezwungene Haltung des nur bald emporgehobenen Kopfes machte den Zwang, den der Räuber erlitt, vollkommen deutlich und man kann sich denken, mit welcher Heiterkeit die Zuschauer dies komische Zwischenspiel aufnahmen. Der greise Köhler trägt zwar noch heute seinen Zopf. Uebrigens ersieht man aber selbst aus diesem Beispiele, wie gut es ist, daß wir die Zopfzeit so ziemlich hinter uns haben.

(Hunds- statt Rehbraten.) Die neueste Nummer der Berliner kriminalistischen Zeitung erzählt aus der Kriminal- und Polizeichronik der Residenzstadt Berlin den unlängst dort vorgekommenen Verkauf eines Hunds- statt eines Rehbratens. Ein ehemaliger Wildhändler hatte durch einen Arbeitsmann einen solchen Hundebraten für 3 Thlr. an die Frau eines Kochs verhandelt. Der Koch bemerkte jedoch nach den Zuhausekunft, daß es mit dem Braten nicht seine Richtigkeit habe. Die Polizei wurde herbeigezogen, ließ den Braten anatomiren, und trotz des kunstgerecht wie ein Rehziemer zugerichteten Fleisches erwies sich die Abstammung von dem Hunde. Der Wildhändler und sein Gefährte wurden beide als Betrüger vermrtheilt und beiden wird der Handel mit Hunds- statt Rehbraten fürs Erste einigermaßen verleidet worden sein.

(Titelkrähwinkeleien.) Die „verwittwete königliche Leibvorreiterin Paul“ wurde vam Stadtgericht zu Spandau vorgeladen. Kein Puff! In Nro. 179 der berliner Vossischen Zeitung ist die Ankündigung zu lesen.

(Anekdote.) Bei dem Garnisonswechsel eines Reiterregiments gab eine verlassene Schöne ihren Empfindungen folgende Worte:

„Ich weine glühende Lava
ich platz vor Herzeleid,
Weil mein geliebter Cavalerist gezogen weit.“

(Das Musikfest in Hamburg.) Das diesjährige große Musikfest in Hamburg soll jedes bisherige an Pracht und Glanz übertroffen haben. Gegen 65,000 Mark betrug die Einnahme und gegen 80,000 die Ausgabe. Dafür konnte man schon Pracht und Glanz entwickeln! Die Einrichtung der Kirche kostete über 2100 Mark, die der Festhalle über 17,000, die Bewirthung über 18,000 und die Elbfahrt über 2000 Mark. Die 161 Geschäftsführer haben nun das Vergnügen, das Deficit zu decken, was sie gern gethan und nicht gebettelt haben bei Leuten, die dabei wenig oder gar nicht interessirt waren, wie dies neulich in einem norddeutschen Krähwinkel vorgekommen ist.

(Deutscher Lehrstuhl in Paris.) Die Franzosen zeigen doch Respekt vor uns Deutschen. Louis Philipp hat ja, was vermuthlich sehr wichtig ist, mehrere Orden nach Deutschland geschickt, Thiers ist in Deutschland umher gereist und das **Collège de France** in Paris errichtete einen Lehrstuhl für deutsche Literatur und besetzte ihn mit Philarète Chasles, demselben, welcher das Deutsche: „Jean Paul ist in Hof geboren“, mit „**à la cour**“, „am Hofe“ übersetzt hat. Die Franzosen mögen nun denken, Jean Paul sei ein heimlicher Fürstensohn.

(Petersburg.) Um Freier offen zu benachrichtigen, hatte eine reiche Kaufmannsfrau in Petersburg bei der jährlichen Brautschau im Sommergarten ihre Tochter, wie folgt, aufgeputzt. Sie trug sechs Dutzend vergoldete Theelöffel an goldenen Schnüren am Hals, darüber zwei Reihen ächter Perlen, in dem Gürtel steckten drei Dutzend vergoldete Eßlöffel und vorn und hinten kreuzweise zwei große Punschlöffel.

(Komische Bemerkung eines Diebes.) Bei einem Berliner Schauspieler brach ein Dieb Abends während der Theaterzeit ein. Nachdem er alle Spinden geöffnet und vergebens nach Sachen von Werth (waren keine Kränze da?) gesucht, entfernte er sich. Der Schauspieler fand bei seiner Rückkehr einen Zettel auf dem Tische liegen, auf welchem folgende Worte standen: „Schämen Sie sich, keen Groschen Geld im Hause zu haben!“

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 81.

Bremen, Sonntag den 10. October 1841.

Gestorben:

Nro. 892. Den 6. October. Des Dr. juris u. Notars Georg Heinrich Wedemeyer Sohn (todtgeb.); Obernstr. Nro. 2.

— 893. Den 6. — Des Arb. Christian Lorenz Sohn, ¾ Jahr; Hastedt.

— 894. Den 7. — Des Buchhalters Ernst Friedrich Backhoff Tochter, 2¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 180.

— 895. Den 7. — Des Landmanns Diedrich Hagens Tochter; 7 Tage; Steinthor Nr. 21.

— 896. Den 7 — Der Arb. Joh. Caspar Schiermann, 84 Jahr; gr. Krummenstr. Nr. 3.

Nro. 897. Den 7. — Des Arb. Joh. Heinrich Eschenberg Tochter, 1¼ Jahr; Lammers Hof Nr. 4.

— 898. Den 7. — Der Miethkutscher Joh. Meyer, 58 Jahr; gr. Hundestr. Nr. 22.

— 899. Den 8. — Des Arb. Hinr. Meincken Sohn, ¾ Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 80.

— 900. Den 8. — Des Cigarrenmachers Diedrich Fienemann Tochter, 5 Jahr; Walldammstraße Nr. 13.

— 901. Den 8. — August Kiensen, 4 Monat; Lawesgang.

— 902. Den 8. — Anna Margar. Lohmann, 61 Jahr; hinterm Brill Nr. 1.

Geburten:

Nro. 1196. Den 5. October. Des Trödlers Christ. Schlüter Ehefr., geb. Wiese, Steinthor Nro. 57; von einem Mädchen.

— 1197. Den 5. — Des Küpermeisters Herm. Wilh. Meyerholt Ehefr., geb. Dornau, gr. Rosenstraße Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1198. Den 5. — Des Arb. Albert Wierenberg Ehefr., geb. Hackemeyer, Düsternstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

— 1199. Den 5. — Des Kuchenbäckers Martin Engelbert Friedrich Weber Ehefr., geb. Heyde, Geeren Nro. 37; von einem Mädchen.

— 1200. Den 5. — Des Küpergesellen Lüder Barre Ehefrau, geb. Stradtmann, Alarmstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 1201. Den 6. — Des Sperreinnehmers Joh. Conrad Wetzestein Ehefr., geb. Schalck, Osterstr.; von einem Mädchen.

— 1202. Den 6. — Des Cigarrenmachers Ludolph Heinr. Guth Ehefr., geb. Kreyenhop, im Runken Nr. 1; von einem Knaben.

Nro. 1203. Den 6. — Des Dr. juris und Notars Georg Heinr. Wedemeyer Ehefr., geb. v. Sommer Obernstraße Nr. 2; von einem todten Knaben.

— 1204. Den 6. — Des Ausladers Friedrich Woltmann Ehefr., geb. Kahlenberg, Steinthor; von einem Knaben.

— 1205. Den 7. — Des Cigarrenmachers Anton Wilh. Wendt Ehefr., geb. Göber; Neuen Markt Nr. 23; von einem Knaben.

— 1206. Den 7. — Des Küpergesellen Thomas Dege Ehefr., geb. Lindemann, auf den Häfen Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1207. Den 8. — Des Arb. Joh. Rotermund Ehefr., geb. Knoop, Hastedt Nr. 26; von einem Knaben.

— 1208. Den 9. — Des Schneiders Johann Heinrich Conrad Giesecke Ehefr., geb. Bierau, Theerhof Nr. 49; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 421. Der Gastwirth Berend Hagens und des verst. Gastwirths Christoph Könecken Wittwe, Kunigunda, geb. Herklotz hieselbst.

— 422. Der Buchbinder Heinrich Friedrich Reh zu Hoya und Betty Gerlach hieselbst.

— 423. Der Cigarrenmacher Alb. Heinr. Ludwig Horstmann und Anna Marie Sophie Catharine Schierholz. Beide von hier.

— 424. Der Schenkwirth Henrich Philipp Sander und Maria Catharina Fricke. Beide von hier.

— 425. Der Cigarrenfabrikant Friedrich Hermann Wehausen und Caroline Wilhelmine Lisette Schröder aus Gresebilde, Amt Holzenau.

426. Der Cigarrenmacher Johann Gerhard Wilhelm Klingener und Anna Maria von der Weyde hieselbst.

— 427. Der Cigarrenmacher Hermann Abraham Eggers und Sophie Dorothea Bente.

— 428. Der Cigarrenmacher Johann Hartmann Schoecke und Margaretha Elisabeth Windhorn. Beide von hier.

— 429. Der Cigarrenmacher Heinrich Fahrenholz und Rosa Lüntzmann, genannt von Bargen, aus Ottersberg.

Nro. 430. Der Cigarrenmacher Heinr. Tietjen und Henriette Johanne Bremer. Beide von hier.

— 431. Der Mechanicus Friedr. Wilh. Walter und Anna Sophie Louise Teusch aus Meer, Amt Bruchhausen.

— 432. Der Gärtner Johann Heinr. Malusius und Anna Margaretha Pentermann aus Holzhausen, Amt Wildeshausen.

— 433. Der Musicus am Buntenthorsteinwege Albert Diedr. Schütte und Anna Rebecca Brecm hieselbst.

— 434. Der Anruderer Chr. Aug. Peter Helmcke und Anna Maria Louise Christina Wollbrink aus Herfort.

— 435. Der Matrose Harm Jansen Harms und Anna Arnecke hieselbst.

— 436. Der Höcker Friedr. Glahr und Anna Margaretha Wiese aus Hatten.

— 437. Der Tischler am Buntenthorsteinwege Johann Adam Brechtelsbauer und Catharina Maria Rosche aus Wildeshausen.

— 438. Der Fuhrmann Joh. Hinrich Kroeger und Anna Margaretha Wentzel hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 82.

Bremen, Donnerstag den 14. October 1841.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Ein souveränes Glied von jenen Republiken,
Wo in dem Ganzen wir nur Zwist und Dunst erblicken.

Die zweite Sylbe.

Von hohem Werthe bald, und bald auch nichts im Leben,
Vermag mich dennoch nicht der Stärkste oft zu heben.

Das Ganze.

Was vor Jahrtausenden im Strom der Zeit verschwunden,
Wird häufig nun schon längst am Strand des Meers gefunden.

Des Vaters Degen.

(Fortsetzung.)

4.

In einem höchst eleganten Boudoir saß eine überaus geschmackvoll und mit der gewähltesten Eleganz gekleidete Dame von mittlerer Größe nachlässig auf ihrem Fauteuil, und schien mit sichtlichem Verdruß einen großen, starken Mann, der sich auf eine höchst vertrauliche Weise über den Fauteuil zu ihr hinabgebeugt hatte, anzuhören. In dem Gesichte dieses Mannes, so wie in dessen Wesen und Benehmen spiegelte sich unverkennbar hochfahrender Uebermuth, verbunden mit plumper Gemeinheit und einer gewissen wüsten Schlaffheit, wie sie den epikuräischen Schwelgern gewöhnlich eigen zu sein pflegt. Sein mit der reichsten und geschmacklosesten Stickerei von oben bis unten ganz bedeckter Rock, die ihm über die Achsel, gleich einem Ordensbande, hängende National-Schärpe, so wie sein gespreiztes und gebieterisches Benehmen lassen uns gleich in ihm einen der bedeutendsten und einflußreichsten Männer der sogenannten Republik vermuthen.

„Sie kennen ja, meine Liebe, das Delikate meiner Stellung und die mannigfachen Rücksichten, die ich zu nehmen habe", sprach dieser wichtige Mann zu der Dame, die unmuthig ihr Gesicht von ihm weggewandt hatte; „wissen, wie man sich schon über die wenigen und frohen Stunden, die ich bei Ihnen, meine theure Josephine, genieße, lustig macht." Hier schwieg er, und schien auf eine Antwort Josephinens zu warten.

„Zwar ist es nur zum Lachen für mich, was diese Gimpel schwatzen„, nahm er wieder das Wort, als Jene bei ihrem Schweigen beharrte, „aber man darf doch nun einmal der öffentlichen Meinung nicht trotzen, und zwar um so weniger, je höher man steht, und je mehr Aller Augen auf uns gerichtet sind!" — Er hatte dies mit erhobener Stimme gesprochen.

„Die hohe Würde, die ich im Staate bekleide", unterbrach er das von Neuem eingetretene drückende Schweigen, „legt mir insbesondere, theuerste Josephine, schwere Pflichten auf. Es zerreißt mir das Herz, aber sagen mußt' ich es Ihnen doch einmal! Wir werden uns auf eine Zeitlang von einander trennen müssen. Seien Sie aber versichert, ich werde stets Ihr erster und treuster Freund bleiben."

„Wozu so viel Worte über eine ganz einfache Sache, Barras! unterbrach hier Josephine mit einigem Ungestüm ihr seitheriges Schweigen. „Sie haben nur zu befehlen, und an mir ist das Gehorchen."

„Nicht diesen Zorn, theuerste Freundin!" suchte der Diktator die Zürnende zu beschwichtigen. „Muß ich auch Ihren Umgang eine Zeitlang um dieser Kläffer willen meiden, so werde ich Sie sicher mit den Augen der Freundschaft hüten!" fügte er mit Emphase hinzu, Josephinens Hand fassend.

„Versprechungen sind wohlfeil", sprach diese bitter, ihm zugleich ihre Hand entziehend; „ich kenne Jemand, der mir, es ist noch nicht allzu lange her, die Ehe versprochen hat. Er war freilich damals noch kein vornehmer Herr. Und was wird nun, da er ein vornehmer Herr geworden ist, aus seinen Versprechungen? So ganz sind sie in Vergessenheit bei ihm gerathen, daß er mir nicht einmal mehr das langweilige Vergnügen seiner Besuche gönnen will, aus Besorgniß, ich möchte ihn wohl gar beim Worte halten!" — und sie brach bei diesen Worten in Thränen aus.

Barras bemühte sich lange vergeblich, sie durch Bitten und Liebkosungen zu beschwichtigen. Endlich war es ihm doch einigermaßen gelungen; Josephine trocknete ihre Thränen, und überließ ihre zarte, sanfte Hand dem Diktator, der sie mit seinen Küssen bedeckte, überglücklich, daß es ihm so bald gelungen war, dieser für ihn peinlichen Scene ein Ende zu machen.

Josephine, in deren heißblütigem Wesen — sie war in St. Domingo geboren — die schroffsten und jähsten Uebergänge von einem Extrem zum andern lagen, die in dem einen Augenblick die Trostlosigkeit selbst und in dem andern vor Freude außer sich sein konnte, war jetzt wieder überglücklich über die galanten Schmeicheleien und zärtlichen Liebkosungen des mächtigen Diktators.

(Die Fortsetzung folgt.)

Athen vor acht Jahren und jetzt.

(Schluß.)

Die Akropolis ist jetzt von dem Schutt, mit dem sie bedeckt war, gereinigt; mehrere Alterthümer sind während der Aufräumung entdeckt worden. Das Parthenon ward von den modernen Gebäuden, die es umringten und entstellten, befreit; seine Säulen wurden aufgerichtet und wieder hergestellt, seine Treppen gereinigt. Das Erechtheion wird restaurirt und das von Lord Elgin weggeführte Standbild durch ein anderes, verfertigt nach dem Muster der unversehrt gebliebenen, ersetzt. Auch der Tempel der Minerva Pales erhebt sich aus seinen Ruinen; er war während des letzten Kriegs durch eine Bombe zerstört, und die ganze Familie des Verräthers Kuras unter seinen Trümmern begraben worden. Die Akropolis wird von Invaliden bewacht. Ein Suliot, mit starkem grauen Barte, diente mir als Führer; er geleitete mich, als ich eben zurückkehren wollte, an einen Vorsprung der pelasgischen Mauer und erklärte mir von hier aus das herrliche Panorama, das unter uns ausgebreitet lag. „Da liegt unsere Königsstadt, sagte er; dem Himmel sei gedankt, daß ich lange genug lebte, um sie aus ihrer Asche erstehen zu sehen. Nicht vergeblich ist mein Blut geflossen im Kampfe wider die Türken."

Im Bazar zündete man eben die Lampen an, und die Stadt ward allmählig belebter. Dem Schweigen des Tages folgte der Lärm des Abends, und die Bewohner, welche die Schwüle des Tages in ihren Häusern zurückgehalten hatte, traten ihre Spaziergänge in den Straßen an. Die hier angenommene Lebensweise ist orientalisch, mit einer gewissen Beimischung deutscher Sitten. So sind die Tagesgeschäfte so abgetheilt, daß die Hauptmahlzeit um Mittag eingenommen wird, gleich als befände man sich mitten in Deutschland. Auch in andern Beziehungen übte die Anwesenheit der Deutschen, trotz des Hasses der Griechen gegen alle Fremden, einen merkbaren Einfluß auf die Lebensweise der eingebornen Bevölkerung. So haben z. B. die griechischen Frauen gelernt ihrem Hauswesen größere Aufmerksamkeit zu widmen, und gehen zum Einkauf von Lebensmitteln häufig auf den Bazar. Heirathen zwischen Deutschen und griechischen Mädchen kommen häufig vor. Die religiöse Feier derselben wird im Stillen vollzogen, weil die heilige Synode dem Clerus die Ertheilung des Segens bei einer solchen Verbindung mit einem „Ungläubigen" untersagt hat. Die Griechen heirathen selten europäische Frauen, und zwar bloß darum, weil man diese selten findet; diejenigen, denen es an einem Mann fehlt, würden daher durch ihre Uebersiedelung nach Athen eine gute Speculation machen, da sie eine gesuchte Waare sind. Ebenso selten sind Bediente, die mit 30 bis 35 Franken per Monat bezahlt werden, was in Griechenland viel sagen will. Arbeiter ste-

hen hier gut; der Preis der Arbeit ist der doppelte des Materials und besonders deutsche Arbeiter sind gesucht. Locanden giebt es in Fülle, aber nur wenige empfehlenswerthe. Eine der besten ist das deutsche Hôtel Pullmann. Wer orientalische Küche liebt, geht in griechische Wirthshäuser, deren Eigenthümer Malteser sind: da kann man die Colocynthia, geröstetes Arin (Lammfleisch), Pamies und andere Nationalgerichte bekommen. Die Weinschenken vermiethen häufig einen Theil ihrer Räumlichkeiten an Handwerker jeder Art: so sieht man Schneider, Schuhmacher, Uhrmacher und Weber, alle ruhig ihrem Beruf obliegend, unter einem und demselben Dache und ganz nahe neben einander. Kaffeehäuser giebt es in großer Menge. Das glänzendste befindet sich in der Aeolusstraße, ein anderes wird von einem Schweizer, Namens Robert, einem gebornen Berner, gehalten, und seit kurzem concurriren ein Grieche und ein Malteser mit ihm. Dies Geschäft ist sehr vortheilhaft: von früh Morgens bis tief in die Nacht sind die Kaffeehäuser mit Menschen angefüllt, welche Domino und Billard spielen, die Zeitungen lesen und politisiren — das große Steckenpferd der heutigen Athener. Mit der Rückkehr der Freiheit sind auch die Schwätzer der Agora wieder aufgetaucht. Jeder bis zum ärmsten Schuhflickerlehrling herab, hält sich berechtigt seine Meinung über Staatsangelegenheiten abzugeben, und dieses Fieber wird von zahllosen Zeitungen genährt.

In dem Maaße, als der Staat sich organisirt und an Kraft und Ordnung gewinnt, wird das Eigenthum sicherer, werden die Handelsverbindungen zahlreicher und ausgedehnter. Besonders heimgesucht wird Athen von den Touristen: täglich kommen neue Engländer an, die mit einem Leitfaden und Reisekarten versehen, unter den Säulengängen herumdämmern und die Denkmäler des Alterthums besichtigen. Auch der Geschmack für die Künste wird gepflegt: die italienische Oper ist sehr besucht, und in wohlhabenden Familien pflegt man der Musik. Jeden Sonntag versammelt sich das Musikchor der Garnison außerhalb der Stadt, um Ouverturen, Cavatinen ꝛc. auszuführen — Concerte, die viele Leute anziehen.

---

* Würtembergisches Volksfest.

Zu den Nachrichten, welche die Zeitungen bereits über das Fest veröffentlicht haben, können wir unsern Lesern aus einem gütigst mitgetheilten Privat-Briefe noch folgende interessante Details geben:

„Am 25. und 26. Sept. war es so schlechtes Wetter, daß Alles betrübte Gesichter machte und für die Festtage fürchtete, doch der 27ste, des Königs Geburtstag brach an, die Wolken waren verzogen und die liebe Sonne beschien hell die festlich geschmückte Stadt. Früh am Morgen verkündete der Donner der Kanonen und die Musik des Militairs und der Bürgergarde den Geburtstag des geliebten Landesvaters, und die Bevölkerung strömte auf die Straßen, um die Verzierungen der Häuser und Plätze zu schauen. Alle Thore, festlich geschmückt, begrüßten die ohne Unterbrechung in ganzen Reihen ankommenden Fremden, die Zahl derselben mag, nicht übertrieben, wohl 70,000 überstiegen haben, ein jeder Einwohner hatte sich eingeschränkt, um für die Festtage ein oder mehrere Zimmer abzugeben, die Wirthe hatten sich schon seit geraumer Zeit vorgesehn und Hôtel Marquardt unter andern mehr wie 200 Zimmer außerhalb gemiethet; von den Thürmen wehten die Würtembergischen Farben, roth und schwarz, alle öffentlichen Gebäude, alle Häuser, selbst in den entlegensten Straßen waren geschmückt mit den schönsten Verzierungen, die Jedem sein eigener Sinn eingegeben, oder ein Künstler angerathen hatte, mit Blumen und Früchten, Kränzen, Laubwerk, bunten Tüchern, Fahnen, Gemälden und Bildhauerarbeit, mit Portraits, Büsten und Namenszügen des Königs, mit Gegenständen des Gewerbefleißes, goldenen Verzierungen und frischen Eichenzweigen; ein buntes Gemälde in allen Farben, im verschiedenartigsten Geschmacke im Einzelnen, im Ganzen aber von der schönsten und größten Wirkung, und ein Ausdruck der herzlichsten Gesinnung, die auch um so herzlicher und gesteigerter war, als die Zeitung Tags vorher den Gnadenact des Königs brachte, eine allgemeine Amnestie für alle politischen Gefangenen, die allein vom König ausging, wovon kein Minister etwas gewußt und die er dem Staatssecretair in die Feder dictirt. Viele Gebäude trugen eine ihrer Bestimmung entsprechende Decoration, so das Kriegsministerium, die Kasernen, die Hauptwache ꝛc. Der Mittelpunct des Ganzen, um den sich Alles drängte, war die Festsäule in der Mitte des äußern Schloßplatzes, bei der eine Ehrenwache der beiden Bürgergarden aufgestellt war, die Morgens früh enthüllt wurde. Am Eingange und Ausgange des Platzes standen auf 19 Fuß hohen Piedestalen mit bekränzten Friesen

9 Fuß hohe Figuren mit Attributen: Merkur, in den Händen den Schlangenstab und den Zollvereins-Vertrag, Apolline mit Leier und Schriftrolle, Landmann mit Sichel und Garbe und weibliche Gestalt mit Weberschiff und Garnstrang. Die Grundform der Festsäule in der Mitte bildete ein Achteck. Die auf 2 Stufen ruhende Basis schmückte ein heraldisches Band: die Wappen sämmtlicher 64 Oberamtsstädte. Auf 2 Stufen des Achtecks erhebt sich der Sockel, welcher auf 4 Hauptseiten ein die Säule unterstützendes Kreuz bildete. Auf der Fläche dieser vier Stützpunkte ruhten auf großen Armaturstücken 4 Victorien, die mit der einen Hand neben dem Siegeszweig eine Schrifttafel hielten, mit der andern die Namen der Schlachten bezeichneten, welche der König als Kronprinz siegreich kämpfte als Brienne, Paris, Montereau und Fère Champenoise, Epinal und Sens, Bar an d. Aube, Arcis an d. Aube und Straßburg. Zwischen den Victorien erschienen auf der einen Fläche 4 Inschriften: „Dem furchtlosen Streiter in Krieg und Frieden für Deutschlands Ehre und Recht. Dem edlen deutschen Fürsten, der dem Bürger die Hand gereicht zum Landes-Grundvertrage. Dem treuesten Freund und Wohlthäter seines Volkes. Dem geliebten Könige, seine dankbaren, alleweg beständigen Würtemberger" Ueber den Victorien erschienen an den 8 Seiten eben so viele Medaillons, die die wohlthätigen Einrichtungen, mit welchen der König während einer 25jährigen Regierung sein Volk beglückt hat, bezeichneten. Auf diesen 8 Gedächtnißmünzen lag, sie unter sich vereinend, ein Lorbeerkranz, geschmückt mit den Namens-Chiffern des Königs in 8facher Wiederholung. Aus diesem Kranze wuchs der achtseitige Säulenstamm empor, 85 Fuß hoch, an welchem eine üppige Zier hinaufrankte. Das Capital zierten Zweige des Oelbaums, aus welchem 8 Füllhörner mit mancherlei Früchten sich emporwanden. Ueber dem Capital schwebte ein Genius, eine Tafel XXV. hoch emporhaltend.

Der König soll bestimmt haben, daß diese Säule in Marmor ausgehauen werden solle, und auf dem Wilhelmsplatze dann aufgestellt werde.

Am Morgen war große Cour. Mittags Familien-Tafel, große Marschallstafel im Schloß und Diner bei allen Ministern. Abends Fest-Theater bei brillant erleuchtetem Hause. Keine Stecknadel konnte zur Erde fallen, so voll war das Haus, mehrere Tausend haben nicht hineingekonnt. Der König wurde mit einem donnernden Hurrah empfangen, das gar kein Ende nehmen wollte, endlich rollte der Vorhang in die Höh' und das Festspiel begann, wo der Krieg und Friede stritten, welche Thaten des Königs vorzuziehen seien, bis endlich der Krieg sich neigte und dem Frieden beistimmte, worauf beide ihre Kränze dem Könige zu Füßen legen mußten. Die hintere Gardine hob sich und man sah ein schönes allegorisches Bild, die goldene Büste des Königs, darüber „furchtlos und treu," sein Wahlspruch, umgeben von den 9 Musen; dann stand das ganze volle Haus auf, der König und die ganze königliche Familie natürlich auch, und Alle sangen stehend die 2 Verse jenes Liedes, welches einen ungeheuren, imposanten und rührenden Eindruck machte, worauf wieder ein donnerndes Hurrah erfolgte. Dann fing die Oper an. Man wollte die neue Oper von J. Benedict in London, einem gebornen Stuttgarter, geben, der Zigeuner Warming, allein die erste Sängerin wurde krank und so mußte man sich mit der Norma behelfen. In der Nacht wurden Pfähle eingerammelt und Stricke gezogen durch die Straßen, durch welche der Zug gehen sollte und während derselben und wie der Tag graute, strömten Schaaren von Landleuten zur Stadt, um 8 Uhr schon waren alle Gerüste, Fenster und Straßen besetzt, der Schloßplatz rund herum gesteckt voll von Zuschauern und Alles wartete geduldig bis 10½ Uhr, wo 3 Kanonenschüsse anzeigten, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt habe. Derselbe trat vollständig in die obere Königsstraße ein und bewegte sich langsam bis zum Schloßhofe, während desselben wurde mit allen Glocken geläutet und jede Minute ein Kanonenschuß abgefeuert. Ich verweise Dich nun aufs Programm, Dir den Zug vollkommen zu beschreiben, dazu ist meine Feder zu schwach, man muß ihn in allen seinen Theilen gesehen haben, um ihn gehörig würdigen zu können, ich bin weit gereis't, habe viel gesehen in meinem Leben, so etwas Schönes, Prachtvolles, Rührendes, alles aus freiem Willen hervorgegangen, die bewunderungswürdige Ordnung, kein Soldat, kein Policeibeamter zugegen, sah ich nie. Der König empfing den unabsehbaren Zug, nachdem er an ihm vorbeigezogen, im innern Schloßhofe zu Pferde an der Spitze der Prinzen des königlichen Hauses, der Adjudanten und einer brillanten Generalität, dann stieg er ab. Der Zug dauerte nahe an 2 Stunden und bestand aus 12,000 Personen, der schwäbische Mercur bringt darüber Näheres. Ein alter 104jähri-

ger Bäcker hatte sich von seinem Enkelchen von circa 60 Jahren nach dem Schloßhofe fahren lassen und saß hier auf einer Stuhle, bis der Zug kam, dann erhob er sich, von seinem Enkel unterstützt, schloß er sich den Bäckern an und marschirte vor seinem geliebten König vorbei, dies sehend kam der König auf ihn zu, reichte ihm die Hand und lud ihn zu sich aufs Schloß. Nachmittags ritt der König, nur begleitet von einem Reitknecht, durch alle Straßen der Stadt unter dem Jubel des Volks, mehreremalen wurde er aufgehalten, so von den geschmückten Bauermädels des Oberlandes, die den König früher noch nie gesehen hatten, die seine Kleider küßten und riefen: „mein lieber guter König;“ Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie vielfältig sich die Liebe zum Herrscher äußerte. Von 5 Uhr an waren die königlichen Anlagen und die Chausseen nach Ludwigsburg und Cannstadt mit Menschen bedeckt, die zum Feuerwerke auf dem Plateau zunächst dem Rosenstein wanderten, um 7½ Uhr wurde damit angefangen und dauerte bis nach 9 Uhr, es fiel sehr brillant aus, die Beschießung der Festung, die Bresche, das Sprengen mehrerer Werke und die endliche Capitulation, wozu 12 Kanonen und Mörser mitwirkten, war das imposanteste und schönste.

Am 29. war das große Cannstadter Volksfest und Bauern-Wettrennen, das noch nie eine solche Menge Zuschauer sah, Mittags speiste der König im großen Redoutensaale, die Abgeordneten der Oberamtsbezirke an einer Tafel von 450 Couverte und war selbst mit seinem Kroprinzen zugegen. Abends war Theater in Stuttgart „das Glas Wasser“ und in Cannstadt Ballet: La Balle au bois dormant, an beiden Orten mußten viele hunderte zurückgehen, da die Häuser die Schaulustigen nicht fassen konnten. In Cannstadt war die schöne Brücke, die am Ufer des Flusses liegenden Häuser und 5 Schiffe mit ihren Masten brillant erleuchtet, was einen feenartigen Anblick gewährte; wie der König sich auf dem Balcon des Theaters zeigte, wurde er mit einem endlosen Hurrah empfangen, und ein Feuerwerk der Schiffe und der Brücke zugleich, begleitet von Kanonendonner, abgebrannt. Um 9 Uhr gingen wir, umwogt von Tausenden, in einer Götternacht durch die Anlagen zu Hause.

(Schluß folgt.)

---

* Physikalische Vorlesungen.

(Eingesandt.)

Die schönen Experimente mit denen Herr Christeinicke aus Lübeck uns erfreut und belehrt, sind zu unterhaltend, und betreffen so durchaus die neuesten Erfindungen, daß jeder Gebildete sie sehen und hören muß, wenn er mit der Zeit fortgehen und die wunderbaren Nachrichten von Waguers Erfindungen (welchem der deutsche Bund 100,000 Gulden für die Mittheilung seines Geheimnisses geboten hat) so wie die Berichte verstehen will, welche uns aus England, Frankreich und Amerika fast täglich durch die Zeitungen zukommen. Unsere Zeit ist so reich an den wunderbarsten Erfindungen und Entdeckungen, daß man wünschen möchte, nicht schon jetzt, sondern lieber erst nach ein bis zwei Jahrhunderten zu leben. Wie es dann wohl auf der Erde aussieht!

Durch den Vortrag und die Experimente des Herrn Christeinicke ist uns so vieles deutlich geworden was wir bis dahin nicht begreifen konnten, und wollen wir versuchen, den Lesern des Bürgerfreundes mitzutheilen, was uns aus den gehörten Vorträgen in Erinnerung geblieben ist.

Von der Kraft, welche die Maschine in Bewegung setzt, ausgehend, zeigte uns der Künstler galwanische Apparate, deren lilliputanische Kleinheit bei ihrer wahrhaft herkulischen Wirkung in Vergleich auf frühere Apparate dieser Art allgemeines Interesse und Erstaunen erregten: in 2 bis 3 Secunden wurde Wasser in seine Elemente zerlegt und durch Verpuffen wieder Wasser gebildet, Kohlen glühten unter Wasser mit intensivem Lichtglanz, Platin, Stahl, Kupfer und Messing verbrannten und sprüheten die Funken umher ꝛc. ꝛc. ꝛc., ein einziger kleiner Apparat, groß wie ein kleines Bierglas erregte in einem rohen Stück Eisen eine solche starke magnetische Kraft, daß es wohl an 100 Pfd. ziehen möchte; vermittelst einer magnetoelektrischen Maschine wurde dieses kleine Bierglas zum wahren Todtschläger, denn wenn der durch dasselbe erregte elektrische Strom in Wasser geleitet wurde, in welchem munter Fische sich befanden, so starben dieselben wie durch ein Zauberwort urplötzlich. Die Wirkung des Telegraphen erscheint märchenhaft, man sollte fast an Täuschung glauben! Doch das Ding zu beschreiben geht über unsre schwachen Kräfte, eben so wenig möchten wir uns an die Beschreibung und Erklärung der rotirenden Kraftmaschine wagen, welche ein kleines Pochwerk treibt, man muß die herrlichen Wirkungen der ausnehmend sauber gearbeiteten Apparate selbst sehen und die Er-

klärungen des Verfertigers derselben hören. Ueberhaupt wäre der Raum dieser Blätter viel zu klein, wollten wir alle an den 3 Abenden gesehenen Experimente hier beschreiben. Der Zweck dieser kurzen Mittheilung ist bloß der, jeden anzurathen, doch ja diese Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen um sich mit dem bekannt zu machen, was alle Welt jetzt so dauernd in spannender Erwartung hält. Erfreulich war es uns zu bemerken, daß ein großer Theil des Auditoriums aus Damen bestand, ein Beweis für die edle Geistesrichtung unserer geehrten Bremerinnen, die nicht zugeben wollen, daß Wissenschaft und Kunst bloß Eigenthum des männlichen Geschlechts sei.

Schließlich möchten wir Herrn Christeinicke wohl um zweierlei bitten. Erstens um etwas langsameren Vortrag. Es ist uns Laien zu schwer zu folgen, trotz der ausnehmend deutlichen reinen Sprache und des klaren richtigen Vortrags des Künstlers. Zweitens um einen niedrigern Eintrittspreis. Derselbe ist, für das was man dafür empfängt, und wenn man bedenkt, welche bedeutende Kosten der Künstler auf seine Maschinen gewendet hat, niedrig genug, und wer für wenige Grote blos Harlekinaden sehen und hören will, um sich das Zwergfell ein wenig zu erschüttern, findet trauriger Weise jetzt nur allzuhäufige Gelegenheit dazu, aber bitten möchten wir Herrn Christeinicke für alle die, welche noch Schulen und Lehranstalten besuchen, den Preis auf die Hälfte zu setzen. Unsere Familien-Väter genießen nicht gern ein Vergnügen ohne ihre Frauen und Kinder, und es wäre doch sehr zu bedauern, wenn nicht auch unsere Jugend sich einer solchen nützlichen Belehrung und Unterhaltung erfreuen sollte, denn sie veredelt Geist und Herz und ermuntert uns zum Danke gegen den, der Alles so wunderbar bereitet und des Menschen Geist so herrlich ausgerüstet hat.

Ein Verehrer der Künste und Wissenschaften.

Theater.

Die letzten theatralischen Vorstellungen waren wohl geeignet, das Publikum zufrieden zu stellen; wir reden natürlich von denen, die mit freiem Sinn und offenem Herzen ins Theater gehen, nicht von den grundsätzlich Unzufriedenen, die jedes Zeichen des Beifalls für eine Versündigung gegen den guten Geschmack halten. Wenn dem ausgezeichneten Spiel der Madame Stein der Applaus nicht reichlicher gespendet wurde, so geschah es sicherlich zum Theil deshalb, weil die Applaudirenden nicht gern das Gezisch der Malcontenten riskiren, das sich fast jedem Applaus anhängt. In Gutzkow's Werner trat das künstlerische Talent der Madame Stein (als Frau von Jordan) vornehmlich in der leidenschaftlichen Scene des dritten Acts hervor, wo sie die durch Zurücksetzung gekränkte, eifersüchtige, und doch liebende Gattin darzustellen hat. Sie zeigte sich in dieser Scene in größerer Aufgeregtheit, als Madame Pogrell, die mehr das leidende, als das empörte Gemüth darstellte; letzteres lag gewiß mehr in der Intention des Dichters, indem nur dadurch die folgenden Scenen hinreichend motivirt werden. Herr Lemke hatte seine Rolle nicht gehörig wieder durchstudirt und spielte deshalb mit minderer Sicherheit, als in der ersten Vorstellung des Stückes. Daß Herr Engelken diesmal den Präsidenten selbst übernommen hatte, war sehr zu loben, da diese Rolle das erste Mal höchst ungenügend besetzt war. Uebrigens ist dieser Präsident wohl die verfehlteste Person im ganzen Stück; er müßte weit mehr in die letzte Entwicklung vermittelnd eingreifen, und könnte einen befriedigenderen Schluß herbeiführen, als geschehen ist. Es zeigt sich auch hier wieder, wie viel leichter es ist, den Knoten zu schürzen, als ihn zu lösen. Das Stück schien auch bei dieser zweiten Aufführung die Aufmerksamkeit des Publikums sehr in Spannung zu halten. Ohne allen Zweifel ist der „Werner" kein gewöhnliches Product unserer dramatischen Literatur; gegen „Richard Savage" zeigt sich ein bedeutender Fortschritt, sowohl in der Anlage des Plans, als der Durchführung. Nur fehlt dem Dichter noch die Gewandtheit im Dialog; dieser erinnert uns beständig daran, daß Gutzkow vom Romanschriftsteller zum Dramatiker ward. Daher kann er die langen Tiraden und Romanfloskeln nicht los werden, die, so schön manche einzeln genommen sich ausnehmen, doch der Natur des dramatischen Dialogs widerstreiten. Möge die Direction bald Gutzkow's „Patkul" zur Aufführung bringen, der, wie verlautet, den „Werner" noch übertreffen soll.

Thorsperre.

Vom 16. — 30. October 6 Uhr. Für Fußgänger 6½ Uhr.

Miscellaneen.

(Unerwartete Hülfe.) Der kleine Philipp ist ein zehnjähriges Kind, Sohn eines biedern Pariser Handwerksmannes. Philipp's Vater war seit einiger Zeit krank, die Noth begann bei ihm überhand zu nehmen, und alle Hülfsquellen waren bald erschöpft: das Brod fehlte, der Apotheker weigerte sich, die nothwendigen Arzneimittel zu borgen. In dieser hülflosen Lage erinnerte sich der Vater, daß ihm ein Schreinermeister noch 18 Frcs. für eine viertägige Arbeit schulde, und er sandte den kleinen Philipp hin, um das ihm zu gut kommende Geld in Empfang zu nehmen. Der Schuldner machte anfangs einige Schwierigkeiten, aber das Kind bestand mit so viel rührender Hartnäckigkeit auf Bezahlung, schilderte mit so lebhaften Farben die Krankheit seines Vaters, der ihn erwarte, sagte, daß er (Philipp) beabsichtige, die nothwendigsten Bedürfnisse zu kaufen und mit nach Hause zu nehmen, daß der Schuldner endlich gerührt, die mäßige Summe bezahlte. Der kleine Philipp wickelte sorgfältig die 18 Frcs. in das Ende seines Taschentuches ein, machte einen doppelten Knoten und entfernte sich voll Freude. Schon näherte er sich der Straße Aubry-le-Boucher, wo sein Vater wohnte, als er in der Nähe des Marktes des Innocens von zwei Knaben seines Alters angeredet wurde, die ihm vorschlugen, mit ihm zu spielen. Der kleine Philipp wollte zuerst nicht, aber nach dem inständigen Bitten der andern Kinder gab er nach, und spielte ungefähr eine Viertelstunde. Nach beendigtem Spiel, und sich sein Unrecht, sich aufgehalten zu haben, zum Vorwurf machend, ging er seines Weges, das Tuch mit dem Gelde stets an seine Brust gedrückt. Aber man denke sich den Schmerz des armen Kindes, als er vor seinem Eintritte in das Haus, seinen kleinen Schatz noch einmal ansehen wollte, und nichts mehr fand! Während er spielte, hatten jene kleinen Spitzbuben einen Schnitt in das Tuch gemacht, und es war ihnen gelungen, alles Geld zu rauben. In seiner Verzweiflung zerfloß der kleine Philipp in Thränen: die Vorübergehenden blieben stehen, und das arme Kind erzählte unter Schluchzen und Klagen sein Mißgeschick. „So kommt denn, Ihr lieben Freunde," sagte eine Dame der Halle, indem sie sich an die Menschenmenge wandte, „wir müssen das Unglück des armen Kleinen wieder gut zu machen suchen, und ihm die Schläge ersparren, indem wir seinem Vater helfen. Was mich betrifft, ich lege hier ein 10 Sousstück in meinen Holzschuh, ich laß ihn die Reihe herumgehen, gebe Jeder nach seinen Kräften." Der Schuh wurde herumgegeben, und in einem Augenblick zeigte die Collecte das Doppelte der gestohlenen Summe. Philipp erhielt Alles, und zu größerer Sicherheit führte man ihn bis an die Thüre der Wohnung seines Vaters, während er Thränen des Dankes und der Freude vergoß, und fortwährend die Hände der Leute küßte, die so viel Mitleid mit seinem Schmerz und dem Unglück des armen Handwerksmannes gehabt hatten. —

(Bewegung.) Die gewöhnliche Uhr soll in einer Stunde 17,160mal schlagen oder ticken. Das macht täglich 411,840 und jährlich 150,424,560 Schläge, wenn man das Jahr zu 365 Tagen und sechs Stunden rechnet. Bisweilen geht eine Uhr bei sorgfältiger Behandlung hundert Jahre und in diesem Falle würde sie 15,042,456,000mal schlagen. Die Uhr ist von hartem Metall gemacht; es giebt aber ein merkwürdiges Ding, das bei weitem nicht so hart ist als Messing und Stahl, nicht härter als das Fleisch des Armes: doch schlägt es über 5000mal in der Stunde, 120,000mal des Tages und 43,830,000mal im Jahre. Bisweilen, aber nicht oft, hält es auch hundert Jahre aus und, wenn es geschieht, schlägt es also 4,383,600,000mal. Man sollte glauben, das letztere Werkzeug, das so weich ist, würde sich viel schneller abnutzen als das erstere, die Uhr; aber es ist nicht der Fall. Jeder hat dieses kleine Ding, jeder kann es schlagen fühlen, denn es ist — das Herz.

(Aus der Correspondenz eines Modern-Gebildeten.) „Das Gasthaus zum „„Reißenden"" ist Jedermann zu empfehlen. Im Sommer speist man hier im Freien unter vielem Schaden. Die Gölner sind sehr höflich und der Hotelrist scheint den Weltthon der Mode zu besitzen. — In einem Weinkeller wurde durch einen Juden ein großer Diebstall entdeckt. Der Dieb wollte alles zurückstehlen. Er soll ein behaarlicher und sonst als röthlich gekannter Mann sein. Verzeihen Sie meine unreine Ottergravich, aber ich habe Niemant nicht, der mir eine gute Vetter schneyt."

(Eine originelle Wirths-Anzeige.) Die großherzoglich hessische Zeitung vom 11. September d. J. enthält folgende originelle — Danksagung: „Für den zahlreichen Besuch des verehrlichen Publikums der Residenz, womit ich bei dem diesjährigen Kirchweihfeste beehrt wurde, sage ich hiemit den verbindlichsten Dank. Jeder Stand fühlt sich geehrt in Anerkennung dessen, was er thut und treibt. So der Soldat in der Decoration, der Landwirth in Erlangung des Preises für Ordnung und Fleiß, und der Gastwirth doch wohl darin, wenn er sieht, daß er durch gute Speisen und Getränke, und durch Attention für seine Gäste, sich deren Zufriedenheit erworben hat. Oft aber tritt der Neid mißgünstig in den Weg. Das sogenannte Gänsebrückchen an dem schmalen Eingange des Dorfs ließ ich Tags vor der Kirchweih mit Tritten versehen, damit die Damen bequemer heruntersteigen, und sich die Kleider nicht zerreißen möchten. Am andern Morgen aber war das Brückchen, als fürchte man einen feindlichen Ueberfall, abgetragen, und statt dessen waren wieder hölzerne Pfähle in die Erde gekeilt. Für diejenigen nun, welche den Thäter errathen, soll der Dank sämmtlicher Damen votirt werden. Traisa am 8. September. Adam Mahr, Gastgeber zum Darmstädter Hof."

(Rubini.) Man lies't in einem Brüsseler Blatte „dem Globe": Rubini und Persiani vollenden jetzt die Tour, die sie nach der Saison von London unternommen hatten. Ueberall werden ihnen Beifall, Kreuze und Gold zu Theil. Am größten war der Zudrang ihretwegen in Wiesbaden. Die Eisenbahnen von Mainz und Frankfurt hatten seit mehreren Tagen schon einen Theil

der Bevölkerung dieser beiden Städte herbeigeführt, und eine große Anzahl von Ministern, Diplomaten, Prinzen und Banquiers drängten sich um den Fürsten von Metternich, der eigend von seinem Schlosse Johannisberg herbeigekommen war, um den Fürsten aller Tenore und die berühmte Tochter Tacchinardi's zu hören. Nach dem ausgezeichnet glänzenden Concerte näherte sich der Fürst Staatskanzler Rubini, nahm ihn am Arme, und machte mehrere Male die Runde mit ihm durch den Kursaal. „Mein lieber Rubini, sagte er ihm endlich (er kannte ihn schon von früher her von Wien), Sie können unmöglich den Johannisberg so nahe kommen, ohne mir einen Besuch zu machen. Ich hoffe, Sie werden eine Einladung zum Diner mit Ihren Freunden annehmen." Sehr gerne, mein Fürst, erwiederte Rubini, den folgenden Tag dazu wählend. Am folgenden Tag begaben sich in der That die italienischen Künstler auf das Schloß, auf dessen Berg der berühmte Johannisberger Wein wächst. Der Fürst und die Fürstin Metternich empfingen sie mit einer ausnehmenden Huld und Zuvorkommenheit. Nach dem Diner sang Rubini unaufgefordert zwei seiner Lieblings-Arien. Der Fürst wollte ihm dafür seinen Dank bezeigen, und bot ihm 25 Bouteillen des bekannten edlen Cabinetsweins an, mit den Worten: „Trinken Sie dieselben auf meine Gesundheit, wenn Sie sich auf Ihr Schloß zu Bergamo zurückgezogen haben werden." Rubini, von so viel Güte gerührt, erwiederte: „Ich wünsche durchaus, daß, bevor ich den Norden Europa's verlasse, Madame Rubini mit mir hierher komme, dieses schöne Schloß zu sehen." Und der Fürst ließ augenblicklich seinen Intendanten rufen, und sagte ihm: „Merken Sie sich, wenn je Herr Rubini während meiner Abwesenheit nach dem Johannisberge kommen sollte, so empfangen Sie ihn, als ob er dessen Eigenthümer, Sie stellen Alles im Schlosse zu seiner Verfügung für so lange, als ihm dasselbe zu bewohnen gefallen wird." — „Den Keller auch?" fragte Rubini. — „Auch den Keller," versetzte der Fürst lachend, „zu unbedingter Verfügung." Allem Anscheine nach ist Rubini entschlossen, nach einem Besuche zu Madrid und zu St. Petersburg sich gänzlich vom Theater zurückzuziehen. Die 25 Bouteillen Johannisberger sind bereits nach seinem Schlosse zu Bergame auf dem Wege.

(Das schadhafte Schloß.) Ein Pariser Speisewirth wollte ausgehen und 2000 Fr. von einem Schuldner heben, als dieser ihm zuvorkam, und das Geld brachte. Mit dem Vorhaben noch sonst jemanden zu besuchen, gab er das Geld seiner Frau und sagte, ohne zu bedenken, daß in einem Gasthause die Wände Ohren haben: „Trage die 2000 Fr. ins Schlafzimmer; das Schloß ist nicht fest, ich will Dir einen Schlosser schicken, der ein neues anlegen soll. Ich hätte es längst thun sollen." Daß er es längst hätte thun sollen, lehrte der Erfolg. Denn der Schwätzer war noch nicht lange fort, als schon ein Schlosser einrückte. Mm. L** führte ihn ins Schlafzimmer, und da Alles ruhig blieb, so behielt sie den Schlosser nicht schärfer im Auge. Als der Mann nach Hause kam, machte er sich wieder Vorwürfe, daß er den Schlosser vergessen habe. „Er war ja hier!" — „Wo?" — „Oben!" — „Wie?" — Der Schlosser war fort, die 2000 Fr. gleichfalls: nur das alte, schadhafte Schloß war geblieben.

(Lapeyrouse), der berühmte Weltumsegeler, dessen letztes Lebenszeichen ein Bericht an den französischen Seeminister vom Februar 1788 aus Botanybai war, ist bekanntlich verschwunden. Die ersten einigermaßen sicheren Spuren von der verschollenen Expedition fand 1826 der englische Seekapitän Dillon auf einer Fahrt nach Pondichery bei der Insel Tucopia. Dumont d'Urville fand 1828 auf der Insel Malicola noch fünf metallene Kanonen u. s. w. und errichtete daselbst seinem unglücklichen Landsmanne ein Denkmal. Jetzt soll nun ein amerikanisches Dampfschiff nach England die Nachricht gebracht haben, daß holländische Seefahrer auf ihrer Reise nach Ostindien von einer sonst unbewohnten kleinen Insel vier Menschen aufgenommen hätten, welche Nachkommen der Mannschaft der Fregatte l'Astrolade, von der verunglückten Expedition Lapeyrouses (1789) sind, die in Höhlen, welche sie sich in die Erde gegraben, wohnten, und sich von Fischen und Wurzeln genährt haben. Ihren Aussagen zufolge, sind sie seit dem Tode der früheren Bevölkerung der Insel, die sich auf 13 Personen belaufen haben soll, mit andern Menschen, die sie nur nach der Erzählung kannten, nie in Berührung gekommen. Ihr Anblick soll jämmerlich gewesen sein. — Ob sich dieses etwas vage Gerücht bestätigen wird, muß die Zukunft lehren. —

(Ehescheidungsgesetz.) Die Gesetzgebung New-Hampshires in den vereinigten Staaten bestimmt, daß die Ehefrau eines Fremden auf Scheidung antragen darf, wenn sie in der Union zwei Jahre verweilte, ohne daß sie von ihrem Gatten reklamirt wurde. Eine New-Yorkerin, die mit einem Franzosen, dem Grafen Hauteville verheirathet war, und unglücklich mit demselben lebte, entfloh in den Staat New-Hampshire und nahm zuerst dieses Gesetz für sich in Anspruch. Die Scheidung wurde ausgesprochen und ihr zugleich ein Kind aus dieser Ehe gelassen.

(Aerzte in Lyon.) In Lyon ist — einer Angabe im dortigen Hauptblatte zufolge — die Zahl der Aerzte seit 30 Jahren von 30 bis 36 auf 400 gestiegen. Ob in ungefährem Verhältnisse auch die Zahl der Kranken, oder, was gleichviel ist, der Arzneibedürftigen? fragt dasselbe Blatt, und fügt hinzu: „Es könnte wohl sein, und zwar eben aus dem Grunde."

(Gasverbrauch in London.) London consumirt jährlich für seine Beleuchtung 240 Millionen Cubikfuß Gas. Das Licht, welches auf diese Weise erzeugt wird, beträgt so viel, als das von 160 Millionen Pfund Kerzen.

(Friedrich Krug von Nidda), der bekannte Schriftsteller starb am 13. Sept. zu Löwenberg in Schlesien.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 82.

Bremen, Donnerstag den 14. October 1841.

Gestorben:

Nro. 903. Den 9. October. Des Arb. Lür Meyer Wittwe, geb. Wiechmann, 76 Jahr; Obernstraße Nro. 19 (Vorstadt).

— 904. Den 9. — Des Canzleyboten Friedr. Gade Tochter, 5 Monat; Schüsselkorb Nr. 29.

— 905. Den 9. — Des Schuhmachermeisters Friedr. Lindemann Ehef., geb. Früchtenicht, 36 J.; Hastedt Nro. 3.

— 906. Den 10. — Des verst. Waarenmäklers Nicol. Gerhard Mohr Wittwe, geb. Droste, 59 Jahr; Gartenstraße Nro. 7.

— 907. Den 10. — Der Kaufmann Johann Cornelius Wachtendorff, 75 Jahr; Buchtstraße N. 28.

— 908. Den 11. — Des verst. Rathsdieners Johann Pols Wittwe, geb. Kriete, 74 Jahr; hinter der Balge Nro. 3.

— 909. Den 11. — Des Steinhauermeisters Johann Friedrich Zopff Sohn (todtgeb.); Weerder Nro. 15.

Nro. 910. Den 11. — Des verstorb. Arb. Conrad Arjes Wittwe, geb. Knoop, 69 Jahr; Nagelspforte Nro. 2.

— 911. Den 11. — Der Cigarrenfabrikant Peter Schröder, 61 Jahr; Grafenstraße Nr. 42.

— 912. Den 13. — Der Portrait-Maler Heinr. Anton Wessels, 27 Jahr; kl. Hundestraße Nr. 4.

— 913. Den 12. — Des Schneiders Joh. Friedrich Hauswirth Ehefr., geb. Hartung, 32 Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 46.

— 914. Den 12. — Des Schneidermeisters Joh. Georg Todts Sohn, 1 Jahr 9 Monat; Langwedlerstraße Nro. 1.

— 915. Den 12. — Christoph Heinr. Lohrberg, 4 W; Buntenthorsteinweg Nro. 127.

— 916. Den 13. — Des Zimmergesellen Joh. Carl Gottlieb Wartenberg Sohn, 6 Wochen; hinterm Paulsberg Nro. 6.

— 917. Den 13. — Des Arb. Arnold Willstein Sohn, 18 Wochen; im Runken.

Geburten:

Nro. 1209. Den 6. October. Des Arb. Burchard Ahrens Ehefr., geb. Mensen, Fehrfelde Nr. 7; von einem Mädchen.

— 1210. Den 8. — Des Consumtionsgehülfen Rudolph Daniel Vogeler Ehefr., geb. Thormöhlen, Weerder Nr. 65; von einem Mädchen.

— 1211. Den 9. — Des Arb. Lüder Lüssen Ehefr., geb. Tietjen, Hastedt Nr. 20; von einem Knaben.

— 1212. Den 9. — Des Knopfmacheramtsmeisters Chr. Heinr. Theodor Stuve Ehefr., geb. Naninger, am Dom Nr. 2; von einem Mädchen.

— 1213. Den 9. — Des Fuhrmanns Johann Friedrich Schultz Ehefr., geb. Hühne, Weederstraße Nr. 54; von einem Knaben.

— 1214. Den 9. — Des Kaufmanns Carl Eduard Meyer Ehefr., geb. Münder, Grünenstr. Nr. 114; von einem Mädchen.

— 1215. Den 9. — Des Zimmergesellen Wilhelm Döhle Ehefr., geb. Clausen, Hastedt Nr. 88; von einem Mädchen.

— 1216. Den 9. — Des Arb. Joh. Diedr. Schierenbeck Ehefr., geb. Elfers, Hastedt Nr. 27; von einem Knaben.

Nro. 1217. Den 10. — Des Schlossers Henrich Anton Leonhard Ehefr., geb. Kramer, Blumenstraße Nr. 13; von einem Knaben.

— 1218. Den 10. — Des Schenkwirths Alexander Steffens Ehefr., geb. Klusmeyer, Wachtstraße Nr. 9; von einem Knaben.

— 1219. Den 10. — Des Arb. Joh. Conr. Streckfus Ehefr., geb. Schwerdfeger, Düsternstraße Nr. 3; von einem Mädchen.

— 1220. Den 10. — Des Chemikers Leonhard Erckmann Ehefr., geb. Meyer, Ansgariitränkpforte Nr. 2; von einem Mädchen.

— 1221. Den 10. — Des Maurergesellen Arend Krudup Ehefr., geb. Enghusen, Möwekamp Nr. 40; von einem Mädchen.

— 1222. Den 11. — Des Steinhauers Joh. Friedrich Zopff Ehefr., geb. Wilkens, Weerderstr. Nr. 15; von einem todten Knaben.

— 1223. Den 11. — Des Kaufmanns Ernst Friedrich Herm. Eicke Ehefr., geb. Bley, Neustadtsdeich Nr. 49; von einem Mädchen.

— 1224. Den 11. — Des Arb. Brüne Köster Ehefr., geb. Rüpke, Barkhof Nr. 2; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 83.

Bremen, Sonntag den 17. October 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 17. October.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Cand. Victor.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Cand. Block.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Helden im Befreiungskampfe.

Zur Feier des 18. Octobers.

Wer könnte Jedem der Helden alle,
Die, wie sich's gebührt,
Die Schaaren geführt,
Mit Jubelschalle
Deutschen Weines
Der kleinsten Gläser nur eines
Zu Ehren trinken?
Er würde gebändigt vom Sohne des Rheines
Zu Boden sinken.

Denn welche reiche Saat der Ehren,
Seit bei Großbeeren
Sie ungern schluckten die großen Beeren,
Seit sie bei Nollendorf, bei Culm,
Vergaßen zu prahlen mit ihrem Ulm,
Seit an dem schönen Bach der Katzen
Der Leu sie packte mit grimmigen Tatzen,
Und seit bei Dennewitz, o gutes Dennewitz!
Zermalmend sie traf der rächende Blitz. —
Doch aus dem reichen Heldenchor
Drei Männer leuchten hoch empor,
Drei Heldennamen von ächtem Klang,
Unsterblich zu preisen im Hochgesang.

Zuerst Herr Scharnhorst, der schweigende Weise,
Der Denker der Schlachten! — Leise
Hat er in engern und engern Bogen
Die Zauberkreise
Um den Würger gezogen.
Doch als das Heer gerüstet stand
Am rechten Ort,
Auf Königs Wort
Zu retten Ehr' und Vaterland,
Und als es drauf in der Lützn'er Schlacht
Gar wacker sein großes Examen gemacht:
Da ging er gen Himmel, zu melden den Alten,
Daß die Jungen sich ehrlich gehalten,
Und wieder verdienen zu heißen
Die alten Preußen.

Stolz brauset daher in blutigen Wettern
Auf schnaubendem Rosse, den Feind zu zerschmettern,
Der Vorwärtstreiber,
Der alte Blücher,

Der Feind der Bücher,
Der Feind der Schreiber.
Und doch ist der Marschall auserlesen
Selber ein guter Schreiber gewesen;
Seine Schrift war deutlich und lesenswerth,
Seine Stahlfeder war das deutsche Schwert,
Sein Schreibpapier waren alle Lande
Von Schlesien bis zum Seinestrande,
Seine Dinte gut,
Roth Feindesblut.
Damit stellt' er im Schlachtengraus
Urkunden aus,
Die nie verwesen,
Die noch in tausend Jahren zu lesen.
Im heißen Zorne zuletzt
Hat der theure Held
Auf dem Montmartre ein Punktum gesetzt,
Wie's keines mehr giebt in der ganzen Welt.

Als erobert die Ehrenbraut,
Legt' er murrend sich auf die Bärenhaut.
Doch als der große Corse wieder
Reckte die eisernen Riesenglieder,
Aufspringt vom Lager der alte Held
Und stürmt hinaus in das Schlachtenfeld.

Laut donnern und krachen die Todesgeschosse,
Hohl bebt die Erde vom Huf der Rosse.
Wild über ihn geht der Reiter Bahn,
Der Held sieht ruhig sein Schicksal nahn;
Und wie sein Vorwärts ihm klingt ins Ohr,
Das theure Wort,
Da rafft er sich herrlich wieder empor,
Der starke Hort,
Und mit freudig gerührtem Weinen
Begrüßen ihn wieder die Seinen.

Es hatten die Preußen nicht lange geruht,
Von den Schwertern zu wischen das Feindesblut,
Sie hatten geruht nicht lange,
Vom Blut zu reinen die Wange,
In der Nacht, da der strömende Regen floß,
Da rief er: „Ordnet die Schaaren,
Dragoner, Husaren!
Auf zäumet das Roß
Es kommt von der Katzbach der Bundesgenoß!"

Bei Waterloo es donnert und blitzt,
Herr Wellington auf der Erde sitzt;
Und wie es näher und näher kracht,
Da spricht er: „Ich wollt', es wäre Nacht,
Oder es käme, wie er's verheißen,
Herr Blücher mit seinen Preußen!"

Und er hat kaum das Wort gesprochen,
Da sind die Preußen hervorgebrochen.
Wettersausend,
Ob auch aus tausend
Glühenden Schlünden die ehernen Schlangen
Verderben spein,
Ohne Bangen
Dringen sie ein
In die mörderischen Reih'n, —
Und der Feind mit Entsetzen,
Als ob höllische Geister ihn hetzen,
Fliehet wild,
Athemlos durch das Kampfgefild.
Da sprach der Feldmarschall zum Freunde gewandt:
„Ich gebe sie nun in deine Hand!"

Wer ist der Freund, der dritt' im Bunde?
O Lied, gieb von dem dritten Kunde!
Der dritt' in der preußischen Heldenschau
Das ist Herr Neidhard von Gneisenau.
O Gneisenau, Gneisenau, hoher Held,
Wie sprengtest du ritterlich durch das Feld!
Wie jagtest du sie auf und auf,
Wie stürmtest du feurig drauf und drauf!
Die Freundin der Müden, die linde Nacht,
Hat ihnen den Schlummer nicht gebracht.
Denn als sie entzäumt das dampfende Roß
Und sicher sich däuchten,
Da sprach der Mond:
„Ich bin der Deutschen Bundesgenoß,
Ich will ihnen leuchten."
Und fort nun rannten sie, fort und fort,
Und fanden die Ruh' an keinem Ort.

In jener Schlacht,
Da du,
Erbfeind der Ruh',
Zum letztenmal vor uns geflohn,
Napoleon,
Da stürzt' in lodernden Flammen
Dein goldener Thron zusammen.
Da sprach der Herr im Donner der Schlacht:
Das deutsche Volk hat es wohl gemacht!

Des Vaters Degen.

(Fortsetzung.)

„Apropos, Josephine" fing Barras wieder an, „was sagst Du denn zu unserm Eugen, dem kleinen Trotzkopf?"

„Wie so?" fragte Josephine hoch aufhorchend.

„Nun", erwiederte befremdet der Diktator, „hat er Dir denn nicht von der Scene erzählt, die er mit unserm kleinen corsischen paille au nez gehabt hat?"

„General Bonaparte?" rief fragend Josephine. „Er hat die Güte gehabt, meinem Sohne, der ganz entzückt von ihm ist, den Degen seines Vaters zurückzugeben. Ich bin fürwahr neugierig", schloß sie lächelnd, „den kleinen Corsen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Liebenswürdig scheint er nach dem, was mir mein Eugen von ihm erzählt hat, eben nicht zu sein."

„Ich wünsche ihn mir zu verbinden", warf gleichgültig der Diktator hin, „und werde Ihnen vielen Dank wissen, schöne Freundin, wenn Sie ihn mit Ihrer ganzen, unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit empfangen möchten."

„Als ob es dazu erst noch Ihrer Aufforderung bedürfte!" sprach wegwerfend und mit sichtlicher Gereiztheit Josephine.

„Sie werden, wie immer, deß bin ich versichert", sagte galant, ihre Hand küssend, der Diktator, „auch ohne daß ich Sie darum zu bitten nöthig hätte, unwiderstehlich in Ihrer Liebenswürdigkeit sein. Aber Bonaparte ist von Marmor, und nur meiner so liebenswürdigen Freundin" — er küßte abermals ihre Hand — „kann es vorbehalten sein, diesem Felsenherzen Empfindung einzuflößen."

„Schmeichler!" lächelte Josephine. „Sie machen mich wirklich neugierig, Ihren kleinen Marmormann kennen zu lernen."

Er ist ein Träumer", spöttelte der Diktator, „und hält sich seit seinem Siege über unsere Ellenritter hier zu großen Dingen berufen, dünkt sich ein Cromwell, ja wohl gar eine Art von Cäsar zu sein. Die Krone kann ihm gar nicht fehlen; unsere gute Normand, die, Sie wissen es, das Propheten-Handwerk treibt, hat sie ihm ja geweissagt!"

„Seltsam!" rief Josephine, „auch mir ist in meiner Kindheit eine Krone geweissagt worden. — Es ist nicht zum Lachen!" unterbrach sie sich hier plötzlich, ganz ärgerlich über das laute Gelächter des Diktators.

„Das paßt ja ganz herrlich!" sprach dieser, noch immer lachend, „Ihr solltet einander heirathen. Doch Scherz bei Seite! Sie haben mir ja noch nie von dieser Kronen-Verheißung erzählt. Ich bin ein leidenschaftlicher Freund von wunderbaren Geschichten, höre sie gar zu gern; nur mit dem Glauben muß man mich verschonen. Noch ein Viertelstündchen habe ich Zeit: also nur immer frisch erzählt, schöne Freundin!"

Allein Josephine antwortete nicht, sichtlich sehr verstimmt.

„Nun wohl, es sei darum!" gab sie endlich den Bitten des Diktators nach. „Als ich noch, ein harmloses, glückliches Kind, auf St. Domingo lebte" — begann sie wieder, nachdem sie eine Zeitlang schweigend und in tiefes Sinnen verloren gesessen hatte — „ward daselbst viel Wunderbares von der Sehergabe einer alten Negerin erzählt, ohne daß ich jedoch, nach Kinderweise, diesen Gesprächen und Erzählungen mehr als eine flüchtig vorübergehende Aufmerksamkeit geschenkt hätte, und was ich in diesem Augenblicke mit staunender Verwunderung und Grausen gehört, das hatte ich schon im nächsten ganz oder größtentheils vergessen. Eines Tages —"

„Um Ihrer schönen Erzählung, theuerste Freundin, mit desto größerem Genuß zuhören zu können", fiel ihr hier der Direktor lachend in die Rede, „werde ich Sie um hundert Stück Austern und eine Flasche Champagner bitten müssen: Sie kennen ja meine Schwäche für dergleichen."

Josephine klingelte und gab die nöthigen Befehle.

„Eines Tages also", nahm Josephine wieder das Wort, während der Diktator von der inzwischen vor ihm aufgetischten Leckerei mit dem lüsternen Behagen eines Gutschmeckers genoß, „kehrte ich erst spät von einem Besuche, den ich einer Spielgenossin auf einer benachbarten Pflanzung gemacht hatte, zu meinen Eltern zurück. Ein Gewit-

ter, das schon bei meiner Abfahrt drohend am Himmel gestanden, kam, ehe ich noch die Heimath hatte erreichen können, zum Ausbruch, mit der vollen Wuth und Furchtbarkeit, wie sie nur Gewittern in jenem glühenden Himmelsstrich eigen zu sein pflegen. Voller Entsetzen, um mich vor dem jetzt in Wuth ausbrechenden Orkan und vor dem wolkenbruchartig vom Himmel herabstürzenden Regen zu schützen, flüchtete ich mich in eine dicht am Wege befindliche Höhle. In der Tiefe dieser Höhle gewahrte ich zu meinem nicht geringen Schreck ein Feuer, das bald hell emporflammte, bald wieder dem Verlöschen nahe zu sein schien. Auch glaubte ich deutlich eine schattenhafte, menschenähnliche Gestalt am Feuer zu unterscheiden, die bald riesengroß bis an die Decke emporzuschießen, bald wieder in die Erde zu versinken schien. Mir flößte diese Erscheinung mehr Furcht ein, als das außen wild tobende Unwetter. Schon damals glimmte unter der Asche die Flamme, die wenige Jahre später mein armes Vaterland in furchtbar zerstörender Wuth durchrasen sollte. Wenn jene Gestalten dort, dacht' ich — denn es schienen mir bisweilen mehrere zu sein — Neger wären! Und du allein unter ihnen; allein und von aller menschlichen Hülfe verlassen, ihrem Grimme preisgegeben! Ein Schauder durchrieselte mich bei diesem furchtbaren Gedanken. Schon wollte ich fliehen, und lieber mich der Wuth der Elemente als der Wuth der Neger aussetzen.

„Komm nur immer näher, mein Kind!" rief mir plötzlich, da ich schon im Begriff stand zu fliehen, zu meinem größten Entsetzen eine heisere Stimme zu; „Du hast nichts von mir zu befürchten." Da ich mich nun einmal entdeckt sah, kehrte ich um und ging entschlossen auf das Feuer zu.

„Sei mir willkommen, mein Kind!" redete mich hier eine greise Negerin, die mit der Zubereitung eines Brei's beschäftigt zu sein schien, an, indem sie mir ihre dürre Hand bot. Ich bat, mein Eindringen in die Höhle mit dem furchtbaren Wetter, das mich so plötzlich überrascht habe, zu entschuldigen.

„Kocht der Brei zu lange", murmelte die Greisin vor sich hin, ohne weiter sonderlich auf meine Entschuldigung zu achten, und indem sie den schon fast überkochenden Brei in einem fort mit dem Löffel quirlte und rührte, „so läuft er am Ende über. — Kind", wandte sie sich dann wieder grinsend zu mir, „glaube mir, es wird jetzt hier und anderswo weit über dem Meere an einer Suppe gekocht, an der sich die Großen und Reichen den Magen verbrennen werden. Ja, ja, mein Kind", wisperte die Alte von Neuem, als ich sie mit großen Augen verwundert ansah, „sieh mich nur nicht so groß an! Du wirst Dir einst auch noch eine Krone aus dieser großen, breiten Bettelsuppe fischen! Heisa lustig! Eine Königin steht an meinem Herde!" rief nun kreischend das alte Weib, indem sie in weiten Sprüngen den Kessel umtanzte, so daß ich mich des Grauens nicht erwehren konnte; denn ich hielt sie für verrückt.

„Fürchte Dich nicht, meine kleine Königin!" sprach sie endlich keuchend, und ihren wilden Tanz einstellend, indem sie mir liebkosend die Backen streichelte. „Das Unwetter hat schon nachgelassen: Du kannst nun immer nach Hause gehen: denn die Deinen sind sehr besorgt um Dich."

Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen, sondern machte mich, der Alten für ihre gastliche Aufnahme dankend, eilends auf den Weg.

„Noch Eins!" rief mir das alte Weib nach, „bist Du einst Königin, besuch' mich hübsch; hörst Du!" — Ist das nicht wunderbar?"

„So wunderbar", rief lachend der Diktator, indem er sich zugleich den Mund wischte, „daß es in unserm besten Melodrama eine Stelle verdiente. Haben Sie übrigens Dank, schöne Freundin, für Ihre Bewirthung und angenehme Unterhaltung. Ich bleibe für Beides in Ihrer Schuld, und nun à revoir, ma chère! Die lästigen Staatsgeschäfte!"

Damit verließ der Diktator, indem er Josephinen eine Kußhand zuwarf und ein Couplet vor sich hinträllerte, tänzelnd das Zimmer.

Josephine blieb noch einen Augenblick, dem Forteilenden halb lachend, halb verächtlich nachsehend, in der Mitte des Zimmers stehen, unentschlossen, wie es schien, ob sie gehen oder bleiben sollte. Plötzlich verließ sie aber mit einer raschen Wendung gleichfalls das Boudoir.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Würtembergisches Volksfest.

(Schluß.)

Am 30. war großes Wettrennen auf der Cannstadter Wiese, das Programm sagt Dir das Nähere, die angestrichenen Pferde gewannen, es war sehr schön, besonders liefen die königlichen Hengste ziemlich gleich, der Lieu-

tenant Silberhorn hat 130 Ducaten gewonnen und den Preis, den der König bei dem Rennen mit Hindernissen bestimmt. Die Königin behändigte ihm diesen Preis, er bestand in einer massiv silbernen Punschterrine, mit einem Deckel, worauf ein Renner mit einem Jokey und 2 Handgriffen mit Pegasus über 100 Ducaten an Werth. Mittags aßen wir im Ochsen in Cannstadt, trieben uns im Gewühl des Volks auf der Wiese herum und sahen dem lustigen, aber anständigen Treiben desselben zu und kehrten Abends zur Stadt zurück, wo Czaar und Zimmermann gegeben wurde. Damit endigte das große Fest, das von Gott sichtbar begünstigt worden, denn Tags darauf hatten wir ein Gewitter.

Du kannst Dir eine kleine Idee von der Menge Fremden machen, wenn ich Dir sage, daß alle Bauernpferde in der ganzen Umgegend auf viele Meilen für die Post requirirt worden sind. Am 30sten sind 680 Personen durch die Post befördert worden und am 1sten October über 700 Personen; von Extra-Posten habe ichs nicht erfahren können. Selbst von Paris waren mehrere hier anwesend. Schade, daß 3 Personen den ersten Festtag nicht hier waren, das sind: Metternich — die Legitimität, Prinz Paul — die Aristocratie und Thiers — die Pöbelherrschaft, die hätten sehen können, wie ein constitutionelles Volk seinen König liebt und ehrt. Ersterer kam am 30sten Sept. Abends 10 Uhr hier an und reis'te am 2ten October wieder ab. Kein Unfall trübte das Fest, ja nicht einmal die geringste Arrestation fand statt, so exemplarisch hat sich das Volk aufgeführt. Es bleibt bei Allen nur die angenehmste Erinnerung zurück; alle Fremden, wohin man hörte, waren entzückt, und behaupteten mit Recht, nie etwas Schöneres, Erhebenderes, Rührenderes gesehen zu haben. Ernst Emil Hofmann, das bekannte Darmstädter Mitglied, hielt an der table d'hôte im Hôtel Marquardt eine lange Rede und endigte sie mit dem Toast: „dem besten aller deutschen Potentaten."

---

* Zur Nachricht.

(Eingesandt.)

Es hat sich neuerdings entschieden herausgestellt, daß sogenannte Stotternde oder Stammelnde von diesem Uebel gänzlich befreit werden können. — Eine Gelegenheit dazu findet sich in der Nähe des Bremischen Gebiets; im Interesse des Publikums möchte Folgendes darüber zu bemerken, hier nicht am unrechten Orte sein.

Ein junger Mensch von 17 Jahren, von früher Kindheit an stotternd, war mit diesem Uebel sehr behaftet, und da es sich fortwährend steigerte, fast einem Stummen zu vergleichen; denn vorzugsweise konnte er Wörter mit einem gewissen Anfangsbuchstaben gar nicht aussprechen; seine Sprache blieb dann stecken und alle Mühe, das Uebel zu mildern, war vergebens.

Der dringende Wunsch, dieser Plage enthoben zu sein, veranlaßte diesen Jüngling, jene Gelegenheit zu benutzen. Am achten Tage giebt er über den Verlauf der Sache folgenden Bericht: „Die Besserung hat von Tage zu Tage zugenommen, da meine Sprache jetzt ganz fließend ist, und nur selten bleibt noch wohl einmal der Ton eines Anfangsbuchstaben stecken, was sich aber hoffentlich in einigen Tagen legen wird." —

Am dreizehnten Tage berichtet er Folgendes: „Jetzt ist meine Sprache vollkommen fertig, und ich könnte schon zurückkehren; es wird jedoch für rathsam gehalten, zur Nachübung noch einige Tage hier zu bleiben, damit ich rechte Festigkeit erlange." Nach achtzehn Tagen ist denn derselbe zurückgekehrt, spricht mit großer Leichtigkeit ganz fließend und ohne im Allergeringsten anzustoßen oder anzuhalten.

Die mit ihm vorgenommene Procedur war ganz einfach und ungekünstelt, weder lästig noch beschwerlich.

In der Expedition des Bürgerfreundes, Seemannsstraße Nro. 2. ertheilt man gern nähere Nachweisung.

---

* Die Befreiungs-Zeit.

Wer in Bremen diese erlebt hat, kann nur mit Freude und Dank sich derselben erinnern. Wir alle fühlten den materiellen und geistigen Druck der Franzosen in solchem Maaße, daß er von Tage zu Tage unerträglicher wurde. — Da erschien endlich die lang ersehnte Zeit der Erlösung von Noth — Schmach und Tyrannei. Alles jubelte laut auf. Wir alle fühlten uns wie neu geboren. —

Möchten unsere Nachkommen unser Elend, unsere Entwürdigung; so wie die Größe und Wonne unserer Erhebung nie vergessen! — Nie vergessen, daß eine unterdrückte Nation stets die unglücklichste und verachtetste ist.

Seit dieser Befreiung von Schmach — Noth und Tyrannei ists zwar im Vaterlande nicht so gegangen, wie man gewünscht und erwartet hat; dennoch aber neigt sich nachgerade alles zum Besten, und gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo endlich Deutschland, in sich glücklich, von außen geehrt und gefürchtet, unter den europäischen Staaten dastehn wird. Dies kann es aber natürlich nicht, so lange es nicht kräftig durch Einigkeit der Regierenden zum Besten der Regierten wird. — Gott gebe dies! — — Ein alter Bremer Bürger.

* Die Freimarkts-Freuden,

die sonst erst am 18. anfingen, beginnen zum Theil schon heute, da der heutige Tag ein Sonntag ist, und so wird unsere Festzeit dadurch dieses Jahr noch verlängert.

In Herrn Hildenbrock's Reitbahn wird eine ausgezeichnete Kunstreitergesellschaft unter Herrn Franconi's Direction ihre Productionen in der höheren Reitkunst beginnen, (Madame Franconi ist die gefeierte Künstlerin Kenebel, die vor 8 Jahren ganz Bremen nach der Reitbahn zog); Viele werden sich darauf gewiß freuen, und der Name Franconi, die Liebhaberei für equestrische Künste sichern den Künstlern zahlreichen Zuspruch. Die Gesellschaft des Herrn Lehmann fängt diesen Abend auch ihre Vorstellungen an, in der neuen Reitbahn außer dem Bischofsthore; der Reiz der Neuheit wird schon das Publicum dahin ziehen, wenigstens zu Anfang, denn wenn erst bekannt wird, was die Gesellschaft leistet, so wird es an Zuspruch nicht fehlen; ein besseres Ballet, eine lebendigere Pantomimik und interessantere Verwandlungsscenen, (schreibt man aus dem Haag), sind hier noch nicht gesehen worden.

In dem Cabinet der Herren Martin & Sohn, vor dem Heerdenthore, wird dem Wißbegierigen Gelegenheit gegeben, seine Kenntnisse mannigfach zu bereichern; es ist dieses Cabinet nämlich zusammengesetzt aus einer Sammlung interessanter und unterhaltender optischer Wirkungen, mechanischer Instrumente, Panoramen von wichtigen Orten ꝛc. Es befinden sich darin ferner: eine Eisenbahn en miniature, mit einer durch Dampf getriebenen Locomotive, täuschende optische Spiegel, eine Darstellung des Blutumlaufes im menschlichen Körper, die weiße Dame und mehrere andere merkwürdige Sachen. U.

* Philippe.

(Eingesandt.)

Im Theater wird am Dienstag der chinesische Zauberer Philippe auftreten, der von Hamburg zu uns kommt; er wird nur auf der Bühne seine Hexereien ausüben und da hat Herr Engelken wahrlich eine gute Acquisition gemacht! Aus der Schwesterstadt schreiben alle Blätter mit einer Bewunderung von diesem Meister, daß man wirklich gespannt auf ihn sein muß; eben so sind die Nachrichten aus andern Städten, wo er auftrat. Es läßt sich also erwarten, daß auch hier wie an andern Orten es Niemand versäumen wird den Tausendkünstler zu sehen, der aus Nichts so Viel zu machen versteht, dessen Geschwindigkeit, zu der kein Schlüssel sich findet, aller Grübeleien spottet, und der den verstummenden Zuschauern noch mit freundlichen Andenken beglückt.

Wir wissen nicht, ob bei seiner Vorstellung die Preise der Plätze erhöht werden, es steht aber dennoch dem Theater ein zahlreicher Besuch bevor, wenn die Fama über diesen Künstler die Wahrheit berichtet hat.

⁂ Theater.

Die Direction des Theaters hat bisher in der Wahl neuer Stücke kein besonderes Glück gehabt, sei es daß augenblicklich an werthvollen neuen Stücken Mangel ist, oder daß sie, weil sie sich mit dem Geschmack des hiesigen Publicums noch nicht vertraut genug gemacht hat, sich von manchem Stücke einen größern Erfolg verspricht. Auch das Blum'sche Lustspiel „Tempora mutantur oder die gestrengen Herren," das am Donnerstag zum ersten Male aufgeführt wurde, macht keine Ausnahme von den Trivialitäten, die wir aus Blum's Feder zu erhalten gewohnt sind. Es ist eine sehr einfache häusliche Situation breit ausgesponnen; die polternden und doch lammmüthigen alten Herren kennt man aus der weiland Iffland'schen Zeit, wo dergleichen Originale im Leben noch häufiger anzutreffen sein mochten; jetzt wird der knorrige Naturwuchs bei Zeiten geglättet. Die Scenen, wo die beiden Alten sich gegen einander auslassen, sind noch der ergötzlichste Theil des Stücks, so wenig diese Intermezzo's für den Mangel einer das Interesse spannenden Intrigue entschädigen konnten. Daß dennoch dies Stück einen Theaterabend einigermaßen unterhalten konnte, verdankt man der höchst gelungenen Aufführung. Man mußte bedauern, daß dieser Fleiß im Memoriren und Einstudiren der Rollen nicht auf etwas Bedeutenderes verwandt worden war. Madame Pogrell zeigte von neuem ihr Talent für das Conversationsstück; gewiß war es eine schwere Aufgabe, mit dieser Volubilität der Zunge so viel Triviales herzuplaudern. Mit dem aus früheren Aufführungen hier schon bekannten „Pariser Taugenichts" sind die Vorstellungen des zweiten Abonnements geschlossen worden. Es steht zu erwarten, daß, je mehr das Theaterpersonal vervollständigt und im Zusammenspiel eingeübt worden ist, desto mehr classische und gehaltvolle Stücke auf die Bühne kommen werden.

Auflösung der Charade in Nro. 82.

Bernstein.

Miscellaneen.

(Ueber das schwere Geschäft, eine Schauspielergesellschaft zu gouverniren. — Aus den Erinnerungen eines englischen Journalisten.) König Ludwig Philipp bewilligt allen denen häufige Audienzen, von welchen er nützliche Nachweisungen erwarten darf. Oft ertheilt er sie früher, als der Londoner Kleinhändler seinen Laden öffnet. „Einst fand ich diesen Fürsten," erzählte mir ein Freund, „um 7 Uhr Morgens in seinem Toilettenkabinet, wo er ein Glas mit aufgelöstem Rhabarber vor sich stehen hatte. Dieses tonischen Mittels bedient er sich am Liebsten, wenn die Ordnung seines Magens gestört ist. Er forderte mich auf, mich zu setzen, indem er auf und ab ging, und von Zeit zu Zeit einen Schluck trank. Plötzlich fing er an, sich über die Beschwerlichkeit seiner Stellung zu beklagen: er habe beständig gegen die Intriguen, den Ehrgeiz, offenes und verstecktes Mißtrauen zu kämpfen; aber die meiste Noth mache ihm — ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als er dies sagte — die Regulirung der Theaterangelegenheiten. „Sie lachen," sagte er, „da sieht man, daß Sie nicht wissen, wie viele ernste Fragen sich hier an eine Roulade oder Pironette knüpfen." — Wir erinnern uns hiebei, aus dem Munde eines Zeitgenossen des geistreichen, witzigen jüngsten Sohnes der großen Kaiserin Maria Theresia, gehört zu haben, daß dieser oftmals sagte: „Als ich ein Jüngling war, und Bischof zu Münster wurde, war ich der glücklichste Mensch; ich hatte ziemlich Ansehen, Ehre, Geld und wenig Arbeit. Ich wurde auch später Hoch- und Deutschmeister; die Vortheile waren noch größer, Arbeit und Plage nicht viel mehr. Als ich mit 28 Jahren Churfürst von Cöln wurde, konnte ich noch immer, obgleich mit viel Geschäften und Verdruß beladen, mit Muße vergnügt sein. Als ich aber eine Schauspielertruppe an meinem Hof sich ansiedeln ließ, kam ich um alle Ruhe, Heiterkeit, Muße, und ein wahrer Lebensüberdruß bemächtigte sich meiner, bis ich mich davon befreite."

(Meyerbeer) hat jetzt sieben geistliche Gesänge von Klopstock für Sopran, Alt, Tenor und Baß componirt, die nächstens in der Schlesingerschen Musikalienhandlung in Berlin im Druck erscheinen. Unsere musikalischen Notabilitäten wohnten auch neulich einer hier stattgefundenen Aufführung derselben bei. Sie stellen diese Composition in Hinsicht ihrer Heiligkeit und ihres erhabenen Ernstes den derartigen Meisterschöpfungen zur Seite.

(Neue galvanoplastische Erfindung.) Die Naturwissenschaft hat der Kunst wieder einen wesentlichen, in seinen Folgen noch nicht ganz zu berechnenden Dienst geleistet. Schon seit einiger Zeit erfreute man sich an galvanoplastischen Darstellungen von Medaillen, Münzen u. s. w. Nun aber ist es den unermüdeten Versuchen des Prof. Böttcher in Frankfurt a. M. gelungen, eine von Prof. J. Felsing vor einigen Jahren nach Carlo Dolci gestochene Kupferplatte auf galvanoplastische Weise so vollkommen in jeder Hinsicht wiederzugeben, daß der Kupferstecher selbst die Abdrücke der auf chemischen Wege erzeugten Platte nicht von denen des Originals zu unterscheiden im Stande ist. — In diesem Augenblicke befindet sich diese interessante Platte unter der Presse, damit sich ein größeres Publikum von der Wahrheit und Wichtigkeit dieser Erfindung zu überzeugen im Stande ist. — Welchen Einfluß wird diese Erfindung auf die Verbreitung der durch den Grabstichel erzeugten Kunstwerke haben? Wird nicht der Stahlstechkunst, und gewiß nicht zur Beeinträchtigung der Kunst, der Todesstoß gegeben werden? Wird nicht die Kunst, bis hierher meist aristokratischen Geblütes, in das Leben und die Bildung des Volkes mehr und mehr eingreifen, und die gelungensten Uebersetzungen der bildenden Kunst, die ausgezeichnetsten Productionen der Chalkographie, Gemeingut aller gebildeten Nationen werden? Vielleicht dürfte ein kurzer Zeitraum hinreichen, diese Fragen so zu beantworten, wie Cultur und Humanität es wünschen, und der von Ursachen auf Wirkungen ruhig schließende Mann es voraussehen müssen.

(Paris.) Es hat sich seit einiger Zeit ein neuer Industriezweig gebildet, dessen Producte von Knaben auf den Gassen, besonders auf den Boulevards feil geboten werden. Es sind dies sogenannte parfumirte Cigarren, wozu, wie es scheint, keine Tabacksblätter genommen werden, und welche, wie die kleinen Krämer sehr geschwätzig versichern, in den ausgezeichnetsten Gesellschaften, sogar von Damen können geraucht werden. Nun kommt aber die Tabacksregie und thut Einsprache gegen den neuen Handelszweig; sie behauptet, alles, was als Taback gebraucht oder verkauft werde, thue ihrem Monopol Abbruch und verletze ihre Rechte. Zwar verneinen dies einige liberale Tageblätter, und können nicht begreifen, wie die Tabacksregie etwas dawider sagen könne, wenn man Rosenblätter oder wohlriechende Kräuter in Cigarrengestalt rollt und verkauft, da kein Gesetz der Regie das gesammte Pflanzenreich übergeben hat.

(Hamburg.) Es geschieht in dieser Stadt für Leidende und Hülfsbedürftige viel Gutes. Hamburg hat keine Bettler und eine Menge milder Institute, die, meistens durch Privatpersonen gestiftet, durch Legate und jährliche Beiträge erhalten werden. Einer der reichsten Männer dieser Stadt, einer, der von seinem Reichthum den schönsten Gebrauch macht, ist Salomon Heine. Es ist nicht lange her, daß eine christliche Gemeinde in der Nähe Hamburgs ihre Kirche renoviren mußte. Die Kosten des Baues überstiegen ihre Kräfte, und sie beschloß, durch eine Sammlung bei ihren Hamburger Landsleuten das Nöthige herbeizuschaffen. Eine Deputation ward geschickt, und wandte sich zuerst an Salomon Heine. Warum, fragte der bescheidene Mann, erzeigt ihr mir die Ehre, mich an die Spitze stellen zu wollen? Wendet euch an einen Andern, Reicheren, z. B. an Hrn. v. Bauer: was der zeichnet, will ich auch geben. Die Deputirten begaben sich zu Hrn. v. Bauer; dieser stellte ihnen dieselbe Frage, und verlangte die Größe der nöthigen Summe zu wissen. Man brauchte ungefähr

30,000 Mark. Hr. v. Bauer zeichnete sogleich die Hälfte des Ganzen, und die glücklichen Leute kehrten zu Salomon Heine zurück, um die andere Hälfte sogleich zu empfangen.

(Der Prinz von Joinville), erzählt ein Correspondent aus Cherbourg, ist der Mann des Tages. Alles redet von ihm, alle seine Schritte und Tritte werden dem Fremden gezeigt; die Officiere der Marine sprechen von dem Ball, den er in Rio Janeiro gegeben, und der glänzender als der des Kaisers von Brasilien gewesen sei; die Matrosen sagen ihm rühmend nach, daß er jeden Seemann, selbst den geringsten Schiffsjungen, der krank an Bord darnieder gelegen, auf das fleißigste besucht und für dessen Pflege gesorgt habe; eine Buchhandlung hat sich unter sein Patronat gestellt, kurz, die ganze Stadt erinnert an ihn.

(Fürst Blücher) besuchte im Jahre 1814 bei seiner Anwesenheit in England das große Invalidenspital Chelsea; eine Menge Menschen war versammelt, diesen deutschen Helden zu sehen. Die Bewohner des Spitals standen am Eingange bereit, ihn zu empfangen. „Ich bin gerührt," sagte der Fürst, „über die große Aufmerksamkeit, die man hier meinem kleinen Ruhme zollt; allein gern wollte ich diese nie erfahren haben, wenn nie ein Napoleon gelebt hätte; denn hier . . ." Er deutete auf die Krüppel, und Wehmuth hinderte ihn weiter zu sprechen; eine Thräne glänzte in seinem Auge. Gewiß die edelste Thräne, die je ein Held geweint. — An eben diesem Tage gab der Fürst den verkrüppelten Soldaten vom Chelseaspital ein Geschenk von 500 Guineen. Ein alter Mann, der Senior dieser Krieger, trat vor, und sprach: „Wir danken Euch, Fürst, für dieses Geschenk; allein da uns unser Vaterland, für welches wir fochten, hinlänglich mit Allem versorgt, so bitten wir Euch um die Erlaubniß, dieses Geld nach Deutschland senden zu dürfen, und zwar nach Hannover, nicht für die unbrauchbaren Krieger (diese werden eben so gut wie wir versorgt), sondern für die armen Landleute, die so viel gelitten haben." — „Thue dies, Kamerad!" sagte der Fürst, indem er die Hand dem Alten hinreichte, „ich will noch 100 Guineen zulegen." — „Und wir alle noch eine Woche lang unsere Löhnung!" riefen alle Invaliden, und es geschah.

(Pariser Spitzbuben.) Ein berühmter Zahnarzt in Paris, Herr Honoque, wurde vor einiger Zeit das Opfer eines Diebes ganz eigener Art. Ein Individuum erscheint in seiner Wohnung in der Rivolistraße, und zeigt ihm eine so übel zugerichtete Kinnlade, daß der geschickte Arzt seine ganze Wissenschaft aufbieten mußte, um ihr wieder ein menschliches Ansehen zu geben. Herr Honoque arbeitet ohne Unterlaß; er beschneidet, feilt, plombirt die angefressenen Zähne, und nach zweistündiger ermüdender Arbeit hatte der Mund des Unbekannten wieder ein menschliches Ansehen, als sich dieser Letztere einfallen läßt, Nervenanfälle zu bekommen. Der Arzt eilt in ein anstoßendes Gemach, um die Dienstleute zu rufen, und bei seiner Rückkehr findet er den Sessel leer und den Mann mit den reizbaren Nerven verschwunden. Herr Honoque hatte sich über dieses kleine Mißgeschick bereits getröstet, als er einen Zettel erhielt, des Inhalts: „Mein Herr, ich schätze Ihr Talent ungemein, und ich möchte gern den Weibern gefallen; darum erhielten Sie gestern meinen Besuch. Beklagen Sie sich über mein Verfahren nicht, denn ihm haben Sie es zu verdanken, daß Sie während 5 Jahren vor jedem Diebstahl in Paris sicher sind. Unterz. Der geschickteste Spitzbube an den geschicktesten der Zahnärzte."

(Ein Sonderling.) Ein Engländer aus einer angesehenen Familie machte vor Kurzem seinem Leben selbst ein Ende, nachdem er mehrere Jahre hindurch der seltsamsten Manie gefröhnt hatte. Seit 20 Jahren ließ er sich jedes halbe Jahr einen neuen Sarg machen, den er anversuchte, aber nie nach seinem Geschmack fand. Wenn der Tischler ihm das Bestellte brachte, so mäkelte der Engländer daran, wie ein Stutzer an dem neuen Frack. Er legte sich in den Sarg hinein, aber er paßte ihm nie; bald war er zu lang, bald zu weit, bald drückte er ihn an den Achseln, bald fand er irgend einen andern Tadel. Kurz es hatten 12 Tischler für den wunderlichen Engländer gearbeitet, ohne ihn befriedigen zu können. Dem letzten erst gelang es besser, und der Engländer zeigte seinen Freunden an, daß er nun gern aus dem Leben scheide. Er lud seine Freunde zu sich; nachdem er Gift genommen hatte, legte er sich vor ihnen in den Sarg und starb darin.

(Heilung des Schielens.) Unter die glücklichsten Nachfolger Dieffenbachs in der Kunst, das Schielen zu heilen, gehört unstreitig der Regierungsrath Dr. Horn zu Erfurt, welcher neulich während seines kurzen Aufenthaltes in der Provinz Henneberg beinahe 40 Individuen operirte und dabei eine ungemeine Geschicklichkeit an den Tag legte.

(Eine Feuerkugel.) Bei dem belgischen Dorfe Coez ist eine Feuerkugel niedergefallen und hat einen großen Holzstoß umgeworfen. Ein junger Mensch, der dabei stand, wurde zu Boden geworfen und war so verletzt, daß man ihn nach Hause tragen mußte.

(Feuertod.) Amerikanische Blätter erzählten unlängst die schreckliche Volksjustiz, wodurch siebenundzwanzig Falschmünzer, ohne alle vorhergegangene, gerichtliche Verhandlung, ertränkt wurden. Jetzt bringen Journale von Neu-Orleans die Nachricht von einer nicht minder schrecklichen That, der Verbrennung eines lebendigen Menschen. Diesem armen Teufel wurde unentgeltlich eine Fahrt von Saint-Louis nach Missouri auf dem Dampfboote „United States" gestattet. Dafür sollte er auf dem Schiffe Handlangerdienste leisten. Er hatte sich aber vor dem Abgehen des Bootes berauscht, und war daher unfähig zu jeder Arbeit. Der Lootse und der Ingenieur darüber aufgebracht, ergriffen ihn, und legten ihn vor die Mündung des Ofens, wo ihn die Passagiere mit gebratenem Rücken und Halse fanden. Es wurde ein Prozeß gegen die Veranlasser dieses schauderhaften Menschenmordes eingeleitet.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jönßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 83.

Bremen, Sonntag den 17. October 1841.

Gestorben:

Nro. 919. Den 12. October. Des Tischlers Heinr. Friedr. Bahle Sohn, 8 Wochen; Muggenburg Nro. 23.

– 920. Den 14. — Des Uhrmachers Carl Friedrich Eulhard Sohn, 2 Jahr; Landweg Nr. 5.

– 921. Den 14. — Des Arb. Ernst Heinrich Hendel Wittwe, geb. Krusen, 46 Jahr; Hohethorsstr. Nr. 25.

– 922. Den 14. — Des Arb. Franz Steinmetz Ehefr., geb. Knübel, 50 Jahr; hinterm Stephanithorswall Nr. 31.

Nro. 923. Den 15. — Des Hutmachers Friedrich Peterßen Sohn, 2 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 924. Den 16. — Des Malers Bernhard Glaatz Tochter, 9 Wochen; Kohlhökerstr. Nr. 7.

— 925. Den 16. — Des Kahnschiffers Jacob Rohde Sohn, 4¼ Jahr; Großenstr. Nr. 38.

— 926. Den 16. — Der Arb. Johann Diedrich Ernst Boden, 65 Jahr; Großenstr. Nr. 43.

Geburten:

Nro. 1226. Den 11. October. Des Branntweinbrenners Joh. Friedr. Brinker Ehefr., geb. Waetjen, Hohethorsstraße Nro. 30; von einem Knaben.

– 1227. Den 11. — Des Arbeitsm. Christoph Claussen Ehefr, geb. Knoop, Hastedt Nro. 44; von einem Mädchen.

– 1228. Den 12. — Des Cigarrenmachers Diedrich Ludwig Wolff Ehefr., geb. Blume, Stangenhof Nro. 1; von einem Mädchen.

– 1229. Den 12. — Des Schweinschlachters Conrad Huber Ehefr., geb. Ridderhase, gr. Johannisstr. Nr. 176; von einem Knaben.

Nro. 1230. Den 14. — Des Wirths Arnold Carl Beckmann Ehefr., geb. Hesse; Gerberhof Nr. 5; von einem Mädchen.

— 1231. Den 14. — Des Zimmergesellen Johann Albert Claußen Ehefr., geb. Block, gr. Johannisstr. Nr. 44; von einem Knaben.

— 1232. Den 14. — Des Schuhmacheramtsmeisters Christoph Tiemann Ehefr., geb. Deetzsch, Schnoor Nr. 35; von einem Knaben.

— 1233. Den 16. — Des Branntweinbrenners Johann Hinrich Witte Ehefr., geb. Buschmann, Großenstr. Nr. 48; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 438. Der Lohgerber zu Quakenbrück Joh. Christian Rohlfing und Johanna Dorothea Wesing hieselbst.

– 439. Der Barbier Andreas Friedr. Schmeißer und Gesche Margar. Ritter aus Oelmenhorst.

– 440. Der Kimmker zu Osnabrück Heinrich Georg August Lippmann und Gesche Adelheid Lerps aus Intschede.

– 441. Der Schneideramtsmeister Heinrich Christian Ibe und Anna Schindeler.

– 442. Der Landmann zu Uenzen Diedrich Heinrich Wülbern und Margarethe Adelheid Reinecke daselbst.

– 443. Der Arb. Joh. Christoph Ernst Schindler und Anna Cathar. Henrica Etz hieselbst.

Nro. 444. Der Zimmergesell Bernhard Willig und des Schuhmachermeisters Joh. Heinrich Tieke geschiedene Ehefr., Sophie Margar. geb. Fortkamp hieselbst.

— 445. Der Landmann zu Hunteburg Joh. Friedrich Amels Westerkamp und Anna Maria Sophie Meyer daselbst.

— 446. Der Cigarrenmacher Heinr. Christian Lüders und Anne Christine Auguste Ahlefeld aus Drakenburg.

— 447. Der Knopfmacheramtsmeister Nicolaus Ehrend Wessels und Sophie Louise Henriette Brandt hieselbst.

— 448. Der Arb. Ernst Friedrich Dopke und Anna Geseta Schlötel hieselbst.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 84.

Bremen, Donnerstag den 21. October 1841.

* Des Festes Mahnung den 18. October.

(Eingesandt.)

Für Recht und Licht
Soll der Germane streiten,
Wie zu der Väter Zeiten;
Denn das ist Pflicht!

Der Freiheit Gut
Soll, wie auch Stürme walten,
Der Deutsche stets erhalten
Durch kühnen Muth!

Für's Vaterland
Nimm, Deutscher, ohne Beben
Zum Kampf auf Tod und Leben
Das Schwert zur Hand!

Stets einig sei
Arminius edler Same;
Es heißt ja unser Name
Nur deutsch und frei!

Und ewig stehn
Dann fest Germaniens Herde,
Bis daß auch diese Erde
Einst wird vergehn!

Des Vaters Degen.

(Fortsetzung.)

5.

Es war zu Anfang des Jahres 1796, als sich die vornehme und reiche Pariser Welt, die sich um diese Zeit allmählig wieder aus den Schlupfwinkeln, in die sie sich vor der blutigen Schreckensregierung verborgen gehalten, hervor zu wagen anfing, in den festlich und glänzend erleuchteten Sälen des allgewaltigen Barras an einander vorüberdrängte. Wie sich schon äußerlich in den Uniformen und Staatskleidern der Herren, wie in der Toilette der Damen eine gewisse geflissentliche und gesuchte Nachlässigkeit, verbunden mit einer prunkenden und gespreizten Ueberladenheit an Stickereien und Diamanten, die einen auffallenden und schreienden Contrast mit jener bildete, bemerklich machte, zeigte sich auch in dem Ton und Verhalten der Gesellschaft ein überaus steifes, gezwungenes und ceremoniöses Wesen, in dem kaum noch hin und wieder eine leise Spur von jener liebenswürdigen Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Feinheit der altfranzösischen Gesellschaft zu erkennen war. Es ließ sich dem Mangel an aller wahren Heiterkeit und ungezwungenen geselligen Fröhlichkeit, der sich in dieser, wie überhaupt damals in allen Gesellschaften der Hauptstadt, auf eine höchst drückende Weise zu Tage legte, deutlich anmerken, daß dies Geschlecht in einer eisernen Zeit erwachsen war, und daß man sich noch unter einem drückenden Gewitterhimmel wußte. Die meist aus den untersten Volksclassen hervorgegangenen Sieger und Machthaber blähten sich, den Besiegten gegenüber, mit stolzem Uebermuth im Gefühl ihrer Macht und Wichtigkeit, die ihnen offenbar wie

eine ungewohnte Last zu Gesichte stand. Die ihnen angeborne gemeine Natur brach überall, wie sehr sie sich auch Gewalt anthun mochten, hindurch, und gab den Adeligen eine nur allzu willkommene Gelegenheit, sich durch bittern Spott an den „Plebejern“ für all' die tausendfachen Demüthigungen zu rächen, die sie von ihnen hatten erdulden müssen. Man drängte sich an einander vorüber, nur kurze, abgebrochene Phrasen mit einander wechselnd; zu einem lebendigen und heitern Gespräch wollte es nirgends recht kommen. Und wie wäre auch ein solches unter diesen Menschen, deren Gemüther von den mannigfachsten und verschiedenartigsten Leidenschaften und politischen Partei-Ansichten, von persönlichen Feindschaften und gehässigen Erinnerungen erfüllt waren, möglich gewesen? Nur widerwillig hatten sich diese feindlichen Elemente hier zusammengefunden, um dem mächtigen Barras zu gefallen, der sich durch nichts mehr geschmeichelt fühlte, als wenn er in dem Lichte eines Friedensstifters von Frankreich erscheinen konnte. Unter diesem glänzenden Gewühle zog der, mitten im Saale stehende, kleine, hagere Mann, mit der unscheinbaren grünen Uniform, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es war, als ob diese Erscheinung einer andern Welt und einer andern Zeit angehöre. Die nachlässige Gleichgültigkeit und starre Unbeweglichkeit Napoleons stach auch gegen das rings umher herrschende Gewirr so sehr ab, daß sie nothwendig Aller Augen auf ihn ziehen mußte.

„Le bourreau de Paris!“ ging es flüsternd durch die Gruppen zur Linken; „Le paillo au nez!“ zischelten spottend die Gruppen zur Rechten. Keiner mochte sich an den Alleinstehenden machen, der, in seiner Verlassenheit, so ziemlich das Ansehen einer einsamen, schroffen Felsklippe hatte.

„Das nenne ich schön Wort halten, General!“ redete Eugen den einsam Stehenden, nachdem er sich durch die Menge zu ihm hingedrängt hatte, lebhaft an. „Sie versprachen mir doch, meine Mutter bald zu besuchen, und haben noch immer nicht Wort gehalten. Dafür müssen Sie aber auch gleich mit mir kommen; ich lasse Sie nicht wieder los.“

„Sieh da, mein kleiner Freund!“ lächelte Napoleon, indem er dem Knaben einen leichten Backenstreich gab; „Du hast mich überrumpelt. Gut denn! Gehen wir!“ — und damit folgte er dem Knaben, der ihn an der Hand faßte, und triumphirend zu dem Tische hinführte, an dem Josephine saß, mit einigen andern Damen Troisett spielend.

Da bringe ich Dir, liebe Mutter,“ sagte Eugen, „den Mann, ohne dessen Großmuth ich meines Vaters Degen nicht zurück erhalten hätte.“

„Es wird Ihnen Mühe kosten, General,“ sagte Josephine, sich mit anmuthigem Lächeln gegen ihn verneigend, „mich einigermaßen zu versöhnen; denn ich bin wirklich ein wenig böse auf Sie, daß Sie mich so lange Ihre Schuldnerin haben sein lassen.“

„Madame, ich war in Ihrer Schuld, und Sie nicht in der meinen!“ erwiederte Napoleon, und ein Lächeln erhellte auf einen Augenblick den strengen Ernst seiner Züge. „Ihr Sohn da hat mich in meiner Stellung forcirt; wohl oder übel mußte ich ihm schon folgen.“

„Mußten!“ lächelte Josephine. „Ei, das klingt ja nicht ein Bischen galant; ich wollte ihm folgen, klänge besser, und wäre mir lieber gewesen.“

„Aber Sie sind nicht bei Ihrem Spiele, Madame!“ sagte Napoleon barsch, ohne auf Josephinens höfliche Rede weiter zu achten. „Wozu erst noch alle die Weitläufigkeiten und Finessen? Man muß gleich auf das Centrum losgehen, wie mein kleiner Freund da.“

„Wenn ich die Partie verliere, General,“ sprach Josephine, sichtlich empfindlich über Napoleon's ablenkendes Dazwischenreden, „so werden Sie dafür zu büßen haben.“

„Nun denn,“ lachte Napoleon, „so werde ich mich morgen bei Ihnen einstellen, meine Straf-Sentenz von Ihnen zu vernehmen; denn Sie haben die Partie verloren.“

Josephine erhob sich mit schlecht verhehltem Verdrusse; sie hatte wirklich die Partie verloren und maß natürlich die Schuld davon der Dazwischenkunft Napoleons bei.

„Sie zürnen, Madame!“ nahm Napoleon wieder das Wort, nachdem er eine Zeitlang schweigend ihr Gespräch mit den andern Damen über das, was man eigentlich hätte thun müssen und was nicht, mit angehört hatte. „Womit kann ich Sie versöhnen? Sprechen Sie!“

„Daß Sie Wort halten, und morgen mein Gast sind!“ antwortete freundlich und begütigt Josephine, indem sie Anstalt machte, die Gesellschaft zu verlassen.

„Sie werden es am Ende noch bereuen, mich eingeladen zu haben!“ sagte freundlich Napoleon, indem er ihr den Arm bot, und sie zu ihrem Wagen geleitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Dampfschiffes Erie.

New-Yorker Blätter theilen speciellere Nachrichten über das jammervolle Ereigniß auf dem Eriesee mit, entnommen den gerichtlichen Aussagen des ersten Ingenieurs Herrn Clemens, so wie des Unterschiffers Hughes, welche beide, durch das Dampfboot de With Clinton gerettet, nach Buffalo gebracht wurden. Es ist nun mit Gewißheit erhoben, daß der Erie 230 Reisende an Bord hatte, darunter 130 Deutsche und Schweizer und zwölf Frauen, sodann eine Bemannung von 25 Mann und 10 Musikanten, in allem 265 Personen. Kurz vor 8 Uhr zog ein Kindergeschrei die Aufmerksamkeit des Herrn Clemens, welcher sich im Maschinenraum befand, auf sich. Er ging darnach zu sehen und war Zeuge einer mütterlichen Execution. Im Augenblick, wo er sich an seinen Posten zurückbegeben wollte, ertönte ein Knall, nicht anders als würde ein Fels gesprengt. Herr Clemens sah sich nach der Ursache um und seine Augen begegneten einer Feuermasse, die sich längs des Kamins am Promenadedeck hinaufzog. Nun eilte er nach dem Maschinenraum; hier aber kam ihm ein Qualm dichten, schwarzen, erstickenden Rauchs entgegen, der ihm das Vorwärtsgehen unmöglich machte. Er zog sich auf die hintere Bootseite zurück, vom Rauch und Feuer verfolgt, welches letztere, von dem frischen durch die schnelle Fahrt noch mehr belebten Winde angefacht, mit der Geschwindigkeit einer Schießpulverlinie um sich griff. Er stieg die Treppe hinauf auf das obere Verdeck und traf daselbst den Capitän, welcher ihm befahl die Maschine zu sperren. Er erwiederte: „ich will es nochmals versuchen, Capitän Titus, aber sicherlich ist es mein Tod.“ Nun rieth ihm der Capitän es gehen zu lassen, befahl aber dem Piloten gegen das Ufer zu steuern. Das geschah und Capitän und Ingenieur suchten in den untern Raum zu gelangen, um einige der Passagiere zu retten; aber das war eine unmögliche Sache. Denn obwohl seit der Explosion kaum eine Minute vergangen, so war doch die ganze Frauencajüte und das untere Verdeck zusammt dem vordern Theil des Promenadedecks ein einziger Feuerballen, und die Höhe war so groß, daß ihre Kleider davon in Flammen geriethen. Nun schlug Hr. Clemens dem Capitän vor, für ihre eigne Sicherheit zu sorgen, womit dieser übereinstimmte und augenblicklich über Bord sprang. Clemens ergriff eine brennende Bank und warf sie über Bord, allein augenblicklich hatten sie zwei Schweizer gefaßt, und als er ihr eine zweite nachsendete, war auch diese im Nu von einigen Passagieren im Wasser in Beschlag genommen. So auf seine Schwimmkunst als letztes Rettungsmittel verwiesen, sprang Clemens über Bord und schwamm dem Ufer zu. Nachdem er etwa zehn Ruthen zurückgelegt haben mochte, schien es ihm gerathener in der Nähe des Schiffs zu bleiben, um, wenn dasselbe bis auf den Wasserspiegel her abgebrannt wäre, sich auf das Wrack zu setzen. Mit diesem Entschluß kehrte er sich gegen das Dampfboot um, aber welches Schauspiel bot sich hier seinen Augen! „Ich kann“, sind seine eignen Worte, „keine Sprache finden, es zu beschreiben, keine Zeit, kein Orts-, kein Glückswechsel wird die schreckliche Erinnerung je aus meinem Gedächtniß verwischen.“ Das ganze Schiff mit Ausnahme eines kleinen Theils des vordern untern Verdecks bildete eine einzige zum Himmel emporlodernde Feuermasse. Beim Hin- und Herwehen der Flammen konnte er die Körper einiger Passagiere in ihrer Todesagonie sich windend erblicken, andere suchten über Bord zu springen, besaßen aber augenscheinlich nicht genug Kraft, über das Geländer zu kommen. Auf dem vordern Theil des Verdecks stand eine Gruppe von zwölf oder mehr, wild mit den Armen um sich schlagend und die Luft mit herzergreifenden Jammertönen füllend. „Wirklich, sagte Herr Clemens, der Anblick war so gräßlich, daß ich einen Augenblick im Begriff war, mich untersinken zu lassen, nur um der schrecklichen Scene los zu werden.“ Er wendete sich nun wieder vom Boot ab und gewahrte eine Planke, auf welcher zwei von der Mannschaft saßen. Sie luden ihn zu sich ein, er folgte, aber die Planke war kaum im Stande sie alle zu tragen. Glücklicherweise schwamm eine Schublade von einem Schreibtisch in der Nähe, diese erreichte er und fügte sie, die Höhlung nach oben gekehrt, unter die Planke, die nun leichter auf dem Wasser trieb. Er saß aber nicht lange darauf, als er einen ältlichen Mann, fast erschöpft, herbeischwimmen sah; diesem rief er zu, trat ihm seinen Platz ab und vertraute sich nun wieder seiner Schwimmfertigkeit an. Bald darauf kam ihm ein Schutzbrett in die Hände, da aber zugleich zwei Passagiere darnach fahndeten, so überließ er es diesen. Nachdem er wieder eine Weile geschwommen, hörte er die Stimme des Capitäns, der ihm zurief; er wendete sich um und sah jenen mit Vieren von der Mannschaft auf dem umgeschlagenen kleinen Boot sitzen. Auch er setzte sich darauf, und nun sagte ihm der Capitain, eine Frau treibe in der Nähe

umher und bald hatte er sie entdeckt, es war Mistreß Lynde. Um ihren Nacken hing ein Schwimmapparat, der aber kaum zur Hälfte gefüllt war, mit der Hand hielt sie ein Ruder krampfhaft gefaßt, in jeder andern Beziehung schien sie todt. Clemens dachte, würde der Schwimmapparat gefüllt, so müßte sie noch länger über dem Wasser treiben, und möchte vielleicht, mit Bekannten zusammentreffend, aufgefangen werden. In dieser Absicht setzte er den Mund an die Röhre und blies hinein. Darüber bewegten sich Mistreß Lynde's Lippen, und sie sagte mit schwacher Stimme: „Sie sind sehr gütig, Sir." Auf diese Weise gewiß, daß sie noch lebte, fuhr er im Füllen des Apparats fort, allein er war so erschöpft, daß er nur unvollkommen damit zu Stande kam. Er zog sie nun nach der Barke, worüber sie zu sich kam, und sagte: „Retten Sie mich, wenn es Ihnen möglich, aber sparen Sie Ihre Kräfte für sich und lassen Sie mich sterben, falls meine Rettung nur durch Aufopferung Anderer gelingen könnte." „Eine solche Sprache aus dem Munde einer Frau, sagte Herr Clemens, brachte mich zu dem festen Entschluß, falls ich mich rettete, sollte sie es auch sein", und so gab er seine Bemühungen um sie nicht auf, und war darin glücklich. Zwei Stunden trieben sie noch auf der Barke herum, bis der „Clinton" sie aufnahm.

So lautet die Erzählung des Herrn Clemens, deren Ablegung ihn dergestalt angriff, daß er wie in Convulsionen zitterte. Obgleich ein großer kräftiger Mann, konnte er sie nur mit schwacher Stimme abgeben. Der Unterschiffer gab an, er habe gerade auf dem vordern Promenadeverdeck in der Nähe des Capitäns gestanden, als die Explosion vor sich ging. Augenblicklich habe er sich umgesehen, die Flamme und den Rauch erblickt, und die Beischaffung der Feuereimer befohlen. Zu diesem Ende gab er einem der Leute die Schlüssel, von dem Manne aber ward nichts mehr gesehen, wahrscheinlich starb er in den Flammen. Nun sorgte er für Aussetzung des einen Boots, es schwamm aber noch nicht ganz auf dem Wasser, als es bereits mit Passagieren überfüllt war und umschlug; derselbe Fall war es mit einem andern Boot. Nun sprang er über Bord und erreichte mit neun andern das umgeschlagene Boot, aber vier davon wurden weggespült und ertranken. Die beiden Geretteten sind der Ansicht, daß nahe an zwei Drittel der Umgekommenen verbrannten, und daß mit Ausnahme Mistreß Lynde's kein einziges Frauenzimmer der Cajüte entrann. Daß dergleichen Unglücksfälle alle im Menschen schlummernde Kräfte zu Tage fördern, gab sich auch bei dieser Gelegenheit kund, ein Beweis davon ist die bewundernswürdige Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart des jungen Levi Beebe, eines noch nicht ganz zwölfjährigen Knaben. Er war von der Militärschule zu Cooperstown auf der Hinreise begriffen mit dem Oberrichter Nelson, welcher ihn in Buffalo der Aufsicht des Unterschiffers übergab. Beim Ausbruch des Feuers wollte er Zuflucht suchen im Frauengemach; da aber das Feuer ihm auch von dieser Richtung entgegenkam, so ließ er sich an den Ketten am Steuer hinab, ergriff das Ruder oder etwas dazu Gehöriges und ließ sich so zwei Stunden lang durch das Wasser ziehen, obwohl das Boot schwer und tief durch die hohen Wellen ging. Das Feuer kam ihm dabei so nahe, daß seine Hände übel zugerichtet wurden, und er mußte sich beständig den Kopf naß machen, damit nicht Gesicht und Haar Feuer fingen. Einmal ward er am Knöchel gefaßt von einem vorbeitreibenden Mann, der aber war so erschöpft, daß es dem Knaben gelang ihn von sich abzuschütteln. Ein andermal faßte ihn ein starker Mann, der gerade im Begriff war unterzusinken. Der Knabe stellte ihm die Thorheit vor, ihn in sein Verderben hineinzuziehen und ward endlich mit großer Schwierigkeit auch seiner los, indem der Unglückliche sank. Herzzerreißende Töne ließen sich inmitten der brausenden Wogen und der prasselnden Flammen vernehmen, über zweihundert Personen ertranken oder verbrannten in der Nähe des Knaben, und doch unter all diesen Gefahren und Schrecken hielt er mit unermüdlicher Ausdauer an seinem Ruder fest und behielt seine volle Besinnung in dem Grade, daß er die ganze jammervolle Scene bezeugen konnte. Der Brand löste endlich das Fahrzeug in zwei Theile auf, und nun half ihm ein Mann auf die Ueberreste der hintern Abtheilung hinauf, wo sie endlich von dem „Clinton" gerettet wurden. Der Knabe befindet sich außer Gefahr. Aber die Krone des Märtyrerthums erwarb sich der Pilot, indem er sich seiner Pflicht zum Opfer brachte. Beim Ausbruch des Feuers steuerte er dem etwa vier Meilen entfernten Ufer zu; er blieb auf seinem Posten und ließ das Steuer, die einzige Hoffnung der Unglücklichen, nicht aus den Händen, bis das Feuer sie verzehrte. Eine solche heroische Selbstaufopferung verdient ein dauerndes Andenken. Möge Thomas Fullers Name eine bleibende Stätte in den Herzen der Menschen finden!

* Literarisches.

Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Bremen, 1841 bei J. G. Heyse XXXIV. 270 Seiten.

Bei den allgemeinen Bestrebungen, die seit den Befreiungskriegen in unserm Vaterlande erwacht sind, die ältesten Geschichtsquellen unsers Volkes und seiner verschiedenen Staaten der öffentlichen Kunde zu übergeben, während sie früher in Archiven, Bibliotheken und Privat-Sammlungen zerstreut und schwer zugänglich waren, ist es höchst erfreulich, daß auch unsre Stadt nicht zurückbleibt. Herr Archivar Lappenberg erwirbt sich das Verdienst in dem vorliegenden Werke, dem hoffentlich auch ein Bremisches Diplomatorium bald folgen wird, zunächst uns die reinen Hauptquellen der bremischen Geschichte in einem höchst gefälligen, kritisch berichtigten Abdrucke zu eröffnen: 1. Das **Chronicon breve Bremense**; 2. Die **Historia Achiepiscoporum Bremensium**; 3. Die bremische Chronik des Gerhard Rynersberch und des Herbord Schene; 4. Die Fortsetzung der Rynesberch-Schenischen Chronik. — An diese reihen sich neun Beilagen von nicht minderem Interesse: 1. Johann, König von England, Patent für die Bremer 1213; Heinrich Brouwenlop auf Bischof Gieselbrecht von Bremen; 3. Vereinbarung des Erzbischofes, des Capitels und der Lehnsleute zu Bremen, des Grafen von Oldenburg und der Stadt Bremen 1258; 4. Auszug aus dem **liber memorandorum** zu Hamburg, und Schreiben des Herbord Schene an den Rath zu Hamburg; 5. Von der Stiftung des Klosters zu Lilienthal; 6. Liste der Aebte des Marienklosters zu Stade; 7. Die Würdenträger des bremischen Domcapitels; 8. Grabschrift des Erzbischofs Gottfried im Chor des ehemaligen St. Georgii-Klosters zu Stade; 9. Verschreibung des Erzbischofes Rhode an den Rath zu Hamburg wegen des von diesem ihm geliehenen groben Geschützes, woran sich noch ein geographisches und Personen-Register, ein Glossar der mittelaltrigen Latinität, ein niedersächsisches Wörterbuch, Berichtigungen und Zusätze, nebst einem Fac-Simile der bremischen Chronik reihen. Dies Buch enthält also nicht nur überhaupt Viel, sondern auch höchst Anziehendes und für die älteste Geschichte unsrer Stadt Wichtiges. Es genügt daher gewiß darauf in diesen Blättern aufmerksam gemacht zu haben, um ihm den Weg, wo nicht aller, doch recht vieler der gebildeten und patriotisch gesinnten Bürger unsrer Stadt angebahnt zu haben.

St—k.

---

* Die Zuckersteuer.

(Eingesandt.)

Dem Vernehmen nach hat nun das königl. preußische Ministerium an die Staatsregierung des Zollvereins die Anfrage gestellt, ob der Tarif von 1837 schon mit dem 1. Janr. 1842 wiederherzustellen sei. Ob dazu mehr das Aufhören der meisten Berliner Fabriken oder das erklärte Verlangen der süddeutschen Staaten die Veranlassung gegeben hat, mag dahin gestellt bleiben. Seitdem hat man aber erfahren, daß die Holländer nach Java den Auftrag ertheilt haben, den Zucker heller auszudecken, um ihn desto leichter mit gestoßenen Lumpen vermischen und dergestalt diese wieder wie im Jahr 1837 für rohen Zucker zu dem Zoll von 5 Thalern in die Vereinsstaaten einführen zu können. Zur Abhülfe ist von den Rübenfabrikanten vorgeschlagen worden, allen weißen und grauweißen Zucker, der von Indien komme mit 8 Thalern Zoll zu belegen, und in dieser Maßregel das Beispiel Oestreichs zu befolgen. Dieses Verfahren möchte aber als übertrieben, sich nicht rechtfertigen lassen, da es nicht sowohl der Absicht entsprechen, als wie ein Verbot wirken würde, welches nicht in den Grundsätzen des Vereins liegt. Grauweißen Zucker können die meisten Sieder nicht entbehren, und es wird auch schon den Zweck erreichen, wenn man solchen weißen, der in Holland mit den Nummern 14 bis 18 bezeichnet wird, mit 6½ bis 7 Thalern besteuert, da es für die Holländer oder Bezieher keinen Vortheil bringen wird, Lumpen mit geringerem grauweißen Zucker zu vermischen.

Es würde also gewiß am leichtesten und besten zum Zweck führen, wenn man sich ganz allgemein für eine solche Verzollung ausspräche, das Geschäft, die Benutzung des rohen Zuckers betreffend, würde alsdann in den Hansestädten gerade auf dem Fuße stehen bleiben, wie es schon seit geraumer Zeit daselbst betrieben ist, und es würden in Deutschland alle Betheiligte zufrieden gestellt werden.

---

† Revue der Freimarktssehenswürdigkeiten.

(Eingesandt.)

Viel des Merkwürdigen und Interessanten bringt uns der diesjährige Freimarkt, mehr als uns seine jüngsten Brüder gebracht haben und es wird daher eine kurze Uebersicht der Sehenswürdigkeiten den Lesern des Bürgerfreundes nicht unangenehm sein. Zuerst wollen wir denn die alten Freunde begrüßen, nämlich: Herrn Franconi und seine Gesellschaft. Sie begann am Sonntag ihre Vorstellungen in der höheren Reitkunst und hat ihren bekannten Ruf redlich bewährt. Mad. Franconi, die als Fräulein Kenebel, von früherher uns bekannte Künstlerin, ward mit rauschendem Applaus begrüßt, sie hat im Lauf der Jahre nur noch gewonnen, und ihre Leistungen gehören noch immer zu den höchsten in ihrer Kunst; ihren graciösen Stellungen, mit der größten Gewandheit ausgeführt, ihrer liebenswürdigen Anmuth ward der lebhafteste Beifall gezollt. Herr Chancelet, auch von früher noch im gutem Andenken, leistete ebenfalls Ausgezeichnetes; seine Jonglirkünste auf dem Pferde geschehen mit einer Sicherheit, wie sie nur auf ebener Erde ausgeführt werden können; die von ihm rückwärts ausgeführten Uebungen waren vortrefflich. Herr und Madame Beauvallet machten ihre Sachen sehr gut, ihre Reitschule konnte nicht besser sein; Herrn Amand's Kunst-Voltigen gleichfalls, wie denn überhaupt der Beifall, der jedem an dem Abende mitwirkenden Künstler gezollt wurde, gerecht war. Die englischen Clowns (Komiker) sind sehr brav, ihre drolligen Intermezzo's sind ganz dazu geeignet, das Zwergfell zu erschüttern. Schade nur, daß sie nicht deutsch sprechen. Die Garderobe ist so höchst elegant und fein, wie man sie hier nie gesehen, und giebt den Vorstellungen den höchsten Glanz; — die von Herrn Franconi dressirten Pferde machen ihm alle Ehre, kurz es ist in jeder Hinsicht aufs Beste für das Publikum gesorgt.

Von hier wenden wir uns zu der neuen Reitbahn außer dem Bischofsthor.

Wenn es der bescheidene Künstler verschmäht, öffentlich oder im Geheimen Anpreisungen von seinen Leistungen zu machen, so ist es gewiß eine Pflicht dessen, der den Werth seiner Kunst anerkennt, davon ein Zeugniß abzulegen, und so kann Einsender dieses nicht umhin, die Darstellungen der Lehmann'schen Gesellschaft dem Publikum als etwas Ausgezeichnetes, Vorzügliches zu empfehlen, und er glaubt, daß Alle, die den Vorstellungen beiwohnten, mit in dieses Lob einstimmen werden.

Diese Vorstellungen sind ganz neuer, wohl hier noch nicht gesehener Art, und von der größten Mannigfaltigkeit; sie bestehen in Tanz, auf dem Boden und auf dem Seile, pantomimischen, herkulisch-athletischen Darstellungen und Verwandlungsscenen. Es ist sehr schwer zu sagen, welchem von diesen man den Vorzug geben soll. Die Kraftleistungen der Herren sind ausgezeichnet und werden mit einer seltenen, bewunderungswürdigen Leichtigkeit ausgeführt. Die Verwandlungen sind kunstvoll und überraschend und erfordern gewiß einen bedeutenden Kostenaufwand. Ganz vorzüglich sind die von Herrn Lehmann selbst gemalten Decorationen; sie sind mit einer Sauberkeit und Eleganz gemacht, daß der Verein des Theater-Neubaus gewiß nicht betrogen würde, wenn er die Decorationen für das neue Theater von einem solchem Künstler malen ließe.

Die Garderobe ist schön, ja elegant zu nennen, und das ganze Auftreten dieser Künstler ist so höchst fein und noble, daß Keiner diese Vorstellungen unbefriedigt verlassen wird. Auch die Leistungen der Kinder sind reizend, und um so mehr ist das Theater Eltern zu empfehlen, die ihren Kindern ein rechtes Vergnügen machen wollen.

Im Theater trat Dienstag Abend zum ersten Male der indische Zauberer Philippe bei einem leider leeren Hause auf, umgeben von einem wunderbaren Glanze, den circa 300 Lichter verbreiteten. Es ist gewiß keine Uebertreibung zu nennen, was uns auswärtige Blätter über ihn berichten, seine Künste verlassen das Gebiet der Wahrscheinkeit und gehen ins Reich des Unglaublichen. Aus einem leeren Schnupftuche schüttet er einen ganzen Teller voll Bonbons auf den Teller; aus einem Hute bringt er einen ganzen Markt von Spielsachen und Bouquetts, die er unter die Zuschauer vertheilt; rohen Kaffee verwandelt er in Zucker und Rahm und bereitet den schönsten Kaffee zur Erfrischung der Damen; die Karten läßt er nach der Musik tanzen, — kurz seine Zaubereien sind so schön und überraschend, daß das Theater sich eines bedeutenden Zuspruchs erfreuen wird, auch die Abonnenten über das aufgehobene Abonnement gewiß nicht murren werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellaneen.

(Selbstmord zweier Kinder.) Die Berliner criminalistische Zeitung enthält eine nähere Mittheilung über den Selbstmord zweier Kinder, die man bei dem Betrug von 1 Sgr. ertappt hatte. Die 12jährige Tochter eines Böttchermeisters war am 2. September von ihrem Vater mit einem Fasse, das er gebunden, und den Betrag der Kosten, 5 Sgr., auf den Boden geschrieben hatte, fortgeschickt worden. Nach einiger Zeit brachte sie das Geld zurück und zeigte einen Dreier, den sie von dem Kunden zum Geschenk erhalten hatte. Während sie abermals fortgeschickt wurde, schickte auch der Kunde und beschwerte sich darüber, daß er 6 Sgr. für das Faß habe zahlen müssen. Der Vater, welcher sogleich ahnte, wie die Sache zusammenhing, wurde sehr erzürnt und drohte, seine Tochter bei ihrer Nachhausekunft zu züchtigen. Dies vernahm die jüngere 8jährige Tochter, welche ihrer Schwester sehr gut war, und gerieth in große Angst um sie. Unter dem Vorgeben, zur Schule gehen zu wollen, verließ sie daher das älterliche Haus und ging ihrer Schwester entgegen, die vor der drohenden Züchtigung heftig erschrack und erklärte, sie würde nicht nach Hause gehen, sondern auf der Straße bleiben. Das jüngere Kind wollte die ältere Schwester nicht verlassen und so gingen sie Beide den Tag über auf der Straße umher. Ein mitleidiger Knabe theilte unter den Linden sein Butterbrod mit ihnen. Endlich kam der Abend heran. Das 12jährige Mädchen hatte den ganzen Tag über geweint und sich abgeängstigt. Jetzt, die Nacht vor sich, glaubte sie verzweifeln zu müssen, und erklärte ihrer Schwester, daß ihr nichts übrig bleibe, als sich in's Wasser zu stürzen. Die jüngere Schwester wollte sich nicht von ihr trennen. „Ich bleibe bei dir," entgegnete sie schluchzend „ich gehe mit dir ins Wasser," und dieser, in der Seele zweier Kinder unerhörte Entschluß wurde schnell zur That. An der Jungfernbrücke, wo der Verkehr nicht bedeutend ist, stiegen sie eine Wassertreppe hinab, zogen sich Schuhe und Strümpfe aus und sprangen in den Strom, voran die ältere, ihr nach die jüngere. Das Wasser war gerade nicht sehr tief. Die ältere wurde von dem Strom gegen das Ufer zurückgetrieben, fand hier Grund und rief um Hülfe. Herbeieilende Leute retteten sie, aber ihre Schwester war bereits untergesunken. Das 8jährige Kind starb als Opfer der reinsten und innigsten Schwesterliebe. Ihre Leiche wurde 8 Tage später jenseits der Schleuse gefunden.

(Belohnte Grobheit.) Im Schwarzwalde entdeckten zwei Engländer in einer verrufenen Gegend einen Wirth, der ihnen durch seine kolossale Grobheit imponirte, sie verbreiteten seinen Ruhm in ihrer Heimath, und bald stand das Wirthshaus auf der großen Tour mit verzeichnet, und der Wirth sah sich unverhofft mit Engländern überschwemmt, ohne die Ursache davon zu ahnen. Durch den Umgang mit vielen Menschen und den blühenden Gang seines Geschäftes wurden die Manieren des Wirths mit der Zeit gefälliger, und eben so schnell verzogen sich seine Gäste wieder. Als er den Grund davon endlich erfuhr, entschloß er sich zu folgender Annonce: Den Herren Engländern mache ich hiermit bekannt, daß mein Wirthshaus nach wie vor besteht, wie in früheren Jahren, werde ich auch in diesem grob sein, sehr grob, ja noch gröber! Ich bitte daher um fleißigen Besuch.

(Amusantes.) In einer Gesellschaft wurde von einem berühmten Naturforscher erzählt, daß er seine Tante secirt habe. Eine der anwesenden Damen wunderte sich in den lautesten Ausdrücken des Mißfallens über die Gefühllosigkeit des Anatomen. Einer der Anwesenden suchte sie mit der Bemerkung zu beruhigen: „Sie müssen bemerken, die Tante war todt!"

(Eine genaue Bekanntschaft.) Humboldt erzählte vor Kurzem in Paris eine sehr hübsche Geschichte von den amerikanischen Menschenfressern. Er besuchte bei seinen Reisen in Amerika irgend eine Einöde; eines Tages saß er neben einem riesenhaften Indianer, der vor nicht langer Zeit Christ geworden war, und fragte denselben: „Kanntest Du den Herrn Bischof von Quebeck?" — Ob ich ihn kenne!" antwortete der Gefragte, „ich habe ihn ja mit gegessen!"

(Toilettenzimmer im Wagen.) Bei seiner letzten Reise auf der Eisenbahn benutzte der belgische Hof einen in der Eisenbahnstätte in Mecheln gebauten Wagen, der Alles übertrifft, was man noch an Luxus der Art gesehen hat. Der Wagen hat drei Abtheilungen, von denen die eine mit Palisanderholz ausgelegt ist, und ein völliges Toilettenzimmer bildet.

(Monument Friedrich Wilhelm III.) Man schreibt aus Berlin: Der talentvolle Bildhauer Dracke arbeitet nun fleißig an dem großen Modell zum Monument des verewigten Königs Friedrich Wilhelm III., welches unsre Mitbürger aus Pietät dem Hochseligen setzen lassen. Nach einem vom Künstler dazu entworfenen kleinen Modell werden 3 weibliche Figuren, den Frühling, Sommer und Herbst darstellend, eine Blumenschale tragen, und auf einem Postament ruhen, das mit kleinen, tanzenden Elfen verziert sein wird. Das ganze Kunstwerk erhält eine Höhe von 24 Fuß, und wird in dem feinsten carrarischen Marmor gearbeitet. In drei Jahren hofft der Künstler damit fertig zu sein. Das Monument wird dem sogenannten Floraplatz zur Zierde gereichen.

(Eiserne Weste.) Prinz Albert erhielt neulich ein merkwürdiges Geschenk aus Berlin. „Es bestand", erzählt die Gilpost für Moden, „aus einer aus Eisen gewebten Weste. Taschen, Knöpfe, selbst die Fütterung bestand aus demselben Metall. Die Feinheit und Elasticität dieses Toilettenstücks, das aus der Fabrik des Herrn Lohmann hervorgegangen, soll bewunderungswürdig sein." Den französischen Prinzen wäre dieser moderne Panzer wohl noch willkommener gewesen.

(Lächerliche Verwechselung.) Damals, als der berühmte Kemble das Coventgardentheater verwaltete, trat ein Herr bei ihm ein, welcher wegen des Engagements seiner Tochter mit ihm zu sprechen wünschte; zufälligerweise erwartete Kemble in derselben Stunde den Besuch eines Pferdehändlers, den er bestellt hatte, um mit ihm über den Kauf einer Stute zu unterhandeln. Kemble, dem die Letztere sehr am Herzen lag, glaubte den

Pferdehändler in der Person des Fremden zu sehen, und frug ihn sogleich: „Wie alt ist sie?“ „Sie hat vergangenen Mai das sechzehnte Jahr erreicht,“ erwiederte der Gefragte. „Oh, dann ist sie alt und kann zu schwerer Arbeit nicht verwendet werden; ist sie ruhig?“ „Vollkommen, ich habe nie ein sanfteres Geschöpf gekannt,“ entgegnete der Fremde, etwas betroffen von der komischen Weise, womit der Theaterdirector ihn über seine Tochter ausholte. „Ist sie schon lange in der Stadt?“ „Fast vor einer Woche traf sie mit mir aus Grimstead hier ein.“ „Ist sie gehörig eingeschult?“ „Hr. Thellwell hat ihr einige Lectionen ertheilt.“ „Hat sie stets zwischen den Pfeilern gestanden?“ „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!“ „Nun, es ist nicht der Rede werth; wenn Ihre Bedingungen nicht übertrieben sind, so werden wir schon übereinkommen.“ „Diesen Punkt überlasse ich ganz Ihnen selbst, mein Herr; sie ist unten; soll ich sie zu Ihnen heraufbringen?“ „Sie heraufbringen?“ rief Kemble mit spöttischem Lächeln; „o nein, übergeben sie dieselbe meinem Burschen; er wird sie in den Stall führen, bis ich hinunter komme, sie in Augenschein zu nehmen.“ „In den Stall?“ rief der Fremde mit immer wachsender Verwunderung. „Ja freilich, mein Herr, in den Stall; und da Sie sagen, sie sei ganz sanft und, wie ich vermuthe, völlig gesund, so bin ich entschlossen, mich ihr anzuvertrauen. Mein Freund Wocton schreibt jetzt ein Melodram, worin ich auftrete, und ich bin, sobald wir Handels eins worden, entschlossen, in diesem Stücke auf ihrem Rücken zu debütiren!“ „Auf ihrem Rücken — auf meiner Tochter Rücken, Herr! Wollen Sie mich beleidigen?“ „Ich bitte zehntausend Mal um Verzeihung, mein Herr, aber kommen Sie nicht aus den Gestüten in Cumberland?“ „Nein, ich komme von Ost Grimstead.“ „Mit einem Pferd?“ „Nein, mit einer Tochter.“ „Behüte der Himmel,“ rief der betroffene Schauspieldirector aus; ich war in ungeheuerm Irrthum; nur gut, daß wir zufällig allein waren; (indem er bedächtig und feierlich eine Prise nahm), dergleichen Vorfälle dürfen nur unter vier Augen vor sich gehen.“

(Hochzeitsprunk.) Bei den Gutsbesitzern in Flandern fangen jetzt die großartigen Hochzeitfeste wieder an, in Schwung zu kommen. Von dem neulichen Vermählungsfeste auf dem Schlosse des Herzogs von Aremberg ist bereits berichtet worden; nun hat auch Hr. Lambrecht in der Nähe von Douai ein solches veranstaltet. Unter Anderm wurden alle Einwohner des Orts im Freien regalirt; das Originellste dabei ist ein Wettlauf, den alle über 60 Jahre alten Weiber veranstalten sollen, und dessen Preis ein goldenes Kreuz ist. Das wird jedenfalls in seiner Art interessanter anzusehen sein, als die Rennen des Pariser Jokey-Clubbs.

(Die Kosten der brittischen Hofhaltung) im Jahr 1840 finden sich im Globe aufgezählt wie folgt: Brod, 2350 Pf. St.; Butter, Schinken, Käse und Eier 5153; Milch und Sahne, 1500; Fleisch verschiedener Art, 10,000; Geflügel, 4260; Fische, 2188; Gewürzwaaren (grocery, vermuthlich auch Thee, Caffee und Aehnliches umfassend) 5000; Oel, 1350; Früchte und Confect, 1080; Gemüse, 520; Wein, 5250; Liqueure u. dgl., 2000; Ale und Bier, 3000; Waaren vom Papierhändler, 870, Wachslichter, 2159; Talglichter, 750; Lampenlicht, 5950; Feuerung, 6980, Drechslerwaaren, 400; Stahlwaaren, 950; chinesisches Porcellan; Gläser u. s. w. Leinenzeug, 11,993; Abgang an Tafelzeug u. s. w. 2250; Silbergeschirr, 255. Summe 69,764 Pf. St.

(Lyon.) Eine Ueberschwemmung im Anfang October hat in Lyon und der Umgegend bedeutenden Schaden angerichtet. Doch verlief sich das Wasser in wenigen Tagen wieder.

(Mammuthzähne) hat man bei Valenciennes bei der Anlage eines Brunnens gefunden.

Anzeige.

Auch auf das Jahr **1842** ist erschienen:

Bremischer Hausbedarf

für Bürger und Landleute.

Enthaltend: Den vollständigen Kalender: Bauern-Praktik. — Zeitrechnung. — Zeit- u. Festrechnung. — Von den Jahreszeiten. — Von den Finsternissen. — Zeitgleichung. — Fluth bei Bremerhaven und Elsfleth. — Witterungskunde. — Denksprüche. — Charaden und Räthsel. — Verzeichniß der Messen, Kram- und Viehmärkte. — Gemeinnütziges, als: Zur Beförderung des Haarwuchses. — Heilart des Zahn- und Kopfwehs. — Die nachtheiligen Folgen des Schreckens zu verhüten. — Gegen die Seekrankheit. — Das Rauchen der Dochte zu verhindern. — Im heißen Sommer Fleisch mehrere Tage aufzubewahren. — Mißrathene Kartoffeln genießbar zu machen. — Bereitung der Harzkäse. — Zwei unfehlbare Mittel gegen Sonnenflecken. — Einfaches Mittel gegen das Schluchzen. — Den üblen Geruch aus dem Munde zu vertreiben. — Geheimmittel für die Zähne. — Trübe Weine zu klären. — Abgestandenen Wein wieder gut zu machen. — Kartoffelkäse zu machen. — Leichtes Mittel, aus einem Zimmer alle Fliegen, Mücken u. s. w. zu vertreiben. — Wohlfeile und gänzlich gefahrlose Nachtlampen ohne Oel. — Weihnachtslied. — Auflösungen der Charaden und Räthsel. — Droschkentaxe. — Fahrnißzeit. Ab- u. Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet. — Thorsperr-Tabelle. — Vermischte Aufsätze, unter Andern die merkwürdigen Prophezeihungen und Weltbegebenheiten in den Jahren 1840 bis 50, Erzählungen, Anekdoten mit 15 sauber lithographirten Bildern etc. — Verzeichniß der ankommenden und abgehenden Posten in Bremen. — Preis: 6 Gr.

Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 84.

Bremen, Donnerstag den 21. October 1841.

Gestorben:

Nro. 927. Den 16. October. Maria Catharina Precht, 56 Jahr; am Wandrahm.

– 928. Den 16. — Der Töpfergesell Theodor Christoph Schultz, 23 Jahr; im Krankenhause.

– 929. Den 17. — Des Maurergesellen Georg Meyer Tochter, 2 Jahr; Schnoor Nro. 4.

– 930. Den 17. — Des verst. Kornmessers Georg Kerls Wittwe, geb. Richter, 38 Jahr; Deneken Gang Nro. 3.

Nro. 931. Den 18. — Des Sattlermeisters Christian Anton Hamcken Sohn, 2 Stunden; Bredenstraße Nro. 11.

— 932. Den 18. — Des verst. Schiffscapitains Gerh. Barre Wittwe, geb. Leonhardt, 81½ J.; gr. Fuhrleutestraße Nro. 10.

— 933. Den 19. — Des Stuhlmachers Joh. Heinrich Heuer Ehefr., geb. Kathmann, 54 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 12.

— 934. Den 20. — Die Dienstmagd Anna Asendorff, 20¾ Jahr; Bredenstraße Nro. 14.

Geburten:

Nro. 1235. Den 15. October. Des Schneiders Friedrich Wilh. Nackenhorst Ehefr., geb. Boschen, Buntenthorssteinweg Nr. 19; von einem Mädchen.

– 1236. Den 15. — Des Schneiders Christ. Gottlob Schreiter Ehefrau, geb. Böhmermann, kl. Annenstr. Nr. 9; von einem Mädchen.

– 1237. Den 16. — Des Weinhändlers Joh. Friedr. Peters Ehefr., geb. Falke, Osterthorsstraße Nr. 36; von einem Mädchen.

– 1238. Den 16. — Des Canzlisten Johann Friedrich Leonhard Bollmann Ehefr., geb. Münch, Hohestr. Nr. 11; von einem Knaben.

– 1239. Den 17. — Des Kahnschiffers Wilhelm Becker Ehefr., geb. Bummerstedt, Adamspforte Nr. 2 B; von einem Mädchen.

– 1240. Den 17. — Des Arb. Friedr. Wilh. Schmidt Ehefr, geb. Thüsing, Neuhausgang Nr 1; von einem Mädchen.

– 1241. Den 17. — Des Cigarrenmachers Christian Wrobel Ehefr., geb. Sanders, auf den Häfen Nro. 6; von einem Mädchen.

– 1242. Den 17. — Des Schiffscapitains Friedrich Heinrich Theodor Hederich Ehefr., geb. Stechenbauer, Ansgariithorssteinw. N. 1 A; von einem Mädchen.

Nro. 1243. Den 18. — Des Küpergesellen Joh. August Heupel Ehefr., geb. Westphal, Michaelis-kirchhof Nr. 4; von einem Mädchen.

— 1244. Den 18. — Des Sattlermeisters Christian Anton Hamcken Ehefr., geb Bödeker, Bredenstr. Nr. 11; von einem Knaben.

— 1345. Den 18. — Des Küpergesellen Rud. Peters Ehefr., geb. Pieper, im Sack Nr. 6; von einem Knaben.

— 1246. Den 18. — Des Freischlachters Christian Birtner Ehefr., geb. Gorcks, Grasenstraße Nr. 40; von einem Knaben.

— 1247. Den 18. — Des Ard. Joh. Christ. Ludwig Kahlenberg Ehefr., geb. Kruse; Steinthor Nr. 18; von einem Mädchen.

— 1248. Den 19. — Des Cigarrenmachers Johann Osmers Ehefr., geb Tietzfeldinger, Stephanithorssteinweg; von einem Knaben.

— 1249. Den 19. — Des Kaufmanns Franz Heinrich Carl Leisewitz Ehefr., geborne Altmann, Doventhorssteinweg Nr. 1 A; von einem Mädchen.

— 1250. Den 19. — Des Korbmachers Ernst Friedrich Schultze Ehefr., geb. Ordemann, Obernstraße Nr. 24; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 85.

Bremen, Sonntag den 24. October 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 24. October.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Lampe.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Lampe.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Der Schwabenstreich.

Man höret gar viel von Streichen
Im deutschen Vaterland,
Doch führen vor allen den Reigen
Die Schwaben wie bekannt.

Von Schöppenstädt, Polkwitz und Schilda,
Von Dülken, im Clevischen Reich,
Erzählt man sich viele der Schnurren,
Doch keine den Schwaben gleich.

Den Schwaben ward d'rum auch die Ehre,
Daß man im deutschen Land
Für alle dergleichen Schwänke
Den Schwabenstreich erfand.

Mich aber will fast es bedünken,
Als ob es nicht billig und recht,
Daß man jetzt von Schwabenstreichen
Zu reden sich noch erfrecht.

Gar herrliche Dichter und Denker
Entsproßten aus schwäbischen Gau'n,
D'rum sollt ihr mir nicht so verächtlich
Auf's Schwabenländle hinschau'n.

Und seht erst die schwäbischen Mädel,
Wie herzig, an Liebreiz so reich,
Da machten Sachsen und Preußen
Wohl auch einen Schwabenstreich.

Nun hat erst der König von Schwaben
Ein Schwabenstückchen vollbracht,
Das hat all' den Redensarten
Für immer den Garaus gemacht.

Er sprach von seinem Throne
Ein männliches Fürstenwort,
Das lebt nach hundert Jahren
In deutschen Herzen fort.

„Ich will, daß am heutigen Tage
„Kein Schwabe mehr unglücklich sei;
„So öffnet denn rasch die Kerker
„Und laßt mir sie alle frei.

„Die einst im Eifer der Jugend
„Geirrt, die nur ein Wahn
„Verleitet vom Wege des Rechtes,
„Sie mögen getröstet sich nah'n.

„Und laßt sie zur Heimath kehren,
„Die entflohen und die verbannt;
„Heut' sehe nur Freudenzähren
„Das glückliche Schwabenland."

Das war das Wort eines Königs
Und deutschen Fürsten werth,
D'rum wird es von deutschen Männern
Wie billig auch hoch geehrt.

Und es freut sich drob auch herzlich
Das Volk im deutschen Reich
Und sagt, das war ein kluger
Und edeler Schwabenstreich!

Chr. Hey.

Des Vaters Degen.

(Schluß.)

6.

„Ich heiße Sie bei mir willkommen, General!" so begrüßte Josephine den am andern Tage bei ihr eintretenden Napoleon; „nehmen Sie Platz!"

„Man spricht viel von Frieden", nahm sie wieder das Wort, nachdem sich Napoleon, noch immer schweigend, gesetzt hatte.

„So!" sagte dieser zerstreut.

„Sie scheinen, General," lächelte Josephine, „eben kein sonderliches Wohlgefallen an dem Frieden zu finden."

„Unter diesen Leuten geht der Krieg schlecht, wie der Frieden schlecht unter ihnen gehen würde", erwiederte Napoleon sichtlich unmuthig; „man kommt mit ihnen nicht aus der Stelle."

„Suchen Sie vielleicht etwas General, das man Ihnen verweigerte?" fragte Josephine.

„Suchen! Mich muß man suchen, Madame!" sprach Napoleon mit stolzem Nachdruck.

„Sie haben sich freilich," hob Josephine nach kurzem Schweigen verlegen wieder an, „durch Ihren Sieg sehr verdient gemacht um die Regierung, und es ist Unrecht daß man einen solchen Mann nicht angemessen belohnt."

„Sie meinen den Straßen-Sieg über unsre ehrlichen Spießbürger?" lachte Napoleon; „nun, der macht mich wahrlich nicht unsterblich!" — „Für wie alt halten Sie mich?" fragte er plötzlich, keck abspringend.

„Sie können höchstens sechs- bis siebenundzwanzig Jahr alt sein!" antwortete Josephine.

„Getroffen, Madame," rief Napoleon; „in diesem Alter hatte Alexander schon den persischen Darius angegriffen, und war Hannibal über die Alpen gegangen, während ich mich hier schon seit Monaten mit Antichambriren bei diesen Einfaltspinseln, die sich einbilden, Frankreich regieren zu können, langweilen und die Zeit mit Nichtsthun verlieren muß!"

„Kann ich vielleicht etwas für Ihre Wünsche thun?" nahm Josephine wieder das Wort.

„Wie das?" fragte stutzend Napoleon.

„Barras hat einige Freundschaft für mich," erwiederte Josephine; „wenn Sie mir also Ihre Wünsche zu erkennen geben wollen, General, kann ich vielleicht zu deren Verwirklich beitragen."

„Sie sind sehr gütig, Madame," entwortete Napoleon; „aber wodurch ist Barras Ihnen verpflichtet, daß Sie auf seinen Dank rechnen könnten?"

„Er ist nicht sowohl mir, vielmehr bin ich ihm verpflichtet," erwiederte Josephine.

„Wie so? fragte Napoleon kurz.

„Nun," gab mit ausbrechenden Thränen Josephine zur Antwort, „ohne seine Verwendung und Fürsprache würde mein Haupt unter der Guillotine gefallen sein, wie das Haupt meines unglücklichen Gatten."

„Lernten Sie General Beauharnois in Frankreich kennen? fragte Napoleon von Neuem, milder und ablenkend.

„Nein", erwiederte Josephine, „ich lernte ihn in meinem Vaterlande, St. Domingo, kennen. Er war schon ein Mann von reifen Jahren; ich ein junges Ding von sechszehn Jahren. Er faßte bald eine große Zuneigung für mich, und bewarb sich um meine Hand. Meine Eltern wünschten gar sehr diese Verbindung, denn General Beauharnois war reich und angesehen, und so ward ich denn seine Gattin und folgte ihm nach Frankreich, wo bald dar-

auf die furchtbare Revolution ausbrach, deren Opfer er, wie so viele Tausende, leider geworden ist."

„Er war wohl ein Weißer?" ironisirte Napoleon.

„Mein Gatte hing allerdings dem alten Königshause an", antwortete Josephine; „aber nicht dies, sondern daß er reich und aus einem vornehmen Geschlechte war, war eigentlich sein Verbrechen."

„Liebten Sie denn Ihren Gatten?" fragte wieder Napoleon nach einer kurzen Pause.

„Welch eine Frage!" entgegnete mit einiger Verlegenheit Josephine; „ihn ehren, ihn achten, wie er es verdiente, war mir eine süße und angenehme Pflicht: er war mein bester und treuester Freund."

„Und Barras, was ist er Ihnen?" unterbrach Napoleon das eingetretene Schweigen, indem er zugleich Josephine mit seinen kleinen, stechenden Augen gleichsam durchbohren zu wollen schien.

„Wohlthäter! Freund!" beantwortete Josephine die unzarte Frage; „denn ihm habe ich mein Leben und mein Vermögen zu danken."

Da gilt er also eher etwas bei Ihnen, als Sie bei ihm etwas gelten:" witzelte Napoleon; „ich werde mich gewiß an ihn wenden müssen, wenn ich etwas bei Ihnen durchzusetzen wünsche."

„Was könnten Sie bei mir durchzusetzen wünschen?" lachte Josephine.

„Ein Kommando!" sagte kurz Napoleon.

„Wunderlich", sprach Josephine: „hab' ich denn ein solches zu vergeben? Und hätt' ich auch ein solches zu vergeben", scherzte sie weiter, „wüßte ich denn, ob Sie der rechte Mann dafür wären?"

„Versuchen Sie es mit mir!" rief Napoleon, ihr die Hand darbietend.

„Ich?" sagte ganz erstaunt Josephine, „ich bin ja kein Heer, das Sie kommandiren und zum Siege führen könnten."

„Weiber zu kommandiren ist oft schwerer, als ein Heer!" sprach beißend Napoleon.

„Nun", hob er wieder an, da Josephine schwieg, „wollen Sie mir das Kommando über Ihre Person anvertrauen? Sie werden sehen, daß ich es gut zu führen, verstehe."

„Ich zweifle nicht daran", lachte Josephine; „aber ich bin keine Festung, die man so auf den ersten Anlauf hin erobern könnte."

Napoleon schwieg, sichtlich verstimmt über Josephinens ausweichende Antwort. Josephine, ohne dies bemerken zu wollen, wußte jedoch bald mit weiblicher Gewandheit Napoleon in ein Gespräch über ein anderes Thema zu verwickeln, bis er sich endlich ganz befriedigt von ihr verabschiedete, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Napoleon hielt wirklich Wort, und besuchte seitdem regelmäßig die junge Wittwe, an der er sichtlich ein immer größeres Gefallen fand. Wirklich konnte auch Josephinens Person ein solches wohl einflößen; denn mit einem einnehmenden Aeußern verband sich bei ihr eine große Liebenswürdigkeit, Gutmüthigkeit, Sanftmuth, Gefälligkeit, ein lebhafter, mannigfach gebildeter Geist, jedoch auch, um die Schattenseiten ihres Charakters nicht unerwähnt zu lassen, Eitelkeit, Gefallsucht, Unbeständigkeit und eine große Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit des Sinnes.

Napoleon mochte vielleicht mehr durch sinnliches Wohlgefallen an der äußern Persönlichkeit Josephinens und durch die Berechnung des Nutzens und Vortheils, die er sich von einer Verbindung mit ihr versprach, als durch wahre Zuneigung für sie bestimmt sein, sich um Josephinens Neigung und Hand zu bewerben, während sich Josephine durch den Gedanken, daß dieser merkwürdige und ausgezeichnete Mann, auf den schon damals die Augen von ganz Frankreich gerichtet waren, sich gerade um ihre Gunst und Hand bewarb, gar sehr geschmeichelt, und sich also durch Eitelkeit oder Ehrgeiz, wenn man will, zu ihm hingezogen fühlte. Als daher einst Napoleon wieder fragte: ob sie ihm wohl das Kommando über ihre Person anvertrauen wolle, antwortete sie lächelnd: „Wir wollen es einmal versuchen!"

Bald nach dieser Unterredung sprach ganz Paris von der Verlobung des Generals Bonaparte mit der verwittweten Generalin Beauharnois.

7.

Wenige Tage nach seiner Verlobung mit Josephinen ward Napoleon zu Barras hinbeschieden. „Erlauben Sie mir, General," redete Barras den erwartungsvoll vor ihm stehenden Bonaparte an, indem er ihm zugleich ein mit dem großen Staatssiegel verschlossenes Schreiben einhändigte, „daß ich Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Ihrer

nahe bevorstehenden Vermählung mit der verwittweten Generalin Beauharnois abstatte."

Bonaparte nahm, sich still verbeugend, das Schreiben entgegen, öffnete und las es.

„Ich danke Ihnen und hoffe, der Republik," sprach er, nachdem er es gelesen hatte, „Italien dafür zum Dankpreise zu bringen."

„Ich bedaure es nur aufrichtig," nahm Barras wieder das Wort, ohne weiter auf Bonaparte's Aeußerung einzugehen, „daß ich Sie so bald schon von Ihrer Braut trennen muß: aber es liegt im Interesse der Republik, daß Sie je eher, je lieber zu Ihrer Bestimmung abreisen. Sie werden also Ihre Verbindung zu beschleunigen haben, denn Sie müssen jeden Augenblick der Ordre zum Aufbruch gewärtig sein, General!"

„Sie wird mich jederzeit bereit finden!" erklärte kurz Bonaparte und ging, von dem mächtigen Diktator mit einer gnädigen Handbewegung entlassen, der sich sicher in diesem Augenblick auch nicht im Entferntesten träumen ließ, wie bald er seine Protector-Rolle diesem Supplikanten gegenüber werde vertauschen müssen.

Kaum acht Tage nach dieser Audienz erhielt Bonaparte, der sich inzwischen mit Josephinen vermählt hatte, Ordre, zur Armee nach Italien abzureisen.

„Wir werden hoffentlich nur auf kurze Zeit von einander Abschied nehmen müssen, meine Liebe!" sprach er eines Morgens zu seiner jungen Gattin, indem er reisefertig zu ihr in's Zimmer trat.

„Nimm mich mit Dir, Bonaparte!" bat Josephine, den Gatten liebkosend.

„Wo sollte ich den Muth hernehmen, den Feind zu schlagen, wüßte ich Dich in Gefahr!" lehnte Bonaparte schmeichlerisch der Gattin Bitte ab. „Du wirst schon hier bleiben müssen, meine theure Freundin; dafür soll bald genug Italien zu Deinen Füßen liegen."

„Du weinst? Sei ruhig!" nahm er jetzt das Wort. „Für mich ist dort keine Kugel gegossen, und bald werde ich Dir tausend Jahre *) auf dem Rücken haben."

Er küßte und umarmte nochmals zärtlich seine Gattin, und wollte gehen.

„Papa!" hielt ihn Eugen liebkosend zurück, indem er ihn mit beiden Armen umklammerte; „mich aber nimmst Du doch mit, um meines Vaters Degen wider Frankreichs Feinde gebrauchen zu lernen?"

„Wenn Du erst um einige Jahre älter bist, mein kleiner Freund," erwiederte Bonaparte lächelnd, indem er sich von ihm losmachte, „sollst Du mir schon die Oesterreicher schlagen lernen. Komm', umarme noch einmal Deinen Papa, den bourreau de Paris, wie mich die ehrlichen Gewürzkrämer hier nennen. Sie werden Augen machen, in mir einen Cäsar wiederkehren zu sehen."

Er hatte bei diesen Worten die gebieterische Stellung eines Imperators angenommen, und die kleinen, grauen Augen schienen Blitze zu sprühen.

Noch einen Augenblick stand er so; dann machte er sich mit einer raschen Bewegung von Gattin und Sohn los und eilte zum Zimmer hinaus.

„Jetzt verschmäht er freilich noch meine Dienste," sprach Eugen, traurig dem Forteilenden nachsehend; „aber sei gewiß, er wird sie nicht immer verschmähen; ich bürge Dir dafür."

„Dann wird er Dich erst recht lieben," sagte bitter Josephine; „denn glaube mir, der Stolze liebt uns und überhaupt die Menschen nur, insofern sie ihm dienen und nützen können."

Sie brach bei diesen Worten in lautes Weinen aus, und verließ hastig das Zimmer.

„O nicht doch, Mutter! Du irrst Dich! Du thust ihm wahrlich Unrecht!" rief Eugen, tröstend der Mutter nacheilend.

G. L. v. Neikreis.

*) Nach dem Waffenstillstand zu Cherasko (1786) speis'te Napoleon bei der Königin von Sardinien. Als ihm diese ihre Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß man einem so jungen Manne schon ein Kommando anvertraut habe, antwortete er: „Madame, en quatorze jours jaurai Mil-an."

Erfindung der Braunschweiger Mumme. *)

(Novellette.)

I.

Auf der Stelle, wo jetzt das Wirthshaus „zum Rosse" manchem Braunschweiger die gastfreundlichen Thüren öffnet, stand vor mehreren hundert Jahren ebenfalls ein Wirths-

*) Das historische Datum dieser Erfindung wird verschieden angegeben; hier wurde Ribbentrop's Jahreszahl 1498 der Dichtung zum Grunde gelegt.

haus „zur Rose“ genannt, dessen Eigenthümer der eigennützigste Mann war, der je als Wirth gelebt hatte. Wenn man diese aufgedunsene, seliglächelnde Gestalt des Herrn Morian sah, seinen guten behaglichen Schmerbauch, auf dem die blanken Knöpfe des bierschmutzigen Kollers wie Fettaugen schwammen, wenn man sein pfiffiges Mundspitzen und die schillernden, vergnügten Blicke mit dem verdünnten Biere verglich, das er seinen jüngern Gästen vorsetzte, so hätte man glauben sollen, Herr Morian wäre einer von den wenigen Gastwirthen gewesen, die nicht in den Himmel kommen. Sein Haus war indessen das stattlichste aller Gebäude, welche sich um das Kreuzkloster erhoben hatten und die Vorstadt Rennelsberg bildeten; seine Gaststube war Morgens und Abends von Bürgern gefüllt, die sich das Bier bekommen ließen, welches Herr Morian von dem jungen Anfänger Christian Mumme, an der Ecke des Petrithores, spottwohlfeil bezog und das er gegen den jungen Brauer fortwährend verachtete, damit dieser den Preis nicht aufschlagen sollte.

Eines Nachmittags saß Christian Mumme, wie gewöhnlich, im Gastzimmer zur Rose, nicht um sein selbstbereitetes Bier zu trinken, sondern um Morian's flinkes Töchterchen zu sehen, welches zuweilen mit freundlichen Augen hereinhüpfte, mit der kleinen, leichten Hand das gefüllte Paßglas vor ihn auf den Tisch stellte und nachher heimlich durch das Wandfester lauschte, weil es ihr eine stille Lust machte, zu sehen, wie der junge Bürger den Fleck betrachtete, wo sie das Glas berührt hatte. Auch eben war Margarethe hinaus gesprungen, um den heimlichen Blick durch die Scheibe zu werfen, als Vater Morian aus der Nebenstube kam und den sinnenden Braumeister anredete.

„Beim heiligen Fasse! plagt Euch schon wieder die Sünde, ein heilloses Gesöff zu brauen. He! Christian, Eure Nieren mögen Euer Dünnbier vertragen können, aber mein Seckel wird dabei so elend, wie mein Magen. Ich falle ab, wie 'ne reife Pflaume — brauet besser, junger Freund!“

Mumme wollte eben antworten, daß er ihm kein Bier ferner zusenden wolle, als er zufällig durch's Wandfenster Margarethe lauschen sah, die sich verschämt zurückzog. „Morian, antwortete er jetzt mild, sprecht, was Ihr Lust habt, aber ich sage Euch, wenn's gelingt, was mir jetzund im Kopfe zuckt und wirkt — bei meiner Seele! ich werde ein Gebräu erfinden, das eine Medizin gegen den Tod sein soll!“ —

Morian lachte so heftig, daß die braunrothen Backen noch dunkler wurden. „Na! Ihr macht mir nichts weiß, Christian! Euer Hirn ist krank von Spintisiren und Grübeln und Teufelskünsten — das kommt Alles von Eurem Biere, Freundchen — das greift Herz und Kopf an, ein Kerl gehört dazu, wer's aushält. — Da ist unser Kriegsmann, der Caspar Klinte, vor dem habe ich Respekt, wie vor mir selbst, daß er Euer Bier saufen kann, als wär es Okerwasser, und doch dabei Kraft in der Faust behält, das breite Eisen zu schwingen. Sapperment, der Bursche zeichnet sich aus, wie Keiner; wenn er dem Herzog Heinrich und dem jungen Vetter den Kopf verdreht, daß sie weder nach Braunschweig noch gen Lüneburg schauen können — ich hab's prophezeit — ich sage es hiermit es ist ein braver Bursch.“ —

Christian Mumme hatte indessen einen langen Zug aus dem Paßglase gethan und heimlich geseufzt. „Verachtet mein Bier, sprach er begeistert — es ist Feuer und Geist in dem Gebräu, als wär's aus der Moselrebe, aber dennoch will ich mehr leisten, bei der Gnade des Himmels, die Korn und Kräuter wachsen und gedeihen läßt zu meinem Vorhaben.“

„Nun, nun, besänftigte ihn Morian und schlug freundlich auf Christians Schulter, „Ihr habt an mir einen edlen, stillen Freund, der Euch auf die Beine bringen will, Euer Bier unschädlich macht, gehörig auspreis't und nur Rühmliches von Euch spricht. Aber schlagt Euch die heidnischen Vennsgrillen und den Teufelsbrau aus dem Gehirne, Ihr werdet sonst von Caspar Klinte an die Ecke Eures Hauses aufgehängt. Er trinkt Euer Bier nur noch aus Aerger und — weil's eben mein Gretchen kredenzt.“

„Dann möge ihm meinetwegen mein ehrlich Getränk die Seele aus dem Leibe spülen! rief Mumme rasch und stieß mit ungewöhnlichem Feuer sein Paßglas auf den Tisch. — Ich kriege es heraus, das Getränk, was die heidnischen Götter auf dem Himmelsberge getrunken haben und sollte ich das Liebste meines Lebens zum Pfande setzen!“

„Ach, Christian, seufzte beschwichtigend der listige Morian und blinzelte scheinheilig nach dem Kreuzkloster hinüber — Christian, seid Ihr denn ein guter Christ? Sprecht nicht gottlos hier in meiner Stube, wo der Segen wohnt, wie in der Liebfrauenkirche. Bleibt hübsch bei Eurem Gebräu, das erst durch das Verfellen in meinem Hause ein

wahres Himmelsöl wird, schlagt die Grübelei aus dem Hirnkasten und — nicht wahr, lieber Junge, Ihr gebt mir das Faß noch etwas billiger, ich leide Schaden!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

† Revue der Freimarktssehenswürdigkeiten.

(Fortsetzung.)

Des Interessanten, Unterhaltenden und Belehrenden Viel bietet das Cabinet optischer und mechanischer Unterhaltungen der Herren Martin und Sohn in der großen Bude vor dem Heerdenthore. Sehr kunstvoll gearbeitet und für jeden Menschen wichtig und interessant ist die Darstellung des Blutumlaufes im menschlichen Körper, im kranken und gesunden Zustande, welches durch Glasröhren die die Adern und Blutgefäße vorstellen, veranschaulicht wird. Ferner eine Eisenbahn, fast so lang wie die Bude, auf der eine Locomotive durch Dampf getrieben mit angehängten Wagen sich bewegt; dieselbe ist sauber und kunstvoll gearbeitet und giebt einen treuen Bericht einer wirklichen Eisenbahn. Eine Menge hübscher Panoramen von Paris, Amsterdam und Constantinopel; die Peterskirche in Rom, die Krönung der Königin Victoria, und viele andere sind zu sehen; ferner mehre interessante Arten optischer und catoptrischer Täuschungen der Spiegelkunst.

Eine Naturmerkwürdigkeit noch ist das Haar der Mad. Martin, es ist von einer außerordentlichen Weiche, sehr lang und wie die Augenbrauen und Wimpern schneeweiß; sie ist eine Frau in den vierziger Jahren aber noch recht jugendlich — eine sonderbare Erscheinung.

Für einen geringen Eintrittspreis, den Niemand bereuen wird, bietet Herr Martin recht viel.

(Schluß folgt.)

∴ Freimarkts-Freuden.

(Rappo und Becker.)

Es wäre Schade, wenn das Publikum sich gewöhnte die Befriedigung der Schaulust vorzugsweise in den steinernen Häusern und Reitbahnen zu suchen, und darüber die leichten Bretterbuden vernachlässigte. Dergleichen Bretterbuden passen so sehr zu dem Nomadenleben dieser Künstler, zu dem ganzen Flitterstaat, der sie umgiebt, daß uns ein Theil des poetischen Schimmers in den schweren, gravitätischen Steinhäusern sogar zu entweichen scheint. Auf diesen Gedanken kamen wir bei dem Besuch der Bude auf dem Domshofe, in welchem der Athlete Herr Rappo und der Professer der Physik und natürlichen Magie, Herr Becker, ihre Künste zeigen. Der Zuschauer wird mit Erstaunen gewahr, bis zu welcher Kraft, Gewandheit und Schnelligkeit die menschlichen Gliedmaßen ausgebildet werden können, und man findet hier — namentlich von Becker dasselbe ausgeführt, was man bei Bosco und andern dergleichen Magiern zu bewundern pflegte. Das Einzelne ist hier nicht zu erwähnen, weil es auf dem Anschlag-Zettel geschildert wird, die Ausführung zu sehen wird aber Niemanden gereuen.

An der Kerze verkaufte Immobilien.

Dienstag, den 19. October d. J.

1) H. F. Gutje Immobile, große Johannisstraße No. 191 u. s. w. zu 7300 Rthlr. Käufer: C. F. Sudholz.
2) G. F. Goebler Wwe. Immobile, kleine Krankenstraße No. 2, zu 925 Rthlr. Käufer: Eb. Ahrens Wwe.
3) B. Ficke Immob., große Johannisstraße No. 235, zu 1025 Rthlr. Käufer B. Ficke Sohn.
4) E. L. Bauer Immob., Philosophengang u. s. w., zu 14475 Rthlr. Käufer H. Waltjen.
5) Bösen Vorwerk zu Rablinghausen, zu 4025 Rthlr. Käufer F. Freytag.
6) Die Gottesbude an der kleinen Hundestraße No. 3, zu 525 Rthlr. Käufer A. G. Hauschild.

Buchstaben-Räthsel.

1 3 3 4 3. In des Waldes düstern Gründen
Kannst Du massenweis' mich finden.

3 4 1 3. Meine Stelle zu bekleiden,
Führet oft zum Neid und Streiten.

2 4 4 3. Zu bedauern ist hienieden,
Wem mein finst'res Loos beschieden.

4 3 1 3. Meine holden Töchter geben
Heiterkeit dem ird'schen Leben.

3 1 1 3. Stetem Spiel der Meereswogen
Ist mein Wesen unterzogen.

3 1 3 4. Wem nicht Muth und Kraft verliehen
Läßt getrost des Wegs mich ziehen.

3 2 3 4. Wichtig bleibet uns're Spende
Stets im Küchenregimente.

1 4 3 2. Kleinen Kindern, die da schreien,
Kann ich schnellen Trost verleihen.

1 2 1 3 4. Was die Menschen lang entbehret,
Hat mich die Natur gelehret.

3 4 1 3 1 3. In Gefahr bei edlem Trachten
Wirst Du meinen Ruf verachten.

1 3 4 1 3 4. Stolzer Sohn der heißen Wüste,
Den der Freiheit Licht begrüßte.

1 3 2. Meine Macht und meine Würde
Sind für Manchen eine Bürde.

1 2 3 4. Meines Stoffes kräft'ge Gaben
Pflegen Durstige zu laben.

Miscellaneen.

(Die Logen der berühmtesten Bühnenkünstlerinnen.) Loge heißt in der Theatersprache ein Zimmerchen, in welchem die Künstlerin sich ankleidet und in das sie sich begiebt, wenn sie auf der Bühne nicht beschäftigt ist. Mlle. Falcon, als sie noch ihre Stimme besaß, hatte ihre Loge zu einem Prunkzimmer umgeschaffen. — Fanny Elßler besaß ein sehr großes Ankleidezimmer, an dessen Eingange zwei große Lakaien in Livrée Wache hielten; aber man sah darin keine weiche Teppiche, sondern nur — Kreide, Kreide auf dem Tische, Kreide auf dem Fußboden, auf der Toilette, denn die Kreide ist das unentbehrliche Hülfsmittel jeder Tänzerin, die sich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen — Fehltritt zu thun. Einst trat ein Bühnendichter, Bural, zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegen kam: „ich bin außer mir: ich soll sogleich auftreten und man hat mir meine Kreide gestohlen. Ich habe Alle schon um Kreide ersuchen lassen, aber Niemand will etwas davon haben; man hat sich gegen mich verschworen, sehen Sie, um mich zu hindern, gut zu tanzen. „Sie schaffen mir Kreide, nicht wahr?“ — „Aber, theures Fräulein, ich weiß nicht, wo ich sie finden soll.“ — „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis; Sie haben noch eine Viertelstunde, ehe der Vorhang aufgeht; ich erwarte Sie.“ Es war elf Uhr Abends und jedes Gewölbe geschlossen. Herr Bural wußte nicht, wo er die ersehnte Kreide finden sollte. Er ging jedoch fort, kam vor der Viertelstunde zurück und brachte zwanzig Stückchen Kreide mit. „Wie viel bin ich Ihnen schuldig?“ fragte Fanny. — „Zehn Gläser Zuckerwasser,“ antwortete der Dichter. „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuser gehen, um diese Kreide zu stehlen.“ — Die Loge der Julie Grisi ist immer sehr reichlich mit frischen Eiern versehen, denn die berühmte Sängerin genießt eins vor jedem Auftreten. Die der Madame Persiani enthält Branntewein, dessen sie sich bedient, um ihrer Stimme gegen das Ende der Vorstellung die Kraft zu erhalten. Mlle. Rachel hat in ihrer Loge nichts als ein Ruhebett, auf das sie sich erschöpft wirft, sobald sie von der Bühne abgetreten ist.

(Die Künste der alten Egypter.) Das „Westminster Review“ theilte kürzlich folgende merkwürdige Angaben über die von den alten Egyptern besessenen, dermalen aber verloren oder erst kürzlich wieder erfundenen Kunden und Künste mit: 1) Unter der Herrschaft jener glänzenden, geniusreichen Reihe von Herrscher, welche gemeinhin die achtzehnte thebanische Dynastie heißt, verstand man die Kunst, kupferne Werkzeuge dermaßen zu härten, daß sie den allerhärtesten Granit mit der schärfsten und glänzendsten Präcision zuzschneiden im Stande waren. Diese Kunde und Kunst der Erzeugung von Kupferstahl ist verloren! Auf den vorhandenen Denkmalen sieht man die Steinmetzen in der Beschäftigung des Eingrabens der Inschriften in die granitenen Obelisken und Tafeln begriffen. Man sieht eine Abbildung der Meißel und anderer Werkzeuge, womit die Operation bewirkt wurde. Man sieht die Werkzeuge selbst. Im brittischen Museum werden altegyptische Steinmetzenmeißel aufbewahrt, deren Schneide nach Jahrtausenden noch scharf, dagegen die stumpfe Seite durch die Hammerschläge abgeglättet ist. Unsere heutigen Werkzeuge wären nicht im Stande, in solche Steinart mit der Präcision des Umrisses zu schneiden, welche die altegyptischen Inschriften bis auf diesen Tag unangetastet bewahrt haben. 2) Durch welches mechanische Mittel hoben sie die ungeheuern Simswerke vom Boden bis auf die Oberschwellen ihrer Tempel zu Karnak, und befestigten sie daselbst? Die ausgezeichnetsten Bankünstler des Tages gestehen unverhohlen, daß sie dergleichen durch die jetzt üblichen mechanischen Mittel nicht zu bewirken vermöchten. Diese altegyptische Mechanik muß also ebenfalls in die Kategorie des „Verlornen“ gesetzt werden. 3) Sie waren mit der Bohrung artesischer Brunnen vertraut, was neuerlichst bei Bohrversuchen, die in der großen Oasis gemacht wurden, durch die Untersuchungen europäischer Offiziere zur Evidenz ermittelt worden ist. Sie waren mit dem Eisenbahn-Prinzip bekannt, was aus dem Umstande erhellt, daß sie mit Rinnengeleisen versehene künstliche Dammwege besaßen, die zum Transport von ungeheuern Granitblöcken, ganzen Granittempeln, und Kolossalstatuen von der halben Höhe des Denkmals bestimmt waren. In diesen Rinnengeleisen, welche mit Oel eingerieben waren, um sie schlüpfrig zu machen, sollen ganz neuerlichst Spuren von Eisenschienen entdeckt worden sein! 5) Arago hat dargethan, daß sie nicht nur eine Kunde von der Dampfkraft besaßen, die sie in den Höhlenmysterien ihrerer Freimaurerei, welcher die Pyramiden zu Logen dienten, zur Anwendung brachten, sondern daß die heutige Dampfmaschine eine Erfindung des altegyptischen Mechanikers Hero ist.

Die Berliner Haude und Spenerische Zeitung im Jahre 1813 enthält folgendes:

Den braven Bürgern dieser Stadt,
Gab manches frohe Extra-Blatt
Zum Guten Kraft und Leben;
Da's lange keins gegeben hat
Wird heut ein Extra-Extra-Blatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wütherich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Dem hat Gott nun entschieden;
Erfochten war ein Extra-Sieg,
Vollendet ist ein Extra-Krieg,
Ihm folgt ein Extra-Frieden.
Dem Extra-Volk, der Extra-Stadt
Verkündigt ihm dies Extra-Blatt,
Drob freu' es sich nicht wenig;
Und wer dies nun gelesen hat,
Geh' seinen Weg und schrei sich satt:
Heil unserm Extra-König!

(Musikalisches.) Den in Florenz versammelten Naturforschern zu Ehren fand daselbst eine sehr gelungene Aufführung

von Haydn's Schöpfung durch Künstler und Dilettanten Statt. Der Hof wohnte derselben bei, und der 3 bis 4000 Menschen fassende Saal der Fünfhunderte im Palazzo Vecchio war gedrängt voll. Am 28. September gab der Großherzog den Gelehrten ein großes Mittagsmahl in seinem Lustschloß Poggio imperiale, wohin sie in hundert Wagen abgeholt wurden.

(Die neueste Oper von Scribe und Auber), womit die Wintersaison in Paris eröffnet werden soll, heißt: „Eine Laune." Dieser Titel dürfte auf viele Kompositionen der neuesten Zeit passen.

(Düsseldorf, 13. Oct.) In der seit einigen Tagen begonnenen Versteigerung der Bibliotheken des Dr. Immermann u. A. in der Buchhandlung des Dr. Roschütz allhier, befinden sich als auffallende Zeugen menschlichen Irrthums die höchst merkwürdigen, geschriebenen Originalacten der im Jahre 1701 durch die westphälischen Gerichte abgeurtelten Hexenprozesse. — Eine Merkwürdigkeit anderer Art, welche ebenfalls zur Versteigerung kommt, ist eine Flöte des erhabenen Preußen-Königs Friedrichs des Großen, welche von den Erben Quandt als theures Andenken verwahrt worden ist.

(Marie Moulin.) Nicht lange nachher, als die Preußen Mainz entsetzt hatten, ließ sich auf der Zeil zu Frankfurt am Main ein Mädchen in reinlicher, aber veralteter Kleidung sehen. In sich gekehrt und gramvoll stand die blasse, hagere Gestalt, und sah Vor- wie Nachmittags mit unverwandtem Blicke die Straße hinauf, harrte unermüdet — eilte, wenn der Abend einbrach, zur dürftigen Wohnung, und kehrte mit Sonnenaufgang zu ihrem Standorte zurück. Die Fragen der Neugierigen blieben mehrere Jahre hindurch unbeantwortet. Das Frauenbild schloß sein Inneres gegen Niemand auf — nährte sich, wenn Hunger es überwältigte, mit trockenen Bresamen aus der Tasche, und sah immerwährend der Ankunft — Niemand wußte wessen? — entgegen. Ein fremder Officier hatte der Trauernden vier Jahre vorher die Ehe versprochen, ihr ewige Liebe geschworen, und sie nach Frankfurt beschieden: dort solle sie auf ihn warten. Sie traute dem Schwur des Falschen, stand und harrte — hoffte von einem Tage zum andern, und verwandte von der Gegend, wo der Geliebte herkommen sollte, nur dann auf kurze Zeit das Auge, wenn der Zufall einen Officier an ihr vorbeiführte, dem sie dann so lange mit starrem Blicke nachsah, bis er ihr aus den Augen verschwunden war. Zwei jungen Mädchen verdanken wir den Aufschluß über die Geschichte des irren Kopfes, dieses gebrochenen Herzens. „Bist Du Braut?" — antwortete sie auf die Anrede des einen Mädchens, — „denn nur eine Braut kann mich verstehen." Auf die Versicherung Jener, sie sei Braut, schloß die Verlassene ihr Inneres auf — erzählte von ihrem nahen Glücke, und daß ihr Geliebter sicher nicht ausbleiben, daß er gewiß zurückkehren werde, sie abzuholen, daß sie, um ihm sogleich kenntlich zu sein, nie das Kleid ablege, worin er sie zum ersten Mal gesehen; daß sie deßhalb nicht von der Stelle weiche, die er ihr bezeichnet habe, ihn zu erwarten; daß .... Doch genug! die Unglückliche kömmt nicht mehr zum Vorschein. Sie wusch und trocknete jede Nacht das Kleid, in dem sie einst des Falschen Herz gewonnen zu haben glaubte; sie wusch und trocknete es so lange, bis es in Lumpen zerfiel und ihre Blöße nicht mehr deckte. Der Officier blieb aus. Das Andenken der unglücklichen Marie Moulin ist erloschen.

(Eine Windhose.) Sonntag am 26. September hat sich in der Gegend des Dorfes Gomile bei St. Margarethen, im Bezirke Nassenfuß in Unterkrain, bei einem starken Ungewitter Vormittags um 10 Uhr eine Windhose gebildet, welche, von einem Berge herabstürmend, Bäume ausriß und zerbrach, im Orte Gomile vier Häuser, deren Bewohner zum Glücke in der Kirche waren, ganz zerstörte, eine hölzerne Dreschtenne, welche neu gebaut, der Gewalt widerstand und nicht zersplitterte, aufhob, mehrere Klafter weit fortrückte und gänzlich umwendete, zwei weidende Pferde in die Luft hob, wovon eines unversehrt wieder niedergesetzt, das andere aber zerschmettert wurde, endlich eine Menge Federvieh in die Luft wirbelte und todt zu Boden schleuderte. Die Windhose hatte einen Durchmesser von beiläufig 80 Klafter, ging aber nur eine kurze Strecke weit.

Kurioses.) Kein Wunder ist es, wenn wir uns in dieser Welt unglücklich fühlen, da die vier Buchstaben des Wortes Welt, wie ein Mönch schon im Mittelalter herausbrachte — nichts als Weinen, Elend, Leben und Tod bedeuten.

Anzeige.

Der Rathskeller zu Bremen.

Lied von einem freien Schweizer

componirt

für Pianoforte und Guitarre.

Den freien Bremern zugeignet, von einem Bremer,

erschien so eben und ist für 12 Gr. zu haben: Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 85.

Bremen, Sonntag den 24. October 1841.

Gestorben:

Nro. 936. Den 20. October Des Arb. Johann Kahlenberg Tochter, 2 Jahr; Steinthor Nro. 3.

— 937. Den 21. — Der Tonnenmechermeister Hinr. Woltjen, 36 Jahr; Fangthurm Nro. 3.

— 938. Den 22. — Des Rademachermeisters Johann Friedrich Christian Tröger Tochter (todt geb.); Hankenstraße Nro. 20.

— 939. Den 22. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Reinhard Waltjen Sohn, 3 Monat; gr. Sortillenstraße Nro. 12.

Nro. 940. Den 22. — Der Kaufmann Johann Lahmann, 35 Jahr; Großenstraße Nro. 6.

— 941. Den 22. — Der Dienstknecht Wilh. Hoppmann, 14½ Jahr; Herrlichkeit

— 942. Den 22. — Des Agenten Joh. Georg d'Oleire Ehefr., geb. Horch, 49½ Jahr; Paulsberg Nro. 55.

— 943. Den 22. — Henriette Arendine Louise Borchers, 29½ Jahr; Neustadtsdeich Nro. 62.

Geboren:

Nro. 1251. Den 13. October. Des Kochs Conrad Friedrich Reiners Ehefr., geb. Seemann, Gentauers Hof; von einen Knaben.

— 1252. Den 18. — Des Goldschmieds Diedr. Flörcken Ehefr., geb. Krops, Faulenstraße Nro. 23; von einem Knaben.

— 1253. Den 18. — Des Arb. Heinr. Hohnholt Ehefr., geb. N. N., Hastedt; von einem Knaben.

— 1254. Den 18. — Des Bürstenmachers Hans Heinr. Wilkening Ehefr., geb. Ahlers, Molkenstraße Nro. 30; von einem Mädchen.

— 1255. Den 19. — Des Grobbäckers Christian Heinr. Herm. Henneicke Ehefr., geb. Bremer, Runken Nro. 16; von einem Knaben.

— 1256. Den 20. — Des Arb. Joh. Daniel Reiners Ehefr., geb. Rothermund, Hastedt; von einem Mädchen.

— 1257. Den 20. — Des Cigarrenmachers Cord Heinr. Feise Ehefr., geb. Gloystein, gr. Johannisstraße Nr. 28; von einem Mädchen.

Nro. 1258. Den 20. — Des Segelmachers Johann Georg Wähmann Ehefr., geb. Meyer, Diepenau Nr. 9; von einem Knaben.

— 1259. Den 21. — Des Gärtners Johann Friedrich Wickeland Ehefr., geb. Iden, Kohlhökerstr. Nro. 18; von einem Mädchen.

— 1260. Den 21. — Des Cigarrenmachers Johann Duhnenkamp Ehefr., geb. Uffelmann, Steinthor Nr. 33; von einem Mädchen.

— 1261. Den 21. — Des Arbeitsm. Joh. Conrad Frese Ehefr., geb. Wehrum, Corßengang Nr. 19; von einem Mädchen.

— 1262. Den 22. — Des Rademachermeisters Johann Friedr. Christ. Tröger Ehefr., geb. Bock, Hankenstr. Nr. 20; von einem todten Mädchen.

— 1263. Den 22. — Des Arb. Heinr. Diedr. Köhlmos Ehefr., geb. Götz, Grünenstr. Nro. 97; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 449. Der Schneideramtsmeister Johann Werner Finger und Anna Margar. Brethorst, genannt Piening hieselbst.

— 450. Der Schuhmacheramtsmeister zu Rintelu Carl August Bredemeier und Anna Gesina Clara Binders, genannt Albers, zu Wildeshausen.

— 451. Der Arb. Joh. Diedr. Brummlop und Metta Maria Rosemeier hieselbst.

— 452. Der Mühlenbauer Johann Schütte und des verstorbenen Küpers Gerhard Tackenberg Wittwe Beta, geb. Schwepe.

— 453. Der Reepschlägergesell am Gröplingerdeich, Bernhard Wätjen u. Catharina Dorothea Wetjen.

Nro. 454. Der Landmann Johann Sander und Anna Rauer, zum Krayenberg.

— 455. Der Arb. Friedr. Carl Freudenberg u. Adelheid Klevenhusen hieselbst.

— 456. Der Kunstgärtner Heinr. Wilh. Luzi Cammann, genannt Heins, und Augustine Barel zu Pont de Martel im Fürstenthum Neuchatel.

— 457. Der Gärtner Joh. Christ. Meyer u. Cathar. Marg. Sophie Gutkese.

— 458. Der Kistenmacher Heinr. Reising u. Adelheid Kern hieselbst.

— 459. Der Hutmacher zu Wildeshausen Joh. Herm. Heinr. von Lühnte und Maria Elisabeth Crömer zu Drantum.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 86.

Bremen, Donnerstag den 28. October 1841.

An die Kölner.

Mit einer Fracht Steine zum Bau des Doms aus Schwaben gesandt.

(Von Gustav Pfizer.)

Zu Eurem Dome diese Sendung
Von Steinen nehmet an geneigt!
Sie fördern wenig die Vollendung
Des Baus, der in die Wolken steigt,
Doch fördern sie die treue Wahrung
Gemeinen Sinns in Glück und Noth!
Als echter Bruderliebe Nahrung —
So werd' aus diesen Steinen Brod!

Wohl möchten wir Euch Quadern senden,
Die, voll noch von der Zaubermacht
Des Orpheus, unbewegt von Händen,
Aufthürmten des Gewölbes Pracht;
Die mit dem eingehauchten Triebe
Des Einklangs schwebten frei empor,
Verkündend eine Kraft der Liebe,
Die kalter Schwere Bann beschwor.

Doch ist der Zauber auch verschwunden,
Der einst in harte Felsen drang,
Und sie zum leichten Kranz verbunden
Auf das Gerüst der Säulen schwang:
Es blieb die Kunst doch unverloren,
Die wägt und hebt, die fugt und mißt;
Werd' auch die Liebe neu geboren,
Die aller Künste Mütter ist!

Was unsrer Berge Schooß umschlossen
In dunkler, schwergesprengter Gruft,
Das rag' ins Blau bei Euch, umflossen
Von Eurer hohen Thürme Luft!
Daß Pilger rufen, die dem Rheine
Hat anvertraut des Neckars Fluth:
„Am Dom ist Stein von unsrem Steine,
Kölns Volk ist Blut von unsrem Blut!"

Es ist kein Bau, den ird'sches Sorgen,
Den Furcht und Hoffahrt hingestellt;
Es ist kein Haus, worin verborgen
Des Vorrechts kleine Schaar sich hält;
Ein Tempel ist's, der, offen Allen,
Den eitlen Weltsinn nur verschmäht,
Und wo in Gottes Wohlgefallen,
Wer naht im Geist der Wahrheit, steht.

Ein Haus ist's, wo die Freudenkunde
Des Herzens irdisch Zagen stillt,
Ein Haus, wo aus des Priesters Munde
Die göttliche Vergebung quillt;
Wo nächt'ge Pfade der Verirrten
Des Ostermorgens Licht erhellt,
Und wo das Wort vom guten Hirten
In tausend Seelen trostreich fällt.

Und wenn ungleiches Wort und Zeichen
Auch Deutschland's christlich Volk noch trennt:
Zum Ziele ringt man doch, zum gleichen,
Und Eins ist Aller Fundament!

D'rum gegen Liebe nie verstocken!
Soll Haß und Argwohn uns das Herz;
Es mahnen uns des Domes Glocken,
Daß wir nicht sei'n ein tönend Erz!

In alter Vorzeit Größe schwebet
Der Blick von diesem Bau zurück;
Wenn jetzt er zur Vollendung strebet,
Verheiß' er deutscher Zukunft Glück!
Den Geist verbürg' er, der dem Alten,
Das schön und kraftvoll, giebt sein Recht,
Doch der zu bau'n auch, zu gestalten,
Aufruft das heutige Geschlecht.

Ein deutscher Sinn beut' diese Sendung,
Getragen hat sie Deutschland's Strom!
Sie harret fröhlicher Verwendung
Zum unverlornen deutschen Dom.
Im Ganzen sichtbar kaum, verschwinde
Bescheid'nen Brudersinns Tribut,
Doch stark sich Herz und Herz verbinde,
Wie Stein an Stein geschlossen ruht!

Erfindung der Braunschweiger Mumme.

(Fortsetzung.)

Jetzt rasselte draußen ein bewaffneter Mann; unter Schwert- und Sporngeklirr wurde die eichene Thüre aufgerissen und Caspar Klinte polterte mit erhitztem, hastigen Gesichte in die Stube. Er warf die Pickelhaube auf den Tisch und wischte sich beim Hinsetzen den Schweiß von der Stirn, während der dicke Morian dienstfertig rief: „Willkommen, heda! Margarethe! ein volles Glas Bier!" —

„Das giebt ein Teufelsfressen heut' Abend, begann Caspar eifrig; die Kriegsleute der Herzöge Heinrich des Aeltern und seines Lüneburgischen Vetters, die unsere gute Stadt wider Recht und Ordnung umzingeln, haben's ausgewittert, daß uns die Hildesheimer Proviant schicken wollen. Unsere Kundschafter sagen aus, daß die feindlichen Horden, viele Fähnlein stark, als Wegelagerer auf den Proviantzug warten und —

„Sapperment! fiel erschrocken der Wirth ein und hielt den Schlotterbauch — Caspar ich verlasse mich auf Eure Faust —"

„So höret nur, fuhr der junge Krieger fort, ehe die Leute der Herzöge den Nennelsberg berennen, habt Ihr Euren ganzen Vorrath von Proviant zu Gelde gemacht; ich komme um den Abschiedstrunk bei Euch zu thun. In einigen Minuten brechen unsere tapferen Bürgermeister Heinrich Lafferda und von Plettersberg auf, um die Hildesheimer zu decken. Das wird Blut kosten." —

„Ach ja, und Bier zur Vesper, setzte halb seufzend, halb spekulirend der dicke Morian hinzu und wischte eigenhändig den Tisch ab, wo die eben hereingetretene Margarethe das volle schäumende Paßglas hinsetzen wollte. Caspar griff mit kühner Hand an das volle, runde Kinn des Mädchens, erwiderte den unwilligen Schlag der Erröthenden mit einem frohen, freundlichen Blicke und wollte den bepanzerten Arm um ihre enge Taille schlingen, als plötzlich ein Glas zerschmettert zu seinen Füßen klirrte.

Margarethe riß sich bebend aus der Armschlinge Caspar's und blickte schüchtern den jungen Mumme an, der nach gethanem Wurfe den Rücken nach dem Krieger kehrte und das auflodernde Auge am Boden zu fesseln suchte.

„Bei meinem Handschuh! donnerte Caspar und wollte eine seiner schweren Handschienen nach dem Bürger schleudern, woran ihn Margarethe mit rascher Bewegung verhinderte — was will der Bierbrauer von mir? Soll ich ihm das Gehirn an der Luft darren, damit er er vernünftig wird?"

Der schlichtende Wirth war rasch zur Versöhnung herbeigesprungen, und während er die Glasscherben fortstieß, fragte er nach dem bevorstehenden Zuge der Hildesheimer, wodurch er den jungen Krieger auf andere Gedanken zu bringen suchte. Es gelang ihm auch um so leichter, da sich der junge Brauer gar nicht umsah und fortwährend schwieg.

„Ja, so steht's — fuhr der schnell besänftigte Caspar fort — hört! es stampft mein Roß draußen und lauert auf die Bürgermeister, die jeden Augenblick vorüber kommen müssen. — Vater Morian — es wird diese Nacht ein böses Gefecht geben; Ihr wißt, wie ich seit Monden um Euer schönes Töchterchen buhle, wie mich ein Blick dieser reinen Magd bis in's Innerste meines Herzens erwärmt — ich möchte nicht eher scheiden von hier, bis ich muthig in der Brust von dannen ziehen könnte und dieser Muth erwächst mir aus Margarethen's Blicke, aus einem einzigen Worte von Euch — gebt mir das Mädchen zur Frau und

laßt mich mit der Gewißheit Eures Wortes getrost dieser Nacht entgegenziehen."

Margarethe hatte erschrocken und vor diesem raschen Antrage bis über den Busen erröthend, den Vater angeschaut, dann floh ihr Auge hülfesuchend nach dem plötzlich sich aufrichtenden Brauer, sie bedeckte das Gesicht mit zitternder Hand und wollte die Thüre erreichen; aber Caspar sprang ihr nach, zog sie sanft zurück nach dem Vater und wiederholte seine glühende, zärtliche Bitte.

Morian befand sich in schwieriger Lage. Mit dem Krieger durfte er es nicht verderben in der jetzigen Kriegsgefahr; außerdem war Caspar Klinte bei den Bürgermeistern hoch angeschrieben und konnte manche Gerechtsame dadurch für ihn erlangen; mit dem jungen Brauer mochte und konnte er ebenfalls nicht brechen, da er den größten Profit an dessen Biere zog, und er wohl wußte, daß Margarethe eine stille Neigung für den jungen Bürger hegte; Mumme war aber arm und Caspar Klinte hatte im Kriege viel erbeutet, stand in Ansehn und Würden, und Morian hätte lieber diesem seine Tochter gegeben.

„Versprecht mir das Mädchen zum Weibe! rief Klinte dringender und hielt das sträubende und zitternde Mädchen am nackten, weißen Arme fest." —

„Ei, ei — stürmischer Freund, stotterte der Wirth, diese Ehre kommt so schnell, so betäubend — mir ist zu Sinne, als hinge mein Kopf als Klöppel in der Sturmglocke des Klosters da drüben — an einer Seite kann ich doch nur anschlagen!" —

„Wozu die Vergleiche, alter Fuchs, fiel Caspar ungeduldig ein, ich verlange auf ehrliche Weise Euer Kind zum Gespons, verbietet ihr, daß sie mit andern Männern rede — diese Zusicherung will ich von Euch." —

„Was? rief Margarethe und stieß kräftig den Zudringlichen von sich — glaubt Ihr, meine Liebe lasse sich in ein hohles Glas füllen, wie das Bier, das Ihr hinunterstürzt? Meine Hand hat Euch als Gast gedient, aber Eure Befehle gegen mich reichen nicht über den Rand des Kredenztellers. — Schämt Euch, Herr Klinte, Ihr solltet doch wohl edler fühlen." —

Der junge Krieger fuhr beschämt mit der Hand durch seinen Bart und unterdrückte den Zorn, der durch die Adern einer Stirn rollte. — Da schmetterten draußen helle Trompetentöne, Pferdegetrappel trieb eine dichte Staubwolke auf „O Gott! preßte Caspar gewaltsam aus der Brust — da nahet schon der Zug unserer Bürgermeister — Margarethe, liebst Du mich? liebst Du mich nicht? Na! ich will Dich besitzen und sollte ich Dir gewaltsam den Brautkuß geben." — Er wollte das fliehende Mädchen erreichen und ihre Lippen küssen, als der bisher prüfend zur Seite blickende Christian Mumme aufsprang, mit heftigem Schlag des Kriegers begehrenden Arm lähmte und sich schützend vor das erbleichende Mädchen stellte.

„O! der Himmel schütze meinen Haussegen, rief der Wirth — ich armer Mann, was soll ich thun — mein Gretchen soll niemals heirathen, wenn sie Unheil anstiftet." — Caspar hatte im höchsten Zorn seinen eisernen Handschuh erhoben, um ihn schwer auf Mumme's Haupt niederzuschmettern; der Bürger kam aber dem Schlage zuvor und noch ehe Klinte den Arm zum Zweitenmale hob, wurde die Thür aufgerissen und der Bürgermeister Heinrich Lafferda trat im Waffenglanze, mit der Feldbinde geschmückt, in das Zimmer. — Beschämt griff Caspar nach seiner Pickelhaube und wollte hinauseilen, aber der Bürgermeister befahl ihm zu bleiben und wandte sich fragend an Mumme.

„Lehret dem Caspar Mäßigung — fiel Margarethe ein, er verlangt mich zum Weibe, während er fort in die Fehde ziehen will."

„Gestrenger Herr, setzte mit vielen Bücklingen der wamstige Morian hinzu — rettet mich aus diesem Kampfe zweier Nebenbuhler, der Segen flieht bei solchen Händeln aus meinem Hause, richtet über sie, beide sind gute, ehrliche Leute."

Heinrich Lafferda warf einen freundlichen Blick auf die erschrockene Margarethe und sprach: „Wahrlich — die Wahl dieser Maid macht meinem tapfern Krieger Ehre — ich gönne sie ihm — aber liebst Du ihn denn auch, junges Röschen, und kannst Du seinem Herzenswunsche willfahren?

Margarethe schwieg. „Du scheinst dem jungen Brauer Deine Seele zugewandt zu haben, fuhr der Bürgermeister neckend und sein Wohlgefallen an dem Mädchen verrathend fort, — wohlan, ich will über Euch schlichten. Wer von den beiden Buhlen binnen Jahresfrist seinen Namen am meisten mit Ruhm erhoben hat, dem sei dies Mädchen der Lohn für seine guten Werke. Bist Du es zufrieden, kleine Maid?"

Margarethe schwieg noch immer und sah schüchtern auf Christian, dessen Wangen plötzlich mit lebhaftem Roth gefärbt wurden. „Ich ehre den Spruch meines tapfern und

weisen Bürgermeisters, sprach er, ich nehme die Wette an, Gott wird mir helfen. —

„Ja, ja, ich will es dulden!“ rief Margarethe eilig und stockte eben so schnell, als sie glaubte, ihre feste Zuversicht zu ihrem Christian verrathen zu haben.

„O wie weise ist mein Herr und Gebieter! rief ehrerbietig mit großem, gefüllten Ehrenbecher herbeitrippelnd der Wirth; Gott stärke die Arme unserer tapfern Krieger.“

„Hört Mumme, wandte sich nach gutem Trunke der Bürgermeister Lafferda zu dem Bürger, — es wird Euch schwer werden, die rühmliche Ehrenwette um die Braut zu gewinnen, wenn Ihr bei Eurem Braukessel bleibt — nehmt das Schwert, hüllt Eure Brust in Stahl und zieht mit hinaus gegen die Feinde — nun, erbebe nicht, kleine Maid, wenn der Bursche für Dich bescheert ist, so zeigt er sich hieb- und stichfest.“

„Als Bürger habe ich einen friedlichen und sichern Weg, für meinen guten Namen zu sorgen, begann Mumme, durch Margarethe's ängstliches Gesicht angeregt; ich bleibe in der Stadt und arbeite in meinem Brauhause.“ —

„Ganz meine unmaßgebliche Meinung, fiel, an seinen Bierprofit denkend, der Wirth ein — o, da kenne ich den jungen Meister, dem thut der Kesseldampf und Malzdunst gut — jeder hat seine Pflichten.“

Caspar hatte die Pickelhaube aufgesetzt, flüsterte ein „Lebewohl Gretchen“ und folgte dann dem Bürgermeister hinaus, wo die Reisigen ungeduldig des tapfern Führers harrten. Margarethe ließ sich den verstohlenen Druck von Christians Hand gern gefallen, dann sprang sie auf ihre Kammer, um die Mutter Gottes anzuflehen, den Stillgeliebten einen heiligen Sieg über den Nebenbuhler davontragen zu lassen.

Christian folgte dem Zuge in einiger Entfernung und sah ihm nach, bis er in einer Staubwolke am Horizonte verschwand. Indessen hielt Herr Morian ein löbliches Selbgespräch über seine List, rieb sich verschmitzt die Hände und kicherte: „Na — die Wette ist weise ersonnen — habe es doch immer gesagt, der Herr Lafferda hat einen offnen Kopf — hi! hi! hi! da wird der Caspar Klinte sich das Blut abzapfen, um mich beim Bürgermeister gut anzumalen, und der alberne Mumme giebt mir das Bier sicherlich billiger — Hm! ein Jahr dauert die Frist, meinetwegen könnte sie zwei dauern!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Einfluß der Künste und Gewerbe auf Gesundheit und Lebensdauer der Menschen.

Von Dr. Eulenberg, prakt. Arzt in Berlin.

Die Betrachtung der mannigfachen Künste und Gewerbe, überhaupt der verschiedenen Arten von Beschäftigung, welchen sich der Mensch widmet, zeigt uns einen so erstaunlichen und oft so gefährlichen Einfluß sehr vieler Beschäftigungsarten auf die Gesundheit, daß es in der That kaum zu begreifen wäre, wie sich die Reihen der unglücklichen Opfer mancher Gewerbe stets wieder von Neuem füllen, bestätigte es sich nicht überall in der Welt, daß der Mensch, je vertrauter mit der Gefahr, sich derselben um so sorgloser überläßt. Um vorläufig einen bestätigenden Beweis zu geben, wie bedeutend im Allgemeinen der Einfluß der Beschäftigung auf Gesundheit und Lebensdauer sich herausstellt, will ich hier das gewiß jeden Stand interessirende Resultat anführen, welches der mit diesem Zweige des Forschens unermüdlich beschäftigte Geheimerath Casper zu Berlin nach höchst genauen Berechnungen und Vergleichungen von neun sich von einander sehr unterscheidenden Ständen gefunden hat. Nach diesem ist die allgemeine mittlere Lebensdauer der Theologen die höchste und zwar etwas über 65 Jahre; ihnen zunächst stehen die Kaufleute, mit beinah 62½ Jahren, dann folgen die Beamten mit etwas über 61½ Jahren. Landwirthe und Forstleute mit 61½, Militairs über 59½, Advocaten mit beinah 59, Künstler mit etwa 57½, Lehrer mit beinah 57, und zuletzt die Aerzte mit 56¾ Jahren.

Welchen anderen Ursachen ist aber wohl die im Allgemeinen geringere Lebensdauer der Aerzte zuzuschreiben, als der nothwendig mit ihrem Berufe verbundenen körperlichen und geistigen Anstrengung, der steten Unregelmäßigkeit der Lebensweise, dem Aussetzen der schädlichsten Witterungseinflüsse, den Störungen der nächtlichen Ruhe und endlich auch den häufigen Ansteckungen verderblicher Krankheiten, welche die Ausübung des ärztlichen Berufes mit sich führt? Ist

es dagegen nicht ebenso aus den Berufsgeschäften der Prediger erklärlich, daß die Mehrzahl von ihnen ein hohes Lebensalter erreicht, da sie mit denselben eine große Regelmäßigkeit der Lebensweise, eine wohlthuende Abwechselung von geistiger Thätigkeit und körperlicher Bewegung bei meistens sorgenfreier Stellung beobachten können? Nur diesen Einflüssen kann es zuzuschreiben sein, wenn nach einer andern Berechnung von hundert gestorbenen Theologen 42 das 70. Jahr erreicht hatten, während von derselben Anzahl von Künstlern nur 28, von Lehrern nur 27 und von Aerzten gar nur 24 dasselbe Alter erreicht haben. —

Nicht weniger schlagend tritt der Einfluß der Beschäftigung auf Gesundheit und Lebensdauer aus dem Resultate hervor, das man in England aus den in dieser Beziehung angestellten Vergleichen der ackerbautreibenden Bevölkerung und derjenigen, welche in Fabriken und Manufacturen ihr Leben zubringt, gefunden hat, nach welchem von jenen erst von 58 Einer, von den letzteren fast von 52 Einer jährlich stirbt.

Worin anders als in der Beschäftigung und der davon abhängigen Lebensweise wäre der Grund von diesen für das Lebensglück der Menschen höchst wichtigen Thatsachen zu suchen? Ist es nicht natürlich, daß Menschen, wie die Ackerbautreibenden, die in freier Luft bequem von einander wohnen, ihre Kräfte auf angemessene Weise anwenden, und meist so viel erwerben, wie zur Bestreitung ihrer einfachen Bedürfnisse hinreicht, sich einer besseren Gesundheit erfreuen und länger leben, als jene zusammengehäufte Menge von Fabrikarbeitern, welche mit den unglaublichsten Anstrengungen, mit Aufopferung aller Erholungsstunden, kaum so viel erwerben können, als zur Bestreitung ihrer in Fabrikstädten schon durch die große Anzahl consumirender Menschen, theuren Bedürfnisse genügt? Dazu kommt noch hauptsächlich, wie ich in den folgenden Zeilen zu entwickeln gedenke, jene Menge von Schädlichkeiten, die mit jenen Beschäftigungen unzertrennlich sind, wie unerträgliche Hitze, erstickende Dämpfe, Staub, häufig eintretende Verletzungen aller Art durch Maschinen u. s. w., deren nachtheilige Wirkungen um so häufiger beobachtet werden, je öfter selbst Kinder schon durch die anstrengendsten Arbeiten in jenen Fabriken ihren kargen Unterhalt erwerben müssen.

Zwischen diesen angedeuteten Extremen nun befindet sich eine unzählige Anzahl von Künsten, Gewerben und Beschäftigungsarten, von denen ich die wichtigsten in der Absicht hier zu erörtern vorhabe, um ihren größeren oder geringeren Einfluß auf Gesundheit und Lebensdauer nachzuweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dichter Chamisso.

Adalbert von Chamisso wurde 1781 auf dem Schlosse Boncourt in Frankreich geboren, er stammte aus einem altadeligen Geschlechte und die Schrecknisse der Volkserhebung, die, zumeist gegen die Bedrückungen des Adels gerichtet, in ihren Ausbrüchen Unschuldige mit den Schuldigen trafen, zwangen seine Eltern, ihr Vaterland zu verlassen, und in Deutschland sichere Zuflucht zu suchen. Sie fanden wohlwollende Aufnahme in Berlin, ältere Brüder Adalberts übten ihr Talent als Maler aus, der flüchtigen Familie dadurch anständigen Unterhalt verschaffend. Er selbst ward unter die Pagen der Königin aufgenommen, die sich der Ausbildung des schüchternen Jünglings mit Wohlwollen annahm. Im Jahr 1798 trat er in ein Infanterieregiment als Fähndrich ein, 1801 war er schon Lieutenant in demselben Regimente und widmete sich mit großem Eifer der Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten. Deutsche Sprache, die Kunde unserer deutschen Dichter waren es, die den Jüngling, dessen Kindheit in Frankreich verflossen war, mächtig anzogen; er las und arbeitete unablässig und versuchte sich selbst; seinen Empfindungen, Wünschen, Hoffnungen dichterischen Ausdruck zu geben. Dieses Streben brachte ihn mit ausgezeichneten Jünglingen in Verbindung, er lernte damals zwei Freunde kennen, die ihm Freunde fürs Leben geblieben sind; Varnhagen von Ense, den berühmten Geschichtschreiber, und Eduard Hitzig, der, auf dem weiten Gebiete des Rechtes unermüdlich thätig, für Alles, was schön und ächt ist, offenen Sinn, wärmste Theilnahme hat. In Arbeiten und dichterischem Schaffen vergingen so die Jahre. Dann gerieth Preußen in Zwist mit Napoleon; Chamisso mußte mit seinem Regimente Berlin verlassen. Franzose von Geburt, Deutscher durch Bildung, Freunde, Fahneneid, fühlte er das Zwiespaltige seiner Stellung, mußte er gegen die französischen Schaaren den Degen ziehen: er wollte den Kriegsdienst aufgeben — da zwang ihn das Geschick mit andern wackern Soldaten Opfer schmählichen Verraths zu werden. Sein Regiment und andere Truppen, Fußvolk und reichliche Artillerie standen als Besatzung in

Hameln; selbst nach dem Unglück von Jena war diese Festung noch zu halten, sie konnte für Versprengte Zuflucht werden und dem Lande bis zum Friedensschlusse bewahrt bleiben. Die Kommandirenden, vor Allen General Lecoq, daß ewige Schmach seinen Namen bedecke! unterhandelten heimlich mit dem Anführer des schwachen Blokadecorps. Die Besatzung sah sich verrathen, betrogen, in Gefangenschaft geliefert. Die Offiziere, die jüngern und Subalternoffiziere zumal, versuchten das Geschehene rückgängig zu machen; sie wollten Ausfälle thun, mit den Waffen in der Hand den Vertrag mit dem Feinde, zum Nachtheil des Vaterlandes und ihrer Ehre abgeschlossen, widerrufen. Vergeblich! als die Soldaten hörten, sie sollten nicht mehr von ihrem General wider den Feind geführt werden, sie seien von ihm in Gefangenschaft geliefert worden, da sprengte ihre Wuth die mächtigen Bande des Gehorsams. Sie verschossen ihre Patronen nutzlos, zerschmetterten ihre Gewehre, daß keine französische Hand sich ihrer bediene. Einigen ward der Tag der Uebergabe freiwilliger Sterbetag. So erzählt Chamisso dieses: „Bei der Compagnie des Kapitains von Britzke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnava, Soldatensöhne und Soldaten selbst. Ihre Geschichte zeugt, wie sie engverbunden stets in Freud und Leid aneinander gehangen. Sie setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, und drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen." — Chamisso schildert in einem Briefe an Varnhagen den schmählichen Vorfall, er selbst hatte sich allen Schritten seiner Kameraden, die Stadt dem Könige, den preußischen Waffen Ehre zu erhalten, auf das Entschiedenste angeschlossen, daß dieß vergeblich gewesen sei, darüber spricht sich in seinem Briefe der größte Schmerz aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

† Revue der Freimarktssehenswürdigkeiten.

(Schluß.)

Einsender dieser Revue gedachte noch über den Herrn Athleten Rappo und Herrn Professor Becker zu berichten, eine andere Feder ist ihm aber bereits in der vorigen Nummer des Bürgerfreundes zuvorgekommen, er will aber, wie jene, nichts von den Geheimnissen verrathen, die im Innern dieses hölzernen Tempels der Kunst vorgehen. Wir haben im Lehmannschen Circus die Körperkräfte des Menschen bewundert und angestaunt, wir haben den Magiker Philippe im Theater gesehen und so — genug davon — bei Rappo und Becker sind die Preise geringer, die großen Gemälde an ihrer Bude besagen einen Theil ihrer Kunststücke, die man draußen von einem großen Publikum stets applaudiren hört. Neben dieser Bude befindet sich eine andere, in der herkulische Darstellungen stattfinden, wir wollten auch diese besuchen, um davon erzählen zu können, allein ein Gespräch zwischen einem der Helden und dem Bajazzo, hielt Referent von dem Besuch ab, es war so gemein, daß man erschrecken muß, wenn Kinder dergleichen anhören, und es wäre herzlich zu wünschen, daß unsere achtbare Polizei ein wachsames Auge auf dergleichen grobe, sittenverderbende Unanständigkeiten, Ausbrüche der höchsten Gemeinheit haben möchte. — Dem Waisenhaus gegenüber befindet sich ein Wachsfigurenkabinet, in dem zum Theil biblische Personen zu sehen sind, die man in solchen Buden doch nicht gern sieht. Herrn Buiron's Cabinet besah Referent mit großem Interesse und Vergnügen und kann es aufrichtig Allen empfehlen die geschichtliche Personen interessiren und die nicht etwa Anstoß an Wachsfiguren nehmen. Die Portraits sind sehr gelungen zu nennen, namentlich Ludwig Philipp, Prinz von Joinville, Marschall Ney, Maria Stuart, die Herzogin von Angouleme, der große Friedrich, Napoleon und mehrere Andere; die Freunde des großen Kaisers werden sich besonders freuen hier die Helden zu sehen die ihn im Leben umgaben. In den Gesichtern ist viel Ausdruck, namentlich kann man sich hier den Enthusiasmus so recht vergegenwärtigen der die beseelte, die seine Ueberreste nach so langer Trennung von ihm zuerst nach Oeffnung des Sarges wiedersahen. Die Anzüge sind recht hübsch und treu, und das Ganze nicht mit solchen Wachsfiguren zu vergleichen die wir wohl sonst auf dem Domshofe sahen. Eine Menagerie im Duodez-Formätchen macht gewiß schlechte Geschäfte, und bedarf wohl kaum der Erwähnung. Die Reitergesellschaft in der Neustadt erfreut sich meistens eines zahlreichen Zuspruchs und amusirt ihr Publikum, am Abend beim Schein der Fackeln, doch wird Herr Reimschüssel seine Casse bei der großen Offenherzigkeit mit der er seine Künste produzirt nicht bedeutend füllen. Einige der Gesellschaft machen ihre Sachen schon gut und man behauptet darunter einen wiederzufinden den man früher bei Loisels sah. Wer im Cirque Franconi war, hat allerdings Besseres gesehen, dieser und die Lehmannsche Gesellschaft erfreuen sich, wie sie es verdienen stets eines gefüllten Hauses, und macht Referent nochmals ganz besonders darauf aufmerksam. — Er hat seine Wanderung über den Freimarkt beendet und wüßte nichts mehr davon zu erwähnen; bald werden sie verstummen die Töne der Leier und Harfe, die uns an jedem Morgen daran erinnern in welcher Zeit wir leben, die Künstler alle ziehen in ferne Gauen, bis wir sie und einen Theil all' der Herrlichkeiten im nächsten Jahre wiedersehen.

* An M....

Es tönt die Spohr'sche Polonaise
Von mißgestimmter Leier —
Wie hat sie einst mich hoch entzückt
Bei Fausten's Hochzeitsfeier!

Da blickten Alle nach dem Fackeltanze,
Wir aber schauten nur einander in die Augen,
Als wollt' in heißer Liebesgluth
Sich Seel' an Seele saugen.

Das ist nun längst vergangen und dennoch fließen Thränen,
Und nimmer willst du schweigen, du erstes Jugend-Sehnen!

O. R.

Auflösung des Räthsels in Nro. 85.

Bier.

Miscellaneen.

(Köln, 18. Octbr.) Unter den Huldigungen, welche das hohe Talent des Virtuosen Liszt allenthalben und auch bei uns gefunden, verdient eine Auszeichnung, die ihm von Seiten der Stadt Hamburg zu Theil wurde, einer besondern Erwähnung. Der Minister-Resident der freien Städte Deutschland's am französischen Hofe übersandte vor einiger Zeit dem gefeierten Künstler der noch immer auf Rolandswerth weilt, eine prächtige, äußerst werthvolle goldene Vase mit folgendem Schreiben: Mein werther Herr Liszt! Unter den Städten Deutschland's, in welchen, auf Ihrer jüngsten Kunstreise, Ihr hohes Talent die vollste Anerkennung gefunden hat, darf sich meine Vaterstadt, Hamburg, in die vorderste Reihe stellen. — Im Gefühle der lebhaften Dankbarkeit für den erhebenden und edlen Kunstgenuß, den Sie dem kunstliebenden Publikum dort gewährt haben, hat sich eine Anzahl meiner philiharmonischen Landsmänninnen zu dem Wunsche vereinigt, Ihnen ein Andenken an ihren Aufenthalt in Hamburg darzubringen, und das Comité derselben hat meine Vermittelung in Anspruch genommen, um Ihnen beikommende Vase zu überreichen. Indem ich mich dieses eben so schmeichelhaften als angenehmen Auftrages mit Vergnügen entledige, erlaube ich mir zugleich, auch für meine Person den Tribut meiner Bewunderung Ihres hohen Kunsttalents hinzuzufügen, so wie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung. Der Minister-Resident der freien Städte Deutschland's am königl. französischen Hofe, von Rumpff.

(Kuriöses.) Es passirt wohl Jedem einmal im Leben eine Schwachheit; allein ein so artiges Böcklein ist gewiß seit lange nicht geschossen worden, wie das nachstehende. In Raumer's historischem Taschenbuch für 1840 erzählt ein namhafter Historiker die Belagerungs-Geschichte einer niederländischen Festung, und sagt darin, indem er die einzelnen Kapitulationspunkte durchgeht, Folgendes: „Der Marquis Ober-Feldherr leiht zur Fortbringung des Gubernators, der Obersten und übrigen Offeiers, so wie der ihnen und der Garnison gehörenden Papageien (einer, wie es scheint, damals in großer Zahl und mit besonderer Zärtlichkeit gepflegten Hausgenossenschaft) die erforderliche Anzahl Wägen ꝛc." Der Leser geräth ohne Zweifel in einiges Erstaunen über eine so seltsame Liebhaberei der Kriegsknechte und denkt bei sich selber: Warum in aller Welt nahmen denn die verhungerten armen Teufel nicht ihre Sittiche, deren doch eine so große Zahl vorhanden war, daß nachher besondere Wagen zu ihrer Fortschaffung requirirt werden mußten, und schlachteten sie und aßen sie auf, bevor sie sich in des Scharfrichters neumodischer Restauration mit Katzen und Hundebraten sättigten? — Lieber Leser, hier steckt eben das Böcklein; dem guten Geschichtsschreiber hat irgend ein schalkischer Dämon einen Streich gespielt und ihn das Wort Bagage (Pagagie nach damaliger Schreibart) für Papageien lesen lassen.

(Regensburg.) Ueber der Thür des Sitzungssaales des Magistrats der vormaligen freien Reichsstadt Regensburg hing eine große Tafel, welche nachstehende Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache enthielt. Als Jahreszahl ist 1554 angegeben. Das Latein ist klassisch, der Inhalt vortrefflich:

Quisquis Senator officii causa curiam ingrederis
ante hoc ostium privatos affectus omnes abjicito,
Iram, vim, odium, amicitiam, adulationem,
publicae rei personam et curam suscipito.
Nam ut aliis aequus aut iniquus judex fueris,
ita quoque Dei judicium expectabis et sustinebis.

Ein Jeder Rathherr, der do goth,
Von seines ampts wegen in Rath,
Soll sein on alle böß affect,
Dardurch sein hertze wirdt bewegt,
Als feindtschaft, zorn und heuchlerey,
Neid, gunst, gewalt vnd tyranney,
Vnd sein durchaus ein gleich person,
Dem armen vnd dem reichen mon,
Auch sorgen für die ganz gemain
Derselben nutz betrachten rain,
Dann wie er richten wirdt auf erdn,
So wirdt in Gott auch richten werdn,
Am Jüngsten Tag nach seinem rath,
Den er ewig beschlossen hat.

(Kuriöses.) Die Hutfrage. — Unter diesem Titel ist in Berlin eine kleine Broschüre erschienen, welche den Mißbrauch des Hutabnehmens beim Grüßen bekämpft; sie ist gewidmet:

„den Leitenden, Entscheidenden, das Gute gern Verbreitenden und Besseres Vorbereitenden, den Scheidenden, Begleitenden, durch Hutabnehmen, Leidenden, den Fahrenden und Reitenden, den Tanzenden und Schreitenden, den großen Heerweg Meidenden, das Neue nicht Beneidenden, am Spaß und Ernst sich Weidenden.

Unter anderen wird darin folgender Verschlag gemacht: Die Armendirektion soll gegen 3 Sgr. Erhebungszettel verkaufen, die als schützender Ferman gegen das Hutabnehmen auf dem Hute befestigt werden, um damit anzudeuten, daß man sich durch eine Geldspende vom Hutabnehmen erimirt habe.

(Technisches.) Man ist in der Kunst der Schriftgießerei bereits bis zu einem Grade vorgeschritten, daß Leute, welche viel lesen, rufen müssen: Barmherzigkeit für unsere Augen! Die scharfen Lettern auf milchweißem Papier sind den Augen gewiß schädlich, stechen wie Dornen. Möchte man sich lieber wieder zu den alten, ehrbaren fetten Lettern wenden. Sehen sie auch nicht so künstlich und fein aus, so schonen sie doch das Auge, und man lies't sie leicht. Dabei erlauben wir uns noch eine Frage: Würde man dem Velin- und Maschinenpapier nicht weit vortheilhafter statt einer milchweißen eine bläuliche Färbung geben, wie es bereits einige würtembergische Papierfabriken thun?

(Bernard Cavanagh, der lange Faster.) Dieser Mann ließ sich eilf, sage eilf Tage lang in ein kleines Cabinet 15' lang, 9' breit und 7' hoch einsperren ohne Speise und ohne Trank. Er verließ das Cabinet nur einmal am Sonntag, um in die benachbarte Capelle zu gehen, wurde aber dabei von dem Arzt und einem Advocaten streng bewacht. Nach seiner Befreiung am 16. September sah er etwas mager, sonst aber ganz unverändert aus. Es scheint eine Wette gegolten zu haben.

(Ein tapferer Esser in Paris) wettete kürzlich, er wolle in 12 Minuten 2 Pfund Brod und 26 Häringe essen. Er trank dazu 4 Flaschen Bier und 16 Gläser Branntwein und war in 11 Minuten mit dem Schmause fertig. Wohl bekomm's!

(Bier immer und überall.) Man lies't im „Dampfboot:" Wenn Alles, was aus Baiern kommt, die Schelling'sche Philosophie, die Rückert'sche Muse und die Cornelius'sche Malerkunst auf preußischem Boden so schnell wurzelt und so fröhlich gedeiht, wie das bairische Bier, so ist uns zu gratuliren. Auf dem Tempelhofer Berge bei Berlin, wo bairisches Bier im Großen gebraut und getrunken wird, ist es immer dicht voll Menschen, und Vielen gefällt es so wohl da, daß sie die Nacht über im Freien, z. B. in Gräben zubringen. Selbst den berühmten Münchener Bock hat man nach Berlin berufen und sich mit ihm eng befreundet.

(Theater-Anekdote.) Die „Thalia" erzählt: Auf dem Theater „Urania" in Hamburg gab man neulich „die Einfalt vom Lande." Das Ganze ging sehr gut; aber bei der letzten Verwandlung improvisirte die Maschinerie. Als nämlich schon die Straße mit dem Wagen sichtbar war, und die Scene zwischen Murr und Thaddäus begonnen hatte, kam der Zimmerhintergrund plötzlich wieder und schnitt die Spielenden von dem Wagen ab. Da sagte Haarbleicher, statt in Verlegenheit zu gerathen, mit höchst belustigender Trockenheit zu seinem Herrn: „Herr Doctor, dies ist ein höchst seltsamer Vorfall!"

(Thomas Moore,) der Verfasser von „Lalla Rookh," ist ein Sonderling. Er hat eine Choristin der Oper geheirathet, lehrte sie Lesen und Schreiben, erzog und bildete sie; tugendhaft soll sie sein und wunderschön, aber nicht eben lebhaften Geistes. Moore pflegt zu sagen: „Frauen sollten nur im Geheimen essen; es ist gar zu prosaisch, schöne Lippen von Fett glänzen zu sehen."

(Warnung.) Um der Verwilderung, die besonders vom dreißigjährigen Kriege her noch so herrschend war, entgegenzuarbeiten und insonderheit dem Laster der Trunkenheit zu begegnen verordnete der Magistrat zu Regensburg (1658), Schandtafeln mit Namen zu machen, und es wurde eine mit dem Namen des Kufners Hans Georg Hofinger in den Wirthshäusern aufzuhängen befohlen, damit, wie es hieß, andere nasse Brüder sich daran spiegeln sollten.

(Reichthum.) In London ist ein Schmied, Namens Robert Smith, gestorben, der ein Vermögen von 400,000 Pf. St. (4 Millionen Gulden) hinterläßt. Dieser Mann hat mit Häuserbauen spekulirt. In der Nähe von Mornington-Crescent hat er bei 200 Häuser bauen lassen. Ungeachtet er so reich war, lebte er doch sehr sparsam und zurückgezogen, ja er hatte sogar keinen Bedienten und empfing auch niemals Jemanden bei sich. Ein Bruder ist Universalerbe seines großen Vermögens; eine Schwester erhält für ihre Lebenszeit wöchentlich ein Pfund.

(Mahnbriefe.) In unsern Tagen wird für Alles gesorgt. — Im neuen Meßkatalog ist ein Mahnbriefsteller angekündigt oder eine Anweisung zur Abfassung aller Arten von Mahnbriefen mit sorgfältiger Vermeidung aller Injurien. Es wird nun nicht lange dauern, so wird ein Briefsteller gedruckt werden, wie man auf Mahnbriefe zu antworten hat, höflich, entschuldigend, versprechend, und so, daß es der Mahnbriefsteller glaubt. Dann ist Beiden geholfen.

(Zürich, 15. October.) Vorige Woche starb der achtzehnjährige, blühende Sohn des Gemeindepräsidenten von Hüttikon, Bezirks Regensperg, an der Wasserscheu. Er hatte 19 Monate früher das Unglück, von einem wüthenden Hunde gebissen zu werden, blieb aber bis kurze Zeit vor seinem Tode gesund und wohl.

(Die Königin Christine von Spanien) ließ am 18. September in der Pfarrkirche des h. Philipp du Roule zu Paris zwei Negerknaben aus Sierra Leone taufen. Die Königin hatte diese Kinder vor dritthalb Jahren gekauft und ihnen eine religiöse und bürgerliche Erziehung geben lassen, welche den besten Erfolg gehabt hat.

Anzeige.

Der Rathskeller zu Bremen.

Lied von einem freien Schweizer

componirt

für Pianoforte und Guitarre.

Den freien Bremern zugeeignet, von einem Bremer,

erschien so eben und ist für 12 Gr. zu haben: Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 86.

Bremen, Donnerstag den 28. October 1841.

Gestorben:

Nro. 944. Den 22. October. Des Handelsmanns Heinr. Carl Nordhoff Sohn, 1 Tag; Böttcherstraße Nr. 6.

— 945. Den 23. — Des Kuchenbäckers Friedr. Ernst Ehefr., geb. Duderstadt; 64 Jahr, aus Braunschweig; jetzt Schüsselkorb Nr. 25.

— 946. Den 23. — Des Arb. Joh. Friedr. Bartels Tochter, 2½ Jahr; auf der Brake Nr. 15.

— 947. Den 22. — Der Arb. Arend Ahrens, 41 Jahr, kl. Fuhrleutestraße Nr. 6.

— 948. Den 24. — Der Kupferschmied Joh. Heinr. Christ. Bauermeister, 45 J.; Hillersgang.

— 949. Den 24. — Der Polizeidiener Friedr. Matthias Prange, 45 Jahr; am Osterthor.

— 950. Den 24. — Des Zinngießers Johann Wessels Sohn, 3 Jahr 5 Monat; Faulenstr. Nr. 73.

— 951. Den 24. — Des Arb. Joh. Heinr. Hohnholt Sohn (todt geb.); Punkendeich Nro. 11.

— 952. Den 24. — Des Küpers Gottfried Friedrich Oesselmann Sohn, 9 Wochen, Steinthor Nro. 61.

— 953. Den 24. — Schröder's nach der Geburt gestorbener Knabe.

Nro. 954. Den 25. — Des Kaufmanns Gottfried Evers Wittwe, geb. Müller, 84 Jahr; Osterstraße Nr. 58.

— 955. Den 25. — Des Senators Dr juris Johann Carl Friedrich Gildemeister Ehefr., geb. Stolz, 46 Jahr, U. L. Fr. Kirchhof Nr. 5.

— 956. Den 25. — Der Maurergesell Hinr. Bernhard, 44 Jahr; auf den Häfen Nr. 15.

— 957. Den 25. — Philipp Friedrich Ribo, 2 Monat; Dragengang Nr. 7.

— 958. Den 25. — Des Arb. Joh Jürgen Mahler Tochter, 11 Monat; auf Stephanikirchhof Nr. 32.

— 959. Den 25. — Des Arb. Joh. Friedr. Conrad Behrens Sohn, 2 Stunden alt, Buntenthorssteinweg.

— 960. Den 26. — Des Arb. Bernhard Meyer Sohn, 5 Monat, Grünenstr. Nr. 52.

— 961. Den 26. — Der Arb. Jacob Heinr. Friedrich Lürßen, 66 Jahr; im Runken Nr 22.

— 962. Den 26. — Der Arb. Jürgen Wilh. Kramer, 64 Jahr; auf dem Fehrfelde.

— 963. Den 26. — Des Schiffszimmermanns Gerhard Hollmann Sohn, 9 Wochen; Muggenburg Nr. 34.

Geburten:

Nro. 1264. Den 21. October. Des Cigarrenmachers Gregorius Kaufmann Ehefr., geb. Martens, Düsternstraße Nro. 55; v. e. Mädchen.

— 1265. Den 22. — Des Handelsmanns Heinrich Carl Nordhoff Ehefr., geb. Stichnoth, Böttcherstraße Nro. 6; von einem Knaben.

— 1266. Den 23. — Des Schuhmachers Gevert Helmcken Ehefr., geb. Geisler, Heerdenthorswallstr. Nro. 55; von einem Mädchen.

— 1267. Den 23. — Des Schneidermeisters Hinrich Jacob Erig Ehefr., geb. Saghorn, Theerhof Nro. 18; von einem Knaben.

— 1268. Den 24. — Des Schuhmachers Lüder Maas Ehefr., geb. Volkmann, Hanewinkels Gang Nro. 5; von einem Mädchen.

— 1269. Den 24. — Des Cigarrenmachers Joh. Henr. Hohnholt Ehefr., geb. Bolte, Punkendeich Nrp. 11; von einem todten Knaben.

— 1270. Den 24. — Des Barbiers Joh. Carl Friedr. Hoeve Ehefr., geb. Jantzen, Westerstraße No. 23; von einem Mädchen.

Nro. 1271. Den 24. — Des Arbeitsm. Herm. Töbelmann Ehefr., geb. Schrader, Hohethorstraße No. 56; von einem Knaben.

— 1272. Den 24. — Des Dr. juris und Notars Gustav Ferdinand Castendyk Ehefr, geb. Schumacher, Gartenstraße No. 6; von einem Mädchen.

— 1273. Den 25. — Des Cigarrenmachers Heinrich Wilh. Lürssen Ehefr., geb. Quaas, Paulsberg Nro. 25; von einem Mädchen.

— 1274. Den 25. — Des Schenkwirths Gätje Boschen Ehefr., geb. Thiele, Knochenhauerstraße Nro. 47; von einem Knaben.

— 1275. Den 25. — Des Arb. Joh. Friedrich Conrad Behrens Ehefr., geb. Behlmer, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1276. Den 26. — Des Kahnschiffers Harm Runge Ehefr., geb. Runge, Rosenkranz Nr. 24; von einem Knaben.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Geburten:

Nro. 1264. Den 22. October. Eine Dienstmagd Dorothea Elisabeth Wortdorff Sohn, 1 Tag; Contrescarpe Nro. 6.

— 1265. Den 23. — Eine Kaufmannsfrau Wilhelmine Christe, geb. Engelbrecht, 1 Tochter; Langenstraße Nro. 23.

— 1266. Den 23. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Bruns, geb. Bruns, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1267. Den 23. — Eine Witwe, Johann Heinrich Bartels Tochter, 21 Jahre; auf der Stadt Nro. 10.

— 1268. Den 23. — Eine Witwe, Maria Elisabeth Bruns, geb. Bruns, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1269. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1270. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1271. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1272. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1273. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1274. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1275. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1276. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1277. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1278. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1279. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1280. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1281. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1282. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1283. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1284. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1285. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1286. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1287. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1288. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1289. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1290. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1291. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1292. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1293. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1294. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1295. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1296. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1297. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1298. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1299. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1300. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1301. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1302. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1303. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1304. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1305. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1306. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1307. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1308. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1309. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1310. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1311. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1312. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1313. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1314. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1315. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1316. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1317. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1318. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1319. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1320. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1321. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1322. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1323. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1324. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1325. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1326. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1327. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1328. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1329. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1330. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1331. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1332. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1333. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1334. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1335. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1336. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1337. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1338. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1339. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1340. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1341. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1342. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1343. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1344. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1345. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1346. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1347. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1348. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1349. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1350. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1351. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1352. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1353. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1354. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1355. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1356. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1357. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1358. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1359. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1360. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1361. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1362. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1363. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1364. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1365. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1366. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1367. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1368. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1369. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1370. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1371. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1372. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1373. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1374. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1375. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1376. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1377. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1378. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1379. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1380. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1381. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1382. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1383. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1384. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1385. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1386. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1387. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1388. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1389. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1390. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1391. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1392. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1393. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1394. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1395. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1396. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1397. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1398. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1399. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1400. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1401. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1402. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1403. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1404. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1405. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1406. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1407. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1408. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1409. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1410. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1411. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1412. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1413. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1414. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1415. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1416. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1417. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1418. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1419. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1420. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1421. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1422. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1423. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1424. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1425. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1426. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1427. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1428. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1429. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1430. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1431. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1432. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1433. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1434. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1435. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1436. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1437. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1438. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1439. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1440. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1441. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1442. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1443. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1444. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1445. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1446. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1447. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1448. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1449. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1450. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1451. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1452. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1453. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1454. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1455. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1456. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1457. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1458. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1459. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1460. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1461. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1462. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1463. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1464. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1465. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 Tochter; Neustadt, Hinter Liebfrauen Nro. 3.

— 1466. Den 24. — Eine Arbeitsfrau Anna Margarethe Schmidt, geb. Schmidt, 1 T

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 87.

Bremen, Sonntag den 31. October 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 31. October.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
1 Uhr Hr. Cand. Block.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Luther.

Zum Reformationsfeste

(von L. Würkert.)

Luther war es, — kühn und herrlich, — hoch den Hammer in der Hand,
Hoch den Blick hinauf gerichtet zu des Lichtes freiem Land:
Schlug er seine neuen Sätze an die alte Kirche an —
Und die lauten Hammerschläge brachen donnernd sich die Bahn.

Und sie wurden Ruf und Stimme und sie wurden Lied und Klang,
Und sie wurden Harf' und Psalter und ein Auferstehungssang —
Und sie wurden Sturmesbrausen — und die Hütte und der Thron
Hörten in den Hammerschlägen Schlachtgebet und Friedenston.

Jene Schläge sind verklungen, — längst im Grabe liegt der Mann,
Der den Hammer hat geschwungen, wie ihn Keiner schwingen kann.
Sturm und Donner, Schlacht und Fehde, — Groll, der schwer zu wenden war,
Alles fand ein glorreich Ende, — frei und rein stand der Altar. —

Und es wuchs die neue Kirche kräftig, schön und hell empor,
Ihre Lehre und ihr Glaube war nicht mehr ein schwankend Rohr,
Einheit brachte Kelch und Bibel, Einheit brachte Lied und Wort,
Und der Geist war's, der das Leben in die Form gab fort und fort.

Nicht gebunden soll er werden dieser Geist, den Luther rief, —
Nicht verlöschen soll die Flamme, die vorher im Steine schlief, —
Blitze, die der Held geschlagen mit dem Hammer fromm und kühn:
Immer heller soll'n sie leuchten, immer reiner soll'n sie glühn! —

Held und Hirt, das war dein Wille, wie's auch Christus einst gewollt!
Heben soll'n wir aus der Tiefe rein und frei der Wahrheit Gold,
Schöpfen soll'n wir mit dem Geiste, „lebend Wasser aus dem Quell,
„Der da quillt in's ew'ge Leben" himmlischklar und ewig hell. —

„Nicht zurück in's erste Dämmern, — vorwärts, vorwärts!" — wie es schallt,
Wie es klinget, wie es mahnet, wie's zu uns herüber hallt! —
Ja, das sind die Hammerschläge, — Luthers Geist verläßt die Gruft,
Und er schwingt die Eisenwaffe und er predigt und er ruft:

„Kommt und reichet euch die Hände, kommt und blicket auf mein Grab!
„Hellen Tag ja will ich haben, ich, der euch das Frühroth gab!
„Nicht zurück in's erste Dämmern, — vorwärts, vorwärts an den Tag!" — —
Hört, das ist der Ruf des Todten, — hört, das ist sein Hammerschlag!

Einfluß der Künste und Gewerbe auf Gesundheit und Lebensdauer der Menschen.

(Fortsetzung.)

Unter denjenigen Beschäftigungen, welche vorzugsweise durch eine widernatürliche gezwungene Körperstellung der Gesundheit schaden, habe ich die bekanntesten und als solche, die am einleuchtendsten das Nachtheilige der damit nothwendig verbundenen Lebensweise beweisen, zu nennen: das Gewerbe der Schneider, Schuhmacher, Weber, Strumpfwirker, Uhrmacher, Goldarbeiter, Kupferstecher und dergleichen. Es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, daß das anhaltende Sitzen mit vorn übergebeugtem Körper der Gesundheit nachtheilig ist. Das beständige Zusammendrücken der wichtigsten zur Verdauung und Blutbereitung thätigen Unterleibsorgane, des Magens, der Leber, Milz, der Gekrösdrüsen, der großen Blutgefäße u. s. w. stört deren freie Funktion und dadurch die regelmäßige Verdauung und Blutbereitung und erzeugt die jetzt so häufig angetroffene Hämorrhoidal-Krankheit. Die Bereitung des Magensaftes, der Galle wird krankhaft verändert, die Verdauung geschieht träge und unregelmäßig, es entstehen allmählig Stockungen des Blutes in den wichtigen Gefäßen des Unterleibes, im Pfortadersystem, in Folge dessen eben so häufig Andrang des Blutes nach dem Kopfe und den Lungen entstehen muß, als der freie Rückfluß des Blutes von den unteren Extremitäten dadurch gestört wird, Beschwerden, die eben zusammen das Bild der Hämorrhoidal-Krankheit ausmachen. — Man betrachte nur eine große Anzahl dieser sitzenden Handwerker, namentlich solcher, die ihrem Gewerbe fleißig obliegen, und man wird aus dem schwächlichen Körperbaue, aus der blassen, gelblichen Gesichtsfarbe auf das Vorhandensein vieler der genannten Störungen schließen können. Häufig findet man selbst eine stets gekrümmte Haltung des Oberkörpers, Verkrümmungen desselben, als Folge einer gezwungenen Körperstellung. Die Vernachlässigung der Bewegung hat außerdem eine Erschlaffung der Muskeln und Nervenkraft zur Folge, die sich meist bei allen sitzenden Gelehrten, Künstlern und Handwerkern unverkennbar ausspricht.

Solche Störungen der Gesundheit müssen natürlich bei denjenigen im höchsten Grade auftreten, die dieser Lebensweise bereits in früher Jugend verfallen, kein Wunder denn, wenn durch diese allmählige Untergrabung der Gesundheit ihre Lebensdauer abgekürzt wird.

Außer diesen allgemeinen Nachtheilen des Sitzens hat nun manches dieser Gewerbe noch besondere Schädlichkeiten in seinem Gefolge. So findet man bei Schustern, da sie mit stets gebogenen Schenkeln sitzen, sehr häufig Krampfadern an den Füßen, selbst Pulsadergeschwülste der großen Pulsader, Erweiterung des Herzens, die wahrscheinlich von der heftigen Bewegung der Arme entstehen. — Andere, welche besonders das Sehorgan anstrengend gebrauchen, wie z. B. die Uhrmacher, Goldschmiede, Kupferstecher, Maler, Schreiber, leiden meistens oder doch sehr häufig an Kurzsichtigkeit und mannichfachen Augenkrankheiten. Die Weber, welche mit vorwärts gebeugtem Körper und mit fest an den sogenannten Brustbaum des Webestuhls angedrückter Brust arbeiten, leiden durch diesen letzten Umstand, außer allen Graden der Unterleibskrankheiten, noch häufig an Brustschmerz, Bluthusten, selbst Schwindsucht,

da durch das Anstemmen der Brust die zur Einathmung nöthige Erweiterung und Ausdehnung der Lungen behindert wird, wobei die eintretende Erschütterung für den meist schwächlichen Körper natürlich nicht ohne Nachtheil geschehen kann. Eine diesen letzteren ähnliche Beschäftigung haben die Strumpfwirker, von denen aber auch viele von Brustbeschwerden aller Art heimgesucht werden. Ihr angreifendes Gewerbe prägt sich in ihren Gesichtszügen und in ihrem Körperbaue deutlich genug aus; sie erscheinen bleich, abgezehrt, kraftlos, sind zur Hypochondrie geneigt, und von ihnen erreichen die wenigsten bei anhaltender Ausübung ihres Gewerbes ein hohes Alter. Noch schlimmer ist in dieser Beziehung das Gewerbe der Goldschmiede und Vergolder, denen die Materialien selbst, mit welchen sie beschäftigt sind, eine furchtbare Quelle zur allmähligen Untergrabung der Gesundheit wird; denn noch mehr Gefahr als das Sitzen bereitet das Quecksilber ihrer Gesundheit, welches sie beim Vergolden in Gestalt von Dämpfen theils einzuathmen, theils durch die Oberfläche der Haut in den Körper aufzunehmen gezwungen sind. Daher findet man bei ihnen so häufig Schwindel, Zittern der Glieder, Lähmungen und andere Zufälle, von welchen ich im Laufe dieses Aufsatzes bei den Arbeitern in Metallen noch sprechen werde. —

Lange anhaltendes Stehen bringt nach allen Erfahrungen der Gesundheit am wenigsten Nachtheil; es würde daher vielen der oben angeführten Gewerbe ein großer Theil ihres verderblichen Einflusses durch Abwechselung mit Stehen genommen werden. Am wohlthuendsten wirkt für sie Alle Bewegung in Gottes frischer Natur, daher man viele Handwerker, wenn ihr Körper nicht gar zu sehr zerrüttet ist, sich bald erholen sieht, wenn sie es dahin gebracht haben, weniger anhaltend zu sitzen, sich theils in, theils außer dem Hause mehr zu bewegen. Wie außerordentlich schädlich jede gezwungene Körperstellung auf die Gesundheit wirkt, sieht man endlich auch deutlich bei den Bergleuten, die bald sitzend, bald knieend und meistens mit ganz gekrümmtem Körper arbeiten. Der nachtheilige Einfluß dieses Umstandes wird freilich noch durch die anderweitigen Schädlichkeiten bei Weitem erhöht, denen sie bei Ausübung ihres traurigen Gewerbes ausgesetzt sind, denn in einer für die menschliche Organisation unnatürlichen Atmosphäre zu athmen, stets bei künstlicher Beleuchtung zu sehen, häufig mit den Füßen im Wasser stehend, in häufiger Berührung mit dem Staube vieler Metalle, des Quecksilbers, Bleis, Arseniks u. s. w. zu arbeiten, abgeschieden von der Welt, von der Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens umdroht zu sein, das sind doch wohl Ursachen genug, um ihr Gewerbe zu einem für die Gesundheit höchst verderblichen zu stempeln. Daher rühren aber auch die bei den Bergleuten so häufig vorkommenden Krümmungen des Rückgrathes und der Schenkel, daher jene ungesunde Gesichtsfarbe, daher ihre Lichtscheu ihre Beklemmung, ihre vielen rheumatischen Leiden. Daher erreichen sie auch trotz der mäßigsten Lebensweise und trotz des mächtigen Einflusses der Gewohnheit selten das 50. Lebensjahr. In Quecksilberbergwerken leben die Arbeiter selten über ein Jahr, und wenn der Tod ihren mannichfachen Leiden nicht ein Ziel setzt, so ist das nur, um ein durch zerrüttete Gesundheit klägliches Leben zu verlängern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dichter Chamisso.

(Schluß.)

Nach jener Katastrophe lebte Chamisso einsam, er hatte seinen Abschied aus dem preußischen Dienste unter Anerkennung seines ehrenhaften Benehmens während jener Begebenheit erhalten. Zuvörderst ging er nach Frankreich, dort seine Eltern, seine Brüder, die wieder in die ursprüngliche Heimath zurückgekehrt waren, zu besuchen. Doch fühlte er in Frankreich bald Heimweh nach Deutschland, das ihm sein eigentliches Vaterland geworden war. Längere Zeit lebte er auf dem Gute der Frau von Staël, der muthigen Feindin Napoleons, die, eine Frau, ihn mit den Waffen des Wortes bekämpfte, als seine eherne Gewalt fast alle Männer verstummen ließ. Von den Welthändeln und dem Treiben der Menschen mannigfach schmerzlich berührt, wandte sich Chamisso der Pflanzenwelt zu, in Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, neben der Dichtkunst suchte und fand er Trost und Beruhigung. Von Frankreich aus wandte er sich nach Berlin zurück, dort war eine neue Universität begründet worden und Chamisso eilte zu den Füßen ausgezeichneter Lehrer, sein Wissen zu vervollständigen. An den Kriegsjahren 1813—1815, an der glorreichen Erhebung Deutschlands vermochte er nicht thätigen Antheil zu nehmen; Franzose durch Geburt, Deutscher durch Wahl

und Liebe, war bei den Fahnen hüben und drüben kein Platz für ihn. Er dachte an eine Stelle als Arzt, als Krankenpfleger; es wollte sich keine für ihn finden. — Da las er von einer Fahrt um die Welt, die auf Kosten eines reichen russischen Grafen und unter Anführung des russischen Seelieutenants Otto von Kotzebue unternommen werden sollte. Es gelang ihm, dabei als Naturforscher angestellt zu werden. Drei Jahre, von 1815—1818 dauerte die Fahrt, die für die Wissenschaft nicht ohne Erfolg geblieben ist, Chamisso selbst mit fremdester Sitte und Art bekannt gemacht, ihn innerlich aufgefrischt hat. Kurz ehe er sie antrat, war er zuerst mit einer größern Schrift, mit seinem Peter Schlemihl aufgetreten, in welcher er mit Witz und höchst gemüthlich schildert, wie die Welt an Schatten hängt, mehr den Schatten, denn den Mann achtet. Es hat den Dichter immer hoch erfreut, daß diese seine Arbeit gerade in England, dort, wo man im Bereiche der witzigen Erzählung so ausgezeichnete Schriftsteller besitzt, volksthümlich geworden und in vielen Auflagen verbreitet ist. Nach seiner Rückkehr von der Weltumseglung verweilte er eine kurze Zeit in St. Petersburg. Der freisinnige, ächt menschlich fühlende Mann scheint dort Eindrücke höchst unangenehmer Art empfangen zu haben; später pflegte er oft zu sagen: nichts habe ich schneller und lieber vergessen, als mein Russisch.

In Berlin fanden Chamisso's wissenschaftliche Kenntnisse Aufmerksamkeit der Behörden, er erhielt 1819 eine ehrenvolle und lohnende Stellung bei dem botanischen Garten des Staates. Kurz darauf reichte der vierzigjährige Mann einer achtzehnjährigen Jungfrau, Antonie Piaste, der Pflegetochter seines Freundes Hitzig, die Hand. Er fand in dieser Ehe, was er so sehr verdiente, das reinste häusliche Glück; die er noch als Kind auf seinen Armen getragen hatte, ward ihm die liebreichste, treueste Frau, die zärtlichste Mutter von Kindern, die rasch und kräftig sein Haus bevölkerten. Seine innige, reine Liebe hat in diesen Strophen den schönsten Ausdruck gefunden:

Ich bin am festen Ziele schwanken Strebens,
Du bist mein Weib, Du bist mir angetraut.
Ich habe nicht gehofft, gestrebt vergebens,
Mir blühen Weib und Kind, so hold und traut. —
Kind, Braut, Weib, Mutter, Alles mir im Einen,
Laß mich an Deiner Brust vor Freude weinen.

Die Ruhe nach bewegten Jahren, der gesicherte, freudige Besitz nach langem Schwanken, nach vielen Täuschungen, wirkten auf Chamisso günstig ein. In seiner Wissenschaft unter den Pflanzenkundigen erlangte er durch werthvolle Arbeiten binnen wenigen Jahren einen ehrenvollen Namen: Anerkennung als Dichter, nach der der Jüngling vergeblich gerungen, dem reifern Mann ward sie freudig und von allen Seiten zu Theil. Auch der jetzige König von Preußen, damals noch Kronprinz, ehrte sich und den Dichter durch seine Theilnahme an so schönen und reinen Erfolgen. In Liedern, die Chamisso dichtete, waltete ein so frischer, kräftiger Hauch; das heilige Streben nach gesetzlicher Freiheit fand in ihm einen so beredten Anwalt, er hatte sich so in schmerzliche wie in heitere Anschauungen hineingedacht und hineingelebt, er war so ganz Dichter mit dem Herzen, daß ihm, was Dichterruf zunächst begründet, die Herzen der Jugend, die Herzen der Frauen freudig entgegenschlugen. Was Millionen mit freudigen Hoffnungen erfüllte, die Begebnisse des Jahres 1830, übten auch auf Chamisso ihre nachhaltigste Wirkung, und Vorwärts war der Wahlspruch, dem er Zeitlebens als Jüngling im dunkeln, als Jüngling im greisen Haare angehangen hat. In ihm, darf man sagen, hat sich, was im Nationalcharakter der Franzosen Anmuthiges, Heiteres, Bewegliches, Freiheitsliebendes liegt, mit den deutschen Tugenden, Treue, Redlichkeit, Tiefe, Bescheidenheit auf's Herrlichste vermählt, das Land, das ihn geboren, muß uns beneiden, daß wir den, der Lieder für die späteste Zeit gedichtet, den Unsern nennen dürfern.

Ohne eine Ahnung von Neid förderte Chamisso mit Freuden jüngere Bestrebungen, wie er in Allem der jungen Zeit, dem Werdenden und Keimenden zugewandt war. Er hat die Deutschen ihren Dichter Freiligrath kennen gelehrt, an ihm hat sich der liederreiche Gandy, der aber noch nicht gehobenen Schätzen starb, gebildet.

Im Jahr 1837 ging dem alternden Chamisso sein Lebensglück, seine Gattin verloren; von nun an übermannte ihn allgemach Kränklichkeit. Am 21. August 1838 ist er gestorben, der ein herrlicher, ächter Mann, ein freisinniger Vaterlands- und Menschenfreund, ein begeisterter Dichter, ein Forscher in ernster Wissenschaft, ein liebender Gatte, ein sorgsamer Vater und seinen Freunden der treueste Freund

gewesen ist. Er hat nicht gewollt, daß ihm ein prunkendes Denkmal gesetzt werde; neben seiner Gattin ruht er unter einem einfachen Steine; wohl kann man auf ihn anwenden, was er einst gedichtet:

Im Schmerze wird die neue Zeit geboren,
Sie wird nach Männern, so wie Du, begehren.

---

* Theater-Neubau.

Um das Interesse für den Theater-Neubau auch bei demjenigen Theile des Publicums rege zu erhalten, welche bis jetzt noch keine Actien genommen, und um mit der Kunde des fortschreitenden Werkes diejenigen zu erfreuen, welche das Ende der gegenwärtigen mageren Kunst-Jahre in der Vollendung des Theater-Neubaues wohl mit Recht erblicken, theilt der Bürgerfreund nachfolgend einen Erlaß der Direction an die Actionaire mit. Die Namen der einzelnen Zeichner sind hier natürlich nicht aufzuführen.

„In Folge des unterm 7. Januar d. J. an das Publicum durch die Unterzeichneten erlassenen Aufrufs, ist zu deren besonderer Dankverpflichtung von einer bedeutenden Anzahl hiesiger Beförderer des Theater-Neubaues die Summe von 22,500 Rth. unterzeichnet, um nach Maaßgabe der damals angegebenen Bedingungen auf zweite Handfeste dem Actien-Vereine dargeliehen zu werden. Diese Summe vertheilt sich unter die Theilnehmer der Anleihe in der Weise, wie umstehend näher angegeben ist und da jetzt der Bau mit jedem Tage mehr vorschreitet, somit der Zeitpunkt herannahet, wo von dem Gelde Gebrauch zu machen sein würde, so verfehlen die Unterzeichneten nicht, den hochgeehrten Interessenten die Anzeige zu machen, daß sie zur Einziehung des Anleihe-Capitals den 1. Februar 1842 angesetzt haben.

Um bei dem Bauunternehmen völlig sicher zu gehn, werden die Unterzeichneten, in Gemäßheit der Bedingungen vom 7. Januar d. J., vorläufig die ersten Handfesten zum Belaufe von 20,000 Rth. zurücklegen und somit den Theilnehmern an der Anleihe von 22,500 Rth. die Handfesten bis zu diesem Betrage nach 20,000 Rth. zum Versatz bringen. Es versteht sich jedoch von selbst, und wird hier noch ausdrücklich versprochen, daß auf die ersten Handfesten zum Belaufe von 20,000 Rth. nur so viel angeliehen werden soll, als unumgänglich zur Vollendung des Theaterbaues und zur Herstellung der ganzen Einrichtung nothwendig ist. Was von diesen 20,000 Rth. Handfesten zu solchem Zwecke nicht verbraucht würde, und hoffentlich wird dieses nicht unbedeutend sein, soll sodann ganz allein zum Nutzen der Interessenten der spätern Anleihe verwendet werden.

Uebrigens erhält jeder dieser Interessenten für den Betrag seines Darlehns und gegen Auszahlung desselben, eine von der Direction des Vereins ausgestellte Obligation, zu deren Sicherheit aber werden die dafür versetzten Handfesten bei dem Notar Herrn Dr. Castendyk niedergelegt werden, der sie, nachdem die gehörige Eintragung beim Erbe- und Handfesten-Amt geschehen ist, als Mandatar der Interessenten asserviren wird; wie denn überhaupt nichts versäumt werden soll, um für die Sicherheit der Interessenten in formeller Rücksicht alles gehörig zu ordnen.

Damit auch die, im fünften Artikel der am 7. Januar d. J. aufgestellten Bedingungen erwähnte Rückzahlung des Capitals demnächst auf ordnungsmäßige Weise geschehen könne, werden die Obligationen mit denjenigen Nummern versehen werden, die bei den einzelnen Namen der Interessenten bemerkt sind, so daß danach die Ausloosung der zurückzuzahlenden Gelder immer nach Quoten von jedesmal einhundert Thaler verfügt werden kann.

Bremen, den 23. October 1841.

Die Direction des Vereins.

---

* Bremen's Concerte!

Erfreulich muß es für jeden Musikfreund sein, daß in diesem Jahre die Zahl der Abonnementsconcerte um einige vermehrt worden ist, da dadurch dem jetzt so regen Sinn für Musik bedeutend Vorschub geleistet wird! — Nach langem Schlummer regte sich hier, zum Theil hervorgerufen durch einen von uns Allen geliebten Mann, der ein Genius, überall

den Sinn für Musik zu wecken weiß, ein allgemeiner Drang und Verlangen nach Musik; nicht allein, daß das Verlangen, Musik zu hören, häufiger wurde, nein, auch selbst den Musen mit opfern zu helfen, das wurde das Streben vieler! Es bildeten sich seit einigen Jahren, neben den bereits bestehenden bewährten größeren und kleineren musikalischen Vereinen, mehrere neue Vereine, deren Mitglieder Wunsch es ist, nach den Mühen des Tages in der Musik Erholung und Ausbildung zu finden! Alles dieses kündet unzweideutig im Streben nach dem Edleren, Schöneren an, welches Jeder in der Musik zu finden hofft, und bei' einem empfänglichen Gemüth auch stets findet. Daß sich wirklich ein so erfreuliches Streben vorfindet, ist leicht wahrzunehmen, selbst wenn es nicht schon durch die für Viele, leider zu früh geschlossene Liste der Privat-Concerte, bewiesen würde! Eben deshalb wäre es wünschenswerth, wenn in diesem Wintersemester noch mehrere Concerte stattfänden, da, wie oben bemerkt, die nicht für Alle zugänglichen Privatconcerte dem Bedürfniß nicht genügen! An Unterstützung wird es sicher nicht fehlen; denn nicht allein würden gewiß viele der Mitglieder der Academie ihre Mitwirkung nicht versagen, sondern auch mehrere andere Vereine, als der Lehrer-Gesangverein, der Heinemann'sche Orpheus, die Apollonia u. a. m., würden gern alle ihre Kräfte zur Unterstützung anbieten; es fehlt nur an Anregung! Hier wo es Kunst betrifft, hier müssen jede hemmenden Rücksichten schwinden, und nur das vorgestellte Ziel muß jedem Musikfreund, als solchem, vor Augen schweben. Das ist es gerade, was hier oft so hemmend dem Vorwärtsschreiten entgegentritt, es mangelt in der Regel an der nöthigen Einigkeit, eine schroffe Abgeschlossenheit, worin wenigstens der Fremde das hiesige bürgerliche Leben charakterisirt sieht, verbindert oft die gegenseitige Annäherung, welche doch mehr als Anderes, die, welche sich auf den Wegen der Kunst begegnen, verbinden müßte! Nie hätten z. B. die jetzt in Deutschland berühmten Leipziger Abonnementsconcerte ihren jetzigen Standpunkt und ihre Achtung errungen, wenn sie nicht gleich Anfangs durch freundliches Entgegenkommen von allen Seiten befestigt worden wären. Und Bremen könnte unter unsers Riem's Leitung dasselbe leisten, was Leipzig unter Mendelsohn-Bartholdi leistete! Man biete sich nur die Hand und Gelegenheit, veranstalte noch einige Concerte, — an Theilnahme wird es Bremen nicht fehlen lassen. Und wenn diese Concerte sich in den Kreisen der höheren classischen Musik bewegen, wenn auch in den Kranz eine Blume der modernen Zeit zuweilen geflochten wird, so wird auch diesen Concerten nie die Achtung fehlen, wie sie den Academie- und Privat-Concerten gezollt wird, und zu werden verdient!

V.

---

* Literatur.

Wen es interessirt die Wirkungen zu beobachten, welche gewisse viel besprochene bremische Verhältnisse jetzt auch im Fache der Belletristik hervorgerufen, den machen wir auf einen sehr gut geschriebenen Roman „die Pietisten" von Heribert Rau aufmerksam. Es ist freilich zu bedauern, daß Verirrungen, welche sich im nördlichen Deutschland und in der Schweiz als geschichtlich nachweisen lassen, hier einem Unschuldigen untergelegt werden.

---

* Die Franconi'sche Gesellschaft

tritt diesen Abend zum letzten Male hier auf und steht daher wohl zu erwarten, daß diese Künstler noch eine brillante Vorstellung geben werden. Anerkennung ist des Künstlers Lohn, doch gerade diesen Künstlern, die jeden Augenblick ihr Leben, das sie durch ihre angestrengten Arbeiten selbst verkürzen, aufs Spiel setzen, wird die Anerkennung nie, die sie verdienen; möchten sie denn aus Bremen ziehen mit dem Bewußtsein, daß ihre Leistungen gefallen haben, daß ihre Mühe belohnt ist, durch Anerkennung eines Publikums, das ihnen ein freundliches Andenken bewahrt bis zu der Zeit, wo sie wieder hierher zurückkehren.

L. v. M.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 26. October d. J.

Keine.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. November 5½ Uhr. Für Fußgänger 6 Uhr.

Druckfehler.

In Nro. 86. des Bürgerfreundes, 1. Seite, 2. Spalte, Zeile 4 von oben steht in einigen Exemplaren: Träume statt Thürme.

Miscellaneen.

(Eiserne Kirche.) Die neue St. Georgskirche zu Everton bei Liverpool macht, als die erste in England von Gußeisen errichtete Kirche, bedeutendes Aufsehen. Die Rahmen der Thüren und Fenster, die Querbalken, die Böden und Dielen oder Zierrathen u. s. w. sind alle aus Eisen gegossen. Die Kirche ist 119 Fuß lang und 47 breit. Das Licht erhält sie durch ein prachtvolles eisernes Fenster mit gemalten Scheiben. Man weiß, daß seit 10 Jahren in England an den meisten großen Fabrikgebäuden die Thüren, Treppen, Böden, Schornsteine, Fenster u. dergl. ausschließlich aus Gußeisen bestehen. In England, wo das Eisen wohlfeil, das Holz theuer ist, sind die Bankosten eiserner Häuser geringer, als hölzerne. Sowohl an Dauer als an Eleganz lassen sie die andern weit hinter sich zurück. Einmal vollendet, bedürfen sie keiner Ausbesserung, und die lieblichsten, zartesten Skulpturzierrathen kosten wenig mehr, als das einfache glatte Gußeisen.

(Eisenbahnen.) Auf der Köln-Aachener Eisenbahn haben unbekannte Teufel bisher öfter Steine in die Schienen gelegt, damit ein Unglück geschehe. Zum Glück wurde es immer zu rechter Zeit entdeckt. Es ist auf die strenge Strafe, die auf dieses Verbrechen stehe, öffentlich aufmerksam gemacht worden. — Die englischen Eisenbahnen tragen jetzt wöchentlich 100,000 Pfund Sterling ein. — Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn bringt auch viel Geld ein, oft in einer Woche 15 bis 20,000 Thlr. — Ein Brüsseler Blatt giebt eine Uebersicht der Unglücksfälle, welche seit 1835 auf sämmtlichen belgischen Eisenbahnen vorgefallen sind. Daraus geht hervor, daß in dieser Zeit von mehr als sechs Jahren nur ein einziger Reisender, ein alter Mann, ohne seine Schuld das Leben verloren hat; von andern Unfällen war Unvorsichtigkeit der Reisenden selbst schuld. Wie viele Menschen würden seitdem ohne Eisenbahnen das Leben verloren haben und wie viel größer war die Zahl der Reisenden. — Was bei Eisenbahnen möglich ist, zeigt die Great-Western Eisenbahn in England. Zwischen Bristol und Bath auf einer Strecke von 12 englischen Meilen sind nicht weniger als 6 Tunnels, und einer derselben geht nicht weniger als 3 englische Meilen, fast 5 Viertelstunden unter der Erde weg. Der Tunnel ist 306 Fuß unter der Oberfläche und größtentheils durch festen Fels gehauen. Alle Baumeister erklärten den Bau für unmöglich, nur Brunnel, der berühmte Erbauer des Themsetunnels, wußte Rath.

(Berlin.) Zum 1. November wird eine eigenthümliche Feier im königl. Opernhause stattfinden, eine Nachfeier der Grundsteinlegung, die im September des Jahres 1741 geschen ist; vollendet wurde das Haus jedoch erst 1743; im ersten Jahre 1742 sind indeß schon Vorstellungen darin gegeben worden, bevor es ganz fertig war. Man wird nun in der gedachten Festlichkeit den Lauf des ganzen Jahrhunderts in seinen künstlerischen Productionen, immer von zehn zu zehn Jahren, darstellen. Mit einer Ouvertüre von Friedrich's des Großen eigner Composition wird der erste Theil beginnen, und dann eine Scene aus Graun's Oper Cäsar und Kleopatra folgen, und die Abtheilung mit Mozart's Finale aus Don Juan schließen. Im zweiten Theile wird man Productionen der neuern Meister, Beethoven, Weber, Spohr, bis auf Meyerbeer, Mendelssohn-Bartholdi und Lortzing hören. Nur die Werke deutscher Componisten werden gegeben. Die Darstellung alter Scenen geschieht in dem Costüme wie es zu der Zeit der ersten Aufführung der Werke üblich war. Das Ganze ist also ein historisches Concert, aber aus der vaterländischen Geschichte.

(Monomanien) Ein Geistlicher, Simon Brown, starb in dem Glauben, seine rationale Seele sei nach einem ausdrücklichen Beschlusse Gottes vernichtet worden. — Ein Kranker in dem Hospitale Friends Retreat zu York bildete sich ein, er sei ohne Seele, Herz und Lungen. Dergleichen Vorstellungen entstehen zuweilen durch Verletzungen des Gehirns. Ein in dieser Weise verwundeter französischer Soldat pflegte zu sagen: „Ihr wollt wohl wissen, wie es mit dem alten Lambert steht? Der ist todt; er ist in der Schlacht von Austerlitz geblieben: was Ihr hier vor Euch seht, das ist bloß eine Maschine, nach seinem Bilde geformt." — Ein Bourbon'scher Prinz hatte die fixe Idee, er sei todt, und wollte keine Nahrung zu sich nehmen, wozu er sich aber verstand, als seine Freunde auf den Einfall gekommen waren, ihn zu einem Gastmahle mit Türenne und andern längst verstorbenen Feldherren einzuladen. — Zu Paris lebte ein Mann, der sich vorstellte, er sei mit andern guillotinirt worden und habe, als auf Befehl des Kaisers Napoleon den Enthaupteten die Köpfe wieder aufgesetzt seien, in dem Wirrwarr einen verkehrten erhalten. — Bischof Warburton erzählt von einem Manne, der sich für eine Gänsepastete gehalten, so wie der Dr. Ferriday von einem durch ihn behandelten Patienten, der den Teufel verschluckt haben wollte. — Ein Oxforter Student war, wie Dr. Mead berichtet, selbst zu dem Küster gegangen, um sich sein Todtengeläute zu bestellen, und als er, wieder in seiner Wohnung angelangt, sich zu Bette legte, starb er auch alsobald.

(Döbler.) Man schreibt aus Frankfurt: Lebhaftes Interesse erregten in jüngster Zeit die Vorstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie des Herrn Döbler auf dem hiesigen Theater, die sich sämmtlich nicht nur durch mechanische und physikalische Experimente, sondern auch durch die höchste Eleganz und Reinheit und Glätte, womit Alles ausgeführt wurde, vortheilhaft auszeichneten. Die näheren Details seiner Leistungen zu schildern, würde wohl die schwierigste Aufgabe sein, deren Lösung sehr unvollkommen ausfallen dürfte. Wir bemerken daher nur, daß jede Vorstellung bei vollem Hause gegeben und der wohlverdiente allgemeine Beifall Herrn Döbler in vollem Maaße zu Theil wurde.

(Das Sieele) erzählt folgenden Zug aus Anlaß der Reise des Königs vor Preußen nach Warschau: „Eine Abtheilung junger Conscribirter ward im vorigen Sommer an ihren Bestimmungsort, wie Uebelthäter gebunden, geführt; sie befreiten sich von ihren Banden, schlugen ihr Geleite und flüchteten sich auf das preußische

Gebiet. Die russische Regierung forderte die Auslieferung in Gemäßheit einer Convention zwischen beiden Staaten. Den dringenden Forderungen des Kaisers Nikolaus setzte aber der König von Preußen die Zweideutigkeit des Tractates entgegen. Er soll gesagt haben, so wie ein Zweifel vorhanden sei, müsse er im Sinne der Menschlichkeit ausgelegt werden, und er werde diese Unglücklichen nicht ausliefern." Das genannte Journal, dessen Glaubwürdigkeit freilich nicht groß ist, fügt bei, daß bei dem kurzen Besuch des Königs von Preußens zu Warschau noch mehrere ähnliche Dinge verhandelt worden seien.

(Rossini.) Von dem pesarischen Schwan, den die musikalische Welt schon lange auf seinen Lorbern eingeschlummert wähnte, hat man nun doch ein neues Erzeugniß seiner Muße zu erwarten, und zwar in dem Fache der Kirchenmusik. Im Jahre 1832 hatte Rossini in Paris, unter den Eindrücken, welche die kurz vorher in Gemeinschaft mit Aguado bereis'ten spanischen Klöster auf ihn machten, ein **Stabat Mater** geschrieben, welches er seitdem umarbeitete, und an das nun der berühmte Komponist, auf inständige Bitten seines Verlegers Trompenas, die Hand legen will. Während seines fünfjährigen Lehramts am Konservatorium zu Bologna hat Rossini der dramatischen Muse, deren letztes Erzeugniß die Oper „Wilhelm Tell" war, Valet gesagt, und sich dem Kirchenstyl hingegeben; das **Stabat Mater** ist demnach als die dritte Umwandlung seines reichbegabten Talentes zu betrachten.

(Das große Musikfest,) welches Ende dieses Monats in Gloucester begangen wird, liefert wiederum den Beweis, daß die klassische deutsche Musik im Auslande allenthalben gilt, wo eine großartige musikalische Kunstleistung gegeben werden soll. Es werden Händel's Messias, Haydn's Schöpfung und Schneider's jüngstes Gericht aufgeführt. Achtzehnhundert ist die Zahl der Mitwirkenden; die Leitung ist Mendelsohn-Bartholdy und Friedrich Schneider übertragen worden. Die Soleparthien werden von den Sängerinnen Schoberlechner-dell'-Occa, Dorus-Gras, Duflot-Malllard, Nau, Löwe und Schröder-Devrient und den Sängern Haitzinger, Fischer, Braunsberg ꝛc. ausgeführt — wahrhaft ein großartiges Kunstfest!

(Die berühmte Fußkünstlerin Taglioni) hüpft jetzt in Schweden, und die Stockholmer sind außer sich vor Begeisterung. Der König schenkte der Tänzerin einen kostbaren Juwelenschmuck; die Zeitungen reden von einer fast göttlichen Verehrung. So weit kann es jemand mit den Beinen bringen! — Als die Tänzerin kürzlich aus dem Theater nach Hause fuhr, spannten die jungen und alten Herren die Pferde aus und sich an, und zogen den Wagen, der mit Blumenkränzen überfüllt war, nach Hause. Ein junger Herr, der am eifrigsten gearbeitet und sich dabei den Arm verrenkt hatte, kam zu einem Arzt: dieser aber wies ihn an die Thierheilanstalt.

(**Camera obscura.**) Diese schöne katoptrische Erfindung kam in Gefahr, von dem Daguerreotyp verdunkelt zu werden, aber Baron von Lyser in Dresden hat sie so vervollkommnet, daß sie jetzt die Concurrenz nicht zu scheuen braucht. Er hat Instrumente der Art erfunden, daß die **Camera obscura** bei ihm die Bilder rechts wie in der Natur auf eine transparente, perpendiculaire Fläche malt, was bis jetzt nicht möglich war. Ferner ist dabei kein Spiegel nöthig, wodurch also kein Lichtverlust das Bild dunkler macht als das natürliche. Sodann ist man dadurch im Stande, ein Bild in allen Größen zu entwerfen, und alle Gegenstände, auch die entferntesten, sollen gleich deutlich sein. Endlich bietet das Sehfeld von 35 bis 40° noch manche Vortheile. Eine solche **Camera obscura** war bisher in Dresden in der Kunst-Ausstellung zu sehen und fand viele Freunde.

(Ein seltsames Gespann.) Zu Lismore machte der Postmeister Mr. Hudry eine Reise von vierthalb Meilen nach Fermoy auf folgende Weise: seine Kutsche war ein Austernfaß auf vier Rädern, und sein Gespann, daß er selbst mit einer gewöhnlichen Fuhrmannspeitsche lenkte, bestand aus einem Schweine, einem zahmen Dachse, zwei Katzen, einem Igel und einer Gans. Er legte seinen Weg in sechs Stunden zurück und gewann dadurch eine Wette von 25 Pfund.

(Gute Empfehlung.) In amerikanischen Blättern sucht ein Vater zu seiner ältesten Tochter einen Mann, und sagt zu ihrer Empfehlung Folgendes: „Sie singt, und spielt nicht, sie liest keine Romane, liebt keine Theegesellschaften, des Nachts schläft sie und am Tage arbeitet und schafft sie. Ihre Mitgift ist 200,000 Dollars."

(Die Stadt Halle) feiert am 31. October das 300jährige evangelische Jubelfest. Am Morgen ist Gottesdienst und Abendmahl in allen Kirchen, dann akademische Feier, Nachmittags hält Dräsele die Predigt in der Hauptkirche, auf dem Markte singt die ganze Bevölkerung der Stadt geistliche Lieder. Am andern Tag ist Schulfeier und ein großes Festmahl.

(Dr. Bretschneider.) Am 14. October wurde zu Gotha das 25jährige Dienstjubelfest des verdienten General-Superintendenten **Dr. Bretschneider** gefeiert. Der Herzog von Coburg ließ ihm das Comthurkreuz des sächsischen Hausordens überreichen.

(Dr. Dieffenbach) richtet ein Glied nach dem andern ein; von den schielenden Augen ist er jetzt zu der Nase fortgeschritten. Er hat mehre schiefe Nasen vermittelst Durchschneidung der Knorpel unter der Haut schnurgerad gerichtet.

(Die berüchtigte Nina Lassave,) Fieschi's Geliebte, hat sich in Amerika, wohin sie, um ihr Glück zu suchen, gegangen war, aber nur Elend gefunden hatte, entleibt.

(Breslau.) Am 13. d. M. ist das neue Schauspielhaus eröffnet worden. Das Haus ist 174 Fuß lang, 127½ Fuß breit und 27 Fuß hoch.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 87.

Bremen, Sonntag den 31. October 1841.

Gestorben:

Nro. 964. Den 26. October. Der Apothekerlehrling Friedrich Anton Conrad Gottfried Kort, 23 Jahr; Düsternstr. Nr. 18.

— 965. Den 27. — Der Zimmermann Cord Klinge, 30 Jahr; auf der Kuhlen Nr. 7.

— 966. Den 27. — Maria Fricke, 22 Jahr; alten Steinweg Nr. 23.

— 967. Den 27. — Der Weißbäcker Gerhard Vohne, 50 Jahre; Süsterstr. Nr. 2.

— 968. Den 28. — Des Schenkwirths Götje Boschen Sohn, 3 Tage, Knochenhauerstr. Nr. 47.

Nro. 969. Den 28. — Eine männliche Leiche, in den 50 Jahren, im Stadtgraben gefunden.

— 970. Den 28. — Der Arb. Diedr. Wilh. Schlodtmann, 86 Jahr, kl. Fuhrleutestr. Nr. 21.

— 971. Den 28. — Anna Maria Siegener, 23 Jahr; Klosterstr. Nr. 24.

— 972. Den 28. — Des Rentiers August Friedrich Kraegelius Ehefr., geb. Kraegelius, 75 Jahr; am Deich.

— 973. Den 29. — Des Reepschlägers Herm. Krop Sohn, 10 Monat, Schweinestr. Nr. 20.

Geburten:

Nro. 1279. Den 24. — Des Kahnschiffers Hinr. Büssenschütt Ehefr., geb. Bischoff, Reeperbahn Nr. 35; von einem Mädchen.

— 1280. Den 25. — Des Schuhmachers Wilh. Schlaff Ehefr., geb. Jachtens, Hakenstr. Nr. 64; von einem Mädchen.

— 1281. Den 26. — Des Schweineschlachters Christoph Studer Ehefr., geb. Grimm, Ansgariithorsstr. Nr. 8; von einem Mädchen.

— 1282. Den 27. — Des Kaufmanns Johann Ludwig Schrage Ehefr., geb. Schrage, Obernstraße Nro. 15; von einem Mädchen.

Nro. 1283. Den 27. — Des Kupferschmieds Joh. Heinr. Hollstein Ehefr., geb. Alten, Westerstraße Nro. 98; von einem Knaben.

— 1284. Den 27. — Des Weißbäckers Gerh. Vohne Wittwe, geb. Benus, Süsterstraße Nr. 2; von einem Mädchen.

— 1285. Den 27. — Des Schneidermeisters Joh. Anton Kilian Ehefr., geb. Liebich, Jacobistraße Nro. 20; von einem Mädchen.

— 1286. Den 28. — Des Arb. Heinrich Meyer Ehefr., geb. Dorboth, Hastedt; von einem Knaben.

— 1287. Den 29. — Des Cigarrenmachers Carl Heinr. Städing Ehefr., geb. Scheide, Paulsberg Nro. 35; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 460. Der Detaillist Herm. Melle und des verstorb. Cigarrenfabrikanten Heinrich Mensing Wittwe, Margar., geb. Heinemann, hies.

— 461. Der Kupferschmied Ludwig Heitmann und Margar. Dorothee Müller zu Scharmbeck.

— 462. Der Buchbinder Friedrich August Seebeck zu Bederkesa u. Henriette Dorothea Steffens.

— 463. Der Werkführer einer Papierfabrik zu Niederkaufungen Carl Otto Andreas Ludwig Kauffmann und Margarethe Charlotte Kauffmann daselbst.

— 464. Der Schneidergesell zu Nienburg Heinrich Dietrich Friedr. Thies u. Sophie Margar. Pottberg.

— 465. Der Arb. am Gröplingerdeich Cord Heinrich August Müller u. Betha Wehrum hieselbst.

Nro. 466. Der Cigarrenmacher am Gröplingerdeich Christ. Sanders und Aleit Wurthmann zu Walle.

— 467. Der Cigarrenmacher am Gröplingerdeich Joh. Friedr. Lehmann und Maria Luise Utrecht hieselbst.

— 468. Der Bockschiffer Joh. Henrich Gockeln hieselbst und Marie Gertrud Weghof aus Lohne.

— 469. Der Höker Carl Christoph Tietjen am Buntenthorssteinweg und Metta Albers aus Borgstedt.

— 470. Der Landmann Joh. Dietrich Bielfeldt zu Thedinghausen und Anne Margar. Luers daselbst.

— 471. Der Arb. Hinrich Tewes und Anna Sophia Elisab. Heinemann hieselbst.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 87.

Bremen, Sonntag den 31. October 1841.

Geburten:

Nro. 969. Den 20. October. Der Tischlerlehrling Friedrich Antun Conrad Gustrich Meyer, 23 Jahre; Bürgerstr. Nr. 13.

— 970. Den 21. — Der Zimmermann Georg Philipp, 30 Jahre; auf der Bauhof Nr. 7.

— 971. Den 22. — Maria Brüde, 22 Jahre; allen Steinweg Nr. 23.

— 972. Den 23. — Der Weißbinder Gerhard Diedrich Bohne, 50 Jahre; Osterstr. Nr. 2.

— 973. Den 23. — Der Schiffszimmermann Peter Wilhelm Cohn, 3 Tage; Knochenhauerstr. Nr. 17.

Sterbfälle:

Nro. 1272. Den 24. — Des Kohlschiffers Heinr. Wilhelm Schütt Sohn, geb. Wilhoff, 3 Monate; Herrenhaus Nr. 35; von einem Wildbaden.

— 1280. Den 25. — Des Schuhmachers Wilh. Adolf Ehlers, geb. Jantzen, 4 Jahre; Hafenstr. Nr. 61; von einem Wildbaden.

— 1281. Den 26. — Des Schneiderlehrlings Christoph Conrad Ehlers, geb. Grimm, 18 Jahre; Knochenhauerstr. Nr. 8; von einem Wildbaden.

— 1282. Den 27. — Des Kaufmanns Johann Ludwig Heinrich Ehlers, geb. Ehrenge, 4 Jahre; Contre-Escarpe Nr. 15; von einem Wildbaden.

Nro. 1283. Den 27. — Des Kupferschmieds Joh. Heinr. Christoph Ehlers, geb. Wilken, 3 Monate; Wallstraße Nro. 35; von einem Krampfe.

— 1284. Den 27. — Des Tischlergesellen Gerh. Diedr. Wilhelm, geb. Freund, 6 Monate; Ostertorstr. Nr. 23; von einem Wildbaden.

— 1285. Den 27. — Des Schmiedemeisters Joh. Diedr. Wilhelm Ehlers, geb. Trebin, 3 Jahre; Jacobsstraße Nro. 20; von einem Wildbaden.

— 1286. Den 28. — Des Wwr. Heinrich Meyer Ehlers, geb. Horstmann, 4 Jahre; von einem Krampfe.

— 1287. Den 29. — Des Cigarrenmachers Gust. Heinr. Wilhelm Ehlers, geb. Ehrecke, 1 Jahr; von einem Krampfe.

Proclamirte sind:

Nro. 169. Der Cigarrenmacher Joh. Friedrich Christian Gantzel und Wwe. Dorothea Margarethe Wilhelmine, Wittwe, Wagner, geb. Heinemann, hier.

— 167. Der Kupferschmied Friedrich Heinrich Wagner, Provisor Wilhelm zu Schaumburg, und Wwe. Dorothea Margarethe, geb. Heinemann, hier.

— 168. Der Buchdrucker Friedrich August Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 169. Der Tischlergeselle Johann Ludwig Heinrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 170. Der Zimmermann Johann Friedrich Wilhelm Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 171. Der Cigarrenmacher Johann Friedrich Wilhelm Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 172. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 173. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 174. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 175. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 176. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 177. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 178. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 179. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 180. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 181. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 182. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 183. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 184. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 185. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 186. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 187. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 188. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 189. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 190. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 191. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 192. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 193. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 194. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 195. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 196. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 197. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 198. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 199. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

— 200. Der Schmiedegeselle Johann Friedrich Ehlers, Provisor zu Hannover, und Jungfer Dorothea Christine Ehlers, geb. Heinemann, hier.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 88.

Bremen, Donnerstag den 4. November 1841.

* Gott ist die Liebe.

Wenn in der Unschuld gold'nen Blüthentagen
Dein kindlich Herz der Blumen sich erfreut,
Und rascher immer deine Pulse schlagen,
Wo Liebe dir des Lebens Kränze beut:
Da richte, Kind, des Herzens fromme Triebe
Zu deinem Gott hinauf, er ist die Liebe.

Wenn hoch entzückt, o Jüngling, jener Stunden,
Die einen Freund ins Leben dir gesandt,
Mit frommem Sinn du denkst und eng verbunden
Zur Heimath fröhlich ziehst an seiner Hand:
So schau empor zu jenen Sternen-Auen,
Gott ist die Lieb'; Ihm, Ihm darfst du vertrauen.

Stehst heute Du als Vater mit den Kleinen
Am Schmerzenslager deiner Gattin da,
Und hat das Glück gewandelt sich in Weinen,
Das gestern noch so lächelnd niedersah:
So blick' empor! ist's um dich her auch trübe,
Dein Retter lebt; Gott ist die ew'ge Liebe.

Willst du den Stab der Wandrung niederlegen
Im Fremdlingthale, lebensmüder Greis,
So reichst du noch dem Enkel deinen Segen
Sein Herz begeisternd für der Tugend Preis;
Gott, sprichst du, ist die Lieb', er wird die Seinen
Zu ew'ger Wonne selig dort vereinen.

J. B. C.

Erfindung der Braunschweiger Mumme.

(Fortsetzung.)

Der junge Braumeister war stumm durch's Petrithor in sein Eckhaus zurückgekehrt und hatte sich in der Abenddämmerung seines Zimmers so tief dem Gedanken an Margarethe und den eingegangenen Wettstreit hingegeben, daß ihn spät der alte Hinz, der knochige, getreue Hausknecht aufrütteln mußte, um ihn an das Nachtlager zu erinnern.

„Gehe nur auf Deine Kammer, sprach Mumme unruhig, der Schlaf weicht von meinen Wimpern, im Kopfe ist es Tag und im Herzen Nacht — geh' allein schlafen, ehrlicher Hinz."

Der Knecht zog seine Gesichtsfalten in eine so prüfende Miene, als wollte er den neusten Brau untersuchen; dann schüttelte er den zottigen Kopf, wünschte gute Nacht und schritt besorglich die Treppe hinauf. — Der jugendliche Meister fand aber keine Ruhe in seinem Hause, er eilte hinaus, strich durch die nächtige Gasse und der Fuß schien dem heimlichen Gedanken des Herzens ein unwillkührlicher Diener zu werden, denn er trug den Sinnenden aus dem Thore vor das Haus des Wirthes. Als er das stille Haus und den dunkel belaubten Garten im spätaufgehenden Mondscheine liegen sah, als seine Gedanken den gelben Sandweg verfolgten, der sich in dem schwarzen Strauchwerk verlor, und auf dem die Krieger hinab gen Hildesheim geritten waren, da wurde ihm so weh und elend im Herzen, daß er sich vor dem Garten niederwarf und bis zur Betäubung das starre Auge in die Ferne richtete. Plötzlich richtete er das Haupt nach einem leisen Hauche,

den er in naher Hecke zu hören glaubte, er trat hinzu und blieb überrascht vor einer Mädchengestalt stehen. — „O Gott, rief er dumpf — Margarethe, Du?“

Die Jungfrau zitterte über das unerwartete Zusammentreffen, das sie in ihrer Arglosigkeit nicht geahnt hatte, und wollte fliehen; der junge Braumeister faßte sie aber zärtlich bei der Hand und zog das verschämte Mädchen auf die Bank der Laube, wo eben ein Mondstrahl die jungfräulich in sich selbst geschmiegte Gestalt beleuchtete.

„Margarethe! flüsterte Christian schüchtern und sah ihr mit leisem Händedruck wehmüthig in das Antlitz — was führte Dich um diese Stunde in das Freie?“

„Es wurde mir so angst in dem Kämmerlein, lispelte Margarethe; als ich aus dem Fenster blickte und die erquickliche Nachtluft einsog, da konnte ich nicht im Hause bleiben, es war mir, als zöge mich ein heimlich Winken der Zweige hier in den Garten — Ach! Christian — —“ hier stockte die Liebliche und drückte die Hand auf's Mieder.

„O, holdselige Maid! sprach Christian mit funkelnden Augen, wie glücklich macht es mich, Deinen Athem zu fühlen, Deine Wärme zu empfinden — Margarethe — habe ich heute Dein Herz verstanden? o, in dieser stillen Nacht laß Dich an meine Brust drücken!“ —

„Christian! lispelte das vom Schauer der süßen Minne durchbebte Mädchen — o! thu' ich denn Recht, wenn ich hier mit Dir weile? Der Himmel weiß es, ich bin so glücklich!“ —

„Nun Du mich liebst, Heilige, nun ist mir das Herz mit Gnadenbalsam geheilt — fiel Christian ein; — Die reine Gottesmagd sieht unsere Liebe und es brauset in mir Muth, Dich durch den Ruhm meiner Thaten würdig zu erwerben, und Dich als Preis in mein Haus zu führen.“

„Ach, seufzte Gretchen, wie drückt es mich, daß Du noch einen Sieg erkämpfen sollst, da ich Dir mit Leib und Seele gehöre. — Du bist ein friedlicher Bürger und wie willst Du den berühmten Namen erwerben, den Caspar, der verhaßte Feldführer, in jedem Gefechte mit neuen Siegeskränzen schmückt? — Aber Du, Christian, hast es gesagt, und ich glaube Dir.“ —

Christian hatte das zutrauliche Mädchen liebeselig an sich gepreßt und der Rausch des ersten Kusses fieberte durch seine Adern; er sprang auf, streckte seine und Margarethens Hand zum Himmel und sprach feierlich: „Ich will meinen Namen für ferne Zeiten in das Gedächtniß der Menschheit graben, ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe!“ — — Dann setzte er sich ruhig nieder und fuhr fort: „So wisse denn, liebe Maid, es lebt in meinem Hirn eine neue Erfindung, die ein langes Grübeln aus dem Traume weckte. Ich will ein Getränk brauen, das edel ist, wie Wein, kräftig wie Arznei, süß wie Dein Kuß und das nicht seines Gleichen hat vor mir und nach mir. — Es soll gelingen, denn Gott gab mir Verstand und Fleiß und wenn der weise Rath mein Gebräu lobt, wenn die Fürsten an ihrer Tafel davon trinken, dann bleibt mein Ruhm länger, als Kriegslorbeer, meine Erfindung blüht in friedlicher Zeit und würzt das Leben. Und dieses Getränk will ich mit meinem Namen taufen, nicht aus eitlem Hochmuth, sondern um Dich, mein Herzliebchen zu erringen, als ehrlicher Mann.“

Margarethe hatte eben entzückt Christian umarmt, als in weiter Ferne lebhaftes Schießen in mehrfachem Echo verhallte.

„Horch! stammelte die Erschrockene — der Proviantzug ist überfallen, eile fort, Geliebter, vielleicht sind die Herzöge Sieger geworden über die Städtischen.“ Dann preßte sie noch einmal den Brauer an die Brust, gelobte ewige Treue und hüpfte in das Haus, ehe Christian sie halten konnte.

Dieser blieb, von der eben gefühlten Umarmung trunken, unbeweglich stehen und sah dem Mädchen nach.

Das Schießen nahm zu, bald näher, bald entfernter, es schmetterten Trompeten, der Wirth Morian steckte besorglich den Kopf aus dem Fenster, um die mögliche Gefahr zu überspähen. Mumme warf sich auf die Bank, wo ihn vorher mit Margarethe die seligsten Augenblicke seines Lebens durchglüht hatten, und sah betend zu ihrem Kämmerlein auf, vor dem die Schatten der Lindenblätter im Mondlicht spielten.

Jetzt verhallte das ferne Schießen, Pferdegetrappel nahte, der Mond beleuchtete eine gelbe Staubwolke, die sich rasch heranwälzte; Morian trat aus der Hausthür und murmelte: Ha, da kommt der Proviantzug — der Caspar wird durstig sein — das hat Gefecht gegeben.

Bald darauf zog der Proviantzug der Hildesheimer die Straße heran, lange Wagenreihen von Knappen geschützt zogen durch die Vorwerke des Petrithores; nach einer halben Stunde sprengten mehrere Reiter quer über das Feld und hielten vor dem Wirthshause. Morian sprang

dienstfertig heran und erkannte den Bürgermeister Heinrich Lafferda und Caspar Klinte unter ihnen. — „Einen Trunk, rief Lafferda — das ging heiß zu, die Feinde hatten bei Blekenstadt eine verdammte Wagenburg aufgefahren.“ —

„Aber sie sind übel zugerichtet, fiel Caspar ein, wäre mein linker Arm nicht gequetscht, ich hätte den Herzog Heinrich selber gefaßt, bei meinem Barte!“ —

„Du bist ein tapferer Bursch und wirst ein schönes Mädel heimführen, sprach der Bürgermeister; — während der junge Brauer, Dein Nebenbuhler in faulen Träumen liegt, hast Du ein gut Stück Ruhm erbeutet — aber horch! ist das nicht die Sturmtrompete? Man feuert — unser Nachtrab ist wieder ins Handgemenge mit den Wegelagerern gekommen — flink, den Trunk, Morian!“

Sie stürzten das Bier hinunter, warfen die Pferde herum und sprengten nach der Richtung, wo das Schießen lebhafter wurde und wo der Bürgermeister von Plettersberg von Neuem mit den Feinden ins Gefecht gerathen war. —

Mumme war still und in sich gekehrt dem Proviantwagen nachgeschlichen und hatte unbemerkt sein Haus erreicht. —

(Schluß folgt.)

Einfluß der Künste und Gewerbe auf Gesundheit und Lebensdauer der Menschen.

(Fortsetzung.)

An diese Opfer menschlicher Begierde reiht sich nun zunächst die Betrachtung derjenigen Künstler und Handwerker, welche das mühsam dem Schooß der Erde abgerungene Erz theils zum Luxus und Bedürfniß täglich selbst verarbeiten, theils sich dessen zu den verschiedensten Zwecken bedienen. Außer den bereits genannten Goldarbeitern und Vergoldern gehören hierher die Töpfer, Maler, Färber, Zinn- und Bleigießer, Kupferschmiede, Spiegelfabrikanten und Hüttenarbeiter.

Die Töpfer und Maler kommen bei Ausübung ihres Gewerbes mit dem Blei vielfach in Berührung, erstere beim Glasiren der Gefäße, letztere bei Verreibung des Bleiweißes. Das Blei ist aber ein der Gesundheit höchst feindseliges Metall. Daher leiden diese Handwerker häufig an Unterleibsbeschwerden, an Schwäche und Zittern der Glieder und an einer charakteristischen Krankheit, welche unter dem Namen Blei- oder Maler-, auch wohl Töpferkolik allen Aerzten bekannt ist.

Die Färber bedienen sich in ihren Farbematerialien des Vitriols, Alauns, der Schwefelpräparate, des Bleies (wiewohl seltner als die Maler) und vieler anderer Mineralien, deren häufiges Eindringen in den Organismus der Gesundheit mehr oder weniger schadet; außerdem haben sie sich den verschiedenartigsten Wärmegraden oft im plötzlichen Wechsel auszusetzen; denn während sie jetzt am Farbekessel die mit warmem Wasser und Farbetheilchen erfüllte Luft athmen und ihr Körper, wie im Dampfbade, mit Schweiß bedeckt ist, müssen sie sich bald zu dem darauf nöthigen Spülen Stunden lang in der Kälte aufhalten. Daher sind aber auch bei ihnen rheumatische, gichtische Uebel und namentlich Lungenleiden häufige Erscheinungen.

Die Zinn- und Bleigießer erfahren die verderbliche Wirkung des Bleies in noch höherem Grade als diejenigen, welche nur mit kalten Bleipräparaten zu thun haben, da die beim Schmelzen dieses Metalls emporsteigenden Dämpfe leichter noch Zugang zu den Lungen finden, leichter die Hautporen und somit die Säftemasse durchdringen und allmählig vergiften. Diesem Umstande sind die bei dieser Classe von Handwerkern so häufigen Krankheiten zuzuschreiben, von denen ich besonders Zittern und Lähmung der Glieder, nervöse Schmerzen, namentlich betäubenden Kopfschmerz und Schwindel anführen darf. Natürlich ist auch die Bleikolik bei ihnen nicht selten.

Um darzuthun, wie häufig die Bleikolik bei diesen Gewerbetreibenden vorkomme, erwähne ich hier des Resultats der interessanten Untersuchungen, welche Morat aus den Krankenlisten zweier Jahre in der Pariser Charité gewonnen hat. In diesen beiden Jahren kamen nicht weniger als 279 Fälle von Bleikolik vor. Darunter befanden sich 148 Maler, 28 Bleigießer, 16 Töpfer, 15 Porzellanfabrikanten, 12 Steinschneider, 9 Farbenreiber, 3 Glasbläser, 2 Glasirer, 2 Spielzeugfabrikanten, 2 Schuhmacher, 1 Drucker, 1 Schrotfabrikant, 17 Kupferarbeiter ꝛc.

Zur Verhütung der angeführten Folgen des Bleies ist vor allen Dingen die höchste Reinlichkeit des Körpers zu beobachten; niemals müßten die Arbeiter vor sorgfältiger Reinigung der Hände und des Mundes etwas essen. Säuerliche Getränke haben sie zu vermeiden, und viel fette Sa-

chen, reichlich Schmalz und Butter zu genießen. De Haen berichtet von den Bleiminen-Arbeitern in Steiermark, daß sie, nachdem sie viel an Kolik und Lähmung gelitten hatten, 3 Jahre von solchen Uebeln dadurch verschont blieben, daß sie viel fette Sachen genossen. —

Viel störender noch wirkt das bei vielen Gewerben unentbehrliche Quecksilber, besonders bei den Arbeitern in Quecksilberminen, bei den Spiegelfabrikanten und, wie bereits oben erwähnt wurde, bei den Vergoldern. Geschwüre in der Mundhöhle, Speichelfluß in seiner gefährlichsten Gestalt, schmerzhafte Knochenleiden, und im schlimmsten Falle die gefährliche sogenannte Mercuriallähmung sind traurige Folgen anhaltender Beschäftigung mit dem Quecksilber. Die zuletzt genannte Krankheit charakterisirt sich anfangs durch Zittern der Arme, und später auch der Füße in so hohem Grade, daß jene Unglücklichen zu jeder Arbeit unfähig werden; und oft geht dieses Zittern in gänzliche Entkräftung und allgemeines Siechthum über, bis nach jahrelanger Dauer der Tod diesem kläglichen Leben ein Ende macht. Wie nun freilich im Anfange dieser Leiden das Verlassen der Arbeit das wohlthätigste Heilmittel ist, so ist dagegen bei eingewurzelten Fällen wenig auszurichten, und wenn auch die Heilung wirklich gelingt, so sind Rückfälle bei der Rückkehr zur Arbeit nur zu gewiß zu fürchten. Verhütet werden die schädlichen Einwirkungen des Quecksilbers am besten durch höchste Reinlichkeit und durch Vermeidung des Einathmens der Dämpfe, die während des Vergoldens aufsteigen. Auch diese Arbeiter können Gesicht und Hände nicht oft genug und namentlich vor dem Essen waschen. Bäder und häufiger Wäschewechsel sind sehr heilsam.

Die Kupferschmiede leiden besonders im Anfange ihrer Lehrzeit, an Erbrechen und Kolik; nur allmählig gewöhnen sie sich an die Einwirkung des eingeathmeten Kupferstaubes. Einen Gesellen, der nach abgelegten Militairdiensten in die Werkstätte zurückkehrte, behandelte ich an Zufällen von Schwindel und gänzlicher Bewußtlosigkeit, und ich erfuhr dabei, daß das keine ungewöhnliche Erscheinung sei. Es wird auch behauptet, daß Kupferarbeiter im Allgemeinen kränklich aussehen und früh altern. Außer durch Einwirkung des Kupfers würden schwächliche Menschen auch durch den beständigen Gebrauch des Hammers und die damit verbundene Erschütterung Gefahr laufen, an den Lungen zu leiden, und häufig wird bei ihnen auch Schwerhörigkeit angetroffen, wahrscheinlich in Folge einer Ueberreizung der Gehörnerven durch das lärmende Hämmern. Außer den genannten Krankheitsursachen wirkt bei ihnen auch, wie bei allen Feuerarbeitern, als den Schmieden, Schlossern, Bäckern ꝛc. die anhaltende Hitze und der Kohlendampf nachtheilig auf die Gesundheit. Den höchsten Grad von Hitze haben die Glashüttenarbeiter zu ertragen, aber ihre Beschäftigung ist auch als eine der schädlichsten anerkannt und nur die kräftigsten Personen möchten sie auf die Dauer mehrerer Jahre ohne großen Nachtheil ihrer Gesundheit ertragen können. Vor Allem leiden die Augen durch die enorme Glut, bei welcher sie arbeiten; und nächstdem wird dadurch, daß sie sich schwitzend einer kälteren Temperatur aussetzen, die Hautausdünstung unterdrückt und alle dadurch leicht entstehenden gefährlichen Krankheiten, namentlich der Lungen, erzeugt. Natürlich kann Verhütung eines raschen Wechsels der Temperatur hier nur als das einzige Präservativ-Mittel empfohlen werden.

(Schluß folgt.)

---

*Männer-Gesang-Vereine in Bremen.

Die Tonkunst ist die edle Erheberin in Freud' und Leid; Freud' und Leid aber sind die Bedingung, unter der das Leben nur Statt finden kann. Wie natürlich mithin, daß der lebende Mensch singen muß: das nach Erhebung sich sehnende Gemüth verlangt es. Denn, was den Blick des Kindes, ihm nicht bewußt, zum blauen Sternenzelte zieht, und dem jungen Pilger dort einen lieben Vater ahnen läßt: im Manne ist's zum Bewußtsein gekommen.

Dahin geht sein Weg, das weiß er, dafür muß er sich bilden, das sieht und will er. Aber nicht allein Alles, was die Kraft des freien Schaffens durch das Vermögen der Ideen, des Denkens und des Bewußtseins in sich trägt, hat mit ihm ein gleiches Ziel zu erstreben. Gemeinsam gehts zum Vaterhause. —

Und der Gesang? Wirkt er denn nicht für Genanntes auf eine zauberartige Weise?

Der Verlassene, der Verfolgte, sang er, wenn auch unter Thränen, fand er etwa keine Erhebung? Und der vom Glücke Gefangene, konnte die kleine Brust die Fülle der Segnungen vom freundlichen Geschicke nicht mehr tragen, hätte durch Singen sich keiner Erleichterungen zu erfreuen gehabt? Ja, was entflammt die Krieger zum Tod verach-

tenden Muth, was demüthigt und stärkt an gottgeweihter Stätte den stolzen oder tiefgebeugten Sohn des Staubes, was zwingt den Verächter heiliger Sitte zum Ernste und zur Einkehr seiner Selbst? O, im Gesange liegt eine allgewaltige Kraft! Aber nur in dem ed'len Gesange, denn nur Edles erweckt und nährt Edles. Und sollten wir uns beim Niederschreiben dieser Behauptungen getäuscht haben? Gewiß nicht. Ueberall Gesangvereine und aus ihnen entsprossene Musikfeste. Zunächst hat die Absicht, große Musikstücke würdig aufführen zu können, sie ins Leben gerufen; aber ist dadurch nicht mehr erreicht? Auf die Bildung und Gesittung hätte eine solche geistige Verbrüderung keinen Einfluß gehabt? Unmöglich. Der Gesang macht feine, gute Leute, sagt Luther. Wie wäre es auch anders denkbar? Was hat denn Musik mit dem Niedern, das aus Mein und Dein, aus Genuß und Versagung, aus Gewährung und Vereitelung entsprießt, und den Menschen gegen sich und andere Menschen eine unwürdige Stellung einnehmen läßt, zu thun?

Gewiß ist, daß Vereine, wie sie in Deutschland in Hildesheim, Quedlinburg, Wien, zu den Elbmusikfesten in Dessau, Halle, Magdeburg ꝛc. sind, für Bildung im Besondern und im Allgemeinen recht viel gethan haben. —

Wir dürfen hier und jetzt nicht wagen zu untersuchen, in wiefern und in wieweit, im Großen sowohl als im Kleinen Statt findende Gesang-Vereine wahrhaft für mehr, als was angenehm und erheiternd ist, sorgen können und gesorgt haben; es drängt uns, auf das zu kommen, was unser Hauptzweck bei diesem Schreiben ist.

Die Männergesang-Vereine in Bremen.

Im gesammten Deutschland ist in diesem Jahrhundert, wie schon bemerkt, ein allgemeines und hohes Interesse für Gesang-Vereine sichtbar. Und Bremen sollte zurückgeblieben sein? Bremen ist nie zurückgeblieben und bleibt nie in dem zurück, was zur Wohlfahrt seines Innern und zur Achtung, die ihm das Ausland bisher zollen mußte, beitragen kann. Was war die Musik vor etwa 50 Jahren in Bremen, und was ist sie jetzt? Außer der trefflichen auf einer dem hehren Zwecke gemäßen und sichern Basis gegründeten und erhaltenen Sing-Akademie giebt es auch Männergesang-Vereine in Bremen. Aber jeder von ihnen ist nur für sich da, das läßt sie ihre Wirkung verfehlen, wenn nicht gar nach kaum vollbrachter Geburt, das wirkliche Leben nicht schauen. Der freundliche Verfasser in Nr. 87. d. Bl. fühlt dieses mit uns; ja wir gestehen ihm, daß sein braver Aufsatz die Ursache geworden, unsere Ideen und Wünsche in Bezug auf genannte Vereine schon jetzt zu veröffentlichen und möchten uns dabei der Hoffnung hingeben, daß selbige, trotz ihrer Jugend, nicht unbeachtet und vielleicht nicht, ohne Etwas zum Bessern beigetragen zu haben, bleiben werden. Die Männergesang-Vereine, wie gesagt, bilden zwar jeder für sich ein so viel als möglich befriedigendes Ganze; aber sie bilden nicht ein Gesammtganzes und das macht sie schwach. Warum einen sie sich denn nicht zu einem solchen? Gilt hier das Sprüchwort: Viele Köpfe, viele Sinne? Oder wird durch Geburt und Stand die Einheit unmöglich? Ach nein, was sich nicht vereinen kann: die Musik vereint!

(Schluß folgt.)

. Ein Document zur Bremischen Geschichte.

Am 6. Novbr. feiern wir das Fest der Wiedereinsetzung des Senates, und dürfte es sämmtliche Leser interessiren, bei dieser Gelegenheit das französische, wahrscheinlich noch niemals gedruckte Sendschreiben kennen zu lernen, durch welches die fremden Machthaber unsere vaterländische Obrigkeit für immer vernichtet zu haben glaubten. Es lautet also:

Consulat de France à Brême.
Vendredi, 21. Nov. 1810.

Messieurs
Les Bourguemaitres et Sénateurs
de la Ville Anséatique de Brême.

Messieurs.

Je suis chargé de vous annoncer par ordre de l'Empereur et Roi mon auguste Souverain, que sa Majesté a pris la détermination de réunir les Villes anséatiques à son Empire. Elle y a été portée par des considérations du plus haut interêt pour le continent comme pour ces villes mêmes, qui dans l'état actuel de l'Europe ne pourront se promettre aucun avantage de la conservation de leur indépendance. La tâche que j'ai à remplir auprès de Vous aujourd'hui me seroit devenue pénible dans toute autre circon-

stance, mais convaincu, que vous saurez apprécier les intentions de sa Majesté l'Empereur et Roi, qui ne s'étendent qu'au bien général ainsi qu'aux avantages qui résulteront pour votre bonne ville de son association aux destinées du grand Empire, je vous transmets sa décision dans la conviction, dont je suis penetré, que votre satisfaction future et la prospérité de votre commerce en seront le résultat. Veuillez Messieurs m'accuser au plutôt réception de cette communication et aggréez en attentant

Messieurs

l'hommage

de ma haute considération

et de mon respect

Lagau *).

Freuen wir uns, daß die steinerne Schrift auf Roland's Schilde „Vryheit doh if je openbar" dauerhafter gewesen ist als diese papierne association aux destinées du grand Empire! —

*) Französisches Consulat zu Bremen. Freitag den 21. November 1810.

Den Herren Bürgermeistern und Senatoren der Hansestadt Bremen.

Meine Herren!

Ich bin beauftragt Ihnen nach Befehl meines erhabenen Souverains, des Kaisers und Königs anzuzeigen, daß Seine Majestät beschlossen haben die Hansestädte mit ihrem Reiche zu vereinigen. Seine Majestät sind hiezu veranlaßt worden durch Rücksichten von höchstem Interesse sowohl für den Continent als für diese Städte selbst, indem letztere sich bei der gegenwärtigen Lage Europa's keinen Vortheil von ihrer Unabhängigkeit versprechen können. Die Aufgabe, welche ich heute bei Ihnen zu erfüllen habe, würde unter andern Umständen für mich eine peinliche sein, da Sie aber gewiß Seiner Majestät des Kaisers und Königs Absichten zu würdigen wissen, welche das allgemeine Wohl wie die Vortheile bezwecken, die für Ihre gute Stadt aus deren Vereinigung mit dem Geschicke des großen Reiches hervorgehen werden, so übermache ich Ihnen Seinen Beschluß in der lebhaften Ueberzeugung, daß Ihr künftiges Wohl und das Gedeihen Ihres Handels davon das Ergebniß sein werden. Geneigen Sie, meine Herren, mir baldmöglichst den Empfang dieser Mittheilung zu bescheinigen, und genehmigen Sie bis dahin die Erklärung meiner höchsten Achtung und Verehrung.

Lagau.

Die Kunst in Bremen.

Im vorigen Blatt ist mit Recht hervorgehoben worden, daß die Musik bei uns von Jahr zu Jahr eine immer gedeihlichere Pflege finde. Nicht nur wird der Sinn für musikalische Genüsse immer allgemeiner, auch eine tiefere Einsicht in die Schöpfungen der Meister, ein reinerer Geschmack für das Classische bildet sich aus, und der würde im Irrthum sein, der in dieser regen Theilnahme nur eine Modesache sehen wollte. Unter diesen Umständen ist um so mehr zu bedauern, daß für die Ausbildung des Geschmacks an Werken der Malerei wenig oder gar nichts unter uns geschieht. Außer wenigen Glücklichen, die sich auf Reisen eine Anschauung von Gemäldegallerien verschaffen können (die doch immer nur flüchtig sein kann), oder die eine erlesene Sammlung von Kunstwerken zu ihrem Privatbesitz zählen, bleibt dem größeren Theil der Gebildeten der Genuß von echten Kunstwerken und der Sinn für dieselbe fremd. Einheimische Künstler sind genöthigt, ihre Werke auf den Kunstausstellungen anderer Städte zu produciren. Auf der kürzlich zu Leipzig veranstalteten Gemäldeausstellung befand sich ein hübsches Genrebild „der Weihnachtsabend" von unserm Landsmann, Herrn Meyer, welches sich viel Beifall erwarb. Ist es nicht endlich Zeit, daß sich in unserer Stadt ein Comité bildete, um im nächsten Jahre auch uns den Genuß einer Gemäldeausstellung zu verschaffen? Dem schon bestehenden Kunstverein, der viele Kenner in seiner Mitte zählt, liegt es vornehmlich ob, dies anzuregen und einzuleiten; an Unterstützung wird es nicht fehlen. Was Lübeck vermag, welches im vergangenen Sommer von neuem eine reiche Sammlung aufstellte, vermögen auch wir. Man sollte denken, auch die Ehre Bremens sei dabei betheiligt.

Theater.

Die Lehmannsche Gesellschaft gab, da der Markt zu Ende, am Dienstag-Abend eine Vorstellung im Theater und erndtete stürmischen Beifall, wie sie es verdiente. Ihre Darstellungen an diesem Abende übertrafen noch die früheren, die Pantomime „der goldene Schlüssel" ist bei weitem interessanter als die im Circus gegebenen; etwas Vorzügliches, Schönes aber sind die plastischen Bilder, die allein hinreichen, das Publikum zufrieden zu stellen. Wer den Circus besucht hat und die Aufführung dieses Meisterwerks nicht gesehen, der möge es doch ja nicht unterlassen, trotz des aufgehobenen Abonnements die Vorstellung dieser Künstler zu besuchen, er wird einen genußreichen Abend verleben und gewiß in das Lob einstimmen, das wir ihnen so aufrichtig als freudig ertheilen müssen. Die einzelnen Darstellungen sind hier so bekannt und berühmt geworden, daß wir sie hier nicht weiter zu erwähnen haben; die Hauptpersonen waren wie immer, die Herren Lehmann, Denlin und Deale, Künstler im wahren Sinne des Wortes. Das diesem beigegebene Lustspiel „List und Phlegma" ward brav gegeben; Fräulein Ehrhart in jeder Rolle vorzüglich; Herr Edmüller besonders als Grünspan und Wirth. Herr Schlögell hatte nicht das richtige Phlegma, er hätte noch ruhiger sein müssen; wir sehen ihn sonst gern.

Miscellaneen.

(Ein Englisches Meeting.) Am 14. October sollte in Norwich die Jahresversammlung der „Gesellschaft zur Verbreitung der Bibel in fremden Ländern“ stattfinden. Der Lordstatthalter der Grafschaft, Lord Wodehouse, viele Geistliche der Hochkirche und viele Damen hatten sich im Saal eingefunden; auf die vordersten Bänke aber hatten sich, verabredetermaßen, Chartisten eingedrängt, welche die Verhandlungen störten. So oft ein geistlicher Herr zu reden anfing, ward er mit mißtönigem Geschrei und Schmähworten unterbrochen. Der „Norwich Gazette“ zufolge fielen unter andern folgende Aeußerungen. Ein Herr Winter ermahnte von der Platform aus zur Ruhe. „Ich sage euch,“ rief er den Chartisten zu, „durch euer Betragen nehmt ihr jeden ehrlichen Mann gegen euch ein.“ Hewett, ein Chartist: „Die Pfaffen (parsons) sind Räuber, Plünderer und Mörder.“ Winter: „Das ist unwahr.“ Ein anderer Gentleman von der Erhöhung: „Wer sind eure besten Freunde?“ Hewett: „Die Pfaffen nicht. Ihr arbeitet nicht, Sir.“ Winter: „Wer ist es, zu dem ihr gerne schickt in eurer Sterbestunde? — Der Geistliche. Wer steht an eurem Schmerzenslager in jener Probestunde? Der Geistliche. Ginget ihr in eure Kirche, ihr würdet nicht handeln wie ihr jetzt thut.“ Ein Chartist tritt auf: „Mein Name,“ sagt er, „ist George Lamb. Ich versichere euch, Gentlemen, so wie ich hier stehe, würde ich mich gern in's Gefängniß setzen lassen, denn ich hätte dort mehr und bessere Nahrung als ich jetzt habe. Ich bin aus Norwich gebürtig, und habe in Herrn Willetts Fabrik funfzehn Jahre lang gearbeitet. Ich kenne sehr gut den Unterschied zwischen dem Armenarbeitshaus und dem Gefängniß, da ich in beiden gewesen bin. Erst war ich im Armenhaus der Grafschaft, und da ich es nicht mehr aushalten konnte und über die Mauer stieg, ward ich ins Walsingham-Gefängniß gesetzt. Dort war meine Behandlung besser als im Arbeitshause.“ Hewett: „Wir brauchen mehr Brod und weniger Bibeln, mehr Ferkel und weniger Hochwürden (more pigs and less parsons),“ Eine Dame kreischt: „shocking!“ — gräßlich!“ Ein Anderer: „Die englischen Pfaffen sind die schlimmsten Creaturen auf Gottes Erdboden.“ Hr. Winter: „Die Geistlichen sind die besten Freunde der Armen, und viele unter euch sind schon von ihnen unterstützt worden. Manche von euch, die jetzt am lautesten schrein, sind, wenn sie in Noth kommen, die ersten, die sich an den Pfarrer wenden.“ Eine Stimme: „Schwerlich an euch Faulenzer.“ Hier suchte der Dechant von Norwich das Wort zu nehmen, aber vergebens. Hewett fährt fort: „Ihr seid alle Plünderer der Armuth. Ihr habt uns so lange bestohlen und beraubt, bis wir jetzt unsere eigenen Pfarrer geworden sind; wir brauchen euch nicht mehr, es geht auch ohne euch.“ Ein anderer Chartist stieg auf die Bank und ließ sich also vernehmen: „Ich war sechs Jahre lang in Westindien, auf St. Thomas und Barbados, und habe gesehen, wie die Negersklaven aßen und tranken. So helfe mir Gott, ich wollte lieber ein Sklave in den Pflanzungen sein, als was ich jetzt bin. (Ein Geistlicher fragt: „Mit der Peitsche?) Ja, mit der Peitsche. Morgens klatschte allerdings die Peitsche, wie uns der Magen schnurrt, dann war aber ihre Arbeit nicht schwer. Sie gruben Löcher für Zuckerrohr, oder lockerten die Erde um uns her, und dabei sangen sie und waren immer lustig. Wie geht es mir? Ich bin ein Sklave der Classe über mir. Ich arbeite bis aufs Blut, und kann doch mich und meine Kinder nicht ernähren. Abends leg' ich mich hungrig auf mein elendes Strohlager nieder. So bin ich in meinem Magen gepeitscht, während der Neger bloß auf seinem feisten Rücken die Peitsche fühlt.“ Der hochwürdige G. Moose: „Viele fleißige Geistliche in England haben nicht so viel wie gutbezahlte Handwerker; mancher Unterpfarrer keine 50 Pf. St.“ Hewett: „Desto größer ist die Schande für die faulenzenden Bischöfe und Dechanten mit ihren Tausenden von Pfunden. Aber ihr seid alle besser bezahlt als wir Handwerker, und ihr seid alle Müßiggänger.“ In diesem Ton ging es fort, und endlich hob der Vorsitzende das Meeting auf. Die Damen, welche sich an dem Bericht zu rühren gehofft hatten, wie viele Neuseeländer, Malayen, Hottentotten u. s. w. im vorigen Jahre Bibeln geschenkt bekommen, hatten sich schon früher entfernt.

(Ueberschwemmung in London.) Am 17. October waren, in Folge einer Springfluth, welche die große vom März 1828 um 18 Zoll überstieg, die Ufer des Stromes von London auf- und abwärts, besonders das nördliche Ufer, weit ins Land hinein tief überschwemmt. Besonders die untern, östlichen Stadttheile von London, welche fast flach gegen den Fluß liegen, Wapping ꝛc. haben an Waarenlagern und sonstigem Eigenthum sehr großen Schaden gelitten. Mehrere Personen entgingen nur mit genauer Noth der Gefahr des Ertrinkens. Das Wasser drang selbst bis in die innern Höfe des verhältnißmäßig hochgelegenen Tower an der Londonbrücke, und auf dem südlichen Ufer in die Keller und Fruchtbehälter der ungeheuern Bierbrauerei der Herren Barclay und Perkings. Noch schlimmer scheint das Wasser in den Uferstädten Greenwich, Woolwich, Gravesend und zu Rochester und Chatham am Medway gehaus't zu haben. Man fuhr mit Kähnen in den Straßen herum. Die Ueberschwemmung war die größte seit Menschengedenken.

(Schinkel.) Es ist in der letzten Zeit berichtet, dann wieder bestritten worden, daß Se. Maj. der König von Preußen die Schinkel'schen Mappen für 30,000 Thaler gekauft, und dadurch der Familie des ausgezeichneten Mannes eine sichere Zukunft begründet habe. Diese Angaben mögen in manchem Betracht ungenau sein, doch so viel ist gewiß, daß Se. Maj. dem Leibarzt Dr. Grimm aufgetragen hatte, er möge, falls Schinkel einen lichten Augenblick habe, diesem, jedenfalls aber der Familie desselben die feste Zusicherung Namens Sr. Maj. geben, daß die Zukunft derselben durchaus sorgenfrei gestellt werden solle.

(Rom.) Aus einer Uebersicht des Bevölkerungszustandes von Rom von Ostern 1840 auf 1841 entnehmen wir, daß die Gesammtzahl der Einwohner, welche im Jahre 1832 148,458 betrug und im Jahr 1837 auf 156,552 gestiegen, dann aber 1838, also nach der Cholera, auf 148,903 herabgesunken war, jetzt auf

158,868 gekommen ist. Im vorigen Jahre betrug sie nur 154,632, so daß sie im Laufe des letzten Jahres um 2236 Seelen gewachsen ist. Die Fremden, welche noch immer unter der Rubrik: Häretiker, Türken und Abtrünnige, mit Ausschluß der Juden vorkommen, belaufen sich auf 456; im Jahre 1832 waren nur 179 verzeichnet. Es versteht sich, daß darunter nur diejenigen gemeint sind, welche hier ansäßig sind. Die Gebornen verhalten sich zur Gesammtbevölkerung wie 1 zu 38 und die Verstorbenen wie 1 zu 28, beides approximativ berechnet. — Rom ist auf 54 Pfarrkirchen vertheilt, welche 32 Bischöfen untergeben sind. Die Anzahl der Weltgeistlichen beläuft sich auf 1478, die der Mönche und Ordensgeistlichen auf 2208, die der Nonnen auf 1581. Jene Gesammtzahl der Bevölkerung wird von 34,666 Familien getragen.

(Neue Alterthümer in Rom.) Die Zahl der Personen, welche sich gegenwärtig in Rom mit der Verfertigung alter Gemmen beschäftigen, ist sehr bedeutend, und daraus schon läßt sich schließen, wie schwer es ist, die echten von den nachgemachten zu unterscheiden, wenn die letztern gut gearbeitet sind; das alte Aussehen muß ebenfalls copirt werden, und man hat ein sehr merkwürdiges und interessantes Verfahren ersonnen, dies zu bewirken. Der frischgeschnittene Stein wird einem Truthahn eingestopft, und in dessen Eingeweiden eine hinreichende Zeit gelassen, dann schlachtet man den Vogel, und der Stein hat in Folge der Einwirkung des Magensaftes ganz das Aussehen eines griechischen geschnittenen Steines, der zwei Jahrtausende vergraben lag.

(Thonpflaster.) Ein Herr Poloneau, ehemaliger Inspector der Brücken und Chausseen, behandelt in einem Memoire über die Verbesserung der Straßen das von ihm sogenannte Thonpflaster. Er macht aus einer Composition, deren Hauptbestandtheil Töpferthon ist, sechsseitige Prismen, und schlägt unter Anderm vor, sie zu reifeln, um die einzelnen Steine besser ineinander passen zu können. Da man ihnen mit Leichtigkeit jede beliebige Form geben kann, so hat auch diese Vorrichtung, welche eine feste Verbindung der einzelnen Theile eines Pflasters sehr verstärken würde, durchaus keine Schwierigkeit. Die Vortheile dieses Pflasters wären, daß es für das Wasser undurchdringlich ist, daß das Wasser auch nicht in den Zwischenräumen stehen bleiben, die Unreinigkeiten sich nicht festsetzen können, und das Ziehen der Wagen sehr erleichtert würde. Ein solches Pflaster würde höher kommen, als ein gewöhnliches, aber durch seine Dauerhaftigkeit sich lohnen.

(Erdstöße in Constantinopel.) Man schreibt aus Constantinopel vom 6. October: Heute Nacht hatten wir drei Erdstöße, von denen der eine ziemlich heftig war, aber glücklicherweise nicht lange andauerte. Es war grausenerregend bei dem trüben Mondschein zu sehen, wie plötzlich das in seinen Tiefen aufgerüttelte Meer zürnend aufbrauste und seine schäumenden Wogen über die Trottoirs der Seraillsspitze ausschüttete, wie die hohen Ringmauern des Serails und die schlanken Minarets der Moscheen Constantinopels schwankten. Gleich nach dem ersten Stoß bestiegen die Müezin die Minarets und riefen die Gläubigen zum Gebete, damit Allah das Unglück von Stambul wenden möge. Schauerlich ertönten zu dieser ungewöhnlichen Stunde von den Höhen der vielen Thürme ihre tiefen, fast jammernden Stimmen durch die Stille der Nacht.

(Paris.) Bei dem schon erwähnten Prozesse zwischen der Opern-Administration und Fanny Elßler vor dem Handelstribunal, wurde von dem Sachwalter der Tänzerin eine Einwendung gemacht: Kann die Kunst einem Handelsgericht unterworfen sein? Soll das Schicksal einer Choreographin (so wurde sie genannt) von Pariser Kaufleuten abhängen? Die Frage wurde vom Gericht mit Ja beantwortet, weil das Opernunternehmen eine Handelsspekulation sei, und also die dabei vorkommenden Zwistigkeiten vor's Handelsgericht gehören.

(Hannover.) Der seit einem Jahr bestehende Frauenverein hat kürzlich seinen ersten Bericht veröffentlicht. Allgemeine Theilnahme ist diesem Institute bald geworden, und es hat in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit schon Ersprießliches leisten können. Eine andere Wohlthätigkeitsanstalt, der Mäßigkeitsverein, gewinnt auch mehr und mehr Theilnahme. Freilich bietet die von den Branntweinbrennereien erhobene Steuer einen zu beträchtlichen Theil der Staatseinnahme, als daß von Seiten der Regierung die Völlerei mit Nachdruck bekämpft werden könnte.

(In der Maschinenfabrik) der Herren John Glee und Comp. zu Manchester wurden am 14. Oct. Morgens durch die Explosion eines Dampfkessels 7 Arbeiter auf der Stelle getödtet und viele andere so schwer verwundet, daß sie hoffnungsvoll darniederliegen. Der Jammer der armen Familien der Verunglückten ist herzzerreißend. Der Fabrikbau, in welchem die Explosion stattfand, war dermaßen erschüttert, daß man ihn sogleich niederreißen mußte. Der unglückliche Vorfall hat die ganze Stadt Manchester in große Bewegung versetzt.

(Der Themse-Tunnel) schreitet rasch seiner Vollendung entgegen; doch hat man es für nöthig gefunden, den Schacht auf der Nordseite noch etwas länger zu bohren, um dadurch einen bequemeren Zugang zu gewinnen.

(Dampfschifffahrt nach Westindien.) Das Unternehmen der englischen Regierung einer directen Dampfschiffverbindung mit Westindien ist am 25. October ins Leben getreten. Die meisten der dazu bestimmten schönen Dampfboote sind im Clyde (zu Greenock) gebaut.

(Consumtion von Gefrornem in Paris.) Bei allen Limonadiers und Restaurateurs in Paris wird jährlich an acht Millionen Kilogrammes Gefrorenes im Werthe von 600,000 Frcs. verzehrt.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 88.

Bremen, Donnerstag den 4. November 1841.

Gestorben:

Nro. 974. Den 30. October. Des Schiffsbaumeisters Hermann Heineken Tochter, 9½ Jahr; gr. Allee Nr. 2.

— 975. Den 31. — Christ. Heinr. Bünger Wittwe, geb. Döhle, 61 Jahr; Fettengang Nr. 18.

— 976. Den 30. — Des Arb. Heinr. Lahrs Tochter, 1 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 977. Den 30. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Castendiek Sohn, 1½ Jahr; Bährshof.

— 978. Den 30. — Des Detaillisten Conrad Rud. Homann Wittwe, geb. Dedié, 76 Jahr; Weerder Nr. 7.

— 979. Den 1. November. Der Schlossermeister Gottfried Joachim Schnakenberg, 57 Jahr; Böttcherstraße Nro. 13.

Nro. 980. Den 1. — Des Musikus Heinrich Christian Weiß Ehefr., geb. Eckhoff, 53 Jahr; alten Michaeliskirchhof.

— 981. Den 1. — Des Arb. Friedr. Wilh. Specht Sohn, 12 Jahr; Punkendeich Nro. 7.

— 982. Den 1. — Des Malers Heinr. Conrad Vollmer Sohn 1½ Jahr; Marterburg Nr. 31.

— 983. Den 2. — Des Branntweinbrenners Christ. Heinr. Schwarze Sohn, 4 Monat; Plünkenstraße Nro. 11.

— 984. Den 3. — Des Handelsmanns Heinr. Carl Nordhoff Ehef., geb. Stichnoth, 45 Jahr; Böttcherstr. Nr. 6.

— 985. Den 3. — Des Tischlers Friedr. Petersen Sohn, 11 Wochen; Steinstr. Nr. 8.

Geburten:

Nro. 1288. Den 30. October. Des Cigarrenfabrikanten Diedr. Alexander Schierenbeck Ehefr., geb. Jäger, Rövekamp Nro. 38 B; von e. M.

— 1289. Den 30. — Des Küpergesellen Carl Schmidt Ehefr., geb. Schöne; kl. Sortillienstraße Nr. 5; von einem Knaben.

— 1290. Den 30. — Des Hökers Joh. Heinr. Sachse Ehefr., geb. Ahlers, gr. Johannisstraße Nro. 35; von einem Mädchen.

— 1291. Den 30. — Des Arb. Friedr. Gottl. Brandt Ehefr., geb. Vogel, Häfen Nro. 10; von einem Mädchen.

— 1292. Den 30. — Des Lumpenhändlers Joh. Heinr. Gotte Ehefr., geb. Hagens, Neuenmarkt Nro. 32; von einem Knaben.

— 1293. Den 31. — Des Mechanikus Joh. Erich Dahlfus Ehefr., geb. Röhrs, Buchtstr. N. 23; von einem Mädchen.

— 1294. Den 31. — Des Cigarrenmachers Joh. Jürgen Christ. Amelung Ehefr., geb. König, Bortmersweg Nro 1; von einem Mädchen.

— 1295. Den 31. — Des Schiffszimmermanns Joh. Hinr. Meyland Ehefr., geb. Hahlbohm, Müggenburg Nr. 44; von e. Mädchen.

— 1296. Den 31. — Des Müllers Joh. Christ. Friedr. Diedr. Rodewald Ehefr., geb. Tillmann, Schwachhausen N. 10; von einem Knaben.

— 1297. Den 31. — Des Cigarrenfabr. Herm. Lampe Ehefr., geb. Heitmann, Langwedlerstraße Nr. 10; von einem Mädchen.

Nro. 1298. Den 31. — Des Müllers Chr. Ludw. Kölling Ehefr., geb. Wulfken, Mühlenberg Nr. 5; von einem Mädchen.

— 1299. Den 1. November. Des Arb. Gerh. Mohrhoff Ehefr., geb. Lahmeyer, Stavenstr. Nr. 17; von einem Knaben.

— 1300. Den 1. — Des Agenten der Seeassecuranz-Compagnie Joh. Wilh. Wendt Ehefrau, geb. Lange; Großenstr. Nr. 47; von einem Mädchen.

— 1301. Den 1. November. Des Kaufmanns Johann Heinr. Blechen Ehefr., geb. Brüggemann, Langenstraße Nr. 60; von e. Knaben.

— 1302. Den 1. — Des Küpers Herm. Friedr. Hülsemann Ehefr., geb. Schmidt, Spieckerbart Nr. 2; von einem Knaben.

— 1303. Den 1. — Des Gastwirths Segelke Mühlenstedt Ehefr., geb. Meyer, Buntenthorssteinweg Nr. 22; von einem Mädchen.

— 1304. Den 1. — Des Maurers Joh. Hinr. Färber Ehefr., geb. Freyboth, Sandberg Nr. 20; von einem Knaben.

— 1305. Den 2. — Des Arb. Conrad Sprute Ehefr., geb. Schoor, Paulsberg Nro. 26; von einem Mädchen.

— 1306. Den 2. — Des Cigarrenmachers Franz Louis Mauer Ehefr., geb. Arnemann, kl. Johannisstraße Nr. 2; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 89.

Bremen, Sonntag den 7. November 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 7. November.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Cand. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannik.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Dreisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Mein liebliches Wallen
Erreget bei Allen
Stets Lust und Gefallen.

Die beiden letzten Sylben.

Mein gebendes Wesen,
Zum Nehmen erlesen,
Kann nimmer genesen.

Das Ganze.

Mein lustiges Schwanken
Zerstreut die Gedanken
Und stiftet oft Zanken.

Erfindung der Braunschweiger Mumme.

(Fortsetzung.)

3.

Während die Plänkeleien und Kriegsscenen in der Umgegend Braunschweig's fortdauerten, kam Christian Mumme selten aus seinem Brauhause. Des Nachts grübelte er über die Erfindung des merkwürdigen Getränks und am Tage malzte er Korn, probirte die Gerste, dörrte verschiedene Kräuter und wich nicht vom Feuer und der Pfanne. Der alte Knecht Hinz schüttelte oft hinter dem Rücken seines Herrn den Kopf, wenn dieser die alte Art zu brauen verließ und einen ganzen Brau verdorben hatte, er that zwar willig, was er gegen seine Erfahrung schaffen mußte, insgeheim glaubte er aber doch, daß sein Herr liebesverwirret und nicht richtig sei.

Der junge Meister kümmerte sich um nichts, nur des Abends schlich er einsam nach Marian's Wirthshause hinaus, erstarkte seine Hoffnung an einem stummen Blicke Gretchens und kehrte dann schnell zurück, um eigenhändig dem Braue vorzustehen.

Eines Morgens indessen rief Mumme seinen alten Hinz in's Zimmer, umarmte ihn und verlangte, daß er zu Gott und allen Heiligen schwören möge, Alles, was er jetzt im Brauhause thue, geheim zu halten, wie seine Beichte. Dann holte er einen Becher des letzten Braues aus dem Fasse, den er selbst zubereitet hatte, gab dem Knechte zu trinken und fragte, was das sei! —

Der alte Hinz leckte, sog — that volle Züge, schlürfte den letzten Tropfen ganz wider seine Gewohnheit, von dem

Boden des Glases. — „Bei meiner Seele! rief er dann plötzlich, — Meister wenn das nicht ein Gesöff ist, wie's die Kaiser am Sonntage trinken, dann laß ich mich hängen, so wahr ich den Brau verstehe!"

„Ja, ehrlicher Hinz, rief Mumme begeistert, — dies ist meine neue Erfindung, die mich das Grübeln lehrte, jetzt ist's heraus — nach meinem Namen will ich's taufen Gott helfe mir!" — Dann zog er seinen besten Rock an, lief zum Stadthause mit einer gefüllten Flasche und setzte sie triumphirend vor den Bürgermeistern nieder. „Lasset sehen, rief Heinrich Lafferda, was für'n Rachenputzer der Kopfhänger uns gekocht hat." —

„Es ist ein edles Getränk und soll Mumme heißen, sprach der junge Brauer, — ich habe gelobt, meinen Namen zu erheben des Mädchens wegen, das mir der Ruhm des tapfern Caspar Klinte streitig machen soll. Jetzt entscheidet, und wenn ich ein gutes Werk geliefert, wenn die Stadt dadurch gewinnt, dann habe ich erreicht, was mir so lange im Kopfe brannte.

Heinrich Lafferda hob den gefüllten Probebecher zweifelnd an seinen Mund und nippte. „Hm! sprach er, das läßt gut an;" dann stürzte er so begierig die nächsten Züge hinunter, daß der beisitzende zweite Rathsherr ihm in den Arm fiel, um für sich eine Probe zu bewahren. — „Beim Engel Gabriel! rief Lafferda und schlug auf den Rathstisch, das war ein Trunk, wie ich mein Lebtage nicht auf die Zunge brachte. — Könnt Ihr schwören auf das Kreuz meines Schwertes, daß keine Zauberei und Teufelshülfe gebraucht ist zum Brau, so sollt Ihr reich werden."

„Das ich kann bei allen Heiligen! antwortete Mumme, und legte die drei Finger der rechten Hand auf den dargereichten Schwertgriff.

„Topp! sagte Lafferda — bringt mehr von Eurem Brau, schickt mir einige Fässer nach Hause und Ihr sollt alle Vergünstigungen Eures Gewerbes haben.

„Wenn das Zeug gegen meine Nierensteine hilft, fiel der erste Bürgermeister der Altstadt ein, so soll der junge Mumme eine Belohnung haben und das von Rathswegen. Sapperlot! zeigt mir den Becher; ich sehe meine weisen Herrn Kollegen sehr eifrig lecken — wie gesagt, wenn meine Nierensteine — —" er verschluckte die letzten Worte, weil eben seine Zunge den lieblich süßen Honig des Probetrankes begierig einsog.

Mit Lobeserhebungen des Magistrats wurde Christian Mumme entlassen und er nahm so zahlreiche Aufträge mit, daß er kaum in sechs Wochen so viel brauen konnte, wie die Bürgermeister in einem Tage bestellten. Vergnügt kehrte Mumme in sein Haus zurück, steckte eine gefüllte Flasche bei und wanderte hinaus nach dem Morian — Wirthshause. Ehe er aber hier angekommen war, hatte sich schon durch Gäste, die vor dem Rathhause vorbeigegangen waren, das Gerücht von der neuen Erfindung Mumme's verbreitet und Morian kam dem jungen Meister schon auf halbem Wege ehrerbietig entgegen, betastete schüchtern die geheimnißvolle Flasche, roch an den Stöpfel und als die Gäste den Brauer im Triumphe empfingen, da riß Morian die erschrockene Margarethe herein, und befahl, den Meister zu bedienen.

„Dieses erste Glas, welches ich hier fülle, rief Mumme, während er den schwarzen, schäumenden Inhalt der Flasche ausströmen ließ, sei dem Mädchen geweiht, das ich liebe, um das ich arbeitete. Hier, Margarethe, trinke zur Ehre Dessen, der meine Erfindung segnete." — Schüchtern brachte die Maid den rothen Mund an den Trank, ihren Wimpern entfiel eine Thräne, die, von Niemandem gesehen, in den Becher rollte; dann sah sie bestürzt den Geliebten an und reichte den Becher weiter an den Vater.

„O! O! ächzte dieser, indem er trank und den Bauch strich — ach! welch ein Labsal! hört, Christian, ich kaufe Euch Alles ab, ich muß allein davon verstellen — o! o! das schmeckt wie Honig — wie —"

In demselben Augenblicke stürzte Caspar Klinte in das Gastzimmer und sah den trinkenden Wirth und die neugierig mit der Zunge leckenden Gäste. — „Ist es denn wahr, rief er zornglühend, hat der Brauer einen Saft erfunden, von dem man Wunder in der Stadt erzählt?"

„Es lebe unser Christian Mumme! riefen die Gäste, sein Name sei gelobt und gerühmt!"

„Nimmermehr! donnerte Caspar, der Trank ist Gift und Teufelskunst — ha! eher wollte ich in Wuth zerschäumen, als einen Tropfen davon genießen — Morian! ich verlange Eure Tochter, ich habe Ruhm und Ehre erkämpft, ich habe unsere Stadt beschützen helfen, und das ist mehr werth, als das ekle Gesöff, das so schwarz glänzt, wie Höllenpech!"

„Lästert das Gebräu nicht! sprachen die Gäste; das Mädchen hat freie Wahl und ist des Brauers Geliebte!"

„So redet Ihr ein Wort, Morian, knirschte Caspar und schüttelte den dicken Wirth.

„Probirt doch nur einmal den Saft, stotterte dieser, auf meine Ehre, es ist Oel aus dem Paradiese."

„Kein Tropfen soll auf meine Lippen kommen! rief Caspar im verzweiflungsvollen Ungestüm und stürzte fort, um den Bürgermeister Lafferda an sein Ritterwort zu erinnern.

„Margarethe, begann Christian mit Wärme — ich habe gethan, was ich gelobt. Noch ist nicht Jahresfrist vergangen, aber mein Name wird genannt und mein Haus wird wohlbestellt. In Gegenwart dieser Gäste reiche ich Dir die Hand zur friedlichen Ehe." —

„Jetzt hielt sich Margarethe nicht länger, sie fiel liebeselig an des jungen Meisters Brust, während sich die Gäste um den letzten Tropfen im Becher zankten und Morian ganz zerstreut, als blicke er in eine fremde Welt, neben den Liebenden stand.

„Gebt Euren Segen, guter Vater," bat Christian und reichte ihm die Hand.

„O! O! stotterte der Wirth, der löbliche Magistrat mag Euch segnen — was soll ich thun? Nicht wahr, wir Beide allein dürfen das neue Gebräu verstellen?"

„Topp! rief Christian und der entzückte Morian umarmte ihn mit dem Stoßseufzer, Gott sei gelobt, das neue Gebräu ist Euer Blut — wir werden blutsverwandt."

(Schluß folgt.)

Männer-Gesang-Vereine in Bremen.

(Schluß.)

Nun, woran liegt es denn? Wir glauben an den Lebensverhältnissen und den daraus entspringenden Mitteln, bestehend in Zeit und Geld.

Aber, da sich die Lebensverhältnisse nicht lenken lassen, wie ein dressirtes Pferd, wird denn nicht jeglicher Versuch, einen Gesammtverein aus den einzeln dastehenden Vereinen zu bilden, vergeblich sein?

Wir glauben nicht. Unsere unanmaßende Idee darüber setzen wir zur geneigten Prüfung hieher. Die hiesigen Männergesang-Vereine, als: der Lehrer-Gesangverein unter der Leitung des hochgeehrten Herrn Musik-Directors Riem, der Liederkranz unter der Leitung des Herrn Blumberg, der Orpheus unter der Leitung des Herrn Heinemann und Herrn Hüneken jun., die Apollonia, unter der Leitung des Herrn Lampe'r. bleiben in ihrer inneren Einrichtung, in der sie bestanden und noch bestehen; indeß, um einen Gesammt-Verein zu errichten, wählen sie ein leitendes Oberhaupt. Dieses bestimmt die Stücke, welche von einem jeden Vereine unter der bisherigen Leitung einstudirt werden sollen. Hiermit kann aber keineswegs gesagt sein, daß nur diese Stücke künftig allein gesungen werden sollen; jeder Verein bleibt ja in seiner Verfassung.

Wann ein solches gemeinsam Einstudirte, ob alle 2 Monate, oder 3 oder 4 Monate oder alle ½ Jahr gar, wo und zu welchem Zwecke die Aufführung Statt finden solle, sind Theile, die nur die Vertreter der einzelnen Vereine unter sich und die Mitglieder der einzelnen Vereine bestimmen können.

Aber die Anschaffung der dazu erforderlichen Noten kostet viel Geld, und Geld und Zeit waren ja die Hinderer der Vereinigung; läßt sich mit der Zeit auch bei dem Angegebenen rathen, wie aber mit dem Gelde?

Eine Kasse für den Gesammt-Verein muß allerdings errichtet werden; allein, jeden der genannten Vereine zu 25 Mitglieder angeschlagen, macht 100 Mitglieder. Die können doch schon ein artiges Sümmchen durch nicht zu hohe aber regelmäßige Beiträge aufbringen. Es giebt ja Jeder sein Geld für eins der edelsten Geschenke, das der freundliche Himmel uns verliehen hat. Wir haben bis jetzt der ruhmvollen hiesigen Liedertafel und so mancher trefflichen Privat-Vereine noch nicht gedacht. Sollte von daher keine Unterstützung, nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern vorzüglich in Bezug auf Begründung und Personalreichthum für den zu errichtenden Gesammt-Verein fließen? Wir glauben nicht.

Etwas noch. In dem freundlichen Vegesack besteht ebenfalls ein Männergesang-Verein unter der Leitung des Herrn Bruns. Könnte der sich dem Gesammt-Vereine nach angegebener Weise nicht einverleiben? Und würde er es nicht gerne thun? Das Personal könnte somit leicht zu 150 anwachsen und die Bedürfnisse wären weniger fühlbar.

Und was könnte mit der Zeit aus einem solchen Vereine werden? Es ist so süß, vom Großen zu träumen. Es schadet ja nicht.

Doch zurück zu unserer Idee. Mit dem Gelde für

die Anschaffung der Noten wären wir fertig. Doch das Lokal für Proben und Aufführung? — Wird sich schon finden, ist der Verein nur erst da. Das leitende Oberhaupt des Gesammt-Vereins könnte, so meinen gewiß mit uns Alle, welche die besprochene Sache interessirt, nur unser wackerer Herr Riem sein. Ob er sich auch dazu verstehen werde? Wer zweifelt daran; lebt er doch nicht allein vom Brode. — Und der Zweck eines solchen Vereins endlich wäre? Einen reellen Zweck zu haben: Möglichst Großes durch vereinte Kraft zu leisten. —

So weit unsere Idee. —

Unser Wunsch ist kurz der: Bremens Männergesang-Vereine zu einem Gesammt-Verein vereint zu sehen, und diesen Zeilen Nachsicht und entsprechende Berücksichtigung angedeihen zu lassen. —

X.

---

* Aufruf zur Hülfe!

In diesen Jahren des Friedens ist in unserm glücklichen Freistaate so Vieles gethan worden, das die Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt zum Zwecke hat. Da sind Handelsverbindungen mit den entferntesten Ländern geknüpft, neue Häfen, Chausseen, Brücken, Dampfschiffe u. s. w. erbaut, neue Straßen angelegt, die alten verschönert, und so Manches zur Verbesserung der früheren Zustände und Einrichtungen geschehen, daß man, wenn man Bremen und sein Gebiet mit dem was es vorher war vergleicht, fast zu sagen versucht ist: Siehe, das Alte ist vergangen, es ist Alles neu worden! Dabei hat man auch nicht das physische und moralische Wohl unsrer Mitbürger aus den Augen gesetzt, wie das neue Krankenhaus, Detentionshaus, Werkhaus, die neuen Kirchhöfe, die verbesserten Löschanstalten, die neuerbauten Kirchen und Schulen, und die vielen bei uns gestifteten Vereine für entlassene Gefangene, Nothleidende, Kranke, wie zur Beförderung der Religion und guten Sitten beweisen. Aber man hat bisher gar nichts gethan, um Einem Uebel zu wehren, das im Finstern schleicht, dessen Folgen jedoch immer heller ans Licht treten, das mehr als alles Andre den Wohlstand untergräbt, die Sitten verderbt, und das Glück des ganzen Vaterlandes bedroht, nämlich — die **Trunkenheit**. Was hilft es, daß man die Wachsamkeit schärft, die Gefängnisse, Armen- und Krankenanstalten vermehrt, so lange die Quelle, welche am mehrsten Armuth, Verbrechen, Krankheiten, häuslichen Streit und öffentliche Unruhen erzeugt, nicht verstopft wird? Das ist eben so vergeblich, als wenn man Millionen verschwenden wollte, um eine schöne Brücke zu bauen, dabei aber den Grund, auf dem ihre Pfeiler ruhen sollen, vernachlässigte, und darum einen baldigen Einsturz des ganzen Werkes befürchten müßte. — Allein, so wird man fragen, was kann denn gethan werden, um diesem Uebel, dessen Dasein, dessen Wachsthum, dessen unglückselige Folgen für Tausende und aber Tausende kein Verständiger läugnen kann, mit einigem Erfolge entgegenzuwirken? Man hat es auch bei uns mit Mäßigkeitsvereinen versucht, allein es ist ohne die gehoffte Wirkung geblieben. Die Vornehmen spotten darüber und nennen sie gutgemeinte Schwärmerei. Die Geringen hassen sie und schreien, daß man ihnen das einzige Labsal, das ihnen ihre Lage gestatte, entziehen wolle. Dies kommt vornehmlich daher, daß es bei uns an Gemeinsinn fehlt. Wir haben, im Gegensatze von England und Amerika, keine Volksfeste, keine politischen Vereine, keine öffentlichen Wahlen, keine Geschwornengerichte u. dergl., sondern bei uns herrscht, im Allgemeinen, der leidige Grundsatz: Jeder ist sich selbst der Nächste. So verhält sichs auch hiermit. Wie oft, wenn von solchen Mäßigkeitsvereinen die Rede ist, hört man die Antwort: Ich bin kein Säufer, was gehn mich Andere an? Jeder fege vor seiner eigenen Thür. — So lange es damit nicht anders wird, wozu noch keine Aussicht vorhanden, werden alle Mäßigkeitsvereine nichts ausrichten. Da aber doch nothwendig Etwas geschehen muß, um diesem Verderben, welches allmählig eine solche Höhe erreicht hat, daß es die Aufmerksamkeit aller Regierungen in Anspruch nimmt, zu steuern, so erlaubt sich der Einsender dieses unsrer gesetzgebenden Macht, dem Senate und der Bürgerschaft, folgende Maaßregeln dazu in Vorschlag zu bringen.

1) Die Auflagen auf den Branntewein zu erhöhen, und auf jede geeignete Weise dahin zu wirken, daß er theurer werde, da der wohlfeile Preis dieses Getränks, der den arbeitenden Classen erlaubt ihren Durst darin löschen zu wollen, wozu es doch keinesweges sich eignet, notorisch eine der vornehmsten Ursachen der Trunkenheit ist.

2) Da aber der Unbemittelte etwas haben will, um sich damit zu laben, und den Wein nicht bezahlen kann,

das Brauen des Bieres, dieses ächtgermanischen Tranks, auf jegliche Art zu erleichtern und zu begünstigen, für die Bereitung eines guten, gesunden und kräftigen Bieres Sorge zu tragen, und für Den oder Die, welche im Jahr das beste Bier geliefert haben, eine Belohnung von 50 Thalern und darüber auszusetzen. Da das übermäßige Trinken des Branntweins bei uns den frühern Verbrauch des Bieres verdrängt und die Qualität desselben verschlechtert hat, so muß der Staat durch Verbesserung der letzteren auf die allmählige Verdrängung des ersteren Bedacht nehmen, welches auch bereits in andern Ländern, namentlich im Königreiche Hannover, geschieht.

3) Man beschränke so viel als möglich die Zahl der Schenken, sei nicht so willfährig mit Ertheilung von Concessionen dazu, und sehe den Krämern strenger auf die Finger, daß sie (wie es sehr häufig geschieht) ihren Laden nicht zum Schenktische machen. Dabei untersage man den Wirthen bei namhafter Strafe, einem Betrunkenen noch mehr zu reichen, überhaupt einem Gaste mehr als 2 bis 3 Gläser Branntewein auf einmal zu verabfolgen, und mache sie für alle Excesse, zu denen auch das übermäßige Schnapsen gehört, verantwortlicher als bisher. —

4) Man verbiete streng alles Creditgeben beim Schenken oder Verkaufen des Branntweins, und nehme am Gerichte keine Klage für Trinkschulden an, strafe den Kläger vielmehr. Diese Maaßregel wird sich als besonders nützlich bewähren, denn die mehrsten Säufer sind zugleich leichtsinnig und arm, und trinken so lange ohne Geld, wie man ihnen borgt, bis ihnen endlich zur Bezahlung des Getrunkenen oder — Angerechneten (da sie gewöhnlich das Quantum selbst nicht wissen) die nöthigsten Hausgeräthe verkauft werden. Dabei werden viele Arbeiter erst am Sonnabend abgelohnt, welchen Lohn sie ihren Frauen oder Müttern zur Bestreitung des Haushaltes abgeben müssen; manche derselben aber haben in der Woche so viel Branntewein auf Credit vertrunken, daß ihnen dann wenig vom Ertrage ihrer sauren Arbeit übrigbleibt, und sie so immer tiefer in Armuth und Schulden versinken. —

5) Man decretire strenge und möglichst beschimpfende Strafen gegen die Trunkenheit, Strafen, welche ohne Ansehn der Person ausgeführt und in jedem Wiederholungsfalle geschärft werden. Ist denn die Trunkenheit nicht ebensowohl ein Laster, das den Anstand beleidigt, die Ruhe stört und die Sicherheit gefährdet, als Unzucht, Diebstahl, Schlägerei, Todschlag, Brandstiftung, Baumfrevel u. dergl.? Ja, ist sie nicht der eigentliche Acker, auf dem dieses Unkraut wächst, die Mutter, welche diese Verbrechen erzeugt? Und werden jährlich nicht durch sie viel mehr Menschen geopfert, als durch Baden an verbotenen Stellen, durch Betreten des Eises bei Thauwetter, und unerlaubtes Verkaufen von Giften, welches die Polizei doch bestraft? — Man lasse jeden Betrunkenen sofort ins Gefängniß bringen, wo er bei Wasser und Brod Zeit hat sein schändliches Betragen zu bereuen, oder halte ihn (wie es jetzt im Hannövrischen geschieht) zu öffentlicher Strafarbeit an; dabei erkläre man jeden überwiesenen Trunkenbold für unmündig und stelle ihn unter Curatel, bis er hinreichende Beweise der Besserung abgelegt hat. So ist, wie dem Einsender aus sicherer Quelle bekannt ist, kürzlich in London ein Gesetz erlassen, nach welchem Jeder, der des Sonntags betrunken gefunden wird, ein Pfund Sterling bezahlen oder auf sechs Wochen in die Tretmühle wandern muß; wodurch der früher so empörende Anblick vieler Betrunkenen, die noch vom Sonnabend her in den Straßen umhertaumelten oder lagen, jetzt gänzlich aufgehört hat. Würde dieses gerechte Verfahren auch bei uns in Anwendung gebracht, aber nicht bloß auf den Sonntag beschränkt (denn das ganze Leben soll ja ein Gottesdienst sein, und das Gebot: „die Gaben Gottes nicht zu mißbrauchen, und sich nicht voll zu saufen, daraus ein unordentlich Wesen entstehe," hat Gott dem Menschen nicht bloß für Einen Tag, sondern alle Tage gegeben), so würde es auch ohne Zweifel mit demselben Erfolge gekrönt werden. —

Das sind mit wenigen Worten die Maaßregeln, welche sich zur Erreichung des großen Zweckes, der überhandnehmenden Trunkenheit entgegenzuwirken, am mehrsten empfehlen möchten, welche wenigstens dem Einsender dieses, nach vieljähriger Beobachtung und sorgfältiger Prüfung der besten darüber erschienenen Schriften, dazu die geeignetsten scheinen. Sollten diese Vorschläge unbeachtet verhallen, sollten sie bei meinen Mitbürgern keinen Anklang, keine Beherzigung finden? — Nein, das fürchte ich nicht. Werden doch in Bremen der fremden Noth so viele Opfer gebracht, werden selbst zur Bekehrung ferner Heiden (der ich übrigens von ganzem Herzen den besten Erfolg wünsche) jährliche Summen gegeben, und dasselbe Bremen sollte die eigenen Kinder im schändlichsten Götzendienste verschmachten lassen, sollte gleichgültig sein gegen das Elend,

das himmelschreiende Elend, das die Trunkenheit über Hunderte seiner Familien, die das Mark seiner Glieder, die Basis seines Wohlstandes bilden sollten, verbreitet? —

Man frage seine Meister, wie wenige hiesige Gesellen sie finden können, welche nicht mehr oder minder dem Trunke ergeben sind, und in der Blüthe des Lebens schon durch ihr Zittern, ihre zunehmende Unbrauchbarkeit an den Tag legen, welchem Gott sie huldigen? Man frage seine Richter, wie viele elende Streitigkeiten, wie viele Störungen der öffentlichen und häuslichen Ruhe, wie viele Gesetzwidrigkeiten und Verbrechen dem Branntewein ihre Entstehung verdanken? Man frage seine Aerzte, wie viele Krankheiten, Hirnwuth, Wassersucht, Schwindsucht, Wahnsinn u. s. w. aus derselben Quelle geflossen sind? Man frage seine Prediger, wie viele Sterbende verzweifelnd auf ihrem letzten Lager sich winden, und, wenn ihnen dazu noch Zeit und Besinnung übrig bleibt, sich selbst als Solche anklagen, die der Branntewein zur Verachtung Gottes und alles Heiligen, ja zum muthwilligen Selbstmorde verführt hat? Man frage die verdienstvollen Verwalter seiner Armenanstalten, was die Mehrzahl Derer, die ihre Hülfe in Anspruch nehmen, in solche Dürftigkeit gebracht und ihnen den Bettelstab in ihre entkräfteten Hände gelegt hat? — Oder man gehe hin in die Häuser, wo der Säufer seine Orgien feiert, und an Bestialität das vernunftlose Vieh übertrifft, oder steige hinab in die Hütten der Armen, und sehe, wie das arme Weib, von ihrem betrunkenen Manne gemißhandelt, blutige Thränen weint, während die zitternden Kinder nackt und hungrig sich auf faulem Strohlager verkriechen, bis sie auch im Stande sind dem nobeln Beispiele ihres Erzengers zu folgen. — Und dann frage man sich auf sein Gewissen: Ob man wohl den Namen eines Patrioten, eines Menschenfreundes, eines Christen verdiene, wenn man bei all' diesem Elende kalt und ungerührt bleiben, und nichts, gar nichts dazu thun wollte, um demselben so viel als möglich ist abzuhelfen? — Und was würde die unausbleibliche Folge einer solchen Unthätigkeit sein? Die, daß das Uebel immer mehr um sich greifen, daß man bald gar keine nüchternen Gesellen und Tagelöhner mehr finden, daß die Moralität des Volkes immer tiefer herabsinken, daß sich die Zahl der Verbrechen verdreifachen, daß die Armuth in den geringen Ständen so überhand nehmen wird, daß alle dagegen aufzubringenden Mittel sich als unzureichend ergeben werden. Zuletzt wird man nothgedrungen die Krankheit im Staatskörper zu heilen suchen müssen, aber dann — wird es zu spät sein, und kein Arzt mehr rathen noch helfen können. So möge man doch nicht länger säumen, wo die größte Gefahr im Verzuge ist! Möge man dieses nicht als eine einzelne Stimme, sondern als einen Wiederhall der Klage, die man von allen Seiten vernehmen kann, ansehen, und möge dieses Blatt, das schon so manches Gute bewirkt hat, eine Veranlassung sein, daß die Väter unsrer Stadt und die Vertreter unsrer Bürgerschaft ernstlich darauf Bedacht nehmen, wie dem Schaden zu wehren sei, und sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um das allgemeine Beste erwerben. Und Gott, der die Herzen der Menschen lenkt, Er lenke Vieler Augen und Herzen auf diese wenigen Worte hin, welche auf Wahrheit begründet und ohne alles persönliche Interesse geschrieben sind von

einem Bürger.

* Kirchenbote.

Mehrere Leser des Kirchenboten ersuchen den Herausgeber um gefälligen Bericht über den Vortrag, welchen vor einigen Wochen Fräulein Sieveking aus Hamburg im Saale der Seefahrt über das Wirken des dortigen Frauenvereins für Krankenpflege an den hiesigen Verein gleiches Namens gehalten. Der hiesige Verein ist auch noch wenig bekannt, und würde eine größere Oeffentlichkeit den guten Zweck sicherlich fördern.

* Wunsch und Bitte.

Dem Unfug und Lärmen der Hunde, namentlich am Wall und in der Stadt, wodurch so manchem die Ruhe gestört wird, zu begegnen, wird die löbliche Polizei-Behörde gebeten, die Taxe auf die Hunde auf das Doppelte zu erhöhen.

Ein Wall-Anwohner.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 2. November d. J.

1) Joh. Böse und Ehefrau Erben zwei Kämpe Wechsel-Gras- und Ackerland in den Alfer-Kämpen zu 3100 Rt. Käufer: G. E. Hafers.
2) Derselben Immobile, an der Stintbrücke Nro. 4. 5. und Breedenstraße Nro. 6, zu 25600 Rt. Käufer: Hermann Henrich Meier.
3) H. F. Gewecke Beneficial-Erben Immobile, Abbenthorswallstraße Nro. 61, zu 475 Rt. Käufer: Osterhagen.

Miscellaneen.

(Aus Hamburg. Stadt-Theater.)

„Die Leiche liegt, die Raben steigen nieder."

In der That liegt uns die traurige Pflicht ob, eine Rede am Grabe eines fünfactigen Todten zu halten und wir wollen unser Möglichstes thun, die Raben redlich abzuwehren, die wir schon im Geiste herniedersteigen sehen, die gefallene „Schule der Reichen" von Dr. Karl Gutzkow, am 24. October zum ersten Male, zum Benefiz-Antheile des Hrn. und der Mad. Lenz gegeben — zu zerfleischen. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde, das ist der Dank, wenn ein talentvoller Mann der vornehmen und reichen Welt von seiner Weisheit ablassen will; ach, in der „Schule der Reichen" lernten wir recht die bittre Armuth kennen! — Gutzkow hat in diesem Drama wiederum einen großen Schritt vorwärts gethan; es ist der vierte Schritt und er steht schon am Grabe; mit solchen Riesenschritten legt nur das Genie seine Laufbahn zurück. „Die Schule der Reichen" wurde mit 50 Personen aufgeführt und die interessantesten Individuen bewegten sich vor den Augen der undankbaren Schüler. Außer dem Familiencirkel des reichen Sir Walter Thompson, sahen wir unter Andern zwei französische Tänzerinnen in Männerkleidern, einen Juden, drei Diebe, fünf Leichenträger, zwei Nachtwächter, einen Schneider, zwei Gerichtsdiener mit Windlichtern, einen Notar, einen Sheriff, drei öffentliche Ausrufer (außer die im Parterre waren) — was ließ sich da nicht Alles Interessantes erwarten! — und doch dieses Lynchgesetz! — O es ist haarsträubend! — Sir Thompson ist ein Parvenü, der unter einer lärmenden Wirthshausscene dreimal mit seinem Geschäftsfreunde Fielding auftritt und ihm (d. h. den Reichen) demonstrirt, welch ein armseliges, verachtungswürdiges Ding der Reichthum sei, mit dem man Alles, nur keine wahrhafte Glückseligkeit erkaufen könne. Welche neue, erhabene, christliche Wahrheit! Während dieselben in erbaulicher, salbungsreicher Länge gepredigt wird, werden Tulpenzwiebeln und Tractätchen ausgeboten, Barricaden errichtet und Prügel ausgetheilt. Welch' eine lebendige Exposition! Die Seele von dem Allen — vornehmlich der Prügelei — ist der Wüstling und Sohn des Sir Thompson, Harry; einen Löwen würde man ihn heute in Paris nennen; im siebzehnten Jahrhundert kannte man indeß diese Gattung von Katzen noch nicht. Der nächste Act läßt uns einen Blick in das Hauswesen des reichen Mannes thun, der uns wiederum und zwar jetzt **ad oculos** demonstrirt, daß der Reichthum ein Unglück ist, weil — Sir Thompson so einfältig war, seine Kinder schlecht zu erziehen und so unglücklich, eine Närrin zur Frau zu haben, der sogar die Lust anwandelt, trotz ihrer 300 Pfund Gewicht zu reiten und im Vorgefühl dieser Wonne eben im Zimmer vor ihren Kindern courbettirt, als der Papa mit seinem Freunde hereintritt und diesem die höchst geistreiche Bemerkung macht: „Dieses Pferd ist meine Frau!" O die Reichen können außer der Moral auch **bon ton** in dieser ihrer Schule lernen: Daß Thompson sein ganzes Vermögen, bis auf einen kleinen Rest, dem ehrlichen Freunde Fielding ohne Unterpfand zuschreibt und sich so auf eine recht verschmitzte Weise zum armen Manne macht, um seine Familie zu bestrafen, ist die Pointe des Stücks. Bevor es aber zur Catastrophe kommt, wohnen wir noch einer obscön-philosophischen Unterredung zwischen Harry und seinem Freunde Marwell in Gegenwart zweier sich die Ohren zuhaltenden Damen bei. Jude, Diebe, Gerichtsdiener, Nachtwächter und Leichenträger treten in Activität und der armgewordene Harry erfährt zu seiner nicht geringen Qual, daß das von Letzteren vorübergetragene Kind jenes von ihm übergerittene ist; ja mehr: daß sein Freund Marwell von den den Aeltern gespendeten 100 Pf. nur fünf abgegeben und den Rest untergeschlagen hat. Diese Entdeckung macht ihn und zugleich den Zuschauer sehr unglücklich. Später finden wir Harry als Gärtner wieder, der ein Grab gräbt, schwer philosophirt, aber keinen Zwetschen- von einem Kirschenbaum zu unterscheiden weiß. — Eine Küchenscene wo erstaunlich viel von Gierkuchenbacken geredet wird; der fingirte Tod des Freundes Fielding, Verzweiflung und dann Freude beim Wiedererscheinen desselben unter allgemeiner Heiterkeit des Publicums, Versöhnung, Heirath und Moralpredigt, Alles das ging dann in dem Pfeifen und Pochen eines undankbaren Publicums unter, das sich über solche Schule längst erhaben dünkt. — Wir bedauern den talentvollen Verfasser, — der sich durch seine **Kritiken** ja stets als einen so tief Eingeweihten, des Drama's bekundete — aufrichtig, und behaupten, sein Stück hätte ein anderes Loos, als dieses, verdient, nämlich: — gar nicht aufgeführt zu werden, denn man kennt die Reichen ja, sie lieben die Schule nun einmal nicht. — Gespielt wurde übrigens mit großem Fleiß. Außer Hrn. Gloy, der diesmal ein schlecht lachender Gärtner war, that Jeder, vor Allem die Herren Lenz und Hendrichs, seine Pflicht; an den Künstlern liegt deshalb die Schuld nicht, auch wurde der Beneficiant unter Zeichen des Beifalls gerufen. — Wir fürchten, es wird der Flor sehr theuer werden.

(Theater-Justiz im vorigen Jahrhundert.) Die ehemaligen deutschen Theaterfüller konnten es durchaus nicht leiden, wenn in einem Drama die Unschuld dem bösen Schicksal verfiel und der Bösewicht ungestraft davon kam. In Folge dieser von den Theater-Direktoren gefürchteten Gesinnung, die dagegen, wenn man ihr schmeichelte, die Cassen füllte, war es z. B. im achtzehnten Jahrhundert lange unmöglich, den beliebten Prinzen „Hamlet" sterben zu lassen; er mußte also, umgeben von Leichen, eine wohl dressirte Rede halten, worin er versprach, überaus weise und gnädig zu regieren, auch zur Beruhigung seines Herzens ein Uebriges zu thun für das Grab der „Ophelia", wonach mit einem Trompeten-Tusch der Geist Shakspeare's gänzlich weggeblasen wurde, damit er dem, sein Werk ermordenden Acteur nicht etwa den Hals umdrehe. Am ärgsten aber äußerte sich der zuschauerliche Muth solcher Theaterfüller bei dem Drama „Agnes Bernauerin", also vor etwas mehr als sechzig Jahren. Die Mehrheit des Publicums wüthete über die schändlichen Ungerechtigkeiten, die hier

auf den Brettern vorgingen, und — Geschichte hin, Geschichte her! — so konnt es nicht bleiben, daß die holdselige „Agnes“ in den Fluthen umkam, noch dazu unter erschwerenden Umständen; viel weniger aber durfte der „niederträchtige Vicedom“ etwa nur mit Verlust seines Amtes bestraft werden; eine Hinrichtung war hier unerläßlich. Das Publicum gerieth in Aufruhr und der Schauspieler, der den „Vicedom“ gab, durfte sich in keinem Gasthause sehen lassen, ohne Gefahr zu laufen, commissionsweise die beispiellosen Schläge in Empfang zu nehmen, die man, laut dem von Gott und Rechts wegen ergangenen Ausspruch der öffentlichen Meinung mindestens dem „Vicedom“ schuldig sei. Ja in Salzburg wurde ein Schauspieler Wallerschenk, nachdem er Abends zuvor Ursach gewesen, daß die schöne „Agnes Bernauerin“ umgebracht worden, an der Wirthstafel mit Messerstichen abgespeist und nur das Einschreiten bewaffneter Macht verhinderte, daß aus dem Verwundeten nicht alsbald ein Todter wurde. Können Todte noch eitel sein, mag sich besagter Wallerschenk in oder über dem Grabe dieser Begebenheit freuen: denn einzig sie ist's, die seinen Namen in den Annalen erhalten hat. — Die Wuth gegen den „Vicedom“ nahm indeß so bedenklich zu, daß endlich kein Schauspieler sein Sündenbock sein wollte. Da trat ein Retter auf — Schikaneder! Er änderte den Schluß, corrigirte die Geschichte nach dem Willen des Volks, und plötzlich las man auf den Komödien-Zetteln: „Wir geben uns die Ehre anzuzeigen, daß heute, bei der Vorstellung von „Agnes Bernauerin“, nicht diese, sondern der Vicedom von der Brücke gestürzt wird“ — Großer Beifallsruf von der außer sich gerathenen deutschen Theater-Menschheit! — und Abends Freudenthränen in Fülle: denn der bayersche väterliche Herzog schloß den so versöhnlichen Herzog gerührt in die Arme und segnete die Vermählung mit der zur Fürstin erhobenen „Agnes.“ Der Schauspieler aber, der nun den „Vicedom“ spielte, kam übermäßig in die Gunst der Menge, denn er galt für einen Märtyrer, indem er recht eigentlich starb zur Genugthuung eines hochverehrten Publicums. — Die Sache hat eben so viel Kindliches und Kindisches, und wäre nicht nachzuweisen, daß ein solcher Vergeltungssinn im Leben selbst sich wenig oder gar nicht hervorthat, er also am Scheine hing und vom Scheine lebte, müßte man ihm eine ehrenvolle Bezeichnung geben.

(Danzig, 23. Oct.) Ein trauriges Ereigniß, wie es die sturmbewegte See in dieser Jahreszeit so leicht darbietet, hat am 20. d. über einen Theil der Einwohner Zoppot's Trauer und Jammer verbreitet. Der heftige Südwest-Sturm, welcher an jenem Tage wehte, entführte in der Nacht zum 20. zwei leere am Strande liegende Fischerböte in die See. Bei anbrechendem Morgen, als die Eigenthümer derselben, die Fischer Zeyke und Kreft, diesen Verlust bemerkten, bemannten sie zwei andere Böte, um die verloren gegangenen Fahrzeuge in der hohen See aufzusuchen. Der Fischer Martin Zeyke fuhr mit seinen beiden Begleitern, der eine sein leiblicher, der andere sein Stiefsohn, zuerst ab, der Fischer Kreft folgte in seinem Bote etwa eine Stunde später nach. Bei Südwest-Sturm, welcher für den Zoppoter Strand Landwind ist, zeigt sich das Meer in der Nähe des Landes verhältnißmäßig ruhig, je tiefer man aber in See kommt, desto mächtiger wird der Wellenschlag, und wenn der Sturm heftig ist, so gestattet er keine Rückkehr mehr zum Strande. So ging es auch dem Boot des Zeyke; in hoher See angelangt, ergriffen es Wind und Wellen, Rückkehr war nicht mehr möglich, und bald stürzte ein rasender Wirbelsturm das schwanke kleine Fahrzeug so heftig um, daß es sich vier Mal in der Runde kehrte. Drei Mal tauchten die drei Männer mit auf, zum vierten Male waren die beiden Söhne aber weggespült, und nur der alte Vater hielt noch mühsam den Kiel des Fahrzeuges, welchen er in der Todesangst ergriffen hatte, umklammert. Ein Lootsenboot, Zeuge dieser Schreckensscene, eilte zur Rettung herbei, konnte aber nur dem alten Manne Hülfe bringen, die beiden jungen Fischer, deren Leichen auch noch nicht einmal gefunden sind, waren spurlos verschwunden. Der unglückliche Vater hatte noch bei dem dritten Auftauchen des Bootes gehört, wie der eine Bruder zum andern, ihn umarmend, sagte: „wir haben uns nie erzürnt, zur Mutter kommen wir nicht zurück, ich will Dich nicht verlassen,“ so verschlang sie die wüthende See. Ein auf der Rhede gelegenes Schiff nahm den Geretteten auf, von dort gelangte er mit den braven Lootsen, seinen Rettern, nach Fahrwasser und so endlich nach Zoppot, wo ihn Jammer und Verzweiflung erwarteten. Seine Stieftochter war zugleich die Braut des so eben ertrunkenen Sohnes. Die Unglückliche hatte Bruder und Bräutigam verloren. Eben in dieser Woche sollte die Hochzeit gefeiert werden; in dem neu erbauten Häuschen war zu dem Zwecke schon Alles zierlich ausgeputzt und die Hochzeitsgäste auch schon geladen. Wer diese unglückselige Braut in ihrer Verzweiflung am Ufer des Meeres umherirren gesehen, wie sie nur die Leichname ihres Bruders und Bräutigams von Gott erflehte, der hat menschliches Elend in seiner entsetzlichen Wahrheit geschaut.

(Für Uhrmacher.) Aus Java wird geklagt, daß es dort so wenig Uhrmacher gäbe, und die Uhren unverhältnißmäßig theuer und schlecht seien; überdies koste die Reparatur so viel, daß es sprichwörtlich sei, ein Reitpferd wäre auf Java billiger als eine Uhr zu unterhalten; endlich müsse man auf eine Reparatur oft ein halbes oder ein ganzes Jahr warten. Schwarzwälder Uhren werden besonders von Chinesen sehr gesucht, sind aber nur selten, und nur um 1000 Proc. theurer als in Deutschland zu haben. Deutsche Uhrenhändler können gute Geschäfte machen, besonders wenn sie Uhren dahin sendeten, deren Zifferblätter, anstatt mit römischen und arabischen, mit chinesischen Ziffern versehen wären.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proklamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 89.

Bremen, Sonntag den 7. November 1841.

Gestorben:

Nro. 986. Den 5. October 1841 starb auf der Reise von Richmond nach Bremen der Steuermann des Schiffes Elisabeth — Hinrich Heyn, 26 Jahr, von hier gebürtig.

— 987. Den 3. November. Des Amtsfischers Herm. Hilgerloh Sohn (todt geb.); Wichelnburg Nr. 3.

— 988. Den 3. — Der Bürstenmacher Christ. Herm. Wissel, 45 Jahr; Piperstr. Nr. 17.

— 989. Den 3. — Des Arbeitsm. Joh. Cord Wessling Tochter, 5 Jahr; Wichelnburg Nr. 6.

— 990. Den 3. — Des Steuermanns Hinr. Christoph Blume Wittwe, geb. Bensen, 73 Jahr; hinterm Stephanithorswall Nr. 29.

— 991. Den 3. — Des Dr. juris Carl Johann Wilhelm Köhnen Wittwe, geb. Pfankuch, 73 Jahr; am Wall Nro. 99.

— 992. Den 4. — Des Arb. Georg Wilhelmi Tochter, 7 Jahr; Hastedt.

Nro. 993. Den 4. — Des Arb. Ludewig Kahlenberg Tochter, 16 Tage; Steinthor Nr. 18.

— 994. Den 4. — Des Reepschlägers Hoh. Heinr. Viet Sohn, 4½ Jahr; Müggenburg Nr. 4.

— 995. Den 5. — Des Schneiders Georg Johannes Friedr. Farhauer Wittwe, geb. de Rueccas, 35 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 123.

— 996. Den 5. — Der Arb. Heinr. Iden, 62 Jahr; Kirchenstr. Nr. 18 (Neust.)

— 997. Den 5. — Der Arb. Diedr. Wilh. Köpcke, 53 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 249.

— 998. Den 5. — Maria Margar. Hörmann, 32 J.; hinter der Balge Nro. 4.

— 999. Den 5. — Des verst. Reepschlägers Albert Warnken Wittwe, geb. Warsleth, 85 Jahr; Müggenburg Nro. 25.

— 1000. Den 5. — Des Branntweinbrenners Johann Christoph Wiechers Tochter, 1 Jahr 4 M.; Balgebrückstraße Nro. 29.

Gebohren:

Nro. 1309. Den 31. October. Des Landmanns Arend Soltè Ehefr., geb. Averdieck, Schwachhausen Nro. 25; von einem Knaben.

— 1310. Den 1. November. Des Weinküpers Hermann Andreas Meyer Ehefr., geb. Trautmann, Barkhof Nro. 5; von einem Knaben.

— 1311. Den 2. — Des Tischlermeisters Christian Siemers Ehefr., geb. Stubbejan, kl. Rosenstraße Nro. 15; von einem Knaben.

— 1312. Den 3. — Des Amtsfischers Hermann Hilgerloh Ehefr., geb. Bartels, Wichelnburg Nro 3; von einem todten Knaben.

Nro. 1313. Den 3. — Des Maurergesellen Diedr. Schmidt Ehefr., geb. Pleiß, Düsternstraße Nr. 78 B; von einem Mädchen.

— 1314. Den 3. — Des Schuhmachers Heinr. Friedr. Kültz Ehefr., geb. Wiechmann, ubbenthorswallstraße Nro. 57; von e. Knaben.

— 1315. Den 3. — Des Agenten Wilh. Conr. Mundt Ehefr., geb. Herr, Hohestraße Nro. 8; von einem Mädchen.

— 1316. Den 4. — Des Schuhmachermeisters Johann Conrad Schneider Ehefr., geb. Kreutz; Grüßmacherstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 472. Der Schuhmachermeister zu Delmenhorst Diedr. Heinr. Frese und des verst. Schuhmachermeisters daselbst Nicol. Hinrich Schulze Wittwe Anne Margarethe, geb. Wittenberg.

— 473. Der Cigarrenmacher Joh. Heinrich Zencke und Catharine Caroline Sempff hieselbst.

— 474. Der Schweineschlachter Christoph Satterland und Anne Margrete Frese hieselbst.

— 475. Der Stuhlmacher Daniel Zincke und Catharina von Häsen aus Nördermoor.

— 476. Der Arb. Joh. Friedrich Wulff und Anna Schröder hieselbst.

— 477. Der Arb. zu Wildeshausen Heinr. Diedrich Wilh. Walting und Anna Maria Elisabeth Büscher daselbst.

Nro. 478. Der Maler Ferdinand Schultz u. Luise Wilhelmine Müller hieselbst.

— 479. Der Arb. Joachim Wilh. Christian Sievers und des verstorb. Küpers daselbst Justus Löwe Wittwe, Anne Marie Charlotte geb. Schindler, am Buntenthorssteinweg.

— 480. Der Schuhmacher Joh. Hildebrandt und Johanna Friederike Kaisers, genannt Wärtz, hieselbst.

— 481. Der Arbeitsm. zu Clüvershagen, Amts Achim, Claus Melchior Christoph Wilkens und Anna Margaretha Worthmann zu Walle.

— 482. Der Arb. zu Schwachhausen Johann Junge und Dorothea Catharina Wohlers daselbst.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Civil-Behörden.

Als Beilage zum Adreßcomtoir-Buch pro 1850.

Erscheint Sonntag den 3. November 1850.

Geburten:

1386.	Am 5. October 1844 Nachm. auf der Straße von Billwärder nach Bergedorf — Christian Heinrich Wilhelm Detlev, 26 Jahre, von hier gebürtig.	Nro. 1023.	Am 1. — Nro. Buchst. Ludwig Adalbert Joachim, 18 Tage; Barkhof Nr. 13.
1387.	Am 3. November. Nro. Buchst. Heinrich Hugo Johann Friedrich Otto (todt geb.); Billwärder Nr. 3.	— 1024.	Am 4. — Nro. Buchst. Ludwig Heinrich Theodor Ferdinand, 4½ Jahr; Neuenfelde Nr. 4.
1388.	Am 3. — Nro. Buchst. Christian Heinrich Hermann, 26 Jahre; Billwärder Nr. 12.	— 1025.	Am 3. — Nro. Buchst. Georg Johann Friedrich Hartmann Wilhelm, geb. Hartmann, 25 Jahre; Billwärder Nr. 12.
1389.	Am 3. — Nro. Buchst. Johann Heinrich Wilhelm, 5 Jahre; Billwärder Nr. 8.	— 1026.	Am 5. — Nro. Buchst. Johann Christian Friedrich, 22 Jahre; Hamm Nr. 12.
1390.	Am 3. — Nro. Buchst. Johann Christian Wilhelm, geb. Bergfeld, 73 Jahre; hiesiges Armenhaus Nr. 29.	— 1027.	Am 5. — Nro. Buchst. Johann Heinrich Wilhelm, 22 Jahre; Hamm Nr. 18 (todt.)
1391.	Am 3. — Nro. Buchst. Hans Christian Wilhelm, geb. Bergfeld, 73 Jahre; hiesiges Armenhaus Nr. 29.	— 1028.	Am 5. — Nro. Buchst. Johann Heinrich Wilhelm, 22 Jahre; Hamm Nr. 18 (todt.)
1392.	Am 3. — Nro. Buchst. Maria Elisabeth, geb. Schröder, 73 Jahre; hiesiges Armenhaus Nr. 29.	— 1029.	Am 5. — Nro. Buchst. Johann Heinrich Wilhelm, 22 Jahre; Hamm Nr. 18 (todt.)
1393.	Am 3. — Nro. Buchst. Maria Elisabeth, geb. Schröder, 73 Jahre; hiesiges Armenhaus Nr. 29.	— 1030.	Am 5. — Nro. Buchst. Johann Heinrich Wilhelm, 22 Jahre; Hamm Nr. 18 (todt.)

Ehelich:

1209.	Am 31. October. Nro. Buchstabe Nro. Wolf Ebert, geb. Bierstedt, Schneidergesellen Nro. 26; von hier.	Nro. 1313.	Am 3. — Nro. Buchstaben Nro. Schmidt Ebert, geb. Fleck, Tagelöhnerfrau Nro. 78 B; von hier.
1310.	Am 1. November. Nro. Buchstabe Johann Friedrich Ebert, geb. Tratemann, Tagelöhner Nro. 5; von hier.	— 1314.	Am 3. — Nro. Buchstabe Heinrich Friedrich Ebert, geb. Wiedemann, Arbeitsmannsfrau Nro. 37; von hier.
1311.	Am 2. — Nro. Buchstabe Christian Heinrich Ebert, geb. Stubbesiem, 11 Wochen alt; Nro. 16; von hier.	— 1315.	Am 3. — Nro. Buchstabe Johann Wilhelm Ebert, geb. Ehrlich, Tagelöhnerfrau Nro. 81; von hier.
1312.	Am 3. — Nro. Buchstabe Christian Friedrich Ebert, geb. Hartig, Arbeitsmannsfrau Nro. 31; von hier.	— 1316.	Am 4. — Nro. Buchstabe Johann Conrad Ebert, geb. Hartig, Arbeitsmannsfrau Nro. 19; von hier.

Proclamirt:

472.	Der Schiffszimmermann Johann Friedrich Diedrich Ehrt, geb. Hartig, und Dorothea Catharina Elisabeth Ehrt, geb. Hartig, Nro. 19.	Nro. 473.	Der Schiffszimmermann Johann Friedrich Diedrich Ehrt, geb. Hartig, und Dorothea Catharina Elisabeth Ehrt, geb. Hartig, Nro. 19.
473.	Der Cigarrenmacher Joh. Heinrich Hermann Ludwig Ehrlich, geb. Ehrlich, und Dorothea Elisabeth Ehrlich, geb. Ehrlich, Nro. 19.	— 474.	Der Cigarrenmacher Joh. Heinrich Hermann Ludwig Ehrlich, geb. Ehrlich, und Dorothea Elisabeth Ehrlich, geb. Ehrlich, Nro. 19.
474.	Der Schneidergeselle Christoph Wilhelm Ehrlich, geb. Ehrlich, und Dorothea Elisabeth Ehrlich, geb. Ehrlich, Nro. 19.	— 475.	Der Schneidergeselle Christoph Wilhelm Ehrlich, geb. Ehrlich, und Dorothea Elisabeth Ehrlich, geb. Ehrlich, Nro. 19.
475.	Der Tischlermeister Daniel Heinrich Ehrlich, geb. Ehrlich, und Dorothea Elisabeth Ehrlich, geb. Ehrlich, Nro. 19.	— 476.	Der Tischlermeister Daniel Heinrich Ehrlich, geb. Ehrlich, und Dorothea Elisabeth Ehrlich, geb. Ehrlich, Nro. 19.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 90.

Bremen, Donnerstag den 11. November 1841.

Freimarkts-Nachklänge.

Das Lied von der „Kenebel."

In Aller Herzen lebt nur Eine,
In jedes Busens heil'ger Zell'
Erglänzet wie mit Glorienscheine
Der Zaubername: „Kenebel."

Wie wär' an Ordnung da zu denken,
Wo jedes Haupt spirituel,
Wo tausend Füße leicht sich lenken
Zur Sonnenbahn der „Kenebel."

Der Millionair entflieh't dem Gelde
Und seinem schimmernden Hôtel,
Damit er ihr den Gruß vermelde,
Der grazienhaften „Kenebel."

Der Staatsmann legt in aller Stille
Bei Seit' den trock'nen Macchiavel
Und säubert seine gold'ne Brille
Zum Anschau'n einer „Kenebel."

Der Studios gehorcht im Saale
Nicht mehr der Stimme des Pedell;
Er hat geschlürft aus goldner Schaale
Den Liebestrank der „Kenebel."

Der Geometer selbst wird schwanken,
Verwechselt schräg' und parallel,
Denn ewig haften die Gedanken
Am Zirkelschlag der „Kenebel."

Der Musketier auf wind'gem Posten
Weiß nicht Parole, nicht Apell;
Ihn drängt es, Himmelsbrot zu kosten
Im Circus einer „Kenebel."

Der Koch vergißt die Casserolle
Sammt Rinderbrust au naturel,
Und trägt die eigne Brust, die volle,
Zur heißgeliebten „Kenebel."

Der Ladenjüngling giebt den Damen
Statt Gros de Naples jetzt Flanell;
Er hat nur Blicke, hat nur Namen
Für seine süße „Kenebel."

Der Küper selbst reicht vielen Kunden
Neapel-Branntwein für Lunel;
Er hat den reiner'n Geist gefunden
Beim Pas de Shawl der „Kenebel."

Sogar die tiefbetrübten Gerber
Verschmerzen ihr verschwemmtes Fell;
Wär' solch' Geschick auch zehnfach herber:
Noch giebt es eine „Kenebel."

Der Schneider springt vom hohen Tische,
Läßt Scheere, Nadel, Maaß und Ell',
Damit sein Herz sich neu erfrische
Am Elfentritt der „Kenebel."

Der Bauer zahlt in solchen Tagen,
Nicht mehr dem Schulzen sein Gefäll,
Weil er das Geld zu ihr getragen,
Zur zephyrleichten „Kenebel.“

Der kitzliche Begriff von Ehre
Führt ferner nie mehr zum Duell;
Es schwören ganze Feindes-Heere
Zur Fahne einer „Kenebel.“

Kein Mensch fleh't mehr bei jungen Frauen,
Bei Wittwen um ein Curatel;
Man will nur sie, die Einz'ge schauen,
Die engelgleiche „Kenebel.“

So fliegt Ein Wort durch alle Weiten,
Von nied'rer Elb' zum Archipel,
So klingt es wie für ew'ge Zeiten:
Es giebt nur Eine „Kenebel.“

Denn was im fliehenden Jahrhundert,
Im Schwanken zwischen Well' und Well',
Jedweder Rang und Geist bewundert,
Sind nur die Pas der „Kenebel.“

Erfindung der Braunschweiger Mumme.

(Schluß.)

4.

Es war keinem Zweifel unterworfen, daß der Bürgermeister Lafferda, trotz Caspar Klinte's Einwendungen, für Mumme den Mädchenpreis bestimmte. — Der erste Rathsherr der Altstadt fühlte seine Nierensteine gar nicht, seit er Mumme's Gebräu trank, und wurde der lebhafteste Wortführer des Erfinders. — Fluchend und racheſprühend stürzte Caspar fort und schwur, ehe er den Tod im Kriege fände, müsse er den glücklichen Nebenbuhler an der Ecke seines Hauses hangen sehen, wo ihn der Teufel baldigst aufknüpfen werde.

Christian Mumme wurde aber ein angesehener, wohlhabender Mann, sein Ruhm verbreitete sich in alle Welt und als er seine Margarethe als Weib in das Haus führte, sagte er scherzhaft: „der böse Caspar will mich an der Ecke des Hauses hangen sehen — sein Schwur soll erfüllt werden.“ — Er ließ darauf in den Eckständer sein Bildniß mit einem großen Paßglase eingraben und darüber an einer Stange das Rückgrat eines Fisches knüpfen, zum Zeichen, daß Mumme's Gebräu über das Wasser versendet werde. —

Immer höher stieg Mumme's Ruf, selbst die fernen Fürsten verlangten von seinem Biere, und als die beiden Herzöge, der Aeltere und Jüngere; sich mit der Stadt Braunschweig verständigt und einen Huldbrief erlassen hatten, wodurch auch die ersten Grundlagen der spätern Messen gelegt wurden, da sandte Mumme sogar sein Gebräu über's Weltmeer und die Stadt wurde reich durch den neuen Verkehr und Handel. Die Bürgermeister thaten dem fleißigen Brauer Alles zur Liebe und Morian's Bauch wurde immer schwerer mit dem Geldseckel, der an seinem Gürtel hing. Caspar Klinte aber zehrte ab in Gram und Zorn und als er sich endlich in sein Schicksal gefunden hatte und sich ermannen wollte, um in den Krieg zu ziehen, da war er so schwach, daß er kein Schwert halten konnte. Alle Mittel halfen nicht und Morian erzählte es einst dem glücklichen Mumme.

„Mein Gebräu werde auch Arznei gegen den Tod! gelobte ich einst — ich will ihn retten!“ — sprach Mumme. Zutrauungsvoll brachte er dem Schwachen einen vollen Becher und schon am ersten Tage nach der Aussöhnung beider Nebenbuhler spürte Caspar neue Kraft in seinen Adern. — Er trank fort, und wurde endlich so stark und gesund, daß er den schwersten Panzer tragen konnte, der in der Stadt war. Zum Danke für seine Genesung wurde er jetzt der eifrigste Freund des Brauers, und so oft er an seinem Eckhause vorüberging, verneigte er sich vor dessen Bildnisse, welches freundlich mit dem Paßglase vom Eckständer lächelte.

Das Haus des berühmten Mumme steht bis auf diese Stunde an der Ecke des alten Petrithores, noch sieht man den eingehauenen Mann mit dem Glase, und wohl Mancher ging vorüber wie es einst Caspar Klinte that, voll Dankgefühl, daß der einstige Besitzer in diesem unscheinbaren Hause ein so vortreffliches Gebräu erfunden hatte.

Das Glas Wein.

1.

Unter der Regierung Ludwig's XIV., ungefähr um das Jahr 1650, nahm Frau von Neuillant ein junges Mädchen, eine Waise von guter Familie, zu sich. Das

hübsche Kind hieß Frangoise, und ihre edle Wohlthäterin nannte sie ganz einfach Francine.

Mit 15 Jahren war Francine durch die Gnade Gottes, ihre Kenntnisse und ihre Schönheit, ein seltenes weibliches Wesen zu nennen; obgleich sie sehr geistreich und sehr hübsch war, glänzte sie weniger noch durch ihr Gesicht und ihren Geist, als durch einen religiösen Sinn und durch einen seltenen Verstand. — In dem gewöhnlichen Kreise ihres weltlichen Lebens war Francine ein wahrhaft reizendes, ein junges, vollkommenes Mädchen. Stolz und zugleich anspruchslos, nachsichtig gegen Jedermann und streng für ihre eigene Person, wie für die Fehler ihres Charakters, einfach, aber immer mit vielem Geschmack und natürlicher Eleganz geschmückt, kokett ohne Absicht, fromm ohne Heuchelei, scherzhaft ohne Bosheit, gut ohne Rückhalt, wohlthätig, ohne sich damit zu brüsten, verschwenderisch ohne Prahlerei, machte der kleine Schützling der Frau von Neuillant die Freude und das Glück ihrer Wohlthäterin, ihrer zweiten Mutter aus.

Dennoch hatte Francine mit 15 Jahren, trotz aller jener seltenen Eigenschaften, zwei große Schwächen, welche man nicht leicht bei jungen Personen dieses Alters antrifft, und noch weniger, wenn sie Waisen, arm und verlassen sind: sie besaß einen Stolz ohne Maaß, einen Ehrgeiz ohne Gränzen.

Eines Tages las man mit lauter Stimme in dem Salon der Frau von Neuillant einige Bruchstücke eines Gedichts des Fürsten der lateinischen Poesie; bei jedem Wort, bei jedem Vers, bei jeder merkwürdigen Stelle dieser Lektüre äußerte Francine unverholen ihre Bewunderung über die herrliche Dichtung, welche sie doch unmöglich verstehen konnte; der Vorleser hielt lächelnd inne, und blickte auf die hübsche Verehrerin Virgils, indem er sie mit etwas boshafter Höflichkeit fragte, ob sie Lateinisch verstände? — „Nein," entgegnete sie stolz; „aber was ich nicht verstehe, errathe ich!"

In Francinens Augen konnte die Armuth in keiner Art, weder der Größe, noch der vornehmen Geburt Nachtheil bringen, und bisweilen pries sie freudig den edlen alten Stammbaum ihres Geschlechts; eines Tages hatte der gelehrte Herr von Hozier den Muth, ihr mit Recht oder Unrecht zu sagen, daß ihre Familie weder von altem noch berühmtem Adel sei. — „Gleichviel!" entgegnete die schöne Ehrgeizige; „waren meine Vorfahren nicht berühmt, so werde ich versuchen, mich selbst zu erheben!"

Unter den Gästen und Tischgenossen, welche sich täglich in den Zirkeln der Frau von Neuillant drängten, befand sich auch ein sehr reicher, sehr häßlicher, sehr kühner, und in der Stadt durch seine Unbesonnenheiten und den Ungestüm seines Herzens berüchtigter Edelmann; schwatzhaft, leichtfertig, geistreich und anmaßend, hatte der Chevalier von Méré aus dem Umgange und der Freundschaft des alten Marschalls von Bassompierre den Geschmack an den verliebten Abenteuern, den Epigrammen und den Duellen geschöpft. Im Innern seiner Seele war Herr von Méré für alles Gute der empfänglichste, der gefühlvollste Mensch von der Welt. Ohne Zweifel war er sich seiner Häßlichkeit bewußt, und man hätte glauben mögen, er versuche es, sie unter einer erborgten Maske, das heißt unter der schamlosesten Grobheit und Frechheit zu verbergen; leider gefiel der Unglückliche sich darin, ohne dazu gezwungen zu werden, seinen Charakter noch häßlicher als sein Gesicht zu zeigen.

Dieß war der erste Verehrer, der erste Bewunderer Francinens, der liebenswürdigen Pflegetochter der Frau von Neuillant. In wenigen Monaten, und ohne daß Jemand es ahnte, schien Herr von Méré vollständig verwandelt: er zeigte sich unermüdlich in der Nähe des verwaisten Mädchens, immer achtungsvoll, immer galant und oft bis zur Schwachheit zärtlich; er sprach von der Moral, wie von einem Manne, den er bewundere, ohne den Muth zu besitzen, sie auszuüben; er sprach von der Tugend, wie von einer tröstenden Geschichte, welche er früher gehört, gelernt, aber vergessen hatte, und deren sich noch zu erinnern er sich Mühe geben wolle; er sprach von der Religion wie von einem heiligen Joch, welches er von weitem anbetete, und dem er sich mit seiner entweihten Hand oder mit seinem unwürdigen Herzen nicht zu nahen wage; er sprach von dem Adel wie von einem reichen und schönen Vermächtniß; er sprach von der gefährlichen Richtung seines hellen Geistes, indem er den besonnenen Verstand pries; mit Einem Worte, der Chevalier von Méré beugte, sich erniedrigend, sein Knie, um der Moral, der Tugend, der Religion und der hohen Weisheit eines jungen Mädchens zu huldigen.

Eines Morgens, bereit eine lange Reise anzutreten, beeilte Herr von Méré sich, bei Frau v. Neuillant Abschied

zu nehmen. Nachdem er die Schwelle der Eingangsthür überschritten, glaubte er ein Geschrei, Aechzen und Schluchzen zu vernehmen; er befragte die Dienerschaft, und man sagte ihm: seit einer Stunde hat Frau von Neuillant aufgehört zu leben.

Schnell drang der Chevalier in die Gemächer des Hôtels, durch eine klagende Stimme, welche ihm bekannt zu sein schien, angezogen; er stürzte in ein mit besuchabstattenden Gleichgültigen und Freunden angefülltes Zimmer; zitternd näherte er sich, und gewahrte Francine, welche weinend neben der Todten auf ihren Knieen lag, und mit herzzerreißenden Tönen schrie: „Meine Mutter, meine Mutter! So erwache doch!“

Herr von Méré fühlte bei dem traurigen Anblick dieses herben Schmerzes sich tief ergriffen; als später die neuen Besitzer des Hauses sich zwangen, der Waise einige Worte ohne Bedeutung oder des verächtlichen Mitleids zu sagen, ergriff der Chevalier die Hand des jungen Mädchens, bat sie leise, den Erben ihrer alten Freundin eine Verbeugung zu machen, und zog sie weit mit sich fort aus dem Hause, wo Frau von Neuillant ausgeathmet hatte, ohne den Erben ihrer Juwelen, ihres Wappens und ihres Vermögens ihr edles Herz und ihren gebildeten Geist zu hinterlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einfluß der Künste und Gewerbe auf Gesundheit und Lebensdauer der Menschen.

(Schluß.)

Die Bäcker haben außer der Hitze auch noch den nachtheiligen Einfluß des Mehlstaubes zu ertragen, der jedoch noch häufiger bei den Müllern als Ursache vieler Gesundheitsstörungen anzuklagen ist. Der Mehlstaub fällt auf die Lungen, und schadet diesen durch mechanische Reizung, ferner verklebt er die Poren der Haut, stört die freie Ausdünstung derselben, die für die Gesunderhaltung des Körpers von der größten Wichtigkeit ist; er befällt endlich alle Theile, die Augen, die Ohren, nicht ohne Nachtheile für die betreffenden Organe. Daher finden sich bei Müllern Hautkrankheiten und langwierige Lungenleiden, Augen- und Gehörkrankheiten. Daher erscheinen sie meist blaß und kränklich und erreichen im Allgemeinen kein hohes Alter, wenn sie beständig auf der Mühle beschäftigt sind, während diejenigen ihrer Gehülfen, die mit dem Tragen der schweren Korn- und Mehlsäcke beschäftigt sind, wie alle Lastträger, häufig an Brüchen leiden.

Auch bei einigen andern Gewerben, von denen ich hier nur die Steinmetzger, Kalkarbeiter, Kürschner, Seiden-, Hanf- und Flachshaspler, die Arbeiter in Tabacksfabriken u. s. w. nennen darf, ist der Staub ein um so gefährlicherer Gesellschafter ihrer Arbeiten, je mehr er eine besondere beißende oder brennende Eigenschaft besitzt, wie der Kalk- oder Tabackstaub. Daher finden sich bei Steinmetzgern wichtige Lungenkrankheiten sehr häufig. Die Kürschner, welche häufig den stinkenden fressenden Staub des fertigen Pelzwerkes einzuathmen haben, leiden ungewöhnlich viel an Lungenkrankheiten, welche bei ihnen durch die sitzende Lebensweise oft mit Unterleibskrankheiten verbunden sind.

Der durch sein Werk über die Krankheiten der Handwerker berühmte Professor Ramazzini sagt von den Arbeitern, welche sich mit dem Aushecheln der nach dem Aushaspeln der besseren Seide übrig gebliebenen Seidenkuchen beschäftigen, daß sie sich in einer fortwährenden Staubwolke befinden, daher meist an einem trockenen Husten leiden und selten ein so hohes Alter erreichen, als sie ohne dies Gewerbe erlangt hätten. Die Worte lassen sich auch auf die Hanf- und Flachshechler und auf die Zubereiter der Wolle und Baumwolle anwenden. —

Zur Verhütung des Eindringens der Staubtheilchen in die Athmungsorgane sind verschiedene Vorrichtungen angegeben worden, die jedoch für die Praxis zu unbequem sind, und von den Arbeitern wenig Beachtung gefunden haben.

Die Ausdünstung thierischer Substanzen, wie sie in Schlachthäusern, Seifensiedereien und Gerbereien und ähnlichen Gewerben Statt findet, wird von Manchen als etwas der Gesundheit Nachtheiliges betrachtet; indeß waltet bei dieser Klasse von Handwerkern im Allgemeinen ein so trefflicher Gesundheitszustand ob, daß das Nachtheilige dieser Einflüsse nicht eben daraus zu erkennen ist. Bekannt ist es wenigstens, daß Schlächter und Gerber im Allgemeinen kräftig und gesund sind. Auch die Seifensieder, wenn auch von den Ausdünstugen der Thierabfälle stark belästigt, sind meistens gesund, wenn sie sich erst an den

von dem siedenden Fett aufsteigenden Dunst gewöhnt haben. Vorher leiden sie freilich nicht gar selten an Kopfschmerz, Uebelkeit und Erbrechen.

Noch so manche Kunst, so manches Gewerbe könnte hier aufgeführt werden, um den nachtheiligen Einfluß auf Gesundheit und Lebensdauer des Menschengeschlechts zu beweisen, fürchtete ich nicht, die diesem Aufsatze gesteckten Grenzen zu überschreiten. Die Betrachtung der Weltgeschichte zeigt aber die unbestreitbare Thatsache, daß mit der weiteren Entfernung vom einfachen Pfade der Natur, mit der Vermehrung der Bedürfnisse der Mensch zahlreicheren Krankheiten unterliegen muß.

Schmerzlich ist die Erfahrung, daß der sinnende Mensch die Anwendung der ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten und Kräfte, das Bestreben, die Wonne des Daseins durch unzählige künstliche Erfindungen zu vergrößern, neue Quellen des Erwerbes zu seiner und seiner Mitmenschen Erleichterung hervorzurufen, daß dieser, indem er Reichthum, Ehre und Glück über ganze Länder verbreitet, doch selbst diese rühmlichen Bestrebungen mit dem Kostbarsten büßen muß, was er besitzt, mit Gesundheit und Leben, daß die Erwerbsquellen, welche Nationen groß und herrlich machen, vielen Tausenden Kummer, Siechthum und Tod bereiten. Unnennbar groß wäre daher das Verdienst derjenigen, die es unternähmen, wie einst Ramazzini vor 110 und Ackermann vor 60 Jahren, die von Künsten und Handwerkern, deren viele in unserer Zeit der Erfindungen eine ganz neue Gestalt gewonnen haben, abhängigen Krankheiten ausführlich zu beschreiben und die Mittel zu ihrer möglichsten Verhütung und Heilung zu erforschen und mitzutheilen. Unmöglich wäre das Wissen eines Einzelnen umfassend genug, eine solche Riesenarbeit mit genügendem Nutzen für die Menschheit auszuführen, zu welcher vielmehr viele genau Unterrichtete sich die Hände zu einem gemeinsamen Wirken reichen müßten.

---

† Ein Wort über Zölle.

(Eingesandt.)

Hohe Zölle, Steuern, Posttaxen u. s. w., verringern die Einnahmen statt sie zu erhöhen, aus dem Grunde der Ersparung, des Schmuggelns, und der Kosten, das Letztere zu verhüten. Um eine starke Einnahme zu erhalten hat man auch auf Salz eine hohe Abgabe gelegt, in der Voraussetzung, daß dieses nicht gespart werden könnte. Indeß lehrt die Erfahrung, daß es dennoch geschiehet. Reisende können bei dem Genuß der Speisen gleich wissen, ob eine hohe Salzsteuer im Lande ist oder nicht. Das Salz wird auch dem Vieh zum größten Nachtheil entzogen. Wie hoch sich die Kosten belaufen das Schmuggeln zu verhindern, ist bekannt; nicht zu gedenken, daß mancher Mensch wegen einer Kleinigkeit Salz, Kaffee oder dgl. von den Douanen todtgeschossen wird.

Sogenannte Schutzzölle, zum Aufkommen inländischer Fabriken ist eine indirekte Steuer auf das ganze Land zum Besten einzelner Fabrikanten, also nicht gerecht. Ein Land, welches wegen Mangel an rohen Produkten, hoher Preise der Lebensmittel, seiner Lage u. s. w. mit dem Auslande nicht Preis mit seinen Fabrikaten halten kann, muß auf dergleichen Fabriken Verzicht leisten.

Wenn mehrere Länder sich verbinden, einen Zollfuß einzuführen, und den Ertrag desselben, nach Abzug der Kosten kopfweise zu vertheilen, kann dieses nur Nachtheil bringen. Die Verbandsländer, welche am mehrsten Schmuggeln und am wenigsten ausländische Waare verbrauchen, stehen im Vortheil gegen diejenigen, die viel verbrauchen und ihrer Lage nach nicht schmuggeln können. Beiläufig führen wir an, daß die Bevölkerung — laut öffentlichen Blättern — in den Zollvereinsstaaten, ohngeachtet des starken Auswanderns, bedeutend zunimmt, der Grund davon mag seine Erklärung darin finden, daß die Zolldividende nach Kopfanzahl vertheilt wird.

Durch eine Verbrüderung mehrer Länder zu einem Zollfuß verlieren die Staaten, die sich verbrüdern, ihre Selbstständigkeit und bleiben nicht mehr ihre eigenen Herren.

Gränzbewohner des preußischen Zollvereins erheben sich in öffentlichen Blättern und bemühen sich dem Zoll Ruhm zu spenden, fordern die Nachbar-Staaten dringend auf, sich ihm anzuschließen. Ihre geheime Absicht dabei ist, daß die Erhebung des Zolls von ihnen entfernt werden möge, daß der so lästige Zoll aufgehoben werde, dies auszusprechen fehlt ihnen der Muth. Sie scheinen indeß selber einzusehen daß ihr Auffordern keinen Eingang finden kann, sie fügen indeß als Lockspeise hinzu: grade als wenn derselbe die Kraft besitze, deutsch zu machen, Deutsche sind wir lange vor Ein-

führung des preußischen Zolls gewesen. Der echte Deutsche liebt sein Vaterland und seine Freiheit, gutwillig hat er seinen Nacken nie unter fremde Herrschaft gebeugt. Seine Freiheit zu bewahren hat er einen Bund geschlossen, wo Einer für Alle und Alle für Einen stehen. Durch diesen ist eine Einigung da, die durch einen Zoll nicht erst gesucht werden darf. Ein Zoll kann sie nicht hervorbringen, selbst in der Zollsache nicht, deshalb bestehen auf den Gränzen der einzelnen Staaten, die zum preußischen Zoll gehören, noch Ausgleichungszölle. Wenn wir in öffentlichen Blättern den Aufruf zum Anschluß an denselben lesen, fällt uns jedesmal unwillkürlich die Fabel von dem Fuchse ein, der durch einen Schuß seine Lunte (Schwanz) verloren hatte und sich bemühte, den andern Füchsen weis zu machen wie gut er es nun hätte, sie müßten sich alle ihrer Lunte entledigen, damit sie sich gleich wären u. s. w. Die Füchse lachten ihn aus.

Die Hansestädte sind auch aufgefordert dem preußischen Zoll beizutreten. Wenn sie sich dazu bereden ließen, welchen Nutzen würden sie dadurch erlangen, den sie sich durch Handelsverträge nicht verschaffen könnten! Wir wissen keinen anzugeben. Dagegen liegt der Schaden, den sie davon hätten, deutlich vor Augen. Wir wollen hier nur von Bremen sprechen, was indeß auch Bezug auf unsere Schwesterstädte hat.

Schon früher ist in dem hiesigen politischen Wochenblatte evident erwiesen, daß wir durch einen Anschluß an den preußischen Zoll, jährlich 500,000 Rt. einbüßten. Diesen Verlust müßten wir durch den Schoß decken; denn wenn wirklich auch ein paar Fabrikanten für einige Thaler von ihren Fabrikaten mehr ausführen könnten, ja wenn sie 500,000 Rt. durch Anschluß an den preußischen Zoll gewönnen, würden sie solche hergeben den Schaden zu ersetzen, den uns der Zoll zuführte? Gewiß nicht. Selbst thäten sie es, könnten damit die Unannehmlichkeiten, die ein solcher Zoll an den Gränzen erzeugt, vergütet werden? Bremen und seine Schwesterstädte liegen an der Gränze.

Wäre Bremen unter dem preußischen Zoll — dem man seither den Namen deutschen Zoll zu geben sich bemüht hat — müßte sich jeder Einwohner gefallen lassen, daß seine Wohnung, Packräume, Schreibstube, Handlungsbücher, die Taschen auf den Straßen u. s. w., so wohl bei Tage als bei Nacht, von den Zöllnern visitirt würden. — Die Franzosen visitirten nur am Tage. — Niemand könnte einen Mengel Getränk oder ½ Pfund Waare, ohne Schein von dem Verkäufer, sicher über die Straße bringen, geschweige Parthien von Waare. Wir freien Bürger würden durch Anschluß an den Zoll zu Sklaven herabsinken und uns die Taschen von Fremden untersuchen lassen.

Wie sehr große Staaten gewinnen, wenn sich ihnen kleine anschließen, davon giebt Hannover ein Beispiel, es muß den Ausfall, den seine Einkünfte dadurch leiden, daß Braunschweig sich von dem Zollverbande losgesagt hat, durch Erhöhung der Steuern ersetzen.

Ein freudiges gutes Zeichen der Zeit ist es, daß der König der Niederlande anerkannt hat, daß die Vortheile, welche eine Zollverbrüderung vorspiegelt, sichrer durch Handelsverträge zu erlangen sind.

Hoffentlich werden die Staaten in der Folge den Handel durch Handelsverträge erleichtern, und den Gedanken aufgeben, dieses durch einen gemeinschaftlichen in Eine Casse fließenden Zoll bewirken zu wollen. Durch einen Nichtbeitritt können die Hansestädte ihren Handel nicht verlieren, so lange das Inland Ausfuhr und Einfuhr bedarf, und den Zollbrüdern ist es gleich, ob sie den Zoll an ihren Gränzen bezahlen, oder ob er schon auf den Preis der Waare geschlagen ist.

---

* Die Friedhöfe zu Bremen.

Unter diesem Titel ist dieser Tage, in Commission bei C. Schünemann eine kleine Brochüre erschienen, deren seelen- und gemüthvoller Verfasser gern die stillen Gärten der Todten in unserer Stadt besucht, zur Erinnerung an seine Verstorbenen, die fern von ihm ihre Ruhe gefunden, und weil er sich wohl und heimisch fühlt an dem Orte, der so theure schöne Saaten birgt, den ach so viele umgehen, weil sie sich nicht an ihr Ende erinnern mögen, und viele, weil sie die Todten so leicht vergessen. — Der Verfasser rühmt in dieser Schrift die Einfachheit unserer Friedhöfe, von denen er seinem fernen Sohne eine Beschreibung giebt, er preis't es, daß Frauen und Jungfrauen die Gräber besuchen und schmücken, und ehrt dieses als einen edeln religiösen Volksgeist in Bremen; er entwickelt die Zeugnisse des Gemüths für Gott, Unsterblichkeit und Wiedersehen, auf eine, nur ihm eigenthümliche Weise, die wir unsern Lesern und Leserinnen besonders empfehlen können. — Wir müssen und sollen es Alle bedenken, daß der Friedhof der Ort ist, den keiner umgehen kann, darum sollten wir uns auch nicht ihm so entfremden, sondern uns bei Zeiten darauf umsehen, gern alles annehmen, was gefunden werden kann in der Tiefe des Geistes und Gemüths, uns mit dem Unvermeidlichen zu versöhnen, uns zu trösten über den Verlust der Geliebten, und vor Allem uns zu erinnern an das Gebet: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen."

U.

Dem Verfasser: „Die Friedhöfe zu Bremen" Herrn Dr. S.....

(Eingesandt.)

Der Friedhof verhüllt die Hülle verklärter Geister. —
Verklärter Geist enthüllt sich in Dir schon als Meister. —

Auflösung der Charade in Nro. 89.

Haarbeutel.

Miscellaneen.

(Das eiserne Gerippe für die obere Pyramide des St. Stephansthurmes.) Aus Wien. Schon seit langer Zeit hat kein Bauobject das allgemeine Interesse so sehr in Anspruch genommen, und so viel Bewunderung erregt, als das in der Maschinen-Werkstätte unseres so rühmlich bekannten Mechanikers Bollinger verfertigte, und in dem großen Hofraume aufgestellt gewesene eiserne Gerippe für die obere Pyramide des Stephansthurmes, welches sowohl in Betracht des Materials, als der zweckmäßigen Form und der Zusammenfügung den Beifall aller Sachkenner erhalten, und mit Recht bewundert und angestaunt worden ist. Für jene, welche dieses Gerippe nicht gesehen haben, wollen wir versuchen, es zu beschreiben:

Auf einem eisernen Fundamente befestigt, erheben sich acht flachdreikantig verrippte schmiedeiserne Streben, in pyramidalischer Form bis zum Knaufe, wo sie am Obertheile durch zwei massive eiserne Doppelkränze, so wie auch in gewissen Zwischenräumen durch doppelte Winkelreife untereinander zu einem feststehenden Ganzen verbunden sind. So steht dieses zerlegbare eiserne Strebengebäude für die Dauer vieler Jahrhunderte geeignet, in einer Form da, wie sie die Erfahrung, und die daraus hervorgegangenen Grundsätze neuester Baukunst für die möglichst längste Dauer konstruiren konnten. Am Thurme wird dasselbe sodann mit Steinen umkleidet, und durch eingelassene Eisenreifen — Lage für Lage — an das Hauptgerippe, und zwar in einer Art angeschlossen, daß die verschiedenen Dimensions-Variationen, die bei dem Wechsel der Temperatur zwischen Stein und Eisen Statt finden, auf die Festigkeit und Dauer der Verbindung jenen schädlichen Einfluß nicht mehr ausüben können, wie es bei der früheren Bauart leider der Fall gewesen ist, wo nur Klammern und Bolzenverbindungen dem Kampf des Dimensions-Wechsels zwischen Stein und Eisen keinen hinreichenden Widerstand zu bieten im Stande gewesen sind, daher auch zur nördlichen Krümmung Veranlassung geben mußten. Es ist bekannt, daß die Wärme das Eisen ausdehnt, und die Kälte es zusammenzieht, daher die nördliche Eisenverbindung der alten Thurmpyramide gegen die südliche durch eine ungleiche Einwirkung der Temperatur auch eine Dimensions-Differenz erfahren mußte, so daß durch eine Zeit von mehreren Jahrhunderten endlich durch die Mittagssonne die südliche Eisenverbindung gegen die nördliche eine größere Ausdehnung erleiden, und bei der einmal angenommenen nördlichen Neigung, dieselbe durch den veränderten Schwerpunkt um so mehr beibehalten mußte. Daß nach Einsicht dieser Erscheinung und der Ursache die Thurmpyramide, wenn sie auch schon in der vorigen ganz gleichen Form von Außen dastehen sollte, in der innern Verbindung eine andere Construction erhalten müßte, war außer Zweifel. Diese neue Art des Entwurfes, so wie die umsichtige Ausführung, bei welcher Festigkeit und Dauer mit der mindesten Belastung vereinigt wurden, verdient die vollste Anerkennung und öffentliche Würdigung. Diese zerlegbare Eisenpyramide ist bereits in dem Herstellungsorte abgetragen, und wird, wenn es die Witterung zuläßt, noch im Laufe dieses Spätherbstes am Stephansthurme aufgestellt werden. Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, Ihre kaiserl. Hoheiten die Erzherzöge Karl, Franz Karl, Rainer, Ludwig, so wie alle obersten Chefs der ersten Civil- und Militärbranchen haben diese Pyramide zu besichtigen, und sowohl über die Art des Entwurfes als die Ausführung, die vollste Zufriedenheit zu äußern geruhet. Die Uebertragung der Ausführung dieses so wichtigen Objektes ist für Hrn. Bollinger der glänzendste Beweis des ehrenvollen Vertrauens, das selbst die hohen Staatsbehörden in seine Leistungen setzen."

Sollte Bremen nicht auch eine solche Pyramide auf den Stephans-Thurm setzen?

(Abstammungen.) Der Granatapfel stammt aus Asien; die Bohne aus Indien; der Jasmin aus Indien; der Salat von der Insel Kos; der Lorber von der Insel Kreta; die Linse aus Frankreich; die Lilie aus Syrien; die Melone aus dem Orient oder aus Afrika; die Narzisse aus Italien, die welsche Nuß aus Asien; die Nelke aus Italien; die Zwiebel aus Egypten; die Olive aus Griechenland; die Orange aus Indien; die Pfirsche aus Persien; die Petersilie aus Indien und Medien; die Kartoffel aus Brasilien; die Pflaume aus Syrien; der Reis aus Aethiopien; der Rettig aus China; das Haidekorn aus Asien; der Flieder aus Persien; der Taback aus Amerika; der Thee aus China; der Erdapfel aus Amerika; die Tulpe aus Cappadocien.

(Dresden im Oct.) Die Residenz streckt und dehnt sich nach allen Seiten hin aus, am meisten gewinnt die Antonstadt in der Gegend des Bahnhofes und längs dem Eisenbahnarm selbst. Für eine solche von Fremdenzügen durchwogte Stadt wie Dresden geschieht übrigens verhältnißmäßig wenig im öffentlichen Comfort. Es fehlt in der Stadt an einem großartigen geschmackvollen Etablissement als Centralpunct der öffentlichen Geselligkeit, wie andere große Städte dergleichen besitzen. Inzwischen ist das Café français mit seinen heitern Räumen, seinem Zeitungsreichthum und billiger comfortabler Bewirthung zu allen Jahreszeiten ein vielbesuchter Sammelplatz Einheimischer und Fremder. — Ein ungarischer Graf Szapary erregt hier Aufsehen durch seine magnetischen Curen, welche alle bisher bekannten Thatsachen überbieten sollen. Der Aufforderung eines hochgestellten Mannes zufolge hat er die Heilung von dessen schwerkranker Tochter unter der Bedingung übernommen, hier eine magnetische Klinik anlegen zu dürfen, zu welchem Zweck er auch das Hözelsche Grundstück in der Nähe des Linkeschen Bades an sich brachte.

(Erfindung.) Der preußische Obrist von Decker hat eine Abfeuerungsmethode für Geschütze erfunden, welche allen Anforderungen zu entsprechen scheint, indem sie Einfachheit und Sicherheit vereinigt und die Beibehaltung der bisherigen Brandröhrchen (Schlagröhren) gestattet. Er benutzt dabei das gewöhnliche Piston für Infanteriegewehre und das gewöhnliche Zündhütchen. In Nassau, Darmstadt, Karlsruhe und Ludwigsburg (Gmünd), haben

mit dieser Abfeuerungsmethode angestellte Vorversuche sehr befriedigende Resultate gegeben, welches um so erfreulicher ist, da die Abfeuerung durch Friction, selbst da, wo sie eine Zeit lang sich zu bewähren schien, allmälig bedeutende Zweifel an der gerühmten Untrüglichkeit erfahren hat und noch täglich erfährt. In Baiern hat dagegen die Methode des Obersten v. Decker keinen Eingang finden können. Bewährt sich die Methode des Obersten v. Decker, so ist ein Problem endlich gelöst, wonach alle Artillerien seit länger denn zwanzig Jahren vergeblich gestrebt haben.

(London.) Im Victoria-Theater ist dieser Tage ein Theil der Gallerie unter der Last der Zuschauer eingebrochen. Ein junges Mädchen brach das linke Bein, und ein halbes Dutzend andere Personen wurden mehr oder weniger verletzt; indessen war schon am nächsten Abend die Gallerie eben so stark besetzt, als gewöhnlich.

(Unfall.) Man schreibt aus Tuttlingen, 19. October: „Vorigen Freitag ereignete sich in Kolbingen auf dem Heuberge folgender Unglücksfall: Einem Knaben von 12 Jahren, der zwei Ochsen zur Tränke trieb, sprang der eine derselben davon, und eilte in's Feld, der Knabe verfolgte ihn, kehrte aber Abends, nachdem der Ochse längst heimgekommen war, nicht mehr zurück. Eine den folgenden Tag veranlaßte Streife blieb erfolglos. Erst letzten Montag fand man den Knaben in einem kleinen schmalen Thal, das mit kurzem Gesträuch und kleinen Tannen zum Theil überwachsen war, an einem Tännchen angelehnt, todt, am Kopfe mehrere Wunden, am Leibe voll Kontusionen und am Halse einen Strick, der ihm von letzterem unter dem linken Arme durchging und so stark zusammengeschnürt war, daß er hatte erdrosselt werden müssen. Folgendes mag der Zusammenhang sein: Der Knabe hatte unzweifelhaft den Ochsen eingeholt, den Strick, der sich am Halse des Thieres befand, oder den er ihm angelegt hatte, um seinen Hals unter dem Arme durchgeschlungen, und war nachher von dem davonrennenden Ochsen, wie mehrere Spuren auf dem Felde bewiesen, geschleift worden, bis das Bäumchen den Knaben aufhielt und seine Erdrosselung dadurch herbeiführte, daß das tobende Thier den Strick immer mehr um die Brust des armen Knaben zusammenzog und ihn endlich abriß; an dem Halse fand man den abgerissenen Theil des Strickes. — Eine traurige Lehre, Kindern nicht die Beaufsichtigung von Vieh anzuvertrauen."

(Technisches.) In London ist die Entdeckung gemacht worden: die Wirkung der galvanischen Säule auch auf das Drucken baumwollener Zeuge anzuwenden. Legt man nämlich über eine Platte von Platin ein Stück mit der Grundfarbe gefärbtes und in noch nassem Zustande befindliches baumwollenes Zeug, deckt darauf die abzudruckenden, in Metall geschnittenen Muster, und bringt die Platinplatte mit der Musterform in die Verbindung der galvanischen Kette, so erzeugen sich je nach der verschiedenen Farbe, welche zur Grundfärbung des Zeuges angewendet ist, und je nach den verschiedenen Metallen, welche zur Musterform genommen sind, die genauesten Abdrücke der letzteren in verschiedenen Farben. So bringt z. B. eine kupferne Form die grüne, eine silberne die braune, eine eiserne die blaue Farbe hervor. — Der Anwendung dieser Entdeckung auf den Betrieb im Großen stehen wohl besondere Schwierigkeiten nicht im Wege; es läßt sich daher eine große Vereinfachung der Zeugdruckerei mit Wahrscheinlichkeit erwarten.

(Musikalisches.) Herr Jos. Lanz, ein tüchtiger theoretischer und practischer Tonkünstler, hat ein musikalisches Problem zu lösen versucht, wodurch er sich den Dank aller wahren Musikfreunde erworben hat. Er bezweckte nämlich in seinem, mit vieler Sachkenntniß abgefaßten Schriftchen: „Das System der Musik-Schlüssel auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführt," durch Feststellung eines einzigen Schlüssels, alle möglichen Tonwerke auf die faßlichste Weise schreiben zu können, ohne die relative Tonhöhe jeder Stimme unklar darzustellen, ja dieselbe sogar noch einleuchtender, als es bis jetzt geschah, dem Leser vor die Augen zu führen. Referent hat an sich und Mehreren seiner Schüler die Leichtigkeit erprobt, mit welcher dieser einzige Schlüssel in staunenswerth kurzer Zeit angeeignet werden kann, und bedauert nur, daß man nicht schon vor 200 Jahren, trotz mancher, freilich unvollkommenen ähnlichen Bestrebungen, mit einem Schlüssel zu schreiben begann. Erwägt man, daß die ursprüngliche Zahl von 15 Schlüsseln in der Folge auf 8 sich verringerte, später auf 5 und in neuerer Zeit sogar auf 3 und 2, so ist bei der in's Auge fallenden Vortrefflichkeit der Lanz'schen Methode der Schluß zu ziehen, daß die Notation zuletzt den einfachsten und klarsten Weg gehen, und dem Musiktreibenden viel weniger unnützes Kopfbrechen und Anstrengungen verursachen wird.

(Eisenbahnen.) In einem Gedichte, welches die kürzliche Eröffnung der Ferdinands-Nordbahn bis Ollmütz feierte, kamen folgende Strophen vor:

Es knüpft sich Ost mit West, und Nord mit Süd,
Ein Strahlennetz verbindet Land mit Land,
Was seit Jahrtausenden die Ferne schied,
Begrüßt sich nun mit brüderlicher Hand,
Wie Dörfer sonst, und Städte sich gesellt,
Gesellt sich jetzt die Welt mit Welt.

Die Erde wird zum Tausche jeder Kraft,
Zum Riesenmarkte wird sie aufgethan,
Zum Lichtverkehr in Kunst und Wissenschaft,
Zur Volkerschule nach der Gottheit Plan:
Was Menschenhand und Menschengeist vermag,
Tauscht Volk mit Volk am gottbestimmten Tag."

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jontzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 90.

Bremen, Donnerstag den 11. November 1841.

Gestorben:

Nro. 1002. Den 5. November. Des verst. Bankiers zu Leipzig Carl Schultze Wittwe, geb. Küstner, 65 Jahr; Osterstraße Nro. 2.

– 1003. Den 6. — Des Hökers Joh. Diedr. Bockeloh Sohn, 5½ Jahr; Hohenthorsstraße Nr. 32.

– 1004. Den 6. — Des verst. Schiffszimmermanns Jost Lürssen Wittwe, geb. Holwehl, 77 J.; Süderstraße Nro. 30.

– 1005. Den 6. — Des Schlachtwächters Andreas Rieser Ehefr., geb. Engelke-Stoeffken, 65 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 63.

– 1006. Den 6. — Des Schweineschlachters Johann Christian Pagel Wittwe, geb. Warncken, 55 Jahr; Abbenthorswallstraße Nro. 55.

– 1007. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Johann Diedrich Heinrich Steinbeck Sohn (todtgeb.); Wachtstraße Nro. 8.

Nro. 1008. Den 7. — Der Kaufmann Joh. Heinrich Otto Kreepken, 54 Jahr; Molkenstraße Nr. 64.

— 1009. Den 7. — Des Sattlermeisters Hinr. Feldhusen Sohn, 1¼ Jahr; Faulenstraße Nr. 74.

— 1010. Den 7. — Des verst. Buchdruckers Joh. Heinr. Rohlfs Sohn, 5¼ Jahr; Kohlhökerstraße Nro. 27.

— 1011. Den 9. — Der Arb. Conrad Haßling, 35 Jahr; kl. Allee Nro. 19.

— 1012. Den 9. — Des Cigarrenmachers Heinr. Nielsen Ehefr., geb. Haal, 34 Jahr; Nienabers Gang Nro. 15.

— 1013. Den 9. — Des Branntweinbrenners Herm. Hinr. Alfken Sohn, 6 Monat; gr. Annenstraße Nro. 108.

— 1014. Den 9. — Lucie Scheidewil, 45 Jahr; Papenstraße Nro. 16.

Geburten:

Nro. 1319. Den 5. November. Des Schuhmachers Joh. Heinrich König Ehefrau, geb. Blase, Osterthorswallstr. Nr. 30; von einem Mädchen.

– 1320. Den 6. — Des Leinwebers Johann Tietjen Ehefr., geb. Dede, Hastedt Nr. 38; von einem Mädchen.

– 1321. Den 6. — Des Arb. Herm. Dess Ehefr., geb. Meister, Ellhornstr. Nr. 2; von einem Knaben.

– 1322. Den 6. — Des Arb. Michael Martens Ehefr., geb. Blohm, Hastedt Nr. 32; von einem Knaben.

– 1323. Den 6. — Des Schuhmachers Johann Friedr. Otto Weyland Ehefrau, geb. Raukopf, Buntenthorssteinweg Nro. 247; von einem Knaben.

– 1324. Den 6. — Des Detaillisten Heinrich Lürssen Ehefr., geb. Mührmann, Balgebrückstr. Nr. 3; von einem Knaben.

– 1325. Den 6. — Des Arb. Lorenz Schindler Ehefr., geb Schnitger, Ebershof Nr. 3; von einem Knaben.

– 1326. Den 6. — Des Arb. Joh. Henr. Oesselmann Ehefr., geb. Koch, Schwachhausen; von einem Knaben.

Nro. 1327. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Johann Diedr. Heinrich Steinbeck Ehefr., geb. Meyer, Wachtstr. Nro. 5; von einem todten Knaben.

— 1328. Den 7. — Des Detaillisten Johann Nicolaus Pundsack Ehefr., geb. Murken; Tiefer Nr. 10; von einem Knaben.

— 1329. Den 7. Des Maurergesellen Georg Gottfried Albrecht Ehefr., geb. Niemeyer, Kohlhökerstraße Nr. 51; von einem Mädchen.

— 1330. Den 7. — Des Musicus Joh. Ludwig Ickler Ehefr., geb. Schmidt, Langwedlerstraße Nr. 10; von einem Knaben.

— 1331. Den 7. — Des Musicus Joh. Herm. Ickler Ehefr., geb. Jürgens, Langwedlerstraße Nr. 10; von einem Mädchen.

— 1332. Den 7. — Des Schlossermeisters Joh. Conrad Asendorpf Ehefr., geb. Salathe, Geeren Nr. 9; von einem Knaben.

— 1333. Den 8. — Des Reepschlägergesellen Reinhard Drewes Ehefr., geb. Kruse, Korffsdeich Nr. 2; von einem Knaben.

— 1334 u. 1335. Den 9. — Des Lohgerbergesellen Carl Meyer Ehefr., geb. Barcken; Walldammstr. Nr. 24; von Zwillings-Knaben.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen

der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Adreßbuche Pro. 00.

Bremen, Donnerstag, den 11. November 1841.

Geburten:

Pro. 1008. Den 2. — Der Bauhauer Joh. Heinrich Otto Brewer, 34 Jahre alt, eine Tochter, Pro. 13.

— 1009. Den 2. — Des Handelsmannes Joh. Eden, 43 Jahre, Sohn, Pro. 14.

— 1010. Den 2. — Des verst. Kaufmanns Joh. Peter Bleeker, Tochter, Pro. 15.

— 1011. Den 5. — Der Arb. Conrad Heinrich Ehlers, 32 Jahre, Sohn, Pro. 16.

— 1012. Den 6. — Des Gärtners Joh. Heinr. Ehlers, Pro. 17, Tochter.

— 1013. Den 6. — Des Pfannenschmiedes Johann Friedr. Wilhelm Eden, 6 Monat, Pro. 18, Sohn.

— 1014. Den 8. — Carl Friedr. Eckhof, 45 Jahre, Pro. 19, Sohn.

Heirathen:

Pro. 1327. Den 6. — Der Kaufmann Joh. Friedr. Wilhelm Ehlers, Pro. 00, mit Johanna Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

— 1328. Den 7. — Der Handelsmann Johann Heinrich Ehlers, Pro. 00, mit Catharina Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

— 1329. Den 7. — Der Handelsmann Johann Friedr. Ehlers, Pro. 00, mit Catharina Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

— 1330. Den 7. — Der Handelsmann Johann Friedr. Ehlers, Pro. 00, mit Catharina Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

— 1331. Den 7. — Der Handelsmann Johann Friedr. Ehlers, Pro. 00, mit Catharina Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

— 1332. Den 7. — Der Handelsmann Johann Friedr. Ehlers, Pro. 00, mit Catharina Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

— 1333. Den 8. — Der Handelsmann Johann Friedr. Ehlers, Pro. 00, mit Catharina Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

— 1334 u. 1335. Den 9. — Der Handelsmann Johann Friedr. Ehlers, Pro. 00, mit Catharina Elisabeth Ehlers, Pro. 00, Tochter des verst. Kaufmanns Joh. Friedr. Ehlers, Pro. 00.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 91.

Bremen, Sonntag den 14. November 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 14. November.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Verwandlung.

An Lilli.

Verborgen wuchs ein Veilchen
Und hauchte süßen Duft;
Als es geblüht ein Weilchen,
Da starb's in schwüler Luft.

Doch die entfloh'ne Seele
Ward gleich zur Nachtigall,
Und aus belebter Kehle
Drang froh der süße Schall.

Sie liebte und sie lebte,
Doch endlich schwand ihr Ton,
Und ihre Seele schwebte
Hinauf zu Gottes Thron.

Da rief in Liebesfülle
Der Herr, der ewig schafft:
„Dir werde Menschenhülle
Und höh're Geisteskraft!"

Im lieblichsten Gebilde
Vereint nun Seine Gunst
Des Veilchens zarte Milde
Mit Nachtigallen-Kunst.

Ein traulich stilles Blühen
Voll sanfter Friedensruh'; —
Ein Geist voll Melodieen!
— Du bist es! Lilli, — Du!

N.

Das Glas Wein.

(Fortsetzung.)

2.

Kaum waren einige Monate nach jener düstern Scene verflossen, und schon war eine wunderbare Veränderung in der persönlichen Lage unserer Heldin vorgegangen. Wir befinden uns in einer kleinen allerliebsten, in einer der Vorstädte gelegenen Wohnung. Das zierlich und elegant eingerichtete Haus, der schöne Garten, die eleganten Möbeln die kostbaren Gemälde, die Pracht, der Luxus, der Reich-

thum, welcher rings umher zu erblicken, dies Alles gehört einem armen Mädchen, einer ehemals von Frau von Neuillant und später von Herrn Chevalier von Méré beschützten Waise.

Ein so unerwartetes, so geheimnißvolles Glück mußte die Bescheidenheit und die Ehre des Fräuleins von Aubigné erschrecken; sie klagte zuerst ihren neuen Freund an, der sie reich, sie entehren und unglücklich machen zu wollen schien; aber, Gott sei Dank, sie erkannte endlich den unschuldigen Ursprung aller dieser Pracht, denn es ward dem Chevalier von Méré nicht schwer, ihr zu antworten, sich zu rechtfertigen und sie zu überzeugen.

„Nehmen Sie an, was ich Ihnen darbiete," sagte er, „und fügen Sie sich in den erhabenen Willen der Frau von Neuillant. Ohne Zweifel in einer schmerzlichen Vorahnung ihres baldigen Todes, vertraute Ihre großmüthige Freundin mir im Geheimen die Sorge über Ihr Glück, über Ihr Vermögen und über Ihre Zukunft an. Ich habe von Frau von Neuillant und für Sie allein Alles, was ich Ihnen heute übergebe, empfangen; jetzt sind Sie reich, und, bei meiner Ehre, dieser Reichthum gehört Ihnen — ich schwöre es bei dem Gedächtniß der Verstorbenen. Frau von Neuillant hat Ihnen ein Haus in der Stadt, ein Landhaus, Möbeln, Gemälde, Schmucksachen, 6000 Livres jährlicher Renten, ihr Andenken und meine Freundschaft vermacht; antworten Sie mir, Francine, nehmen Sie den ganzen Nachlaß an, und wollen Sie mich als Ihren Freund?

Fräulein von Aubigné antwortete ihm, indem sie ihn ihren besten Freund, ihren Beschützer, ihren Bruder nannte. Der Chevalier von Méré wagte es, sie in seine Arme zu schließen, und indem er ihr Lebewohl sagte, sprach er leise vor sich hin: „Ich habe meinen Tag nicht verloren!"

Die sinnreiche und wohlthätige List des Herrn von Méré war vollständig gelungen; Francine erfreute sich in einer köstlichen Ruhe eines reizenden Wohllebens, welches die Jugend, die Poesie und die Hoffnung noch verschönerten; sie verzichtete auf geräuschvolle Vergnügungen und Zerstreuungen der Welt; aus freiem Antriebe lebte sie in klösterlicher Eingezogenheit in ihrem Hôtel in der Vorstadt, nichts sehend, nichts empfangend, als drei auserwählte Personen, drei ergebene, drei herzliche Freunde. Zuerst den Chevalier von Méré, dann eine alte Anverwandte, welche sie in ihr Haus aufgenommen hatte, und deren Sohn Julius, einen schönen jungen Mann von 20 Jahren, welchen Fräulein von Aubigné sich gelobt hatte ihrer Seits zu beschützen und reich zu machen.

Herrn von Méré, welcher kleine Geheimnisse zu beobachten und zu errathen verstand, war die geheime Liebe des jungen Mannes für seine schöne Cousine nicht entgangen. Ohne seine Erfahrung laut werden zu lassen, entschloß er sich, seine schöne Schutzbefohlene geschickt auszuforschen, um von ihr selbst die Art ihrer Empfindungen und ihrer Pläne zu erfahren. Eines Abends allein mit Fräulein von Aubigné, setzte sich der Chevalier von Méré neben sie, ergriff sanft ihre Hand und lenkte so das Gespräch auf die Liebe und die Ehe.

Meine gute Francine, wenn ich jemals den Entschluß fassen sollte, mich zu verheirathen, würden Sie ihn billigen?"

Das junge Mädchen wurde roth und plötzlich wieder bleich; sie antwortete stotternd:

„Sie sich verheirathen? Ein Entschluß, welcher mir ganz vernünftig erscheint."

„Desto besser; denn um mich zu verheirathen, bedarf ich Ihrer Genehmigung."

„Ah!"

„Ich will Nichts für mein Glück thun, ohne Sie deshalb zu Rathe zu ziehen; dagegen hoffe ich, auch Antheil an dem Ihrigen nehmen zu dürfen. Was meinen Sie dazu?

„Sie müssen sich verheirathen, Herr Chevalier, ich rathe es Ihnen."

„Unter einer Bedingung: nur wenn Ihre Verheirathung der meinigen vorangegangen. Sie sollten mit Ihrem Reichthum einen Mann beglücken. Die Wahl ist freilich schwierig; aber etwas müßte einem jungen Mädchen helfen, gut zu wählen."

„Was denn?"

„Die Liebe! Es ist unmöglich zu glauben, daß bis zu dem heutigen Tage Keiner der Tugend, dem Verdienste und der Schönheit hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Ich kann wohl gestehen, daß ich Niemand liebe; aber ich habe damit nicht gesagt, daß ich nicht von Jemanden geliebt würde." —

„Sein Name?"

„Julius."

„Ich wußte ihn schon, und zwar deshalb, weil Sie mir Nichts davon entdeckt haben. Sie nehmen also den

Gatten, den ich Ihnen vorschlage, Ihren Freund, Ihren Anverwandten, Herrn Julius an?"

„Ja, ja, Alles was Sie wollen!"

„Gott sei gelobt!" rief der Chevalier; „Franeine, ich erbitte mir die Erlaubniß, der Pathe Ihres ersten Kindes sein zu dürfen! — Ich habe meinen Leuten, welche vor der Thür warten, einige Befehle zu ertheilen — Sie erlauben! Sollte ich Ihrem überglücklichen zukünftigen Gemahl begegnen, so führe ich ihn hierher und halte ihn fest, er muß mit uns dinieren. Ohne Abschied Franeine; bald kehre ich zurück!"

Fräulein von Aubigné legte den Kopf in ihre beiden Hände, und sagte mit schmerzlicher Resignation: „Er liebt mich nicht! er hat mich niemals geliebt!"

In demselben Augenblick erschien Julius in der Thür des Salons; er näherte sich seiner Cousine mit einer Verwirrung, mit einer Aufregung, welche fast an Zorn gränzte; entschlossen stellte er sich vor sie hin, indem er sprach:

„Seit ich Sie kenne, bin ich, wie Sie wissen, Ihr Freund. Daher darf ich für meine Freundschaft, für meine Ergebenheit wohl etwas Offenheit von Ihnen fordern: Sie lieben den Chevalier von Méré!"

„Ich?"

„Sie lieben ihn nicht!"

„Nein, mein Herr, ich liebe ihn nicht!"

„So muß ich mich denn mit aller Aufrichtigkeit meiner Seele erklären: Man sagt, und ich bitte um Verzeihung, es vor Ihnen zu wiederholen, man sagt, daß Ihr empfehlenswerther Freund, der Ihnen so gleichgültig ist, Sie gränzenlos geliebt hat, und daß Ihr ganzes Vermögen —"

„Mein Herr!"

„Es ist eine Verleumdung, ich bin davon überzeugt; doch hören Sie mich, liebe Cousine, bis zu Ende an. Noch vor einem Jahre gehörte dieses Haus ihm, jetzt ist es Ihr Eigenthum; ebenfalls gehörte Ihre hübsche Besitzung von Marly früher dem Chevalier von Méré. Frau v. Neuillant ist todt, und man hat eine Erbschaft erdichtet, welche Sie empfangen haben, aber welche sie Ihnen nicht hinterlassen hat; der Geschäftsführer, der Intendant des Herrn v. Méré ist mit der Verwaltung Ihres Vermögens beauftragt worden: mit jedem Tage wächst und vermehrt es sich unter seinen Händen — Cousine, Cousine! eine solche Pracht kostet viel! eine solche Pracht bringt Unglück!"

Fräulein von Aubigné, bleich, unbeweglich, und entsetzt über das, was sie vernommen, versuchte auf die ungerechten Worte Julius zu antworten; aber sie vermochte es nicht, sie mußte schweigen, es fehlte ihr die Kraft, dergleichen Beschuldigungen zu wiederlegen; sie begnügte sich damit, ihn stolz und verächtlich anzublicken, und indem sie ihn verließ, sagte sie mit einem mitleidigen Lächeln: „Fräulein von Aubigné verachtet Sie und verzeiht Ihnen!"

„Ja," dachte der arme junge Mann, „sie haßt mich, sie flucht mir, sie verachtet mich! Doch gleichviel! mir bleibt eine Pflicht zu erfüllen, und ich werde sie erfüllen. Herr Chevalier von Méré, Sie werden schon das Unrecht, welches Sie begangen, wieder gut machen, den Schandfleck, den Sie auf unsern Stammbaum geworfen, wieder auslöschen müssen! — Wenn er nur nicht in diesem Augenblick erscheint. Ich bin so bewegt, so verwirrt, daß ich nicht die Kraft besitzen würde, mit ihm zu sprechen, wie es mir, dem einzigen, dem wahren Freunde des Fräuleins von Aubigné, zukommt!"

Julius sank in den Armsessel, und gleich darauf trat der Chevalier von Méré in den Salon.

„Wo sind Sie eingetreten?" fragte er Julius.

„Durch die Thür."

„Die Hauptsache bleibt, daß Sie da sind, daß ich Sie finde, denn ich suchte Sie."

„Ich erwartete Sie."

„Junger Mann, ich habe in Ihrem Interesse mit Ihnen zu sprechen."

„Herr Chevalier, ich habe mich mit Ihnen über das Ihrige zu unterhalten."

„Einen Augenblick, wenn ich bitten darf, Herr Julius! Ernste Geschäfte haben mich von jeher erschreckt. Gestatten Sie mir, zu meinem Beistand etwas heitere Gesellschaft herbeizuholen."

Der Chevalier klingelte, ein Kammerdiener eilte herein und empfing von seinem Herrn den Befehl, Gläser und Champagner zu bringen.

„Auf Ihr Wohl, Herr Julius!" rief Herr von Méré, nachdem der Kork der Flasche an die Decke sprang.

Julius verschmähte es, die Höflichkeit eines braven Edelmanns zu erwiedern — man verzeihe ihm, er war verliebt und eifersüchtig.

„Lassen Sie uns frei und offen reden," nahm Herr von Méré wieder das Wort; „ich dachte daran, Sie zu verheirathen."

„Wunderbar!“ entgegnete Julius; „auch ich wollte Ihnen eine Heirath vorschlagen. Ich habe, was Sie bedürfen.“

„Sie haben für mich eine Frau gefunden?“

„Warum nicht? Haben Sie doch für mich Eine gewählt.“

„Wahr, und ich mache Ihnen damit ein echtes Geschenk.“

„Ein wahres Kleinod, was ich Ihnen biete.“

„Wie nennen sie Ihr schönes Geschenk?“

„Wie heißt Ihr herrliches Kleinod?“

„Fräulein von Aubigné habe ich Ihnen zugedacht.“

„Herr Chevalier, das ist sehr wunderbar; auch ich wollte Ihnen Francine vorschlagen.“

„Mir? Sie scherzen doch nur, Herr Julius!“

„Ich spreche im vollen Ernst, und Sie wissen sehr wohl, daß Sie das Fräulein heirathen werden.“

„Um Ihnen gefällig zu sein, muß ich also durchaus Fräulein von Aubigné heirathen?“

„Binnen acht Tagen, Herr Chevalier — wenn Sie es nicht vorziehen sollten, mich zu tödten oder durch mich getödtet zu werden!“

„Wir uns schlagen! Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

„Sehr einfach, seit einer Stunde weiß ich Alles!“

„So sind Sie glücklicher als ich; ich weiß Nichts!“

„Fräulein von Aubigné ward einst in das Haus der Frau von Neuillant aufgenommen.“

„Und ich segne das Andenken der braven Frau dafür.“

„Nach dem Tode jener edeln Dame ließen Sie sich herab, Mitleid mit meiner Cousine zu fühlen, und nicht blind für ihre Schönheit, hat es Ihnen gefallen, sie zu beschützen und zu bereichern.“

„Still! im Namen des Himmels, mein Herr, schweigen Sie!“

„O, Nichts hat dazu gefehlt, Herr Chevalier! Sie haben Ihr Werk großartig vollendet; doch Männer Ihrer Art geben niemals Etwas umsonst — Sie haben sie entehrt!“

„Entehrt? sie! Unsinniger, Sie verdienten eine Lehre! Also deßhalb?“

„Deßhalb, Herr Chevalier, wollte ich Ihnen eine geben.“

„Julius, Sie sind ein Kind!“

„Herr Chevalier, Sie sind ein Elender!“

Indem Julius diese Worte sprach, ergriff er das auf dem Tische stehende Glas, das noch mit Champagner gefüllt war, und warf es dem Herrn von Méré in's Gesicht.

Ruhig erhob sich der Chevalier, trocknete gelassen die feuchten Stellen von seinem Gesicht und seinen Spitzen, brachte so viel wie möglich die toupirten Locken seiner eleganten Perrücke wieder in Ordnung, und sagte zu Julius:

„Die Ehre des Fräuleins von Aubigné ist wohl mehr werth, als das Leben zweier erbärmlichen Edelleute; was mich betrifft, so bin ich bei Gott erfreut, mein Leben für die Erhaltung ihres Rufes und ihrer Tugend wagen zu dürfen; übrigens haben Sie den schönsten Anzug aus meiner Garderobe mit Wein befleckt, ich werde eilen, die Flecke mit Blut wieder abzuwaschen.“

(Schluß folgt.)

König Wilhelm von Würtemberg.

(Von M. Honck.)

Es saßen einst deutsche Fürsten beisammen und erzählten von ihren Ländern, und wie köstlich ihr Besitz sei; dieser rühmte seine Städte und Burgen, ein Anderer seiner Bergwerke reichen Ertrag; der Herr von Würtemberg, Graf Eberhard im Barte, rühmte: in den dichtesten Wäldern kann ich jagen und getrost mein Haupt zur Ruhe bergen im Schooße eines jeden meiner Unterthanen. Und die andern Fürsten priesen den Würtemberger als den glücklichsten von Allen. Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und wieder trägt ein Mann die Krone von Würtemberg, dem diese theuerste Gabe, dem Volksliebe geworden, im hohen Maaße geworden ist. Ihm vertraut sein Volk, er vertraut seinem Volke, und treue Anhänglichkeit an König Wilhelm, der Deutschland liebt, und diese vielerringende, mehr noch erstrebende Zeit versteht, waltet weit über seines gesegneten Landes Grenzen hinaus, waltet, so weit die deutsche Sprache reicht und die deutsche Presse ihre, ob auch vielfach gehemmte, doch mächtige Wirkung übt.

In einem kleinen schlesischen Städtchen, in Lüben, wo sein Vater, der nachmalige König von Würtemberg, als preußischer General in Besatzung lag, ist König Wilhelm am 27. September 1781 geboren worden. Seine erste Jugend erfuhr schon herbes Leid, an seinem siebenten Geburtstage starb seine fürstliche Mutter, eine Prinzessin aus dem Hause Braunschweig, und er fühlte sich allein, verwaist

und verlassen. Später ward eine Stiefmutter, die britische Prinzessin Charlotte Auguste Mathilde, ihm freundlich zugethan. Des Prinzen Vater, Friedrich I., der das Herzogthum Würtemberg zu einem Königreiche erhob, war ein kräftiger, willensstarker Herrscher, er hat sein Land in den Stürmen der napoleonischen Zeit vergrößert, er hat auch bei veränderten Verhältnissen das aus vielen kleinen Besitzen zu einem größeren und einheitlichen Ganzen vereinigte Land sich zu erhalten gewußt und es so seinem Sohne vererbt. Aber Land und Sohn haben manches auch von seinen Herrscherlaunen zu dulden gehabt, des Landes theuerste Rechte wurden verletzt, und der Kronprinz Wilhelm ward an seines Vaters Hofe vielfach beengt, man ließ ihm lange nicht Raum zu freier und selbstständiger Entwicklung. Endlich aber kam die Zeit, wo der Prinz selbstständig auftreten durfte, und seine ersten Thaten sind, ihm zum Ruhme, mit der Erhebung Deutschlands gegen fremdes Joch verknüpft. Schon von Jugend an hatte Prinz Wilhelm mit Mißmuth und Trauer das Walten und Herrschen französischer Schaaren in Deutschland gesehen; Napoleon, der Mann mit dem scharfen Blicke, haßte den jungen deutschen Fürsten, der sich fern hielt von den Festen, die auf Kosten deutscher Länder gefeiert wurden, der jeden Bund mit den Verderbern des Vaterlandes schmähte, und seinen Degen nicht in ungerechten Eroberungskriegen ziehen mochte.

Gegen Napoleon aber zog er diesen Degen. Zum ersten Male hatte Prinz Wilhelm den Kugeln in der Schlacht bei Hohenlinden gestanden, an der er im Heere des Erzherzogs Johann von Oesterreich als Freiwilliger Theil genommen. Bei dem Zuge nach Frankreich 1813 und 1814 befehligte der Kronprinz das vierte Corps der großen Armee der verbündeten Mächte, und neben seinen Würtembergern standen zahlreiche Abtheilungen von Oesterreichern und russische leichte Reiterei unter seinen Befehlen. In dem Gefechte von Epinal zeigte sich der Kronprinz zuerst würdig, treffliche Truppen zu befehligen, und legte an der Spitze seiner Reiter Proben jenes kaltblütigen persönlichen Muthes ab, den der Soldat an seinem Führer so hoch schätzt und mit seinem unbedingtesten Vertrauen lohnt. Kurz nach dem Gefechte von Epinal bestand das vierte Armeecorps ein zweites Treffen und Marschall Mortier bei Bar an der Aube, und auch hier trug der Kronprinz an der Spitze von Reiterregimentern wesentlich zum günstigsten Ausgange des Gefechtes bei. Französische Truppen, die sich dem Vordringen bei Brienne entgegenstemmten, befehligte ihr Kaiser selbst. Würtembergern und Baiern gebührt zumeist die Ehre dieses heißen Tages, dessen scheidende Sonne dem Siege der Verbündeten leuchtete. Zwei von den Franzosen mit hartnäckigster Tapferkeit vertheidigte Dörfer, la Gibrie und Petit Mesnil, nahm der Kronprinz an der Spitze seiner Truppen, und würtembergische, bairische und russische Reiterei verfolgte den Feind bis nach Mitternacht. Napoleon wich eiligst zurück, aber wie ein verwundeter Löwe erhaschte er noch einen günstigen Augenblick und warf sich mit verzweifelter Kraft auf seine Gegner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal des Kaisers Rudolph von Habsburg.

Ein Marmorblock von 140 Centnern, wohl der größte, der seit langen Jahren über die Alpen gekommen, wurde vor kurzem im Atelier von Schwanthaler abgeladen. Er ist bestimmt für das Denkmal des deutschen Kaisers Rudolph von Habsburg, welches der König Ludwig von Bayern demselben über seiner Grabesstätte im Dome zu Speyer errichtet. Billig könnte man wohl fragen, ob Deutschland fast sechshundert Jahre lang die Stelle ohne Bezeichnung gelassen, wo die irdischen Ueberreste des Fürsten bestattet worden, den die Geschichte preist als den Urheber der Neuzeit, der Herrscher des Gesetzes über rohe Gewalt? Die Antwort wird selber wieder ein Denkmal und erinnert eben sowohl an alte deutsche Pietät, als an Frevel einer neuern Zeit, die wir und unsere Nachbarn nur gar zu leicht zu vergessen gewohnt sind. Auf Rudolphs Grabe im Dome zu Speyer lag ein Denkstein mit des Kaisers naturgetreuem Bildniß, wie es ein „guter Steinmetz," der den Fürsten öfter gesehen und ihm nachgereist war, im Jahre 1291 zu Stande gebracht; aber der Denkstein war zu einer Zeit, in der zu Speyer kein Stein auf dem andern gelassen wurde, von seiner Stelle gerissen und fast zerstört. Das geschah in der Pfingstwoche 1689, als die ehrwürdige Stadt Speyer unter dem mit Gewalt aufgedrungenen angeblichen Schutze des vierzehnten Ludwigs und unter den eisernen Händen Melacs und seiner Brandstifter in einen

Schutthaufen verwandelt worden, wo auch der hohe Kaiserdom, dieses Doppeldenkmal deutscher Kunst und deutscher Fürstengröße, ein Raub des durch kalte Bosheit entfesselten und tückisch geleiteten Elements ward. Noch waren die Kaisergrüfte von den Flammen verschont geblieben, als die beutegierigen Franzosen mit der Hoffnung auf verborgene Kostbarkeiten über die rauchenden Trümmer drangen, die Grabesdecken sprengten, die Särge öffneten und, getäuscht in ihren Erwartungen, die Gebeine der Kaiser unter die Asche umher streuten, und die Denkmale, welche Verehrung und Liebe darüber errichtet und erhalten hatte, zertrümmerten. Da fiel auch das oben erwähnte Steinbild des Habsburgers, der hier neben Konrad, den Heinrichen, Philipp ꝛc. ruhte, unter der rohen Wuth der Zerstörer, und nur ein Zufall, scheint es, rettete die Reste, die davon auf unsere Tage gekommen. Das war das Merkzeichen vom ersten Besuche unserer westlichen Nachbarn. Nach ungefähr hundert Jahren, nachdem deutscher Patriotismus und Fleiß die Stadt wieder erbaut und den Dom wieder hergestellt, nachdem in Frankreich an die Stelle absoluter Herrschaft die der „Freiheit, Menschenwürde und Vernunft“ getreten war, kamen sie wieder 1793 — leider für Speyer mit allen Schrecknissen und Freveln ihrer Vorfahren. Wiederum ward die „Todtenstadt“ der deutschen Kaiser zur todten Stadt des lebenden Geschlechts, und was man von den heiligen Gräbern im Dom wieder zusammengefügt, wurde noch einmal mit Feuer und Art zerstört, der Dom selbst aber wüste gelegt. So blieb er bis zum Jahr 1823, wo er unter der weisen und versorglichen Regierung des Königs Maximilian von Bayern hergestellt und dem Gottesdienste wiedergegeben ward. Noch aber blieben die Grabesstellen der Kaiser öde. Da wurde die des Adolf von Nassau in Auftrag des Herzogs von Nassau mit einem neuen Denkmal geschmückt. Diesem gegenüber errichtet nun König Ludwig dem Kaiser Rudolph ein zweites, mit dessen Ausführung in Marmor L. Schwanthaler beauftragt ist. Das Gypsmodell ist bereits vollendet. Im Krönungsmantel, mit Scepter, Reichsapfel und Krone sitzt der Kaiser, der Begründer deutscher Eintracht und Schirmherr des innern Friedens, auf seinem durch ein Postament erhöhten Throne, von welchem herab er fortan an beides mahnen möge, damit nicht eine dritte Verwüstung über uns komme, die jedenfalls mehr zerstören würde, als einen Kaiserdom mit aller Pracht und Herrlichkeit.

Eiserne Fallthüren.

(Eingesandt.)

Bei den Verbesserungen der Straßen hat man beliebt, die darin ausmündenden Keller mit einer eisernen Fallthür zu verschließen. Diese geben, wenn darauf getreten wird, ein lautes, widriges Getöse, welches die Auftreter unangenehm berührt; auch die Bewohner, vor deren Häuser eine solche Fallthür sich befindet, schrecken zusammen, und Kranken, welche genöthigt sind, ihr Lager nach vorn hin zu nehmen, kann das häufige Erschrecken den Tod bringen. Bei Frostwetter werden die Klappthüren so glatt, daß man sie vermeiden muß, wenn man nicht fallen und sich beschädigen will. Des Abends und wenn es schneit, daß die Thüren nicht gut zu sehen sind, können die Fußwege deßhalb nicht benutzt werden und die Fußgänger müssen in den Fahrwegen, im Schnee waten, was der Gesundheit schadet. Dauerhafter als hölzerne Fallthüren, sind die eisernen nicht, sonst würden die Oeffnungen der Straßenkanäle auch mit Eisen bedeckt sein. — Dem Obigen nach würde es gerathen sein, nicht zu erlauben, künftig eiserne Kellerthüren an den Straßen zu legen, und Sorge zu tragen, daß die vorhandenen mit hölzernen vertauscht werden.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 9. November d. J.

Hermann Hinrich Willenbruch Immobile, hinter dem Schütting Nr. 5, zu 4750 Rt. Käufer: Benedict Ehlers.

* Erwiederung
auf die Zeilen in Nro. 90.

An den Verfasser der „Friedhöfe.“

Du spendest, Schwester, ein gar hohes Lob,
Das freudig mir die Brust erhob; —
Wer so verzeiht des Bruders Mängel,
Schwebt selbst viel näher schon dem — Engel.

Thorsperre.

Vom 16. — 30. November 5½ Uhr. Für Fußgänger 6 Uhr.

Miscellaneen.

(Berliner Eisenbahnen und Posten.) Daß man noch sieben Stunden bis Leipzig braucht, daß man nicht in einem Tage bis Dresden kann, daß man nicht in einem Tage nach Leipzig und zurückkommt, dünkt Viele ein unerträglicher Mangel. Man erinnere sich an die charakteristische Anekdote, die nicht besser erfunden werden konnte, um den kritischen Charakter der Berliner zu bezeichnen. Nach der ersten Dampffahrt nach Potsdam zog Einer die Uhr und sprach mit dem erzürntesten Gesichte: „Ein Skandal! „Fünfundvierzig Minuten gefahren!“ Entnehmen wir das eine Gute daraus: auch das Publicum ist dahin gekommen, es hat die Lust am Schlendrian überwunden, es will vorwärts. Auch die Post regt sich und will das Ihre thun, nicht zurück zu bleiben. Ja, noch einmal wagt sie einen Wettlauf mit den Eisenbahnen, und diesesmal einen glücklichen. Die Einrichtung der Bahnzüge kann natürlich nicht eines Jeden Wünschen genügen. Mag es sein, daß Eigensinn dabei im Spiele ist, jedoch wird es noch Jahre dauern, bis das neue Institut so eingerichtet ist, daß die Abfahrts- und Ankunftsstunden den Bedürfnissen des ganzen Publicums genügen. Die Schwierigkeit, mit den neu hinzukommenden Bahnen zu quadriren, wird immer größer werden. Jetzt, wer möchte es glauben? hat die Post einen neuen Schnellpostkursus nach Leipzig eröffnet. Um acht Uhr Abends fährt man ab und ist, für den billigen Preis von fünf Thalern, früh am nächsten Morgen in Leipzig. Während der Messe war dies für den Handeltreibenden eine erwünschte Gelegenheit; er konnte am Vormittag in Leipzig seine Geschäfte abmachen und mit dem Nachmittagsbahnzuge am Abend wieder in Berlin sein, und hatte zu dem Geschäfte nicht volle 24 Stunden und keine Ausgabe für ein Nachtquartier gebraucht. Für die Zukunft muß sich das natürlich anders arrangiren; der Wetteifer im Kraftaufgebot ist aber immer ein erfreulicher.

(Man schreibt aus Berlin:) Unser Volk nimmt an öffentlichen Demonstrationen keinen Theil. Darüber ließe sich manches Betrübte sagen. Als die Künstler Cornelius einen Fackelzug brachten, tobte und kreischte der Pöbel zwischen die Vivats und Gesänge. Da der Geehrte still dankte, hörte man hohnlachende Stimmen: „Kann er nicht das Maul aufthun und antworten? Reden soll er!“ Als Welker wenige Worte zu seinen Verehrern sprach, schrien einzelne Pöbelstimmen: „Das Maul gehalten!“ Ein **Argumentum ad hominem** für unsere Polizeiseelen, daß sie von unserem Volke auf der Gasse nichts zu besorgen haben, und Demonstrationen ruhig gehen lassen können; es zündet nichts.

(Börsenspiel.) Man schreibt aus Paris: „Seitdem Frankreich durch ein wohlthätiges Gesetz von den privilegirten Spielhäusern befreit ist, scheint sich die Sucht, schnell reich zu werden, nach der Börse gewendet zu haben. Es hat in der That für einen Privatmann viel Reizendes, täglich die Börse zu besuchen und die Chancen im Werthe der Staatspapiere zu seinem Vortheil zu benutzen. Sicher giebt es kein bequemeres Mittel, reich zu werden, wenn die Unternehmung gelingt. Man wagt hundert tausend Francs, ohne sie zu besitzen, und erst am Ende des Monats ergiebt sich die Differenz zwischen Ankauf und Verkauf. Aber bei der Abrechnung am Schluß des Monats zeigt sich nur zu oft, daß man sich bedeutend verrechnet hat; statt zu gewinnen und reich zu werden, hat man verloren und wird arm; kann man die ungeheure Differenz nicht zahlen, so macht man sich aus dem Staube und läßt seine Gläubiger mit dem wenigen Zurückgelassenen schalten. Hat man einmal die belgische Grenze überschritten, oder ist man in England gelandet, so ist man geborgen und kann, wenn man sich mit Geld versehen hat, im Ausland noch eine leidliche Figur spielen. Fast jeden Monat geräth die Börse in eine Art Erschütterung, wenn sich beim Abrechnen eine zu starke Differenz zum Nachtheile der großen Spieler ausweist, und wenn dann einer derselben bankerott werden muß und verschwindet.

(Garrick.) Am 19. Oct. war es gerade hundert Jahr, daß der „brittische Roscius“, Garrick, zum erstenmal auf der Bühne auftrat (19. Oct. 1741), und zwar als Richard III. in Shakspeare's berühmtem Drama. Die Londoner Blätter drucken den Theaterzettel von jenem Tage ab, welcher eine förmliche Inhaltsangabe des Stücks enthält, und beifügt: „**The part of king Richard by a gentleman who never appeared on any stage.**“

(Eisenbahnen.) Der wegen der Eisenbahnen von Hannover nach England geschickte Ingenieur Dammert hat einen Auszug aus seinem Bericht drucken lassen. Er berechnet, daß die Meile einer neuen Eisenbahn in Hannover nicht mehr als 210,000 Thlr. koste, in England das Drei- bis Zehnfache. Die Unterhaltungskosten schlägt er für Hannover auf 3000 Thlr. für die Meile an. Die Länge der in England fertigen Bahnen schlägt Dammert auf 380 geographische Meilen an, den Kostenaufwand auf 404 Mill. Thaler. Die Eisenbahn von London nach Birmingham allein trägt in einem Jahre so viel ein, als die jährliche Staatseinnahme des Königreichs Würtemberg beträgt

(Königin Victoria.) Als die neuen englischen Minister zum ersten Mal bei der Königin zum Ministerrath versammelt waren, trat sie mit der Kronprinzessin auf dem Arm in das Rathszimmer und zeigte sie ihnen. Die Herren Minister waren außer sich vor Entzücken.

(Berliner Theaterwesen.) Schon Manches ist unter dem jetzigen preußischen König anders und besser geworden; auch im Theaterwesen hat er eine neue Bahn eingeschlagen und eine längst verschneite wieder aufsuchen lassen. Sonst wurden die königlichen Schauspieler u. s. w., wenn sie in Potsdam spielen mußten, vierspännig dahin gefahren, dort königlich gespeist und getränkt, gekleidet und gebettet, jetzt fahren sie auf der Eisenbahn und müssen für Kost und Logis selbst sorgen. Sonst studirte kein Zuschauer ein Stück vorher, jetzt gehörts zum guten Ton, daß in Berlin und Potsdam von Alt und Jung der Sophokles gelesen

wird und die Buchhändler können nicht genug Uebersetzungen seiner Antigone herbeischaffen.

(Im Würtembergischen) müssen binnen zwei Monaten alle Schulstuben mit Vorhängen und grünen Rouleaux versehen sein. Man hat bemerkt, daß die Augen der Kinder leiden oder daß die Schüler durch Drehen krumm werden.

(Pünktlichkeit!) Nach einer im Haag dieser Tage erschienenen Verfügung sollen die neue Justizverfassung und das holländische Strafgesetzbuch am 31. December Punkt Mitternacht in der Provinz Limburg eingeführt, und um dieselbe Stunde alle bisherigen Gerichte daselbst aufgelöst werden.

(Berlin.) Wie verlautet, wäre der General-Musik-Director Spontini durch eine allerhöchste Bestimmung nun von aller Verwaltung bei der königlichen Oper entbunden, und hätte nur noch die Function, seine eigenen Opern zu dirigiren. Man glaubt, daß er gar nicht mehr nach Berlin zurückkehren werde.

(Aus Posen.) Hier und noch mehr in Bromberg wird gegenwärtig ein sehr lebhafter Handel mit Getreide getrieben, das, aus Polen eingeführt, auf der Weichsel nach Danzig geht, von wo es nach England verschifft wird; die Preise halten sich auf fast immer gleicher Höhe, da auch Norwegen der Zufuhr bedarf. Ein anderer bedeutender Erwerbszweig in der Bromberger Gegend ist der Handel mit Gänsen, von denen ein einziger Händler in vier landräthlichen Kreisen 18,000 Stück aufgekauft und nach Berlin verschickt hat; er soll dabei einen Nettogewinn von 2000 Thalern gehabt haben.

(Wien, 23. Oct.) Der heutigen Wiener Zeitung liegt eine Uebersicht der im Militärjahre 1840 in sämmtlichen österreichischen Provinzen Gestorbenen bei, deren Gesammtzahl 659,840 beträgt, und die Summe der Gestorbenen im vorausgegangenen Jahre 1839 um 9501 übersteigt. Vergleicht man die Zahl der Gestorbenen im letzten Jahre mit jener der Gebornen, so ergiebt sich an letzteren ein Mehrbetrag von 177,200, um welche Zahl also die Bevölkerung des Kaiserstaats in diesem Zeitraum zugenommen hat. Unter den ungewöhnlichen Todesarten sind 861 Selbstmorde, 53 an der Hundswuth, 473 Ermordete, 5369 Verunglückte und 28 Hingerichtete angeführt.

(„Körbchen.") Auf einem der reizendsten Landsitze bei Paris spielte man eines Tages ein Pfänderspiel, „Körbchen" genannt. Die Gesellschaft bildet dabei einen Kreis, ein Herr oder eine Dame empfängt ein Körbchen und tritt zu jedem einzelnen Gliede der Kette mit der Frage: „Was legen Sie in mein Körbchen?" Ein einziges Wort, das sich auf on endigt, muß erwiedert oder ein Pfand erlegt werden. Einem jungen schönen Fräulein war jetzt das Körbchen zugefallen. Schon hatte sie die Runde gemacht und die barockste Sammlung von Gegenständen aus dem Reiche der Natur und Kunst in das Körbchen eingesammelt, als die Reihe an das letzte Glied des Kreises, einen jungen unverheiratheten Herrn kam. Dieser stockte und stammelte so lange, daß man das verhängnißvolle Urtheil: ein Pfand, eben ausrufen wollte, als er in der Verwirrung mit lauter Stimme: Eine Million! ausrief. Sonderbarer Weise ist dieses Geschenk im Körbchen des schönen Fräuleins geblieben, denn zwei Monate später meldeten Karten und öffentliche Anzeigen ihre Verlobung mit demselben jungen Herrn, der, in des Worts verwegenster Bedeutung, Besitzer einer Million ist.

(Fanny Elßler.) Wie wir bereits gemeldet, ist Fanny Elßler von dem Pariser Handelstribunal zu einem Schadenersatz von 60,000 Frcs. an den Director der großen Oper vermrtheilt worden. Hr. Leon Pillet hat nun mittelst Correspondenz bei Fanny Elßler angefragt, ob sie geneigt sei, besagte Summe zu bezahlen, und die schöne Tänzerin hat über den Ocean mit einer rein abschlägigen Weigerung geantwortet; ihre Vermögensumstände lassen es nicht zu, sagte sie. Nach Erhalt dieser Antwort schickte Hr. Pillet zwei ganz schwarz gekleidete Männer in die Wohnung der Mlle. Elßler in Paris, und sie nahmen daselbst ein abscheuliches Geschäft vor — sie pfändeten nämlich.

(Ein schwimmendes Theater) hat ein reicher Einwohner von Neu-Orleans gegründet. Es ist ein sehr großes Dampfschiff, das mit einer Truppe Schauspieler, mit Decorationen, Maschinerien, einem geräumigen Schauplatz, einer großen Bühne und einem reichen Repertoire versehen ist. Dieses Theater fährt von einer Stadt zur andern längs der Flüsse.

(Ein kostbares Schlafzimmer.) Die Frau J. von von Rothschild in Paris hat die Mode überboten, welche Luxus in den Zimmern verlangt. Es bewunderte Jemand die neue Einrichtung in ihrem Hause. „Ich konnte leider nicht alles ausführen, was ich wünschte," antwortete sie; „da mein Mann durchaus nicht mehr als 100,000 Frcs. für mein Schlafzimmer aufwenden mochte, so mußte ich mich fügen und begnügen." Dieses Schlafzimmer, mit dem sich die Frau von Rothschild nur ungern begnügt, zeigt unter anderm eine große Verschwendung reicher Spitzen, von denen selbst die elegantesten Damen beim höchsten Putze nur etwa eine halbe Elle tragen. Die Sessel in dem Salon, wo der Herr von Rothschild in derselben Art sparte, sind nicht etwa Bronze, sondern mit vergoldetem Silber ausgelegt.

Anzeige.

Bremer Hausbedarf auf 1842; enthaltend: Recepte, Gedichte, Erzählungen, Droschkentaxe, Sperrtabelle, Postenverzeichniß ꝛc. und 15 Bilder; ist à 6 gr. zu haben: Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 91.

Bremen, Sonntag den 14. November 1841.

Gestorben:

Nro. 1016. Den 10. November. Der Schornsteinfeger Joh. Heinr. Leonhard, 52 Jahr; Schmiedestraße Nro. 2.

– 1017. Den 10. — Die Dienstmagd Sophia Schröder, 24 Jahr; alten Steinweg Nro. 59.

– 1018. Den 10. — Des Arb. Friedr. Wilh. Willhusen Tochter, 11 Monat; Plünkenstraße Nro. 12.

– 1019. Den 10. — Des verst. Baumseidenmachers Arnold Vogelsang Wittwe, geborne Rust, 74 Jahr; Dragen Gang Nro. 10.

– 1020. Den 11. — Der Höker Christ. Heinr. Schopmeyer, 21 Jahr; Faulenstraße Nro. 29.

– 1021. Den 11. — Theodore Philippine Friederike Ludwig, 20¾ Jahr; Ansgariithorstr. N. 24.

Nro. 1022. Den 11. — Des Schweineschlachters Christ. Gottl. Möhlmann Tochter, 5 Monat; Schnoor Nro. 38.

— 1023. Den 12. — Anna Margaretha Hollen, 4 Jahr 4 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 107.

— 1024. Den 12. — Des Arb. Joh. Hinrich Oesselmann Sohn, 8 Tage; Schwachhausen Nro. 4.

— 1025. Den 12. — Des Branntweinbrenners Joh. Heinrich Drucker Sohn, 3 Stunden; Tiefer Nro. 20.

— 1026. Den 13. — Des Krameramtsgenossen Ludwig Koch Tochter, 1½ Jahr; Doventhorstraße Nro. 17.

Geburten:

Nro. 1336. Den 9. November. Des Kaufmanns Georg Wilhelm Bley Ehefrau, geb. Frantz, Neustadtsdeich N. 51; von einem Mädchen.

– 1337. Den 9. — Des Schneidermeisters Carl Wilh. Neumann Ehefr., geb. Meyer, Pieperstr. Nr. 14; von einem Mädchen.

– 1338. Den 9. — Des Lohgerbers Joh. Rud. Lameyer Ehefr, geb. Mattheesen, Theerhof Nr. 47; von einem Knaben.

– 1339. Den 10. — Des Maurergesellen Herrmann Hilken Ehefr., geb Holscher, Weerder Nr. 43; von einem Knaben.

– 1340. Den 10. — Des Kaufmanns Diedr. Wilhelm Klugkist Ehefr., geb. Will, Geeren N. 32; von einem Knaben.

– 1341. Den 10. — Des Arbeitsm. Joh. Georg Ehlers Ehefr., geb. Frolitz, Buntenthorssteinweg Nr. 143; von einem Mädchen.

– 1342. Den 10. — Des Cigarrenmachers Hermann Wagendorff Ehefr., geb. Ahrens, kl. Sortillienstr. Nr. 9; von einem Knaben.

Nro. 1343. Den 11. — Des Musicus Joh. Carl Franz Bohm Ehefr., geb. Kauffmann, Fedelhören Nr. 3; von einem Knaben.

— 1344. Den 11. — Des Kaufmanns Gottfried Heinr. Wilh. Theodor Westphal Ehefr., geb. Friese, am Wall N. 20, von e. Knaben.

— 1345. Den 11. — Des Cigarrenmachers Joh. Christ. Wilh. Grawe Ehefr., geb. Westerfeld, Sielpfad Nro 5; von einem Knaben.

— 1346. Den 11. — Des Musiklehrers Ernst Rakemann Ehefr., geb. Droop, Catharinenstr. Nro. 36; von einem Knaben.

— 1347. Den 11. — Des Tischlermeisters Georg Friedr. Heinr. Herm. Dubbe Ehefr., geb. Heuer, Oelmühlenstraße Nr. 24; v. einem Knaben.

— 1348. Den 12. — Des Branntweinbrenners Joh. Heinr. Drucker Ehefr., geb. Balloh, Tiefer Nro. 20; von einem Knaben.

— 1349. Den 12. — Des Arb. Hinr. Semcke Ehefr., geb. Honholt, Bonépforte Nro. 9; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 483. Der Kaufmann Cornelius Bechtel und Adelheid Bechtel; beide von hier.

– 484. Der Kaufmann Carl Philipp Kroning und Emma Wessels; beide von hier.

– 485. Der Nadelmacher Conrad Martin und Christine Elisabeth Imhorst hieselbst.

– 486. Der Grobbäcker Gerd Bätjer und Anna Elisabeth Fette; beide von hier.

– 487. Der Seileramtsmeister zu Hannover Johann Adam Joseph Siemsen und Helene Lucie Eitzen hieselbst.

– 488. Der Segelmacher Franz Theodor Flieger und Johanne Wilhelmine Louise Caroline Brünig aus Buchhagen im Braunschweigschen.

89. Der Weißewaarenhändler Heinrich Rullhusen und Caroline Dorothea Saerbeck; beide von hier.

Nro. 490. Der Detaillist Bernhard Adolph Münster und Margarethe Zinne hieselbst.

— 491. Der Detaillist Johann Heinrich Wenner hies. und Johanne Margarethe Rohlfs aus Neustadtgödens.

— 492. Der Landmann Hermann Meyer und Anna Maria Kerndorf hieselbst.

— 493. Der Cigarrenfabrikant am Buntenthorssteinwege, Arnold Brunssen und Immcke Havemeyer aus Vegesack.

— 494. Der Fuhrmann Johann Hinr. Martens und Anne Maria Ilse Reineke zu Hastedt.

— 495. Der Arb. zu Rohden, Franz Heinrich Wulf und Hedwig Caroline Catharine Rose zu Vechta.

— 496. Der Schuhmacher zu Ellen, Kirchspiels Oberneuland, Johann Blome und Beta Meier zu Arsten.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 92.

Bremen, Donnerstag den 18. November 1841.

Am Montag den 15. Novbr. feierte der **General-Einnehmer** Herr **Johann Heinrich Nieke** in frohem Kreise sein 50jähriges Jubiläum als Bremischer Staatsdiener.

Wunsch.

Sehet ihr in stiller Nacht,
Wenn der Sterne Myriaden
Lächelnd uns zum Schlummer laden,
Wohl des Mondes Silberpracht?

Blicket ihr wohl zu ihm auf,
Wenn die Morgensonne leuchtet,
Silberthau die Auen feuchtet,
Wie er endet seinen Lauf?

Strahlete so mild und rein
Immerdar mein ganzes Leben,
Fröhlich wollt' ich dann verschweben,
Schwinden, wie des Mondes Schein. S.

Das Glas Wein.

(Schluß.)

3.

Man sehe, von welchen unbedeutenden Dingen oft wichtige Ereignisse im Leben abhängen! Ein Glas Wein, in das Gesicht eines Edelmanns geschleudert, lieferte erstaunliche Resultate, welche sich geheimnißvoll an die verborgenen Begebenheiten der Geschichte ketteten.

Julius und Herr von Méré schlugen sich; der Chevalier empfing einen Stich in's Herz, und starb an seiner Wunde. Sein Gegner ergriff, um sich der Strafe der Gerechtigkeit zu entziehen, die Flucht, was ihm gelang, indem er Holland erreichte.

Fräulein von Aubigné beeilte sich, den Erben des Herrn von Méré zurückzugeben, was sie durch dessen großmüthigen Schutz, ohne es zu wissen und ohne es gewollt zu haben, empfangen hatte.

Fräulein von Aubigné schien jedoch vom Schicksal ausersehen zu sein, überall und zu allen Zeiten beschützt zu werden. Noch einmal arm und hülflos, fand sie einen Beschützer, eine Stütze, einen Freund — mehr als Alles, einen ihr ergebenen Gatten, in einem verkrüppelten Schöngeist, in dem Dichter Scarron. — Sie schrieb bei Veranlassung dieser Heirath: „Es ist eine Verbindung, welche das Herz um Geringes, der Körper um gar Nichts eingegangen!"

1660 empfing Scarrons Wittwe von Ludwig XIV. eine Pension.

1669 ward sie mit der geheimen Erziehung der von Frau von Montespan dem Könige geborenen Kinder Frankreichs beauftragt.

1674 endlich ward sie zur Marquise von Maintenon ernannt.

1685 aber wurde Francine von Aubigné Königin von Frankreich!

Es ist bekannt genug, welche Greuelscenen bei dem Leichenbegängniß Ludwigs XIV. sich zugetragen. Die aufrührerischen Gotteslästerer wurden von der Polizei verhaftet und vor ein besonderes Gericht gestellt; Einer von ihnen, derjenige, welcher sich unter dem Haufen durch die Lebendigkeit seiner Sprache und durch seine zügellosen Schmähungen bemerkbar gemacht, antwortete auf die Fragen des Magistrats über seinen Stand und Namen Folgendes:

„Ich bin Edelmann, und nenne mich Julius von Aubigné!“

„Und warum,“ fuhr der Richter fort, „hat es Ihnen gefallen, das Andenken des großen Königs zu beschimpfen?“

„Nicht den König habe ich beleidigen wollen,“ erwiederte Julius, „sondern den Gemahl meiner Cousine Francine von Aubigné, Marquise von Maintenon!“

König Wilhelm von Würtemberg.

(Fortsetzung.)

Dem Kronprinzen von Würtemberg ward der ehrenvolle und schwierige Auftrag, den wieder vordringenden Feind aufzuhalten, bis die gesammten Massen der Verbündeten sich näher zusammengezogen haben würden. Seines Hauses Wahlspruch: Furchtlos und treu, hat der Prinz hier glänzend bewährt. Mit 9540 Mann würtembergischer und österreichischer Truppen hielt er sich bei Montereau einen Tag lang gegen 30000 Franzosen, den Kaiser selbst an ihrer Spitze, und zog sich erst am Abende zurück. Alte Soldaten erzählen begeistert von der Ruhe, mit der hier der Kronprinz inmitten der größten Gefahr seine eines ächten Feldherrn würdige Befehle gab, von der Todesverachtung, die ihn an die Stellen führte, wo das feindliche Geschützfeuer mit verheerender Kraft wüthete. In der Ebene von St. Remy ward dem Kaiser der Rückzug von Montereau vergolten, dort fügte der Kronprinz den Feinden schwere Verluste zu; auch die Marschälle Mortier und Marmont, welche die Hauptstadt schützen sollten, wurden geschlagen, und am 30. März dröhnte der Kanonendonner, der den Parisern das furchtbare Wort Demüthigung entgegenbrüllte. Jetzt konnten sich die Franzosen nicht mehr rühmen, daß sie ihre Pferde in der Spree getränkt, daß ihre Garden in Wien prachtvolle Feste gefeiert, daß alle deutschen Städte den Schall ihrer Trommeln gehört hätten. Der Tag der Vergeltung war gekommen. Ihn herbeizuführen, so wie den zweiten Versuch Napoleons zu vereiteln, der das durch die Waffen verlorene Land noch einmal durch Waffengewalt wiedergewinnen wollte, hatte der Kronprinz rühmlich mitgewirkt; sein Feldherrntalent fand die Anerkennung aller Heerführer, die Truppen hingen mit Liebe an ihm, dem Landvolk suchte er die Leiden des Krieges zu erleichtern, und nur da, wo er Grausamkeit und Tücke zu strafen hatte, zeigte er sich unerbittlich streng.

Wenn Vaterlandsfreunde die Hoffnungen des wiedererstehenden Deutschlands zählten, ward unter den besten Namen, der Name des Kronprinzen von Würtemberg mitgenannt, und es ist Pflicht des Geschichtschreibers anzuführen, wie Gerechtigkeitsliebe und staatsmännischer Blick den Prinzen die Wiedergewinnung des Elsasses für Deutschland fordern ließen. Leider ist diese Forderung ungehört verhallt!

Inmitten des Getriebes von Festen, Reisen, Verhandlungen, die den Siegen folgten, hatte der Kronprinz das Glück, eine der edelsten Frauen der neueren Zeit kennen zu lernen, die Großfürstin Katharina von Rußland, Wittwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg. Sie fühlte sich zu dem tapfern, von Allen gepriesenen und doch so bescheidenen Prinzen hingezogen, und am 24. Januar 1816 ward zu Petersburg die Vermählung des edlen Paares gefeiert.

In die Heimath zurückgekehrt fand der Kronprinz Gährung, Aufregung der Gemüther — in den Wirren des Krieges war, was das alte Stammland Würtemberg, was die neuerworbenen Provinzen und Städte an Rechten und Freiheiten besessen hatten, verkümmert, vernichtet worden; jetzt sollte eine Verfassung die Zustände ordnen, die Rechte und Pflichten der Unterthanen und der Krone feststellen. König Friedrich machte Vorschläge, die Abgeordneten des Landes aber verlangten mehr, verlangten die Hauptgrundzüge ihrer alten, ständischen Freiheiten, verlangten Anerkennung des „guten, alten Rechts,“ das dann durch zeitgemäße Anordnungen auch den Bedürfnissen der Gegenwart genügen könnte. König Friedrich sollte das Ende des Streites, der sich zwischen ihm und den Abgeordneten des Landes erhoben hatte, nicht mehr erleben; am 30. Oktober 1816 starb der Mann, der ein Herrscher gewesen war, tüchtig für stürmische, kriegerische Zeiten. Er wollte seines Landes Gedeihen, seines Hauses, seiner Fahnen Ruhm, aber er war herrisch, eigenmächtig, oft ungerecht, dann auch ungerecht wohl, wenn Rechtssicherung in seiner redlichen Absicht lag.

So ward denn nun der Kronprinz Wilhelm König von Würtemberg. Ihm kam das herzliche Zutrauen des Landes entgegen, und dieses Zutrauen zu rechtfertigen, ist sein stetes Streben, die Liebe seines Volkes zu erringen, ist stets sein Ziel gewesen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung traf er Anstalten, welche in Vielem die auf dem

Lande ruhenden Lasten milderten, die königliche Hofhaltung wurde vereinfacht, viel müßiges, übermüthiges Hofgesinde wurde entfernt, beim Militair wurden die schmachvollen und grausamen Strafen abgestellt.

Traurige Ereignisse fielen in die erste Zeit der neuen Regierung; eine Hungersnoth, die Folge der langen Kriege, war ausgebrochen und auch Würtemberg ward hart von ihr betroffen. In dieser Noth des Landes zeigte sich der König und neben ihm seine edle Gemahlin wahrhaft herrlich; keine Mühe, kein Opfer, keine Beschwerde wurde gescheut, das Elend zu mildern, seinen schlimmen Folgen zu begegnen. Die Königin Katharina schuf Wohlthätigkeitsanstalten, Hülfsvereine, die sich bald über das ganze Land verbreiteten, den Bedürftigen nachhaltige Unterstützung spendeten. Und wie in dem Bestreben, des Landes Noth zu mildern, so stand die Königin Katharina mit edlem Eifer, mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet, ihrem Gemahl in Allem zur Seite, was für die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt unternommen wurde, an Hebung der Gewerbe, an Vervollkommnung der Landwirthschaft nahm sie den innigsten Antheil. Ein landwirthschaftlicher Verein und die landwirthschaftliche Anstalt zu Hohenheim ward errichtet, welche Würtemberg und ganz Deutschland schon Hunderte von tüchtigen Landwirthen gebildet hat. Ebenso geschah für Verbesserung des in den Kriegsjahren ganz zerrütteten Volksschulwesens Vieles, und die Königin selbst stiftete sich durch die Errichtung mehrerer Schulen, denen sie großmüthige Spenden überwies, die bleibendsten Denkmale. Nicht lange war es ihrem Gatten, ihren Töchtern, ihrem Lande vergönnt, sie zu besitzen, im Januar 1819 starb sie in der Blüthe ihrer Jahre, geliebt, verehrt von Hunderttausenden. Ihr Gedächtniß lebt im dankbaren Volke fort, und erzählt man den Jüngeren von der schrecklichen Hungersnoth, dann hören sie auch von der Helferin, von der Trösterin Katharina, und ihren Edelmuth haben edle Dichter gefeiert.

Der König gab seinen verwaisten Töchtern eine zweite Mutter, Pauline Therese Louise, eine geborene Prinzessin von Würtemberg ward des Landes neue Königin. Ihr stiller, wohlthätiger Sinn machte sie Allen werth, und mit einem Kronprinzen hat sie den Würtembergern eine theure Hoffnung geschenkt, die glücklichen Zustände, die ein edler Vater begründete, durch einen nach seinem Beispiele geleiteten Sohne bis auf späte Zeiten erhalten und mehr und mehr ausgebildet werden zu lassen.

Die Streitigkeiten mit den Abgeordneten des Landes, die unter König Friedrich begonnen hatten, dauerten indessen fort; hatte die Regierung gewiß das für sich, daß sie redlichen Willens war, dem Lande in einer neuen Verfassung neue Grundlagen des öffentlichen Wohles zu bieten, so stand das strenge Recht doch wohl auf Seiten der Vertreter des Landes, wenn sie forderten, daß die alten Rechte und Freiheiten, die theure Erbschaft der Väter zuvor wieder anerkannt und zur Grundlage aller weitern Verhandlungen gemacht werden sollten. Die Ansichten der Krone gegenüber den Abgeordneten des Landes vertrat vor Allen der Minister von Wangenheim, ein redlicher, das Beste erstrebende Staatsmann, der aber oft in der Art und Form, wie er seine Ansichten vorbrachte, zum Widerstand reizte. Indessen lähmten diese Verfassungsstreitigkeiten keineswegs den entschiedenen Willen des Königs, dem Volke gute Rechte und Freiheiten zu geben, deren es nur zu lange hatte entbehren müssen. Eine höchst freisinnige Gemeindeordnung verlieh den Bürgern freieste Handhabung ihrer Gemeindeangelegenheiten und Verwaltung ihres Gemeindevermögens; die Jagdquälereien, die auf den Landleuten arg gelastet hatten, wurden mit Ernst abgestellt, viele, auf dem Grundeigenthum ruhenden Leistungen an den Staat aufgehoben; Hindernisse, die der freien Aeusserung der Gedanken entgegenstanden, wurden weggeräumt; die Verwaltung ward vereinfacht, der maaßlosen Schreiberei in etwas mindestens gesteuert, gegen Bestechlichkeit eine wahrhaft segensreiche Strenge geübt. Die Gerichtsbehörden erhielten eine selbstständigere Stellung; das Kriegswesen ward neu eingerichtet, und auf diesem Gebiete trugen die Erfahrungen, welche der König persönlich gesammelt hatte, die schönste Frucht. Das Heer sollte fortan sich lebhaft bewußt sein, daß es dem Volke entstamme; nicht mehr durch Strafen, die das menschliche Gefühl empören, durch Erweckung des Ehrgefühls wurde auf den Soldaten gewirkt; Talent sah sich den Zutritt zu den höchsten Stellen geöffnet und des Bauern tapferer Sohn sollte so gut die Offiziersschärpe tragen können, wie der Sohn des Grafen. So ist das würtembergische Heer, das bei weiser Sparsamkeit in allen Zweigen des Dienstes minder großen Aufwand erfordert, als die Heere aller übrigen deutschen Staaten, ein wahrhaft volksthümliches geworden, in Diensttüchtigkeit, in Pflicht-

eifer kann es als Muster dienen; unter den Officieren herrscht tüchtiger, wissenschaftlicher Sinn, treffliche Unterofficiere, dieser eigentliche Kitt und Halt der Regimenter, bilden die Soldaten rasch heran, und binnen Kurzem vielleicht wird eine Landwehr, wie sie der König schon lange wünscht, und wie die Verfassungsurkunde sie verheißt, dieses treffliche Heer ergänzen.

(Schluß folgt.)

Eine Abendunterhaltung bei Ludwig Philipp.

Die in Düsseldorf anwesende Gastsängerin Madame Marianne Ernst-Seydler, welcher die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil ward, während ihres Aufenthaltes im Seebade Dieppe zu einer Soirée in dem fünf Stunden entfernten königlichen Sommer-Lustschlosse Eu gezogen zu werden, giebt über die höchst einfache Lebensweise der königlichen Familie von Frankreich nachfolgende nicht uninteressante Skizze.

Es war am 13. Juli d. J., als dieselbe im Auftrage des Präfecten vom Departement de la Seine infrieure, Herrn Baron Dupont-Delporte durch den Unterpräfecten der Stadt Dieppe die schriftliche Anzeige erhielt, daß Ihre Königl. Majestäten wünschten, sie am andern Tage, den 14. Juli, Abends präcise 8 Uhr, in den königlichen Gemächern zu empfangen, um dieselbe in einigen deutschen Gesangsnummern zu hören. Früh Morgens am 14. Juli fuhr sie nach Eu, und stieg bei dem Banquier und ehemaligen Maire, Herrn Rabion, an den dieselbe lebhaft empfohlen war, ab. Die Sängerin nahm im Laufe des Tages die Sehenswürdigkeiten des alten und interessanten Städtchens Eu in Augenschein, worunter sich besonders das jetzige königliche Schloß der Herzogin von Orleans auszeichnet, welches dicht bei den Ruinen des alten Schlosses erbaut ist, in welchem Karl der Einfältige eingesperrt war, und worin die Hochzeiten Wilhelms des Eroberers einst gefeiert wurden. Dem neuen Schlosse gerade gegenüber befindet sich die Biscuit-Mühle und Bäckerei, in welcher der ganze Bedarf für die königliche Marine, die sogenannten Schiffszwiebäcke (Biscuits) gemacht werden. Diese Fabrik, welche mit Dampfmaschinen betrieben wird, liefert täglich 10,000 Stück Zwieback, und wenn man annimmt, daß das ganze Experiment des Backens durch eine einzige Maschine, von dem Augenblicke an, wo die Frucht in den Mahlkasten gethan, bis wo der fertige Teig zum Backofen kommt, betrieben wird, so kann man diese Einrichtung nicht nur merkwürdig, sondern auch einzig in ihrer Art nennen. In diesen Betrachtungen verlebte Madame Ernst-Seydler den Lauf des Tages, und kaum hatte die Glocke der schönen Cathedrale 8 Uhr geschlagen, als eine königliche Equipage vor ihrer Wohnung hielt, sie in das Schloß zu führen, um den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der einst als schlichter Bürger in der Schweiz still und unbemerkt lebte, und jetzt seit eilf Jahren mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit unerachtet aller politischen Stürme das Gleichgewicht Europas aufrecht zu erhalten vermochte.

Der Wagen hielt vor dem imposanten Portale, sie stieg aus, und wurde durch einen langen schmalen Corridor, dessen Wände von Bildern der Ahnen des Hauses Orleans geziert und dessen Parquet mit dunkelrothen Sammet-Fußdecken belegt war, in eine Antichambre geführt. Es währte wohl kaum fünf Minuten, als der General-Lieutenant und General-Adjudant des Königs, Herr von Athalin, welcher wie es schien, die Funktionen eines Großceremonienmeisters versah, eintrat, und ihr nach einigen freundlichen Worten den Arm bot, um sie in den eine Treppe hoch gelegenen großen Empfang-Saal zu geleiten, in welchem bereits der König, die königliche Familie und die ersten Hofchargen versammelt waren. Gleich nach ihrem Eintritt in denselben, den sie, wie sie versicherte, nicht ohne einige Beklommenheit betrat, wurde sie von ihrem Begleiter zur Königin geführt, und derselben vorgestellt; diese nahm die Künstlerin mit großer Leutseligkeit bei der Hand und brachte sie zum König, welcher sich in einer kleinen Entfernung mit mehreren Generalen im Gespräch befand und präsentirte sie demselben, indem die Königin sich der höchst einfachen Worte bediente: Sehen Sie Frau Ernst, dies ist mein Mann (voilà Madame Ernst, c'est mon mari.) Der König, welcher ohne die geringste Auszeichnung schwarz gekleidet war, wohl aber die königliche Würde nicht verkennen ließ, war nicht minder liebreich gegen sie, unterhielt sich mehrere Minuten mit ihr über Deutschland und deutsche Kunst, zum Theil in französischer, zum Theil in deutscher Sprache, welch' letztere sehr an den elsässischen Dialect gränzte, und stellte sie hierauf seiner geistreichen königlichen Schwester, der Madame Adelaide und allen übrigen Gliedern seiner erlauchten

Familie vor. Nach allen diesen höchst einfachen Ceremonien wurde die Künstlerin endlich durch Herrn von Athalin zum Piano geführt; hierauf setzte sich der König mit den Generalen Marbot, Hénies und mehreren Andern zu einem, am Ende des Saals arrangirten Spieltische, die Königin aber, so wie die Herzoginnen von Orleans und Nemours, die Prinzessin Clementine und Madame Adelaide an einen runden, äußerst eleganten Arbeitstisch, an welchem sie sich mit allerlei Stramінstickereien, die Königin aber mit Stricken beschäftigten. Dicht hinter dem Stuhle der Herzogin von Orleans nahm der Herzog, ihr Gemahl, Platz, und las in Pariser Journalen, und in einer Fenster-Nische stand der bildschöne Herzog von Nemours. Rechts zur Seite dieses Tisches saßen sämmtliche Palast- und Ehrendamen und ihnen gegenüber auf Sopha's die Hofchargen und sonstige Autoritäten. Unerachtet der zahlreichen Versammlung herrschte jetzt im Saale eine feierliche Stille, während welcher Madame Ernst-Seydler die große Triolen-Arie des Sertus aus Mozarts unsterblichem Meisterwerk „Titus" vortrug, und nach welcher die Allerhöchsten Herrschaften der Sängerin die lebhaftesten Beifallsbezeigungen angedeihen ließen, die sich von Nummer zu Nummer steigerten. So hatte dieselbe in weniger als einer Stunde sechs Gesangstücke deutscher, italienischer und französischer Compositionen vorgetragen, als die Königin, Madame Adelaide und die beiden deutschen höchst liebenswürdigen Herzoginnen von Orleans und Nemours sich der Künstlerin nahten, um sie persönlich zu beglückwünschen und zu ersuchen, eine kleine Pause eintreten zu lassen. Es konnte jetzt ungefähr 9 Uhr sein, als einfach schwarz gekleidete Hofdiener mit silbernen Platten, worauf allerlei Erfrischungen sich befanden, eintraten und sie den Anwesenden präsentirten, von welchen aber die Sängerin wohl aus Bescheidenheit nichts annahm. Dies bemerkend, stand Madame Adelaide auf, näherte sich derselben, und sagte zu ihr mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit, die wir leider bisweilen in dem unbedeutendsten Bürgerkreise vermissen: „aber eine Tasse Thee werden sie doch mit dem Könige von Frankreich trinken?" Wer könnte einer solchen liebevollen Herablassung widerstehen?! Nach diesem höchst angenehmen Intermezzo setzte sich Mad. Ernst-Seydler wieder zum Piano und noch ehe sie von Neuem begann, stand Ludwig Philipp vor ihr und bat sie persönlich um Vortragung einiger Schweizer Kuhreihen (Ranz des Vaches), mit welchen, wie ihm mitgetheilt worden sei, sie in Bordeaux, Rouen, Metz und Nancy die Franzosen so sehr enthusiasmirt hätte, und nicht ohne sichtliche Rührung fügte der König die Worte hinzu, wie er einst diese Gesänge selbst von den Alpen herab gehört habe. Die Sängerin begann nun mit einer Reihe von Schubertschen Liedern, den letzten Gedanken von C. M. v. Weber, Romanzen von Proch, und schloß endlich mit den Kuhreihen, indem sie „den armen Sennerbue, das Heimweh und den Gemsjäger" im schweizerischen Dialect vortrug. Schon bei der ersten Strophe des armen Sennerbue:

„I hab verloren mei Hab' un mei Gut"

perlte sich eine Thräne in den Wimpern des edlen königlichen Greises, der gewiß mit tiefer Rührung an jene Zeiten dachte, wo auch er — — — — dem armen Sennerbuben nahe war! — Dies Gefühl wohl theilend, trat die erlauchte Königin zu ihrem Gemahl, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zur Künstlerin, um derselben mit Innigkeit für den heitern Abend zu danken, den sie sowohl durch die Wahl der Gesangspiecen, als auch durch deren seelenvollen Vortrag sich im reichsten Maaße erworben hatte. Diesen Dankgefühlen reihten sich alle übrigen Glieder der königlichen Familie an, und so endigte sich ein Abend, der für die Sängerin ewig unvergeßlich bleiben wird.

Tags darauf erhielt dieselbe im Namen Ihrer Majestäten durch den Herrn von Athalin ein wahrhaft königliches Geschenk nebst einem huldvollen Zeugniß über den glücklichen Erfolg ihrer Einführung in die königlichen Gemächer.

---

* In der Chronik von Peter Koster vom Jahre 1699

liest man einen Artikel der folgendermaßen überschrieben ist: **Ein medicinischer Betrieger kommt zu Bremen.**

Im Anfange des Monat Augusti dieses 1699. Jahres kam auch ein holländischer Betrieger hier an, nannte sich Cornelius Boenart, Dr. medicinae und Operateur der Stadt Halst, auch mit Operateur der Stadt Briel und Hoorn in Holland. Dieser Betrieger rühmte sich großer Dinge wie aus beiliegendem Zettel zu sehen, so er zu Hamburg hernach, zuvor aber auch in Bremen drucken und in die Häuser werfen lassen. Sonderlich rühmte er sich Oculiste zu sein, verrichtete aber zu Bremen keine Kur, als daß er einem armen alten Weibe den Staar auf beiden Augen stach, die zwar etwas wieder sehend, aber dabei die größten Schmer-

zen empfunden, so daß sie lange Zeit bettlegrig und zuletzt schlimmer denn zuvor wurde. Weßwegen er von allen Kantzeln danken ließ, als wenn er eine blinde Frau auf stehenden Fuß sehend gemacht, wodurch er viele Leute an sich lockte, denen er ein Riechpulver (etwa sal volatile oder oervi succini und dergleichen), woran sie des Tages 20 oder 30 Mal riechen sollten, und ein Glas mit weiß Wasser, wovon sie Morgens und Abends einen Löffel voll einnehmen müßten. Dieser Betrüger wußte sich meisterlich zu verstellen, achtete keinen Menschen sonderlich, als wenn ihme wenig darum zu thun wäre; forderte indessen unbescheiden viele Geld von den Patienten, nachdem er merkte, wie einer begütert war. Bekam also zum wenigstens 3, andere 5, 6, 10, 15, 20 und mehr Reichsthaler. Wie er nun bei 6 Wochen in Bremen gewesen, machte er sich heimlich davon, log seinem Wirthe vor, er müßte eilig nach Holland reisen und wollte in 3 Wochen wieder kommen; entschnappte also mit fast 1000 Rt., worzu ich selbst 15 Rt. hergegeben, und soll noch wiederkommen. Er hinterließ einen fast contracten Menschen, den er seinen Cousyn nannte und einen Jungen, die lagen noch eine Zeitlang auf der Herberge, als die ihren Vorgeben nirgend hin wüßten, welche er aber hernach ihme auf Hamburg folgen ließ, da er die Leute laut beiliegend lügenhaften Zetteln auch betrogen. Ich habe einen Brief hernach von dieses Betriegers Hand gesehen, welchen er an den obgedachten seinen contracten Cousien geschrieben, welcher anzeigte daß er ein Idiote und Betrieger, mit nichten aber Dr. medicinae war, dann er nicht eins December oder Decembris recht zu schreiben wüßte (sondern Desember) und ander auch französische Worte elendig als ein dummer Mensch. Von Hamburg hat er gleichen Abschied wie zu Bremen genommen und wird dieser Betrieger endlich wohl seinen verdienten Lohn bekommen. —

Dies ereignete sich 1699, aber jetzt schreiben wir 1841! Dennoch bleibt die alte Wahrheit immer gleich neu: Mundus vult decipi! 3.

Theater.

In den letzten Wochen ist es sichtlich das Bestreben der Direction gewesen, auch dem ernsten Schauspiel eine größere Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Daß sie dabei auch auf die ältern Bühnenrepertoirs zurückgeht, um werthvolle Dramen, die allmählich von der Bühne verdrängt worden sind, unverdienter Vergessenheit zu entreißen, kann nur gebilligt werden. Leider hat noch keiner unserer neueren dramatischen Dichter den schon von Schiller gehegten Plan wieder aufgenommen, die Bühnenstücke des vorigen Jahrhunderts durch Umarbeitung und Accommodation an die veränderten Forderungen des neuern Geschmacks zu verjüngen. Dies Retouchiren und Reproduciren wäre ein größeres Verdienst, als die Production so vieler matten Originaldramen, womit wir Jahr aus Jahr ein überhäuft werden. An dramatischem Leben, an effectvoller Leidenschaft werden die neueren Stücke von einem großen Theil jener älteren unleugbar übertroffen. Wie früher das Publikum mehr als jetzt mit seiner Empfindung in das Stück einging und mehr als bloßen Zeitvertreib suchte, so lebten auch die ältern Dichter jener weichherzigen, innerlich bewegten Zeit weit mehr mit dem eigenen Gefühl in ihren Werken und es floß dies mehr in die Darstellung der Hauptcharaktere über, während wir jetzt so oft den Constructionen des Verstandes gegenübersitzen. Wenn der Director oder Regisseur als ein Mann von Einsicht und Geschmack verfährt und für Abwechselung im Repertoire sorgt, so sieht man gern neben den Producten der neuesten Zeit Iffands Dramen aus seiner besten Periode und was dem Aehnliches sich anreiht. Zu dieser Gattung rechnen wir auch „Graf Esser" nach dem Englischen des Banks, das wir am letzten Montag mit großem Interesse gesehen haben. Bekanntlich spielt dies Stück in den Theateranna-len des vorigen Jahrhunderts eine große Rolle. Das englische Drama des Johann Banks kam 1682 zuerst auf die Bühne und fand allgemeinen Beifall. Die Deutschen wurden durch Lessings tiefeindringende Kritik darauf aufmerksam gemacht, indem dieser in seiner Hamburger Dramaturgie (1768) dasselbe einer ausführlichen Analyse für würdig hielt, um dessen Vorzüge gegenüber dem Esser des Thomas Corneille darzuthun. Bald darauf wurde die Bank'sche Bearbeitung dieses Sujets auf die deutsche Bühne gebracht und hat sich lange auf den Repertoirs großer und kleiner Bühnen erhalten.

Wir enthalten uns, auf Einzelheiten der Darstellung auf hiesiger Bühne einzugehen. Mad. Stein war als Königin Elisabeth ganz an ihrem Platze. Indeß übertrieb sie die leidenschaftliche Heftigkeit der Königin. Dem Dichter gebührt wohl ein Theil der Schuld; er verletzt die innere Wahrheit des Charakters (ganz abgesehen von der historischen); er treibt ihn von einem Widerspruch zum andern. Um so mehr jedoch muß die Darstellerin durch Mimik, Stellung und Sprache das Gleichgewicht möglichst herzustellen suchen. Demois. Edler eignet sich mehr für sanfte, als leidenschaftliche Scenen, in denen sie ihr Organ nicht zu Rathe zu halten weiß. Daß Herr Lemke (Graf Esser) jugendliche Helden und griesgrämige Väter und was nicht alles, darzustellen hat, zeugt eben so sehr von dem unermüdlichen Fleiße dieses Schauspielers, als von der Unvollständigkeit unsers Personals. Vor allem ist ein tüchtiger Schauspieler für die Helden- und Liebhaberrollen nöthig. Herr Gysi wird für solche Rollen nicht eher brauchbar, als bis er richtiger declamiren lernt.

„Graf Esser" verdient wohl eine Wiederholung. Allein dann möchten wir der Direction rathen, nicht dazu einen Montag zu wählen, wo der Ernst des Trauerspiels zum Theil durch die Lachlust der allzeit heitern Gallerie verloren geht.

Miscellaneen.

(Wie eine Pariserin ihre Schulden bezahlt.) Eine reizende Figurantin an einem Pariser Theater wurde vor einigen Jahren, durch die Association von Amor und Hymen, in eine eben so reizende Baronin umgewandelt. Vor Kurzem stürzt nun diese liebenswürdige junge Frau mit Thränen in den Augen, flatternden Haaren, verstörten Zügen und andern theatralischen Zugaben in das Cabinet ihres Gemahls, indem sie schluchzend stöhnt, sie müsse ihrem theuern Gatten ein Geständniß machen. Der Herr Baron wurde ganz außer Fassung gebracht, theils durch das Benehmen seiner Frau, noch mehr aber durch den Anblick kleiner Papiere, welche die Gemahlin in der Hand hat, und in welchen er den Inhalt eines schrecklichen Geheimnisses ahnet. „O lesen Sie, lesen Sie!“ stammelte die Baronin, „und wenn Sie gelesen haben, werden Sie einsehen, daß ich Ihr Haus verlassen muß.“ Der Baron wird vom Schwindel gefaßt, und weicht einige Schritte zurück. Es wird ihm grün und gelb vor den Augen, doch rafft er all' seinen Muth zusammen, und wirft einen Blick in die verhängnißvollen Papiere. Was lies't er? Mad. C. schuldig an Mad. L., Weißwäschhändlerin, 2400 Frcs. — Mad. C. schuldet an Mad. F. 1600 Frcs., und so fort an einige Dutzend Juweliere und Modisten, bis zur Summe von 13,750 Frcs. Der Baron holt leichter Athem, da er sieht, daß ihn nur ein finanzieller Schlag treffen soll, nimmt jedoch eine ernste, vorwurfsvolle Miene an. „Das ist sehr schlimm, Madame, sehr schlimm!“ fährt er dann mit kalter Gleichgültigkeit fort. — „Das weiß ich am besten,“ seufzte Madame, „und deswegen gedenke ich auch, diese Schulden aus meinen eigenen Mitteln zu decken. Nehmen Sie hier dies Papier.“ — „Was ist das?“ fragte der neuerdings perplexe Ehemann. — „Es ist nur ein Engagement bei dem Theater zu Toulouse.“ — „Sie, wieder zur Bühne zurück? Wieder eine Schauspielerin? Die Baronin C. auf den Brettern? Mein Name auf einem Theaterzettel !!!“ — „Ich werde anonym bleiben, oder den Namen Cicilée oder Claire annehmen.“ — „Das geht nicht! Daß Sie es wissen, Madame! Sie haben kein Recht, ein Engagement abzuschließen ohne Einwilligung des Gatten; und noch in dieser Stunde sollen die Bagatellen gezahlt werden.“ — Mit diesen Worten zerriß der Baron den Contract und stürmte zur Thür hinaus. Die Baronin aber hing den neuen Shawl um, und ließ zum Ausfahren einspannen, indem sie im Stillen sich sagte: „So zahle ich meine Schulden.“ Der Gemahl war noch froh, daß der dramatische Unterhändler keine Rücktrittsvergütung begehrte.

(Berlinisches.) Das Betreten der Eisenbahnen außerhalb der Uebergangspunkte ist bekanntlich streng untersagt. Dennoch geht ein Mütterchen mit einem Korbe auf dem Rücken ruhig auf dem bequemen Wege neben den Geleisen, denn es ist zu ihrem Ziele der geradeste Weg. Die Umstehenden sind begierig, wie der Bahnwärter, der eben aus seiner Hütte tritt, sie zurückweisen, vielleicht verhaften wird. Er schreit sie auch an, aber sie hört nicht. Er läuft ihr nach und sie wendet sich um. Statt aber der Weisung Folge zu leisten, ist sie es, die ihn nun anschreit. Er hat, beim Caffeetrinken mit einigen Freunden vertieft, sie vorhin an seiner Hütte unbemerkt vorübergehen lassen. Sie stemmt die Hände in die Seiten: „Läßt Er mich jetzt nicht ruhig gehen, so zeig' ich Ihn an, daß Er mich vorhin ruhig gehen ließ. Wenn Er Zeit hat, um auf seinem Posten Caffee zu trinken, so habe ich Zeit, meines geraden Weges zu gehen.“

(Merkwürdige Verwandtschaft.) Unter diesem Titel bringt der Komet Folgendes: In einer schwedischen Landstadt heirathete ein schon bejahrter Wittwer ein sehr junges Mädchen, und zu gleicher Zeit sein Sohn erster Ehe die noch sehr hübsche Mutter dieses Mädchens. Durch diese buchstäblich wahre Doppelheirath hat sich ein wohl noch nicht dagewesenes Familienverhältniß gestaltet: Ein Vater, der seines eigenen Sohnes Schwiegersohn; eine Schwiegertochter, die ihres Schwiegervaters Schwiegermutter, und überdies ihrer eigenen Tochter Stieftochter; ein Sohn, der seiner Stiefmutter Stiefvater, und seines Vaters Schwiegerpapa ist! — Wie erst wird sich diese Stammbaumsverzweigung toll und confuse gestalten, wenn aus jener Doppelehe Kinder zum Vorschein kommen?

(Ein englischer Rechtsfall.) Die Times erzählt eine merkwürdige, ächt englische Freisprechung in einem Criminalfall. Ein bankerotter jüdischer Kaufmann, Namens Glashopska, war vor dem „Criminal Court“ in London in Untersuchung wegen Unterschlagung eines Theils seiner Habe zum Nachtheil der Gläubiger, und hatte dreijährige Gefängnißstrafe zu befahren. Er war in seiner Gantsache, in Bezug auf richtige Angabe seines Activvermögens, als Israelit mit dem Hut auf dem Kopf auf das alte Testament beeidigt worden, durch ein Versehen ward aber ins Protokoll geschrieben, Gantgläubiger sei „auf die Evangelien Gottes“ (upon the gospels of God)“ beeidigt. Der Vertheidiger des Angeklagten benutzte den Umstand, und die Jury sprach: „Nicht schuldig.“

(Der britische Kronprinz.) Der älteste Sohn des Königs und der Königin von England ist geborner Herzog von Cornwall, und tritt vom Augenblick seiner Geburt an in den Genuß der Ehren und Revenuen jenes Herzogthums. Ist kein Kronprinz vorhanden, so wird dieses Einkommen temporär mit dem der Krone verbunden, und so ward es die letzten Jahre her vom Bureau der Wege und Mittel administrirt. Bald nach seiner Geburt wird der junge Fürstensohn durch Patent zum „Prinzen von Wales“ creirt.

(Schnelligkeit!) Kürzlich legte ein Wagen auf der Eisenbahn von Liverpool nach London den Weg von 83 Stunden in 6 Stunden zurück.

(Literarisches.) In einer Bücherauction in London wurde kürzlich ein einziges Drama von Marlowe mit der ungeheuren Summe von 900 Thlrn. bezahlt. Es war das einzige Exemplar, das davon existirt und 1593 gedruckt ist. Es heißt „die

wahre Tragödie von Richard, Herzog von York und dem Tode des Königs Heinrichs VI.“ Die Journale haben bereits nachgewiesen, daß Shakespeares gleichnamiges Stück viele Stellen aus diesem alten Marlowe'schen wörtlich enthält.

(Steinhäuser,) unser in Rom lebender Landsmann, hat seiner Vaterstadt einen Beweis seiner Künstlerschaft gegeben durch ein auf dem Deventhorskirchhof aufgestelltes Grabmal. Auf einem ungefähr 8 Fuß langen, 3 Fuß breiten und 4 Fuß hohen Granit steht ein massiver Marmorblock, auf dessen Hauptfronte der Auferstehungsmorgen eingehauen. Die 3 Weiber stehen vor dem leeren Felsengrabe, an dessen Eingange kniend Marie den Engel fragt nach dem Herrn und der Engel ihr die frohe Botschaft mittheilt: Das Grab ist leer, der Herr ist auferstanden! Auf diesem Piedestal ruht eine Psyche, aus massivem Marmor, von wahren Künstlerhänden vorzüglich gearbeitet, aus deren linken Hand ein Schmetterling emporsteigt. Das Ganze steht unter einem eisernen Baldachin, durch ein Gitter geschützt, und ist ein Meisterwerk, eine wahre Zierde des Kirchhofs.

(Gera,) die ihrer reizenden Lage und ihrer Gewerbthätigkeit wegen weit und breit, und durch ihre schönen Fabrikate auch bei uns jetzt so vortheilhaft bekannte Stadt, feierte am 5. 6. und 7. November ein seltenes Fest, den Geburtstag des 1541 am 6. Nov. geborenen Franz de Schmid. Dieser, ein Brabanter von Geburt, war der erste Zeugmacher der nach Gera kam, dort die Zeugmacherei und sonach den jetzigen Wohlstand Geras begründete.

Am Morgen des ersten Festtags begab sich ein zahlreicher Festzug unter Glockengeläute in die Kirche, wo ein feierlicher Gottesdienst gehalten ward; nach dessen Beendigung begaben sich die Theilnehmer im festlichen Zuge zum Friedhofe, wo auf dem Grabe des Verstorbenen ein Denkmal errichtet war und enthüllt ward. Ein frohes Mittagsmal vereinte die Fabrikanten und übrigen Honoratioren der Stadt und Abends war diese brillant erleuchtet. Am zweiten Tage war eine öffentliche Ausstellung von Geraner Fabrikaten, zu der jede Fabrik beigetragen, und Abends ein großer Ball der Fabrikherren und ihrer Geschäftsgenossen und Gehülfen. Am dritten Tage gaben die Fabrikbesitzer ihren Arbeitern einen solennen Ball, der erst am Morgen des 8. ein Fest beschloß, das, wenn Gera seine Wohlhabenheit auch diesem Tage dankt, doch ein erfreuliches Zeichen der Pietät und Dankbarkeit gegen einen Verstorbenen ist. — Wer mag wohl in Bremen der erste Cigarrenmacher gewesen sein?

(In Paris) sind jetzt mehr als 1500 Inspectoren über die Arbeiten der Kinder in den Fabriken angestellt, die unentgeltlich ihr Amt verrichten. Sicherlich wären bei uns auch wohl edle Männer zu diesem Amte bereit!

(Glasmalerei in München.) In dem Gebäude der königlichen Porzellanfabrik waren vor Kurzem 14 große Glasfenster aufgestellt, die für die neue Kirche in Kilndown in England von einem Lord Beresford-Hope bei der hiesigen Glasmalerei-Anstalt bestellt worden. Gehört überhaupt diese Kunst zu denen, in denen München seine schönsten Triumphe feiert, so muß vornehmlich auch diesem Kirchenschmuck ein großes Lob gespendet werden. Es sind nur einzelne Gestalten von Heiligen und Fürsten, die außer der Madonna mit dem Kinde die etwas schmalen Fensterräume einnehmen, allein sie genügen vollkommen durch die Schönheit der Zeichnung und des Ausdrucks, durch die Pracht und Mannichfaltigkeit der Farben und durch den geläuterten Geschmack der sie umgebenden Ornamente. Es ist die erste größere Arbeit, die über das Meer geht von hier aus.

(Thee in Assam.) Nach einem Bericht der Directoren der „Assam-Compagnie“ im Calcutta Englishman vom 8. Sept. hat die letzte Thee-Crndte in Assam 10,212 Pfund ertragen; das ganze Product wurde nach England verfahren. Die Theecompagnie hat neuerlich ihre Pflanzungen mit mehreren werthvollen Landstrichen voller Theestauden erweitert, und für das laufende Jahr rechnete man auf 400 Centner, die sich bis zum Jahr 1843 vervierfachen dürften.

(Friedenssäule zu Berlin.) Die Vorarbeiten zur Aufrichtung der Friedenssäule auf dem Belle-Allianceplatze schreiten vor; indeß kann die Aufstellung des Denkmals dieses Jahr nicht mehr stattfinden, da dasselbe mit einem Wasserbecken umgeben werden soll, welches mittelst einer Dampfmaschine mit Wasser versorgt werden wird.

Anzeige.

Sauber lithographirte

Einladungskarten

zu **Mittag-** und **Abendessen**, **Thee** und **Abendessen**, **Thee** und **Tanz**, **Kranzbinden**, **Hochzeit**, **Taufe**, **Verlobung**, **Versammlungen**, unausgefüllte bei allen Gelegenheiten brauchbar, ferner:

Boston- und **Whist-Tabellen**, **Grabuge-Whist-** und **Boston-Tafeln**

sind stets vorräthig

Seemannsstraße Nro. 2.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 92.

Bremen, Donnerstag den 18. November 1841.

Gestorben:

Nro. 1028. Den 13. November. Des Cigarrenmachers Justus Schröder Tochter, 1½ Jahr; Georgs Hof Nr. 8.

— 1029. Den 13. — Johann Klosen, 3 Tage; Häschenstraße Nr. 4.

— 1030. Den 13. — Des Arb. Gerh. Heinr. Wentzel Tochter, 3¾ Jahr; von Bremen Gang N. 3.

— 1031. Den 13. — Des Maurergesellen Georg Gottfr. Albrecht Tochter, 6 Tage; Kohlhökerstraße Nro. 51.

— 1032. Den 14. — Des Malers Georg Heinr. Lesemann Ehefr., geb. Nies, 34 Jahr; gr. Annenstraße Nro. 3.

— 1033. Den 14. — Des Schneidermeisters Joh. Friedr. Küffner Sohn, 1½ Jahr; Knochenhauerstraße Nro. 38.

— 1034. Den 14. — Des Holzhändlers Hinr. Christ. Löscher Ehefr., geb. Morisse, 47 Jahr; Theerhof Nro. 55.

— 1035. Den 14. — Des Segelmachers Joh. Friedr. Helmke Sohn, 1 Tag; Schlachte Nr. 16.

Nro. 1036. Den 14. — Des Mobilienhändlers Joh. Diedr. Brinkmann Ehefr., geb. Wessels, 41½ J.; hinterm Schütting Nro. 9.

— 1037. Den 15. — Des verst. Maurergesellen Christoph Röper Wittwe, geb. Löwe, 48 J.; Steinthor Nro. 4.

— 1038. Den 15. — Des Glasermeisters Ernst Friedr. Adolph Thieß Ehefr., geb. Fincke, 30 J.; Langwedlerstraße Nro. 8.

— 1039. Den 15. — Des Schuhmachermeisters Gustus Bartels Tochter, 1 Jahr 11 Wochen; Grützmacherstr. Nr. 6.

— 1040. Den 15. — Der Tabacksarbeiter Cord Hinr. Bischoff, 55 Jahr; Hohethorsstr. Nr. 58.

— 1041. Den 16. — Metta Warnken, 21 Jahr; große Johannisstr. Nr. 191.

— 1042. Den 16. — Der Schlachtwächter Urbanus Berg, 65 Jahr; gr. Annenstr. Nr. 46.

— 1043. Den 16. — Des Schenkwirths Michael Triebel Sohn, 1 Jahr 11 Monat; am Punkendeich Nro. 87.

Geboren:

Nro. 1353. Den 9. November. Des Aufladers Johann Heinrich Friedrich Schnoor Ehefr., geb. Holscher, Weerder Nro. 43; von einem Mädchen.

— 1354. Den 11. — Des Weinküpers Bernh. Stolle Ehefr., geb. Hemsoth, Wilkens Hof; von einem Knaben.

— 1355. Den 11. — Des Kaufmanns Carl Friedrich Schmidt Ehefr., geb. Spilcker, am Wall Nr. 83 D.; von einem Knaben.

— 1356. Den 12. — Des Schuhmachermeisters Gerh. Meyer Ehefr, geb. Schmolz, Rembertistraße Nr. 22; von einem Knaben.

— 1357. Den 12. — Des Cigerrenmachers Hermann Hulkener Ehefr., geb. Kayser, gr. Sortillenstraße Nro. 62; von einem Knaben.

— 1358. Den 13. — Des Arb. Herm. Schrader Ehefr., geb. Thoden, kl. Allee Nr. 11; von einem Knaben.

— 1359. Den 13. — Des Segelmachers Joh. Friedrich Helmken Ehefr., geb. Klamp, Schlachte Nr. 16; von einem Knaben.

— 1360. Den 13. — Des Schuhmachermeisters Gerh. Willenbrink Ehefr., geb. Fasking, Osterthorsstr. Nr. 32; von einem Knaben.

Nro. 1361. Den 14. — Des Küpergesellen Tölke Timmermann Ehefr., geb. Droop, hinter der Balge Nro. 4; von einem Knaben.

— 1362. Den 14. — Des Tischlers Carl Max Konjetzky Ehefr., geb. Michaelis, Buntenthorssteinweg Nro. 1; von einem Knaben.

— 1363 u. 1364. Den 14. — Des Arb. Joh. Christian Ernst Gardelmann Ehefr., geb. Winckler, Steinthor Nro. 108; von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen.

— 1365. Den 14. — Des Schneidermeisters Georg Heinrich Wilhelm Schmidt Ehefr., geb. Dühring, Hankenstr. Nr. 25; von einem Knaben.

— 1366. Den 15. — Des Schneidermeisters Johann Georg Todts Ehefr., geb. Tieste, Langwedlerstr. Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1367. Drn 15. — Des Cigarrenmachers Joh. Gerh. Wilh. Klingener Ehefr., geb. von der Weyde, Lassen Hof Nro. 1; von einem Mädchen.

— 1368. Den 16. — Des Lichtziehers Herm. Esdorn Ehefr., geb. Schultze, kl. Rosenstraße Nro. 17; von einem Mädchen

— 1369. Den 17. — Des Arb. Joh. Friedr. Brauer Ehefr., geb. Meyer, Runken Nro. 42; von einem Knaben.

Anzeigen über Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Nr. 1. Bremen, Freitag, den 13. März 1942.

Geburten:

Nr. 1000. Am 12. Januar. Der Bäckermeister Johann Friedrich Ehlers, geb. Dahlke, Wohnhaft Bremen, Hohe Straße Nr. 13; von einem Knaben.

— 1001. Am 12. — Der Schlosser Heinrich Wilhelm Schröder, geb. Meyer, Wohnhaft Bremen, Am Dom Nr. 7; von einem Knaben.

— 1002. Am 12. — Der Kaufmann Carl Friedrich Schmidt, geb. Schmidt, Wohnhaft Bremen, Obere Straße Nr. 21; von einem Knaben.

— 1003. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Meyer, geb. Müller, Wohnhaft Bremen, Kleine Straße Nr. 22; von einem Knaben.

— 1004. Am 12. — Der Tischlermeister Johann Friedrich Schulze, geb. Klein, Wohnhaft Bremen, Große Straße Nr. 14; von einem Knaben.

— 1005. Am 12. — Der Maurermeister Heinrich Wilhelm Lange, geb. Braun, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 5; von einem Knaben.

— 1006. Am 12. — Der Schneider Friedrich Wilhelm Müller, geb. Schmidt, Wohnhaft Bremen, Alte Straße Nr. 9; von einem Knaben.

— 1007. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1008. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1009. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1010. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1011. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1012. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1013. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1014. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1015. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1016. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1017. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1018. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1019. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1020. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1021. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1022. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1023. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1024. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1025. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1026. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1027. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1028. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1029. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1030. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1031. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1032. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1033. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1034. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1035. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1036. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1037. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1038. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1039. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1040. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1041. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1042. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1043. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1044. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1045. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1046. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1047. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1048. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1049. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1050. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1051. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1052. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1053. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1054. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1055. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1056. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1057. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1058. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1059. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1060. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1061. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1062. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1063. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1064. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1065. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1066. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1067. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1068. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1069. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1070. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1071. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1072. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1073. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1074. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1075. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1076. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1077. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1078. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1079. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1080. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1081. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1082. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1083. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1084. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1085. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1086. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1087. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1088. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1089. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1090. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1091. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1092. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1093. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1094. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1095. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1096. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1097. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1098. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1099. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1100. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1101. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1102. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1103. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1104. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1105. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1106. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1107. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1108. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1109. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1110. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1111. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1112. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1113. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1114. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1115. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1116. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1117. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1118. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1119. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1120. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1121. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1122. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1123. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1124. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1125. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1126. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1127. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1128. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1129. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1130. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1131. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1132. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1133. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1134. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1135. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1136. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1137. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1138. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1139. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1140. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1141. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1142. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1143. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1144. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1145. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1146. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1147. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1148. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1149. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1150. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1151. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1152. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1153. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1154. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1155. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1156. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1157. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1158. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1159. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1160. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1161. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1162. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1163. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1164. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1165. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1166. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1167. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1168. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1169. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1170. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1171. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1172. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1173. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1174. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1175. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1176. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1177. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1178. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1179. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1180. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1181. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1182. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1183. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1184. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1185. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1186. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1187. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1188. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1189. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1190. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1191. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1192. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1193. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1194. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1195. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1196. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1197. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1198. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb. Schulze, Wohnhaft Bremen, Neue Straße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1199. Am 12. — Der Schuhmachermeister Heinrich Wilhelm Meyer, geb.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 93.

Bremen, Sonntag den 21. November 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 21. November.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Block.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Die Blume.

Eine Blume sah ich blühen,
Zart und schön und wunderlieblich,
Jeden Morgen sah ich glühen
Sie in neuem Farbenschmelz.

Einer Rose gleicht die Blume
Mit der Lilie gepaart,
Und von ihrem hohen Ruhme
Ist mein ganzes Sein erfüllt.

O! wie gerne möcht' ich pflegen
Diese Blume zart und frisch;
Würd' dann froh mich niederlegen
Ihres Hauches freuend mich.

Ob das Schicksal es versage,
Trauern will ich dennoch nicht,
Will mich freun an jedem Tage
Will mich ihres Glanzes freun.

„Alles für sie."

Die Erscheinung.

Eine Legende aus den schottischen Hochlanden.

(Nach Dick Lauders Legendary tales.)

Zwischen 1725 und 1730 errichtete die neue Regierung Georgs I. in den Hochlanden die sogenannte schwarze Wache (Black Watch), eine Art Nationalgarde, aus reichen Grundbesitzern bestehend, welche in kleinen Abtheilungen im Gebirge aufgestellt wurde, um die Ruhe des Landes zu erhalten. Sie war meist beritten und ließ sich die Waffen von Pagen nachtragen, wenn sie nicht im Dienst oder auf der Parade waren.

Anfangs wurde dieses Corps nur für den Dienst in den Hochlanden gebraucht, später aber auch in dem Kriege in Flandern verwendet, und bei Gelegenheit des Versuchs von Seite des Prätendenten, im Jahre 1745 die verlorne Krone sich wieder zu erringen, leistete es der bestehenden Regierung wesentliche Dienste, sowohl während des Kampfes, als auch später bei Beruhigung des Landes.

In dieser Zeit hatte auch der Laird von Inverawe, Duncan Campbell, drei Compagnien geworben und ausgerüstet, mit gewohnter Treue gegen das Haus Hannover die Anhänger der Stewarts verfolgt und diejenigen von ihnen, welche sich nicht ergeben wollten aus ihren Wohnsitzen vertrieben, diese verbrannt und verwüstet, so schwer

es ihm auch ward, auf solche Weise gegen seine Landsleute zu verfahren.

Auf einem dieser Streifzüge war er auf dem Rückwege etwas hinter seinen Leuten zurückgeblieben. Die Nacht überfiel ihn, ehe er sie wieder erreichen konnte, und in der Eile hatte er den Weg verfehlt. Gequält von Hunger und Ermüdung und in der Erwartung, von einem höhern Standpunkt aus die Richtung seines Weges wiederfinden zu können, verließ er den Thalgrund, in dem er bisher gegangen war, und stieg eine Bergwand hinauf. Mit eigensinniger Beharrlichkeit verfolgte er seinen neuen Weg aufwärts, bis der Berg immer steiler, das Aufsteigen immer beschwerlicher ward, und er sich endlich überzeugte, daß er den Gipfel nicht erreichen könnte, wenn er nicht hinabsteige, um einen andern bequemern Pfad zu suchen. Doch dazu konnte er sich nicht entschließen, und mit mancher Verwünschung seiner Unklugheit, seine Leute verlassen zu haben, und noch mehr des Dienstes, der ihn zu einem Verwüster seines Landes mache und ihn in diese Verlegenheit gebracht habe, stieg er mühsam höher hinauf, bis er endlich an einen Ort kam, wo senkrecht sich die Bergwand vor ihm erhob und grauenvolle Abgründe zu seinen Füßen jeden Schritt vorwärts oder rückwärts verboten. Die Nacht war finster und der Weg der Ziegen, den er bisher verfolgt hatte, kaum mehr zu sehen.

Plötzlich hört er sich von einer rauhen Stimme in gälischer Sprache angerufen. „Wer kommt?“ schallt es ihm entgegen.

„Ein Freund!“ ruft Inverawe in derselben Sprache.

„Das ist die Frage noch!“ entgegnet die Stimme wieder mit bitterem Spott. „Ist er allein?“

„Er ist allein!“ ertönt hinter Inverawe eine andere Stimme. „Wir sind sicher.“

„So kommt heran, Herr!“ sagte die Stimme von vorn. „Ihr habt nichts zu fürchten.“

„Fürchten!“ erwiederte Inverawe mit einem Ton, welcher zeigte, daß dies Gefühl ihm noch stets fremd geblieben. „Ich fürchte nichts!“

„Ich weiß, Ihr seid ein tapferer Mann, Inverawe!“ sagte der Mann, der nun neben ihm stand. „Legt Eure Hand nicht an den Griff Eures Schwertes. Seid ohne Sorgen, hier thut Niemand Euch etwas zu Leide. Doch was bringt Euch hierher?“

„Ich habe den Weg verloren. Aber woher kennt Ihr mich so gut?“

„Laßt das. Genug, ich kenne Euch, und kenne Euch als einen tapfern Mann, dem ich gern jeden Gefallen thue. Sagt, was wünscht Ihr, und was kann ich für Euch thun?“

„Ich wünsche nur, meinen Weg wieder zu finden, und dann ein wenig Nahrung, ich habe Hunger,“ entgegnete Inverawe.

„Für Beides soll gesorgt werden!“ meinte die Person, mit der er sprach. „Doch das letzte Bedürfniß erfordert wohl am nächsten Befriedigung. Darum folgt mir, aber seht Euch vor wohin Ihr tretet.“ Darauf gab er denen, welche die Dunkelheit vor Inverawe's Blicken verbarg, Befehl, wohl Acht zu haben, und schritt dem Laird voraus eine steile Anhöhe hinan, wo sie Beide oft mit Händen und Füßen und der Anstrengung aller ihrer Kräfte sich an den steilen Felszacken hinanwinden mußten. Endlich kamen sie auf eine ziemlich breite Felsplatte, über welche ein ungeheurer Felsblock sich erhob; der Führer leitete seinen Gast um einen andern herabgefallenen Felsen, der hart an einem Abgrund lag, und bald waren sie am Eingange einer Höhle, aus der ein schwacher Lichtstrahl brach und ein leichter Rauch aufstieg. Der Führer bückte sich unter die überhängende Klippe und schlüpfte in den engen Eingang hinein, Inverawe folgte seinem Beispiel und befand sich in einer Höhle von unregelmäßiger Form, ungefähr 10 bis 20 Fuß weit. So viel ließ das Feuer und das Licht einer Fackel aus Fichtenholz erkennen. Jetzt konnte er auch seines Führers Züge sehen. Es war ein langer Mann mit sehr feinen Zügen, schon weit über das mittlere Lebensalter hinaus. Seine Kleidung bestand aus einem grauen Plaid und Schurz, er war vollständig bewaffnet, sein Haar hing in langen schwarzen Locken um seinen Kopf, und in seinem Auge und den Zügen seines Gesichts zeigte sich der Ausdruck des höchsten Wohlwollens.

(Fortsetzung folgt.)

König Wilhelm von Würtemberg.

(Schluß.)

Am 28. September 1819 kam denn dieses theuere Werk, die Verfassungsurkunde, zu Stande, — sie ist nicht ein Geschenk, das heute gegeben, morgen eingeschränkt, gedeutelt, beliebig verletzt werden kann — sie ist die tüchtige Frucht eines freien Vertrages zwischen Volk und König, wie es sich geziemt in deutschen Landen, wo seit ältesten Zeiten neben Rechten des Landesherrn auch heilig geach-

tete Rechte der Unterthanen walteten, und jener alte schöne Grundsatz galt: wo das Volk zahlen und leisten muß, da muß es auch zu allen wichtigern Maaßregeln seine Zustimmung geben. Die Verfassung des Königreichs Würtemberg spricht die Untheilbarkeit des Landes aus, bestimmt die Rechte der Krone und gewährt den Staatsbürgern Gleichheit vor dem Gesetz. Jeder ist nur verbunden, den Forderungen und Befehlen der Staatsgewalt, in soweit diese verfassungsmäßig sind, Gehorsam zu leisten, alle Steuern, die Aushebungen zum Heere haben die Stände zu verwilligen; die Minister sind für getreue Aufrechthaltung der Verfassung so dem Lande wie dem Könige verantwortlich, die Rechte der Gemeinden sind geschützt. Auch Preßfreiheit verspricht die Verfassung. Die Landesvertretung findet in zwei Kammern statt, in der zweiten sitzen die Abgeordneten der Städte, des flachen Landes, die Vertreter der Ritterschaft, der protestantischen und katholischen Geistlichkeit, der Landesuniversität Tübingen; in der ersten Kammer sitzen der hohe Adel und von der Krone ernannte Mitglieder. Diese Eintheilung in zwei Kammern fand lebhaften Widerspruch, die alte würtembergische Landesverfassung hatte nur eine Kammer gekannt und man hielt die erste Kammer für ein sehr wohl zu entbehrendes Geschenk. — Seit mehr als zwanzig Jahren, wo nun die erste Kammer besteht, ist noch nicht eine freisinnige und allgemein nützliche Maaßregel von ihr ausgegangen, nur wenn es die hartnäckigste Bewahrung der sogenannten Rechte des Adels galt, hat sie sich rührig bewiesen. Was für des Landes allgemeines Beste geschah, hat Würtemberg allein dem redlichen Willen der Regierung und seiner zweiten Kammer zu verdanken.

Es ist Vieles geschehen, die Verfassung fest im Lande wurzeln zu lassen, und jedem Staatsangehörigen Antheil an ihren Segnungen zu gewähren; aber eine herbe Pflicht erheischt es, zu sagen, daß eine der schönsten Verheißungen der Verfassung, daß die Hoffnung auf Preßfreiheit unerfüllt geblieben ist. Auch die Gerichtsverfassung ist in Würtemberg wie im gesammten Deutschland noch höchst mangelhaft; hier, wie fast überall innerhalb der deutschen Gränzen fehlen die alten Heiligthümer Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die unser Volk vor Jahrhunderten besessen hat, und fast alle Versuche, die in Würtemberg gemacht worden sind, das Rechtswesen zu verbessern, und an denen Pfizer, Uhland, Schott, Römer, Duvernoy, für Oeffentlichkeit strebend, den rühmlichsten Antheil genommen, haben nur dazu gedient, zu zeigen, daß man, wenn man wahrhaft und mehr als oberflächlich bessern will, an die Stelle der fremdländischen römischen Rechtssatzungen, deutsches Recht, in unserer schönen Sprache verfaßt, setzen muß.

Den Handel zu heben, den Ackerbau zu unterstützen, den Werth des Grundeigenthums zu erhöhen, hierauf ist unabläßig des Königs Sorge gerichtet; seinem Lieblingswunsche, alles Grundeigenthum von Lasten und Leistungen jeder Art befreit, eine auch gegen Grundherren wie gegen Pflichtige billige Ablösung der Zehnten durchgeführt zu sehen, hat sich der Widerstand des Adels entgegengestemmt, der die ihm sehr großmüthig verliehenen Rechte mehr als einmal mißbraucht hat. Das Kirchen- und Schulwesen ward verbessert, die Gehalte der Pfarrer und Schullehrer wurden mit Billigkeit erhöht, dem ehrwürdigen Stande der Schullehrer ward vom Staate willig zuerkannt, was die ihm so nothwendige öffentliche Achtung zu erhöhen geeignet sein mochten. Es wird keine Kirche und kein Schulhaus im Lande erbaut, wo nicht der König durch eine reiche Gabe den Antheil bethätigt, den er allen Anstalten zuwendet, welche Frömmigkeit und Kenntnisse verbreiten. Für das edle Rechtsgefühl König Wilhelms zeugt auch das Gesetz, das, einige Ausnahmen abgerechnet, den Juden den Genuß aller staatsbürgerlichen Rechte sichert, wie sie alle Pflichten der Staatsbürger erfüllen. Dieses Gesetz hat, wie jedes weise und menschliche Gesetz, schnelle und reiche Früchte getragen, manche gehässige Scheidewand ist gefallen. Die Juden in Würtemberg sind tüchtige, treue Staatsbürger geworden, und sie dürfen mit Recht vertrauen, daß durch Hinwegräumung der sie beeinträchtigenden Ausnahmsbestimmungen zur Ehre von Würtemberg auch hinsichtlich ihrer der große Grundsatz der Gewissensfreiheit in seiner ganzen Reinheit durchgeführt werde.

Für Alles, was das gesammte deutsche Vaterland betrifft, hat der König den treuesten Blick, die wärmste Theilnahme; in diesem Sinne hat er den Anschluß Würtembergs an den Zollverband gewollt, der sich jetzt über so viele deutsche Lande verbreitet; in diesem Sinne hat er, soviel an ihm war, beim Bundestage das schwer gekränkte Recht des hannover'schen Volkes vertreten und durch die Berufung des edlen Ewald nach Tübingen vor aller Welt kund gethan, wie er Pflichttreue zu ehren weiß. Daß jetzt Festungen entstehen sollen, die offene südwestliche Gränze Deutschlands zu decken, auch die erste Anregung hiezu hat

König Wilhelm gegeben, er hat diese halbvergessene Angelegenheit auf dem Landtage von 1839 zuerst wieder zur Sprache gebracht. Möge es ihm auch gefallen, zum Bau jener geistigen Festungen mitzuwirken, die das Volk so sehnlich erharrt, möge er im deutschen Fürstenrathe Freiheit des Gedankens, deutsches Recht begehren, und so, gleich der Kraft gegen das Ausland auch die Freiheit im Innern von Deutschland fördern helfen.

* Ein Dialog über den Zollverband.

Pro und Contra.

Contra. Nein! lieber als mich dazu verstehn, meine Taschen von einem Zollbeamten durchsuchen zu lassen, verlasse ich mein Vaterland!

Pro. Deine Furcht verräth eine gänzliche Unbekanntschaft der Art und Weise, wie die großen Handelsnationen ihre Einfuhrzölle erheben.

Contra. Ich weiß, daß ein Zollamt eine sehr lästige Controlle ist. Ich erinnere mich noch lebhaft der französischen Zeit.

Pro. Uebersiehst aber den Umstand, daß damals die Schifffahrt gesperrt war, der Zweck des Zollverbandes aber ist, ihr eine größere Ausdehnung zu geben.

Contra. Unsre Schifffahrt ist ausgedehnt genug, wir können alle uns dienliche Vortheile durch Handels-Tractate erlangen, und der Zollverband kann uns keine neue gewähren.

Pro. Können wir durch Handelstractate die directe Einfuhr von Producten erlangen? Verdrängt nicht jedes Jahr der Java-Caffee durch seinen Wohlgeschmack den amerikanischen? Werden nicht englische, belgische und holländische Lumpen zum Nachtheil unsrer Schifffahrt eingeführt? Verbraucht nicht Deutschland die Hälfte des in England verkauften Indigo's? Erzwingt nicht Frankreich den Verbrauch seiner Weine und die Benutzung seiner Flagge? Besteuert nicht Spanien unsre Schifffahrt mit Hafengeldern, während Deutschland der Haupteonsument seiner Colonial-Producte ist?

Contra. Und alle diese Nachtheile denkst du mit dem Anschluß an den Zollverband aus dem Wege zu räumen? Wird das Inland sich gefallen lassen, zu Gunsten unsrer Schiffahrt einen Zoll auf indirecte Importationen zu legen? Werden Baden und Rheinland lieber über Bremen als über Holland handeln?

Pro. Wenn ich nicht in dem Zollverband die Mittel sähe, unsrer Schifffahrt eine größere Ausdehnung zu geben, so würde ich den Anschluß nicht wünschen. Das Inland muß zu der Erkenntniß kommen, daß es sich nicht abhängig von den ausländischen Flaggen machen darf, welche bei Verfall der deutschen Rhederei, es nach Gutdünken besteuern können. Das Inland besitzt kein sicheres Mittel, stets Producte zu billigen Preisen zu erhalten, und seine Fabrikate ausgeführt zu sehen, als deutsche Schifffahrt zu begünstigen. Obgleich Baden und Rheinland fortfahren werden durch die holländischen Häfen zu handeln, so müssen jene Länder doch ihrer Unabhängigkeit willen sich den Weg der Hansestädte offen halten.

Pro. In welche nachtheilige Stellung würde nicht unser Staat gerathen durch Entbehrung der Accise, indem im Zollverbande bekanntlich der Ertrag des Zolles nach der Seelenzahl vertheilt wird.

Pro. Diese Bemerkung zeigt mir, daß Du etwas tiefer in den Gegenstand eingehst und ich muß Dir beipflichten, indem ich darin eine große Schwierigkeit sehe. Bremen, welches die Kosten seiner Verwaltung durch seinen Handel erschwingt, kann ohne die Einnahme seiner Accise nicht bestehen, und muß deßhalb vom Zollverband verlangen, daß es ungekürzt in seinen Resoureen bleibe.

Contra. Dies ist nicht alles. Wie sollen die Einnahmen derjenigen zureichen, welche von einem Fixum leben, bei der Vertheurung der Luxusartikel, ja der Bedürfnisse.

Pro. Allerdings werden diese Leute nachtheiliger gestellt. Sie müssen ihren Ersatz in den zunehmenden Verdiensten des handelnden Publikums finden, denn durch den Zoll werden die Provisionen der Kaufleute um so viel größer.

Contra. Aber wird der Handel selbst nicht abnehmen unter den Fesseln des Einfuhrzolles?

Pro. Nimmt etwa der Verbrauch der Handelsartikel ab im Zollverbande? Im Gegentheil. Wenn der Zollverband seinen eignen Häfen die Vortheile zuwenden wollte, welche andre Nationen ihren Häfen zuwenden, so wird sich der Handel der Hansestädte im Verhältniß zum Consumo des Inlandes stellen. Vergleiche in andern Ländern die Zahl der Häfen und den Verbrauch der Handelsartikel ihrer Inlande mit Deutschland, so wird der Theil welcher auf die Hansestädte kommt der Art sein, daß es lächerlich klingen würde, ihn auszusprechen.

Contra. Wird aber der Zollverband solche Maaßregeln zu Gunsten der Hansestädte nehmen und würde Deutschland nicht um eine solche commercielle Höhe zu erringen, eine kostspielige Marine unterhalten müssen?

Pro. Hoffentlich nicht. Der Zollverband hat die Mittel in Händen gegen die großen Seemächte Repressalien zu gebrauchen, oder durch das politische Gleichgewicht der Großmächte zu wirken. — Dennoch dürften schwimmende Batterien nicht fehlen um unser Eigenthum in entfernten Häfen zu beschützen, wenn der dänische Seelöwe hinzuträte, so wären sie vorhanden und würden nur eine dem Nutzen angemessene Contribution erfordern. —

Contra. Ich muß sagen, ich sehe in der Glorie einer hohen politischen Stellung Deutschlands keinen Ersatz für den Verlust unserer Unabhängigkeit, denn diese würden wir durch den Zollanschluß doch verlieren?

Pro. In eben dem Maaße wie die andern Staaten des Zollverbandes, welche doch in ihrem Innern thätig fort wirken, ja eine nie gekannte Entwickelung zeigen. Diese entsprießt aus der größten Einheit Deutschlands, aus dem ungehemmten Verkehr. Deutschland ist eine Republik von Staaten, worunter die Hanse-Städte eine sehr einflußreiche Stellung haben..

Contra. Werden sie diese Stellung in der Berathung von Handelssachen geltend machen?

Pro. Darauf kommt es an.

∴ Jephtha.

Am nächsten Mittwoch wird die Singakademie das Händelsche Oratorium „Jephtha" unter der Leitung unsers verehrten Herrn Musik-Directors Riem zur Aufführung bringen. Es dürften daher einige einleitende Worte den Bürgerfreunds-Lesern hier nicht unwillkommen erscheinen. Das griechische und römische Alterthum ist der jüngeren Generation weit bekannter als das hebräische, aus diesem Grunde mag zuerst ein Rückblick auf Jephtha's Geschichte gegeben werden. Jephtha (zu deutsch — den Gott befreit) ist der Name eines Richters der Hebräer, aus Gilead stammend, hauptsächlich bekannt wegen eines Gelübdes, durch welches er um seine einzige geliebte Tochter kam (vgl. Richter 11 und 12). Als ein von Gilead nicht in rechter Ehe erzeugtes Kind wurde er aus dem väterlichen Hause entlassen, und wandte sich in das Land Tob, eine jenseits des Jordans gelegene Gegend. Hier erwarb er sich als kühner und gewandter Anführer von Räubern einen Namen, weshalb die Gileaditen bei einem bevorstehenden Kriege mit den Ammoniten ihn an die Spitze ihres Heeres stellten, sich dagegen aber anheischig machen mußten, ihm auch nach errungenem Siege die Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten zu überlassen. Nachdem die Aeltesten Gileads dieses Versprechen geleistet und die Volksversammlung zu Mizpa sich hierüber befriedigend erklärt hatte, schlug Jephtha zunächst den Weg der Unterhandlung ein, aber die Ammoniten waren hartnäckig, und meinten im Rechte zu sein, wenn sie das ihnen ursprünglich Zugehörige, freilich durch die Amoriter ihnen vormals entrissene, und jetzt durch Besiegung der Amoriter von den Hebräern besessene Land zwischen dem Arnon und Jabok zurückforderten. Unter diesen Umständen blieb dem entschlossenen und kampfgeübten Helden nichts übrig als die Sache durch die Waffen zu entscheiden. Ehe er aber durch Gilead und Manasse nach dem ammonitischen Gebiete zog, wandte er ein im Volksglauben der alten Hebräer gut geheißenes und für sicher gehaltenes Mittel an, sich den Sieg zuzuwenden. Er that nämlich ein Gelübde (Richt. 11, 31) Gott als Brandopfer darzubringen, was ihm nach erkämpften Frieden bei der Rückkehr aus seiner Hausthür zuerst entgegenkomme. Gewöhnlich hat man an den Worten herumgedeutelt, um das Versprechen eines Menschenopfers oder auch nur die gegen Erwarten des Gelobenden eingetretene Nothwendigkeit, sein Wort durch eine solche unfromme Verehrung Gottes zu lösen, aus der Erzählung zu entfernen. Man thut dann aber den Worten ebenso Gewalt an, als wenn man V. 39 (vgl. V. 31) so auffaßt, als sei Jephtha's Tochter nicht geopfert, sondern nur ewiger Jungfrauschaft geweihet worden. Bei einem Manne, welcher bis dahin ein rauhes, wildes Leben, und noch dazu in der Nähe von Heiden geführt hatte, läßt sich ein solches Gelübde recht gut erwarten, und die Gewissenhaftigkeit in Erfüllung desselben ist ganz in dem Geiste einer solchen kräftigen Natur, welche das einmal Versprochene auch da nicht vorenthält, wo es die engsten und liebsten Verhältnisse zerstört. Jephtha's Kriegszug war glücklich, er schlug die Ammoniten, und nahm zwanzig Städte derselben ein, so daß ihre Macht gebrochen war. Die Tochter des Siegers, von dem unseligen Gelübde nichts ahnend, will mit andern Jungfrauen den heimkehrenden Vater vor seinem Hause zu Mizpa jubelnd begrüßen, und verkehrt für

ihn die Freude in bitteres Leid. Wahrhaft ergreifend ist die Ergebung der Jungfrau in ihr herbes Geschick, mit der sie den gebeugten Vater noch auffordert, Wort zu halten; nur zweimonatlichen Aufschub der Opferung erbittet sie, um ihren frühzeitigen Tod, noch ehe sie Gattin und Mutter geworden, zu beweinen. Die Bitte wurde gewährt, nach Ablauf der bestimmten Zeit aber geschah ihr, wie der Vater gelobt hatte, und es entstand die Sitte, daß alljährlich die Jungfrauen vier Tage lang Jephtha's Tochter beklagten.

Diesen Gegenstand hat Händel in dem gleichbenannten Oratorium mit bekannter Meisterschaft behandelt. Er begann das Werk am 21. Januar 1751 und bereits am 17. Juli war es vollendet, allein immer unabwendlicher bedrohte ihn schon damals das harte Schicksal, sein Augenlicht zu verlieren, und mit unsicherer Hand hat er auf eines der letzten Blätter des noch in London vorhandenen Manuscripts geschrieben:

Sweet as light to the blind;
(Süß wie das Licht dem Blinden.)

Dann war er noch acht Jahr lang im Erblinden — bis ihm der Blick in die große Welten-Partitur eröffnet wurde, und die Engel mit dem Halleluja aus dem Messias den großen Meister in ihre Reihen aufnahmen.

Das Oratorium Jephtha kommt bei uns zur Aufführung in einer Bearbeitung des Herrn von Mosel zu Wien. Er hat die Instrumentirung dem jetzigen Geschmack genähert, einige Musikstücke abgekürzt, besonders schöne Chöre aus einem früheren Werke Händel's — Deborah — aufgenommen, und den englischen Text durch einen geeigneten deutschen ersetzt. In dieser Bearbeitung hat das Werk zu Wien und Leipzig den lebhaftesten Beifall gefunden. Es dürfte also keinen Zweifel leiden, daß auch die bremischen Musikfreunde einem sehr genußreichen Abend entgegengehen.

Privat-Concert.

Im letzten Privatconcerte hatten wir die Freude Madame Schmidt, die Gattin des Herrn Concertmeisters Schmidt, welcher an Mühlenbruch's Stelle eingetreten, willkommen zu heißen. Der gute Stern, welcher über den Privat-Concerten waltet, hat sich auch hier wieder bewährt. Die Dame besitzt eine ausgezeichnete kräftige Stimme, gute Schule, und weiß nicht bloß das Ohr, sondern auch das Herz zu finden. Besonders ausgezeichnet war der Vortrag der Arie aus Donizetti's Belisar. Wer könnte aber zweifeln, daß ihr auch deutsche Lieder gelingen werden? Wenn es sich noch einrichten ließe, daß Madame Schmidt im Oratorium Jephtha wenigstens ein Gesangstück übernehme, so würde die Freude des Abends bedeutend erhöht werden. Von Herrn Concertmeister Schmidt können wir bis jetzt berichten, daß er einen kräftigen Bogenstrich führt, was bei der ersten Violine sehr von Nöthen ist, in Hinblick auf die gewaltige Stärke der Blas-Instrumente. Hoffentlich hören wir ihn im nächsten Concerte als Solo-Spieler. Nicht minder sahen wir Herrn Hagen am Flügel bei einem Beethoven-Concerte besser an seinem Platze als im Theater, wo er gute Truppen zu unrühmlichen Kämpfen führen muß. Sein Clavierspiel war ebenso fingerfertig als zart und seelenvoll. Niemand mag verkennen, daß die ächte Kunst in Bremen gefühlt und geschätzt wird. Daß sie finanziell nicht besser honorirt erscheint, liegt wahrlich nur an dem Mangel einer gehörigen Einrichtung und Leitung. Schließlich möge hier noch der Wunsch Vieler stehen, daß doch in jedem Concerte außer einer classischen Symphonie auch eine bekannte gefällige Ouverture möge zur Aufführung gebracht werden — zum Beispiel: Don Juan, Zauberflöte, Figaro's Hochzeit, Ferdinand Cortez, Vestalin, Oberon, Freischütz ꝛc.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 16. November d. J.

1) Das Meierrecht von Urban Boschen zu Rockwinkel, zu 1025 Rt. Käufer: J. F. Reinkelührs.
2) C. F. Haberkorn zu Bremerhaven Immobile zu 1775 Rt. Käufer: C. Rickmers.
3) Christian Lange Erben zu Oberneuland Haus und Land zu 1625 Rt. Käufer: H. W. Patz.
4) Johann Böse und Ehefrau Erben zu Rablinghausen belegener Kamp Grasland, der Butmer-Wegskamp benannt, zu 2700 Rt. Käufer: J. M. Siems.
5) Joh. Böse und Ehefrau Erben in der Hasenbührener Feldmark belegener Graskamp Außemdeichsland, zu 3000 Rt. Käufer: J. H. Oelkermann.

Miscellaneen.

(Wettrennen.) Vor Kurzem fand in Suffolk ein Wettrennen zwischen dem berühmten Londoner Schnellläufer Cootes *) und dem englischen Jagdpferde Towit des Capitän Lloyd vom 13. leichten Dragoner-Regiment statt. Cootes hatte während der letzten drei Monate öffentliche Proben seiner Ausdauer und Schnelligkeit im Gehen und Laufen gegeben und in Gegenwart mehrerer Jagdfreunde und Wettlustigen erzählt, daß er einige der besten Pferde im Norden bei Wettrennen über Hürden übertroffen habe. Capitän Lloyd erklärte sich bereit, mit seinem trefflichen braunen Jagdpferd Towit unter einer Last von 140 Pfd., gegen Cootes auf eine Entfernung von 6 englischen Meilen und 100 Sprünge während des Laufes, es aufzunehmen. Es war festgesetzt, daß das Wettrennen am 19. Octbr. auf dem Leiketplatze statt haben solle. Die Witterung konnte nicht ungünstiger sein; der Regen fiel in Strömen, was den Boden ungemein schwer machte. Die Rennbahn war, einen Kreis bildend, mit blauen Fahnen ausgesteckt; Cootes und das Pferd sollten 25 Mal herumkommen und so einen Raum von etwas mehr als 6 englischen Meilen zurücklegen, worin vier Korbgeflechte von beinahe 4 Fuß Höhe und mit Stachelginst wohl überzogen, auf gleiche Entfernungen von einander — von 100 zu 100 englischen Ellen — als unbequeme Gäste standen. Ungeachtet des unausgesetzten Sturmes und Regens trafen Cootes und das Pferd, beide im trefflichsten Zustande kurz vor 4 Uhr auf dem Kampfplatze ein; Cootes erschien im vollkommenen Schnellläuferanzug, der aus Jacke und Hose von Flanel bestand und war zu seinem Werke auf's Beste vorbereitet. Anderseits war Alles angewendet worden, um Towit die volle Entwicklung seiner Kraft zu gestatten und Vincent, ein Newmarket-Jockey, war vom Capitäne Lloyd bedungen, um die Wette zu reiten. — Der Erfolg war wie folgt: Beim ersten Herumlaufen war das Pferd zwei Sprünge hinter Cootes; bei der 3. Runde ebenfalls 2 Sprünge zurück. Bei der 5. Runde war das Pferd entmuthigt und der Jockey abgeworfen; Cootes setzte seinen Lauf und seine Sprünge in regelmäßigem gleichen Schritte fort. Als er seinen 32. Sprung machte, hatte das Pferd erst den 20. vollbracht. Der Läufer machte den 36. Sprung, als das Pferd den 24 vollendete; der Läufer den 44. das Pferd den 32. Hier ward das Pferd neuerdings entmuthigt und der Reiter abgeworfen. Als das Pferd wieder in Gang gebracht war, hatte der Läufer seinen 48. Sprung beendet; der Läufer machte den 52. Sprung, das Pferd den 36; Läufer den 60., Pferd den 40. In diesem Verhältnisse gingen beide bis zum 65. Sprung des Läufers. Towit stürzte über die Hürden, warf seinen Reiter ab und fiel über ihn, glücklicherweise jedoch ohne ihn zu beschädigen. Er bestieg das Pferd neuerdings und setzte das Rennen bis zur 17. Runde fort, worauf er die Wette verloren gab. — Cootes vollendete seine 100 Hürdensprünge in 42 Minuten und machte unmittelbar darauf einen Luftsprung Kopfüber. Er behielt während der ganzen Wette denselben gleichmäßigen Schritt bei, mit dem er angefangen hatte und war am Ende weder erschöpft noch athemlos. Cootes hat, durch seinen glücklichen Erfolg ermuthigt, allen Pferden des ganzen Königreichs den Krieg angekündiget und gegen jedes derselben eine Wette von 1200 fl. R. W. angeboten.

(Paris.) Victor Hugo hatte gegen die Herausgeber der Donizettischen Oper Lucrezia Borgia, eine Nachdrucksklage angestellt, weil der Stoff derselben aus seinem Drama gleichen Namens genommen sei. Das Zuchtpolizei-Gericht verurtheilte die Beklagten zu einer Geldbuße von 100 Frcs. und Wegnahme der Exemplare ihres Werkes. Das Appellationsgericht bestätigte dieses Urtheil, mit der einzigen Ausnahme, daß die Exemplare, in welchen die Worte unter die Musik Donizetti's gesetzt sind, fortwährend verkauft werden dürfen. Victor Hugo, der seine Sache selbst führte, hatte wegen des Gedränges Mühe gehabt, an seinen Platz zu gelangen. Am Ende der Sitzung bemerkte er, daß seine Börse verschwunden war.

(Speculations-Literatur.) Alle durch ihren eigenthümlichen Speculationsgeist bisher bekannte Buchhändler-Ankündigungen werden von einer uns vorliegenden des französischen Journals **L'Audience** (einer criminalistischen Zeitung) noch überboten. In Deutschland konnte man einmal, wenn man auf die endlosen Lieferungen eines sogenannten Bürger-Conversations-Lexicon abonnirte, Schiller's sämmtliche Werke als Zugabe erhalten. Doch das ist gar nichts im Vergleiche zu den Vortheilen, die Jedem angeboten werden, der auf einen Jahrgang der **Audience** mit 5½ Thaler (20 Franken) pränumerirt. Einem solchen Glücklichen steht es erstlich frei, sich jeden Tag im Jahre einen guten Rath in Prozeßangelegenheiten gratis zu erbitten. Das ist gewiß ein Vortheil, der allein schon mehr werth ist, als das ganze Journal, und obendrein wird die Versicherung ertheilt, daß die berühmtesten Advokaten von Paris im Bureau der **Audience** stets bereit sein werden, den Abonnenten ihren Rath zu geben. Zweitens erhält man die Memoiren des Mörders Eliçabide, der Lafarge und — des Prinzen Louis Napoleon als Beilagen zu jenem von Mord- Brandstiftungs-, Diebes-, Ehebruchs- und anderen Geschichten dieser Art strotzenden Journal. Nun, glaubt man doch gewiß, müßten die Abonnenten für ihr Geld befriedigt sein? Nein, die Herausgeber der **Audience**, die uneigennützigsten Menschen von der Welt,

*) Derselbe Cootes, welcher unlängst eine Wette machte, in 1000 Stunden 1000 englische Meilen zu gehen, so daß er in jeder Stunde weder mehr noch weniger als eine Meile machen durfte; daher durch mehr als 41 Tage nie länger als drei aufeinanderfolgende halbe Stunden Zeit zur Erholung oder zum Schlafe hatte. Er warder Einzige, der dieses so anstrengende und schwierige Unternehmen glücklich vollbrachte, seit der Zeit, wo der nun mehr als 70jährige Capitän Barclay von Uri dieselbe Wette auf einer abgemessenen, eingeräumten Meilenstrecke nahe bei Cambridge unternahm und gewann.

sind unerschöpflich an Wohlthaten. Sie bewilligen zu dem Journal, den Rechtsconsultationen und den Memoiren viertens auch noch 12, schreibe zwölf neue Romane von Paul de Kock, Louis Lurine, Alfred Banauld, Sir Paul Robert (?), Casimir Guillemeteau, Fred. Thomas, A. B. de St. Scurin, P. Millaud, Alberic Second, Leo Lespès ꝛc. ꝛc. Man möge sich's gesagt sein lassen! (Qu'on se le dise!) so schließt, gleich einer chinesischen Proclamation, die Abonnements-Ankündigung der **Audience**, deren Rechnungsbilanz ein unerklärliches Räthsel sein würde, wenn man nicht hinterdrein erführe, daß es den Speculanten, die an der Spitze dieses Unternehmens stehen, nur darum zu thun sei: erstlich die Gratis-Consulenten von Tausenden zu sein, unter denen sich immer einige Hundert finden, die neben dem Rath umsonst auch noch eine Deduction für Geld haben wollen, und zweitens die **Gazette de Tribunaux** und andere vielverbreitete criminalistische Zeitungen aus dem Sattel zu heben. Hat sich nur die **Audience** erst ihr Publicum geworben, so wird sie schon im nächsten Jahre einige Zugaben weniger bewilligen.

(Ein Beispiel politischer Symbolik.) Nach der 1742 zu Frankfurt a. M. stattgefundenen Kaiserwahl veranstaltete der französische Gesandte **Monsieur Belleisle** zur Unterhaltung der Wahl-**ambassadeurs** ein eben so kostbares als schalkhaftes, ja satyrisches Glücksspiel, wobei die Einrichtung getroffen war, daß, obgleich es keineswegs an Nieten fehlte, doch keiner der kurfürstlichen Gesandten leer ausging, vielmehr jeder einen für ihn passenden, eine bedeutsame Anspielung aussprechenden Preis erhielt. Eine gleichzeitige Correspondenz aus Frankfurt schildert die Gewinne folgendermaßen: — Kurmainz zog eine schöne goldene Tabatiere. Statt des Tabacks enthielt sie ein köstliches, in der Apotheke zu Versailles bereitetes, besonders alten Leuten zur Gehirnstärkung dienendes Goldpulver mit der Devise: „**Pecunia ad omnia utilis.**" („Geld regiert die Welt.") — Kurtrier bekam ein in schwarzen Sammet gebundenes, mit Silber beschlagenes Buch, unter dem Titel: „**Tractatus sub titulo: De his, quae fiunt a majori parte capituli,**" und mit der Devise: „**Pars minor sequitur majorem.**" („Ein Narr macht zehn.") — Kurköln zog ein großes, schönes, in Sammt gebundenes und goldbeschlagenes Buch, dessen Titel: „**Tractatus juridicus de inutilibus stipulationibus, item pactis, de quibus recedere liceat, authore J. Macchiavelli,**" mit der Devise: **Qui fratrem odit, paricida est.**" („Blut ist nicht Wasser.") — Kurbaiern erhielt einen künstlichen Granatapfel von purpurnem Golde, mit einer diamantenbesetzten Krone geziert, inwendig aber leer und ohne Kern, mit der Devise: **Terra autem erat inanis et vacua.**" **Gen. I.** („Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.") — Kursachsen wurde ein kostbarer goldener polnischer Säbel zu Theil, dessen Knopf aber sammt der darauf befindlichen Krone wackelte. Die Devise lautete: „**Nil citius evanescit, quam beneficiorum memoria.**" („Geschenkt und gefressen, geschmeckt und vergessen.") — Kurbrandenburg erhielt eine köstlich gearbeitete preußische Flinte, mit einer ungemein weiten Mündung gleich einer Musquete, mit der Devise: „**Quos ego! — sed motos praestat componere fluctus.**" („Fürchte Dich nicht, so geschieht Dir nichts.") — Kurpfalz zog eine mit arabischem Golde gezeichnete Landkarte mit der Umschrift: „**Ducatus Iuliacensis et Montanus.**" Nebenbei die Devise: „**Facio ut des.**" („Giebst Du mir eine Wurst, so lösch' ich Dir den Durst.") — Kurhannover erhielt eine mit verschiedenen Edelsteinen besetzte Repetiruhr von Gold, deren Perpendikel sich aber etwas unregelmäßig bewegte und deren Zeiger zu spät zeigte, mit der Devise: „**Sat cito, si sat bene.**" („Mit langsamen Schritte kommt man auch weit.") — Endlich versuchte auch **Monsieur Belleisle** sein Glück, aber im Namen und anstatt des Kardinals **Fleury.** Er zog einen sogenannten türkischen Roßschweif auf einer hohen silbernen Stange, nur daß statt des Roßschweifes ein ungemein großer französischer Fuchsschwanz und zu oberst der Stange statt des türkischen Halbmondes eine französische Lilie, darüber aber ein Kardinalshut von geschmolzener Arbeit angebracht waren, mit der Devise: **In hoc signo vinces!**" („In diesem Zeichen wirst Du überwinden,") darüber aber: **Consilium malum consultori pessimum.**" („Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.")

(Noch Etwas zur Geschichte Friedrichs II.) Als Friedrich am 3. August 1741 sich zu Breslau huldigen ließ, war der Text, über welchem bei diesem Anlaß gepredigt werden sollte, aus der ersten Epistel Pauli an Timotheum, Cap. 2, V. 1 u. 2, genommen: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen. Für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein stilles und ruhiges Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit." Durch einen Druckfehler war aber der Punkt zwischen Vers 1 und 2 weggelassen und folglich der 12. Vers der angezogenen Stelle daraus geworden, welcher so lautet: „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei." Natürlich glaubte man, der König habe damit Maria Theresia gemeint.

(Beim Aufbruch) zum ersten schlesischen Kriege wollte man den Denkspruch: „Für Gott und das Vaterland" in die Fahnen setzen. Allein der König befahl, „Für Gott" wegzulassen, indem er sagte, man müsse den Namen Gottes nicht in so menschliche Streitigkeiten mischen; der Krieg betreffe eine Provinz, nicht aber die Religion.

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 93.

Bremen, Sonntag den 21. November 1841.

Gestorben:

Nro. 1044. Den 16. November. Des Bürstenmachers Christ. Friedrich Schmalbruch Wittwe, geborne Renis, 54 Jahr; gr. Krankenstr. Nr. 8.

— 1045. Den 17. — Der Lichtzieher Joh. Wilh. Lippold, 59 Jahr; Stavendamm Nro. 9.

— 1046. Den 17. — Der Fuhrmann Hermann Lotz, 65 Jahr; Hulsberg Nr. 10.

— 1047. Den 17. — Des Arb. Isaac Warnken Tochter, 3 Monat; Krummenarm.

— 1048. Den 18. — Des Klandermeisterknechts Herm. Friedr. August Wellmann Tochter, 1¼ J.; Hohethorsstr. Nr. 49.

— 1049. Den 18. — Der Schuhmacher Joh. Heinrich Christ. Lahrsen, 33 Jahr; Ansgarlithorswallstr. Nr. 23.

Nro. 1050. Den 18. — Des Weißbäckers Heinr. Bremer Sohn, 9 Jahr; vorm Stephanithor Nr. 9.

— 1051. Den 19. — Der Schneidermeister aus Walsrode Gottfried Wilh. Schneider, 65 J.; Osterthorsstr. Nr. 29

— 1052. Den 19. — Johanna Lühdeke, 16 Jahr; Buntenthorssteinweg.

— 1053. Den 19. — Des Cigarrenmachers Hermann Wagendorff Sohn, 10 Tage; kl. Sortillienstr. Nr. 9.

— 1054. Den 19. — Des Arb. Hinr. Tiemann Wittwe, geb. Blancke, 77 J.; Buntenthorssteinweg.

— 1055. Den 19. — Des Zimmergesellen Albert Wessels Tochter, 2 Jahr; Georgs Hof Nr. 8.

— 1056. Den 20. — Der Schreiber Christian Schmalbruch, 18 Jahr; gr. Krankenstr. Nr. 8.

Geburten:

Nro. 1370. Den 17. November. Des Cigarrenfabrikanten Heinrich Schröder Ehefr., geb. Hüpohl, Meinkenstraße Nro. 2; von einem Knaben.

— 1371. Den 17. — Des Schneidermeisters Joh. Friedr. Schmidt Ehefr., geb. von Oesen, Geeren Nro. 9; von einem Knaben.

— 1372. Den 18. — Des Schneiders Herm. Grube Ehefr., geb. Niemeyer, Buntenthorssteinweg Nro. 245; von einem Mädchen.

Nro. 1373. Den 18. — Des Waarenmäklers Joh. Heinrich Bergmann Ehefr., geb. Hasselmann, Grünenstraße Nro. 102; von einem Knaben.

— 1374. Den 19. — Des Dr. juris und Bibliothekars Elard Meyer Ehefr., geb. Wienken, Schulhof Nro. 3; von einem Knaben.

— 1375. Den 19. — Des Cigarrenmachers Gottlieb Adolph Meyer Ehefr., geb. Widdorff, Osterthorssteinweg Nro. 34; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 497. Der Tischler Franz Grabhorn zu Vegesack und Sophia Dorothea Linge hieselbst.

— 498. Der Dr. med. Georg Friedr. Vogel zu Ottersberg und Johanna Dorothea Strüver hieselbst.

— 499. Der Arb. Joh. Henr. Schomburg und des verst. Arbeitsm. Claus Hinrich Menke Wittwe, Sophia Adelheid, geb. Schmidt hieselbst.

— 500. Der Grobbäcker Joh. Friedrich Wichmann und Anna Metta Sophia Hollmann. Beide von hier.

— 501. Der Maler August Conrad Lohmann u. Gesina Müller. Beide von hier.

— 502. Der Cigarrenmacher Friedrich Meyer und Henriette Charlotte Sophie May. Beide von hier.

Nro. 503. Der Arb. Andreas Witte und Gesche Gerken zu Hastedt.

— 504. Der Landmann zu Varel Caspar Diedr. Christ. Kruckmann und Anna Maria Elisabeth Onken daselbst.

— 505. Der Schuhmacher zu Wedehorn, Amts Freudenberg, Lüdeke Runge und Anne Margrethe Elisabeth Finke daselbst.

— 506. Der Arb. Joh. Heinrich Osterhage u. Catharina Warnken hieselbst.

— 507. Der Cigarrenmacher Joh. Friedrich Ludwig Brünings, genannt Kornemann, und Caroline Christine Meyer hieselbst.

— 508. Der Sattlermeister zu Sulingen Joh. Herm. August Tangemann und Marie Sophie Windels daselbst.

Anzeigen von Geburts- und Todesfällen und von Proclamationen.

Der Stadt Bremen.

Zur Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 93.

Bremen, Sonntag, den 22. November 1840.

Geburten:

1044. Den 16. November. Des Bürgermeisters Gerh. Heinrich Schmidt Wittwe, geborne [illegible], 84 Jahre; gr. Krauthafe Nr. 8.

1045. Den 17. — Des Kirchspiel-Vogts Joh. Heinr. Koopmann Ehefrau, Dorothea Elisabeth geborne Meyer, 59 Jahre; Ostertorsteinweg Nro. 9.

1046. Den 17. — Der Buchbinder Hermann Friedr. Wilh. Gerhard, 65 Jahre; Faulenstraße Nr. 10.

1047. Den 17. — Des Bürgers Johann Heinrich Tiedemann Wittwe, geborne Brummerhoff, 8 Wochen; Brummerstraße.

1048. Den 18. — Des Kaufmanns Friedrich Christian Heinrich Wilhelm Wiedemann Tochter, 11 J.; Contrescarpe Nr. 43.

1049. Den 18. — Der Schuhmacher Joh. Heinrich Christ. Friedrich, 33 Jahre; Buntgarnstraße Nr. 23.

Todesfälle:

1070. Den 12. November. Des Bürgermeisters Joh. Heinrich Smidt Wittwe, geb. Bleicken, Schwiegermutter Nro. 2; von einem Knaben.

1071. Den 17. — Des Schuhmachermeisters Joh. Friedr. Schmidt Sohn, gen. von Lehe, Ostertor Nro. 8; von einem Knaben.

1072. Den 18. — Des Schusters Christ. Friedr. Wilh. Meyer, gen. Stirmeyer, Hunnenbergstraße Nro. 244; von einem Mädchen.

Proclamirte:

1067. Der Schiffer Franz Gerdsen zu Vegesack und Sophia Dorothea Unger hierselbst.

1068. Der Dr. med. Georg Friedr. Vogel zu Osterode und Johanna Dorothea Gräfner hierselbst.

1069. Der Wwr. Joh. Herm. Schomburg und Wwe. Margaretha Elisab. Christ. Dietrich Wilhelm Steiner, Sophia Wilhelm. geb. Schuster hierselbst.

1070. Der Gastwirth Joh. Friedrich Wilhelm Hermann und Anna Maria Sophia Hellmann. Beide von hier.

1071. Der Maler Siegm. Conrad Hermann u. Wilhelmine Müller. Beide von hier.

1072. Der Cigarrenmacher Friedrich Meyer und Henriette Charlotte Sophie Wilh. Beide von hier.

1073. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1074. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1075. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1076. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1077. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1078. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1079. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1080. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1081. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1082. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1083. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1084. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1085. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1086. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1087. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1088. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1089. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1090. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1091. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1092. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1093. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1094. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1095. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1096. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1097. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1098. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1099. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1100. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1101. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1102. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1103. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1104. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1105. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1106. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1107. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1108. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1109. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1110. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1111. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1112. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1113. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1114. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1115. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1116. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1117. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1118. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1119. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1120. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1121. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1122. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1123. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1124. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1125. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1126. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1127. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1128. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1129. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1130. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1131. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1132. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1133. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1134. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1135. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1136. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1137. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1138. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1139. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1140. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1141. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1142. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1143. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1144. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1145. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1146. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1147. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1148. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1149. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1150. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1151. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1152. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1153. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1154. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1155. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1156. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1157. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1158. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1159. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1160. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1161. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1162. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1163. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1164. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1165. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1166. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1167. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1168. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1169. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1170. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1171. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1172. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1173. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1174. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1175. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1176. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1177. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1178. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1179. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1180. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1181. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1182. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1183. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1184. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1185. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1186. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1187. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1188. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1189. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1190. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1191. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1192. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1193. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1194. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1195. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1196. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1197. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1198. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1199. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

1200. Der Schiffer Johann Heinrich Wilhelm Meyer und Catharina Elisabeth Wilhelmine Meyer, geborne Meyer. Beide von hier.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 94.

Bremen, Donnerstag den 25. November 1841.

* Friedrich Wilhelm
Herzog zu Braunschweig-Oels.
(Eine Erinnerung.)

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein.

Sie haben dir genommen,
O Braunschweig, deinen Herrn,
Da sie in's Land gekommen,
Erblich dein schöner Stern.

Sie haben dir genommen,
O Braunschweig, deinen Herrn!

Er kehrt mit schwarzen Schaaren
Zurück in's Vaterland,
Er schlug sie, wo sie waren,
Bis an den Weserstrand.

Er schlug zu vielen Malen,
Er schlug sie überall,
Holländer und Westphalen,
Franzosen ohne Zahl.

Er brach hervor aus Sachsen,
Und siegt auf Oelper's Plan (*);
Viel Lorbeern sind gewachsen
Auf seiner Heldenbahn.

Da war dein Stern verglommen,
Dein Vater war dir fern;
Den Fremden, die gekommen,
Gehorchtest du nicht gern.

*) Den 1. August 1809.

Sie haben dir genommen,
O Braunschweig, deinen Herrn!

Er kehrt von England wieder,
Und fand sein Volk noch treu,
Da tönten Jubellieder,
Da glänzt' dein Stern auf's neu'. —

Sie haben ihn erschlagen,
Den edlen deutschen Leu.

Nun tönt die Schreckenskunde,
Gekehrt sei der Tyrann;
Da schloß dem heil'gen Bunde
Der Leu sich muthig an.

Ganz Deutschland ohne Zagen
Erhob Ein Kriegsgeschrei,
Da sah man dich auch jagen
Du schwarze Schaar herbei.

Sie haben ihn erschlagen
Den edlen deutschen Leu.

Als Preußens Fahnen sanken,
Stand noch dein Herzog da,
Stand männlich ohne Wanken,
Stand fest bei Quatrebras (*).

Da sank er schwer verwundet,
Die Erde trank sein Blut;
Hat sterbend noch verkündet,
Was wahrer Heldenmuth.

*) Den 16. Juni 1815.

Ihn rächten seine Brüder
Wohl an Napoleon,
Den schlug Held Blücher nieder,
Und Englands Wellington.

Nun ruhn die müden Glieder
In seiner Väter Grab,
Doch sieht vom Himmel nieder
Sein Geist auf Euch herab.

Viel große Namen schmücken
O Braunschweig, deinen Thron;
So denk' auch mit Entzücken
An Ihn, des Löwen Sohn!

Er kämpfte, als in Ketten
Dein Volk gefangen war,
Er starb um dich zu retten
Aus neuer Knechtsgefahr.

Er sei, wenn Feinde dräuen,
Dir ein Panier und Schild.
Der Anblick jenes Leuen (*)
Sei deines Muthes Bild!

Sie haben ihn erschlagen
Den edlen deutschen Leu.

Wenn sie's noch einmal wagen,
So woll'n wir ihnen neu
Mit Schwertesschlägen sagen:
Der Rhein sei deutsch und frei! —

Sie haben ihn erschlagen
Den edlen deutschen Leu.

— — n.

Die Erscheinung.

(Fortsetzung.)

Nachdem Inverawe ihn genau angesehen hatte, was er um so leichter konnte, da sein Begleiter die Kienfackel vor sich hielt, als wünsche er, daß sein Gast sein Gesicht deutlich sehe, mußte er sich gestehen, daß er ihn nie gesehen, und als errieth er den Gang seiner Gedanken, begann der Mann mit der Fackel: „Ihr habt Recht, Inverawe, Eure Augen sahen mich nie zuvor. Wohl aber sah ich es diesen Morgen, wie Ihr und Eure Leute mein Haus zerstörten und verbrannten, meine Habe zerstreuten, und das kann ich Euch nie vergessen."

„Ich kenne Euch nicht, das ist gewiß," entgegnete Inverawe, „und die grausame Pflicht, die ich heute erfüllen mußte, erstreckte sich so weit, daß ich selbst nicht errathen kann, wer Ihr seid."

„Von mir sollt Ihr es nimmer erfahren."

„Und warum nicht?"

„Nicht aus Furcht für mich, sondern weil ich die Vorwürfe nicht vermehren mag, die Ihr Euch schon ohnedem machen müßt, zu Thaten Euch hergegeben zu haben, die Eurer so unwerth sind. Doch ich tadle Euch nicht, ich hasse Euch auch nicht, denn Ihr seid nur das Werkzeug in einer höhern Hand. Hier meine Hand, ich werde nie vergelten, was ich von Euch gelitten. Nur Eines verlange ich von Euch. Ich habe Vertrauen gezeigt, indem ich Euch hieher geführt habe. Werdet nie daran zum Verräther."

„Nie!" sagte Inverawe, „nie, so lange ich lebe!"

„Ich weiß, ich kann auf Euer Wort vertrauen. Setzt Euch denn, und so niedrig als Ihr könnt, der Rauch wird Euch um so weniger peinlich fallen, und nehmt, was wir Euch bieten können."

Und er öffnete einen Korb und nahm Wein und Lebensmittel heraus, die er seinem Gast vorsetzte, nahm dann neben ihm Platz und Beide aßen und tranken zusammen. Sie sprachen wenig, und als der Hunger gestillt war, krochen sie wieder aus der Höhle, kletterten vorsichtig die steile Höhe hinab, und nach Verlauf einer Stunde, während welcher sie einen beschwerlichen Weg durch Wälder, Moorgründe und rauhe Gebirgspfade verfolgt hatten, und oft von Stimmen angerufen worden waren, deren Eigenthümer Inverawe nicht bemerken konnte, brachte ihn sein Führer plötzlich auf die offene Straße, schüttelte ihm zum Abschied traulich die Hand und verschwand wieder im Gebüsch.

Inverawe erreichte seine Compagnie in ihrem Nachtquartier und wurde von ihr, die über seine Abwesenheit schon besorgt geworden, mit Freuden bewillkommt. Ihre Fragen über sein Abenteuer beantwortete er ausweichend, das Geheimniß des Fremden blieb in seiner Brust begraben. Bald darauf wurde seine Compagnie aufgelöst, und Campbell von Inverawe kehrte in das uralte Schloß seiner Väter zurück, das romantisch zwischen Bergen und dichten

*) Auf dem Burgplatze zu Braunschweig.

Waldungen am nordwestlichen Fuße des Ben-Ernachan lag, und erfreute sich nach den beschwerlichen Hin- und Herzügen, doppelt beschwerlich und peinlich wegen der Art des Dienstes, zu dem er berufen war, doppelt der Ruhe und des häuslichen Glücks an der Seite seiner Gattin und im Verkehr mit treuen Freunden.

So hatte er einige Zeit später eine große Gesellschaft um sich versammelt. Der Wein war gut und in Fülle vorhanden, weckte heitern Scherz, so daß man tief in die Nacht beisammen blieb. Seine Gattin hatte sich schon seit einiger Zeit in ihre Zimmer zurückgezogen, und immer noch hörte man das fröhliche Gelächter der Zechenden durch das Haus hallen. Endlich mahnte ein junger Verwandter, George Campbell, an den Abschiedstrank. Alles erhob sich mit den gefüllten Bechern in der Hand, um sie mit lautem Glückwunsch für ihren gastlichen Wirth zu leeren, als plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erschütterte. Alle fühlten sich von einem seltsamen Bangen ergriffen. Zwar wollten Einige einen Scherz daraus machen, doch klang er frostig und wurde kalt aufgenommen. Die Diener wurden gerufen, die Pferde vorgeführt, und die Gesellschaft erstaunte, als sie zum Hause heraustrat, den Himmel völlig wolkenlos zu sehen. Niemand wagte eine Bemerkung darüber, und nachdem sie den sogenannten Steigbügeltrunk genommen, galoppirten sie davon.

Als Inverawe allein war, durchschritt er einigemal in düstern Gedanken den Hofraum, stieg dann in das Gemach hinauf, rückte seinen eichenen Lehnstuhl an den Kamin und überließ sich seinen Gedanken, die unwillkührlich über das seltsame Zeichen, das ihm geworden, in ihm aufstiegen. Die Diener waren zu Bett gegangen, das ganze Schloß still wie das Grab; nur eine Fliege, die von dem flackernden Feuer aus ihrer Ruhe gestört war, flog summend durch das Gemach. Der Laird dachte an seinen einzigen Sohn, der damals im Auslande reiste, und der Gedanke ergriff ihn mit Entsetzen, daß ihm dieses Zeichen gegolten haben könnte. Kinderlos sich zu denken, seinen Sohn vor sich in's Grab sinken zu sehen — es war ein furchtbarer Gedanke. Gern wäre er vom Sessel aufgestanden, um durch Bewegung die peinigende Idee zu verscheuchen, doch er vermochte es nicht. Aber — was war das? — Deutlich hörte er das große Thor sich in seinen Angeln drehen. Er wußte zwar, daß er den Riegel nicht vorgeschoben, aber es zugemacht hatte. — Und jetzt — leise, schnelle Fußtritte kamen die Treppe hinauf. Nacheinander öffneten sich eine, oder zwei Thüren — die Fußtritte näherten sich vorsichtig, und während Inverawe noch mit athemloser Aufmerksamkeit lauschte, öffnete sich die Thüre seines Gemachs und herein sah ein menschliches Antlitz, und ein Mann stand vor ihm, einen Dolch in der Hand, mit triefenden Kleidern, seine Haare wild über sein Gesicht hängend, ebenfalls triefend.

Inverawe sprang auf und griff nach seinem Dolch, doch ehe er ihn hatte aus der Scheide ziehen können, war der Fremde zu seinen Füßen gesunken, und rief mit erschöpfter, dumpfer Stimme: „Um Gottes willen, vergebt mein ungestümes Eintreten in Euer Haus und seid ruhig. Ich komme in keiner feindlichen Absicht gegen Euch. Ein Unglücklicher, der in einer Aufwallung der Leidenschaft einen Mitmenschen erschlagen, steht vor Euch. Es war ein Mann von Lorn. Seine Freunde haben mich verfolgt, und wie weit ich ihnen zuvorgekommen bin, sie sind auf meiner Spur. Um sie davon abzulenken, bin ich durch den Fluß geschwommen und flehe jetzt von Euch Schutz und Rettung, was noch Niemand im Hause von Inverawe verweigert ward."

„Bei Ernachan!" rief Inverawe, indem er seinen Dolch wieder in die Scheide stieß und mit der Hand auf seinen Griff schlug, „bei Ernachan! schwöre ich, Du sollst Beides haben." Dieß war der feierlichste Schwur, den ein Campbell von Inverawe geben konnte. „Aber sage mir," fuhr er fort, „wie geschah das Unglück?"

„Wir waren bei einer Hochzeit," entgegnete der Fremde, „und ich tanzte. — Doch — ich höre Stimmen! Sie nähern sich dem Schloß! Ich bin verloren, wenn Ihr mich nicht verbergt."

„Hieher!" rief Inverawe, ihn zu einer Seite des Gemachs führend. „Hilf mir diese Fallthüre öffnen. So — jetzt hinunter und halte Dich still."

Er hatte kaum Zeit, die Fallthüre zuzudrücken, sich auf seinen Stuhl zu setzen und eine Stellung einzunehmen, als wenn er schliefe, als er Stimmen hörte, und drei Männer in Hast in's Gemach traten, bloße Schwerter in der Hand. Inverawe sprang auf, als wenn er eben erwachte. „He, Mörder!" rief er in verstelltem Schrecken. „Dann muß ich mein Leben so theuer erkaufen als ich kann."

„Keine Mörder!" riefen die Männer. „Verzeih, Inverawe, daß wir bei so später Stunde Dich stören. Wir verfolgen einen Mörder. Dürfen wir nach ihm suchen?"

Er gab seine Erlaubniß, doch war ihr Bemühen natürlich vergeblich, besonders da zwei von ihnen der Meinung waren, daß der Flüchtling einen andern Weg genommen habe; bald ließen sie ihn allein. Kaum hörte er ihre Stimmen in der Ferne verklingen, als er seinen Schützling aus seinem Versteck hervorholte, und während er einige Erfrischungen ihm vorsetzte, welche die Diener noch nicht entfernt hatten, packte er andere in einen Korb und führte ihn in eine Höhle des Ben Cruachan, wo allein Sicherheit für ihn war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hanseatisch-Britische Supplementar-Convention

vom 3. August 1841.

Man pflegt über die Undeutlichkeit des deutschen Kanzleistyls zu klagen. Im Vergleich mit dem englischen ist er gleichwohl ein Muster von Klarheit; und zudem, wenn man bei Durchlesung eines englischen Documentes mit einiger Anstrengung durch das Labyrinth von Worten sich durchgearbeitet hat, so ist man damit noch nicht aus dem Labyrinth von Gesetzen heraus, die auf jedem Schritt dem Verständniß hindernd in den Weg treten. Wer nicht besondere Veranlassung hatte, sich in das Gewirre der britischen Zoll- und Navigationsgesetze, hineinzustudiren, dem wird man es nicht verargen können, wenn er nach einmaliger Durchsicht der Convention vom 3. August 1841, sie unmuthig aus der Hand legt, und statt sie zum zweiten mal zu lesen, lieber anderweitig sich erkundigt, was eigentlich darin stehe? — Eine etwas umständliche Antwort wird manchem Leser dieser Blätter willkommen sein; ist auch ihre hauptsächlichste Aufgabe zu raisonniren und zu berichten, so werden sie doch in einzelnen Fällen, ohne den Vorwurf der Anmaßung zu verdienen, sich auf eine bloße Erläuterung beschränken dürfen.

Eine Bemerkung muß vorausgeschickt werden: Die Supplementar-Convention bezieht sich — was zwar nicht aus ihren Worten, wohl aber aus ihrem Inhalt hervorgeht — lediglich auf den Handel mit den britischen Colonien. Sie ergänzt somit den Handelsvertrag vom 29. Septbr. 1825, welcher den Handel der Hansestädte mit Großbritannien und Irland betrifft.

Man hat die Verfügungen der Navigationsgesetzgebung auf verschiedene Weise zusammenzustellen und in ein System zu bringen gesucht, je nachdem die eine oder die andre Frage als Hauptrücksicht vorlag. Handelt es sich darum, in Bezug auf jene gesetzlichen Bestimmungen den Unterschied zwischen dem Mutterlande und den Colonien anzugeben, so ließe sich dieser, wie er durch die verschiednen Gesetze (vor 1841) und zwar für die Hansestädte sich gebildet hatte, hinsichtlich der Einfuhr am deutlichsten so ausdrücken: Wenn ein hanseatisches Schiff Güter, welche zu den 28 hauptsächlichsten Exportartikeln des Continents (enumerated articles) gehören, nach Großbritannien und Irland bringen will, so muß es entweder aus einem hanseatischen Hafen kommen, oder die Güter müssen hanseatisches Product sein. Will dasselbe hanseatische Schiff Güter irgend einer Art in die britischen Colonien bringen, so muß es aus einem hanseatischen Hafen kommen und die Güter müssen hanseatisches Product sein. Der Unterschied liegt in dem Wörtchen „und" und „oder."

Die Einfuhr in die Colonien darf übrigens, bei Strafe der Confiscation, nur in die dazu bestimmten Häfen (free-ports) geschehen. Kriegsgeräth darf nur aus Großbritannien, Fische, Oel, Thran und andere Producte des Fischfangs ebenso, und Thee nur aus dem vereinigten Königreich, dem Cap und den östlich der magellanischen Meerenge belegenen Plätzen, falsche Münzen gar nicht eingeführt werden. In die westindischen Besitzungen darf Caffee, Zucker und Rum, das Erzeugniß fremder Länder, nur zur Wiederausfuhr importirt werden.

Die Ausfuhr aus den britischen Häfen, sowohl den europäischen als den außereuropäischen, stand und steht der fremden Flagge frei, nur darf nichts auf fremden Schiffen nach einem andern unter britischer Herrschaft stehenden Hafen geführt werden; die Frachtfahrt zwischen britischen Häfen ist überall und unter allen Umständen der britischen Flagge reservirt; mit anderen Worten: der Verkehr des Mutterlandes mit den Colonien und der Colonien unter einander wird als Cabotage betrachtet. Zu den ausschließlichen Rechten der britischen Flagge gehört ferner, wie aus der oben aufgestellten Unterscheidung hervorgeht, die indirecte Einfuhr aus einem fremden Hafen in die Colonien, und was die enumerated articles anlangt auch in die Häfen Großbritanniens; man wollte jeder Nation gestatten ihre Waaren selbst zu Markte zu bringen, aber weiter nichts. Es kommt also sehr wesentlich auf den Begriff an, den die Navigationsgesetze mit dem Worte verbinden, welches wir

mit „Nation" übersetzt haben. Das englische Wort ist „country," welches frühere Strenge nicht als Land, sondern als Staat interpretirte; allmählig hat sich diese Strenge modificirt, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird.

Eine eigenthümliche, aber durch die Natur der Verhältnisse gerechtfertigte Ausnahme von jener strengeren Interpretation der Navigationsacte machte der Tractat von 1825 zu Gunsten der Hansestädte, indem derselbe (Artic. 5 und 6) die Gebiete der drei Städte, in Berücksichtigung ihres geringen Umfanges gewissermaßen als eine Handels-Einheit, in merkantilischer Beziehung als Einen Staat behandelt. Somit durften hamburgische Schiffe, was sie von Hamburg aus nach britischen Häfen bringen konnten, ebenso gut von Lübeck und Bremen dorthin führen. Diese Auffassung ist auch in der neuen Supplementar-Convention beibehalten worden. Die drei hanseatischen Flaggen werden als was sie sein sollten, als eine einzige behandelt. Auch wurde schon in der Convention von 1825 in Bezug auf die Nationalität der hanseatischen Schiffe für genügend erklärt, wenn ⅔ der Mannschaft Unterthanen der Staaten des deutschen Bundes wären, während nach jener anderen Interpretation die ⅔ hätten Angehörige der Hansestädte sein müssen.

Ganz andere Verhältnisse führten später eine viel merkwürdigere Abweichung von demselben Princip herbei: Türkische Häfen wurden gewissermaßen für österreichische erklärt. Die Phase nämlich, in welche die unauflösbare orientalische Frage im Jahre 1838 getreten war, führte zum Abschluß eines neuen Handelstractates zwischen Oesterreich und Großbritannien und zur Aufnahme zweier Clauseln in denselben (Art. 2 u. 4), nach welchen österreichische Schiffe befugt sein sollten aus Gallatz und anderen türkischen Donauhäfen nach britischen Häfen alles dasjenige einzuführen, was sie den Navigationsgesetzen nach aus österreichischen Häfen dort importiren konnten. Derselbe Tractat sicherte im Art. 2. den Schiffen Oesterreichs das Recht zu, die Producte seines Bodens und seiner Industrie aus den Häfen der Elbe in Großbritannien und in die Colonien einzuführen. Diese Neuerungen waren wichtig genug, um in England nicht ohne Widerspruch zu passiren. Der Geheimenrathsbefehl (order in council), welcher erforderlich ist, um in Großbritannien einem Tractat die Nachachtung der Behörden zu sichern — man könnte es das Publicationspatent nennen — ließ den österreichischen Tractat von 1838 fast zwei Jahre lang auf sich warten, und in der Zwischenzeit ereigneten sich die beiden Fälle, von denen die deutschen Blätter noch kürzlich wieder so viel Lärm gemacht haben, daß nämlich österreichische Schiffe, die auf den Tractat fußend aus der Donau kamen, von den englischen Behörden, die den Tractat noch nicht kannten oder anerkannten, abgewiesen wurden. Erst im Jahre 1841 erfolgte die order in council, nachdem das Parlament die neue Ausnahme von der Regel im Jahre 1840 sanctionirt hatte.

Durch die Sanction aber wurde die Ausnahme selbst zur Regel erhoben. Die Parlamentsacte von 1840 bestätigt zwar eines Theils die Rechte der österreichischen Flagge in Bezug auf die Häfen am Ausflusse der Donau, spricht aber andern Theils als Prinzip aus, daß die Regierung befugt sein solle, solche Häfen des Continentes, welche an der Mündung eines schiffbaren Stromes belegen, dem an demselben Strome belegenen Binnenlande als gewöhnliche Ausfuhrhäfen dienen, in Bezug auf die Navigationsgesetze so zu behandeln, als gehörten sie wirklich jenem Binnenlande an. Jetzt stand es der britischen Regierung frei, Hamburg in der mehrerwähnten Beziehung als österreichischen oder preußischen Hafen zu behandeln.

Von dieser Befugniß machte die Regierung (wie sie es 1838 anticipando zu Gunsten Oesterreichs gethan) in diesem Jahre (1841) zu Gunsten der preußischen Flagge Gebrauch, indem sie mit Preußen und den übrigen Staaten des deutschen Zollvereins die Convention vom 2. März abschloß. Hierbei aber ging sie wiederum einen, und zwar wie es scheint einen doppelten Schritt weiter, indem sie einmal die sämmtlichen Zollvereinsstaaten in Bezug auf die Navigationsgesetze als ein einziges Land, und zweitens die sämmtlichen zwischen Elbe und Maas (incl.) belegenen Häfen als natürliche Ausfuhrhäfen dieses einen Landes behandelte. Wir wissen, daß diese Interpretation des Tractates vom 2. März in den deutschen Blättern bestritten worden, wir glauben aber, daß sie dennoch die richtige ist; hier aber kommt weniger darauf an; so viel steht fest, daß nach jener Convention vom 2. März d. J. welche durch eine order in council vom August zur Nachahmung publicirt wurde, preußische Schiffe aus Hamburg kommend, angesehen werden sollen als kämen sie aus Preußen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Alter Bremischer Theater-Zettel.

Mit Bewilligung einer hohen Obrigkeit
wird heute, Montags, den 20. November 1780
durch die
vereinigte Gesellschaft deutscher Schauspieler
aufgeführt werden:

Die Drillinge.

Ein ganz neues Lustspiel in vier Aufzügen,
nach dem Französischen gearbeitet vom Herrn Lieutenant v. Bonuin.

Personen:

Ferdinand.
Ferdinand, der Seefahrer. } — — — Herr Clodius.
Ferdinand, von Meissen.
Julie, Ferdinands Braut. — — — Madame Voltolini.
Walmer, ihr Vater. — — — — — Herr Brandorf.
Caroline, Frau des Seefahrers. — — Madame Clodius.
Wilhelm, Ferdinands Bedienter. — — Herr Kroseck.
Johann, Bedienter des Ferdinands von Meissen. — Herr Schlaberndorff.
Ernestine, Gastwirthinn. — — — Madame Antonch.
Jacob, } Aufwärter im Wirthshause. } Herr Lähder.
David, } Herr Schlaberndorff.
Ein Fiscal. — — — — — — — Herr Schulz.
Ein Schreiber — — — — — — Herr Burchard
Erster Gerichtsdiener. — — — — Herr Elcker.
Zweiter Gerichtsdiener.
Dritter Gerichtsdiener.
Ein Bedienter.
Wache.

Vorhero wird gehen:

Sophonisbe.

Ein musikalisches Drama von Meißner und Neefe.

Personen:

Sophonisbe, Königinn u. Wittwe der Syphar. Mad. Abt.
Artaspe, ihre Kammerfrau. — — — — Mad. Clodius.
Ein Bote von Massinissen. — — — — Herr Abt.
Chor der Numidischen Opferpriester, welche in einem prächtig illuminirten Tempel, unter Trompeten und Pauken den Göttern opfern.

Nachricht.

Sophonisbe, die Tochter Asdrubals, eines der Edelsten Punier, war, sowohl durch ihre Schönheit, als auch Vaterlandsliebe, für das unglückliche Chartago unter allen Punierinnen berühmt; sie liebte Massinissen, einen jungen Prinzen von Numidien; allein ihr Vater und der Staat wählten, als Feinde der Römer, den alten Syphar, und verwarfen Massinissen, weil er ein Bundesgenosse Roms war. Großmüthig opferte sie ihre erste Liebe dem Staat auf. Syphar verfolgte Massinissen so, daß er ihm nicht nur seine Braut, sondern auch sein Königreich nahm. Dieser suchte Schutz in Rom; überwand, mit Hülfe des Scipio, den Syphar: und da er mit Sophonisben sich aufs neue vermählen wollte; so beredete ihn Scipio, daß er ihr, statt der Hochzeitfackel, einen Giftbecher schickte: und sie starb an eben den Altar, der zu ihrer Vermählung dienen sollte.

Die Person zahlet auf den ersten Platz 48 Gr., auf den zweiten Platz 36 Gr., auf den dritten 24 Gr., und auf den vierten 12 Gr.

Wer für einen Louisd'or Billetter auf einmal nimmt, bekommt dafür 10 Stück auf den ersten Platz; und auf den zweiten Platz 15 Stück ebenfalls für einen Louisd'or.

Wer vorhero Billets hohlen lassen will, bekommt solche bei Notar Pajecken bei Ansgarii Kirchhof, Vormittags von 10 bis Abends um 3 Uhr.

Ohne Ansehen der Person, wird niemand, weder bei Proben, noch bei den Vorstellungen, auf das Theater gelassen.

Der Anfang ist um 5 Uhr.

---

* Großartiger Verschönerungs-Plan Bremens.

(Eingesandt.)

Der Dom, dieses majestätische Denkmal des Mittelalters, in seinem vielfach schönen Stil, bildet den Mittelpunkt des Geschäftslebens Bremens, von ihm aus verbreiten sich Verschönerungen nach allen Seiten und im Contrast stellt sich der moderne Styl neben dem Antiken. Unwillkürlich führt der Anblick des Domes auf die Idee, wie die völlige Säuberung nach allen Seiten von Anhängseln sich ausnehmen müßte, wenn das Portal hervorträte durch Beendigung der Basis des zweiten Thurms, und die Befreiung der Südseite von Anbauten. Wie herrlich würde sich der Domshof ausnehmen, hätte man die Seite des Museums grade gebaut, und wenn aus der Mitte dann das Peristyl eines öffentlichen großartigen Gebäudes hervorgetreten wäre, etwa eine Börse mit Durchgang nach der Catharinenstraße. Die gegenüberliegende Seite hätte sich dann wie eine Courbe bis zum Dom verlängern müssen im schönen Stil des Schaer'schen Caffeehauses. Es wäre ein Marktsplatz geworden! Dieser Plan verdiente wohl die Berechnung in wiefern ein solches Unternehmen sich durch den Werth der entstehenden Gebäude decken würde.

Druckfehler.

Im letzten Blatte muß es Seite 740 statt: im Erblinden — ein Erblindeter — heißen.

Miscellaneen.

(Eine Vergiftungsgeschichte aus Paris.) Der „Courrier français“ theilt eine neue Vergiftungsgeschichte mit, die mit dem Selbstmord der Giftmischerin endigte, weil diese sich entdeckt sah, und dem Arm der Gerechtigkeit durch ihre Selbstverurtheilung zuvorkommen wollte. Merkwürdig ist indessen der Umstand, wie die Verbrecherin, die den gebildeten Ständen angehörte, entdeckt wurde. Die Giftmischerin war auch eine Diebin, wie diese beiden Verbrechen denn meistens zusammen gehen; sie hatte einer Reisegefährtin eine Brieftasche entwendet, die eine bedeutende Summe in Bankbillets enthielt. Die größte Theilnahme heuchelnd, besucht sie am anderen Tage die Bestohlene und vernimmt, daß die Billets dem Diebe nicht nutzen können, da alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen sind. Die Diebin war eine sehr große Freundin von Parfums und gehörte zu den Frauen, die durch gar zu pikante und häufige Gerüche nichts weniger als angenehm riechen. Tags darauf kommt nun durch die Post ein Brief an den Gatten der bestohlenen Dame, und geräth zufällig zuerst in die Hände des kleinen Töchterleins, mit welchem die Verbrecherin Tags vorher getändelt hatte. Wie das Kind dem Vater den Brief überreicht, sagt es ganz naiv: „Papa, das ist doch sonderbar, der Brief riecht gerade wie die Dame von gestern.“ Der Brief enthielt die Bankbillets; die Bemerkung des Kindes erregte die Aufmerksamkeit des Vaters, welcher sofort der Behörde Anzeige davon machte. Der Selbstmord der Verbrecherin aber führte zur Entdeckung von mehreren durch sie vollbrachten Vergiftungen.

(Elektro-magnetischer Wagen.) In der Adelaide-Gallery in der Adelheidsstraße im „Strand“ in London zeigte neulich Herr C. M. Clarke, der Erfinder, das Modell eines elektro-magnetischen Wagens in voller Thätigkeit, und erklärte dabei dessen Einrichtungsart und Eigenthümlichkeiten. Das Modell trägt 45 Pfund, und läuft auf einer, 15 Fuß im Durchmesser, also 45 Fuß im Umfange haltenden Eisenbahn in 10 Sekunden, mit einem Kostenaufwande von 3 Pence (7 Gr.) per Stunde um. Der Mechanismus besteht aus drei Volta'schen Hufeisenmagneten, die an eine metallische Scheibe angemacht sind, welche Scheibe eine Spindel oder verticale Are hat, vermittelst deren sie sich horizontal umdreht. Außerhalb dieser drei revolvirenden Magnete sind drei andere an einem metallischen Ring, aber feststehend, angemacht; nachdem eine Verbindung mit der Volta'schen Batterie hergestellt ist, wird in jene der Magnetismus eingebracht, was eine abwechselnde Anziehung und Abstoßung verursacht; der Erfolg davon ist eine in Einem fortgehende Rotationsbewegung; diese wird mittelst zweier Schwey-Gehr-Räder (bavel gear wheels) auf die Treibräder übertragen. Die Vortheile hievon, als eines ganz vorzüglichen Motors, sind beträchtlich. Der Kostenaufwand bei der ersten Herrichtung der Maschine ist um die Hälfte geringer als bei einer Dampfmaschine, und die Verbrauchskosten um das Sechzehnfache. Einer ihrer größten Vortheile ist namentlich bei Schiffen die Raumersparniß, da man keine Steinkohlen mitzuführen hat, schossen sich bei Straßburg um eines Malers willen eine Französin an deren Statt ein Paar, nach Delbrooks patentirtem Verfahren, mit Blei ausgefütterte Orhoftfässer zum Mitnehmen von Schwefelsäure, und ein Paar Tafeln Zink Alles sind, was zur Forthaltung der Bewegkraft erfordert wird. Herr Clarke bemerkt, das Arrangements zur baldigsten Anwendung dieser Kraft bei einem Schiffe auf der Themse im Gange seien.

(Französische Frauenduelle.) Madame de Villerhen erwähnt in ihren Memoiren einen Zweikampf auf Degen, den Henriette Sylvie mit einem Mädchen gefochten, beide in männlicher Kleidung. Madame Dunoyer bespricht in ihren Briefen ein Duell auf Säbel, das nach vorhergegangener regelrechter Aufforderung zwischen einem Frauenzimmer aus Beaucaire und einer jungen Dame in einem Garten Statt gefunden, und ohne zufällige Störung mit dem Tode der Einen oder der Andern geendigt haben würde. De la Colombière gedenkt eines auf dem Boulevard St. Antoine zwischen zwei Mädchen „von zweifelhafter Tugend“ vorgefallenen Schwertkampfes, in welchem beide mehrere Gesichts- und Brustwunden erhielten, St. Foix berichtet, wie Mademoiselle Durieux auf offener Straße mit ihrem „Freunde“ Antinotti gefochten. Aber alles das ist Spaß, im Vergleich mit einer Sängerin bei der Pariser Oper, Namens Maupio. Fräulein Maupio hatte unter Andern den berühmten Fechtmeister Serane zu ihrem Geliebten, und von ihm unter Anderem trefflich fechten gelernt. Da beleidigte sie eines Tages der Schauspieler Dumeny. Sie forderte ihn, und als er sich nicht stellte, nahm sie ihm seine Uhr und Schnupftabacksdose und erklärte, daß sie beides so lange behalten werde, bis er ihr Satisfaction gebe. Dumeny zog vor, Uhr und Tabatiere in Stich zu lassen. Bald darauf war ein Sänger so kühn, sie zu insultiren. Sie ließ ihm die Wahl, sich mit ihr zu schlagen, ihr kniend Abbitte zu leisten, oder öffentlich von ihr geohrfeigt zu werden. Der Sänger kniete. Ein anderes Mal insultirte sie auf einem Balle eine Dame und wurde deshalb von einigen Herren ersucht, den Saal zu verlassen. Sie erklärte sich dazu sofort bereit, falls die Champions der Dame ihr folgen und Genugthuung geben wollten. Die Ritter willigten ein und blieben nach tapferer Gegenwehr sämmtlich todt auf dem Platze; Fräulein Maupio ging unversehrt und ruhig in den Ballsaal zurück. Von Ludwig XIV. begnadigt, begab sie sich nach Brüssel, wurde hier Maitresse des Kurfürsten von Baiern, trat später wieder bei der Pariser Oper ein und starb 1707, 37 Jahr alt. — Unter der Regentschaft schlugen sich die Marquise von Nesle und die Gräfin Polignac wegen des Herzogs von Richelieu auf Pistolen. Dieselben Waffen gebrauchte 1718 ein junges Mädchen im Zweikampfe mit einem Garde du Corps, der sie betrogen. Als solche hatte sie ihn auf Pistolen gefordert, und keineswegs wissend, daß die Sekundanten die Gewehre blind geladen, empfing sie das Feuer ihres Gegners ohne Wimperzucken. So wenigstens behaupteten die Zeitungen. Unmittelbar nachher

und eine Deutsche. Auch die Sekundanten gehörten dem zarten Geschlecht an. Die Deutsche schlug vor, sich über das Taschentuch zu schießen. Aber die Französin und deren Sekundantin bestanden auf 25 Schritt Entfernung. Beide Damen feuerten zwei Mal, ohne zu treffen. Da proponirte die Deutsche, den Kampf fortzusetzen, bis Eine falle. Dem widersprachen jedoch beiderseitige Sekundantinnen, so daß der Kampf zwar eingestellt wurde, eine Versöhnung aber nicht zu ermöglichen war. Die zwei letzten in Frankreich zur Kenntniß des Publicums gekommenen Frauenduelle datiren von 1826. Das eine war ein Pistolenduell zu St. Rambert, das andere ein Schwertkampf zu Chateauroux, jenes zwischen zwei Damen, dieser zwischen einer Dame und einem Herrn, der den Gemahl der Ersteren gröblich beleidigt, und weil der Gemahl sich nicht schlagen mochte, von der Gemahlin gefordert und sehr empfindlich gezeichnet wurde? Frage: hat es auch zwischen Damen anderer Nationen Waffenzweikämpfe gegeben?

(Die Stadt London.) In dem „sächsischen Volkskalender" findet sich die nachstehende interessante Vergleichung; das Königreich Sachsen zählt 143 Städte und 3270 Dörfer und Flecken. Schiebt man alle diese auf einen Platz zusammen und stopft die Bewohner hinein, so hat man London. Geht man von Dresden nach Freiberg, 4 Meilen weit, so hat man London der Länge nach durchwandert. Um sich die Namen der 14,000 Straßen zu merken, bedürfte man das Gedächtniß eines Mithritades; die Stelle desselben vertritt ein dickes Wörterbuch. Läßt man die ganze aus 12,000 M. bestehende sächsische Armee an sich vorübermarschiren, 3 Reiterregimenter, eben so viele Infanterieregimenter, dazu die leichte Infanterie, ein Regiment Artillerie ꝛc. — so hat man erst die — Nachtwächter von London gesehen, die also eine kleine Armee bilden. London soll 300,000 Häuser haben, die Schornsteine dürfen sich leicht auf eine Million belaufen, die zu ihrer Reinigung ein ganzes Regiment von 1800 bis 2000 Schornsteinfegern erfordern. Stellte man die anderthalb Million Einwohner Londons einzeln neben einander, so würde eine 62½ M. lange Reihe gebildet werden, eine Reihe, welche die größte Länge Sachsens zweimal mißt. Sollten die Londoner jemals gezwungen werden, ihre Stadt zu verlassen, so würde ihr Auszug ungleich länger dauern, als jener der Kinder Israels aus Egypten.

(Von der Bergstraße, 12. Nov.) Am letzten Montag waren die Bewohner von Oberstadt Augenzeugen einer tragischen Scene, die gewissermaßen an des unglücklichen Mazeppa trauriges Geschick erinnerte. Ein Knecht des Oekonomen Hils daselbst hatte auf freiem Felde ein junges und rasches Pferd bestiegen, und in der Absicht, es mit desto größerer Sicherheit reiten zu können, an der Stelle der Steigbügel einen Strick angebracht, dessen er sich statt ihrer bedienen wollte. Diese vermeintliche Vorsichtsmaßregel war sein Unglück. Nicht im Stande, das, bald auf und davonrennende, wild schnaubende Roß länger mehr regieren und sich auf ihm behaupten zu können, stürzte er herunter und blieb unglücklicherweise in einem der Steigbügelstricke hängen. Jetzt ging es in vollem Galopp über Stock und Stein, durch Felder, Gräben und Hecken nach der Chaussee in unaufhaltsamen Lauf, der mit dem unglücklichen Geschleiften wahrhaft schrecklich anzuschauen war. Am Eingange des Dorfes versuchte man vergebens das wild gewordene Thier aufzuhalten. Der Unglückliche, der das Opfer seiner übel angebrachten Vorsicht wurde, ward nun auch noch über das Straßenpflaster, unter furchtbaren Schlägen und Stößen, der größeren Länge nach bis in die Hofraithe seines Dienstherrn geschleift, wo die wilde Bestie endlich zum Stehen kam. Wie durch ein Wunder war der unglückliche Mensch, obschon schwer beschädigt, am Leben geblieben, da sein Mantel sich zurückgestreift und dem Kopf als elastische Unterlage gedient hatte. Gleichwohl ist sein dermaliger Zustand ein lebensgefährlicher und für sein Wiederaufkommen soll wenig Hoffnung vorhanden sein.

(Die schönsten Orangengärten) sind auf den Azoren. Je älter der Baum ist, desto zarter wird die Schale, und desto trefflicher und kernloser die Frucht. Man umgiebt die Gärten mit hohen Mauern, und die Orangenbäume mit Tannen und Kampferbäumen, um sie gegen die häufigen Winde zu schützen; ohne diese Vorsicht würde der Ertrag kaum die Kosten decken. Die Bäume bieten einen wahrhaft überraschenden Anblick, und es scheint, als ob sie mit goldenen Früchten beladen wären. Sehr häufig fallen die Bäume, vom Winde entwurzelt, um; man läßt sie so liegen, und manche von ihnen sind nach zwei Jahren noch sehr saftig und geben jährlich eine reiche Ausbeute. — Im Jahre 1839 wurden von den Azoren 120,000 Kisten Pomeranzen und 215 Kisten Citronen nach England gesendet, deren Werth mindestens 115,000 Pfd. St. angeschlagen werden kann.

(Branntweinwirkung.) In Freyburg in der Schweiz ereignete sich, wie der „Schweizerbote" berichtet, am 16. October wieder ein trauriges Beispiel der Wirkung des Branntweins. Eine dem Trunk sehr ergebene Bürgersfrau kam an diesem Tage Abends ganz berauscht nach Hause; doch wußte sie noch so viel, daß sie ihren Säugling nicht gestillt hatte und nahm diesen an die Brust. Am andern Morgen saß sie noch so auf der Bank und als — der Mann hatte die ganze Scene verschlafen — auf das Geschrei des älteren Kindes die Nachbarn herbeieilten, fand man Mutter und Kind todt. Der Branntwein hatte Erstere getödtet, und ihr auf den armen unschuldigen Säugling gesenktes Haupt diesen erstickt.

(Anekdote.) „Ich fürchte mich so sehr vor dem Blitze," jammerte eine schöne Frau während eines heftigen Gewitters. — „Sie haben auch alle Ursache dazu," antwortete Einer ihrer unbegünstigten Liebhaber, „da Ihr Herz von Stahl ist."

(Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 94.

Bremen, Donnerstag den 25. November 1841.

Gestorben:

Nro. 1059. Den 20. November. Des Schneiders Hermann Lüllmann Sohn, 1 Jahr; am Buntenthorssteinweg Nr. 67.

– 1060. Den 20. — Des Cigarrenmachers Hinrich Kayser Tochter, ¾ Jahr; Sielpfad.

– 1061. Den 20. — Der Kunstgärtner Joh. Hinrich Rode, 50 Jahr; Obernstr. Nr. 6 (Vorst.)

– 1062. Den 21. — Des Kaufmanns Andreas Mayer Tochter, nach der Geburt gestorben; am Markt Nr. 3.

– 1063. Den 21. — Der Landmann Cord Sander, 38 Jahr; Hastedt Nr. 85.

– 1064. Den 21. — Der Goldschmidt Matthias Poppe, 82½ Jahr; Osterthorsstr. Nr. 24 F.

– 1065. Den 21. — Des Tonnenmachers Hinrich Harves Sohn, 1 Jahr 2 Monat, gr. Johannisstr. Nr. 32.

Nro. 1066. Den 22. — Der Kaufmann Wilh. Friedrich Meyerkort, 64 Jahr; Westerstr. Nr. 76.

— 1067. Den 22. — Heinr. Kolle Wittwe, geb. Basmer, 89 Jahr; Klosterstr. N. 16, im Wittwenhause.

— 1068. Den 23. — Des Maurergesellen Joh. Hinr. Färber Sohn, 3 Wochen; am Bollwerk Nro. 20.

— 1069. Den 23. — Des Zimmergesellen Joh. Friedr. Kottke Sohn, 12 Jahr 4 Monat; Blumenstraße Nr. 16.

— 1070. Den 23. — Des Schuhmachers Joh. Friedrich Schlucke Tochter, 3 Monat; Bellotsweg Nr. 4.

— 1071. Den 24. — Des Fuhrmanns Joh. Friedrich Schultz Sohn, 6 Wochen; Werder Nro. 54.

Geburten:

Nro. 1377. Den 18. November. Des Reepschlägergesellen Wilhelm Doscher Ehefr., geb. Kanstein, Muggenburg Nr. 20; von einem Knaben.

– 1378. Den 19. — Des Küpergesellen Friedr. Müller Ehefr., geb. Schütte, alten Weg Nro. 2; von einem Mädchen.

– 1379. Den 20. — Des Cigarrenmachers Ludwig Voigt Ehefr., geb. Blanken, Sielwall; von einem Knaben.

– 1380. Den 21. — Des Kaufmanns Andreas Mayer Ehefr., geb. Wien, am Markt Nro. 3; von einem Mädchen.

Nro. 1381. Den 21. — Des Tabacksfabrikanten Joh. Wilh. Dormann Ehefr., geb. Böse, Neuenmarkt Nro. 15; von einem Knaben.

— 1382. Den 22. — Des Landmanns Joh. Hinrich Wendt Ehefr., geb. Warnken, Klitzenburg Nro. 7; von einem Mädchen.

— 1383. Den 22. — Des Maurergesellen Heinrich Marwe Ehefr., geb. Klingen, Dreckort Nro. 23; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 95.

Bremen, Sonntag den 28. November 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 28. November.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Panlei.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

O lieb', so lang' du lieben kannst!

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht,
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegen schlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu Lieb';
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb'!

Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein herbes Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint;
Der Andre aber geht und klagt!

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß —
Sie sehn den Andern nimmermehr!
In's lange, feuchte Kirchhofsgras!

Und sprichst: „O sieh' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab' —
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel

Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still, er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

F. Freiligrath.

Die Erscheinung.

(Fortsetzung.)

Ihr Weg war lang und rauh, und ohne ein Wort zu sprechen, führte Inverawe seinen Gast, der in manchem halb unterdrückten Ausruf eine Angst verrieth, wie sie eher einem Mörder zukam, als dem, der im Getümmel einen Gegner erlegt hatte. Diese Bemerkungen waren nicht geeignet, ihn für den Fremden einzunehmen. Endlich erreichten sie die Höhle, die er als den sichersten Zufluchtsort erkannte, und indem er aus seinem Korbe eine Lampe und ein Feuerzeug nahm und das Licht anzündete, sagte er: „Der Ort ist zwar nicht ganz so, wie ich ihn zur Ausübung meiner Gastfreundschaft wünschen möchte, doch giebt er Euch Schutz, und das ist für Euch am nöthigsten. Ich lasse Euch die Lampe und die Flasche Oel zurück, braucht sie vorsichtig, daß sie nicht zum Verräther wird. Ich kann erst morgen Abend wieder zu Euch kommen, wo ich frischen Vorrath von Lebensmitteln bringen werde."

„Dank, tausend Dank! gütiger Inverawe!" sagte der Mann in großer Aufregung. „Aber — müßt Ihr mich hier herein lassen? Allein hier eine ganze Nacht in dieser Wildniß! Das tobende Rauschen des Wasserfalls, das Geheul des Windes zu Gesellen! Diese Höhle — sah sie nicht schon vielleicht einer — einen Mord? Ist es kein Aufenthalt der Geister!"

Inverawe tadelte ihn über seine Furcht, versicherte ihm, dem ruhigen Gewissen sei kein Geist gefährlich, und Einsamkeit allein sei sein bester Schutz. Der Mann schien aber nicht ruhiger zu werden, und er verließ ihn mit dem quälenden Gedanken, daß er seine Güte vielleicht an einen Unwürdigen verschwendet habe. Er eilte nach dem Schlosse zurück, das Feuer im Kamin war erloschen und die Lampe, die er brennend zurückgelassen, dem Verlöschen nahe. Er trank noch einen Becher Wein, um seine erschöpften Lebensgeister zu stärken, und begab sich dann in das Schlafgemach, wo er seine Gattin in tiefem Schlafe fand.

Wie lange er geschlafen, konnte er nicht sagen, als er plötzlich aufgeweckt wurde. Mit Verwunderung sah er, daß das Zimmer, das in tiefer Finsterniß gewesen, in strahlender Helle leuchtete. Das Licht wurde immer blendender. Ein eisiger Schauer durchrieselte seinen Körper, als er durch die Vorhänge die Umrisse einer menschlichen Gestalt wahrnahm, die sich seinem Bette näherte. Sie streckte den Arm aus und zog den Vorhang des Bettes zurück, und vor ihm stand jener Mann, der ihm einst im Gebirge von Lorn Gastfreundschaft erzeigt hatte. Aber seine Züge waren erstarrt und todtenbleich, und aus einer tiefen Wunde in der Brust flossen Ströme Blutes herab. Seine Lippen bewegten sich nicht, und doch sprachen sie langsam im dumpfen Grabestone: „Inverawe! Blut fordert Blut! Schütze den Mörder nicht!"

Langsam sank der Vorhang zurück, die Gestalt schwand und das Licht starb hinweg, ehe Inverawe seine Besinnung völlig wieder gewinnen konnte. Er rieb sich die Augen, richtete sich im Bett auf und zog die Vorhänge zurück — tiefe Nacht umgab ihn, und er dachte, es sei ein Traum gewesen. Doch die Ruhe der Nacht war dahin. Kein Schlaf kam in seine Augen, und als seine Gattin am Morgen erwachte, fand sie ihn in fieberhafter Aufregung. Besorgt fragte sie ihn, was ihm fehle, und er gab sein Unwohlsein dem bis in die späte Nacht verlängerten Gelage zu, verließ sein Bett und suchte in den Geschäften des Tages die peinigenden Gedanken zu vergessen.

So lange es Tag war, gelang es ihm wirklich, aber der herannahende Abend führte alle Besorgnisse und Beängstigungen wieder herbei. Er mußte den Mann in der Höhle wieder aufsuchen, den er jetzt als einen schändlichen Mörder betrachten mußte, wenn er die Erscheinung als wahr annahm, woran er doch so gern gezweifelt hätte. Seine Gattin, die ihn mit Theilnahme und ängstlicher Sorge beobachtete, ermahnte ihn, zeitig die Ruhe zu suchen, doch er schützte vor, Fallen für Ottern am Flusse legen zu müssen, versprach bald wieder zu kommen, und als sie ihn verlassen, packte er wieder einige Lebensmittel zusammen, und verließ mit ihnen, über welche er seine Fallen gelegt, das Schloß.

Gewissenhaft in der Erfüllung seines Wortes, ging er zuerst nach dem Fluß, seine Fallen zu stellen, und als es

dunkler geworden war, eilte er den Ben Crnachan hinan. Als er in die Nähe der Höhle kam, ward er in etwas beunruhigt über den Schein eines Lichtes, das ihm entgegenleuchtete. Vorsichtig ging er weiter, und wie er eintrat, sah er den Fremden in dem fernsten Winkel auf der Streu sitzen, in seinem Gesicht alle Zeichen der Angst und des höchsten Schreckens, während seine Augen unstät umherschweiften. Anfangs glaubte Inverawe, es sei ihm etwas zugestoßen, doch bei dem Geräusch seines Eintrittes sprang er auf und eilte seinem Beschützer entgegen.

„O Inverawe," rief er, „wie gut, daß Ihr kommt! Wie lang dehnte sich die Zeit, seit Ihr mich verlassen."

„Doch konnte ich nicht früher kommen," antwortete Inverawe, dem die schuldbewußte Miene seines Schützlings unangenehm auffiel. „Ihr scheint erschöpft. Ihr solltet ein wenig Wein trinken."

„Ach ja, ja — gebt mir Wein — viel Wein!" rief der Fremde, nahm hastig den Becher aus Inverawe's Hand und verschlang gierig seinen Inhalt. „O wie habe ich die Zeit zugebracht!"

„Der Ort ist sicher, Ihr habt keine Ursache zu Furcht, wenn Ihr nur vorsichtig seid. Aber warum laßt Ihr die Lampe brennen? Wie leicht kann ein Schäfer oder Jäger dadurch Euch entdecken, und Ihr wäret verloren ohne Rettung."

„Ich konnte nicht im Dunkeln bleiben," entgegnete der Mann mit einem kalten Schauer. „Es war zu entsetzlich. Fürchterliche Gestalten umgaben mich fortwährend! fürchterliche, entsetzliche Gestalten! — Selbst wenn ich die Augen schloß, wichen sie nicht! O solch eine Nacht wie die letzte!"

Inverawe leerte seinen Korb aus, und ihm nochmals Vorsicht empfehlend, meinte er, es wäre wohl besser, wenn er die Lampe wegnähme; dazu wollte sich aber der Fremde nicht verstehen, und deutlich ließ ihm Inverawe merken, welchen Verdacht er gegen ihn habe.

Zu Hause angekommen, fand er seine Gattin noch wach, und erschöpft von den Anstrengungen des Tages, sank er bald in tiefen Schlaf. Nach einigen Stunden aber, wie er glaubte, weckte ihn wieder dieselbe Erscheinung, die er in vergangener Nacht gehabt hatte. Um sich zu überzeugen, daß er wach sei, blickte er nach seiner Gattin, sie schlief ruhig und fest, wie er bei dem Schein des Lichts deutlich sehen konnte. Die Vorhänge wurden zurückgezogen, wieder stand der Mann von Lorn vor ihm, mit seinem erstarrten Antlitz und den Strömen Blutes, die aus seiner Brust flossen, und mit dumpfer Stimme sprach er: „Inverawe, mein erster Besuch ist fruchtlos gewesen. Noch einmal sage ich, Blut fordert Blut. Schütze den Mörder nicht länger! Zwinge mich nicht, zum drittenmal zu kommen, wo jede Warnung umsonst ist."

Inverawe wollte fragen, seine Zunge versagte ihm den Dienst; er wollte aus dem Bett springen und den Vorhang zurückschlagen, als das Licht schwächer ward, er vermochte es nicht. Erst als völlige Dunkelheit ihn wieder umgab, fühlte er seine Lebensgeister zurückkehren. Wohl durchsuchte er jetzt das Gemach, nicht ohne Furcht, den kalten, blutigen Leichnam vielleicht zu berühren, aber es war vergebens, und er kehrte in's Bett zurück, ein Raub der quälendsten Gedanken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hanseatisch-Britische Supplementar-Convention

(Fortsetzung.)

Hierdurch stellte sich nun folgendes Verhältniß heraus. Preußische Schiffe können aus Hamburg enumerated articles, auch wenn sie nicht preußisches Product sind, nach England bringen; das können unsre Schiffe auch. Aber die preußischen (und Zollvereins-) Schiffe können ferner preußisches und Zollvereins-Product aus Hamburg in die britischen Colonien bringen; das konnten unsere Fahrzeuge nicht. Die preußische Flagge war also in unserem Hafen besser gestellt als unsere eigene. Das mußte unbillig erscheinen. Wollte man die Ansicht, daß Hamburg der natürliche Ausfuhrhafen Preußens ist, zu Gunsten der preußischen Flagge anwenden, so war es billig dieselbe Ansicht auch unserer Flagge zu Gute kommen zu lassen. Hierauf beruht die Supplementar-Convention vom 3. August. Ihr einfacher Inhalt geht dahin: daß hamburgische Schiffe von Hamburg aus alles dasjenige sollen in die Colonien bringen können, was überhaupt auf nichtbritischen Schiffen aus einem Hafen an der Elbe und Weser dorthin gebracht werden kann.

Zur näheren Bestimmung dieses Satzes ist nur anzuführen, daß in Bezug auf die in Frage stehende Schifffahrt

Hamburg als gleichbedeutend anzusehen ist mit den Häfen der beiden Schwesterstädte, die hamburgische Flagge als identisch mit der hanseatischen; daß ferner als solche Producte, welche nichtbritische Schiffe von hier exportiren können, ausdrücklich bezeichnet werden, die Producte aller Länder des deutschen Bundes (also auch Oesterreichs) und des preußischen Zollvereins (also auch Posens), wobei die Regel des Art. 5 der Navigationsacte gilt, daß auch die in einem gewissen Lande fabricirten Waaren als Producte dieses Landes angesehen werden sollen; und endlich, daß die nach diesen Bestimmungen in die britischen Colonien auf hanseatischen Schiffen eingeführten Güter keine höheren Zölle und Abgaben entrichten sollen, als wenn sie auf britischen Fahrzeugen importirt werden; ohne den letzten Satz wäre natürlich die ganze Concession illusorisch.

Indessen knüpfen sich gerade an den letzteren Satz zwei wichtige Bemerkungen. Die eine betrifft das Zollwesen in den Colonien. Es ist in den verschiedenen Besitzungen dem Tarif nach verschieden, die Grundlage ist aber ungefähr dieselbe. Man kann dreierlei Zölle unterscheiden: Einmal solche vom britischen Parlament auferlegte Zölle (parliamentary duties), welche für alle Colonien gelten; sodann solche parliamentary duties, welche, älteren Ursprunges, nur den nord-amerikanischen Besitzungen auferlegt sind; diese letzteren sind sehr unbedeutend und beziehen sich eigentlich nur auf Wein und geistige Getränke, die das Product Großbritanniens sind, und die wenn aus einer anderen britischen Colonie eingeführt eine etwas höhere Abgabe entrichten als wenn sie direct aus Großbritannien kommen, wenn aus fremden Häfen kommend aber als fremdes Product behandelt werden. Neben den parliamentary duties bestehen sodann die von den gesetzgebenden Versammlungen der Colonien selbst für diese angeordneten und von der Centralregierung bestätigten Zölle (colonial duties), welche übrigens nicht bedeutend sind, und von denen britisches Product oft ganz frei ist. Aus diesen verschiedenen Gesetzgebungen ergeben sich nun eine Reihe von Differenzen, theils zu Gunsten der britischen Industrie, insofern britisches Product frei oder sehr niedrig besteuert ist, theils zu Gunsten des englischen Handels, insofern nämlich den aus britischen Häfen eingeführten Gütern, wenn sie in ersteren gelagert haben (warehoused) einen Zollrabatt von 10 pCt. genießen. Alle diese Zolldifferenzen bleiben nun nach wie vor bestehen, indem unsere Convention nur die Zolldifferenzen zu Gunsten der britischen Flagge (die Bevorzugung der Einfuhr auf britischen Schiffen vor der auf fremden) für unzulässig erklärt, so daß also der Einfuhr deutscher Manufacte in die britischen Colonien immer noch ein sehr wesentliches Hinderniß im Wege steht. Eine erfreuliche Aenderung läßt indessen die von dem vorigen Ministerium am 6. April 1841 eingebrachte Bill erwarten, welche das ganze Chaos von Colonialzöllen auf eine einfache Weise reguliren sollte, und wenig Widerspruch fand, dann aber bei den bald darauf eintretenden Kämpfen über die Zucker- und Getraidezölle liegen blieb. Nach dieser Bill sollten alle Zölle für fremde Importen auf 10 pCt. (gegenwärtig sind es 15, 20, zuweilen 30 pCt.) reducirt werden, und später fand der Minister sogar 7½ pCt. hoch genug.

Die zweite Bemerkung betrifft die Frage, in welchen Colonien der die fremde Flagge drückende Differentialzoll aufgehoben wird? Die Antwort ist, daß dies nur für die eigentlichen Colonialbesitzungen der britischen Regierung geschieht; also nicht für Ostindien.

Die ostindische Compagnie hat bei der vorletzten Erneuerung ihres Freibriefes (1813) das Monopol des ostindischen, bei der letzten (1834) das des chinesischen Handels verloren; zugleich hat sie bei dieser letzten Renovirung ihre Finanzen (Schulden und Einnahmen) an Großbritannien verkauft; dagegen hat man ihr die Regierungsgewalt über ihre früheren Besitzungen (St. Helena ausgenommen) noch auf 20 Jahre gelassen; aber sie übt dieselbe bekanntlich unter der Controlle einer britischen Regierungsbehörde (board of control), welche zwar dem Prinzip nach, wenn alle Versuche zu einer Einigung mit den Directoren der Compagnie fruchtlos bleiben, auch ohne deren Einwilligung handeln kann, begreiflicher Weise aber zu einem solchen äußersten Mittel nur ausnahmsweise und in den seltensten Fällen greift. Da nun die Regulirung der Zoll- und Handelsgesetzgebung ein natürlicher Ausfluß des Regierungsrechtes der Compagnie ist, auch als solches durch die Parlaments-Acte von 1834 ausdrücklich der Compagnie zugesprochen wird, so liegt es in der Natur der Sache, daß die britische Regierung in ihren Tractaten mit fremden Staaten nicht über den Handel nach Ostindien verfügen kann; auf diesen bezieht sich also auch die Supplementarconvention vom 3. August nicht; unter den possessions abroad, deren die Convention erwähnt, sind die Territorial-Besitzungen der ostindischen Compagnie nicht mitbegriffen. (Schluß folgt.)

** Concordia.

Diesen Namen hat das Haus empfangen, von dem beiliegend den Lesern des Bürgerfreundes eine Zeichnung mitgetheilt wird. Es liegt am Ansgarii-Kirchhof und verdankt seine jetzige Gestalt und Einrichtung einem Verein, der es zu verschiedenen christlichen und gemeinnützigen Zwecken bestimmt hat. Weil die Eintracht es gründete und weil sie es auch erhalten muß, darum führt es diesen Namen und es wird dann hoffentlich diese Eintracht also fördern, daß auch an dieser Stiftung das Wort der Schrift erfüllt wird: Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich. Ps. 133.

Die erste Veranlassung zum Bau dieses Hauses gab die Sonntagsschule. Sie bedarf für die 10 Klassen ihrer Schüler und Schülerinnen, deren Gesammtzahl oft 200 übersteigt, eines sehr geräumigen Lokals, das schwer zu finden war. Das seit einigen Jahren benutzte bot außer dem großen Raume wenig Annehmliches dar; ja es war etwas Störendes in der Lage und der weitern Bestimmung dieses Saales. Daher war oft die Rede davon gewesen, einen angemessenen Raum zu finden; es war vergebens und die Wünsche wurden immer von Neuem laut, daß es möglich werden möge, ein eignes Lokal für diese Anstalt zu erwerben.

Mit einer andern Stiftung verhielt es sich fast ebenso. Die seit mehreren Jahren gegründete Zufluchtsstätte für junge Handwerker, einheimische und fremde, die ihre Mußestunden nicht in Schenken oder bei rauschenden Lustbarkeiten zubringen wollen, sondern eine ernste und nützliche Unterhaltung suchen, erforderte nach und nach einen immer größeren Raum. Sie hatte auch schon wechseln müssen, und sah einem neuen Wechsel bald entgegen. Auch hier paßte nicht jede Lage, sie mußte sich möglichst in der Mitte der Stadt befinden. Ihr Vorstand hatte gleichfalls oft den Wunsch gehabt, daß es möglich sein möchte, auch diese Stiftung durch ein bleibendes Lokal fester zu gründen.

Endlich war auch unter mehreren Männern, welche in brüderlicher Gemeinschaft mit einander stehen, das Verlangen ausgesprochen, sich an einem bestimmten Orte treffen zu können, und sich durch gegenseitige Mittheilung und das Lesen ernstrer Schriften zu unterhalten. Es hatte bis dahin nicht gelingen wollen, auch für diesen Zweck ein passendes Zimmer zu finden.

Da bot sich im vorigen Herbste die Gelegenheit, das Erbe Ansgarii-Kirchhof Nr. 6, zu einem werthseienden Preise kaufen zu können.

Es fanden sich bald unter den Contribuenten zu der Unterhaltung der Sontagsschule und der Zufluchtsstätte eine große Zahl von Männern, die sich vereinigten, jenes Erbe zu kaufen und neu zu bauen. Ein bedeutender Theil der Kosten wurde durch unverzinsliche, nach und nach auszulosende Aktien zusammengebracht, die Zinsen des aufzunehmenden Kapitals sollte durch die Miethen der Sonntagsschule und der Zufluchtsstätte, durch den zu bildenden Männerverein und durch Vermiethung einiger Zimmer in der zweiten Etage gedeckt werden. Es wurde fröhlich Hand ans Werk gelegt, und so steht nun das schöne Haus, das allen seinen Zwecken vollkommen entspricht, fertig da. — Möge die Hand des Herrn darüber walten und von ihm aus zur Ehre seines Namens sich reicher Segen verbreiten!

Gefahren für den deutschen Zollverein.

(Aus Berlin.)

Die unbedingten Lobredner Preußens stützen sich nicht selten auch auf den deutschen Zollverein, die Schöpfung Preußens, und erwarten davon Heil und Segen und das goldene Zeitalter für Deutschland. Nun macht aber Jemand im „Allgemeinen Anzeiger“ Thatsachen bekannt, welche uns Sand statt Geld und Gold versprechen. Die Handels-Vereinigungen des Zollvereins sind ein Nichts ohne freien Verkehr zu Lande und zu Wasser, ohne Seehandel. Jetzt fehlt es aber dem deutschen Zollverein an Strom- und Seehandel. Eigene See-Schifffahrt ist für den Zollverein der Lebenspunkt. Aussichten auf Verbindung mit Holland, Belgien, Luxemburg und Oesterreich sind verschwunden, und die Schweiz ward schon vor einigen Jahren zurückgewiesen. Die Donau ist für den Zollverein verloren; Holland, im Besitz der Rhein-, Maas- und Schelde-Mündungen, hat sich mit Frankreich verbunden und sieht den deutschen Zollverein mit dem Rücken an. Dies zieht auch Belgien und Luxemburg ab. Oesterreich sperrt den Handel wider Piemont, wie Rußland gegen Preußen. Deshalb schließt Frankreich eine Verbindung mit Piemont, wodurch auch die Schweiz mit Frankreich schon so gut als verbunden ist. Vom Bodensee bis

Basel, wo der Rhein im Großen schiffbar, so wie an dessen Mündungen ist der Rhein, der freie, deutsche, für den Zollverein so gut wie verloren, sammt den davon abhängigen Flüssen Maas und Mosel. Die Eisenbahn aus Deutschland nach Ostende ist deshalb für uns ohne Vortheil. Die Bahn von Straßburg bis Mühlhausen reicht dem Rhein die linke, der Saone die rechte Hand und hat ihre Fronte gegen die Rhone. Französische Ingenieurs haben ausgemittelt, daß durch Kanäle und die Aar zwischen Mühlhausen und der Rhone eine Wasser-Verbindung vortheilhaft hergestellt werden kann. Für die Schweiz, Piemont, Frankreich, Luxemburg, Belgien und Holland sind hier die glänzendsten Aussichten, für den Zollverein auch von dieser Seite nur trübe. — An der Nordsee lauter Länder, die nicht zum deutschen Zollverein gehören, ohne Neigung dafür. Dänemark und Mecklenburg sollen auch nicht so geneigt sein, wie man neuerdings hoffte. Ohne die Küstenländer bleiben auch die Hansestädte fern. Die drei großen Ströme nach der Nordsee sind, wie der Rhein und die Donau, verschlossen und werden immer werthloser für die Binnen-Schifffahrt wegen Versandung und der unerschwinglichen Wasserzölle. Von Bremen nach Münden steht die Schifffahrt still, denn die Waaren werden wohlfeiler zu Lande transportirt; deshalb hat auch die Schifffahrt auf der Fulda und Werra fast ganz aufgehört. Untersuchungen in der Elbe von Hamburg bis Magdeburg haben ergeben, daß sie zu $\frac{1}{12}$ auf hannövrischem, zu $\frac{1}{12}$ auf dänischem und zu $\frac{8}{12}$ auf preußischem und hamburgischem Gebiete versandet. Auch die Dampf-Schifffahrt von Hamburg nach Magdeburg leidet deshalb schon sehr, sie muß aufhören, wenn nicht geholfen wird. Der Verkehr auf der Ems zwischen Ostfriesland und Westphalen hat schon ganz aufgehört; das Fahrwasser von Emden bis zur Ems ist verschlammt. Die hannövrischen Stände bewilligten vor sechs Jahren 150,000 Thaler zum Bau einer Schleuse und Emden wollte 150,000 Thaler dazu geben. Jetzt ist nicht mehr die Rede davon. Die große, schöne Seestadt wird nun eine arme Landstadt werden. Nach zehn Jahren ist kaum mit 3 Millionen zu helfen. Lauter nackte, gewisse, offenbare Thatsachen! Wer nur Lust und Muth hat, der wird sich verdient machen, wenn er sie wegräumt und mit aller Kraft den Beweis führt, daß unser jetziges Deutschland mehr Aufmerksamkeit verdient, als das alte, als das Alte und Fremde überhaupt.

* Stephani-Thurm.

Der großartige Verschönerungs-Plan Bremens ist, wie in der vorigen Nummer dieses Blattes bemerkt worden, unsrer Meinung nach, ganz zweckmäßig, denn unstreitig sind imposante Thürme, Brücken, Straßen u. s. w. die schönsten Zierden einer Stadt. —

An den Letzteren wird hier viel, sehr viel gethan, und bleibt nur noch zu wünschen, daß man auch einen neuen imposanten Stephani-Thurm bauen und somit der allgemeinen Verschönerung unsrer lieben Vaterstadt die Krone aufsetzen möge. —

Denn gegenwärtig sieht es, hauptsächlich von der Weser-Seite kommend, aus, als wenn das Stephani-Kirchspiel eine Stadt für sich ist. —

Bremen, das reiche, religiöse Bremen, kann nicht länger dulden, daß eine Ruine die Zierde einer seiner schönsten Kirchen bleibt! — Es giebt hier ja so viele wohlhabende Biedermänner, die einen solchen jetzt so allgemein beliebt gewordenen Plan, den Stephani-Thurm neu zu erbauen, bald in Ausführung bringen können, wenn sie nur aufs Neue ihre Mitbürger zu freiwilligen Beiträgen aufmuntern wollen, denn gewiß wird ein Jeder gern sein Scherflein dazu beitragen und wird der religiöse Patriotismus der Bremer, Gutes thun und nicht müde werden, auch hierbei hervorleuchten, um einen so edlen Zweck zur Ehre Gottes ins Werk treten zu lassen. —

Mehrere Bürger.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 16. November d. J.

Keine.

Homonyme.

Heute siehst Du lustig und behend uns in den Lüften schweben,
Morgen mich als Theil des stolzen Ganzen an der Scholle kleben;
Bald erreget meine Macht dem schwachen Feinde Furcht und Beben,
Bald sind's Harmonieen, die durch mich dem Hörer kund sich geben;
Hier wußt' ich der Zahlen Trockenheit mit Würze zu verweben,
Dort beseelt am Elsterstrand der Briten Idiom mein Streben.

Thorsperre.

Vom 1. — 15. December 5 Uhr. Für Fußgänger 5½ Uhr.

Miscellaneen.

(England.) Die amtliche Gazette enthält eine bei der Admiralität eingelaufene Depesche von Capitän W. Tucker, dem ältesten Officier der britischen Station an der Westküste von Afrika, welche die Wegnahme eines brasilischen Sklavenschiffs durch die Schaluppen des Delphin nach einem lebhaften und glänzenden Gefecht am 5. Aug. meldet. Der Brasilier wehrte sich hartnäckig; zwei englische Matrosen blieben im Kampf und der Unterlieutenant Murray selbst, der die Schaluppen befehligte, wurde verwundet. Die Prise ist ein Schiff von 180 Tonnen. Die Admiralität hat Hrn. Murray sogleich zum Lieutenant befördert. Ein anderes Sklavenschiff, die portugiesische Brigg Anna, welche mit 500 Negern an Bord von Benguela nach Montevideo unterwegs war, ward am 17. Aug. unterm 17° 41′ südl. Breite und 21°9′ westl. Länge durch die Sloop Acorn genommen und nach Rio de Janeiro aufgebracht. Die Station an der westafrikanischen Küste soll durch den Schooner Spy, Lieutenant Potbury, verstärkt werden.

(München.) Das Regierungsblatt veröffentlicht unter Anderm verschiedene königl. Privilegien für neue Erfindungen und Verbesserungen. Von allgemeinem Interesse dürften folgende sein: Die Erfindung Karl Söckls aus Preßburg, vermöge der er rotirende Dampfmaschinen so construirt, daß ihr Dampf seine Kraft in einem immerwährend circulirenden Strome ausübt. Die von den hiesigen Mechanikern Droßbach und Mannhardt mit Unterstützung des Handelshauses Erich und Gebrüder v. Ruedorffer gemachte Erfindung einer Flachshechelmaschine, welche durchaus selbstthätig ist, den Flachs selbst ein- und ausklammert, ihn nach der Hechelung der ersten Hälfte umwendet, wieder einklammert und bei vollendeter Hechelung wieder ausklammert. Außerdem erhielten unsere Maler Knauth und Schott hier ein Privilegium für ihre Erfindung eines lithographischen Buntdrucks, Dr. Schafhäutl dahier ein solches für eine neue Methode, den Torf so zu verdichten, daß die aus ihm erzeugte Kohle die Holzkohle zu ersetzen vermag.

(Vom Oberrhein.) Die Erdarbeiten an der badischen Eisenbahn werden in unsern Gegenden, und namentlich bei Kehl, fortwährend mit vieler Thätigkeit betrieben. Die Expropriation kam größtentheils durch gütliche Vergleiche zu Stande; es ward im Durchschnitt 1200 fl. für den Morgen Feldes bezahlt. Wenn die milde Witterung, die wir jetzt genießen, anhält, und der Winter nicht zu strenge wird, so hoffen die Ingenieure die Strecke bis Baden im Monat Julius dem öffentlichen Verkehr übergeben zu können. Der Dienst der Dampfschiffe aus den niederrheinischen Gegenden ist noch immer in vollem Gange. Die Fahrzeuge dienen jedoch jetzt mehr dem Fracht- als dem Personentransport.

(Mainz.) Die Dampfschifffahrtsgesellschaften haben in dieser Sommersaison wieder glänzende Geschäfte gemacht. Es ist sonderbar, je mehr Concurrenz, um so besser die Geschäfte. Wir haben jetzt die kölnische, die Mainz-Baseler Adlerdampfschifffahrtsgesellschaft; vier Gesellschaften, gebietend über eine große Anzahl Dampfschiffe, theilen sich jetzt in den Gewinn, den vor fünf Jahren noch eine einzige bezog, die damals kaum über zehn Schiffe gebot. Aber die Reiselust ist jetzt auch zehnmal stärker, und es wird dahin kommen, daß bald die ganze Welt nur aus Reisenden besteht; eine beständige Völkerwanderung. — Unsere Taunusbahn anlangend, so ist sie unstreitig die einträglichste und frequenteste Deutschlands, und die Capitalisten hatten Recht, daß sie bei der Actienzeichnung Himmel und Erde beschworen, um dieses goldgeschwängerten Papiers habhaft zu werden. — Den Dienst der Eisenbahn betreffend, so läßt dieser gegenwärtig kaum mehr etwas zu wünschen übrig. In den Bahnhöfen ist man jetzt sehr freundlich gegen die Passagiere, und für die Bequemlichkeit der Reisewelt ist bestens gesorgt. Die Fahrten gehen präcis und rasch, man hört selten etwas von einem Eisenbahnunfall, Ordnung, Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit werden nirgends vermißt.

(London.) Einen der traurigsten Anblicke auf der Brandstätte des Tower gewähren die Trümmer der berühmten Waterloo-Trophäe. Es ist nichts davon übrig als die Kanonen, die das Piedestal stützten, auf welchem eine Büste Wilhelms IV. stand. Diese acht Kanonen bildeten eine Batterie, die unter dem Commando Jerome Napoleon's gegen den Pachthof la Huguemont gerichtet war. Sie sind von sehr eleganter Form und alle mit dem kaiserlichen Adler und der Chiffre N bezeichnet. Eine sehr alte Kanone aus zusammengeschweißten Eisenreifen, die Eduard der schwarze Prinz auf dem Schlachtfeld von Cressy gebraucht haben soll, ist ebenfalls erhalten. — Die neue Telegraphenlinie zwischen London und Dover ist jetzt vollendet, und der Verkehr mit Paris dadurch sehr beschleunigt, indem eine Nachricht von London in 18 bis 20 Secunden nach dem ungefähr 70 engl. Meilen (—— 15 deutschen) entlegenen Dover gelangen wird. Der Londoner Terminus steht in der Tooley-Straße, und bis Dover ragen auf erhöhten Punkten im Ganzen 14 Telegraphen. Die Linie ist nach dem nämlichen System eingerichtet, wie die seit 14 Jahren bestehende zwischen Holyhead und Liverpool, die sich glänzend bewährt hat. Die Errichtung vieler neuer Telegraphen in allen Richtungen von der Hauptstadt ist im Werk. — Am 4. Nov. stand ein Dienstmädchen, Anne Bulling, die sich von der hohen Blackfriarsbrücke in die Themse gestürzt hatte, aber wieder herausgezogen war, vor dem Polizeigericht in der Guildhall. Der Magistrat Sir Peter Laurie ließ sie als Verbrecherin in das Criminalgefängniß Newgate bringen, um vor die Assisen gestellt zu werden; denn, sagte er, da die Selbstentleibung durch Ertränken so „Mode" geworden, daß seit einiger Zeit bloß auf der Blackfriarsbrücke manchmal drei bis vier Fälle der Art in einer Nacht vorkommen, und da der Selbstmord so gut ein Verbrechen sei wie der Mord eines Nebenmenschen, so thäte es Noth ein Exempel zu statuiren. Die Einrede von einer Verwandten des Mädchens, es sei das erstemal gewesen, daß ihre Base sich von einer Themsebrücke herab-

gestürzt, änderte nichts an dem Spruche Sr. Gestrengen. — Neben dem regelmäßigen Boxerkampf besteht in England eine irreguläre Abart desselben unter dem Namen „Up and down fight (Kampf auf und ab).“ Ein solcher fand vor einiger Zeit in dem Dorfe Nurbury bei Stockport zwischen einem jungen Feldarbeiter Perry und einem Kohlengräber Hadfield vor mehreren hundert Zuschauern statt. Der Kampfpreis betrug sechszehn Schilling. Die Kämpfer waren bis auf Strümpfe und Schuhe und eine Binde um die Lenden ganz entkleidet. Gleich im ersten Gang versetzte Hadfield seinem Gegner, nach Negerart, mit dem Kopf einen Stoß auf die Brust; Perry stürzte zusammen, und Hadfield drosselnd über ihn her, während ein Theil der Zuschauer rief: „Gib's ihm, Jack, daß er keine Kartoffeln mehr ißt.“ Endlich erschien ein Polizeiconstable, und machte den Sieger vom Besiegten los; letzterer war eine Leiche, der Kopfstoß hatte ihm ein Blutgefäß in der Brust zersprengt. Hadfield, die beiden Secundanten und die „unparteiischen Zeugen“, unter denen ein Bruder des Erschlagenen, sind verhaftet, um als Urheber und Gehülfen wegen Todtschlags vor die Assisen gestellt zu werden. Combattanten und Publikum zeigten sich in der ganzen exemplarischen Rohheit des fußen Pöbels von Altengland.

(Franklin's Presse.) Die Presse, an der einst Benjamin Franklin als Buchdruckergehülfe in London gearbeitet, ist jetzt nach den Vereinigten Staaten gebracht worden und als eine Reliquie in dem Local des technischen Vereins zu Philadelphia aufgestellt worden, dessen Begründer und erster Präsident Franklin war.

(Luftschifffahrt.) Der französische Physiker Donné schlägt vor, einen Verein für die endliche Herstellung der Luftfahrten zu bilden. Seit einer Reihe von Jahren sei dafür so gut wie nichts geschehen; es brauche nur eines kleinen Beitrags und jeder könne die herrlichsten Ausflüge machen, tausendmal ergötzlicher als die einformige Fahrt auf Eisenbahnen und Dampfbooten, und für die Wissenschaft werde der Gewinn unermeßlich sein.

(Des Dieners Diener.) Ich hatte einst einen schwarzen Bedienten — erzählt Alphonse Karr in den Wespen — und der Schwarze klagte oft Ach und Weh über die viele Arbeit, die im Hause zu thun sei, und doch war das Haus recht klein. Eines Morgens riß mir bei seinen Stoßseufzern und Jeremiaden die Geduld und ich antwortete ihm mit beißendem Verdruß: „Gut, so nimm Dir einen Bedienten!“ — Zwei Tage darauf kam mein Schwarzer, schnitt ein vergnügtes Gesicht und sagte; „Herr, die Sache hat sich gemacht!“ „Welche Sache?“ fragte ich, denn ich hatte meine bissige Antwort längst wieder vergessen. — „Nun, die mit dem Bedienten, den ich mir nehmen sollte.“ — Ich wurde stutzig, konnte jedoch das Lachen nicht lassen und machte gute Miene zum bösen Spiele. Sollte mir der Schwarze einen Possen haben spielen wollen? Auch gut; so wollte ich mir vor der Hand wenigstens nichts merken lassen und sagte also trocken: „'s ist gut!“ Und selbigen Tages trat der Bediente meines Bedienten Apollo Vadai sein Amt an. — In den ersten acht Tagen ging Alles vortrefflich und wenn ich sagte: „Apollo, schicke Deinen Bedienten mit dem Briefe da oder dort hin!“ so machte ich keinen Witz und auch Apollo nicht. Mein Schwarzer war überhaupt kein Freund von Scherzen, obwohl er einem Affen in mehr als einem Betracht glich. Am meisten Spaß machte mir die Bemerkung, daß mein Bedienter seinen Bedienten mit so beispielloser Strenge behandelte, daß ich mich oft darein legen und Ruhe gebieten mußte, worauf der Schwarze dann gewöhnlich antwortete: — „Herr, wenn Sie den Menschen in Schutz nehmen, so thut er am Ende gar nichts; denn er ist heillos faul.“ — Mein Schwarzer wollte über seines Bedienten Benehmen oft aus der Haut fahren. Aber ich fand doch, daß der Bediente meines Schwarzen häufig meine und auch Apollos Stiefel putzte; sagte ich dann: Apollo, Dein Bedienter hat heute die Stiefel schlecht geputzt! so lief Apollo hinaus und trieb einen Heidenlärm. — — Einst schellte ich meinem Schwarzen und sagte: „Apollo, gieb diesen Brief doch Deinem Bedienten.“ — „Herr, ich besorge ihn gleich selbst.“ — „Warum denn, Apollo?“ — „Herr, weil ich ... weil ich meinen Bedienten heute früh fortgejagt habe. — „Ei, was! Hast Du denn schon einen andern?“ — „Nein Herr; der erste hat mir schon Verdruß genug gemacht; ich mag keinen andern, und thue lieber meine Arbeit selbst.“ — —

(Todtenschau.) In Baiern ist verordnet worden, jeden Todten nicht eher zu begraben, als bis nach der zweiten Leichenbeschau von einem Wundarzt ein Einschnitt in eine Fußsohle des Verstorbenen gemacht und der Erfolg abgewartet worden ist. Man will auf diese Weise in mehren Krankenhäusern Todte wieder ins Leben zurückgerufen haben. Nach einem Jahr soll über die gemachten Erfahrungen berichtet werden.

(Vierfüßiger Adler.) In Aquileja im Neapolitanischen wurde jüngst ein Steinadler geschossen, der vier vollkommen ausgebildete Füße hatte. Er befindet sich nun im k. Naturalien-Kabinette der Hauptstadt.

(Merkwürdige Frucht.) Nach vielfältigen Versuchen ist es dem Herrn Pirani, Besitzer einer großen Pflanzung von Citronen-Bäumen am Gardasee in der Nähe von Limone, gelungen, durch Pfropfung von Pomeranzen-Reisern auf Citronen-Bäume eine Frucht zu gewinnen, die ein Mittelding zwischen diesen beiden Gattungen bildet; sie hat die Form und die Farbe einer Citrone und den Geschmack einer Orange.

(Ein Engländer) hat ein Handbillet der Giftmischerin Lafarge, das sie im Gefängniß schrieb, um 200 fl. an sich gekauft.

(Rheinwein in Australien.) In Australien wurden im letzten Jahr von deutschen Winzern 3500 Gallonen Wein aus Reben vom Rhein gebaut.

Hiebei als Beilagen: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc. und eine Ansicht der **Concordia**, die auch einzeln zu haben ist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jonßen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 95.

Bremen, Sonntag den 28. November 1841.

Gestorben:

Nro. 1072. Den 24. November. Des Soldaten Philipp Jacob Fuchs Wittwe, geb. Rolopp, 88 Jahr; Klosterkirchenstraße Nro. 8.

— 1073. Den 24. — Des Arb. Joh. Heinr. Colldewey Tochter, 5 Wochen; Runken Nro. 7.

— 1074. Den 24. — Des verst. Arbeitsm. Joh. Georg Wilhelmy Wittwe, geb. Junge, 70 Jahr; Hastedt.

— 1075. Den 25. — Der Arb. Hinrich Otten Kroeger, genannt Hagedorn, 58 Jahr; am Brinck Nro. 10.

— 1076. Den 25. — Des Küpergesellen Heinr. Christ. Siemers Sohn (todtgeb.); Großenstraße.

— 1077. Den 25. — Der Küpergesell Joh. Heinrich Bliefterning, 41 Jahr; kl. Hundestr. Nr 2.

Nro. 1078. Den 25. — Der Lohgerberamtsmeister Thomas Achelis, 75½ Jahr; Osterstr. Nr. 13.

— 1079. Den 26. — Des Krameramtsgenossen Ludwig Koch Sohn, 3½ Jahr; Doventhorsstr. N. 17.

— 1080. Den 26. — Des Kaufmanns Franz Arnold Hanewinkel Wittwe, geb. Hanewinkel, 68 Jahr; Schützenwallstr. Nr. 6.

— 1081. Den 26. — Gesina Otten, 71 Jahr; kl. Krummenstraße Nr. 4.

— 1082. Den 26. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Meißner Sohn, 8 Monat; Buntenthorssteinweg Nro. 34.

— 1083. Den 27. — Des Leinewebers Christ. Heinrich Friedr. Baeroldt Ehefr, geb. Wellmann, 33 Jahr; Buntenthorssteinweg Nro. 15.

Geburten:

Nro. 1387. Den 13. November. Des Consumtionsgehülfen Herm. Jäde Ehefr., geb. Pols, Diekers Gang Nro. 3; von einem Knaben.

— 1388. Den 21. — Des Cigarrenmachers Heinrich Wilhelm Steinmeyer Ehefr., geb. Windhorn, Hauschilds Hof Nro. 4; von einem Knaben.

— 1389. Den 22. — Des Fuhrmanns August Wilh. Neukirch Ehefr., geb. Willigerod, kl. Weidestraße Nro. 3; von einem Knaben.

— 1390. Den 22. — Des Stellmachers Joh. Justus Kruse Ehefr, geb. Vöge, Schwachhausen Nro. 36 A; von einem Mädchen.

— 1391. Den 23. — Des Staabsrittmeisters der Lübeckisch-Bremischen Cavallerie Philipp von der Borch Ehefr., geb. Engelken; am Punkendeich Nr. 74; von einem Mädchen.

— 1392. Den 24. — Des Schweineschlachters Christoph Heinr. Friedr. Schläger Ehefr., geborne Goosmann, Neuenweg Nr. 4; von einem Mädchen.

Nro. 1393. Den 24. — Des Hökers Joh. Peter Kuhlmann Ehefr., geb. Wilkens, Mühlendamm Nr. 1; von einem Knaben.

— 1394. Den 24. — Des Arb. Joh. Bernhard Jobst Meyer Ehefr., geb. Osterloh, Buntenthorssteinweg; von einem Knaben.

— 1395. Den 24. — Des Rademachermeisters Johann Heinrich Arnholz Ehefr., geb. Lürßen, Buchtstr. Nr. 29; von einem Mädchen.

— 1396. Den 25. — Des Waarenmäklers Franz Heinr. Wilh. Riensch Ehefr., geb. Rump, am Wall Nro. 71; von einem Knaben.

— 1397. Den 25. — Des Rademachermeisters Herm. Friedr. Betke Ehefr., geb. Bock, Westerstraße Nr. 6; von einem Knaben.

— 1398. Den 25. — Des Küpergesellen Heinr Christ. Siemers Ehefr., geb. Fischer, Großenstraße Nr. 10; von einem Knaben.

— 1399. Den 26. — Des Segelmachers Ernst Heinr. Schuhmacher Ehefr., geb. Bartels, Fischerdeich Nro. 9; von einem Knaben.

Proclamirt sind:

Nro. 509. Der Tischler Bernhard André und Maria Johanna Schneider. Beide von hier.

Nro. 510. Der Maurer zu Schwachhausen Johann Dirk Behnke und Johanna Catharina Grabau.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 96.

Bremen, Donnerstag den 2. December 1841.

* Verstandesmenschen.

Ha! diese Menschen, die das schöne Land,
In dem zum Gott der Phantasie wir beten,
Mit leichtbeschwingter Sohle nie betreten —
Bei denen nur der nüchterne Verstand
Mit kaltem Blick das dürre Scepter schwingt. —
Wie haß' ich sie! An ihren Busen klopfen
Nie Freud' und Liebe; trüb' ist jeder Tropfen
Des Blut's, das matt zu ihren Herzen dringt.

Wo heit're Lust den Reigentanz beginnt,
Wo jubelathmend Festgesänge schallen,
Wo süße Thränen in die Becher fallen
Und Mitgefühl aus Freundesaugen rinnt —
Da blicken Jene kalt und spottend drein;
Und wie, wenn grimmer Krampf die Glieder schüttelt,
Wenn Fieberfrost den matten Körper rüttelt,
So trifft ihr Blick das innerste Gebein. —

Die Lust verstummt, die Thräne hemmt den Lauf,
Ein weites, kaltes Grauen packt die Herzen
Und saugt die Ueberlast der jähen Schmerzen
Im halbgebrochnen, schweren Seufzer auf. —
O! lieber will ich, weit der Welt entrückt,
Mit mir allein und meinen Träumen leben,
Als da, wo solche Menschen mich umgeben,
Die nie empfunden, was ein Herz beglückt.

Wie haß' ich sie! Wenn eine Nacht verrauscht,
Die glücklich wir an Freundesbrust gelegen,
Und haben wir den ängstlich schnellen Schlägen
Der frühen Bürgerstunde nicht gelauscht —
Gleich werden wir verketzert insgesammt!
Hat auch die Nacht mit Weihe uns erfüllet,
Des Himmels Tiefen uns'rem Blick enthüllet
In Schmerz und Ernst — wir werden doch verdammt.

Ist irgendwo ein armes, bleiches Kind,
Das in der Liebe holdem Netz gefangen,
Mit zu viel Gluth an ihrem Freund gehangen —
Die Lieb' ist ja so duldend und so lind,
Weil sie von Gott, dem ewig Güt'gen stammt —
Hat sie dem Freund ihr ganzes Glück gegeben,
Sie liebt' ja mehr ihn, als das eigne Leben —
Das arme Kind — so wird es doch verdammt!

Und diese Menschen, kälter als der Stein,
Die keine Liebe, kein Erbarmen kennen,
Die glühend für das Schöne nie entbrennen,
Die wollen edle Tugendspiegel sein! —
Ha! Larven sind's in menschlicher Gestalt,
Die regetirend durch das Leben schleichen —
Die Engel fliehn, und alle Götter weichen,
Wo ihrer Stimme greller Ton erschallt.

P. J. B.

Die Erscheinung.

(Fortsetzung.)

Als am andern Morgen seine Gattin sein zerstörtes Aussehen bemerkte, drang sie so lange in ihn, bis er ihr den Vorfall erzählte. Sie suchte ihn auf alle Weise zu überreden, den Verbrecher sogleich der Gerechtigkeit zu über-

geben, doch er hielt an seinem geleisteten Eid fest, den er, ohne sich zu entehren, nicht brechen könne. Sie schwieg bei seinen Gründen, doch ihre Besorgniß stieg, wie der Abend herankam, und Inverawe sich rüstete, die Höhle wieder zu besuchen. Während des Tages hatte sich das Gerücht verbreitet, man sei einem Mörder auf der Spur, der in dieser Gegend eine Zuflucht gefunden hätte, und fast wünschte Inverawe, man möchte ihn finden und ihn von seiner Sorge befreien.

Mit einbrechender Dunkelheit füllte er seinen Korb und schlich sich vorsichtig wieder zur Höhle. Er fand den Mann noch aufgeregter als zuvor, wie im Wahnsinn ras'te er, als er wieder davon sprach, ihm die Lampe wegzunehmen, sie wäre sein einziger Schutz gegen die furchtbaren Gesichter, die er im Dunkeln sähe, und das grauenvolle Gespenst, das sich nun auch nicht mehr durch das Licht bannen lassen wolle — und mit Entsetzen eilte Inverawe nach Hause zurück. Er war angenehm überrascht, als er seine Gattin allein am Kaminfeuer sitzend fand, die, von tausend ängstlichen Gedanken gequält, seiner harrte.

Beim Eintritt in das Schlafzimmer hatte er die Vorsicht, die Thüre zu verriegeln, und legte sich dann mit seiner Gattin nieder, die Letztere mit dem besten Vorsatz, wach zu bleiben, um zu beobachten, wenn die furchtbare Erscheinung kommen würde, und, im Fall es nur ein Traum wäre, im Stande zu sein, Inverawe zu enttäuschen. Doch ungeachtet aller ihrer Anstrengungen fiel sie schnell in einen unerklärlich tiefen Schlaf, und auch in dieser Nacht wurde Inverawe erweckt. Anfangs gedachte er seine Gattin zu wecken, doch zog er vor, ihr den Schrecken zu ersparen. Wieder erschien die entsetzliche Gestalt in dem blendenden Lichtstrahl, nur war der Ausdruck ihrer Gesichtszüge düsterer und strenger als das erstemal, und wieder hörte er von den bewegungslosen Lippen die Worte: Inverawe! — Meine Warnung ist vergeblich gewesen. Die Zeit ist vorbei! Doch Blut fordert Blut. — Das Blut des Mörders hätte geopfert werden können — jetzt muß Dein Blut für das seinige fließen. — Wir treffen uns wieder bei Ticonderoga!"

Die Wirkung der Erscheinung und besonders dieser Worte auf Inverawe war fürchterlich. Er gedachte auf seinem schlaflosen Lager des Donnerschlags bei jenem Toast, er gedachte seines Sohnes, der in fernen Ländern weilte, und die Besorgniß, daß er als Opfer für ihn fallen würde, ergriff ihn mit allen Schrecken und so quälend, daß, als seine Gattin mit dem ersten Strahl des Morgens aus ihrem Schlaf erwachte und sein erschöpftes, kummervolles Antlitz sah, es ihr leicht ward, die Begebenheiten der letzten Nacht von ihm herauszulocken, die er gern vor ihr geheim gehalten hätte. Von Neuem drang sie in ihn, den Fremdling den Gerichten auszuliefern, doch sein Ehrgefühl gab das nicht zu, und Alles, was sie von ihm erlangen konnte, war, daß er ihn nöthigen wolle, einen andern Zufluchtsort zu suchen.

Das helle Licht der Sonne, die Thätigkeit und Geschäftigkeit des Tages ist ein treffliches Heilmittel gegen alle Phantome nahenden Unglücks, welche die schweigende Nacht wohl in uns entdecken kann. Auch Inverawe und seine Gattin fühlten sich leichter, als sie vielleicht für möglich gehalten hätten, und selbst der Name des Orts, wo sein Schicksal sich entscheiden sollte, gab Inverawe Mittel an die Hand, sich zu überreden, das Ganze sei doch nur ein Gebilde seiner eigenen Phantasie. Aber die dunkler werdenden Schatten des Abendes führten alle Schrecken der vergangenen Nächte wieder herbei. Doch bereitete er sich zum letzten Gange nach der Höhle vor. Ein Korb ward mit Lebensmitteln gefüllt, und auf dem gewohnten Umwege begab er sich zu seinem Schützling, unterwegs seine Gedanken ordnend, wie er ihm die Nothwendigkeit vorstellen könne, seinen jetzigen Zufluchtsort zu verlassen.

Als er der Höhle nahte, sah er sein Licht leuchten, und als er ihn mit Vorsicht rief, antwortete ihm nur der Wiederhall seiner eigenen Stimme. Er rief noch einmal und lauter — keine Antwort. Ein kalter Schauder erfaßte ihn. Er gedachte der letzten Worte der Erscheinung. Doch sich ermuthigend, zündete er ein Licht an und kroch in die Höhle; ein kurzer Ueberblick des Innern überzeugte ihn, daß der Fremde gegangen sei. Noch einmal ließ er laut und kräftig seine Stimme erschallen — er war fort, den er rief. Und wenn er sich auch zum Theil erleichtert fühlte, daß er seines Wortes ohne sein Zuthun enthoben sei, ergriff ihn doch ein geheimes Bangen, wenn er der Worte der Erscheinung gedachte: „Dein Blut muß jetzt fließen."

Die nun folgende Nacht schlief er zwar wenig, doch die Erscheinung störte ihn fortan nicht mehr. Die Zeit ging hin, der Schrecken des Erlebten erblich, je mehr es in die Vergangenheit zurücktrat. Sein Sohn war in Fülle der Gesundheit wiedergekehrt, und sie gedachten fast

nicht mehr dessen, was einst so zermalmend in ihr Leben eingetreten war.

Eines Abends saß Inverawe mit seiner Gattin, seinem Sohn und seinem jungen Verwandten, Georg Campbell, im traulichen Gespräch, als ein Packet Briefe gebracht wurde. Er öffnete sie hastig, und rief, als er den ersten Brief gelesen: „Ha, die schwarze Wache wieder! Hier gibt es Neuigkeiten!“ Sein Freund Grant schrieb ihm, daß er zum Obristlieutenant, Inverawe zum Major und sein Verwandter Georg Campbell zum Fähndrich bei dem neu errichteten schottischen Regiment ernannt sei, und daß man mit jedem Augenblicke einem Befehl entgegensehe, die Truppen nach Amerika einzuschiffen, wo der Krieg mit den Franzosen bedeutendere Streitkräfte erfordere. Die beiden zum Dienst Berufenen waren hoch erfreut über die Nachrichten, nur Inverawe's Sohn, Donald, konnte seinen Unmuth nicht unterdrücken, bei dieser Gelegenheit übergangen zu sein. Wohl gab er sich scheinbar zufrieden, als seine Eltern ihm vorstellten, daß er als Stütze seiner Mutter zu Hause nothwendiger sei, als im Felde, und in den eifrigen Vorbereitungen zur schleunigen Abreise übersah man ganz die Niedergeschlagenheit des jungen Mannes.

Inverawe ging mit seinem jungen Vetter zum Heere ab, und wurde mit Herzlichkeit von seinem alten Freunde empfangen, der ihm erzählte, wie er seine Anstellung als Obrist der freien Wahl seiner Landsleute verdanke. Inzwischen war der Befehl zum Aufbruch des Regiments angekommen, und Georg Campbell war am Abend vor ihrer Einschiffung eifrig mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt, als Jemand an seine Thüre klopfte, und auf den Ruf: „herein!“ stand sein junger Vetter Donald vor ihm. Verwundert und erfreut, den weit entfernt Geglaubten so plötzlich vor sich zu sehen, ließ er sich leicht das feierliche Versprechen abnehmen, seinen Jugendfreund in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu unterstützen, hätte es aber gern wieder zurückgenommen, als er hörte, daß diese in nichts Geringerem bestehe, als ihn ohne seines Vaters Wissen mit nach Amerika zu nehmen, wo er als Volontair dienen wolle. Doch mußte er sich fügen, und da er zu einem andern Schiff als der alte Inverawe gehörte, war der Wunsch sehr leicht zu erfüllen, indem er ihn für einen seiner Diener ausgab, wie denn viele Hochländer ihre eigenen Diener mit sich führten.

(Schluß folgt.)

Die Hanseatisch-Britische Supplementar-Convention.

(Schluß.)

Mit diesen Territorial-Besitzungen der Compagnie sind aber diejenigen übrigen britischen Besitzungen nicht zu verwechseln, welche in den englischen Gesetzen unter dem Ausdruck „within the limits of the East India Company charter“ zusammengefaßt zu werden pflegen, nämlich diejenigen östlich vom Cap der guten Hoffnung belegenen Besitzungen, auf welche sich die früheren Handelsmonopole der Compagnie bezogen. Diese, wie z. B. Ceylon, Mauritius ꝛc. sind von unserem Tractat nicht ausgeschlossen; sondern es sind nur ausgeschlossen die drei Präsidentschaften von Fort William (Calcutta, Bengalen), Fort St. George (Madras) und Bombay; ferner die Halbinsel Malacca nebst den davorliegenden Prince of Wales Inseln und wahrscheinlich Singapore *).

Für diese Besitzungen der Compagnie gilt aber auch die britische Navigations-Acte nicht; die Einfuhr in dieselbe und die Ausfuhr von dorther ist also den beschränkenden Bestimmungen der letzteren nicht unterworfen, oder nur insofern unterworfen als überhaupt der Handel zwischen allen außereuropäischen Häfen und den britischen oder unter britischer Herrschaft stehenden Häfen den fremden Schiffen untersagt ist. Dies wird bestätigt durch eine Verfügung der ostindischen Regierung vom 2. December 1839, nach welcher alle Schiffe befreundeter Staaten in Ostindien zugelassen werden sollen, sie mögen direct aus der Heimath oder aus irgend einem andern nichtbritischen Hafen kommen; sie können auch ihre Ladung in verschiedenen ostindischen Häfen nacheinander löschen und completiren, nur dürfen sie nicht in einem ostindischen Hafen Güter löschen, die sie in einem anderen ostindischen Platze eingenommen haben, und in Kriegszeiten (z. B. während des jetzigen Krieges mit China) nicht ohne besondere Erlaubniß Kriegs- und Schiffsgeräth, Salpeter und Getraide ausführen. Zwischen nichtbritischen Häfen und den Besitzungen der Compagnie können also hanseatische Schiffe unbehindert hin und her fahren; allein in Ostindien treten die Differenzzölle störend in den Weg.

*) Auf eine Anfrage in Betreff der amerikanischen Flagge hat die englische Regierung (am 1. September 1835) erwidert, eine genaue Untersuchung habe ergeben, daß den amerikanischen Schiffen der Handel mit Singapore und sogar zwischen Singapore und britischen Häfen gänzlich frei stehe.

In Malacca, Prince of Wales Islands und Singapore giebt es deren nicht, wie überhaupt gar keine Zölle. In den Präsidentschaften Bengalen und Bombay aber sind die Ein- und Ausfuhrzölle für solche Waaren, die aus nichtbritischen Häfen kommen oder nach nichtbritischen Häfen exportirt werden, bedeutend höher, und dieser erhöhte Zoll, wird wiederum verdoppelt, wenn die Aus- oder Einfuhr auf anderen als britischen Schiffen erfolgt. Jedoch sind in Ostindien in vielen Fällen und namentlich für Manufacturwaaren die Zölle bedeutend niedriger als in anderen britischen Besitzungen. Was die Präsidentschaft Madras anlangt, deren Zolltarif einer Revision zu unterliegen scheint, so ist über den letzteren keine genaue Auskunft zu finden; im Allgemeinen aber ist auch dort der Zollsatz für die Benutzung fremder Schiffe höher, und zwar beträgt derselbe im Allgemeinen für den Import unter fremder Flagge 16, für den Export 8 pCt. des Werthes. So viel ist nach dem allen gewiß, daß die hanseatische Flagge in Ostindien zwar schlechter gestellt ist als die britische, aber durchaus nicht schlechter als die Flagge irgend eines anderen fremden Staates. Auch ist nicht zu befürchten, daß etwa durch neue Anordnungen irgend eine fremde Flagge vor der unsrigen dort begünstigt werden sollte. Bevorstehende Aenderungen aber sind nicht unwahrscheinlich; eine diplomatische Correspondenz zwischen der englischen und holländischen Regierung über die Interpretation des zwischen ihnen abgeschlossenen Tractates von 1824 hat Lord Palmerston und das Handelsbureau zu der Ueberzeugung gebracht, daß die in Ostindien bestehende doppelte Zolldifferenz (einmal hinsichtlich des Ursprungs der Güter und zweitens hinsichtlich der Nationalität der Flagge) jenem Tractate nicht entspreche, und daß die erstere aufgehoben werden müsse; nur der Widerspruch der Directoren der ostindischen Compagnie hat die Ausführung dieses Vorhabens verhindert *).

Wenn der in unserer Convention gebrauchte Ausdruck „auswärtige Besitzungen Großbritanniens" die Compagnie-Besitzungen in Ostindien nicht mit umfaßt, so bezieht er sich eben so wenig auf die Kronbesitzungen in Europa; diese werden nämlich nicht zu den possessions abroad gerechnet. Es gehören dazu zuförderst — abgesehen von Helgoland, wo gar keine Zölle sind — die Inseln im Canal, Guernsey, Jersey, Alderney ꝛc., welche im Allgemeinen, die Verschiedenheiten des Tarifes abgerechnet, wie Großbritannien selbst behandelt werden, hinsichtlich deren es also keiner besonderen Bestimmungen in der Supplementar-Convention bedürfte; und ebenso die Insel Man, welche jedoch gleichfalls ihren eigenen Tarif und unter Anderem das Eigenthümliche hat, daß die Einfuhr gewisser Producte (Flachs, Leinsaat, Fleisch ꝛc.) an gar keine Beschränkungen weder hinsichtlich der Nationalität der Schiffe, noch hinsichtlich des Herkunftsortes gebunden und gänzlich zollfrei ist. — Gibraltar und Malta unterliegen nicht den für England geltenden Einfuhrbeschränkungen fremder Staaten und Flaggen; die Ein- und Ausfuhrzölle sind mäßig, und der Umstand, daß diese beiden Besitzungen ausdrücklich in der Supplementar-Convention mit erwähnt sind, sichert die hanseatische Schifffahrt vorkommenden Falls gegen etwaige Differentialzölle zu Gunsten der britischen. — Die Jonischen Inseln endlich bilden bekanntlich eine Republik für sich, hinsichtlich deren Handelsverhältnisse die suzeraine Regierung keine Tractate schließen kann; die englischen Navigationsgesetze gelten dort nicht, und wenn dort differentielle Ausfuhrzölle noch bestehen, so scheinen sie durch anderen als britischen Einfluß veranlaßt worden zu sein.

Der Geheimrathsbefehl, welcher die Ausführung der Convention vom 3. August in den britischen Besitzungen sichert, ist am 14. September erfolgt und am 24. desselben Monats in der Londoner amtlichen Zeitung publicirt worden, so daß, da nunmehr die Instructionen an die Zollbeamten in den britischen auswärtigen Besitzungen ausgefertigt werden können, der baldigen Benutzung jener Concessionen in Bezug auf den Colonialhandel nichts mehr im Wege steht.

Was aber gewähren die Hansestädte ihrerseits als Aequivalent für jene Zugeständnisse? Die Frage ist nicht unerwartet; die Antwort kann es eben so wenig sein. Die Sache ist rühmlich auf beiden Seiten: es ist eine sehr liberale Handelspolitik, welche Concessionen macht ohne Gegenleistungen zu fordern; die liberalste aber ist diejenige, welche keine mehr zu machen hat.

*) S. Schreiben des foreign office, des board of trade und des India Board von 1838 in den parliamentary papers über die Ausführung des Tractates von 1824.

Der Dombau zu Köln.

Seit den Zeiten der Römer, die im Ubierland unter dem Schutz ihrer Kaiserin eine Colonia, ein rheinisches Rom gegründet hatten, war Köln einer der Punkte, von wo aus die Cultur des Menschengeschlechts, Religion, Wis-

senschaft und Kunst, nach Deutschland herüberströmten; es blieb kirchlich und politisch von hoher Bedeutung, auch als der Bund der Franken die Römerherrschaft stürzte, auch als sich aus dem Frankreich ein Deutschland und ein Frankreich ausgeschieden hatten; es ist eine ewige Stadt, denn seine Herrlichkeit ruht nicht auf der Willkür der Menschen, sondern auf unabänderlich günstigen Verhältnissen; nur wie Deutschland, so sinkt oder steigt auch diese seine älteste Stadt. In der Zeit, da beide am schönsten blühten, zu Ende des Mittelalters, als unser Vaterland anfing die Früchte der Mühsal zu ernten, womit drei große Kaisergeschlechter am Bau des Reichs gearbeitet hatten, als Kunstfleiß und Handel, Bildung und Reichthum über Deutschland ausgegossen waren, da strahlte unter den Städten des Vaterlandes keine so herrlich als Köln: hier wohnte der zweite Fürst des Reichs, der Erzkanzler für Italien, der Erzbischof, der die deutschen Könige krönte; Köln hielt in seinen Händen Handel und Schifffahrt sowohl abwärts an dem Niederrhein, nach England, Frankreich, Spanien, ja ins Mittelmeer, als gegen Süden und Osten hin, da alles, was aus Italien und dem Morgenland kam, hier zusammenfloß; im Rath der hochgebietenden Hansa führte Köln neben Lübeck den Vorsitz. Gewerbe und Künste blühten seit der römischen Zeit hier ohne Unterbrechung. Unter diesen günstigen Verhältnissen erwuchs in Köln und seinem erzbischöflichen Sprengel, gepflegt von der Brüderschaft des Kirchenbaues, der sich von hier aus über ganz Deutschland verbreitet hat, die schönste Schöpfung des deutschen Geistes, jene Baukunst, die wir auf Veranlassung eines ihr ungünstig gesinnten Mannes, des Italieners Vasari, die gothische nennen, die wir aber, wie auch Italiener und Spanier thun, die deutsche nennen dürfen, weil ihre kühnsten und gelungensten Gebäude auf deutschem Boden aufgeführt sind, deutsche Meister sie über andere Länder verbreitet haben; derselbe Fall wie bei der Buchdruckerkunst. Mit dieser hat sie auch gemein, daß sie dunkeln Ursprungs ist, die Ehre desselben von andern angesprochen wird. Wie man lange vor Gutenberg schon Einzelnes abgedruckt hat, und doch erst mit seinem einfach großen Gedanken die Buchdruckerkunst entsteht und die Welt umgestaltet, so begegnet auch der spitze Bogen als ein vereinzeltes Mittel der Baukunst lange bevor einem sinnigen Geist der Gedanke kam, aus dieser einfachen Form den ganzen Reichthum zu entwickeln, dessen sie fähig ist.

(Schluß folgt.)

* Berichtigung.

In der bei der Einweihung der Zufluchtsstätte im Hause Concordia von Herrn Pastor pr. Mallet gehaltenen Rede wird über den dermaligen Zustand des Waisenhauses in Halle ein Urtheil gefällt, das der Berichtigung bedarf. Es heißt dort Seite 9 unten:

> „Und wer kann das Waisenhaus in Halle betrachten, das fast alle Gebäude der Stadt überragt, ohne mit Wehmuth daran zu denken, wie herrlich es einst in seiner Niedrigkeit war und wie niedrig es später in seiner Herrlichkeit geworden ist.“

Einsender dieses hatte während eines zweijährigen Aufenthalts in Halle durch vielfachen persönlichen Verkehr mit dem verehrungswürdigen Director dieses Instituts, dem Herrn Professor Dr. Niemeyer, mehrfache Gelegenheit, sowohl die seltne Sorgfalt und Treue, mit der dasselbe verwaltet wird, zu bewundern, als auch von dem steigenden Flore desselben, sowie von der stets fortschreitenden Verbesserung seiner inneren und äußeren Einrichtungen sich zu überzeugen.

Es ist hier nicht am Orte, den Segen, den diese Stiftungen in dem bedeutenden Umfange, den sie neuerdings durch des verstorbenen Königs von Preußen Fürsorge gewonnen haben, auf Stadt- und Landkinder, auf nah- und fernher zuströmende, reiche wie arme Zöglinge verbreiten, zu würdigen, — das Alles erkennt der Redner in gewisser Hinsicht an, wenn er von einer Herrlichkeit des Waisenhauses z. B. spricht. Aber dies zugegeben, widerlegt sich doch die beistehende Bemerkung, „es sei später niedrig geworden in seiner Herrlichkeit,“ von selbst. Daß dies auf die religiöse Tendenz des Instituts und seiner Direction gehn soll, resultirt aus dem ganzen Zusammenhange, in dem die Aeußerung sich findet. Wie aber könnte eine Anstalt, die auf das Fundament der Religion erbaut ist, wachsen und blühen, wenn sie nicht noch auf demselben stände! Das Waisenhaus in seiner jetzigen Herrlichkeit ist gerade deß Zeuge, daß es der Gottesbau geblieben ist, zu dem es der fromme Franke stiftete. Das freilich mag wohl Manchem zuwider sein, daß der jetzige Director nicht der strenggläubigen theologischen Partei angehört, aber abgesehn davon, daß die Frage noch keineswegs als erledigt anzusehn, ob der Pietismus, ob der

Rationalismus mehr im Rechte sei, abgesehn ferner davon, daß an den Frankischen Stiftungen bis in die ersten Klassen der Gymnasien hinauf der Religionsunterricht einen der ersten Plätze im Lectionscatalog einnimmt: mag es als ein schönes Zeugniß von der christlichen Humanität, mit der die Anstalt verwaltet wird, angeführt werden, daß die Direction bei Besetzung der Lehrerstellen durchaus keine Rücksicht auf die dogmatische Richtung der Candidaten nimmt, so daß z. B. der Religionslehrer am Pädagogium ein streng Kirchgläubiger ist. Und statt aller weiteren Erörterungen finde hier noch zum Schlusse das Zeugniß des Bischofs Dräseke einen Platz, der, dem Religionsunterrichte in den verschiedenen Schulen des Instituts beiwohnend, die Aeußerung that, daß diese Schule allen, die er gesehn und inspicirt habe, zum Muster dienen könne.

Einsender dieses hätte zu der oftgenannten Bemerkung, die, wie so viele andre, im Strome dessen, was in unsrer Zeit gesprochen und geschrieben wird, untergegangen wäre, stillgeschwiegen, wenn ihn nicht die Pflicht der Pietät gegen den Director des Waisenhauses, zu dessen Vertheidigung aufgerufen hätte.

V. Precht.

---

* Die Hansestädte und der Zollverein.

Dieser Tage ist hier eine höchst beachtenswerthe Schrift erschienen unter dem Titel „der Anschluß der Hansestädte an den deutschen Zollverein in seinem eventuellen Einflusse auf Bremens Welthandel“ (gedruckt bei J. G. Heyse), welche nicht wenig dazu beitragen wird, die Ansichten über diese Tagesfrage, welche so selten der Sache auf den Grund gehen und sich zum Theil so verworren aussprechen, aufzuklären. Keiner, der sich für das Wohl unseres Staates, insonders für das Gedeihen unseres Handels interessirt, darf diese Schrift (die sogar gratis ausgegeben wird) ungelesen lassen.

---

† Großartige Verschönerung Bremens

(Siehe Bürgerfreund Nro. 94.)

Man verfertige einen zweckmäßigen Bauplan und richte denselben so ein, daß alle Häuser an die Sonnenseite, mit der Fronte stehen; reiße dann alle Jahr ein Viertheil der Stadt nieder und baue nach dem neuen Plane, so steht Bremen in fünf Jahren neu und großartig da. Wenn dann ein Markusplatz beliebt wird, kann er an der Schlachte oder wo man will angelegt werden. Ironicus.

---

* Cameradschaft.

Vor einigen Tagen wurde ein alter Freiwilliger von 1813/14 von 20 seiner ehemaligen Cameraden aus dem Mittelstande, mit dem bieder denkenden Oberst v. Eelking an der Spitze, zu Grabe begleitet, welches einen sehr feierlichen Anblick gewährte, hauptsächlich als die Freiwilligen selbst die Schaufeln in die Hände nahmen, das Grab zuwarfen und dann an Gott ein inbrünstiges Gebet für ihren verstorbenen Cameraden verrichteten.

So ist's recht und einer ungeheuchelten Cameradschaft, wobei aller Stolz und Eigendünkel, Kasten- und Cliquen-Geist wegfallen sollte, angemessen.

Ein hiesiger Bürger.

---

* Martin's Kabinet.

Je wichtiger und interessanter heutzutage die Erscheinungen des Electromagnetismus sind, je größer die Spannung ist, mit der man der Eröffnung der Wagnerschen Werkstätte entgegensieht, aus der sein electromagnetischer Wagen nun bald hervorgehen wird, und je entfernter für uns Bremer die Aussichten sind einen solchen Wagen und eine Eisenbahn bei uns zu schauen, um so angenehmer ist es für uns, daß Herr Martin uns diese beiden en miniature zugeführt hat; nämlich eine Eisenbahn und ein von ihm mit kunstfertiger Hand gearbeiteter electro-magnetischer Wagen bieten uns eine Gelegenheit interessante Aufschlüsse über Electromagnetismus, Galvanismus und Galvanoplastik zu erhalten. — Herr Martin ist ganz dazu geeignet, das Publikum über diese wichtigen Erscheinungen zu unterhalten und zu belehren; sein Vortrag ist angenehm, klar und deutlich, und man merkt es ihm wohl an, daß er auf dem Gebiete der Physik und der mechanischen Werkkunde zu Hause ist; er ist ein Mann von mannigfachen Kenntnissen; wer ihn besuchte zollte ihm Beifall, und wer noch nicht in dem vielfach interessanten Kabinette war, möge nicht die Gelegenheit versäumen, für ein Geringes sich einen Genuß zu verschaffen, der auch die Kenntnisse bereichert und über Gegenstände belehrt, deren Bekanntschaft man bei jedem Gebildeten erwartet.

U.

Miscellaneen.

(Mahlzeit in Guildhall.) Englische Blätter geben folgenden Speise- und Weinzettel der letzten Lordmayors-Mahlzeit in Guildhall: Den Reigen führten 250 Schüsseln mit je 5 Pints wirklicher Schildkrötensuppe (nicht **mock-turtle**); dann folgten: 30 Entrées; 6 Gerichte Fisch; 4 abgesottene Indiane mit Austern; 60 gebratene Hühner; 60 Gerichte wildes Geflügel; 46 Cayannen; 50 französische Pasteten; 60 Taubenpasteten; 53 verzierte Schinken; 43 geröstete Zungen; 2 Viertel Lammfleisch; 2 ungetheilte Rindslendenstücke (genannt **barons of beef** d. h. Rindfleischbarone); 13 Rindslendenbraten („**sirloins**," weil, nach der Sage, ein englischer König dieses Stück des Thiers zum Ritter geschlagen hat) und Rippenstücke; 3 Gerichte Spargel; 60 dito Kartoffel, theils ganz, theils als Brei — **mashed potatoes**; 44 dito Schellfische; 4 große Schüsseln mit Krabben; 140 Gelées; 50 Blancmangers; 110 Torten der verschiedensten Art; 20 Chantilly Baskets; 60 Platten mit Pastetchen. „**Removes**" (d. h. zweiter Gang): 56 Schüsseln Salat; 80 gebratene Indiane; 60 junge Hasen; 80 Fasanen; 24 Gänsebraten; 40 Platten Rebhühner; 17 Schüsseln Wildbret und Wildgeflügel. Desert: 400 zwei bis drei Pfund schwere Ananas; 200 Teller mit Treibhaustrauben; 250 Eiscrèmes; 50 Schüsseln mit Aepfeln; 100 mit Birnen; 60 verzierte Savoyer Kuchen; 75 Schüsseln mit Wallnüssen; 80 mit trockenen und eingemachten Früchten, dazu Waffeln, Confect, Kirschen in Branntwein und alle jene scharfen Salsen, die der Engländer unter „**pickles**" zusammenfaßt, in Menge. Weine und Liqueure in entsprechendem Verhältniß, unter Anderm 200 Flaschen Sorbet.

(Sprechmaschine.) In München ist jetzt eine Sprechmaschine aufgestellt, die ein Oesterreicher Namens Faber erfunden hat. Der Mund, die Zunge und Luftröhren sind aus elastischem Gummi gebildet und das Athmen wird durch Blasbälge betrieben. Soll die Maschine sprechen, so wird eine Claviatur gespielt, deren Tasten die Buchstaben vorstellen. Die Stimme kann vom stärksten Laut bis zum schwächsten Lispeln verändert werden.

(Cölner Dom.) Für den Ausbau des Cölner Doms hat der König von Preußen für dieses Jahr 50,000 Thlr. und für jedes der folgenden 30,000 Thlr. verwilligt, zugleich ein Capital hergegeben, um die in der Nähe des Doms befindlichen Gebäude, welche demselben Eintrag thun, anzukaufen und abzubrechen.

(Englische Nationalschuld.) Der Globe macht folgende Berechnung: Als Georg III. im Jahr 1760 den Thron bestieg, fand er eine Nationalschuld von 120 Mill. Pf. St. vor; er regierte 59 Jahre, und hinterließ eine Nationalschuld von 820 Millionen, so daß dieselbe also um 700 Millionen, d. h. an jedem Tage seiner Regierung um 36,000, in jeder Minute um fast 23 Pf. St. zugenommen hatte. Bei seiner Thronbesteigung betrugen die Steuern jährlich 6, bei seinem Hinscheiden jährlich 60 Millionen.

(Häringsfang.) Der Häringsfang ist in diesem Jahr an der französischen Küste besonders günstig ausgefallen. So brachten z. B. 90 bis 100 Boote am 31. Oct. zu Treport 17 bis 18,000 Maaße Häringe, die anfangs zu 8 Fr. das Maaß und dann den ganzen Tag über zu 6½ Fr. verkauft wurden. Für Treport beträgt an diesem Tag die Einnahme gegen 200,000 Fr. In Paris werden jetzt bei dem äußerst wohlfeilen Preise so viel Häringe von der niedern Volksclasse gespeist, daß die Preise des Fleisches dadurch gefallen sind.

(Provinztheater in Frankreich.) Der Minister des Innern in Frankreich, Herr Duchatel, hat in Beziehung auf die Provinztheater, eine umfassende Instruction erlassen. Als Ursachen des Verfalls der Bühnen werden hauptsächlich angegeben: die zu hohen Gagen der Schauspieler, die Lasten, welchen die städtischen Behörden den Directionen auflegen, ohne ihnen entsprechende Zuschüsse zu gewähren, und die vielen Theaterdirectionen mangelnde Erfahrung und Solidität. Dem letztern Uebelstand soll durch Cautionsleistung abgeholfen werden. Uebrigens wird nächstens ein eigenes Gesetz über die Theater erscheinen.

(Newyorker Wasserleitung.) Die Arbeiten für die große kostspielige Wasserleitung, welche zum Zweck hat, die Stadt Newyork mit trefflichem Trinkwasser zu versehen, werden ungeachtet der jetzigen schlechten Handelsconjunkturen ununterbrochen fortgesetzt. Im Monat Juli wurde von der Eisengießerei des Herrn Winterstein in Port Carbon vor Pottsville in Pennsylvanien ein Kanalboot voll gußeisener Röhren, für die Wasserwerke in Newyork bestimmt, verschifft. Dieselben haben 18 Zoll im Durchmesser und jeder wiegt über 2300 Pfd. Das dazu verwendete Eisen ward sämmtlich in County Schuilkill gegraben, geschmolzen und verarbeitet.

(Ein Penny-Theater in London.) In einem Briefe aus London heißt es, wie folgt: „Ich besuchte kürzlich ein Theater untersten Ranges (Albert Saloon), wo man der Schaulust des Publicums für einen halben Shilling reichliche Befriedigung bot. Das Theater war fast überfüllt und das Publicum schien sich dort außerordentlich behaglich zu fühlen. Die Männer rauchten und tranken, die Weiber kauften sich einen Kuchen zu ihrer Pinte „Halb und Halb," d. h. halb Ale und halb Porter, ein Lieblingsgemisch, und ließen sich mit dem größten Gleichmuthe belustigen. Man sah zuerst den „Hund des Aubry." Der Hund wurde gerufen, er hatte in der That den Mörder mit verlangter und befriedigender Wuth sattsam gezerrt. Ihm wurde ein rauschender Beifall des Parterres zu Theil; dann gabs eine Posse, darauf burleske Tänze, hinterher waghalsige Sprünge auf dem Seil und endlich ein Feuerwerk. Es ist ganz wie in Deutschland, nur hätten wir mit dem Allen bei uns drei verschiedene Lokale und eben so viele Abende ausgefüllt.

(Eine eigene Art Wahnsinn) wird von dem „Messager" berichtet: Ein Restaurateur des Palais Royal bemerkte seit einiger Zeit einen Verlust an Silberzeug. Die Kellner erhielten

Befehl, den Dieb auszumitteln und bezeichneten zuletzt zwei Fremde, einen Mann von 55 und eine Frau von 50 Jahren als die Thäter. Der Wirth wollte ihrer Angabe nicht glauben, denn er hielt die beiden Gäste für die anständigsten seines Hotels: indeß erhielt er bald die Ueberzeugung, indem von dem Silberzeug, nach der Bewirthung der beiden Gäste, wieder eine silberne Gabel fehlte. Jetzt mußte ein Bursche den beiden Personen nachgehen und sich nach ihren Verhältnissen erkundigen. Es waren Amerikaner, Mann und Frau, sehr vermögende und angesehene Leute, welche in Paris eine Wohnung für 1000 Frs. monatlicher Miethe besaßen. Zwei Tage später speiste das Ehepaar wieder und abermals fehlte eine Gabel. Diesmal ging der Wirth selbst mit, trat mit seinen Gästen zugleich in ihre Wohnung und ersuchte den Herrn, ihm ein Paar Worte unter vier Augen zu gönnen. Der Amerikaner aber sagte, daß er vor seiner Frau keine Heimlichkeiten habe, und nun bat sich der Wirth ohne Umstände die Gabel aus. Dies gab einen üblen Auftritt. Der Amerikaner gerieth außer sich, der Wirth aber versicherte, er habe Beweise, und zuletzt brachte die Dame die silberne Gabel zum Vorschein. Der Amerikaner erstaunte höchlich und gab die Gabel zurück, der Wirth aber bemerkte ihm, daß, seitdem er und seine Gemahlin bei ihm speisten, für etwa 1000 Frs Silberzeug bei ihm abhanden gekommen sei, und der Amerikaner war sogleich bereit, auch diese 1000 Frs. zu zahlen, welche der Wirth unter seine Marqueure vertheilen ließ. Vor einigen Tagen reis'te der Amerikaner ab, und kam noch einmal zu dem Restaurateur, indem er ihm dankte und ihn fragte, ob er nicht noch einen Verlust verspürt, den er ihm gern ersetzen wolle. Der Wirth aber versicherte, daß ihm nichts mehr fehle. Die Frau hatte den Anfall von Wahnsinn, denn aus keinem andern Grunde konnte sie zur Diebin geworden sein. Das Gestohlene hatte sie stets vernichtet.

(München, 20. Nov.) Auf unserer München-Augsburger Eisenbahn werden gegenwärtig interessante Versuche vorgenommen. Es handelt sich nämlich um die allgemeine Anwendung von Holz als Brennmaterial für die Locomotiven statt der bisher zu hohen Preisen aus Böhmen bezogenen Steinkohlen. Man will sich hiebei der von dem Ingenieur Klein aus Wien erfundenen, auf der Kaiser Ferdinands-Nordbahn bereits erprobten Vorrichtung bedienen, durch welche das Funkensprühen aus den Kaminen gänzlich beseitigt wird. Hr. Klein, welcher auf seine nützliche Erfindung im Auslande Patente erhalten hat, übernahm es die ersten Versuche mit Holzfeuerung auf der hiesigen Bahn selbst zu leiten, und die von ihm bisher in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen in Anwendung zu bringen. Mehrere bereits angestellte Probefahrten zwischen hier und Augsburg lassen über das Gelingen des Unternehmens keinen Zweifel mehr übrig. Durch die Einführung der Holzfeuerung mit Anwendung des Klein'schen Funkenapparates werden drei sehr wesentliche Vortheile erreicht: die gänzliche Beseitigung des Funkensprühens läßt keine Gefahr mehr befürchten, daß Kleider der Passagiere, Frachtgegenstände oder Objecte längs der Bahn in Brand gerathen; die Heizkosten — ein bedeutender Posten in den Betriebsauslagen aller Eisenbahnen — werden bei Anwendung von Holz um ein sehr Bedeutendes, vielleicht um 50 Proc. vermindert; endlich werden die Locomotiven bei Holzfeuerung viel mehr als bei Steinkohlenheizung geschont, und hiedurch deren Unterhaltungskosten verringert.

(Logen-Ameublement.) Die vornehmsten und reichsten Abonnenten lassen sich ihre Logen in dem italienischen Theater in Paris auf eigene Kosten und nach eigenem Geschmacke decoriren; so hat jetzt Aguado den Salon von seiner Loge mit einer Pracht ausschmücken lassen, die seines Namens und Vermögens würdig ist. Die Wände sind mit Brokadelle, gelbe Muster auf weißen Grund, drapirt; die Decke ist mit weißem indischen Damast überspannt und die Ecken sind mit dicken Schnüren von Gold und Silber auf granatfarbigem Grunde verziert. Die Thürvorhänge sind von Brodelle und werden von Schnüren und Troddeln von Metall gehalten. Der Kamin ist von Stein mit opalblauen Inkrustationen, die von Goldverzierungen eingefaßt sind. Dieser Salen oder vielmehr dieses Boudoir wird durch ein Fenster von mattem Glase erleuchtet, in dessen Mitte Blumengarben auf weißem Grunde gemalt sind; die Einfassung bildet das Wappen Aguadis mit bunten Verzierungen auf himmelblauem Grunde. In jeder Ecke ist ein Schmetterling gemalt.

(Eine Feuerkugel.) In der Umgegend von Bourbon-Vendée ließ sich am 5. November eine Feuerkugel am Himmel sehen, die gleichfalls in der Luft zerplatzte und auf die Erde herabfiel. Man fand einen Meteorstein, der außen verkalkt erschien, innen aber Schwefel, Eisen und Kiesel enthielt und 5½ Kilogramm schwer war.

(In Braunschweig) brachte man noch am 13. November reife Erdbeeren in Körben zu Markte; auch gab es noch in manchen Gärten Blüthen an den Obstbäumen.

(Napoleons Grabmal.) Dem Ministerium des Innern zu Paris sind für diesen Bau 82 Entwürfe zugekommen, welche dasselbe im palais des Beaux-Arts dem Publikum zur Ansicht gestellt. Es befinden sich darunter 39 Modelle in Gips, die übrigen bestehen in Zeichnungen. Eine beträchtliche Menge von Besuchenden drängte sich zu dieser Ausstellung, welche allerdings für das Pariser Publikum das meiste Interesse haben muß.

Anzeige.

Alle Sorten **Declarationen**, auf schönem weißen Velinpapier sind zu haben: **Seemannsstraße Nro. 2.**

Hiebei als Beilagen: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 96.

Bremen, Donnerstag den 2. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1084. Den 27. November. Des verst. Arb. Hinrich Gercken Wittwe, geborne Schwerdtfeger, 71 Jahr; Bauernstraße Nro. 3.

— 1085. Den 27. — Des Tischlers Johann Andreas Gürtel Ehefr., geborne Meyer, 32 Jahr; Tiefer Nr. 6.

— 1086. Den 27. — Des Cigarrenmachers Johann Bohne Tochter, 3½ Jahr; Latten Hof am Neustadtswall.

— 1087. Den 27. — Des Arb. Friedr. Stuckenschmidt Tochter, 1½ Jahr; gr. Sortillenstraße Nro. 14.

— 1088. Den 27. — Des Arb. Joh. Heinr. Christoph Debbe Tochter, 7 Monat; Marterburg Nro. 27.

— 1089. Den 28. — Des Korbmachermeisters Martin Georg Sackmann Ehefr., geb. Reinhard, 66 Jahr; Knochenhauerstraße Nr. 20.

— 1090. Den 28. — Der Bäckermeister Gerh. Schweers, 56 Jahr; Osterstraße Nro. 56.

— 1091. Den 28. — Des Kaufmanns Diedrich Plate Sohn, 7 Jahr; am Wall Nro. 93 A.

— 1092. Den 28. — Des Stabs-Rittmeisters Philipp von der Borch Tochter, 5 Tage, Punkendeich Nr. 74.

Nro. 1093. Den 28. — Der Seiler Johann Christoph Bachmann, 72 Jahr; Hastedt Nro. 40.

— 1094. Den 28. — Joh. Rud. Meyer, 7 Tage; Ertels Hof Nr. 1.

— 1095. Den 28. — Des verst. Phil. Ernst Keßler Wittwe, geb. Voß, 66 Jahr; Armenhaus.

— 1096. Den 28. — Des Arb. Gerhard Meyer Sohn, 4 Jahr; Hastedt Nr. 19.

— 1097. Den 29. — Der Schiffecapitain Heinrich Schlengemann, 28 Jahr; gr. Hundestr. Nro. 13.

— 1098. Den 29. — Des Arb. Joh. Friedr. Kompfer Tochter, 2½ Jahr; Hülsberg Nr. 22.

— 1099. Den 29. — Des verst. Organisten zu U. L. Fr. Hans Nicolaus Hoffmann Wittwe, geb. Poppe, 65 Jahr; kl. Fuhrleutestr. Nr. 19.

— 1100. Den 29. — Anna Margar. Ahrens, 39 Jahr; Brunnen Gang Nr. 4.

— 1101. Den 30. — Der Arb. Joh. Hinrich Meyer, 74 Jahr; Armenhaus.

— 1102. Den 1. December. Der Schneider Carl August Hoffmann, 36 Jahr; Wüstestätte Nr. 3.

— 1103. Den 1. — Der Handelsmann Salomon Israel Meyer, 85 Jahr; Bleicherstraße Nr. 20.

Geburten:

Nro. 1400. Den 22. November. Des Malers Peter Theodor Hemker Ehefr., geb. Sassen, Abbenthorswallstraße Nro. 66; v. e. Mädchen.

— 1401. Den 26. — Des Küpergesellen Joh. Gottfr. Christ. Meyer Ehefr., geb. Grube, gr. Krummenstraße Nr. 7; v. einem Knaben.

— 1402. Den 26. — Des Bataillons-Tambours Procop Jacob Persina Ehefr., geborne Unger; Corssen Hof Nr. 10; von einem Mädchen.

— 1403. Den 28. — Des Cigarrenmachers Matthias Kollra Ehefr., geb. Einstmann, Runken; von einem Knaben.

— 1404. Den 28. — Des Cigarrenmachers Joh. Heinr. Berghäger Ehefr., geb. Knap, Pieperstr. Nr. 7; von einem Mädchen.

— 1405. Den 28. — Des Schiffscapitains Meinke Meyer Ehefr., geb. Visser, kl. Krummenstraße Nr. 23; von einem Knaben.

Nro. 1406. Den 28 — Des Kaufmanns Johann Daniel Kunoth Ehefr., geb. Schütte, Ansgarithorsstr. Nr. 11; von einem Mädchen.

— 1407. Den 28. — Des Arb. Joh. Heinrich Schumacher Ehefr., geb. Schär; Heerdenthorswallstr. Nr. 44; von einem Mädchen.

— 1408. Den 29. — Des Arb. Friedr. Wilh. Moritz Ehefr., geb. Kremmelberg, Heerdenthorswallstraße. Nr. 61; von einem Knaben.

— 1409. Den 30. — Des Arb. Brün Suhr Ehefr., geb. Wollens; gr. Annenstr. Nr. 46; von einem Knaben.

— 1410. Den 30. — Des Kaufmanns Friedr. Adolph Delius Ehefr., geb. Post, Hutfilterstraße Nr. 1; von einem Mädchen.

— 1411. Den 30. — Des Kaufmanns Alb. Nicolaus Schütte Ehefr., geborne Walte, am Wall Nro. 84; von einem Knaben.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 97.

Bremen, Sonntag den 5. December 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 5. December.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Der Traum des Prometheus.

Zur Enthüllung der Statue Jean Pauls zu Bayreuth, am 14. November 1841.

Als einst Prometheus
Des Wollens kühnste
Freigeborenste That vollbracht,
Den allbelebenden Funken
Raubend aus der Olympischen Haus,
Daß er ihn spende
Seinen geliebten,
Zeusgehaßten,
Mitleidswerthen Erdesöhnen,
Lag er müde und schlummerte.
Da ergoß sich über sein Haupt
Aus umdunkelnder Nacht
Ein Weissagungstraum:
Er erblickte sie alle
Die Herrlichen,
In deren Brust fortglomm
Der zündende Strahl;
Im Glanzgebilde
Zogen sie vorüber
Vor des Schlaftrunkenen Auge.

O reiches Gesicht,
O leuchtende Schaar!
Bildner und Weise,
Lorbeerbekränzte
Freudige Sänger,
Sie nahen und winken,
Durch lange Jahrhunderte
Den Sterblichen
Gestirne des Trosts!

Und weiter hinab
In der Zeiten Lauf
Entquellen vor ihm
Der Musenlieblinge
Hehre Segensgestalten.

In Germaniens Flur,
Wo des Fichtengebirgs
Waldung sich absenkt,
Von den Quellen des Mains
Silberdurchrauscht,

Ein spätes Geschlecht
Vor dem lebenathmenden Erzbild,
Das Königswink
Und dädalische Kunst
Dankbar weihte
Jener Verehrten Einem,
Ihrem Geringsten nicht.

Doch nicht sein Bild nur
Zeigt sich dem Schlummernden;
Ihn selbst gewahrt er,
Den Erdeentrückten,
Wie er über des Volks
Dunklem Gewühl
Herabschwebt
Von rosigen Höh'n.

Du bist's, Jean Paul!
Wie glänzt dein Auge!
Dein Ohr es lauscht
Wie einst im Leben
Dem brausenden Wirrklang
Der Erdentöne,
Der nur in göttlicher Dichterbrust
In Harmonien sich löst.

„Dank Euch — er ruft es —
Ihr Guten, Dank!
Auf Gräbern erst
Fühlt ihr des Lebens volle Macht,
Pflanzt wie Kinder
Auf stumme Leichenhügel
Den immergrünen Zweig,
Der wohl sprossender,
Hoffnungsreicher noch
Des Lebenden
Volle Locken hätte geschmückt!"

Entschwebst du, seliger Geist?
Und wer mit dir?
Wer ist jene,
Die Dich geleitet
Auf schwindelnder Wolkenbahn?
Ihre Lippen umschwebt
Leiser Spott,
Und doch umglänzt ihr Auge
Der Wehmuthsthräne
Heiliges Aetherlicht.

Eironeia, ich kenne dich,
Doppelgestaltige,
Wunderbare,
Du, seine Muse!
Auch im Jenseits entweichst du
Nimmer von ihm,
Den du geliebt
Wie keinen Zweiten!
Du gabst ihm
Zum Wechselfluge die Kraft,
Durch den er sich bald
Kindlichen Sinns
Niedersenkte
Zu der lastenden Scholle
Umschränktesten Raum,
Bald aufflog
Mit Adlerfittig,
Zu lauschen rollender Sphären
Ewigem Donnergang.

Eironeia, du neigst dich
Lächelnd zu ihm,
Verhüllend Enthüllende,
Die der Wahrheit keuschen Ernst
Unter der Thorheit Maskenantlitz birgt,
Die des Weltenräthsels
Widerspruch
Im Größten wie im Kleinsten schaut;
Sei's, daß Vater Kronos,
Ein gähnend Ungeheuer,
Unersättlich
Die Erzeugten verschlingt,
Sei's, daß Hephaistos,
Ein hinkender Schenke
Beim Götterfestmahl,
Allen Unsterblichen
Unauslöschliches Lachen weckt.

Entführst du so bald ihn,
Göttliche,
Deinen Dichter? —
Sie weilt nicht;

Unerbittlich
Schwand sie dahin;
Schon rührt sein Haupt an Orions
Fernsten Lichtrand.

Aufgeschüttert
Durch des Traumbilds Wunderblick
Erwachte Japetos Sohn;
Er gedachte sein,
Als schon am Fels geschmiedet
Durch Zeus Arglist
Er grause Folter litt.
Vorüber zogen noch einmal
Vor dem ungebrochenen Geist
Des schmerzvoll Gebundenen
Die Heroen der Menschheit,
Die starken Söhne der Erde,
Seine rächenden Befreier.

Uns aber bleibe
Des Gefeierten Bild
Im Herzen,
Fester noch als sein ehern Mal!
Und Lebensgluth
Spend' uns, nimmer verlöschend,
Die Fackel, die er gezündet
In des Olymps Wohnungen,
Er selber, gleich Prometheus,
Wie er den Namen gab
Seiner Dichtungen größter,
Ein Licht spendender
Himmelstürmender Titan!

München, am 14. November 1841.

Friedrich Beck.

Die Erscheinung.

(Schluß.)

Die Ueberfahrt war glücklich und schnell; das Regiment landete in New-York in Kraft und Gesundheit, und machte sich nach kurzer Rast nach Albany auf den Weg. Die Indianer glaubten in der Kleidung der Hochländer Aehnlichkeit mit der ihrigen zu finden, und hielten sie für ihres Stammes. Daher stellte sich bald ein sehr freundliches Verhältniß her, das nur zuweilen durch die Rohheit einzelner Europäer getrübt wurde.

Der junge Inverawe schützte einen jungen Indianer vor einer solchen höhnenden Beleidigung, und es entspann sich zwischen diesen braven jungen Leuten eine Freundschaft, die mit ihrer längern Bekanntschaft nur inniger und fester wurde. Später hatte der Indianer, der sich „Adlers Auge" nannte, Gelegenheit, den Vater des jungen Freundes von einer drohenden Gefahr zu retten, indem sein scharfer Blick im Gebüsche, wohin er einige englische Offiziere zur Jagd begleitet hatte, einen feindlichen Indianer gewahr ward, und nur dadurch den Major vor dem Pfeile desselben rettete, daß er ihn zu Boden warf, wobei er selbst leicht an der Schulter verwundet wurde, aber auch mit seiner sicher treffenden Kugel den Gegner erlegte. Der alte Inverawe verlangte zu wissen, wie er ihn belohnen könne, und nahm den Indianer, auf seine Bitte, an Sohnes Statt an, bei welcher Gelegenheit er auch die Gegenwart seines Sohnes im Lager erfuhr, und die Ueberraschung und Freude, die er über dieses unerwartete Zusammentreffen empfand, ließ ihn ganz vergessen, daß er seines Sohnes Ungehorsam zu tadeln hätte.

Die englische Armee, welche im Jahre 1757 ziemlich unthätig gewesen war, bekam in ihrem neuen General Abercromby, der Lord London folgte, einen thätigern Führer. Die Operationen begannen mit dem Anfange des Jahres 1758 mit erneuter Kraft, und auch das schottische Regiment erhielt Befehl, sich der Operationslinie anzuschließen.

Es war einige Tage vor diesem Ereigniß, als Obrist Grant mit dem Major Campbell im freundlichen Gespräche des Abends bei einander saßen. Der Zufall brachte das Gespräch auf Geistererscheinungen, die der Obrist geradezu als unmöglich verwarf. Die Erinnerung an jene merkwürdigen drei Tage seines Lebens traten mit einer Lebendigkeit vor Inverawe, daß er erbleichte, und, von dem spottenden Tone seines Freundes verletzt, und gedrängt von seiner freundlichen Zusprache, die bald an die Stelle des Spottes trat, ihm jene Erscheinungen erzählte, und auch die Prophezeiung nicht verbarg, die ihm geworden.

Am andern Tage wurden die höhern Offiziere des Heeres zu einem Kriegsrathe in's Zelt des Oberbefehlshabers gerufen. Die Berathung dauerte lange, und als endlich Obrist Grant zu seinem Regiment zurückkehrte, eröffnete er ihnen, daß sie bestimmt seien, das Fort Defiance zu stürmen. Inverawe und mit ihm alle übrigen Offiziere

des Regiments waren hoch erfreut über diese Nachricht, und ihre Fröhlichkeit nahm bei dem folgenden Banquet, das der Obrist ihnen gab, immer mehr zu, während der Obrist, von eigenthümlichem Trübsinn davon zurückgehalten, zeitig aus der Gesellschaft der Fröhlichen sich begab; am aufgeregtesten waren die Inverawe's, Vater und Sohn.

Am andern Morgen brach das Regiment auf, und ohne vom Feinde bemerkt zu werden, schiffte es über den See George und landete in geringer Entfernung vom Fort. Seltsam wurde der Major und sein Sohn während der Ueberfahrt von der täuschenden Aehnlichkeit der Gegend mit ihrer Heimath ergriffen. Schweigend und in Erinnerung verloren, betrachteten sie die Gegend umher; doch schwanden diese Gefühle bald in der Erfüllung ihrer Dienstespflichten, und als am nächsten Morgen ein ernster Angriff auf die Außenwerke der Festung gemacht wurde, zeichneten sich Beide durch ihren Muth und die Ausdauer aus, mit der sie den Feind bekämpften, der nach hartnäckigem Kampfe in die inneren Verschanzungen zurückgedrängt wurde.

Die zur Recognoscirung der Werke ausgeschickten Offiziere und mehrere Spione hatten von den Werken als von noch unvollendeten gesprochen. Es zeigte sich anders. Ein furchtbarer, ununterbrochener Kugelregen empfing die Stürmenden, und mähte die anrückenden Engländer kolonnenweise nieder, noch ehe sie mit dem Feinde hatten handgemein werden können. Das schottische Regiment war zur Reserve aufgestellt, da es im ersten Treffen aktiv gewesen war. Aber wie es die Verheerungen des feindlichen Geschützes unter ihren Kampfgenossen sah, verlangte es stürmisch vorgeführt zu werden, um Theil an dem heißen Tage zu nehmen, und trotz der Bitten und Befehle des Obristen rückte es vor und drang wüthend gegen die Wälle an. Aber auch ihre Bemühungen waren fruchtlos, und nach einem großen Verlust ließ der General Abercromby zum Rückzug blasen.

Mit Mühe sammelte der Obrist vom Regiment der Hochländer einige kleine Trümmer. Er vermißte den Major und seinen Sohn, und da die Franzosen das Feuer eingestellt hatten, durchsuchte er mit trübem Vorgefühl das mit Leichen und Verwundeten dicht übersäete Schlachtfeld. Er vermißte den Major und seinen Sohn, und da die Franzosen das Feuer eingestellt hatten, durchsuchte er mit trübem Vorgefühl das mit Leichen und Verwundeten dicht übersäete Schlachtfeld. Er sah viele ihm bekannte und innig befreundete Gesichter, die entweder schon erkaltet lagen oder den letzten Todeskampf kämpften. Endlich bemerkte er einen Indianer unter einem Eichbaum sitzend, bewegungslos und ernst blickten seine Augen nieder auf das Antlitz eines jungen Mannes, der kalt und starr vor ihm ausgestreckt lag — es war der junge Donald und sein Freund „Adlers Auge." Wenige Schritte davon lag ein Offizier, schwer verwundet, sein Rücken zum Theil unterstützt von dem Körper seines Pferdes, das unter ihm getödtet worden war. Mit Schmerz erkannte der Obrist in ihm seinen Freund, Major Campbell von Inverawe. Seine Augen starrten mit einem Ausdruck des Schreckens in die Luft. Adlers Auge legte den Leichnam Donalds neben seinen Vater, der, als er die Züge seines Sohnes erkannte, seinen Blick auf ihn hin wandte. „Mein Sohn!" sagte er leise und schwer. „Es ist, wie ich dachte! — Er ist dahin! — Doch ich werde bald bei Dir sein, Knabe! — Gott helfe und friste Deine Mutter!" —

Wohl wollte ihm Grant Muth einsprechen, doch er winkte schwach mit der Hand. „Meine Stunde ist gekommen. — Vergeblich wollte Deine Freundschaft mir die Wahrheit verbergen. Ich habe ihn gesehen — fürchterlich gesehen! — Und das ist Ticonderoga!"

„Verzeih' mir, Inverawe," sagte der Obrist, „meinen Betrug, er war wohlgemeint. Freilich ist es Ticonderoga — doch ermanne Dich — was Du sahst, war nur ein Gemälde Deiner Phantasie! — Inverawe! Barmherziger Himmel, er ist todt!"

⁂ Zoll-Verein.

Es ist merkwürdig, wie schnell die Windfahne der öffentlichen Meinung sich umdreht. Als vor einigen Jahren eine Brochure aus einer bekannten und hochgeehrten Feder erschien, welche die Grundlosigkeit so mancher Befürchtung und nicht unwichtige Vortheile für Bremen aus dem Anschlusse nachwies, da lieh das Publicum solcher Lehre ein geneigtes Ohr und übereinstimmende Ansichten wurden laut, obgleich damals Hannovers Beitritt noch zwanzig Jahre entfernt zu sein schien. Jetzt ist kürzlich eine Brochure publicirt, welche das Gegentheil predigt, und das Entsetzen vor dem Zollverein bemeistert sich aller Köpfe. Schreiber dieses hat vom Zoll-Verein nichts zu hoffen, und nur eine

Vermehrung seiner regelmäßigen Ausgaben zu fürchten, allein es scheint ihm doch, als stelle man die Frage ganz unrichtig dahin — ist es für Bremen vortheilhaft oder nachtheilig dem Verein beizutreten? Es däucht ihm vielmehr als müsse die Frage so bestimmt werden — wird Bremen isolirt bleiben können, wenn Hannover und Oldenburg dem großen Verein beitreten? Ehe man diese Frage beantwortet, muß man sich recht vergegenwärtigen, welchen bedeutenden Werth die Vereinsstaaten auf die Erreichung der Meeresküste legen, wie alle Vereins-Schriften und Tagesblätter hierin erst den Schlußstein der Zoll-Union sehen, und so manche vergebliche Bemühung namentlich dem Auslande gegenüber nur durch die offene Seeküste erklären wollen. Ist aber das jenseitige Verlangen nach dem Besitz der Küste so groß, wie darf ein Bremer wähnen, daß die uns enclavirenden Nachbarstaaten uns ruhig werden gewähren lassen, wie kann ein bremer Kaufmann, welcher nach den Vereinsstaaten exportiren muß, die vielfachen Mittel übersehen, welche die Vereinsstaaten unter strieter Beobachtung des Völker-Rechts anzuwenden vermögen, um den bremer Schlüssel dahin zu bringen, daß er die große Zollkette zu- und abschließt. Von diesen Wahrheiten ausgehend möchten wir also die Antwort sprechen — wenn Hannover und Oldenburg beitreten, so können wir nicht allein zurückbleiben. Möchte es nun aber nicht zweckmäßiger sein in Gemeinschaft mit diesen beiden Staaten die Unterhandlungen zu führen, als in einer gewissen Verstockung trotzig abzuwarten, daß solche Unterhandlungen vollendet sind? Können wir uns im letzteren Falle so gute Bedingungen versprechen als im ersteren? Auf der anderen Seite dürften auch die genannten Nachbarstaaten unsern Beitritt zu den Unterhandlungen gerne sehen, weil ihr eigenes Gewicht dadurch so bedeutend vermehrt wird. Haben doch ferner die Bewohner dieser Landstriche dieselben Lebens-Gewohnheiten und Bedürfnisse als wir, — wie sollten sie nicht mit uns dafür streben, daß der Verein so viel wie möglich den fiscalischen Character ablege, daß er sich beschränke auf den Schutz der möglichen Industrie, und Lebensbedürfnisse nicht belaste, welche Deutschland niemals zu produciren vermag, zu deren Eintausch es eben seine ihm angemessenen Fabrikate unter Benutzung der vaterländischen Schifffahrt anwenden soll. Es ist gewiß nichts verkehrter und gefährlicher als den Leuten Mangel an Patriotismus vorzuwerfen, welche nicht in das Geschrei wider den Zoll-Verein einstimmen. Welche Wirkung der Zoll auf die einzelnen bremischen Geschäftszweige üben wird, das weiß eigentlich Niemand, obgleich freilich das Lästige, das Beengende nicht zu übersehen ist. Nachweisen kann man doch keine Stadt im Inland, welche durch den Zoll-Verein an Wohlstand, an Volks-Menge verloren hat, wo die Preise des Grundeigenthums gefallen sind. Eher möchte sich das Gegentheil darthun lassen. Freilich kann hierauf geantwortet werden, — jene Leute lebten auch nicht vom Seehandel, — und wollen wir das Gewicht des Einwurfs nicht in Abrede stellen, wenngleich auch hierbei die Furcht minder auf Beweisen als auf Muthmaßungen beruht. Mit den allgemeinen Begriffen und Redensarten von Handelsfreiheit reicht man nicht aus, denn eine enclavirte, abgesperrte Stadt hat keine Handelsfreiheit mehr. Es muß das Einzelne untersucht werden, und möchte es sich vielleicht empfehlen, kundige Männer auf Untersuchung in die Vereinsstaaten auszusenden, wie ja England und America dies bei selbst minder wichtigen Handels- und Industrie-Fragen zu thun pflegen.

Das Heer der Uebel und Plagen, welche der Anschluß bringen wird, drängt sich dem ersten Blicke auf, aber sollten nicht zu einigem Trost auch die Bilder vom verbesserten Weserstrome, von Eisenbahnen, Dampfschifffahrt, Telegraphen und Handelsgerichten hervorschimmern? Unser Staatsschiff hat gottlob einen viel erprobten, weisen Steuermann an Bord, welcher die herannahende Strömung seit langer Zeit beachtet hat, und gewiß auch hier den rechten Cours ausfinden wird.

---

* Zollverband.

Wenn wir, nachdem wir einen kostspieligen Hafen erbaut, auch noch das Unglück erleben sollten, dem sonst sehr löblichen Zollverband angeschlossen zu werden, so werden wir außer unsern gegenwärtigen städtischen Abgaben — denn womit sollen wir sonst die Ausgaben, die unser eigener Staatshaushalt erfordert, bestreiten? — auch noch von allen seewärts oder aus Ländern, die nicht zum Zollverband gehören, kommenden Waaren, die Vereinszölle zu bezahlen haben. Es ist also gewiß, daß in einem solchen Falle der Lebensunterhalt hier ungleich theurer zu stehen kommen würde als er gegenwärtig ist.

In dieser Hinsicht läßt nun der Verfasser eines Zwiegesprächs in Nro. 93 des Bürgerfreundes, betitelt: „Ein Dialog über den Zollverband" — den Contra, folgende Frage machen: „Wie sollen die Einnahmen derjenigen zureichen, welche von einem Firum leben, bei der Vertheurung der Luxus-Artikel, ja der Bedürfnisse? Hierauf läßt er den Pro antworten: „Allerdings werden diese Leute nachtheiliger gestellt. Sie müssen ihren Ersatz in den zunehmenden Verdiensten des handelnden Publikums finden, denn durch den Zoll werden die Provisionen der Kaufleute um so viel größer."

Wenn die Kaufleute auf Caffee, Zucker, Taback, Reis und andere ausländische Einfuhrartikel die sehr hohen Eingangssteuern des Zollvereins zu bezahlen haben, so müssen solche auf den Verkaufspreis geschlagen werden. Dieses erhöht also den Werth der Waaren, oder eigentlich das Capital, was darin steckt, und diejenigen Kaufleute, welche viele Güter in Consignation bekommen, würden unstreitig, wenn man sich dem Zollverband anschließt, eine weit größere Provision verdienen, als jetzt.

Der Mensch, der keine Geschäfte hat, kann nicht bloß von der Freude über den zunehmenden Verdienst der Kaufleute leben. Wenn nun ein Beamter, der einen bestimmten jährlichen Gehalt bekommt, oder ein Familienvater, der seine Familie nur von den Einkünften seines Vermögens, vielleicht knapp ernähren kann, zu jenen Kaufleuten käme und sagte: „meine Herren, der Anschluß an den Zollverband hat uns vielen Schaden, Ihnen aber vielen Vortheil gebracht; unsere Ausgaben, aber Ihre Einnahmen vermehrt; sein Sie so gütig und machen uns eine kleine Entschädigung;" würden sie wohl etwas hergeben? Ich glaube ihre Bitten oder ihre Betteleien würden vergeblich sein. Ich bitte daher den Verfasser des erwähnten Dialogs, uns wissen zu lassen, auf welche andere Weise Leute, die so gestellt sind, ihren Ersatz in den zunehmenden Verdiensten des handelnden Publikums finden sollen. Ich glaube, daß selbst Küper, Handwerker und Arbeitsleute nicht mal einen Ersatz darin finden werden, denn der Anschluß an den Zollverband wird wohl unsere Müben und Arbeiten, aber nicht unsern gewöhnlichen Absatz von Waaren vermehren.

Daß die Visitationen, scharfen Controllen und andern Qualen, welche wir während der französischen Zeit hier im Handel erduldeten, wahrscheinlich durch den Anschluß an den Zollverein wieder über uns einbrechen würden, ist wohl nicht zu bezweifeln. A.

Theater.

Auf unserer Bühne hat sich in den letzten Wochen vieles besser gestaltet. Die Direction läßt es sich angelegen sein, Lücken im Personal auszufüllen und das Repertoir reichlicher auszustatten. Einzelne Vorstellungen entsprechen allen Anforderungen, welche man an die hiesige Bühne machen kann. So steigt denn auch die Theilnahme und Anerkennung von Seiten des Publicums, je mehr es sieht, daß man seinen gerechten Wünschen entgegen kommt und je mehr die Aufführungen zu eigentlichen Kunstleistungen werden und somit auch einen gebildeten Geschmack befriedigen können. In dem Maaße, wie das Ganze befriedigender ausfällt, wird auch das Publicum gegen die einzelnen Mitglieder der Bühne gerechter werden und z. B. dem Talente der Madame Stein, das sich weit über das Gewöhnliche erhebt, die gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen. Das angehende Talent wird leicht durch reichliche Beifallsspende an der Fortbildung gehindert, das ausgebildete bedarf der Aufmunterung, um nicht auf das Niveau der Gewöhnlichkeit zurückzusinken.

Unter den letzten Darstellungen ist die der „neuen Fanchon" eine sehr gelungene zu nennen. Auch bei der Wiederholung des Stückes hatte sich wieder eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelt. Wenn dies Drama auch nicht so oft wiederholt werden kann, wie anderswo, da unser Theaterpublicum verhältnißmäßig sehr klein ist, so dürfte es doch eine Zeitlang Glück machen. Es ist reich an Effecten; es ist ein Ensemble von Allem, was weiche Herzen in Wehmuth zerschmelzen kann, Elternliebe und Kindesliebe, Trennung und Wiedersehen, Verfolgung und Sieg der Unschuld, getäuschte Liebe, Verzweiflung und Wahnsinn, und das alles piquant zugerichtet — die Scenen der Unschuld durchduftet von dem Parfüm sinnlicher Lüsternheit, so daß wir nur momentan in reiner Luft athmen. Ein solcher Augenblick ist die Leseclection, durch die ein Hauch der reinsten Herzensregung geht, allzu schnell verweht von einem stürmischen Gefühl, mit dem selbst ein Gebet nicht ganz versöhnen kann. Gern beuten die jetzigen französischen Theaterdichter die Zeit der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV. aus und malen auf den Hintergrund einer Zeit, welche tiefe Verdorbenheit mit dem Firniß äußern Glanzes und der Feinheit geselliger Bildung zu decken wußte.

Herr Edmüller gab einen neuen Beweis von der Vielseitigkeit seines Talents; wir möchten nicht entscheiden, ob er in dem komischen oder in dem tragischen Theil seiner Rolle, wo er, dem verdrängten Brackenburg gleich, der Geliebten in ihrem Jammer als einzig übrig gebliebene Stütze treuherzig zur Seite steht, sich mehr auszeichnete. Auch Herr Symopher hat uns selten so befriedigt, wie in der Rolle des Marquis. Demoiselle Herrmann und Dem. Ehrhardt, die beiden neuen Fanchons, erwarben sich durch ihr lebhaftes, gewandtes Spiel am meisten den Beifall des Publicums und wurden am Schlusse gerufen. Die eingelegten Gesangstücke haben sehr ansprechende, zum Theil bekannte Melodieen. Ueber den Vortrag darf man bei einem Personal, das nicht für eine Oper engagirt ist, nicht zu strenge urtheilen; einige Pieeen gingen recht gut.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 16. November d. J.

Keine.

Auflösung der Homonyme in Nro. 95.

Flügel.

Miscellaneen.

(Die Pariser Polizei) läßt nunmehr die Gesichter großer Verbrecher daguerreotypiren, und legt diese Bildnisse zu den Akten. Entkommen sie oder werden sie begnadigt und ein Verdacht fällt wieder auf dieselben, so zeigt man die Portraits den Polizeiagenten, und die Entdeckung wird dadurch um so leichter. Die erste nützliche Ausbeute dieser Erfindung, an die aber Herr Daguerre wahrlich nicht gedacht hat.

(Musik.) Man schreibt aus Paris, daß Rossini's Stabat mit nichts Anderem von diesem Meister zu vergleichen sei, so tief empfunden und reinste Andacht athmend. Neulich wurde es in einer Gesellschaft bei Henri Herz ausgeführt. Die Garcia-Viardot soll ganz herrlich gewesen sein; Geraldy, Aleris, Dupont und die Labarre hatten sie trefflich unterstützt. Panseron dirigirte die Chöre, Labarre war am Piano, und Girard, der Musikdirector der komischen Oper, dirigirte das Orchester. Alles erschöpfte sich in Lob und es waren bedeutende Kenner zugegen. — Sollte die Bremische Singakademie dieses Stabat mater nicht anschaffen und zur Aufführung bringen?

(Der Prozeß.) Ein eleganter Wagen mit zwei stattlichen Vollblutapfelschimmeln rollte eines jener freundlichen Thäler entlang, welche das Auge des Reisenden zwischen London und Brighton so angenehm überraschen. Plötzlich flog ein Reiter, rasch wie der Blitz, daher, und rollte wie der Donner mit dem Pferde, das sich an einem Graben überschlug, zu Boden. Die Kutsche, die kaum zehn Schritte von der Stelle, wo der Reiter stürzte, entfernt war, wurde angehalten, der Herr stieg heraus, eilte zu dem Reiter, nahm ihn bei'm Arm, um ihm aufzuhelfen, erkundigte sich liebevoll, ob er sich auch nicht verletzt habe, und bot ihm seinen Wagen an, um ihn so schnell wie möglich zu einem Wundarzte zu bringen. — „Danke!" antwortete mürrisch der Gentleman, „danke, Herr! Ich bitte um nichts weiter, als um Ihren Namen und Ihre Adresse." — „Sie scheinen ein sehr artiger Mann zu sein, mein Herr, und es soll mich freuen, Sie bei mir zu sehen. Uebrigens bitte ich Sie, sich mir ja nicht zu Dank oder Erkenntlichkeit verpflichtet zu halten. Was will das sagen, Jemanden aufstehen helfen?" — „Was das sagen will, mein Herr? Sie sind allzubescheiden. Ich wünsche und hoffe, Ihnen zu zeigen, was das sagen will." — „In der That, Sie machen mich ganz verlegen! . . . Mein Name ist Edward Acerby; ich wohne in Regentsstreet, 102." — „In Kurzem, Herr, sollen Sie vom Capitän Adam Mondwell mehr hören!" — In der That hörte Sir Edward Acerby bald mehr von dem Reiter, d. h. er bekam eine Citation, vor Gericht zu erscheinen. Der Capitän Mondwell war klagbar gegen ihn geworden. Der Angeklagte erschien, höchlich verwundert. Das Verhör begann. Sir Edward gab zu, er sei dem Capitän zu Hülfe geeilt, ohne daß er dazu aufgefordert worden sei, und fragte dann: „Was ist denn aber daran gesetzwidrig und unrecht?" — „Sie haben mich durch Ihre unberufene Hülfe um den Preis bei'm Steeple-Chase gebracht; denn ich würde ihn gewonnen haben, wenn Sie mich in Frieden gelassen hätten," erwiederte Mondwell. — Die Zeugen bestätigten, daß der Capitän und sein Pferd im Falle nicht die geringste Contusion erhalten hätten, daß sie also leicht und ohne Hülfe wieder auf die Beine gekommen sein würden, und daß endlich, hätte die Sache auf diese Weise ihren ruhigen Gang behalten, Mondwell, welcher vor seinen Concurrenten zehn Minuten voraus war, unfehlbar den Preis gewonnen haben würde. Die Richter erklärten mit Salomo's Weisheit, daß Derjenige, welcher den Schaden veranlaßte, ihn auch zu ersetzen habe, daß folglich Sir Edward Acerby zu verurtheilen sei, dem Capitän Mondwell den Werth des Steeple-Chase-Preises und der Privatwetten zu zahlen. Die zu ersetzende Geldsumme betrug nicht weniger als 3200 Pfd. Sterl. (fast 22,000 Preuß. Thlr.).

(In Paris) lebt ein armer, blinder Invalide, der alle napoleonischen Schlachten mitmachte, und der jetzt das allgemeinste Interesse erregt. Es ist sein Bild in Steindruck erschienen, er wird, in der alten Kürassiruniform von einem Kinde geführt, und darunter stehen die schönen Verse von Victor Hugo *):

Aveugle comme Homère et comme Bélisaire,
N'ayant plus qu'un enfant pour guide et pour appui,
La main qui donnera du pain à sa misère,
Il ne le verra pas. . . . Mais Dieu le voit pour lui.

(Neues Spiel.) Vor einigen Wochen fuhren zwei Engländer auf dem Dampfschiffe von Koblenz nach Köln. Beide plagte, ungeachtet sie eine Rheinreise machten, die Langeweile. Als Mittel dagegen schlug einer von diesen Engländern ein Spiel vor, das ihm so eben eingefallen sei. Sie setzen sich, fordern Zucker, theilen das ihnen dargebrachte Stück in zwei Theile, und legen Jeder eins vor sich und eine Guinee zur Gesellschafterin dabei. Wessen Stück nun zuerst von einer Fliege besucht wurde, der hatte das Goldstück gewonnen. Dieser Zeitvertreib wurde lange Zeit fortgesetzt, denn die Fliegen ließen sich gerade nicht sehr bitten, zu erscheinen. Daß die übrigen Reisenden herzlich lachten, bedarf wohl keiner Andeutung. Die Engländer dagegen saßen mit einer sehr ernsthaften Miene — ihre Blicke auf den Zucker gerichtet — und scheuten sich förmlich Athem zu holen, weil dadurch leicht eine der heranziehenden Glücksentscheiderinnen verscheucht werden konnte. — So etwas thut auch nur ein Engländer, und wir wollen nicht hoffen, daß dieses Spiel bei uns Aufnahme findet, denn sonst wird die Zahl der als verboten zu bezeichnenden Spiele um eins vermehrt.

(Mlle. Rachel) hat unlängst über ihre Rivalin, Dem. Mariме, welche Jules Janin mit Allgewalt in die Höhe

*) Blind ist er wie Homer und blind wie Belisar,
Hat nur ein schwaches Kind zur Stütze und zum Stab;
Die Hand, die seiner Noth ein Stückchen Brod reicht dar,
Er sieht sie nicht — der Herr, er sieht auf sie herab.

bringen will, in Schiller's „Maria Stuart" einen Triumph gefeiert. Die Arme wagte es mit ihr, in die Schranken zu treten. Da erwachte der alte Künstlerstolz des genialen Mädchens, sie erzürnte ob der Frechheit des Schützlings ihres ehemaligen Freundes, und in einem zornerglühten Anfing rief sie ihr als Stuart zu: „Auf die Knie gefallen, denn ich bin hier Königin!" Mlle. Marime, niedergedonnert, verlor das Gleichgewicht, stammelte und konnte sich kaum erholen, so wahr, so siegend war das Spiel ihrer Nebenbuhlerin. Janin saß in der Loge, und war vernichtet, als das Publicum jubelte. Aber Mlle. Rachel selbst hat auch ihr Hausleid und auch durch Liebe. Kann denn uns kein Gott von dieser lästigen Göttin befreien? Mlle. Rachel spielt mit der Liebe, wie ein Kind mit dem Feuer; weiß nicht, daß dies nicht allein eine schöne Farbe hat, sondern auch brennt. Oft freilich ist sie schmetterlingsartig genug. Neulich, in Lyon, bemerkte sie einen schönen, jungen Mann, israelitischer Religion, wie die Commis-Annoncen sagen, der ihr für den Augenblick gefiel. Der junge Mann schien die Leidenschaft zu theilen. Nach Paris zurückgekehrt, fuhr es ihr durch den Kopf, daß sie wohl den jungen Mann heirathen könnte, sie theilte es ihrer Mutter mit, und diese ließ ihr freie Wahl, insofern sie ernstlich gesonnen sei, ihn zu heirathen. Der junge Mann erhielt einen Brief. Vor Freude triefend, mit Erlaubniß zu sagen, kam er nach Paris und warf sich seiner Göttin zu Füßen. Aber kaum war er acht Tage hier, so fühlte sie Reue und der gute Jüngling kehrte liebeleer nach Hause. — Auf diese Art verdirbt man in Paris doch auch seinen Ruf. — In jüngster Zeit machte ihr Veron von Constitutionnel, dieser alte Lovelace, stark den Hof. War es Ernst, Leichtsinn oder Sehnsucht nach Herzensverrückung, wie dies oft bei Künstlerinnen geschieht, Rachel schrieb wieder Briefe und Veron war so ungalant, sie einigen Journalisten unter dem Gelöbniß der Discretion zu zeigen. Dies war genug, und die ganze Stadt erfuhr es. Mehrere Journale sprachen laut davon, der „Charivari" hatte einen fürchterlich beißenden Artikel über sie, und bei der vorletzten Vorstellung wurde sie mißbilligend vom Parterre empfangen. Sie ging jedoch trotz alle dem siegreich aus dem Kampfe, und bei der letzten Vorstellung der Stuart riß sie das Publikum zu einem Applaus hin, der an Wahnsinn grenzte. Beiläufig gesagt, mag die Rachel im Ganzen keine gute Partie sein, sie ist Künstlerin sogar im Privatleben und würde es auch in der Ehe sein. Von all' dem vielen Geld, das sie verdient, bleibt ihr nur wenig, ein Landhaus, das sie sich für die Summe von 50,000 Frs. kaufte und einiges Geschmeide ausgenommen. Sie soll sehr viel in Geschenken verschleudern, und trotz ihrer Eltern das Geld nicht schätzen.

(Bestrafter Geiz.) Ein alter Mann in Paris, der sich von dem Verkauf von Journalen und Theaterzetteln vor den Thüren der Schauspielhäuser und im Posthof nährte, war dieser Tage an einer Halsentzündung erkrankt. Der herbeigerufene Arzt verordnete 20 Blutegel; allein der alte Mann fand den Aufwand von 4 Frcs. für 20 Blutegel zu groß. Am andern Tage war er todt, und als der Arzt den Leichnam untersuchte, fand er auf der Brust, zusammengerollt und von den Fingern des Todten krampfhaft umschlossen, eine Summe von mehr als 8000 Frcs. in Banknoten und Goldstücken. Der Geizhals wurde in dem Leichenwagen der Armen beerdigt, und sein Vermögen fiel dem Fiskus anheim.

(Selbstmörder auf der Eisenbahn.) Innerhalb vierzehn Tagen ereigneten sich auf den belgischen Eisenbahnen zwei gräßliche Beispiele raffinirten Selbstmordes. Ein Mann warf sich der Länge nach auf die Eisenschienen, in dem Momente, wo der Wagenzug heranrasselte; die gräßlichste Zerschmetterung erfolgte im Augenblicke. Das Entsetzensgeschrei, welches die Journale hierüber ausdrückten, hat nichts zur Folge gehabt, als daß wenige Tage darauf ein Anderer (ein Gärtnerbursche von 21 Jahren) demselben Beispiele folgte.

(Schon wieder eine Bestie, die aus der Rolle gefallen.) In dem Theater in Löwen hätte am 14. November ein furchtbares Unheil geschehen können. Die Löwin des Hrn. Ponsolle zerbrach nämlich plötzlich die Stangen ihres Käfigs und sprang in das Parkett, indeß die Geistesgegenwart des Hrn. Ponsolle beugte dem Unheil vor. Er packte das Thier bei den Pfoten, gab ihm einen gewaltigen Faustschlag und brachte die Löwin so zum Gehorsam zurück.

(Ein sehr schöner afrikanischer Löwe,) der dem Marquis von Waterford gehörte, ist von der zoologischen Gesellschaft in London für die Menagerie im Regentspark gekauft worden, die jetzt 5 Exemplare jener Thiergattung besitzt. Dieser Löwe ist vom Schweif bis zur Schnauze 12 englische Fuß lang, und einer der schönsten, den man in England bisher gesehen hat.

(Die zehn Brücken in Paris, auf denen Wegegeld bezahlt werden muß,) haben zusammen 8,440,000 Franks gekostet, und sie bringen gegenwärtig 8,510,000 Franks jährlich ein.

Anzeige.

Beim herannahenden Jahresschluß werden folgende Kalender auf 1842 in gütige Erinnerung gebracht:
Bremischer Hausbedarf mit 15 Bildern 6 Gr. Sedez- oder Waschkalender 2 Gr. Comptoir-Kalender 6 u. 12 Gr. Tafel-Kalender 2 u. 6 Gr. Schürzen-Kalender 8 Gr.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 97.

Bremen, Sonntag den 5. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1104. Den 1. December. Des Krameramtsgenossen Johann Jacob Wolfgang Kister Sohn, 4 Monat; Brautstr. Nr. 15.

– 1105. Den 2. — Der Mascopsträger Christoph Frerking, 33 Jahr; Ansgariithorswallstraße Nro. 16.

– 1106. Den 2. — Luise Kurbach, 22 Jahr; Blöten Gang Nr. 4.

Nro. 1107. Den 3. — Des verst. Accisebeamten Hermann Nettmann Wittwe, geb. Storch, 57 Jahr, Ansgariithors-Contrescarpe.

— 1108. Den 3. — Des Schirrmeisters Johann Heinr. Heins Ehefr., geb. Cyriacus, 52 Jahr; Osterthorssteinweg Nr. 16.

Geburten:

Nro. 1415. Den 29. November. Des Arb. Cord Hinrich Feldhusen Ehefr., geb. Niemann, gr. Johannisstr. Nr. 52; von einem Knaben.

– 1416. Den 29. — Des Arb. Christ. Ohm Ehefr., geb. Wessels, gr. Johannisstr. Nr. 200; von einem Mädchen.

– 1417. Den 29. — Des Arb. Lüder Strohmeyer Ehefr., geb. Kumpfer, in der Wisch Nr. 2; von einem Mädchen.

– 1418. Den 29. — Des Tischlers Caspar Winters Ehefr., geb. Schnau, vor Stephanithor Nr. 1; von einem Mädchen.

– 1419. Den 1. December. Des Amtsfischers Julius Friedrich Hilgerloh Ehefr., geb. Fuhlriede, auf der Hofe Nr. 3; von einem Knaben.

Nro. 1420. Den 1. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Christ. Frese Ehefr., geborne Sengstack, Steinthorssteinweg Nr. 6; von einem Mädchen.

— 1421. Den 1. — Des Lithographen Georg Justus Hunckel Ehefr., geb. Meyer, Papenstraße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1422. Den 2. — Des Leinenhändlers Carl Heinrich Niemeyer Ehefr., geb. Otten, Schnoor Nr. 15; von einem Knaben.

— 1423. Den 2. — Des Schuhmachermeisters Johann Heinrich Windels Ehefr., geborne Rosken, gr. Johannisstr. Nro. 249, von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 509. Der Schiffsmäklergehülfe Carsten Lankenau und Gesina Wobetha Koch. Beide von hier.

– 510. Der Steuermann Herm. Tervehr, genannt Fehrmann und Margarethe Henriette Siebert hieselbst.

– 511. Der Steuermann Heinrich Carl Biermann u. Beta Margar. Dohrmann hieselbst.

– 512. Der Kunstgärtner Johann Julius Christoph Heuer und des verst. Cigarrenmachers Joh. Christ. Sparre Wittwe, Johanna Dorothea Marie, geb. Jung hieselbst.

– 513. Der Mobilienhändler Joh. Friedr. Ulrich und des verst. Arb. Joh. Jürgen Hartmann Wittwe, Metta Margar. geb. Kolle hieselbst.

Nro. 514. Der Arb. Joh. Heinrich Albrecht Wulff und des verst. Strumpfwebers Joh. Christoph Kreutziger Wittwe, Johanna Georgina geb. Ackermann.

— 515. Der Tonnenmachergesell Justus Wessels und Becka Margaretha Christoffers hieselbst.

— 516. Der Tischlergesell Hinrich Philipp Iden hies. und Margaretha Leese aus Vegesack.

— 517. Der Schneider zu Hastedt Jürgen Heinrich König und Anna Funke daselbst.

— 518. Der Speisewirth Georg Christian Wentzien und des verst. Landmanns zu Thedinghausen Joh. Hinr. Tebelmann Wittwe, Becka, geb. von Salzen.

Der

Bürger-Freund,

ein

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 98.

Bremen, Donnerstag den 9. December 1841.

Aus Spanien.

Von F. Freiligrath.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor *).

Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen,
Der Dampf verflog, die Schüsse sind verhallt;
Nur hier und dort steht einsam noch ein Haufen,
Im Auge Zorn, die Hände starr geballt;
Husaren zieh'n; — ein Tag der Schmach war Euer!
Ihr goßt das Blei, das seine **) Brust zerriß!
Ihr schoßt es ab! Euch galt sein Wort: Gebt Feuer!
. . . . **Exoriare aliquis!"**

„Gebt Feuer!" — ja, das hat er oft gesprochen,
Wenn er zu Roß durch eure Reihen flog,
Wenn zu der Hufe ungeduld'gem Pochen
Er nun sein Schwert, das makellose, zog!
Für Spaniens Heil, für eurer Waffen Ehre,
Wie hat er stets zu führen euch gewußt!
Heut' lenkt' er wieder eure Feuerröhre,
— O Gott, auf seine eigne Brust!

Und wer verdammt' ihn? — Er, der jetzt das Ruder
Des morschen Staats in ehr'nen Händen hält!
Der Waffenbruder seinen Waffenbruder!
Nicht wahr — sie schliefen in demselben Zelt?
Ihr saht sie rasten oft in Einer Scheuer?
Aus Einem Becher tranken sie? — Gewiß!
Ihr saht es oft! — O Gott, und heute? — „Feuer!
. . . . **Exoriare aliquis!"**

So war sein Wunsch: „Laßt mich zu Pferde sitzen!
Ja, laßt mich steigen auf mein liebstes Pferd!
Noch einmal gern säh' ich mein Schwert erblitzen,
So wie es Reitern aus der Scheide fährt!
Den ich im Kampf erblickt auf tausend Seiten,
Dem ich seit Jahren dreist die Stirne bot,
Auch jetzt dem Tod möcht' ich entgegen reiten —
Gern stürb' ich einen Reiterstod!"

Er starb ihn nicht — er ward hinaus gefahren!
Gesenkten Halses blieb daheim sein Roß;
Dicht lag der Staub auf seinen Mähnenhaaren,
Indeß man draußen seinen Herrn erschoß!
Einförm'gen Hufschlags trat es sein Gemäuer —
Ha, lieber wahrlich knirscht' es in's Gebiß,
Und stampfte wiehernd in den Zuruf: — „Feuer!
. . . . **Exoriare aliquis!"**

Schlank, hoch und herrlich trat er aus dem Wagen;
Dann küßt' er brünstig ein Marienbild.
„In allen Schlachten hab' ich dich getragen:
Was du vermochtest hast du treu erfüllt!
Die dich mir gab, mein Weib hat dich gesegnet,
Geh' zu ihr heim — gethan ist deine Pflicht!
Du lenkst die Kugeln, so die Wahlstatt regnet,
Der Richtstatt Kugeln lenkst du nicht!" —

Dann, daß kein Blei an ihm vorüberpfeife,
Gab er den Schützen selber ihren Stand,
Und wies sie an und richtete die Läufe,
Und riß sich auf sein blitzend Kriegsgewand;

*) Aus unsern Gebeinen wird ein Rächer erstehen.
**) Diego Leon's.

Gab Ring und Kreuz dem Freunde drauf: — „Du Treuer!
Dies dem Regenten — meinem Weibe dies!
Zerbrich mein Schwert! Was zaudert ihr? Gebt Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!“

Die Salve fiel: — was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel: — sein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feu'r!“ — Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht! —
So war sein Tod! Ich heiß' ihn einen schönen!
Es war ein muth'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse dröhnen,
Dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall.

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt;
Ob Jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Drum auch: — Soll ja, was Jener ernst gesprochen,
Jetzt oder später in Erfüllung gehn,
Soll aus der Opfer blutbespritzten Knochen
Ein Held ein Rächer flammend auferstehn: —
Nicht sei's für sie! Was Einzelnen Altäre!
Dir nur, o Spaniens kriegszerriß'ne Mark,
Dir nur, du Land altritterlicher Ehre,
Zwei Arme wünsch' ich, fest und stark.

Unselig Land, dich wollt' ich, daß sie rächten;
Du liegst und stöhnst — kein Helfer tritt heran.
Du gleichst dem Stier in deinen Stiergefechten,
Der blutend zuckt und doch nicht sterben kann.
Die Völker sehn's, sie stehn geschaart im Kreise!
Daß er dich rette — tritt kein Einz'ger vor?
Ein Matador! — Wen lüstet nach dem Preise? —
„Ein Reich für einen Matador!“

Nicht, daß er vollends dich zum Tod verwunde —
Nein, daß er heile deine Wunden dir!
Noch ist es Zeit! — Noch hast du Kraft! — Gesunde!
Wirf deine Quäler, Andalusia's Stier!
Noch wehn in Büscheln deines Hauptes Haare,
Dein Auge glüht, scharf noch ist dein Gebiß!
Ein Matador! — Wer wagt's? — — Exoriare!
Exoriare aliquis!

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

Erzählung von August Palmer.

Am Sylvesterabend des Jahres 1836 hatten sich zu Hamburg in dem eigends dazu gemietheten Salon eines der namhaftesten Gasthöfe mehrere Freunde versammelt, um daselbst unter sich ganz ungestört die Neujahrsnacht zu feiern. Die Gesellschaft bestand aus einigen jungen Schriftstellern und Künstlern, die gewöhnlich an einem bestimmten Abend in jeder Woche sich hier versammelt fanden, und bei Wein oder Punsch ihre Herzen in heitern Gesprächen über Kunst und Literatur, in humoristischer Auftischung von Tagesneuigkeiten oder in Schilderung eigener Lebensabenteuer auszuschütten pflegten, wobei sie keine Gefahr liefen, von profanen Ohren belauscht zu werden.

Seit einem halben Jahre hatte sich der kleine Verein um ein neues Mitglied vermehrt, das gleichsam den Dirigenten des Kreises vorstellte. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, der, nach langer Abwesenheit erst kürzlich wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt, sich mit einem ansehnlichen Vermögen nun bleibend hier niedergelassen hatte, um von seinen mannigfaltigen zu Wasser und Land erlebten Schicksalen auszuruhen. Als großer Verehrer der Kunst und als unterhaltender Erzähler überall willkommen, war ihm auch in diesem muntern Zirkel die freundlichste Aufnahme geworden; zudem behagte ihm eine Gesellschaft lebenslustiger junger Leute viel mehr, als die von Männern seines, oder eines noch vorgerückteren Alters.

Die Flaschen und Becher standen bereits in schönster Parade aufgestellt; Teller voll Austern, Sardellen, Caviar, Wildpret und zierlichem Backwerk in Durst und Appetit reizendem Wechsel dazwischen. Man erwartete nur noch Freund Peregrin, unter welchem Namen unser eben geschildertes neuestes Mitglied aufgeführt worden war, und mit dem er sich, ein Feind aller Complimente, auch am Liebsten anreden hörte.

„Gott! ich bemerke so eben“ — rief ein junger Dichter — „daß wir unserer gerade zwölf sind; kommt

jetzt noch Freund Peregrin, so sitzt die ominöse Zahl dreizehn hier an der Tafel! Wir sollten lieber einen unserer Bekannten noch mehr einladen!"

„Schäme Dich, abergläubiger Poet" — rief ihm der tiefe Baß eines Theatersängers zu — „sind nicht alle Altweibermährchen und philisterhaften Ansichten auf's Strengste in unserm Vereine verpönt?"

In diesem Augenblicke kam Peregrin herein und entschuldigte sich wegen des längern Ausbleibens. „Ich habe diesen Abend eine alte Bekanntschaft wieder erneuert, dies ist die Ursache meines spätern Kommens. Doch davon nachher! Setzen wir uns, meine Freunde, und laßt uns vorerst die hier in diesen Flaschen gebannten Geister befreien und diesen duftenden Gerichten ihr Recht wiederfahren!"

Die Gläser klangen, Teller klirrten, Messer und Gabeln hieben und stachen voll Bravour darein, es herrschte während einer Viertelstunde ein nur selten durch Worte unterbrochenes Schlachtgetöse, aber bis die erste Begierde des Tranks und der Speise gestillt war, begannen die von den Zähnen zum Schweigen gebrachten Zungen sich auch geltend zu machen. Derbe Witze, interessante Anekdoten, fröhliche Abentheuer wurden aufgetischt, dazwischen mit den Gläsern fleißig angeklungen und Toaste ausgebracht.

„Freund Peregrin," — rief Einer aus der Gesellschaft — „Du bist uns noch die Erzählung Deiner Reiseabenteuer schuldig, deren Du doch einen hübschen Vorrath beisammen haben mußt, da Du vierzehn Jahre lang von der Heimath abwesend bliebst. Die Reihe ist nun an Dir, uns zu regaliren!"

„Ja" — rief der Dichter — „gieb uns etwas zum Besten! Wer weiß, vielleicht bietet mir eines Deiner Erlebnisse Stoff zu einem Lustspiele oder einer Novelle!"

„Erzähle, erzähle!" riefen Alle einstimmig.

„Da wir gerade" — nahm Peregrin das Wort — „heute Sylvesterabend haben, so wird es Euch, meine Lieben, vielleicht nicht uninteressant sein, zu vernehmen, wie und wo seit meinen vierzehnjährigen Odyssensfahrten ich jedesmal die Neujahrsnacht zugebracht habe? Nur fürchte ich, mein Bericht wird zuweilen die Gränzen Eurer Geduld überschreiten."

„Nein, gewiß nie!" — riefen die Freunde — „Du weißt ja, wie gern wir Dir immer zuhören. Je länger, desto besser von Dir! Zudem ist es ja erst 9 Uhr und wir haben darum noch genugsame Zeit vor uns!"

„So macht Euch also" — erwiederte Peregrin — „auf eine wunderliche Chronologie gefaßt!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Dombau zu Köln.

(Fortsetzung.)

Eine Zeit voll religiöser Wärme hatte diesen Gedanken vorbereitet und ergriff ihn glühend: die zahllosen wohlbegüterten Klöster; die mächtigen Prälaten, denen die schönsten Landschaften gehorchten; die volkerfüllten, reichen Städte; Fürsten und Kaiser — alles wetteiferte an der neu erwachten Flamme zu Gottes Ehre zu schüren. Von der Mitte des 13ten bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts sind die schönsten Dome emporgestiegen, langsam sank die Kunst, mit den Zweifeln und dem Zwiespalt der Reformation erlosch der Sinn dafür. Köln, der Mittelpunkt dieses Kunstlebens, war bedacht gewesen auch das großartigste Zeugniß derselben aufzustellen. Seine Domkirche, dem heil. Petrus geweiht, ehrwürdig als eine Stiftung Karls des Großen, hatte von Friedrich Barbarossa ein kostbares Heiligthum erhalten, die Leiber der drei Könige, 1162 bei der Zerstörung Mailands von da weggeführt. Friedrich, der seinem Vorbild dem großen Karl die Heiligsprechung erwirkt hatte, um dem Kaiserthum gleich dem Papstthum eine selbständige Heiligkeit zu gewinnen — dieser Friedrich, oder aus seinem Mund sein Oheim, Bischof Otto von Freisingen, war der Ansicht, Christus sei durch die Anbetung der drei Könige zum Kaiser erhoben worden; nicht allein wer die dreifache, nein auch wer die Kaiserkrone trage, sei Jesu Statthalter, und in den Leibern seiner heiligen Lehensmänner, die er nun an seinem deutschen Rhein, in seinem rheinischen Rom hatte, waren ihm gegen das Rom an der Tiber starke Bundesgenossen erwachsen, Köln aber nahm die drei Kronen ins obere Feld seines Wappenschildes, und reiche Gaben strömten der heiligen Stätte zu. Schon 30 Jahre nach Friedrichs Tod hatte Erzbischof Engelbert den Plan gefaßt, über derselben ein neues prachtvolleres Gotteshaus zu errichten; ein Brand, der 1248 den alten Bau verzehrte, beschleunigte die Sache; noch im selben Jahr legte der Erzbischof, Konrad v. Hochstetten, den Grundstein. Der Dom erhebt sich am nördlichen Rand eines Hügels, der etwa die Mitte der Stadt bildet und eine freie Aussicht auf den Rhein und die Gebirge jenseits gewährt; di

Steine lieferte der Drachenfels, mit welchem der Strom oberhalb Bonn die Gebirge verläßt. Der Plan entsprang aus dem Haupt eines Mannes, dem wir vielleicht den Namen des Meisters Gerhart beilegen dürfen. 459 Fuß ist die Länge des Riesenbaues, 500 sollten die Thürme hoch werden, 146 das Chor und das Hauptschiff, 200 der Dachfirst; die Breite des Gebäudes, das Schiff mit den doppelten Seitenschiffen, sollte 180, im Kreuz 290 betragen, die Breite der Vorderseite, aus der sich die beiden Thürme erheben, 100 Fuß.

Langsam nur schritt unter den bürgerlichen Stürmen der nächsten Jahrhunderte das Werk fort, zuletzt erlag es dem Fluch, der über Deutschland gesprochen schien und aus so vielen unvollendeten Domen redet. Fertig ist zur Stunde nur das Chor, eingeweiht 1322; sodann ein Theil des nördlichen Seitenschiffs, und vom südlichen Thurm ein Drittel; seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts hat Niemand an die Fortsetzung, kaum Jemand an die Erhaltung dieses unschätzbaren Denkmals gedacht, und doch kann es, wie alles Menschenwerk, nur durch fortgesetzte Aufmerksamkeit vor der Zerstörung bewahrt werden. Der Vandalismus der hochmüthigen Aufklärungszeit hatte es nicht allein zerfallen lassen, sondern selbst unersetzlicher Zierrathen beraubt, wie des wundervollen Tabernakels, das mit dem reichsten Schmuck vom Boden der Kirche bis zum Gewölb emporstieg, und 1766 ohne Noth zerschlagen und in den Rhein geworfen ward. Was Napoleon für die Wiederherstellung und den Weiterbau thun wollte, unterblieb, weil die französischen Baukünstler seiner Zeit gleich Vasari diesen Geschmack gothisch, barbarisch fanden, und so war vor einem Menschenalter der verwaiste Dom seinem gänzlichen Verfall nahe. Aber die Zeit hatte einen Sinn gereift, der solche Schätze zu würdigen wußte; schon seit 1807 arbeitete namentlich Sulpiz Boisserée an dem prachtvollen Bilderwerk, das die Welt mit diesem Kleinod bekannt machen sollte, und seit dem genannten Jahr geschah auch Einiges für Ausbesserung. Ernstlich wurde, da das Gebäude die Theilnahme König Friedrich Wilhelms III zu gewinnen wußte, seit dem Aufhören der französischen Herrschaft gearbeitet: von den 220,000 Thalern, die zwischen 1824 und 1835 verwendet worden sind, verdankt man beinahe drei Viertel der Freigebigkeit jenes Fürsten. Seit 1821 ist ein eigener Dombaumeister angestellt, und eine Steinmetzenhütte hat sich wieder herangebildet. (Schluß folgt.)

Die Masern und die Pflege der Masernkranken *).

Masern nennt man eine eigenthümliche fieberhafte Hautkrankheit, welche (so wie die Blattern) aus dem Oriente, wo überhaupt Hautkrankheiten der verschiedensten Art in großer Menge zu finden sind, zur Zeit der Kreuzzüge mit den zurückkehrenden Pilgern und Kriegern zuerst nach Europa kam, und seit jener Zeit immer bald an dem einen, bald an dem andern Orte, meistens nach einer Zwischenzeit von mehreren Jahren (gewöhnlich nicht unter 5 Jahren) zu einer herrschenden wird, was man mit dem Ausdrucke Masern-Epidemie bezeichnet. Die Masern verbreiten sich durch Ansteckung, sobald die Beschaffenheit der Luft von solcher Art ist, daß sie die Fortpflanzung begünstigt, und Personen, welche für die Ansteckung empfänglich sind mit dem Ansteckungsstoffe in Berührung kommen. Es läßt sich nicht ausmitteln woher es kömmt, daß die Beschaffenheit der Luft zu einer Zeit die Verbreitung der Masern begünstigt, und zu einer andern nicht: soviel indessen ist gewiß, daß die Masern dann um so leichter sich ausbreiten, wenn das Wetter von solcher Art ist, daß es leicht Schnupfen veranlaßt, also feucht und wechselnd in der Temperatur; auch verlaufen sie im Ganzen dann nicht so günstig, als in trockener Sommerzeit. Um die günstigere Jahreszeit sich auswählen zu können, und auch weil Erwachsene meistens schwerer daran erkranken als Kinder, hat man versucht, die Masern, sowie ehemals die Blattern, zu impfen. Man schloß sehr richtig, daß sie dadurch ebenso gemildert werden würden als die Blattern, da man die günstigsten Verhältnisse der Jahreszeiten, des Lebensalters, und des zeitigen Befindens auswählen könnte; die Impfungen haben auch günstigen Erfolg gehabt (nach dem 6. Tage traten zuerst leichte Fieberbewegungen ein, und die Krankheit verlief sehr leicht); allein weder Aerzte noch Eltern haben für nöthig gefunden, auf größere Ausdehnung der Masernimpfung bei Kindern zu dringen, da die Krankheit meistens sehr gutartig ist, und nur bei solchen bösartig zu werden pflegt, welche eine sehr scrophulöse Constitution haben, und daher zu Drüsenkrankheiten, Augenkrankheiten und Brustkrankheiten disponirt sind. Man wird leicht be-

*) Das häufige Vorkommen der Krankheit hieselbst veranlaßt den Bürgerfreund diesen gütigst von einem unsrer Leser eingesandten Artikel aufzunehmen.

greifen, daß solche Constitutionen auch dann stärker afficirt werden würden, wenn man ihnen die Masern einimpfte; ja man müßte bei ihnen die Impfung geradezu widerrathen, weil unter zweckmäßiger diätetischer und medicinischer Pflege ihre Constitution von Jahr zu Jahr sich bessert, mithin der Verlauf der Masern in späterer Zeit günstiger sein wird, als wenn man sie frühzeitig ihnen einimpfte. Allerdings tritt im achtzehnten bis ein und zwanzigsten Jahre wiederum ein Zeitraum ein, wo die Masern solchen Constitutionen gefährlich werden können; allein bis zu jener Zeit haben die meisten Menschen die Masern schon überstanden.

Die Ansteckung geschieht durch unmittelbare Berührung, durch Aufenthalt in der Nähe von Masernkranken, Berührung ihrer Kleider, und durch Einfluß der mit vielem Masernstoffe angefüllten Atmosphäre. Kinder werden am leichtesten davon angesteckt, Erwachsene seltener, theils weil bei ihnen die äußere Haut und die Organe des Athemholens derber, also für Ansteckung weniger empfänglich sind, theils weil viele Erwachsene die Masern in den Kinderjahren schon überstanden haben, und die Krankheit (wenige Ausnahmen abgerechnet) den Menschen nur einmal befällt. Die Masern verbreiten sich nie so regelmäßig, daß sich ihr Fortschreiten von Haus zu Haus und von Straße zu Straße verfolgen läßt, was man zuweilen bei Scharlach und ehemals auch bei den Blattern beobachtete; der Ansteckungsstoff scheint flüchtiger zu sein als bei den eben genannten Krankheiten, und daraus erklärt es sich, daß die Krankheit oft in sehr verschiedenen Theilen einer Stadt oder eines Dorfes nach kurzer Zwischenzeit erscheint, und die dazwischen liegenden Häuser lange und vielleicht gänzlich verschont; aus demselben Grunde erklärt es sich aber auch, daß selten die andern Kinder einer Familie verschont bleiben, wenn eins daran leidet: wir finden häufig fünf, sechs und mehr Geschwister gleichzeitig krank, was bei dem Scharlach in dem Maaße nicht der Fall ist.

Wenn in einer Zeit und an einem Orte wo Masern herrschen, Kinder, welche die Masern noch nicht überstanden haben, an Schnupfen und trockenem Husten leiden, so muß man sich schon darauf gefaßt machen, daß sie vielleicht nächstens daran erkranken werden. Wenn dann der Husten immer zunimmt, die Augen ein eigenes Ansehn bekommen, gleichsam als wären es Glasaugen; wenn sie sich röthen, brennen und thränen, auch wohl Schmerz in der Stirne hinzukömmt, und dann Fieberhitze eintritt, welcher ein durch den Rücken laufender Frostschauder nicht selten vorher geht, so ist es wahrscheinlich, daß die Masern am vierten Tage ausbrechen werden; zuweilen dauert dieser Zeitraum aber auch länger, und namentlich geht bei Erwachsenen zuweilen lange Zeit ein trockener Husten vorher. Das Fieber tritt in der Regel Abends ein, wiederholt sich an den folgenden Abenden, der Husten bleibt trocken, und nimmt immer zu, bis der Ausbruch erfolgt ist (er hat einen eigenthümlichen Ton, klingt jedoch bei Kindern, welche früher an Croup litten, zuweilen croupähnlich); dann wird er feucht und etwas gelinder. Der Ausbruch ist zuweilen von Nasenbluten begleitet, bei Kindern auch zuweilen von Erbrechen; beides ist in diesem Zeitraume der Krankheit keineswegs ein böses Zeichen. Die Masernflecke zeigen sich fast ohne Ausnahme zuerst im Gesichte, welches dabei anschwillt, und aufgedunsen erscheint, und zwar erscheinen die ersten in der Regel in der Gegend des Gesichtes, welche sich zwischen dem Auge und dem Nasenflügel befindet. Eine genauere Beschreibung der Masernflecke wird hier absichtlich nicht gegeben, denn da der Ausschlag mit manchen anderen Ausschlägen viel Aehnlichkeit hat, so würde die Beurtheilung eines Nichtarztes doch stets sehr unsicher bleiben. Es ist in jedem Falle, und wäre er auch noch so leicht, die Hinzuziehung eines Arztes dringend zu rathen, damit dieser entscheide, ob die Krankheit wirklich Masern sind, und ob man mit diätetischen Mitteln ausreicht, oder ob Arzneimittel erforderlich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Privatconcert.

In dem letzten Privatconcert erfreuten wir uns wiederum des kunstreichen und zugleich so seelenvollen Gesanges der Madame Schmidt. In der Righini'schen Arie konnten wir die Kunstfertigkeit bewundern, mit der sie die größten Schwierigkeiten überwand, in der Rossini'schen Cavatine das reine Metall ihrer melodiösen Stimme, und zum Schlusse den Vortrag der Töne des deutschen Liedes, welche sowohl in der Poesie als der musikalischen Composition unsern Nachbarn unerreichbar geblieben sind. Der lautgespendete Beifall wird nachhaltig sein, da er auf soliderer Grundlage beruht, als auf dem Reiz der Neuheit oder auf Künsteleien, die manchmal den Nichtkenner eben so sehr bestechen, als

sie dem gebildeten Geschmack widerwärtig sind. Auch Herr Schmidt hat bewiesen, daß wir in ihm einen tüchtigen Violinisten besitzen. Es ist zu erwarten, daß die von dem Künstlerpaare angekündigten musikalischen Soireen unter dem musikliebenden Publicum eine lebhafte Theilnahme finden werden, indem man sich wahrhafte Kunstgenüsse davon versprechen darf.

Beethoven's herrliche Pastoralsymphonie, vielleicht die populärste seiner Symphonien, wurde von unserm Orchester vortrefflich ausgeführt, besonders die beiden ersten Abtheilungen derselben. Es wäre gewiß passender, der Symphonie in der Anordnung des Programms den letzten Platz zu geben und mit ihr die zweite Abtheilung des Concerts auszufüllen, indem die Töne dieser classischen Musik nicht so schnell aus dem Ohr verklingen, daß man im Stande wäre, sich den nachfolgenden Musikstücken mit ungetheilter Aufmerksamkeit hinzugeben, und leicht wird das präoccupirte Gemüth ungerecht gegen das nachfolgende Neue. Eine Beethoven'sche Symphonie weiß sich schon in ihre Rechte einzusetzen.

* Eingesandt.

Nachdem das hiesige Publicum am 28. November d. J. durch die Gratisbeilage zur Bremer Zeitung sich mit einer Sonntagslectüre hat unterhalten können, wäre es wohl an der Zeit, daß die im Jahre 1837 bei Herrn Heyse erschienene Broschüre „Ueber das Verhältniß der freien Hansestadt Bremen zum deutschen Zollverein. Von einem Bremer Kaufmann," durch eine neue Auflage dem Publicum zugänglich gemacht würde, damit diese, mit ungewöhnlicher Sachkunde und großem Fleiße geschriebene Abhandlung aufs neue studirt werden könne.

Vielleicht wäre es jedoch noch zweckmäßiger, wenn die Redaction dieses Blattes den dritten Abschnitt dieser Abhandlung nach und nach hier abdrucken lassen wollte. Sie wird hiemit recht dringend dazu aufgefordert.

* Aus Nord-Amerika.

Allen Gönnern und Beförderern des Kirchenbaues in Offenburg, (Ferme osage, Missouri) die erfreuliche Nachricht, daß das gute Werk glücklich vollendet ist, und die Kirche am 3. October feierlich eingeweiht wurde. Das Gebäude ist für jene Gegend ein recht stattliches zu nennen, wo man beinahe nur hölzerne Häuser sieht, und macht sowohl von außen durch seine erhabene Lage auf einem Hügel, der in das kleine aber sehr angebaute Thal des Ferme osage hinabsieht, als auch von einem durch eine zwar einfache, aber dort doch ungewöhnliche Ausschmückung durch den Pinsel des Anstreichers einen angenehmen Eindruck. Zur Anschaffung einer kleinen Orgel macht die Gemeinde noch eine besondere Collecte. Herr Pastor Garlichs wird über die Einweihung noch nähere Nachricht geben, da dieselbe zugleich mit einer Prediger-Conferenz vereinigt war, sagt aber allen denen, die ihn unterstützt haben, daß er so weit gekommen ist, seinen innigen herzlichen Dank.

* Anfrage.

In dem neuen Stücke „Muttersegen" wird die schöne Decoration mit den Alpen im Hintergrunde aus dem „Kobold" benutzt. Warum hat Heer Engelken nicht die Güte, sie wie früher auf so kunstvolle Weise beleuchten zu lassen, da einmal die Vorrichtung dazu gemacht ist? Sie hat dann wirklichen Kunstwerth, und erinnert an die Dioramen von Gropius in Berlin. B.

* Theater.

So drückend und störend es ist wenn man in ein leeres Schauspielhaus tritt, so erfreulich ist das Gegentheil und so wurde Referent am Dienstag Abend durch den zahlreichen Besuch der Benefizvorstellung von Herrn und Mad. Pogrell aufs Angenehmste überrascht und erfreut, je weniger Vertrauen er zu den gewählten Stücken gefaßt hatte. Es ward zum ersten Mal das überall mit Beifall aufgeführte Lustspiel „der kleine Mulatte" gegeben; es ist von Th. Hell nach dem Französischen bearbeitet, fade und voll französischer hüpfelnder Leichtigkeit, doch mehr Schau- als Lustspiel zu nennen. Ob es hier gefallen hat, weiß Referent nicht da es nicht laut ausgesprochen wurde, allein es unterhält einen Abend, und wird bei wiederholter Aufführung gewiß ein volles Haus bringen und wenn sich die Mitwirkenden so viele Mühe geben wie an diesem Abend auch gefallen.

Die Hauptrollen wurden von den Herren Schlögell, Sympher und Mad. Pogrell sehr brav gegeben; die des Herrn Gysi — Ritter St. Georges — ist wohl die dankbarste und wichtigste. Herrn Gysi ist eine richtige Declamation und besonders eine deutlichere Sprache zu empfehlen; sein falscher Pathos ist übrigens oft unausstehlich.

Das Vaudeville: Dreizehn Mädchen in Uniform, ist bekannt, da es nur eine Vermehrung der weiblichen Sieben ist, erndtete aber reichen Beifall. Die Herren Edmüller, Euling und Schlögell, die drei alten Invaliden, gaben ihre Rollen sehr gut, und der ersteren eingelegte Scherze erregten allgemeine Heiterkeit; die dreizehn Soldaten waren vortrefflich einexercirt und wurden mehrfach applaudirt.

Trotz des Benefices hatten die Abonnenten Billets zu den gewöhnlichen Preisen bekommen können, was man als eine große Aufmerksamkeit rühmend erwähnen muß. Ueberhaupt ist es nicht zu verkennen daß Director und Mitglieder, ihrer schwierigen Stellung ungeachtet, es sich angelegen sein lassen das Publicum zu befriedigen und zu versöhnen.

Briefkasten.

Das Gedicht — Censur der in der Aurora abgedruckten Censur erhielten wir zu spät. Es wird in der nächsten Nummer erscheinen. Die Red.

Miscellaneen.

(Napoleon und Paër.) Napoleon beschleß während seines Aufenthaltes in Dresden im Jahre 1816 sich eine besondere Kapelle zu gründen. Alle in dieser Stadt befindlichen Künstler mußten sich vor ihm produciren. — „Madame Paër, Sie singen wundervoll. Was ist ihr Gehalt?“ — „Fünf tausend Francs, Sire;“ — „Sie sollen dreißig tausend haben. Hr. Bruys, Sie folgen mir unter denselben Bedingungen.“ — In Dresden wohnte Napoleon einer Aufführung von Paërs damals neuer Oper „Achilles“ bei. Sujet, Text, Musik, Sänger, Alles machte auf ihn einen lebhaften Eindruck. Paër wurde nun sein Lieblings-Compositeur, und er faßte den Entschluß, sich diese glänzende musikalische Notabilität jener Epoche anzueignen. Die Realisirung dieses Planes war jedoch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, denn Paër war nicht nur durch einen lebenslänglichen Contract, sondern auch noch durch Dankbarkeits-Verpflichtungen an den sächsischen Hof gebunden, dessen Kapell- und Theater-Director er seit 4 Jahren war. — Eines Tages speiste Napoleon in Dresden bei dem Grafen Alexander Larochefoucauld, man stellte ihm Paër vor. Napoleon machte ihm Komplimente über seinen „Achilles“ und erneuerte die glänzenden Anerbietungen, welche schon früher in seinem Namen gemacht worden waren. Der Maestro entschuldigte sich mit seinem Engagement beim König von Sachsen. Da sagte der General Clarke, welcher bei diesem Gespräche zugegen war, daß er ein Mittel wisse, dieses Geschäft zu arrangiren, wodurch der Maestro gegen jeden Vorwurf des Königs von Sachsen geschützt sein werde; dieses Mittel sei ganz militärisch, und bestehe darin, den Maestro mittelst guter Gensd'armen von Brigade zu Brigade hinter Napoleon herzuführen. Es war jedoch nicht nothwendig, zu dieser Gewaltsamkeit Zuflucht zu nehmen, denn in wenigen Tagen darauf ließ der König von Sachsen Paër zu wissen thun, daß er Napoleon folgen möge. Napoleon ernannte Paër zum Director der Hof-Concerte und des Theaters, mit einem jährlichen Gehalte von 28,000 Francs; dieser glänzenden Besoldung wurde noch von Napoleon selbst eine Privat-Gratification von 12,000 Frcs. beigefügt.

(Faust.) Zur Erläuterung einer Stelle in Goethes Faust:

Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut,

dient Folgendes: Salomo wurde von den Juden sehr frühe für einen großen Zauberer und Teufelsbanner gehalten. Josephus versichert, daß Salomo gewisse Beschwörungsformeln hinterlassen, mittelst deren ein gewisser Eleazar in Vespasian's Gegenwart Wunderdinge verrichtet und die den Menschen inwohnenden Teufel durch die Nasenlöcher ausgezogen habe. Auch Origenes gedenkt der von Salomo hinterlassenen Beschwörungsformeln. Ohne Zweifel sind diese der Grund von der noch jetzt bekannten „Clavicula Salomonis“ oder eines andern ähnlichen, dem Salomo zugeschriebenen Zauberbuchs; denn man hat deren mehrere. Das hebräische Original der „Clavicula“ ist sehr selten; man hat aber davon spanische, italienische, französische und lateinische Uebersetzungen, welch nicht minder von Liebhabern gesucht und theuer bezahlt werden. P. F. Arpe, „De talismanibus et amuletis“ (S. 56) versichert, daß ein Exemplar schon mehrmals mit 1000 Reichsthalern bezahlt worden sei. Umständlicher ist von dieser „Clavicula Salomonis“ gehandelt in Adelung's „Geschichte der menschlichen Narrheit“ (Bd. 6, S. 332 — 457).

(Ein Londoner Charlatan.) Es ist wohl kein Land auf der Welt, wo sich die Empiriker und Charlatane besser befinden, als in England. Um sich eine Idee davon zu machen, darf man nur einige Züge aus dem Leben kennen, welches der berüchtigte Brodum in London führt. Dieser Quacksalber ist von Hannover nach England gekommen, um daselbst einen Trank zu verhandeln, der aus lauter wunderthätigen Stoffen zusammengesetzt ist, und wie sich von selbst versteht, alle Uebel von Grund aus heilt. Die augenscheinlichste Wirkung des göttlichen Trankes ist, daß er seinem Erfinder eine jährliche Einnahme von 8000 Guineen oder 60,000 Thalern verschafft. Die Insertionsgebühren für seine Anzeigen in mehreren Zeitschriften betragen mehr denn 2000 Guineen. Seine Pferde, seine Mittagstafeln, seine Feten stehen bei der ganzen eleganten Welt in London im größten Ansehen. Einst wollte eine alte Frau vor ihn gelassen sein, und es gelang ihr, durch eine Dienerschaft von 30 Personen zu dringen, und bis zu Dr. Brodum in den Speisesaal zu gelangen, wo er eben die vornehmsten Standespersonen bewirthete. Sie wollte sich ihm zu Füßen werfen und ihm ihre Dankbarkeit an den Tag legen; allein der große Aeskulap vermerkte es sehr ungnädig, daß man ihn in seinem Vergnügen störe. Indessen gab er der Alten doch einige Gulden zum Besten und entließ sie mit den Worten: „Geht, ihr gutes Weib, und bedenkt, daß, wenn ich die Danksagungen aller deren annehmen wollte, die mir ihr Leben verdanken, alle Augenblicke des meinigen dazu nicht hinreichen würden.“

(Kirchliches.) In Berlin hatten 34 Geistliche eine Schrift unter dem Titel: „die christliche Sonntagsfeier, ein Wort der Liebe an unsere Gemeinden beim Anfange des neuen Kirchenjahrs“ drucken lassen, die verboten ward, was um so auffallender ist, da der treffliche König auf jede Weise seine Frömmigkeit bezeugt. Mehre Prediger aber hielten tüchtige Reden über die Nothwendigkeit einer strenger Sonntagsfeier. In Würtemberg sollen, wie in vielen anderen Ländern, fortan vom 1. Advent bis nach dem Erscheinungsfeste und von Fastnacht bis zum 2. Ostertag keine Trauungen stattfinden.

(Gegen Säufer.) In Westphalen sind Geistliche und Polizeiämter angewiesen, Trunkenbolde zu ermitteln, und den Schenkwirthen solche mit der Ordre bekannt zu machen, ihnen bei 5 Rt. Strafe kein Glas Branntwein zu schenken. Solche Maßregeln thun Noth, denn es kommen in Deutschland auf 100 Menschen 3 Säufer. In Preußen giebt es deren 300,000, in Nord-Deutschland überhaupt über 400,000.

(Eine kuriose Kuriosität.) In einem Raritäten-Kabinet wird unter anderen Thieren das Skelett eines Rentiers gezeigt. Der Erklärer spricht sich sehr weitläufig über die Form des Kopfes und der Füße aus, die bei einem Rentier, wenn er das 50. Jahr erreicht hat, eine eigenthümliche Gestalt annehmen.

(Zwei neue Partheien.) Die neuen Manilla-Cigarren der Regie taugen nicht viel; sie haben kein anderes Interesse, als daß durch sie zwei neue Partheien entstanden sind. Die Regie hat in den Blättern bekannt machen lassen, man müsse die Manilla-Cigarren am dicken Ende rauchen. Der Franzose, stolz und unabhängig, hat sich gegen diesen Eingriff in seine Rechte aufgelehnt. Viele, um die Regierung zu necken, rauchen die Manilla-Cigarren am dünnen Ende. In gewissen Estaminets würde es gefährlich sein, sie anders zu rauchen; man würde für einen Hofschranzen oder gar für einen Polizei-Agenten gelten. — Ich kenne die Manilla-Cigarren schon seit langer Zeit; sie sind gut und stark. So oft ich nach Havre kam, rauchte ich sehr gute bei meinem Freunde Lecorbière. Die Regie hat Recht, man muß sie am dicken Ende rauchen. Aber die, welche sie verkauft, taugen Nichts, und wenn man mich fragt, rauchen Sie die Manilla-Cigarren am dicken oder dünnen Ende, so muß ich antworten, wie in Bezug auf andere politische Partheien; Ich rauche sie an keinem Ende.

(Ein Brautpaar,) welches sich am folgenden Tage trauen lassen wollte, ging zur Beichte in St. Roch. Zufällig kam die Reihe zuerst an den Bräutigam und er sagte kurz und bündig seine Beichte her. Die Braut dagegen brachte mit dem Bekenntniß eine volle Stunde zu. Als sie sich endlich erhob und dem Geliebten mit verklärtem Gesichte entgegen trat, stieß dieser sie von sich und sagte: „Gehen Sie, Mademoiselle, und suchen Sie sich einen andern Mann; ich mag keine Person zur Frau, die so viel Zeit zum Bekenntniß ihrer Sünden gebraucht." — Der National, der diesen Vorfall erzählt, setzt hinzu, daß aus der Heirath wirklich nichts geworden sei.

(Der Menagerie-Director und seine Gemahlin.) Der Besitzer einer Menagerie, dessen Gemahlin mit eben einem solchen Thier-Cabinette im Lande herumreiste, traf zufällig mit derselben in einem Städtchen zusammen, und höchlich erfreut darüber, kündigte er dies sogleich dem Publicum durch Anschlagzettel folgender Art an: „Durch das zufällige Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeutend vermehrt, und mache ich das geehrte Publicum darauf aufmerksam."

(In London) wird, um den Geburtstag eines Mitglieds der königlichen Familie zu bezeichnen, auf den Straßen geklingelt. „Was bedeutet das Geklingel?" fragte ein Irländer auf der Gasse einen Vorübergehenden. „Ei, es ist heute der Geburtstag des Herzogs von York", entgegnete dieser." Das ist ja ein Ding der Unmöglichkeit," bemerkte der Irländer, „vor drei Tagen ist ja erst der Geburtstag seines Bruders, des Prinz-Regenten, gewesen."

(Musikalisches.) Der Director des Orchesters der großen Oper in Paris hat eine Vorrichtung erfunden, um die Choristen auf der Bühne fortwährend in gleichem Takt mit dem Orchester zu erhalten; er hat nämlich bei seinem Pulte Fußtasten anbringen lassen, die durch einen einfachen Mechanismus den Anfang jedes Taktes an die Coulissen anschlagen, so daß die Chöre in genauer Verbindung mit dem Orchester bleiben, und es den Führern derselben leicht gemacht wird, die Massen zu leiten.

(Das erste Monument) wurde in Sodom errichtet: Loths Frau sah rückwärts und ward in eine Salzsäule verwandelt. Die liebe Menschheit macht es nun umgekehrt: sie belohnt die vorwärts Strebenden durch Säulen von Erz und Stein, sorgt aber dafür, daß sie im Leben nicht das Salz auf dem Brot haben.

(Amusantes.) Im Sommer 1841 war ein Engländer auf demselben Dampfschiffe vier Wochen hindurch Tag für Tag von Köln nach Mainz und wieder von Mainz nach Köln gefahren. Diese andauernde Wiederholung derselben Fahrt veranlaßte den Capitän, dem treuen Passagier zu bemerken: es scheine, daß die Rheingegend ihm ausnehmend wohl gefalle. „Was Gegend?" erwiederte der Engländer, „ich war in Neapel und Constantinopel, und habe wohl viel schönere Gegenden gesehen; aber so gute Carbonnaden, wie man sie auf diesem Dampfschiffe bekommt, habe ich in der ganzen Welt nicht gefunden, deswegen gedenke ich Ihre Fahrten noch einige Zeit mitzumachen."

Anzeige.

Zu den beim Jahresschluß vorfallenden Arbeiten empfiehlt sich die Unterzeichnete bestens. Namentlich sind eine Auswahl sauber lithographirter

Rechnungen

in allen Formaten angefertigt, die gegen eine geringe Vergütung mit den Namen der werthen Besteller versehen werden können.

Lithographische Anstalt und Buchdruckerei
Seemannsstraße Nro. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 98.

Bremen, Donnerstag den 9. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1109. Den 4. December. Des Küpergesellen Johann Hinrich Brüning Tochter (todtgeb.); Abbenthorswallstr. Nro. 39 A.

— 1110. Den 4. — Des Zimmergesellen Johann Carl Gottlieb Wartenberg Ehefr., geb. Spohler, 36 Jahr; hinterm Paulsberg Nr. 16.

— 1111. Den 4. — Des Cigarrenmachers Matthias Kollra Sohn, 6 Tage; Ruken.

— 1112. Den 4. — Der Fischer Joh. Meybohm, 65 J.; Theisenrathsdeich.

— 1113. Den 4. — Des Schuhmachers Diedr. Steinkamp Tochter, 4½ Jahr; Piperstr. Nr. 15.

— 1114. Den 4. — Der Arb. Franz Moritz Kuhlmann, 62 Jahr; Armenhaus.

— 1115. Den 5. — Johanna Friederika Ummelmann, 6 Monat; Buntenthorssteinweg Nr. 27.

— 1116. Den 5. — Der Polizeidiener Friedrich Pape, 43 Jahr; Stavenstraße Nro. 1.

— 1117. Den 6. — Des verst. Kimmkermeisters Albert Wilckens Wittwe, geb. Pieper, 79 Jahr; Kahlenstraße Nro. 3.

Nro. 1118. Den 6. — Der Maurergesell Hermann Runge, 70 Jahr; Punkendeich Nro. 12.

— 1119. Den 6. — Des Arb. Meinert Dahle Tochter, 4 Jahr; Neuen Gang Nro. 1.

— 1120. Den 6. — Des Instrumentenmachers Johann Christian Friedrich Scharffenberg Sohn, 3 Jahr; Corssen Gang Nro. 13.

— 1121. Den 6. — Des Schuhmachermeisters Johann Cord Schneider Tochter, 4 Wochen; Grützmacherstraße Nro. 10.

— 1122. Den 7. — Des Küpergesellen Heinr. Christ. Siemers Ehefr., geb. Fischer, 30 Jahr; Großenstraße Nro. 10.

— 1123. Den 7. — Des Arb. J. A. Stunz Ehefr., geb. Rinstorp, 60 Jahr; drei Pfählen Nr. 4.

— 1124. Den 7. — Des Wassermüllers Joh. Hinrich Poock Sohn (todtgeb.); Balgebrückstraße Nro. 8.

— 1125. Den 8. — Des verst. Arb. Friedr. Bringmann Wittwe, geb. Riekesing, 75 Jahr; am Bollwerk Nro. 3.

Geburten:

Nro. 1426. Den 30. November. Des Schiffscapitains Gottfr. Wilh. Jansen Ehefr., geb. Bödeker, Osterstr.; von einem Mädchen.

— 1427. Den 3. December. Des Arb. Christ. Behlmer, Ehefr., geb. Cordes, Allarmstr. N. 2; von einem Knaben.

— 1428. Den 3. — Des Schneidermeisters Heinrich Friedrich Johann Brandt Ehefr., geborne Kniest, Balgebrückstr. Nr. 9; von einem Mädchen.

— 1429. Den 3. — Des Musicus Franz Heinr. Plate Ehefr., geb. Schneider, gr. Johannisstr. Nr. 39; von einem Mädchen.

— 1430. Den 3. — Des Arb. Friedr. Rosenthal Ehefr., geb. Ernst, Hastedt; von einem Knaben.

— 1431. Den 4. — Des Schuhmachers Joh. Henrich Bente Ehefr., geb. Ilse, gr. Sortillienstr. Nr. 10; von einem Knaben.

— 1432. Den 4. — Des Küpergesellen Joh. Heinrich Brüning Ehefr, geb. Wagner, Abbenthorswallstr. Nr. 39; von einem todten Mädchen.

— 1433. Den 4. — Des Arb. Christoph Francke Ehefr., geb. Wendt, kl. Fischerstr. Nr. 7; von einem Mädchen.

— 1434. Den 5. — Des Schullehrers Johann Michael Sellmann Ehefr., geb. Goosmann, Stephani-Kirchhof Nr. 19; von e. Mädchen.

— 1435. Den 5. — Des Schneiders Johann Friedrich Conrad Ludwig Gumprecht Ehefr., geb. Erdbrink, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

Nro. 1436. Den 6. — Des Spornfabrikanten Carl Friedr. Gastmeyer Ehefr., geb. Müller, Ansgariithorssteinweg Nr. 5; von einem Knaben.

— 1437. Den 6. — Des Uhrmachers Peter Heinrich August Wolff Ehefr., geb. Dreyer; Obernstraße Nr. 45; von einem Mädchen.

— 1438. Den 6. — Des Arb. Gerhard Gartner Ehefr., geb Hase, Hastedt Nro. 103; von einem Knaben.

— 1439. Den 6. — Des Landmanns Hinr. Meybohm Ehefr., geb. Solte, Buntenthorssteinweg Nro. 181; von einem Knaben.

— 1440. Den 7. — Des Arb. Joh. Heinr. Schröder Ehefr., geb. Berck, Klosterstraße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1441. Den 7. — Des Schreiblehrers Heinr. Gerh. Neuhaus Ehefr., geb. Mestwerth, Buchtstraße Nro. 31; von einem Mädchen.

— 1442. Den 7. — Des Kaufmanns Christian Heinr. Wätjen Ehefr., geb Delius, Obernstraße Nro. 47; von einem Knaben.

— 1443. Den 7. — Des Schneidermeisters Carl Jacob Grelle Ehefr., geb. Hoffmeyer, Knochenhauerstr. N. 48; von einem Knaben.

— 1444. Den 7. — Des Wassermüllers Joh. Heinrich Poock Ehefr., geb. Schade, Balgebrückstraße Nr. 8; von einem todten Knaben.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 99.

Bremen, Sonntag den 12. December 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 12. December.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Vietor.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. v. Hauffstengel.
12 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Cand. Blendermann.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Wemer.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Räthsel.

Sieh, welch ein dreister,
Und weitgereis'ter!
Mit Vögeln fliegt er,
Mit Schiffen kreis't er;
Sodann beschreibend
Die Welt dir weis't er,
Wenn auf den Blättern
Ihn lenkt ein Meister.
Bald rührt und schmelzt er,
Bald scherzt und beißt er.
Mit Wundern spielt er,
Mit Räthseln speis't er.
Er schafft Gestalten
Und wecket Geister;
Wenn eure wach sind,
So sagt, wie heißt er?

Rückert.

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

1822

befand ich mich noch hier in Hamburg und zwar in den glücklichsten Verhältnissen. Mein Vater war einer der reichsten Kaufleute, ich sein einziger Sohn. Die glänzendsten Aussichten in die Zukunft lächelten mir, überall war ich angesehen, beliebt, gesucht in den ersten Gesellschaften. Doch Rang und Ehre befriedigten mein sechsundzwanzigjähriges Herz nicht, es hatte sich längst aus dem Wirbel rauschender Vergnügungen nach einem stillern, süßern Glücke gesehnt. Dieß fand ich im vollsten Maaße in Fanny's Armen. Sie war eine junge Schauspielerin, erst vor Kurzem am hiesigen Theater für kleinere Nebenrollen als Anfängerin engagirt. Ja, sie war erst Novize in der Kunst sich zu verstellen, und ich hütete mich sehr, ihre Talente dazu aufzumuntern. Wenn sie auftrat, war ich eifersüchtig auf das ganze Publikum, jedes Beifallszeichen beängstete mich, so sehr ich vor dem leisesten Zischen gebebt hätte, und ich ruhete nicht, bis Fanny wieder Abschied von der Bühne nahm, da es mir ja nicht an Gelde fehlte, sie reichlich für diese Subsistenzquelle zu entschädigen. Die Geliebte sollte nur mir leben, ausschließlich nur mir

allein. In meinen Mantel gehüllt, schlich ich Abends unbemerkt in ihre Wohnung, wo Niemand unser Geheimniß theilte, als die alte Brigitte, eine sogenannte Tante, welche Fanny mit dem Character als Duenna hieher gefolgt war. O jene Abende, von der ersten Liebe reinen Flammen noch verklärt, waren die seligsten meines Lebens. Wir lasen, deklamirten, sangen, plauderten, Alles im buntesten Wechsel. Ich hatte Fanny mit den besten Werken unserer schönen Literatur vertraut gemacht; ihr heller Verstand, ihr empfängliches Gemüth faßte Alles auf's Leichteste auf, oft überraschte mich die Feinheit ihrer Bemerkungen, die Richtigkeit ihres Urtheils, die Wärme ihres Gefühls. Bald nahm sie die Guitarre und sang eines meiner Lieblingslieder, oder eines jener zärtlichen Gedichte, deren so viele mein Herz mir in die Feder gab. Bald machten wir Pläne für die Zukunft, bauten Luftschlösser; nach dem einstigen Tode meines Vaters war ich ja ganz frei und unabhängig. Wir lebten schon im Voraus von den Renten meines geerbten Vermögens, sahen uns schon als Mann und Frau, im Besitz einer der herrlichsten Villen oder Gärten am Ufer der Alster, bereis'ten die Schweiz und Italien, unser Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Künstler und Schriftsteller — kurz, der bescheidene Raum von Fanny's Stübchen verwandelte sich in dieser Weise in einen wahren Feenpalast; und eh' ich's mir versah, schlug die eilfte Stunde, die Schlußzeit unserer Abendunterhaltungen, denn länger pflegte die gestrenge Frau Brigitte mich nicht zu dulden. Nur am Sylvesterabend ward eine Ausnahme gemacht. So fanden mich also die letzten Stunden des schönen Jahres 1822 wieder wie gewöhnlich an Fanny's Seite; ein paar Flaschen feiner südlicher Wein nebst Confect, unter meinem Mantel hereingebracht, prangten auf dem Tisch, wir waren seliger als je, wir kosten, tranken, sangen, küßten; selbst Frau Brigitte sah wohlgefällig unsern Liebkosungen zu, indem sie schmunzelnd dem süßen Weine fleißig zusprach; beim Glockenschlag zwölf klangen wir feierlich mit den Gläsern an und wiederholten den Schwur ewiger Treue mit dem feurigsten Siegel der Lippen; wir waren unbeschreiblich glücklich. Von Fanny's blühenden Armen umschlungen, Herz an Herz mit dem wonnigen Kinde, schwamm ich auf einem Meere von Seligkeiten hinüber in das neue Jahr. Bald darauf aber mahnte die unerbittliche Brigitte zum Aufbruch, ich taumelte hinaus in die belebten Straßen der großen Stadt, aus allen Fenstern schallten Toaste, klangen Becher zusammen, Musik, Gelächter — wie ein Trunkener irrte ich umher, bis ich nach Hause gelangte, mich der beneidenswertheste Sterbliche wähnend. Ich warf mich unentkleidet auf mein Bette, und ließ alle süßen Augenblicke der vorigen Stunden nochmals an mir vorübergleiten, bis sie sich in die rosigen Träume verwoben. Dieß war meine Neujahrsfeier von 1822.

Die Freunde stießen an: „Dem Angedenken der lieblichen Fanny!“ Peregrin führte sein Glas zum Munde, setzte es aber, ohne nur genippt zu haben, rasch wieder nieder und wischte sich eine Thräne vom Auge. „Hört vorerst die nächste Neujahrsnacht!“ fuhr er fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dombau zu Köln.

(Fortsetzung.)

Was bis jetzt geschehen, ist nur die Buße für jahrhundertlange Sünden, nur Ausbesserung, Wiederherstellung; wir sehen zwar das Gebäude vor Zerfall gesichert und das Chor, so reich an zarten Formen als gigantisch im Ganzen, in ursprünglicher Reinheit wiederhergestellt; aber noch ist der Dom nur Ruine, noch ist für einen Weiterbau so gut wie nichts geschehen. Aber schon hat überall der Gedanke Wurzel geschlagen, es liege uns ob, an seinen Ausbau zu gehen. Und er ist möglich. Daß es an geschickten Händen nicht fehle, beweisen die reichlichen Arbeiten des letzten Jahrzehnts, und auch den Meistern ist der Weg vorgezeichnet; denn wie durch ein Wunder hat sich's gefügt, daß um dieselbe Zeit, wo der Sinn für alte deutsche Kunst wieder aufwachte, einer von den Trägern dieser neuen Liebe, Moller in Darmstadt, rein zufällig den Jahrhunderte lang verlornen Riß des Thurms von alter Meisterhand wieder entdeckte, ein 13 Fuß langes Pergament. Was außerdem noch zu bauen ist, dafür liegen die Vorbilder in den schon gebauten Theilen. So gebricht es demnach nur an den äußern Mitteln, die sich nach der Schätzung des gegenwärtigen Dombaumeisters Zwirner für die Vollendung beider Thürme auf drei Millionen Thaler, für die Ausführung der Kirchenschiffe mit ihren künstlichen Wölbungen, Fenstern und Portalen auf zwei Millionen beliefe — eine unerschwingliche Summe, wenn sie binnen kurzer Zeit und

durch vereinzelte Kraft gesteuert werden sollte; eine Kleinigkeit, wenn sich die Liebe vieler Tausende des Werkes annimmt. Und dazu hat es den Anschein. Eine einzige Frau, eine geborne Kölnerin, hat es in den Jahren 1834 und 1835 durch Wort und Beispiel dahin zu bringen gewußt, daß für die Standbilder unter den Baldachinen am Dom die nöthige Summe zusammenkam; seither hat sich in Köln ein eigener Dombauverein gebildet, um mittelst jährlicher Beiträge die Kräfte zahlreicher Domfreunde zu vereinigen; die reichen Städte des kunstsinnigen Niederlands, Brüssel, Gent, Antwerpen, schließen sich mit bedeutenden Beiträgen an, der Kunstverein des letzteren auf die zweckmäßigste Weise durch das Versprechen jährlicher 800 Thaler, so lange mit dem Bau fortgefahren werde. Daß auch Deutschland nicht zurückbleiben will, davon zeugt das Schiff mit Steinen, das kürzlich aus Schwaben kam, und von den Kölnern als Sinnbild der erwachenden Theilnahme Deutschlands mit so großer Freude begrüßt worden ist. Sie wollen daraus ein Fenster bauen, ein Schwabenfenster, an der südlichen Seite, die das Chor mit dem Thurm verbinden soll; und vielleicht erleben wir's, daß sich dem Schwabenfenster die Namen der andern Stämme Deutschlands anreihen. Dann wird der Deutsche, den „die schwarzen Schwäne des Rheins" in raschem Flug zum Kölner Gestade herabtragen, nicht mehr kolossale Bruchstücke sehen; dann wird ihm schon auf die Entfernung von Stunden, lang ehe sich eine andre von den zahlreichen Kirchen der Stadt sehen läßt, die hohe Gestalt in blauer Ferne vollendet emporsteigen; dann wird er vielleicht eingedenk des früheren Zustandes mit Stolz und Freude sagen: „den Schluß hat unsere Zeit gemacht, und an dieser neuerstandenen Wand wölben sich schöne Sinnbilder meiner Nation."

Wenn sich von der Maas bis zum Memel, von der Eider bis zu den Alpen Vereine bildeten, woran Hohe und Niedere, Alt und Jung, Männer und Frauen mit beliebigen Jahresbeiträgen Antheil nähmen: welch geringe Last für jeden Einzelnen, und welche unermeßliche Wirkung für Deutschland, das kein würdigeres Sinnbild finden könnte für seine neu erwachende Eintracht, keinen kräftigeren Vereinigungspunkt für seine zahllosen Söhne, die, über die ganze Erde verstreut, des Vaterlands in Liebe und oft in Trauer gedenken! Bei dem Festmahle, das der Uebergabe des Schwabenschiffs folgte, ist auch mit klugem Sinn ein Trinkspruch ausgebracht worden den deutschen Frauen, weil ohne ihren still wirkenden Beistand der Ausbau des Kölner Doms nicht zu erwarten stehe. Ein anderer Spruch faßte die nationale Bedeutung zusammen in den Worten: „mit dem Erwachen deutscher Kraft und Liebe hat der herrliche Tempelwald aus seiner Wurzel wieder frisch zu sprossen angefangen, und es ist, als ob die alte Mähr sich neu bewähren wollte von dem Baum, der bei des Reiches Bedrängniß und Jammer bis in seine Wurzeln verdorrte, aber neu wieder aufblühte, wie glücklichere Tage dämmerten." Wahrlich, wie am Thurmbau zu Babylon die Völker sich verwirrten, so könnte der Dombau zu Köln Deutschlands Bruderstämme neu vereinen, eine Festung könnte uns in ihm erstehen, stark wie Schanzgräben und Ingenieure sie nimmer zu Stande bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Masern und die Pflege der Masernkranken.

(Fortsetzung.)

Zur Beurtheilung eines zweifelhaften Falles (und bis zum erfolgten Ausbruche ist ja selbst dem Arzte jeder Fall mehr oder weniger zweifelhaft) ist es von großem Interesse zu wissen, ob das erkrankte Kind die Masern schon gehabt hat oder nicht; denn die meisten Menschen bekommen die Masern, wie schon gesagt, nur einmal. Leider wissen aber sehr häufig die Eltern, wenn sie mehrere Kinder haben, selbst sich nicht genau zu erinnern, welche ihrer Kinder bei einer früheren Epidemie daran gelitten haben, und welche verschont geblieben sind; von dem Hausarzte ist denn doch noch weniger zu erwarten, daß er den Vornamen des Kindes in Acht behalte, welches vor einer Reihe von Jahren von ihm behandelt wurde *).

*) Ich will bei dieser Gelegenheit den Müttern empfehlen, die Gesundheitsumstände ihrer Kinder und der andern Familienglieder in einem besondern Büchlein zu notiren. Fände sich z. B. in einem solchem Büchlein verzeichnet: „nachdem unser August seit einigen Tagen an Husten, Schnupfen und Fieber gelitten hatte, bemerkten wir einen Ausschlag, welchen der Arzt für Masern erklärte," und über die andern Kinder enthielte das Büchlein eine solche Angabe nicht, so wäre über den gegenwärtigen Fall der Zweifel gehoben. Da dieser Gegenstand hier einmal erwähnt ist, so will ich noch zwei Beispiele anführen, um die Wichtigkeit eines solchen Büchleins zu beweisen. Wenn ein Kind vor einiger Zeit gefallen ist, und

In recht günstigen Fällen von Masern hört das Fieber am 4ten Tage nach dem Ausbruche schon auf; in etwas schweren, aber auch nicht ungünstigen Fällen, dauert es fort, bis die Oberhaut wie feine Kleie abschilfert, und in dieser Zeit verschwindet dann auch der Husten, welcher bis dahin sich nur mildern, nicht aber sich ganz heben läßt. Diese Abschilferung erfolgt meistens vom 7ten—9ten Tage an, und ist bis zum 14ten Tage beendigt; eine in diesem Zeitraume eintretende Diarrhoe ist ein günstiges Zeichen.

Die Masern sind meistens eine weit leichtere Krankheit, als Scharlach; immer werden jedoch einzelne Fälle tödtlich. Zuweilen giebt es sehr bösartige Masernepidemien, wie in Aurich, das 3855 Einw. hat, im Jahre 1839 daran 40 Kinder starben. Plötzliches Verschwinden der Flecke vor der Abschilferung (Zurücktreten) wird meistens gefährlich. Kinder, welche im 2ten oder 3ten Lebensjahre sind, und unter ihnen vorzüglich die Knaben, erfordern die größte Sorgsamkeit; treffen die Masern mit der Zeit des Zahnens oder mit dem Stickhusten zusammen, so ist die Gefahr noch größer. Es ist rathsam, Kinder, welche an der zuletzt genannten Krankheit leiden, sobald die Masern in dem Wohnorte sich zeigen, an einen andern Ort zu schicken; man erreicht dadurch einen doppelten Zweck, der Stickhusten vergeht nämlich bei einem Wechsel des Wohnortes meistens sehr bald. Allerdings dürfen aber Kinder, welche am Stickhusten leiden, nicht in jedem Zeitraume dieser Krankheit und in jeder Jahreszeit transportirt werden. Der Arzt wird dies zu entscheiden haben. Mehr Todesfälle erfolgen durch die Nachkrankheiten, wegen welcher die Masern so übel berüchtigt sind, und welchen einige Kranke auch bei der richtigsten Behandlung unterworfen bleiben. „Es giebt wenige Krankheiten, sagt Richter, bei welchen die Prognose (d. h. Vorhersagung) unsicher wäre. Nur zu oft verlaufen die ersten Stadien vollkommen gutartig und regelmäßig und doch wird die Krankheit späterhin bösartig, ja selbst tödtlich.“ Obgleich sehr viele Fälle so leicht sind, daß sie keine Arzneimittel erfordern, so thut doch jeder wohl, sich eines Arztes zu bedienen, denn die Behandlung ist nach der Beschaffenheit des damit verbundenen Fiebers, welches bald mehr entzündlicher, bald mehr nervöser Art ist, und vorzüglich die Gefährlichkeit der Krankheit bedingt, sehr verschieden, und gerade dieser, also der wichtigste Moment der Krankheit, kann nicht leicht genügend beurtheilt werden, wenn man nicht den Gang desselben von Anfang an beobachtet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

nun eine Krankheit des Kopfes, des Hüftgelenkes oder ein anderes Uebel eintritt, so wünscht oft der Arzt zu wissen, wann und unter welchen Umständen dieser Fall geschah, wie sich das Kind nachher verhielt, und wie oft wissen die Angehörigen solche Fragen nicht zu beantworten! Wenn Kranke die Geschichte eines langwierigen Leidens erzählen sollen, so wissen sie zuweilen nicht anzugeben, ob diese oder jene Zufälle vor 2 oder 3 Jahren eintraten, ob sie z. B. zuerst an Schwerhörigkeit litten und später Hämorrhoiden eintraten, oder ob diese schon da waren als die Schwerhörigkeit entstand. Wie wichtig ist es für den Curplan des Arztes, dergleichen zu wissen!

Jahresberichte der Hauptschule.

Von den Jahresberichten der Herren Vorsteher der drei Abtheilungen der Hauptschule sind bis jetzt der über die Handelsschule von Herrn Professor Plate und der über die Vorschule von Herrn Professor Strack durch den Druck veröffentlicht worden; der dritte über die gelehrte Schule von Herrn Professor Weber wird sich diesen anschließen. Es ist zu wünschen, daß diese Berichte in die Hände recht Vieler gelangen, weil durch sie am meisten eine richtige Ansicht von der Wirksamkeit unserer obersten wissenschaftlichen Lehranstalten befördert werden wird; mit der genaueren Kenntniß der innern Organisation der Anstalten, mit der allgemeineren Theilnahme an ihrem Wirken und Gedeihen wächst auch das Vertrauen und die Anerkennung, ohne welche es keine freudige Thätigkeit der Lehrer, nicht Muth noch geistige Frische geben kann.

Wie alle öffentlichen Institute des Staats, ist auch die Hauptschule mannigfachen ungerechten Beurtheilungen ausgesetzt, welche um so anmaßender sich auszusprechen pflegen, je weniger sie das Resultat einer Prüfung der innern Organisation derselben sind, worin das Einzelne nach seinem Verhältniß zum Ganzen beurtheilt werden muß. Meistens entstehen jene daraus, daß man an die Anstalt Anforderungen macht, die zu erfüllen gar nicht in ihrem Plan liegt noch liegen darf, daß man individuelle Wünsche, wie beschränkte Einsicht und zufällige Verhältnisse sie eingeben, von ihr befriedigt sehen will. Eben so oft verkennt man die Heilsamkeit einer consequenten Schuldisciplin, dieser Basis alles Gedeihens des Unterrichts. Gleich den Polizei-

einrichtungen des Staats, wird sie so lange als nützlich und nothwendig anerkannt, als sie dem Egoismus nicht zu nahe tritt. Auch würden manche verkehrte Urtheile seltener sein, wenn man einen richtigeren Begriff von der Thätigkeit und dem Berufe eines an einer Bildungsanstalt, wie unsere Hauptschule ist, fungirenden Lehrers hätte. Leicht ist's, ihm die Stunden nachzuzählen, die er in der Schule zubringt — und selbst in diesem Punkte wird von unserm Lehrercollegium mehr gefordert, als z. B. an den preußischen Lehranstalten —; aber die dazu nöthige Anstrengung geistiger Kraft wird selten dabei in Rechnung gebracht. Außerdem vergißt man so leicht, wie sehr die scheinbaren Mußestunden durch Arbeiten für die Schule in Anspruch genommen sind, und wie der letzte Rest derselben für wissenschaftliche Studien aufgespart werden muß, ohne welche das Lehren ein mechanisches Geschäft werden würde, ohne Leben und darum auch nicht Leben weckend und fördernd.

Die Wirksamkeit der Schule wird ganz besonders durch den Mangel an Rücksicht und Pietät gegen die Lehrer erschwert. Es gab eine Zeit, wo Pietät gegen die Lehrer für eine der schönsten Zierden des Kindesgemüths galt und noch in die Erinnerungen späterer Jahre hinüberfloß. Kinder lernten schweigen und gehorchen, und saßen nicht zu Gericht über die Erwachsenen; und nur wer zu seiner Zeit schweigen und gehorchen gelernt hat, der versteht, wenn die rechte Zeit kommt, zu reden und zu befehlen. In unserer Zeit ist das anders geworden. Man verkürzt möglichst die Zeit glücklicher Unbefangenheit, als könnte ein Frühling zu lange währen. Da wird mit andern zarten Blüthen auch die Pietät zertreten, das Kind hört über das aburtheilen und lernt über das raisonniren, was ihm noch als unantastbar erscheinen sollte. Wenn Eltern solchen kindischen Denunciationen Gehör leihen oder gar Gewicht beilegen, wenn sie die Kinder die Kritiker ihrer Lehrer spielen lassen, dann wird der moralische Einfluß der Schule untergraben; sie kann nur noch unterrichten, nicht erziehen.

Doch wir wollen dies hier nicht weiter ausführen; wir hoffen, daß die Herren Vorsteher in späteren Berichten sich auch über die Grundsätze der Disciplin und über das Verhältniß der Schulerziehung zu der häuslichen, wie bereits in einigen Schulreden derselben geschehen ist, aussprechen werden; in den vorliegenden Berichten ist darauf nur hin und wieder hingedeutet worden. Ausführlich sind dagegen die Principien und die Gegenstände des Unterrichts erörtert worden. Erfreulich ist es zu bemerken, daß in beiden Berichten gegenüber den Zumuthungen des Materialismus, der überall handgreifliche Resultate und praktische Fertigkeit verlangt und die geistige Erregung wenig in Anschlag bringt, das höhere Princip des Unterrichts vertreten worden ist.

Das ist die geistige Einheit der drei auch äußerlich eng verbundenen Lehranstalten. Denn daß der Bericht der gelehrten Schule ein Gleiches thun wird, versteht sich bei der bis jetzt glücklich gewahrten Tendenz der deutschen Gymnasialbildung von selbst. Einen schwerern Kampf gegen die Zudringlichkeit des Realismus haben die Handels- oder Realschulen zu bestehen, damit ihnen nicht vor den vielen sogenannten praktischen Kenntnissen der Geist abhanden komme. Dank sei es denen, die das Wohl unserer Hauptschule zu berathen haben, sie halten den Grundsatz fest, daß Concentrirung der geistigen Thätigkeit besser ist, als oberflächliches Vielerlei-Wissen, daß die Tüchtigkeit nur durch Sammlung aus der Zerstreuung gewonnen wird. Auch in weiblichen Lehr- und Erziehungsinstituten sollte dieser Grundsatz stets festgehalten und Bildung des Geistes und Gemüths in ihren Tiefen höher geschätzt werden, als die Flitter eines bunt zusammengelesenen Wissens, die das Leben so schnell verweht.

Einen Auszug aus den Berichten wollen wir nicht geben, nur sie unsern Lesern zur Beherzigung anempfehlen. Möchte den Herrn Verfassern durch die Theilnahme ihrer Mitbürger die Lust rege erhalten werden, sich über Gegenstände des Unterrichts und der Erziehung öffentlich auszusprechen. Wir hoffen, daß wir von Männern, die durch ein an pädagogischen Erfahrungen reiches Leben vor Allen berechtigt sind, ein Wort mitzureden, noch manche gehaltvolle Abhandlung über Schul- und Erziehungswesen erhalten werden.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 7. December d. J.

Heinrich Busch (oder Witzel) Immobile, kleine Hundestraße Nr. 2, zu 625 Rth. Käufer: Joh. Beckmann.

Briefkasten.

Das Gedicht an E. T. konnte seiner speciellen Beziehungen wegen nicht aufgenommen werden, so sehr wir auch die darin ausgesprochenen Wünsche theilen. — Mehrere eingegangene Aufsätze haben wegen Mangel an Platz für die nächsten Blätter zurückgelegt werden müssen.

Die Redaction.

Censur *).

(Siehe „die Verstandesmenschen“ in Nro. 96 des Bürgerfreundes.)

Ha, wie, verirrter Geist? ein glänzend Pflaster
Legst du mit hohlem, weichlichem Gefühl
Auf zwei von Gottes Mund verfluchte Laster!
Dir ist der Leidenschaften freches Spiel:
Das tolle Saufen bis zum Morgenlichte,
Der Jungfrau Fall ein schöner Weiheblick?
Und wie? bei diesem sündigen Gedichte
Du bebtest nicht vor Gottes Wort zurück? —

Kennst du das große ernste Wort denn nimmer,
Das göttlich einst zu deiner Jugend sprach?
Folgst du des Irrlichts trügerischem Schimmer,
Dem Maulwurfsgang der Leidenschaften nach,
Daß du im hohlen Deklamantentone
Der widerlich durch die Sophismen wallt,
Der Tugend raubest ihrer Schönheit Krone
Und froh verbirgst der Sünde Mißgestalt?

Jehova nennest du den Herrn der Liebe,
Den guten Vater? der Begriff geht weit!
So nennen ihn im Apennin die Diebe,
Der Säufer lallt: der liebe Gott verzeiht,
Er kennt ja wohl die Schwächen seiner Kinder!...
Mein Bruder, horch, was Christus Jesus spricht:
Die Säufer, Diebe und die Hurensünder
Sie schauen nimmer Gottes Angesicht.

Voll großer Langmuth, weiser Schonung
Ruft Gottes Sohn die armen Sünder auf,
Wie in Paläsien so in nied'rer Wohnung;
Doch mit der Sünde hat man theuren Kauf!
Denn habe sie den Namen, wie sie wolle,
Und wie ihr Ursprung sei, sie zeuget Streit,
Sie macht das Paradies zur harten Scholle
Und führt Entehrung, Krankheit... im Geleit.

O kehr', verirrter Bruder, zur Besinnung!
Der Herr erleuchtet den getrübten Geist,
Entziehst du dich der sinnlichen Verinnung,
Eh' dich das Fleisch in seine Fäulniß reißt.
Mit Christus wirst du denken, wirst du fühlen;
Die Weisheit dieser Welt ist nicht Verstand,
Und mit dem Herzen will sie listig spielen —
Die höchste Weisheit stammt vom höchsten Land.

Bremen, den 3. December 1841.

*) Auf den Wunsch des Herrn P. J. W. ist für diejenigen Leser des Bürgerfreundes, welchen die „Aurora“ nicht zu Gesicht kommt, dieses Gedicht, zur Vergleichung mit dem nebenstehenden, aus jenem Blatte hier abgedruckt.

* Censur nebenstehender Censur.

Wer braucht, Ihr guten Leute, wohl ein — Pflaster
Für sein verdorb'nes, trauriges — Gefühl?
Wer hält die Liebe für ein schnödes — Laster?
Und treibt mit Leidenschaften freches — Spiel?
Wer spricht von Saufen bis zum frühen — Morgen,
Wer von Entehrung wie vom — Weiheblick? —
O geht mit Eurem traurigen — Gedichte,
Den trüben Vorwurf geb' ich Euch — zurück.

Der heil'gen Liebe Wort vergaß ich — nimmer,
Wenn hoch und hehr zu mir die Schöpfung — sprach;
Doch folgt' ich wohl des Fanatismus — Schimmer,
Ihr guten Leute, niemals blindlings — nach.
Sprecht Ihr von hohlem Deklamantentone,
Der widerlich durch die Sophismen — wallt —
So schaut in Euren Versen doch die — Krone
Des Widersinns in grauser — Mißgestalt!

Ich nenne Gott den ew'gen Herrn der — Liebe,
Den Vater! — Geht Euch der Begriff zu — weit?
So sag' ich offen, daß dem losen — Diebe,
Den Säufer eher jener Gott — verzeiht,
Als Euch, den weit Verirrten seiner — Kinder;
Denn wißt Ihr wohl, daß der Erlöser — spricht:
„O kommt zu mir, kommt Ihr verlornen — Sünder,
„Dem Reuigen strahlt hell mein — Angesicht!“ —

Nun fehlt ein Fuß in Eurem Vers; voll — Schonung
Zähl' ich's jedoch als groß Vergeh'n nicht — auf;
Ich schone gern; doch ach! in Eurer — Wohnung
Ist Duldung, glaub' ich, nicht gar oft zu — Kauf.
Denn es mag Namen haben, wie es — wolle,
Der Kluge schweigt; der Böse sucht den — Streit;
So sucht denn ihr des Paradieses — Scholle
Wie Ihr sie träumt — doch ohne mein — Geleit.

Und glaubet mir, zu solcher Art — Besinnung
Die Ihr mir rathet, führt mich nie der — Geist.
Der Himmel schütze mich vor der — Verinnung,
Die mich, wie Euch, zum Anathema — reißt!
Mit Gott, dem Schöpfer, werd' ich denken, — fühlen,
Aus ihm ja fließet jeglicher — Verstand;
Und, glaubt zuletzt, läßt man den tüchtig — spielen,
So jagt man Euch baldmöglichst aus dem — Land.

Bremen, den 4. December 1841.

P. J. W.

Miscellaneen.

(Ein Miniatur-Dampfboot.) Die Bewohner von Lincoln sahen kürzlich mit Erstaunen in ihrem Hafen ein ganz kleines Dampfboot, das nach neuen Grundsätzen eingerichtet war, ankommen. Da man keine Räder sah, so glaubte man, die bewegende Kraft sei die archimedische Schraube, dem ist aber nicht also, sondern die Erfindung ist neu, und hat manche Vortheile vor der archimedischen Schraube voraus. Hinten sind zwei kleine Schaufeln, und der Mechanismus wird in Bewegung gesetzt durch Treibriemen und Frictionsrollen, die in einer Art gestellt sind, daß die Abnützung vermieden wird. Dies zierliche kleine Dampfboot ist nur 26' lang und 5' breit, hat nicht ganz drei Tonnen Trächtigkeit und die Kraft der Maschine ist nicht ganz eine Pferdekraft. Bei ruhigem Wetter legt es 7 englische Meilen in der Stunde zurück, und zwar, was ein ungeheurer Vortheil bei der Beschiffung von schmalen Flüssen und Canälen ist, ohne Wellenschlag zu veranlassen. Der Erfinder ist Hr. Barland von Greenwich. Das Miniaturdampfboot hat auch schon eine Meerfahrt von London bis Nottingham bestanden, und alle Sicherheit großer Schiffe dargeboten.

(Die größten Zeitungsblätter.) Die Amerikaner scheinen ganz versessen auf den Ruhm, das größte Zeitungsblatt zu liefern. Nach der **New World**, die schon groß genug ist, und einigen andern minder bekannten erscheint jetzt die **Boston Quadruple notion**, welche 8 Fuß hoch und 5 Fuß breit ist. Die Größe des Blattes beträgt ungefähr das Fünffache des **Morning-Chronicle**, und dasselbe enthält 96 etwa 4 Fuß lange Columnen, 34,560 Worts und 1, 460,000 Buchstaben, was alles für 25 Cents verkauft wird. — Ein anderes Bostoner Blatt „**universal Yankee notion**" verdankt die Redaction einer gütigen Mittheilung. Es ist gegen 8 Ellen hoch. Jede der 8 Seiten enthält 14 Columnen, jede von 5 Fuß. Nach einer mäßigen Berechnung enthält das Blatt eine halbe Million Wörter. Die stolze Aufschrift: **the greatest paper of all creation** mag daher wohl ihre Richtigkeit haben. Der Inhalt würde in gewöhnlichem Druck viele Bände füllen.

(Anwendung elektromagnetischer Kraft.) Englische Blätter berichten: Man hat die Entfernung von 57 Meilen in einem leichten, durch magnetisch-elektrische Kraft getriebenen Fuhrwerk auf der gewöhnlichen Straße in anderthalb Stunden zurückgelegt. Der Erbauer dieser Maschine kommt täglich von St Albans nach der Bank von England in Zeit von einer halben Stunde mit dem Aufwande von einem Sixpence — —. Das Modell einer elektromagnetischen Maschine, das eine Zeitlang in der Adelaide-Gallerie gezeigt wurde, ist ein Beispiel einer sinnreichen mechanischen Einrichtung, wodurch der Contact abgebrochen, die Pole verkehrt werden u. dgl.; die bisherigen Leistungen geben große Hoffnung, daß man die Sache in größerem Maaßstab werde ausführen können. Von der Erfindung, welche so Außerordentliches geleistet hat, wissen wir wenig mehr als den Erfolg, wir hören aber, daß die Vermehrung der Kraft der Entdeckung einer neuen Combination von Elementen zu danken ist. Hierin liegt das Geheimniß der bewegenden Kraft; auf die Batterie soll ein Patent genommen werden.

(Biegsames Elfenbein.) Man weiß seit langer Zeit, daß wenn die Knochen mit Salzsäure behandelt, der phosphorsaure Kalk ausgezogen wird; die so bearbeiteten Knochen behalten ihre Form, erhalten aber eine große Biegsamkeit. Ein Herr Charrière, geschickter Verfertiger von chirurgischen Instrumenten, macht das Elfenbein weich, aus dem er die biegsamen Röhren, Sonden u. dgl. bereitet. Diese Stücke erhalten an der Drehbank ihre Form und Politur, und werden dann ganz oder zum Theil auf eine Zeitlang in Essig getaucht, der mit Wasser verdünnt ist. Das Elfenbein wird dadurch weich, biegsam, elastisch und erhält eine gelbliche Farbe. Wenn es trocken wird, ist es freilich wieder hart und unbiegsam, um aber die Biegsamkeit zu erhalten, darf man es nur durch Umwicklung mit einem getränkten Tuche oder durch Einschieben eines Schwammes in die Höhlungen feucht erhalten. Man hat mehrere biegsame Stücke acht Tage lang im Wasser erhalten; sie haben nicht gelitten, und sind auch nicht allzu weich geworden; eben so wenig haben sie einen unangenehmen Geruch angenommen.

(Baiern.) Die Art des Begräbnisses der verwittweten Königin von Baiern hat großen Anstoß gegeben. Die protestantischen Geistlichen durften die Leiche nur bis vor die Kirche, worin die königliche Gruft ist, begleiten, mußten dort auf der Straße die Einsegnung vornehmen und dann die königliche Leiche dem Oberstthofmeister übergeben, der sie durch die Kirche geleitete. Nach Frankfurter Blättern hörte man bei der Ankunft des Zuges an der Kirche die Worte: hinaus mit den Ketzern. Auch das Geläute hatten Einige verhindern wollen!!

(Aus Batavia.) Erfreulich ist es, hier zu bemerken, daß sich das ungesunde Klima auf Java seit einigen Jahren bedeutend verbessert hat. Die in neuerer Zeit hier angekommenen Paru (so benennt man die neuangekommenen Europäer) sterben gegenwärtig nicht mehr so leicht, wie dies bei einem großen Theil der früher angekommenen Neulinge der Fall; dann kommen auch Cholera, Ruhr und Fieber bei den Bewohnern Java's weit seltener wie ehedem vor. Hauptsächlich hat jetzt das hiesige Hochland ein ziemlich gesundes Klima. Das Niederbrennen mehrerer Waldungen und Alangalang- (ein rohrartiges Schilf, mit dem die meisten Gebirge der javanischen Bovenlande bewachsen sind) Gebüsche, das Austrocknen mancher Sümpfe und vieler Reisfelder, und die Umwandlung der letztern in Zuckerplantagen hat natürlich viel zur Verbesserung der ungesunden Luft auf Java beigetragen. Allein, wie man hier allgemein glaubt, soll die Anpflanzung des Thees — dessen Anbau seit den letztverflossenen 6 bis 8 Jahren auf Java auf eine kaum glaubliche Art vermehrt worden ist — hier der Hauptgrund der verbesserten Luft sein; man hofft deshalb,

da sich die Theeculturen noch immer vermehrten, für die folgenden Jahre noch bessere Resultate.

(Engländer,) die über den St. Bernhard nach Italien reis'ten und dabei die menschenfreundlichen Mönche des dortigen Hospitiums, eines der höchsten bewohnten Punkte von Europa, kennen lernten, sind (dem Sun zufolge) auf den Gedanken verfallen, denselben eine Anzahl der von Hrn. Jeffries erfundenen „Athmungsmaschinen (respirators)" als Geschenk zu übersenden, da jene frommen Väter, die auf der unwirthlichen Gebirgshöhe im ewigen Schnee Tag und Nacht ihrem christlichen Berufe verunglückte Wanderer zu retten nachgehen, in der Regel schon im dritten Jahr ihres Aufenthalts den Grund zu einem unheilbaren Lungenleiden legen; Jeffries' Respirator aber hat schon vielen Lungenleidenden in England und andern Ländern die besten Dienste geleistet.

(Ossian.) Kaum ein Jahr, nachdem Frau Talvj die Schrift: „Die Unächtheit der Lieder Ossians und des Macpherson'schen Ossians insbesondere herausgegeben, tritt ein Landsmann des schottischen Barden, Hr. Patrick Macgregor, mit einer neuen Untersuchung hervor, in welcher er, wie es scheint unwiderleglich, darthut, daß die Lieder Ossians ächt seien, und daß Macpherson keineswegs die ihm von so vielen Seiten gemachte Anschuldigung des literarischen Betrugs verdient habe. Hr. Macgregor, der seine Untersuchung zugleich im Namen und unter dem Patronat der Londoner „Hochlands-Gesellschaft" herausgiebt, verbindet damit die Publication einer neuen und zwar wörtlichen Uebersetzung des gälischen Originals. *) Wenn eine solche wörtliche Uebersetzung der oben genannten deutschen Schriftstellerin vorgelegen hätte, so würde sie allerdings Anstand genommen haben ihr Anathem nicht bloß gegen Macpherson, sondern auch gegen dessen, wie sie behauptet, nur vorgebliches Original auszusprechen. Denn gerade, was ihr die Ossian'schen Dichtungen Macphersons verdächtig machte, der Ton derselben, der nichts weniger als volksmäßig und voll künstlichen Pompes ist, das erscheint in der Uebertragung Macgregors ganz verschieden. Die Hyper-Romantik und der Bombast waren allerdings ausschließlich Macphersons Zuthaten, aber nichtsdestoweniger sind sämmtliche Dichtungen, die er mit diesen Zuthaten versehen, das Eigenthum des nicht wegzuläugnenden Gälischen Barden Ossian. Hr. Macgreger sagt von seinem Vorgänger: „Macpherson versicherte zwar, wörtlich übersetzt zu haben, aber er hat ganze Zeilen weggelassen oder hinzugefügt und andere nach Gutdünken geändert; kaum eine seiner Lieblingsphrasen kommt im Gälischen vor, wie z. B. „andere Tage", „andere Jahre". „Fest der Schalen", „mild erröthend", „düster rollend", „dunkler Felsensturz", „strömendes Gebraus" u. s. w. — Herr Macgregor stellt den alten Dichter in seiner ursprünglichen Reinheit her, und zwar schließt sich seine Uebersetzung Zeile für Zeile dem Original an; ja selbst das Sylbenmaaß desselben ist treu beibehalten. Bei dem Interesse, das Deutschland seit 80 Jahren an Ossian nimmt, würde auch wohl bei uns eine vollständige Ehrenrettung des Dichters, nach Macgregors Vorgang, an ihrem Platz sein.

*) The genuine remains of Ossian, litterally translated. With a preliminary dissertation. By Patrick M'Gregor, M. 'A. Published under the Patronage of the Highland-Society of London. London 1841.

(Der artesische Brunnen) zu Southampton hat bereits eine Tiefe von 456 Fuß erreicht und ist daher 54 Fuß tiefer als das Kreuz auf der St. Paulskirche zu London hoch ist. Die Bohrung ist, wie man vermuthet, noch 30 Fuß von dem Kreidelager, wo man gutes Wasser hofft, entfernt. Ehe man dahin gelangt, muß noch eine Schichte von Sand durchdrungen werden.

(Reliquien vom Towerbrande.) Die Ladies, welche die Brandstätte des Towers besuchten, haben zum Theil zu den ergötzlichsten Auftritten Veranlassung gegeben. In der Londoner vornehmen Welt sind Reliquien vom Towerbrande Mode geworden, und nun fingen die Ladies trotz der besten Gesellschaftsinsulanerinnen an zu stehlen, zu bestechen und ähnliche Pfiffe zu versuchen. So z. B. ward eine hochgestellte Dame angehalten, welche zwei Bajonnette und ein Stück Eisen, das sie für eine Kugel hielt, aber nur ein Stück von einem verbrannten Ofenrohre war, unter dem Shwale versteckt fortzuschaffen suchte. Nach vielem Sträuben und unter Anbieten von Geld nahm ihr die Wache die Reliquien wieder ab. Die Lady war sehr betrübt über ihr Mißgeschick.

(Gleichheit.) Wir fuhren durch Poissy; Bettler drängten sich um den Wagen. Mein lieber Herr, sagte der Eine, ich bin lahm an einer Hand. — Ich an beiden, sagte der Andere. — Ich bin epileptisch, schrie ein Dritter. — Nicht so epileptisch wie ich, versetzte der Erste. — Der Wagen fuhr ab und ich sprach zu mir selbst; sie wollen nicht einmal Gleichheit der Gebrechen. (A. Karr's Wespen.)

(„Der schwere Kopf.") Dessen kann man sich jetzt für 2½ Silbergroschen entledigen. Für diesen civilen Preis kündigt nämlich eine Buchhandlung ein Büchlein an, das einen Pastor zum Autor hat, den in der Ueberschrift erwähnten Haupttitel führt und, laut Appendix zu demselben, „Aufschluß und Hülfe gewähren soll, für Pfarrer, Juristen, Schriftsteller und Alle, welche bündige Arbeiten verrichten und (welcher Leichtköpfige erklärt den Sinn des Folgenden?) bei Erscheinungen in ihrer Moralität gern verweilen wollen."

(Neues Papier.) Wieder eine neue Art Papier, welche der Schwede Sinisen erfunden hat, nämlich Papier aus Rüben. Er soll auf solchem Papier eine Schrift herausgegeben haben, worin er sich näher darüber ausspricht.

(Paris.) Seit Napoleons Asche im Invalidendom beigesetzt ist, haben 4 Millionen Wallfahrer seinen Sarg besucht.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 99.

Bremen, Sonntag den 12. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1126. Den 8. December. Der Strumpfweber Georg Heinrich Stüring, 74½ Jahr; kl. Annenstraße Nro. 14.

– 1127. Den 8. — Der pensionirte Unterofficier Herm. Haeseler, 56 Jahr; auf dem Häsen Nr. 20.

– 1128. Den 8. — Der Kornmesser Hinrich Brüning, 72 Jahr; kl. Fuhrleutestraße Nro. 25.

– 1129. Den 9. — Gesina Hoest, 19½ Jahr; in der Wisch Nro. 11.

– 1130. Den 9. — Des Arb. Joh. Christoph Bernh. Hoffmann Ehefr., geb. Stebrecht, 43 Jahr; Meyers Gang Nro. 8.

Nro. 1131. Den 9. — Maria König, 24 Jahr; Grünenstraße Nro. 25.

— 1132. Den 9. — Des Maurergesellen Christ. Neumann Ehefr., geb. Bätjen, 66 Jahr; Hankenstraße Nro. 26.

— 1133. Den 10. — Ariane Schläger, 50 Jahr; Bornstraße Nro. 4.

— 1134. Den 10. — Der Arb. Heinrich Wichmann 55 Jahr; im Krankenhaus.

— 1135. Den 10. — Des Schiffscapitains Joh. Hinr. Homann Sohn, 1 Jahr; Stephanithorssteinweg Nro. 14.

Geboren:

Nro. 1446. Den 6. December. Des Kaufmanns Georg Rudolph Mosle Ehefr., geb. Schultze, Langenstr. Nro. 11; von einem Mädchen.

– 1447. Den 6. — Des Arb. Ehlert Diedr. Ohlmeyer Ehefr., geb. Lindmeyer, Buntenthorssteinweg Nr. 173; von einem Knaben.

– 1448. Den 6. — Des Arb. Joh. Hinrich Osmers Ehefr., geb. Holthusen, Osterthorssteinweg Nro. 20; von einem Mädchen.

– 1449. Den 7. — Des Arb. Joh. Caspar Hinrich Heuermann Ehefrau, geborne Segelken, Schweinestr. Nr. 62; von einem Mädchen.

– 1450. Den 7. — Des Schneidermeisters Joh. August Friedrich Froböse Ehefr., geborne Krog, gr. Krankenstr. Nr. 5; von einem Mädchen.

– 1451. Den 8. — Des Küpergesellen Heinr. Schmidt Ehefr., geb. Oesselmann, Grasenstraße Nr. 42; von einem Mädchen.

– 1452. Den 9. — Des Kaufmanns Johannes Tidemann Ehefr., geb. Meinertzhagen, Langenstraße Nr. 26; von einem Knaben.

Nro. 1453. Den 9. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Warnken Ehefr., geb. Schierloh, Muggenburg Nr. 33; von einem Knaben.

— 1454. Den 9. — Des Arb. Joh. Christ. Reinemann Ehefr., geb. Droop, Wandrahm Nr. 2; von einem Knaben.

— 1455. Den 9. — Des Schiffsmäklergehülfen Johann Heinrich Schreiber Ehefr., geb. Hünerkoch, Contrescarpe; von einem Knaben.

— 1456. Den 9. — Des Maurergesellen Nicolaus Heinr. Mattfeld Ehefr., geb. Ruhkieck, Puntendeich Nr. 8; von einem Knaben.

— 1457. Den 9. — Des Segelmachers Joh. Diedrich Kreutzgrabe Ehefr., geb. Voigt, Stephanithorssteinweg Nr. 7; von einem Mädchen.

— 1458. Den 10. — Des Arb. Carl Wilhelm Begemann Ehefr., geb. Magen, gr. Fischerstraße Nr. 14; von einem Mädchen.

— 1459. Den 10. — Des Segelmachers Joh Georg Greve Ehefr., geb. Schilling, Langenstraße Nr. 86; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 524. Der Tuchmachergesell Joh. Heeschen u. Anna Mindermann hieselbst.

– 525. Der Landmann Johann Hinrich Steffens zu Hemelingen und Adelheid Lange zu Hasbergen.

– 526. Der Cigarrenfabrikant Carl Friedrich Theodor Franke und Anna Maria Sieger. Beide von hier.

Nro. 527. Der Musicus Joh. Georg Ludwig Rödl und Sawina (Sabina) Werner. Beide von hier.

— 528. Der Schneideramtsmeister Conrad Friedrich Wilhelm Lewcke und Marie Christine Egberts hieselbst.

— 529. Der Küpergesell Johann Theodor Wicke und Margaretha Uhmeyer hieselbst.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreund Nro. 99.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 100.

Bremen, Donnerstag den 16. December 1841.

* Der Dombau zu Bremen.

An meine Mitbürger.

Ist er dahin, der Geist der hohen Ahnen,
Der unsern Dom, sein herrlich Denkmal, schuf?
Hört Ihr nicht jene Hallen laut Euch mahnen?
Dringt aus der Wölbung nicht an Euch ein Ruf?
Seht Ihr nicht finster blicken jene Mauern?
Trägt nicht der Thurm das edle Haupt gebückt?
„Wo sind die Hände", tönt's wie ernstes Trauern,
„Die Hände, die die Jugend uns geschmückt?"

O laßt Euch nicht unedler Säumniß zeihen;
Ihr zahlt nur eine Schuld, die längst verfiel!
Hier schweigt der Dogmen Streit und der Parteien,
Für's Höchste glüht ein einiges Gefühl.
Laßt hell es denn in Andachtsflammen lodern,
Schmückt neu dem Dom die Hallen, den Altar!
Er bettelt nicht; er darf es von euch fodern.
Reicht ihm die Hände hülfespendend dar.

Dort am Altar, bei jener Orgel Tönen
Habt Ihr zu Gott gebetet, Gott gedankt —
Der Stunden denkt, da Ihr mit heißem Sehnen
An den geweihten Stufen niedersankt.
Den Himmel fühlt, der Euch hier aufgegangen
Im Strahl des Lichtes, das von droben scheint;
Gedenkt der Labung, die Ihr hier empfangen,
Der Thränen denket, die Ihr hier geweint!

Geschlechter sind vor Euch hindurchgegangen,
Fortdrängend treten andre nach Euch ein.
Das ist kein Bau mit flüchtig eitlem Prangen,
Hier zieht noch eine Nachwelt betend ein.
Was Ihr aus hehrer Vorzeit überkommen,
Durch Zeitenlauf zu höherm Werth geweiht,
Das mahne noch die Enkel an den frommen,
Den gottgeweihten Sinn entschwund'ner Zeit.

Der Augenblick ist da! Laßt nicht vergebens
Das Gotteshaus um Eure Spenden flehn.
Ihr kennt sie längst die Süßigkeit des Gebens,
Mag nah, mag fern der Ruf an Euch ergehn.
Man fragt nicht dort im ew'gen Himmelssaale,
Ob man Euch Zwinglisch, ob Lutherisch nennt; —
Es gilt dem Bau von Bremens Kathedrale,
Von unsrer Vorzeit schönstem Monument!

S.

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

1823.

Von den Thürmen des unermeßlichen Londons schlug es 11 Uhr. Es war die letzte Stunde des Jahres und sollte auch die letzte meines Lebens sein. Ungeheure Nebelmassen wogten wie Leichentücher um die erstorbenen Fluren. Ein kalter, durchdringender Regenschauer stäubte herunter, ich irrte am Ufer der Themse herum, eine geeignete Stelle suchend, mich in die Fluth zu stürzen. Was sollte mir noch das Leben? ich war ein Bettler geworden, von allen Menschen verlassen, betrogen, verstoßen, beschimpft. Wie dies gekommen ist, will ich Euch in Kürze berichten.

„Bald nach jener seligen Neujahrsnacht an Fanny's Seite machte das Handelshaus, bei welchem mein Vater beinahe sein ganzes Vermögen angelegt hatte, bankerott. Diesen Schlag überlebte der ohnehin kränkliche Greis nur wenige Wochen. Mein ganzes Erbe war sein väterlicher Segen und etwa sechstausend Thaler die Trümmer einiger Millionen, mühsam noch gerettet. An Fanny's Herzen wollte ich wieder Trost suchen, an ihrer Hand hoffte ich doch noch der Zukunft ein heiteres Lächeln abzugewinnen. Wir waren Beide ja noch so jung, und durch Fleiß und Sparsamkeit konnte vielleicht der Rest meines Vermögens noch zur Grundlage behaglichen Wohlstandes gemacht werden.

„Aber ach! jene furchtbare Katastrophe hatte nicht nur meinen Reichthum zernichtet, sondern auch alle Knospen und Blüthen der Liebe zu mir in Fanny's Herzen geknickt. Sie empfing mich von Tag zu Tag kälter; ja, nach einigen Wochen gab sie mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ich ihr langweilig, zudringlich und lästig vorkomme. Aus allen meinen Himmeln gestürzt, sah ich nun das blendende Licht, den göttlichen Aether zerronnen, in dessen Verklärung bisher ihr Bild mich umschwebt hatte. Ich lernte nun in dem angebeteten Engel nichts als ein gemeines, eigennütziges Geschöpf kennen, dessen Herz nur durch die magnetische Kraft meines Geldes an das meinige geschlossen war. Ein junger reicher Baron, ein vornehmer Wüstling, der ihr schon längst vergebens seine Huldigungen dargebracht und seine Netze nach ihren Reizen ausgeworfen hatte, durfte jetzt, als mir die Sonne des Glückes versunken war, auf den Ruinen meines Liebesparadieses schwelgen. Länger vermocht' ich es hier nicht mehr auszuhalten; es ward mir unerträglich, noch länger eine Luft mit der Treulosen einzuathmen, oder mich dem mitleidigen Lächeln meiner vormaligen sogenannten Freunde, die mich in den Tagen meines Ueberflusses umschwärmt hatten, auszusetzen. Mit dem geringen Reste meines Vermögens floh ich nach London, wo ich einen unbedeutenden Laden miethete und einen kleinen Handel mit Specereiwaaren anlegte. Bald aber wußten sich Betrüger meine Unerfahrenheit im Geschäfte zu Nutze zu machen, noch vor Weihnachten waren die Ueberbleibsel meines Erbes in alle Lüfte zerstreut und die Beute schändlicher Wucherer. Credit fand der arme Unbekannte nirgends in der reichsten aller Städte. Herzen und Thüren blieben mir verschlossen. Die Gläubiger trieben mich ohne Erbarmen aus meiner Wohnung und ließen mir kaum die nothdürftigste Kleidung auf dem Leibe. Mir blieb nichts übrig, als mir durch Handarbeiten oder Betteln das Leben zu fristen. An Ersteres war ich nicht gewöhnt, es gab überall kräftigere Fäuste, als meine zarten Hände; Schreiber eines Advokaten oder Commis eines Kaufmanns zu werden, hielt mich Stolz und Scheu vor Dienstbarkeit zurück; zum Betteln wollte ich mich nicht erniedrigen — ich sah keine andere Rettung mehr vor mir, als den Tod. Wäre ich besonnener und kaltblütiger gewesen, hätte mich nicht falsche Schaam in ihrem Banne gehalten, ich würde wohl noch andere Auswege gefunden haben. Aber ich war betrübt, dem Wahnsinne nah, das Hirn brannte mir. So traf mich der Sylvesterabend des Jahres 1823. Welch' ein Unterschied vor einem Jahre! Dort seliges Wiegen auf den Wellen des reinsten Liebegenusses, jetzt sollten die Fluthen der Themse meinen Leichnam in das neue Jahr hinüberschwemmen!

„Endlich fand ich einen Platz, wo sich das Ufer schroff in den Fluß hinabsenkte. Hier war er gewiß sehr tief; bleigrau lagen die Wasser unter mir, fast unbeweglich, nur zuweilen wie schadenfroh lachend, leise die Weiden des Gestades streifend. Mit dem Rufe: „So fahre wohl, treulose Welt!“ raffte ich mich zum tödtlichen Sprunge zusammen, als ich mich plötzlich von einer mächtigen Faust am Rockkragen festgehalten und zugleich von ein paar derben Armen von hinten umschlungen und weggerissen fühlte. Einige baumlange Kerls machten sich über mich her und knebelten mich trotz meines wüthenden Widerstandes.

„Sachte, sachte, mein Junge!“ — rief eine rauhe Stimme — „gib Dich zufrieden, sei nur hübsch folgsam, Du sollst ja noch früh genug in's Wasser kommen, Gott verdamm' mich! Du warst im Begriff, einen schlechten Punsch zur Feier dieser Neujahrsnacht zu saufen, Du hättest Dir den Magen schändlich erkältet und wärst morgen früh aufgestanden wie eine krepirte Wasserratte; das geht nicht an, mein Bürschchen, ein Glas warmen Grogs ist viel gesünder als das halbversalzene, theergeschmalzte Themsewasser. Deine Börse muß jämmerlich eingeschrumpft sein, daß Du in einer so wohlfeilen Schenke das Neujahr erwarten wolltest! Heisa! lustig vorwärts mein Jüngelchen! Schleppe Deine Segelstangen nicht so lahm nach, Du sollst noch lange genug das neptunische Reich kennen zu lernen Gelegenheit bekommen!“

Unter diesen, von rohen Flüchen und schallendem Gelächter begleiteten Witzen schleppten mich die Männer vorwärts; meine Kraft war gebrochen, sie waren genöthigt, mich aufzuladen wie eine Leiche; die Sinne schwanden mir, eine wohlthätige Ohnmacht hüllte meine Verzweiflung in die Nacht der Selbstvergessenheit. Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in einem engen Verschlage, in einer Hängematte liegend. Ein Chirurg hielt meinen Arm, aus dem plötzlich ein rother Bogen Blutes schoß.

„Der Aderlaß hat gewirkt," rief der Arzt einigen umstehenden Matrosen zu, die müssig ihren Taback kauend, der Operation zuschauten. Meine Lebensgeister kehrten zurück; es war heller Tag, ich blickte mich um, durch ein Guckefenster gewahrte ich nichts als den Himmel und das unendliche Meer. Jetzt erst erinnerte ich mich der Scene der vorigen Nacht wieder, wie ich von einigen Kerlen dem Tod entrissen und fortgeschleppt worden war. —

„Laßt ihn noch eine Weile ruhen, bis er wieder Kräfte gesammelt hat," sagte der Chirurgus, „morgen mögt ihr ihm dann seinen Dienst anweisen!"

Die Leute gingen und ich hatte nun Muße genug, über meine Lage nachzudenken. Der Blutverlust hatte mich zwar matt, aber doch ruhiger gestimmt. Schauernd überdachte ich meinen Zustand, doch pries ich Gott, der mich vor Selbstmord bewahrt hatte. Daß ich unter Matrosenpresser gefallen war, das war mir deutlich, auch konnten sie mich als rechtmäßige Beute betrachten, ich war ja eben im Begriff gewesen, mir das Leben zu nehmen, als sie mich überfielen. Dieses war mir nun ohnehin gleichgültig geworden, ich hatte ja nichts mehr zu verlieren; ich fügte mich also in mein Schicksal, noch froh genug, daß mich ein Schiff von den unseligen Küsten entfernte, wo mein Elend so hoch gestiegen war.

Der erste Tag des Jahres 1824 fand mich als Matrosen auf offener See. Resignirt, stumpf gegen Alles geworden, trat ich mechanisch, als willenlose Maschine meinen Dienst an. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Dombau zu Köln.

(Fortsetzung.)

Wir lassen hier die anziehende Sage vom Kölner Dombau folgen, wie sie Levin Schücking aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet hat *).

*) In der Schrift: „Der Dom zu Köln und seine Vollendung, von L. Schücking, Köln 1842."

Den ersten Plan, in der heiligen Stadt Köln am Rhein einen Bau zu beginnen, dessen Vollendung weit hinausrage über alle Werke der Vergangenheit aller Länder, faßte der heilige Erzbischof Engelbert von Berg; aber er ward verhindert, Hand daran zu legen, weil er jämmerlich ermordet wurde mit vielen Wunden, in einem Hohlweg bei Gevelsberg in der Mark, wo sein Vetter, ein Westphälischer Ritter, mit seinen Spießgesellen ihm aufgelauert hatte. Vielmehr wollte auch der liebe Gott nicht, daß jener den Bau des Tempels beginne, denn der heilige Engelbert war ein sehr hochmüthiger Mann und brüstete sich ob seiner Macht und Klugheit, als des ganzen Deutschen Reiches Verweser und „Fürseher." Als darauf Heinrich von Molenark, sein Nachfolger, ihn gerächt hatte und dem nun der prachtliebende Conrad von Hochsteden in der Würde der Mitra und des Churhuts gefolgt war, da nahm dieser den Plan wieder auf, im Jahre des Heils 1248, in welchem eine Feuersbrunst die alte Domkirche zerstört hatte. Deßhalb ließ er einen jungen Meister, der sich aber durch große Bauten berühmt gemacht hatte und in der Stadt Köln wohnte, vor sich kommen und sagte ihm seine Gedanken, wie er einen Dom über alle Dome der Welt zu bauen vorhabe und der Meister solle den Plan dazu entwerfen und die Arbeit daran unter seine Leitung nehmen. Der Meister machte ein ernsthaft und bedächtig Gesicht, als er den Erzbischof so reden hörte, zog die Stirn in Falten und lüftete das Barett, welches er, wie es damals Sitte war, aus Ehrfurcht nicht abzulegen gewagt hatte. daß es aussah, als ob ihm das Werk schier unbequem sei. Der Erzbischof Conrad von Hochsteden aber, der sinnend dagesessen hatte, den Arm auf die goldbefranzte Lehne seines Sessels stützend, lächelte darüber, ließ den großen Siegelring an seiner Hand von einem Zeigefinger auf den andern gleiten und freute sich, daß seine großen Gedanken es selbst dem berühmten Meister schwül gemacht hatten. —

Geht nur, Meister, Ihr werdet schon damit zu Stande kommen, wenn Ihr auch bescheidentlich Euch deß weigern möchtet; geht mit Gottes Hülfe, und wo Ihr nicht mehr auszukommen wißt, da erholt Euch Raths nur bei mir, sagte der Erzbischof.

Der Meister ging langsamen Schrittes hinaus und durch die Gemächer des Erzbischöflichen Hofes; als aber erst die frische Luft draußen ihn anwehte, da hob sich ihm, um sie in vollen Zügen einzusaugen, die gespannte Brust

sein Auge flammte, er warf das Barett in die Höhe und fing es wieder auf, gleich einem muthwilligen Schulbuben; die lärmende Gasse war ihm zu eng, er mußte hinaus, um für seine Freude das Weite zu gewinnen. Mit wiegenden Schritten, die kräftig, wie verachtend, das Pflaster trafen, kam er an das Frankenthor; dort, wo jetzt noch zwei verstümmelte Steinbilder stehn, war damals eine Bank in der Stadtmauer angebracht und darauf warf der Meister, als er hinausgekommen, Mantel und Wamms, obwohl es Abend war und eine schneidende Luft vom Rheine her wehte. Er lief auf und ab, focht mit den Armen hin und her, wie einer, der seiner Lustigkeit kein Maaß weiß und rief: Einen Dom über alle Dome der Welt! einen Namen über alle Namen der Erde! — Dann begann er mit der Spitze seines Stab's, an dem die Zolle und die Füße verzeichnet standen in rheinländischem Maaß, allerlei Linien in den Sand zu zeichnen und wieder zu verlöschen; dann wieder ging er mit langen Schritten auf und ab und rief: Meister, Meister, wer wird dir gleich sein auf Erden bei Enkel und Urenkel und fernem Geschlecht! — Unterdeß ging der Mond auf und hielt es hell wie am Tage. Er setzte sich wieder auf die Bank; hinter ihm rispelte etwas; aber es war wohl nur der Wind, der durch die Blätter und Loden rieselte und wimmerte, die aus den Fugen der Stadtmauer aufgewachsen waren; sonst war alles still um ihn und die Fledermäuse kreiseten unhörbar um seinen Kopf; ein Nachtvogel stieg huschend aus dem Schilf am Rheine auf und verlor sich in dem Schatten der Mauerstreben, welchen der Mond auf das Flußufer warf. Der Meister machte Linien, krumme und grade; endlich war eine Zeichnung angedeutet, welche der groben Skizze eines Bauplans ähnlich sah. So ist's gefunden, rief der Meister freudig aus, da rispelte wieder etwas und hüstelte und hinter ihm sagte es leise: der Münster zu Straßburg! Der Meister fuhr auf und sah einen Menschen neben sich, der war eisgrau, so schlank gewachsen wie eine Tanne, aber gebückt und wie gebrochenen Leibes; und als er noch einmal sagte: Ihr habt den Plan zum Münster in Straßburg gefunden, da sah er jenen so boshaft lächelnd an, als ob er ihn ärgern wolle. Deß ward der Meister zornig und weil er sah, daß der Fremde in der That Recht habe, verlöschte er den Plan wieder und zeichnete rascher als den ersten einen neuen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Masern und die Pflege der Masernkranken.

(Fortsetzung.)

Wegen dieser so sehr verschiedenen Beschaffenheit des Fiebers, kann auch die Diät und Pflege der Masernkranken hier nur in so weit angegeben werden, als sie für die leichteren Fälle paßt, und für die schwereren wenigstens nicht unpassend ist; die Modificationen für diese letzteren Fälle müssen dem jedesmaligen Arzte überlassen bleiben.

Es kömmt vorzüglich darauf an, den Kranken nicht zu erkälten, nicht zu erhitzen, den Husten zu lindern und die Augen zu schonen.

Da jede Erkältung höchst gefährlich ist, so muß man den Kranken in einer gleichmäßigen Temperatur zu erhalten suchen, und dieses ist nur zu erreichen, wenn er im Bette liegt. Hierin muß er auch in den allerleichtesten Fällen mindestens 4 Tage, in den etwas schwereren, und bei schlechter Jahrszeit, mindestens 8 bis 14 Tage und länger bleiben, und es darf die Bett- und Leibwäsche ohne ausdrückliche Genehmigung des Arztes nicht gewechselt werden. Es ist nicht erforderlich, daß der Kranke auf Federbetten liege und mit Federbetten zugedeckt sei; in den meisten Fällen sind vielmehr Matratzen und wollene oder wattirte Decken vorzuziehen. Im Ganzen muß das Verhalten zwar bedeutend wärmer sein, als in dem ersten Zeitraume des Scharlachs; jedoch ist auch alle übermäßige Erhitzung durch Bedeckung mit dicken Federdecken oder Decken, vorzüglich Anfangs zu vermeiden. Damit der Kranke eine gleichmäßig warme Luft einathme, erhalte man die Temperatur des Zimmers auf 14° bis 16° Reaum.; damit er nicht von Kälte und Zugluft getroffen werde, stelle man das Bett nicht an eine kalte Wand, ohne eine wollene Decke daran zu nageln, nicht in die Nähe des Fensters, nicht zwischen zwei Thüren, und nicht einer Thür gegenüber, welche in einen unerwärmten Raum führt, ohne wenigstens einen Bettschirm davor zu stellen, oder eine Decke davor zu hängen. Hat man über mehrere zusammenhängende Zimmer zu disponiren, so stelle man das Bett des Kranken in das zweite; soll dann aber die Verbindungsthür geöffnet bleiben, was vorzüglich bei kleinen Zimmern zweckmäßig ist (weil sonst das Krankenzimmer, zumal wenn mehrere Kinder darin liegen, leicht dumstig, und so sehr mit Masernduust angefüllt ist, daß die Krankheit dadurch heftiger wird), so muß das Nebenzimmer stärker geheizt

werden, als das Krankenzimmer selbst, denn sonst strömt die kältere Luft des Nebenzimmers zu dem Kranken hin. Man trete nicht sogleich an das Bette desselben, wenn man aus der Kälte kömmt. Sorgfältig achte man darauf, daß er sich nicht erkältet, wenn er Bedürfnisse verrichtet; Kinder mögen deshalb auch im Bette die Strümpfe anbehalten. Eine gelinde Transpiration während der ganzen Krankheit ist sehr zu wünschen.

Um den Husten, der meistens sehr quälend ist, nicht noch zu vermehren, müssen Räucherungen mit Räucherpulver, Wachholderbeeren, Aepfelschale, Zucker u. s. w. unterbleiben; ist die Luft des Krankenzimmers so verdorben, daß durchaus geräuchert werden muß, so gieße man wenige Tropfen Weinessig auf eine erwärmte Schaufel, jedoch in bedeutender Entfernung vom Krankenbette. Alle Getränke müssen erwärmt gegeben werden; die schleimigen lindern am besten den quälenden Husten. Man verhüte Entblößung der Brust.

Die Augen müssen, so lange irgend noch Lichtscheu sich zeigt, auf alle nur mögliche Art geschont werden. Man gebe daher dem Bette eine solche Stelle, daß die Augen des Kranken nicht etwa gegen die Fenster, oder gegen eine Thür, oder gegen eine helle Wand gerichtet sind; man verdunkle das Krankenzimmer, und verhüte, daß nicht etwa durch die Thür eines andern Zimmers plötzlich Helligkeit in das Krankenzimmer fällt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Augen nicht durch feine Spielzeuge, Besehen von Bildern u. dgl. angestrengt werden dürfen. Sind die Augen sehr leidend, so bedecke man sie mit einem doppelt liegenden viereckigen Stücke weichen Leinens, welches von der Schläfe und Wange der einen Seite bis zur Schläfe und Wange der andern Seite reicht, bis auf die Nasenspitze herabhängt, und nur auf der Stirne mit einem Bande befestigt wird. Wenn die Augenlider verkleben, so weiche man sie mittelst eines feinen, in lauwarme Milch getauchten Schwammes behutsam auf; man nehme sich gehörige Zeit dabei, und setze es fort, bis die Augen von selbst sich öffnen; wenn dann Borken oder Krusten an den Wimpern hängen bleiben, so lasse man den Kranken die Augen wieder schließen, halte den nicht gesäumten Rand eines weichen Stückchen Leinens auf die Wimpern, und lasse so die Augen wieder öffnen, damit die Krusten an dem Leinen sich abstreifen. Kinder von scrophulöser Constitution bekommen nachher leicht eine böse scrophulöse Augenentzündung; ihre Augen erfordern daher in den Masern die größte Aufmerksamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Zollverein.

Der Herr Verfasser des Aufsatzes „Zollverein" im Bürgerfreunde vom 5. dieses befürchtet, daß die Hansestädte, wenn sie erst von dem Zoll umklammert wären, gezwungen werden könnten, sich unter Preußens Herrschaft zu begeben, und räth, sich hier einige erträglichere Bedingungen zu erwerben, Preußen entgegen zu kommen.

Weit entfernt in Abrede zu stellen, daß mancher Staat durch erlaubte, oder auch unerlaubte Mittel gezwungen sein kann, Preußens Zoll zu huldigen, so hegen wir zu dem Zollherrscher doch das Vertrauen, daß er selbst weiß, daß die Unabhängigkeit der Hansestädte für ihn, wie für Deutschland, von der größten Wichtigkeit ist, er würde Deutschland und sich selbst schaden, wenn er dahin wirken wollte, die Unabhängigkeit der Hansestädte zu untergraben.

Die Seemächte, die es wohl wenig kümmert, ob ein Binnenland, von seinem eigenen Fürsten, oder von dem preußischen Zoll regiert wird, wissen, daß die Hansestädte die Thüren eines großen Theils von Deutschland sind, aus denen Alles aus- und eingeht, daß diese Thüren in unabhängigen Händen zum Besten des In- und Auslandes sein müssen. Sie vertraten auf dem Wiener Congreß rühmlich dieses Beste, als einige Fürsten, zu Deutschlands und ihrem eigenen Schaden, sich der Hansestädte zu bemächtigen Lust zeigten. — Im Vorbeigehen erlauben wir uns zu bemerken, daß es zum wirklichen Wohl von Deutschland gereichte, wenn der deutsche Bund die Hansestädte auf ewige Zeiten für neutral erklärte, und diese Neutralität von andern Staaten anerkennen ließe. Wie brüderlich die Hansestädte sich gegen den deutschen Bund erwiesen, beweisen die mit auswärtigen Mächten geschlossenen Handelstractate.

Sollte der preußische Zoll, nachdem seine unabänderlichen Nachtheile, die er im Gefolge hat, allen denkenden Menschen genugsam bekannt sind, dennoch sich bis zu den Hansestädten ausbreiten, und so unbedachtsam sein, die Unabhängigkeit derselben anzugreifen, so haben diese dennoch nicht zu fürchten, sie zu verlieren, wenn sie solche wahren. Die

Seemächte, mit denen Freundschaft und Handelstractate geschlossen sind, werden sie schützen. Nestor.

* Bitte.

Eine der interessantesten Aufgaben für den denkenden Vaterlandsfreund ist es, in die Zeiten der Vorfahren zurückzublicken, um sich mit deren Gewohnheiten, Sitten und Rechtsverhältnissen bekannt zu machen. Einsender dieses beschäftigt sich oft und gern damit, und hat schon häufig die Freude gehabt, in dieser Richtung auf die merkwürdigsten Erscheinungen zu stoßen. Oft findet es sich, daß Gebräuche und Rechte, welche noch jetzt bei uns in voller Wirksamkeit sind, ihren Ursprung aus den ältesten Zeiten, aus dieser oder jener historischen Begebenheit, welche unsere Vorfahren erlitten, herleiten. So traf Referent auch in diesen Tagen auf einen ähnlichen Fall und er bittet seine geehrten Mitbürger freundlich, sollte dem Einen oder dem Anderen nähere Auskunft darüber bekannt sein, sie gütigst mittheilen zu wollen. Es ist dieser Fall die bekannte Steuer, welche von accisbaren Waaren auf der Chaussee nach Oldenburg, beim Schlagbaume am Wartthurm, erhoben wird.

Wenn in unseren Zeiten besonders das Zoll- und Steuerwesen mit einer so großen Aufmerksamkeit und Regelmäßigkeit betrieben wird; wenn die Zolltarife, in welchen selbst die ungewöhnlichsten Waaren mit ihrer bestimmten Taxe aufgeführt sind, oft zu dicken Büchern anwachsen, so tritt um so deutlicher die Wahrscheinlichkeit hervor, daß jener erwähnte Zollbann beim Wartthurme aus weit älterer Zeit datirt. Vielleicht waren die früheren Fehden der Bremer mit den Grafen von Delmenhorst und Oldenburg die erste Veranlassung zu dieser Einrichtung, um den Verkehr mit den damals feindlich gesinnten Nachbarn zu hemmen; vielleicht war dieser Zoll eine Pfründe für diejenigen, welchen am Wartthurme die Grenzwacht (Wart) für die Sicherung der Stadt oblag?

Leider fehlt es Einsender dieses gänzlich an Documenten, aus denen der Ursprung jenes interessanten Zolles, der bekanntlich der einzige seiner Art im Umkreise des Bremer Gebietes ist, hervorginge. Er ersucht deßhalb nochmals einen Jeden, dem darüber etwas Näheres bekannt sein sollte, zur Förderung der historischen Wissenschaft, dasselbe dem Publikum nicht vorenthalten zu wollen.

* Fabel.

Auf einer Wiese an Waldes Saum tummelte sich eine Heerde Esel in albernem Uebermuthe herum. Plötzlich vernahmen sie aus dem nahen Dickicht des Löwen Stimme und schauderten zusammen.

Und der Gefürchtete trat aus dem Walde hervor, und siehe, es war ein blutjunger Löwe.

„Wie unpassend," schrie, vor Schreck und Aerger geifernd, ein alter Esel, der anderen Wortführer, ihn an, „so jung schon dreinzureden! Warte, wie ich es gemacht habe, Dein reiferes Alter bescheiden ab, dann magst Du Dich hören lassen!"

„Und wollte Deinesgleichen sein hundertstes Jahr abwarten," versetzte der Löwe, „er würde auch dann noch wie ein Esel kreischen." Und er wandte ihm verächtlich den Rücken. K.

† Wunsch.

Wir hören häufig klagen, daß einige Fuhrleute stets auf der Mitte des Steindammes, auf den Chausseen fahren, und sich weigern andern Fuhrleuten auf die Hälfte des Steinweges auszuweichen. Der Sommer- oder ungepflasterte Weg, kann bei jetziger nasser Witterung, mit schweren Fuhrwerken, zum Ausbiegen oder Vorbeifahren nicht benutzt werden.

Der Behörde ist, ohne Zweifel die angemaßte Eigenmacht einiger Fuhrleute unbekannt, deßhalb erlauben wir uns obige Anzeige. Eine Verordnung, welche, bei namhafter Strafe, den Fuhrleuten anwiese, stets rechts auf dem Pflaster zu fahren, würde genügen, das Uebel zu beseitigen. Daß den Landdragonern und Weganfsehern zur Pflicht gemacht würde, strenge auf die Ausführung der Verordnung zu sehen, brauchen wir nicht zu sagen.

Ein Bürger.

Räthsel.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel
Und ein Gebrechen.

Rückert.

Auflösung des Räthsels in Nro. 99.

Kiel.

Miscellaneen.

(Berlin.) Für diesen Winter steht uns eine eigenthümliche wissenschaftliche Regsamkeit bevor. Nach englischen Vorbildern wird sich hier ein Verein von Gelehrten und sonst in ihren Fächern wohlunterrichteten Männern bilden, um abwechselnd jeder in seiner Wissenschaft eine oder einige öffentliche Vorlesungen zu halten. Dem Vernehmen nach würde dazu der schöne Saal der Singakademie gewählt werden, der gegen 600 bis 800 Zuhörer bequem faßt. Man würde hier bald geschichtliche, bald sprachliche, naturhistorische, ästhetische Vorträge, genug solche, die sich nach allen Richtungen der Bildung hinwenden, hören, selbst technische nicht ausgenommen. Die Grundbedingung dabei ist, daß durchaus ein populärer Ton, der auch dem Laien der Wissenschaft zugänglich ist, festgehalten werde, denn bei den Zuhörern zählt man auch besonders auf die Anwesenheit gebildeter Frauen.

(München.) Der Todestag Mozarts (der vor 50 Jahren, am 5. Dec. 1791 der Welt entrückt ward) hat die Mitglieder unsrer k. Hofcapelle veranlaßt, den Manen des unsterblichen Tondichters eine sinnige Huldigung darzubringen. Es ist nämlich am Montag, den 6. Dec., Abends im großen Saale des Odeons Mozarts Requiem aufgeführt, welchem seine herrliche Symphonie in C dur vorausgeht. Man darf annehmen, daß die Ausführung dieses Meisterwerks ausgezeichneter sein wird, als sie je gehört worden, da eine so großartige Besetzung in der Kirche nicht wohl möglich ist.

(London.) Die Amme des Kronprinzen von England, Mistres Brough, empfängt als solche, außer Ertrageschenken, eine Vergütung von 1000 Pfd. St. Ihr eigenes Kind ist einer andern Amme übergeben worden. Mehrere sehr vermögende Frauen hatten sich um die Ehre beworben, Amme des Kronprinzen zu sein. Die prächtig eingerichtete Kindsstube ist gerade neben dem Zimmer der Königin. Prinz Albert führt öfters Personen hinein, um ihnen den kleinen Thronerben zu zeigen. — Es heißt jetzt, die Taufe des Kronprinzen werde erst nach dem Zusammentritt des Parlaments (also Ende Januars oder zu Anfang Februars) stattfinden. Hr. George Hayter, Geschichtsmaler und seit Sir David Wilkie's Tod erster Hofmaler, hat von Prinz Albert den Auftrag erhalten, die bevorstehende Tauffeier in einem großen Gemälde darzustellen. — An einem Laden in London ist die Aufschrift zu lesen: „Hier, und sonst nirgend, verkauft man die ächten Prinz von Wales-Würste.“ In dieser Hinsicht werden überhaupt alle Lächerlichkeiten des Continents in England weit überboten. „Alles,“ sagte der selige Cobbett, „nennt sich bei uns Engländern nach dem König oder seinem Hof, nur nicht die öffentliche Schuld; diese heißt Nationalschuld.“ — Der Betrug mit den Schatzamtsscheinen soll eine viel weitere Ausdehnung haben, als man bisher geglaubt. Einem Edinburger Blatt zufolge sind ein Peer und der Sohn eines Bischofs darein verwickelt, deren Namen als ein „öffentliches Geheimniß“ durchs Publicum läuft. Die M. Post macht auf die gleichzeitigen Staatspapierfälschungen aufmerksam, die in mehreren Staaten des Continents, Preußen, Portugal und anderwärts vorgekommen.

(Geistreiche Einfälle des Fürsten Talleyrand.) Wie immer man von Talleyrand urtheilte, Feind und Freund stimmte darin überein, daß er sehr witzig war. Er mußte aber auch für diese Reputation genug leiden. Denn wo nur irgend ein abgeschmacktes Bonmot, ein abgedroschenes Calembourg auftauchte, wurde es ihm untergeschoben, nach dem Grundsatze, daß man nur den Reichen gerne leiht. Er, der sehr reich war in dieser Beziehung, mußte Vieles geborgt nehmen, was er gerne ausgeschlagen hätte. — Talleyrand, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Directorium, war nicht reich. Er hatte sich eine Kutsche machen lassen, deren Eleganz von ganz Paris bewundert wurde, die er aber nicht bezahlt hatte. Der Sattler wurde endlich des Wartens müde, paßte dem Minister im Hofe auf, und überreichte ihm in dem Momente, wo er in die nicht bezahlte Kutsche stieg, die Rechnung. — „Ganz recht, man ist Ihnen schuldig, Sie müssen bezahlt werden.“ — „Ah! Bürger Minister, vielen Dank! Die Zeiten sind so schlecht! Sie würden mir einen wahren Dienst erweisen.“ — „Gar kein Dienst, wenn man schuldig ist muß man zahlem.“ — „Sie werden mich bezahlen, Bürger Minister, aber wann?“ — „Wann? Sie sind sehr neugierig!“ Der Graf Louis Narbonne las dem Fürsten Talleyrand auf einer Terrasse Verse vor. Dieser unterbrach ihn, auf einen in einer ziemlichen Entfernung stehenden Menschen, welcher gähnte, deutend: „Narbonne, sieh' doch dahin, Du sprichst immer zu laut.“ — Der General Montbrun, welches eines Tages sehr lange zum Diner auf sich warten ließ, erschöpfte sich darüber in Entschuldigungen. „Sie kommen der Letzte,“ sagte der Fürst, „was beweist dies? Daß Sie nicht geladen waren auf ein Schlachtfeld zu kommen, denn da wären Sie sicher der Erste angelangt.“ — „Ich bewundere Ihren Einfluß auf Alles, was sich in Frankreich ereignet hat,“ sagte Ludwig XVIII. zu ihm. „Wie haben Sie es angefangen, um erst das Direktorium, dann die kolossale Macht Napoleons zu stürzen?“ — „Sire, ich habe gar nichts dazu gethan; aber ich habe etwas Unerklärliches in mir, das allen Regierungen die mich vernachlässigen Unglück bringt.“ —

(Das ungeheuerste und riesenhafteste Schild) vielleicht in Europa ist das an der englischen Bierbrauerei in Paris. Es ist nämlich nicht weniger als siebenzig Fuß lang und sieben Fuß hoch; die Buchstaben darauf sind drei Ellen hoch, so daß sie auch von den Kurzsichtigsten eine Viertelstunde weit gesehen werden können. Wenn dieses riesenhafte Schild einmal herabfällt, kann es eine halbe Compagnie Soldaten erschlagen und begraben. Paris zählt der merkwürdigen Schilde überhaupt mehrere; das eines gewissen Doucerain zeugt von einer wahren Sprachverwirrung, denn man lies't Aufschriften in allen möglichen Sprachen darauf, auch eine griechische, die zu deutsch heißt: „ich rasire sehr schnell und schweige dabei.“ Auf vielen lies't man: english

spoken here" (hier wird englisch gesprochen) oder qui si parla italiano. Geht ein Engländer oder Italiener an einem solchen Verkaufslokale vorbei, so tritt er ein und spricht seine Muttersprache. Aber Niemand versteht ihn. Zeigt er auf die lügenhaften Worte draußen, so antwortete man ihm: „Wir bitten um Entschuldigung, der Commis, welcher englisch (italienisch) spricht, ist eben einmal ausgegangen," und der Fremde sieht, daß das Schild nur eine Anlockung für Käufer ist.

(Wieder ein Wunderkind.) Eine geachtete medicinische englische Zeitschrift erzählt fast Unglaubliches von der frühen Entwickelung der musikalischen Anlagen eines Kindes. Louise Winning wurde 1836 in Kingsbridge in einer Familie geboren, die sich schon in mehreren Generationen durch ihre musikalischen Anlagen ausgezeichnet hatte. Als das Kind neun Monate alt war, liebte es schon die Musik und hörte sogleich auf zu weinen, sobald auf einem musikalischen Instrumente gespielt wurde. Louise sang, ehe sie sprechen konnte, und ihre Leidenschaft für den Gesang steigerte sich so, daß sie nur in einer musikalischen Atmosphäre leben zu können schien. Sie sang im Schlafe und 1839 einmal eine ganz neue Melodie mehrmals, so daß sie ihr Vater aufschreiben konnte. Thalberg spricht in einem Briefe vom 11. Dec. 1839 von dem völlig correcten und angenehmen Gesange dieses Kindes, und Moscheles sprach sich ebenfalls mit Bewunderung über diese merkwürdige Erscheinung aus. Am 3. August 1840 sang Louise vor der Königin und später dreimal öffentlich. Sie singt bloß die Töne ohne die Worte und wiederholt die schwierigste italienische Arie, sobald sie dieselbe zweimal gehört hat. Ihr Talent ist gänzlich ein natürliches, da sie durchaus keinen Unterricht erhalten hat. Ihre Stimme umfaßt zwei Oktaven. Es begreift sich, daß das Kind in London das größte Aufsehen macht und daß man sich fragt, was aus diesem Genie werden, ob es sich später wohl durch Werke, eines Mozart und Beethoven würdig, äußern werde.

(Luftfahrt.) Ein Herr Comaschi, welcher die Kunst erfunden haben will, den Luftballon nach Belieben zu steuern, machte vor Kurzem einen Versuch in Lyon, der, nach den französischen Journalen vollkommen gelungen sein soll. Die Witterung war ungünstig, der Himmel von Wolken bedeckt; es regnete stark und stürmte dabei. Der Luftschiffer steuerte über die Saone, nach Westen zu, beschrieb immer eine krumme Linie, kam wieder über den Fluß zurück und ließ sich nicht weit von der Stelle herab, von wo er aufgestiegen war. Sein Ballon hatte keine cylindrische, sondern eine rhomboidale Form.

(Witterung.) Professor Gruithuisen macht in der münchener Zeitung bekannt, die gelinden Tage im November kämen von großen Fackeln in der Sonne her; die sommerlichen Tage im December aber rührten von drei beträchtlichen Sonnenflecken her, wovon nach einigen Tagen der westliche hinter dem Rande der Sonne verschwinden werde.

(Eine Wasserleitung mit Glasröhren) wird man in Rive de Gier (Liore) für die Stadt durchführen. Die Kosten sind bei Weitem nicht so groß, als die für gußeiserne Röhren; an der Haltbarkeit ist nicht zu zweifeln, da schon eine Champagnerflasche den Druck von 40 Atmosphären aushalten kann, und man hat den großen Vortheil, daß sich die Röhren nicht wie die von Eisen durch Oxydation zerstören, im Innern voll Knoten setzen und sich so oft ganz verstopfen.

(Honorar.) Obgleich die gepriesene anglikanische Kirche den Lord Byron in den Bann gethan hat, so hat doch der Buchhändler Murray in London für die Gesammt-Ausgabe der Werke von Lord Byron 23,540 Pfund Sterl. bezahlt. Das ist ein Honorar, in welches sich die namhaften Schriftsteller Deutschlands theilen könnten, es käme für Jeden doch wohl mehr heraus als ihm seine Poesien und Novellen einbrachten.

(Kurioses.) Das „Börsenblatt" macht auf eine Lächerlichkeit des Verfassers der „dramatischen Kleinigkeiten," Jul. Ries, aufmerksam. Dieser Autor hat nämlich alle Exemplare seines Werkes mit seiner Namenschrift bezeichnet — um dem Nachdruck vorzubeugen.

(Spanische Journale.) Unter den gegenwärtig in Spanien erscheinenden Journalen führt eines den Titel: „Der Speerstoß, Journal des spanischen Stiergefechtswesens," das zweite „Cortes des spanischen schönen Geschlechtes, oder: „Spanische Frauenzeitung." Das zweite soll der Emancipation des spanischen Frauenzimmers gewidmet sein.

Anzeige.

Als passende Weihnachtsgeschenke werden empfohlen:

Ansicht von Bremen mit Randbildern,
weiß Papier 1 Thlr.; chinesisches Papier 1 Thlr. 12 Gr.; in Rahmen mit Glas 2 Thlr. (einige beschädigte Exemplare à 36 Gr.)

Zehn Ansichten von Bremen im saubern Umschlag 24 Gr.

Liederkränze für frohe Menschen, gesammelt von A. Daeves, 6 Bändchen 1 Thlr., einzeln 12 Gr.

In einigen Tagen erscheint:

Hanseatisches Taschenbuch auf das Jahr 1842,
worauf vorläufig Bestellungen angenommen werden **Seemannsstraße No. 2.**

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 100.

Bremen, Donnerstag den 16. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1136. Den 11. December. Des Feldwebels Wilh. Carl Koch Sohn, 8 Monat; Caserne (Westerstraße.)

— 1137. Den 11. — Ein todt gefundener Knabe.

— 1138. Den 11. — Gesche Meyer, 75 Jahr; Düsternstraße Nro. 49.

— 1139. Den 12. — Des Arb. Joh. Heinrich Garlisch Sohn, 5¼ Jahr; Landweg Nro. 24 B.

— 1140. Den 12. — Des Arb. Joh. Heinrich Rauch Sohn (todtgeb.); hinterm Stephanithorswall Nro. 17.

— 1141. Den 12. — Des Kistenmachers Joh. Anhalt Tochter, 18 Wochen; Neustadtswall.

— 1142. Den 12. — Der Schneidergeselle Heinr. Viet, 23 Jahr; Krankenhaus.

— 1143. Den 13. — Des Schneiders Hermann Grube Tochter, 3 Wochen; Buntenthorssteinweg Nro. 235.

Nro. 1144. Den 13. — Des Tischlers Johann Thölcke Tochter (todtgeb.); Hastedt Nro. 33.

— 1145. Den 13. — Der Schlachtvoigt Willm Wilders 72 Jahr; letzte Schlachtpforte Nro. 2.

— 1146. Den 13. — Des Strumpfwebers Joh. Wilh. Meyer Tochter, 1½ Jahr; Grafenstraße Nro. 26.

— 1147. Den 13. — Des Schlossermeisters Martin Wilkening Sohn, 4¾ Jahr; Geeren Nr. 43.

— 1148. Den 13. — Der Kaufmann Christ. Friedrich Küchler, 33 Jahr; Molkenstraße Nr. 25.

— 1149. Den 13. — Johannes Christ. Mensing, 5 W.; Rembertistraße Nro. 33.

— 1150. Den 15. — Der Weißbäcker Heinr. Nielsen, 50 Jahr; gr. Johannisstraße Nr. 182.

— 1151. Den 15. — Der Arb. Johann Conrad Wode, 74 Jahr; Pelzerstraße Nro. 19.

Geboren:

Nro. 1460. Den 10. December. Des Fouriers Johann Heinr. Schäffer Ehefr, geb. von Ranzow, Caserne, Westerstr.; von einem Knaben.

— 1461. Den 10. — Des Zimmermanns Joh. Etmanski Ehefr., geb. Kielenbeck, Tiefer Nr. 59; von einem Knaben.

— 1462. Den 11. — Des Cigarrenmachers Julius Schnaars Ehefr., geb. Wilckens, hinterm Paulsberg Nr. 28.; von einem Knaben.

— 1463. Den 12. — Des Arb. Joh. Heinrich Rauch Ehefr., geb. Blum, hinterm Stephanithorswall Nr. 17; von einem todten Knaben.

— 1464. Den 12. — Des Arb. Joh. Reimers Ehefr., geb. Nolting, Lichamstr. Nr. 3; von einem Mädchen.

— 1465. Den 12. — Des Arb. Heinr. Burose Ehefr., geb. Viering, Buntenthorssteinweg Nr. 66; von einem Knaben.

— 1466. Den 12. — Des Schuhmachers Aug. Theodor Kopp Ehefr., geb. Rietmüller, Buntenthorssteinweg Nr. 1; von einem Knaben.

— 1467. Den 12. — Des Grobbäckers Christ. Gerhard Vogt Ehefr., geb. Hagens, Buntenthorssteinweg Nr. 217; von einem Knaben.

Nro. 1468. Den 12. — Des Barbiers Peter Egidius Krauß Ehefr., geb. Wiese, am Neuenweg Nr. 7; von einem Mädchen.

— 1469. Den 12. — Des Schuhmachers Philipp Wilken Rößler Ehefr., geb. Hagemann, Brünings Gang Nr. 84; von einem Mädchen.

— 1470. Den 13. — Des Kaufmanns Heinr. Wilhelm Herm. Augener Ehefr., geb. Harmsen, Sögestr. Nr. 24; von einem Mädchen.

— 1471. Den 13. — Des Cigarrenmachers Joh. Peter Ohlzen Ehefr., geborne Edler, Hülsberg Nr. 4; von einem Mädchen.

— 1472. Den 13. — Des Maurergesellen Helmke Behnken Ehefr., geb. Meyerholz, hinterm Abbenthorswall Nr. 39; von e. Mädchen.

— 1473. Den 13. — Des Tischlers Joh. Thölcke Ehefr., geb. Brandt, Hastedt Nr. 33; von einem todten Mädchen.

— 1474. Den 13. — Des Arb. Hieronymus Niemeyer Ehefr., geb. Bode, gr. Krummenstr. Nr. 6; von einem Mädchen.

— 1475. Den 14. — Des Cigarrenmachers Joh. Friedr. Wilh. Block Ehefr., geb. Weigert, Süderstraße Nr. 5; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 101.

Bremen, Sonntag den 19. December 1841.

Bremen, den 18. December 1841.

Am 16. dieses Monats vollendete hieselbst der Senior im Collegium der Aeltermänner Herr Heinrich Schröder. Er war geboren am 26. August 1765 und zum Aeltermann gewählt am 23. September 1816.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Sonntag den 19. December.

U. L. Frauen.

9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.

9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.

9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.

9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.

9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.

9 Uhr Hr. Past. Toel.
1 Uhr Hr. Cand. Blendermann.

St. Michaelis.

9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.

9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.

10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.

Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Prolog zur Vorfeier des Sterbetages Mozart's.

von

Ludwig Braunfels.

Gesprochen auf der Bühne zu Frankfurt a. M., am 4. Dec. 1841.

Vor dem Aufgehen des Vorhanges hört man aus Mozart's Requiem:

Lacrymosa dies illa,
Cum resurget ex favilla
Judicandus homo reus!
Huic ergo parce, Deus!
Miserere, Jesu pie;
Dona eis requiem.
Amen.

Während der letzten Klänge erhebt sich der Vorhang allmählig. Man sieht ein Todtenmal mit einer Urne. Die tragische und die komische Muse stehen zu beiden Seiten, und treten vor, während die Töne leise verhallen. Der Hintergrund der Bühne ist von Gewölk verdeckt.

Die tragische Muse.

Wohl kenn' ich diese Klänge, die den Schmerz
Der ernsten Muse künden und erneuen;
Den Nachhall jenes großen Todtenlieds,
Das sich der Töne Meister selber sang.
Ein halb Jahrhundert rauschte durch die Welt,
Ein halb Jahrhundert, reich an Geistesthaten:
Und noch verstummt die Klage nicht? Ich seh'
So Viele ihres Herzens beste Lieder
Am Ruhmesaltar opfern: — viele Priester
Der Kunst; — jedoch der Hohepriester fehlt!
Denn seiner Seele Melodie ist, ach!
Verklungen in dem großen Grundakkord.
Das Schöne ist der Erde nur geliehn;
Vorzeitig wieder fodern es die Götter:
Sie gaben ihm nur sechsunddreißig Lenze;
Und seine Blüthen wurden Todtenkränze.

Die komische Muse.

Wohl ist gerecht und heilig deine Klage,
Du ernste Schwester, die du in des Lebens
Entfaltungen den Schmerz nur liebst und singest!
Auch ich, die heitre Muse, die die Welt
Als einen großen Scherz der Götter nur,
Als einen steten Carnaval erkennt,
Auch ich muß trauern; denn er starb ja mir!
Er kannte diese Welt, wie ich. Er hatte
Des Lebens Hohn und Eitelkeit erschaut,
Und sprach's in holden Tönen scherzend aus.
Er sah, die Welt sei kaum des Ernstes werth;
Drum sang er ihr des brausenden Humors
Und scharfer Ironie Gesänge vor.

Er lieh der Erde frohen Himmelsschein, —
Und schied so bald; — ich traure: er war mein!

Die tragische Muse.

Auf diesen Brettern, die im kleinen Raum
Des weiten Daseins tausend Schmerzen fassen,
Rührt' euch das Vaterherz Idomeneo's,
Der seinen Sohn den Göttern opfern soll;
Ihr liebtet jenes edlen Titus Milde,
Der seine Mörder durch Vergebung straft.
Euch tönte dann das wilde Rachelied
Der Königin der Nacht; doch mächtiger
In euren Busen drang Sarastro's Warnung,
Und seiner Weisheitspriester tiefes Wort.
Des Lebens Mißklang hatt' er schwer gefühlt
Der edle Mozart; darum sang sein Mund
Der Wahrheit Würde und den Kampf des Guten.
Die Lieder quellen aus dem Herzensgrund;
Und an den Liedern muß sein Herz verbluten.

Die komische Muse.

Auf diesen Brettern, die im kleinen Raum
Des reichen Daseins bunte Wechsel fassen,
Hat er euch Trost für alle Erdenpein,
Hat er euch Lust und Lieb' ins Herz gesungen.
Wie oft vernahmt ihr mit begier'gem Ohr
Das Mährchen der Entführung, und die Liebe
Belmonte's, und das Gärtnerlied Osmin's,
Der gern die Aepfel bräche, die er hütet?
Wie oft hat jene Mädchenschelmerei
Euch aufgeheitert, und die goldne Regel:
Cosi fan tutte?
Und der ironische Humor des Volks,
Der leichte Sinn, der auf des Lebens Höhen
So nah dem Laster geht, das kecke Spiel
Mit Heiligem, die Lösung alter Bande, —
Hört ihr das Alles nicht aus Figaro,
Aus jenem Lied voll scherzend weiser Lehre?

(Der Genius der Musik, bisher ungesehen, tritt aus dem Hintergrunde hervor und zwischen beide Musen.

Der Genius der Musik.

Laßt euren Wettstreit schweigen! höret mich,
Den Genius der Musik, mich, eure ältre Schwester.
Du ernste Göttin, er gehörte dir;
Du heitre Muse, er gehörte dir!
Ihr beide wähltet ihn zum liebsten Priester.

Der Meister hat, da aus geschmeid'gen Tönen
Er sich gebaut ein Reich der Melodien,
Den ernsten wie den scherzenden Kamönen
Die ew'ge Sprache der Musik geliehn.
Denn Lust und Leid, das ist die Welt des Schönen;
Und er versöhnte sie in Harmonien:
Und allumfassend, gleich dem großen Britten,
Hat er erkenntnißreich die Welt durchschritten.
Denn mit der Melodien Zaubertranke
Wollt' er nicht bloß berauschen euer Ohr:
Der Ton wird ihm ein klarer Lichtgedanke;
Gestalten treten aus dem Klang hervor.
Er trat zuerst aus der Empfindung Schranke
In's Reich der Geistesschöpfungen empor.
Das Menschenherz hallt aus den Tönen wieder!
Und so schuf er das göttlichste der Lieder.

Das ist das Werk, wo ihr in tiefen Klängen
Des Himmels und der Hölle Kampf gewahrt,
Wo Edles und Gemeines dicht sich drängen,
Wo Lieb' und Frevel, Rach' und Hohn sich paart;
Da hat er euch in ewigen Gesängen
Der beiden Musen Einheit offenbart!
Und wollt ihr Wahrheit von der Kunst erbeuten,
So lernt aus Don Juan das Räthsel deuten.

(Man hört die drei Posaunenstöße aus der Zauberflöte. Das Todtenmal versinkt. Während die Melodie des Priestergesanges „O Isis und Osiris" ertönt, verzieht sich das Gewölk; man sieht die Büste Mozart's auf einem Postamente, zu dessen Füßen vier blumengeschmückte Genien sitzen. Der Genius der Musik bekränzt die Büste mit einer Lorbeerkrone. Im Hintergrunde sieht man Gruppen aus den sieben Mozart'schen Opern; rechts die Gestalten aus Idomeneo, Titus, Zauberflöte; links, aus der Entführung, Cosi fan tutte, Figaro; in der Mitte eine Gruppe aus Don Juan.)

Der Genius der Musik (wieder vortretend, während die Musik leise forttönt).

O deutsches Volk, das oft vom kargen Leben
Des Geistes freie Wünsche nicht erhält,
Dir ward ein Trost, die holde Kunst gegeben;
In Tönen herrschst du über eine Welt.
So mag denn Mozart euren Geist erheben,
Der größte Deutsche, kühner Musenheld: —
Bis einst ihr säet kühnre Geistesthaten,
Bis einst ihr erntet beßre Ruhmessaaten!

Chor (unsichtbar, während der Vorhang langsam fällt, nach der Melodie: „Es lebe Sarastro.")

Der Meister, er lebet
In ewigen Tönen!
In ewigen Tönen
Beherrscht er die Welt.

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

1824.

„Am letzten Tage dieses Jahres befand ich mich — am Cap der guten Hoffnung. Ich schaute zum Fenster einer am Ufer der Tafelbai gelegenen Taverne hinaus auf das weite Meer und überdachte mein Loos. Nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten das Jahr über hatte ich mich vom Matrosen zum Schiffsschreiber aufgeschwungen. Der

Kapitain des Kauffahrteischiffes, dem ich zugetheilt worden war, ein nicht ungebildeter Mann, hatte bald aus meinem Betragen abgenommen, daß ich von guter Familie stamme; meine saubere Handschrift und einige mir früher erworbene Kenntnisse, besonders meine Fertigkeit, mich in der englischen und französischen Sprache geläufig auszudrücken, dazu mein bischen Musik, wußten mich ihm zu empfehlen; er ließ mich die Matrosenjacke ablegen, gab mir in seiner Kajüte mancherlei Geschäfte zu besorgen, z. B. die Führung seines Tagebuchs, ließ sich zuweilen von mir vorlesen oder zur Guitarre singen, und warf mir einen ziemlich guten Gehalt aus, als ich seine Aufträge zu seiner Zufriedenheit erledigte. — Wir lagen nun schon mehrere Wochen hier vor Anker; das Cap der guten Hoffnung war mir doch noch kein Prognostikon einer bessern Hoffnung geworden. Mein Herz blieb noch immer finster und verschlossen. Ich floh die lärmende Gesellschaft meiner Genossen; die Freuden, worin sich die Seeleute nach langer Abwesenheit vom Lande zu entschädigen suchen, hatten keinen Reiz für mich. Ich vollzog meinen Dienst mit äußerster Strenge, ich lebte bloß den mir aufgetragenen Geschäften. So saß ich nun auch am Sylvesterabende einsam in einem Fensterwinkel der Taverne. Aus dem Nebenzimmer scholl der fröhliche Lärm meiner Schiffsgenossen. Gläser klirrten, Lieder klangen, Tanzmusik wirbelte dazwischen — ich sah düster hinaus auf's unendliche Meer, das mir zu rufen schien, dessen an's Gestade brausende Wogen mir wie mit Tausenden von gehobenen Armen zuwinkten. Ich eilte nun in's Freie und setzte mich an den Strand. Die plätschernden Wellen streiften an meine Füße heran. Fremde, herrliche Sternbilder, die niemals Europa über sich leuchten sieht, funkelten am tiefen, dunkelblauen Himmelsdom. Ein warmer Lufthauch, würziger Blüthendüfte voll, wogte von den Bergen der Stadt um mich her; Constanzia's Reben ergossen ihren süßen Athem herab. Ein schwellendes Flüstern, bald leise, bald lauter, ging durch die üppig belaubten Baumkronen dieser herrlichen, tropischen Natur, und die plätschernde See rauschte wieder Antwort entgegen. Weiße Nebelgestalten, wie Gespensterschiffe, flogen eilig über die ferne Fläche dahin. Ich sank auf die Kniee und hob meine Hände zum prächtigen Sternenhimmel empor. Ich hatte keine Worte zum Gebete, aber Gott verstand mich ja doch! In diesem Augenblicke strahlte blendender Glanz vom Gipfel des Tafelberges hernieder, eine mächtige Flammensäule stieg darauf empor und warf einen magischen Schimmer über die weißen Häuserreihen der sanft die Hügel aufsteigenden Stadt, über die rauschenden Gärten, den Hafen voll gewaltiger Schiffe und über das rollende Meer. Von allen Höhen flammten nun die Freudenfeuer zum Gruße des neuen Jahres. Die Kanonen des Ports, im Wechsel mit denen der Kriegsfregatten, donnerten bei'm ersten Glockenschlag Zwölf majestätisch ihre Glückwünsche sich entgegen. Aus der Stadt her tönte Jubel und Musik.

„Dieß war meine Neujahrsfeier am Cap der guten Hoffnung. Mit leichterem Herzen legte ich mich zur Ruhe; in meinem Traume schwebte die Hoffnung, im Bilde eines lieblichen Mädchens im grünen Gewande, vor mein Lager, und kredenzte mir von ihren rosigen Lippen einen Becher würzeduftigen Constanziaweines."

„Hier ist ächter Capwein!" rief einer der Freunde. „Unser Wirth hat gerade einige Dutzend Flaschen am Bord eines direct vom Cap der guten Hoffnung gelandeten Schiffes gekauft."

Die Flaschen wurden entsiegelt. Golden perlte der köstliche Wein in den feingeschliffenen Krystallbechern.

„Es lebe die Hoffnung!" riefen einstimmig Alle, und klingten mit Peregrin an, der folgendermaßen fortfuhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dombau zu Köln.

(Fortsetzung.)

Das ist der Dom zu Speyer, sagte der Fremde, als jener fertig war. Da begann der Meister in seinem Eifer zum drittenmale von Neuem und als er wieder einen Riß zu Stande gebracht hatte, da sprach der fremde Mann nur das Wort: „Rheims" aus und lachte wie ein Spötter. Dem Meister waren die hellen Tropfen auf die Stirn gequollen.

Beim Teufel, rief er aus, wenn Ihr alles besser wißt, so macht es einmal besser! Der fremde eisgraue Mann, der schlank gewachsen war, wie eine Tanne und doch gebrechenen Leibes, hüstelte und bückte sich noch tiefer zur Erde; so zeichnete er mit des Meisters langem Stabe einen Bauriß in den Sand leichtfertig hin, als ob es ein Kinderspiel wäre, aber voll so großartiger Gedanken und Schönheiten daß der Meister sich gestehen mußte, er habe selber seinen Meister gefunden und wäre sein Lebtage nicht auf so was

Schönes gekommen. Als der Fremde seinen Riß fertig hatte, löschte er ihn rasch wieder aus.

Woher seid Ihr? fragte der Meister.

Von Nirgendher, doch überall, sagte der Fremde, oder vielmehr, sagte es von ihm her, denn er hauchte seine Worte seltsamlich aus, ohne daß seine Lippen sich bewegten. Der Meister rückte etwas von ihm fort und zog ein strotzendes Säcklein von weißem Gemsenleder aus der Tasche.

Verkauft mir Euern Plan, sagte er.

Der eisgraue Mann warf eine Hand voll Goldgulden, als ob sie ihm aus dem Aermel fielen, dem Meister vor die Füße und lachte und grinsete, als er sprach: Um den Preis nicht! —

Und wofür denn? —

Für Deine Seele! sagte der eisgraue Fremde und sein gebückter Leib richtete sich auf, als er das sagte, und wuchs in die Höhe und ward so groß, als könne er mit dem Kopf über die Mauer in die Stadt sehen.

Der Meister stieß einen Schrei aus und schlug ein Kreuz; ob der Fremde davor verschwunden, wußte er nicht, denn er sank der Länge nach auf den Boden hin; die kalte Nachtluft, die vom Rheine her wehte, hob und senkte die feuchten Stränge seiner Haare, die ihm wirr um die Stirne hingen; aber er fühlte es nicht, denn er lag bewußtlos im Mondschein da, der ihm so voll und hell auf dem Kopfe stand, als wolle er sich bis ins Gehirn durchsaugen; daneben blinkte das Licht aus den Goldstücken, die der Fremde aus dem Aermel geschüttet hatte, als ob Johanniswürmchen durch den Sand kröchen, in den die verlöschten Bauriße gezeichnet waren.

Es war spät, als der Meister zu Hause kam; sein Blut wurde wie von einem Fieber angepackt und durch die Adern gepeitscht, daß er an Schlaf nicht denken mochte. Darum setzte er sich an seinen Tisch, den eine große geglättete Schiefertafel deckte und begann mit dem Griffel zu liniiren und zu zeichnen, um den Plan nachzumachen, den der Fremde in den Sand skizzirt hatte. Aber obwohl er eben noch geglaubt hatte, jede Linie brenne ihm im Gehirne nach, jetzt konnte er auf kein einziges der Verhältniße, auf keine der Längen- und Breitenabtheilungen wieder kommen; bald ward das Kreuzgewölbe zu weit gespannt, bald zu schmal; und nachdem er lange gesessen und sich geplagt, lief er endlich, als es Tag geworden, in die Kirche zu den heiligen Aposteln, um sein Morgengebet zu verrichten. Da fielen ihm, wenn er Paternoster und Ave sagen wollte, des eisgrauen Fremden Worte ein; so ging er wieder hinaus, nachdem er kaum durch zwei Gesetze des Rosenkranzes gekommen und trieb sich endlich wie ein geplagter Mensch im Freien umher: durch die ganze Gegend Rheinauf und Rheinab. Der Tag schwand dahin eh' er es gedacht hatte und war ihm doch lang geworden; als nun der Abend gekommen, befand er sich wieder in der Nähe der Stadt und sah die Frankenpforte vor sich. Der fremde Mann stand unfern derselben an der Mauer und zeichnete in der Dämmerung mit einem Stabe auf den übergrünten Quadern und wo der Stab herfuhr, da zitterte bläulich glimmend eine feurige Linie nach. Der Meister mußte stehen bleiben und ihm über die Schulter sehen, wie die schlanken Gurten und Schwibbögen und die eingeblindeten Säulenhalme aufglühten und verhuschten. Der Eisgraue wandte sein Gesicht über die Schulter und sagte:

Wollt Ihr den Plan jetzt? —

Der Meister schwieg, faßte seinen Mantel an und wickelte die Arme darin, um sie dann auf der Brust zu verschränken. Es kam ihm ein Fröstеln an, als er sah, wie der andere immer den Kopf über die Schulter drehte gleich einer Ohreule, die ihr eine Feder aus dem Rücken rupft, und wie er ohne hinzublicken, im Zeichnen fortfuhr, bis seine feurigen Linien zu einem herrlichen Portal zusammenliefen, das leuchtend auf den dunklen Mauersteinen stand und dann wie ein Traum verschwunden war.

Wollt Ihr den Plan jetzt? —

Ja! sagte der Meister und zitterte am ganzen Leibe.

Der Eisgraue hüstelte, ließ seinen Stab fallen und riß ein Haar aus des Meisters Bart. Morgen um Mitternacht, sagte er.

Der Meister stand noch lange da, die Hand an's Kinn gelegt, nach dem er hastig gegriffen, und sah nichts mehr, als das graue Gemäuer, auf dem seine Blicke lagen, als ob für ihn was auf den Steinen zu lesen stände.

Als der Meister am andern Morgen in seiner Kammer erwachte, standen die hellen Sonnenstrahlen an der Wand über seinem Bette und der Dompfaffe schlug in seinem Käfig oben in der Fensterbrüstung, als ob er die Katze verspottete, die in dem Armsessel auf des Meisters Hauswamms sich gesetzt hatte und bald nach dem Vogel, bald blinzelnd in den Sonnenstrahl blickte, der durch das Schlüsselloch der Thüre gerade in ihr Gesicht fiel. Der Meister mußte

lächeln, als er sah, wie sie sich ärgerte, nun nies'te, nun die Augen mit den Pfoten wusch, dann rasch nach einer summenden Fliege schnappte, die ihr um die Nase strich. Von der Straße her erscholl das Rasseln der Schiebkarren und das Geräusch von Wagen und anderer Lärm; darüber hin tönten die hellen Morgenglocken von den Thürmen, und noch heller das Meißeln und Hauen von dem nahen Hausbau; es war ein so schöner heitrer Morgen aufgegangen, als ob es nie wieder Nacht werden sollte. Der Meister sprang frohen Muthes auf und warf den Fensterflügel offen, um die frische Luft zu schöpfen; er freute sich in seinem Stolze, als nun zuerst der Bauplan ihm wieder ins Gedächtniß kam und blickte in der Richtung auf die Dächer hin, wo sein riesenhaftes Werk bald die Stadt überragen sollte mit kühngeschwungenen Bögen und Giebeln und Thürmen, ein achtes Wunder der Welt. Und wenn man die alten weisen Meister in deutscher und in heidnischer Kunst dann einst nennen würde, dachte er, dann würde man voll innrer Ehrfurcht sprechen: aber der weiseste und klügste und größte von ihnen allen war doch der Kölner Meister. —

Wo wollt Ihr hin so früh, Mechtild? rief er zum Fenster hinaus.

Mechtild, seine Haushälterin, kam unten aus der Hausthüre und schritt auf die Straße, in ihrem schwarzen Regenmantel, wie sittsame alte Frauen ihn tragen, wenn sie Morgens in der Frühe aus dem Hause gehen. Sie sagte: Ich will in die Kirche zu den heiligen Aposteln und eine Messe lesen lassen für eine arme Seele. —

Dem Meister zuckte es durch's Gesicht, er schlug heftig das Fenster zu und warf sich auf sein Lager hin wie ein Verzweifelnder.

(Fortsetzung folgt.)

* Prüfet alles, und das Beste behaltet.

Die Frage, ob es für Bremen vortheilhaft oder nachtheilig sein wird, sich mit Hannover und Oldenburg dem deutschen Zollverein anzuschließen, wird gegenwärtig so lebhaft schriftlich und mündlich verhandelt, als sie wichtig ist. Allein diese Frage dürfte bald nicht mehr an der Zeit sein, sondern von der viel wichtigern, „wie schließen wir uns auf die vortheilhafteste Weise an?“ gänzlich in den Hintergrund gedrängt werden. Daß diese Zeit vor der Thüre ist, wird Niemand verkennen, der nur einigermaßen auf ihre Zeichen achtet. Ich glaube dieses so fest, daß ich schon jetzt geneigt bin, die erste der beiden Fragen für eine müßige zu halten. Um so mehr aber sollten diejenigen Männer Bremens, welche vermöge ihrer Stellung berufen sein werden, früher oder später in dieser rein deutschen Angelegenheit seine Interessen zu verfechten über die beste Beantwortung der zweiten Frage mit sich im Reinen sein, und sich im Voraus die klarsten Sachkenntnisse hinsichtlich des schwierigen Gegenstandes zu eigen machen. Daß es zum Theil schon geschehen ist, bezweifele ich nicht; doch eben so wahr ist es, wenn ich behaupte, daß in dieser wichtigen Sache nicht leicht zu viel geleistet werden kann. Aus diesem Grunde möchte es der Klugheit angemessen sein, wenn schon jetzt, und nicht erst wenn die Noth drängt, einer aus Senat und Bürgerschaft zusammen gesetzten Deputation die Aufgabe gestellt würde, die Gesetze und Geschäftsordnung, so wie den Zoll-Tarif des Vereins genau zu studiren, um die darin enthaltenen Unzulässigkeiten für einen Seehandelsplatz zu ergründen. Daß sie dabei außer den merkantilischen, auch die finanziellen und politischen Verhältnisse unsres Staats in Beziehung auf einen Anschluß an den Zollverein mit in den Kreis ihrer Untersuchungen zu ziehen hätte, bedarf kaum der Erwähnung.

Nach solchen Vorbereitungen wird man bei dereinst stattfindenden Unterhandlungen, welche gemeinschaftlich mit Hannover und Oldenburg wahrscheinlich vortheilhafter, als in isolirter Stellung gepflogen werden können, um so leichtere, zum guten Gedeihen führende Arbeit haben.

Möchte aber doch ja die Idee nicht vorherrschen, daß Bremen, unbeschadet seines Handels und seiner Gewerbe selbst dann noch isolirt bleiben könne, wenn die Zoll-Grenze bis an die deutschen Küsten der Nord- vielleicht auch Ostsee vorgeschritten sein wird. Gegen den Willen des Gesammtvereins kann es diese Idee nimmermehr ungestraft verwirklichen; vielmehr werden Handel und Gewerbe in Siechthum verfallen, auch ohne, daß es dazu besonderer feindseliger Schritte von Seiten des Zollvereins bedürfte. Nur wenn die Zollvereins-Staaten es dem allgemeinen Interesse entsprechend finden sollten, daß Bremen ein Freihafen sei, werden sie ihm für sein Gedeihen ersprießliche Zugeständnisse machen. Im entgegengesetzten Fall gewiß nicht.

Mitbürger! die ihr mit der Tendenz dieser Andeutungen nicht einverstanden seid! bedenket, daß der Zollverein eine Macht im deutschen Vaterlande geworden ist, welcher man sich anschließen muß, um ihrer mit theilhaftig zu sein; und daß, wenn wir auch manches alte Gute dadurch zum Opfer bringen müssen, es nur in der Absicht geschiebt, größern Uebeln zu entgehen und neuem Guten, wozu die Keime in den neuen Verhältnissen liegen werden, den Weg zu uns nicht abzusperren.

∴ Privat-Concert

vom 15. December dieses Jahres.

Wieder ein ausgezeichnetes Concert! Eine neue Symphonie von Kalliwoda — kräftig und melodisch — classisch correct und doch mit süßen Schmeicheltönen in's Gedächtniß dringend und dort haftend, — keineswegs ein massenhafter Wirrwarr, der eines liederberühmten Namens bedarf, um nicht durchzufallen. Wenn die Direction diese Kalliwoda-Symphonie im gegenwärtigen Winter noch einmal vorführt,

so wird sie allgemeinen Dank ärndten. Es giebt noch eine frühere Symphonie von demselben Componisten, welche stets ein geneigtes Ohr bei dem bremischen Publikum gefunden hat und finden wird. Der Symphonie folgte ein Gesangstück aus Joseph, meisterhaft vorgetragen von Herrn Kahle aus Braunschweig. Einen guten Tenoristen zu hören ist ein Genuß, gegen den die Bremer oft wie gegen viele andere gute Genüsse durch Uebermaaß abgestumpft werden. Der Violoncellist Herr Sack aus Hamburg war sehr tüchtig besonders in der ersten Piece — Adagio und Rondo von Kummer; minder gefielen uns die Variationen über Beethovens Sehnsuchtswalzer. Wir hassen aber überhaupt Variationen, und hoffen, daß eine spätere Generation diese Abart ganz aus der Musik vertreiben werde. Die schöne Sehnsuchts-Weise so auseinander zu zerren, ist eine wahre Barbarei. — Dem Sommernachtstraum von Mendelssohn wünschen Viele ein gänzliches Entschlummern. Es ist dies eine Musik, die auf Calcul und nicht auf dem freien Ergusse des Gemüths beruht. Der Componist hat sich hingesetzt und ausgegrübelt, wie die Elfen, die fidelen Athenienfischen Handwerker, ja selbst der brüllende Löwe in der Festcomödie sich äußern müßten, — und dies alles war leicht zu malen, besonders mit Webers Oberon vor Augen. Allein einen süßen melodischen Satz zu schaffen, welcher die Liebe zwischen Hermia und Lysander ausdrückt, das hat M. nicht vermocht, wie er denn überhaupt sehr arm und unfruchtbar an Melodieen ist. Man denke einmal an die Ouverture zum Oberon, welche süße Stelle hat da das Violoncell (nachher aufgenommen von den Violinen) um die Liebe zwischen Oberon und Rezia auszusprechen! Aber in der Mendelsohn'schen Ouverture quält der Componist sich von einem Zwischensatz zum andern, man glaubt immer, jetzt komme der Hauptsatz — und am Ende sind alle so reichlich aufgebotenen Mittel doch nicht im Stande gewesen, den Hörern eine süße Zufriedenheit einzuflößen. Die Chöre, welche Mendelssohn zur Antigone in Berlin componirt hat, sind auch gewiß eine solche unerquickliche Calcul-Musik geworden, man würde sonst nicht so viel von dem Holzgerüste der Orchestra, und so wenig von einem Zauber der Musik hören. Mendelssohn hätte zu seinem eigenen Besten nicht nach Berlin gerufen, sondern nach Neapel gesandt werden müssen! — Warum ist aber Niemand auf den Gedanken gekommen, aus dem letzten Privatconcert eine Mozart-Feier zu machen? Fast alle großen Städte Deutschlands gingen doch mit gutem Beispiele voran. Wie gern hätte man die Sommernachts-Ouverture für die Ouverture zum Don Juan entbehrt! — Nachdem Herr Kahle mit dem Liede an Adelheid (welches die Musikhandlungen baldigst ankündigen sollten) die Hörer noch einmal tief ergriffen, wurde das bekannte hübsche Duett aus Jessonda von Mad. Schmidt und Herrn Kahle entzückend vorgetragen. Es war indeß für Nadori nicht leicht gegen Kraft und Feuer der Amazily auszukommen!

y.

† Bemerkungen.

In den Runkelrüben-Staaten ist eine Auflage von fünf ein fünftel Grote auf jedes Pfund Rohrzucker, welches sechs Grote kostet, gelegt worden. Die Staatsbürger solcher Staaten müssen daher das Pfund Rübenzucker mit 13⅕ Groten bezahlen. Gut, daß wir in solchen Staaten nicht wohnen, wo jedweden die Süßigkeiten des Lebens durch gezwungene hohe Preise verbittert werden. Wohnten wir daselbst, wir zögen gleich nach einer der freien Hansestädte, wo man dergleichen nicht kennt, und jeder sich bemüht, dem andern das Leben zu erleichtern und zu versüßen.

Zu Zeiten folgen die Werke den Menschen nicht nach, sondern gehen ihnen voraus. Als Beispiel dürfen wir nur die neue Reeperbahn und das neue Haus in Vegesack anführen.

* Die Gerichtsferien

wegen des Weihnachts-Festes beginnen mit Montag dem 20. December, und dauern bis zum 1. Januar künftigen Jahres einschließlich.

Immobilien-Verkäufe an der Kerze.

Dienstag den 14. December d. J.

Keine.

Auflösung des Räthsels in Nro. 100.

Staar.

Miscellaneen.

(Mozart's Denkfeier in Kassel, am 6. December 1841.) Am heutigen Abend hatte der Cäcilien-Verein unter der Leitung seines würdigen Vorstandes, Hrn. Capellmeisters Dr. Spohr, zur funfzigjährigen Denkfeier des Tages, an welchem der unsterbliche Gebieter der in den Tönen verborgenen Geisterwelt, Mozart, aus dem irdischen Leben schied, die Aufführung seines Requiem im Adolph'schen Saale veranstaltet, welchen ein eben so zahlreiches als gewähltes und von dem Andenken an den großen Genius, dem die Feier galt, durchdrungenes Auditorium erfüllte. Mozart's Büste, die Stirn mit dem Lorbeerkranz umwunden, war auf schwarzbehangenen mit Kränzen verziertem Altar aufgestellt; zu beiden Seiten flammten Lampen auf hohen Kandelabern. Die Feier begann mit Mozart's kirchlichem Satze, „ave verum," nach dessen Beendigung ein Mitglied des Cäcilien-Vereins (Hr. Ober-Postmeister Nebelthau) folgende Worte in Mitten der in tiefster Stille gesammelten Zuhörerschaft sprach: „Du armes Wort, wenn du es unternehmen wolltest, unter Mozart's Sphärenklängen dir eine Geltung zu verschaffen! Aber du sollst auch nur, einer Inschrift ähnlich, die Bedeutung des Augenblicks und die Widmung dieses Festes anzeigen. Heute vor funfzig Jahren bedauerte die Kaiserstadt den irdischen Tod des großen Mozart, — heute vor funfzig Jahren jammerten seine Freunde und Bewunderer um den allzufrühen Hintritt des noch nicht 36jährigen Künstlers. Wir aber begehen jetzt die, von keiner Klage mehr erreichte Feier der Verklärung seines unsterblichen Genius. Seine Todtenfeier hat er sich selbst geschrieben; darum muß heute dieses Requiem ertönen, wäre es auch nicht, was es ist: das erhabenste, herrlichste, was vor- und nachher geschrieben worden. Die Sage geht: Ein Unbekannter sei eines Tages erschienen, um Mozart die Composition einer Seelenmesse aufzutragen, für welche dieser den Preis selbst bestimmen solle. Kaum daß Mozart fordert, so ist die Summe gleich erlegt; der Unbekannte will den Boten senden, der die Messe holen soll. Mozart beginnt die Arbeit, wird jedoch durch den Auftrag unterbrochen, für des Kaisers Krönung in Prag die Oper „Titus" zu schreiben. Eben ist er im Begriff dahin abzureisen, als der Bote ihm den Weg vertritt und an das Requiem ihn mahnt. Mozart entschuldigt sich, verspricht und betheuert, bis der Bote scheidet. Aber kaum von Prag zurückgekehrt, begiebt sich Mozart an das Werk, mit einer Begeisterung, wie ihm noch keine seiner Schöpfungen eingeflößt zu haben scheint, mit einem Fleiß und Eifer, der für seine schon wankende Gesundheit Alles fürchten läßt. Voll Angst und Besorgniß sucht ihm die Gattin die Arbeit zu entwinden, sie will die Handschrift ihm verstecken, um die Anstrengungen zu unterbrechen; da bittet Mozart mit Thränen, sie ihm wieder zu geben, wenn er nicht in Seelenunruhe umkommen solle. Sobald er wieder arbeiten darf, scheint neue Kraft über ihn gekommen; er endigt das himmlische Werk bis auf Weniges in der Ausführung, das sich aber für seinen Freund und Schüler Süßmayer von selbst versteht. Oft läßt er sich seine Arbeit noch auf's Krankenbette reichen, betrachtet dann mit wehmüthigem Lächeln das letzte Denkmal seines hohen Geistes, der die irdische Hülle nach und nach von sich streift, bis der Schreckensruf erscholl: „Mozart ist todt!" Da steht auch der räthselhafte Bote und nimmt die kostbare Handschrift mit sich fort. Erst nach vielen Jahren hat sie sich wiedergefunden. „Ertönt ihr ewigen Gesänge, ertönt nun zu des verklärenden Meisters Preis!" Hierauf wurde dieses unübertreffliche Werk Mozart's dessen letzten Töne, Sendboten des Himmels, ihn gleichsam hinübertrugen in seine selige Heimath — von dem Cäcilien-Verein, dessen Mitglieder auch alle Soli vortrugen, mit der Sicherheit und tiefen Empfindung ausgeführt, welche die vollendete Gesangbildung dieses trefflichen Vereins unter einem der Geheimnisse der Tonwelt so mächtigen Meister stets bekundet. Die Versammlung schied mit den erhebendsten Gefühlen.

(Der Ritt aus Liebe.) Ein Creole von Guadeloupe, ein muthiger schöner Cavallerieoffizier und einer der ältesten Familien der Colonie angehörig, verliebte sich leidenschaftlich in eine schöne Dame. Zum Unglück für diese übrigens sehr poetische Liebe wohnte die schöne Dame in Point-à-Pitre und der Offizier in Basse-Terre. Siebzehn Stunden also trennten sie und überdies mußte der Offizier von früh sechs bis Abends sechs Uhr in der Garnisonsstadt auf seinem Posten sein; er scheint aber in seiner Noth gedacht zu haben wie Chenier's Nero: „mir bleibt die Nacht." Aber wie war es möglich, in den zwölf Stunden der Nacht nach Point-à-Pitre und zurück, also richtig 34 Stunden, zu reiten und zwar über Berge, über Schluchten, über den Fluß Salee, der durchschwommen werden mußte? Der Offizier machte es doch möglich. Sobald es sechs Uhr Abends geschlagen hatte, schwang er sich auf sein Pferd und verschwand in dem Hohlwege hinter dem Fort; aber hätte er auch das Pferd Mazeppa's geritten, er würde in dieser Anstrengung nicht weit gekommen sein. Er theilte deshalb seinen Weg in mehrere Stationen, je nach den Pflanzungen, auf denen es, wie er wußte, gute Pferde gab, und da es in jeder Jahreszeit in den Colonien um sechs Uhr Nacht wird, so hoffte er überall sich ein frisches Pferd verschaffen zu können, ohne bemerkt zu werden. Er war zwar überall bekannt und überall hätten ihm Pferde zu Diensten gestanden, aber er hätte, wenn er um dieselben nachgesucht, seinen Zweck und seine geheime Liebe gestehen müssen. Als er auf der ersten Station ankam, führte er sein Pferd in den Stall, sattelte und zäumte ein anderes und jagte auf demselben blitzschnell davon, ohne daß auf einer Pflanzung einer der Neger, die zu wachen hatten, aber regelmäßig schliefen, ihn bemerkten. In Point-à-Pitre wechselte er von der Straße aus mit der Königin seines Herzens einige sehr zärtliche Worte, worauf er sodann in Galopp wieder davon jagte, jedes Pferd in den rechten Stall brachte und endlich auf dem seinigen zurückkam. Wann es früh sechs Uhr schlug, ritt er im Schritt nach seiner Wohnung zu, als habe er im kühlen Morgen

einen Spazierritt gemacht. — Diese Liebe dauerte mehrere Monate und er sah auf diese Weise seine Schöne fast jede Nacht. Nach einigen Wochen bemerkte man aber, daß die Pferde in der Richtung von Basse-Terre nach Point-à-Pitre zu sichtbar abmagerten. Was auch die Herren derselben thaten, es half nichts; die Neger schrieben die Schuld dem bösen Geiste Zombi zu. Erst als der Offizier sich mit seiner Geliebten verheirathet hatte, nahmen jene Pferde auf eine eben so unbegreifliche Weise wieder zu.

(Berlin.) Die Berliner Zeitung enthält einen langen Artikel von Tölken, (bekanntlich aus Bremen gebürtig) worin er — freilich erst nach sehr warmen Lobsprüchen des merkwürdigen Versuchs im Ganzen — auf gelehrte Weise darthut, daß man sich bei der Aufführung der Antigone, in der Einrichtung der Scene, der Orchestra u. s. w., grobe Verstöße habe zu Schulden kommen lassen, eben so daß man statt des Altars auf der Bühne, die Thymele des Bacchus in die Handlung gezogen habe, daß nie ein Bühnenkünstler die Orchestra, oder ein Führer des Chors mit diesem die Treppe des Prosceniums betreten, wie dies bei der Aufführung der Antigone der Fall gewesen ist. Der gelehrte Mann verspricht, den Gegenstand noch in einer andern Abhandlung näher zu erörtern.

(Die Familie Vilain XIV.) Eine der angesehensten, reichsten und ältesten Familien in Belgien ist die der Vilain. Als Ludwig XIV. sich in Gent befand, wohnte er in dem Palaste des Hauptes dieser Familie. Bei der Abreise trat der König von Frankreich zu ihm und sagte: „Herr Vilain, ich kann Sie nicht reicher machen als Sie sind, ich kann Ihnen keinen höhern Adel geben, als Sie besitzen; was also kann ich für Sie thun? Sprechen Sie.“ — „Sire,“ entgegnete der, an welchen diese gnädige Aufforderung gerichtet war, „erlauben Sie mir, meinem Namen die Zahl beizusetzen, welche dem Ihrigen folgt; es ist dies die einzige Gnade, um die ich bitte.“ — Ludwig XIV. bewilligte, wie man wohl denken kann, die an ihn gerichtete Bitte sofort und seit dieser Zeit heißen alle Nachkommen jenes Vilain, bis auf den heutigen Tag, Vilain XIV. — Zu einem dieser Nachkommen sagte einmal der König Wilhelm der Niederlande: „die Vilain werden, wie es scheint, numerirt wie die Fiacres.“ Verletzt durch diese Bemerkung, entgegnete dieser Vilain XIV. sofort: „ja, Sire, und wie die Könige.“

(Darmstadt.) Das Probe-Blatt der Britania ist erschienen und wir begrüßen endlich in dieser Zeitschrift das Organ, welches Deutschland vom nationalen Standpunkt aus England gegenüber vertreten soll. In dem Prospektus sprachen die Herausgeber: (Freiligrath und Künzel) den Zweck des Unternehmens dahin aus, ausschließlich über englische Literatur älterer und neuerer Zeit, sowie über das Gesammtleben England's, in der Britannia unparteiische Kritik zu üben, und die geistigen und praktischen Güter, woran England in Literatur, Wissenschaft und Leben so reich ist, unserem deutschen Vaterland auf eine fruchtbringende Weise bekannt zu machen. — Die Beilage zur Britannia, **The british Gleaner**, dient zu einem Repertorium, worin das Neueste und Schönste in Poesie und Prosa gesammelt werden soll. Die 52 Nummern derselben bilden am Schlusse des Jahres eine selbstständige Chrestomathie. — Das Blatt selbst erscheint in wöchentlichen Lieferungen, einen Bogen stark, in gr. 4°. — Druck und Papier sind gut. — So wünschen wir denn diesem neuen und jedenfalls von einem höheren Geist ästhetischer Bildung und wissenschaftlichen Ernstes geleiteten Unternehmen die Liebe und den Beifall des deutschen Vaterlandes, und geben uns selbst der frohen Hoffnung hin, daß gerade durch dieses würdige Streben der Brittania jenem verderblichen Einfluß der englischen Uebersetzungsfabriken auf die deutsche Literatur und dem durch Marryat, Trollope u. A. durchwässerten Geschmack des Publikums eine kräftige Opposition entgegengesetzt werde. Wo sich ein so hoher seltener Genius wie der Freiligrath's mit diesem entschieden ernsten wissenschaftlichen Streben vereint, dessen Erfolge bereits den Namen Künzel's als gelehrter Literarhistoriker und tüchtiger Aesthetiker begründet haben, da muß schon von selbst alles Seichte und Halbe wegfallen, und der höhere Beruf der beiden genannten Männer für Poesie und Wissenschaft auch eine höhere Bedeutung und höhere Leistung ihres Unternehmens voraussetzen lassen. Hoffentlich wird diese Zeitschrift für das Museum und die Union angeschafft.

(Der neue evangelische Bischof in Jerusalem, Herr Alexander,) war vor siebzehn Jahren noch Rabbiner in der Synagoge zu Plymouth, wo er zum Christenthum übertrat. Englische Blätter sagen, er sei aus dem Stamme Juda, und seine Gattin aus dem Stamme Levi.

(Das erste Bild des neugebornen Kronprinzen von England) ist bereits vollendet, und zwar von den königl. Händen seiner erlauchten Mutter selbst. Die Skizze soll sehr wohlgetroffen sein.

Anzeige.

Das beliebte, allen Geschäftsleuten so brauchbare, und als passendes Festgeschenk zu empfehlende

Hanseatische Taschenbuch auf das Jahr 1842,

ist erschienen und zu haben

Seemannsstraße No. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 101.

Bremen, Sonntag den 19. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1152. Den 14. December. Des Cigarrenmachers Daniel Reinke Tochter (todt geb.); Buntenthorssteinweg.

— 1153. Den 15. — Des Schenkwirths Diedrich Bitter Ehefr., geb. Schorffmann, 41 Jahr; kl. Helle Nro. 26.

— 1154. Den 15. — Des Dr. juris und Staatsanwald Joh. Herm. Smidt Sohn, 1 Jahr; Buchtstraße Nro. 51.

— 1155. Den 15. — Der Arb. Joh. Friedrich Kruse, 27 Jahr; Wichelnburg Nro. 1.

— 1156. Den 15. — Des Cigarrenmachers Wilhelm Emanuel Thierbach Sohn, 5 Jahr; Rövekamp Nro. 19.

— 1157. Den 15. — Des Landmanns Friedr. Eckhoff Sohn, 9 Wochen; Rosenkranz Nro. 15.

Nro. 1158. Den 15. — Des Schenkwirths Diedr. Bitter Sohn (todt geb.); kl. Helle Nro. 26.

— 1159. Den 15. — Des Schuhmachermeisters Georg Wilh. Förster Tochter, 1 Tag; Weges-Ende Nro. 10.

— 1160. Den 16. — Des verst. Stuhlmachers Johann Klewien Wittwe, geb. Koeker, 68 Jahr; Hohethorsstraße Nro. 12.

— 1161. Den 16. — Der Aeltermann Heinr. Schröder 76¾ Jahr; Osterthorssteinweg Nro. 39.

— 1162. Den 17. — Des Zimmergesellen Daniel Köster Sohn, 2 Jahr; Müggenburg Nro. 41.

— 1163. Den 17. — Des Schneidermeisters Christian Schmidt Ehefr., geb. Hohmann, 29 Jahr; Weges-Ende Nro. 5.

Geboren:

Nro. 1477. Den 11. December. Des Leinenhändlers Joh. Friedrich Kuhlmann Ehefr., geb. Wagner, Faulenstr. Nr. 19; von einem Mädchen.

— 1478. Den 12. — Des Küpergesellen Matthias Courir Ehefr., geb. Boschen, Paulsberg Nr. 13; von einem Mädchen.

— 1479. Den 13. — Des Mäklergehülfen Carl Otto Theodor Lahusen Ehefr., geb. Jacobsen, Obernst. Nr. 53 (Vorst.); von einem Mädchen.

— 1480. Den 13. — Des Schenkwirths Herm. Heinr. Malusius Ehefr., geb. Kültz, Albutenstraße Nr. 3; von einem Knaben.

— 1481. Den 14. — Des Färbers Reinhard Kemker Ehefr., geb. Lampe, am Brill Nr. 18; von einem Mädchen.

— 1482 u. 1483. Den 14. — Des Cigarrenmachers Daniel Reinken Ehefr., geb. Blancke, Buntenthorssteinweg, v. Zwillingstöchtern.

Nro. 1484. Den 15. — Des Arb. Friedr. Lindemann Ehefr., geb. Wilhelmi, Hastedt Nro. 31; von einem Knaben.

— 1485. Den 15. — Des Schenkwirths Diedr. Bitter Ehefr., geb. Schorffmann, kl. Helle N. 26; von einem todten Knaben.

— 1486. Den 15. — Des Cigarrensortierers Johann Jacob Georg Ellebrecht Ehefr., geb. Oppermann, gr. Johannisstraße Nro. 237; von einem Knaben.

— 1487. Den 15. — Des Arb. Joh. Christ. Hohmann Ehefr., geb. Christoffers gr. Payecken Gang Nro. 9; von einem Mädchen.

— 1488. Den 15. — Des Cigarrenmachers Heinrich Christian Lüders Ehefr., geb. Ahlefeld, Reeperbahn Nro. 17; von einem Mädchen.

— 1489. Den 17. — Des Steuermanns Hinr. Koevenhusen Ehefr., geb. Reuter, Neuen Gang; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 530. Der Clubbwirth Herm. Theodor Vischer von Gaasbeck und Henriette Louise Heitmann hieselbst.

— 531. Der Schneideramtsmeister Georg Michael Arnold hieselbst und Mette Anne Meyer aus Hagen, Amts Thedinghausen.

Nro. 532. Der Kaufmann zu St. Magnus Louis Martin d'Oleire u. Anna Emerentia Raschen daselbst.

— 533. Der Schneideramtsmeister Joh. Ludwig Sanders hieselbst und Catharina Lamy oder Lamme zu Hanau.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 102.

Bremen, Donnerstag den 23. December 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am ersten Christtage den 25. December.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.
12 Uhr Hr. Cand. Mallet.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. pr. D. Krummacher.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.
12 Uhr Hr. Past. v. Hanffstengel.

St. Remberti.
9 Uhr. Noch nicht bestimmt.
1 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Uhr Nachmittags.

Am zweiten Christtage den 26. December.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. pr. Passavant.
12 Uhr Hr. Past. Pauli.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Treviranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Cand. Victor.
12 Uhr Hr. Past. Dr. Paniel.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. prim. Mallet.
1 Uhr Hr. Past. Müller.

St. Pauli.
9 U. Hr. Past. v. Hanffstengel.
12 Uhr Hr Past. Iken.

St. Remberti.
9 U. Noch nicht bestimmt.
12 Uhr Hr. Past. Toel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinertzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6, 8 und 12 Uhr Morgens und um 2 Uhr Nachmittags.

Häuslichkeit.

Wohnt das Glück in Purpurhülle?
Auch im Pallast wohnt der Schmerz.
Wohnt es bei des Geldes Fülle?
Sorge quält da oft das Herz.

Wohnt es in den Fürstenzimmern,
Bei der Kön'ge Glanz und Macht?
Ach den Glanz, worin sie schimmern,
Trübt gar oft des Kummers Nacht.

Such' es in der frommen Hütte,
Wo die treue Liebe weilt;
Such' es in der edlen Mitte,
Die kein Haß und Hader theilt.

Eltern, Kinder, Hausgenossen
Machen sich die Stunden süß;
Da im engen Kreis geschlossen,
Blüht des Lebens Paradies.

Fest und muthig auch durch Leiden
Geht die Liebe Hand in Hand,
Im Genusse reiner Freuden,
Zu dem ew'gen Vaterland.

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

1825.

„Am letzten Abende dieses Jahres saß ich auf einer Bank vor der unter einem riesigen indianischen Feigenbaume leicht aus Brettern gezimmerten Hütte. An meinem Herzen ruhte das dunkle Lockenköpfchen der lieblichen Guanaroa, des schönsten Kindes der Südseeinsel. Ja, Freunde — mit Recht blickt Ihr mich staunend an — ich war Bewohner einer kleinen Insel im stillen Meere. Vor einigen Monaten war unser Schiff, auf einer Handelsreise nach China begriffen, in der Nähe der Sandwichsinseln gescheitert. Mit Mühe rettete sich ein Theil der Mannschaft auf dies kleine Eiland, wo uns die gutmüthigen Eingebornen auf das Freundlichste aufnahmen, verpflegten, ja unsern Aufenthalt durch Festlichkeiten aller Art zu erheitern suchten. Noch hatte kein europäischer Fuß zuvor diese reizende Insel betreten, sie lag so sehr entfernt von den übrigen bekannten Gruppen, sonst hätten wir gewiß nicht diese herzliche Aufnahme gefunden. Wir hatten einige Kisten mit Kleidungsstücken und Spielwaaren, die zum Tauschhandel mit den Wilden bestimmt waren, nebst allerlei Kriegs- und Jagdbedarf aus dem Schiffbruche gerettet. Durch Geschenke von Glaskorallen, Spiegeln, Bändern, Messern u. dergl. machten wir uns bei diesen harmlosen Naturkindern beliebt, durch den Donner und die Wirkung unserer Flinten auf der Jagd erschienen wir ihnen bald als übernatürliche, mit den Blitzen des Himmels bewaffnete Wesen, und genossen die ehrerbietigste, demüthigste Behandlung. Der König der Insel, ein stattlicher Greis, bot unserm Kapitän seine Krone und sein Reich als Erbtheil an, indem er ihn feierlich adoptiren wollte, was jedoch höflichst abgelehnt wurde; auch das schöne Geschlecht, hier wirklich in vollem Maaße werth, das schöne genannt zu werden, wetteiferte um unsere Gunst. Ich verlor mein Herz an die holde, vierzehnjährige Guanaroa, Tochter des ersten Häuptlings der Insel, das schönste, liebenswürdigste Wesen, die Unschuld und Zärtlichkeit selbst, die sich ganz ausschließlich meiner Pflege gewidmet hatte, als ich, krank wie die Uebrigen, dem Schiffbruch entronnen war. Sie wich damals keinen Augenblick von meiner Seite, bereitete die kühlenden Limonentränke für meinen Fieberdurst, scheuchte die Mücken von meinem Lager und sang mir von ihren einfachen Liedern vor mich in den Schlaf zu wiegen. Ihre frischblühenden Reize sowohl als meine Dankbarkeit, fesselten mein Herz an sie; es hatte sich längst wieder nach einem gleichgestimmten Busen gesehnt, ich war meiner Odysseusfahrten müde geworden und beschloß hier zu bleiben, als ein englisches Schiff, das auf Entdeckungsreisen ausging, bald darauf an unserer Küste landete, um frisches Wasser einzunehmen. Guanaroa's sorgsame Pflege, die balsamische Luft dieses köstlichen Himmelsstrichs, die erquickenden Früchte dieses üppigen Bodens hatten mich vollkommen wieder hergestellt, meine Gefährten alle sehnten sich nach der Heimath zurück, und waren freudetrunken über die sich nun so unverhofft darbietende Gelegenheit, dem einförmigen Leben auf dieser vom Vaterlande so fernen Insel zu entrinnen — aber was sollte ich in Europa? Ich hatte ja dort keine Heimath mehr, keinen Vater, keine Mutter, keine Geschwister; keine Geliebte harrte mir entgegen, hier war ich verehrt, vergöttert fast von diesem harmlosen Völkchen; hier lachte der Himmel im reinsten Glanze, die gesegneten Fluren brachten, kaum angebaut, alle Lebensbedürfnisse in Hülle und Fülle hervor — und so nahm ich Abschied von meinen Genossen, und als das Schiff dieselben über die blaue Weite dahin dem Vaterlande entgegentrug, stand nur eine Thräne in meinem Auge; Guanaroa hing sich mit einem Kusse der vollsten Zärtlichkeit an mich; ein Blick auf die Geliebte — und ich war wieder glücklich! So fand mich der Sylvesterabend des Jahres 1825 an ihrer Seite, ich fühlte keine Sehnsucht mehr nach meinem Vaterlande, alle meine Wünsche beschränkten sich auf dieser Insel kleinen Raum. Guanaroa hatte bald gelernt, in meiner Sprache sich mit mir zu verständigen, und heute Abend stammelten mir ihre süßen Lippen die freudige Kunde, daß sie sich Mutter fühle. Vor uns wogte die See leuchtend im herrlichen Phosphorglanze, bald wie blaue, bald wie silberweiße Flammen, hinter uns stieg eine dünne Säule Rauchs aus dem Krater des kleinen Vulkans, der stolz, jedoch nie gefahrbringend das Eiland beherrscht. Wie vor einem Jahre am Cap der guten Hoffnung, so strahlten auch jetzt die prächtigsten Sternbilder hernieder, über den Palmenhügeln blühte der volle Mond, die würzigsten Düfte wehten vom Lande her. Ich schloß das theuerste Wesen fester an meine Brust, ich wiederholte mein Gelübde, sie niemals zu verlassen und keine andere Heimath ohne sie zu suchen; dann erklärte ich ihr, daß heute von den Christen die Neujahrsnacht gefeiert werde, und welche Bedeutung für uns der Antritt jedes neuen Jahres habe.

Sie holte Brodfrucht, Ananas, Pisang und Palmenwein in Cocosschalen aus der Hütte, und wir feierten nun im innigsten Entzücken, nach der Angabe meiner Uhr, die Neujahrsfreuden unter den süßesten Plaudereien, unter den heißesten Küssen."

„Hoch lebe die holdselige Guanaroa!" jubelten die Freunde. „Wir haben zwar hier keinen Palmenwein, aber dieser Xeres mag seine Stelle würdig vertreten. Guanaroa hoch!"

Peregrin trank; man sah jedoch, wie sich seine Thränen mit dem Weine vermischten, obschon er sie zu verbergen suchte.

1826.

„Ich legte mich an diesem Sylvesterabende schon um 9 Uhr zu Bette, denn es war grimmig kalt, und ich hatte weder Holz mehr zum Einfeuern, noch Geld, mir solches zu kaufen. Eine Tasse dünnen Thee's bildete mein ganzes Nachtmahl. Und ich war doch jetzt von sehr hohem Stande; ich wohnte nämlich im siebenten Stockwerk eines Hauses im Faubourg du Temple zu Paris. Ja, meine Freunde, zu Paris, und zwar als Lehrer der deutschen Sprache. Trotz der wachsenden Vorliebe der Franzosen für unsere Literatur war dennoch mein Erwerb als Sprachlehrer so gering, daß ich kaum die Miethe meines bescheidenen Stübchens erschwingen konnte. Ich hatte der Concurrenten zu viele, und mir fehlte die Geschmeidigkeit oder auch Unverschämtheit mancher meiner Collegen, um mich der hauptsächlich nur auf äußeren Schein achtenden Welt empfehlen zu können; zudem waren meine Kleider nicht nur nicht nach der Mode, sondern auch ganz abgetragen. Meine Hausfrau hatte mir heute schon die Wohnung aufgekündigt, weil ich schon seit drei Monaten außer Stand war, ihr die Miethe zu bezahlen.

„Nun hört aber, was mich nach Paris geführt hatte!

„Etwa noch drei Monate nach jener glücklichen Neujahrsnacht flossen mir auf meiner reizenden Insel an Guanaroa's Seite auf's Anmuthigste dahin. Wir lebten mit einander die schönsten Idyllen. Bald hoffte ich das Pfand unserer Liebe an's Vaterherz drücken zu können. Ich hatte die Wolke nicht bemerkt, die an unserm sonst so heiteren Himmel langsam heraufzog und unser Verderben brütete. Eines Abends, als ich eben von der Jagd zurückkehrte, wunderte ich mich, daß mir nicht, wie gewöhnlich, zum Willkomm meine Guanaroa entgegenflog. Ich trat in unsere Hütte — sie war nicht da, ich rief draußen umher — keine Antwort! Sollten Räuber sie mir entführt haben? Doch war ja von unserm Eigenthum nichts entwendet, meine Waffen, Geräthe, Lebensmittel, Alles war an seiner Stelle. Da stürzte plötzlich Guanaroa's Bruder, den ich mir zum innigsten Freund gewonnen hatte, bleich und athemlos in die Hütte. Er vermochte nur die Worte zu stammeln: „Rette Dich, rette Dich, mein Bruder! — Unsere Priester — ach meine Schwester — Deine Guanaroa — sie haben sie geschlachtet — auf dem Morai als Opfer ihrer beleidigten Götter." Ich sank zusammen, es ward Nacht vor meinen Augen, doch bald ermannte ich mich, wüthend riß ich Säbel und Flinte von der Wand und wollte hinausrennen. „Unglücklicher!" rief mein Freund, „was willst Du beginnen? Die ganze Insel ist im Aufstand, Alles ist auf der Seite der Priester, Deiner geschworenen Feinde, wenn Du noch einen Augenblick zauderst zu fliehen, so bist Du verloren! Rette Dich mit uns, auch wir als Deine Verwandte sind ihrer Rache verfallen, die Würger sind uns auf den Fersen, fort, o fort!" — Ich riß mich los und wollte hinaus, Schaum stand mir vor dem Munde, ich fühlte mein Haar sich sträuben, da rief Guanaroa's Bruder seinen Vettern, die draußen vor der Hütte Wache standen, und die, als sie sahen, daß all' ihre Vorstellungen mich nicht abhalten konnten, zur Rache zu eilen, mich überwältigten, mit Baststricken festbanden und mich an's nahe Meer in ein Canot schleppten, mit dem sie pfeilschnell davonschossen. Bald landeten wir in Owaihi, dem Hauptorte der Sandwichsinseln, wo eine europäische Kolonie sich befand und ein englisches Schiff vor Anker lag. Meine Raserei hatte mich in ein hitziges Fieber gestürzt.

„Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich mich unter den Händen des Arztes in einer Hängematte des Schiffes. Wir waren schon mehrere Wochen auf offener See auf dem Wege nach Europa. Ein mitleidiger Franzose, der sich als Passagier an Bord befand, hatte sich meiner angenommen, so daß mir die beste Pflege zu Theil ward. Jetzt erfuhr ich erst das Nähere über die Gräuelscene auf unserer Insel. Laßt mich kurz darüber hinweggehen, meine Freunde, um die alte Wunde nicht zu sehr wieder aufzureißen! Ich hatte nämlich einst, ich weiß nicht wie, unschuldigerweise einen den Götzen geheiligten Platz (das Tabuh) verletzt. Die Priester, längst schon erbittert, daß ich mein Weib dem Dienste ihrer Götter abwendig gemacht und in die Lehren

des Christenthums eingeweiht hatte, sowie befürchtend, ich möchte nach und nach auch die übrigen Einwohner dafür gewinnen, hatten unseren Untergang beschlossen, meine Abwesenheit von der Hütte benutzt, Guanaroa hinweggeführt und, kaum bring' ich das Gräßliche über meine Lippen, auf dem Scheiterhaufen verbrannt, nachdem sie vorher das Kind unter ihrem Herzen den scheußlichen Götzen geopfert hatten. O still! o still! nichts mehr davon!

„Unser Schiff landete zu Marseille, von wo aus ich mit meinem freundschaftlichen Pfleger, nachdem er alle Ueberfahrtskosten für mich bezahlt hatte, nach Paris reiste, wo mir Anfangs seine Empfehlungen eine Menge Schüler aus den besten Häusern verschafften. Leider aber starb er bald darauf, und da ich wie gesagt, weder ein fashionables Aeußere mir zu geben, noch mit meinen Kenntnissen Charlatanerie zu treiben wußte, verlor ich allmählig meine Kunden wieder.

„Im hülflosesten Zustande überraschte mich der Sylvesterabend."

„Dem Andenken Deines wackern französischen Freundes!" rief die Gesellschaft. In den Augen Aller glänzten Thränen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dombau zu Köln.

(Fortsetzung.)

Als die alte Mechtild aus der Kirche zurückkam und in ihres Herrn Kammer ging, um nach ihm zu sehen, weßhalb er nicht zum Imbiß heruntergekommen, fand sie ihn schluchzend und die Hände ringend auf seinem Bette liegen. Nun war Mechtild seine Wärterin gewesen von seiner Jugend auf und als sein Vater, der weiland auch in den Bauhütten gemeißelt, gestorben war, und seine Mutter, die sanfte Frau, auch ihre frommen Hände gefaltet und die Augen geschlossen hatte, da hatte sie Elternstelle an ihm vertreten und er hatte Niemand auf Erden, als die treue Mechtild. Darum, als sie nicht abließ, mitleidig und schüchtern in ihn zu dringen, klagte er ihr sein Leid, und um welchen Preis allein er den Bauplan haben solle, den der Erzbischof von ihm verlange. Mechtild war sehr erschrocken darüber; aber obwohl sie all ihr Lebenlang scheu und zaghaft gewesen und es kaum wagte, ihre trippelnden Schritte außerhalb ihres Hauses hinzusetzen, faßte sie sich bald wieder, nachdem sie das Zeichen des Kreuzes gemacht und sagte: Was ist denn das für Noth? Laßt den Erzbischof sehen, wie er den Plan beschafft, so Ihr ihn nicht zu machen wißt und laßt den Bösen draußen am Frankenthor stehen. — Und ich soll zusehen, wie ein Andrer in meiner eignen Vaterstadt den neuen Dom baut, einen Dom über alle Dome, darin umschlossen ist alle Herrlichkeit der Welt? Nimmermehr! sagte der Meister und ging hastig in der Kammer auf und ab.

Mechtild sank in einen Sessel und folgte ihm mit den Blicken ihrer größer werdenden, vorquellenden Augen; sie war verwundert, denn aus dem Meister sprach etwas Fremdes, wovon Mechtild keine Ahnung hatte, und daß ihr jetzt in halbem Verständnisse aufging; es war Hochmuth in der Seele des Meisters. Sie dachte an die Stellen der Schrift, wo sie von der Hoffahrt des Menschen gelesen und wie Holofernes und Belsazar dadurch ihr Ende gefunden. Und er sollte auch dadurch sein Ende finden? Sie hätte gern für ihn den Tod erlitten, wenn es hätte sein müssen; ja auch ihre Seele hätte sie für ihn hingegeben und wenn eine Sünde nun einmal geschehen mußte, sie für ihn begangen, aber so gegen den Willen Gottes an, daß es der heiligen Jungfrau und allen Heiligen Weh gethan hätte. —

Der Meister blieb vor ihr stehen und sah in ihr blasses Gesicht; ihre Lippen zuckten. Betet Ihr, Mutter?

Sie fuhr mit dem dünnen fleischlosen Händchen über die weiße Binde auf ihrer Stirn und über die bebenden Augenlider; dann stand sie auf und ging hinaus, um nicht zu zeigen, wie sie so bitterlich weinen mußte.

Nach einer Stunde kam Mechtild wieder; sie war, um sich Rathes zu erholen, zu einem frommen Manne, ihrem Beichtvater, gegangen und brachte nun viel tröstliche Worte heim, und was noch tröstlicher war, ein silbernes Kruzifix, darin verborgen ein Stücklein von dem wahren Kreuzesholze sich befand, an welchem der Herr für uns sündige Menschen geblutet hat. Darauf baute Mechtild ihre Hoffnung und verlangte von dem Meister, daß er zu beichten gehe und das Sakrament des Abendmahls sich reichen lasse. Der Meister that, wie sie ihm anlag und ward darnach um vieles ruhiger. Als aber der Tag verfloß und die Sonne zu Rüste ging, da begannen die Stunden wieder schwer auf ihm zu liegen; er rannte bald verstört umher, bald saß er in seiner Kammer, stumm und freudelos, wie ein trauriger Mensch, ein dürrer Strauch, der keine Blüthen hat. Endlich kam es um die Mitternacht. Mechtild stand

aus der Ecke, wo sie gekniet hatte, auf, häkelte ihren Rosenkranz an den Gürtel und steckte das silberne Kruzifix ihrem Herrn in die Brusttasche seines Wammses. Dann tunkte sie die Hand in das kleine Becken unter dem Marienbilde an der Wand, das voll geweihten Wassers war, und machte ein Kreuz auf des Meisters Stirn, ein's auf seinen Mund und ein's auf seine Brust. Und nachdem er so festgemacht war, begannen die Thurmuhren zu schlagen, daß es heiser und schaurig durch die Nacht klang; das Herz blieb der alten Mechtild stille stehen, als sie den ersten Ton vernahm; der Meister stand lauschend vorgebeugt und zählte, seinen Mantel zum Umschlagen erhoben in der Hand haltend. Zehn, — Eilf, — sagte er leise — ein Hund fing in der Ferne laut zu heulen an.

Bestie! sagte er: habt Ihr den zwölften Schlag gehört, Mechtild?

Was mag der Hund so heulen? ist's nicht, als käm's vom Frankenthor her? ja, gewiß ist's Mitternacht! flüsterte Mechtild.

Der Meister schlug den Mantel um und schritt auf die Thür zu; Mechtild leuchtete ihm mit der Lampe die Steige hinunter. Das Flämmchen verlöschte als die Hausthür unten geöffnet wurde und der Wind, der durch die Straße zog, in den Thorweg hineinbrach; aber der Mond stand hell genug oben am Himmel und drang bis in jede Fuge zwischen den Pflastersteinen auf dem Boden ein, so konnte Mechtild sehen, wie leichenblaß der Meister war, als er nun über die Schwelle trat.

Meister, haltet Gott vor Augen! Ihr geht einen sauren Gang! sagte sie. — Ihr habt ihn mir leichter gemacht, Mechtild, und ich wollte, Ihr wäret jetzt ruhiger und ginget in's Haus zurück; es ist hier zugig unter'm Thorweg. Der Meister wollte die Worte freundlich aussprechen, aber sie klangen ihm selber wunderlich hohl, ganz als wenn ein Fremder sie ausgesprochen hätte.

Wie mir der Wind die Stimme bricht, sagte er.

O Herr, das ist nicht der Wind, der Euch die Stimme bricht, versetzte Mechtild, indem sie die Lampe aus ihren Händen fallen ließ und diese flehentlich gegen den Meister aufhob:

O Herr, bleibt, bleibt! um Jesu Christi Leibes und Blutes willen, geht nicht! —

Der Meister wandte sich um und schritt rasch die todtenstille Straße hinab.

Als der Baumeister dem Frankenthore nahe kam, fiel ihm ein, daß er ja jetzt um die Mitternacht nicht werde hinaus können, denn das Thor wurde geschlossen, und der Wärtel, der drüben im Thurme wohnte, hatte längst seine Lampe ausgelöscht. Nichtsdesteweniger schritt er für's erste voran. Er sah von weitem, wie die dicken Schatten des niedergelassenen Fallgitters in langen Rauten auf der Seitenmauer des Thorgewölbes standen. Aber als er unter dem Gewölbe an die Stelle kam, wo das Gitter hängen mußte, konnte er von diesem nichts wahrnehmen, obwohl die Schatten seitwärts auf der Mauer standen. Also mußte doch der Mond dies Gitter sehen; nur er sah es nicht. Das war wohl seltsam zu nennen, aber der Meister mochte nicht jetzt darüber nachdenken und schritt also ohne Hinderniß zum Thore hinaus, auf die Stelle zu, wo damals die Bank in der Mauer sich befand und jetzt noch die verstümmelten Steingestalten stehen.

(Schluß folgt.)

Die Masern und die Pflege der Masernkranken.

(Fortsetzung.)

Wenn die Augen sehr schmerzen, so ist es oft heilsam, sie mit weichen leinenen Läppchen zu belegen, welche in eine lauwarme Abkochung von Malvenblüthen oder Althäawurzel oder in lauwarmen Fliederthee gekocht sind; da jedoch in einem gewissen Grade von Augenaffection diese Mittel mehr schaden als nützen würden, so befrage man vorher den Arzt. Wenn er sie anzuwenden räth, so achte man sorgfältig darauf, daß die Läppchen weder heiß sind, und dem Kranken eine unangenehme Empfindung machen, noch auf den Augen zu lange liegen bleiben, ehe sie wieder eingetaucht werden, und also erkalten; letzteres ist so nachtheilig, daß man mit den Bähungen lieber aufhören muß, wenn das Kind etwa einschläft; jedes Mal, wenn man mit diesen Bähungen aufhört, müssen die Augen mit einem weichen, reinen Stückchen feinen Leinens behutsam abgetrocknet werden. Es versteht sich von selbst, daß die aufzulegenden Läppchen nicht von Flüssigkeit triefen, und den übrigen Theil des Gesichtes benetzen dürfen.

Es ist, so lange der Ausschlag steht, alle unnöthige Nässe zu vermeiden, weshalb man auch das Gesicht und die Hände frühestens am 10ten, die übrigen Theile des Körpers frühestens am 14ten Tage waschen darf; hiezu muß

warmes Wasser genommen, und alle gewaschenen Stellen des Körpers (auch zwischen den Fingern und Zehen, in den Achselhöhlen u. s. w.) müssen sorgfältig trocken gerieben werden. Ist die Waschung eine allgemeine gewesen, so lege man den Kranken nachher für einige Stunden in ein erwärmtes Bett.

So lange als der Ausschlag noch steht, also bis zum 10ten Tage lasse man die Wäsche nicht wechseln, ausgenommen wenn der Schweiß so stark ist, daß die dadurch feucht gewordene Wäsche erkältend wirken könnte, und der Arzt deshalb dazu räth. Man muß die neue Wäsche so stark erwärmen, daß sie noch wärmer ist als die Haut des Kranken. Die Vorsicht erfordert, daß Leibwäsche und Bettwäsche niemals zugleich, und auch nicht an dem Tage gewechselt werden, wo der Genesene zum ersten Male wieder in einer ungeheizten Kammer schläft.

Nahrungsmittel. Als Frühstück gebe man verdünnte Milch, oder schwarzen Thee mit Milch und Zucker, dazu Zwieback oder altes Weizenbrot; Mittags und Abends Suppe von Gries, Graupenschleim, Hafergrütze, Zwieback, Semmel, Milch, Mehl; Aepfelsuppe; Zwetschensuppe; Sagosuppe mit Wasser, Obstsaft oder Milch; Compot von Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Brünellen. Wenn kein Fieber mehr eintritt und der Appetit zurückkehrt, kann Mittags auch ein mit Milch abgerührter Brei von Kartoffeln, Reis, Gries, oder Brei von Buchweizengrütze, jedoch mit wenig Butter, hinzugefügt werden. Sämmtliche Speisen müssen ohne Wein und Gewürze bereitet sein; selbst Citronenschale darf nur wenig angewendet werden. Um die Speisen schmackhafter zu machen, kann man ihnen aber Rosinen, Corinthen und etwas Anis zusetzen; Obstsuppen, Gelée und Compot sind bei Diarrhoe, Reis ist bei Verstopfung zu vermeiden, so lange nicht der Arzt Gründe hat es anders zu bestimmen; beide Umstände dürfen demselben nicht verschwiegen werden. Als zweites Frühstück und zur Vesperzeit gebe man altes Weizenbrot, hart gebackenes Biscuit, Zuckerplätzchen, Theekuchen, braune Kringel (nicht aber Zuckerkringel und fette Pretzel), vorausgesetzt, daß diese Backwerke kein Gewürz enthalten, außer Anis, auch nicht mit Chocolade versetzt oder fett gebacken sind; — man gebe diese Speisen mit warmer verdünnter Milch oder Thee.

(Schluß folgt.)

* Tagesfragen.

Die Erörterungen der Tagesfragen in diesen Blättern kann nur von segensreichen Folgen sein, so lange der Geist der Wahrheit und des Gemeinwohls vorherrscht. Die wichtige Frage über den Zollverband hat kürzlich unsre Presse beschäftigt, und unsre Bürger veranlaßt über die Vortheile und Nachtheile eines eventuellen Anschlusses nachzudenken. Möge das redliche Streben nach Licht, frei von Leidenschaft ferner den Geist unsrer Stadt in dieser wichtigen Angelegenheit leiten! Eine andre Tagesfrage stellt sich nunmehr durch die Landtags-Verhandlungen zu Hannover ans Licht, von großer Wichtigkeit für unsre Zukunft. Wohin wird Bremens erste Eisenbahn führen und — wie bei der andern Frage folgt hier eine zweite, die wichtiger ist wie die erste — diejenige des Wie?

Es scheint, daß Verden der Punkt ist, welchen unser Nachbarstaat zur Begegnung bezeichnet, zugleich aber eine Concurrenz-Linie mit Harburg beabsichtigt — und nicht ohne Besorgniß für das Resultat der Unternehmung muß der Blick desjenigen auf die Landkarte fallen — welcher die Folgen der Zersplitterung in andern Ländern erlebt hat. Da Umwege auf Eisenbahnen von weit geringeren Belang sind als Concurrenzen, so scheint uns der Erfolg des Unternehmens nur in dem Maaße nicht zweifelhaft, wie der letztere vermieden wird. Es dürfte daher an der Zeit sein, zu ermitteln, wie die drei großen Punkte, welche berührt werden sollen, solches sein können, durch einen gemeinsamen Begegnungspunkt. —

* Dringender Wunsch *).

Möchte die geschätzte Redaction des Bürgerfreundes sich doch veranlaßt finden, die

„Sieben gehaltreichen Briefe über den Zoll-Anschluß Hamburg's der Hamb. Börsenhalle zu entlehnen, um dadurch dem Urtheil eines kundigen rechtschaffenen Hanseatischen Mitbürgers eine solche Publicität allhier zu geben, wie es das Interesse für Bremens Bewohner wahrlich gebieterisch erheischt."

— — r.

† Theater.

Am letzten Sonntag — acht Tage vor dem Weihnachts-Feste wurde auf der bremischen Bühne gegeben — Jack Sheppard oder die Schule der Verworfenheit, — ein Stück zur Heranbildung von Spitzbuben und Gaunern, eine Unterweisung, wie man der strafenden Obrigkeit entwischen könne, ein Sujet, bei dessen Lesung der Raubmörder Courvoisier nach eigenem Geständnisse zuerst auf den Gedanken kam, seinem ehrwürdigen Herrn, Lord Russel, den Hals abzuschneiden. Wie gut und zweckmäßig ist es doch, daß die Theater-Direction nach Beseitigung der bloß ohrenkitzelnden Oper alle Kräfte auf das bildende und veredelnde Schauspiel verwenden kann! — J.

Druckfehler.

Im letzten Artikel „Privatconcert" muß es Statt „die Bremer oft u. s. w. abgestumpft werden" — heißen „nicht u. s. w. abgestumpft werden." Eben daselbst Statt „zwischen Oberon und Rezia" — „zwischen Huon und Rezia."

*) Obigem Wunsche, welcher den Raumverhältnissen des Bürgerfreundes unangemessen ist, kann die Redaction nicht wohl entsprechen. Die Börsenhalle wird an vielen öffentlichen Orten gehalten, und möchte die obige Hinweisung daher genügen.

Miscellaneen.

(Leipzig, 8. Dec.) Vorgestern gab Clara Schumann seit ihrer Vermählung das zweite Concert in Leipzig, in welchem sich Alles vereinigte, was den Enthusiasmus des zahlreichen Publicums in dem überfüllten Gewandhaussaale nicht nur rechtfertigte, sondern auch zum höchsten Grade steigern mußte. Sie, die vollendete Meisterin mit ihm, der den Namen „König des Piano“ trägt, Fr. Liszt, und inmitten Beider R. Schumann, der im Laufe von kaum acht Monaten drei Symphonien schuf, Werke voll kühner Gedanken, denen die Originalität mit kräftiger Hand ihren Stempel aufgeprägt in neuer vollendeter Form! Das Concert eröffnete die dritte Symphonie Dr. R. Schumann's mit ihrer heitern Ouverture, ihrem sinnigen Scherzo und hinreißendem Finale unter Direction des Concertmeisters David, worauf die Concertgeberin Mendelssohn-Bartholdy's graciöses Capriccio für Piano und Orchester, und nachdem Hr. Schmidt, erster Tenor des hiesigen Theaters, durch Vortrag einer Arie von Mozart zu lebhaftem Danke verbunden, Fr. Liszt's Phantasie über Themen aus Lucia di Lammermoor mit gewohnter Genialität und Vollendung vortrug. Der zweite Theil begann mit Schumann's zweiter Symphonie, welche in fünf Theilen ein Ganzes bildet, doch ohne die bisher üblichen Pausen zwischen den einzelnen Sätzen, und die unentschieden läßt, ob man mehr die Macht der Erfindung oder die Meisterschaft in der Instrumentirung, namentlich in der Romanze und dem Scherzo bewundern soll. Der Symphonie folgten: ein Präludium und Fuge von Seb. Bach, ein Allegretto von Bennett und eine Etude von Chopin fürs Piano, von der Concertgeberin unter stürmischem Applaus vorgetragen. Heine's Gedicht: die beiden Grenadiere, componirt von R. Schumann, und gesungen von Hrn. Pögner, erstem Baß hiesigen Theaters, erfreute sich nicht minder verdienten Beifalls. Herwegh's Rheinweinlied, für Männerchor, componirt von Fr. Liszt und gesungen von dem philharmonischen Verein hiesiger Universität, elektrisirte unter des Componisten Direction so, daß es wiederholt werden mußte. Zum Schlusse bestieg Fr. Liszt seinen Thron, das Piano, und zur Seite der Concertgeberin ließ er mit ihr sein großes Duo für zwei Instrumente erschallen, ein Werk wie keines war und sein wird, gilt es, die Leistungen auf dem Piano nach allen Richtungen hin und in allen seinen Effecten bis auf den Punkt zu spannen, über den der Mensch mit seinem Organismus nicht hinaus kann. Das gefeierte Künstlerpaar gab dem stürmischen Applaus nach und wiederholte es zum größern Theile. Wie sicher zu erwarten steht, wird Fr. Liszt nicht von Leipzig scheiden, bevor er den Enthusiasmus für ihn mit einem Concerte lohnt, das, wie es heißt, in den nächsten Tagen stattfinden soll. Hoffentlich wird es auch da seine viel besprochene Phantasie: Mazeppa, zu Gehör bringen, die hier bereits nur ein kleiner Kreis von Künstlern und Kunstfreunden zu bewundern Gelegenheit fand.

(Zeitschriften-Musterung.) Ein Fremder machte jüngst dem Hofrath Winkler (Theodor Hell), in Dresden seinen Besuch. Er traf ihn vergraben in neue Zeitungs-Nummern und mit deren Durchsicht beschäftigt. „Aber wie ist es möglich, daß Sie alle diese Journale lesen?“ fragte der Fremde den Schriftsteller. „Sie liefern regelmäßige Uebersichten der deutschen Journal-Literatur, wie sind Sie im Stande, sich mit dem Inhalte aller dieser Blätter vertraut zu machen? Das, denke ich, würde selbst alsdann eine schwierige Aufgabe für Sie sein, wenn Sie auch nicht außerdem durch Ihre amtliche Stellung, durch die eigene Redaction und durch tausend gesellige Beziehungen in Anspruch genommen würden.“ Hell lächelte mild und antwortete dem Fremden: „Die Arbeit erscheint wohl größer, als sie ist. Ich empfange wöchentlich dreißig bis vierzig verschiedene Journale, um sie in der „Abendzeitung“ zu besprechen. Der Bogenzahl nach sehr viel, was den Inhalt anlangt um so weniger. Ueberzeugen Sie sich selbst, indem Sie durchblättern, was mir gerade vorliegt. Dieser „wackere“ Aufsatz des „Frankfurter Plauderstübchens“ war vor acht Tagen im „Danziger Maskorbe“ zu lesen und schon vierzehn Tage früher im „Rheinischen Boten.“ Morgen werde ich ihn nochmals im „Henneberger Courier“ finden und vermuthlich auch im „Eisenstädter Figaro.“ Ursprünglich stand er im „Morgenblatte.“ Das „brave“ Gedicht daneben begegnete mir zuerst vor etwa fünf Monaten im „Altonaer Fernschreiber.“ Dann trat es seine große Reise durch Berlin und Breslau an, die gegen den September in's Stocken gerieth, bis die Verse jetzt plötzlich wieder in Prag auftauchen. Die „sinnige“ Anekdote daneben kehrt heute zum einundvierzigsten Male in mein Zimmer zurück. Sie stand vor einem halben Jahre in einer „Leipziger Modenzeitung,“ nachdem sie gegen das Ende des Befreiungskriegs von Karl Müchler erfunden und zunächst dem „Allgemeinen Theaterjournale“ zugewendet worden war. Die Leipziger „Modekutsche“ erneuerte sie zur glücklichen Stunde und die große Idee schlug dermaßen durch, daß sie von keinem deutschen Blatte übersehen ward. Die „tüchtige“ Novelette, die auf der andern Seite des Blattes beginnt, war eigentlich ein französisches Drama, welches ich vor 17 Jahren selbst zu übersetzen Lust hatte. Ein deutscher Bearbeiter kam mir aber zuvor, und machte einen Roman daraus, wie sie damals im „Hermes“ und „Freisinnigen“ gern gelesen wurden. Man druckte die Erzählung drei- bis viermal nach, dann ruhte sie, bis vor neun oder zehn Wochen, wo der Berliner Guckkasten“ eine Novelle aus ihr geformt hatte. Der „Originelle“ verkurzte diese in eine Novelette, und so finden wir sie jetzt.“ „Genug,“ rief der erstaunte Fremde. „Es bedarf keines Beweises weiter.“ Er hatte in den jüngsten Nummern des „Wäschkorbes“ so eben eine neue Kriminalgeschichte entdeckt, die ihm als Kind von der Großmutter erzählt worden war. „Die Arbeit sieht riesenhaft aus, aber mit einem guten Gedächtniß wird sie spielend vollbracht. Sie durchblättern wöchentlich 290 Nummern und finden höchstens 20 darunter, die Sie auch lesen müssen.“ — „Allerdings,“ versetzte Hell. „Wirklich neue Journale, d. h. solche, die nur Eigenthümliches und Neues bringen, erscheinen in Deutschland sieben oder acht.“

(Der chinesische Schneider.) Zwischen den vielen drol-

ligen Anekdoten über die sonderbaren Gebräuche der Chinesen, können vielleicht wenige ihren Nachahmungstrieb bezeichnender, als folgende sein. Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts machte ein Offizier des Pitt, eines Ostindienfahrers, als das Schiff vor Canton lag, bei einem Eingebornen eine Bestellung auf ein Dutzend Schiffshosen aus dem so lange berühmt gewesenen chinesischen Nankin. Der Künstler verlangte ein Modell, man sandte ihm deßhalb ein Paar Hosen, welche mit einem Flicken und Näherei am Knie ausgebessert worden war. Zu gehöriger Zeit wurde das Dutzend an Bord gesandt, es war aus einem Stoffe von ausgezeichneter Güte und Feinheit gemacht, aber jedes Paar hatte, wie ein Wappenschild das berufene Zeichen am Knie, genau nachgemacht, Stich für Stich, mit einem zerrissenen Loche unten, was die größte Geschicklichkeit des Arbeiters verrieth, und für dessen schwierige Ausführung ein Extraanspruch auf die Börse des verzweifelten Eigners gemacht wurde, der keine andere Wahl hatte, als seinen Kauf, zum Geschenk für den Arbeiterkind, mit nach Hause zu nehmen; denn unter allen lebenden Völkern hätte wohl Niemand etwas so Vollkommenes zu Stande bringen können.

(Montpellier.) Ein hiesiger Arzt pflegte, wenn er in eine Stadt kam, wo er nicht bekannt war, durch den öffentlichen Ausrufer mit Trommelschlag bekannt machen zu lassen, daß er — seinen Hund verloren habe. Dem Wiederbringer wurden 25 Louisd'or versprochen. Der Ausrufer gab alle Merkmale des Hundes an, desgleichen alle Titel und akademischen Würden des Doktors nebst seiner Wohnung. Bald wurde der Mann das Tagsgespräch. Wissen Sie schon, daß ein berühmter Arzt angekommen ist? Er muß reich sein, denn er bietet 25 Louisd'or, wenn man ihm seinen Hund wiederschafft. Der Hund wurde zwar nicht gefunden, aber Patienten.

(Eine verwegene Wette) fand vor einigen Tagen in Düsseldorf statt von Seiten eines dortigen jungen Cavallerie-Offiziers, dem Baron B. im fünften Uhlanen-Regimente. Ein Camerad desselben, Graf R., behauptete: B. sei nicht im Stande, mit einem Vollblutpferde, welches als Durchgänger bekannt ist, die Bahn mit Hindernissen in sechs Minuten zu reiten, weil das Pferd gleich beim Anreiten mit ihm durchgehen würde. Baron B. proponirte hierauf folgende Wette: er reite mit diesem Durchgänger eine Steeple-chase von etwas über eine englische Meile in sechs Minuten und zwar in der Nacht. Das Terrain wurde ausgesucht; es führte erst eine Strecke geradeaus, dann durch einen Tannenwald, wo zwischen zwei Bäumen ein Graben mit einer festen Barriere von 3½ Fuß Höhe angebracht war; hinter dem Walde war Gebüsch, und hinter diesem ein steiler Abhang mit einem Graben; alsdann ging es über ein coupirtes Terrain, auf dem sich noch vier Gräben befanden, nach der Haide hin, wo der Siegespfahl stand. Fünf Tage später, Nachts um 12 Uhr, wurde die Wette geritten. Beim Abreitepunkt, wie beim Siegespfahl, waren Offiziere als Richter aufgestellt, — und trotz dem, daß das Pferd über einen der Gräben zu kurz sprang und stürzte, jedoch am Zügel aufgefaßt und vom Reiter wieder bestiegen wurde, siegte Baron B. in vier Minuten und fünf Secunden Zeit.

(Rubens Statue.) Die mit so viel Gepränge errichtete Rubensstatue in Antwerpen hat ein eigenthümliches Schicksal erlebt. Da Herr Butkens, der das Standbild gegossen, von dem Comité seine Bezahlung nicht erhielt, hat er die Bildsäule gerichtlich in Beschlag nehmen lassen, und der große Maler Rubens mag nun sehen, wie er sich aus dem Exekutionsverfahren herauswindet.

(Dritthalbhundert Jahre erhaltenes Haar.) Bei Ausgrabungen, welche man nahe an der Kirche von Bakwell machte, fand man den Sarg von Dorothea Vernon, gestorben im Jahre 1584. Das Haupthaar dieser Dame war noch vollkommen erhalten und fest an dem Hirnschädel haftend. In dem Haare stachen noch sechs Nadeln. Sie sind ganz von derselben Form, wie die, welche gegenwärtig im Gebrauche sind.

(Kurioses.) Als sich Herr von Busancay und Herr von Nassau, mit zwei Sekundanten auf die Grenze Flanderns begaben, um sich zu duelliren, gab ihnen der Prinz de Ligne folgendes Billet an den Kastellan seines Schlosses, Veloil, mit: „Versorgen Sie die vier Personen, die ich Ihnen zuschicke, mit Betten und einem guten Abendessen, und am folgenden Tage bereiten Sie das Mittagsessen für Drei."

(Hunger-Tod.) Mehrfachen Beobachtungen nach, sterben durchschnittlich in London alle Jahre an 200 Menschen — Hungers.

(Frage und Antwort.) „Aber warum sind denn die Semmeln hier gar so klein?" fragte ein Reisender in einem Gasthause den Kellner, „bei uns zu Hause sind sie wenigstens um die Hälfte größer!" — „Nun, das ist ganz natürlich," antwortete der Kellner — „Wie so?" fragte Jener neugierig. — „Bei Ihnen zu Haus werden's halt mehr Teig dazu nehmen," war die Antwort.

(Im hiesigen Schauspielhause) findet der für das kommende Jahr erlaubte Subscriptions-Ball in Costüm am 5. Jan. statt, und da an diesem Abend kein Privat-Concert oder dgl. ist, so läßt sich wohl ein zahlreicher Besuch erwarten.

Anzeige.

Zu allen beim Jahresschluß vorkommenden Arbeiten: **Rechnungen, Circularen, Preis-Couranten, Berichten, Aerztl. Quittungen, Anfertigungen von Ueberdrucken** ꝛc. empfiehlt sich angelegentlichst und ergebenst

die Buch-, Stein- und Kupferdruckerei,

Seemannsstraße Nr. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 102.

Bremen, Donnerstag den 23. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1164. Den 16. December. Des Lithographen Georg Justus Hunckel Sohn, 15 Tage; Papenstraße Nro. 11.

- 1165. Den 18. — Des Schiffszimmermanns Hinrich Warnken Sohn, 10 Tage; Müggenburg Nro. 33.
- 1166. Den 19. — Des Weinküpers Gerd Diedrich Precht Tochter, 1¼ Jahr; Knoopstraße Nro. 17.
- 1167. Den 20. — Der Bleicher Jacob Wanger, 70 Jahr; Barkhof Nro. 5 F.
- 1168. Den 20. — Des Zimmergesellen Daniel Köster Tochter, ¾ Jahr; Müggenburg N. 41.
- Nro. 1169. Den 20. — Der Cigarrenmacher Hermann Christian Haase, 25 Jahr; Brünings Gang Nro. 4
- — 1170. Den 20. — Des Gastwirths Johann Hinrich Bischoff Tochter, 10 Monat; gr. Fischerstraße Nro. 8.
- — 1171. Den 20. — Ein todt gefundenes Kind weiblichen Geschlechts; am Ansgarikirchhof.
- — 1172. Den 21. — Des Stuhlmachers Friedr. Wilh. Gräber Tochter, 2¼ Jahr; Tiefer Nr. 15.
- — 1173. Den 21. — Des Packers und Kornaufsehers Friedr. Wilh. Sauerberg Sohn, 8¼ J.; gr. Weidestraße Nro. 10.

Geboren:

Nro. 1494. Den 17. December. Des Hökers Louis Boland Ehef., geb. Bosse, Grafenstr. Nr. 22; von einem Mädchen.

- 1495. Den 17. — Des Kaufmanns Joh. Heinrich Gottfried Theulckuhl Ehefr., geb. Montignon, Hoëthorsstr. Nr. 23; von einem Mädchen.
- 1496. Den 18. — Des Cigarrenfabrikanten Wilhelm August Jacob Riemann Ehefr., geborne Hofschneider, gr. Johannisstr. Nr. 137; von einem Knaben.
- 1497 u. 1498. Den 18. — Des Detaillisten Georg Bollmann Ehefr., geb. Bachmeyer, Buchtstraße Nr. 37; von Zwillingen, 1 Knaben und 1 Mädchen.
- 1499. Den 18. — Des Schuhmachermeisters Johann Friedrich Holzmann Ehefr., geb. Seipel, Kirchenstr. Nr. 3. (Altst.) von einem Mädchen.
- 1500. Den 19. — Des Kaufmanns Friedrich Lucas Röhte Ehefr., geb. Krehe, an der Börse Nr. 3; von einem Knaben.
- 1501. Den 19. — Des Arb. Friedr. Wilh. Schönfeld Ehefr., geb. Lingling, Heerdenthorswallstraße Nr. 6; von einem Mädchen.
- 1502. Den 19. — Des Malers Ludwig Friedrich Busch Ehefr., geb. Löseke, Süderstr. Nr. 24; von einem Mädchen.
- 1503. Den 19. — Des Malers Diedrich Kaufmann Ehefr., geb. Meyer, gr. Johannisstraße Nr. 43; von einem Mädchen.
- Nro. 1504. Den 19. — Des Küpergesellen Hinr. Ludolph Kniep Ehefr., geb. Zitzer, alten Steinweg Nr. 104; von einem Mädchen.
- — 1505. Den 19. — Des Friseurs Johann Gottfried Ibe Ehefr., geb. Lampe, Langwedlerstraße Nr. 8; von einem Knaben.
- — 1506. Den 20. — Des Anruderers Joh. Friedrich Kelkenberg Ehefr., geb. Uhlhorn, Großenstraße Nr. 24; von einem Mädchen.
- — 1507. Den 20. — Des Landmanns Hinrich Ehlers Ehefr., geborne Geerken, Doventhorsdeich Nr. 6; von einem Mädchen.
- — 1508. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Friedrich Diedrich Droste Ehefr., geborne Riegelmann, Faulenstr. Nro. 70; von einem Knaben.
- — 1509. Den 20. — Des Arb. Joh. Hermann Klemm Ehefr., geb. Fuchs, alten Steinweg Nr. 58; von einem Mädchen.
- — 1510. Den 21. — Des Zimmermeisters Christoph Poppe Ehefr., geb. Dannemann, Hoëthorsstraße Nr. 11; von einem Knaben.
- — 1511. Den 21. — Des Fußteppichwebers Johann Bernhard Pagendarm Ehefr., geb. Hörmann, Weerderstr. Nr. 64; von e. Knaben.
- — 1512. Den 22. — Des verst. Policeidieners Johann Friedr. Wilh. Pape Wittwe, geb. Garrelmann, Stavenstr. Nro. 1; von einem Mädchen.

Anzeigen von Geburts- und Todesfällen der Stadt Bremen.

Beilage zum Adreßbuche für 1852.

Bremen, Donnerstag den 23. December 1852.

Geburten:

1151. Den 10. December. Des Schuhgroßen Georg Gustav Hundt Sohn, 15 Tage; Papenstraße Nro. 11.

1165. Den 18. — Des Schuhmachermeister Heinrich Johann Gehm, 10 Tage; Wohlgehausstraße Nro. 23.

1166. Den 19. — Des Weinhändlers Ulrich Friedrich Hirsch Tochter, 11 Tage; Knochenstraße Nro. 17.

1167. Den 20. — Der Witwe Jacob Adamer, 10 Jahre Tochter Nro. 5 E.

1168. Den 20. — Des Zimmergesellen Daniel Rohrer, 1 Jahr; Wohlgehausstraße Nr. 11.

Geburten:

1151. Den 17. December. Des Polizei-Kanzlei Diener Johann Friedrich Gerhard Wehe, geb. Wolle, Gratulation Nr. 22; von einem Mädchen.

1165. Den 17. — Des Kaufmann Joh. Heinrich Christian Friedrich Wehe, geb. Meyer, Bremen, Hohestraße Nr. 23; von einem Mädchen.

1166. Den 18. — Des Glasermeisters Wilhelm Jacob Niemann Ehefr., geborne Hoffmeister, gr. Johannisstr. Nr. 127; von einem Knaben.

1167 u. 1168. Den 19. — Des Essigsieders Georg Wilhelm Ehefr., geb. Buchmeyer, Bunde-straße Nr. 27; von Zwillingen, 1 Knaben und 1 Mädchen.

1169. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Johann Friedrich Hellmann Ehefr., geb. Erkel, Fischerhude, Nr. 3. (Hann.) von einem Mädchen.

1170. Den 19. — Des Kaufmann Friedrich Lucas Theodor Ehefr., geb. Meyer, an der Bürgerweide Nr. 3; von einem Knaben.

1171. Den 19. — Des Arb. Heinr. Wilh. Schmidt Ehefr., geb. Klingling, Herrenwiesenweg, Nr. 6, von einem Mädchen.

1172. Den 19. — Des Witwers Friedrich Kaufmann Ehefr., geb. Meyer, gr. Johannisstraße Nr. 43; von einem Mädchen.

Nro. 1173. Den 20. — Des Cigarrenmachers Hermann Christian Quadt, 25 Jahr; Brückstraße Nro. 4.

— 1174. Den 20. — Des Gastwirths Johann Friedrich Gottlieb Lederer, 10 Monat; gr. Fischerstraße Nro. 3.

— 1175. Den 20. — Ein todt geborenes Kind weiblichen Geschlechts; am Jacobsviktorienthor.

— 1176. Den 21. — Des Stubenmahrs Friedr. Wilh. Gerhard Lederer, 21 Jahr; Lester Nr. 15.

— 1178. Den 21. — Des Packers und Barmanlieferers Friedr. Wilh. Baumberg Sohn, 21 J.; gr. Wehdestraße Nro. 10.

Ehen:

1164. Den 17. December. Des Polizei-Kanzl. Diener Johann Friedrich Gerhard Wehe, geb. Wolle, Gratulation Nr. 22; mit einem Mädchen.

1167. Den 17. — Des Kaufmann Joh. Heinrich Christian Friedrich Wehe, geb. Meyer, Bremen, Hohestraße Nr. 23; von einem Mädchen.

1169. Den 18. — Des Glasermeisters Wilhelm Jacob Niemann Ehefr., geborne Hoffmeister, gr. Johannisstr. Nr. 127; von einem Knaben.

1171 u. 1172. Den 19. — Des Essigsieders Georg Wilhelm Ehefr., geb. Buchmeyer, Bunde-straße Nr. 27; von Zwillingen, 1 Knaben und 1 Mädchen.

1173. Den 19. — Des Schuhmachermeisters Johann Friedrich Hellmann Ehefr., geb. Erkel, Fischerhude, Nr. 3. (Hann.) von einem Mädchen.

1174. Den 19. — Des Kaufmann Friedrich Lucas Theodor Ehefr., geb. Meyer, an der Bürgerweide Nr. 3; von einem Knaben.

1175. Den 19. — Des Arb. Heinr. Wilh. Schmidt Ehefr., geb. Klingling, Herrenwiesenweg, Nr. 6, von einem Mädchen.

1176. Den 19. — Des Witwers Friedrich Kaufmann Ehefr., geb. Meyer, gr. Johannisstraße Nr. 43; von einem Mädchen.

Nro. 1204. Den 18. — Des Häuserpächters Johann Friedrich Wehe, geb. Jäger, alten Gemeinweg Nr. 104; von einem Mädchen.

— 1205. Den 19. — Des Artistes Johann Gottfried Ehe Ehefr., geb. Kamer, Faulenthorstraße Nr. 84; von einem Knaben.

— 1206. Den 20. — Des Maurers Joh. Friedrich Hellenberg Ehefr., geb. Hilbers, Osterstraße Nr. 21; von einem Mädchen.

— 1207. Den 20. — Des Kaufmann Johann Friedrich Ehefr., geborne Gerken, Contrescarpe Nr. 6; von einem Mädchen.

— 1208. Den 20. — Des Schuhmachermeisters Johann Friedrich Diedrich Droste Ehefr., geborne Siegelmann, Faulenstr. Nro. 70; von einem Knaben.

— 1209. Den 20. — Des Arb. Joh. Hermann Klemm Ehefr., geb. Hanke, alten Steinweg Nr. 58; von einem Mädchen.

— 1210. Den 21. — Des Zimmermeisters Heinrich Georg Ehefr., geb. Dannemann, Osterthorstraße Nr. 11; von einem Knaben.

— 1211. Den 21. — Des Fuhrmanns Johann Bernhard Hagemann Ehefr., geb. Hermann, Altenwerder, Nr. 64; von einem Knaben.

— 1212. Den 22. — Des verst. Polizeidieners Johann Friedr. Wilh. Hase Wittwe, geb. Hartmann, Cimbernstr. Nro. 1; von einem Mädchen.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 103.

Bremen, Sonntag den 26. December 1841.

Der Hirtenknabe von Bethlehem.

Legende.

In einer Nacht, die den ew'gen Tag
Uns gab und mit Licht die Welt erfüllt,
Wo noch, in arme Windeln gehüllt,
Zu Bethlehem der Erlöser lag;
Da kamen, gerufen vom Gloria
Des Engelchores, aus Wald und Feld
Die Hirten zu seiner Wiege heran
Und fanden sie wunderbar erhellt,
Und schauten und glaubten und beteten an;
Und als die Sonne hernieder sah,
Da brachten der Jungfrau, die ihn gebar,
Die Hirten erquickende Früchte und Trauben
Und andere ländliche Gaben dar.

Ein Hirtenknabe war dabei,
Ein armer Waise aus Bethlehem,
Der hatte nichts von alle dem,
Als auch das Herz voll Lieb' und Glauben.
Um diese Liebe doch zu erweisen,
So blies er der Jungfrau, dem göttlichen Kind,
Dem frommen Pfleger, treugesinnt
Auf seiner Schalmei andächtige Weisen.
So kam er jeden Morgen wieder
Und spielte in Demuth auf ländlichem Rohr
Dem Kind und den heiligen Engeln vor,
Und war durch seine kunstlosen Lieder
Und durch den Schmuck bescheidener Sitten
An jedem Tage dort wohlgelitten.

Doch als er eines Morgens kam
Und sich der Hütte nahte, vernahm
Er ein Geräusch von Knechten und Rossen,
Und fand sie geziert mit Prachtgewanden
Und reichem Stoff aus den Morgenlanden,
Und vor dem Kinde drei Männer knien,
Von purpurnen Königsmänteln umflossen,
Die brachten demselben Gold und Rubin
Und Weihrauch und duftende Myrrhen dar.
Kaum nahm der Knabe die Pracht gewahr,
So blieb er schüchtern, bescheidentlich
Mit seiner Schalmei von ferne stehn,
Anstaunend die Fremden, und scheute sich
In die glanzerfüllte Hütte zu gehn.

Allein die heilige Mutter des Herrn
Bemerkte den armen Knaben von fern
Und rief ihn zu sich herein durch's Gedränge
Der ihr gehorsam ausweichenden Menge,
Und sprach zu ihm leutselig und hold:
Die Liebe nur giebt Werth dem Gold,
Das uns die Andacht der Könige beut;
Und diese Liebe hast auch du,
D'rum spiele, wie sonst, dein Lied auch heut,
Wir hören dir mit Freuden zu.

Der Knabe darauf ergriff die Schalmei
Und blies sein Liedchen muthig und frei.
Und unter den Fremden erhob sich kein Spott;

Es lächelte selbst der kindliche Gott
Aus seiner Wiege den freundlichen Tönen.

Eduard von Schenk.

Die verhängnißvollen Neujahrs-Nächte.

(Fortsetzung.)

1827.

„Das war wieder einmal eine fröhliche Neujahrsnacht! Ich feierte sie in einem Vereine deutscher Künstler im deutschen Kaffeehause zu — Rom. Unter Begleitung von Lauten und Guitarren sangen wir unsere schönsten Lieder und ließen unser herrliches Vaterland, mit seinen kühlen, grünen, rauschenden Wäldern, mit seinen klaren, lustigen Quellen und Strömen, hoch leben. Ja, erst in der Fremde, besonders im üppigen Süden, lernt man recht den ganzen Werth einer solchen Heimath kennen und schätzen. Wie viele Deutsche, von glühender Sehnsucht nach Italien getrieben, wo sie sich das Eldorado ihrer Wünsche träumen, stehen unbefriedigt und oft enttäuscht am Ziel ihres heißen Verlangens! Nur der wahre Künstler findet dort seine höhere Welt, seine schönere Heimath. Wehe dem, der dort bloß auf reizende Naturbilder Jagd macht; wenn ihm nicht ächte Kunstbegeisterung jeden Gegenstand in verklärtem Lichte zu zeigen vermag, so muß er den Genuß theuer genug bezahlen. Der Nichtkünstler wird sich aus der Ruinenpracht der ewigen Roma, wie aus dem betäubenden Getöse und Geschrei Neapels doch insgeheim nach stilleren Genüssen zurücksehnen, und, in der drückenden Schwüle von Insekten bestürmt, von Wirthen geprellt, von der Cicerone Wortschwall überfluthet, von Unreinlichkeit angeekelt, nach den traulichen Thälern seines nordischen Vaterlandes voll frischer, belebender Luft und erquickenden Grüns, und nach seinem biedern Volke zurücksehnen. Doch wohin schweife ich ab? Ich vergaß ja gänzlich Euch mitzutheilen, welches Schicksal mich in die Siebenhügelstadt geleitet hatte.

„Ich erneuerte nämlich in Paris bald nach jener einsamen, traurigen und frostigen Neujahrsnacht die Bekanntschaft mit einem jungen, reichen, holsteinischen Grafen, mit dem ich in Kiel studirt hatte und der nun auf einer tour d'Europe seine Bildung zu vollenden im Begriff war. Er nahm herzlich Antheil an meiner Lage, befreite mich sogleich auf die feinste Weise aus allen meinen pecuniären Verlegenheiten und stellte mir das Anerbieten, ihn auf seinen weitern Reisen mehr als Gesellschafter denn als Secretär zu begleiten. Ihr könnt denken, ob ich lange zauderte, diesen Vorschlag anzunehmen. Wer war froher als ich, dem sich nun auf einmal eine so bequeme Gelegenheit bot, die Welt zu sehen? Bald verließen wir die glänzende Hauptstadt Frankreichs, durchstreiften die anmuthige Provence, schwelgten in Neapels Paradies und fixirten uns für einige Monate in der ehemaligen Herrin der Welt. Nur auf einen Augenblick ward in dieser Neujahrsnacht meine fröhliche Stimmung getrübt, als unter andern auch ein Toast auf das Wohl der deutschen Frauen ausgebracht wurde. Ich hatte freilich keinen Grund, damit einzustimmen, doch trank ich meinen Becher leer und dachte, es sind ja nicht alle wie die treulose Fanny!“ —

1828.

Der Sylvesterabend in Zürich.

„Der Theatervorhang rauschte nieder. Keine Hand regte sich zu einem Beifall, ja, ich glaubte sogar einiges Zischen zu vernehmen! Ich hatte die Rolle Hans Sachs im Schauspiele gleichen Namens übernommen. Am Schlusse der Vorstellung rief mich der Director zu sich: „Es thut mir leid,“ sprach er, „daß Sie hier nicht gefallen können; ich weiß welche Mühe Sie sich geben, welche Liebe Sie zur Kunst tragen, welchen ernsten Fleiß Sie auf Ihre Rollen wenden, aber hab' ich's Ihnen nicht schon oft gesagt, Sie sollen Ihre verdammte Schüchternheit ablegen, kecker auftreten, und vor Allem Ihre Stimme mehr erheben. Sie declamiren schon recht brav, aber du lieber Himmel! viel zu leise; Sie vergessen völlig, daß Sie nicht in einem Zimmer, sondern in einem Theatersaale stehen, und Sie wissen, das Volk will Effekt haben; besonders darf ein junger Held oder Liebhaber auf der Bühne seine Stimme nicht zu sehr schonen. Merken Sie sich meinen Wahlspruch: Ruhe und, — Feuerrr! Sie sehen selber ein, mein Lieber, daß ich unter bewandten Umständen, ohne Schaden für meine Kasse, keinen Contract mit Ihnen schließen kann; lassen sie sich aber durch dies erste mißlungene Debüt nicht abschrecken, machen Sie einige Kunstreisen, suchen Sie sich noch vorerst in kleineren Rollenfächern tüchtig zu üben, und sich überhaupt gehörige Routine zu verschaffen! Nun gute Nacht! Glückliche Reise! Nichts für ungut!“

„Ich war aus all' meinen Himmeln gefallen. Also auch die Hoffnung, auf der Bühne mein Glück zu machen, war mir fehlgeschlagen. Ich schwor, dem Theater gänzlich Valet zu sagen, und wollte gerade, müde wie ich war, in tiefster Muthlosigkeit mich zu Bette schleichen, als mir der Souffleur auf die Schulter klopfte und sagte: „Kommen Sie, Lieber! trinken wir ein paar Flaschen Wein zusammen; mir ist die Kehle ganz zusammengeschnürt von lauter Souffliren. Sie waren der Einzige, der seine Rolle gut memorirt hatte, es schien aber, als hätten sich die Uebrigen Alle verschworen, Sie entweder durch Weglassung der Stichwörter verwirrt zu machen oder sonst in Verlegenheit zu bringen. Nichts als Kabale wird hier gesponnen, lauter Kabale! Doch kommen Sie, wir wollen unsern Groll — denn auch ich habe viel Ursache, zu klagen — mit einigen Gläsern alten Weins hinabspülen!"

„Ich ließ mich von dem Alten, der wirklich von der ganzen Truppe mein einziger theilnehmender Freund war, fortziehen, und bald kehrte bei dem edlen Rebensafte meine bessere Stimmung zurück. So brachte ich mit dem wackern Souffleur, der sich auch durch Kabale zurückgesetzt, und seine Verdienste und Talente, die weit den Souffleurkasten überflügeln könnten, geschmälert und nicht gewürdigt wähnte, bei gutem Weine unter traulichen Herzensergießungen die Neujahrsnacht zu."

„Aber, Freund Peregrin!" rief ein Schauspieler — „Du hast uns ja noch gar nicht erzählt — wie bist denn Du darauf gefallen, Dich dem Theater zu widmen? Diese Leidenschaft hätt' ich ja gar nicht hinter Dir gesucht! 1827 Secretär in Rom und 1828 Schauspieler in Zürich — wie ging denn dies zu?"

„Verzeiht!" erwiederte Peregrin — „beim Sprunge von einer Neujahrsnacht zur andern habe ich wirklich ganz vergessen Euch zu sagen, was mich an Thalia's Altar führte.

„Mein Gönner, der junge holsteinische Graf, hatte im April zu Fraskati auf einer Lustpartie das Unglück, vom Wein erhitzt, mit einem italienischen Marchese wegen einer Liebesangelegenheit, worin Jeder im Andern einen Nebenbuhler sah, in heftigen Wortwechsel zu gerathen. Ehe noch die übrigen Freunde denselben beizulegen vermochten, flogen schon die Degen beider Jünglinge aus der Scheide, und gleich beim ersten Gange rannte sich mein Wohlthäter die Klinge seines kaltblütigeren Gegners in die Brust. Bevor noch ein Arzt herbeigeholt werden konnte, war der Unglückliche schon verschieden.

„Ich kehrte nun bald darauf mit einem jungen Aarauer Künstler, der mich liebgewonnen hatte, in seine Vaterstadt zurück; ein Mitglied der Truppe, die damals in Baden spielte, ein junger Mann, den ich früher in Hamburg kennen gelernt hatte, beredete mich, auch mein Glück bei der Bühne zu suchen, worauf ich gewiß durch mein empfehlendes Aeußere und wohlklingendes Organ die glänzendste Carriere machen könne; bald nachher trat ich wirklich in Baden, dann in einigen kleineren Schweizerstädten, zuweilen nicht ohne Beifall, auf, von Messe zu Messe mit einem Thespiskarren-Völkchen herumziehend. Ein Empfehlungsbrief meines Aarauer Freundes an den Director des Züricher Theaters verschaffte mir die Gestattung einiger Gastrollen. Die letzte und entscheidendste war „Hans Sachs" am Vorabend des neuen Jahres."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dombau zu Köln.

(Schluß.)

Der Fremde saß auf der Bank und beugte sich in den Schatten zurück; nur auf der Vorderseite seiner hohen Kappe von schwarzem Leder stand ein glimmender Mondstrahl. Er blieb eine Weile stehen, und obwohl seine Brust wie in einen spanischen Stiefel geschnürt war von Beklommenheit, so wandelte ihn doch fast die Neugier an, zu wissen, was jener dort, der Eisgraue, der schlank gewachsen war wie eine Tanne und doch gebrochenen Leibes, jetzt wohl schaffen und sinnen möge mit seinen Gedanken, wie er so mutterseelen allein dasitze an der alten Stadtmauer und in der stillen Nacht, durch welche die scharfe Luft vom Rheine her wehte und der Mond seine falben Lichter spielen ließ.

Der Eisgraue nickte mit dem Kopfe als er den Meister sah und rückte auf der Bank, um ihn neben sich sitzen zu lassen.

Gebt mir den Bauplan, sagte der Meister, indem er herantrat.

So setzt Euch nur erst, und beschaut den saubern Riß, Meisterlein. Sie brauchen Euch nicht die Augen auszustechen, wenn Ihr den ausgeführt habt, wie es andern Meistern ergangen ist; Ihr baut doch keinen zweiten Dom

wieder, wie diesen da! Als der Fremde so sprach, rollte er ein großes Pergament auf, darauf der ganze Plan stand, sauber und fleißig abgezirkelt, mit Aufriß und Durchschnitt, das Portal, welches am vorigen Abend mit feurigen Linien auf der Mauer gestanden hatte, herrlich und leuchtend daneben.

Der Meister griff mit krampfhafter Hast danach, obwohl jener es willig fahren ließ, und steckte es in seine Brusttasche.

Der Andere zog noch ein Pergament, kleiner als das vorige, aus seinem Aermel hervor; auch standen nur zwei Zeilen darauf geschrieben; aber als es aufgerollt wurde, glühten die Schriftzeichen und bläuliche Funken sprühten knisternd darüber her. —

Da ist noch solch' eine kleine Bulla, oder wenn Du lieber willst, eine Breve, Meisterchen, das Du unterschreiben mußt mit einem Tröpflein Deines rothen Blutes, sagte er, und suchte nach einer Feder in seinem Aermel, der eng um den Arm lag wie andrer Menschen Gewand, aber weit wurde, wie ein Sack, sobald seine Hand hineinfuhr. Unterdeß sprach er:

Du hättest auch selbst eine Feder und ein Lanzet mitbringen können, Söhnchen; für Alles muß ich sorgen, daß ich meine liebe Noth habe. Unnütze Gänge, Müh über Müh, wie die saubere Arbeit da, und Plackerei mit euren trübseligen jämmerlichen Wünschen und Kindereien. Und was bekomm' ich am Ende dafür? eine arme Seele: o Meisterlein, Du weißt nicht, was das für ein jämmerlich Ding ist, eine arme Seele. Es ist ein zerfetzter Lumpen, zerrieben und zerknittert, ein Nest für allerlei hüpfend und kriechend Ungeziefer, Ränke, Tücke, Falschheiten und schmutzige Gedanken, Listen, Pfiffe und Kniffe. Daran habe ich denn zu brennen die liebe Zeit, um sie rein zu bekommen; ich bin der geschlagenste Wanzenvertilger auf Erden, und ihr möget mich wohl einen dummen Teufel nennen. Sieh, Söhnchen, Du machst da einen schönen Kauf: Du kannst selber sehen, daß der Bauplan das schönste Ding ist, was je ein Meister auf Erden ersonnen hat: wer aber bürgt, daß an Deiner Seele was gelegen sei? Das ist eine Katze im Sack, ein Balken, den ich auf dem Stamme kaufe und der innerlich wurmstichig sein kann: wer bürgt Dir dafür, daß ich sie nicht auch nach Deiner seligen Urständ von selber bekomme? Wer denn schützt Euch davor? Der Alte? der ist in den Wochen gestorben, nachdem er Euch zur Welt gebracht und Ihr ruft ihn an, wie Kinder, die nach ihrer todten Großmutter schreien.

Nachdem der Teufel also listig gesprochen, schier wie ein schachernder Jude, der die Waare schlecht macht, die er einhandelt, streckte er die Finger nach dem Arm des Meisters aus.

Da zog der Meister die Hand aus seinem Wamms und hielt das silberne Kruzifix ihm vor, und rief so laut er konnte, um seine Angst aus der Brust fortzuschreien:

Weiche von hinnen, Satanas! im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! —

Verfluchte Pfaffenkröte! schrie der Teufel und prallte zurück und ward wieder so hoch, als ob er über die Mauer in die Stadt sehen könnte. Die Kappe von schwarzem Leder glitt von seinem Kopfe über den emporsträubenden Haaren und diese standen aufrecht in ganzen Strängen wie gewundene Schlangen. Er fuhr mit seiner Faust dem Meister nach der Brust, als ob er ihm das Pergament wieder entreißen wollte, der aber hielt die Reliquie ihm vor und als sie des Teufels Hand berührte, zuckten die Finger zurück und der Böse stieß einen Schrei aus, wie ein heulender Hund, der einen Spuk sieht.

So halte den Plan, schrie der Teufel, aber weil er dennoch mein ist, so will ich ihn verfluchen, daß er nie soll zu Stande kommen und Dein Werk soll nie vollendet werden und Dein Name soll vergessen werden, sobald Deine Seele aus Deinem Leibe geschieden ist! —

Nach diesen Worten hörte und sah der Meister nichts mehr: nur zu seinen Füßen gähnte ein jäher Riß in der Erde auf, der sich nach einigen Sekunden wieder schloß und aus dem der Wind ihm einen dichten Qualm und Dunst in's Gesicht trieb, daß er halb betäubt zurück schwankte.

Halb in Freude über den gewonnenen Sieg, halb in Trauer über des Bösen Fluch ging der Meister wieder heim und weil er in seinem Hochmuthe sich deßhalb grämte und seines Ruhmes gedachte, der nicht auf die Nachwelt kommen sollte, statt sogleich auf seine Knie zu fallen und dem lieben Gott für seinen wunderbaren Beistand zu danken, ließ dieser des Teufels Wort in Erfüllung gehen: der Dom zu Köln blieb unvollendet, wie der Thurm, den sie in Babylon zu bauen begannen; des Meisters Name aber ist uns unbekannt geblieben bis auf diese Stunde; er soll sich so gegrämt haben über sein und seines Werkes Geschick,

daß er eines Morgens todt in seinem Bette gefunden ward. —

Man hat ihn belauscht, wie er jetzt traurig über sein unvollendetes Werk in stillen Mondnächten im Dom umgeht.

Die Masern und die Pflege der Masernkranken.

(Schluß.)

Getränke. Selterser Wasser mit warmer Milch; Tisanen von Hafergrütze, Weizenkleie, Graupen, welche mit etwas Zitronensaft und Zucker versetzt sein dürfen; Mandelmilch; manche Arten von Brustthee. Wenn der Husten nicht bedeutend ist, kann man frisches Brunnenwasser geben, nachdem man warmes Wasser hinzugegossen hat, ferner Zuckerwasser, warme Limonade, Apfeltisane, Himbeersaft oder Kirschsaft mit Wasser, Rosinenwasser, Orangensaft mit Wasser (d. h. von süßen Orangen, s. g. Apfelsinen). Auch dürfen solche Orangen, reife süße Weintrauben und gebratene Aepfel genossen werden, sobald die Schale nicht mit verschluckt wird. Alles Obst, mit Ausnahme von eingemachten Quitten, und alle Obstgetränke sind zu vermeiden wenn Durchfall Statt findet, und nicht der Arzt ihn zu befördern für gut hält; soll der Durchfall gestillt werden, so ist das zweckmäßigste, die obengenannten schleimigen Getränke, Reiswasser und eingemachte Quitten zu geben. Es versteht sich von selbst, daß nicht zu vielerlei schnell nach einander gegeben werden darf, nicht Milchspeisen und Obst u. s. w. Wenn die Arzneimittel solcher Art sind, daß sie durch säuerliche Getränke und Obst zersetzt werden, so wird der Arzt sie verbieten. Es mag noch ausdrücklich erwähnt werden, daß durchaus kein Caffee, Wein, Bouillon und Fleisch gegeben werden darf, und daß selbst Fliederthee nachtheilig wirken kann, also nicht ohne Befragen des Arztes gereicht werden sollte.

Ohne Bestimmung desselben gehe man vor dem 9 bis 14. Tage nie zu einer reizenderen und nahrhafteren Diät über, und auch dann darf sie nur allmälig verbessert werden. Am 10. Tage pflegt der Appetit zurück zu kehren; er darf aber für erst nicht bis zu gänzlicher Sättigung befriedigt werden. Man gebe nie zu viel auf ein Mal, sondern lieber öfters etwas zu essen, z. B. Kindern alle 2 — 3 Stunden, Erwachsenen alle 3 — 4 Stunden. Nach dem 10. Tage fange man an Mittags leichte Fleischsuppen von Tauben, von Hühnern oder von Kalbfleisch, Spinat, gelbe Wurzeln (Moorrüben, Carotten), Skorzonerwurzeln, und wenn der Kranke nicht etwa noch zu jung ist, auch junge Erbsen, Vitsbohnen, Rosenkohl u. dergl. zu geben. Nach einigen Tagen darf etwas Kalbesmidder (Milchfleisch, Schweser) und zartes gebratenes Fleisch von den oben genannten Arten genossen werden, jedoch nicht fett zubereitet. Vom 18. Tage an möge der Genesene zu seiner gewohnten Diät zurückkehren.

Wenn die Abschilferung der Haut vollendet ist, lasse man den Kranken wenigstens noch 8 Tage das Zimmer hüten, dann in einem andern temperirten Zimmer am Tage sich aufhalten, und erst vom 20. — 22. Tage an wieder in einer ungeheizten Kammer schlafen. Im Winter ist es für viele Genesene rathsam, vor Ablauf von 4 — 6 Wochen das Haus nicht zu verlassen, am wenigsten wenn Husten oder Augenschwäche zurückblieb, Ohrgeschwüre eintraten u. s. w. Da die Haut theils durch die Abschilferung, theils durch die Gewöhnung an warmes Verhalten für Erkältung sehr empfänglich bleibt, so ist es rathsam, für die erste Zeit eine wärmere Kleidung zu wählen, namentlich muß man Kindern, wenn sie auch gewohnt waren Hals und Arme bloß zu tragen, Aermel anziehn, welche bis über die Ellenbogen hinab reichen, und ein Halstuch umbinden, sobald Husten zurückblieb, oder überhaupt eine Neigung zu Husten bei ihnen schon früher bestand; auch ist es rathsam, ihnen im Winter wollene Strümpfe anzuziehen. — Dasselbe gilt von solchen, welche zu andern Krankheiten disponirt sind.

Wenn ausgezeichnet schönes, warmes, windstilles Sommerwetter Statt findet, so ist es begreiflicher Weise nicht erforderlich, die Kranken so streng zu halten; vielmehr können dann kräftige Kinder, sobald ihre Krankheit sehr leicht war, und keine krankhafte Erscheinungen weiter an ihnen zu bemerken sind, schon während der Abschilferungszeit ohne Nachtheil Mittags in die freie Luft gebracht werden.

∴ Der Improvisator — Hr. Hermann.

In unsern nördlichen Ländern ist das Talent des Improvisirens ein so seltenes, daß man die geschichtlichen Ueberlieferungen von der Kunst der Rhapsoden, der Minne- und Meister-Sänger, welche das augenblickliche Gefühl ohne

Vorbereitung und Nachhülfe sofort poetisch auszusprechen vermochten, beinahe als eine Fabel betrachtet. An jener Seltenheit des Talents hat wohl der schwere Character unserer Sprache wie das deutsche Gemüth, welches nur in der Stille und in der Sammlung seine schönsten Blüthen erzeugt, einen gleichen Antheil. Um desto größere Aufmerksamkeit und Beachtung verdient es dann aber gewiß, wenn dennoch, trotz aller Hindernisse, ein Deutscher und gar ein Norddeutscher als Improvisator auftritt. Wir freuen uns daher neulich ein solches Talent gehört zu haben, bei welchem man sich ungefähr von jenen frühern Minne- und Meistersängern, wie von den italiänischen Improvisatoren ein Bild machen kann. Die ihm gesetzten Aufgaben wurden recht gut gelöset. Zuerst empfing der Improvisator von verschiedenen Seiten — aus dem Parterre wie von der Gallerie — wenn wir nicht irren, folgende Reime: „Zollverein — Stachelschwein, Uebermuth — Zuckerhut, Schwänke — Weihnachtsgeschenke, Tangenicht — Schaafsgesicht, Musicus — Fidibus, Oben — loben, Stuhl — Pfuhl, Traurigkeit — Menschlichkeit, Calculator — Improvisator, Perrugue — Krücke, Freiheit — Göttlichkeit, Frisieren — Coquettiren, Menschenrecht — Stiefelknecht, Affe — Laffe, Händen — Enden." — Daraus wurde ein Gedicht gebildet, welches ungefähr diesen Anfang hatte:

„Ja, überall wohin man kommt, hört man vom Zollverein,
Doch spitzig ist das Ding, gleich wie ein Stachelschwein,
Es urtheilt Jeder frisch in seinem Uebermuth —
Denn sehr bedeutend theuer, denkt er, wird der Zuckerhut,
Das Weibchen spricht — ach lasse diese Schwänke,
Und denke Männchen lieber an Weihnachtsgeschenke ꝛc.

Die zweite Aufgabe war eine Improvisation über ein gegebenes Thema. Der Blechkasten (auf dem Theaterzettel figurirend unter dem Namen Urne) enthielt sehr wenig Brauchbares und wie es scheint, sehr viel auf Persönlichkeiten Zielendes. Dabei zeigte Herr Hermann ein außerordentliches Talent den bösen Zweck zu errathen, einmal traf er dies sogar bei einem einzigen unschuldig klingenden Worte, von dem man annehmen sollte, nur ein eingeweihter Bremer könne dabei an etwas Arges denken. Am Ende blieben als vom Publicum durch Klatschen besonders bezeichnet übrig die Themata — Dichterloos, und Socrates, den Giftbecher trinkend. Von diesen beiden nahm der Improvisator leider das letztere — „als seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung besser zusagend." Wir wiederholen — leider — denn offenbar eröffnet Dichterloos dem modernen Poeten ein viel romantischeres Feld als das gelehrte Pensum „Socrates." Die Ausführung mußte sich daher auch an Allgemeinheiten über Weisheitslehre, Opfertod u. s. w. halten, und einmal schob Herr Hermann sogar eine subjective Klage dazwischen.

Ganz vorzüglich gelang aber die dritte Aufgabe, indem der Improvisator die Namen „Apollonia, Octavie" erhielt. Die einzelnen Buchstaben wurden an eine Tafel geschrieben, der Meistersänger ergriff eine Guitarre, und sang zu derselben in ernster gefühlvoller Melodie eine Liebeserklärung, bei welcher jeder Vers mit den oben gedachten Anfangsbuchstaben begann. Rauschender Beifall belohnte den Dichter und Sänger. Dem Vernehmen nach begiebt der Improvisator sich jetzt nach Oldenburg. Dort findet er ein vorbereitetes Publicum, denn in den höheren Kreisen hat man sich oft an dem Improvisations-Talente des uns allen als geistreicher Schriftsteller bekannten Hrn. v. K. erfreut.

v —

∴ Zoll-Verein.

Der Hamburger Correspondent Nr. 294, 295 enthält einen sehr lebhaft geschriebenen Aufsatz über Meklenburgs Anschluß an den Zollverein, und fällt das Urtheil dahin aus — daß jeder Freund des Landes davon abrathen müsse. Da man jetzt auch in Bremen die Sache von allen Seiten betrachtet, so wollten wir auf jenen Artikel wenigstens hinweisen. Freilich ist ein Agricultur-Staat wie Meklenburg und eine Handels-Stadt wie Bremen in sehr verschiedener Lage dem Zollverein gegenüber. Besonders aufgefallen sind uns aber im Hinblick auf die bremischen Verhältnisse bei jenem Aufsatze diese beiden Bemerkungen: „Meklenburg verbraucht so viel an Colonial-Waaren, daß es für 500,000 Menschen nach vereinsländischer Taxe reichlich eine Million Thaler an die Vereins-Kasse bezahlen müßte. Wie viel würde es aber davon nach der Kopfzahl wieder bekommen? — Die Hälfte. Aber die andre Hälfte?" — — „Man frage Stralsund, wie waren die Schifffahrts-Verhältnisse unter schwedischer Herrschaft, und wie sind sie unter der vereinländischen Obhut?"

So verschieden lauten die Stimmen von dieser und jener Seite. Viele Leute in Bremen vermissen aber den eingeweihten Redner über die Sache, und flüstern sie: „Brutus, du schläfst."

v —

Miscellaneen.

(Potsdam, 5. Dec.) Hier hat sich in diesen Tagen eine wahrhaft tragische kriminalgeschichtliche Entdeckung ereignet, die mehr ein tiefes Interesse in sich trägt, als ein lokales. Bei dem Bau der neuen Dampfmühle an der Brandenburger Chaussee war ein Mann als Baubote angestellt, der sich Petersen nannte, und sich sowohl wegen seiner Anstelligkeit, als wegen seiner Rechtlichkeit bei seinen Vorgesetzten empfohlen hatte. Es waren ihm beträchtliche Summen anvertraut gewesen, und nie war ihm selbst bei der günstigsten Gelegenheit eine Veruntreuung zur Last gelegt; dieser Mann war mit der Tochter eines hiesigen achtbaren Unterbeamten verheirathet und hatte mehrere Kinder mit ihr. Früher war er Lazarethwärter gewesen und hatte sich als solcher exemplarisch betragen. Man kannte ihn schon seit 10 Jahren als einen ordentlichen und stillen Mann, dem nichts übles nachgesagt werden konnte. Von seinem frühern Leben wußte man nur, daß er in Berlin einen Klein-Höckerhandel betrieben hatte. Gleichzeitig war mit ihm bei diesem Bau, wie man sagt auf seine Empfehlung, ein vormaliger Gensd'arm, der auch Familie hatte, angestellt. Beide Männer schienen miteinander im besten Vernehmen zu stehen, bis vor einigen Tagen zwischen den Frauen Beider ein heftiger Streit entstand, wobei die Frau des vormaligen Gensd'armen in der Wuth zu der andern sagte: „was willst Du denn, Dein Mann ist ja ein aus dem Gefängnisse entsprungener Raubmörder." Diese Worte hatten Zeugen gehört und sogleich wurde Anzeige davon bei der Polizei gemacht. Ein Polizei-Beamter verfügte sich an Ort und Stelle und durch die Voruntersuchung wurde festgestellt, daß dieser Petersen eigentlich einen andern Namen führe und in der That als Theilnehmer an einem Raubmorde in Schlesien, wo er her war, schwer inculpirt aus dem Gefängnisse entsprungen sei. In Berlin — als er dort einen Viktualienhandel betrieben, habe ihn ein Gensd'arm erkannt und jener Verbrecher habe nun den Gensd'armen um Gotteswillen gebeten, ihn nicht zu verrathen, da er ein gebesserter Mensch geworden sei, und habe ihn zugleich durch ein Geschenk und Zusicherung einer monatlichen Gabe bewogen zu schweigen. Später sei dieser Gensd'arm wegen anderweitiger Dienstvergehen entlassen und habe nun sich an Petersen gewendet, der ihm gegen das Versprechen des fernern Stillschweigens die erwähnte Anstellung bei dem gedachten Bau verschafft habe. Dieser Gensd'arm hatte aber unvorsichtiger Weise seiner Frau das Geheimniß vertraut gehabt und durch diese war die Sache, wie erwähnt ist, ausgekommen. Petersen aber hatte, ehe man ihn verhaften konnte, Gelegenheit gefunden, sich Reisegeld zu verschaffen (wie man sagt, durch einen Diebstahl oder Zurückbehaltung von Geldern) und sich, ehe man im Paß-Büreau Kenntniß hatte von jener Untersuchung, einen Paß auf Hamburg geben zu lassen, womit er augenblicklich mit Extrapost abgereist war. In seiner Wohnung fand man noch das Stadtsiegel der schlesischen Stadt, aus welcher er entsprungen war, womit er sich die ersten falschen Legitimations-Papiere gemacht hatte. Der vormalige Gensd'arm wurde zur Untersuchung gezogen und es ergab sich, daß Petersen noch in Schlesien unter seinem frühern Namen eine Frau, also eine Bigamie begangen habe. — Doch die Nemesis, die diesen augenscheinlich gebesserten Verbrecher zehn Jahr lang mit den ohne Zweifel nicht geringen Qualen der Angst vor Entdeckung gefoltert hatte, entließ auch jetzt nicht das aus seinem äußerem Frieden aufgeschreckte Opfer, — er war von hier aus verfolgt und schon am folgenden Tage enthielt der Postcourszettel von Magdeburg die Notiz: der Passagier Petersen aus Potsdam, der sich bis Brandenburg zur Diligence hatte einschreiben lassen, ist in dem Augenblick vor der Abfahrt derselben von der Polizei arretirt. In Brandenburg aber ist eine Schwester der Frau dieses Unglücklichen, den mit so unerbittlicher Strenge sein gerechtes Verhängniß verfolgte, wohnhaft, und dieser Umstand hatte seine Verhaftung herbeigeführt. — Diese Geschichte giebt zu ernsten Betrachtungen Veranlassung.

(Berlin, 10. Dec.) Am 20. v. M. Nachmittags fanden sich in einem Victualienkeller in der D—straße zwei Männer ein, um ein Glas Bier zu trinken. Sie knüpften hierbei ein Gespräch mit dem Wirthe an und erzählten viel von dem Vergnügen, welches der Besuch des Theaters gewähre. Der Eine äußerte dabei, daß er unter den Billetdienern des Königstädtischen Theaters einen Bekannten habe, durch welchen er öfters unentgeltlichen Eintritt erhalte. Er erbot sich zugleich, wenn er gelegentlich wieder einmal einige Billete bekomme, den Victualienhändler und dessen Frau mitzunehmen, was gern angenommen wurde. Schon am darauf folgenden Sonntag, den 21. d. M. kam jener Mann wieder, setzte sie recht erfreut, wie es schien, davon in Kenntniß, daß sein Freund ihm drei Billets gegeben, und daß sie nun zusammen das Theater besuchen wollten. Die Eheleute ließen sich dies auch nicht zweimal sagen, kleideten sich an und begaben sich, nachdem sie ihren Keller, da Niemand darin zurückblieb, verschlossen hatten, nach dem Königstädtischen Theater. Hier wurde Lenore gegeben, die Eheleute, welche in ihrem Leben kaum einmal das Theater besucht hatten, amüsirten sich ganz außerordentlich und bedankten sich beim Schlusse des Stücks auf das herzlichste bei dem Unbekannten, der mit so entgegenkommender Liberalität ihnen das Vergnügen verschafft. Da es gerade regnete, holte ihr aufmerksamer Begleiter noch eine Droschke herbei und die Eheleute fuhren nach Hause. Hier angekommen, fanden sie aber, zu ihrer nicht geringen Bestürzung, die von ihnen verschlossene Kellerthür offen stehend, und sahen alsbald, daß sie, mit Erbrechung von Schränken und Kommoden, arg bestohlen worden. — Ihr zuvorkommender Begleiter war ein raffinirter Dieb gewesen, der sie nur von Hause weggelockt hatte, um sie durch seine Genossen bestehlen zu lassen. Die Diebe — bestrafte Subjecte — sind durch den Polizeirath Duncker ermittelt und befinden sich in Haft.

(Wirkung der Eisenbahnen.) Man schreibt aus Berlin: Man braucht nur einen Blick auf die Straße zu thun, um zu wissen, um wie viel Berlin durch die eine große Eisenbahn nach dem Herzen von Deutschland lebendiger ist. Man kann es

schon hören am Wagengerassel, zumal in der Friedrichsstadt, welche durch die Anhaltische und Potsdamer Bahn recht eigentlich in die Mitte des Getriebes gekommen, oder, wenn man will, zur City geworden, nachdem sie eine Weile Westminster gewesen. Die Theater sind voll, was es auch giebt, immer von einem neuen Publikum, welches die Reisenden bilden.

(Aus Hamburg.) Unter dem Namen Jugendunion hat sich hier ein junger Verein gebildet. Der Zweck desselben ist, sittlicher, wohlfeiler und geistig fördernder als seither die Mußestunden zu verbringen. Zu dem Ende hat man ein großes Lokal gemiethet und alle sittlichen Jünglinge durch Aufforderungen in den öffentlichen Blättern zum Beitritt eingeladen; verrufene sollen von dem Vereine ausgeschlossen bleiben. Man will sich durch Lektüre, Musik, Gespräch u. s. w. unterhalten: das Eintrittsgeld ist so niedrig gestellt, daß selbst unbemittelte Jünglinge sich dem Vereine anschließen können. Ein Menschen- und Jugendfreund brachte die Sache in unsern „Nachrichten" in Anregung und sie fand so vielen Beifall, daß sie sehr bald in's Leben trat. Die Schwesterstadt Bremen war uns hierin mit einem guten Beispiele vorangegangen; viele andere Städte werden hoffentlich demselben nachfolgen. Es war wirklich ein Jammer, den geistigen und sittlichen Verfall der hiesigen Jugend mit anzusehen. Nur mit tiefem Schmerze kann man auf die heranreifende künftige Generation blicken, die, aller Gefühlswärme und erhebenden Begeisterung entbehrend, sich nur in materiellen, oft sogar Geist und Körper zugleich zerstörenden Genüssen gefällt und aufwächst, ohne von der wahren Menschenwürde auch nur einen Begriff zu bekommen. Das Höchste, wofür ein solcher Jüngling sich noch zu begeistern vermag, ist der neue Schnitt eines Kleides, eine neue Oper, eine schöne Tänzerin, der Punsch, der Grog, das Eis oder Confect eines neuerrichteten Pavillons. An Eitelkeit und Fadheit übertreffen diese Zierbengel noch bei weitem das in dieser Hinsicht verrufene weibliche Geschlecht; ihre Gespräche drehen sich um solche Nichtigkeiten, daß einem angst und bange wird, wenn sie einmal die unerläßliche Cigarre aus dem Munde nehmen, um sich zu einer Conversation herabzulassen. Der Jüngling fühlt sich im Familienkreise, der ihm gar keine geistigen Genüsse zu bieten vermag, weder glücklich, noch angeregt; er sucht also etwas Anderes und glaubt es in Billard und Caffeehäusern u. s. w. zu finden. So war der Gedanke, einen Verein wie den genannten zu stiften, ein sehr glücklicher, und der Segen wird nicht ausbleiben. Daß auch ein solcher Vorschlag angefeindet werden würde, stand zu erwarten, und man sah sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht. Es konnte den Gast- und Billardwirthen, die sich durch diesen Verein in ihrem Erwerbe stark bedroht sahen, eben so wenig an feilen Federn fehlen, als es den Branntweinwirthen bei Errichtung des Mäßigkeitsvereins daran fehlte.

(Fanny Elßler in Amerika.) Die Verrücktheit der Amerikaner über die Tänzerin Fanny Elßler hat noch nicht nachgelassen. Selbst die Bewohner von Boston, diese Weisen und Puritaner der vereinigten Staaten, hat der Taumel hingerissen. Am Schluß ihrer Benefizvorstellung sprach Fanny zu dem entzückten Publikum: „Ich bin trostlos bei dem Gedanken, Euch auf immer verlassen zu müssen: aber andererseits fürchte ich, durch längeres Verweilen Eure Geduld zu ermüden." — „Hier bleiben! Hier bleiben! erscholl es von allen Seiten." — „Ich habe wohl Lust dazu: soll ich nachgeben?" — — „Ja! ja!" — „Nun, es sei: aber wenn Ihr meiner überdrüssig werdet, so erinnert Euch, daß es Eure Schuld ist." — Hierauf erhob sich das Parterre, und brachte 9 Huzzas zu Ehren der Tänzerin aus, die vor Rührung weinte! Uebrigens macht sie von dem Golde, das ihre Kunst ihr einbringt, einen edlen Gebrauch durch zahlreiche Schenkungen an Schulen, Spitäler und Waisenhäuser. An einem Tage wurden 50 arme Kinder von ihr mit Schuhen beschenkt.

(In Neapel) fängt der Sommer an; das frische Grün der Rasen und Gesträuche, der reiche Blumenflor, das Reifwerden der Orangen und Citronen neben den neuen Blüthen bieten ganz die Gestalt des beginnenden Sommers.

(Der Prinz von Preußen) ist abermals wunderbar einer Lebensgefahr entgangen. Die Pferde gingen beim Ausfahren mit ihm durch, der Kutscher fiel vom Wagen und wurde geschleift, der Prinz wagte den Sprung aus dem Wagen und wurde gerettet.

(Tegner.) Der treffliche schwedische Dichter und Bischof Tegner ist von Neuem so heftig geisteskrank, daß man an seiner Genesung verzweifelt.

(Dannecker) hat sein sehr bedeutendes Vermögen seiner treuen Lebensgefährtin und seinen Verwandten vermacht: die Original-Marmorbüste Schillers erhielt Sr. Maj. der König; wohlthätige Stiftungen für Kunst- und Armenstalten vergaß sein deutsches, nun ausgeschlagenes Herz nicht, und sein reger Sinn für die heilige Muse, der er mit Jugendkraft sich gewidmet, wofür er im Greisenalter oft kindisch glühte, bewährte sich durch seine hochzudankenden Vermächtnisse an die Kunst- und an die Gewerbe-Schule, an die zu eröffnenden Kunstsammlungen und an hohe Gönner und würdige Künstler.

Anzeige.

Zu allen beim Jahresschluß vorkommenden Arbeiten: **Rechnungen, Circularen, Preis-Couranten, Berichten, Aerztl. Quittungen, Anfertigungen von Ueberdrucken** ꝛc. empfiehlt sich angelegentlichst und ergebenst

die Buch-, Stein- und Kupferdruckerei,

Seemannsstraße Nr. 2.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 103.

Bremen, Sonntag den 26. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1174. Den 22. December. Des Glockengießers Joh. Philipp Bartels Ehefr., geb. Schau, 46 Jahr; am Wall Nr. 62 B.

— 1175. Den 22. — Des verst. Gärtners Diedrich Rieke Wittwe, geb. Höfner, 68 Jahr; gr. Johannisstr. Nr. 70.

Nro. 1176. Den 23. — Leontine Tonne, 19 Jahr; Uthbremerstraße.

— 1177. Den 23. — Der Schiffszimmermann Johann Christoph Ruckel, 75 Jahr, kl. Allee Nr. 9 E.

Geburten:

Nro. 1515. Den 19. December. Des Steuermanns Joh. Heinrich Meyer Ehefrau, geb. Walter, Schwerdtfegers Hof Nro. 41; von einem Knaben.

— 1516. Den 19. — Des Galanteriehändlers Georg Friedrich Ranke Ehefrau, geb. Hemker, Wachtstraße Nr. 15; von einem Mädchen.

— 1517. Den 20. — Des Küpermeisters Albert Kruse Ehefr., geb. Meyer, Neustadtsdeich Nr. 36; von einem Mädchen.

— 1518. Den 21. — Des Hökers Friedrich Wilhelm Robert Ehefr., geb. Schröder, Abbenthorsstraße Nr. 5; von einem Knaben.

— 1519. Den 21. — Des Kistenmachers Cord Heinrich Meyer Ehefr., geb. Pilster, gr. Sortillenstraße Nr. 59; von einem Knaben.

— 1520. Den 21. — Des Kahnschiffers Ernst Heinrich Meyerdierks Ehefr., geb. Tute, Schlachte Nro. 21; von einem Knaben.

— 1521. Den 21. — Des Arb. Carl Gottlieb Dettmers Ehefr., geb. Wulffs, Düsternstr. Nr. 22; von einem Mädchen.

Nro. 1522. Den 22. — Des Arb. Friedr. Wilh. Rüter Ehefr., geb. Scharwig, gr. Johannisstraße Nr. 205; von einem Mädchen.

— 1523. Den 22. — Des Schiffszimmermanns Christian Steinmeyer Ehefr., geb. Eickhoff, Sanders Deich Nr. 6.

— 1524. Den 22. — Des Cigarrenmachers Ludwig Ferdinand Barienbrock Ehefr., geb. Lüke, Fetten Gang Nr. 3; von einem Knaben.

— 1525. Den 23. — Des Arb. Jan Vedder Ehefrau, geb. Bielefeld, Punkendeich Nr. 10; von einem Knaben.

— 1526. Den 23. — Des Cigarrenfabrikanten Johann Conrad Ludwig Aßmann Ehefr., geborne Krollmann, Neuenstr. Nr. 20; von einem Mädchen.

— 1527. Den 24. — Des Dr. Medicinae Gustav Woldemar Focke Ehefr., geb. Gloystein, am Wall Nr. 63; von einem Mädchen.

Proclamirt sind:

Nro. 533. Der Maler Carl Jacob Ahlwings, genannt Grosse hieselbst und Maria Gesina Bowe aus Wildeshausen.

— 534. Der Gastwirth Joh. Albert True hieselbst und Sophie Augustine Großkurd aus St. Andreasberg.

— 535. Der Zimmergesell Martin Straube und Hermanna Mehlhop. Beide von hier.

Nro. 536. Der Maurergesell zu Bramstedt Joh. Herm. Diedr. Riechers und Margar. Adelheid Bolte daselbst.

— 537. Der Cigarrenmacher am Buntenthorssteinwege Johann Wilhelm Willers und Margar. Schleuder zu Hastedt.

Der

Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.
Viertes Quartal.

№ 104.

Bremen, Donnerstag den 30. December 1841.

Öffentlicher Gottesdienst.

Am Neujahrstage den 1. Januar 1842.

U. L. Frauen.
9 Uhr Hr. Past. Capelle.

St. Martini.
9 Uhr Hr. Past. pr. Trevranus.

St. Ansgarii.
9 Uhr Hr. Past. Dr. Rothe.

St. Stephani.
9 Uhr Hr. Past. pr. Mallet.

St. Pauli.
9 Uhr Hr. Past. Iken.

St. Remberti.
9 Uhr Hr. Past. Loel.

St. Michaelis.
9 Uhr Hr. Past. Loose.

Armenhauskirche.
9 Uhr Hr. Past. Meinerzhagen.

St. Johannis.
10 Uhr Hr. Past. Probst.

St. Petri Dom.
Um 6 und 8 Uhr Morgens und um 1 Uhr Nachmittags.

** Zum Neujahr.

(Eingesandt.)

Sei uns o Neujahr, willkommen,
Bring' uns Allen Glück und Heil,
Sieh', wir nehmen schon im Geiste
Heut' an Deinen Freuden Theil;
Selbst die Ahnung trüber Stunden
Läßt Dein Festtag unempfunden.

Frohsinn nur erhöht die Kräfte,
Jene Kämpfe zu besieh'n,
Denen nach des Schicksals Willen
Wir vielleicht entgegen geh'n.
Laßt ihn täglich uns beseelen
Und bei keiner Prüfung fehlen.

Jeder habe, wenn im Leben
Feindlich man sein Loos bedroht,
Kopf und Herz auf rechter Stelle;
Heldenmuth zur Zeit der Noth;
Da sich der als Sieger schaut,
Der Gott und sich selbst vertraut!

Siehe denn, mit edlem Eifer,
Treu und redlich uns bemüh'n
Unsern Wohlstand zu befördern;
Segne und vermehre ihn.
Wehre allen bösen Ränken,
Die ihn uns zu schmälern denken.

Doch wenn wir uns Deiner Gaben,
Herzlich, o Neujahr, erfreun,
Dann laß, wo das Elend flehet,
Uns auch frohe Geber sein.
Schnell verbleicht der Prunksucht Schimmer;
Wohlthun trägt uns Zinsen immer!

Eintracht, Frömmigkeit und Liebe,
Jede Tugend, die uns ehrt,
Laß zum schönen Kranz sich schlingen
Um des Hauses stillen Herd.
Ueberall, selbst in der Hütte,
Herrsche bied're deutsche Sitte.

Stärke den mit hehrem Muthe,
Der nach tief empfund'ner Reu',
Vom verkehrten Pfad zu lassen,
Kräftig sich ermannt auf's Neu!
Laß den Thränen, die ihm fließen,
Wahre Besserung entsprießen!

Treu sei mit uns, Jahr des Lebens;
Segne jeden Frohgenuß,
Daß wir würdig uns erfreuen;
Daß nach Deiner Tage Schluß,
Unser Dank für die Beweise
Deiner Huld den Herrn noch preise!

Auszüge aus den hanseatischen Briefen

in der Augsburger allgemeinen Zeitung.

I.

Indem ich das Verhältniß der Hansestädte zum deutschen Zollverein zur Sprache bringe, gestehe ich offen, es scheint mir gar nicht, daß hier eine Frage zu augenblicklicher Entscheidung vorliegt. Eben so wenig motivirt erscheint mir die Ungeduld derjenigen, die den Anschluß der Städte lieber heut als morgen verlangen, wie das unbedingte „nein, nimmermehr"! welches andere jeder Erwähnung einer, wenn auch entfernten Möglichkeit entgegenstellen. Jene vergessen über ihren eignen Entwürfen den gegenwärtigen Bestand und das bisherige System des Zollvereins; diese ignoriren, daß in unserem Vaterland eine Bewegung erwacht ist, deren Ende kein Mensch absehen kann; daß das System des Zollvereins annoch in der Entwicklung begriffen ist; daß die Bewegung auch diejenigen Kreise erreichen kann, denen sie bis jetzt fremd geblieben; daß die öffentliche Meinung, daß selbst die Gestaltung auswärtiger Verhältnisse dem Zollverein Tendenzen mittheilen kann, neben welchen die Handelspolitik der Hansestädte in einem andern Licht erscheinen könnte als sie heute dem unbefangenen Urtheil sich darstellt; endlich, daß rein mercantilische Betrachtungen durch politische mit der Zeit gar sehr in den Hintergrund gedrängt werden dürften.

Vor allem aber lassen Sie mich den Gesichtspunkt aussprechen, welcher vorangestellt werden muß, so oft es sich um das Verhältniß handelt, in welches die Hansestädte jetzt oder künftighin zum Zollverein treten sollen. Es ist derjenige der wohlerwogenen, wohlverstandenen Interessen des gesammten deutschen Vaterlandes. Wenn ein einseitiger Vortheil der Hansestädte denkbar wäre, der mit den allgemein deutschen Interessen in offenbaren Widerspruch träte, der nur durch Beeinträchtigung der letztern verfolgt werden könnte — er müßte aufgeopfert werden, und zwar wie Männer zu thun pflegen, wenn sie dem Ruf einer klar erkannten Pflicht folgen, ohne Sträuben, ohne Murren.

Es geht eine dunkle Sage, daß die Hansestädte zugleich auswärtige Interessen vertreten und an denselben einen mächtigen Rückhalt finden würden. Rückhalt gegen wen? Gegen die Deutschen? Die Verblendung wäre nicht geringer als die Nichtsnutzigkeit einer solchen Ansicht. Wer den Fremden fröhnt, wer bei Fremden Schutz sucht gegen selbstverschuldete Abgunst der Stammgenossen, der ist verloren, ist verrathen, verkauft. Doch vielleicht will man die Sache nicht auf die Spitze treiben; man fragt nur, ob das Ausland unsere Entschließungen und Schicksale mit Gleichgültigkeit betrachten würde? Und ich bin weit entfernt, die Bedeutung der Hansestädte gering anzuschlagen. Allerdings, jeder seehandelnde Staat ist bei der Erhaltung unserer Handelsfreiheit interessirt; aber keiner für sich in dem Maaße, daß wir mit Zuversicht erwarten könnten, er werde alles Andere liegen und stehen lassen, und etwas Namhaftes daran setzen. Auch England nicht? Wer unserer Ablehnung mißtraut, mag die Geschichte fragen. Als im Frühjahr 1823 der Krone Dänemark, zum Ersatz für Norwegen, Landstriche angeboten wurden „die an Holstein gränzen," wo war damals Englands Interesse für die Hansestädte? — Will man wirklich auf jene Zeiten zurückgehen, in welchen über das Loos so vieler Mindermächtigen entschieden ward? Wohl, die Acten des Wiener Congresses geben Zeugniß, daß in drei Sitzungen der Commitee für die deutschen Angelegenheiten (16, 26 und 29 October 1814) den Bedenken des Gesandten einer süddeutschen Regierung kräftige Erwiederungen von österreichischer und preußischer Seite zu Gunsten der freien Städte und ihres Rechtes auf gesicherte Unabhängigkeit entgegengehalten wurden. Namentlich ward bemerklich gemacht, daß viel früher als jene Regierung die hanseatische Legion für die deutsche Sache sich erhoben. Die öffentliche Meinung war damals so mächtig, daß sie auch im Rath der Gewaltigen sich vertreten fand; und die öffentliche Meinung unterschied den vaterländischen Sinn. Darin, daß ich es endlich heraussage, in unserer Gesinnung liegt die Gewahr unserer Unabhängigkeit. Dieses, unter allen Erdengütern von uns am höchsten geschätzt, daß wir keinem Herrn unterworfen, keinem Fürsten zinsbar sind, es ruht, unter Gottes waltender Fürsorge, in unserer Hand. Es bedarf keiner weitern Bürgschaft, als allein der Ueberzeugung des deutschen Volkes, daß die Städte tüchtig sind, ihre Unabhängigkeit in Ehren zu behaupten, entschlossen, alles einzusetzen, wenn es gilt, sie zu vertheidigen, und vaterländisch gesinnt, um im Flor des deutschen Wohlstandes, in der Ehre des deutschen Namens, die eigene Ehre, den eigenen Wohlstand zu erblicken.

Also wir wurzeln in Deutschland. Eben darum, und

weil wir in unserer Selbständigkeit so zu schalten haben, wie wir es vor dem gesammten Vaterlande verantworen können, dürfen wir auch erwarten, daß uns nicht leichtlich, nicht ohne dringend einleuchtende Gründe irgend eine Entschließung angemuthet werde, die nicht allein unsere, sondern die allgemein deutschen Interessen betrifft. Selbst der schöne Enthusiasmus, der spätgeborne Sohn deutscher Bedächtigkeit und Innigkeit, der die Deutschen unaufhaltsam ans glänzendste Ziel zu führen verheißt, möge er uns nicht verdenken, wenn wir ihn auffordern (weil es doch nicht eigentlich um einen Sturm sich handelt, wobei man die Augen zudrückt und seine Seele dem Himmel befiehlt), daß er sich umschaue, ob auch alles Volk bereit sei, der Fahne zu folgen, die er kühn entfaltet; daß er prüfen wolle, ob die Mittel, über die er zu verfügen gedenkt, zum Zweck ausreichend, und ob sie dazu unerläßlich sind. Diejenigen aber, die sich ein Geschäft daraus machen, zu den Hansestädten insbesondere bald schmeichelnd, bald höhnend, bald drohend, und immer ungestüm zu reden, mögen wissen, daß dergleichen auch nicht den allergeringsten Eindruck machen kann. Ihre Gründe (wenn sie welche haben) werden wir prüfen; Schmeichelworte aber, und Hohn und Drohungen überhören.

---

* Einige Worte über Auswanderung.

In der Bremer Zeitung vom 5ten dieses (Nr. 339) befindet sich ein Artikel:

„München, den 27. November. — Der Antrag, welchen ein würtembergischer Landtags-Deputirter jüngst gemacht hat: Es wolle die Regierung zweckmäßige Maßregeln zur Sicherung der nach America auswandernden Würtemberger treffen, hat hier großen Anklang gefunden ꝛc."

Daß dieser Artikel hier mit Interesse gelesen ist, könnte man des dabei in Anrege kommenden Selbst-Interesses wegen schon voraussetzen, aber davon abgesehen wird es gewiß auch das Herz des Deutschen erfreut haben, zu sehen, wie würdige Männer, über den engen Kreis der nächsten Umgebung hinaus, mit ehrender Freisinnigkeit auf das Wohl ihrer deutschen Brüder in fernen Welttheilen versorgend bedacht bleiben, ihnen auch da noch des gemeinsamen Vaterlandes Hülfe zu sichern suchen, und sie so, im Dankgefühle Deutschlands auf immer verknüpft zu halten, sich zur schönen Aufgabe machen. — Gewiß ein herrlicher Gedanke, dessen Verwirklichung von den segensreichsten Folgen begleitet sein würde! —

Und sollte Bremen sich ganz und gar passiv erhalten bei einem so menschenfreundlichen Unternehmen? Sollte nicht vielmehr Bremen, als Medium dazu nach Kräften vermittelnd mitzuwirken, wenn es sich um etwas mehr als das berührende Selbst-Interesse, wenn es sich um Erreichung eines so edlen Zweckes handelt, und sollte es zu dem Ende mit Anerbietung bereitwilliger Hülfleistung entgegenzukommen, sich nicht angelegen sein lassen? — Ja würde solch' ein gemeinsames Wirken nicht auch ein Hand in Handgehen bei der Auswanderung selbst zu Wege bringen, was bei der hier Statt findenden anerkannten Sorge für die Auswanderer, verknüpft mit der Billigkeit des Transportes selbst, durchaus im Interesse der betheiligten Staaten läge? —

Aber, was ist zu thun, und wie soll man Hülfe bieten? — Darüber wollen wir uns uns erlauben wenigstens unsre Ansichten anzudeuten, deren Prüfung und Berichtigung gerne Sachkundigeren anheim gebend. —

So viel uns darüber bekannt ist, dürfte es bei der obigen Antragstellung zunächst in Absicht liegen:

Erstens. Nach gewonnener Ueberzeugung des Vorhandenseins der zur Auswanderung benöthigten Mittel für die Sicherstellung einer guten und billigen Ueberfahrt der Auswanderer Sorge zu tragen, und

Zweitens. Den Auswanderern bei ihrer Ankunft in America ein sicheres und möglichst genügendes Asyl vorzubereiten, und zu dem Ende dürfte es bei den betheiligten Regierungen in Antrag gestellt werden, sich in den vereinigten Staaten eines gesunden und zweckdienlichen Landstriches zu versichern, um davon dann den Auswanderern zum kostenden Preise oder wie etwa sonstige begünstigende Bedingungen gestellt werden möchten, — ohne daraus eine Sache der Speculation zu machen, — wieder abzulassen. —

Wenn es, was den ersten Punkt betrifft, in der vor einiger Zeit über Bremens Handel erschienenen Flugschrift wohl zur Genüge dargethan ist, wie eng das Fortbestehen der Auswanderung dem Wohle unsrer Schifffahrt verknüpft ist, so sind auch gleichzeitig die jetzt vorhandenen großen Mittel zur Befriedigung jeglicher Ansprüche an dieselbe angegeben, denn danach ist unsre Flotte vermögend, bei einer Reise für jedes Schiff, circa 23,300 Passagiere zu beför-

dern. — Man kann daher jetzt mit der größten Gewissenhaftigkeit für die Auswanderer den Weg über Bremen vorzugsweise anempfehlen, und sollte es Seitens der betheiligten Regierungen verlangt werden, so ließe sich mittelst Zusammentretens der Rheder leicht eine Verpflichtung dahin eingehen, daß

a) der Transport von hier aus zu jeder Zeit eben so billig wie von irgend einem andern Hafen, oder aber auch, alls es gewünscht würde zu einem feststehenden Preise beschafft werden sollte,

b) während der günstigen Jahreszeit die Expedition der Passagiere stets ohne Aufenthalt vor sich ginge, und

c) wie seither Schiffe, Ausrüstung und Verproviantirung, nach den bestehenden, gesetzlichen, versorglichen Verordnungen, in jeder Hinsicht untadelhaft und auf das zufriedenstellendste geliefert, und den Emigranten während der Ueberfahrt eine menschenfreundliche Behandlung gesichert würde. —

Bei solchen Garantien würde den Regierungen hinsichtlich des Transports wohl nichts zu wünschen übrig bleiben, wogegen in manchen anderen Häfen darin oft mit einer Gewissenlosigkeit zu Werke gegangen wird, die hier nicht versucht, geschweige denn geduldet werden würde. —

Gehen wir nun zu dem zweiten Punkte über: „der sicher zu stellenden Ansiedlung der Auswanderer in America."

Haben wir selbst hier schon oft Gelegenheit am Stabe gebückten Greisen, altersschwachen Frauen, oder Wittwen, mit dem neugebornen Jüngling auf dem Arme einen mitleidsvollen Blick nachzusenden, wenn sie, das Schiff besteigend, mit dem letzten Schritte der Mutterde des Vaterlandes Lebewohl sagen, so ist dann doch ihr Herz noch voll Hoffnung, und diese macht Angst und Sorge vergessen, die sonst wohl manche Brust beklemmen möchten. — Die Zeit verwischt, bei uns den Anblick wie so manches Andere im Leben; — aber, hat man diese Jammergestalten in America landen gesehen, wie sie, vielleicht nach stürmischer Reise die Spuren schwerer Seekrankheit auf dem blassen, abgezehrten Gesichte, ohne Geld, ohne Nahrung und ohne Obdach, — der Witterung, dem Hunger und dem Elende Preis gegeben, und dabei, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, ohne Hoffnung im Herzen — Fremde in fremdem Lande — ihr Leben durch Betteln kümmerlich fristen müssen, so bietet sich dem uge ein Bild des Jammers, welches die Erinnerung nicht wieder lassen kann, und dann erkennt man erst ganz das Menschliche der väterlichen Fürsorge für solche Unglückliche, die nur zu oft wahnbethört, vom Auswanderungsschwindel ergriffen, die friedliche Heimath verlassen, um sie im leeren Hoffnungstraume mit dem Elende in der Fremde zu vertauschen. —

Bittre, aber zu späte Reue gebiert dann oft Verzweiflung, wenn Eltern durch ihre Unbedachtsamkeit ihre unschuldigen Kinder solchem Jammer geopfert sehen, und wie unglaublich es auch scheinen dürfte, so hat man dann doch oft Gelegenheit zu erfahren, wie diese Unglücklichen im Auswanderungs-Fieber nur darauf bedacht waren, die Kosten des Transports zu erzwingen, und wie sie, von allen Mitteln entblößt, in einem fremden Welttheile dastehen, ohne einmal ein endliches bestimmtes Ziel ihrer Reise vor Augen gehabt zu haben! —

Dank den deutschen Gesellschaften, namentlich in Newyork und Baltimore, die viele Bremer, und unter ihnen manchen Ehrenmann zählen für das vielfache Gute, das sie an arme deutsche Auswanderer gethan haben, und die auch manchen wohlmeinend warnenden Rath nach Deutschland herübergesandt haben, der leider oft nur zu wenige Beachtung findet. — So sind durch sie, die Nothwendigkeit davon erkennend, auch zweckmäßige Vorkehrungen getroffen um den Auswanderern bei ihrer Ankunft, kostenfrei, alle mögliche Auskunft über die beste und billigste Art und Weise der Fortsetzung ihrer Reise nach dem Innern, oder in Ermanglung eines solchen Zieles, Anleitung zur Ansiedlung zu geben, um sie so vor den vielen Gefahren des Betruges zu schützen; aber so höchst lobenswerth ihr uneigennütziges Bestreben auch ist, so muß es bei dem großen Umfange der Anforderungen an sie, doch immer nur beschränkter Art bleiben. —

Um so mehr würden sie mit Freuden bereit sein solch ein Menschenwohl förderndes Werk, wie der Ansiedlungsplan deutscher Regierungen, auf jede nur mögliche Weise zu fördern und zu unterstützen, und grade sie dürften zunächst, kraft ihrer Kenntniß des Landes und ihrer genauen Bekanntschaft mit dem Gegenstande selbst, — durch mehrjährige selbstthätige Erfahrung gewonnen, — am besten im Stande sein, Aufschlüsse und Anleitungen über die Art und Weise der zweckmäßigsten in's Werkstellung der Sache zu geben.

Bremen hat nun seine Consuln in allen Haupthäfen

der Vereinigten Staaten, und da dieses wohl ohne Ausnahme selbst Mitglieder jener deutschen Gesellschaften sind, so könnte es Seitens der betheiligten Regierungen nur eine wohlwollende Aufnahme und dankende Anerkennung finden, wenn man sich von hier aus durch Jene über den fraglichen Gegenstand alle mögliche Auskunft zu verschaffen suchte. — So leicht wie es Bremen mittelst seiner engen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten wird, sich darüber auf das zuverlässigste und genaueste zu unterrichten, eben so schwierig dürfte dieses dagegen den resp. inländischen Regierungen werden, und sich ihnen darin schon gleich ein schwer zu besiegendes Hinderniß entgegenstellen, denn selbst durch zu diesem Zwecke etwa auszusendende Agenten würde das nicht zu erzielen sein, was die langjährige Erfahrung im Lande Ansässiger an die Hand giebt, und was durch eine, nur dem Menschenwohle gewidmete Gesellschaft als zweckdienlich angegeben werden dürfte. —

Das wäre unsrer Meinung nach die Art und Weise, wie Bremen für jetzt der Sache vermittelnd förderlich sein könnte, und mag auch die Ausführung des Planes selbst noch im weiten Felde liegen, so kann eine solche vorbereitende Vergewisserung jedenfalls nur nützlich sein, und dürfte auch anderweitig in manchen Fällen zur heilsamen Anwendung gebracht werden können. —

Nach dem obigen Zeitungsartikel ist die Sache nicht allein in der Würtembergischen Ständeversammlung in Antrag gestellt, sondern sie hat auch in anderen Staaten großen Anklang gefunden. Eine durch bereitwillige Hülfleistung von Außen bewährte Theilnahme kann das Vertrauen zur Ausführung daher nur stärken, wie denn oft im Leben ein Gedanke nur des Impulses von Außen bedarf, um sich zur That zu verwirklichen; — Möchte Bremen es sich angelegen sein lassen, dadurch Theil zu nehmen an einer so ehrenvollen Sache! —

---

* Zoll-Verein.

Während seit einiger Zeit auf beinahe allen Hauptmärkten Europa's über Stockung des Handels geklagt wird, und sämmtliche englische Zeitungen die Ursache dieser Lähmung sehr treffend in der durch künstliche Mittel bewerkstelligten schnellen Fabrication, womit der Consumo nicht gleichen Schritt halten kann, suchen, wie nicht minder auch theilweise in der überhand nehmenden Production Java's, sowohl als in dem seit Jahren nach Java und China gehenden baaren Gelde, weil diese Länder keine europäische Producte als Austausch für die ihrigen bedürfen, glauben manche unserer Mitbürger allein in dem Anschluß an den preußischen Zoll-Verband Erleichterung zu erblicken, nicht bedenkend, daß Bremen's Wohlstand auch auf Fabriken beruht, wofür es der Schutzzölle bedarf, sondern vielmehr auch möglichste Erleichterung seines Ein- und Ausfuhr-Handels basirt ist, und abgesehen von allen den Packereien, welche Bremen bei einem etwaigen Anschluß an den preußischen Zollverband unterworfen ist, in diesem Falle auch genöthigt sein würde dieselben Zölle zu erlegen, wofür es jetzt bei freier Bewegung in seinem Gebiete, die Waaren nach den Vereinigten-Staaten führen darf.

Die Erhebung hoher Zölle im Allgemeinen, womit namentlich Colonialwaaren beschwert, und schon weil sie den Consumo vermindern, dem darin Handel treibenden Kaufmann wahrlich keine erfreuliche Erscheinung sind, lassen sich nur auf folgende Weise rechtfertigen:

1) Zum Schutz der Industrie im Innern.
2) Als Mittel dem Staatshaushalt Geld zu seinen Ausgaben zu verschaffen.
3) Um Erzeugnisse eigner Colonien zu bevorzugen. —

Was nun den ersten Punkt anbelangt, so können wir doch unmöglich erwarten bei unserm (so wie in allen Seestädten) theuren Arbeitslohn und dem Mangel an rohen Material, als Flachs, Holz, Kohlen, Eisen u. s. w., mit den in Sachsen, Schlesien, den Bergischen ꝛc. hervorgebrachten Fabricaten concurriren zu wollen, der Runkelrüben-Fabriken nicht einmal zu gedenken, welche wie es England schon längst angesehen hat auf den Colonialwaarenhandel höchst verderbend einwirken muß; auch hat England deswegen den Anbau von Runkelrüben und Eicherien in seinem Lande gänzlich verboten.

2) ist es bequemer und leichter, wenn, wie es jetzt geschieht, wir uns selbst besteuern, als uns von Andern Steuern auferlegen zu lassen, und damit theilweise unsre Freiheit zu verlieren. Zudem werden diese fremde Zollofficianten (denn darauf wird, wo es sich nun solch' bedeutende Zölle handelt, unter andern roher Zucker 5 Rt., raffinirter Zucker 10 Rt., Caffee 3⅓ Rt., Sago 11 Rt., alles per 100 Pfd. Französischer Wein 40 Rt. per Orhoft u. s. w., Preußen wie überall so auch hier bestehn) die

rasche Betreibung unsrer Geschäfte, wie es hier namentlich bisher geschehen, und den nur dadurch herbeigeführten für unsre Stadt höchst bedeutenden Umsatz, in Zukunft unmöglich machen, es wird also weniger Hände, Schiffe, Assecuranz-Compagnien u. s. w. bedürfen, auch möchte es schlimm um unsere Packhäuser aussehen, indem allenthalben, wo solche hohe Zölle bestehen, eine scharfe Controlle, wie sie dann nöthig, nur durch Concentrirung der Waaren lebhaft werden kann. —

3) eigne Colonien besitzt Deutschland wie bekannt nicht.

Daß die im Innern Deutschlands erscheinenden Zeitungen, welche das Interesse vieler Fabricanten vertreten, uns vorschwatzen, Deutschlands Wohl beruhe auf diesem preußischen Zollverband, ist ihnen nicht zu verargen, daß aber die Hansestädte diesen auf dem Papier recht schön klingenden Worten ihre Freiheit aufopfern sollen, ist viel verlangt. — Kann doch England mit seiner großen Seemacht und all seinem sonstigen gewaltigen Einfluß nicht einmal das verhältnißmäßig ohnmächtige Spanien zwingen, die englische, in Spanien selbst oder doch nur in dessen Colonien, mit der spanischen Flagge auf gleichem Fuß zu behandeln, wie viel weniger kann der preußische Zollverband prätendiren, es durchsetzen zu wollen. Wollte man zur Erreichung dieser Reprocität die Producte der spanischen Colonien mit größern Zöllen belegen, wie einige behaupten, so hieße dieses doch wahrlich: die Producte Java's erst recht begünstigen, mithin unsern ärgsten Concurrenten, den Holländern, den Rest unsers Handels nun auch noch in den Rachen jagen, und fiel es uns nun gar ein die spanischen Schiffe mit schweren Tonnengeldern zu belegen, so würden diese hier wegbleiben und unsre schlesischen, sächsischen Leinen-, Seidenwaaren ꝛc. ihren Weg über Holland und Belgien seewärts finden, oder am Ende durch größere Vertheurung der Transportspesen wohl gar am Ende auf den westindischen Märkten verdrängt werden, wo sie schon jetzt französischen, englischen und belgischen Fabrikaten schwere Concurrenz zu bestehen haben. — Dieses eine Beispiel möge schon genug beweisen, wie man mit schön klingenden Worten, als: Hanseatische Flagge oder Deutscher Zoll-Verband, freilich wohl die Phantasie einnehmen, aber gewiß nicht andere Staaten zwingen kann uns zu Gefallen ihre Zoll-Systeme zu ändern; denn durch Anwendung von Repressalien — Reprocität erzwingen zu wollen, hieße uns von vorn herein das eigne Schwerdt in die Brust stoßen. — Bedenket wohl, daß England seine Größe nur seinen eignen Colonien zu verdanken hat, indem es deren Producte durch ganz bedeutende Begünstigungen in den Zöllen dem eignen einheimischen Consumo aufdrang; dahingegen aber auch diese Colonien zwang sich ausschließlich englischer Fabricate zu bedienen. — Was wäre auch aus Holland und Spanien ohne ihre ergiebigen Colonien geworden? — Eigne Colonien besitzt aber Deutschland bekanntlichermaßen nicht, was irgend disponibel war, freilich meistens nicht sonderlich lohnend, hat dennoch England mit großem Eifer sich zugeeignet. — Die Vertheidiger des drückenden Mauthsystems wollen uns auch noch mit andern Gespenstern erschrecken, ja! sagen sie, bedenkt wohl, wenn Preußen sich einfallen ließe diesem oder jenem kleinen hannövrischen oder oldenburgischen Hafen Vorrechte vor Bremen einzuräumen, wie dann um uns! unsere Existenz wäre gefährdet!

Darauf dienen wir, daß Preußen, wenn es nur eines solchen Machtwortes bedürfte, um Wunder zu bemerken, dieses schon längst zu Gunsten seiner ihm viel näher stehen den eignen Kinder, — der Ostsee-Häfen, ausgesprochen haben würde. — Doch Edicte allein genügen jetzt nicht, den Handel der einen Stadt zu nehmen und der andern zuzuführen, dazu gehört mehr; natürlich vorausgesetzt, daß die Hansestädte mit gleicher Sorgfalt und Energie wie bisher ihr Geschäft hegen und pflegen. — Nein, durch die in den Vereinstädten erhobenen hohen Zölle hat der Consumo daselbst allerdings bereits wesentliche Beeinträchtigung erfahren, aber vor allen Dingen sind es die Producte Java's, welche unsrem Handel überall störend in den Weg treten und so lange diese nicht prohibirt oder doch mit wesentlich schwereren Zöllen wie Producte andrer Länder belegt werden, kann uns kein Heil erwachsen und schwerlich werden Deutschlands Consumenten die Producte Java's jemals mehr ganz entbehren wollen. —

Also laßt es beim Alten! wir haben uns ja bisher gut dabei gestanden, nur nicht verzagt, es sind ja stets mitunter schlechte Perioden im Handel vorgekommen, doch Ausdauer wird auch diese siegreich zu bekämpfen wissen. —

A B C.

Miscellaneen.

(Noth in England.) Ein Correspondent des Morgenblattes bemerkt Folgendes über das jetzt in England herrschende Elend: Am größten ist die Noth in den Manufakturdistrikten, wo ein Stocken des Handels und theures Brod, verbunden mit der allen Fabrikorten eigenen Sorglosigkeit für den morgenden Tag, augenblicklich eine Menge Familien in's Elend stürzen. In dem sonst so gewerbthätigen Paisley schrien Hunderte und Tausende auf den Straßen nach Brod, und die in Anspruch genommene Mildthätigkeit der Londoner hat, reicher Gaben ungeachtet, den Hunger kaum eine Woche lang zu stillen vermocht. In Leeds beläuft die Zahl der Almosenempfänger sich fast auf 20,000, und wenn man hört, daß keiner derselben wöchentlich mehr erhält als einen Schilling — acht gute Groschen — und keiner sich dafür auch nur mit Kartoffeln sättigen kann, so muß es dort gewiß Noth geben. „Die Aufzeichner der Armen," heißt es in einem vor wenigen Tagen von dort eingegangenen amtlichen Berichte, „sind unzähligemale genöthigt gewesen, auf den Knien zu schreiben. Es fehlte an jedem Geräthe, das Buch darauf zu legen, und sehr oft waren vier feuchte Wände und ein Lager von modrigem Stroh das Einzige, was den Ausdruck: Wohnung, begründete." Die Manufakturdistrikte sind jedoch nur die am härtesten und allgemeinsten, keineswegs die allein bedrängten. Von allen Seiten wird um Hülfe und Rettung gebeten für unbeschäftigte Arbeiter, für verhungernde Handwerker, für entblößte Familien. London spendet ungeheure Summen, aber dreimal größere könnten nicht das Elend bannen, das in London selbst herrscht.

(Paris.) In einer Correspondenz aus Paris in der Allgem. Zeit. lieſt man folgende beachtenswerthe Stelle: Jetzt, wo das Neujahr herannaht, der Tag der Geschenke, überbieten sich hier die Kaufmannsläden in den mannichfaltigsten Ausstellungen. Der Anblick derselben kann dem müßigen Flaneur den angenehmsten Zeitvertreib gewähren; ist sein Hirn nicht ganz leer, so steigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenstern die bunte Fülle der ausgestellten Luxus- und Kunstsachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publicum, das dort neben ihm steht. Die Gesichter dieses Publicums sind so häßlich ernsthaft und leidend, so ungeduldig und drohend, daß sie einen unheimlichen Contrast bilden mit den Gegenständen, die sie begaffen, und uns die Angst anwandelt, diese Menschen möchten einmal mit ihren geballten Fäusten plötzlich dreinschlagen, und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mit sammt dieser vornehmen Welt selbst gar jämmerlich zertrümmern! Wer kein großer Politiker ist, sondern ein gewöhnlicher Flaneur, der sich wenig kümmert um die Nuance Dufaure und Passy, sondern um die Miene des Volks auf den Gassen, dem wird es zur festen Ueberzeugung, daß früh oder spät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mit sammt ihren parlamentarischen Heldenspielern und Comparsen ein ausgezischt schreckliches Ende nimmt und ein Nachspiel aufgeführt wird, welches das Communistenregiment heißt.

(Aus Frankfurt.) Daß, wie verlautet, in diesem Winter weder im Theater, noch sonst wo hier Maskenbälle gestattet werden sollen, hat bei dem vergnügungssüchtigen Publicum manchen Tadel zu erfahren. Wer aber weiß, wie zahlreiche Verpfändungen jedem Maskenball vorangehen, wie mancherlei Wehen diese Belustigungen zur Folge haben, der wird jene Einschränkung nur billigen können.

(Industrieausstellung in Mainz.) Unsere Industriehalle hat ihre Bestimmung in reichem Maaße erfüllt, als selbst bei dem besten Vertrauen zu dem Verstande und der Thätigkeit der Unternehmer erwartet werden konnte. Man findet vollständige Lager der Tischler und Ebenisten, der Messerschmiede, Schlosser, Mechaniker und Instrumentenmacher, der Tapetenfabricanten, Uhrmacher, Spiegelfabricanten, Vergolder, Kammmacher, Lampenfabricanten, Sattler, Bronzearbeiter, Gürtler, Schuh- und Kleidermacher ꝛc. Die Auswahl ist so reich, daß diese Halle dem reichsten Bazar einer großen Stadt an die Seite gestellt werden kann, und Handwerker und Künstler finden dergestalt ihre Rechnung dabei, ihre Erzeugnisse auszustellen, und das Publicum, wozu auch das zahlreiche reisende zu rechnen, ist so geneigt seine Bedürfnisse daselbst zu befriedigen, daß das im Komödienhause eingeräumte Local schon jetzt nicht mehr hinreicht.

(Aus Berlin.) Im „Allgem Anz." wird die Polizei auf einen neuen, wenig berücksichtigten Wirkungskreis hingewiesen, nämlich den Leuten nicht so leichtfertig durch, sondern auf die Finger zu sehen, die, wenn sie eine Masse Schulden erschwindelt haben, ihre Gläubiger vor Gericht laden, um mit ihnen zu 10 oder höchstens 20 Procent ihrer Forderungen zu accordiren, weil sie insolvent seien. Man sollte dergleichen Schwindler überhaupt nicht schonen, sondern mit jedem Mittel hinter ihre Schliche zu kommen suchen, da solche Bankerottirer die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit untergraben.

(Java.) Die holländischen Blätter veröffentlichen jetzt die Uebersicht des Handels von Java und Madura i. J. 1840. Die Ausfuhr betrug im genannten Jahr an Kaffee 1,132,375 Picols (à 133 niederl. Pfd.), gegen 757,476 im Jahre 1839; an Zucker 1,013,878 Picols, gegen 842,017 im Jahr 1839; an Indigo 2,123,911 Pfd., gegen 1,191,636½ im Jahr 1839. Es ist jedoch zu bemerken, daß die restirende Productenmasse am Ende des Jahrs 1840 geringer war als am Ende des Jahres 1839, so daß die obige Vermehrung nicht allein der Zunahme der Cultur zugeschrieben werden kann.

(Sophie Löwe,) wird in dem „Grenzboten" aus London berichtet, ist vor vierzehn Tagen von hier abgereist, mit dem festen Versprechen, wieder hierher zurückzukehren. — Es wäre überflüssig, über das Talent und die Leistungen dieser Sängerin noch ein Wort zu melden; es ist ein Mädchen voll Geist und feinem Witz. Der österreichische Baron N. sagte zu ihr in meiner Gegenwart: ich wette, Sie gehn am Ende doch wieder nach Berlin,

was wollen Sie in diesem fremden London, wo Sie doch nie heimisch werden, und wo Ihnen mancher Verdruß eben so wenig fehlt als in Deutschland. „Verdruß, antwortete die Löwe, Verdruß bleibt Verdruß, es ist das unausbleibliche Loos eines Schauspielers, daß er sich über seine Collegen ärgert. Aber ich ziehe es vor, mich über Lablache und die Grisi zu ärgern, als über Herrn Bium und Fräulein von Faßmann.„

(Fräulein Bertha und Clara Stich) werden, wie die Augsburger allgemeine Zeitung berichtet, die Bühne zu Ostern verlassen.

(Südpolerpedition.) Die aus den englischen Schiffen Erebus und Terror bestehende Südpolerpedition, unter Capitän Roß, ging in den ersten Tagen des Julius von Sidney ab, um ihre Entdeckungen fortzusetzen. Den englisch-australischen Blättern zufolge ist dieselbe dem Südpol um 11 Grade näher gedrungen als die Expedition unter Dumont d'Urville mit dem Astrolabe und der Zélée, und um vier Grade näher als je ein Seefahrer zuvor.

(Straßen in Portugal.) Eine Gesellschaft angesehener Capitalisten, den Herzog von Palmella an der Spitze, hat den Plan gefaßt, Portugal mit Straßen zu versehen. Kommt das Project zur Ausführung, so wird es zur Förderung der Gesittung und Wohlfahrt des Landes mehr beitragen als irgend etwas Anderes, ja mehr als drei neue Constitutionen. Man rechnet daß das Land 600 Legoas Straße nöthig hat, deren Bau ungefähr 1½ Millionen Pf. St. kosten dürfte.

(Eisenbahnen.) Nach der Uebersicht, die vor wenigen Tagen die Preußische Staatszeitung geliefert, haben wir in Deutschland bereits 175 Meilen Eisenbahnen vollendet, 166 sind im Bau begriffen, für 124 liegen bereits Concessionen vor und 363 Meilen sind projectirt, was zusammen 828 Meilen macht.

(Auch eine Spekulation.) In Frankreich wird eine neue Speculation Mode; man nimmt sich eines armen jungen Mannes oder jungen Mädchens mit schöner Stimme an und läßt sie ausbilden', unter der Bedingung, später den Ertrag ihres Talentes mit ihnen zu theilen. Die Zeitungen erzählen jetzt von einer solchen Speculation, die vor Gericht gekommen ist. Ein Mann hatte drei junge Leute, einen Tenor, einen Bariton und einen Baß unter solchen Bedingungen ausbilden lassen, und für alle drei Stellvertreter in der Armee gekauft. Da starb ihm plötzlich der Bassist und bald darauf verlor der Baritonist die Stimme ganz und gar, so daß ihm nur der Tenorist übrig blieb. Dieser befand sich vollkommen wohl, und seine Stimme entwickelte sich immer schöner. Die Oper hatte bereits schöne Anträge gemacht, als sich eine sehr reiche Wittwe in ihn verliebte, ihn heirathete und so dem Theater entzog. „Und unser Kontrakt?" — „Das Heirathen steht nicht mit im Kontrakte." — „Es steht aber darin, daß wir alles theilen, was Sie in den ersten zehn Jahren verdienen." — „Es war damit nur das gemeint, was ich auf dem Theater verdienen würde." — „Das ist nicht bestimmt ausgesprochen. Sie haben jetzt 30,000 Frcs Renten erlangt, die die Ihnen Ihre Frau zubringt. Es kommen mir also jährlich 35,000 zu." Da der Andre nicht theilen wollte, so wurde die Sache vor das Handelsgericht gebracht, das in den nächsten Tagen sein Urtheil darüber sprechen wird.

(Ein Heirathskandidat.) Das Insertionsblatt der Leipziger Zeitung enthält folgendes seltsame Heirathsgesuch: „Ein junger Kaufmann, welcher gesonnen ist, in einigen Monaten sein eigenes Geschäft zu begründen, im Alter von 22 bis 25 Jahren, sucht auf diesem Wege, da angeborne Blödigkeit ihn bisher abhielt, sich dem schönen Geschlechte zu nähern, eine Lebensgefährtin, welche in gleichem Alter mit ihm steht, und dabei die zu einer glücklichen Ehe nöthigen moralischen Eigenschaften, einen von äußerlichen Gebrechen freien Körper, hauptsächlich aber ein disponibles Vermögen von 20 bis 30,000 Thalern besitzt. Sollte das Vermögen das Doppelte der genannten Summe betragen, so würden sich die Ansprüche auf die persönlichen Eigenschaften um die Hälfte reduziren, und ein noch ein Mal so hohes Alter kein Hinderniß sein."

(Der bekannte Violinist Ole Bull) lebt ganz still in seinem Vaterland Norwegen auf seinem Gute; nur neulich machte er einen Ausflug nach der Stadt Bergen, gab ein Concert und ergeigte der Kleinkinderschule in einem Abend glücklich 500 Speciesthaler, dann setzte er sich wieder in Ruhe.

(Treue Liebe.) Aus Spanien wird ein rührender Zug treuer Liebe berichtet, der uns an die Hingebung der Madame Lavalette erinnert. Ein Herr Quintero erwartete, in Folge der jüngsten Ereignisse, im Gefängnisse von Vittoria das Todesurtheil. Da verschaffte sich seine Gemahlin, unter der Verkleidung einer Bäuerin, Zutritt in seinen Kerker, wechselte die Kleidung mit ihm, und blieb an seiner Stelle als Gefangene zurück. Herr Quintero ist glücklich nach Frankreich entkommen.

(Konstantinopel) hat ein italienisches Theater erhalten, und die Vorstellungen begannen im vorigen Monate. Das Haus kann 800 Personen fassen.

(Musikalisches Duell.) Die Musik macht doch immer noch gewaltige Fortschritte; Alexis Lowoff, der russische Virtuose, soll ein „Pistolen-Duell für Violine und Cello" in Musik gesetzt haben.

(Im Theater) werden sich morgen, am Sylvester-Abend, die Herren G. Zilla, Solo-Guitarrist aus Neapel, und D. Comarelli, Mandolinist aus Verona, hören lassen. Da beide Künstler die besten Zeugnisse bei sich führen, so dürfen die Musikfreunde auf einen außerordentlichen Kunstgenuß rechnen.

Hiebei als Beilage: Eine Anzeige von Geburts- und Sterbefällen ꝛc.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Druck der Jöntzen'schen Buch- und Steindruckerei, Seemannsstr. No. 2.

Anzeigen von Geburts- und Sterbefällen und von Proclamationen der Stadt Bremen.

Als Beilage zum Bürgerfreunde Nro. 104.

Bremen, Donnerstag den 30. December 1841.

Gestorben:

Nro. 1178. Den 24. December. Der Schenkwirth Johann Andreas Christoph Stute, 58 Jahr; Theerhof Nr. 56.

— 1179. Den 24. — Des Zimmergesellen Johann Denker Tochter (todt geb.); Buntenthorssteinweg Nr. 101.

— 1180. Den 25. — Des Maurers Ferdinand Sander Sohn (todt geb.); Bleicherstr. Nr. 38.

— 1181. Den 25. — Des Schneidermeisters Christoph Roppersberg Ehefr., geb. Ahlers, 43 Jahr; Herrlichkeit.

— 1182. Den 25. — Die Näherin Anna Catharina Bolte, 24 Jahr; Klosterort Nr. 6.

— 1183. Den 25. — Des Schneidermeisters Georg Heinr. Wilh. Schmidt Sohn, 2 Jahr; Hankenstr. Nr. 25.

— 1184. Den 25. — Des Fischers Frerich Hilgerloh Wittwe, geb. Raschen, 62 J.; Armenhaus.

— 1185. Den 26. — Des Schuhmachermeisters Johann Koopmann Sohn, 1¾ Jahr; Pieperstraße Nr. 16.

— 1186 Den 26. — Der Schuhmachermeister Johann Hermann Faber, 16½ Jahr; Heerdenthorswallstr. Nr. 76.

— 1187. Den 27 — Des Schiffszimmermanns Christ. Steinmeyer Sohn, 5 Tage; Sandersdeich Nro. 6.

Nro. 1188. Den 27. — Des Kaufmanns Heinrich Rudolph Reinken Sohn, 1 Jahr; Willehadi.

— 1189. Den 27. — Der Soldat Johann Friedrich Schnittjer, 76 Jahr; Evers Hof Nr. 3.

— 1190. Den 27. — Der Waarenagent Georg Wilh. Wesselmann, 57 Jahr; Pieperstr. Nr. 20.

— 1191. Den 27. — Der Schuhmachermeister Diedrich Heinr. Weber, 54 Jahr; Hutfilterstr. N. 24.

— 1192. Den 27. — Des Arb. Joh. Friedrich Ludwig Balthasar Sohn (todt geb.); Uthbremerstraße Nr. 8.

— 1193. Den 28. — Des Zimmermanns Heinr. Hauschildt Sohn, 1¼ Jahr; Grünenstr. Nr. 8.

— 1194. Den 28 — Des Fuhrmanns Johann Ernst Volkmann Ehefr., geb. Budelmann 89 J.; gr. Johannisstr. Nr. 95.

— 1195. Den 28. — Des Zwirnfabrikanten Julius Ludwig Schlodtmann Sohn, 4 Monat; Obernstr. Nr. 73.

— 1196. Den 28. — Des Schuhmachermeisters Heinr. Wilh. Monke Ehefr., geb. Hoyermann, 52 Jahr; Schützenwall Nr. 11.

— 1197. Den 29. — Metta Maria Römer, 1½ Jahr; Buntenthorssteinweg Nr. 253.

— 1198. Den 29. — Die Näherin Anna Huekamp, 22 Jahr; Neuen Gang Nr. 2.

Geboren:

Nro. 1528. Den 24. December. Des Arb. Arnold Gerh. Sprute Ehefr., geb. Kniest, Buntenthorssteinweg; von einem Mädchen.

— 1529. Den 24. — Des Zimmergesellen Joh. Denker Ehefr., geb. Behrens, Buntenthorssteinweg; von einem todten Mädchen.

— 1530. Den 24. — Des Arb. Albert Siemers Ehefr., geb. Mittelstorf, Rembertistraße Nro. 27; von einem Knaben.

— 1531. Den 24 — Des Arb. Friedr. Georg Winters Ehefrau, geb. Struckmann, Obernstraße Nro. 21, von einem Knaben.

— 1532. Den 25. — Des Kaufmanns Carl Georg Bartels Ehefr, geb. Lahmann, hinterm Stephanithorswall Nr. 12; v. e. Knaben.

— 1533. Den 25. — Des Zimmergesellen Franz Ludw. Grünkau Ehefr., geb. Pickmann, Mühlendamm Nro. 9; von einem Mädchen.

— 1534. Den 25. — Des Stuhlmachers Friedr. Theodor Poggenburg Ehefrau, geb. Hansotter, Kirchenstraße Nro. 21; v. einem Knaben.

— 1535. Den 25. — Des Cigarrenfabrikanten Friedrich August Eltzinger Ehefr., geb. Kahle, Osterthorssteinweg Nr. 40; v. e. Knaben.

Nro. 1536. Den 26. — Des Schuhmachers Alert Meinken Ehefrau, geb. Evers, Blumenstraße Nro. 10; von einem Mädchen.

— 1537. Den 27. — Des Arb. Joh. Friedr. Ludwig Balthasar Ehefr., geb. Block, Uthbremerstraße Nro. 8; von einem todten Knaben.

— 1538. Den 27. — Des Schuhmachers Joh. Hinrich Strohmeyer Ehefr, geb. Graue, Buntenthorssteinweg Nr. 130; von einem Knaben.

— 1539. Den 27. — Des Arb. Heinr. Friedr. Joseph Bernhard Ehefr., geb. Enters, Rövekamp; von einem Mädchen.

— 1540. Den 27. — Des Branntweinbrenners Joh. Heinr. Anton Thielbar Ehefr., geb. Bartels, Klosterstraße Nr. 6; v. einem Knaben.

— 1541. Den 28 — Des Cigarrenmachers Franz Moritz Kuhlmann Ehefr., geb. Potthas, hinterm Paulsberg Nro. 20; von einem Mädchen.

— 1542. Den 28. — Des Sprachlehrers George Kirkaldi Ehefr., geb. Buse, Balgebrückstraße Nro. 6; von einem Knaben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen